
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA
Taylor Institution.

Unsere Zeit.

Jahrbuch zum Conversations-Lexikon.

Unsere Zeit.

Jahrbuch

zum

Conversations-Lexikon.

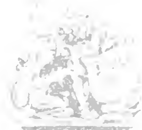
Fünfter Band.

Nebst einem Generalregister zum ersten bis fünften Bande.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1861.



Register zum fünften Bande.

Wie im Werke selbst, sind auch im Register alle Artikel, die wesentlich zur Ergänzung der betreffenden Artikel des „Conversations-Lexikon" dienen sollen, durch ein Sternchen (*) bezeichnet.

Dagegen ist denjenigen Gegenständen, welche keine selbständigen Artikel haben, sondern in solchen nur mit behandelt sind, zur Unterscheidung ein Kreuz (†) vorgesetzt.

Generalregister zum ersten bis fünften Bande.

Wie im Werke selbst, sind auch im Register alle Artikel, die wesentlich zur Ergänzung der betreffenden Artikel des „Conversations-Lexikon“ dienen sollen, durch ein Sternchen (*) bezeichnet.

Dagegen ist denjenigen Gegenständen, welche keine selbständigen Artikel haben, sondern in solchen nur mit behandelt sind, zur Unterscheidung ein Kreuz (†) vorgesetzt.

Die römischen Ziffern zeigen den Band, die arabischen die Seitenzahlen des betreffenden Bandes an.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Ernst Moritz Arndt.

Am Schlusse des Jahres 1859 beging Deutschland mit allgemeinster freudigster Theilnahme das neunzigste Geburtsfest Ernst Moritz Arndt's, und wenige Wochen später mit ebenso allgemeiner und tiefempfundener Trauer dessen Todtenfeier. Ihm ein bleibendes Denkmal an den Ufern des Rhein zu stiften, vereinigte sich eine Anzahl namhaftester Männer, und durch reichliche Beiträge aus allen Gegenden Deutschlands, ja auch von Deutschen aus weiten Entfernungen kam in kurzer Frist eine bedeutende Summe zusammen. Und gewiß nicht blos in einem Denkmal von Erz oder Stein, sondern auch in der lebendigsten Erinnerung des deutschen Volkes wird noch lange, lange das Gedächtniß Ernst Moritz Arndt's sich unvergänglich fort erhalten

Woher diese große und allgemeine Popularität des Mannes? woher das sympathische Gefühl, welches in weitesten Kreisen die Herzen zu ihm hinzog?

War er ein berühmter Gelehrter? Er zählt unter den Männern der Wissenschaft unbeschadet seiner Verdienste auf diesem Felde doch nirgends in erster Linie. Auch auf den Ruf eines Staatsmanns von hervorragender, maßgebender Bedeutung hat er selbst wol niemals Anspruch erhoben. Als Dichter kann er sich gleichfalls nicht mit unsern nationalen Berühmtheiten messen. Wenn er also in keiner der einzelnen Richtungen, denen man ihn möchte zuzählen wollen, Außerordentliches geleistet hat, so muß wol in dem Ganzen seines Wirkens und seiner Persönlichkeit etwas gewesen sein, was jenen so ungewöhnlichen allgemeinen Zug der öffentlichen Theilnahme nach ihm hin rechtfertigt und erklärt. Dieses Etwas werden wir am deutlichsten und unmittelbarsten erkennen, wenn wir uns in einem gedrängten und übersichtlichen Bilde sein Leben, seine Entwickelung und seine Wirksamkeit vergegenwärtigen. Wir haben dabei den Vortheil, größtentheils ihn selbst zum Führer nehmen und die Darstellung seines Lebens und Wirkens theils an seinen eigenen biographischen Schilderungen und Bekenntnissen, theils an seinen sonstigen einschlagenden Schriften fortleiten zu können.

Seine erste Jugend hat er mit aller der Frische und Unmittelbarkeit, die ihm eigen war, in seinen „Erinnerungen aus meinem äußern Leben" geschildert, einer Schrift, welche auch der Form nach seine ganze Eigenthümlichkeit abspiegelt, und von der nur zu bedauern ist, daß davon lediglich der erste Theil (dritte Auflage, Leipzig 1842), aber keine Fortsetzung erschienen ist. Auf diese Schrift verweisen wir diejenigen, denen es um eine nähere Kenntnißnahme von den äußern Umständen der Jugendgeschichte Arndt's zu thun ist. Sie werden nicht bereuen, aus dieser ersten, so frisch und voll strömenden Quelle geschöpft zu haben. Wir unsererseits müssen uns hier begnügen, nur solche Momente hervorzuheben, welche für die spätere Entwickelung des Mannes bedeutsam und einflußreich waren.

Ernst Moritz Arndt ward am 26. Dec. 1769 zu Schoritz auf der Insel Rügen von einfachen, doch nicht ungebildeten, namentlich aber geistig geweckten, sittlich tüchtigen und am Gemüth reichen Ältern geboren. Der Vater, damals Inspector auf dem Gute des Grafen Malte-Puttbus, war rasch und lebhaft und hielt darauf, daß auch seine Söhne nicht verzärtelt würden, sondern sich selbst helfen, Ungemach und Beschwerden muthig ertragen lernten. Die Mutter, sanft, frommen Gemüths, treu in ihrem Beruf und einfach in ihren Bedürfnissen, erzog ihre Kinder in gleichem Sinne. Die Bildung, welche der Knabe in den engen Verhältnissen des väterlichen Hauses und der Einsamkeit des Landlebens empfing, war wol, was die positiven Kenntnisse und Fertigkeiten betraf, eine beschränkte, aber auch concentrirte und den in einem kräftigen

Körper sich entwickelnden kräftigen Geist nicht abstumpfende, sondern für künftige reichlichere Nahrung empfänglich erhaltende und anreizende; besonders günstig wirkte der ungehemmte Verkehr des Knaben mit der Natur und mit einfachen kräftigen Menschen auf die Entwickelung seines Charakters, wie seines Geistes- und Gemüthslebens. Hier erwarb er sich früh jene aufgeschlossene Beobachtungsgabe für alle Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens, hier die vorwiegende Neigung für jene einfachern, naturwüchsigern Verhältnisse, welche immerfort die feste und unverwüstliche Grundlage aller unserer Staatsgesellschaften sein und bleiben werden, die Verhältnisse der Landwirthschaft und des Bauernstandes, hier endlich das lebhafte poetische Gefühl für das wahrhaft Schöne und Gute, welches ihn durch sein ganzes Leben begleitet hat, und jenen frommen und frischen, ja (wir können ihn nicht anders nennen) kindlichen Sinn, welcher ihm bis in sein höchstes Alter unwandelbar eigen blieb.

So tüchtig angelegt, bildete er sich dann auf der gelehrten Schule zu Stralsund zu dem höhern Wissen fort, dessen er zu dem gewählten Lebensberuf, dem Studium der Theologie, bedurfte. Der in ihm gelegte feste sittliche Grund bewahrte ihn vor den Zerstreuungen und Verlockungen, denen manche seiner Mitschüler in der wohlhäbigen, zum Theil üppigen Stadt unterlagen. Er rang und betete, wie er selbst ohne Ziererei, wie ohne Stolz uns mittheilt, „keusch und unschuldig zu bleiben", und kühlte das „heiße Arndtblut", wenn es allzu mächtig ihm durch die Adern rollte, oftmals noch in später Jahreszeit in den kalten Fluten der See. So ist er auch später auf der Universität geblieben, sittlich streng gegen sich, jeder Ausschweifung und Verweichlichung in sinnlichen Genüssen grundsätzlich fremd, obschon nichts weniger als unempfänglich für frische Lebenslust und harmlose, auch wol einmal übersprudelnde jugendliche Fröhlichkeit. So wuchsen die nicht in Sinnlichkeit abgeschwächten Triebe des Jünglings in kräftigen Thatendrang und tapferes, muthiges, sich selbst und Gott vertrauendes Wesen hinaus. So geschah es wol, daß einmal, noch ehe die Schulzeit regelrecht vollendet war, der junge Arndt, ungeduldig des Stillsitzens bei den Büchern und gestachelt von dem Drange in die Weite hinaus, sich kurzgefaßt auf- und davonmachte, ohne selbst wol zu wissen, wohin und wozu, da denn nach kurzem Umherwandern eine günstige Fügung ihn in das Älternhaus zurückführte. Hier vollendete er die Vorbereitung für die Universität, ebensowol den Körper in freier Natur, wie den Geist in der Sammlung und Eigenkraft des Selbstudiums stählend und geschickt machend. Zuerst in Greifswald, länger dann und zu größerer Befriedigung in Jena trieb er seine Studien, neben dem Hauptstudium, der Theologie, worin er später auch das Examen bestand, die er aber doch bald aufgab, mit vorwiegender Neigung Geschichte, Erd- und Länderkunde, Sprachen, auch mancherlei von Naturwissenschaften. Fichte gewann ihn durch seine tapfere Persönlichkeit und durch die männlich sittliche und patriotische Richtung seiner Lehre; im übrigen konnte er sich mit den philosophischen Spitzfindigkeiten nicht befreunden. Nachdem er dann wieder eine Zeit lang in der Heimat sich fortgebildet, finden wir ihn 1798—99 auf einer größern Reise, die er zu seiner Ausbildung und zur Befriedigung seines Triebes, die Welt und die Menschen kennen zu lernen, unternahm. Die Frucht dieser Reise, welche ihn durch Franken nach Österreich, Oberitalien, Frankreich und zurück über Belgien und durch einen Theil von Norddeutschland führte, war seine erste schriftstellerische Arbeit. Unter dem Titel „Reisen durch einen Theil Deutschlands, Ungarns, Italiens und Frankreichs" (erschienen 1804) theilte er seine Beobachtungen über Länder und Völker, Sitten, Einrichtungen, politische und gesellschaftliche Zustände mit. Wir finden hier schon ganz jenen offenen Blick und Sinn für alle Lebenserscheinungen, jene Unmittelbarkeit der Auffassung und jene Lebendigkeit der Mittheilung, welche ihm bis in sein höchstes Alter treu blieb und seinem Gespräche jederzeit eine so liebenswürdige Jugendlichkeit verlieh. Wir finden ferner als eine hervortretende Eigenthümlichkeit jenes vorwiegende Interesse an den Besonderheiten der Volkscharaktere, wie sie Natur und Cultur zusammenwirkend erzeugen, ein Interesse, welchem Arndt später einen umfänglichern und planmäßiger wissenschaftlichen Ausdruck verlieh in seiner Schrift „Versuch in vergleichenden Völkergeschichten" (zweite Auflage, 1844). Auch seine Vorliebe für den Bauernstand, dessen Lebens- und Beschäftigungsweise macht sich überall hier bemerkbar, doch spricht er auch mit sichtbarer Theilnahme und mit ebenso gebildetem Urtheil als gesundem Sinne über Werke der Kunst und Anstalten der Wissenschaft. Wie fest und klar sein politisches Urtheil schon damals war, dafür zum Beleg nur die eine folgende Stelle, wo er sich über den Werth der bürgerlichen und politischen Freiheit für die geistige Cultur der Völker ausspricht. Die Spuren der von den Mediceern in Florenz absichtsvoll gepflanzten und gepflegten Cultur regen ihn zu folgenden Betrachtungen an:

„Der Mensch verliert alles mit der Freiheit. Sturm und Unruhe und ewiges Ringen der

streitenden Kräfte reinigen die Elemente und machen Himmel und Erde schön und fruchtbar; sie sind auch die großen Hebel der Menschen, wie sie in einer guten Verfassung gemäßigt sind; sie können sie allein zu dem machen, was sie sein sollen. Welche Betrachtungen könnte man anstellen über die schöne Zeit der hetrurischen und toscanischen Kunst? Haben die Fürsten nicht alles für sie gethan, was sich für sie thun ließ, und haben sie sie erhalten können? Auch diese lebt und blüht nur in dem frischen Leben des Ganzen, und gedeiht nicht als ein einzelner Sproß, so sehr sie auch gepflegt werde. Sollte man nicht eine bessere Zeit hoffen? Sollte nicht Ordnung aus aller der Verwirrung und Schönheit aus dem Gären der Menschen hervorgehen? Die Fürsten müssen wieder Menschen, und die Unterthanen, die nichts sind, Bürger werden. Sonst ist kein Heil für Europa."

Besonders eingehend sind seine Schilderungen über Paris — das Paris unter dem Directorium —, wobei zwar die politischen Zustände nicht unberührt bleiben, jedoch noch eingehender die sittlichen und gesellschaftlichen beleuchtet werden. Diese Schilderungen haben, als ein Beitrag zur Sitten- und Culturgeschichte jener Zeit, auch noch heute ein nicht geringes Interesse.

Nach seiner Rückkehr von dieser Reise fixirte Arndt sich zu Greifswald als akademischer Lehrer und heirathete die natürliche Tochter des Professors Quistorp, verlor aber seine Frau schon nach kurzer Zeit wieder. Er hielt geschichtliche Vorlesungen und ward im Jahre 1805 außerordentlicher Professor. Von den Schriften, die er dort herausgab, war die erste die 1803 erschienene „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", die ihm eine Anklage von seiten mehrerer adelicher Gutsbesitzer zuzog. Der König von Schweden, dessen Unterthan er damals war, urtheilte aber, nachdem er das Buch selbst gelesen, Arndt habe ganz recht gehabt, so zu schreiben. Später, 1817, schrieb er einen Anhang zu jener Schrift, worin er die günstigen Veränderungen darstellte, welche in jenen Verhältnissen durch die Verbindung Pommerns mit Preußen eingetreten. Ferner datirt aus demselben Jahre das Schriftchen „Germanien und Europa", worin er die Schwäche der Zeit und des Vaterlandes, das welsche Übergewicht, die Gefahren, die in Frankreich und in dem Ersten Consul lauerten, geistig und leiblich, äußerlich und innerlich zu erklären versuchte, die erste von den vielen Schriften, in denen Arndt späterhin das gleiche Thema des Gegensatzes von Deutschland und Frankreich variirte.

Nach anderer Seite hin liegen die im Jahre 1805 von ihm veröffentlichten „Fragmente über Menschenbildung" (2 Bde., ein dritter Band erschien 1809), Betrachtungen über Erziehung, angeregt, wie man sieht, durch den damals hochgehenden Kampf pädagogischer Schulen, namentlich der Überreste der sogenannten Philanthropisten mit der neuauftauchenden Pestalozzi'schen Richtung. Insofern gehen dieselben aber ebenfalls auf den Kern des Arndt'schen Denkens und Strebens zurück, als sie auf dem so wichtigen Felde der Erziehung eine kräftige Vorbildung des künftigen Geschlechts zu Natürlichkeit und Tüchtigkeit in allem Guten und Rechten ohne Überspannung und Verkünstelung —, eine Bekämpfung aller verweichlichenden und entsittlichenden Einflüsse, besonders auch der Geist und Körper entnervenden, übertriebenen Empfindsamkeit bezwecken.

Ein Jahr darauf erschien der erste Theil desjenigen Werkes, durch welches Arndt unstreitig am meisten auf seine Zeit eingewirkt hat und in welchem sich seine Eigenthümlichkeit am ausgeprägtesten kund gibt. Es ist dies der „Geist der Zeit", von welchem der erste Theil 1806, die drei folgenden in längern Zwischenräumen 1809, 1813, 1818 erschienen. Der erste Theil, dessen Inhalt, wie Arndt selbst in der Vorrede bemerkt, nicht erst durch die Tagesereignisse hervorgerufen, sondern im Laufe der Jahre allmählich entstanden war, bewegt sich anfangs mehr im allgemeinen, handelt, gleich der vorhergegangenen Schrift, über die Entfremdung der Gelehrsamkeit vom Leben, über Werth und Richtung der speculativen Bestrebungen der Deutschen und ähnliches mehr. Dann aber wendet er sich speciell den eigentlich nationalen, öffentlichen Verhältnissen Deutschlands zu. In einem geschichtlichen Rückblick entwickelt er die Ursachen, warum Deutschland niemals recht eins und kräftig geworden. „Hätten die sächsischen, salischen, hohenstaufischen Kaiser die Anstrengungen und Arbeiten auf Deutschland verwandt, die sie auf Italien fruchtlos verschwendeten, wir hätten jetzt Eine gewaltige Monarchie statt vieler; ja hätte nur ein einziges dieser großen Geschlechter Jahrhunderte durch regiert, nie würden aus großen Beamten des Reichs große Fürsten geworden sein. Die Hauptursache aber, daß keine politische Einheit der Kraft ward, war der Mangel am Druck von außen. Dieser erzwang in den andern germanischen Staaten Einheit, wo der Wille der Magnaten ebenso gern eine Vielherrschaft gemacht hätte als in Deutschland. Deutschland aber saß vom 13. bis 16. Jahrhundert ohne

Kampf und Gefahr und ward nie aufgefordert, mit den äußersten Lebensanstrengungen des Staats gemeinschaftliche Abenteuer und Gefahren zu bestehen." Dies und noch mehreres andere führt Arndt aus, um zu beweisen, daß die Ansicht irrig sei, „als hätten die Deutschen einen mehr republikanisch föderativen Sinn als die übrigen Germanen, und als sei daher das sonderbare Wesen von Verfassung entstanden, was jetzt so lächerlich, kümmerlich dasteht". Man wird die Bedeutsamkeit dieser Beweisführung nicht übersehen. Sie ist charakteristisch für das politische Glauben und Streben des Mannes, der niemals in seinem ganzen langen Leben die Hoffnung, daß es mit Deutschland besser werden müsse, oder den muthigen und festen Willen, dazu, daß es besser werde, zu helfen, aufgab, niemals wie so viele sich auf dem faulen Bequemlichkeitskissen zur Ruhe legte: es sei nun einmal so wie es sei und lasse sich nicht ändern. Ihm galt daher auch, wie sehr er immerhin die geistigen Vorzüge des deutschen Volkes schätzte und selbst nach Kräften zu mehren strebte, doch niemals der kosmopolitische Trost etwas: „Solche Verfassung der Vielherrschaft habe sein müssen, damit es der Freiheit und Wahrheit nie an Schutz fehle, des Staats unscheinbarer und formloser Zustand sei trefflich gewesen, um von allem Politischen und Nationalen abzuziehen und auf das Allgemeine und Menschliche, als auf das Würdige der Bildung, hinzuweisen." In seiner schlichten, treffenden Weise antwortete er darauf: „Diese Ideen sind hoch, aber sie sind nicht verständig, und das Verständige ist höher. Ohne das Volk ist keine Menschheit und ohne den freien Bürger kein freier Mensch."

Ebenso gesund ist sein Urtheil über die verschiedenen Völker, Deutsche und Nichtdeutsche, die er untereinander vergleicht. Wir wollen davon nur zwei anführen, welche sich auf Verhältnisse beziehen, die noch heute ein Gegenstand vielfachen politischen Streits und häufiger Abirrungen in der Praxis sind und welche doch Arndt schon damals mit seinem klaren, schlichten Verstande so richtig auseinandergelegt hat. Das eine betrifft Österreich, rücksichtlich dessen Arndt es beklagt, daß dieses Reich seine Kraft nicht entschiedener nach dem Osten, den Donauländern gewandt habe. Die andere Stelle handelt über Preußen. Arndt tadelt es sehr entschieden, daß Preußen beim letzten Frieden Entschädigungen angenommen, die ihm wenig helfen könnten, und dafür die Ehre aufgegeben habe, „des Vaterlandes Schiedsrichter und Retter zu sein". Er setzt hinzu: „Herr kann Preußen nur sein durch die Deutschen, durch einen tapfern offenen deutschen Sinn, der die Fremden und ihre Herrschaft auskehren hilft." Diese Ansichten des Jünglings Arndt sind auch dem Manne und dem Greise unverändert bis an sein Lebensende verblieben. Und ebenso der kühne Muth und der tapfere heilige Zorn, womit er damals wie später wieder öfters die Fürsten und den Adel Deutschlands beschwor, sich nicht von der Nation zu trennen, und dafür züchtigte, daß so viele es thaten. Damals rief er den Fürsten zu: „Zeigt dem Volke, daß ihr mit ihm verbunden seid, daß seine Ehre, sein Glück, seine Liebe auch die eurige ist, und Begeisterung und Rettung wird kommen, und die Worte Vaterland, Religion, Ordnung, Regentenliebe, die jetzt hohl verklingen, weil ihr sie leer gemacht, werden mehr als Worte werden. Ihr schreit in euerer Noth zur deutschen Nation, ihr geberdet euch, als wenn ihr an eine solche glaubt. Verbrecher an ihr, ihr habt sie nie geglaubt, sie nie geliebt, noch gekannt! Daß keine mehr da ist, daß das letzte gemeinschaftliche Gefühl gemeinschaftlichen Stammes und gleicher Sprache, das heiligste Leben der Völker erkaltet und ausgestorben ist, es ist euer Werk!" — und dann wieder an einer andern Stelle: „Ihr seid alles durch das Volk und seid ohne das Volk nichts. Habt ihr kein Gefühl für euere Nation, von der Ehre und dem Sinn dieser Nation, so fehlt euch alles Fürstliche und ihr müßt als Knechte gebückt gehen, wo ihr als Herren aufrecht stehen könntet im Glück und Unglück."

Die Zeitverhältnisse gaben damals diesen Worten verstärkten Nachdruck und furchtbare Bestätigung. Das Deutsche Reich war im Zusammenbrechen, der Rheinbund mit seinem Napoleonischen Protectorat im Entstehen begriffen. Österreich kämpfte den letzten Verzweiflungskampf, Preußen hielt sich kalt und zaudernd abseits und sah den Niederlagen Österreichs thatenlos zu, um nur zu bald dem gleichen Schicksale zu verfallen.

Arndt selbst arbeitete damals (im Jahre 1806) in der schwedischen Kanzlei zu Stralsund. Er hatte früher, wie wir aus seiner ersten politischen Schrift gesehen, sich vorzugsweise mit den Angelegenheiten Schwedens, als dessen Angehörigen er sich nach dem damaligen staatsrechtlichen Verhältniß seines Geburtslandes betrachtete, beschäftigt; er selbst bekennt, daß sein Patriotismus eine Zeit lang nur ein schwedischer gewesen sei. Jetzt, wo er sein eigentliches geistiges Vaterland, Deutschland, äußerlich in Stücken gehen sah, erwachte in ihm heiß und lebendig die ganze Liebe und Begeisterung zu diesem Vaterlande, der ganze Stolz und Trotz germanischen Wesens, der sich gegen die politische und geistige Knechtung durch das Romanenthum sträubte. Er trennte

dabei die Sache Schwedens von der Sache Deutschlands nicht, sah vielmehr die eine mit der andern eng verbunden, aber sein deutsches Nationalgefühl ertrug nicht, auch nicht von dem stammverwandten Schweden, herabwürdigenden Spott über Begegnisse, welche, wie Arndt klar erkannte und offen aussprach, nicht das deutsche Volk, sondern nur unglückliche Schickungen und zum Theil seine Lenker verschuldet hatten. Um solcher Ursache willen gerieth er einmal mit einem schwedischen Offizier in einen Zweikampf und lag, von einer Kugel getroffen, längere Zeit danieder.

Nach der Schlacht bei Jena, als die Franzosen ganz Norddeutschland überzogen, floh Arndt, die Rache Napoleon's fürchtend, den er in seinem „Geist der Zeit" heftig angegriffen, nach Schweden hinüber. Er fand hier Anstellung und Beschäftigung, die ihm aber doch Zeit ließ, den zweiten Theil eben jenes Werks auszuarbeiten, welcher 1809 in Schweden erschien. Hier findet sich höchster patriotischer Schwung, durch das maßlose Unglück des Vaterlandes nicht gebeugt, sondern nur noch mehr befeuert, dabei umsichtigste Betrachtung der wahren Ursachen dieses Unglücks und der wirksamen Mittel der Wiederaufhülfe, feste, durch keine Schwankungen der öffentlichen Meinung und keine, wie auch immer scheinbare Erfolge nach anderer Seite hin, zu erschütternde Überzeugung von dem bösen Princip in Napoleon und von der Nothwendigkeit, Deutschland um jeden Preis von seiner Zwingherrschaft wieder zu befreien, entschlossene Zurückweisung alles dessen, was die Gemüther von dem Gefühle nationaler Schande ablenken und mit falschen Verlockungen von geistiger Größe bethören möchte, endlich unverwüstliche Hoffnung auf die unzerstörbare und zuletzt den Sieg verbürgende Kraft des germanischen Wesens. Damals fehlte es nicht an Stimmen in Deutschland — erkauften, sich selbst preisgebenden oder auch wirklich getäuschten — welche Napoleon's „civilisatorische und freiheitbringende Mission" priesen. Da hörte man wol, wie Arndt berichtet: „Auch dieser herrliche Kampf ist ausgekämpft für die Freiheit der Welt; ruhen wird von seinen herculischen Arbeiten der Mann, dessen Entwürfe unendlich sind wie die der Götter, wohlthätig und freigebig wie die Elemente. Freue dich, o Welt, durch ihn hat sich der Norden mit dem Süden berührt; er führt die Völker zusammen, damit Eine Bildung, Ein Geist, Ein Friede in Europa sei." Solches Gerede machte auf Arndt keinen Eindruck, außer daß es ihn empörte, wenn er sah, wie so viele seiner Landsleute solchergestalt „nur zu willig und zu gelehrig" sich erwiesen; er glaubte nicht an die „politischen Orakel" der jeweiligen Machthaber, „denn", sagte er, „jedes nächste Vierteljahr erklärt die unvergängliche Herrlichkeit und Wahrheit des zuletzt vergangenen für Lügen".

Wol aber erkannte er in den großen, welterschütternden Ereignissen, welche erst über Frankreich, dann von da aus fortgepflanzt über Deutschland hereingebrochen, und insofern auch in der Zertrümmerung des Alten durch die gigantische Kraft Napoleon's, eine gewaltige Schickung und Mahnung der göttlichen Vorsehung an das in Schwäche und Weichlichkeit versunkene Geschlecht, sich aufzuraffen und durch eine innere Wiedergeburt die äußere möglich zu machen und vorzubereiten. In ganz ähnlichem Sinne wie Fichte beinahe zu der gleichen Zeit in seinen „Reden an die deutsche Nation" redete Arndt seinen Zeit- und Volksgenossen ins Gewissen, wenn er sagt: „Wir alle wissen und fühlen es an uns selbst, in welcher Freudenlosigkeit, Mattigkeit und Halbheit unser Geschlecht die letzten zwanzig Jahre gelebt hat, gleichweit von der Einfalt und Stärke des rohen und von der Kunst und Kraft des gebildeten Menschen. Trotz alles ihres Verstandes, ihrer Aufklärung, ihrer Verfeinerung, ihrer moralischen Selbständigkeit und ihrer selbständigen Moral — welche schlechte, egoistische, freudenlose und kraftlose Gesellen waren diese Menschen! Welche Möglichkeit, Leben in das Todte, Frische in das Dürre, Geist in das Matte zu bringen, als durch eine ungeheuere Erschütterung? Diese haben wir gehabt und werden wir lange haben, bis alles Alte zertrümmert und vergangen ist, damit das Neue werden könne. Dies sage ich nicht als ein Revolutionist, noch als ein Bandit — niemand haßt solches Gezücht mehr als ich — sondern als Mensch, der die Nothwendigkeit davon fühlt und einsieht. Der Todesschlaf, worin wir Europäer lagen, konnte nur durch Donnerwetter und Orkane aufgeweckt werden; er ist es lange noch nicht genug, die feige Zierlichkeit und eitle Menschlichkeit, die weinerliche Empfindsamkeit und künstelnde Äfferei in allerlei Ding und Kunst, womit wir alle Freude und alle Kraft von der Erde wegtändelten und wegspielten, mußten mit der Schärfe des Schwerts angegriffen, mit dem blutigen Geheul des Kriegs aufgeschreckt werden, um zu erfahren, wie nichtig und elendig sie seien; die Prahlerei mit Bildung und Aufklärung, die mittelmäßige Sicherheit des Reichthums, der Übermuth nichtsthuender Faulheit mußten verschwinden vor der Gewalt größerer Kräfte; endlich die ganze Künstlichkeit der Verfassungen, der Sitten, des Lebens mußte an dem blutig lichten Schein der Revolutionen mit ihrer vollen Nichtigkeit beleuchtet werden."

Durch den Sturz des Königs von Schweden, Gustav's IV., an dessen Stelle ein französischer Marschall den Thron von Schweden bestieg, sah sich Arndt im Jahre 1809 zu einem neuen Wechsel seines Aufenthalts gezwungen. Er ging zurück nach Deutschland und lebte eine Zeit lang still und verborgen in seiner Heimat. Wir haben aus dieser Zeit (1810) eine Anzahl gedruckter Briefe von ihm an seine Freunde, meist in den Jahren 1806—9, also in der Zeit der größten Erniedrigung Deutschlands geschrieben, auch ein paar weitere aus den folgenden Jahren. Er eifert darin namentlich (wie schon im „Geist der Zeit") gegen das, was er die „zerfließende Idealität" der Deutschen nennt. d. h. gegen die weitverbreitete Sinnesart, der zufolge die Deutschen nur „Kosmopoliten und Philosophen" sein wollten und über solchen „höhern Ideen" die „kleinern" von „Volk und Vaterland" gering schätzten. Auch klagt er über die Kleinmüthigkeit und den Mangel an Selbstachtung — der fremden Unterdrückung gegenüber — in so vielen Kreisen. Nach kurzem Aufenthalt daheim begab sich Arndt, um dem Schauplatze der großen Begebenheiten, die sich vorzubereiten schienen, näher zu sein, unter dem angenommenen Namen eines Sprachmeisters Allmann nach Berlin, von dort wieder nach Greifswald, 1812 aber, nach abermaligem vorübergehenden Verweilen in Berlin, wo er Blücher und andere der Männer kennen lernte, welche in gezwungener Unthätigkeit und vergeblichem ungeduldigen Hoffen auf einen kühnen patriotischen Entschluß des Herrschers dort weilten, nach Prag, endlich auf eine Einladung des Frhrn. vom Stein nach Petersburg. Stein organisirte in Petersburg und von da aus den Völkerkrieg, durch welchen die ungeheuere Übermacht Napoleon's, unter der nun schon beinahe das ganze Europa seufzte, überwältigt und gebrochen werden sollte. Er war durch mehrere Schriften Arndt's auf diesen aufmerksam geworden, und glaubte in ihm einen kräftigen Beistand in dem Kampfe mit geistigen Waffen, der dem Kampfe mit äußern Waffen vorausgehen und ihn vorbereiten mußte, namentlich aber in der Bearbeitung der öffentlichen Meinung Deutschlands, in der Anfeuerung des Nationalgeistes gegen die fremde Unterdrückung zu finden. Arndt hat uns sein Leben und seine Wirksamkeit in der Umgebung Stein's selbst geschildert in der noch in seinem höchsten Alter, aber mit jugendlicher Lebendigkeit und Frische der Erinnerung verfaßten Schrift: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein" (1858). „Meine Stellung" — so charakterisirt er selbst diese in seiner anspruchslos bescheidenen Weise — „war die eines Schreibers an der Hand und unter dem Schirm des großen Stein'schen Namens, wenn man vornehmer sprechen will, die Stellung eines deutschen Schriftstellers, der einige Stellen in Europa kannte, wo sein Kopf vor den Klauen des allgewaltigen Vogels Rock des Tages nicht sicher war. Hier war er nun in reichster Beschäftigung, theils aus dem eigenen Herzen, theils im unmittelbaren Auftrage des Cabinets hin und her einzelnes durch den Druck ausfliegen zu lassen: kleine Pamphlets, Aufforderungen, Verkündigungen, Gegenschriften und Widerlegungen napoleonisch-französischer Verkündigungen und Berichte, einiges, wie es aus russischem Sinn geflossen, gemessen und zugeschnitten ward, das Meiste jedoch mehr im deutschen, darf ich sagen im Stein'schen Sinne." Auch zu dem sehr ausgebreiteten Briefwechsel mit England und Deutschland, besonders in Sachen der zu errichtenden englisch-deutschen Legion, sowie einer Coalition Englands mit Rußland gegen Napoleon, ward Arndt von Stein gebraucht und kam dadurch in die mannichfachsten Verbindungen, namentlich auch mit den Leitern der deutschen Bewegung, wie Münster, Gneisenau u. a. Er traf dabei Stein's Art und Wunsch, weil er, wie dieser ihm selbst anerkennend sagte, „immer kurz und geradaus" war; kein Zweifel, daß auch umgekehrt diese Beschäftigung, unter einer solchen Leitung wie Stein's und immer in directester Beziehung zu unmittelbar praktischen Zwecken von der allergrößten patriotischen und welthistorischen Wichtigkeit, für Arndt selbst äußerst bildend und fördernd sein mußte.

Nach der großen Katastrophe des französischen Heeres in Rußland im Winter 1812 zu 1813, dem Anbeginn eines allgemeinen Umschwungs der Dinge, verließ Arndt mit Stein Petersburg und eilte den deutschen Grenzen wieder zu. Es galt, einerseits den Kaiser Alexander zu bestimmen, daß er keinen Friedensanträgen Napoleon's das Ohr lieh, sich auch nicht darauf beschränkte, die Franzosen aus seinem Lande hinauszujagen, sondern sich entschlösse, den Sieg weiter zu verfolgen, auch Deutschland und ganz Europa von dem so lange getragenen Joch Napoleonischer Übermacht zu befreien, auf der andern Seite aber, Preußen und ganz Deutschland in diesen Kampf gegen Napoleon hineinzuziehen und so das große Werk der Befreiung zu vollenden und zu sichern.

Den Verhandlungen mit den gekrönten Häuptern stand natürlich Arndt ferner, auch bei den Besprechungen und Berathungen in Königsberg zwischen Stein, York, Schön, Auerswald,

Dohna wegen Organisirung des Volkskriegs war er nicht unmittelbar mitwirkender Theilnehmer, aber doch, wie er selbst sagt, „mitten darin", von allem unterrichtet und wenigstens indirect für die Sache wirksam, indem er die öffentliche Meinung durch allerhand fliegende Blätter bearbeitete, unter andern in Stein's Sinn und nach seinem Befehl das Büchlein „Was bedeutet Landwehr und Landsturm", sowie den „Deutschen Soldatenkatechismus" schrieb, Schriften, die von dem gewaltigen patriotisch-religiösen Schwunge zeugen, dessen unmittelbarer Ausfluß und Ausdruck sie waren und den sie gewiß ihrerseits nicht wenig haben fördern helfen. Neben solchen literarischen Arbeiten ward Arndt auch wol zu persönlichen Verhandlungen, Mittheilungen oder Erkundungen an verschiedenen Orten, in Breslau, Dresden, Berlin, im preußisch-russischen Heerlager gebraucht. Als dann Stein an die Spitze der Centralverwaltung der deutschen Angelegenheiten, welche die verbündeten Monarchen einsetzten, gestellt ward, blieb wiederum Arndt dessen Vertrauter und Gehilfe, theils unmittelbar in seiner Nähe, theils mit Aufträgen von ihm beschäftigt. Dazwischen schrieb er, gleichsam mitten auf dem Marsche, allerhand kleinere und größere Schriften, die sich sämmtlich auf die unmittelbarste Gegenwart und ihre gewaltigen Interessen bezogen, so in Dresden „Über Entstehung und Bestimmung der deutschen Legion", in Leipzig „Grundlinien einer deutschen Kriegsordnung", ferner ebendaselbst die Schrift „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Grenze", welche damals großes Aufsehen erregte und deren Bedeutung auch noch heute keineswegs eine verringerte ist. Es galt damals, nach dem glorreichen Siege von Leipzig, die schon errungenen Erfolge und die größern, welche noch in Aussicht standen, im Interesse der deutschen Nation zu benutzen und ihr für die ungeheuern Opfer, welche erst die lange Zwingherrschaft von ihr gefordert, und welche sie dann zu deren Abschüttelung freiwillig gebracht, als entsprechende Schadloshaltung wenigstens eine dauernde Sicherheit gegen die Wiederkehr ähnlicher Ereignisse und Schicksale zu verschaffen. Dazu aber genügte, wie Arndt und alle einsichtigen Patrioten sehr richtig erkannten, keineswegs die Zurücknahme der von Napoleon eroberten deutschen Länder, sondern dazu gehörte die Wiederherstellung der alten, durch Geschichte, Nationalität und Sprache bezeichneten Grenzen Deutschlands, also die Zurückforderung jener schönen Länder Lothringen und Elsaß, welche durch gleiches Unrecht und Misgeschick schon in früherer Zeit von Deutschland abgekommen waren. Arndt sah ganz wohl ein — und die Folgezeit hat ihm darin recht gegeben — daß die Integrität Deutschlands vom Westen her immerfort und aufs neue bedroht sein und das Geschrei der Franzosen nach der Rheingrenze, welches schon vor 300 Jahren erhoben worden, immer aufs neue ertönen würde, solange nicht das deutsche Volk seinerseits darauf mit dem viel berechtigtern Verlangen antwortete, seine alte natürliche Sprachgrenze und damit zugleich eine natürliche, durch Gebirge gebildete Vertheidigungslinie zu besitzen. In diesem Sinne rief er denn in der gedachten Schrift denen, welche die Siege der Waffen auf dem Gebiete der diplomatischen Verhandlungen zu benutzen und zu befestigen haben würden, mahnend zu: „So viel Glück von Gott wäre umsonst gewesen, so viele edle und brave Spanier, Engländer, Russen und Deutsche wären mit dem treuesten und tapfersten Muthe umsonst gestorben, wenn man vor dem halberreichten Ziele stehen bliebe. Nicht dieser Napoleon, nicht diese Franzosen, welche jetzt leben, sind allein die Furchtbaren; sie werden gewiß durch Gott gestraft werden, und alle, welche mit ihnen aus den bösesten Absichten so viel Unglück über die Welt gebracht haben. Aber bleibt den Franzosen der Rhein mit den schönen jenseitigen Landschaften, so werden die künftigen Herrscher gegen uns stehen wie er, die künftigen Franzosen werden uns plündern, überziehen und plagen wie die gegenwärtigen. Ja, ich sage es geradezu, ein mäßigerer, milderer und geschickterer Mann an Frankreichs Spitze und mit denselben Hülfsmitteln und Heeren, die ihm zu Gebote standen, wäre uns tausendmal gefährlicher geworden als er, und ein solcher würde der Freiheit Deutschlands und in ihr der Freiheit Europas auch künftig der gefährlichste werden, denn wer über Frankreichs, Italiens und Deutschlands Kräfte schalten kann und wer damit nicht ein zu wildes Würfelspiel des Glücks spielt, dem müssen die übrigen Mächte des europäischen Continents sich endlich neigen. Also wenn Napoleon auch nicht mehr ist, wenn diese verwegene und blutige Brut der jüngsten Revolutionen auch vergessen und vergangen ist, so werden wir und unsere Kinder bald dieselben Übel, von welchen wir eben erlöst zu werden hoffen, wieder bejammern, wenn Frankreichs Grenzen gegen uns bleiben, wie sie jetzt sind. Man mag das künftige Friedenspapier durch noch so viele und bündige Clauseln, Gelöbnisse und Eide sichern, die papierene Gewalt der Feder ist immer leichter als die metallische der Schwerter; die Fürsten und Länder östlich, ja nördlich vom Rheinstrom, auf 30, ja auf 50 Meilen Weite, werden den französischen Druck und die französische politische Ziehkraft fühlen müssen, sie werden als Planeten um diese

Sonne tanzen müssen, von welcher ihnen keine Wärme, sondern nur Brand kommt; sie werden zittern und dienen müssen; die Schweiz und Italien werden auch wie französische Landschaften sein und aus Paris ihre Befehle empfangen müssen.

„Wollen also die Herrscher ihrer Herrschaft und die Völker ihrer Freiheit sicher sein, soll Germanien wieder in Ehre und Selbständigkeit und Europa in Kraft und Gleichgewicht blühen, so muß die Aufgabe mit dem Eisen gelöst werden, Deutschland gegen Frankreich in seinen alten Grenzen wiederherzustellen und die Franzosen auch da von dem Rhein zu entfernen, wo sie sich seit Richelieu und Ludwig XIV. mehr durch Trug und Hinterlist als durch Recht und Tapferkeit angedrängt haben."

Dieselbe eine und unverwandte Richtung gegen Frankreich und das Franzosenthum — man bedenke, was vorangegangen und wie tief selbst damals noch in manchen Schichten des deutschen Volks, wenn nicht die Anhänglichkeit an das Fremdwesen, so doch die Mattigkeit und Verzagtheit des Widerstandes dagegen saß! — kennzeichnet alle in jener Zeit von Arndt verfaßte Schriften. So sagt er in dem Flugblatt „Über Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache" (1813): „Ich will denn Haß gegen die Franzosen nicht blos für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Deutschlands Grenzen auch ohne künstliche Wehren sicher sein, denn das Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, sobald die unruhigen und räuberischen Nachbarn darüberlaufen wollen. Dieser Haß glühe als die Religion des deutschen Volks, als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unserer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit."

Ebendort kommt er auf sein zweites Ceterum censeo, nämlich auf seine Verurtheilung jenes übertriebenen und falschen Kosmopolitismus zurück, welcher die Deutschen ihrer Eigenthümlichkeit zu berauben und sie unempfindlich zu machen drohte, ja zum großen Theil schon unempfindlich gemacht hatte gegen des Vaterlandes Größe oder Schwäche, Ehre oder Schande. Dawider kämpft er hier abermals in Sätzen wie die folgenden: „Wir sind von Gott in den Mittelpunkt Europas gesetzt, wir sind das Herz unsers Welttheils, wir sind auch der Mittelpunkt der neuen Geschichte und der Kirche und des Christenthums. Jene angeborene Neigung und Liebe zu allem, jene Leichtigkeit und Hingebung, zu verstehen, anzunehmen und nachzuahmen, jene Gerechtigkeit und Mäßigkeit in Urtheil und Ansicht gegen fremde Völker gehört uns recht eigentlich an, damit wir den Zweck unsers Daseins erfüllen. Aber wir sollen Eins wohl beherzigen, daß wir auf unserer Hut sein müssen, damit wir durch diese Hinneigung und Hingebung zu Fremdem uns nicht selbst zu der erhabenen Bestimmung ungeschickt machen, die Vermittler zwischen den Völkern und die Ausspender und Aussender des Geistes und des Christenthums zu sein. Gerade weil wir in der Mitte liegen, stürmen und strömen alle verschiedensten Völker Europas immer auf uns ein und suchen uns wegzuspülen und wegzudrängen: alle Bewegungen der Welt wollen in unserer Mitte ihre Ruhe finden; weil wir andere stillen sollen, dürfen wir selbst nie still sein. Wir haben also mehr als alle andere Völker Ursache, zu wachen, daß das Eigenthümliche und Besondere, was uns als Deutsche, als ein bestimmtes Volk mit einem bestimmten Namen auszeichnet, durch die Völkerflut und Geistesflut, die immer von uns und zu uns geht, nicht weggespült und weggewaschen werde; wir müssen dreifache und vierfache Bollwerke und Schanzen um uns aufführen, damit wir nicht zuletzt matte Bilder werden, welche allem und nichts ähnlich sehen und welche, weil sie Gestalt und Gepräge verloren haben, auch nichts anderes gestalten und bilden können; daß ich es mit einem Wort sage, damit der Deutsche der große geistige Spiegel der Welt bleiben könne, muß er seine Eigenthümlichkeit nicht verschlafen noch vertändeln: er muß ein Deutscher bleiben."

Treffliche Worte, noch heute wohl am Platze und der ernstesten Beherzigung werth, damals aber doppelt nothwendig, da das Gefühl der Eigenheit und Selbständigkeit den Deutschen in einer Weise abhanden gekommen war, wie es das jetzige Geschlecht — Gott sei Dank! — kaum mehr nachzufühlen und zu begreifen vermag. Aus der gleichen Gesinnung heraus schrieb Arndt noch in demselben Jahre die Flugblätter „Über das Verhältniß Englands und Frankreichs zu Europa"; ferner im Jahre darauf (1814) „Noch ein Wort über die Franzosen und über uns". Aber nicht blos die Festigkeit und Straffheit gegen das draußen befindliche Fremde und Feindselige suchte Arndt in dem deutschen Wesen wieder zu wecken und zu ermuntern, sondern ebenso sehr den Geist der Freiheit, der Volksthümlichkeit, des gegenseitigen Vertrauens im Innern, in dem Verhältniß der Regierenden und der Regierten zueinander. Dieser Gedanke durchweht das kleine, ebenfalls aus dem Jahre 1813 stammende Schriftchen: „Das preußische Volk und Heer." Mit beredten Worten schildert er hier, wie Preußen aus tiefstem Sturz wieder auf-

erstanden sei durch die zwei Mittel, welche die Leiter des Staats mit wahrer Umsicht angewendet: „den Geist freizulassen und das Volk kriegsgeübt zu machen." Nächst Gottes Hülfe sei es dieser im preußischen Volke neugeweckte Geist, diese Freiheit des Geistes gewesen, was die Macht des Unterdrückers gebrochen, Preußen und Deutschland frei gemacht habe. „Also nur immer frisch und getrost, braver König von Preußen! Zittere nicht vor dem Volke, es hat nie etwas anderes gewollt als deine und seine Ehre, und kann nichts anderes wollen. Immer getrost und frisch, ihr andern Herrscher! Lasset und rufet alle muthigsten und stolzesten Geister euerer Völker mit jeder Kühnheit und Tugend in die Rennbahn, schließt den großen Tugendbund des tapfern und treuen deutschen Volks gegen die welsche Tyrannei immer enger zusammen! Denn nur so werdet ihr mit Ehren und Herrlichkeit bestehen."

Aus eben dieser Zeit stammen die schönsten seiner Lieder — jene unmittelbar im Sturm und Drang des Schlachtenlärms oder doch der Vorbereitungen dazu gedichteten Kriegs- und Vaterlandslieder voll Muth und Glut, vor allen jenes unsterbliche: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte", das „Lied von Schill", „Auf Scharnhorst's Tod" („Wen erlest ihr für den großen Todten?"), „Die Leipziger Schlacht" („Wo kommst du her in dem rothen Kleid?"), „Das Blücherlied" („Was blasen die Trompeten? Husaren heraus! Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus!"), „Das Bundeslied" („Sind wir vereint zur guten Stunde"), endlich das viele tausendmal gesungene „Was ist des Deutschen Vaterland", zur Zeit leider noch immer das einzige Nationallied der Deutschen, ein nur zu getreues Abbild unserer nationalen Zustände, die uns bislang über das Sehnen und Hoffen nach einem einigen, starken Vaterlande, über fromme Wünsche, ideale Empfindungen und Angelobungen noch nicht haben hinauskommen lassen. Eine besondere Sammlung patriotischer Lieder Arndt's erschien schon 1813 unter dem Titel: „Lieder für Deutsche"; eine zweite, „Kriegs- und Wehrlieder", 1815. Später sind dieselben in die vollständigern Ausgaben seiner Gedichte (1840, 1843 u. s. w.), endlich die von letzter Hand, 1860, übergegangen.

Arndt als Dichter — um mit einigen Worten sogleich hier diese Seite seines Wesens zu berühren — zählt, wie schon früher bemerkt, im ganzen nicht unter den ersten auf diesem Felde. Wie viel Zart- und Tiefempfundenes sich auch in manchen seiner Naturlieder und seiner geistlichen Gedichte findet, so fehlt ihm doch im allgemeinen das Bedeutende und Originale, was den Dichter ersten Ranges macht. Nur in den aus unmittelbarsten Empfindungen, und zwar so gewaltigen, Mark und Bein durchschütternden, hervorgegangenen Schlachten-, Freiheits- und Vaterlandsliedern reicht Arndt an die größten Dichter unserer und aller Zeiten.

Endlich verfaßte und veröffentlichte Arndt auch noch während des Jahres 1813 — so ausgiebig und vielseitig war in dieser Zeit seine, durch den Schwung der Ereignisse auf das lebhafteste angeregte Thätigkeit! — einen dritten Theil seines „Geist der Zeit". Darin handelte er die drei Themata ab: 1) „Was wollte und was that Bonaparte?" 2) „Wie kam er aus Rußland heraus?" 3) „Was haben die Großmächte jetzt zu thun?" Dabei kommt denn natürlich auch Deutschlands, des wieder befreiten, künftige Verfassung und Stellung im Rathe der Mächte zur Sprache. Folgendes sind die Hauptgedanken Arndt's darüber, wie er sie in dieser Schrift entwickelt: „Setzen wir auch Deutschland unter einem Herrn verbunden, so wäre es weder England noch Frankreich noch Rußland gefährlich, jeder dieser Staaten könnte ihm einzeln widerstehen; selbst den nordischen Brüdern, welche im schlimmsten Fall England immer mit Schiffen schützen würde, wäre seine Macht ungefährlich, vorzüglich — was die Zukunft hervorbringen wird — wenn die skandinavischen Staaten vereinigt werden. Deutschland von der Ostsee bis zu den Alpen und Ardennen ist unter dem Scepter eines Herrschers noch nicht stärker als Frankreich, und nicht so stark als Rußland. Als ein Bollwerk zwischen beiden und als ein Schildhalter skandinavischer, hispanischer und italienischer Freiheit würde es wohlthätig in der Mitte liegen und als der eigentliche Mittelpunkt des europäischen Lebens das wüthende und zerstörende Zusammenstürmen des Westen und Osten unsers Welttheils hindern. Zu dieser erhabenen Rolle ist das deutsche Volk offenbar bestimmt, und wird sie einst spielen. Es ist auch geschickt dazu, weil es ein mäßiges Friedensvolk und nicht gleich den Franzosen nach der Eroberung fremder Länder lüstern ist. Unter Einem Herrn seine Lande in Freiheit beschirmend, würde es das Glück und die Ruhe der Fremden nimmer stören, sondern Frieden stiften, und Gerechtigkeit und Kunst und Wissenschaft pflegend, durch kriegerische Tugenden gefürchtet, durch stille Tugenden geliebt sein.

„Wir nehmen an, Deutschland erwählt und erkennt wieder einen Kaiser aus seinen eigenen Fürsten. Diesem Herrn wird eine viel größere Majestät und Gewalt gegeben, als die Kaiser in

den letzten Jahrhunderten gehabt haben. Er ist der Oberrichter und Oberfeldherr in einem viel weitern Sinn, als die spätern Kaiser es gewesen sind. Die Fürsten bleiben Regierer ihrer Lande unter folgenden Bedingungen: Ihnen bleiben ihre Lande, wie sie dieselben im Jahre 1792 vor dem Anfang des französischen Revolutionskriegs besaßen. Sie sind die ersten Richter und Verwalter ihrer Lande, auch die Feldherren ihrer Heeresmacht; doch schwört das Heer zuerst dem Kaiser und Reiche, und dann ihnen. Für jedes Land ist bestimmt, was es an Festungen, Waffen, Kriegsgeräth, Kriegsvorrath und Mannschaft zum Dienst des Reichs immer geordnet und gerüstet haben muß. Haben Kaiser und Reich Krieg erklärt, so verwalten der Kaiser und seine bestellten Feldherren die Heeresmacht ganz allein, und verfügen darüber, wie Bonaparte in den letzten Jahren über die Kriegsmacht seiner Vasallen verfügt hat; denn ohne Einheit des Kriegsbefehls ist deutsche Freiheit nicht mehr denkbar. Übrigens muß in ganz Deutschland die Kriegsmacht auf Einen Fuß eingerichtet sein, auch müssen die frühern deutschen Kriegseinrichtungen und Kriegsübungen erneuet und solche Ordnungen gestiftet werden, daß das ganze Volk ein waffengeübtes und kriegerisches Volk werde, wie die alten Deutschen noch vor 200 und 300 Jahren waren. Die Lande behalten jedes ihre besondern Einrichtungen und Gesetze, wie sie nach alter deutscher Weise vor der letzten allgemeinen Gewalt und Umkehrung waren; alles Neueste und Französische wird ausgetilgt als eine Erinnerung an die letzte Schande: neue mögen sie sich selbst nach deutscher Art, in deutscher Freiheit stiften. Es ist gut und nothwendig, daß so sehr als möglich das Besondere und Eigenthümliche bleibe in jeder Landschaft und jedem Gebiete; Eigenthümlichkeiten und Örtlichkeiten sind die tiefste und festeste Wurzel aller Freiheit; wer sie ausrottet und sogenannte allgemeine papierene und metaphysische Gesetze gibt, rottet die Freiheit selbst aus. Durch deutsche Gesinnung und Sprache, die jetzt wieder lebendig werden, und durch die großen Reichstage und andere löbliche Einrichtungen wird schon ein allgemeiner Geist erwachen, unter welchem das Besondere glücklich bestehen kann."

Auch Italien wollte er als ein einiges, starkes Reich hergestellt haben; als solches, meint er, wäre es stark genug, um sowol gegen Frankreich als gegen Deutschland nöthigenfalls sich zu wehren (das erstere hatte er wol hauptsächlich im Auge), und doch nicht so stark, um einem der beiden gefährlich zu sein.

Diese Grundzüge eines neuen, zeitgemäßen Verfassungszustandes in Deutschland führte Arndt weiter aus in der Schrift „Über künftige ständische Verfassungen in Deutschland" (1814), worin er zuerst die allgemeine Verfassung für das ganze Deutschland, dann die Verfassungen für die einzelnen Staaten bespricht. In ersterer Beziehung kommen hier zu den schon im „Geist der Zeit" als nothwendig verzeichneten Einrichtungen noch hinzu: „Die Entwerfung und Begründung deutscher Gesetze, welche über das ganze Reich gelten; wobei man so sehr als möglich die alten deutschen Rechte und Satzungen und die Eigenheiten und Bedürfnisse des Volks und Landes im Auge hat. Die Stiftung großer Reichsgerichte mit dem Glanz und der Majestät der Gerechtigkeit und mit der Zahl der Ober- und Unterrichter, daß darin die Heiligkeit der höchsten Angelegenheit des Volks erscheine und die geschwindeste Schlichtung der Zwiste und Händel möglich sei. Die Verordnung eines Deutschen Reichstags, zu welchem die Landboten von den Ständen der einzelnen Landschaften und Staaten des Reichs gewählt werden. Diese halten wenigstens die Hälfte des Jahres ihre Sitzungen und werden je alle fünf oder sechs Jahre neu gewählt. Ihr Amt ist, über die allgemeinen Angelegenheiten des Vaterlandes zu rathschlagen. Ihre Vorsitzer oder Sprecher ernennt der Kaiser oder König. Besondere Anliegen der Fürsten werden durch besonders ernannte Gesandte besorgt, deren Anwesenheit aber nur für den einzelnen Auftrag und nicht für immer ist. Die Verhandlungen des Reichstags sind die öffentlichsten, weil er das Palladium des Glücks und der Freiheit sein soll: der Mund herrscht statt der Schreibfeder, und die Rede statt des Papiers. Durch die zu viele Schreiberei haben wir den großen Sinn und die Kraft und Klarheit der politischen Dinge verloren, und verworrene und schwächliche Männer mit halben oder mit gar keinen Begriffen haben im Reiche regieren und rathen dürfen, deren Unfähigkeit und Untüchtigkeit bei stolzer Öffentlichkeit der Verhandlungen und bei Erörterung der Geschäfte durch die unmittelbare Rede jedermänniglich und ihnen selbst endlich kund geworden wäre. Der Sitz dieser Reichsversammlungen wird, so sehr es möglich ist, in die Mitte des Vaterlandes verlegt. Die unbeschränkteste Preßfreiheit, ohne welche auch die bürgerliche Freiheit nicht bestehen kann. Bei ihr liegen Gift und Gegengift des menschlichen Geistes immer nebeneinander. Einerlei Münze, Maß und Gewicht; Abschaffung der Durchzugs-, Abzugs- und Geleitsgelder, der innern Land- und Stromzölle und anderer Plackereien, welche die Deut-

schen einer Landschaft von den Deutschen der andern Landschaft entfernt und entfremdet und das Bruderband des Volks aufgelöst und zerrissen haben."

Die Einzelverfassungen wollte Arndt (damals wenigstens) wirklich „ständisch" eingerichtet wissen. Die Vertretung sollte beruhen auf einem nach englischer Sitte gebildeten Majoratsadel, auf einer gleichermaßen auf geschlossenem Grundbesitz nach Erstgeburtsrecht fundirten Bauernschaft und auf einem zünftig gebundenen und gefesteten Bürgerthum. Die besondere Vertretung des Bauernstandes (neben dem großen Grundbesitz) führte er auch noch in einer besondern Schrift, 1815, aus. Hier tritt uns eine Seite der politischen Anschauungen Arndt's entgegen, welche ihn mit den neuesten Entwickelungen unsers politischen und socialen Lebens in Conflict gebracht haben würde, wenn er in dem Falle gewesen wäre, in die Discussion dieser Tagesfragen noch in den spätern Stadien seines langen Lebens einzugreifen. Dazu hatte er glücklicherweise keine dringende Veranlassung, und nahm solche nicht, wo er sie hätte haben können. In der deutschen Nationalversammlung 1848 stimmte Arndt zwar in dergleichen Fragen mit der strenger conservativen Rechten, trat jedoch als Redner in den Verhandlungen darüber nicht auf. Arndt stand hierin so ziemlich auf dem Standpunkte seines großen Freundes Stein; beide hatten ihre Ansichten aus den eigenthümlichen Verhältnissen der Länder geschöpft, wo sie ihre Jugend zugebracht. Stein hatte den uralten westfälischen Bauernstand, Arndt den in seiner Art ebenso gefesteten schwedischen vor Augen. Beide übersahen, daß die unaufhaltsame Entwickelung der volkswirthschaftlichen und gesellschaftlichen Zustände Verhältnisse mit sich bringt, wo jene Geschlossenheit und Gebundenheit weder dem einzelnen noch dem Ganzen mehr frommt; daß überhaupt auch auf diesem Gebiete wie auf andern der Spruch gilt: nicht allen Bäumen ist dieselbe Rinde gewachsen.

Während die deutschen Heere auf französischem Boden die Ernte zeitigten, deren blutige Saat Arndt bei Leipzig hatte aufgehen sehen, war er selbst unermüdlich thätig, den Geist des deutschen Volks für den rechten Gebrauch der neugewonnenen Freiheit geschickt zu machen und gegen jeden Rückfall in die alte geistige Knechtschaft und Schlaffheit sicher zu stellen. Flugblatt folgte auf Flugblatt aus seiner Feder: „Über Sitte, Mode und Kleidertracht" (mit dem Gedanken einer besondern, möglichst natürlichen, allen gemeinsamen „deutschen Volkstracht"), der „Entwurf einer deutschen Gesellschaft" (zu ähnlichem Zwecke der Reinerhaltung deutscher Sitte und Sprache von fremdem Einfluß), „Blicke aus der Zeit in die Zeit", „Über die Feier der Leipziger Schlacht", u. s. w., sämmtlich aus dem Jahre 1814. In demselben Jahre schrieb er auch in der damals so viel verhandelten sächsischen Frage die Abhandlung „Friedrich August von Sachsen". Sein Grundgedanke war und blieb fortan, Deutschland stark zu machen durch Stärkung Preußens. In diesem Sinne verfaßte er 1815 die Schrift: „Die rheinische Mark und die deutschen Bundesfestungen", worin er das Spiel offen legte, das bei den Friedensverhandlungen zu Paris begonnen, auf dem Congreß zu Wien fortgesetzt ward, das Spiel „gegen Preußen und Preußens gerechteste Ansprüche, in der unverhohlenen und keinem Hellsehenden verborgenen Absicht, daß in Deutschland keine Macht so mächtig werden sollte, die kräftig auf eigenen Füßen stehen und den verderblichen Einfluß der Fremden von den deutschen Grenzen abwehren könnte". — „Wenn nur die Preußen zugreifen und festhalten und nichts halb thun", schrieb er damals, zwischen dem ersten und zweiten Pariser Frieden, an einen Vertrauten.

Diesen neuen Friedensverhandlungen sah er mit Besorgniß und Mistrauen von fern zu. „Alles geht gut", schrieb er nach der Schlacht von Waterloo, „wenn nur die Schreibfedern nicht wieder das Werk der Schwerter zerstören." Und acht Tage darauf: „Die verfluchten Franzosen, die an der Spitze stehen, sind den Unsern bei weitem überlegen an bübischer Kühnheit und Verschlagenheit. — O, wären die Feldherren erst Minister, und hätten die deutschen Mächte Einen Willen — dann!" Arndt hatte damals seine publicistische Thätigkeit concentrirt in einer Zeitschrift „Der Wächter", die er zu Köln herausgab und worin er die brennenden Fragen sowol der äußern als der innern Politik mit der Frische und Wärme, die wir aus seinen Flugblättern kennen gelernt haben, regelmäßig und fortlaufend abhandelte.

Im Jahre 1818 ward ihm eine andere bestimmte Berufsthätigkeit zu Theil: er erhielt eine Anstellung als Professor der Geschichte an der neubegründeten Universität zu Bonn. Sein Ausstellungsdecret war in den ehrenvollsten Ausdrücken, unter voller Anerkennung seiner großen Verdienste um den Staat, ausgefertigt. Damit war ihm ein langgehegter Wunsch erfüllt. „Ich wollte in Preußen bleiben", so schreibt er selbst, „und nichts weiter werden als Professor an der neuzugründenden Rheinuniversität, um, wie ich meinte, dort guten deutschen Sinn fördern zu helfen."

Arndt fing an, in diesem ihm so ganz zusagenden Wirkungskreise, in einer nach langem Umhergeschlagenwerden endlich wieder begründeten festen Häuslichkeit (er hatte die Schwester Schleiermacher's zur zweiten Frau genommen) und in einer zwar regen, doch mehr gesammelten und nicht blos auf den Augenblick und seine Bedürfnisse gerichteten literarischen Thätigkeit von den Mühen und Aufregungen früherer Jahre auszuruhen und sich selbst und dem neugewonnenen, durch seine Anstrengungen mit befreiten und gestärkten Vaterlande zu leben. Seine damals (1818) erschienenen „Märchen und Jugenderinnerungen" bezeugen das seelische Behagen, welches er in jener Zeit empfand, sowie die Frische und Innigkeit seines Geistes, der aus den Wirren der Außenwelt gern bisweilen auch in die Stille innerlichen Lebens und Webens sich zurückzog, während der im gleichen Jahre veröffentlichte letzte (vierte) Theil seines „Geist der Zeit" seine unverminderte Theilnahme an den öffentlichen, vaterländischen Angelegenheiten bekundet. Er handelte darin die Fragen ab, welche damals alle patriotisch denkenden Männer bewegte: Verfassung und Preßfreiheit, deutsche Wehrhaftigkeit, Turnwesen, sodann den Mysticismus, der damals aufzutauchen und sein Spiel zu treiben begann, das deutsche Gelehrtenthum, welches sich wieder vom Volk zu entfernen und seine Aufgabe, Vermittler der Wahrheit und einer edeln, auch vaterländischen Gesinnung fürs Volk zu sein, zu vergessen schien, und anderes dergleichen mehr. Der Ton ist hier mehr resignirt, weniger kühn vorandrängend als in den frühern Bänden. Manche schöne patriotische und nationale Hoffnung hatte ja schon aufgegeben werden müssen — statt des ersehnten neuen deutschen Kaiserthums hatte man nur den Deutschen Bund erhalten — andere, vielleicht noch schwerere Einbußen an nationalen und freiheitlichen Zielen standen nur zu sehr zu befürchten. Dennoch hielt Arndt mit unerschütterlicher Zähigkeit an alledem fest, was er durch die harten Erfahrungen des letzten Jahrzehnds als nothwendig und heilsam für Deutschland erkannt hatte. Statt aller andern Stellen möge als Beleg dafür nur die über die allgemeine Wehrhaftigkeit hier Platz finden, da sie Wahrheiten enthält, die auch noch heute, und heute mehr denn je, den Werth solcher haben. Er spricht von der allgemeinen Volkserhebung 1813 und ihren glorreichen Erfolgen, und fährt dann so fort: „Was soll man hieraus lernen, und was haben die Völker daraus gelernt? 1) Daß ein stehendes Heer, wenn es auch aus lauter Eingeborenen besteht, weder die leibliche noch geistige Kraft hat, ein Land allein zu beschirmen, sobald die Zeiten irgend gefährlich werden. Denn jedes stehende Heer, auch das beste, wird leicht etwas vom Volke Abgesondertes, in sich Geschlossenes, sich vornehmer und besser Dünkendes haben, und entbehrt also nur zu bald aller gewaltigsten und größten Belebung der wahren Liebe und des wahren Muthes, welche nur aus dem Herzen des Volks in dasselbe einströmen und ihm die geistige Unüberwindlichkeit geben können. 2) Daß also die verlorene und nach langer schlimmer Zeit wieder entdeckte und wieder gefundene deutsche Wehrmannschaft nun und nimmer wieder darf aufgegeben werden, wenn die Völker nicht der Raub des ersten besten frevelnden und glücklichen Eroberers werden wollen, der mit größern geübten Haufen, als man ihm von dem Paradeplatz entgegenführen kann, über sie herfährt."

Dieses stille Glück, das Arndt damals empfand, sollte von kurzer Dauer sein. Er selbst hat in seiner kurzen, körnigen Weise den bald darauf eingetretenen furchtbaren Schicksalswechsel geschildert in der Schrift „Nothgedrungener Bericht aus meinem Leben, aus und mit Urkunden der demagogischen und antidemagogischen Umtriebe" (2 Bde., 1847). „Schon seit dem Herbst 1815", erzählt er, „ward ein merkwürdiger Wechsel von Luft und Wind bemerklich, Gunst und Glück säuselten nicht mehr Zephyrgeflüster um mein Haupt; ein hohles Sausen und Brummen ging durch die Luft der folgenden Jahre so hin, bis es zuletzt als Blitz und Donner über mich hinleuchten und auf mich hereinkrachen sollte. Mit dem Herbst 1818 ward die Universität von noch wenigen Professoren eröffnet. Schon hatte es in mancherlei Vorplänkeleien und Scharmützeln auf mich gespielt, bald folgten nun dicht hintereinander Warnungen, Weisungen, Drohungen, einzelne schräg, andere gerad auf mich weisend und zielend. Endlich 1819 Sand und Kotzebue, Sturm auf Universitäten, Professoren, Studenten. Bald nach dem Mittsommer dieses Jahres kurze (halbtägige) Verhaftung meiner Person, lange Beschlagung und Haft meiner Briefe und Papiere. Den 10. Nov. 1820 Stillstellung in meinem Amte. Im Februar 1821 Beginn der Criminaluntersuchung gegen mich. Trotz Einsprüchen und Berufungen auf meine zuständigen Gerichte Unterwerfung unter außerordentliche Commissionen und einen außerordentlichen Specialrichter. Alle erstere und spätere Einsprüche und Berufungen, an die höchste und hohen Behörden gerichtet, bleiben erfolglos. Neue Gesetze und Verordnungen jagen sich in diesen Jahren und klemmen mich und meine Leidensgesellen ein, indem sie rückwirkend auf unsere Sache angewandt werden. Ich muß mich über alle meine erschienenen kleinen und großen Bücher, über alle

und jegliche in meinen und meiner Freunde Briefen befindliche Anspielungen auf die Zeit, über alle denklichen Gefühle, Gedanken, Einfälle, Scherze des Augenblicks mit kleinen Zwischenräumen der langweiligsten Untersuchungsfolter von beinahe anderthalb Jahren unterwerfen und mich langsam abschlachten lassen. Also Anfang der Untersuchung im Februar 1821, Beendigung im Sommer 1822. Mir wird das Oberlandesgericht in Breslau als mein Gericht genannt. Ich hatte viele Noth mit meinen freiwilligsten Vertheidigern; es hat, wie manche Folgen gezeigt haben, fast wie ein Odium zu gelten geschienen, mich vertheidigen zu wollen."

Die sogenannten Demagogenverfolgungen aus den Jahren 1819 u. s. w. gehören, sowol ihrem allgemeinen Geiste nach, als in den meisten ihrer Einzelheiten, zu den schmachvollsten Vorgängen unserer neuesten vaterländischen Geschichte; kaum aber ist eine von allen so schmachvoll wie die, deren Gegenstand Arndt ward, mag man nun auf die Persönlichkeit, die Gesinnungen, Thaten und Verdienste des Mannes, auf die Art der gegen ihn gerichteten Anklagen, oder endlich auf den Ausgang und die Folgen dieser Untersuchung sehen. Wie allgemein anerkannt die gänzliche Nichtbetheiligung Arndt's an alledem, was man ihm hier schuld gab, war, bezeugen unter anderm die glänzenden Namen der Rechtsgelehrten, welche sich freiwillig und wetteifernd ihm als Helfer und Berather in der wider ihn anhängig gemachten Sache darboten, Männer wie Mittermaier, Welcker, Lehmann, von Ammon u. a. Das gänzlich Form- und Gesetzlose des ganzen Verfahrens geht schon aus den wenigen Andeutungen Arndt's selbst, die wir oben angeführt, hervor. Zuletzt verlief dasselbe vollständig und ausgesprochenermaßen in eine bloße „Polizeiuntersuchung" ohne allen wirklich rechtlichen Charakter; kein Gericht sprach ein Schuldig oder Unschuldig in einer Sache, welche mit so großem Scheine einer criminellen oder hochnothpeinlichen Anklage begonnen hatte! Auf wie frivole Weise man Anklagen der schwersten Art aus einzelnen verdrehten, misdeuteten, zum Theil geradezu gefälschten Äußerungen des Angeklagten in vertraulichen Briefen oder sonstigen Papieren schmiedete — Anklagen, die man dann in der officiellen „Preußischen Staatszeitung" als „actenmäßige Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland" zu veröffentlichen die Stirn hatte — darüber nur einige wenige Belege aus der oben angeführten Arndt'schen Schrift. Daß man Männer von so anerkannter und durch aufopferndste Thaten bewährter deutscher Gesinnung, wie z. B. den Pfarrer Dankwardt, der, um sein Dorf vor der Rache der Franzosen zu retten, sich selbst ausgeliefert hatte, in die Arndt'sche Untersuchung verflocht und die Correspondenz mit ihnen diesem letztern, wie umgekehrt ihnen die mit Arndt, zum Verbrechen zu stempeln suchte, darf nicht wunder nehmen — sah man doch selbst die Briefe von Stein, Gneisenau, Vincke, Schön, Niebuhr und andern Patrioten ersten Ranges keineswegs darauf an, welche unumwundene und schlagende Zeugnisse sie für Arndt's Gesinnungen und Verdienste ablegten, sondern lediglich darauf, ob sich nicht in ihnen Spuren geheimer Verschwörungen oder revolutionärer Umtriebe entdecken ließen. Und in der That ist mehr als eine Stelle in diesen Briefen, unterstrichen von den Instructoren jener Untersuchung, demgemäß zum Gegenstande peinlicher Verhöre mit Arndt gemacht worden! — Ein andermal inquirirte der Untersuchungsbeamte lange wegen eines Verses in einem Liede, welches er für ein von einem Freunde für Arndt verfaßtes hielt, während es ein ziemlich bekanntes geistliches Lied aus dem Gesangbuche war („Herrscher, herrsche, Sieger, siege" u. s. w.). Aber das Tollste von allem war Folgendes: Im Jahre 1810 oder 1811 hatte einer der ehrwürdigsten preußischen Offiziere, der damalige Major (später berühmte General) von Clausewitz, einen sehr ausführlichen Entwurf einer möglichen allgemeinen preußischen und deutschen Volkserhebung in spanischer und tirolischer Weise gemacht. Dieser Entwurf ward von den Freunden Arndt's Chasot und Gneisenau, mit welchen derselbe damals in Breslau zusammenwohnte, ihm zur Durchlesung mitgetheilt. Es waren diesem Entwurf — so erzählt Arndt — mit einer blauen Bleifeder von der königlichen Hand Randglossen zum Text beigeschrieben, deren Arndt 13 an der Zahl der Merkwürdigkeit wegen, nämlich wegen des erhabenen Schreibers und seiner Ansicht über den Entwurf, neben seinen Tagebuchserinnerungen abschrieb. Unter diesen Randbemerkungen des Königs befanden sich unter andern folgende: „Ein paar Executionen (der König meinte damit: die Franzosen, die damals noch das ganze Land innehatten, würden solche Executionen vornehmen, sobald sich irgendwo eine Erhebung des Volks in Masse, ein Landsturm bilden wollte) und die Sache hat ein Ende, alles wird sich bald zerstreuen." Und wieder ein andermal: „Wenn ein Prediger erschossen sein würde, hat die Sache ein Ende." Aus diesen Bemerkungen nun, die, wie erwähnt, Arndt sich abgeschrieben hatte, die man unter seinen Papieren fand und für seine eigenen nahm (obschon er das Gegentheil versicherte und die Sache so wie sie war erzählte), folgerten die Inquirenten und mach-

ten öffentlich in der „Staatszeitung" bekannt: Er, Arndt, habe als seine Gedanken ausgesprochen: „Ein paar Executionen, und die Sache hat ein Ende", wobei man diese „Executionen" von meuchelmörderischen Angriffen auf irgendwelche Träger des Bestehenden, Fürsten oder Staatsmänner, verstand, wie aus den in dem betreffenden Artikel der „Staatszeitung" sogleich darauf folgenden Worten erhellt: „Wenn Sand's und Löhning's Verbrechen zu den scheußlichen Früchten «solcher» verderblichen, Moral und Gesellschaft zerstörenden Grundsätze gehören" u. s. w. (Man vergleiche außer dem schon angeführten „Nothgedrungenen Bericht" Arndt's selbst unter anderm die „Wichtigen Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation", von Klüber, herausgegeben von Welcker, 1844.)

Mehr als 20 Jahre lang lebte Arndt nun in gezwungener Berufslosigkeit, denn er ward seiner Professur entsetzt, wenn auch mit Belassung seines Gehalts und ohne Verweisung aus Bonn — welches letztere manche seiner Widersacher gern bewirkt hätten. Er „lag still wie altes Eisen und war eingerostet und verrostet", wie er selbst sich ausdrückt. Unthätig war er zwar deshalb nicht, denn er schrieb allerhand, wie die „Nebenstunden, Beschreibung und Geschichte der schottländischen Inseln und der Orkaden" (1826), „Christliches und Türkisches" (1828), „Über die Niederlande und Belgien" — bei Gelegenheit der Losreißung des letztern von dem erstern (1831 und 1834), „Schwedische Geschichte unter Gustav III. und Gustav IV. Adolf" (1839), endlich seine schon früher erwähnten „Erinnerungen aus meinem äußern Leben", die noch bei Lebzeiten des Königs Friedrich Wilhelm III. erschienen.

Ein tiefer Seelenschmerz traf Arndt während der Zeit seines politischen Märtyrerthums und traf ihn um so härter, je mehr sein ganzes Gemüthsleben in dieser Zeit gezwungener Abgezogenheit von den größern öffentlichen Verhältnissen sich in den nächsten traulichen Beziehungen des Hauses und der Familie concentrirte: sein Sohn, ein blühender Knabe von sechs Jahren, ertrank in den Fluten des unmittelbar hinter seiner Wohnung vorbeifließenden Rhein.

Es war einer der ersten Regierungsacte Friedrich Wilhelm's IV., das an Arndt begangene Unrecht gut zu machen, soweit dies überhaupt möglich war. Er setzte ihn mit Ehren wieder in sein Amt ein, er ließ ihm seine Briefe und Papiere, die ihm 20 Jahre lang vorenthalten worden waren, zurückgeben. Allgemeine Theilnahme folgte diesem königlichen Acte, welche den Gebenden fast noch mehr ehrte als den Empfangenden. Die Universität suchte ihr freudiges Einverständniß mit der Wiedereinsetzung des so lange Ausgeschlossenen dadurch zu bethätigen, daß sie denselben sogleich für das nächste Jahr zum Rector erwählte. Aber konnte dies alles ihm die unschätzbare Zeit, die er in gezwungener Unthätigkeit, wenigstens für seinen nächsten, akademischen Beruf, hingebracht, konnte es der Universität, dem Staate, der Nation den Verlust ersetzen, den sie alle durch das Brachliegen einer solchen, so frischen und lebendigen Kraft erlitten hatten? Arndt war schon über sein siebzigstes Jahr hinaus, als er in sein Amt wiedereingesetzt ward, und wenn auch sein Geist keineswegs, wie er andeutet und zu glauben schien, durch das lange Stillschweigen „eingerostet und verrostet" war, so hatte er doch allerdings dem Schicksale nicht ganz entgehen können, dem fast alle auf diese oder ähnliche Weise aus den regelmäßigen Bahnen ihres Wirkens und Fortschreitens gewaltsam Herausgeschleuderten verfallen — dem Schicksal, auch in der innern Entwickelung und Fortbildung Störungen zu erfahren. Inzwischen haben wol wenige diese Störungen so kräftig überwunden und sind mit so frischer Lebendigkeit wieder, sobald dies nur anging, in den Strom der Ereignisse hineingetrieben wie gerade Arndt. Zunächst zwar hatte er dazu weniger Veranlassung, und seine wieder freigegebene Thätigkeit äußerte sich hauptsächlich in dem ihm vom neuen erschlossenen Kreise des akademischen Lehrvortrags. Daneben schrieb er einzelnes größere, wie seinen schon erwähnten „Versuch in vergleichender Völkergeschichte", worin er nach jener Methode, die schon in seinen „Reisen" und dann wieder in seinem „Geist der Zeit" mehrfach zu Tage trat, die natürlichen Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Völker, gleichsam ihre typischen Eigenthümlichkeiten, zugleich mit deren Abbeugungen oder auch Steigerungen durch die Cultur zu schildern unternahm. Eine andere Schrift von ihm aus dem Jahre 1844 behandelte die Verhältnisse der rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Auch sammelte er seine kleinen politischen Schriften unter dem Gesammttitel „Arndt's Schriften für und an seine lieben Deutschen" (4 Bde., 1845 fg.), wobei er dem schon früher anderweit Erschienenen manches Neue und zum Theil Bedeutende hinzufügte, wie die Abhandlung über die Weltliteratur, die Mittheilungen über G. A. Reimer, Talleyrand, Gneisenau, die Betrachtungen über den gegenwärtigen Stand des Protestantismus, ferner „Ein Wort über unsere große Öffentlichkeit, vorzüglich in Beziehung auf die Presse und den Bundestag", endlich einige Streitartikel über das Verhältniß Dänemarks zu Deutschland, die er mit ein paar Dänen zuerst in der

„Allgemeinen Zeitung" (1845) gewechselt, nebst einer Verantwortung auf die deshalb von der dänischen Regierung bei der preußischen gegen ihn erhobene und von dieser ihm zugefertigte Anklage, und anderes mehr.

So war Arndt schon wieder den Tagesereignissen auf publicistischem Gebiete näher getreten, als das Jahr 1848 ihn unmittelbar auch zu einer praktisch-politischen Thätigkeit berief. Von einem rheinpreußischen Wahlbezirk in die deutsche Nationalversammlung zu Frankfurt als Abgeordneter entsandt, sollte er noch im höchsten Alter die Befriedigung genießen, selbstthätig an der Zustandebringung jenes neuen deutschen Reichs, das er in seinen frühern Jahren so vielfach ersehnt, in seinen Schriften so warm empfohlen hatte, arbeiten zu helfen. Es war eine der erhebendsten und rührendsten Scenen in jener Versammlung, als sogleich in einer der ersten Sitzungen der allseitige Ruf von nahezu 600 Vertretern des großen deutschen Vaterlandes dem greisen Sänger des deutschen Vaterlandsliedes, da er zuvor in dem Tumulte einer stürmischen Verhandlung unerkannt die Tribüne bestiegen und ungehört sie wieder verlassen hatte, auf dieselbe zurückberief, und als nun der fast Achtzigjährige, von ungeheuerm, nicht enden wollendem Jubel empfangen, tief gerührt und sichtbar bewegt die Worte sprach: „Geschmeichelt fühle ich mich nicht, aber gerührt durch diese Anerkennung der Vertreter eines großen und ehrwürdigen Volkes, in dessen Gefühl und Gedächtniß ich wenigstens von Jugend an gelebt und gewirkt habe. Was der einzelne verdient und gewirkt, ist eine Kleinigkeit; er geht in der Million der Gedanken und Gefühle, in der geistigen Entwickelung eines großen Volkes so mit wie ein kleines Tröpfchen im Ocean. Daß ich hier stehe, ein Greis, jenseit der Grenze, wo man wirken kann, war das Gefühl, als ich erschien — gleichsam wie ein gutes altes deutsches Gewissen, dessen ich mir bewußt bin (unermeßlicher Beifall unterbrach hier den Redner), daß ich erscheinen durfte unter vielen Männern, unter manchen Jünglingen, die ich das Glück gehabt habe zu kennen, auch das ist wie ein gutes altes deutsches Gewissen. Wer an die Ewigkeit seines Volkes glaubt" — abermaliger stürmischer Jubelruf unterbrach hier den Redner, welcher nun, durch die eigene Rührung am Weitersprechen gehindert, tief bewegt die Tribüne verließ. Der erhebende Eindruck dieser Scene ward aber noch gesteigert, als zuerst ein österreichischer Abgeordneter, Drinkwelder, den Antrag stellte, die Versammlung möge dem ehrwürdigen Arndt den Dank der Nation votiren für sein Lied „Was ist des Deutschen Vaterland", welches die Deutschen in der Zeit der Unterdrückung begeistert und vereinigt habe, als dann Soiron diesen Antrag dahin erweiterte: man möge ihm für seine Wirksamkeit im Sinne eines großen Deutschland danken, als endlich der alte Turnvater Jahn, Arndt's Genosse im Wirken und Leiden in und nach den Befreiungskriegen, hinzufügte: „Wenn Deutschland nicht mehr in Frage stehe, dann wolle man Arndt bitten, zu seinem Liede einen Vers hinzuzudichten, wie ihn dann diese glücklichere Zeit erheischen würde."

Wie hier die Vertreter der Nation, so brachte einige Zeit darauf die Nation selbst ihrem ältesten und bewährtesten Vorkämpfer persönlich eine verdiente, laute und glänzende Huldigung dar. Arndt hatte die Theilnahme an der Deputation zur Einholung des Reichsverwesers aus Gesundheitsrücksichten abgelehnt; als aber nach Aufrichtung der Reichsverfassung die darin neugeschaffene kaiserliche Gewalt über Deutschland durch feierliche Wahl der Nationalversammlung dem Oberhaupte des größten rein deutschen Staates, Preußen, übertragen war, und damit der sehnlichste Wunsch Arndt's seiner Erfüllung nahe gerückt schien, da konnte er es sich nicht versagen, die wiederum auf ihn zu allererst gefallene Wahl anzunehmen und sich der großen Deputation, welche dem Erwählten die deutsche Kaiserkrone darbieten sollte, anzuschließen. Diese Reise ward für Arndt zu einem wahren Triumphzuge. Er war der Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, der freudigen und verehrungsvollen Begrüßungen aller der Tausende, die sich bei jedem Haltpunkte an diese Absendung der Nationalversammlung herandrängte; sein Lied, von zahllosen Kehlen gesungen, ward der Festesgruß, der überall diese Absendung empfing und begleitete.

Aber noch einmal sollte Arndt den Schmerz erleben, auf die höchste Erhebung die tiefste Herabdrückung seiner patriotischen Hoffnungen folgen zu sehen. An dem scheinbar so glücklich begonnenen und hinausgeführten, dennoch unmittelbar am Ziele gescheiterten Werke verzweifelnd, verließ er mit dem größten Theile der Gagern'schen Partei am 21. Mai 1849 die Versammlung und zog sich wiederum in die Stille seines akademischen Lebens zurück. Er selbst blieb zwar diesmal unbelästigt, allein die Verwüstung der so mühsam gepflegten und so schöne Frucht verheißenden Aussaat nationaler und volksthümlicher Ideen erfüllte ihn mit tiefem Schmerz, und das brutale Schalten einer hirn- und maßlosen Reaction — ähnlich jener, welche er schon ein Menschenalter früher erlebt hatte — erregte mit ihren, die Entwickelung des Volksgeistes und selbst die Sicherheit Deutschlands gefährdenden, das Rechtsbewußtsein der Nation

verhöhnenden und zerstörenden Maßregeln seinen ganzen sittlichen und patriotischen Zorn, der sich in mündlichen und brieflichen Äußerungen und selbst in öffentlichen Kundgebungen, wie z. B. in seinen Einleitungsworten zu der „Germania" (1850) und in jenen inhaltschweren Versen: „Wol vieles wird vergeben und vergessen, doch nimmer Schleswig-Holstein, nimmer Hessen", unumwunden aussprach. Seinen Muth, seine Hoffnung, sein Vertrauen auf die unverwüstliche Kraft des deutschen Geistes, und seinen darauf und auf die ewigen Wege einer höhern Weltordnung gebauten Glauben an eine bessere Zukunft Deutschlands konnten aber diese neuesten trüben Erfahrungen so wenig wie jene frühern zerstören. Dieser Muth und dieses Vertrauen leuchten ebenfalls aus jeder seiner Äußerungen, bis in seine letzten Lebenstage, leuchten aus seinen „Blättern der Erinnerung, meistens um und aus der Paulskirche in Frankfurt" (1849), der letzten größern poetischen Gabe von ihm, leuchten aus seinem 1854 herausgegebenen Buche „Pro populo Germanico", wie endlich aus seinen schon früher erwähnten, im neunundachtzigsten Lebensjahre verfaßten Gedenkblättern an Stein und an die große Zeit der Befreiungskriege hervor.

Wie er über die neuesten Zeitläufe dachte und fühlte, immer sich selbst treu im Vertrauen auf die Vorsehung wie im heißen Sehnen und Streben nach dem Einen Ziel seines ganzen Lebens, der Erhebung seines theuern deutschen Vaterlandes zu größerer Kraft, Ehre und Einigkeit, davon mögen nachfolgend nur zwei Stellen aus noch ungedruckten Briefen des ehrwürdigen Alten Zeugniß ablegen, die eine im Jahre 1850, die andere im Jahre 1860 ganz kurz vor seinem Tode geschrieben. In der erstern heißt es: „Ihre Hoffnung, daß Preußen sich doch noch ermannen und gutes Leben in die deutsche Bewegung bringen könne, möchte ich sie doch theilen können! Selbst einen Krieg könnte ich wünschen, wenn als Grund und Ziel desselben das Edle, Freie und Deutsche vorangestellt und in solchem Sinn wirklich gekämpft würde. Aber ich sehe den Mann und die Männer nicht, die solches wollen und führen könnten. Gebe Gott, daß uns der preußische Reichstag irgendein Belebendes, Erquickendes, die Halbheit und die Feigheit Entblößendes und Zermalmendes bringe! Welches Herz ist nicht jetzt zerrissen von Hessens und Holsteins Lage, und was man Österreich und seinen Trabanten gegen sie erlaubt. Andere Unruhe, welche eben Herz, Haus und Geldbeutel in diesen Wochen anstößt, werden Sie begreiflich finden, wenn ich Ihnen erzähle, daß vier meiner Söhne mit preußischen Landwehren ausziehen, von welchen der jüngste noch in Holstein bei den Jägern steht. Alles dies gern, wenn es nicht bloßer Schein, sondern Vaterland und Recht und Freiheit gelten soll; aber Menschenherz bleibt doch Menschenherz, wenn das meinige auch nicht aus weichlichem Teige geformt ist."

In einem nächsten Briefe aber (vom Februar 1851) schloß er doch wieder mit dem hoffnungsvollen Ausruf: „Ade, lassen Sie uns Muth behalten!" Am 8. Febr. 1860 schrieb der mehr als Neunzigjährige: „Ein fröhliches glückliches Jahr 1860 zuvor, Ihnen, theuerer Freund, und dem gesammten lieben Vaterlande! Dank! Dank! muß der Neunziger rufen Ihnen und vielen Tapfern und Frommen, die ihm so freundlich mit Liebes- und Ehrenzeichen an seinem Ehren- und Gedächtnißtage entgegengekommen sind. Gottlob! er hat ja noch Athem, es leidlich zu tragen, und Ihr, lieber Freund, sollt hören, daß er dies ohne Brille schreibt und ohne Krückstock noch vier bis fünf Meilen über Berg und Thal laufen kann. Möchten unsere deutschen Dinge nur auch so frisch und lustig laufen! Doch heute keine Politik, sondern nur den großen breiten Wunsch für uns alle und für das ganze liebe Vaterland."

Das also ist — um es hier am Schluß nochmals in einem Gesammtausdruck zusammenzufassen — der tiefste Kern von dem Wesen Arndt's, das ist der Eindruck, den das hier entrollte Bild von seinem Leben und Wirken, wofern uns nur gelungen ist, dasselbe lebensgetreu abzuspiegeln, auf jeden machen wird — der Eindruck einer in der Kraft und Reinheit ihres Strebens weder zu beugenden noch zu beirrenden, darum aber auch an die Unverwüstlichkeit dessen, was sie erstrebte oder festhielt, und an das endliche Gelingen dessen, was sie als gut, recht und nothwendig erkannte, unverrückbar glaubenden Natur. Eine solche Natur im vollsten Sinne des Wortes war Arndt, gesund durch und durch an Leib und Seele, unberührt von den Verzärtelungen und Ausschweifungen, denen namentlich die Zeit seiner Jugend in so vieler Hinsicht, im Sinnlichen nicht blos, sondern auch und zum Theil in noch bedenklicherer Weise im Geistigen, verfallen war; in seinem Denken, Urtheilen und Wollen schlicht, nicht von hohem Fluge der Gedanken oder künstlichen und feinen Weisen, aber immer gerade aufs Ziel losgehend und darum das Rechte und zumeist Nothwendige nicht leicht verfehlend; kein Mann der Speculation und Abstraction, aber um so mehr des praktischen gesunden Verstandes; keiner, der nach Theorien und Systemen jagte, sondern der die Dinge nahm wie sie lagen, dennoch aber

immer den höchsten Zielen zustrebte, mit der Energie eines sittlich und patriotisch geläuterten und gefesteten Willens; ein Kenner und Verehrer der Geschichte, der seine Mahnungen an die Gegenwart und seine Musterbilder für die Zukunft gern soviel als möglich aus der Vergangenheit entnahm, aber, eben weil er ein rechter Forscher in der Geschichte war, mit offenen Augen und unverkünsteltem Sinne, kein blinder Lobredner der Vergangenheit auf Kosten der Gegenwart, sondern ein ruhiger, unparteiischer Abwäger des Guten hier wie dort, voll frohen und frischen Glaubens an einen unaufhaltsamen Fortschritt der Menschheit im ganzen und unserer Nation im besondern, und an den endlichen, wenn auch langsamen und mühevollen Sieg der sittlichen Veredlung, des Rechts, einer vernünftigen gesetzlichen Freiheit und einer naturgemäßen Entwickelung des Nationalgeistes über alle entgegenstehende Hindernisse.

So war Arndt, und weil er so war, lebt er in den Herzen des Volks in allerweitesten Kreisen, hochverehrt und geliebt von alt und jung, von allen Redlichen, selbst ohne Unterschied der bestimmten politischen Parteiung. Ein Zeugniß dessen ist unter andern das warme Lob, welches in dem Artikel über ihn im Welcker'schen „Staats-Lexikon", dritte Auflage, ihm von zwei ungleich Jüngern, die aus einer ganz andern Zeit herausgewachsen sind und in vielem auf ganz anderm Standpunkte stehen, rückhaltslos gezollt wird. So auch erklärt sich die allgemeine Theilnahme bei der Feier seines neunzigsten Geburtstags, so die allgemeine Trauer bei seinem sobald darauf erfolgten Tode. Weil er, der eine so lange und so inhaltreiche Vergangenheit hinter sich hatte, gleichwol noch so frisch, so theilnahmevoll, so ganz ihr zugewandt mit der unmittelbarsten Gegenwart lebte, er, ein Greis, weit über das gewohnte Maß menschlichen Lebens hinaus, und doch noch wie ein Jüngling an Körper und Geist, und wie ein Kind an Innigkeit und Einfachheit der Empfindung, so schien es fast, als hätte die Zeit keine Gewalt über ihn, als solle er uns gar nicht entnommen werden, als müsse er bei uns bleiben, mindestens so lange, bis erreicht sei, wonach er selbst gestrebt und die andern zu streben angefeuert — bleiben und wirken „wie ein altes gutes deutsches Gewissen", die Verzagenden stärkend, die Schwankenden in der Treue befestigend, die Verzagenden beschämend und die Feinde des Rechten und Guten mit der Wucht seines heiligen Zornes niederschmetternd. Sein Name wenigstens und sein Bild wird unverlöschlich fortleben in der deutschen Nation und ihr voranleuchten in den Kämpfen, die sie nach den von ihm gezeigten Zielen und nach dem von ihm gegebenen Beispiel noch ferner zu kämpfen haben wird und die sie — das walte Gott! — seiner würdig bestehen möge!

Das Amurland.

Die in den letzten Decennien erfolgten Erweiterungen des russischen Reichs in Asien, vom Kaukasus, dem orenburgischen Lande und Sibirien aus, haben in neuester Zeit viele Federn in Bewegung gesetzt. Es wurden die politischen Folgen nach allen Seiten hin und von den verschiedensten Standpunkten aus in Erwägung gezogen, man studirte wieder die frühere Geschichte der neuerworbenen Gebiete, die Naturforscher, die überall rasch bei der Hand sind, wo sich ein neues Feld für ihre Untersuchungen öffnet, lieferten alsbald den Stoff zu naturhistorischen Werken und Abhandlungen und schnell folgten auch die Geometer und Geographen, um die willkommene Gelegenheit für ihre Zwecke zu benutzen. Über keine der neuen Erwerbungen Rußlands aber ist so viel geschrieben worden und in keiner hat man die Erforschung des Landes mit solcher Energie betrieben wie im Amurlande. Wie fast bei allen neuen Colonien — z. B. den australischen, Neuseeland, Britisch-Columbia — anfangs die Ansichten über den Werth und die Zukunft weit auseinander gingen, so stoßen wir auch in den zahlreichen Schriften über den Amur auf die widersprechendsten Meinungen, vorzugsweise in Rußland, aber auch in der deutschen und westeuropäischen Literatur. Doch ist man schon jetzt, nachdem die russische Herrschaft am Amur kaum zehn Jahre bestanden und zuverlässigere Nachrichten über das Land erst seit etwa vier Jahren nach Europa gelangt sind, bedeutend ruhiger geworden, die extremen Ansichten verschwinden mehr und mehr und man gewöhnt sich daran, statt der gehofften oder auch gefürchteten raschen Umwälzung im Welthandel und in der Machtstellung der verschiedenen Nationen im Großen Ocean, einen langsamern und natürlichern Gang der Dinge, eine nur sehr allmähliche Entwickelung des neuen Gebiets zu erwarten. Ziemlich alle stimmen jetzt darin überein, daß das Amurland die natürlichen Bedingungen zu einer bedeutendern Entwickelung besitzt als

das benachbarte Sibirien, daß es sich für Ackerbau und Viehzucht gut eignet, eine zahlreiche Bevölkerung ernähren kann, außerordentlich reich an Bauholz, an Fischen und jagdbaren Thieren ist und namentlich an dem Amur selbst, diesem großen, über 3000 Werst weit schiffbaren Strome, einen unschätzbaren Vorzug vor Sibirien besitzt, dessen Flüsse nie von größerm Nutzen werden können, da sie sich in das unnahbare Eismeer ergießen; daß aber auf der andern Seite der Mangel an Bewohnern die Verwirklichung der Hoffnungen auf ein blühendes Leben an den Ufern dieses Flusses noch auf lange Zeit hinaus verschieben muß, und daß die verkündete Cultur südlicher Producte, wie Wein, Reis, Thee, Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, nur ein goldener Traum war.

Zu diesen abgeklärten, gemäßigten Ansichten ist man durch die genauern wissenschaftlichen Untersuchungen gekommen, die während der letzten fünf bis sechs Jahre an Ort und Stelle ausgeführt wurden und deren hauptsächlichste Resultate wir im Folgenden kurz zusammenstellen wollen, nachdem wir einige orientirende geographische und historische Bemerkungen vorausgeschickt haben werden.

Der Amurstrom und sein Flußgebiet.

Der Amur entsteht durch die Vereinigung des Argun mit der Schilka bei dem Dorfe Ust-Strelotschnoi in 53° 20′ nördl. Br. und 121° 40′ östl. L. von Greenwich, durchströmt mit einer großen südlichen Biegung, die seinen mittlern Theil bis zur Parallele von 47½° hinabbringt, die ganze Nordhälfte der Mandschurei und ergießt sich bei der Festung Nikolajewsk in 53° nördl. Br. und 141° östl. L. in ein seichtes Meeresbecken, den Amur-Liman, der im Osten durch die langgestreckte Insel Sachalin vom Großen Ocean getrennt, gegen Norden mit dem Ochotskischen Meere und gegen Süden durch die enge Mamiastraße mit der tatarischen Meerenge in Verbindung steht. Abgesehen von den Quellflüssen Schilka und Argun, die von dem Hochland der Mongolei und dessen nördlichen Randgebirgen herabkommen, umfaßt das Flußgebiet des Amur das ganze, 14 Breiten- und 20 Längengrade einnehmende Land zwischen dem Stanowoigebirge im Norden, dem Schan-alin oder Weißen Gebirge im Süden, dem Chingangebirge im Westen und dem Ocean im Osten, also das, was man sonst die Mandschurei nannte mit Ausnahme der Provinz Leao-tung südlich vom Schan-alin. Ein Gebirgszug, der sich in 51° nördl. Br. vom Chingangebirge abzweigt, gegen Osten und Südosten zum mittlern Laufe des Amur streicht und jenseit desselben sich nordöstlich nach dem Stanowoigebirge wendet, theilt das Gebiet gleichsam in zwei Becken, ein nordwestliches mit dem von Nordwest gegen Südost gerichteten Oberlauf des Amur und den großen, von Norden her aus dem Stanowoigebirge kommenden Nebenflüssen Dseja und Bureja, und ein viel ausgedehnteres in Süd, Südost und Ost mit dem von Südwest gegen Nordost gerichteten Unterlauf des Amur, mit dem Sungari, Ussuri, Gorin, Amgun und andern Nebenflüssen. Der Gebirgszug, welcher diese beiden Becken trennt, wurde früher allgemein Kleiner Chingan genannt, A. Th. von Middendorff hat aber vorgeschlagen, ihm den Namen Burejagebirge zu geben nach dem Flusse, der bei seiner Abzweigung vom Stanowoigebirge entspringt und ihm bis zum Amur zur Seite bleibt; diesem Vorschlage sind denn auch die bedeutendsten Autoren beigetreten. Der Amur durchbricht den Gebirgszug zwischen den Mündungen der Bureja und des Sungari, wie er schon bei seiner Entstehung das Chingangebirge durchbrechen mußte und sich auch kurz vor seiner Mündung einen Weg durch das Küstengebirge bahnt, welches vom Schan-alin an nordöstlich ziehend das Flußgebiet des Amur von dem schmalen Küstenstrich längs der tatarischen Meerenge scheidet.

Von Ust-Strelotschnoi an windet sich der Amur durch die bewaldeten Ausläufer des Chingan- und Stanowoigebirges gerade gegen Osten in einem felsigen Thale, das er fast vollständig ausfüllt; gleichmäßig in einem einzigen tiefen Arm dahinströmend ist er hier selbst mit größern Schiffen leicht zu befahren. Aus den schroffen, wilden Bergen im Norden empfängt er den Amasare, Uritschi und Oldo, drei nicht unbedeutende Flüsse, die seine Wassermasse sichtbar vermehren, während von Süden her nur kleine Gebirgsbäche in großer Menge ihm zufallen. Wo sich die Berge zuerst etwas von dem Flusse entfernen und Raum zu schönen Weideflächen lassen, stand einst am nördlichen Ufer, 50 Fuß über dem Strome und in beherrschender Lage die russische Festung Albasin, von der nur noch der Wall sichtbar ist. Ihr gegenüber mündet die von Westen kommende Albasicha (oder Emuri), welche ein wald- und wiesenreiches Thal ziemlich parallel mit dem obersten Theile des Amur durchfließt. An ihrer Mündung hat sich eine niedrige, zwei Werst lange Insel gebildet, auf der man noch die Spuren der von den Mandschu-Chinesen gegen Albasin errichteten Batterien erkennt. Von da an bleibt das Thal des Amur

offener, die Bergrücken halten sich in größerer Ferne und nähern sich den Ufern nur von Zeit zu Zeit in steilen Felspartien, auch werden sie allmählich niedriger. Während oberhalb Albasin nur dicht an den Ufern Inseln vorkommen und diese meist nur durch hohe Fluten gebildet werden, welche zur Regenzeit das Niveau des Flusses manchmal in zwei- oder dreimal 24 Stunden um zwei Klaftern und mehr erhöhen, treten unterhalb Albasin auch in der Mitte des Flusses zahlreiche Inseln in ganzen Archipelen auf und erschweren die Schiffahrt durch die Theilung des Fahrwassers. Bei dem Felsen Malaja-Nadeschda (Kleine Hoffnung) in 126° östl. L., wo das Wasser über einer Barre im Flusse bei niedrigem Wasserstande nur 3 Fuß Tiefe hat, wendet sich der Amur gegen Südsüdost. Er passirt den 250 Fuß hohen Zagajanberg, der sich im Halbkreis mit steilen weißen Sandsteinwänden am linken Ufer erhebt und bisweilen aus mehreren, in einem horizontalen schwarzen Streifen (vielleicht Kohlenflötze) befindlichen Löchern Rauchwolken ausstößt, ferner die Vorgebirge Kasakewicz und Korsakow, zwei 300 Fuß hohe Sandsteinmassen, von denen die erstere einen Felsen von menschenähnlicher Gestalt mit einem Helme auf dem Kopf zur Seite hat, und nimmt dann unter 51½° nördl. Br. den Komar, den bedeutendsten seiner bisherigen Zuflüsse, auf. Dieser entspringt auf dem Chingangebirge, fließt in westöstlicher Richtung, theils zwischen Bergen, theils durch wiesenreiche Gegenden und hat auf einer Strecke von ungefähr 250 Werst aufwärts eine Tiefe von einer Klafter. Seine Umgebungen sollen reich an Jagdthieren sein und bilden im Winter den Sammelplatz zahlreicher nomadisirender Stämme. An der Mündung des Komar, wo schon Chabarow im Jahre 1651 einen Ostrog gebaut hatte, stand noch im Jahre 1855 der nördlichste mandschurische Wachtposten, während jetzt am linken Ufer, dieser Stelle gegenüber das russische Komarskoi-Piket errichtet ist. Von da bis zur Dsejamündung umsäumen wieder niedrige, nur bis 300 Fuß hohe Bergkämme von beiden Seiten den Amur, der von wenigen zerstreuten Inseln besetzt, bald hier bald dort an ihren Abhängen anprallt und bei dem mandschurischen Wachtposten Ulussu-modon zwei starke Krümmungen beschreibt.

An der Dseja (127½° östl. L.) geht die Gebirgsgegend in weitgestreckte baumlose Ebenen über, die gegen Norden vollkommen eben bis zum Horizont sich hinziehen und gegen Süden nur leicht von einzelnen Hügeln unterbrochen werden. Dieser große Strom entspringt auf den Südabhängen des Stanowoigebirges, wo seine zahlreichen Quellflüsse eine Menge morastiger Thäler zwischen hohen, mit Urwald bedeckten Gebirgszügen entwässern; aber schon nach einem kurzen südwestlichen Lauf von etwa 300 Werst, wo er bereits eine Breite von 1800 Fuß angenommen hat, tritt er in ebenes Steppenland (etwa unter 54° nördl. Br.), durch welches er langsamen Laufs nach Süden strömt. Er nimmt nun von Nordwest her den Gilu und Ur auf, wendet sich nach Südost, vereinigt sich in 52° nördl. Br. mit der gleich bedeutenden Selimdschi, die von Ost durch ein weites Prairiethal herbeikommt, und gelangt südlich und südwestlich durch ganz waldleere, endlose Ebenen mit Sümpfen und Seen zum Amur. Mit einer gigantischen Mündung von 2 Werst Breite ergießt die Dseja ihre langsamen, trüben Gewässer in den reißenden, klaren Hauptstrom (50½° nördl. Br.). In dem Winkel, welchen sie mit dem obern Amurlaufe bildet, wurde von den Russen das Seiskoi-Piket errichtet, an dessen Stelle jetzt die Hauptstadt des Amurlandes, Blagowestschensk, sich erhebt.

Das Wasservolumen des Amur erhält durch die Dseja einen sehr bedeutenden Zuwachs, von hier an präsentirt er sich erst als ein großer Strom und sein Bett nimmt auf einen halben Breitengrad Entfernung die südliche Richtung des Nebenflusses an. Seine Ufer beleben hier eine Menge mandschurische Dörfer, umgeben von bestellten Feldern und Weiden mit Rinderheerden, auch liegt hier an seinem rechten Ufer die kleine chinesisch-mandschurische Stadt Aigun oder Sachalin-ula-choton, ein mit Palissaden umgebener Platz, der eine Citadelle und einige hundert symmetrisch geordnete Erdhütten einschließt. Hier befindet sich Hafen und Admiralität der kleinen chinesischen Amurflotte. Der Fluß wendet sich unterhalb dieser Stadt wieder mehr gegen Osten, nimmt in seinem breiten Bette einen langsamern Lauf an und schließt eine Menge labyrinthische Inselarchipele ein. So nähert er sich der Bureja (oder Njumen), die in 49° 23′ nördl. Br. und 129° 40′ östl. L. von Norden her in ihn mündet, doch schon vorher bedecken sich seine Ufer mit Wald und nur in weiten Zwischenräumen sieht man einzelne von Äckern umgebene Häuser.

Die Bureja entspringt einem flachen und nicht sehr hohen Gebirgskamm (in 52° nördl. Br. und 135° östl. L.), der den Übergang vom Stanowoi- zum Burejagebirge bildet, geht mit einem mehrarmigen, inselreichen Bette durch ein breites Thal westlich, bis sie in 132° östl. L. den von Norden kommenden Niman aufnimmt, wendet sich dann gegen Südwest durch morastige Gras-

niederungen, empfängt von Osten her den Tormofluß und ergießt sich, $^{3}/_{4}$ Werst breit, zwischen einem niedrigen Prairieland und einem von lichtem Eichenwald bedeckten Hügel mit langsamer Strömung in den Amur. Nun wendet sich der letztere wieder mehr gegen Süd und tritt bei dem russischen Posten Chinganskoi-Piket in das Burejagebirge ein, das er auf einer Strecke von beinahe 200 Werst quer durchbricht. Das Gebirge steigt zuerst am rechten Ufer, gleich darauf auch am linken plötzlich aus der Ebene empor, fällt in steilen, finstern Felsen jäh zum Strome ab und ist durchweg und fast bis zur Spitze mit dichtem Nadelwalde, der auf südlichen Abhängen durch Laubwald ersetzt wird, bestanden. In einem vier Klafter tiefen Felsbett schießt der Amur mit einer Strömung, die bisweilen fünf Knoten erreicht, und mit zahlreichen Krümmungen durch die 800 Fuß hohen Berge, deren anfangs abgerundete Gipfel weiter unten zuckerhutähnliche oder prismatische Formen annehmen. In der ersten Hälfte des Durchbruchs zeigen die Ufer noch stellenweise kleine Ebenen, aber von einem mandschurischen Posten am kleinen Flusse Dou an wird der Strom im vollen Sinne des Worts von Steinmauern eingeschlossen, die ihn bis auf 1800 Fuß Breite einengen. Ungeachtet seines schnellen Laufs und hartnäckigen Kampfes mit den beengenden Felsen hat er von ihnen auch nicht eine Scholle Erde abreißen können, erst gegen den Ausgang der großartigen und malerischen Schlucht treten wieder zwei kleine Inseln auf. Die eine in der Nähe des rechten Ufers ist schmal, niedrig und birgt in dem dichten Laube der Birken, Eichen und Ulmen rankende Weinreben, welche die Aufmerksamkeit der aus Sibirien hierher gekommenen Russen ganz außerordentlich erregten; die andere Insel am linken Ufer ist ein hoher, steiler und wilder Fels mit röthlichen Wänden und malerisch gruppirten Sträuchern und Bäumen.

Aus dem Burejagebirge tritt der Amur in eine einförmige, aber fruchtbare Prairie, in welcher er bald seine südliche Richtung, die ihn bis $47^{1}/_{2}°$ nördl. Br. führte, gegen eine östliche vertauscht und als breiter mit endlosen Inselmassen besäeter Strom dem Sungari sich nähert. Diese Gegend ist fast ganz menschenleer, nur sehr selten sieht man das Zelt eines fischenden Golde, der vom Sungari auf kurze Zeit hierher gekommen ist. Erst an der Mündung des letztern (47° $42^{1}/_{2}'$ nördl. Br. 132° 33′ östl. L.), wo wieder einige Hügelketten den Horizont unterbrechen, zeigen sich drei oder vier Häuschen, welche den mandschurischen Wachtposten Dschang-Dschu bilden.

Man hat noch nicht entscheiden können, welcher von den beiden hier zusammenkommenden Strömen als Hauptfluß zu betrachten sei. Die Eingeborenen halten den Sungari für denselben und L. von Schrenck ist geneigt, ihnen recht zu geben, aber die Zertheilung des Amur in mehrere Arme läßt ihn vielleicht kleiner erscheinen, als er wirklich ist, und wenn man sagt, der Amur nehme die Richtung des Sungari an, so bezieht sich das blos auf seinen rechten Arm, der linke behält nach wie vor dieselbe Richtung, und der Sungari, der in seinem untersten Theile fast genau nach Norden fließt, fügt sich in diese ostnordöstliche Richtung. Jedenfalls kann der Sungari dem obern Amur an Wassermasse nicht viel nachstehen und sein Stromgebiet, wenn auch nicht so ausgedehnt wie das des letztern, umfaßt einen großen Theil der Mandschurei. Er entspringt am nordwestlichen Abhange des Schneegebirges Schan-alin, welches Korea von der Mandschurei scheidet, und fließt durch bergige rauhe Gegenden nordwestlich bei der großen Stadt Girin vorbei dem Hochlande Kortschin zu, welches mit seinen Sanddünen, Salzgründen, Wassermangel und elenden Vegetation die östlichste Fortsetzung der Wüste Gobi bildet. Hier, in 125° östl. L. und $45^{1}/_{2}°$ nördl. Br. nimmt er den Nonni auf, dessen Quellen am Chingangebirge bis 51° nördl. Br. hinauf zu suchen sind und der in südlicher Richtung durch ein Steppenland bei den Städten Mergen und Tsitsicar vorüber dem Sungari zuströmt. Dieser wendet sich darauf scharf gegen Osten und geht als inselfreier, schon mächtig breiter Fluß durch wald- und prairienreiches Land der Vereinigung mit dem Hulcha entgegen, der von den Vorbergen des Schan-alin im Süden kommend bei der Stadt Ninguta vorbeifließt und durch eine breite, zum Theil angebaute Ebene nordwärts dem Sungari zufällt. Von der Confluenz (46° nördl. Br. 130° östl. L.), in deren Nähe die Stadt San-sim oder Itsche-choton gelegen ist, schlägt der Fluß eine nordöstliche Richtung ein und gelangt so in die Prairie, welche dem Burejagebirge östlich vorliegt und in welcher er sich nach mehrfachen Krümmungen mit dem Amur vereinigt. Fast sein ganzes Gebiet befindet sich noch im Urzustande, nur einige kleine Striche sind cultivirt, während alles übrige theils von waldigem Bergland, theils von Prairien und Sümpfen eingenommen wird. Die dünngesäeten Bewohner sind Golde (Ju-pi-ta-tse der Chinesen), Mandschu und Chinesen, letztere meist Verbannte, denn die Mandschurei ist das chinesische Sibirien.

Nach der Vereinigung mit dem Sungari hat der Amur, der von nun an bei den Einge-

borenen den Namen Mangu trägt, ein so breites und mit niedrigen Inseln so dicht besetztes Bett, daß man selten beide Ufer zugleich erblicken kann. Im Süden treten einige Granithöhen an ihn heran, sonst bleibt sich aber der Charakter seiner Ufer gleich bis zur Mündung des Ussuri (48° 16′ nördl. Br. und 135° 6′ östl. L.), der über eine Werst breit und langsamen Laufes durch niederes Wiesenland von Süden herankommt. Verfolgt man diesen schönen Fluß stromaufwärts, so findet man noch bis zum 46. Breitengrad dieselben Prairien wie am südlichen Amur, von der Mündung des reißenden, von Osten kommenden Ema an treten bewaldete Berge an seine Ufer und umschließen alle seine Quellflüsse, von denen der eine den Ausfluß des großen Kengkatalyasees (in 45° nördl. Br. 133½° östl. L.) bildet, während ein anderer unfern der Küste in 44° nördl. Br. auf dem sogenannten Küstengebirge entspringt. Aus dem mit Eichenwäldern bedeckten Berglande, welches ihn vom Hulcha und Sungari trennt, empfängt er unter andern den Muren und den Noor, aus dem Küstengebirge im Osten eine große Anzahl kleinerer Flüsse, wie den Ema, Biki, Poor, Kij u. a. Die Thäler der südlichen und östlichen Zuflüsse bewohnen Orotschen, die geringe Bevölkerung des Ussuri selbst besteht dagegen aus Golde und Chinesen.

Der Ussuri bildet die Grenze der menschenleeren Einöde, durch welche der Amur von den Ebenen um Aigun an seinen Lauf genommen hat; seit der Mündung des Sungari traf man zwar schon einzelne kleine Dörfer an den Ufern, aber hier zeigen sie sich zuerst wieder in größerer Menge und begleiten nun den Strom in wenig unterbrochenen Reihen bis zur Mündung. Zugleich trennt der Ussuri die endlosen Ebenen von dem Gebirgslande des Küstengebiets, welches den Amur zwingt, eine nördlichere Richtung einzuschlagen, bis er endlich weit oben in 53° nördl. Br. einen Ausweg nach dem Meere findet. Gleich an der Mündung des Ussuri erhebt sich der bedeutende Gebirgsstock des Chöchzier mit spitzen, zackigen Gipfeln, weiterhin tritt das Geonggebirge an den Amur heran und so hat er bis zur Mündung mit Bergvorsprüngen zu kämpfen, sodaß er häufig von seiner nordnordöstlichen Richtung abweichen muß. Dabei findet er aber Raum genug, sich oft sehr weit auszubreiten, in mehrere Arme zu theilen und große Inselarchipele zu umspannen. Das linke Ufer bleibt noch bis zum 50. Breitengrade ziemlich flach, sodaß man lange das entfernte Wandagebirge, einen östlichen Zweig des Burejagebirges, im Auge behält; von diesem Parallel an erheben sich aber auch hier Bergzüge, die den Fluß bis nach Kidsi hin beengen. Bei dem Dorfe Kidsi, wo die Russen die Festung Mariinsk gebaut haben (51° 42′ nördl. Br. 140° 12′ östl. L.), weichen die Berge zu beiden Seiten auseinander, sodaß sich ein großer seichter See bilden konnte, der sich der Küste in der Gegend der Castriesbai bis auf 15 Werst nähert und von ihr nur durch niedrige Höhenzüge getrennt ist. Dies schien die geeignetste Stelle für den Durchbruch des Stroms nach dem Meere, aber ähnlich der Donau in der Dobrudscha zog er es vor, seinen Lauf noch eine Strecke weit nordwärts fortzusetzen, indem er ein rauhes Gebirgsland umsäumt, das sich über 2000 Fuß hoch erhebt und oft in 300 Fuß hohen Felsenwänden zum Flusse abfällt. An seinem linken Ufer breitet sich hier eine wellenförmige, sumpfige und bewaldete Fläche aus, die von dem Amgun durchströmt wird und in der sich die Seen Udal, Orel und Tschlja von dem Amur abzweigen. Beim Vorgebirge Tebach (53° 10′ nördl. Br.) aber wendet sich der Strom plötzlich nach Osten und Südosten durch das rauhe Bergland und ergießt sich unterhalb der russischen Festung Nikolajewsk (53° 8′ 19″ nördl. Br. 140° 42′ 58,5″ östl. L.) in den weiten, größtentheils seichten und schwierig zu befahrenden Liman, der die Insel Sachalin vom Festlande trennt.

Auf seinem untern, im allgemeinen nordnordöstlichen Laufe erhält der Amur von Westen und namentlich von Osten zahlreiche Zuflüsse; die bedeutendsten sind auf letzterer Seite der Dondon (49° 10′ nördl. Br.) und der reißende Chungar (50° 10′ nördl. Br.), auf ersterer der Gorin (50° 44′ nördl. Br.) und der Amgun (53° nördl. Br.), welcher letztere in der Nähe der Burejaquellen an der Vereinigung des Stanowoi- mit dem Burejagebirge entspringt. Die vielen Inseln und Arme mit wechselnder Tiefe, die zahlreichen Bänke und Riffe, die oft sehr starke Strömung machen die Schiffahrt auf diesem Theil des Amur schwierig und gefährlich und die Russen waren anfangs froh, die Pilotendienste der gutmüthigen und kundigen Golde benutzen zu können, bis mit der Zeit eine genauere Kenntniß des Stroms die Hauptschwierigkeiten überwunden hat.

Das Gebirgsland zwischen dem Amur und Ussuri gegen Westen und der Küste gegen Osten ist nur sehr wenig bekannt; es scheint meist dicht bewaldet zu sein und fällt überall steil zur Küste ab, von der aus sich nackte und schroffe Berge in mächtigen Felsbänken über die Waldregion hinaus zu einer Höhe von 3600—4200 Fuß über dem Meere emporthürmen. Mit Ausnahme

weniger Orotschen, welche an den Zuflüssen des Amur und Ussuri wohnen, und auf ihren Streifzügen auch das Gebirge nach der Küste hin überschreiten, trifft man in diesem ganzen Küstengebiete kein menschliches Wesen. Das Meeresufer ist fast durchweg steil und mit Nadelwald bewachsen, ohne bedeutendere Flüsse, aber reich an schönen Häfen, deren die Aufnahmen der letzten Jahre eine ganze Reihe nachgewiesen haben. Der am längsten bekannte ist die Castriesbai in 51° 28′ nördl. Br. und 140° 49′ östl. L., die schon jetzt viel besucht und durch die im Bau begriffene Eisenbahn von ihr nach dem Amur bei Mariinsk eine große Bedeutung gewinnen wird. Weiter gegen Süden findet man die Hadschibai (Kaiserhafen der Russen, Barracoutabai der Engländer in 49° 1½′ nördl. Br. und 140° 19½′ östl. L.), die einen ganz von hohen Felsen eingeschlossenen Fjord darstellt; ferner die Ternaybai (45° 13′ nördl. Br.), die Lapeyrouse im Juni 1787 besuchte, die von dem russischen Dampfer Amerika im Jahre 1857 vermessenen Baien Wladimir und Olga (Michael Seymour) nahe dem 44. Parallel, und endlich an der Südküste die schöne Victoriabai mit den tiefeinschneidenden Golfen Napoleon und Guerin, und nahe an der koreanischen Grenze der Possiethafen. Diese sichern und geräumigen Häfen sind für die Entwickelung der russischen Seemacht in den Gewässern des Großen Ocean von unschätzbarer Wichtigkeit und das um so mehr, da der Zugang zu dem Amur selbst durch die seichte Beschaffenheit seines Liman für große Schiffe schwierig ist.

Geographisch wie politisch wird die Insel Sachalin dem Amurlande zugerechnet, die in meridionaler Längenrichtung vom 46. bis jenseit des 54. Parallels die tatarische Meerenge und den Amurliman vom Großen Ocean scheidet. Sie beginnt im Süden an der Straße von Lapeyrouse, welche sie von der Insel Jesso trennt, mit zwei schmalen, in Cap Aniwa und Cap Crillon auslaufenden und die Aniwabai einschließenden Armen, und erstreckt sich als ganz schmaler, durchschnittlich nur 10 Meilen breiter Streifen bis zum 49. Parallel, wo sie plötzlich die dreifache Breite annimmt und den gegen Süd geöffneten großen Golf der Geduld bildet. Unter 52° 13′ nördl. Br. kommt sie der mandschurischen Küste bei Cap Lasarew so nahe, daß nur eine ganz enge, bis 15 Fuß tiefe, nach dem japanischen Reisenden Mamia benannte Straße übrig bleibt, mittels deren man aus der tatarischen Meerenge in den Amur-Liman gelangen kann. In 53½° nördl. Br. wird die Insel wieder bedeutend schmäler und jenseit des 54. Parallels endet sie mit den Caps Maria und Elisabeth. Ein ansehnliches Gebirge mit steilen, zerrissenen Gipfeln, dessen nördlicher Theil auch im Sommer mit Schnee bedeckt sein soll, durchzieht Sachalin seiner ganzen Länge nach und fällt im Norden steil in felsigen schwarzen Abhängen, im Süden ebenso in Abstürzen von Mergel oder Sandstein zum Meere ab, während die der Amurmündung gegenüberliegende West- und ihr entsprechend auch die Ostküste der Insel aus flachen langen Sanddünen besteht. Der südliche schmale Theil der Insel ist schön bewaldet und an der Westküste ziehen sich die Waldungen, abwechselnd mit Wiesen und Gesträuch, bis zur Breite der Castriesbai hin, wo sie dann ärmlichem Lärchengestrüpp auf sumpfigem Boden Platz machen; aber an der Ostküste wird der Wald schon von dem Golf der Geduld an verkrüppelt und bei Cap Delisle (51° nördl. Br.) beginnt sandiges flaches Uferland mit dünnem Lärchenwald, der sich bis an die Nordspitze fortsetzt und diesem Theil der Insel ein hochnordisches Aussehen gibt. Im Innern, namentlich im Thal des Tymyflusses, der die Insel fast ihrer ganzen Breite nach von Südwest nach Nordost durchfließt und nahe dem 52. Parallel an der Ostküste mündet, gewähren die Nadelwälder auf den Höhen und die Laubwälder in den Niederungen einen freundlichen Anblick.

Entdeckungsgeschichte und Literatur.

Diesem raschen Überblick über die geographischen Grundzüge des Amurlandes möge hier eine Skizze seiner Entdeckungsgeschichte folgen, die mit seiner politischen Geschichte wenigstens insoweit zusammenfällt, als die Beziehungen zu Rußland und seine endliche Besitznahme durch diese Macht in Betracht kommen.

Die erste zuverlässigere Karte der Mandschurei verdankt man den Jesuitenpatres, die zu Anfang des 18. Jahrhunderts große Aufnahmen daselbst ausführten. Der dritte Kaiser aus der gegenwärtig über China herrschenden Mandschudynastie, der auch wegen seiner Liebe zu den mathematischen und geographischen Wissenschaften vielgerühmte Kaiser Ching-tsou, faßte im sechsundvierzigsten Jahre seiner Regierung (Khang-hi), welches dem Jahre 1707 unserer Zeitrechnung entspricht, den Entschluß, sich der an seinem Hofe befindlichen europäischen Mathematiker zu einer Vermessung seines Reiches zu bedienen, um die alten, von den mongolischen Astronomen der Youandynastie im 14. Jahrhundert entworfenen Karten durch genauere zu ersetzen. Nachdem eine Commission einheimischer Beamter zur Leitung des Unternehmens niedergesetzt

war, verließen die vorläufig mit der Ausführung beauftragten Jesuitenpatres J. B. Regis, Peter Jartoux und Flor. Bouvet am 4. Juli 1708 den kaiserlichen Hof, um zunächst zur Vermessung der Großen Mauer zu schreiten. Schon am 16. Jan. 1709 konnten die fleißigen Patres eine 15 Fuß lange Karte der Mauer dem Kaiser vorlegen, der sie sodann zur Anfertigung einer gleich genauen Karte des Weißen Berges abschickte. Am 8. Mai 1709 verließen daher die Patres Regis und Jartoux, denen der deutsche Pater Fridel beigesellt wurde, die Hauptstadt abermals, um durch die Provinz Leao-tung, längs der Nordgrenze von Korea und nordwärts bis zum Doudon, dem rechten Zufluß des untern Amur zu ziehen. Das Ergebniß ihrer bis zum Schluß des Jahres fortgesetzten Arbeiten war eine Karte der Provinz Leao-tung, der Gebiete von Girin-ula und Ninguta, des östlich vom Amur gelegenen Landes und der von den Quellarmen des Sungari und von der Burejakette begrenzten Steppen. Nachdem die Patres vom December 1709 bis Juni 1710 in der Provinz Petschili mit trigonometrischen Messungen beschäftigt gewesen, erhielten sie am 22. Juli 1710 den Befehl, abermals nach Norden aufzubrechen, um den westlichen und südwestlichen Theil des Amurgebiets zu vermessen, in welchem Ching-tsou die Waffenplätze von Saghalin-ula-choton, Mergen und Tsitsicar hatte erbauen lassen. Auf der Rückreise benutzten sie die Gelegenheit, welche ihnen die unabsehbare baum- und flußlose Ebene zwischen Tsitsicar und dem Golf von Leao-tung darbot, um dieselbe in einer Ausdehnung von sechs Breitegraden (47° bis 41° nördl. Br.) mit der Schnur zu messen, wobei zuerst eine merkliche Verschmälerung der Breitengrade nach Süden zu wahrgenommen wurde, deren genauere Bestimmung jedoch dazumal nicht möglich war. Bereits am 14. Dec. 1710 überreichten sie die neue Karte.*)

Diese Aufnahmen und Forschungen der Jesuitenpatres bildeten bis auf die neueste Zeit die Grundlage unserer gesammten Kenntnisse von dem Amurgebiete, und für große Theile des Landes, namentlich die südlichen und südwestlichen, sind sie auch jetzt noch nicht zu entbehren. Zwar älter, aber bei weitem nicht so genau und zuverlässig waren die Nachrichten, welche man von russischer Seite erhielt. Kosacken, die in dem neueroberten Ostsibirien, an der Mündung des Uljaflusses in das Ochotskische Meer eine Simowie erbaut hatten, hörten zuerst im Jahre 1639 von den Tungusen am Ud, daß sie mit einem seßhaften, ackerbauenden Volke an den Flüssen Seja und Silkar verkehrten und von ihnen Zobel gegen Getreide eintauschten. An einem andern Flusse, Omut, wohnten Tungusen, die mit einem Volke am untern Amur mit einer eigenen Sprache, den Natkani, Handel trieben. Für ihre Zobel bekämen sie von ihnen Silber, kupferne Kessel, gläserne Korallen, seidene und wollene Zeuge, die sie aber nicht selbst verfertigten, sondern anderswoher bekämen. An einem Flusse Mamur wohnten Leute, die das Land bebauten, Vieh hielten, Branntwein brennten und den Natkani auf dem Amur Mehl zuführten. Andere Nachrichten besagten, daß am obern Amur oder der Schilka ein Volk Dauri wohne, das reich an Vieh und Ackerland sei; einer ihrer Fürsten Lawkai wohne am Einflusse des Ura- (Urka-)Flusses in die Schilka, dort würde Silber gegraben und eingeschmolzen, das sie gegen Zobel verhandelten, die sie dann wieder an die Chinesen für seidene und andere Waaren verkauften. Solche Berichte gaben Veranlassung, daß im Jahre 1643 Wasilei Pojarkow von Jakutsk nach dem Amur geschickt wurde. Er ging vom Thal des Aldan über das Stanowoigebirge zu den Quellflüssen der Dseja, wo er mehrere daurische Ortschaften fand, und längs der Dseja zum Amur, dem er abwärts bis zum Meere folgte. Nachdem er seewärts zum Ulj und 1646 nach Jakutsk zurückgekehrt war, unternahmen einzelne Abenteuerer mehrfach kleinere Reisen zum obern Amur, und 1649 folgte der größere Zug von Jerofei Chabarow. Dieser erreichte vom Tugir, einem Nebenfluß der Olekma, die Wasserscheide überschreitend die Urka, welche ungefähr 100 Werst unterhalb der Vereinigung des Argun mit der Schilka von links in

*) St. Endlicher, „Atlas von China nach der Aufnahme der Jesuitenmissionare" (Wien 1843); ferner Du Halde, „Beschreibung des chinesischen Reichs und der Großen Tatarei" (Rostock 1749). Bd. IV, I, Abth. 1, Abschn. 1 u. 2: Beschreibung der drei Gouvernements der Mandschurei (Mukden, Kirin-ula-hotun, Tsitsicar) durch die Jesuitenpatres, welche dieselben aufgenommen (in der dritten Abtheilung ist die Reisebeschreibung des Pater Verbiest enthalten, welcher im Jahre 1682 mit dem Kaiser Khang-hi die Mandschurei besuchte, indem er am 23. März von Peking durch Leao-tung nach Girin und den Sungari hinab nach Ula [32 Meilen von Girin] ging und nach fünftägigem Aufenthalt daselbst durch Leao-tung nach Peking zurückkehrte, 9. Juni); Klaproth's „Mémoires relatifs à l'Asie"; Ritter's „Asien" und die neuen russischen Bearbeitungen desselben durch Semenow. Unter den Karten, welche auf den Arbeiten der Jesuiten beruhen, sind hauptsächlich zu nennen: d'Anville, „Carte générale de la Tatarie Chinoise et carte de l'Asie", 2e. partie; Klaproth, „Carte de la Mongolie, du pays des Mandchoux de la Corée et du Japon" (Paris); H. Berghaus, „Karte von China und Japan", im „Asia-Atlas" (Gotha 1842).

den Amur fällt, und legte nach etwa 100 Werst weiter östlich das Fort Jakſa, das spätere Albaſin, an. Da Lawkai mit seinem Volke geflüchtet war, sodaß die Russen überall nur leere Wohnungen fanden, so holte Chabarow Verstärkungen aus Jakutsk und zog mit diesen im Jahre 1651 erobernd und verheerend den Amur hinunter. Bei Einnahme eines festen Orts der Dauren tödteten die Russen nicht weniger als 661 Mann und erbeuteten 243 Weiber und Mädchen, 118 Kinder, 237 Pferde und 113 Rinder. Diese Gewaltthätigkeiten riefen einen verzweifelten Widerstand von seiten der Eingeborenen hervor. Als Chabarow an der Mündung des Ussuri überwinterte und etwa 100 Mann den Amur hinaufgeschickt hatte, um Lebensmittel beizuschaffen, überfielen ihn etwa 1000 Mann der umwohnenden Völkerschaften; mittels seiner Feuerwaffen schlug er sie zurück und selbst den Angriff eines vom Statthalter der Mandschurei abgeschickten Heeres von 2020 Mann, 6 Kanonen und 30 Flinten parirte er glücklich; da indeß die Chinesen mit verstärkter Macht zu kommen drohten, mußte er sich doch nach dem obern Amur zurückziehen, wo er an der Komarmündung den Komarskoi-Ostrog gründete, der längere Zeit der Centralpunkt der russischen Macht am Amur blieb. Seine Boten machten die glänzendsten Schilderungen vom Amurlande, es sei unerschöpflich an Reichthümern; Gold und Silber, Zobel, Hausthiere, Feld- und Baumfrüchte gebe es in Überfluß, die Einwohner trügen keine andern Kleider als aus Damast und Goldstücken verfertigte u. s. w. Die Kosacken eilten in Menge herbei, und nachdem Stepanow an Chabarow's Stelle den Oberbefehl übernommen hatte, wurden neue Raubzüge unternommen, so namentlich in den Jahren 1654 und 1655 auf dem Sungari, wo man gute Beute machte. Als aber Stepanow 1658 zum dritten male an den Sungari kam, erschlugen ihn die Chinesen mit seiner ganzen Schar. Mehrere Jahre zeigte sich kein Russe am Amur, bis der Kosacke Tschernigowski, der in Kirensk an der Lena den Bojaren Obuchow ermordet hatte, 1665 mit andern Flüchtigen zum Amur zog, wo er Albaſin wieder aufbaute und befestigte. Er unterwarf sich 1670 gegen Vergessen alles Geschehenen dem Wojwoden von Nertschinsk, und nun zogen zahlreiche russische Colonisten nach Albaſin, legten in dessen Umgebung Dörfer an, bauten Kirchen und Klöster und betrieben mit Erfolg Ackerbau und Viehzucht, sodaß die Gegend eine der gesegnetsten Besitzungen der Russen in Nordasien zu werden versprach. Aber auch die Chinesen blieben nicht unthätig. Sie erbauten 1673 die Stadt Girin am Sungari und verlegten 1676 dahin den Sitz des Militärgouverneurs von Ninguta, da von Girin aus leichter Truppen und Provisionen nach dem Norden geschafft werden konnten; sie errichteten ferner die Amurprovinz (Hei-lun-tsian der Chinesen, Sachalin-ula der Mandschu), um den russischen Invasionen eine Schranke zu setzen, und erbauten daselbst die befestigten Orte Hei-lun-tsian, Mergen und Tsitsicar. Die erstere, auch Sachalin-ula-choton genannt, wurde 1685 gegründet, indem die Befestigung Aigun, welche schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts an der Dsejamündung angelegt und 1675 neu befestigt worden war, etwa 40 Werst weiter abwärts an das rechte Ufer des Amur verlegt wurde. In den Jahren 1682—85 zerstörten die Chinesen die russischen Ostroge an der Dseja, der Silimdschi, dem Amgun und Tugur und rückten 1685 mit 100 Fahrzeugen von je 40—50 Mann, 10000 Mann Landtruppen, 150 Stück leichten Feldgeschützes und 50 Stück schweren Belagerungsgeschützes vor Albaſin. Die Russen, nur 450 Mann stark mit 3 Kanonen und 300 Flinten, mußten sich nach kurzem Widerstande ergeben, die Stadt wurde geschleift und die Besatzung bis an den Argun verfolgt. Kaum aber hatten sich die Chinesen entfernt, so erschienen die Russen wieder, erbauten die Festung von neuem und hielten sich 10 Monate lang gegen das chinesische Belagerungsheer (7. Juli 1686 bis 6. Mai 1687), worauf dann Friedensverhandlungen eingeleitet wurden, die in dem Vertrag von Nertschinsk vom 27. Aug. 1689 ihren Abschluß fanden.*) Nach langen und heftigen Debatten, die mehr als einmal in Thätlichkeiten überzugehen drohten, verständigten sich die chinesischen und russischen Abgesandten, namentlich durch Vermittelung des Pater Gerbillon**), endlich dahin, daß im Westen der Argun und die in die Schilka fallende Gorbiza, im Norden aber die Wasserscheide zwischen Lena- und Amurgebiet die Grenze der chinesischen Besitzungen bilden sollten, sodaß mithin das ganze Amurland chinesisch blieb und den Russen verschlossen wurde.

Während einer langen Periode machte nun die Erforschung des Landes nur geringe Fort-

*) J. H. Plath, „Die Völker der Mandschurei" (2 Bde., Göttingen 1830—31). W. Wassiliew's „Beschreibung der Mandschurei" in den „Memoiren der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft", 1857, Bd. XII, beruht auf officiellen chinesischen Documenten. Der Verfasser bereitet eine vollständige Geschichte des Landes vor. Müller's „Sammlung russischer Geschichten", Bd. II.

**) Du Halde's „Beschreibung des chinesischen Reichs", Bd. IV, 1, Abth. 3. 2) „Die Reisebeschreibung des Pater Gerbillon und die interessante Geschichte des Friedensvertrags von Nertschinsk."

schritte. Die Ausflüge russischer Kosacken und Kaufleute, welche trotz des strengen Grenzverbots von Daurien aus den Amur besuchten, um Jagd, Fischerei und Handel zu treiben, trugen wenig zur Bereicherung unserer Kenntnisse bei; Ysbrand Ides und Adam Brand (1692) streiften nur einen Theil der Westgrenze*), auch Lange, der Begleiter des berühmten Pallas, kam auf seiner vierten Reise im Jahre 1736 von Daurien aus nur bis an den Non, indem er in 49° nördl. Br. zwischen dem Khailar- und Yalofluß das Chingangebirge überstieg (18. bis 21. Aug.) und dann vom Non durch die Mongolei nach China sich wandte.**) In den beiden folgenden Jahren erhielt man noch einige spärliche Nachrichten vom obern Amur durch die russischen Topographen Skobelsyn und Schetilow, dann währte es aber ein volles Jahrhundert, bis wieder ein Europäer seinen Fuß in diese Gegenden setzte.

Inzwischen wurde die Küste und die Insel Sachalin einigermaßen bekannt. In den Jahren 1613 und 1614 schickten die Japaner Expeditionen nach der letztern, 1643 besuchte der holländische Seefahrer Vries die Aniwabai, und zu Anfang des 18. Jahrhunderts gingen auf Befehl des Kaisers Khang-hi einige Mandschu nach Sachalin, da die Jesuiten am untern Amur von jener Insel gehört hatten, doch waren die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen nur gering, namentlich konnten die Jesuiten von den rückkehrenden Mandschu nicht viel mehr erfahren als die Namen der Dörfer, welche sie berührt hatten.***) Nach langer Pause besuchte der Japaner Mogami Toknai in den Jahren 1785 und 1786 von Jesso aus die Insel und die Ostküste der Mandschurei; aus seinem Tagebuch hat Siebold mehreres mitgetheilt, und man ersieht unter anderm daraus, daß die Ainos von Sachalin den schmalen Übergang von der Küste nach dem Amur bei Kidsi recht wohl kannten und regelmäßig zu ihren Handelsreisen benutzten. Kidsi war damals der Hauptort von Sandan, wie die Eingeborenen das Küstenland nannten. Mit dem Jahre 1787 beginnen nun die ersten nautischen Aufnahmen in jenen Gewässern, denn in diesem Jahre befuhr der unglückliche Lapeyrouse die tatarische Meerenge.†) Ihm folgten Broughton 1797 und Krusenstern 1805, durch deren Aufnahmen die Küsten des Festlandes und der Insel mit Ausnahme des Amur-Liman, wenigstens in ihren Hauptumrissen festgestellt wurden. Den Nachweis, daß Sachalin nicht mit dem Festlande zusammenhängt, wie man früher glaubte, lieferte aber erst der Japaner Mamia Rinsoo. Da eine in der Aniwabai angelegte japanische Colonie im Jahre 1807 von den russischen Flottenoffizieren Chwostow und Dawydow zerstört wurde, schickte die japanische Regierung 1808 Mamia Rinsoo ab, um die Insel vorzüglich in militärischer Hinsicht zu untersuchen; dabei fand er die nach ihm benannte Straße, die 1810 von einer besondern japanischen Commission vermessen wurde††); auch besuchte er das damals noch sehr wenig bekannte Mündungsland des Amur und lieferte eine verhältnißmäßig sehr gute Karte, welche in Europa durch Siebold's Werk über Japan veröffentlicht wurde.

Als Vorläufer der neuesten glänzenden Periode in der Entdeckungsgeschichte des Amurlandes bleiben noch einige, zum Theil sehr wichtige Reisen zu erwähnen, welche mit dem Jahre 1831 ihren Anfang nahmen. In diesem Jahre gelangte Lodyschenski, dessen Aufzeichnungen sich in Irkutsk befinden, bis Albasin und ebendahin drang auch der bekannte Botaniker Turczaninow 1833 vor, der hier manche neue Pflanze entdeckte. Im Jahre 1844 kam A. Th. von Middendorff auf seiner berühmten sibirischen Reise von Udskoi aus an die Südküste des Ochotskischen Meeres und begann am 22. Sept. von der Tugurmündung den langen und mühseligen Rückweg durch die Quellgebiete der linken Amurzuflüsse und die südlichen Vorberge des Stanowoigebirges. Am 14. Jan. 1845 erreichte er den Zusammenfluß des Argun und der Schilka. Seine Berichte und Karten†††) bilden für einen großen Theil des nördlichen Amurlandes noch

*) Adam Brand, „Beschreibung seiner großen chinesischen Reise" (dritte Ausgabe, Lübeck 1734; französisch, Amsterdam 1699); E. Ysbrand Ides, „Dreijährige Reise nach China u. s. w. Aus dem Holländischen" (Frankfurt 1707).

**) Pallas' „Neue nordische Beiträge", II, 160 fg.; auch Lange, „Tagebuch zweier Reisen nach Peking" (Leipzig 1781).

***) Du Halde, IV, 15, §. 23.

†) „Voyage de La Pérouse autour du monde" (Paris 1797), Bd. III.

††) Siebold in „Nouvel Journal asiatique", 1829, Nr. 18, S. 393.

†††) „Bulletin physico-mathématique de l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg", Bd. III und IV; „Beiträge zur Kenntniß des russischen Reichs", von Baer und Helmersen (1855); ganz besonders aber A. Th. von Middendorff's „Sibirische Reise", Bd. IV, Thl. I, S. 140—194, und Kartenatlas dazu, Tafel XVIII (Karte des Stanowoigebirges und nördlichen Amurlandes im Maßstab von 1 : 3,467000) und Tafel XVII (Specialkarte des Tugurbusens und des Busens der Akademie mit der Route vom Tugur bis zur Confluenz der Schilka und des Argun, Petersburg 1859).

bis heute unsere einzige Quelle. Den südlichen Theil des Gebiets bereisten dagegen die französischen Missionare de Labrunière und Venault. Der erstere beabsichtigte eine Missionsreise zu den Mangunen (Tschang-mao-tze) am untern Amur zu unternehmen und erhielt nach mehreren vergeblichen Bemühungen im Jahre 1844 vom apostolischen Vicar für die Mandschurei, Monseigneur Verrolles, die Erlaubniß zu einer dreimonatlichen Reise dahin. Im Mai 1845 brach er von Kai-tscheu auf, ging über San-sim am Zusammenfluß der Hulcha mit dem Sungari nach dem Ussuri und fuhr auf einem Kahn diesen Fluß und den Amur hinab bis Hu-tong, einem Dorfe der Giljaken, das etwa in der Gegend der Amguumündung gelegen war. Dort wurde er von den Eingeborenen ermordet. Verrolles war inzwischen nach Europa gereist, sogleich nach seiner Rückkunft im Jahre 1848 aber sandte er zwei Boten aus, um de Labrunière aufzusuchen; diese kamen jedoch nur bis San-sim, da die Überschwemmungen der Flüsse die Weiterreise verhinderten, und erfuhren dort von Chinesen und Tataren die genauern Umstände des Mordes. Im Februar 1850 machte sich nun der Missionar Venault auf, um sich an den Ort der Katastrophe zu begeben und dann eine Mission in dem Reiche Si-san zu beginnen, das weit im Norden gelegen und durch eine Meerenge vom Festlande getrennt sein sollte, und welches wahrscheinlich nichts anderes war als die Insel Sachalin. Er fuhr auf einem mit Pferden bespannten Schlitten von seiner Station A-sche-ho (oder Altschuku, einer neugegründeten Stadt, 160 Werst nördlich von Girin und 100 Werst östlich vom Sungari) in drei Tagen nach dem Sungari, überschritt denselben und gelangte längs des linken Ufers in fünf Tagen nach San-sim. Um die Militärposten zu vermeiden, welche die Chinesen an der Confluenz des Sungari mit dem Amur angelegt hatten, um jede Communication zwischen San-sim und den nördlichern Völkern zu verhindern, wandte sich Venault östlich nach dem Ussuri, wo er an der Mündung des Imma (Ema?) zwei Monate auf das Aufgehen des Stromes wartete. Am 31. April begann er, von einem Mandschu begleitet, seine Flußfahrt auf einem kleinen Rindenkahn, erreichte im Juni Mu-tscheng, ein mit Palissaden umgebenes Haus, wo ein chinesischer Beamter residirte, um von den Eingeborenen Pelzwerk gegen Tuch und Seide auszutauschen, und kam 110 Lieues weiterhin nach Aki (Adi?), dem ersten Dorfe der Mangunen. Nachdem er das letzte ihrer Dörfer, Pulo (Pulj) passirt hatte, kam er zu den Giljaken (Ki-li-mi) und 50 Lieues von Pulo zu dem Dorfe Hu-tong. Hier wurde ein förmlicher Friedensvertrag geschlossen, dem zufolge der Mord nicht gerächt werden, die Giljaken aber hinfort jeden Missionar freundlich aufnehmen sollten. Venault's Leute weigerten sich, noch weiter bis ans Meer zu gehen, und so war er zur Umkehr gezwungen. Er hielt sich einen Monat zu Pulo auf und erreichte dann unter großen Beschwerden nach neunmonatlicher Abwesenheit seine Station A-sche-ho. Über Si-san erfuhr er unter anderm, daß die chinesischen Barken, welche den Amur bis zum Meere hinabfuhren, niemals nach Si-san gingen, weil sie die Meerenge nicht zu befahren wagten; die kühnern Golde dagegen begaben sich jedes Jahr dahin. Sie traten die Reise im Juni an, brachten den Winter auf der Insel mit Jagen oder Handeln zu und kehrten erst im Frühling des folgenden Jahres zurück. Gegen die Hirse, den Branntwein und die Seidenstoffe, mit welchen sie ihre Barken befrachteten, tauschten sie Pelzwerk ein. Überall wurde Venault für einen Russen gehalten, und er erzählt: „Die Russen kommen häufig zu den Ki-li-mi und Tschang-mao-tze, mit denen sie Handel treiben; ich habe bei diesen Völkern mehrere europäische Gegenstände gesehen, welche sie sich auf diese Weise verschafft hatten. In Pulo sagte man mir, im April 1850 seien mehrere Russen gekommen, um eine Stelle auszuwählen, wo sie eine Stadt bauen sollten. Ich hatte Heng-kong-ta (bei den Ki-li-mi) erst sechs Tage verlassen, um nach Pulo zurückzukehren, als dort ein von sieben Russen bemanntes Fahrzeug anlangte; Ki-li-mi, Tschang-mao-tze und Chinesen versicherten alle, daß die Russen eine Stadt bauen und sich in dem Lande festsetzen wollten."*)

In der That begannen die Russen bald, nachdem Nikolaus Murawjew (jetzt Graf Murawjew-

*) De Labrunière, „Excursion en Mandchourie" („Nouvelles annales des voyages", 1848, CXX, 82); „Voyage fait en 1850 dans la Mandchourie septentrionale par M. Venault, missionaire catholique français" („Annales de la propagation de la foi", Nr. 141, März 1852; „Bulletin de la société de géographie", August 1852, Serie IV, Bd. IV; „Nouvelles annales des voyages", 1852, Bd. II). S. auch „Lettre d'André Kimaï-kim, diacre coréen, 1844" („Nouvelles annales des voyages", 1847, I, 73; Verrolles' Briefe über seine Reise in der Mandschurei („Annales de la propagation de la foi", 1856, S. 138); ferner Wassiliew, „Bericht des verschickten Chinesen U-tschen" („Sapiski" der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, XII) und „Beschreibung der großen Zuflüsse des Amur", aus dem chinesischen Werke „Schoui-dao-ti-ghan", das 1761 von Tschjaï-schao-nano verfaßt wurde („Wjästnik" der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, 1857).

Amurski) Generalgouverneur von Ostsibirien geworden war (1847), wieder nach dem Amurlande vorzudringen und zwar diesmal zuerst von der Seeseite her. Russische Kriegsschiffe untersuchten 1849 unter Kapitän Newilskoi die tatarische Meerenge und unter Kapitän Tabienkow den Amur-Liman*), im Jahre 1850 wurde das Fort Nikolajewsk nahe an der Mündung des Flusses angelegt und 1853 die Forts Mariinsk bei Kidsi am Amur, Alexandrowsk in der Castriesbai, Konstantinowsk im Kaiserhafen, Ilgin an der Westküste der Insel Sachalin und Murawjew in der Aniwabai erbaut. Mittlerweile organisirte Murawjew in Daurien eine große Expedition, die mit etwa 1000 Mann Soldaten und mehreren Kanonen auf zahlreichen Flößen und 50 Booten am 15. Mai 1854 Schilkinski-Sawod verließ und am 15. Juni Mariinsk erreichte. Hierdurch wurde die russische Herrschaft über den Amur begründet und zugleich gelangten durch die Aufzeichnungen mehrerer Mitglieder der Expedition, wie Permikin, Swerbeew, Anossow, Herzfeld, Gerstfeld die ersten vollständigern Nachrichten über die Beschaffenheit des Stromes und seiner Ufer nach Europa.**) Von nun an folgten militärische und wissenschaftliche Expeditionen nach dem Amur einander in ununterbrochener Reihe. In den Jahren 1854 und 1855 reisten Kapitänlieutenant Tschikhatchew, Fähnrich Rajewsky und Unterlieutenant Schenurin im Auftrag der Regierung von Nikolajewsk nach Udskoi, der erstere veröffentlichte eine Routenkarte, die beiden letztern ihre Reisetagebücher in den Memoiren der sibirischen Abtheilung der russischen Geographischen Gesellschaft (1857, Bd. III).***) Schon etwas früher führte Rimski-Korssakow wichtige Aufnahmen an den Küsten aus†), und ziemlich in dieselbe Zeit fällt die Reise des englischen Malers Atkinson, der uns durch seine plastischen Schilderungen und schönen, freilich nicht immer der Wahrheit getreuen Zeichnungen mit vielen Scenerien des Amurthals vertraut macht.††) Ebenfalls im Jahre 1854 begannen die ersten wissenschaftlichen zoologischen und botanischen Forschungen im Amurlande durch Leopold von Schrenck und C. J. Maximowicz. Der erstere war von der Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ausdrücklich nach dem Amurlande ausgeschickt worden und gelangte am Bord der Fregatte Aurora um das Cap Hoorn am 18. Aug. 1854 nach der Mündung des Amur. Seine Routen im Gebiete dieses Stroms und auf der Insel Sachalin waren folgende: Im Winter 1854—55 an der Westküste von Sachalin von der Mamiastraße bis zum Dorfe Tyk, auf dem Festlande den Tymifluß aufwärts über das Küstengebirge nach dem Amur, auf diesem bis zur Mündung des Gorin und in dessen Thal bis Ngagha (1600 Werst auf Hundeschlitten); im Sommer 1855 von Nikolajewsk nach Kidsi, von da nach der Castriesbai und zurück, den Amur aufwärts bis zum Ussuri und auf letzterm bis zum Flusse Noor (2500 Werst zu Boot); im Winter 1855—56 von Nikolajewsk an die Westküste von Sachalin südlich bis Arkai, von da nach dem Tymithal, in diesem abwärts bis zur Ostküste der Insel, auf demselben Wege zurück nach der Amurmündung undlängs der Küste des Amur-Liman und

*) S. unter anderm die russische Karte vom südlichen Theil des Ochotskischen Meeres in Mercator's Projection entworfen nach verschiedenen Journalen und Karten, im Hydrographischen Departement 1852, berichtigt 1858; und die russische Karte der tatarischen Meerenge nach der Küstenaufnahme der Amurexpedition und des Schooners Wostok im Jahre 1853, veröffentlicht im „Morskoi Sbornik", XXXV, Nr. 5.

**) Permikin, „Der Amurstrom", Reisejournal (russisch in den „Memoiren der Sibirischen Abtheilung der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft", 1856, Bd. II; französisch in den „Extraits des publications de la société impériale géographique de Russie en 1856 et 1857", Petersburg 1859; deutsch in Petermann's „Mittheilungen", 1857, S. 306); Swerbeew, „Die vom Generalgouverneur von Ostsibirien 1854 auf dem Amur befehligte Expedition" (russisch in den „Memoiren der Sibirischen Abtheilung der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft", 1857, Bd. III; französisch in den „Extraits etc."). Anossow, „Geognostische Übersicht der Ufer des Amurstroms" (russisch in den „Memoiren der Sibirischen Abtheilung u. s. w.", 1856, Bd. I; französisch in den „Extraits etc."); Herzfeld, „Die Uferbewohner des Amur" (russisch im „Wjästnik" der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, 1857; französisch in den „Extraits etc.": Beobachtungen über die tungusischen Völkerschaften); Gerstfeld, „Über die Bewohner des Amurlandes" (Erman's „Archiv für wissenschaftliche Kunde von Rußland", 1858 und 1859); Derselbe, „Über die Zukunft des Amurlandes" (Petermann's „Mittheilungen", 1860, Heft 3, S. 93, eine vortreffliche Arbeit über die Fortschritte der Besiedelung und die zu erwartenden Resultate).

***) S. auch „Morskoi Sbornik", April 1857, und Petermann's „Mittheilungen", 1857, S. 314.

†) Ein interessanter Aufsatz von Rimski-Korssakow über seine Kreuzfahrten in den dortigen Gewässern, namentlich auch über Sachalin, ist im „Morskoi Sbornik", 1858, Nr. 5, veröffentlicht.

††) T. W. Atkinson, „Travels in the regions of the Upper and Lower Amoor, and the Russian acquisitions on the confines of India and China. With adventures among the Mountain Kirghis, and the Manjours, Manyargs, Toungouz, Touzemtz, Goldi, and Gelyaks: the hunting and pastoral tribes" (London 1860).

des Ochotskischen Meeres bis Kullj (1400 Werst auf Hundeschlitten); im Sommer 1856 Ausflug von Kidsi nach dem Jaïfluß, Rückreise auf dem Amur und Argun nach Sibirien (3500 Werst zu Boot); am 19. Jan. 1857 erreichte er auf dem Landwege Petersburg. Maximowicz wurde im Herbst 1853 vom kaiserlichen Botanischen Garten in Petersburg beauftragt, die Fregatte Diana auf einer Reise um die Welt als Botaniker zu begleiten, nachdem er aber am 11. Juli 1854 die Castriesbai erreicht hatte, zwang ihn der unterdeß ausgebrochene Krieg, die Fregatte zu verlassen. Er widmete daher die noch übrige Zeit seiner Reise bis zum Herbst 1856 der Erforschung des Amurlandes und kehrte am 17. März 1857 zu Lande nach Petersburg zurück. Er untersuchte im Sommer 1854 die Ost- und Südküste der Mandschurei, das untere Amurthal bis Mariinsk, wo er sein Winterquartier aufschlug, den Kidsisee und die Castriesbai; im Sommer 1855 machte er mit Schrenck zusammen den Ausflug nach dem Ussurithal; im Frühjahre 1856 begleitete er Schrenck nach dem Jaïfluß und fuhr dann im Sommer und Herbst den Amur hinauf. Die Arbeiten dieser beiden Naturforscher gehören zu dem Bedeutendsten, was die Literatur über das Amurgebiet aufzuweisen hat.*)

Im Jahre 1855, als sich der Krieg zwischen Rußland und den Westmächten auch im Großen Ocean fühlbar machte, erschienen die ganze Beamtenwelt Kamtschatkas und alle russischen Kriegsschiffe des Ochotskischen Meeres im untern Amur, Nikolajewsk wurde der Sitz der Marine, Mariinsk der der Landtruppen, sodaß sich schon damals die neue Acquisition als eine höchst werthvolle erwies. Von Schilkinski-Sawod fanden in diesem Jahre drei militärische Expeditionen den Amur abwärts statt, welche etwa 3000 Mann Soldaten, 500 Ansiedler nebst Kanonen, Lebensmitteln, Hausthieren u. s. w. in das Mündungsland des Amur schafften, wo jetzt ein reges Leben herrschte. Auch für die wissenschaftlichen Untersuchungen war das Jahr 1855 von Bedeutung. Peschtschurow, welcher in Begleitung des Grafen Putjatin auf dem Seewege nach dem Amur kam und auf dem letztern nach Rußland zurückkehrte, machte eine größere Reihe von Positionsbestimmungen, nach denen sich der Lauf des Flusses ganz anders gestaltete als auf frühern Karten**); die englischen Seefahrer entdeckten die große Victoriabai an der Südküste der Mandschurei und führten zahlreiche Vermessungen in der tatarischen Meerenge und an der Insel Sachalin, namentlich auch an deren Nordwestende aus, über das Kapitän Whittingham lehrreiche Aufschlüsse gab***), und von Westen her kamen eine Anzahl Gelehrte in das Land, die von den Geographischen Gesellschaften zu Petersburg und Irkutsk ausgeschickt waren, um das-

---

*) L. von Schrenck's Reiseberichte an den Secretär der Akademie im „Bulletin de la classe physico-mathématique de l'Académie des sciences de St.-Pétersbourg", XII, 361, XIII, 90 und XIV, 40, und in den „Mélanges physiques et chimiques", II, 82, 119 und 346; s. auch Petermann's „Mittheilungen", 1856, S. 175, und 1857, S. 518. L. von Schrenck, „Reisen und Forschungen im Amurlande in den Jahren 1854—56 im Auftrage der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg ausgeführt", Bd. I, mit neun Tafeln und einer Karte (Petersburg 1858—59). (Die beiden ersten Bände werden ausschließlich von der Fauna handeln, der dritte ethnographisch-linguistische Materialien, der vierte die meteorologischen und geognostischen Beobachtungen sowie einen ausführlichen Reisebericht nebst geographischen Bemerkungen enthalten); Motschulzky's „Katalog der von L. von Schrenck und andern am Amur gesammelten Insekten" („Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou", 1859, Nr. IV, S. 487); C. J. Maximowicz, „Über die Vegetationszonen am untern Amur" („Mélanges biologiques, tirées du Bulletin de l'Académie de St.-Pétersbourg", II, 411); Maximowicz' „Forschungen am Amur" (Petermann's „Mittheilungen", 1858, S. 70); „Die ersten botanischen Nachrichten über das Amurland, 1) Beobachtungen von Maximowicz, redigirt von Ruprecht und Regel" (aus dem „Bulletin physico-mathématique de l'Académie de St.-Pétersbourg", Bd. XV, Nr. 414, in Erman's „Archiv", 1858); Maximowicz, „Primitiae florae Amurensis, Versuch einer Flora des Amurlandes" (Petersburg 1859), mit zehn Tafeln und einer Karte (aus den „Mémoires présentes à l'Académie impériale des sciences de St.-Pétersbourg par divers savants", Bd. IX, besonders abgedruckt. Dieser 500 Seiten starke Quartband zerfällt in eine specielle Aufzählung und Beschreibung aller bisjetzt bekannten Pflanzen der Amurflora und einen allgemeinen Theil mit geographischer Beschreibung des Landes, klimatischen und phytogeographischen Betrachtungen. Diesem wie dem Schrenck'schen Werke ist eine sehr werthvolle Karte des Amurlandes von Lieutenant Samochwalow im Maßstabe von 1:4,600000 beigegeben).

**) Petermann's „Mittheilungen", 1856, S. 472, mit einer Kartenskizze; auch Peschtschurow's „Beschreibung des Amurstroms mit besonderer Rücksicht auf Hydrographie und Ethnographie" (aus dem „Morskoi Sbornik", April 1857, in Petermann's „Mittheilungen", 1857, S. 296, mit Karte).

***) Victoria-Bay and d'Anville Gulf. Surveyed by May, Wilder, Johnson and Jones 1855. D'Anville Gulf. By Lieut. Bouchez of the French Navy 1852. 1:295000. Englische Admiralitätskarte von 1856. — Coast of Tartary, Victoria-Bay. Port Deans Dundus surveyed by May and Freemann 1856. Englische Admiralitätskarte von 1857. — Kapitän Bernard Whittingham, „Notes on the late expedition against the Russian settlements in Eastern Siberia" (London 1856); Auszug daraus in Petermann's „Mittheilungen", 1856, S. 175 fg.

selbe geographisch und naturhistorisch zu erforschen. Zunächst fuhr Lieutenant Roschkow im Mai 1855 mit einer der militärischen Expeditionen die Schilka und den Amur hinab bis zur Mündung und überwinterte in Nikolajewsk; er bestimmte auf dieser Reise 21 Punkte am Amur astronomisch. Ihm folgten der Künstler Meyer als Zeichner, die Topographen Sondhagen und Kotschetow und der Naturforscher Maack, ein junger Petersburger, der Lehrer der Naturgeschichte beim Gymnasium von Irkutsk war und von seinen mehrmaligen bis 1860 fortgesetzten Reisen nach dem Amurlande Sammlungen von großem Werthe zurückgebracht hat. Im Jahre 1856, während Roschkow am untern Amur, vom Ussuri abwärts, mit Ortsbestimmungen beschäftigt war, ging Lieutenant Ussolzew vom Posten Gorbitza an der Schilka ostwärts längs des Südabhangs des Stanowoigebirges bis zum Gilui, einem Nebenfluß der Dseja, fuhr beide Flüsse hinab bis zum Amur und kehrte im Herbste von da nach Irkutsk zurück. In demselben Jahre fuhr Lieutenant Orlow von Gorbitza den Amur hinab bis zur Mündung des Oldo und ging an diesem aufwärts und über das Stanowoigebirge in das Land zwischen den Quellen des Aldan und der Olekma. Im Jahre 1857 besuchte Roschkow im März die Insel Sachalin und kehrte im Sommer auf dem Amur nach Transbaikalien zurück, während der Naturforscher G. Radde aus Danzig seine großartigen Untersuchungen längs des ganzen Südrandes von Ostsibirien zu derselben Zeit auf das Amurgebiet ausdehnte, wo er sich namentlich im Burejagebirge lange Zeit aufhielt. Ussolzew bereiste im Sommer 1858 die Gegenden zwischen Silimdschi und Bureja und war im Jahre 1859 im Ussurigebiete thätig. Diese von so vielfachen und ausgezeichneten Kräften ausgeführten Untersuchungen sind in ihren Resultaten erst zum kleinen Theil bekannt geworden, dennoch verdanken wir ihnen schon außerordentlich werthvolle Aufschlüsse, namentlich in Bezug auf die genauere Topographie und die Naturgeschichte des Landes.*)

Einige Kaufleute in San-Francisco, darunter namentlich Otto Esche aus Hamburg, knüpften frühzeitig Handelsverbindungen mit den russischen Ansiedelungen am Amur an, indem sie schon 1855 einige Schiffe dahin abschickten. So kam es, daß die Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika einen Consul für das Amurland in der Person des Hrn. Perry Mac Donough Collins ernannte, der sich im Jahre 1856 durch Europa und Sibirien an Ort und Stelle begab und ausführlich, wenn auch etwas zu enthusiastisch, über Productionsfähigkeit, Handelsverhältnisse und Communicationsmittel im asiatischen Rußland berichtete.**) Auch ein russischer Kaufmann, Pargatschewski, der im Winter 1856—57 zu Schlitten von Nikola-

---

*) „Compte rendu de la société impériale géographique de Russie" (1857—59); Schirren, „Die ostsibirische Expedition der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft" („Zeitschrift für allgemeine Erdkunde". 1857, II, 489, und III, 246); „Travaux de l'expédition de Sibérie du 1 Févr. 1856 au 1 Févr. 1857" („Extraits des publications de la société impériale géographique de Russie en 1856 et 1857", aus dem „Wjästnik" von 1857); Ussolzew, „Reise an die Quellen des Gilui und an den Fluß Seja im Sommer 1856" („Wjästnik" der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, 1858, Heft 4, übersetzt in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", 1858, V, 444, und in Erman's „Archiv", 1859, S. 135); Orlow, „Die Orontschonen am Amur" („Wjästnik", 1857, deutsch in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", 1858, IV, 508, französisch in den „Extraits etc."); Richard Maack, „Reise nach dem Amur, ausgeführt im Auftrag der Sibirischen Abtheilung der russischen Geographischen Gesellschaft im Jahre 1855" (Petersburg 1859), in russischer Sprache (das Werk enthält außer dem Reisebericht eine Schilderung der geognostischen Verhältnisse, die systematische Beschreibung der gesammelten Thiere und Pflanzen, und Vocabularien der tungusischen Sprachen. Es ist von einem prachtvollen Atlas mit Abbildungen und Karten begleitet); „Die ersten botanischen Nachrichten über das Amurland, Abth. 2, Bäume und Sträucher, beobachtet von R. Maack, bestimmt von Ruprecht" (Erman's „Archiv", 1858); Ménétriès, „Lepidopteres de la Sibérie orientale et en particulier des rives de l'Amour" („Bulletin physico-mathématique de l'Académie de St.-Pétersbourg", Bd. XVII, 1859, Nr. 12—14; eine Beschreibung der von R. Maack und L. von Schrenck am Amur gesammelten Schmetterlinge); Radde's Berichte über seine Amurreise im Jahre 1857 („Wjästnik", 1858, Nr. 3, 5 und 6); Radde's Briefe an von Middendorff vom 27. Nov. 1857 und 8. März 1858, die Fauna des Burejagebirges betreffend („Bulletin physico-mathématique de l'Académie de St.-Pétersbourg", Bd. XVII, 1859, Nr. 10, 11 u. 19); Ein Schreiben Radde's über seinen Aufenthalt im Burejagebirge vom 1. Aug. 1857 bis 1. Febr. 1858 (aus dem Russischen in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", 1859, VI, 390; Bemerkungen über Fauna, Flora und Temperatur); Radde's populäre Vorträge über Sibirien und das Amurland, gehalten in Petersburg 1860 (russisch in der Zeitung „Русское Слово", deutsch in Petermann's „Mittheilungen", 1860).

**) Perry Mac Donough Collins, „Explorations of Amoor river" (Washington 1858), in den officiellen Documenten des nordamerikanischen Congresses, 35. Congreß, erste Sitzung, Nr. 98 (deutsch im Auszug in Petermann's „Mittheilungen", 1859, S. 19) und „A voyage down the Amoor with a Land Journey through Siberia, and incidental notices of Manchooria, Kamtschatka, and Japan." By Perry Mc. Donough Collins, United States commercial agent at the Amoor River" (Neuyork 1860).

jewsk längs des Amur nach Sibirien reiste, theilte seine Beobachtungen mit*), und in dasselbe Jahr 1856 fallen noch des Missionars F. Furets klimatische und botanische Beobachtungen an den Küsten der Mandschurei**), sowie die Aufnahmen des englischen Kriegsdampfers Barracouta an der Amurmündung und längs der tatarischen Küste.***) Im folgenden Jahre brachte Otto Esche selbst ein Schiff nach der Castriesbai und reiste nach längerm Aufenthalt in Nikolajewsk mit einem andern deutschen Kaufmann, Heinrich Jakoby, den Amur aufwärts und durch Sibirien nach Europa †), während F. A. Lühdorf von Japan aus nach dem Amur kam und im Winter 1857 — 58 über Ajan und Jakutsk nach Europa zurückkehrte. ††) Ungleich wichtiger waren die gleichzeitigen Entdeckungen und Aufnahmen des russischen Dampfers Amerika im Sommer 1857 an den Küsten der tatarischen Meerenge, wo namentlich die Olga- und die Wladimirbucht (44° nördl. Br.) aufgefunden wurden. †††)

Nachdem Rußland durch den Vertrag von Aigun vom 28. Mai 1858 in den rechtlichen Besitz des linken Ufers vom obern und mittlern Amur und beider Ufer vom untern Amur gelangt war, richtete man seine Aufmerksamkeit besonders auf das Thal des Ussuri und auf das Küstengebiet. So verfolgte der Generalstabskapitän Wenjukow 1858 den Ussuri aufwärts bis an seine südöstlichsten Quellen und kam dann etwas nördlich von der Wladimirbai an die Küste*†); im folgenden Jahre war ein großes russisches Vermessungscorps, bestehend aus drei Abtheilungen von je neun Mann und einem Offizier unter der Oberleitung eines Stabsoffiziers, am Ussuri und im Innern des Küstengebiets bis an die Grenzen von Korea hin thätig, Ussolzew bestimmte daselbst sieben Punkte ihrer Lage nach, Kapitän Gamow vom Topographencorps führte drei Positionsbestimmungen am Amur, 13 längs des Ussuri, sechs längs der Zuflüsse desselben, nämlich des Ulachu-Biria- und Singatschi-Biria, sowie eine am Austritt des Kengka aus dem See gleiches Namens aus, und gleichzeitig mit diesen Arbeiten zu Lande machten zwei englische Schiffe, Actäon und Dove, Aufnahmen an der Küste des Festlandes und der Insel Sachalin. Erwähnen wir noch, daß Maximowicz im Sommer 1859 den Sungari bis 50 Werst unterhalb San-sim hinauffuhr, wo ihn die feindliche Haltung der chinesischen Bevölkerung zur Umkehr zwang**†), und daß der Geologe F. Schmidt, von der Geographischen Gesellschaft in

---

*) Pargatschewski, „Winterreise auf dem Amur von Nikolajewsk bis Uststrelka" („Wjästnik" der kaiserlich russischen Geographischen Gesellschaft, 1857, Nr. 6, S. 176; übersetzt in den „Extraits des publications de la société géographique").

**) „Österreichisches botanisches Wochenblatt", 1857, Nr. 41, S. 331; „Ausland", 1857, Nr. 26.

***) J. M. Tronson, „Personal narrative of a voyage to Japan, Kamtschatka, Siberia, Tartary, and various parts of the coast of China, in H. M. S. Barracouta. With charts and views" (London 1859).

†) Petermann's „Mittheilungen", 1858, S. 161.

††) Einige übertriebene Angaben Lühdorf's über den Aufschwung des Amurlandes s. in Petermann's „Mittheilungen", 1858, S. 334.

†††) „Fahrt des Dampfers Amerika im östlichen Ocean vom 13. Juli bis 14. Nov. 1857. Mit Plänen der Olga- und Wladimirbucht" („Morskoi Sbornik", 1858, Nr. 3, S. 29, übersetzt in Erman's „Archiv", 1858, Bd. XVII).

*†) Wenjukow's „Beobachtungen über das Thal des Ussuri, seine Flora, Fauna und Bewohner" („Wjästnik", 1859, Heft 4, mit einer Karte des Landes am Ussuri und des untern Amur; übersetzt in den „Nouvelles annales des voyages", August 1859, S. 157).

**†) „Wjästnik", 1859, Heft 12 (übersetzt in Erman's „Archiv", 1860, Bd. XIX, Heft 4). Noch mögen hier einige allgemeine sowie einzelne ganz specielle Arbeiten über das Amurland genannt werden: „Karte der Amurstraße (1857), herausgegeben mit dem Rechenschaftsbericht der Russisch-Amerikanischen Compagnie für das Jahr 1856" (russisch); „Karte des Eismeers und des Stillen Ocean, herausgegeben im Hydrographischen Departement 1844, berichtigt 1858" (russisch); „Map of the Amur and adjacent districts to illustrate notes by MM. Peschurof, Shenurin, Vasilief, Radde, Usoltzof, Pargaschefsky etc. Compiled by John Arrowsmith" („Journal of the royal geographical society", 1858; noch sehr mangelhaft); „Karte der Amurmündung" (russisch im „Wjästnik", 1859, Nr. 3; deutsch in Erman's „Archiv", Bd. XIX, Tafel II); N. Nasimow, „Über die Schiffahrt auf dem Amur im Jahre 1857" (aus dem „Morskoi Sbornik" in Erman's „Archiv", 1858, Bd. XVII); „Die Wahrheit über den Amur" (Schreiben Sawalischin's aus Tschita in Transbaikalien an das „Morskoi Sbornik", worin die übertriebenen Angaben Nasimow's berichtigt werden, in Erman's „Archiv", 1859, XVIII, 486). „Über Nikolajewsk und das Gebiet am Amur" („Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", Neue Folge, 1858, IV, 65); „Nikolajewsk und die Castriesbai. Mit einem Plan der Castriesbai nach der Aufnahme des Kapitäns Horner von der amerikanischen Brigg Sophia" (ein kurzer Bericht, welcher die dortigen Verhältnisse bis zum August 1858 behandelt und unter anderm die Lühdorf'sche Schilderung auf ihr richtiges Maß zurückführt; „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde", Neue Folge, 1859, VI, 226). „Der Fortschritt der russischen Herrschaft am Amur" (augsburger „Allgemeine Zeitung", Außerordentliche Beilage zu Nr. 347, 13. Dec. 1859); „Die Bedeutung des Amurlandes in commerzieller Hinsicht" („Preußi-

Petersburg ausgeschickt, seine Untersuchungen im Herbst 1859 am obern Amur begann, um sie im Jahre 1860 auf den untern Theil des Flusses und auf die Insel Sachalin auszudehnen, so haben wir die hauptsächlichsten Forschungen im Gebiete des Amurstroms, über die uns bisjetzt Kunde geworden ist, kurz resumirt.

Alle diese neuern Explorationen haben selbstverständlich die Kenntniß von den natürlichen Bedingungen des Amurlandes sehr bedeutend gefördert, man ist jetzt im Stande, mit ziemlicher Sicherheit den Werth des neuen russischen Besitzthums abzuschätzen, aber wissenschaftlich betrachtet sind es immer erst Anfänge, sie können noch für keinen Theil des Landes Anspruch auf erschöpfende Vollständigkeit machen und beschränken sich auf einzelne Linien, wie die Thäler des Amur, Ussuri, Amgun und der Dseja, die Middendorff'sche Route am Südabhang des Stanowoigebirges hin und einige andere weniger bedeutende, während dazwischen noch große Lücken bleiben, über die man vollkommen im Dunkeln ist oder höchstens durch ältere Reisende oder Eingeborene spärliche Nachrichten hat. So kann gleich die erste Frage nach der Zusammensetzung des Bodens nur ungenügend beantwortet werden.

Geologische Verhältnisse.

Einige der Amurreisenden, wie Permikin, Anossow, Maack, haben den Bodenarten ihre Aufmerksamkeit geschenkt und über ihre Funde berichtet, aber ihre Untersuchungen beschränkten sich auf das Thal des Amur selbst und waren auch hier nicht vollständig genug, um einen sichern Schluß auf die allgemeine geologische Construction zuzulassen. Ihre einzelnen Beobachtungen aufzuführen würde uns von unserm Ziele zu weit ablenken, auch dürften die Angaben ohne eine specielle Karte größtentheils unverständlich bleiben, wir begnügen uns deshalb in der Hoffnung, bald befriedigendere Aufschlüsse durch den Geologen F. Schmidt zu erhalten, mit der Reproduction einiger allgemeiner Bemerkungen, mit denen Anassow seinen Bericht schließt.

Längs des ganzen Amur herrschen paläozoische Gesteine vor. Die Berge, die seinen obersten Lauf umschließen, bestehen aus Thonschiefer und einem von Granitadern durchzogenen Sandstein; nirgends haben diese Schichten ihr ursprüngliches Aussehen bewahrt und alle zeigen eine größere oder geringere Neigung. Bei Albasin verschwinden Thonschiefer und Sandstein unter dem Sand des Alluviums, um weiterhin wieder zu Tage zu treten, aber mit bedeutenden Modificationen in der Anordnung ihrer Schichten wie in ihrem Charakter; der Sandstein erscheint unter der Form eines weißen oder gelben Quarzes und in Begleitung eines mit kleinen Glimmerblättchen vermischten Thonschiefers. Diese Schieferschichten streichen zu beiden Seiten des Burejagebirges von Nordwest nach Südost, aber ihre Lagerung ist eine verschiedene, oberhalb des Gebirges neigen sie sich gegen West, unterhalb desselben gegen Ost; sie sind daher wahrscheinlich zu derselben Zeit gehoben worden, als das Burejagebirge emporstieg. Gegen Ost scheint die Hebung von den Porphyren herzurühren, welche sich in großen Massen an der Mündung des Amur zeigen. Der Neigungswinkel beträgt anfangs nur 45°, wächst aber nach der Mündung des Flusses hin und erreicht endlich 90°. Bei dem Mangel an Fossilien konnte Anossow nicht in positiver Weise entscheiden, welcher Formation die Schichten angehören, doch führen der wiederholte Wechsel von Sandstein und Thonschiefer, die dunkle Farbe des letztern und die häufigen Transformationen in Lydit und Jaspis zur Vermuthung, daß sie zur silurischen Formation gezählt werden müssen. Die untern Schichten dieser Formation, namentlich Sandstein und Thonschiefer, sind die verbreitetsten an den Ufern des Amur, die obere, der Kalkstein, tritt nur selten auf und geht an einigen Stellen in grauen Marmor über.

Die große Analogie der am Amur gesammelten Gesteinsproben mit den metallreichen Felsarten in der Provinz Transbaikalien läßt hoffen, daß man auch im Amurlande werthvolle Mineralien auffinden werde. Wirklich erfuhr auch Pargatschewski von den Golde, daß in dem Thale des Djudju, eines Nebenflusses des Bidjane, Silbererze vorkämen, und dem „Journal de St.-Pétersbourg" vom 6. April 1860 wird geschrieben, die Nachforschungen nach Gold im Amurlande seien mit Erfolg gekrönt worden, am Flusse Madolane, drei Tagereisen vom Amur, habe man in einer Tiefe von vier Arschin eine goldhaltige Schicht von zwei Arschin Mächtigkeit

---

sches Handelsarchiv", 1860, Nr. 10 und 11); „Über die Entwickelungsfähigkeit des Amurlandes, insbesondere in mercantiler Beziehung. Mit einer Karte" („Baltische Monatsschrift", Riga 1860, Bd. I, Heft 4); D. N. Romanow, „Topographische Skizze der Gegend zwischen der Castriesbai und dem Amur. Mit zwei Specialkarten", auf denen unter anderm der Kidsisee und die Eisenbahnroute zwischen der Castriesbai und Mariinsk dargestellt ist („Wjästnik", 1859, Nr. 3; deutsch in Erman's „Archiv", Bd. XIX, Heft 1, S. 13 und Tafel III).

gefunden, deren Gehalt drei Viertel Solotnik Gold auf 100 Pud Sand war. Wichtiger als dieses im übrigen noch unverbürgte Vorkommen von Silber und Gold ist die Existenz von Kohlenlagern. Bei Cap Dui an der Westküste von Sachalin, der Castriesbai schief gegenüber, wird schon seit mehreren Jahren eine Kohlenschicht für die russische Marine ausgebeutet, bei der Dsejamündung befinden sich mehrere Kohlenminen, deren Product in Blagoweschtschensk und Umgegend verwendet wird, und im Juni 1859 entdeckte man im Possiethafen, unfern der koreanischen Grenze, eine starke Steinkohlenschicht, die am Ufer selbst zu Tage geht und eine Kohle liefert, die nach den Versuchen an Bord des Dampfers Amerika besser ist als die von Hakodade. Die Bai ist gegen alle Winde geschützt, ein vollkommen sicherer Hafen, und Schiffe von 12 Fuß Tiefgang können bis auf 600 Fuß an das Kohlenlager heranfahren.

Das Klima.

Besser als über die geologischen Verhältnisse sind wir über das Klima des Amurlandes unterrichtet. Allerdings sind nur von zwei Punkten des ganzen Amurthals bisher einigermaßen vollständige Reihen meteorologischer Beobachtungen bekannt geworden, von Nikolajewsk und Mariinsk, wo Leopold von Schrenck und C. J. Maximowicz in den Jahren 1854—56 mit guten Instrumenten beobachteten und wo am erstern Orte seit Mitte des Jahres 1857 eine meteorologische Station errichtet ist. Da sich nun der Amur durch 20 Längen- und $5^1/_2$ Breitengrade erstreckt und sein ganzes Flußgebiet etwa 12 Breitengrade einnimmt, so sind diese beiden Reihen zur Beurtheilung der klimatischen Verhältnisse des Amurlandes durchaus ungenügend, sie allein zu berücksichtigen würde nicht weniger thöricht sein, als z. B. das Klima von ganz Deutschland, Frankreich und in der nördlichen Hälfte Italiens nach den Beobachtungen zu Königsberg und Danzig zu beurtheilen. Ein exactes Bild von dem Klima des Amurlandes zu geben ist daher für jetzt noch unmöglich, aber die Schilderungen der Reisenden geben Anhaltspunkte genug, um sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen, und namentlich hat Maximowicz das Verdienst, uns zuerst in befriedigender Weise darüber belehrt zu haben. Seiner Darstellung entnehmen wir der Hauptsache nach die folgenden Angaben.

Die mittlern Monatstemperaturen für Nikolajewsk und Mariinsk waren nach den erwähnten Beobachtungen:

	Nikolajewsk*) 1855	Nikolajewsk*) 1856	Mariinsk 1855	Mariinsk 1856
Januar	— 10,75° R.	— 15,26° R.	— 10,79° R.	—
Februar	— 16,55 "	— 16,64 "	— 14,60 "	— 14,69° R.
März	— 10,66 "	— 9,93 "	— 7,08 "	— 7,78 "
April	— 0,54 "	— 3,16 "	1,64 "	— 0,16 "
Mai	3,79 "	2,16 "	6,82 "	4,60 "
Juni	11,04 "	10,22 "	12,21 "	11,49 "
Juli	12,21 "	10,70 "	13,55 "	(1.—19.) 12,00 "
August	— "	15,75 "	14,12 "	— "
September	— "	(1.—10.) 9,81 "	— "	— "
October	— 0,03 "	— "	2,30 "	— "
November	— 9,69 "	— "	— 7,73 "	— "
December	— 14,39 "	— "	— 12,12 "	— "

	Nikolajewsk	Mariinsk
Winter	— 14,99° R.	— 13,06° R.
Frühling	— 3,06 "	— 0,33 "
Sommer	12,61 "	13,17 "
Winter	0,90 " (?)	?

*) Die erste Jahresreihe der Temperaturbeobachtungen auf dem meteorologischen Observatorium in Nikolajewsk ergibt nach dem „Compte rendu annuel adressé à S. Exc. M. de Krajévitch, ministre des finances, par le directeur de l'observatoire physique central, A. T. Kupffer. Année 1857. St.-Pétersbourg 1858" folgende Mittel:

1857		1858			
Juni	9,78° R.	Januar	— 20,61° R.	Winter	— 17,90° R.
Juli	12,94 "	Februar	— 15,86 "	Frühling	— 3,03 "
August	12,01 "	März	— 14,12 "	Sommer	11,58 "
September	7,23 "	April	— 0,27 "	Herbst	— 0,77 "
October	0,96 "	Mai	5,29 "	Jahr	— 2,15 "
November	— 5,88 "				
December	— 17,23 "				

Im Jahre 1855 war der letzte Tag im Frühling, dessen Mittelwärme noch unter 0° fiel, für Mariinsk der 24. April, für Nikolajewsk der 14. Mai, und der erste von dieser Temperatur im Herbst für Mariinsk der 14. Oct., für Nikolajewsk der 9. Oct.; 1856 waren dieselben Tage am erstern Orte der 13. April, am letztern der 2. Mai, die betreffenden Tage im Herbst sind unbekannt geblieben, da die beiden Beobachter im Sommer dieses Jahres auf der Rückreise begriffen waren. Die größte Kälte in Nikolajewsk war — 31,6° R., in Mariinsk — 30° R. Der spätere Eintritt des Frühjahrs in Nikolajewsk im Vergleich zu dem nicht ganz $1\frac{1}{2}$ Breitengrade südlicher gelegenen Mariinsk wird auch schon aus der Zeit der Flußaufgänge deutlich. Der Amur ging auf in Mariinsk am 17. Mai 1852, am 9. und 10. Mai 1853, am 8. Mai 1854, am 8. Mai 1855 (in Nikolajewsk am 14. Mai), am 10. Mai 1856 (in Nikolajewsk am 21. Mai). Er bedeckte sich mit Eis in Mariinsk am 14. Nov. 1854, in Nikolajewsk am 14. Nov., in Mariinsk am 9. Nov. 1855, in Nikolajewsk am 14. Nov., in Mariinsk am 9. Nov. 1857, in Nikolajewsk am 20. Nov.

Die Winde sind am untern Amur sehr regelmäßig vertheilt; den größern Theil des Winters wehen westliche Winde (von Südwest bis Nordwest), nur gegen die Mitte des Januar brechen östliche herein (von Nordost bis Südost) und bewirken eine bedeutende Temperaturerhöhung, allein bald treten wieder westliche auf. Bei West steigt das Barometer, das Wetter ist heiter, im Winter scharf kalt, bei Ost fällt ersteres, der Himmel wird trübe, das Wetter so warm, daß es zum Thauen kommt, es fällt reichlicher Schnee und in Nikolajewsk sind Nebel häufig. Der Kampf beider Winde bringt im Winter Schneestürme hervor, welche in Nikolajewsk eine große Heftigkeit erreichen, allein noch bedeutend darin übertroffen werden von den Stürmen, welche in Petrowskoje (am nördlichen Ausgange des Liman) herrschen. Diese Schneegestöber, von den Russen in Sibirien „Purga" genannt, halten oft mehrere Tage lang an; die Luft ist alsdann von dichten Mengen wirbelnden Schnees erfüllt, allenthalben häufen sich ungeheuere Schneemassen an und aller Verkehr, selbst zwischen nahe gelegenen Orten, wird gehemmt und zeitweise ganz unterbrochen. Im Sommer ist die Windrichtung mannichfaltiger und häufiger wechselnd, namentlich spielen dann neben den Westwinden auch die östlichen oder Seewinde eine wichtige Rolle am untern Amur und im Küstenlande.

Die Regentage vertheilen sich wie folgt:

	Mariinsk		Nikolajewsk	
	1855	1856	1855	1856
Januar . .	19	?	21	9
Februar . .	12	8	14	7
März . .	10	7	10	4
April . .	10	11	15	11
Mai . . .	13	13	17	16
Juni . . .	10	11	13	16
Juli . . .	18	6 (v. 1.—19.)	10 (v. 1.—20.)	13
August . .	12	?	?	11
September .	?	?	?	4 (v. 1.—12.)
October .	10	?	12	5 (1854)
November .	6	6 (v. 15.—30. 1854)	8	11 („)
December .	14	9 (1854)	15	6 („)
Jahr . .	134 (ohne Sept.)		146 (ohne Sept., aber mit Aug. 1856)	
Winter . .	45	? (Dec. und Febr. 17)	50	22 (Dec. und Febr. 13)
Frühling .	33	31	42	31
Sommer .	40	?	?	40
Herbst . .	?	?	?	?
Oct. u. Nov.	16		20	

Man sieht hieraus, daß es an beiden Orten in allen Monaten des Jahres reichlich regnet, allein der Winter scheint doch am reichlichsten bedacht. Der Unterschied zwischen Mariinsk und Nikolajewsk ist wahrscheinlich bedeutender, als er nach dieser Tabelle erscheint. Im Winter wenigstens, wo man bei dem seltenen Thauwetter an der Tiefe des Schnees einen guten Maßstab hat, um das Quantum des Niederschlags zu vergleichen, sieht man in Nikolajewsk den Schnee auf dem Strom wol $3\frac{1}{2}$ Fuß tief liegen, obgleich er hier von den Winden, die frei das breite Flußthal durchstreichen, noch bedeutend weggefegt oder gesackt wird. Kaum ist man jedoch auf der

Reise nach Mariinsk die rein östliche, zum Liman hin gerichtete Biegung des Amur vorbei und fährt nach Süden, so fällt auch schon die geringere Schneemenge auf, und in Mariinsk, auf dem schmalen Amurarme, der doch viel weniger frei von Winden bestrichen wird als der breite Strom bei Nikolajewsk, ist der Schnee nur 2 Fuß tief. Die geringere Zahl der Regentage und das geringere Quantum des Niederschlags in Mariinsk muß ohne Zweifel in seiner von der Seeseite geschütztern Lage gesucht werden. Ist es gleich in directer Entfernung nicht viel weiter als Nikolajewsk vom Meere entfernt, so ist es doch durch einen bewaldeten Gebirgszug von diesem getrennt, und übersteigt man den Gebirgsrücken, geht man z. B. nach der Castriesbai, so findet man Schneemassen von einer Tiefe, wie sie in Mariinsk durchaus unbekannt ist.

Vergleichen wir nun diese Daten mit den Beobachtungen aus länger bekannten Gegenden des nordöstlichen Asien, so ist der Einfluß, welchen die Nähe des Meeres auf das Klima des untern Amur ausübt, nicht zu verkennen. In Nertschinskoi-Sawod am Argun, welches mit Mariinsk in ziemlich gleicher Breite, aber um 21 Längengrade weiter vom Meere abliegt, beträgt der Unterschied zwischen den mittlern Temperaturen des Sommers und Winters 34,3° R., in Jakutsk sogar 44,5° R., während er in Nikolajewsk 27,6°, in Mariinsk nur 26,2° beträgt, d. i. nicht viel mehr als an der Küste des Ochotskischen Meeres, wo er in Ochotsk 27,4°, in Ajan 23,6° ist. Dieser Einfluß macht sich aber nur durch die Milderung der Winterkälte bemerklich, während der Sommer in Nikolajewsk fast ebenso warm, in Mariinsk sogar noch etwas wärmer ist, als z. B. in Nertschinskoi-Sawod (durchschnittliche Temperatur im Winter — 21,56°, im Sommer 12,75° R.), und er ist bei weitem geringer als an der amerikanischen Ostküste, ganz abgesehen von den Westküsten Europas und Amerikas, die bekanntlich ein viel weniger excessives Klima haben. Diese Erscheinung erklärt sich wol einestheils daraus, daß die Orte am untern Amur nicht der Einwirkung des Meeres unmittelbar ausgesetzt sind, denn das längs der ganzen Küste hinstreichende Gebirge sowie die vorliegende Insel Sachalin müssen dieselbe nothwendig modificiren, anderntheils aus der ungünstigen Vertheilung der Windrichtung im Sommer und Winter. Den ganzen Winter hindurch mit wenigen Unterbrechungen herrscht der Westwind, der über die Continentalmasse des kalten Nordasien herbeikommt, im Frühjahr aber und zum Theil auch im Sommer werden Ost- und Nordostwinde häufig, welche das bis in den Juni hinein mit Eis bedeckte Ochotskische Meer bestrichen haben. Die Nähe dieses Meeres und des Amur-Liman, der erst viel später eisfrei wird als der Amur selbst und z. B. im Jahre 1856 in seinem nördlichen Theile noch am 8. Juli starke, aus dem Ochotskischen Meere hergetriebene Eismassen zeigte, verzögert nicht nur den Eintritt des Frühlings am untern Amur, sondern drückt auch einen Theil des Sommers hindurch die Temperatur bedeutend herab. „Im Mai (alten Stils)", sagt L. von Schrenck, „liegen in den Wäldern bei Nikolajewsk noch vielfache Überreste der großen Schneemengen des Winters, welche die spärlich wirkende Frühlingssonne nicht hat entfernen können. Erst gegen Ende Mai und im Anfang Juni beginnen Bäume und Sträucher sich zu begrünen. In den wärmsten Monaten, Juli und August, scheinen nun Ost- und Westwinde sich ziemlich das Gleichgewicht zu halten und bald eine Temperatur von nahe 10° und darunter, bald eine von über 20° R. hervorzurufen. Das Maximum, das bisher in Nikolajewsk beobachtet worden, ist 25° R. am 12. Aug. 1856, wogegen aber am 18. Juli nachts das Minimumthermometer nur 1° R. Wärme zeigte. Im September nehmen wiederum Ostwinde überhand und rufen ein regnichtes und nebelreiches Wetter hervor, auf welches im October Schnee und anhaltende, im Gefolge der Westwinde eintretende Fröste folgen. So sehen wir also im Klima der Amurmündung den abkühlenden Einfluß, den die kalten, über das sibirische Hochland streichenden Westwinde im Winter ausüben müssen, mit dem ebenfalls abkühlenden Einfluß, den ein nordisches Binnenmeer im Sommer bewirkt, sich vereinigen. Ohne Zweifel ist also das Klima der Amurmündung viel rauher, als man es der geographischen Breite nach zu erwarten geneigt sein dürfte."

In Bezug auf die Menge des Niederschlags bietet sich Nertschinsk an der Schilka (52° nördl. Br.) zur Vergleichung dar. Dort zählte man im Mittel von fünf Jahren nur 60 Regentage im Jahre und namentlich ist das Quantum des Schnees im Winter so gering, daß es zuweilen das ganze Jahr hindurch zu keiner Schlittenbahn kommt. Im Sommer werden die Niederschläge zwar häufiger und betragen fast die Hälfte der Jahressumme, diese ist aber noch einmal so klein als in Mariinsk. Auch hierin also ist der Einfluß des nahen Meeres deutlich zu erkennen.

Nahezu dieselben ungünstigen klimatischen Verhältnisse wie an der Mündung des Amur begegnen uns bis weit hinab an den Küsten der tatarischen Meerenge. Zwar hört die zusammenhängende Eisdecke, welche den Amur-Liman allwinterlich überzieht, bei Cap Lasarew

auf und der mittlere Theil der tatarischen Meerenge bleibt den ganzen Winter über offen, aber an den Ufern und in den Buchten bilden sich vom November und December an große Eisflächen, die sich an geschützten Punkten sehr lange halten, so in der Castriesbai bis in den Mai, in der Hadschibai (49° nördl. Br.) bis Ende April; auch werden im Frühjahr zuweilen starke Eismassen aus dem Ochotskischen Meere und Amur-Liman in die tatarische Meerenge getrieben. Aus den meteorologischen Beobachtungen, die Lieutenant Kusnezow vom Juni 1855 bis Januar 1856 in der Hadschibai angestellt hat, führt L. von Schrenck an, daß auch dort die Temperatur der Sommermonate durch den abkühlenden Einfluß vorherrschender Ostwinde niedergedrückt wird, während in den Wintermonaten, vom October an, besonders häufige West- und Nordwinde wehen, welche das Thermometer nicht selten unter — 20, ja bis — 25° R. sinken lassen, und Rimski-Korssakow, der in den Jahren 1853 und 1854 viel in jenen Gewässern kreuzte, machte die Erfahrung, daß den Sommer hindurch der Regen und Nebel bringende Südwind, im Winter aber der eisige, über das Ochotskische Meer herabkommende Nordwind in der tatarischen Meerenge vorherrschen. Diese ungünstigen Verhältnisse bedingen einen bedeutenden Unterschied des Klimas an der Küste von dem des Binnenlandes jenseit des Küstengebirges. So liegt in der Castriesbai im Frühling noch Schnee und es zeigt sich noch kein Erwachen der organischen Natur, wenn in dem nahen Mariinsk die Bäume sich bereits zu belauben anfangen. In derselben Breite, in welcher man am Amur schon ausschließlich Laubwald und diesen am 3. Juni schon mit ausgewachsenem Laube bedeckt findet, sah Furets in der ganz von Nadelwald umgebenen Hadschibai am 4. Juni 1856 die Berge noch schneebedeckt, das Gestade lag zum Theil voll von Eis und dieses bildete Brücken über die Bäche in den Wäldern; erst im letzten Drittheil des Juni war das Eis verschwunden, die Temperatur stieg auf 13,5 und 16° R., die Birken grünten mit jungem Laube, gelbe Potentillen, Liliaceen, Iris und Maiblümchen öffneten ihre Blüten. Die Gegend der Hadschibai scheint hiernach ein beinahe rauheres Klima als Mariinsk zu besitzen oder, allgemein ausgedrückt, zwischen der Küste und den gleichen Breiten am Amur scheint ein Unterschied im Klima von etwa zwei geographischen Breitengraden stattzufinden, und damit stimmen auch die Untersuchungen Maximowicz' über die Polargrenzen der Bäume und Sträucher im Amurlande überein, denn sie erweisen, daß diese Grenzen von der Küste nach dem Amurthale um einen Grad, ja bis über zwei Breitengrade nach Norden steil ansteigen. An der Südküste, in 43 und 42° nördl. Br., findet man natürlich viel weniger strenge Winter, die Olgabai, in welcher die Corvette Wojewoda den Winter 1858 auf 1859 zubrachte, bleibt stets offen, wenngleich die fast ganz vom Lande eingeschlossene Bucht Tichaja Pristan derselben $4^1/_2$ Monate lang zugefroren ist.

Das unerfreuliche Bild, welches uns die vorstehenden Angaben über das Klima des Küstenlandes und des untersten Theils des Amurlaufs enthüllten, bessert sich ziemlich rasch, wenn man sich stromaufwärts der südlichen Biegung des Flusses nähert. Schon in der Gegend der Gorinmündung, welche etwa einen Breitengrad südlicher liegt als Mariinsk, entwickelt sich die Vegetation im Frühling durchschnittlich neun bis zehn Tage früher als an dem letztern Orte; noch etwas weiter südlich, von der Gorinmündung bis zu der des Dondon (49° nördl. Br.) war im Mai und Juni 1855 die Temperatur durchschnittlich um 2,3° R. höher als in Mariinsk. Zugleich nimmt die Menge des Niederschlags ab, denn Pargatschewski fand im Winter 1856 vom Gorin aufwärts nirgends mehr als $1^1/_2$ Fuß tiefen Schnee, erst im Burejagebirge lag er in großen Massen; und Maximowicz erfuhr von den Golde an der Ussurimündung, daß in gewöhnlichen Jahren dort nicht mehr als eine Spanne hoch Schnee falle und nur in schneereichen Wintern, deren im Durchschnitt einer auf drei gewöhnliche komme, erreiche er etwa $2^1/_2$ Fuß Tiefe. Doch erst das Burejagebirge setzt den reichern, durch die Nähe des Meeres bedingten Niederschlägen, namentlich dem größern Schneefall im Winter, eine entschiedene Grenze gegen Westen zu, denn in dem ganzen untern Amurlande bis zum Sungari und den Quellen des Ussuri findet man bei den Eingeborenen den Gebrauch von Schneeschuhen auf ihren winterlichen Jagden und von Hunden zum Ziehen der Schlitten. Bei der Ussurimündung und in dem ganzen südlichen Theil des Amurthals gedeihen Mais, Melonen, Eierfrüchte (Solanum Melongena), Taback u. dgl. m., und der Fluß selbst bedeckt sich erst gegen Ende November mit Eis, die Sommer sind also dort bedeutend wärmer als im untern Flußthale, aber die Winter scheinen nichts von ihrer Strenge einzubüßen. Müssen wir auch de Labrunière's Angabe, daß am untern Laufe des Ussuri das Thermometer bis auf — 43,2° R. falle und eine Kälte von — 36° R. im Winter gewöhnlich sei, als einen Irrthum betrachten, so stimmen doch alle Nachrichten darin überein, daß auch der

südliche Theil der Mandschurei sehr harte Winter hat. Verrolles beobachtete in Girin, einer Stadt am obern Sungari (etwa in 43° 40′ Br.) Fröste von — 24° R.; die Jupitatse am Hulcha, einem südlichen Nebenfluß des Sungari, bedienen sich zu ihren Winterfahrten der Hunde, was immer auf einen Reichthum an Schnee schließen läßt, und in Ninguta am Hulcha sollen sehr starke Fröste herrschen; selbst das Klima des südlichsten Theils der Mandschurei schildert Verrolles als ein sehr rauhes und excessives: Herbst und Frühling seien so gut wie nicht vorhanden, denn gleich nach der Schneeschmelze beginnt große Hitze und starke Winde, ja Stürme sind häufig, die Sommerregen und Überschwemmungen verwandeln die Wege vom Juli bis zum October in Moräste und machen das Reisen zu dieser Jahreszeit unmöglich, auch findet häufig Miswachs statt. Eine entschiedene, dann aber auch sehr rasche Besserung des Klimas findet man erst südlich von dem Schneegebirge Schan-alin, welches Korea von der Mandschurei trennt und gewiß große Schuld an der Rauheit des Klimas in der südlichen Mandschurei trägt.

Da wo der Amur das Burejagebirge durchbricht, ist das Klima natürlich rauher als in den Ebenen westlich und östlich von dem Gebirge. Schon Maximowicz fand den Herbst dort auffallend kühler, im August waren dichte Morgennebel über dem Flusse häufig und die Nächte sehr kalt, und G. Radde, der sich längere Zeit im Burejagebirge aufhielt, beobachtete sehr anhaltende strenge Kälte.

Nach ihm sind warme, sehr feuchte Sommer, aber nur ausnahmsweise schneereiche Winter, die große Kälte bringen, eine ganz kurze Frühlingsperiode und ein lange anhaltender Herbst für den mittlern Amur charakteristisch. Der April ist rauh, sodaß die Pflanzenwelt zurückgehalten wird, bis im letzten Drittheil des Monats die Keime mit unglaublicher Schnelligkeit hervorbrechen. Schon am 15. Mai hatte man um 2 Uhr nachmittags 23° R. im Schatten. Im Sommer sind Temperaturen von 28° R. im Schatten um Mittag sehr gewöhnlich, von Mitte Juni bis Ende Juli stellen sich fast alltäglich Gewitter ein. Das warme Wetter hielt sich mit wenig Ausnahmen bis Ende August. Seit dem 15. Sept. (1858) reifte es des Nachts, am 27. Sept. und 2. Oct. traten die ersten Fröste ein, doch wurden noch am 8. Oct. mittags 17° R. abgelesen. Im Jahre 1857 sah Radde das erste schwache Treibeis auf dem Amur am 27. Oct., im Jahre 1858 erst um den 10. Nov.; im erstern Jahre kam der Fluß am 12. Nov., im letztern am 18. Nov. zum Stehen. Die stärkste beobachtete Kälte (um 7 Uhr morgens) war:

13. Jan.	— 24 °	R.	20. Jan.	— 20 °	R.	26. Jan.	— 30,5°	R.	2. Febr.	— 30,25°	R.
14. „	29	„	21. „	17,5	„	27. „	31,5	„	4. „	28,5	„
15. „	22	„	22. „	29,5	„	28. „	30,5	„	5. „	25	„
17. „	13,5	„	23. „	35	„	29. „	30	„	6. „	21	„
18. „	20	„	24. „	34,25	„	31. „	26	„	7. „	27	„
19. „	28	„	25. „	33,25	„	1. Febr.	28	„	12. „	24	„

Westlich vom Burejagebirge wird das Klima auffallend trockener, besonders ist die Schneemenge am obern Amur so gering, daß die Pferde der Monjagern den ganzen Winter auf der Weide zubringen können. Der Amur friert in seinem obern Laufe in den ersten Tagen des November zu, aber seine Nebenflüsse schon bedeutend früher. So zeigte sich nach Ussolzew im obern Theile der Dseja bereits am 7. Oct. Eis, welches am 18. schon die Bootfahrt hemmte, und am 29. Oct. war der untere Theil der Dseja ganz mit Eis bedeckt, während man bei ihrer Mündung noch unbehindert über den Amur rudern konnte. L. von Schrenck stieß auf seiner Reise den Amur aufwärts im obern Laufe des Stroms schon am 3. Oct. auf treibendes Eis, das aus dem Urutschi, einem linken Zufluß des obern Amur, kam, und am 13. Oct. begann der Eisgang im Argun, da er etwa eine Woche früher zufriert als die Schilka und der Amur. Zu Blagoweschtschensk blieb das Wetter im Jahre 1859 bis Mitte October schön, den 22. dieses Monats schneite es stark und zu Ende desselben fror der Amur zu. Im November und dann wieder im Februar (1860) hatte man häufige Stürme, während des December und Januar aber herrschte ein heiteres, ruhiges Winterwetter; das Thermometer stieg nie über 10° R. und zeigte meist — 20° R. Gegen Mitte December gefror das Quecksilber mehrmals des Morgens und das Weingeistthermometer zeigte bis — 34° R. Erst am 22. März (1860) stellte sich wärmeres Wetter ein, am 30. fiel noch etwas Schnee, er blieb aber nicht liegen, und zwischen dem 24. und 27. April befreite sich der Strom vom Eise.

Was die Insel Sachalin betrifft, so schließt sich ihr nördlicher Theil in klimatischer Hinsicht ganz an die Amurmündung an, er ist demselben abkühlenden Einfluß des Ochotskischen Meeres im Frühjahr und Sommer ausgesetzt und nimmt an der strengen Winterkälte des Festlandes theil, ja L. von Schrenck beobachtete in dem Tymythale (51° 30′ nördl. Br.) am 1. März 1856

sogar — 42° R., eine Kälte, die selbst in dem nördlichern Nikolajewsk nicht vorkommt. An der Ostküste fand er in demselben Winter das Meer, so weit das Auge reichte, zu einem Eisfelde erstarrt, und die Westküste ist vom Januar an durch die continuirliche Eisdecke des Amur-Liman mit dem Festlande verbunden. Der schmale südliche Theil der Insel hat ein bedeutend milderes, mehr maritimes Klima, denn in der Aniwabai an der Südspitze der Insel war der niedrigste Thermometerstand nach den Beobachtungen des Lieutenants Rudanowski im Winter 1853—54 nicht unter — 20° R. und die Mitte der Bai blieb während des ganzen Winters offen. Freilich liegt auch diese Bai in $46\frac{1}{2}$° nördl. Br., und wenn Krusenstern die Berge an ihrer Ostseite noch am 16. Mai mit Schnee bedeckt fand und Rudanowski auch erst Mitte Mai das erste Grün hervorbrechen sah, so erkennen wir in dieser Verzögerung des Frühlings immer noch den Einfluß des Ochotskischen Meers, welcher auch nach Rudanowski die Ostküste des südlichen Sachalin merklich rauher macht als die dem Japanischen Meere zugekehrte Westküste.

Die Vegetation.

In noch weit höherm Grade wie für die Betrachtung des Klimas sind wir für die der Vegetation des Amurlandes auf das Werk von Maximowicz angewiesen, dessen eigentlicher Zweck die Darstellung dieser Vegetation ist. Die größere Hälfte desselben ist mit der systematischen Aufzählung und Beschreibung aller bisher im Amurlande gesammelten Phanerogamen, höhern Kryptogamen und Moose gefüllt und auch in dem zweiten allgemeinern Theil bilden die botanischen Abschnitte, Verbreitung der Holzgewächse, Physiognomie und Statistik der Amurflora die Hauptsache. Wir können hier aus dieser umfassenden Arbeit nur einige der wichtigsten statistischen Verhältnisse und die hauptsächlichsten Charakterzüge der Amurflora andeuten.

Bisjetzt sind 904 Pflanzenarten aus dem Amurlande bekannt. Davon sind 877 Arten Phanerogamen, welche sich auf 108 Familien und 416 Gattungen vertheilen, und zwar kommen auf die Monokotyledonen 182, auf die Dikotyledonen 695 Arten, sodaß ihr Verhältniß wie 1 : 3,8 ist. Der Dauer nach befinden sich darunter 152 ein- oder zweijährige, 621 perennirende und 131 Holzgewächse; es stellt sich demnach das Verhältniß der ein- und zweijährigen zu den perennirenden wie 1 : 4, das der holzigen Gewächse zu den Kräutern wie 1 : 5,9. Bäume oder solche Sträucher, welche häufig zu Bäumen werden, gibt es 42 und zwar sind es folgende:

Tilia mandshurica, Rupr. et Maxim.
„ cordata, Mill.
Acer spicatum, Lam. var.
„ tegmentosum, Maxim.
„ Mono, Maxim.
„ tataricum, L. var.
Phellodendron amurense, Rupr.
Rhamnus davurica, Pall.
Juglans mandshurica, Maxim.
„ stenocarpa, Maxim.
Maackia amurensis, Rupr. et Maxim.
Prunus Maackii, Rupr.
„ glandulifolia, Rupr. et Maxim.
„ Maximowiczii, Rupr.
„ Padus, L.
Crataegus sanguinea, Pall.
Pyrus baccata, L.
„ ussuriensis, Maxim.
„ Aucuparia, Gaertn.
Dimorphanthus mandshuricus, Rupr. et Maxim.
Fraxinus mandshurica, Rupr.
Quercus mongolica, Fisch.
Salix pentandra, L.
„ praecox, Hoppe.
„ Caprea, L.
Populus tremula, L.
„ suaveolens, Fisch.
Ulmus montana, With.
„ campestris, Sm.
Betula alba, L.
„ davurica, Pall.
„ Ermani, Cham.
„ costata, Trautv.
Alnaster fruticosus, Ledeb.
Alnus incana, L.
Taxus baccata, L. var.
Abies sibirica, Ledeb.
Picea obovata, Ledeb.
„ ajanensis, Fisch.
Larix dahurica, Turcz.
Pinus mandshurica, Rupr.
„ sylvestris, L.

Die artenreichsten Gattungen sind: Carex (mit 25 Arten), Potentilla (mit 17), Polygonum (mit 15), Viola (mit 14), Artemisia (mit 13), Spiraea und Aconitum (mit je 11), Thalictrum, Ranunculus und Allium (mit je 10 Arten). Die artenreichsten Familien sind:

Compositen	mit 101 Arten	Liliaceen	mit 26 Arten	Violarieen	mit 14 Arten
Ranunculaceen	„ 64 „	Umbelliferen	„ 25 „	Orchideen	„ 14 „
Gramineen	„ 55 „	Labiaten	„ 25 „	Caprifoliaceen	„ 11 „
Cyperaceen	„ 44 „	Polygoneen	„ 24 „	Gentianeen	„ 11 „
Rosaceen	„ 43 „	Scrophulariaceen	„ 22 „	Saliceen	„ 11 „
Cruciferen	„ 31 „	Farne	„ 21 „	Onagrarien	„ 10 „
Caryophylleen	„ 29 „	Salsolaceen	„ 15 „	Borragineen	„ 10 „
Leguminosen	„ 27 „	Smilaceen	„ 14 „	Primulaceen	„ 10 „

34 Familien sind durch je eine Art vertreten.

Wie in klimatischer Beziehung das Burejagebirge eine wichtige Grenzscheide im Amurlande bildet, so trennt es auch die Flora dieses Landes in zwei natürliche Gebiete, von denen sich das westliche mehr der Flora von Transbaikalien und Daurien, das östliche mehr jener von Nordostasien und Nordchina anschließt. Vergleicht man nun diese beiden Gebiete gesondert mit den benachbarten Floren, indem man die Arten der wichtigsten Familien nach Procenten von 100 Phanerogamen berechnet, so erhält man folgende Übersicht, wobei die römischen Zahlen die Ordnung angeben, in welcher die artenreichsten Familien in einer jeden Flora aufeinander folgen.

	Amurland.	Unteres Amurland.	Ostsibirien.	Transbaikalien.	Peking.	Mongolei.	Japan.
Compositen . .	11,7	I 11,1	I 9,8	I 11	I 9,2	I 14,7	I 7,5
Ranunculaceen	7,2	II 6,3	II 8,2	V 5,7	IV 4,6	VI 4,6	V 2,5
Gramineen .	6,3	III 5,9	VII 4,9	II 6,8	III 6,2	IV 6,3	II 5,5
Cyperaceen .	4,9	IV 5,4	V 5,6	IV 5,7	IX 2,1	1 (?)	IV 3
Rosaceen . .	4,9	V 4,6	IV 5,8	VII 4,3	V 3,8	V 6,1	II 5,5
Cruciferen .	3,5	VI 3,3	III 6,4	VI 5,6	VI 2,9	VII 4,3	VI 2
Caryophylleen	3,2	VII 3,1	VI 5,1	IX 3,6	X 1,9	X 2,6	—
Leguminosen .	3	IX 2,8	VIII 5,3	III 6,5	II 7,6	II 11,7	III 4
Umbelliferen .	2,9	VII 3,1	XI 2,5	VIII 4	X 1,9	X 2,6	V 2,5
Polygoneen .	2,9	X 2,5	XIV 1,7	XII 2,6	VI 2,9	XI 2,2	—
Liliaceen . .	2,9	IX 2,8	gering	XIV 1,9	VII 2,4	IX 2,8	VI 2
Labiaten . .	2,8	VIII 2,9	—	XIII 2,2	V 3,8	IX 2,8	IV 3
Scrophulariaceen	2,4	XI 2,4	XII 2,3	X 3,4	VIII 2,3	VIII 3,4	—
Smilaceen .	1,6	XII 1,9	1,4	0,4	1	0,2	—
Salsolaceen .	1,6	XIII 1,7	—	XV 1,8	1,2	III 6,9	—
Violarieen .	1,5	0,9	0,9	1,3	0,7	—	—
Orchideen . .	1,5	1,4	1,3	1,5	1,2 (?)	—	2
Caprifoliaceen	1,2	1,4	1,1	0,5	1	—	—
Gentianeen .	1,2	1	1,9	XIV 1,9	1,1	XI 2,2	—
Saliceen . .	1,2 (?)	1,3 (?)	IX 4,1	XI 3	0,5	0 (?)	—
Onagrarien .	1,1	1,3	0,5	0,5	0,9	—	—
Borragineen .	1,1	0,6	1,1	1,6	1,2	2,2	—
Primulaceen .	1,1	0,9	1,1	1,3	0,9	1,4	—
Farne in Procenten der ganzen Flora	2,3	2,7	1,8	1,5	1,2 (?)	gering	(?)

Diese Tabelle zeigt, daß die Compositen durch die Menge ihrer Arten auch hier überall den ersten Rang behaupten. In Peking und der Mongolei folgen ihnen die Leguminosen, in Transbaikalien zuerst die Gramineen. Darauf aber wird die Rangordnung eine sehr verschiedene. Läßt man das starke Verhältniß der mongolischen Salsolaceen beiseite, welches in keiner bekannten Flora der Welt in dem Grade hervortritt und in den weiten Salzsteppen der Mongolei begründet ist, so erregen vor allem die Ranunculaceen unsere Aufmerksamkeit. In Peking folgen sie unmittelbar auf die Gräser, in Transbaikalien stehen sie und die Cyperaceen gleich hinter den Leguminosen, in Japan behaupten sie noch den fünften Rang, im Amurlande und in Ostsibirien sogar den zweiten, gleich nach den Compositen. Eine andere in sämmtlichen Floren stark vertretene Familie sind die Rosaceen, welche in Japan sogar mit den Gräsern gleich stark sind und auf die Compositen folgen. Die Flora des Amurlandes zeichnet sich vor allen benachbarten aus durch den Reichthum an Liliaceen, wo ihr nur etwa die Mongolei gleichkommt, an Smilaceen, welche nur in Ostsibirien ebenfalls etwas stark auftreten, und hauptsächlich an Farnen; auch ist sie reich an Polygoneen. Im untern Amurlande treten die Farne und Smilaceen sowie die Cyperaceen noch mehr hervor, und schon daraus erkennt man, daß man es hier vorzugsweise mit einem feuchten Waldlande zu thun hat. Ebenso bieten die hauptsächlich auf waldige Gegenden angewiesenen Familien der Violarieen, Caprifoliaceen und Onagrarien starke Procente, die im untern Amurlande noch zunehmen. Eine große Armuth dagegen findet sich in der Amurflora an Cruciferen, wo nur die weit südlichern Gegenden von Peking und Südjapan noch ärmer sind, an Caryophylleen, namentlich aber an Leguminosen, welche doch in Transbaikalien sehr reich und selbst noch in Ostsibirien reicher vertreten sind, obgleich diese Familie doch sonst nach den Tropen hin regelmäßig zuzunehmen pflegt. Dies erklärt sich jedoch durch den Mangel an Astragalusarten, welche in den genannten Florengebieten einen beträchtlichen Theil

der Leguminosen ausmachen, während sie in dem niedrigern und wärmern Amurlande nur schwach vertreten sind. Ähnlich verhält es sich mit den Scrophulariaceen, welche in Transbaikalien durch die große Anzahl der Pedicularisarten so hervortreten, von denen man vom Amur bisher nur sieben Species kennen gelernt hat. In der Waldzone des untern Amurlandes verschwinden neun Familien der gesammten Landesflora ganz, nämlich die Lineae, Polygalaceae, Portulacaceae, Dipsaceae, Amarantaceae, Plantagineae, Santalaceae, Aristolochiaceae und Commelynaceae. Dafür sind auf diese Zone beschränkt oder wachsen hier an Artenzahl die Papaveraceae, Berberideae, Cucurbitaceae, Corneae, Pyrolaceae, Phrymaceae, Chloranthaceae, Urticaceae, Aroideae, Taxaceae u. a. Die Compositen werden vergleichsweise ärmer, ebenso die fünf andern artenreichsten Familien; die ohnehin armen Caryophelleen rücken aus dem sechsten Range in den achten herab, vor sie aber treten die Umbelliferen, Labiaten und Leguminosen, die Polygoneen werden den Caryophylleen gleich, die Smilaceen wachsen um 1 Proc., während die Liliaceen um ebenso viel fallen. Die Farne steigen von 2,3 auf 3 Proc. Die charakteristischen Familien werden also immer hervortretender, je mehr wir uns aus dem Innern weg und zur Küste begeben.

Dasselbe zeigt sich auch bei den einzelnen Arten. Während nämlich nach Maximowicz' Zusammenstellung das Amurland 527 Species mit Transbaikalien, 293 mit Ostsibirien, 163 mit der Mongolei und 276 mit der Gegend um Peking gemein hat, sind dort bisjetzt acht neue Gattungen und 143 neue Arten (also 15,8 Proc. der ganzen Flora) gefunden worden, von welchen letztern 22 sich auf das obere Amurland beschränken, 36 dem obern und untern gemeinschaftlich sind, 86 aber nur im untern Amurlande vorkommen. Freilich kommt dabei in Betracht, daß man das untere Amurland am besten kennt, und daß das nördliche Japan, dessen Flora sich wahrscheinlich als eine verwandte ausweisen wird, eine terra incognita ist.

Bei der Darstellung der Physiognomie der Amurflora unterscheidet Maximowicz acht Regionen längs des Stroms, die er nach ihrer Vegetation ausführlich erörtert. Ihre hervorstehendsten Charakterzüge sind etwa folgende:

1) Der oberste Lauf des Amur bis Albasin mit den Thälern der Schilka und des Argun nahe bei der Confluenz. Der Wald setzt sich hier am häufigsten aus Lärchen und Weißbirken zusammen, denen sich zuweilen einzelne Kiefern zugesellen, dagegen sind Picea obovata und Pinus Pichta selten zu sehen, an trockenen und dürren Stellen sind es Kiefern, in der Ebene Weißbirken, welche zusammen mit viel Prunus Padus, Espen und einzelnen eingestreuten Lärchen den Wald bilden. Auf den Höhen herrscht Nadelwald, in der Ebene Laubwald. Die Bäume erreichen keine große Dicke, nirgends ist der Wald dicht und Unterholz ist so gut wie nicht vorhanden. Wiesen gibt es hier nur wenige, sie treten nur inselartig in den massiv aufgethürmten Waldbergen und Felsen auf, aber die zerstreuten, buschigen, sparsam behalmten Gräser, der Blumenreichthum, die Häufigkeit bitterer und aromatischer Kräuter machen sie den Steppen Dauriens ähnlich. Die Artemisiaarten sind auf ihnen besonders häufig und die Clematis angustifolia verleiht ihnen im Herbste auf weite Strecken hin eine weißlich-graue Farbe. Grüner, grasreicher, dichter und höher bewachsen, aber weit ärmer an Kräutern sind die Schwemmwiesen der Ufer und der wenigen niedrigen Inseln. Auf den überall an den Fluß herantretenden Felsenmassen wachsen von Holzgewächsen am häufigsten Rhododendron dauricum und Rhododendron Geblera, Sorbus Aucuparia, Alnaster, Alnus incana, Populus tremula und Crataegus sanguinea.

2) Das Amurthal von Albasin bis zur Mündung der Dseja. Unterhalb Albasin wird das Land ebener und demnach erscheint Nadelholz seltener, Laubwald und Wiesen häufiger. Es treten auch neue Pflanzen hinzu, welche das Florenbild freundlicher gestalten helfen. Zum Waldrande gesellt sich die Esche, die Eiche röthet die dürren Abhänge mit ihrem Herbstlaube, Ulmen werden hier zuerst baumförmig gesehen, da sie bisher nur sehr selten und in der niedrigen, bisweilen nur 2 Fuß hohen, aber doch armdicken Baumcaricatur der U. pumila bemerkt wurden. Statt des geschlossenen Nadel- oder Laubwaldes begegnet man häufig lichten Wäldchen, in denen sich die Lärche und Weißbirke mit der Schwarzbirke, Ulme und Prunus Padus mischt und unter deren lichtem Laubdach sich schon die zierliche, am südlichen Amur und dem Ussuri ungemein häufige Leguminose Lespedeza bicolor, Turcz. zeigt. Unterhalb der Komarmündung wird die Veränderung noch auffallender. Betula davurica bildet einen integrirenden Bestandtheil des lichten Waldes, eingestreute Ulmen sind häufig, in den Waldrand mischen sich Euonymus Maackii, Corylus heterophylla in 1—2 Fuß hohen Sträuchern, Spiraea chamaedryfolia. Sämmtliche steinige Abhänge tragen niedrige krüppelige Eichen und in den Schluch-

ten zeigen sich Linden schon als mannsdicke Bäume. Neben den bewaldeten Bergen ist die Hochwiese besonders charakteristisch. Gewöhnlich erhebt man sich den thonigen, nackten, rinnig ausgewaschenen Uferabhang hinauf auf den Rücken einer Ebene, welche im Hintergrunde wellig zu werden beginnt, Gebüsch von Schwarzbirken und Eichen trägt und sich endlich an die dicht bewaldeten Berge anlehnt. Sie trägt keinen Baum, keinen höhern Strauch, aber der trockene, dünn gesäete Gras- und Kräuterteppich ist auf weite Strecken maskirt von einem fußhohen Haselgestrüpp mit zerstreuter Rosa cinnamomea. Diese Hochwiesen müssen entschieden als Steppen betrachtet werden, ihre südlichere Vegetation vermag ihnen die sonstige Ähnlichkeit mit den Steppen Transbaikaliens nicht zu nehmen.

Im allgemeinen kann man die Flora dieser beiden Regionen bis zur Dseja als die einer trockenen Hochebene betrachten, deren spärlich mit Humus bedeckte Berge, je nachdem sie mehr zusammenrücken oder auseinander treten und niedriger oder höher werden, eine größere oder geringere Bewaldung, die aus lichterm Laubholz oder dichterm Nadelwalde bestehen kann, hervorrufen, in der sich aber, selbst in der gebirgigen ersten Region, eine große äußere Ähnlichkeit mit der transbaikalisch-daurischen Flora durchaus nicht verkennen läßt und eine Verschiedenheit sich vielleicht nur in der Seltenheit salzhaltiger Strecken am Amur kund gibt.

3) Der mittlere Lauf des Amur von der Dsejamündung bis zum Burejagebirge. Ausschließliches Prairieland mit fast ganz mangelnder oder seltener und dünnstämmiger Bewaldung, deren Hauptbestandtheile noch immer die Waldbäume der obern Terrasse sind. An der Dsejamündung tritt an die Stelle der Steppe plötzlich die Prairie, welche an ihren dürrsten Stellen immer noch an die üppigsten Orte der Steppe erinnert, in den meisten Fällen aber einen mannshohen Grasteppich zeigt. Imperata sacchariflora, Spodiopogon und seltener Panicum mandshuricum sind die auffallendsten und häufigsten Gräser, Vicia pallida und Pseudorobus durchranken sie in allen Richtungen und geben, nächst dem röthlich schimmernden Seidenglanz der Imperata, der ganzen Prairie ein blauschillerndes Ansehen, bei übrigens überwiegendem, überaus saftigem Grün der Gräser. Der Wald tritt erst unterhalb der Burejamündung wieder auf und hier findet man die seltenen Hügel ebenfalls mit lichten, verkrüppelten Eichen bestanden, einzelne höher gelegene Stellen aber zeigen dichten Jungwald von Eichen und Schwarzbirken, dem sich, wenn stellenweise die Eiche zurücktritt, Weißbirken, Salix Caprea zugesellen, und in kleinen schattigen Schluchten finden sich auch wol Wäldchen aus Weißbirken und Espen. Eine neue Erscheinung ist in dieser Region die Maackia amurensis, eine von Maximowicz so benannte baumartige Leguminose, die den Amur von der Dsejamündung bis unterhalb Kidsi begleitet, ebenso der dem südlichen Amur eigenthümliche Baum Phellodendron amurense. Am Waldrande trifft man stellenweise die am Ussuri häufig werdende wilde Rebe (Vitis amurensis, Rupr.), welche gegen 15 Fuß hoch hinaufrankt und im Herbst voll von blauen Trauben hängt, und die Clematis mandshurica, welche mit ihrem Reichthum an weißen Blüten nicht wenig zum Schmucke der Wälder beiträgt.

Das Burejagebirge, als Grenze zwischen dem westlichen und östlichen Amurlande zeichnet sich durch das Nebeneinander und Durcheinander der diesen beiden Gebieten angehörenden Pflanzen aus und trägt zugleich wegen der Mannichfaltigkeit der Bodenerhebung ein Gemisch subtropischer und nordischer Formen, wie es sonst im Amurlande nirgends in diesem Maße gefunden werden kann.*) Pflanzen, die östlich von diesem Gebirge nicht beobachtet wurden, sind

---

*) Radde schreibt an A. Th. von Middendorff: „Soweit meine Beobachtungen über Flora und Fauna des Chin-gan (Burejagebirge) reichen, so kann ich nur urtheilen, daß beide ausgezeichnet durch solche Formen sind, die weit entlegenen Gebieten eigen. Es begegnen sich hier Pflanzen und Thierarten, die den verschiedensten Klimaten angehören, und es läßt sich deshalb für das Chin-gan-Gebirge schwer ein durchgreifender Vegetations- oder Faunencharakter finden. So sehen Sie die Rebe nicht weit von Andromeden und Vaccinien, die beide zwar nur selten und auf einige Sümpfe angewiesen, sich doch finden lassen und in deren Gesellschaft Alnobetula und die Weißbirke nicht fehlen. Dagegen umwuchern nicht weit von solchen Plätzen, die uns den Norden und Westen in Erinnerung bringen, Maximowiczia oder Trochostigma, die Phellodendron- oder Fraxinusstämme, und der mandschurische Walnußbaum beschattet rankende oder hochstaudige Aconiten. Fassen wir die unmittelbare Ufervegetation ins Auge, so gibt sie uns durch das Dominiren von Schlingpflanzen (Menispermum, Maximowiczia, Clematis, Vitis, Glossocomia? etc.) im Verein mit dornigen Aralieństräuchern einen besondern Typus, der wesentlich an den Süden erinnert. Dazu kommen nun noch die ungemein dicht bestrauchten Thäler, in denen die Kalomictapflanze oft jedem Vordringen im Sommer ein Ziel setzt und wo die dicht bestachelten Hedera- (senticosa) Gebüsche nebst Philadelphus, Berberis und selten Syringa ein undurchsichtbares Gewebe dem Auge bieten. Ebenso auch läßt sich schwer behaupten, ob die Coniferen oder die Laubhölzer im

hauptsächlich Linum perenne, Erodium, Galatella dahurica, Leucanthemum sibiricum, Tanacetum sibiricum, Taraxacum officinale, Sonchus brachyotus, Gentiana scabra, Pedicularis spicata, Pinus sylvestris, Polygonatum stenophyllum, Lilium Martagon u. a. Westlich von ihm sind bisher nicht gefunden worden Thalictrum angustifolium, Paeonia obovata, Corydalis speciosa, Tilia mandshurica, die Ahornarten mit Ausnahme von Acer tataricum, Orobus ramuliflorus, die Prunusarten mit Ausnahme von Pr. Padus, die beiden Philadelphus tenuifolius und Schrenckii, Deutzia, die Araliaceen, Inula linariaefolia, Tanacetum Pallasianum, Syringa, Vincetoxicum atratum, Phryma, Euphorbia lucorum, Corylus mandshurica, Betula costata, Pinus mandshurica, Funkia ovata und viele andere.

4) Die Prairieregion des südlichen Amurthals bis zum Ussuri. Trat schon in der obern Prairie im Vergleich mit der Steppenterrasse ein Vorherrschen der Gräser und eine üppigere Entwickelung, aber größere Artenarmuth der Kräuter auf, so ist dies hier noch in höherm Grade der Fall. Zwar ist das Gras kaum höher, allein die krautartigen Pflanzen sind in einer geringern Zahl von Arten, dafür aber in einer größern Zahl von Individuen vertreten und letztere sind oft wol doppelt so hoch. Ein anderer Unterschied dieser Region besteht in der fast durchgängigen Beholzung der Prairie, und zwar nicht mit dünnstämmigem Jungwald, wie oberhalb des Burejagebirges, sondern mit einzeln über das Land zerstreuten kräftigen Bäumen. Die Baumarten sind vor allem Eichen, die gemeine Linde, Ulmus campestris und ihnen beigemischt Pyrus baccata, armdicke Crataegi, Betula devurica und Prunus Padus. Die niedrigen Bergrücken des rechten Amurufers schmückt hier und da ein luftiger Laubwald mit Eichen, Schwarzbirken, Ulmen, Linden, Acer Mono, Maackia, einzelnen Phellodendron und Espen, in deren Halbschatten die Lespedeza bicolor den Boden fast ausschließlich überzieht und mit ihren rothen Blumen herrlich schmückt. Am Ufer und auf den zahlreichen Inseln herrscht das Weidengesträuch, in das sich nur wenige andere Pflanzen, wie namentlich die Spiraea salicifolia einzudrängen vermögen, während man in den Lachen auf den Inseln häufig die Trapa, zuweilen auch Salvinia und Nymphaea findet; der Strom selbst duldet nur Limnanthemum in größerer Menge.

Der untere Theil des Ussurithals gehört entschieden zu dieser vierten Region. Pflanzen, welche kaum weiter östlich vorkommen dürften, sind: Clematis angustifolia, Paeonia albiflora, Lychnis, Turczaninowia, Inula linariaefolia, Acarna chinensis, Melampyrum roseum, Plantago, Axyris, Kochia, Geblera, Lilium tenuifolium und pulchellum, Hemerocallis graminea, Imperata und viele andere. Die nach Westen die Ussurimündung nicht überschreitenden sind wahrscheinlich zahlreicher, es sind die Pflanzen der schattigen Urwälder, soweit sie nicht vielleicht im Burejagebirge wieder auftreten.

5) Der Amur von der Ussurimündung bis zu der Strombiegung oberhalb der Gorinmündung (50° 30′ nördl. Br.). Die Prairie zieht sich am linken Ufer des Flusses noch eine weite Strecke stromabwärts, büßt aber immermehr von ihrem Blumenreichthum ein und verwandelt sich sehr bald in einförmige Calamagrostiswiese. Am rechten Ufer dagegen tritt uns mit dem Chöchziergebirge das Waldland des untern Amur in seiner ganzen Eigenthümlichkeit entgegen. Von dem weidenbewachsenen Ufer des Flusses gelangt man durch ein Gestrüpp von Artemisia vulgaris mit mannshohen Nesseln und Hanf, das von Humulus japonicus und andern Schlingpflanzen fast undurchdringlich gemacht wird, in dicht geschlossenen Laubwald. Hier findet man fast sämmtliche dem Amurlande eigenthümliche Bäume beisammen. Durch das dichte Laubdach kann selbst die Mittagsonne nur spärliche Lichtflecken auf den Boden werfen, und vermehrt wird Schatten und Feuchtigkeit noch durch ein besonders gegen den Waldrand sehr dichtes Unterholz. Corylus mandshurica, Lonicera chrysantha und der stachelige Eleutherococcus charakterisiren hauptsächlich dieses Unterholz, welches von Vitis, Maximowiczia (eine Schizandracee), Dioscorea und einer riesigen Rubia durchrankt wird, sich aber tiefer im Walde mehr und mehr auf den sparrigen Haselstrauch beschränkt, auf den die Actinidia colomicta häufig und häufiger ihre langen Peitschenzweige legt. Im Frühjahr, wenn Lonicera chrysantha, mit hellgelben Blüten überschüttet, den Wald mit Wohlgeruch erfüllt, Syringa blüht, Hylomecon weite Strecken mit intensivem Golde überzieht, die Corydalisarten, Violae, Ane-

---

Hochwalde vorherrschen. Wie im Pflanzenreich so lassen sich auch im Thierreich Analogien nachweisen, die alle bestätigen, daß hier die südlichen und nordischen, östlichen und westlichen Vegetations- und Faunenformen sich mischen und daß deshalb das Chin-gan-Gebirge unstreitig nicht nur die interessanteste Partie vom Amur, sondern wol überhaupt von ganz Ostsibirien sei."

monen u. s. w. in Flor stehen, kann sich dieser Wald auch an Farbenpracht mit den lichten Hainen der Prairie messen, im Hochsommer aber entschädigen die ungemeine Fülle und Saftigkeit des Kräuterwuchses und das Aroma, das nach einem Regen von den fernen Baumkronen des Wallnußbaumes und Phellodendron herabweht, für die Blumenarmuth. Weiter bergan erblickt man einzelne Zirbelfichten, Picea ajanensis, Pinus Pichta, hier und da eine Lärche und auf den Höhen und nördlichen Abhängen wird endlich der Nadelwald vorherrschend. Lichtungen in diesem Waldmeere sind etwas sehr Seltenes und haben in Moossümpfen ihren Grund, eigentliche Wiesen sieht man nur da, wo die periodischen Überschwemmungen des Flusses keinen Baumwuchs aufkommen lassen.

6) Vom Gorin bis zum Dshairücken oberhalb Kidsi, d. i. bis zur Nordgrenze der Rebe. Diese und die folgende Region bilden den allmählichen Übergang zu der Küstenregion. Bis zum Dshairücken zeigt der noch artenreiche Wald zwar keine südlichen Baumformen mehr, dafür wird er aber durch das Hinzutreten nordischer Holzgewächse entschädigt, wie Betula Ermani, Sorbus sambucifolia, Lonicera coerulea; andere Bäume werden häufiger, so Betula alba, Populus tremula, Acer spicatum. Wo auf nördlichen Expositionen reiner Nadelwald auftritt, gewährt er dasselbe Bild wie der in der Küstenregion, nur mit dem Unterschiede, daß er noch manche Kräuter südlicherer Gegenden beigemischt enthält, wie Adenocaulon, Circaea lutetiana u. s. w. Im Frühjahr ist er reich mit Blumen geschmückt und selbst die Felsen und nackten Abhänge nehmen sich dann schön aus unter der weißen Decke blühender Spiräen, kleiner Bäumchen von Pyrus baccata oder dem rothen, fast laublosen Rhododendron dauricum.

7) Von Kidsi bis zur östlichen Biegung des Amur bei Tebach. Hier trifft man nur noch wenige Laubhölzer, wie Prunus glandulifolia, einzelne Eschen, zwei Ahorne, seltene Ulmus campestris, Eleutherococcus, Actinidia, Maximowiczia und Corylus mandshurica, welche beiden letzten bei Tebach ihre Nordgrenze erreichen. Am häufigsten ist noch der Hasel, er bildet noch hier und da recht dichtes Unterholz, vermag aber dennoch nicht dem Nadelwalde seine Einförmigkeit zu benehmen.

8) Der unterste Theil des Laufs und das Mündungsland des Amur. Laubhölzer (Weißbirken und Espen) sieht man nur noch in besonders begünstigten Lokalitäten und am Waldrande, alles Übrige trägt überall Nadelwald mit weiten Sumpfstrecken von einem Aussehen und einer Flora wie in den Wäldern des nördlichen Europa, z. B. an den Küsten des Finnischen Meerbusen. Picea ajanensis herrscht vor und setzt mit Pinus Pichta und einzelner Larix dahurica den Wald zusammen, das sehr spärliche Unterholz bilden Pyrus sambucifolia und Aucuparia, Ledum palustrum var. dilatatum und Pinus Cembra pumila. Überraschend üppig ist an manchen Stellen die Kräuterflor, erwähnenswerth ist namentlich die riesige Größe mancher Polygona und des Chenopodium album, welches bisweilen am Rande der Weidengebüsche bis 10 Fuß Höhe erreicht. Die Strandwiesen des nördlichen Europa findet man vertreten durch weite Strecken von Elymus mollis, an deren Rande sich Lathyrus maritimus und Rosa rugosa ansiedeln.

Auf der Insel Sachalin bilden nach Schrenck die Tannen den Hauptbestandtheil des Nadelwaldes im Innern, daneben trifft man Taxus, Pinus Cembra pumila und Lärchen. Die letztern kommen sehr häufig an den nördlichern Küsten als Gestrüpp vor, vermischt mit Alnus incana. Weiden gibt es in Menge und in den Thälern des Innern erreichen sie eine außerordentliche Dicke; so maß Schrenck im Arkaithale eine Weide, welche 6 Fuß über dem Boden 4 Meter und $3^{1}/_{2}$ Decimeter im Umfang hatte. Hier findet man auch die Zitterpappel und in den nördlichern Thälern sind Birken, Betula alba und B. Ermani, ein häufiger Bestandtheil des Waldes. Seltener sind Eschen, Prunus Padus, Sorbus Aucuparia, Crataegus, Acer spicatum. Neben solchen für die Flora des untern Amur charakteristischen Holzgewächsen finden sich aber auch japanische und kurilische Coniferen, wie Pinus firma Sieb. und Zuccar., Pinus homolepis var. Aoknaie, welche auf Jesso und Iturup große Wälder bildet, P. jezoensis, P. leptolepis, sodaß Maximowicz die Flora von Sachalin als ein wichtiges Bindeglied zwischen sibirischer und japanischer Flora einem nähern Studium empfiehlt. Ganz verschieden ist nach Schrenck die Art, wie sich der Wald über das Land vertheilt, von der Bewaldungsweise des untersten Amurlandes. Auf Sachalin sah er nämlich Laubwald aus Birken, Espen, Weiden mit Gesträuch von Rosen, Hollunder und Faulbaum, oder aus Laub- und Nadelholz gemischten Wald in den Thälern des Innern der Insel, während zum obern Theile der Thalwände hin die Nadelbäume entschieden überhandnahmen und auf den Gebirgshöhen durchaus vorherrschten; im untersten Amurlande sieht man dagegen die Thäler und die Ebenen des Nordens von Nadelholz und die Anhöhen

von Laubwald eingenommen, sodaß die Golde den Laubwald geradezu Bergwald, die Nadelwälder aber Ebenenwälder nennen.

Zum Schlusse dieses Abschnitts fügen wir, hauptsächlich aus Maximowicz' Werk, noch einige Notizen über die Nutz- und Culturpflanzen des Amurlandes bei.

Ein eigentliches Culturland im Gebiete des Amur finden wir nur am Nonni, wo die Dauren seit undenklichen Zeiten Ackerbau treiben, und in der südlichen Mandschurei, wo aber nach den Berichten der Missionare nur die Umgebungen der Städte größere cultivirte Strecken besitzen. Am Amur selbst ist nur die Strecke von der Mündung der Dseja bis zum Burejagebirge einigermaßen angebaut. Um die zahlreichen Dörfer der Mandschu, Dauren und Chinesen sieht man dort ausgedehnte Felder mit Hirse (Setaria italica), Gerste, Hafer, seltener mit Soja hispida bestellt. Auf der Prairie grast ein zahlreicher Viehstand, für welchen an einzelnen Stellen, wo Imperata sacchariflora häufig wächst, Heu gemäht und in kleinen Schobern aufgehäuft wird. Jedes Haus hat einen Garten, in dem Taback, Mais, Bohnen, Kohl (Brassica chinensis), Rettich, Kürbisse, Gurken, Melonen, Carotten, rother Pfeffer u. s. w. gezogen werden, ja sogar einzelne Zierpflanzen sich finden, deren Blumen sich die Weiber ins Haar zu stecken pflegen. Darunter sieht man die als Kopfputz allgemein beliebte Alcea rosea mit rothen, weißen und lilla gefüllten Blumen, die Celosia cristata, Mirabilis Jalapa, Gomphrena globosa, Tropaeolum majus, sowie Tagetes patula und erecta; von den zahlreichen einheimischen Blumen aber keine einzige, während doch Amurpflanzen in Japan gezogen werden (Glossocomia) und wahrscheinlich auch manche chinesische Zierpflanze, deren Ursprung jetzt unbekannt, die Mandschurei zum Vaterlande haben wird. Manche Producte dieser Gegend des Amurthals, wie namentlich Hirse und Taback, werden auch an die Birar und Monjagir bis hinauf an die russischen daurischen Dörfer verhandelt.

Ober- und unterhalb dieses ackerbauenden Districts sieht man auf etwa 200 Werst zwar noch hier und da um die einsame Jurte eines Holzhauers ein Fleckchen Landes mit Hirse, Taback u. dgl. bestellt, allein nie ist der Besitzer ein echter Eingeborener, fast immer ein Chinese oder Mandschu. Die Bewohner des untern Amur kennen den Ackerbau gar nicht. Die Golde, zwischen der Sungari- und Ussurimündung, versorgen sich auf ihren jährlichen Tribut- und Handelsfahrten nach Itsche-choton mit den nöthigen Graupen, Branntwein, Taback, Bohnen, zum Theil auch mit Weizenmehl u. s. w.; bei den weiter unterhalb Wohnenden kommen aber diese Reisen seltener vor und sie sind hauptsächlich auf die chinesischen Kaufleute angewiesen, welche jährlich mit wohlgefüllten Booten aus den Sungaristädten den Amur hinabschwimmen, um in irgendeinem Dorfe (das entlegenste ist Pulj halbwegs zwischen Kidsi und Tebach) den Winter im Tauschhandel mit den Eingeborenen zu verbringen. Die Preise sind aber so unerschwinglich, daß sich der Eingeborene nur sehr selten den Luxus vegetabilischer Nahrung erlauben darf und je weiter flußabwärts, desto ausschließlicher auf Fische und im Winter zum Theil auf Fleisch angewiesen ist. Die Golde haben wenigstens noch einigen Gemüsebau, sie ziehen vorzüglich Bohnen, Gurken, Kürbisse und Taback, aber die größern Pflanzungen in ihrem Lande gehören den Chinesen, die hier auch Kartoffeln, Wassermelonen, Allium sinense u. dgl. bauen.

Seit 1855 haben die russischen Ansiedler aus Transbaikalien angefangen, die Kornarten ihrer Heimat an den Amur zu verpflanzen, namentlich zwischen Mariinsk und Nikolajewsk, wo sie viele Dörfer angelegt und vortreffliche Ernten erzielt haben. In den Jahren 1856 und 1857 fanden schon Ausstellungen von Gemüsen in Nikolajewsk statt, zu welchen im letztern Jahre aus 55 Gärten und von verschiedenen Orten, sogar aus der Braunkohlenstation auf Sachalin, Beiträge gekommen waren. Am besten gerathen waren Rüben, Blumenkohl von ausgezeichneter Qualität, Carotten, Kohl, Kartoffeln u. s. w. Selbst an den rauhesten Orten, wie in der Castriesbai, Nikolajewsk oder Petrowskoje, wo Kornbau sich kaum der Mühe verlohnen würde, gedeiht Gemüse sehr gut. Man kann hiernach dem Ackerbau im untern Amurlande einen ausgezeichneten Erfolg versprechen. Auch bei Blagoweschtschensk in der Gegend der Dsejamündung lohnt, wie die in Irkutsk erscheinende Zeitung „Amur" (Februar 1860) berichtet, der Anbau von Roggen, Weizen, Gerste, Buchweizen und Hafer reichlich, aber die Aussaat war noch zu gering, als daß die diesjährige Ernte den Bedürfnissen der Einwohner ganz genügen könnte; Kartoffeln wurden dagegen schon mehr geerntet, als man bedurfte.

Unter den zahlreichen Zwiebeln, Wurzeln und Kräutern, welche der Eingeborene zu seinem Fisch genießt, dürften kaum einige wenige sein, welche sich des Beifalls eines europäischen Gaumens erfreuen würden, keine der wildwachsenden Pflanzen, soweit man sie jetzt kennt, zeichnet sich durch großen Gehalt an Nahrungsstoff oder besonders würzigen Geschmack aus. Auch die

Früchte des Amurlandes spielen keine wichtige Rolle im Haushalte der dortigen Völker. Ein allen gemeinsamer und geschonter Fruchtbaum ist Prunus Padus, dessen getrocknete Früchte mit den Kernen zerstoßen und mit Öl zu kleinen flachen Kuchen geformt werden, welche eine schwarz-violette Farbe, bröckelige Consistenz und säuerlichen sowie bittermandelartigen Geschmack besitzen. Vaccinium Vitis Idaea wird von den Giljaken, in deren Gebiet sie häufig wächst, in sehr großen Mengen für den Winter eingesammelt und gefroren aufbewahrt. Die Golde ernten die Früchte von Trapa, Juglans, welche vor dem Essen ins Feuer geworfen werden, damit die Schale platzt, von Pinus mandshurica und Corylus, doch ist dies immer mehr oder weniger ein Zeitvertreib oder Kindervergnügen. Bei den Giljaken sieht man zuweilen Körbchen mit Früchten von Rosa cinnamomea, der aber von den Golde die schmackhaftere Frucht von Rosa acicularis vorgezogen wird, Crataegus sanguinea, Empetrum, Lonicera Maximowiczii. Je weniger an einer Pflanze ihre Früchte durch Größe oder Menge ins Auge fallen, je mehr Mühe also das Sammeln macht, desto weniger kümmert man sich um sie, und mögen sie noch so herrlich schmecken; von manchen kleinen Pflänzchen, wie Fragaria, Rubus arcticus, weiß man nicht einmal, daß sie überhaupt Beeren tragen; auch die kleinen säuerlichen Beeren der einheimischen Rebe (Vitis amurensis Maxim.), welche am Ussuri und dem mittlern Laufe des Amur zwischen Dseja- und Gorinmündung überall häufig zu finden ist, werden nur dann gegessen, wenn sie zufällig unter die Hand kommen.

Von viel größerer Wichtigkeit sind die Nutzhölzer, welche dem Eingeborenen das Material für seine Häuser, Boote, Geräthschaften und Götzen liefern. Die Boote werden gewöhnlich aus Pinus mandshurica und am obern Amur aus Pinus sylvestris gebaut, bei den Giljaken aber auch aus Abies sibirica, und an der Küste und den Nebenflüssen höhlt man sie aus dicken Stämmen der Salix praecox aus. Die Rinde der Lärche gibt Dach und Wände der Sommerwohnungen (dauro) am untern Amur, das härtere Lärchenholz dient unter anderm zu Schneeschuhen, Spießschäften u. dgl. Die dünnen Stämme verschiedener Weidenarten setzen im Süden die lehmbeworfene Wand der Winterjurte zusammen und bilden das Gerüst der Sommerwohnungen, welche bald die Form von rindengedeckten Häusern (dauro), bald, in südlichern Gegenden, die Gestalt kegelförmiger (tschoro) oder bienenkorbähnlicher (chómmora) Zelte annehmen. Eine der wichtigsten Bäume ist die Weißbirke, besonders wegen der Rinde, die dem sibirischen Nomaden überall so große Dienste leistet. Im Frühjahr werden Weißbirken mit glatter, ungeplatzter Rinde in einer Doppelspirale hoch hinauf abgeschält, von den so gewonnenen, bis über 12 Fuß langen Streifen die zerstörten äußern und die holzigen innern Schichten abgeschabt, das Ganze darauf kegelförmig zusammengerollt und in siedendem Dampfe erweicht. Die dünnen elastischen Stücke (tallo) werden der Länge nach aneinander genäht und geben große leichte wasserdichte Decken, deren der Eingeborene überall auf seinen Wanderungen mit sich führt. Sie sichern ihm im Winter, über ein Paar in den Schnee gesteckte Stangen gebunden, eine behagliche Wärme vor dem im Wetterschutze brennenden Feuer, geben ihm, auf das leichte Ruthengerüst gelegt, eine leicht hergestellte, regendichte reinliche Sommerwohnung, dienen als Decken für das Gepäck auf Wasserfahrten, und aus derselben Birkenrinde fügt man zierliche Eimer, näht man Körbchen, Schüsseln und Tassen.

Unter den Kräutern, welche für den Haushalt von Bedeutung sind, steht die Nessel obenan und in geringerm Grade der Hanf, beide in großer Menge um jede Jurte zu finden. Aus ihren Stengeln bereiten die Eingeborenen auf sehr einfache Weise Zwirn und Schnüre, welche letztern hauptsächlich zu Netzen verflochten werden. Der Zwirn wird immer in seiner natürlichen, d. h. durch den Schmuz der ihn bereitenden Weiberhände schwärzlichen Farbe verwendet. Gefärbten Zwirn, mit dem recht zierlich gestickt wird, kauft man von den Chinesen, jedoch mangelt es nicht an Farbstoffen, womit namentlich Felle und Fischhäute zu bunten Kleidermustern, Stiefeln, Tabacksbeuteln u. s. w. gefärbt werden. Roth färbt man mit einer rothen Erde, welche sich in kleinen Stücken an der Seeküste finden soll; ein schönes Blau gewinnt man durch Zerquetschen der Blumenblätter von Commelyna communis, welche zu diesem Zwecke in manchen Dörfern am südlichen Amur sogar cultivirt wird; ein bräunliches Gelb wird erhalten durch einen Absud der Rinde von Alnaster fruticosus; schwarz färbt man mit Tusche.

Das bis 7 Fuß hohe Gras Calamagrostris purpurea Trin. wird allgemein zum Dachdecken benutzt, das Schilfrohr dient zur Bereitung hübscher Matten, mit denen die Schlafbänke in den Jurten überzogen sind, mit einigen Cyperaceen umwickelt man im Winter die Füße, um sie warm zu halten, das Sumpfmoos dient zum Kalfatern der Häuser und Boote, und so werden noch eine Menge einheimischer Gewächse im Haushalte der Eingeborenen verwendet, ganz ab-

gesehen von dem medicinischen Gebrauch, den sie, bisweilen in sehr lächerlicher Weise, von zahlreichen Kräutern und Wurzeln machen.

Die Thierwelt.

Was Marimowicz für die Flora, das hat Leopold von Schrenck für die Fauna des Amurlandes geleistet. Verdankte man schon seinen im „Bulletin de la classe physico-mathémathique" und den „Mélanges physiques et chimiques" der Akademie zu Petersburg abgedruckten Reisebriefen mannichfache Belehrung, so besitzen wir jetzt in den ersten, die Säugethiere und Vögel des Amurlandes behandelnden Bänden der vollständigen Verarbeitung seiner Sammlungen eine außerordentlich werthvolle wissenschaftliche Darstellung des Charakters der Fauna jenes auch für die Wissenschaft neueroberten Gebiets.

Was uns zunächst in seiner Aufzählung der vorgefundenen Säugethiere überraschen muß, ist der Mangel an eigenthümlichen neuen Arten; nur zwei Feldmäuse, Arvicola amurensis und A. Maximowiczii, erwiesen sich als neue Species, alle übrigen Formen waren schon aus andern Gebieten bekannt. Wenn auch in den niedern Thierklassen weit mehr neue Species vertreten sind, so scheint sich doch der Charakter der Amurfauna weniger in eigenthümlichen Formen auszusprechen, als vielmehr in dem Zusammenkommen vieler Arten, welche uns bisher nach Nord und Süd, nach Ost und West weit auseinander zu liegen schienen, also in der Vermittelung verschiedener Faunengebiete, deren Eigenthümlichkeiten sich bisher schroffer gegenüberstanden. So finden wir das Renthier und den Vielfraß am untern Amur südlich bis zu 49° nördl. Br. und auf der ganzen Insel Sachalin, die sich bis zum 46. Breitengrade heraberstreckt, während sie im Altai nur bis zum 50., im Ural bis zum 53., in Skandinavien sogar nur bis zum 60. Grade angetroffen werden. Der kleine polare Pfeifhase (Lagomys hyperboreus), welcher bisher nur aus dem äußersten Norden des asiatischen Continents bekannt war, steigt mit dem Burejagebirge wenigstens bis zum 48. Breitengrade nach Süden hinab, also fast bis zur südlichsten Krümmung des Amur. Der Schneehase (Lepus variabilis) findet in Europa und dem westlichen Sibirien, abgesehen von dem inselartig isolirten Vorkommen desselben nahe der Schneegrenze der Hochgebirge, ungefähr mit dem 50. Breitengrade seine Südgrenze, im Amurlande dagegen verfolgte ihn Schrenck bis zur südlichsten Biegung des Stroms in 47½° nördl. Br., ohne auch dort seiner Äquatorialgrenze zu begegnen. Die nordischen Robben, Phoca nummularis und barbata und der Weißfisch (Delphinapterus Leucas), diesen Bewohner arktischer Meere, trifft man im Amur noch oberhalb Mariinsk an, bis 51½° nördl. Br., d. i. 10° bis 15° südlicher als im Obi und Jenissei. Diese auffallend weite Ausdehnung der Äquatorialgrenzen dieser nordischen Thierarten im Amurlande hat zur Folge, daß wir auf demselben Gebiete neben ihnen die Formen gemäßigter und selbst südlicher Klimate finden, wie den Edelhirsch bis zum Kamme des Stanowoigebirges, das Wildschwein bis über den 52., den Dachs bis über den 53. Breitengrad hinaus, namentlich aber den bengalischen Tiger, der hier noch durch vier Breitengrade neben der polaren Form des Renthiers auftritt. Pallas hatte gelehrt, daß dieser König der asiatischen Thierwelt am Argun vorkomme, Middendorff berichtete, daß er sich bisweilen an den Quellflüssen der Dseja und Bureja in 54° und 52° nördl. Br., ausnahmsweise auch am Südabhange des Stanowoigebirges sehen lasse, durch L. von Schrenck erfahren wir nun, daß er bis nahe an den 51. Breitengrad ein bleibender Bewohner des Amurlandes ist und seine Streifzüge bis an das Südufer des Ochotskischen Meeres und sogar bis auf die Insel Sachalin ausdehnt, wo ihm das Renthier zur hauptsächlichsten Beute zu dienen scheint. Am häufigsten kommt er in der Nähe der Ussurimündung vor, wo ihm, abgesehen von dem wärmern Klima, die feuchten, oft sumpfigen Niederungen und die mit Gebüsch, hohem Grase und dichtem, über mannshohem Schilfe bewachsenen Ufer des Stroms ein günstigeres Terrain bieten, als er in dem obern und untern, gebirg- und waldreichen Laufe des Amurstroms finden würde. Dort bleibt er auch den Winter über und wird nicht selten für Menschen und Vieh verderblich. „Die jenen Theil des Amurthals bewohnenden Golde", erzählt Schrenck, „sind den Angriffen des mächtigen Thieres nicht gewachsen und tragen große Furcht vor ihm, zu welcher sich natürlich, bei dem Gefühle ihrer Ohnmacht, manche abergläubische Vorstellungen gesellen. Fast allenthalben findet man daher aus Holz geschnitzte Tigerfiguren, welche entweder in der Nähe der Häuser, am Fuße großer Bäume aufgestellt, oder in kleinerer Gestalt an die Kleidungsstücke angeheftet werden, um deren Träger jederzeit vor einem Angriffe dieses Thieres zu schützen. Es ist mir leider nicht gelungen, selbst ein Tigerfell am Amur zu sehen, da die große Furcht der Eingeborenen sie von einer wirklichen Jagd auf denselben zurückhält und nur selten ein Indivi-

duum erlegt wird, dessen Fell alsdann sogleich den Chinesen oder Mandschu verkauft wird, bei denen es in hohem Ansehen steht und zur Kleidung der Vornehmen verwendet werden soll. Selbst alle Auskunft über den Tiger gaben mir die Eingeborenen nur mit Widerstreben, da sie die abergläubische Furcht haben, daß sogar das Sprechen vom Tiger ihnen Unheil und Verderben durch das mächtige Thier zuziehen könne. Nicht selten bemerkte ich bei ihnen, wenn wir auf den Tiger zu sprechen kamen, ein Dämpfen der Stimme, als fürchteten sie belauscht zu werden, und nach Möglichkeit vermieden sie den Namen des Thiers zu nennen. Auch fügen sie diesem Namen, wol aus Ehrfurcht und um sich schadlos zu halten, das schmeichelnde und ehrende Beiwort «mafa», d. i. «der Alte» bei — ein Prädicat, das außer dem Tiger nur noch dem allgemein geachteten und abergläubisch gefürchteten Bären zukommt." Daß der Tiger seine Wanderungen auch über das Eis des Amur-Liman auf die Insel Sachalin erstreckt, ist insofern interessant, als er auf Japan nicht vorkommt und also Sachalin außer den südlichen, dem asiatischen Continent sehr genäherten Inseln Hainan, Sumatra, Java und Ceylon die einzige Insel ist, welche vom Tiger besucht wird. Hier beobachtete aber Schrenck mehrmals eine unter dem Gefrierpunkt des Quecksilbers stehende Temperatur, ein neuer Beweis, wie unrecht man früher hatte, sich den Tiger stets in der Nähe von Palmen und Bambusen zu denken.

Nicht minder auffallend ist das Zusammentreffen von östlichen und westlichen Thierarten im Amurlande. Unfern der Stadt Aigun erhielt Schrenck von den Eingeborenen das Fell eines Igels, das unzweifelhaft der gewöhnlichen europäischen Species (Erinaceus europaeus) angehört. Hatte man früher mit Pallas den Ural als äußerste Ostgrenze des Igels angesehen, so wies später Georgi sein Vorkommen im gemäßigten Sibirien östlich vom Uralfluß, in den kirgisischen und songarischen Steppen vom Ural zum Obi, am Tobol und Irtysch nach, auch fand man ihn am Kaukasus und in Palästina, aber in höhern Breiten war er bisher von keinem Reisenden östlich vom Uralgebirge beobachtet worden, sodaß sein Erscheinen am Amur ein ganz vereinzeltes sein müßte, wollte man nicht annehmen, daß er vom Kaukasus und von Palästina ostwärts durch ganz Mittelasien bis nach China und dem Amur verbreitet sei, und bei unserer Unkenntniß der Fauna jener Gegenden wäre dies wol möglich. Jedenfalls muß der Igel aus China nach dem Amurlande gekommen sein, da er im östlichen Sibirien unbekannt ist. Ebenso überraschend ist das Vorkommen einer Fledermaus (Vespertilio mystacinus) an der Mündung des Amur und an der Küste der tatarischen Meerenge, welche bisher nur in Europa bis zur Ukraine und dem Kaukasus bekannt war. Neben solchen westlichen Typen begegnet man im Amurlande einigen Species, für deren Heimat ausschließlich die japanischen Inseln galten, wie eine Antilope (Antilope crispa) und eine Hundeart (Canis viverrinus), die sich indeß jetzt durch Vermittelung der Amurexemplare mit der chinesischen Form (C. procyonoides, Gray) als identisch erweist, und Spielarten, die man nur aus dem nordöstlichsten Asien kannte, wie eine den Küstenländern des Beringsmeers vorzüglich eigene, ausnehmend große Bärenvarietät, eine Zobelvarietät, die sich der nordamerikanischen sehr nähert, und andere mehr. Die erwähnte, von Middendorff Beringiana genannte Varietät von Ursus arctos fand Schrenck nahe der Mündung des Amur, während die kleinere Varietät sich über die ganze Mandschurei zu verbreiten scheint. In solcher Menge kommt jedoch der Bär hier nirgends vor wie in Kamtschatka, und namentlich trifft man ihn nur selten in den ebenern Gegenden an der südlichen Biegung des Stroms, wogegen er in den ausgedehnten Waldungen des gebirgigen untern Amurlandes, der Meeresküste und der Insel Sachalin allenthalben ein häufiges Thier ist. „Im untern Amurlande ist es auch", sagt Schrenck, „wo der Bär bei den Eingeborenen eine culturhistorische Bedeutung gewinnt. Als mächtiges Raubthier gefürchtet, spielt er in den religiösen Vorstellungen derselben eine wichtige Rolle; zugleich aber seines schmackhaften Fleisches wegen gesucht und theuer geschätzt, wird er lebendig eingefangen, in kleinen Häuschen gehalten, gefüttert und endlich unter vielfachen, vom Aberglauben dictirten und ängstlich eingehaltenen Gebräuchen getödtet und verzehrt. Namentlich ist solches bei den am weitesten unterhalb am Amur wohnenden Giljaken und Mangunen, weniger bei den Golde, Samagern und andern Stämmen des Amurlandes der Fall. Bei den erstern sieht man fast in jedem Dorfe gefangene, in kleinen, eigens dazu hergerichteten Häuschen gehaltene Bären."

Die hier angedeutete eigenthümliche Zusammensetzung der Fauna des Amurlandes erklärt sich wol leicht aus den klimatischen und geographischen Verhältnissen. Während einerseits der Zusammenhang des Landes mit den nach Süd und West gelegenen, durch eine hohe Sommertemperatur ausgezeichneten Gegenden Innerasiens, die weit nach Süden reichende Biegung des Amurstroms, die Meridianrichtung seines untern Laufs und seiner bedeutendsten südlichen Zu-

flüsse ein weites Vordringen südlicher Arten gegen Norden begünstigen, erklären andererseits der strenge Winter, die continuirliche Ausbreitung des asiatischen Festlandes vom Amurlande nach West und Nord bis in arktische Breiten, die Meridianrichtung einiger südlicher Ausläufer des Stanowoigebirges, namentlich des Burejazugs, der Einfluß des Ochotskischen Meeres, welches bis in den Sommer hinein ein Reservoir von Eismassen und eine stete Quelle von Regen und Schnee, von Nebeln und kalten Seewinden ist, das Vorkommen der nördlichen Formen der Flora sowol wie der Fauna. Ferner ist das Amurland ein natürliches Verbindungsglied zwischen Mittelasien, das wiederum mit Westasien und Europa in Verbindung steht, und den Ländern am Ochotskischen und Japanischen Meere; Sachalin vermittelt den Übergang zu Japan, die Kurilen zu Kamtschatka, und es ist hiernach leicht verständlich, wie sich westlich und östlich weit auseinander liegende Typen hier zusammenfinden konnten. Dabei herrschen jedoch die nordischen und östlichen Formen in der Säugethierfauna des Amurlandes entschieden vor den südlichen und westlichen vor, diese Fauna schließt sich in der That am nächsten an die ostsibirische oder nordostasiatische an. Bei ihrer Vergleichung mit der sibirischen fällt hauptsächlich das Vorwiegen der dem Walde eigenthümlichen Arten und das völlige Zurücktreten der Steppenformen auf. Während z. B. die Eichhörnchen in Menge vorkommen, scheinen die Springmäuse, Hamster, Wühlmäuse, die für die Steppen Innerasiens charakteristischen Wiederkäuer, Einhufer und Raubthiere, wie der Yack, die Antilope gutturosa, A. Saiga, Equus Onager, E. Hemionus, Canis Karagan, C. Corsac, Felis Manul, gänzlich zu fehlen. „Vom zoologischgeographischen Gesichtspunkte", sagt Schrenck, „erscheinen uns also die Grasebenen und Prairien am südlichen Amur keineswegs als Fortsetzungen oder Ausläufer der Hochebenen- und Steppennatur Innerasiens nach Osten, sondern nur als lokale Unterbrechungen, gleichsam als ebene und waldfreie Oasen im Gebirgs- und Waldlande des Amurstroms, die als solche dem Waldlande gegenüber allerdings auch mit lokaleigenthümlichem Charakter ihrer Säugethierfauna gezeichnet sind, im Verbande mit dem Ganzen aber dem Gesammtcharakter einer Waldfauna im Amurlande keinen wesentlichen Abbruch thun."

Sämmtliche bisjetzt im Amurlande und an seinen Küsten beobachtete Säugethiere sind folgende:

I. Carnivora (Fleischfresser).

1) Ursus arctos L. (Bär).
2) Meles Taxus Schreb. (Dachs).
3) Gulo borealis Nilss. (Vielfraß).
4) Mustela zibellina L. (Zobel).
5) Mustela sibirica Pall.
6) Mustela erminea L. (Hermelin).
7) Mustela vulgaris Briss. (Wiesel).
8) Lutra vulgaris Erxl. (Fischotter).
9) Enhydris marina Schreb. (Seeotter).
10) Canis lupus L. (Wolf).
11) Canis alpinus Pall. (rother Wolf).
12) Canis vulpes L. (Fuchs).
13) Canis procyonoides Gray.
14) Canis familiaris L. (Hund).
15) Felis Lynx L. (Luchs).
16) Felis Tigris L. (Tiger).
17) Felis Irbis Müll.
18) Felis domestica Briss. (Katze).

II. Insectivora (Insektenfresser).

19) Erinaceus europaeus L. (Igel).
20) Sorex vulgaris L. (Spitzmaus).
21) Sorex pygmaeus Laxm.

III. Chiroptera (Feldmäuse).

22) Vesperugo borealis Nilss.
23) Vespertilio mystacinus Leisl.
24) Vespertilio Daubentonii Leisl.
25) Plecotus auritus L.

IV. Glires (Nagethiere).

26) Pteromys volans (Fliegendes Eichhörnchen).
27) Sciurus vulgaris L. (Eichhörnchen).
28) Tamias striatus L.
29) Spermophilus Eversmanni Brandt (Ziesel).
30) Mus decumanus Pall. (Wanderratte).
31) Arvicola amurensis Schrenck } (Feldmäuse).
32) Arvicola rutilus Pall. }
33) Arvicola amphibius L. (Wasserratte).
34) Arvicola saxatilis Pall. } (Feldmäuse).
35) Arvicola Maximowiczii Schrenck }
36) Siphneus Aspalax Pall.
37) Lepus variabilis Pall. (Schneehase).
38) Lagomys hyperboreus Pall. (Pfeifhase).

V. Pachydermata (Dickhäuter).

39) Sus scrofa L. (Schwein).

VI. Ruminantia (Wiederkäuer).

40) Ovis aries L. (Schaf).
41) Antilope crispa Temm.
42) Bos taurus L. (Rind).
43) Moschus moschiferus L. (Moschusthier).
44) Cervus Capreolus L. (Reh).
45) Cervus Tarandus L. (Renthier).
46) Cervus Elaphus L. (Edelhirsch).
47) Cervus Alces L. (Elennthier).

VII. Solidungula (Einhufer).

48) Equus Caballus L. (Pferd).
49) Equus Asinus L. (Esel).

VIII. Pinnipedia (Robben).

50) Phoca nummularis Schleg. (Robben).
51) Phoca barbata Müll. (Robben).
52) Phoca ochotensis Pall. (Robben).
53) Phoca equestris Pall. (Robbe).
54) Otaria ursina L. (Seebär).

IX. Cetacea (Wale).

55) Delphinapterus Leucas Pall. (Weißfisch).
56) Balaenoptera longimana Rudolphi (Walfisch).
57) Balaenoptera australis Desmoul. (Walfisch).

Bei der Klasse der Vögel wiederholt sich dieselbe Eigenthümlichkeit wie bei den Säugethieren. Die Zahl der bisjetzt am Amur aufgefundenen und in L. von Schrenck's Werk beschriebenen Vogelarten beträgt 200, und darunter befindet sich nur eine einzige neue Species, die zu dem Geschlecht der Calamoherpae gehört, aber es zeigt sich auch hier wieder ein merkwürdiges Gemisch von Formen aus verschiedenen Weltgegenden. So sammeln sich im Winter Leinfinken dort, wo im Sommer ein südchinesischer Pirol aus dem Vogelkirschbaum pfiff, ostindische Entenarten besuchen im Frühling dieselben Gegenden, durch welche hochnordische Taucher im Spätherbst ziehen, und ebenso finden sich osteuropäische Löffelreiher, der westeuropäische Picus medius, die Certhia u. a. neben einer wahrscheinlich japanischen Tantalusart.

Fische kommen in den Gewässern des Amurlandes in ungeheuerer Menge vor und bilden einen äußerst wichtigen Nahrungszweig der Eingeborenen. Wie schon Lapeyrouse und Krusenstern die Buchten und Küstenflüsse der tatarischen Meerenge und der Insel Sachalin außerordentlich reich an Fischen, namentlich Stören und Lachsen, Forellen, Heringen und Schollen fanden, sodaß ihre Leute im Salmbach (50° 54′ nördl. Br.) 1200 Lachse in einer Stunde mit Stöcken tödteten und in der Aniwabai die Fische mit Eimern schöpfen konnten, so berichten neuere Reisende auch von dem großen Fischreichthum der Binnengewässer des Amurlandes. Der Lachs geht jeden Sommer in mächtigen Bänken den Amur und seine Nebenflüsse hinauf, und alle Uferbewohner sind dann mit seinem Fang beschäftigt, da dieser Fisch die Hauptnahrung während des Winters abgibt, für die Eingeborenen sowol wie für die Hunde. Manche Volksstämme, wie die Giljaken und die Golde, leben fast ausschließlich von Fischen und kleiden sich sogar in Fischhäute.

Unter den am Amur gesammelten Insekten, deren Specieszahl nach Motschulski's Katalog ungefähr 1000 beträgt, befinden sich über 300 neue Arten, von Schmetterlingen allein werden 35 neue Species beschrieben; wir haben also hier ein ganz anderes Verhältniß der neuen zu den bekannten Arten wie bei den höhern Thierklassen, aber die Zusammensetzung der Fauna aus auffallend verschiedenartigen Typen gibt sich auch bei der Klasse der Insekten wieder kund. Am südlichen Amur erscheint nach Radde auf denselben Wiesen, wo im Frühling verschiedene Colias und Vanessen sich tummeln, im Juli der prachtvolle große Papilio Maackii, und wo um die Mittagszeit zwischen dickstämmigen Eichen das weitverbreitete Aglia-Tau mit pfeilschnellem Fluge dahinschoß oder mit gaukelnder Bewegung große Limenitesarten im Eichenlaube sich bald dem Blicke entziehen, da schwirrt in der Dämmerungsstunde eine große Saturnia. Auch Ménétriès bestätigt, daß die Insektenfauna des Amur eine Physiognomie trage, welche zum Theil an die Centralregion Europas, zum Theil an Daurien erinnert, und daß der südliche Lauf des Flusses plötzlich halbtropische Formen zeige sowie solche Arten, welche früher in China und Japan aufgefunden worden sind. Eine der merkwürdigsten Thatsachen ist das Vorkommen eines Riesennachtfalters aus der Gattung Tropaea, welcher in verwandter Art Ostindien und Nordamerika und in derselben Art Südchina bewohnt.

Was insbesondere die Hausthiere anlangt, so ist nach L. von Schrenck der Hund bei den Eingeborenen des Amurlandes durchweg verbreitet und allgemein eingebürgert. Er dient ihnen entweder als Zugthier auf ihren Winterfahrten und Reisen oder als Begleiter auf der Jagd. Ersteres findet hauptsächlich am untern Amur, an der Küste und auf Sachalin statt, und sein großer Nutzen, die Ausdauer und Genügsamkeit, der natürliche Instinct, den er bei solchen Schlittenreisen bewährt, ist aus allen Beschreibungen nordasiatischer Reisen bekannt; zur Jagd gebrauchen ihn vorzugsweise die nomadisirenden, hauptsächlich von der Jagd lebenden tungusischen Stämme, die Biraren, Monjagern und Orotschonen. Auch fehlt der Hund nicht als treuer Wächter in den Gehöften der am Amur ansässigen, mit Viehzucht und Ackerbau beschäftigten Dauren, Mandschu und Chinesen. Im Gegensatz zu ihm spielt die Katze eine nur sehr untergeordnete Rolle im Haushalte der Amurvölker. Bei den nomadisirenden Stämmen am obern Amur fehlt sie ganz und am untern Laufe des Flusses, wohin sie von den Ortschaften am Sungari durch mandschurische und chinesische Kaufleute kommt, dient sie nur als Luxusartikel. Haus-

mäuse gibt es dort nicht und wenn sie sich auch durch Vertilgung der zahlreichen Ratten nützlich machen könnte, so wird dies doch dadurch unmöglich gemacht, daß die Eingeborenen die Katze gewöhnlich in einer gewissen Gefangenschaft, bald in einem Winkel des Hauses angebunden, bald in einem hölzernen Käfige eingesperrt halten, um sie vor den in großer Zahl gehaltenen Hunden zu schützen. Sie finden nur an dem fremdländischen, von den Mandschu geschätzten Thiere ihren Gefallen und handeln es zu bedeutenden Preisen ein. Wie L. von Schrenck erfuhr, sollen die gewinnsüchtigen Mandschu und Chinesen, um diesen Handelsartikel nicht aus den Händen zu geben, nur verschnittene Kater zu den Amurvölkern bringen, sodaß eine Vermehrung und Einbürgerung der Katze im untern Amurlande unmöglich ist und jedes einzelne Thier vom Sungari gebracht werden muß. So erklärt sich auch, daß sich die Katze nicht bis an den Amur-Liman und die Insel Sachalin verbreitet hat. Durch die Russen wird dies natürlich bald anders werden. Übrigens ist die dortige Hauskatze der gewöhnlichen europäischen vollkommen gleich.

Eine ganz ähnliche Verbreitung wie die Katze hat das Hausschwein am Amur. Gezogen wird es nur in den festen Ansiedelungen der Chinesen, Mandschu, Dauren und Golde am mittlern Laufe des Stroms, am Sungari und Ussuri, bei den Mangunen am untern Amur findet man dagegen nur einzelne durch Kaufleute dahin gebrachte Thiere, die stets in der Gefangenschaft, bald in einer Abtheilung des Wohnhauses, bald in eigens dazu hergerichteten Häuschen, ähnlich den Bären, gehalten werden; bei den Giljaken an der Mündung des Amur und auf Sachalin, sowie bei den Nomaden des obern Amur fehlt das Hausschwein gänzlich. Das Schaf wird nur am obern Ussuri und in größerer Menge am Sungari gezüchtet, am Amur selbst hat es L. von Schrenck nirgends gesehen, selbst nicht bei den Mandschu, Chinesen und Dauren, wo doch Rindviehzucht und Feldbau in allgemeinem Gebrauch sind. Die Rinder sieht man hier allerdings in zahlreichen Heerden und von schönem, kräftigem Wuchs, aber auch nur hier, denn unterhalb der Burejamündung, bei den Golde, Mangunen und Giljaken ist nirgends eine andere Spur von der Bekanntschaft mit dem Rinde als nur der Name dieses Thieres zu finden. Kein von dem Rinde bezogenes Product irgendwelcher Art wird ihnen im Handelsverkehre mit den Mandschu und Chinesen am Sungari, wo die Rindviehzucht weit ausgedehnter ist als am Amur, gebracht. Bald wird sich jedoch auch das Rind von den russischen Ansiedelungen aus weiter verbreiten.

Das Renthier, das doch im wilden Zustande dem nordöstlichen Amurlande charakteristisch ist und sich längs der Gebirge weit nach Süden zieht, ist dort merkwürdigerweise als Hausthier gar nicht im Gebrauch, aber es kommt periodisch mit einigen nomadisirenden Tungusenstämmen dahin. „Zunächst", erzählt L. von Schrenck, „ist hier der Tungusen zu erwähnen, welche bisweilen, und namentlich im Winter und ersten Frühling, mit ziemlich zahlreichen Renthierheerden aus den Gegenden am Udj und Tugur kommend dem Amurstrome sich nähern und an den sogenannten Seen Tschlja, Orellj u. a., welche zumeist nur flache und weite Buchten des Amurstroms sind, wie auch an der Südküste des Ochotskischen Meeres bis in das Gebiet der Giljaken hinein ihre zeitweisen Sitze nehmen. In den Jahren meines Aufenthalts an der Amurmündung wurden diese Züge der Renthiertungusen, welche zu dem Zwecke eines Handels mit den seßhaften Amurvölkern geschehen, noch durch die Anwesenheit der Russen in dem nahen nikolajewskschen Posten besonders begünstigt. Auch hatten einzelne dieser Tungusen contractmäßig die Lieferung von zahlreichen Renthieren zur Nahrungsversorgung der russischen Mannschaften am Amur sowie die Beförderung der Post übernommen, welche sie mit Hülfe ihrer Renthiere von der Amurmündung nach den Orten Udskoi-Ostrog und Ajan besorgten. Ungleich wichtiger für die Culturverbreitung des Renthiers im Amurlande als diese nur den Mündungstheil des Amurstroms berührenden Tungusen sind die auf der Insel Sachalin mit Hülfe von Renthieren nomadisirenden Oroken. In dem Umfange, wie wir das Amurland betrachten, d. h. mit Hinzuziehung zu demselben auch der Meeresküste und der Insel Sachalin, sind die Oroken die einzigen Renthiernomaden, denen wir stetig in demselben begegnen. Obgleich zum tungusischen Stamme gehörig, bei dem das Renthier in der Regel nur zum Reiten dient, weichen die Oroken darin von ihren Stammgenossen ab, daß sie das Renthier nicht als Reit-, sondern als Zugthier gebrauchen, gleichwie es die Korjaken, Samojeden, Lappen und andere Völker des Nordens thun. Dabei gestattet ihnen aber die bergige und waldige Beschaffenheit ihres Landes nur während des Winters ihre Wanderungen mit Hülfe von Renthieren zu unternehmen; im Sommer hingegen sind sie zu einer mehr oder minder seßhaften, auf Fischfang angewiesenen Lebensweise genöthigt. Einmal im Jahre, im December oder Januar, wenn der Amur-Liman sich mit Eis bedeckt hat, überschreiten die Oroken ihre gewöhnlichen Grenzen und

ziehen des Handels wegen in ansehnlicher Anzahl von der Insel nach dem Festlande hinüber. Auf dem Gebirge angekommen, welches sich zwischen dem Liman und dem Amur hinzieht, pflegen einige der Oroken mit den Renthieren zurückzubleiben, während andere auf hundebespannten Schlitten, welche jeden Renthierzug begleiten, nach dem Amurthale zu den Mangunen und den zeitweise bei diesen sich aufhaltenden chinesischen Kaufleuten hinabsteigen. Wie wir daher oben das Renthier mit den Tungusen als Reitthier dem Amurstrom von Nord und West sich nähern sahen, so rückt es hier mit den Oroken als Zugthier von Ost und Süd an den Strom hinan, ohne jedoch denselben auch hier ganz zu erreichen. Dies sind denn auch die beiden einzigen Völker des Amurlandes, bei denen das Renthier eine Culturheimat gewonnen hat. Nur eine Tradition soll sich bei mehreren seiner tungusischen Stämme, z. B. den Mangunen und Golde, erhalten haben, laut welcher dieselben in frühern, längst vergangenen Zeiten zahlreiche Renthierheerden besessen und mit deren Hülfe eine nomadische Lebensweise geführt hätten, bis eine verderbliche Seuche die Heerden gelichtet und zerstört, und die Nomaden somit zum Fischfang und zur festen Ansiedelung gezwungen habe."

Eine weit größere Bedeutung hat das Pferd am Amur, denn fehlt es auch der gebirgigen, unwegsamen Beschaffenheit des Landes wegen in dem untern Theil des Stromthals, so trifft man es doch aufwärts von der Ussurimündung bei allen Völkerschaften und zwar desto häufiger, je weiter hinauf man kommt. Während die Golde nur einzelne Pferde mehr als Luxusartikel halten, spielt dieses Thier bei den Biraren an der Bureja und bei den Chinesen, Mandschu und Dauren am Amur ganz dieselbe Rolle wie in Europa, indem es nicht blos zum Reiten und Lasttragen, sondern auch zum Ziehen von Fuhrwerken dient und dazu beiträgt, die Verbindung zwischen Aigun und den am Sungari und dessen Zuflüssen gelegenen chinesischen Ortschaften zu unterhalten; in größter Zahl aber findet es sich bei den Monjagern und Orotschonen am obern Amur, denen es als Lastthier auf ihren periodischen Wanderungen unentbehrlich ist. Esel und Maulthiere sah L. von Schrenck dagegen nur in der chinesischen Stadt Aigun, wo sie zum Reiten benutzt wurden.

Die Bewohner.

Aus den im Vorstehenden kurz skizzirten Ergebnissen der bisherigen Untersuchungen stellt sich unzweifelhaft heraus, daß das Amurland in allen Stücken weit günstigere Bedingungen bietet als das benachbarte Sibirien, daß sich daselbst trotz des immer noch strengen Klimas Ackerbau und Viehzucht in genügender Weise entwickeln können, um eine ziemlich dichte Bevölkerung zu ernähren, und daß aus der Lage zu den Küstenländern des Großen Ocean, aus der langgestreckten, hafenreichen Küste und den schiffbaren Binnengewässern dem Handel des Amurgebiets selbst wie des sich daran schließenden Ostsibirien große Vortheile erwachsen müssen. Das große, sicher erst allmählich, in längern Zeiträumen zu überwindende Hinderniß für die Verwerthung dieser natürlichen Vortheile liegt aber in dem Mangel an Bewohnern, welche die Träger der angestrebten Cultur des Landes sein könnten.

Mit Ausnahme der Giljaken am untersten Theile des Stroms, die mit den Ainos von Sachalin und den Bewohnern der kurilischen Inseln einen besondern Volksstamm ausmachen, gehören alle Eingeborenen des an Rußland abgetretenen Gebiets dem tungusischen Stamme an, der sich in Sibirien vor der heranrückenden Civilisation überall zurückgezogen hat und schwerlich so weit fortgebildet werden kann, um an dem Aufschwung des Landes thätigen Antheil zu nehmen. Zudem ist ihre Anzahl eine außerordentlich geringe. Die Orotschonen, die am obern Laufe des Amur, von der Mündung des Argun in die Schilka bis in die Gegend des ehemaligen Albasin, nomadisiren, trennen sich nach Orlow in zwei Tribus, von denen der eine 72, der andere, aus der Provinz Jakutsk eingewanderte, 134 Seelen stark ist. Über die Zahl der benachbarten Manegren, die man von Albasin bis zum Komar antrifft und die sich von den Orotschonen hauptsächlich dadurch unterscheiden, daß sie zum Reiten Pferde, diese aber Renthiere gebrauchen, finden wir nirgends eine Schätzung, doch ist ziemlich sicher anzunehmen, daß sie nicht mehr als das Doppelte von jener der Orotschonen beträgt, da Lebensweise und Beschaffenheit des Landes nahezu dieselben sind und die Manegren nur einen etwa doppelt so großen Bezirk einnehmen. Die Mandschubevölkerung von Komar bis zum Sungari wird einschließlich der unter ihr lebenden Dauren und Chinesen auf 40—60000 Seelen geschätzt, wobei auf die Stadt Aigun etwa 15000 Einwohner kommen sollen, einestheils ist dies aber für die fruchtbaren, ausgedehnten Ebenen in jenem Theile des Amurthals immer noch eine sehr unbedeutende Zahl, anderntheils kommt sie hier weniger in Betracht, da die Mandschu, Dauren und Chinesen fast ausschließlich auf dem rechten, d. i. chinesischen Ufer des Amur wohnen und chinesische Unterthanen sind.

Die Zahl der Eingeborenen am untern Amur kann nach Collins aus folgenden Thatsachen ermittelt werden: Im Gebiet der Giljaken, von der Mündung des Flusses aufwärts bis zur Entfernung von 250 englischen Meilen, gibt es am rechten Ufer 26, am linken 13 Dörfer, die zusammen ungefähr 140 Häuser enthalten. Rechnet man vier Familien auf jedes Haus und drei Personen auf jede Familie, so hat man 12 Personen für jedes Haus. Allerdings findet man in manchen Häusern bis zu 25 Personen, aber in andern wieder nur 5—6. Multiplicirt man also 140 mit 12, so erhält man als Gesammtzahl der Giljaken 1680. In dem 300 englische Meilen langen Gebiete der Mangunen von Bogortskoy bis zum Gorin finden wir 40 Dörfer, 36 am rechten und 4 am linken Ufer, zusammen mit 110 Häusern. Die Zahl der Bewohner eines Hauses ist hier geringer als bei den Giljaken, nehmen wir aber auch 10 auf jedes Haus, so haben wir 1100 als Gesammtzahl des Stammes. Die Golde haben auf einer Strecke von 800 englischen Meilen bis an die Grenze der Mandschu oberhalb der Sungarimündung 114 Dörfer, welche 320 Häuser enthalten, aber ihre Häuser sind kleiner als die der Mangunen, sodaß nur acht Personen durchschnittlich eins bewohnen, was 2560 als Gesammtzahl der Golde gibt. Diese Dörfer sind so vertheilt, daß der größere Theil der Golde auf einer Strecke von 300 englischen Meilen oberhalb des Gorin und dann zwischen dem Ussuri und Sungari wohnt, während auf einer Strecke von 250 englischen Meilen unterhalb der Ussurimündung ihre Zahl viel geringer ist. Auf das Küstenland von der Castriesbai südlich bis zum Kaiserhafen rechnet man nicht mehr als 500 Seelen (Orotschen). Die Samagiren am Gorin und die Negidalzen im Thal des Amgun zählen zusammen etwa 1000 Seelen, und die umherstreifenden Tungusen an den linken Zuflüssen des Amur 75 Familien von je vier Personen. Wir erhalten also folgende Übersicht der Bewohner des russischen Amurgebiets, mit Ausnahme der am Ussuri und im südlichen Theil des Küstenlandes lebenden, über die uns keine statistischen Nachrichten bekannt sind:

Orotschonen . . .	206 Seelen	Mangunen	1100 Seelen
Manegren	400? „	Orotschen	500 „
Mandschu, Dauren, Chinesen . . .	50000 „	Samagiren, Negidalzen . . .	1000 „
		Giljaken	1680 „
Golde	2560 „	Nördliche Tungusen .	300 „

Dies gibt die Summe von 57746 Bewohnern. Rechnen wir nun auf die von dem Strome abgelegenen Landestheile noch einige tausend hinzu, obwol man fast ausschließlich am Amur selbst und seinen größern Nebenflüssen Menschen findet, so erhalten wir in runder Zahl 60000, oder da das russische Amurgebiet mit Ausnahme des südlichen Küstenlandes ein Areal von 9800 geographischen Quadratmeilen hat, sechs Bewohner auf je eine geographische Quadratmeile. Diese Annahme ist eigentlich noch zu hoch, da wir die auf dem rechten, nicht russischen Ufer des obern Amur Ansässigen mitgezählt haben, doch fallen diese ohne Zweifel dem russischen Einfluß anheim und ihre Production und Consumtion muß dem russischen Handel zugute kommen. Erinnert man sich, daß in den Flachlanden Chinas 10000 und mehr, in den Culturstaaten Europas 4—8000, selbst in dem dünnbevölkerten europäischen Rußland noch 500 Menschen je eine geographische Quadratmeile bewohnen, so erscheint die Bewohnerzahl des von der Natur doch ziemlich reich ausgestatteten Amurlandes sicher als eine viel zu geringe, und es mußte die erste Sorge der russischen Regierung sein, diesem Mangel abzuhelfen.

Es ist bekannt, welche außerordentliche Thätigkeit der Generalgouverneur von Ostsibirien, Graf Murawjew-Amurski, gleich nach der Eroberung des Amurlandes entfaltete, um den neuen Erwerb zu einem nutzbringenden zu machen. Nachdem durch Erbauung der Festungen Nikolajewsk und Mariinsk und durch Errichtung von Kosackenposten längs des ganzen Amur für die nöthige Sicherheit gesorgt war, richtete er eine Postverbindung mit Sibirien ein, schaffte Flußdampfer herbei, die jetzt regelmäßig den ganzen Strom befahren *), beförderte die Bildung einer

*) Einer Anzeige in der Zeitung „Amur“ zufolge sollte der Flußdampfer Admiral Kosakewitsch während des Sommers 1860 regelmäßige Fahrten auf dem Amur von Nikolajewsk bis Schilka machen und sowol Personen als Güter befördern. Die Preise für die Passagiere sind: von Nikolajewsk bis Kidsi 25 Rubel, bis Chabarowka 75, bis Blagoweschtschensk 125, bis Ustjstrelka 175, bis Schilka 200 Rubel; die Verköstigung eingerechnet. Für die Rückfahrt von Schilka stromabwärts bis Nikolajewsk sind die Preise auf die Hälfte reducirt. Schon im Sommer 1857 war die Lena, ein Dampfschiff von 3½ Fuß Tiefgang, den Amur in seiner ganzen Länge hinaufgefahren.

„Amurcompagnie", deren Zweck ist, über die russischen Häfen des Großen Ocean Handel zu treiben und auf dem Meere selbst wie auf dem Amur und der Schilka Segel- und Dampfschiffe zu unterhalten, legte eine Eisenbahn zwischen Mariinsk und der Castriesbai an, erbaute Städte und Dörfer und organisirte die Verwaltung des Landes, indem er den östlichen Theil desselben vom Ussuri an mit Kamtschatka und den russisch-asiatischen Küstenländern des Großen Ocean als „Küstengebiet von Ostsibirien" von dem westlichen Theil als „Amurgebiet" trennte und beide unter besondere Gouverneure stellte; die Hauptstädte des erstern sind Nikolajewsk und das unfern Mariinsk neu erbaute Sofiisk, die des letztern Blagowestschensk an der Mündung der Dseja, dessen Grundstein im Mai 1858 gelegt wurde. Auch wurde nichts versäumt, um Colonisten herbeizuschaffen. Tausende von Bewohnern Transbaikaliens, namentlich Kosackenfamilien, wurden an den Amur versetzt, man rief die Mennoniten aus dem südlichen europäischen Rußland herbei und bemühte sich auch in Nordamerika und Deutschland Ansiedler zu gewinnen, aber ein befriedigendes Resultat läßt sich eben erst in längerer Zeit erwarten. Zu welcher Zahl bisher die Colonisten angewachsen sind, wissen wir nicht genau anzugeben, man kann sie aber wol nicht höher als auf 10—15000 anschlagen, da selbst die bedeutendsten Städte noch eine sehr geringe Einwohnerschaft haben. Nikolajewsk zählte zu Anfang des Jahres 1859 nicht mehr als 2183 Bewohner männlichen und 359 weiblichen Geschlechts, darunter 1518 Militärpersonen mit 263 Frauen und Kindern*); Blagowestschensk aber hatte im April 1860 erst 1365 Bewohner beiderlei Geschlechts.**) Woher man eine bedeutendere Anzahl von Colonisten nehmen soll, ist schwer zu sagen. Bisher wurden sie fast alle aus Transbaikalien dahin gebracht, weil dieses durch die Schilka mit dem Amur in Verbindung steht und von allen benachbarten russischen Ländern die meisten Bewohner hat, denn hier kommen durchschnittlich 35 Seelen auf eine geographische Quadratmeile, dagegen im Gouvernement Jenisseisk nur sechs, im Gouvernement Jakutsk drei und in Kamtschatka sogar nur einer; aber Transbaikalien bedarf der Arbeitskräfte selbst noch gar sehr und würde vollständig ruinirt werden, wenn man fortfahren wollte, seine Bevölkerung nach dem Amur zu versetzen. Das europäische Rußland ist nicht im Stande, zahlreiche Auswanderer abzugeben, da es selbst nur schwach bevölkert ist; den Strom der deutschen Auswanderung nach dem Amurlande zu lenken, wie dies Radde vorschlägt, dürfte unter den jetzigen Verhältnissen, namentlich bei der großen Anziehungskraft, die Nordamerika immer noch ausübt, nicht so leicht gelingen, und ob es gerathen und ausführbar wäre, chinesische Familien in größerer Zahl nach dem Amur zu ziehen, wie Gerstfeld will, möchten wir auch bezweifeln, denn einmal ist die Mandschurei das chinesische Sibirien, wohin man Verbrecher exilirt, und kann daher wenig Anziehendes für die Himmlischen haben, dann sind sie aber auch schwer dazu zu bringen, mit ihren Familien auszuwandern und sich auf die Dauer in fremden Ländern niederzulassen, und endlich bleibt es doch sehr fraglich, ob man mit einer vorzugsweise chinesischen Bevölkerung einen Culturstaat im europäischen Sinne aufbauen könnte. Die russische Regierung begnügt sich unter solchen Verhältnissen damit, Militärcolonisten in die neue Provinz zu commandiren, womit zugleich der Vortheil einer starken Grenzwehr verbunden ist. So ist ganz neuerdings, im September 1860, das Statut eines Amurkosackenheeres genehmigt worden, welchem die ganze Linie von dem Zusammenflusse der Schilka mit dem Argun längs des Amur bis zur Mündung des Ussuri, an diesem aufwärts bis zu seinen Quellen und von da über Land bis zur Meeresküste, also die ganze Südgrenze des Amurlandes, zur Bebauung und Ansiedelung angewiesen ist. Die Zahl der Militärcolonisten beiderlei Geschlechts ist vorläufig auf 15—20000 normirt.

Daß bei der jetzigen Stärke der Bevölkerung auch noch nicht an einen sehr ausgedehnten Handel zu denken ist, versteht sich von selbst, er wird sich erst mit der Einwohnerzahl ganz allmählich heben. Den besten Einblick in seinen jetzigen Stand gewährt uns ein officieller Bericht über das Jahr 1859, den das „Journal de St.-Pétersbourg" veröffentlicht und den wir hier in

*) Es standen dort 49 der Krone gehörige Gebäude und 200 Privathäuser, ferner gab es einen Kaufladen der Regierung und elf dergleichen von Privatleuten, darunter fünf von Amerikanern.

**) Sie sind in 29 der Krone gehörigen Gebäuden, 4 Privathäusern und 46 hölzernen, mit Erde bedeckten und meist am Ufer des Flusses in Gräben gelegenen Wohnungen untergebracht. Es gibt hier eine Kirche, worin gegenwärtig Gottesdienst gehalten wird, und zu einer zweiten ist der Grund gelegt. Auch eine Restauration existirt bereits und man ißt darin für 60 Kopeken an Table d'hôte. Die Mandschu vom rechten Ufer des Amur kommen gegen den fünften Tag jeden Monats auf den Markt von Blagowestschensk und verkaufen daselbst sieben Tage lang ihre Waaren gegen russisches Geld, namentlich Weizen- und Buchweizenmehl, Hafer, Gerste, Hühner, Schweine, Kühe und Pferde.

der Übersetzung folgen lassen. Während der Schiffahrtsperiode von 1859 haben sich 13 Kauffahrteischiffe an der Mündung dieses Flusses gezeigt, nämlich: im Hafen von Nikolajewsk 1) der Schraubendampfer Großfürst Konstantin von 282 Tonnen, der Russisch-Amerikanischen Compagnie gehörig, mit Pelzwerk für 79575 Rubel an die Adresse der Amurcompagnie und der Kaufleute Hijiga, Braschna und Worobiew; 2) die Schoonerbrigg Melita von 198 Tonnen, den Herren Lühdorf und Marten gehörig, kam von den Vereinigten Staaten von Amerika mit Colonialwaaren und Manufacturen für 104636 Rubel an die Adresse des preußischen Unterthanen Lühdorf; 3) der amerikanische Schooner Louisa Perry von 130 Tonnen, Hrn. Turner gehörig, kam von San-Francisco mit einer ähnlichen Ladung für 12141 Rubel an die Adresse des amerikanischen Bürgers W. Berling; 4) die amerikanische Barke Behring von 376 Tonnen, Hrn. Bordman zu Boston gehörig, mit ähnlicher Ladung für 15465 Rubel, adressirt an die amerikanischen Bürger Chaise und Peers; 5) der Schooner Emma von 130 Tonnen, Hrn. Heer in San-Francisco zugehörend, kam von Neugranada mit ähnlicher Ladung für 71084 Rubel, adressirt an die amerikanischen Bürger Silverston und Otto Esche; 6) die Brigg Chiro von 108 Tonnen, den Herren Melchers und Comp. gehörend, kam von Hawaii mit ähnlicher Ladung für 44659 Rubel, adressirt an die Herren Schäfer und Schult; 7) die dänische Brigg Theodor und Julie von 500 Tonnen, Hrn. Hayen in Altona zugehörig, mit ähnlicher Ladung für 262922 Rubel, adressirt an den amerikanischen Bürger Otto Esche; 8) das Schraubentransportschiff St.-Theodosius von 312 Tonnen, der Amurgesellschaft gehörig, kam unter russischer Flagge und brachte als Ladung einen eisernen Flußdampfer von 60 Pferdekraft, ein eisernes Boot, ein eisernes Magazin, Colonialwaaren und Manufacturen für 54000 Rubel. In der Castriesbai: 9) die amerikanische Barke Melila von 275 Tonnen, Hrn. Peers gehörig, kam von Boston mit Colonialwaaren und Manufacturen für 70000 Rubel, adressirt an den amerikanischen Bürger C. Hall; 10) das russische Kriegsschiff Tsaritza von 1200 Tonnen, der Russisch-Amerikanischen Compagnie gehörig, dessen Ladung dem Marineministerium gehörte; 11) die Barke St.-Innocent von 450 Tonnen, der Amurgesellschaft gehörend, kam gleichfalls unter russischer Flagge und hatte als Ladung zwei eiserne Flußdampfer, ein eisernes Boot, zwei eiserne Magazine, Colonialwaaren und Manufacturen für 30000 Rubel, unter der Adresse der Compagnie; 12) das russische Schiff Orous von 503 Tonnen, Sir R. Brant zugehörig, kam von London mit zwei eisernen Dampfern, vier eisernen Booten, Eßwaaren und Manufacturen für 135000 Rubel, unter Adresse der Amurcompagnie; 13) der amerikanische Schooner Korolain E. Foote von 150 Tonnen, Hrn. Woors gehörig, kam von San-Francisco mit Eßwaaren und Manufacturen, adressirt an den amerikanischen Bürger Otto Esche. Unter dieser Zahl waren fünf russische und acht fremde Fahrzeuge, der gesammte Tonnengehalt war 4414, die gesammte Bemannung bestand aus 195 Mann und der Werth der Ladungen war 1,014668 Rubel. Dieser Werth ist ein approximativer, wie er von den Eigenthümern angegeben wurde; für die von Fremden zugeführten Ladungen hat man zur Basis der Berechnung die Preise des Detailverkaufs in Nikolajewsk und für die von der Amurcompagnie eingeführten die Ankaufspreise in Europa genommen; folglich ist die angegebene Summe unter dem wirklichen Werth, sowol wegen des höhern Werths der von der Amurcompagnie importirten Waaren, als auch deshalb, weil man die dem Marineministerium zugehörige Ladung und die eisernen Dampfer der genannten Compagnie nicht mit in Rechnung gezogen hat.

Im Laufe der Schiffahrtssaison von 1859 wurden vom Hafen von Nikolajewsk ins Ausland expedirt verschiedene Waaren (Wolle, Seife, Häute, gesalzenes und getrocknetes Fleisch, Marder- und Eichhörnchenfelle) für 19777 Rubel 30 Kopeken; auf dem Amur kamen mittels der Fahrzeuge aus dem Innern nach Nikolajewsk für 76046 Rubel 92 Kopeken verschiedene Waaren; von Nikolajewsk den Amur hinauf wurden für 120337 Rubel 71½ Kopeken exportirt, sodaß der ganze Umsatz sich auf 1,230829 Rubel 63½ Kopeken erhob. Im Jahre 1858 waren nur vier Schiffe, zusammen von 805 Tonnen, nach Nikolajewsk gekommen und hatten Ladungen im Gesammtbetrag von 174651 Rubel, und 1857 sieben Schiffe mit Ladungen für ungefähr 500000 Rubel; in den Jahren 1856 und 1855 waren nur je zwei Schiffe nach Nikolajewsk gekommen.

Die Calorische Maschine.

Die Dampfmaschine, der gewaltige Motor, welcher die ganze Welt umgestaltet hat, ist allen Voraussetzungen, allen bisherigen Resultaten der Forschung und allen Combinationen der Mechanik nach keineswegs der Endpunkt und Gipfel der Bewegungskraft. Zwar ist dieselbe innerhalb der kurzen Frist seit ihrer Erfindung bis heute auf erstaunliche Weise vervollkommnet und ihrer Bestimmung näher gebracht worden, sodaß fast das Studium eines Menschenalters dazu gehört, die verschiedenen Systeme ihrer Construction hinreichend kennen zu lernen; allein trotz dieser ungeheuern Fortschritte sind mit der Anwendung der Dampfmaschine immer noch verschiedene Übelstände verbunden, welche ihren Gebrauchswerth wesentlich beeinträchtigen und bisjetzt aller Mittel zur Beseitigung oder Verhütung gespottet haben. Dahin gehören die großen Räumlichkeiten und die kostbaren Bauwerke, Essen, Kesselhäuser, Fundamente u. s. w., welche die Dampfmaschine in Anspruch nimmt und wodurch ihre Anschaffung und Aufstellung unverhältnißmäßig kostspielig wird. Dahin der Umstand, daß dieselbe um so unvortheilhafter wirkt, um so schlechter sich verinteressirt, je geringer das Maß der lebendigen Kraft ist, welches man dadurch zu ersetzen gedenkt. Es ist ferner Thatsache, daß der erzeugte Nutzeffect nicht dem erforderlichen Aufwand an Brennmaterial entspricht, ebenso, daß Verluste an demselben niemals vermieden werden können. Dazu kommt noch die Gefahr der Explosion; wer eine Dampfmaschine besitzt, muß in beständiger Angst leben, der Kessel derselben fliege ihm in die Luft, da ein solches Unheil leider nur zu oft, trotz aller Sicherheitsventile und Vorsichtsmaßregeln stattfindet; seine Folgen sind um so verderblicher, als nur die wenigsten Versicherungsgesellschaften auch gegen Explosionen versichern, sodaß mit einer solchen stets ein enormer Verlust, nicht selten der Ruin verknüpft ist. Zwar geschieht von seiten des Staats durch Prüfung der Kessel und Manometer, durch polizeiliche Überwachung der Dampfmaschine und bedingte Concessionsertheilung zur Aufstellung einer solchen alles, was zur Beruhigung des Eigenthümers selbst sowie seiner Adjacenten irgendmöglich ist; allein abgesehen davon, daß hiermit noch durchaus keine Bürgschaft gegen den wirklichen Eintritt der Gefahr geboten wird, sind es gerade wieder jene Maßregeln der Behörden, welche nicht allein außerordentlich lästig erscheinen, sondern auch den freien Gewerbebetrieb und Verkehr in sehr drückender Weise hemmen. Endlich ist die Unterhaltung einer Dampfmaschine stets kostspielig, nimmt viel Zeit in Anspruch und erfordert besonders geübte Leute. Alles dies zusammengenommen — und es hätte vielleicht noch eins und das andere hinzugefügt werden können, hat, seitdem der Dampf als Motor benutzt wird, unaufhörlich den Erfindungsgeist angeregt zur Ermittelung neuer Bewegungskräfte. Noch bevor der Elektromagnetismus eine Zeit lang hoffen ließ, als solche nutzbar verwendet werden zu können, hatte man an die Expansionskraft der Gase gedacht; in den physikalischen Cabineten und chemischen Laboratorien wurden Versuche damit im kleinen angestellt und lieferten glänzende Resultate; allmählich ging mit der Entwickelung der Mechanik die Sache auch ins praktische Leben über und ward zum Gemeingut. Die wichtigste Erfindung in diesem Fach ist die Calorische Maschine, welche gegenwärtig schon zum zweiten male allenthalben in der civilisirten Welt das größte Aufsehen macht, mit Blitzesschnelle sich verbreitet und sicherlich eine große Zukunft vor sich hat, vielleicht berufen ist, die Dampfmaschine ganz oder doch theilweise zu ersetzen. Es soll die Aufgabe der vorliegenden Abhandlung sein, die Geschichte und die Construction dieses neuen Motors treu zu beschreiben, die Grundzüge seiner Theorie genau zu entwickeln, seine Anwendbarkeit in der Praxis, seine Vorzüge und Nachtheile gegenüber der Dampfmaschine vorurtheilsfrei darzustellen und eine Übersicht dessen zu geben, was die deutsche Industrie bisjetzt im Bau und in der Benutzung der Calorischen Maschine geleistet hat.

Geschichte der Calorischen Maschine.

Der Gedanke, das Ausdehnungsvermögen erwärmter Luft als Triebkraft zu verwenden, ist ebenso alt, wenn nicht älter, wie die Idee der Benutzung des Dampfes zu diesem Zwecke. Wenn auch spielende Versuche damit schon vor funfzig Jahren hoffnungerweckende Ergebnisse geliefert hatten, so scheiterten doch immer die Versuche im großen, in der eigentlichen Praxis, an der mechanischen Unausführbarkeit. Erst im Jahre 1827 gelang es John Stirling in Glasgow, eine Lufterpansionsmaschine in Thätigkeit zu setzen, von welcher aber nichts Näheres bekannt geworden ist; Beweis genug, daß sie ihrem Zwecke nicht entsprach. Sechs Jahre später trat

Johannes Ericson, ein Schwede, geboren 1803, Ingenieur von seltenem Talent, mit einer ähnlichen Construction auf. Er brachte im Jahre 1833 seine neue Bewegungsmaschine, die er „Caloric Engine" nannte, zu London in Gang; dieselbe arbeitete mit fünf Pferdekräften und 35 Pfd. Druck auf den Quadratzoll. In „Mechanics Magazine" (1834) ward diese neue Maschine beschrieben, jedoch ohne besonderes Aufheben davon zu machen. Ihren wesentlichen Charakter, wodurch sie sich sowol von der Dampfmaschine wie von jeder andern verwandten Bewegungskraft unterscheidet, fand man darin, daß eine und dieselbe Wärmemenge, welche die Bewegung vermittelt, immer wieder zu derselben benutzt wird, während jeder fernere Aufwand an Wärme blos den Zweck hat, die zufälligen und durch die Ausstrahlung bewirkten Verluste zu ersetzen. Trotzdem sich bedeutende Männer des Fachs und der Wissenschaft, unter ihnen namentlich Faraday und Ure, sehr für die neue Erfindung interessirten, entstand doch damals in England durchaus keine Meinung dafür, und da sie sich auch noch nicht in der Praxis bewährte, so verschwand sie gänzlich unbeachtet vom europäischen Schauplatz mit sammt ihrem Erfinder. Dieser, Ericson, wandte sich nach Nordamerika, hier fand er ein reiches Feld für seine Thätigkeit und gelangte bald zu Ansehen und Ruhm; namentlich gilt er dort, in seinem neuen Vaterlande, ganz allgemein, wenn auch mit Unrecht, als der Erfinder der Schiffsschraube. Neben seinen andern großartigen Beschäftigungen arbeitete aber Ericson unablässig an seiner Lieblingsidee der Construction der Luftexpansionsmaschine. Nach unsäglichen Versuchen und Umwandelungen gelang ihm endlich im Jahre 1848 die Aufstellung der ersten Calorischen Maschine eines verbesserten Systems in der Eisengießerei von Hoggs und Delamater in Neuyork; dieselbe hatte fünf Pferdekraft; im Jahre darauf erfolgte aber schon die Aufstellung einer zweiten von 60 Pferdekraft in der Maschinenfabrik des genannten Hauses, welches überhaupt die Ausführung der neuen Motoren übernommen hatte. Dieselben erregten ungemeines Aufsehen in Nordamerika und von da rückwirkend auch in den competenten Kreisen Europas. Mit großer Spannung sah man daher bei der londoner Weltausstellung im Jahre 1851 auch eine Ericson'sche Calorische Maschine in der amerikanischen Abtheilung, woselbst sie von Zeit zu Zeit in Betrieb gesetzt wurde; das Patent dafür hatte erhalten Edward Dunn in London am 26. Dec. 1850. „Bei dieser Maschine", sagt das „Journal of arts", „wird der Wärmestoff, nachdem er seine ausdehnende Wirkung vollbracht hat, an metallische Substanzen übertragen und von diesen in gewissen Intervallen oder nach jedem Hub der Maschine wieder nach dem wirkenden Medium zurückgeleitet; die hauptsächliche Zuführung des Wärmestoffs ist dabei von der Consumtion des Brennmaterials unabhängig. Demgemäß wird, während bei der Dampfmaschine der Wärmestoff in dem Condensator beständig verloren geht oder in der Atmosphäre sich verliert, er bei dieser Maschine immer von neuem wieder benutzt. Es werden daher die Brennmaterialien nur dazu gebraucht, den durch die Expansion des wirksamen Mediums und durch Strahlung veranlaßten, sowie den kleinen, bei der Übertragung der Wärme unvermeidlichen Wärmeabgang zu ersetzen." Wenn aber auch die Calorische Maschine in der londoner Weltausstellung fortwährend einer der interessantesten Gegenstände für die Fachmänner war, so war er dies doch mehr als eine Curiosität, als Versuche der Lösung eines wichtigen, aber schwierigen Problems. Praktische Bedeutung wollten der Erfindung nur wenige beilegen; am schärfsten und wegwerfendsten erklärten sich deutsche Ingenieure dagegen, indem sie, ohne näheres Eingehen auf Gründe und nur in ganz allgemeinen Phrasen darüber völlig den Stab brachen, als über eine nutzlose Spielerei ohne jede Bedeutung für das praktische Leben.

Ja noch mehr, die Erfindung der Luftexpansionsmaschine wurde als eine deutsche Erfindung reclamirt und zwar von L. Stein für den lauenburgischen Amtmann Prehn. Die Erklärung desselben vom 24. Oct. 1852 lautete folgendermaßen: „Der Amtmann Prehn in Lauenburg, im engern Kreise als ein tüchtiger Mechaniker bekannt, indem er von der theoretisch längst festgestellten Thatsache ausging, daß die Expansionskraft der atmosphärischen Luft durchaus genügend sei, den Dampf für die Bewegung von Maschinen zu ersetzen, kam durch eine lange Reihe der schwierigsten und kostspieligsten Versuche dahin, die atmosphärische Luft in so raschem Wechsel abzukühlen und zu erhitzen, daß ebendieser Wechsel das bewegende Element seiner Construction wurde. Seine Hoffnung nach Verlust seines ganzen Vermögens war die, diese Maschine in England patentiren zu lassen. Aber es ergab sich, daß die englische Patentgesetzgebung ihn einer Reihe von Processen mit ähnlich lautenden, aber nicht ausgeführten Erfindungen ausgesetzt hätte; vor allem aber zeigte sich, daß er die Kosten nicht würde tragen können. Er theilte seine Erfindung den ersten englischen Ingenieuren, namentlich Macpherson und Stephenson, mit, und alle waren von der vollkommenen Ausführbarkeit überzeugt; er ging fort von England

mit den brieflichen Zeugnissen dieser Männer, aber ohne ein Patent. Jetzt wandte er sich nach Berlin; da kam er an gerade im Jahre 1848. Die Leser werden begreifen, daß in diesem Jahre keine Maschine der Welt in Berlin zu einem neuen, weitaussehenden Unternehmen gereizt hätte. Allerdings erhielt er ein Patent, aber mit dem Zusatz, daß er in dem ersten halben Jahr auch wirklich eine Maschine aufstellen solle. Allerdings gaben ihm dafür die ersten Männer Deutschlands, Alexander von Humboldt, Repsold in Hamburg, Schumacher in Altona, das Zeugniß, daß seine Erfindung die Frage vollständig gelöst habe. Allein nach so vieljährigen Versuchen nichts erzielt zu haben als eine solche vage Aussicht auf Erfolg neben so ernsten Enttäuschungen, das war ihm zu viel. Es brach ihm das Herz. Er starb. Indeß hatte die Sache doch selbst in dieser wüsten Zeit Theilnahme erweckt. Der Erfinder hatte vor seinem Tode seine Erfindung dem kieler Professor der Physik G. Karsten vorgelegt, und dieser überzeugte sich sofort nicht blos von der Richtigkeit der Prehn'schen Berechnungen, sondern er stellte auch Versuche an, durch welche die Hauptfrage, die Ausführbarkeit der praktischen Grundlage der Erfindung, vollkommen festgestellt ward. Professor G. Karsten kam durch weiteres Eingehen auf die Sache zu der entschiedenen Überzeugung, daß diese Maschine ihren Zweck erfüllt, mit einer Ersparung von ungefähr zwei Drittel Brennmaterial im Vergleich mit der Dampfmaschine. Er verwandte sich auf das eifrigste für die Angelegenheit, und auf seine Veranlassung steht die Witwe des Erfinders in diesem Augenblick mit der dänischen Regierung in Unterhandlung über den Verkauf der Erfindung." Über den Ausgang dieser Unterhandlung hat nichts in der Presse verlautet. So gern man auch bereit sein möchte, deutschem Scharfsinn und Talent die Priorität einer solchen wichtigen Erfindung zu vindiciren, so sehr muß doch bezweifelt werden, daß dieselbe in diesem besondern Fall in Anspruch genommen werden könnte. Wie schon vorhin erwähnt, ist der Gedanke an Luftexpansionsmaschinen durchaus kein neuer gewesen, und zahlreiche Kräfte hatten sich schon an der Ermöglichung seiner Ausführbarkeit versucht. Wenn es Prehn wirklich gelungen ist, das Problem theoretisch zu lösen, so spricht doch nichts dafür, daß Ericson davon Kunde gehabt und seine Construction darauf basirt hätte. Dagegen ist es mehr als wahrscheinlich, daß der letztere blos durch eigene Forschungen und Versuche zur Lösung desselben gelangt ist. Wäre die Prehn'sche Erfindung mit der seinigen identisch, so würde sich dieses im Laufe der Zeit bis heute ganz sicher herausgestellt haben. Dagegen muß lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen werden, daß die Idee Prehn's in Deutschland keinen günstigern Boden und unter den vielen deutschen Maschinenfabrikanten keinen Mäcen gefunden hat; vielleicht wären wir sonst um eine bedeutende Erfindung reicher, die wir jetzt mit Opfern von den Nordamerikanern entlehnen.

In Nordamerika weiß man eine versprechende Erfindung besser zu würdigen und zu unterstützen. Kaum hatte Ericson durch die Aufstellung der ersten Calorischen Maschinen die Lebensfähigkeit seiner Ideen bewiesen, so fand er sofort Freunde, Hülfe, Geld. Ein neuyorker Kaufmann, John B. Kitching, that sich mit einigen Freunden zusammen, wozu unter andern Kennedy, der Marinesecretär der Vereinigten Staaten, gehörte, und schoß ihm 300000 Doll. vor zur Erbauung eines riesigen Schiffs mit Calorischer Maschine. Dasselbe ward in den Werkstätten von Hoggs und Delamater zu Neuyork angefertigt, es war 250 Fuß lang, 42 Fuß breit und hatte 2200 Tonnen Gehalt. Es führte vier Schornsteine von 12 Fuß Höhe über dem Deck und nur 30 Zoll Durchmesser, von welchen zwei als Rauchfang, zwei zum Ableiten der ausgestoßenen verbrauchten Luft dienten. Die Schaufelräder des Fahrzeugs waren 10 Fuß breit und 32 Fuß hoch; ihre Welle, 18 Zoll stark, führte in der Mitte eine 42 Zoll lange Kurbel, in welcher zwei Bläuelstangen unter 45° geneigt hingen. Das Triebwerk wurde durch vier Calorische Maschinen in Bewegung gesetzt, welche mit Balanciers verbunden waren, je zwei davon auf beiden Seiten der Radwelle regierten je eine Bläuelstange. Die Arbeitscylinder hatten 14 Fuß Durchmesser und 6 Fuß Kolbenhub. Die Wände der Heizungsapparate und des Expansionsheizers waren 1 ½ Zoll dick und wurden geheizt durch ein 5 Fuß darunter angebrachtes Kohlenfeuer; diese letztere Einrichtung bezweckte die Verhinderung des Erglühens der Wände, und infolge dessen deren rasche Abnutzung. Die Luft im Cylinder wurde nur auf 195° C. erhitzt und dabei ein Druck von etwa 14 Pfd. auf den Quadratzoll erzielt. Die Regeneratoren, von welchen später die Rede sein wird, waren 24 Fuß im Quadrat groß und mit 200 Stück Drahtgeweben angefüllt, welche, den Quadratzoll auf je 100 Maschen gerechnet, eine Gesammtzahl von 69 Mill. Maschen repräsentirten. Die ganze Länge des Drahts eines einzigen Regenerators betrug 1,152000 Fuß oder nahezu 50 geographische Meilen; alle Drahtgeflechte zusammen verwirklichten eine Heizfläche und ebenso eine Abkühlungsfläche von 12385 Quadratfuß, entsprechend der Heizfläche von 15 Locomotiven. Bei 15 Kolbenhuben in der Minute be-

trug das Gewicht der ganzen, durch die Maschine passirten Luft 1500 Ctr. In 24 Stunden consumirte der ungeheuere Apparat blos 8 Tonnen oder 160 Ctr. Anthracitkohlen (nach Ericson selbst nur 6 Tonnen); ein Dampfschiff gewöhnlicher Art von 600 Pferdekraft bedarf in derselben Frist 1500 Ctr. Kohlen. Diese combinirten Calorischen Maschinen von 600 Pferdekraft standen in der Mitte des Schiffs; der Raum, welchen sie einnahmen, betrug 76 Fuß Länge auf 18 Fuß Breite; zur Bedienung waren nur 10 Mann nothwendig. Am 1. Nov. 1852 lief der Ericson, so war das Calorische Schiff genannt worden, in Neuyork vom Stapel, und am 15. Febr. 1853 machte er seine erste Probefahrt nach Alexandria, dem Hafen von Washington. Viele Notabilitäten der Vereinigten Staaten befanden sich an Bord, darunter Professor Norton aus Newhaven, eine der ersten Autoritäten Nordamerikas in der Mechanik, und der Marinecommandeur Joshua Shands. Von beiden sind Berichte über diese Fahrt veröffentlicht worden. Ericson selbst schrieb darüber an den Marinesecretär unterm 23. Febr. 1853: „Im Einverständniß mit den Besitzern des Calorischen Schiffs unternahm dasselbe seine erste Fahrt nach der Hauptstadt und verließ unter dem Commando von Kapitän Lowber in der Frühe des 15. Febr. Sandy-Hook. Zufolge der ihm ertheilten Instructionen hatte der Kapitän durch längern Aufenthalt in der See das Schiff gründlich zu prüfen. In der Chesapeakebai überfiel uns ein starker Schneesturm und die Dunkelheit zwang uns, in der Mündung des Potomak Anker zu werfen. Die Maschinen hatten sich 73 Stunden hindurch in einem so regelmäßigen Betrieb befunden, wie dies kaum bei den besten Dampfbooten vorkommt; namentlich war die Bewegung der Schaufelräder eine viel gleichmäßigere. Trotzdem das Bugspriet des Schiffs öfters unter Wasser kam und das unter dem Winde liegende Rad ebenfalls häufig bis zur Welle im Wasser ging, zeigte sich so wenig irgendeine neue Erschütterung wie eine Störung in der Bewegung der Maschine oder ihrer Transmission. Der Verbrauch an Brennmaterial betrug noch unter einer Tonne Kohlen weniger wie bei den ersten Versuchen. Es wurden auf einmal immer 65 Pfd. Kohlen in jeden der acht Öfen eingegeben und der gesammte Heizungsaufwand belief sich in 24 Stunden auf $4^1/_4$ Tonnen. Trotz dieses geringen Verbrauchs betrug die mittlere Geschwindigkeit des Ganzen 7 Knoten in der Stunde bei mäßigem Wind. Ich bin also zu der Erklärung berechtigt, daß das Ergebniß dieser ersten Probefahrt alle Erwartungen weit übertroffen hat und der praktische Nutzen der Calorischen Maschinen keine Frage mehr, sondern eine Thatsache ist.“ Commandeur Shands fällte das gleiche günstige Urtheil, indem er besonders seine Verwunderung darüber ausdrückte, daß die Maschine auch bei stürmischem Wetter vollkommen gleichmäßig gearbeitet habe, und die Annahme der Erfindung für die nordamerikanische Maschine schon aus dem Grunde befürwortete, weil die Calorische Maschine vor jeder Explosion schütze, welche durch eine Kanonenkugel in den Kessel eines gewöhnlichen Dampfboots unausbleiblich erfolgen müsse. Am wichtigsten ist das Gutachten des Professors Norton, welches im Auszug folgendermaßen lautet: „Bei der Probefahrt des Ericson betrug die Anzahl der Umdrehungen der Räder in der Minute 9, die Geschwindigkeit der Fahrt etwa $7^1/_2$ englische Meilen, der Luftdruck im Recipienten 8 Pfd. und der Verbrauch an Anthracitkohlen in 24 Stunden 6 Tonnen. Die Summe der Pferdekraft der Ericson'schen Maschine ergibt sich aus Folgendem: Die Comprimirung der heißen Luft betrug 8 Pfd. + 15 Pfd. Nimmt man an, die Absperrung habe 0,652 des Hubs betragen, so würde sich der wirkliche Druck in jedem Cylinder auf durchschnittlich 6,4 Pfd. + 15 Pfd. und die Pferdekraft der doppelten Maschine auf 311 berechnen. Da jedoch einige Berichte die Absperrung nur zu 0,63 annehmen, so ergibt sich für den durchschnittlichen Druck im Arbeitscylinder 6,04 + 15 Pfd., während derselbe im Speisecylinder 6,4 + 15 Pfd. bleibt. Diese Annahme ergibt demnach nur 259 Pferdekräfte. Bei einem durchschnittlichen Druck von 6 Pfd. beträgt das Ergebniß 292, bei $6^1/_2$ Pfd. aber 316 Pferdekraft. Während der Probefahrt erwies sich jedoch der Effect der Maschine bei weitem geringer als 311 Pferdekraft, und es durfte mit voller Sicherheit angenommen werden, daß derselbe noch nicht einmal 300 Pferdekräfte erreicht habe. Nach Kapitän Ericson's Schätzung wäre dies gerade die Hälfte der vollen Maschinenkraft; allein dieselbe nimmt einen Druck von 12 Pfd. an, wie er sich allerdings herausrechnen läßt, während derselbe doch in der Wirklichkeit infolge des Verlustes an Luft an den Fugen, des verschiedenen Drucks in den Cylindern u. s. w. nur 8 Pfd. beträgt. Nach jener Berechnung käme allerdings bei zwei Drittel Absperrung ein Nutzeffect von etwa 600 Pferdekräften heraus. Der Verbrauch an Brennmaterial war per Tag 6 Tonnen Anthracitkohlen (nach andern Angaben 8 Tonnen); dies beträgt per Stunde und Pferdekraft 0,93 Pfd. Nimmt man aber an, daß das Übergewicht des Drucks im Recipienten über den im Arbeitscylinder und ebenso der Überschuß des Drucks im Speisecylinder über jenen im Recipienten 0,3 Pfd. per Quadrat-

zoll betrug, so ergibt die Rechnung bei zwei Drittel Absperrung nur 248 Pferdekräfte. Der Brennmaterialverbrauch derselben würde sich aber alsdann per Stunde und Pferdekraft auf 2,26 Pfd. erhöhen. Der Verbrauch gewöhnlicher Dampfboote beträgt durchschnittlich per Pferdekraft und Stunde 3,11 Pfd. Anthracitkohlen. Dies Resultat durch 1,87 und 2,26 dividirt ergibt die Quotienten 1,66 und 1,38. Danach stellt sich zu Gunsten des Calorischen Schiffs ein Vortheil heraus in der Proportion von 5 : 8,3, wenn man die eine, und von 5 : 6,9, wenn man die andere Zahl der Pferdekräfte annimmt. Nach Ericson's Angaben selbst, welche vielleicht mit der Zeit sich verwirklichen werden, sollte sich die Brennmaterialersparniß dem Dampfschiff gegenüber stellen wie 1 : 3,39. Das Gesammtgewicht der Ericson'schen Maschinen ist im Verhältniß zu der Pferdekraft mindestens dreimal so groß wie dasjenige der Maschine eines Seedampfers; ebenso nimmt die Dampfmaschine selbst nur den halben Raum ein wie die combinirten Calorischen Maschinen. Eben das ihrer Wirkung nach viel zu große Gewicht der letztern ist aber auch ein bedeutendes Hemmniß der Geschwindigkeit ihrer Fortbewegung; dies und der größere Raum, den sie einnimmt, scheint schon von vornherein jede Hoffnung zu vernichten, daß die Calorische Maschine jemals auf Schiffen oder Eisenbahnen sich einbürgern werde. Die genannten Einwürfe sind dagegen hinsichtlich der Verwendung der Calorischen Maschine für Fabriken, zum Wasserheben u. s. w. von minderer Bedeutung, und in dieser Richtung wird sich auch die Erfindung ganz gewiß erfolgreich entwickeln. „Alle Beobachtungen kurz zusammengefaßt, lautet das Urtheil über die Calorische Maschine folgendermaßen: 1) Im Vergleich mit einer Condensationsdampfmaschine erspart die Ericson'sche Luftexpansionsmaschine ein Sechstel bis ein Drittel an Brennmaterial bei gleicher Leistung. Diese Ersparniß würde sich bis auf 70 Proc. erhöhen, wenn es Ericson gelänge, der Maschine die von ihm bezeichnete Kraftentwickelung zu verleihen. 2) Ihr Gewicht ist bei gleichen Pferdekräften wenigstens dreimal so groß wie dasjenige einer gewöhnlichen Schiffsdampfmaschine; würde sie jemals zu der Kraftentwickelung gelangen, welche ihr Erfinder ihr zuschreibt, so müßte dies Gewicht wenigstens noch 30 Proc. mehr betragen. 3) Die Raumersparniß ist auf seiten der Dampfmaschine (wohl zu beachten ist hierbei, daß Professor Norton von den Motoren des Ericson spricht; wie oben erwähnt, standen in demselben vier Stück Calorische Maschinen auf den beiden Seiten der Betriebswelle einander gegenüber). 4) Das allzu große Gewicht der Maschine im Verhältniß zu ihrer Kraftäußerung steht einer Schnelligkeit der Fortbewegung durchaus entgegen. Erst wenn das Maximum der Kraftentwickelung, wie es der Erfinder will, wirklich erreicht würde, wäre anzunehmen, daß auch die Calorische Maschine hinsichtlich der Fahrt mit der Dampfmaschine sich messen könnte. 5) Für die Zwecke der Schifffahrt und der Eisenbahn ist aus denselben Gründen die Calorische Maschine, so wie sie jetzt ist, nicht geeignet und wird hierfür vorläufig die Dampfmaschine weder ersetzen noch verdrängen. Dagegen mag zugegeben werden, daß bei stabilen Maschinen und überall da, wo die Ersparniß an Brennmaterial in die Wage fällt, namentlich im kleinern Betrieb, der Calorischen Maschine eine bedeutende Zukunft bevorsteht."

Sind wir nun auch zu dem Schlusse gelangt, daß die neue bewegende Kraft den übertriebenen Hoffnungen, die man von ihrer Wirksamkeit hegte, keineswegs ganz entspricht, so müssen wir doch von anderer Seite freimüthig zugestehen, daß diese Erfindung eine der wichtigsten und vervollkommnungsfähigsten Erwerbungen im Bereich der industriellen Technik ist, und daß die Genialität wie der merkwürdige mechanische Scharfsinn der Construction wahre Bewunderung verdient.

Auch die französische Regierung hatte einen Bericht gefordert über Kapitän Ericson's Warmluftmaschine, und derselbe erschien im Jahre 1853 verfaßt von Professor Combes von der Schule der Bergwerke zu Paris. Derselbe sprach sich im ganzen anerkennend und viel günstiger wie Professor Norton aus und rieth dringend zur versuchsweisen Anwendung einer Caloschen Maschine in der Marine. Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten in Frankreich konnte sich aber ebenso wenig dazu entschließen wie das Marinesecretariat der Vereinigten Staaten. Dem letztern hatte Ericson kurz nach der Probefahrt das Anerbieten gemacht, zwei Fregatten mit Calorischen Maschinen zu versehen, welche bei 2000 Tonnen Tragkraft und 10 Meilen Geschwindigkeit in der Stunde nur 8 Tonnen Steinkohlen in 24 Stunden verbrauchen sollten. Der Marinesecretär legte dem Ausschuß der Repräsentantenkammer dieses Anerbieten zugleich mit dem Gesuch vor, den Congreß der Vereinigten Staaten anzugehen, daß er diese große Erscheinung für die Nationalmarine ankaufe und ihn, den Marinesecretär, bevollmächtige, mit Kapitän Ericson einen Vertrag abzuschließen über den Bau einer Fregatte von mindestens 2000 Tonnen Tragkraft, und dazu eine Summe von 500000 Doll. anzuweisen. Der Senat

zu Washington hatte sich aber dazu, besonders infolge von Norton's Gutachten, nicht entschließen wollen und ging über die Angelegenheit zur Tagesordnung über mit dem Bemerken, daß sich die Ericson'sche Erfindung erst im Privatgebrauch auf Schiffen hinreichend bewähren müsse, ehe man daran denken könne, sie für die Marine anzukaufen. Mittlerweile hatte aber die Privatindustrie die Sache mit ziemlicher Begeisterung aufgenommen, und Ericson erhielt binnen wenigen Wochen Bestellungen auf mehr als 400 Calorische Maschinen. Beweis von dem Enthusiasmus der Industriellen Nordamerikas für eine so bedeutende Erfindung. Um den geäußerten Bedenken gegen das Calorische Schiff entgegenzutreten, veröffentlichte Ericson im Mai 1853 folgendes Schreiben an die Redaction einer Zeitung in Neuyork als Antwort auf viele Anfragen über den fernern Zustand des Calorischen Schiffs, über die Verbesserungen und Zusätze der Maschinen und ob es wieder in See zu stechen bereit sei: „Mit Vergnügen kann ich die Versicherung ertheilen, daß kein Grund vorhanden ist, den endlichen Erfolg meines wichtigen Unternehmens zu bezweifeln; der hauptsächliche Übelstand, der sich bei den Calorischen Schiffsmaschinen kund gab, bestand darin, daß die Böden der Cylinder oder Heizer, welche aus starkem Kesselblech bestehen, zu nachgiebig und elastisch waren und deshalb nicht Dichtung genug besaßen, um den vollen Druck zu verstatten. Nach der vor zwei Monaten erfolgten Rückkunft des Schiffs aus dem Süden fand ich es gerathen, diese Böden durch gußeiserne zu ersetzen, die sich in jeder beliebigen Stärke herstellen lassen. Es fand sich jedoch nur eine einzige Gießerei, welche die Arbeit übernehmen wollte, und dazu sechs bis acht Monate Zeit forderte, sodaß ich mich für eine andere Construction entschied, bei welcher eine noch größere Entwickelung von Kraft und Schnelligkeit zu erreichen sein wird. Die Umänderungen der Maschinen zu diesem Zweck nehmen aber bedeutende Arbeit in Anspruch, sodaß ich die Freunde der Erfindung um Geduld bitten muß, wobei sie sich daran erinnern wollen, daß der Kiel des Calorischen Schiffs erst vor 13 Monaten gelegt worden ist, während Dampfboote von gleicher Stärke gewöhnlich 18 Monate brauchen, um fertig zu werden. Die Umänderung einer patentirten Maschine eignet sich in ihren Details natürlich nicht für die Veröffentlichung. Sobald dieselbe beendigt ist, werden die Eigenthümer des Schiffs die Redactionen der neuyorker Zeitungen einladen, sich von dem Resultate des zweiten Stadiums in der Entwickelung des großen Motors durch den Augenschein zu unterrichten." Diese zweite oder dritte Construction der Calorischen Maschine zeigte im wesentlichen folgende Veränderungen: Statt der bisherigen vier Cylinder erhielt die neue combinirte Maschine deren sechs, wovon zwei Arbeitscylinder von geringerer Weite wie früher, von welchen jeder zwei Speisecylinder von gleichem Kolbenhub zur Seite hatte. Es wirkten die Arbeitscylinder bei 6 Fuß Durchmesser und 8 Fuß Hub unter höherm Druck nun doppelt, ebenso erhielt der Regenerator eine vollkommene Umgestaltung. Mit seinem neuen Apparat machte das Calorische Schiff jedoch nur wenige kurze Probefahrten in der Bai von Neuyork; diese fielen aber noch minder aufmunternd aus wie die erste, und so überraschte denn im Februar 1854 die Nachricht nicht besonders, daß das Calorische Schiff seiner bisherigen Apparate entkleidet und in ein gewöhnliches Dampfschiff umgewandelt worden sei. Damit schien die schöne Erfindung allerdings der Vergessenheit anheimgegeben.

In Europa wurde die erste Calorische Maschine, aus Nordamerika bezogen, in Paris aufgestellt und zwar in einer Buchdruckerei zum Betrieb der Schnellpressen. Der Erfolg derselben war leider keineswegs zufrieden stellend, was man der unvollkommenen Ausführung zuschrieb. Namentlich erwies sich die Thätigkeit des Regenerators durchaus ungenügend. Deshalb ließ auch das französische Gouvernement die beabsichtigte Unterstützung der Sache wieder fallen. Unsers Wissens sind außer dieser und der londoner Ausstellungsmaschine damals weiter keine Calorischen Maschinen nach Europa gekommen. Dagegen fehlte es nicht an Nachbildungen derselben. So erhielten 1854 Napier und Professor Rankine in England Patent für eine Luftexpansionsmaschine; in dem gleichen Jahre A. V. Newton für Verbesserungen an Luftexpansionsmaschinen; hierher gehört auch die mit comprimirter Luft arbeitende Maschine von Randolph in Glasgow, welche zum Betrieb eines Schachtes in erfolgreicher Thätigkeit war, und andere.

Von den vielen Bestellungen, welche Ericson auf seine Maschine erhalten hatte, war zwar ein gutes Theil rückgängig geworden, viele davon blieben aber dennoch in Kraft und wurden ausgeführt. Der Erfinder selbst arbeitete mit bewundernswürdiger Ausdauer unablässig an deren Vervollkommnung, und diese gelang ihm über alle Erwartung; wie, das werden wir später bei der Beschreibung der ältern und der neuern Construction kennen lernen. Er warf sich vorzugsweise jetzt auf die Construction von Maschinen geringerer Kraft, und diese bewährten sich so ausgezeichnet, daß gegenwärtig allein in Neuyork schon über 200 Stück davon in Thätigkeit

sind und vier große Maschinenfabriken dieser Stadt weiter gar nichts bauen wie Calorische Maschinen. Es sind heute davon in den Vereinigten Staaten schon über 1000 in Thätigkeit, und seit einem Jahre auch in Schweden und Deutschland, viel weniger in Großbritannien, Hunderte davon in Betrieb oder bestellt. Sehr bezeichnend und treffend ist ein Urtheil über sie aus dem Norden der Vereinigten Staaten, welches auch der politischen Färbung nicht entbehrt und deshalb doppelte Beachtung verdient: „Eine Maschine, welche die Handarbeit eines Menschen für jährlich 25 Doll. verrichtet und dabei fünfmal weniger kostet als ein Negersklave, welche ihren Besitzer niemals ärgert, ihm nie davonläuft, keine Arbeit versagt und nicht mit Aufruhr gegen die Arbeitgeber droht, eine solche Arbeitskraft ist dazu berufen, binnen kurzer Frist alle Instrumente des Landbaues, Pflüge, Säe-, Ernte-, Dreschmaschinen, in Bewegung zu bringen, dem Menschen alle unreinlichen, gesundheitsschädlichen und gefährlichen Verrichtungen abzunehmen, die kostspielige Sklavenarbeit gänzlich zu beseitigen und die Sklavenhalter zu zwingen, daran zu denken, auf welche Weise sie ihre Sklaven am schnellsten los werden.“ In Deutschland dachte man schon nicht mehr an die Calorische Maschine, als plötzlich die Nachricht von ihren neuern Erfolgen in Nordamerika überraschte. Das Verdienst, sie hier bekannt gemacht und zuerst verbreitet zu haben, gebührt dem Dirigenten der Maschinenfabrik der Vereinigten Hamburg-Magdeburger Dampfschiffahrtscompagnie, dem Ingenieur Brami Andreä in Buckau, welcher früher in Nordamerika thätig gewesen war. Trotzdem auch in Deutschland sich sofort wieder die alten Stimmen gegen die Ausführbarkeit erhoben, und die Urtheile der Theoretiker über die Luftexpansionsmaschinen äußerst verschieden lauteten, so besiegte doch die Praxis in glänzender Weise die erheblichsten Einreden, sobald einmal die Calorischen Maschinen in Thätigkeit gekommen waren. Die erste, welche in Deutschland aufgestellt wurde, befindet sich im Gang in der Hänel'schen Hofbuchdruckerei zu Magdeburg. Das große Aufsehen, welches die Calorische Maschine gegenwärtig allenthalben auf dem Continent macht, die überaus große Nachfrage nach derselben, sind schon hinreichende Bürgschaft für ihre bedeutende Zukunft. Es wird daher nicht allein den Fachmann, sondern auch den Laien interessiren, wenn wir auf die ihr zu Grunde liegenden Principien sowie auf ihre Construction eingehen.

Das Princip der Calorischen Maschine.

Die Veränderung des Volumens und des Aggregatzustandes der Körper durch die Wärme ist eine bekannte physikalische Thatsache. Sowol feste als flüssige und gasförmige Körper werden durch Wärmewirkung ausgedehnt und entwickeln dabei eine besondere Kraft, deren Druck der Größe der Ausdehnung proportional ist. Auch die gewöhnliche atmosphärische Luft ist diesem Gesetz unterworfen. Wird dieselbe von 0° auf 100° erhitzt, so dehnt sie sich um mehr als ein Drittel ihres Volumens aus. Der berühmte französische Naturforscher Gay-Lussac bestimmte zuerst den Ausdehnungscoefficienten der Luft, d. h. die Vergrößerung ihres Volumens bei einer Erwärmung von 0—100°, auf drei Achtel ihres Raummaßes oder 0,375, vorausgesetzt, daß der Druck, unter welchem sich diese Luftmasse befindet, keine Veränderung erleidet. Später untersuchte Rudberg das Ausdehnungsvermögen der Luft und fand den Coefficienten 0,365. Noch ausführlichere Versuche, welche Magnus und Regnault in neuerer Zeit anstellten, und zwar jeder getrennt für sich, ergaben mit merkwürdiger Übereinstimmung den Ausdehnungscoefficienten 0,3665, welcher seitdem allgemein angenommen worden ist und sich ziemlich annähernd mit dem Bruch $^{11}/_{30}$ ausdrücken läßt. Wenn demnach bei 0° die Luft das Raummaß 1 einnimmt, so erlangt sie, auf 100° erhitzt, eine Ausdehnung, welche ein Raummaß von 1,3665 erfüllt. Mit der Steigerung der Wärme steht das Ausdehnungsvermögen der Gase im Verhältniß, sodaß man aus der höhern Erwärmung der Luft auch ihr größeres Raummaß und aus diesem letztern die Temperatur der Luft zu berechnen vermag. Ist aber die Luft nicht im Stande, sich der höhern Erwärmung gemäß auszudehnen, so tritt eine Spannung ein, sie übt einen Druck gegen das Hinderniß aus und dieser steigert sich in dem Maßstabe, in welchem sie erhitzt wird, also des Raummaßes, welches der Temperaturerhöhung entspricht. Es ist einleuchtend, daß dieser, dem Ausdehnungsbestreben erhitzter Luft entsprechende Druck ebenso als Motor sich benutzen läßt wie der Dampf bei der Dampfmaschine. Findet die erhitzte Luft keinen Ausweg, kühlt sie sich nicht ab, so wird die Spannung zuletzt so stark, daß sie das Hinderniß zersprengt; wirkt sie hingegen in einem Cylinder auf einen Kolben gleich dem der Dampfmaschine, so drückt sie diesen Kolben vorwärts, bewegt ihn und derselbe vermag diese Bewegung mittels eines Systems von Zwischenmaschinen weiter fortzupflanzen. Es kommt alsdann blos noch darauf an, daß die Luft auf einem Wärmegrad gehalten wird, welcher sich während des

Drucks nicht verändert, sodaß der Kolbenhub ein gleichmäßiger bleibt. Wenn die in einem Cylinder befindliche Luft bei gewöhnlicher Dichtigkeit der Atmosphäre anfänglich eine Temperatur von 0° zeigt, wobei ihr Druck auf den Quadratzoll ungefähr 15 Pfd. beträgt, und sie wird darauf bis zu 272° C. (217,6° R., 606,64° F.) erhitzt, so wird sie infolge des Bestrebens, sich zu ihrem doppelten Volumen auszudehnen, einen doppelt so großen Druck gegen die Wände des Cylinders, nämlich einen Druck von 30 Pfd. per Quadratzoll oder von zwei Atmosphären ausüben, und es findet mithin von innen ein Überdruck von 15 Pfd. per Quadratzoll gegen den äußern atmosphärischen Druck statt. Wollte man die Luft bis auf 544° C. erhitzen, wodurch sie das Bestreben erlangen würde, sich in ihr dreifaches Volumen auszudehnen, so würde sie einen Druck von 45 Pfd. per Quadratzoll = 3 Atmosphären oder einen Überdruck von 30 Pfd. per Quadratzoll ausüben. Ist die Luft im Cylinder durch einen beweglichen Kolben abgesperrt, so setzt jener Überdruck den Kolben in Bewegung, und hat man die Anordnung getroffen, während des Kolbenhubes die Temperatur der sich ausdehnenden Luft unveränderlich auf 272° zu erhalten, so wird auch der Druck gegen die Kolbenfläche während des Hubes constant bleiben. (Poppe.)

Sodann kommt bei der Construction der Calorischen Maschine in Betracht das Vermögen gewisser Körper, die empfangene Wärme ungern wieder abzugeben oder weiter zu leiten. Zu diesen Körpern gehören bekanntlich: Holz, Asche, Gips; es ist ein physikalisches Gesetz, daß mit der Dichtigkeit und Festigkeit der Körper deren Wärmeleitungskraft zunimmt. Vermöge der Anwendung schlechter Wärmeleiter ist es aber mittels zweckentsprechender Construction an die Hand gegeben, einen Wärmeverlust durch Ausstrahlung zu vermeiden, ebenso auch Theile gegen die unmittelbare Einwirkung der Hitze zu schirmen, welche deren Abnutzung und Zerstörung bald veranlassen würde. Das erwähnte Gesetz, daß lockere Körper schlechtere Wärmeleiter sind wie feste, dehnt sich auch noch weiter dahin aus, daß feste Körper, je feiner sie zertheilt sind, um so geschwinder die Wärme aufnehmen und wieder abgeben. Wenn man einen Stahlstab von 1 Zoll Durchmesser in ein Drahtgewebe von 100 Drähten verwandelt, so hat man dadurch eine viel größere Oberfläche erzeugt und das Gewebe wird die empfangene Wärme im Verhältniß dieser zu derjenigen des frühern Stabes viel rascher aufnehmen, aber auch ebenso geschwind wieder an die kältere Luft zurückgeben. Bringt man ein Drahtgewebe über eine Flamme, so bemerkt man alsbald, daß diese nicht hindurchgeht, sobald dasselbe nur hinreichend eng genug ist, d. h. z. B. 100 Maschen auf den Quadratzoll hat. Das Drahtgewebe wirkt nämlich erkältend auf die heiße Luft, je größer die Anzahl seiner Maschen ist, je mehr seine Drähte sich in demselben kreuzen, desto auffallender tritt diese Erscheinung hervor. Bekanntlich beruht auf derselben das Princip der Davy'schen Sicherheitslampe, deren Flamme mit einem feinen Drahtgeflecht umgeben ist, durch welches sie nicht durchzudringen, deshalb auch nicht die schlagenden Wetter zu entzünden vermag. Dieses letztere Gesetz hat aber, wie hier gleich im voraus bemerkt werden soll, nur Bezug auf die ältere Construction der Calorischen Maschine, namentlich auf den originellen Theil derselben, welchen der Erfinder Regenerator genannt hat. Dagegen kommt bei der neuern, nunmehr von der Praxis acceptirten Construction das Gesetz von der Strahlung der Wärme in Betracht. Es ist bekannt, daß die letztere sich in die Ferne fortpflanzt, gleich dem Licht, und ebenso wie dieses jeden leeren Raum durchdringt. Die Wärme geht, wie das Licht durch einen durchsichtigen Körper, ebenfalls durch gewisse Körper hindurch, ohne sie zu erwärmen oder durch sie aufgehalten zu werden. Man nennt diese Fortpflanzung der Wärme die Strahlung; durch sie erwärmt die Sonne den Erdball. Nehmen Körper strahlende Wärme auf und verbreiten sie dieselbe in den verschiedenen Theilen ihrer Masse, so verwandelt sich alsbald die strahlende Wärme in gewöhnliche Wärme, während im Gegentheil beim Erkalten die letztere wieder sich als strahlende Wärme aus dem Körper entfernt, sobald sie nicht von andern unmittelbar angelagerten Körpern aufgenommen und weiter fortgepflanzt wird. Denn auch durch unmittelbare Berührung kann Wärme aus einem Körper in den andern übergehen; man nennt dies Verbreitung der Wärme durch Leitung. Wird eine Metallplatte von einer Seite erhitzt, so sammelt sie einen gewissen Grad von Wärme in sich und strahlt den Überschuß davon unaufhörlich in den Raum aus, wenn sie ihn nicht unmittelbar einem anstoßenden Körper abgibt. Ist dieser anstoßende Körper ein schlechter Wärmeleiter, so wird die Ansammlung von Hitze in der Metallplatte sich steigern; berührt der schlechte Wärmeleiter nicht unmittelbar das erhitzte Medium, so wird der Raum zwischen beiden sich mit einer erhitzten Luft anfüllen, deren Temperatur bei constanter Erwärmung gleichfalls um so constanter bleibt, je sicherer der schlechte Wärmeleiter seinem Zweck entspricht. Erwähnen wir noch endlich, daß in der neuern Construc-

tion der Calorischen Maschine die Gesetze vom Gleichgewicht der Gase und vom atmosphärischen Druck, insbesondere die Lehre, welche man scherzweise noch immer „horror vacui" nennt, eine Rolle spielen, so haben wir die Principien, auf welchen jene wesentlich beruht, wenigstens insoweit angedeutet, als es der Zweck dieser Abhandlung und die allgemeine Verständlichkeit erheischt.

Construction der Calorischen Maschine.

Ehe wir in die Einzelheiten unserer Beschreibung übergehen, haben wir vorauszuschicken, daß zweierlei Constructionen der Calorischen Maschine unterschieden werden müssen. Die eine ältere ist die Ausführung der großartigen und überaus scharfsinnigen Idee, nach welcher dermaleinst die Apparate des Calorischen Schiffs gebaut waren; der wichtigste Haupttheil, die charakteristischste Eigenthümlichkeit dieser Construction waren die sogenannten, schon mehrerwähnten Regeneratoren, auf deren Thätigkeit das ganze frühere System basirte. Der Grundgedanke Ericson's war dabei, wie schon angedeutet, die Entwickelung der Luftausdehnung nicht zu bewirken durch continuirlichen Einfluß der directen, aus dem Brennmaterial gewonnenen Wärme, sondern vielmehr durch wechselnde Mittheilung bestimmter Wärmequanta der Körper, welche sie nach vollendeter Wirkung eine Zeit lang innebehielten, um stets wieder von frischem zum Betrieb verbraucht werden zu können, sodaß demnach der ganze Bedarf an Feuerung keine andere Aufgabe hat, als die Verluste zu ersetzen, welche durch Ausstrahlung durch die Fugen u. s. w. immer vor sich gehen, ohne vermieden werden zu können. Nach dem englischen Patent vom 26. Dec. 1850 beruhte die Construction der frühern Ericson'schen Calorischen Maschine in folgenden wesentlichen Details: Der Wärmestoff wird dabei, nachdem er seine ausdehnende Wirkung vollbracht hat, an metallische Substanzen übertragen und von diesen in gewissen Intervallen oder nach jedem Hub der Maschine wieder nach dem wirkenden Medium zurückgeleitet; die hauptsächliche Zufuhr des Wärmestoffs ist dabei unabhängig von der Consumtion des Brennmaterials. Während daher bei der Dampfmaschine der Wärmestoff in dem Condensator unaufhörlich verloren geht oder in die Atmosphäre entweicht, so benutzt ihn die anfängliche Construction der Calorischen Maschine stets wieder von neuem. Es dient demnach der Brennstoff nur zum Ersatz des geringen Wärmeverlustes, welcher durch die Expansion des wirksamen Mediums, durch Ausstrahlung und Leitung der Wärme veranlaßt wird. Die wesentlichen Theile der Maschine waren: der Speisecylinder und der Arbeitscylinder. Letzterer, ähnlich dem Cylinder einer Dampfmaschine, trägt angefügt einen gleichhohen cylindrischen Behälter mit sphärischem Boden, den sogenannten Expansionsheizer. In dem Arbeitscylinder geht ein dicht schließender Kolben, dem ein cylindrischer Behälter von einer Stärke angefügt ist, daß er den ganzen Raum des Expansionsheizers, dessen Mantel er jedoch nicht berührt, ausfüllt. Dieser Kolbenanhang ist mit einem schlechten Wärmeleiter gefüllt, früher mit Gips oder Asche, später mit Kohlenpulver, damit die directe Hitze dem Dichtgehen des Kolbens nicht schadet und zugleich ein größerer Wärmeverlust durch Strahlung vermieden wird. Der Kolben des Arbeitscylinders steht mittels vier Stangen in Verbindung mit einem kleinern Kolben, welcher darüber in dem sogenannten Speisecylinder oder Füllungscylinder geht. In dem Deckel des letztern sind zwei Ventile angebracht, von welchen das eine nach außen, das andere nach innen spielt. Sobald sich der Kolben des Speisecylinders senkt, so öffnet sich das eine Ventil, durch welches Luft einströmt, während das andere sich schließt; hebt sich dagegen der Kolben, so tritt das umgekehrte Spiel ein und die eingepumpte Luft entweicht in eine Röhre, welche mit einem cylindrischen Luftbehälter oder Recipienten verbunden ist; dieser steht wiederum mit dem Heizer, welcher direct von unten erwärmt wird und zu dem Ende einen concaven Boden hat, in Verbindung und nimmt die Luft aus dem Recipienten durch eine besondere Röhre wieder an sich, welche durch Schieber abwechselnd geschlossen und geöffnet wird. In den letztern Röhren nun sind die sogenannten Regeneratoren angebracht, deren Bezeichnung allerdings eine schlecht gewählte genannt werden muß; sie sind als Haupttheil der Maschine zu betrachten, und man kann nicht umhin, ihre Construction eine sehr scharfsinnige zu nennen. Sie bestehen, wie schon oben erwähnt, aus einer großen Anzahl von Drahtgeflechten, deren Größenverhältnisse ebenfalls schon früher genau angegeben worden sind. Sobald nun dieselben auf eine gewisse Temperatur erhitzt werden, so wird eine kühle Luft, welche hindurchströmt, durch die Berührung mit den Millionen Maschen der glühenden Drähte sich zu einem hohen Wärmegrad erhitzen und diesem gemäß sich ausdehnen. Streicht hingegen die erhitzte Luft durch das kalte Drahtgeflecht, so nimmt dieses ebenso rasch deren Wärmeübermaß an sich und verringert folglich ihr Volumen. Dies ist das Wesentlichste der Construction, die ohne Beihülfe von Abbildungen nicht gut näher beschrieben

zu werden vermag. Die Arbeitsleistung der Maschine ist nunmehr die folgende: Auf den Rosten wird ein mäßiges Feuer entzündet, bis die Heizer und die untern Theile der Regeneratoren eine Hitze von über 200° R. annehmen; darauf wird durch eine Pumpe Luft in den Recipienten gepreßt, bis der innere Druck 8—10 Pfd. auf den Quadratzoll beträgt, worauf durch Öffnung eines Ventils die comprimirte Luft sofort unter den Arbeitskolben tritt und die im Speisecylinder enthaltene Luft durch dessen Kolben, indem beide Kolben sich heben und das eine Ventil im Deckel des Speisecylinders sich öffnet, in den Recipienten gepreßt wird. Aus diesem tritt die Luft durch das eine System der Regeneratoren in den Heizer unterhalb des Recipienten und daraus wieder in den Expansionsheizer unterhalb des Arbeitscylinders. Durch die glühenden Drähte des Regenerators ist die Luft bedeutend erhitzt und demzufolge ausgedehnt worden, es genügt demnach das kleine Quantum der im Speisecylinder gewesenen Luftmenge zur Ausfüllung des größern Raums im Expansionsheizer. Sobald der Kolben in die Höhe geht, schließt sich das Ventil zwischen Heizer und Expansionsheizer und sperrt das Nachströmen der heißen Luft ab, wodurch der Druck beseitigt wird und der Kolben herabsinkt. Die heiße Luft im Expansionsheizer tritt zurück in den zweiten Regenerator, kühlt sich darin vollständig ab und steigt durch eine Röhre mittels des zweiten Ventils im Deckel wieder als gewöhnliche atmosphärische Luft in den Speisecylinder. Auf diese Weise wird das abwechselnde Spiel der Kolben unaufhörlich unterhalten. Die Temperatur der Drahtgeflechte der Regeneratoren verändert sich aber allmählich; nach einer bestimmten Zahl von Kolbenhuben hat sie in der ersten ab-, in dem zweiten zugenommen. Alsdann muß die Stellung der Schiebeventile geändert werden, was gewöhnlich nach 50 Kolbenhuben zu geschehen hat, sodaß nunmehr sowol die heiße wie die kalte Luft den umgekehrten Weg beschreibt. Es nehmen auf diese Weise die Regeneratoren abwechselnd den Wärmestoff auf und geben ihn wieder ab, wodurch also die circulirende Luft nach dem Princip der Construction unabhängig von jeder Verbrennung erhitzt wird, sobald der Apparat einmal in Bewegung gesetzt worden ist. Es war demnach die frühere Calorische Maschine eine einfach wirkende, ähnlich der alten atmosphärischen Dampfmaschine von Newcomen. Soll daher eine rotirende Bewegung erzeugt werden, so sind nach Poppe mindestens zwei solche Apparate erforderlich, welche durch eine passende Transmission in der Art auf eine Kurbel wirken, daß, während der Arbeitskolben der einen Maschine in seiner höchsten Lage sich befindet, derjenige der andern Maschine seinen tiefsten Punkt erreicht hat. Die Grundzüge der Theorie der Triebkraft der Maschine lassen sich in folgenden Punkten zusammenfassen: Die Expansivkraft der heißen Luft unter dem Arbeitskolben muß etwas geringer sein als die der comprimirten Luft im Recipienten, weil sonst die letztere nicht in den Heizer strömen würde. Es braucht aber der Unterschied höchstens nur einige Unzen zu betragen und hängt ab von den Hindernissen, welche der Luftströmung entgegenstehen, sowie von dem Durchmesser des Heizers und der Röhren. Sobald die Luft aus dem Speisecylinder in den Recipienten übergeht, so muß sie größere Spannung haben, wie die Luft in dem letztern, weil sonst die Ventile im Deckel des Speisecylinders sich nicht öffnen. Da die beiden miteinander verbundenen Kolben verschiedener Größe sind, der auf dieselben wirkende Luftdruck aber ein gleicher oder doch beinahe gleicher ist, so wird der Druck nach oben größer sein wie der nach unten, und die Kraft, welche die Kolben aufwärts preßt, dem Unterschied dieses Drucks gleich sein. Da die Absperrung des Zutritts der Luft eintritt, wenn die Kolben zwei Drittheile des Hubs zurückgelegt haben, so muß der Raum des Expansionsheizers unterhalb des Arbeitskolbens, der die Luft aus dem Recipienten aufnimmt, ehe das Ventil geschlossen wird, einen ebenso großen Raum haben wie der Speisecylinder. Ist die Maschine in normaler Thätigkeit, so kann die bei dem Kolbenhub nach oben in den Arbeitscylinder einströmende Luftmenge nicht größer sein wie die aus dem Speisecylinder in den Recipienten gepreßte Luftmenge; thatsächlich ist jene aber etwas geringer, da ein Entweichen von Luft durch die Fugen niemals ganz zu vermeiden ist.

Trotz der außerordentlich sinnreichen Zusammensetzung dieser ersten vervollkommneten Construction der Calorischen Maschine zeigte sich doch in der Praxis deren Unhaltbarkeit auf die Dauer. Namentlich waren es die Regeneratoren, welche durchaus nicht den von ihnen gehegten Erwartungen entsprachen. Es zeigte sich nämlich, daß die directe Einwirkung des hohen Temperaturgrades der erwärmten Luft von der verderblichsten Wirkung auf das Material der Apparate war. Namentlich nutzten sich die Kolben, trotz der Fütterung mit schlechtem Wärmeleitungsstoff, außerordentlich schnell ab, und das verwendete Schmiermaterial verzehrte sich so schnell, daß eine Dichtung auf die Dauer gar nicht zu ermöglichen war. Nicht minder litten auch die Metallplatten sowie die Regeneratoren ungemein durch die directe Wirkung der heißen Luft,

sodaß, abgesehen von den häufigen Reparaturen, an einen regelmäßigen Betrieb der Maschinen gar nicht zu denken war. Nach unzähligen Versuchen gab daher endlich Ericsson die Idee der Regeneratoren gänzlich auf und begnügte sich in seiner neuen, nunmehr so vielfach in die Praxis übergegangenen Construction mit der directen Anwendung erhitzter Luft, ohne dieselbe aber in unmittelbare Berührung mit dem Arbeitskolben zu bringen. Die neuere Construction ist daher eine durchaus verschiedene von der frühern, wenngleich die Anordnung der einzelnen Theile noch im wesentlichen auf dieselben Grundsätze hinausläuft. Bei den ältern Calorischen Maschinen waren stehende Cylinder angewendet, die neuern haben deren liegende; die doppelten Kolben sind beibehalten, aber in wesentlicher Modification. Das Ganze der Maschine, wie sie heute gebaut wird, läßt sich folgendermaßen beschreiben: In einem horizontalen Cylinder bewegt sich ein einfach wirkender Kolben; jener ist an einem Ende, zunächst dem Kolbenspiel, offen, am andern befindet sich der Feuerraum, welcher möglichst dicht verschlossen ist. Außer dem eigentlichen Arbeitskolben ist aber noch ein zweiter Kolben, der Speisekolben oder Zwischenkolben, thätig; dieser ist bedeutend stark und mit Holzkohlenstaub, einem schlechten Wärmeleiter, angefüllt. Er geht nicht so streng im Cylinder wie der Arbeitskolben, und seine Fütterung hat den Zweck, die directe Einwirkung der Hitze aus dem Feuerraum auf den Arbeitskolben zu verhüten. Die erhitzte Luft strömt von dem Herd, aber nicht, wie der Dampf bei der Dampfmaschine, unmittelbar in den Arbeitsraum des Cylinders, sondern sie beschreibt den entgegengesetzten Weg. Die atmosphärische Luft tritt durch ein Ventil in dem Arbeitskolben in den Cylinderraum zwischen den beiden Kolben; sobald der Arbeitskolben sich zurückbewegt, wird sie in den Heizraum gepreßt, wobei sie die verbrauchte heiße Luft durch ein anderes daselbst angebrachtes Ventil ausstößt, worauf sich dieses schließt, die kalte Luft sich ausdehnt und die beiden Kolben vor sich hertreibt. Das Spiel derselben steht mit geeigneten Zwischenwerken in Verbindung, welche die Übertragung der Bewegung vermitteln. Beide Kolben wirken bald gegen-, bald auseinander, oft auch in gleicher Richtung.

Eine genaue Beschreibung der Construction mit der Berechnung der Leistung und Wirkung verdanken wir dem Eisenbahningenieur Clauß, welcher uns deren Benutzung freundlich verstattet hat: Aus dem Feuerungscylinder mit Rost, welchen erstern die Flamme umkreist, führt ein einfaches Rohr zur Abfuhr des Rauchs in eine gewöhnliche Esse. Der Speise- oder Steuerkolben ist mit schlecht leitendem Material ausgefüllt, um die Wärme nicht auf den Arbeitskolben auszustrahlen, welcher in der That nur handwarm erwärmt wird. Hierdurch ist die regelmäßige Leistung der Maschine gesichert, da eine einfache Ledermanschette zur Dichtung des Arbeitskolbens ausreicht und mit gewöhnlichem Talg vollständig in guter Schmiere erhalten werden kann. Der Arbeitscylinder ist an der Feuerungsseite durch einen mit Chamotte ausgefütterten Deckel, der gleichzeitig als Ofen dient, luftdicht verschlossen und communicirt an der entgegengesetzten Seite frei mit der atmosphärischen Luft. Jeder Kolben ist mit einer besondern Hebelwelle in Verbindung, welche letztern wiederum durch Bläuelstangen mit der Kurbel auf der Schwungradwelle verbunden sind. Durch ein Ausgangsventil oberhalb des Feuerungscylinders entweicht die gebrauchte Luft. Die Maschine ist einfach wirkend und wird der Rückgang der Kolben durch das in seinem Kranze ungleich belastete, schwere Schwungrad hervorgebracht. Dieses Schwungrad ist ein integrirender Bestandtheil der Maschine, deren gewichtigsten Theil es bildet. Auf seinem Umfang sind auf einer Seite Löcher freigelassen, welche mit Blei vollgegossen werden, sodaß auf diese Weise der Schwerpunkt des Rades auf einen bestimmten Punkt seines Kranzes verlegt wird. Eine Hebelsteuerung, welche an der Vorderseite der Maschine angebracht ist und in besondere Einschnitte des Schwungradkranzes greift, stellt beim Anfang des Betriebs den Schwerpunkt des Rades etwas über den Scheitelpunkt seines Umfangs hinaus, sodaß er beim Herabsinken sofort dem Rade die erste Bewegung beibringt, worauf dasselbe und mit ihr die Maschine in regelmäßigen Gang tritt. Bei seinem Rückgange wird der Speisekolben infolge seiner Hebelverbindung mit dem Schwungrad mit bedeutend größerer Geschwindigkeit als die des Arbeitskolbens nach dem Feuerungscylinder bewegt, indem er die eben gewirkt habende heiße Luft durch das sich gleichzeitig öffnende Ausgangsventil fortschafft; jedoch schließt sich dieses letztere schon etwas früher, ehe der Speisekolben seinen Hub ganz vollendet hat, und wird hierdurch die noch zurückgebliebene heiße Luft etwas comprimirt, wodurch bewirkt wird, daß das im Speisekolben befindliche Ringventil geschlossen bleibt. Dieses Ringventil vertritt gleichsam die Stelle des Schiebers der Dampfmaschine und ist ein einfacher, abgedrehter schmiedeeiserner Ring, welcher sich dicht an die Cylinderwandung anschließt, jedoch auf dem Speisekolben eine ringförmige Öffnung freiläßt. Der Hub desselben ist durch einen kleinen

Stift begrenzt. Der Speisekolben ist zur Durchlassung der Luft an seiner Peripherie ebenfalls mit zahlreichen, schrägen Schlitzen ausgespart. Durch die plötzliche und schnelle Entfernung des Speisekolbens vom Arbeitskolben entsteht nun ein gewisses Vacuum zwischen beiden, welches bewirkt, daß sich in dem langsamer nachfolgenden Arbeitskolben die in demselben aus gepreßtem Stahlblech bestehenden Ventile öffnen und so die kalte Luft mit Vehemenz und ziemlichem Geräusch unter atmosphärischem Druck zwischen beide Kolben eintreten lassen. Bei dem Vorgange des Speisekolbens, welcher beginnt, wenn der Arbeitskolben noch eine rückgängige Bewegung macht, schließen sich die Ventile in letzterm und ist es nun klar, daß sich die zwischen beiden befindliche Luft comprimirt, infolge dessen das im Speisekolben befindliche Ringventil sich öffnet, die kalte Luft nach dem hintern Theile der Maschine treten läßt, woselbst sie sich plötzlich an den erhitzten Blechwandungen des Speisekolbens und denen des Feuerungscylinders erhitzt, folglich ausdehnt und nun das Ringventil im Speisekolben festschließt, indem sie nun beide Kolben mit fast gleichmäßiger Geschwindigkeit vorwärts treibt. Die zwischen beiden Kolben befindliche, etwas erwärmte Luft wird gleichzeitig comprimirt und dient so als elastisches Kissen. Nachdem beide Kolben das Ende ihres Laufs erreicht haben, beginnt das Spiel derselben von neuem. Obgleich die Maschine einfach wirkend ist, so arbeitet dieselbe doch mit merkwürdiger Regelmäßigkeit und jede Überschreitung der normalen Geschwindigkeit durch zu starke Erhitzung der Luft wird durch einen Regulator ausgeglichen, welcher ein kleines, nach dem Arbeitscylinder führendes Ventil öffnet. Der sofortige Stillstand der Maschine wird durch das Öffnen des Ausgangsventils mittels eines Hebels bewerkstelligt. Beim Anlassen der Maschine wird durch ein einfaches Hebelwerk oder eine Steuerung mittels Einschnitten im Schwungrad das letztere auf den geeigneten Punkt gedreht. Die Maschine arbeitet mit ungefähr 180° R. Wärme im Arbeitscylinder und die bei jedem Hube einmal entweichende Luft kann zur Erwärmung ausgedehnter Lokalitäten zweckmäßig benutzt werden. Da ferner durch die compendiöse Verbindung der Feuerung mit dem Motor jede Röhrenverbindung verschwindet, die Erwärmung der Luft direct durch Ausstrahlung erfolgt, und bekanntlich die Erwärmung resp. Erhitzung gasförmiger Körper wesentlich ökonomischer als die Verdampfung des Wassers in Dampfkesseln sich gestaltet, so ist es klar, daß eine Ersparung im Brennmaterialverbrauch gegen analoge Dampfmaschinen stattfinden muß.

Dynamometrische Messungen der neuern Calorischen Maschinen scheinen bisher nicht angestellt oder bekannt geworden zu sein und dürfte somit nachfolgende, rein theoretische Effectsberechnung einer Calorischen Maschine von 18 Zoll Cylinderweite, welche zu einer Arbeitsleistung von einer Pferdekraft angenommen ist, einige Aufklärung über die Wirkung der Expansivkraft der Luft und die aus der Anwendung derselben resultirende Ersparung an Brennmaterial gewähren. Die Dimensionen einer solchen Maschine sind annähernd: Durchmesser des Cylinders $= 18'' = 254{,}5\ \square''$; Hub des Arbeitskolbens $= 8\tfrac{3}{4}''$; Hub des Speisekolbens $= 16\tfrac{1}{2}''$; größte Entfernung des Speisekolbens vom Arbeitskolben $= 12\tfrac{1}{2}''$; kleinste Entfernung des Speisekolbens vom Arbeitskolben $= 1\tfrac{1}{4}''$; nutzbarer Lauf des Arbeitskolbens $= 7\tfrac{1}{2}''$; mittlere Temperatur der äußern Luft $= 15°$ C. $= t$; Temperatur der erwärmten Luft $= 225° = t$; Spannung der äußern Luft $p = 15{,}03$ Pfd. per $\square''$; Spannung der erwärmten Luft $p = \frac{1 + 0{,}003665\, t}{1 + 1{,}003665\, t}\, p = \frac{1{,}8246}{1{,}055}\, p = 1{,}7295\, p$, daher der Überdruck $(p, - p) = 0{,}7795\, p = 10{,}979$ Pfd. per $\square''$. Die Anzahl der Kolbenspiele zu ungefähr 40 angenommen, ergibt eine theoretische Leistung per Minute $254{,}5 \times 10{,}979 \times \frac{7\frac{1}{2}}{12} \times 40 = 69854$ Fußpfund $= \frac{69854}{30600} = 2{,}28$ Pferdekräfte (ohne Abzug der Verluste durch Reibung, schädlichen Raum u. s. w.). Das hierzu verbrauchte Luftquantum ist, da der größte Zwischenraum zwischen den beiden Kolben $= 12\tfrac{1}{2}''$, der kleinste dagegen $1\tfrac{1}{4}''$ ist, also bei jedem Kolbenspiele $\frac{12\frac{1}{2} - 1\frac{1}{4}}{12} \times \frac{254{,}5}{144}$ Kubikfuß Luft eingesogen werden, $\frac{11\frac{1}{4}}{12} \times \frac{254{,}5}{144} \times 40 \times 60 = 3976{,}56$ Kubikfuß. Da die atmosphärische Luft 770 mal leichter als Wasser ist, so ist das Gewicht der verbrauchten Luft $\frac{3976{,}56 \times 66}{770} = 340{,}85$ Pfd. Luft. Die specifische Wärme der atmosphärischen Luft ist 0,2669 von der des Wassers, um daher dieses Luftquantum von 15°

auf 225° zu erwärmen, gebraucht man theoretisch $340{,}85 \times 0{,}2669 \times 210° = 19104$ Wärmeeinheiten. Nimmt man im concreten Falle eine Dampfmaschine ohne Expansion, welche mit $2\frac{1}{2}$ Atmosphären Überdruck arbeitet, so ist die Temperatur des Dampfes 140° C. Jedes Pfund Wasser von 15° verbraucht also eine Wärmemenge von $550 + 125 = 675$ Wärmeeinheiten, um zu Dampf von drei Atmosphären im Kessel verwandelt zu werden. Der Wasserverbrauch für eine Pferdekraft Nutzeffect ist nach Pambour bei $2\frac{1}{2}$ Atmosphären Überdruck $S = \frac{1{,}179 \times 30600}{542 \times 5292} = \frac{96{,}9}{7588}$ Kubikfuß per Minute $= \frac{290{,}7}{22764} \times 60 \times 66 = 50{,}57$ Pfd. per Stunde. Um in Dampf von $2\frac{1}{2}$ Atmosphären Überdruck verwandelt zu werden, werden dieselben $50{,}57 \times 675 = 34135$ Wärmeeinheiten erfordern. Angenommen, daß die oben berechneten 2,28 Pferdekräfte theoretischen Effect durch Reibungs- und sonstige Verluste nur = 1 Pferdekraft Nutzeffect sind, so ist das Verhältniß des Aufwandes an Brennmaterial 19104 : 34135 oder der Verbrauch an Heizmaterial für die Calorische Maschine beträgt nur 55,96 Proc. von dem der Dampfmaschine. So erheblich eine derartige Ersparung, welche in der Praxis noch bedeutend günstiger sein soll, zur weitern Verbreitung der Luftmaschinen beitragen muß, so wird es noch eine fernere Aufgabe des mechanischen Constructeurs sein, die Idee des Regenerators dessenungeachtet zur praktischen Reife zu bringen und dahin zu streben, den Heizapparat der jetzigen Calorischen Maschine, welcher als der noch unvollkommenste Theil derselben angesehen werden dürfte, angemessen zu verbessern.

Vorzüge der Calorischen Maschine gegenüber der Dampfmaschine.

Die Calorische Maschine würde nicht so großes Aufsehen erregt, sich nicht so fabelhaft rasch verbreitet haben, wie dies in der That der Fall ist, wenn derselben nicht verschiedene Vorzüge gegenüber der Dampfmaschine innewohnten, die in bestimmten Fällen ihre Bevorzugung rechtfertigen. Es soll in Nachstehendem versucht werden, die besondern Momente unbefangen hervorzuheben, welche bisjetzt entschieden zu Gunsten der Calorischen Maschine sprechen.

1) Es ist kein Zweifel mehr, daß die Calorische Maschine eine sehr bedeutende Ersparniß an Brennmaterial involvirt. Während bei der Anwendung des Wasserdampfes es zuerst erforderlich ist, das tropfbar flüssige Wasser in elastisch flüssigen Dampf zu verwandeln und diesem, nunmehr luftförmigen Körper durch erneute Wärmezufuhr größere Spannung zu verleihen, wie diejenige der atmosphärischen Luft, wird bei der directen Anwendung der erhitzten Luft ein Theil dieses Processes gänzlich aufgehoben, und zwar gerade derjenige, welcher die höchsten Temperaturgrade erfordert. Die Wärme, welche zur Umgestaltung des Wassers in Dampf nothwendig ist, wird bei der Calorischen Maschine rein erspart, mithin auch ein beträchtlicher Theil an Brennstoffen. Es erhöht sich diese Ersparniß dadurch, daß man es bei ihr in der Gewalt hat, einen Theil der in der verbrauchten Luft noch enthaltenen Wärme aus dieser wieder ziemlich vollständig zu gewinnen und zur Erhitzung neuer Luftmengen abermals zu verwenden. Nach übereinstimmenden, mit den Schlüssen der Theorie correspondirenden Erfahrungen aus der Praxis, bedarf die Calorische Maschine blos ein Drittheil des Brennmaterials einer Dampfmaschine von gleicher Stärke. Wollte man aber auch blos die Hälfte Ersparniß annehmen, so wäre dies schon ein höchst bedeutender Factor zu Gunsten der primitiven Kraft, bei welcher zumal auch nicht so leicht ein Verlust an Nutzeffect stattfinden kann wie bei der secundären. Eine kleine Calorische Maschine consumirt nicht mehr Feuerungsmaterial wie der Ofen zur Heizung der Räumlichkeiten, die sie nebenbei mit erwärmt. Von nicht geringem Vortheil ist es auch, daß sie ungemein rasch angefeuert werden kann, indem gewöhnlich binnen einer halben Stunde schon die Wirkung der Expansion in volle Kraft tritt.

2) Jede Gefahr einer Explosion ist bei der Calorischen Maschine vollständig vermieden, da kein Kessel nothwendig und vorhanden ist. Dies ist ein ganz besonderer Vorzug. Bei den Dampfmaschinen entsteht bekanntlich durch allzu große Spannung der Dämpfe sehr leicht Unglück; sorglose Heizer oder Maschinenwärter, welche die Sicherheitsventile nicht in Ordnung halten, oder dieselben zur Erhöhung der Spannung unverständigerweise noch beschweren, was gar nicht so selten vorkommt, wie man wol glaubt, vermögen in dieser Weise das allergrößte Verderben heraufzubeschwören, oft nicht blos für den einzelnen, sondern für viele, seine Gehilfen, Arbeiter, Nachbarn. Wer daher im Besitz einer thätigen Dampfmaschine ist, der wandelt, sozusagen, fortwährend über einem Vulkan, welcher in jedem Augenblick ihn verschlingen kann. Denn häufig finden sogar Kesselexplosionen statt in völlig unerklärbarer Weise, ohne

auffindbaren Grund, ohne daß irgendeine Vorsichtsmaßregel vernachlässigt worden wäre. Dieselben bringen um so größere Verluste, als sie bekanntlich nur von wenigen Gesellschaften versichert werden, sodaß in vielen Fällen das Geschäft nicht blos stockt, sondern durch sie geradezu ruinirt wird. Da die Calorische Maschine kein Wasser bedarf, so ist auch weder eine Pumpe, noch ein Brunnen oder sonstiger Wasserbehälter nöthig; abgesehen von der großen Ersparniß, welche hierdurch erzielt wird, ist dadurch auch die Aufstellung eines Heißluftapparats in jeder beliebigen Örtlichkeit ermöglicht. Es ist bekannt, daß die Speisung der Dampfkessel von jeher einer der größten Übelstände in dem sinnreichen Mechanismus der Dampfmaschinen war, weil deren Einfluß auf Herabstimmung der Dämpfespannung niemals ganz zu beseitigen war; selbst die Vorwärmer und die neuern sinnreichen Injectionsapparate vermögen nicht diesem Übelstand gänzlich zu steuern, wie aus der Natur der Sache von selbst hervorgeht. Die Calorische Maschine, vorausgesetzt, daß sie sonst zweckentsprechend gebaut und richtig construirt ist, muß daher stets gleichmäßiger, continuirlicher arbeiten als die Dampfmaschine, weil ein Herabsinken der Kraft bei ihr nur durch Versäumniß der Heizung möglich werden könnte. Ihre Unabhängigkeit vom Wasser wird daher die Calorische Maschine zweifelsohne zu der geeignetsten Locomobile machen, die man sich nur denken kann. Die Anwendung transportabler Dampfmaschinen scheitert bekanntlich nur zu häufig an dem Wassermangel, an den Kosten des Wassertransports u. s. w.; nicht minder weiß, wer damit gearbeitet hat, wie unzuverlässig gewöhnlich die Pumpe derselben arbeitet, wie leicht sie sich verstopft und der Betrieb dadurch ins Stocken geräth. Durch die Kosten des Wassertransports wird in gewissen Lokalitäten der Nutzen der transportabeln Dampfmaschinen oft geradezu aufgehoben. Dieser Punkt ist einer der wichtigsten und bedeutendsten in Hinsicht auf die fernere Verbreitung des neuen Motors.

3) Die Wartung der Calorischen Maschine, ihre Unterhaltung und Pflege ist durchaus einfach, leicht und mühelos. Es gehört dazu kein angelernter Heizer, sondern jeder halbwegs intelligente Arbeiter kann im Verlauf einer Stunde hinlänglich mit der Behandlung bekannt gemacht werden und wird nach Verlauf eines Tags so vertraut damit sein, als habe er sein Leben lang nichts anderes geübt. Schon vom Zusehen läßt sich die Kunst erlernen. Viele Arbeit erfordert die Wartung der Maschine durchaus nicht; der Heizer kann daher nebenbei noch recht gut eine leichte Nebenbeschäftigung übernehmen, da ihm das Putzen, Ölen, Schmieren der Maschine und die Feuerung hinlänglich Zeit dazu gewährt. Es mag hier auch nicht unerwähnt bleiben, daß die Calorische Maschine einen dem Auge nicht unerfreulichen Anblick darbietet; sie kann recht elegant und sauber hergestellt werden.

4) Ein nicht unbedeutender Vorzug ist die äußerst compendiöse, zusammengedrängte Form der Calorischen Maschine, vermöge welcher sie weit weniger Raum einnimmt wie eine feststehende oder transportable Dampfmaschine. Diese Raumersparniß ist besonders wichtig im Innern großer Städte oder bei schon vorhandenen, beengten Lokalen. Sie arbeitet ohne weiter fortgepflanzte, starke Erschütterung und schadet den Gebäuden, in welchen sie aufgestellt ist, scheinbar nicht, soweit wenigstens darüber jetzt Erfahrungen vorliegen. Bei stattgefundenen Versuchen waren die Stöße einer im Souterrain aufgestellten Calorischen Maschine nur in der horizontalen Fortpflanzung, durch das Medium des Bodens, auf weiterhin merkbar, wo hingegen man in den Etagen darüber, also in senkrechter Richtung, zwar die Kolbenstöße dumpf vernehmen konnte, hingegen aber durchaus keine Erschütterung verspürte, wie sich an den ausgesetzten, flachschaligen Wassergefäßen ergab. Es handelte sich dabei um den Einspruch des Hauseigenthümers gegen die Aufstellung der Maschine und es wurde dieser von den Sachverständigen für unbegründet erklärt.

5) Die Calorische Maschine ist leicht transportabel und überall aufstellbar. Schon ihr compacter Bau und ihre Unabhängigkeit vom Wasser spricht hierfür; obschon an und für sich von beträchtlichem Gewicht, ist sie doch mit Hülfe von Hebezeugen leicht von der Stelle zu bewegen. Wenn es auch bisjetzt noch nicht versucht worden zu sein scheint, so darf doch angenommen werden, daß das Versehen der Calorischen Maschine mit Rädern und Zugvorrichtungen noch weniger Schwierigkeiten haben werde wie bei der Dampfmaschine. Es darf daher, wie schon angedeutet, mit Sicherheit darauf gerechnet werden, daß inskünftige zu Verrichtungen im freien Felde, bei schwierigem Wassertransport, oder wo gesetzliche Bestimmungen die Dampfmaschine nicht zulassen, Calorimobilen thätig sein werden. Zu ganz besonderm Segen gereichen werden dieselben jenen ungeheuern Landstrichen im Südosten von Europa, im Innern der Continente von Australien und Südamerika, welchen bei allen Bedingungen einer reichen Production der Körner-

früchte es doch an den drei wichtigsten Factoren zu deren nutzbarer Ernte mangelt, an Menschenkräften, an Brennmaterial und an Wasser. Die Locomobilen, die in den südrussischen Steppenländern einen fabelhaft raschen Eingang gefunden haben, entsprechen den davon gehegten Erwartungen nicht, weil sie zu viel Brennstoff consumiren und der Wassertransport nach dem geeigneten Dreschplatz eine ungeheuere Ausgabe häufig verlangt. Bei den Calorimobilen werden diese Übelstände zum größten Theile wegfallen.

6) Die verbrauchte heiße Luft läßt sich vortheilhaft verwenden zur Heizung von Wohnungs- und Fabrikräumlichkeiten, von Trockenräumen u. s. w. Dies involvirt eine große Ersparniß. In den meisten Fällen genügt das früher zur Heizung der Räumlichkeiten verwendete Brennmaterial zur Feuerung der Maschine mit sammt jenem Nebenzweck. Wo das Geräusch nicht stört, ließe sie sich daher zugleich als Zimmerofen benutzen und betrachten. Zwar läßt sich mit dem abgehenden Dampf der Dampfmaschinen ebenfalls die Heizung von Lokalitäten einrichten, allein nur mit Schwierigkeiten, veranlaßt durch die Condensation und die darauf berechneten Leitungen, Ablaßvorrichtungen u. s. w. Alle diese sind wieder an und für sich kostbar und häufig nicht einmal gut anzubringen, während die von der Calorischen Maschine kommende heiße Luft ungehindert überall hingeleitet und verbreitet werden kann.

7) Die Dampfmaschine erfordert bekanntlich theils des Zugs wegen, theils aus Gründen der Wohlfahrtspolizei einen besonders hohen Schornstein; dieser kostet aber oft Tausende und ist einer der Haupttitel in dem Budget der Anlagekosten. Bei der Calorischen Maschine ist dergleichen durchaus nicht nothwendig; eine jede gewöhnliche russische Esse genügt zur Abfuhr des geringen Rauchs, der bei ihrer Heizung erzeugt wird. Sie kann daher überall stehen, wo ein Ofen stehen kann. Fügt man dazu noch, daß bei ihr auch das Kesselhaus wegfällt, die Einmauerung des Kessels u. s. w., so wird man zu der Überzeugung gelangen müssen, daß schon hierdurch allein eine höchst wichtige Ersparniß an vollkommen unproductivem Kapital bewerkstelligt wird.

8) Die Unterhaltung einer Calorischen Maschine ist ebenso leicht als wohlfeil. Eine Abnutzung kann zwar nicht in Abrede gestellt werden, es scheint vielmehr Thatsache, daß dieselbe ziemlich groß ist, dagegen sind die Reparaturen nicht kostspielig und leicht auszuführen. Wie sich die öftere Wiederkehr der Abnutzung bestimmter Theile zu derjenigen an den Dampfmaschinen verhält, darüber wird erst die Zeit vollkommen befriedigend Aufschluß ertheilen können. Wichtig ist dagegen der Vorzug, daß die Calorischen Maschinen einen ununterbrochenen Betrieb gestatten, solange sie nicht reperaturbedürftig sind, während die Dampfmaschinen bekanntlich von Zeit zu Zeit immer einen Stillstand verlangen zum Behufe der Kesselreinigung. Da die Calorische Maschine schon in einigen Stunden hinlänglich erkaltet, so läßt sich eine Untersuchung derselben viel rascher und weniger umständlich vornehmen wie bei der Dampfmaschine; recht gut lassen sich dazu die Tage verwenden, an welchen nicht gearbeitet wird.

9) Die Leistung der Calorischen Maschine ist sicher und gleichmäßig und zwar mehr wie diejenige der Dampfmaschine, wie sich dies schon aus der vermiedenen Speisepumpe erklärt. Innerhalb bedingter Grenzen ist sie vollständig befriedigend. Sie läßt sich nach Bedürfniß zwischen einem bestimmten Maximum und Minimum des Drucks reguliren. Zu viel darf man von ihr nicht verlangen, zu wenig wird sie nach Maßgabe des Verbrauchs bei richtiger Construction nicht leisten.

10) Sie ist vollkommen feuerungefährlich oder doch nicht mehr gefährlich wie ein jeder Zimmerofen. Dies ist ebenfalls ein höchst beachtenswerther Vortheil, der es gestattet, in jedem Hause inmitten dicht bevölkerter Städte, in der Nähe von feuerfangenden Materialien einen kräftigen Motor zu verwenden. Die Feuerpolizeiordnung einzelner deutscher Staaten verlangt für die Aufstellung einer Dampfmaschine, je nach der Essenhöhe, 50—100 Ellen Entfernung von jedem bewohnten Gebäude. Es ergibt sich hieraus schon die Schwierigkeit der Verwendung des Dampfes in besondern Örtlichkeiten. Dazu kommt, daß die Aufstellung einer Dampfmaschine gewöhnlich eine Prämienerhöhung von seiten der Versicherungsgesellschaften veranlaßt, die sich am höchsten steigert bei der Benutzung der allerdings ziemlich unschuldigen Locomobilen; ist man doch sogar so weit gegangen, während der Zeit der Arbeit der letztern die Gültigkeit der Versicherung gänzlich zu suspendiren. Alle diese großen Übelstände und Hindernisse einer freien Entwickelung der Industrie fallen bei Anwendung der Calorischen Maschine gänzlich weg.

11) Daher bedarf es auch zu ihrer Aufstellung, dem Gesetz nach, weder einer obrigkeitlichen Concession noch einer spätern polizeilichen Überwachung. Von Kesselprüfung, Revision, von Umfrage bei den Adjacenten u. s. w. ist bei der Calorischen Maschine nicht die Rede; wer sie auf-

stellen will, kann dies auf seinem Eigenthum ohne weiteres thun und niemand hat ihm dareinzureden. Mag die Überwachung der Dampfmaschinen, das System der Kesselprüfungen u. s. w. auch in der wohlwollendsten Absicht begründet sein, so läßt sich doch nicht leugnen, daß sie dem Besitzer, dem Industriellen stets als ein bureaukratischer Zwang erscheinen wird, um so unangenehmer und lästiger, als derselbe erfahrungsgemäß gar nichts nützt, und in den Heimatländern der Dampfmaschinen, Großbritannien und Nordamerika, niemals üblich gewesen ist.

12) Die Calorische Maschine entspricht aus allem dem Vorheraufgezählten dem Bedürfniß des kleinern Industriellen weit besser wie die Dampfmaschine. Überall da, wo keine größere bewegende Kraft als von ein halb bis sechs Pferden zum Betrieb eines Etablissements verlangt wird, scheint allen bisherigen Erfahrungen nach die Calorische Maschine der zweckentsprechendste Beweger; sie kann recht eigentlich der Motor der Kunst und des Handwerks genannt werden, und gewährt diesen den ungeheuern Vortheil, daß sie sich vermittelst ihrer zur wirklichen Industrie emporzuschwingen vermögen. Dies ist einer der bedeutendsten Gesichtspunkte zur Beurtheilung des Werths der Calorischen Maschine und ihres Einflusses auf die Gesammtthätigkeit der Menschheit. Schon lange hat das Handwerk darüber geklagt, mit der Fabrikindustrie nicht mehr concurriren zu können, aber in betrübender Verkennung der Zeit hat es vielfach geglaubt, durch strengste Exclusivität und Zunftzwang die Freiheit des Umschwungs hemmen zu können. Aber ein viel sicherer und natürlicher Weg liegt ihm vorgezeichnet in dem Gange der industriellen Entwickelung. Wo es ihn eingeschlagen hat, wie z. B. in der Genossenschaft der Schwabenmühle zu Nürnberg, da hat es prosperirt und alsbald die alte Kraft wiederum erlangt. Durch den neuen Motor der Calorischen Maschine ist es jetzt jedem einzelnen Unbemittelten möglich, sich den großen Vortheil der Ersparniß menschlicher Arbeit zur rein mechanischen Verrichtung in ausgiebigem Maße je nach Bedarf zu verschaffen, und zwar mit minderm täglichen Aufwand verhältnißmäßig, wie dies der Fabrikant mit seiner zehnmal stärkern Dampfmaschine im Stande ist. Daher scheint uns die Calorische Maschine berufen zu sein, ein bisher vermißtes hochwichtiges Glied in der Kette der menschlichen Industrie zu bilden, das Glied, das von nun an den schroffen Abstand zwischen Gewerbe und Fabrik auf ewig schließt.

Mängel der Calorischen Maschine.

Wenn wir in dem vorhergehenden Abschnitt versucht haben, der Calorischen Maschine, gegenüber der Dampfmaschine, einen anscheinend hervorragend günstigen Standpunkt zu gewinnen, so ist unser Urtheil doch hinreichend objectiv, um diesen Vorrang nur innerhalb ganz bestimmt gezogener Grenzen zu statuiren. Die Calorische Maschine ist noch bei weitem kein vollkommener Mechanismus. Schon aus ihrer früher mitgetheilten Geschichte geht hervor, daß sie erst ganz in der Neuzeit eine neue Phase der Entwickelung angetreten hat, und kein Mann von Fach wird leugnen dürfen, daß auch diese nur eine solche des Übergangs ist. Allein die bisjetzt erhaltenen positiven Resultate nöthigen zur Anerkennung der Erfindung, keineswegs aber zu der unbedingten und schrankenlosen. Sowie die Calorische Maschine jetzt ist, hat sie noch mit vielen, sehr schweren Nachtheilen zu kämpfen, welche vor der Hand nicht daran denken lassen, daß sie die Dampfmaschinen überflüssig machen, ganz aus dem Felde schlagen werde. Dies war allerdings die Ambition der ersten Erfindung, dieselbe hat sich aber in der Praxis als eine voreilige erwiesen. Heutzutage handelt es sich nur um die Concurrenz der Calorischen Maschine mit einer gewissen Klasse der Dampfmaschinen, und diese besteht sie siegreich, wie wir in dem Vorhergehenden hinlänglich nachgewiesen zu haben glauben. Es ist nämlich bisjetzt noch nicht gelungen, Calorische Maschinen nach dem neuen Princip zu bauen, welche eine größere Kraft besessen hätten wie sechs Pferdekraft. Der Versuch ist zwar in Amerika vielfach und mit großer Ausdauer gemacht worden, aber er scheiterte immer daran, daß bei Cylindern von mehr als 32 Zoll Durchmesser ein dichter Kolbengang nicht mehr zu ermöglichen gewesen ist. Von dem letztern hängt aber die dauernde Wirksamkeit des Apparats unbedingt ab. Wenn daher die Calorischen Maschinen in den beschränkten Grenzen ihrer Krafentwickelung eine mindere Brennstoffmasse consumiren wie die Dampfmaschinen, so compensirt sich dieses auch wieder durch die Beschränkung ihrer Kraft, die sie für jeden größern Betrieb ungeeignet erscheinen lassen. Trotz aller sinnreichen Vorrichtungen der Construction ist es bisjetzt nicht gelungen, ein Mittel ausfindig zu machen, welches das Metall vor der directen Einwirkung der Hitze hinreichend schützt. Indem man den Kern des Kolbens aus schlechten Wärmeleitern, Holz oder Kohle, construirt und ihm eine verhältnißmäßig dünne Hülse von Metall gibt, vermeidet man allerdings eine gewisse Zeit hindurch die gesteigerte Erhitzung des letztern, allein zweifellos wird bei länger fortgesetztem Be-

trieb endlich auch der Kern des Kolbens leiden müssen, seine Spannkraft einbüßen, sodaß die Hülse nachgibt und die Dichtigkeit des Gangs verloren geht. Begreiflicherweise muß sich diese Wirkung der Hitze auf den Kolben steigern mit der Zunahme von dessen Durchmesser. Man wählt daher in deutschen Maschinenbauanstalten schon bei einer Stärke von vier Pferdekraft und 24 Zoll Cylinderdurchmesser doppelte Cylinder statt eines einfachen größern, eine Construction, die sich bisher bewährt hat. Aber die directe Einwirkung der heißen Luft erstreckt sich nicht blos auf den Kolben, sondern auch auf die Metallplatten des Cylinders, ja auf das ganze Gerüste der Maschine. Zwar wird sich dieselbe hier langsamer geltend machen, dahingegen um so sicherer, und bis es gelungen sein wird, ein Präservativ dagegen zu entdecken, wird immer der Zweifel einer andauernden Thätigkeit der Maschine ein gerechtfertigter bleiben. Ein competentes Urtheil mit Bezug auf angekündigte Calorische Maschinen von zehn Pferdekraft erlauben wir uns aus der soeben uns zugehenden Novembernummer der trefflichen „Sächsischen Industriezeitung" zur Beglaubigung einzuschalten: „So sehr wir überzeugt sind, daß die Calorische Maschine für kleine Krafterfordernisse vollkommen ausreichend und praktisch mit großem Nutzen anwendbar ist, so glauben wir doch unsere Ansicht dahin aussprechen zu müssen, daß der Bau solcher Maschinen von mehr als sechs Pferdekraft auf Schwierigkeiten stoßen dürfte, die ihrer Anwendung große Hindernisse entgegenstellen werden, insofern es nicht gelingt, diese durch sinnreiche Abänderungen in der Construction zu beseitigen. Diese Schwierigkeiten werden sich theils in der mit den Kraftansprüchen steigenden Größe der Cylinder und Kolben, theils in der Größe und Schwerfälligkeit des anzuwendenden Schwungrades, als einem zur Triebkraft der Maschine wesentlich beitragenden Factor zeigen. Wenn nämlich bei einer einpferdigen Calorischen Maschine der Durchmesser des Cylinders 18—19 Zoll beträgt, werden zu einer zehnpferdigen Maschine wol zwei Cylinder von etwa 40 Zoll Durchmesser und von entsprechender Länge nöthig sein. In dieser Progression wächst aber die Größe der Heizfläche des hintern, die zu erwärmende Luft einschließenden Theils des Cylinders nicht, da sich dieselbe zum Inhalt des Cylinders bekanntlich verhält wie $d \cdot \pi \cdot l : r^2 \cdot \pi \cdot l$. Die Anwendung solch großer Cylinder aber würde schon an und für sich ein Übelstand sein, zu welchem noch der des Mangels an Heizfläche tritt. Eine zweite Schwierigkeit würde, wie schon angedeutet, in der entsprechenden Größe und Schwere des Schwungrades liegen. Dasselbe wird nicht allein einen größern Durchmesser erhalten müssen, sondern das Gewicht des Schwerpunkts wird, analog der zu überwindenden Friction und der beanspruchten Kraftäußerung bedeutend vermehrt werden müssen; beides Umstände, die der leichtern Handhabung, der compendiösen Construction und überhaupt den übrigen Vortheilen, welche Calorische Maschinen von geringer Pferdekraft bieten, Eintrag thun müssen. Ehe wir jedoch hierüber ein definitives Urtheil abzugeben im Stande sind, werden wir den Erfolg der muthmaßlich in noch vollkommenerer Construction auszuführenden Maschinen von sechs und mehr Pferdekraft abwarten müssen."

Sodann ist in Betracht zu ziehen, daß der Bedarf an Brennmaterial für eine Dampfmaschine keineswegs in arithmetischer Progression steigt mit der Zunahme von deren Kraftentwickelung, wie Laien so häufig anzunehmen geneigt sind; eine Dampfmaschine von 40 Pferdekraft braucht keineswegs zehnmal mehr Brennstoff wie eine von vier Pferdekraft, gleiche Feuerungsanlagen vorausgesetzt; es würde sich demnach bei zunehmender Kraft das Verhältniß der Dampfmaschinen zu den Calorischen Maschinen hinsichtlich des Brennmaterialverbrauchs unbedingt günstiger gestalten. Die neuern Vervollkommnungen in der Anlage der Feuerungen, in der Führung der Züge, in den Mitteln zur Rauchverbrennung haben auch bei den Dampfmaschinen die Consumtion der Brennstoffe bedeutend ermäßigt, und wir gehen in dieser Hinsicht ohne Zweifel noch viel bedeutendern Verbesserungen entgegen.

Die Heizapparate der Calorischen Maschinen in ihrer jetzigen Gestalt sind schon oben „unvollkommen" genannt worden. In der That kann man es nur aus dem effectiven geringen Brennstoffbedarf an und für sich begreiflich finden, daß man bisher noch nicht daran gedacht hat, hier eine erste Änderung zu versuchen. Der ganze Heizapparat ist nichts wie ein Ofen mit Rost, von der allereinfachsten Construction; es würde keine Schwierigkeit haben, denselben bedeutend zu verbessern und die abgängige heiße Luft wieder zur Unterhaltung der Feuerung zu verwenden, wodurch ohne Zweifel der Brennstoffverbrauch noch mehr verringert werden würde. Zu der letztern verwendet man gewöhnlich Coaks; es ist kein Grund vorhanden, weshalb nicht die Feuerung auch für jedes andere Material einzurichten wäre.

Ein wenn nicht schädlicher, doch jedenfalls lästiger Übelstand ist das unleidliche Geräusch, welches die Calorische Maschine durch das Spiel der Kolben und der Ventile, der Hebelwerke mit

Schlag u. s. w. veranlaßt, wodurch sie für einzelne Industrien, z. B. Buchdruckereien, bei nicht geschickter Placirung, sehr unbequem werden kann. Zwar ist es einzelnen deutschen Constructeuren, insbesondere der Wilhelmshütte bei Sprottau, gelungen, das ewige Geklapper durch zweckmäßigere Anordnung der Theile und geschickte Verwendung verschiedenartigen Metalls bedeutend zu verringern; indessen den ruhigen Gang einer Dampfmaschine auch bei der Calorischen Maschine hervorzubringen ist doch noch nicht gelungen und wird auch schwerlich jemals gelingen, wenn nicht die ganze Construction eine Umänderung erleidet. Es ist indessen dieser Übelstand doch von geringerm Betrag, zumal man sich mit der Zeit daran wird gewöhnen müssen. Ein anderer kleiner Nachtheil der Calorischen Maschine gegenüber der Dampfmaschine ist, daß sie im Verhältniß bedeutend mehr Schmiere, Talg u. s. w. erfordert wie die letztere. Die Schmierung ist zwar leicht zu bewerkstelligen, darf aber begreiflicherweise um so weniger vernachlässigt werden, je rascher sie von der entwickelten Hitze aufgezehrt wird. Noch weniger Gewicht wollen wir auf die große Hitze legen, die sich in dem Arbeitslokal entwickelt, wenn nicht für rasche Ableitung derselben gesorgt wird; wo dies nicht der Fall ist, befindet sich der Feuermann allerdings in einem fortwährenden Dampfbade und zwar vorzugsweise mit dem obern Körpertheil, wenn er sich nicht der Länge nach auf den Boden streckt. Zur Aufstellung erfordert die Maschine verhältnißmäßig stärkere Fundamente, wie eine Dampfmaschine.

Schließlich möge noch aus der Praxis heraus davor gewarnt werden, die heiße Luft unvorsichtig weiter zu leiten. In einem uns bekannten Fall wurde unter Assistenz der Monteure der Fabrik versucht, dieselbe mittels eines Rohrs in den Ofen einer höhern Etage strömen zu lassen, und auf diese Weise ein Zimmer zu heizen; allein kaum war die Leitung beendigt, als der Ofen, dessen Circulation jedenfalls zu eng war, mit einem furchtbaren Getöse auseinander fuhr und mit seinen Trümmern den ganzen Raum überschüttete; man zog es in diesem besondern Falle vor, die heiße Luft unbenutzt entweichen zu lassen, anstatt ein nochmaliges, derartiges Experiment zu wagen. Es versteht sich von selbst, daß die Ausführung der Calorischen Maschinen einen besondern Grad von Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit der Arbeit sowie ganz untadelhaftes Material verlangt und zwar in noch bedeutenderm Maße wie die Dampfmaschine.

Es ist erfreulich, daß die meisten Constructeure der Calorischen Maschine Veränderungen, resp. Verbesserungen, an derselben anzubringen streben. Beachtung verdient darunter bisjetzt die Vereinfachung derselben durch Laubereau in Paris. Es findet bei seiner Construction nicht infolge jedes Kolbenhubs eine erneute Zuströmung atmosphärischer Luft statt wie bei der ursprünglichen Ericson'schen Maschine, vielmehr kommt nur eine, in einem geschlossenen Behälter vorhandene Luftmasse derart zur Verwendung, daß solche beim Niedergehen des Kolbens in einen erhitzten Raum getrieben, nach ihrer Ausdehnung und Wirkung daselbst durch eine Condensationsvorrichtung wieder abgekühlt wird und so immer wieder von neuem verwendet werden kann. Es erinnert diese Einrichtung an die früher angewandten Regeneratoren.

Verbreitung und Leistungen der Calorischen Maschine in Deutschland.

Wie schon erwähnt, wurden die ersten Calorischen Maschinen in Deutschland gebaut in der Maschinenfabrik in Buckau bei Magdeburg; ihr folgte zunächst die Wilhelmshütte bei Sprottau in Schlesien, welche verschiedene wesentliche Verbesserungen daran angebracht hat, sodann Kuhn in Berg bei Stuttgart, Seidler in Dresden, Rudolf und Beck in Chemnitz, Röhrig und König in Sudenburg, Cramer-Klett in Nürnberg, Jahr in Gera u. s. w. Gegenwärtig ist schon eine große Anzahl von deutschen Maschinenfabriken mit deren Anfertigung beschäftigt, und die Nachfrage danach steigert sich täglich. Die erste in Deutschland erbaute Calorische Maschine befindet sich, wie schon erwähnt, in der Hofbuchdruckerei von A. Hänel in Magdeburg. Dieselbe setzt eine Congrevemaschine und eine Presse, zu deren Bewegung früher für jede Maschine zwei Dreher erforderlich waren, in Thätigkeit und liefert von der Congrevemaschine 20 Abdrücke in der Minute, ein Resultat, welches früher selbst bei der größten körperlichen Anstrengung der Dreher nicht zu erzielen war. Die Maschine hat nur eine Pferdekraft, der tägliche Kohlenverbrauch bei elfstündiger Arbeitszeit beträgt 50 Pfd. leichte Gascoaks und die ausströmende heiße Luft wird zur Erwärmung vieler Räume benutzt; einfache Blechröhren führen dieselbe durch die Arbeitszimmer. Die von Kuhn in Berg bei dem Volksfest zu Cannstadt ausgestellte Calorische Maschine betrieb einen großen Malzreinigungsapparat zur Zufriedenheit. Die erste von der Wilhelmshütte gelieferte Calorische Maschine betreibt die Seidenwaarenfabrik von C. W. Oehme in Berlin und hat zu zahlreichen Nachbestellungen Anlaß gegeben. Die erste in Leipzig aufgestellte Calorische Maschine befindet sich in der Wiede'schen Buchdruckerei; sie hat nominell

vier Pferdekraft und arbeitet mit doppelten Cylindern von 24 Zoll Durchmesser. Sie betreibt bei 180° R. sechs Schnellpressen von König und Bauer, darunter vier doppelte, sehr bequem, kann aber gut und ohne Gefahr bis auf 250° R. gespannt werden, also noch bedeutend mehr leisten. Das Maximum des Brennmaterialverbrauchs betrug bisher in 13 Stunden vier sächsische = 8 berliner Scheffel Gascoaks, das Minimum in zehnstündiger Arbeit blos 2 sächsische = 4 berliner Scheffel. Rechnet man zum Betrieb einer Schnellpresse drei Raddreher, die Anschaffungskosten mit der Einrichtung auf 3000 Thlr., einen Mann zur Bedienung, so ergibt sich folgendes ungefähre Resultat auf 300 Betriebstage.

Lohn für Handarbeit Minimum à 10 Sgr.		1800 Thlr.
10 Proc. Abnutzung und Amortisation	300 Thlr.	
1200 Scheffel Gascoaks à 10 Sgr.	400 „	
dem Heizer	150 „	
Schmiere, Talg u. s. w.	50 „	
Zinsen des Kapitals à 5 Proc. . . .	150	1050 „
	Nettogewinn	750 Thlr.

Selbst wenn man die Abnutzung höher veranschlagen will wie zu 10 Proc., so wird immer noch ein erklecklicher Reinertrag bleiben, zumal mindestens in Leipzig ein kräftiger Raddreher unter 15 Sgr. per Tag schwerlich zu haben sein wird. Außerdem haben wir den Nutzen der nachmaligen Verwendung der heißen Luft ganz außer Rechnung gelassen. Möchte aber auch der Nettogewinn sich um die Hälfte, sogar um zwei Drittheile verringern, so darf doch ein anderer Gewinn vom volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus nicht außer Acht gelassen werden. Es ist dies derjenige, welchen schon das Urtheil der Nordamerikaner besonders hervorgehoben hat, die Befreiung des Menschen von der Sklavenarbeit, von rein mechanischen Verrichtungen, bei welchen er von seinen Fähigkeiten auch weiter gar nichts zur Geltung zu bringen vermag wie die rein thierische Kraft. Es ist Aufgabe unserer Zeit, die Menschheit soviel wie möglich von einem solchen Joch zu entlasten, und die Calorische Maschine ist ganz gewiß eins der vorzüglichsten Mittel zu diesem Zweck. Zur Vervollständigung der über die in Deutschland gebauten und in Thätigkeit befindlichen Calorischen Maschinen bisher veröffentlichten Urtheile theilen wir dasjenige noch mit, welches eine Sachverständigencommission über eine solche von einer Pferdekraft aus der Fabrik von Rudolf und Beck in Chemnitz mitgetheilt hat: „Der Gang der Maschine war im ganzen ein leichter und würde geräuschlos zu nennen sein, wenn nicht oberhalb des Cylinders angebrachte Federhebel beim Abschlagen von dem an der Schwungradwelle befindlichen Excenter sowie der Rückschlag des Arbeitskolbens einen schlagartigen Lärm verursachten, welcher dem Aufschlagen eines Hammers auf Eisen gleicht. Die erzeugte geringe Menge Rauch kann in jedem Schornstein, die benutzte heiße Luft nach Belieben in irgendeinen Raum oder ein Zimmer geleitet werden, ohne daß das eine oder das andere eine Belästigung verursacht. Die erhitzte Luft hatte bei ihrem Entweichen 206° C." Die beobachtete Maschine trieb zur Zeit zwei Holzdrehbänke, auf deren einer ein größeres Stück Holz von circa 9—10 Zoll abgedreht wurde, während die andere leer ging, ferner eine Shapingmaschine und einen Schleifstein, der jedoch nur zeitweilig benutzt wurde. Hierbei ist zu bemerken, daß die Welle des treibenden Zeugs $2\frac{1}{2}$ Zoll stark, 56 Ellen lang und noch ganz neu, daher nicht abgelaufen war und einen ziemlich schweren Gang hatte. Die Maschine machte bei dieser Thätigkeit in der Minute 50—52 Umgänge, die sich jedoch bis auf 36 verminderten, solange an den angehängten Arbeitsmaschinen angestrengt gearbeitet wurde. Es geht aus dieser Wahrnehmung jedenfalls so viel hervor, daß die Kraftäußerung der einpferdigen Maschine eine vollkommen genügende und ihrer Größe entsprechende ist. Da sich Stimmen erhoben hatten, welche den Calorischen Maschinen den nominellen Nutzeffect nicht zugestehen wollten, so wurden von Professor Böttcher an der Gewerbschule in Chemnitz genaue Bremsversuche zur Prüfung einer einpferdigen Calorischen Maschine aus dem letztgedachten Etablissement angestellt. Nach dem darüber aufgenommenen Protokoll ergaben sich folgende durchaus günstige Resultate: bei einer Temperatur der abgehenden heißen Luft von 230° C. entsprachen die Leistungen der Maschine = 1,02 Pferdekraft, bei 238° C. jedoch = 1,09, also beinahe 1,1 Pferdekraft, wobei die Maschine 45—50 Umdrehungen in der Minute machte. Es kann daher kein Zweifel mehr darüber obwalten, daß der Nutzeffect der Calorischen Maschine nichts zu wünschen übrig läßt.

Betrachten wir die Künste, Industrien und Gewerbe, zu deren Unterstützung die Calorische Maschine vorzugsweise berufen erscheint, so stehen in erster Reihe wol die Buchdruckereien,

Kupferdruckereien, lithographischen Anstalten u. s. w., welche bekanntlich keiner großen Kraft bedürfen und zugleich eine lohnende Verwendung der abgängigen, heißen Luft gestatten. Vorzugsweise haben sich daher auch in Deutschland die neuen Motoren in den Officinen eingebürgert. Allein es gibt beinahe kein Gewerbe, das sie nicht vortrefflich verwenden kann. So sieht man in Neuyork schon gegenwärtig die großen Schneiderwerkstätten durch heiße Luft betrieben, natürlich die Nähmaschinen derselben, denn in Nordamerika näht man bekanntlich fast gar nicht mehr mit der Hand. Größere Schlosserwerkstätten werden ihre Drehbänke, Bohr-, Nuthenstoß-, Lochmaschinen und Blechscheren kaum vortheilhafter betreiben können wie mit der neuen Bewegungskraft; das Gleiche ist der Fall für Eisengießereien zum Betriebe der Ventilatoren, wobei die abgehende heiße Luft theils in dem Trockenraum treffliche Verwendung findet, theils aber auch zur vortheilhaftesten Speisung der Gebläse zu gebrauchen sein wird. Zum Betrieb von Chocoladenmaschinen, Farbenreibmaschinen, Pumpen, Wasserhebungswerken, Mahlgängen, Aufzügen, Kranen, Schleifereien, Poliranstalten, Puddel- und Schweißöfen u. s. w. wird sich die Calorische Maschine ganz vorzüglich eignen. Auch größere Maschinenbauanstalten, überhaupt Fabriken, werden häufig in der Lage sein, sie als Supplementkraft mit Vortheil zu verwenden; so z. B. in entfernten Räumen der Etablissements, wohin das treibende Zeug nicht langt und die Aufstellung einer Dampfmaschine wiederum nicht lohnen würde. Kurz, die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo die Calorische Maschine gewissermaßen die Hausfreundin eines jeden schwunghaft betriebenen Gewerbes sein wird. Es ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß bisjetzt die mechanische Weberei nur in größern, geschlossenen Etablissements hat gedeihen wollen; vermittelst der Calorischen Maschine würde sich dieselbe aber nunmehr auch bei der kleinern, häuslichen Industrie sehr leicht einbürgern können, zumal sich die abgängige heiße Luft sehr nützlich beim Schlichten der Wersten benutzen ließe und außerdem noch die Räume des ganzen Hauses hinlänglich zu erwärmen vermöchte. Da die mechanischen Webstühle bekanntermaßen accuratere Arbeit liefern wie die Handstühle, so haben industriöse Weber schon öfters sie einzuführen getrachtet, mußten aber davon abstehen, weil sie die Kosten für die Bewegungskräfte auf die Dauer nicht zu erschwingen vermochten (Handschwungräder und Roßwerke). Die Calorische Maschine ist aber für solche Unternehmer gerade der geeignete zweckentsprechende Motor. Ganz vorzugsweise aber ist sie zur Einbürgerung berufen in der Landwirthschaft, überhaupt in der Urproduction. Bekanntlich macht sich in dieser von Jahr zu Jahr trotz des Aufschwungs des Maschinenwesens der Mangel von Arbeitskräften immer fühlbarer, und vergebens hat man bisher versucht, diesem Übel, wenn man es dafür gelten lassen will, entgegenzukämpfen. Denn leider hat man bisher immer noch nicht gewagt, die richtigen Mittel zu ergreifen; freilich ist man auch durch Zwangsverordnungen verschollener Zeiten vielfach an deren Anwendung gehindert worden. England, dessen Agricultur auf einer Stufe steht, die bisjetzt kein anderes Volk erreicht hat, verdankt diese blos der Energie, mit welcher seine Landwirthe die ihnen von der Mechanik gebotene rettende Hand ergriffen haben. Dort ist bekanntlich der Mangel an ländlichen Arbeitskräften weit größer wie irgendwo auf dem Continent; trotzdem steigert sich die Production von Jahr zu Jahr. Das macht, die Engländer haben die lebende Kraft durch die todte in der weitesten Ausdehnung zu ersetzen verstanden. Kaum gibt es dort noch eine Farm, welche nicht ihre Dampfmaschine, stehende oder transportable, besäße und damit alle möglichen Arbeiten, im Hofe wie im Felde, verrichtete; mit reißender Geschwindigkeit verbreitet sich das System der Dampfbodencultur; die Ersparniß an Productionskosten und die Mehrproduction durch gründlichere Bearbeitung sind staunenswerth. In Deutschland ist bisjetzt kaum hier und da eine schwache Nachahmung dieses industriellen Betriebs des Ackerbaues zu finden. Und doch sind auch hier die Verhältnisse, wenigstens in einem großen Theile des Landes, völlig dazu angethan, einen gleichen Aufschwung zu gestatten. Allein die Zahl der Locomobilen, deren sich der Landwirth bedient zum Ausdreschen seiner Früchte, zum Schneiden von Häcksel und Wurzeln, zum Schroten, zum Wasserheben u. s. w. ist hier eine noch so lächerlich geringe, daß man diese nützlichen Maschinen als für den deutschen Landwirth noch gar nicht vorhanden betrachten darf. Zu seiner Entschuldigung kann allerdings angeführt werden, daß, wie schon erwähnt, veraltete Verordnungen den Gebrauch derselben sehr erschweren, und daß die deutschen Feuerversicherungsgesellschaften in ihrem Willkürregiment selbst ihrer Anwendung im freien Felde neben den Getreideschobern ungebührliche Hindernisse entgegenstellen. Nun wohlan, alle diese werden hinwegfallen, eine neue Zeit für die deutsche Landwirthschaft wird beginnen, sobald die erste transportable Calorische Maschine in das Feld gerückt sein wird. Sie darf man mitten in der Scheune ebenso gut aufstellen wie dicht an jedem bewohnten Gebäude; mit ihr erlangt

der Landwirth, der Branntweinbrenner, der Bierbrauer, der Stärkefabrikant die billigste, solideste Bewegungskraft, die er sich nur wünschen kann. Während die kleinen, transportabeln Dampfmaschinen von 2½ Pferdekraft ungewöhnlich viel Brennmaterial consumiren und niemals den Nutzeffect äußern, mit dem sie nominell ausgestattet werden, wird eine transportable Calorische Maschine von gleicher Stärke sich immer bewähren, kaum ein Drittel der Unterhaltungskosten in Anspruch nehmen und insbesondere vor jeder Gefahr vollkommen sicher stellen. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir die Bedeutung der Calorischen Maschine für die Zukunft der Landwirthschaft überaus hoch anschlagen und ihr gerade in dieser Richtung die größte Verbreitung voraussagen. Auch im Bergwerksbetrieb wird sie jedenfalls eine vielfache Verwendung finden. Es erübrigt noch, die gegenwärtigen Preise und Dimensionen der Calorischen Maschinen anzuführen. Wir wählen dazu diejenigen der Wilhelmshütte bei Sprottau in Schlesien, deren Calorische Maschinen sich durch besonders gediegene Arbeit und solide Construction vortheilhaft auszeichnen.

½	Pferdekraft mit	12 Z.	Cylinderdurchmesser und	4 F. 6 Z. × 2 F. — Z.	Raumerforderniß	400 Thlr.
1	„ „	18 „	„ „	6 „ — „ × 3 „ 6 „	„	600 „
2	„ „	24 „	„ „	4 „ — „ × 7 „ — „	„	800 „
3	„ „	32 „	„ „	8 „ 6 „ × 5 „ 6 „	„	1400 „
4	„ „	24 „ doppelt	„ „	7 „ — „ × 8 „ — „	„	1500 „
6	„ „	32 „ doppelt	„ „	8 „ 6 „ × 11 „ — „	„	2600 „

Schließlich erlauben wir uns noch ein Bedauern darüber auszusprechen, daß die neuen Motoren mit dem unpassenden und keineswegs bezeichnenden Namen „Calorische Maschinen" getauft worden sind. Freilich ist es ihr Erfinder Ericson selbst gewesen, welcher Pathe gestanden hat, allein nichtsdestoweniger wäre die Bezeichnung „Lufterpansionsmaschine" jedenfalls deutlicher und treffender. Da aber auch dieser Titel noch zu lang und zu fremd klingt, so wäre der Name „Heißluftmaschine" oder noch besser schlechtweg blos „Luftmaschine" gewiß vorzuziehen, zumal derselbe nicht länger ist wie „Dampfmaschine" und jedenfalls bezeichnender und deutscher wie „Calorische Maschine".

Lord Aberdeen,

britischer Staatsmann.

George Hamilton Gordon, vierter Graf von Aberdeen, der ziemlich ein halbes Jahrhundert hindurch in erster Reihe in der Politik seines Vaterlandes thätig gewesen, starb in London am 14. Dec. 1860, in einem Alter von fast 77 Jahren. Am 28. Jan. 1784 in Edinburgh geboren, kam er nach dem frühen Tode seines Vaters als elfjähriger Knabe nach London, wo er unter dem Schutze seiner Verwandten, der Herzogin von Gordon, in die höchsten aristokratischen und politischen Cirkel eingeführt wurde und die Aufmerksamkeit Pitt's auf sich zog. Seine Erziehung erhielt der junge Lord Haddo, wie er damals hieß, in der Schule von Harrow, zugleich mit Palmerston, Peel und Byron, und ging 1801 nach Cambridge, welches er jedoch bald verließ, um dem zum Bevollmächtigten bei den Friedensverhandlungen mit Frankreich ernannten Lord Cornwallis nach Amiens zu folgen und Paris zu besuchen. Hier wurde er dem Ersten Consul vorgestellt, machte die Bekanntschaft Moreau's, Talleyrand's und vieler anderer Größen der Revolutionszeit und beobachtete in nächster Nähe die seltsamen Zustände einer auf den Übergang von der Republik zum Kaiserreich begriffenen Gesellschaft. Alsdann begab er sich über Italien nach Griechenland, bereiste Kleinasien und kehrte über Rußland und die Ostsee 1804 in sein Vaterland zurück, um in Cambridge zu promoviren. Nachdem er bereits 1801 seinem Großvater in den Gütern des Hauses und dem Titel eines Grafen von Aberdeen gefolgt war, trat er 1806 als schottischer Repräsentativpeer ins Oberhaus, wo er sich, wie es bei seinen Familienverbindungen natürlich, den Tories anschloß, ohne sich jedoch als Redner bemerkbar zu machen oder überhaupt lebhaften Antheil an der Politik zu nehmen. Er vertiefte sich vielmehr in classische Studien, stiftete die Athenian society, deren Mitglieder Griechenland bereist haben mußten, ließ in der „Edinburgh review" eine Abhandlung über die Topographie des alten Troja erscheinen, in der er mehrere Irrthümer Gell's berichtigte, und schrieb zu einer Übersetzung des Vitruv eine Einleitung, die später als selbständiges Werk unter dem Titel „Inquiry into the principles of beauty in Grecian architecture" (London 1822) herauskam. Diesen

friedlichen Beschäftigungen wurde er im Sommer 1813 plötzlich entrückt, um sich an den welthistorischen Ereignissen jenes denkwürdigen Jahres zu betheiligen. Mit einer diplomatischen Sendung an den wiener Hof betraut, leitete er die Unterhandlungen, welche den Beitritt Österreichs zur Coalition gegen Napoleon zur Folge hatten, schloß den Allianz- und Subsidienvertrag von Teplitz ab und war an der Seite der verbündeten Monarchen in den Schlachten von Dresden und Leipzig gegenwärtig. Dann eilte er nach Neapel, überredete den schwankenden Murat, sich öffentlich von seinem Schwager loszusagen, und traf noch zeitig genug wieder im verbündeten Lager ein, um am Congreß von Chatillon theilzunehmen, wo er im Gegensatz zu Castlereagh und den andern englischen Diplomaten große Mäßigung und Versöhnlichkeit in Bezug auf den französischen Imperator an den Tag legte. Die Verhandlungen scheiterten an dem Starrsinn Napoleon's, und am 31. März 1814 zog Aberdeen im Gefolge des russischen Kaisers und des Königs von Preußen in Paris ein. Hierauf begleitete er die Monarchen nach England, wo seine Verdienste am 18. Juni desselben Jahres durch die Erhebung zum Peer von Großbritannien (unter dem Titel eines Viscount Gordon) belohnt wurden.

In dem politischen Leben Aberdeen's trat jetzt wieder eine Pause ein. Seine erste Gemahlin, eine Tochter des Marquis von Abercorn, war gestorben. Er verheirathete sich zum zweiten mal mit deren Schwägerin, der Witwe des Viscount Hamilton, verbrachte die meiste Zeit auf seinen Gütern, trieb mit Eifer und Erfolg Landwirthschaft und erschien nur im Parlament, um die Maßregeln des Ministeriums Liverpool zu unterstützen. In den von ihm kund gegebenen politischen Grundsätzen neigte er sich jedoch mehr dem strengen Torysmus Wellington's, für den er persönlich noch von der Zeit des großen Kriegs her eine hohe Verehrung empfand, als den liberalern Anschauungen Canning's zu, und als letzterer 1827 nach dem Ausscheiden Liverpool's die Premierschaft übernahm, schlug Aberdeen sich zur Opposition. Nachdem Wellington im Januar 1828 an die Spitze der Regierung getreten, ernannte er den bewährten Freund erst zum Kanzler des Herzogthums Lancaster, bald aber zum Staatssecretär für das Auswärtige, in welcher Eigenschaft Aberdeen sich der Sympathie für Dom Miguel und den Absolutismus überhaupt verdächtig machte, den Staatsstreich Karl's X. wenigstens nicht misbilligte, aber sich trotzdem beeilte, die Julirevolution und den Barrikadenkönig anzuerkennen. Der Sturz des Ministeriums Wellington vertrieb auch ihn von Downing-Street. Seine Thätigkeit war von nun an zwischen der Opposition gegen die Reformbill und der Sorge für die schottische Kirche getheilt, deren Zerfall er trotz aller Bemühungen nicht abwenden konnte. In dem ersten Ministerium Peel bekleidete er 1834—35 einige Monate lang das Amt eines Colonialministers, und als endlich 1841 unter der Leitung desselben Staatsmanns ein neues Torycabinet zu Stande kam, dem eine längere Existenz beschieden war, erhielt Aberdeen abermals das Portefeuille des Auswärtigen. Unter dem Einfluß seines Chefs zeigte er sich jetzt freisinnigen Ideen zugänglicher. Er arbeitete mit Eifer an der Beseitigung der chronischen Differenzen mit Amerika und an der Befestigung des guten Einvernehmens mit Frankreich, begleitete die Königin Victoria auf ihren Zusammenkünften mit Ludwig Philipp und erfreute sich der persönlichen Freundschaft dieses Monarchen. Dabei vernachlässigte er keineswegs die alten continentalen Verbündeten Englands, vor allem Österreich und Rußland nicht, und als der Kaiser Nikolaus 1844 nach England kam, hatte er mit ihm eine Unterredung, die in dem Zaren den Eindruck zurückließ, daß der britische Minister seinen orientalischen Planen nicht abhold sei. Die Handelsreformen Peel's wurden von Aberdeen vollkommen gebilligt; in der That befand er sich ihnen gegenüber in einer günstigern Stellung als die meisten seiner Parteigenossen, da er sich niemals allzu kategorisch für Aufrechthaltung des Schutzsystems ausgesprochen hatte, was jedoch wol nicht so sehr von gesundern nationalökonomischen Anschauungen als von dem Umstande herrühren mochte, daß ihm solche Fragen überhaupt ziemlich fern standen und für ihn kein besonderes Interesse besaßen. Als jene Reformen im Jahre 1846 die Auflösung des Ministeriums herbeiführten, gesellte er sich zu der kleinen Schar Peeliten, die eine Mittelstellung zwischen den Protectionisten und den Liberalen einnahmen, bekämpfte dabei sehr entschieden die auswärtige Politik Lord Palmerston's und stimmte 1850 für das von Derby gegen ihn beantragte Tadelsvotum. Dagegen lehnte er den Antrag, in die von Derby im Februar 1852 gebildete Regierung einzutreten, nicht nur ab, sondern stellte sich nach dem Rücktritt desselben im December selbst an die Spitze eines Ministeriums, in welchem neben seinen Gesinnungsgenossen Gladstone, Graham und Newcastle auch sein alter Gegner Palmerston, das ehemalige Haupt des Whigcabinets Russell, und der Radicale Molesworth einen Platz fanden. Eine solche Coalition, die ihren Ursprung einer exceptionellen politischen Lage verdankte, trug den Keim des

Zerfalls in sich, der durch die orientalische Krisis beschleunigt wurde. Aberdeen war Friedensfreund von Princip und von Temperament. Die Schlachtscenen, deren er in seiner Jugend Zeuge gewesen, hatten ihn mit einem tiefen Abscheu vor dem Kriege erfüllt; dabei achtete er in Rußland einen alten und zuverlässigen Alliirten Englands und hegte ein nicht unbegründetes Mistrauen gegen die Politik Ludwig Napoleon's. Er stand daher von vornherein mit der öffentlichen Meinung, die der russischen Anmaßung gegenüber ein energisches Auftreten verlangte, im schroffsten Widerspruch, aber von der Volksstimme gedrängt, wurde er wider Willen vorwärts getrieben, und seine verzweifelten Beschwichtigungsversuche dienten nur dazu, den von ihm gefürchteten Bruch unvermeidlich zu machen. Zum Kriege gezwungen, führte er ihn mit einer Lauheit und Verdrossenheit, die allgemeines Misvergnügen erregten, und das Unglück der englischen Armee in der Krim rief eine Explosion des Unwillens hervor, die sein Ministerium auseinander sprengte. Im Februar 1855 legte er das Amtssiegel in die Hände Palmerston's nieder, der die Katastrophe vorhergesehen und vielleicht befördert hatte, und der ein Jahr nachher den Frieden unter Bedingungen abschloß, die, wie Aberdeen nicht mit Unrecht im Oberhause bemerkte, „ihm selbst eine Anklage auf Landesverrath zugezogen hätten". Das ungeschmälerte Vertrauen der Königin, das sich der greise Staatsmann während seiner frühern Amtsführung erworben, folgte ihm in seine Zurückgezogenheit; auf ihren besondern Wunsch empfing er bei seinem Rücktritt den Hosenbandorden, und sowol in Familien- als in Staatsangelegenheiten, wie in den beiden Ministerkrisen 1858 und 1859, wurde sein Rath von ihr eingeholt und seine Vermittelung nachgesucht. Auch im Oberhause genoß er eines bedeutenden Einflusses, und obwol ein mittelmäßiger Redner, hörte man doch stets mit Achtung auf seine Stimme, in der sich eine langjährige Erfahrung und ein redlicher, wenn auch oft von Vorurtheilen befangener und von Inconsequenzen nicht freier Charakter aussprach. Der bonapartistischen Politik seines Nachfolgers blieb er entschieden feindlich, und noch während des italienischen Kriegs von 1859 enthielt die „Times" eine Reihe von „Senex" unterzeichneten Zuschriften, in welchen man die Feder Aberdeen's erkennen wollte und welche die Sache Österreichs gegen Napoleon vertheidigten.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Bäuerle** (Adolf), lange Zeit hindurch der hauptsächlichste Vertreter der wiener belletristischen Journalistik, starb am 10. Sept. 1859 in Basel. Ein geborener Wiener, widmete er sich anfangs mit bestem Erfolge der Lokalposse und schuf für dieselbe mehrere komische Figuren, wie den Staberle, in welchen er seine genaue Kenntniß des wiener Volkslebens mit glücklichstem Griff niederlegte. Später widmete er sich insbesondere der Journalistik und wußte seiner „Theaterzeitung" eine ungewöhnliche Verbreitung in der österreichischen Monarchie und auch auswärts zu verschaffen. Unter dem Hervorbrechen des ernstern politischen Geistes in Österreich im Jahre 1848 verlor indessen B. mit seinem Organ das bereits schon gesunkene Ansehen. Um seine Existenz zu sichern, begann er seit 1852 die Erinnerungen seiner Jugend in einer Reihe von Romanen zu verarbeiten. Obgleich dieselben bei der Lesewelt manchen Anklang fanden, so konnte er doch damit die verlorene Stellung nicht wiedergewinnen. Um den Folgen der Zerrüttung seiner Vermögensverhältnisse zu entgehen, mußte er seine Vaterstadt heimlich verlassen und nach Süddeutschland flüchten. B. war so sehr mit Wien und dem wiener Publikum verwachsen, daß er diesen Schlag unmöglich lange überleben konnte. Er starb zu Basel am Typhus, in der That jedoch ist er an der Sehnsucht nach seiner Heimat gestorben.*)

* **Blumröder** (August Friedrich von), deutscher Schriftsteller, starb am 14. Juni 1860 zu Sondershausen als fürstlich schwarzburgischer Oberstlieutenant a. D. Am 2. Aug. 1776 zu Amt-Gehren in Schwarzburg-Sondershausen geboren, studirte er seit 1797 zu Jena erst Theologie, dann Mathematik, trat jedoch 1798 als Gemeiner in die preußische Artillerie, in welcher er 1802 den Offiziergrad erhielt. Bei der Übergabe von Hameln im Jahre 1806 gerieth er in französische Gefangenschaft, wurde aber auf Ehrenwort entlassen und wirkte nun ein Jahr lang als Lehrer in der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Im December 1809 trat er als Hauptmann in das schwarzburgische Contingent, wurde dann Commandant desselben und machte in dieser Stellung die Feldzüge in Spanien und in Rußland mit. Den Feldzügen von 1814 und 1815 gegen Frankreich wohnte er als Bataillonschef bei, und namentlich betheiligte er sich am 31. März 1814 an der Affaire von Courtray, sowie 1815 an dem Belagerungs-

---

*) Vgl. die vollständigere Biographie Bäuerle's im ersten Bande, S. 540, dieses Werks. D. Red.

kriege an der Maas und Sambre. Nach dem Frieden ward B. in den Adelstand erhoben und 1816 zum Erzieher des jetzigen Fürsten Günther von Schwarzburg-Sondershausen, dann 1822 zum Landrath ernannt. Letzteres Amt verwaltete er bis zu seiner Pensionirung im Jahre 1850. In seinen frühern Jahren hatte sich B. mehrfach als Dichter und Romanschriftsteller versucht. Später veröffentlichte er eine Reihe von Schriften über philosophische, religiöse und politische Fragen, die ihres freisinnigen Geistes wegen zum Theil sehr gut aufgenommen wurden.

* **Borghesi** (Bartolommeo, Graf), einer der bedeutendsten Alterthumsforscher Italiens, starb am 10. April 1860 zu San-Marino. Am 11. Juli 1781 zu Savignano bei Rimini geboren, beschäftigte er sich schon in früher Jugend mit der reichen Münzsammlung seines Vaters, eines ebenfalls sehr verdienstvollen Gelehrten, mit der Entzifferung der Urkunden in den Klöstern, sowie später mit dem Studium der Sammlungen und Bibliotheken Italiens. Verschiedene Münzsammlungen, wie die von Mailand und, nach der Rückkehr Pius' VII., die des Vaticans wurden von ihm katalogisirt. In den Jahren 1818—20 widmete er sich der Herausgabe seines Hauptwerks, der „Nuovi frammenti dei fasti consolari capitolini", die zu Mailand erschienen und zu dem Trefflichsten gehören, was die Literatur der römischen Epigraphik aufzuweisen hat. Durch die politischen Bewegungen in seinen Studien gestört, zog sich B. im Jahre 1821 auf den Monte-Titan in der kleinen Republik San-Marino zurück, wo er fortan ganz der Wissenschaft lebte. Aus allen Theilen Europas strömten ihm Documente und Materialien zur Fortsetzung seines Werks zu, und viele jüngere Gelehrte schlossen sich ihm an, sodaß sich gewissermaßen eine Schule für Epigraphik und Numismatik um ihn bildete. Nach den Vorarbeiten, die er in Zeitschriften, wie in dem von ihm mitbegründeten „Giornale arcadico" und in den Zeitschriften des Archäologischen Instituts sowie in den „Atti" der Accademia pontifica und mehrerer anderer gelehrten Gesellschaften veröffentlicht hat, beabsichtigte er ein „Corpus universale inscriptionum latinarum" herauszugeben. Er hatte sich wegen dieses großen Unternehmens öfter an die verschiedenen Regierungen Europas gewandt, aber von diesen nichts weiter als nur Aufmunterungen und Zusagen des Beistandes erhalten. Erst nach seinem Tode wurde von der Akademie der Inschriften zu Paris eine Commission erwählt, welche den Auftrag zur Sammlung und Herausgabe des literarischen Nachlasses B.'s auf kaiserliche Kosten erhielt. B. war nicht allein ein ausgezeichneter Gelehrter, sondern auch ein Mensch von edelstem und reinstem Charakter. Obgleich er in hohem Grade für die höchsten Staatsämter befähigt war, hat er sich doch nie zur Übernahme eines solchen entschließen können; als Bürger von San-Marino wußte er den ihm anvertrauten Staatsgeschäften auf das beste zu genügen. Seine praktische Fähigkeit hat er unter anderm im Mai 1841 als Unterhändler jener kleinen Republik mit Rom wegen der Steuern auf Salz und Taback bekundet.

Fellows (Sir Charles), englischer Reisender und Archäolog, war der Sohn eines Bankiers in Nottingham, wo er 1799 geboren wurde. Nachdem er die gewöhnliche Schulerziehung genossen, gab er sich frühzeitig einem leidenschaftlichen Hange zum Reisen hin, zu dem ihm ein unabhängiges Vermögen die Mittel lieferte. Seinen unternehmenden Geist bewährte er durch die Ersteigung des Montblanc, über die er 1827 in einer eigenen Schrift Bericht erstattete. Allgemeines Aufsehen erregten seine Reisen in Kleinasien, welches er seit 1838 wiederholt besuchte, und wo er durch seine Entdeckung von 11 alten lyciischen Städten, mit herrlichen Überresten von Sculpturen, Monumenten und architektonischen Denkmälern, den Anstoß zu den Untersuchungen gab, welche in den letzten Decennien ein so helles Licht über die Geschichte der Alten Welt verbreitet haben. Die Ergebnisse seiner Forschungen, von denen die spätern im Auftrage und mit Unterstützung der britischen Regierung unternommen wurden, sind in dem „Journal written during an excursion in Asia Minor" (London 1839) und den „Discoveries in Lycia" (London 1841) niedergelegt, denen sich „Travels and researches in Asia Minor, particularly in the province of Lycia" (London 1852) anreihen. Durch F. kam die prachtvolle Sammlung lycischer Sculpturen in das Britische Museum, darunter die berühmten Xanthischen Stelen und Basreliefs, die er in dem „Account of the Xanthian marbles" (London 1843) beschrieb. Als Anerkennung seiner archäologischen Verdienste ertheilte ihm die Königin 1845 die Ritterwürde. Auch für das Fach der Numismatik leistete er nicht Unbedeutendes, wie seine „Coins of ancient Lycia" (London 1855) bezeugen. In seinen letzten Lebensjahren wurde F. durch Kränklichkeit verhindert, seine gelehrten Arbeiten fortzusetzen, doch benutzte er einen Aufenthalt auf der Insel Wight, wohin er sich aus Gesundheitsrücksichten begeben hatte, um die Alterthümer jener Gegend zu studiren und eine Sammlung derselben anzulegen. Ihm verdankt das durch die Gefangenschaft Karl's I. bekannte uralte Schloß Carisbrooke seine Wiederherstellung. Er starb in London am 8. Nov. 1860.

* **Fürstenberg-Stammheim** (Franz Egon, Graf von), aus der Linie Stammheim, ein in der preußischen Rheinprovinz hochgeehrter öffentlicher Charakter, starb am 20. Dec. 1859 zu Köln. Am 24. März 1797 zu Herdringen in Westfalen geboren, erhielt er zwar infolge der eigenthümlichen Grundsätze seines Vaters eine sehr strenge und abgeschlossene Erziehung, als er aber nach dem Tode des letztern selbständig in die Welt eintrat, wußte er sich bald den Ruf eines der gebildetsten und populärsten Männer der Rheinlande zu erwerben. Er machte von seinen großen Reichthümern den edelsten Gebrauch; sein Wohlthätigkeitssinn war ebenso berühmt wie sein Kunstsinn und die großherzige Weise, mit der er angehende Talente unterstützte und förderte. Ein glänzendes Denkmal seiner Kunstliebe hat er sich vor allem durch die Apollinariskirche bei Remagen errichtet, zu der Zwirner den Plan entwarf und die von namhaften Künstlern mit schönen Fresken geschmückt ward. Auch der Kölner Dombau wurde von F. mit Rath und That unterstützt. Im Jahre 1840 bei Gelegenheit der Huldigung Friedrich Wilhelm's IV. in den Grafenstand erhoben, lebte er für gewöhnlich in der Rheinprovinz mit künstlerischen Interessen und der Verwaltung seiner ausgedehnten Güter beschäftigt, bis ihn das Jahr 1848 auch auf die politische Bühne führte. Nachdem er schon früher verschiedenen Provinziallandtagen sowie den Vereinigten Landtagen von 1847 und 1848 beigewohnt hatte, trat er 1849 in die damalige Erste Kammer; später,

im Jahre 1854, wurde er vom König als Mitglied des Herrenhauses berufen. Obgleich Katholik von Geburt und seinem Glauben mit Innigkeit zugethan, vermied er es stets, sich als bloßes Parteiwerkzeug gebrauchen zu lassen, und suchte bei Abstimmungen seine volle Unabhängigkeit zu bewahren. Aufsehen erregte er unter anderm durch sein Auftreten in den Debatten über die Bildung der Ersten Kammer in Preußen und über die Petitionen um Beseitigung der ganzen Verfassung und die Entbindung des Königs vom Eide. Die unerschütterliche Gewissenhaftigkeit und die edle Freisinnigkeit in seinem parlamentarischen Wirken ist selbst von seinen politischen Gegnern anerkannt worden. Graf F. war der Sohn des Reichsfreiherrn Theodor (gest. 7. Juni 1828) und hat zwei Söhne und drei Töchter hinterlassen; die Grafenwürde ist auf den ältesten Sohn **Gisbert Egon** (geb. 29. März 1836) übergegangen.

* **Hausmann** (Johann Friedrich Ludwig), verdient um Mineralogie und Geognosie, starb am 25. Dec. 1859 zu Göttingen. Zu Hannover am 22. Febr. 1782 geboren und auf dem Carolinum zu Braunschweig, dann auf der Universität zu Göttingen vorbereitet, widmete er sich anfangs der bergmännischen Laufbahn und ward 1803 Auditor beim Bergamte in Klausthal, 1809 unter der westfälischen Regierung Generalinspector der Berg-, Hütten- und Salzwerke. Doch vertauschte er letztere Stellung, die ihm wenig zusagen mochte, schon 1810 mit der Professur der Technologie in Göttingen, die er seitdem ununterbrochen bis an seinen Tod bekleidete. Obwol ihm zunächst nur die Vorlesungen über Agronomie, Berg- und Hüttenkunde zugewiesen waren, so erstreckte sich der Kreis derselben wie überhaupt seiner wissenschaftlichen Thätigkeit weit über dieses Gebiet hinaus; namentlich waren es die Mineralogie und Geognosie, denen er sich mit besonderer Vorliebe zuwandte. H. hat diesen Wissenschaften als unübertrefflicher Beobachter nicht nur wesentliche Dienste geleistet, sondern auch als akademischer Lehrer zahlreiche und dankbare Schüler gebildet. Mehrfache wissenschaftliche Reisen durch alle Länder des südlichen und westlichen Europa erweiterten seinen Gesichtskreis; besonders häufig aber besuchte er den benachbarten Harz, als dessen genauester und gründlichster Kenner er allgemein anerkannt war. Sein mineralogisches System hat H. im „Handbuch der Mineralogie" (3 Thle., zweite Auflage, Göttingen 1828—47) niedergelegt; außer mehreren andern Werken hat er auch viele seiner Untersuchungen in den „Abhandlungen der Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen" veröffentlicht.

* **Jaup** (Heinrich Karl), früher Minister im Großherzogthum Hessen, starb am 5. Sept. 1860 in Darmstadt. Am 27. Sept. 1781 zu Gießen aus einer alten und angesehenen hessischen Gelehrtenfamilie geboren, widmete er sich der Rechtswissenschaft und begann 1803 die Laufbahn als akademischer Lehrer zu Gießen, wo er 1806 zum ordentlichen Professor befördert ward. Der vortheilhafte Ruf, den er sich nicht blos als Schriftsteller, sondern auch als praktischer Arbeiter erwarb, veranlaßte seine Berufung nach Darmstadt, wo er anfangs im Staatsministerium beschäftigt und zum Geheimen Staatsrath ernannt wurde. Später trat er an die Spitze der Gesetzgebungscommission und wurde 1828 Präsident des rheinischen Cassationshof. Im Jahre 1832 zum Landtagsabgeordneten gewählt, zeigte er sich als freisinniger Anhänger der constitutionellen Richtung, zog sich jedoch hierdurch die Ungunst der Regierung zu, die nach Auflösung der Stände 1833 seine Versetzung in den Ruhestand zur Folge hatte. Erst durch die Bewegung von 1848 ward J. in das öffentliche Leben zurückgerufen. Er nahm theil an dem Vorparlament, wurde auch als Abgeordneter nach Frankfurt gewählt, legte aber schon im August 1848 sein Mandat nieder, um auf den Wunsch des Großherzogs an die Spitze des Ministeriums zu treten. Es bleibt ihm der Ruhm, in den schwierigen Verhältnissen, unter den Anfechtungen erst des Radicalismus, dann der Reaction, die patriotischen und freisinnigen Grundsätze, zu denen er sich früher bekannt, nicht verleugnet zu haben. Die allgemeine Reaction in den deutschen Verhältnissen machte jedoch das längere Verbleiben in seiner Stellung unmöglich. J. nahm im Juni 1850 seine Entlassung und ward mit dem Prädicat eines Geheimraths zum zweiten Präsidenten des Oberconsistoriums ernannt. In der frühern Hälfte seines Lebens hat J. einige staatsrechtliche und staatswissenschaftliche Schriften veröffentlicht. Im Jahre 1848 (Darmstadt) erschien von ihm ein Vortrag „Über den Werth des Schwurgerichts".

* **Kosegarten** (Johann Gottfried Ludwig), Professor der orientalischen Sprachen zu Greifswald, der Sohn des Dichters K., war am 10. Sept. 1792 zu Altenkirchen auf der Insel Rügen geboren und starb nach schweren Leiden am 18. Aug. 1860. Er studirte seit 1808 auf der Universität Greifswald Theologie und Philologie, erwarb sich daselbst 1811 die Doctorwürde und ging dann nach Paris, wo er sich mit Erfolg den orientalischen Sprachen widmete. Nach seiner Rückkehr nach Greifswald wurde er 1815 Adjunct der theologischen und philosophischen Facultät, ging aber schon 1817 als Professor der orientalischen Sprachen nach Jena. Im Jahre 1824 kehrte er nach Greifswald zurück und wirkte seitdem als Professor der Theologie und der orientalischen Sprachen bis an sein Ende an dieser Universität. Seine zahlreichen Schriften betreffen namentlich die arabische, altindische und altägyptische Literatur und Sprache. Auch hat er sich um die Aufhellung der pommerischen Landesgeschichte sowie um die Lexikographie der niederdeutschen Mundart Verdienste erworben.

* **Mustoxydis** (Andreas), einer der ausgezeichnetsten neugriechischen Gelehrten, aus edler Familie auf der Insel Korfu 1785 geboren, starb daselbst am 17. Juli 1860. Nachdem er seine allgemeine Bildung in seiner Heimat erlangt hatte, wandte er sich 1802 nach Pavia, wo er sich dem Studium der Rechtswissenschaft widmete und auch die juristische Doctorwürde erwarb. Eine Schrift in italienischer Sprache, welche die Geschichte seiner vaterländischen Insel Korcyra von den ältesten Zeiten bis zum 12. Jahrhundert behandelte, veranlaßte den Senat der neubegründeten Republik der Sieben Inseln, ihn zum Historiographen der Sieben Inseln mit bestimmtem Gehalte zu ernennen. Als Frucht seiner Forschungen und als Anfang eines größern Geschichtswerks ließ er die „Illustrazioni corciresi" (2 Bde., Mailand 1811—14) erscheinen. Da er sich durch den „Exposé des faits qui ont précédé et suivi la cession de Parga" (Paris 1820) den Haß des damaligen Lord-Obercommissars der Ionischen Inseln, des türkenfreundlichen Thomas Maitland zugezogen hatte, siedelte er 1820 nach Italien über. Auf Empfehlung des damaligen russischen Gesandten in Turin, des Grafen Mocenigo, erhielt hier M.

eine Anstellung bei der russischen Gesandtschaft in Turin, mit der Erlaubniß, in den Bibliotheken und Museen der Halbinsel nach Documenten zu forschen, welche auf die Handelscolonien der Genueser und Venetianer am Schwarzen Meere, namentlich auf der Krim, Licht werfen könnten. Nachdem 1827 der Graf Kapodistrias zum Präsidenten von Griechenland erwählt worden war, erhielt M. die Einladung, diesem dahin zu folgen, um die oberste Leitung des öffentlichen Unterrichts sowie die Aufsicht über die Alterthümer zu übernehmen. Er bekleidete diesen Posten während der Präsidentschaft Kapodistrias', nach dessen Ermordung aber (im October 1831) zog er es vor, den vielfachen Verleumdungen und Angriffen der politischen Gegner des Präsidenten durch seine Rückkehr nach Korfu zu entgehen. Er schrieb hier die „Renseignements sur la Grèce et sur l'administration du comte Capodistrias" (Paris 1833), welche Aufklärungen über die Verwaltung des Präsidenten brachten und viel dazu beitrugen, die gehässigen Urtheile über denselben zu berichtigen. Obgleich zum Mitgliede der Gesetzgebenden Versammlung der Ionischen Inseln ernannt, beschäftigte er sich seitdem fast nur mit literarischen Arbeiten, namentlich aber mit seinem großen Werke über die Geschichte und Alterthümer der Ionischen Inseln, dessen Druck bereits 1853 begonnen hatte, aber ins Stocken gerieth, weil ihm die von der Regierung gewährte Unterstützung entzogen worden war. Außer diesen Arbeiten über die vaterländische Vorzeit hat M. jedoch noch viele andere Schriften veröffentlicht, von denen nicht wenige auch im übrigen Europa die verdiente Anerkennung gefunden haben. Dahin gehören zunächst die Ausgabe eines Bruchstücks des Isokrates (Mailand 1812) sowie eine Sammlung altgriechischer Anekdota nach Handschriften der Ambrosiana, die er im Verein mit Dimitrios Schinas unter dem Titel „Συλλογὴ ἀποσπασμάτων ἑλληνικῶν" (Venedig 1816) veröffentlichte; ferner die Abhandlung „Sui quatro cavalli della basilica di San Marco in Venezia" (Padua 1816); die mit besonderm Beifall aufgenommene Lebensbeschreibung des Anakreon, welche einer italienischen Übersetzung dieses Dichters (Venedig 1817) beigegeben ist, und die Übersetzung des Herodot, die er für die „Collezioni degli antichi istorici greci volgarizzati" (Mailand 1819) lieferte. Nicht geringe Verdienste hat sich jedoch M. auch um die neugriechische Sprache erworben; seine Studien über dieselbe legte er theils in seinen „Prose varie" (Mailand 1821), theils in der Schrift „Sulla presente lingua dei Greci" (Venedig 1825; neugriechisch von Chiotis, Zante 1851) nieder. Später suchte M. in Griechenland in der von ihm begründeten philologischen und archäologischen Zeitschrift „Ἡ Αἰγιναία" (1831) für das Studium der neugriechischen Sprache thätig zu wirken. Dasselbe Streben beseelte ihn auch in der zweiten Hälfte seines Lebens während seines Aufenthalts zu Korfu, wie er denn überhaupt durch sein Beispiel bewirkte, daß unter den Neugriechen der Ionischen Inseln ein tieferes Streben und ein kräftiger Nationalsinn rege ward, sowie daß die griechische Sprache gegenüber der italienischen in der poetischen und wissenschaftlichen Literatur in den Vordergrund trat und zur Herrschaft gelangte. M. selbst schrieb nicht nur das Neugriechische, sondern auch das Italienische mit höchster Reinheit und Eleganz.

***Napier** (Sir Charles), der Held von Cabo San-Vicente und Oberbefehlshaber der baltischen Flotte im Jahre 1854, starb am 6. Nov. 1860 auf seinem Gute Merchistoun-Hall in Hampshire. Ein Commando hatte er seit dem Feldzuge in der Ostsee nicht wieder bekleidet; dagegen übte er als Parlamentsmitglied für Southwark einen nicht unbedeutenden Einfluß aus, indem er fortfuhr, die Misbräuche in der englischen Marineverwaltung aufzudecken und auf Abstellung derselben zu dringen. Die großen Reformen, die in dieser Beziehung in der letztern Zeit stattgefunden, sind ohne Zweifel zum Theil dem unermüdlichen, wenn auch oft in krankhafte Leidenschaftlichkeit ausartenden und von seinen Gegnern als Gespensterseherei verschrienen Eifer N.'s zu danken. Seit dem 6. März 1858 war er Admiral der Blauen Flagge.

***Norfolk** (Henry Granville Fitzalan-Howard, Herzog von), erster Peer von England, starb nach längerm Leiden auf Schloß Arundel am 25. Nov. 1860 in einem Alter von 45 Jahren. Obwol der Sohn einer protestantischen Mutter und eines zum Protestantismus übergetretenen Vaters, war er eine der Hauptstützen des Katholicismus in England, dessen Zwecke er durch seinen Einfluß und seine Börse nach Kräften beförderte. Auch im Oberhause nahm er nur dann das Wort, wenn es sich um specifisch katholische Fragen handelte, die er dann mit leidenschaftlichem Eifer verfocht. Man hat von ihm eine „Lebensbeschreibung" seines Ahnherrn, des Grafen Philipp von Arundel (London 1858) und einige kleinere Schriften über kirchliche Gegenstände. Aus seiner Ehe mit der zweiten Tochter des Admirals Lord Lyons hinterließ er zwei Söhne und sechs Töchter, wovon der älteste Sohn, **Henry, Graf von Arundel und Surrey**, geb. 27. Dec. 1847, ihm in der Herzogswürde und den Gütern des Hauses folgte.

***Platner** (Eduard), als Rechtsgelehrter wie als Philolog gleich verdient, starb am 5. Juni 1860 zu Marburg, wo er seit 1811 ununterbrochen als akademischer Lehrer gewirkt hatte. Am 30. Aug. 1786 zu Leipzig geboren als der jüngste von den sechs Kindern des Professors **Ernst P.** (gest. 1818), des seinerzeit hochgeschätzten philosophischen und anthropologischen Schriftstellers, erhielt er eine nach den Ansichten und Grundsätzen seines Vaters geregelte vorzügliche Erziehung, durch die er schon frühzeitig mit den Sprachen und der Denkweise der Alten vertraut gemacht wurde. Schon im vierzehnten Jahre bezog er die Universität seiner Vaterstadt und widmete sich in der ersten Zeit unter Leitung von Clodius und namentlich Gottfried Hermann's, der bald sein innigst geistesverwandter Freund wurde, vorzugsweise humanistischen Studien. Neben der enthusiastischen Vertiefung in die Dichter der Griechen und Römer machte er damals auch eigene poetische Versuche, von denen einiges zum Drucke gelangte. Im Alter von 16 Jahren betheiligte er sich als Socius bei Hermann's Disputation zum Eintritt in die philosophische Facultät (1803). Zu dem bisher ausschließlich betriebenen classischen Studium nahm P., wenn auch anfangs mit wenig Neigung, seitdem das Studium der Rechte hinzu, hörte Haubold und Biener in Leipzig, dann Hugo und Heeren in Göttingen, und fand so einen eigenthümlichen Lebensberuf in der Verbindung seiner tiefen philologischen Bildung mit der Rechtswissenschaft. Namentlich wurden jetzt die Rechtsverhältnisse und überhaupt das Rechtsleben der alten Griechen Gegenstand seiner wissenschaftlichen Strebungen und Leistungen. Seit 1809 Doctor der Rechte, erhielt er 1811 den Ruf als

Professor der Rechte an der Universität Marburg, der er in treuer Anhänglichkeit fast ein halbes Jahrhundert angehörte. Unter seinen Schriften sind die „Beiträge zur Kenntniß des attischen Rechts" (Marburg 1830), ferner „Der Proceß und die Klagen bei den Attikern" (2 Bde., Darmstadt 1824—25) und die „Quaestiones de jure criminum Romano" (Marburg 1842) hervorzuheben. Außer diesen und andern streng juristischen Arbeiten ließ er noch einige Schriften mehr gemischten Inhalts erscheinen, wie noch in seinen letzten Lebensjahren die „Über die Idee der Gerechtigkeit in Äschylus und Sophokles" (Leipzig 1858). Zu beachten sind gleichfalls seine zahlreichen akademischen Reden, in welchen er Stoffe behandelt, die namentlich für seinen Sinn und seine Richtung zeugen. Unter andern gehören hierher: „Die Idee und ihre Caricaturgestalten" (1837); „Die falsche Idealität" (1838); „Über die Individualität in ihrer Verirrung und in ihrer Wahrheit" (1840); „Über die Charakterlosigkeit unserer Zeit" (1841); „Über die Entwickelung der Volksindividualität" (1843); „Über den Weltschmerz" (1844); „Über das Wesen einer poetischen Zeit" (1845); „Über die bildende Macht des Volksbewußtseins" (1847); „Über die Licht- und Schattenseite unserer politischen Zustände" (1849); „Über die Weltanschauungen in den jüngsten Zeitbewegungen" (1850).

* **Richmond** (Charles Gordon Lennox, Herzog von), britischer Staatsmann, starb in London am 21. Oct. 1860. In den letzten Jahren hatte er sich fast gänzlich von der Politik zurückgezogen, erschien nur selten im Oberhause und beschäftigte sich vorzugsweise mit Landwirthschaft und Pferdezucht. Er gehörte zu den Gründern der Royal Agricultural Society, bei deren Jahresversammlungen er gewöhnlich den Vorsitz führte; seine weitläufigen Güter in England und Schottland zeichneten sich durch treffliche Bewirthschaftung aus, und während der Pferderennen in Goodwood war sein Schloß der Sammelplatz zahlreicher Gäste aus dem In- und Auslande. In der Herzogswürde folgte ihm sein ältester Sohn, **Charles Graf von March**, geboren 27. Febr. 1818 und vermählt 28. Nov. 1843 mit einer Miß Greville, aus der Familie der Grafen von Warwick. Derselbe wurde unter dem Derbyministerium im März 1859 Mitglied des Geheimraths und Präsident der Armengesetzcommission, welches Amt er bei der bald darauf erfolgten Auflösung des Ministeriums wieder niederlegte.

* **Schmaltz** (Moritz Ferdinand), einer der namhaftesten deutschen Kanzelredner, starb am 15. Febr. 1860 zu Hamburg. Am 18. Juni 1785 zu Stolpen in Sachsen geboren, machte er seine Studien zu Leipzig und Wittenberg, wurde 1814 Pfarrer zu Wehlen bei Pirna, 1816 Prediger bei der Gemeinde Augsburgischer Confession zu Wien und 1819 Pastor zu Neustadt-Dresden. In letzterer Stellung begründete er seinen Ruf als Kanzelredner. Namentlich erregten mehrere seiner Gelegenheitspredigten, welche sich durch einen für die damaligen Zeitverhältnisse sehr gewagten Freimuth auszeichneten, bis in die weitesten Kreise Aufsehen. Im Jahre 1833 folgte er einem Rufe als Hauptpastor zu St.-Jakobi und Scholarch nach Hamburg, wo er sehr erfolgreich wirkte und 1855 zum Protoscholarchen und Senior des geistlichen Ministeriums erwählt wurde. Außer verschiedenen Predigtsammlungen aus früherer Zeit und den weitverbreiteten „Erbauungsstunden für Jünglinge und Jungfrauen" (Leipzig 1853; zehnte Auflage, 1856) ließ S. „Predigten zur Förderung evangelischen Glaubens und Lebens" (9 Bde., Hamburg 1833—35), sowie 11 Jahrgänge „Neue Predigten über die in Hamburg neu angeordneten biblischen Abschnitte" (22 Bde., Hamburg 1843—53) und „Passionspredigten" (10 Bde., Hamburg 1835—42; Gesammtausgabe, 2 Bde., Hamburg 1846) im Druck erscheinen.

Tafel (Gottlieb Lukas Friedrich), verdienter Philolog, starb am 14. Oct. 1860 zu Ulm. Als Sohn eines Landpfarrers am 6. Sept. 1787 zu Bempflingen auf der Schwäbischen Alp geboren, bildete er sich zu Tübingen für den geistlichen Stand und wurde auch als Prediger ordinirt. Doch fand er es bald seiner Geistesrichtnng angemessener, die kirchliche Laufbahn zu verlassen und sich an der Universität Tübingen für Philologie zu habilitiren. Er wirkte als akademischer Lehrer mit bestem Erfolge, bis er aus Gesundheitsrücksichten 1845 seine Entlassung nahm und nach Ulm übersiedelte. In den Annalen seiner Wissenschaft hat sich T. einen bleibenden Namen erworben durch Begründung des Studiums der Byzantiner wie der Geschichte und Culturverhältnisse des Byzantinischen Reichs. Seine literarische Thätigkeit auf diesem Gebiete begann er mit einer correcten Ausgabe der Werke des Erzbischofs Eustathius von Thessalonich (Frankfurt a. M. 1832), welcher die historischen Schriften des Panaretus und des Eugenicus, zweier Geschichtschreiber von Trapezunt, beigefügt waren. Musterhaft sind die beiden geographisch-historischen Untersuchungen „De via militari Romanorum Egnatia" (Tübingen 1842) und „De Thessalonica ejusque agro" (Berlin 1839). An dieselben schließt sich, außer einigen andern Arbeiten, wie einer umfangreichen Abhandlung über die byzantinische Statistik des Konstantinus Porphyrogennetus, der Probe einer neuen kritischen Ausgabe der „Chronographie" des Theophanes (Wien 1853) u. s. w., die mit Thomas gemeinschaftlich unternommene Sammlung der „Urkunden zur ältern Handels- und Staatsgeschichte der Republik Venedig mit besonderer Beziehung auf Byzanz und die Levante" (Bd. 1—3, Wien 1856—59), die als vortrefflich anerkannt ist und durch eine Abhandlung: „Der Doge Andreas Dandolo und die von demselben angelegten Urkundensammlungen zur Staats- und Handelsgeschichte Venedigs" (München 1855) eingeleitet ward. Die Beiträge, welche T. zur neuen Ausgabe des „Thesaurus linguae graecae" des Henricus Stephanus gab, haben die Vollständigkeit und Brauchbarkeit dieses Werks wesentlich erhöht. Während diese gelehrten Arbeiten T.'s mehr nur den Fachgenossen näher bekannt geworden sind und fast nur in Rußland ihre volle Anerkennung gefunden haben, ist sein Name durch die von ihm mit Osiander und Schwab unternommene Übersetzung der griechischen und lateinischen Prosaiker auch in weitern Kreisen bekannt geworden.

Die Empörung im angloindischen Reiche und deren Folgen.

Erster Abschnitt.

Das englische Volk und seine Weltstellung im Beginne der Empörung.

Der Friede von Paris im Jahre 1856 fand die englische Nation gerüsteter als jemals im Krimkriege, und Rußland war gedemüthigt, wenn auch nicht in dem Grade, als man es wünschte. Handel, Industrie und Unternehmungen aller Art hatten außerordentlichen Aufschwung genommen. Die Völker auf dem Festlande und jenseit des Kanals, die Völker in Amerika und innerhalb aller Länder der christlich-europäischen Civilisation sahen heitern Blicks der ruhigen und gewinnverheißenden Zukunft entgegen. Von einem weitverzweigten Aufstande in Hindostan, von herannahenden, die ganze Erde umkreisenden Handels- und Geldnöthen schien auch nicht die leiseste Ahnung vorhanden. In Großbritannien dachten sie nur an innere Reformen, vorzüglich an Erweiterung des Wahlrechts. Die Minister konnten bei Eröffnung des Parlaments am 3. Febr. 1857 dem englischen Volke verkünden: Alle Schwierigkeiten wegen Ausführung des Pariser Vertrags sind gehoben; mit den Vereinigten Staaten und Honduras haben Unterhandlungen begonnen, welche die Entfernung aller Misverständnisse in Betreff Mittelamerikas hoffen lassen; mit dem Königreich Siam ist ein Freundschafts- und Handelsvertrag abgeschlossen. Zu bedauern ist, daß der Schah von Persien seine Verpflichtung gebrochen und Herat eingenommen hat. Die Regierung Ihrer Majestät war genöthigt, von Bombay aus eine Land- und Seemacht nach dem Persischen Meerbusen zu beordern, um den Schah zu vermögen, sich den gerechten Forderungen zu fügen. In China haben die Behörden von Kanton die englische Flagge beleidigt, die vertragsmäßigen Rechte gebrochen und jede Genugthuung verweigert, was zu Gewaltmaßnahmen führte. Auf die innern Angelegenheiten, hieß es weiter, könne die Majestät Großbritanniens mit vollkommener Zufriedenheit hinsehen. Das Volk befindet sich im behaglichen Zustande, ist glücklich und zufrieden. Ungeachtet der zahlreichen Kriegsopfer fließen des Landes Hülfsquellen ungeschmälert fort, und der erzeugende Gewerbfleiß schreitet voran in rascher Entwickelung.

Die Verhandlungen über diese Thronrede gaben alsbald Zeugniß von großer Erbitterung. Endlich, sprachen die Gegner des Ministeriums, erfreue sich Europa des Friedens; selbst Lord Palmerston könne in der Nähe keine Ruhestörung bewirken. Da habe man nach fernen Ländern gegriffen, um Kriegslärm aufzuschlagen. Pflicht der Verwaltung wäre es gewesen, vor Beginn des persischen Kriegs das Parlament zusammenzurufen und die Ursachen jener Wirrnisse darzulegen. Leere Ausflüchte seien es, den Hinaufzug zum Euphrat einen indischen Krieg zu nennen, welchen der Oberstatthalter zu Kalkutta führe. Ein englischer Krieg sei es, und die Krone hätte ihn nur mit Vorwissen und Zustimmung des Parlaments erklären sollen. Am Ende werden wir doch die Unkosten bezahlen müssen. Der Krieg ist überdies nicht blos ungerecht, sondern unklug im hohen Grade. Persien ist ein unabhängiger Staat; wir sind nicht befugt vorzuschreiben, was zu thun, was zu lassen. Brechen wir seine Macht, so zwingen wir den Schah, sich noch inniger an Rußland anzuschließen. Dann sind die Ereignisse in China gar ernster Art. Die Stellvertreter Ihrer Majestät haben die große Handelsstadt Kanton beschossen, Schuldige und Unschuldige ohne Unterschied hingeschlachtet. Solche grausame Thaten konnten nur infolge von Verhaltungsbefehlen geschehen, welche vor längerer Zeit nach dem Mittelreiche gegangen. Man wolle jedoch auf die eingehendere Besprechung verzichten und abwarten, bis die bezüglichen Papiere dem Hause vorliegen.

Die zwischen Ferukh-Khan, dem Abgesandten des Schah, und unserm Minister zu Paris gepflogenen Unterhandlungen, entgegnete Lord Palmerston, nehmen solchen guten Verlauf, daß mit Sicherheit auf schnellen Friedensschluß gerechnet werden kann. Die Zwecke, weshalb der Krieg begonnen, werden vollkommen erreicht. Der Schah räumt Herat, und die Unabhängigkeit Afghanistans, unbedingt nothwendig für die Ruhe und Sicherheit unsers indischen Reichs, ist neuerdings verbürgt. So blieben blos die chinesischen Angelegenheiten übrig, wodurch das Whigministerium angegriffen und vielleicht zum Falle gebracht werden konnte. Hierauf hatte die vereinigte Opposition, Tories und Manchesterleute, Liberale und Radicale aller Farben, ihre

Kräfte gesammelt. Die Truppensendung nach China wurde in den herbsten Worten getadelt — eine Maßregel, welche später zum großen Vortheile gereichte, was man freilich nicht ahnen konnte. Das nach China bestimmte Geschwader, von Ceylon nach Bengalen beordert, langte zwei Monate nach der Empörung (20. Juli 1857) in Kalkutta an und brachte der indischen Regierung die erste Hülfe von außen. Man sieht, wie innig sich die Begebenheiten des anglo-indischen Reichs mit denen im übrigen Morgenlande verschlingen. Die westöstliche oder ostwestliche Geschichte unserer Tage erscheint nur dann, wenn zusammenhängend dargestellt, in ihrem wahren Lichte; nur in solcher Weise erhalten Ereignisse und Thatsachen ihre wahre großartige Bedeutung.

Was wollen Sie, fragte Richard Rush, Gesandter der Vereinigten Staaten in London, einen alten kunstfertigen Mann, mit Ihren singenden und hüpfenden Vögeln machen, mit Ihren Perlenmäusen, die so flink hin- und herlaufen, mit Ihren gedrechselten Menschen, welche auf allen möglichen Instrumenten spielen? Wer wird Ihnen alle diese künstlichen und kostbaren Sachen abkaufen? Die Chinesen, antwortete der Mechaniker. Wir dürfen zwar diese Gegenstände jetzt noch nicht hinbringen, wir werden aber China eines Tages zwingen, alle unsere Waaren einzulassen und zu kaufen. Die störrigen Orientalen sollen den schweren Arm unserer Macht fühlen.*) Das ganze englische Volk, vorzüglich die gewerblichen und Handelsklassen waren seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts derselben Überzeugung, welche der kunstfertige Alte ausgesprochen: „Will sich China unsern Wünschen, unsern Bedürfnissen nicht fügen, so gebrauchen wir Gewalt. Die Gebieter vom nahen Hindostan und Dekhan wollen, dürfen sich nicht länger als Barbaren behandeln und mishandeln lassen. Diese chinesische Ungebühr widerstrebt unserm Vortheil, unserer Würde und Majestät im Morgenlande.“ Äußerungen der Art habe ich (der Verfasser) bereits vor 30 und mehr Jahren vernommen von vielen einflußreichen Leuten in England, dann von Kaufherren und Sendboten im Mittelreiche. Der große Lärm der Opposition im Jahre 1857 über die blutigen Vorspiele im Kantonflusse zum zweiten chinesischen Kriege war selbstsüchtiges Parteigetriebe. All das lange Gerede über Menschlichkeit und Barbarei, über Freiheit und Unterdrückung, über Gesetz und Willkür, über China und Bowring zeigte sich, wie so häufig geschieht im englischen Parlament, am Ende als bloßes Mittel zu einem hiermit nicht in Verbindung stehenden Zwecke. Lord Palmerston und Genossen sollten gestürzt werden und die Tories ans Ruder kommen. Eine Änderung der Politik nach außen lag nicht im Sinne der Gegner, war auch bei dem vorgerückten Stande der Begebenheiten kaum möglich. Derselbe Lord Ellenborough, welcher die Handlungsweise der britischen Behörden in China Thorheit und Verbrechen nannte, gebot in Hindostan als rücksichtsloser, selbstsüchtiger Despot und redete der rechnenden Gemeinheit das Wort in kaum erhörter Weise. „Neue Gefahren“, sprach der zu allen Zeiten unbesonnene Staatsmann, „schießen hier in üppiger Weise empor. Ich meine die Erziehung und Heranbildung der indischen Völkerschaften. Die Eingeborenen zur geistigen Stufe der Beherrscher emporzuheben, widerstrebt unserm Vortheil. Einsichtsvolle Menschen werden unsere Regierung nimmermehr ertragen.“**) Solche im offenen Parlament gesprochenen Worte wären allein hinreichend, einen Vernichtungskampf der Hindu und Muselmanen gegen England nicht blos hervorzurufen, sondern nach allen Richtungen zu begründen.

Die Anklagen gegen die englischen Behörden in China waren vom rechtlichen Standpunkte vollkommen begründet. Die Vertheidigung der Minister, welche, wie die vorgelegten Briefschaften zeigten***), das Verfahren im Kantonflusse unbedingt billigten, mußte sich innerhalb allgemeiner Reden und Scheingründe halten. Daß sie absichtlich Händel suchten, um die langangestrebten Ziele zu erreichen, durfte öffentlich nicht ausgesprochen werden. Ihre Gegner wußten dies so gut wie die Verwaltung. Die durch fünf Nächte ausgedehnte Verhandlung war ein bloßes Scheingefecht. Im Oberhause wurde die Discussion von Lord Derby (24. Febr. 1857) mittels einer glänzenden, eindringlichen Rede eröffnet. Die Peers des großbritannischen Reichs möchten sich erinnern, daß sie die höchste Gerichtsbehörde sind auf dem ganzen Erdenrunde. Dieser weltbeherrschenden Würde eingedenk, sollten sie die Angelegenheit vom unparteiischen Richterstandpunkte beurtheilen. Die Bischofsbank wolle diese Gelegenheit ergreifen, um die

*) R. Rush, „A residence at the court of London, from 1819 to 1825“ (London 1845), I, 34.
**) Neumann, „Geschichte des englischen Reichs in Asien“, II, 208.
***) Schreiben des Ministers des Auswärtigen, Lord Clarendon, vom 10. Dec. 1856 und vom 10. Jan. 1857.

heilige Sache der Religion, der Menschlichkeit und Civilisation gegen die maßlosen Beleidigungen in Schutz zu nehmen, womit diese Güter unsers Geschlechts von den Repräsentanten der britischen Nation in China überhäuft würden. „Nicht blos in China", ward von anderer Seite hinzugefügt, „sind dergleichen Unbilden geschehen. Unser ganzes Verfahren gegen andere Nationen, vorzüglich gegen Orientalen, ist schamlos im hohen Grade. Gereichen die Normen des Völkerrechts zu unsern Gunsten, so dringen wir auf Vollzug; sind sie es nicht, lassen wir sie ungestraft übertreten. Die Geschichte des Seerechts, des Seeunrechts steht da als unvertilgbares Zeugniß der grenzenlosen Selbst- und Habsucht des englischen Volks und seiner Regierung."

Trotz aller dieser rednerischen Anstrengungen siegte das Ministerium. Nicht so im Unterhause. „Der Hochmuth der Engländer", sprach Cobden, Führer der Manchesterleute, unter anderm, „unser Hochmuth beleidigt alle Völker. Gemeine Gewinnsucht treibt die Kaufleute, um China Bedingungen aufzulegen, welche unsern Handelsinteressen zum Vortheil gereichen. Andere Rücksichten haben und kennen sie nicht." Sir F. Theisiger, ein berühmter Jurist, beschwor das Haus in feierlichem Tone bei allen Gesetzen der Wahrheit, des Rechts und der Menschlichkeit. „Solche schamlose Handlung ist unerhört in der ganzen englischen Geschichte. Die Stellvertreter Ihrer Majestät haben ein chinesisches Fahrzeug für ein englisches erklärt; sie haben eine Beleidigung der englischen Flagge vorgeschoben, um Tausende der Unschuldigen zu ermorden. Die vorgelegten Schriftstücke müssen jeden ehrlichen Engländer mit Betrübniß, mit Scham und Verzweiflung erfüllen; sie werden ewig bleiben als ein erdrückendes Zeugniß englischer Treulosigkeit." D'Israeli war ehrlich genug zu erklären, er wisse wohl, bei dieser chinesischen Angelegenheit handle es sich nicht um ein Gesetz, sondern um staatliche Rücksichten. Die Regierung wolle die Handelsverbindungen mit dem Morgenlande gewaltsam erweitern. Dem Hause verbleibe nur die Aufgabe, sich über diese gefährliche Politik auszusprechen.

Das Ministerium mußte trotz der Anstrengungen, trotz aller Sophisterei und Rücksichtslosigkeit unterliegen. Ein ministerielles Mitglied des Hauses ging so weit, zu erklären: Die Orientalen tragen selbst die Schuld ihrer Mishandlungen. Warum haben sie sich von der übrigen Menschheit getrennt, und warum wollen sie in dieser Getrenntheit beharren? Der Zwist des Statthalters von Hongkong mit den kantoner Behörden führte am Ende zur Parlamentsauflösung — ein bezeichnendes Ereigniß für die Weltstellung und das Parteigetriebe der europäischen Angelsachsen. Der Sieg der oppositionellen Coalition ist jedoch zu ihrem Nachtheil umgeschlagen. Bei der vorgenommenen Neuwahl fielen alle gegen Palmerston und Genossen geschleuderten herben Worte und Anklagen auf seine Feinde zurück. Diese Anklagen widerstrebten dem Vortheil des englischen Volks und wurden verworfen. Die einflußreichen gewerblichen Städte, die geschäftigen Handelskammern, sie arbeiteten sämmtlich für Lord Palmerston, d. h. für ihre eigenen kaufmännischen Interessen. Alle die vorragenden Widersacher der Haltung des Ministeriums bei dem Streite gegen den Oberstatthalter von Kuangtong und Kuangsi verloren im neugewählten Parlament ihre Sitze. Cobden und Layard, Bright, Gibson und viele Peeliten mußten ihren zum Theil ganz unfähigen namenlosen Gegnern erliegen. Die öffentliche Meinung hat sich in weitüberwiegender Anzahl für die Verwaltung und ihr gewaltsames Vorgehen gegen China und die Chinesen ausgesprochen.

Fünf Tage vor dem Ausbruche der Rebellion im angloindischen Reiche, am 7. Mai 1857, wurde die erste Sitzung des neuen Parlaments eröffnet. Mit dem Schah von Persien, verkündete die Königin, sei der Friede geschlossen. Sir James Outram, der Oberanführer der persischen Expedition, fügte im Oberhause Lord Granville hinzu, habe bereits dieses freudige Ereigniß vernommen; man werde von neuen Feindseligkeiten aus jenen Gegenden nichts mehr hören. Von Indien wurde, weder in der Thronrede, noch in den hierüber erfolgten Verhandlungen, kein Wort gesprochen. Und doch waren schon Ruhestörungen und Meutereien mancherlei Art vorgefallen. So wenig beachteten die ersten Männer Großbritanniens die Ereignisse in Hindostan; so wenig waren sie über die aufrührerische Bewegung unter der einheimischen Armee, über die gereizte Stimmung der höhern Klassen, bei den Muselmanen wie bei den Hindu, unterrichtet. Noch mehr! Am Tage der Empörung zu Mirat (englisch Meerut) klagt der Bombay-Correspondent der londoner „Times" über die einschläfernde Langeweile. Wie gewöhnlich beim Herannahen der heißen Jahreszeit, gerathe alles in Stockung. Es sei durchaus nichts Neues zu berichten. Selbst nach dem Ausbruche der Rebellion erklärt der Briefschreiber zu Kalkutta seine Besorgniß, die Leute in England möchten die Bewegungen der Sipahis (englisch Seapoys) für wichtig halten. „Nein, die große Masse der Armee ist zufrieden. Die leichte Rei-

terei und das Fußvolk gehorchen nicht blos, sondern stehen jeden Augenblick bereit, über ihre meuterischen Kameraden herzufallen." *) Ein ganzer Monat ist in solcher harmlosen Unachtsamkeit verflossen.

Am Tage des 9. Juni 1857 brachte Lord Ellenborough zuerst die blutigen Ereignisse Hindostans zur Sprache, welche bald alle andern Angelegenheiten in den Hintergrund drängten und die Aufmerksamkeit des englischen Volks, man kann wol sagen der ganzen civilisirten Welt, nach Indien richtete. „Ich lese aus den letzten Nachrichten von Indien", begann der ehemalige Oberstatthalter im angloindischen Reiche, „daß im April sieben Brandstiftungen stattgefunden haben, daß das 3. leichte Reiterregiment zu Mirat eine volle halbe Stunde in offener Empörung verharrte, obgleich dem Befehlshaber europäische Truppen genug zu Gebote standen, um die Aufständischen niederzuschlagen. Die Besorgniß, wir wollen die einheimischen Religionen gefährden, ist sicherlich der Grund aller jener Unruhen. Und haben Hindu und Muselmanen nicht eine gewisse Berechtigung zu dieser Besorgniß, wenn sie sehen, daß hochgestellte Beamte sich beim Bekehrungswerke betheiligen und selbst der Oberstatthalter für alle Missionsgesellschaften große Summen zeichnet? Was der Oberstatthalter in Indien verübt, das wird als eine Regierungshandlung angesehen; Lord Canning kann nicht als Privatmann handeln. Alle sehen sie zu dem höchsten Würdenträger in unserm indischen Reiche empor und glauben, was er heute begünstigt, werde morgen mit Gewalt durchgeführt. Die Regierung sollte ihren Beamten in Indien auftragen, mittels einer Bekanntmachung zu erklären, Großbritannien werde in Zukunft, gleichwie in vergangenen Zeiten, seine Unterthanen in der ungestörten Ausübung ihrer Religion belassen und die gegebenen Zusicherungen erfüllen." Zu derselben Zeit wiesen auch einige Mitglieder im Unterhause auf die Zustände und Wirrnisse Hindostans hin und besprachen sie auf breiterer Grundlage.

Eine Anzahl evangelischer Sendboten hielten (1856) als britische Patrioten und christliche Menschenfreunde für Pflicht, das furchtbare Elend in den niedern Gemarkungen Bengalens darzustellen, und welche Gefahren der angloindischen Herrschaft hieraus erwachsen könnten. „Der Bengale", sagen sie in ihrer Denkschrift, „ist zwar das duldsamste Geschöpf auf Erden; seine Fähigkeit, Übel zu ertragen, überragt alles, was man vom russischen Leibeigenen, vom amerikanischen Sklaven weiß. Aber alle Dinge haben ihre Grenzen. Man bedenke: eine unzufriedene Stimmung durchströmt die ganze Bevölkerung. Die Missionare verkehren mit dem Volke; sie sehen mit eigenen Augen, sie hören mit eigenen Ohren. Und ihre Erfahrungen werden von den Indigopflanzern, welche ebenfalls unter dem Volke leben, bestätigt. Auch sie erklären, Polizei und Gerichte seien derart, daß sie blos als Mittel zur Unterdrückung und zum Raube dienen. Die Regierungsbeamten sind die letzten, welche von den Nöthen der Unterthanen hören, davon hören wollen. Sie verkehren nicht mit den gedrückten, herabgewürdigten und zerrissenen Massen. Klagen zu vernehmen ist ihnen unangenehm. Sie wünschen, daß alles in rosenfarbenem Lichte dargestellt werde, wie Ruhe und Glück im Lande herrsche. Solche Schmeichelei gereicht zu ihrer eigenen Befriedigung, zu ihrem Selbstlobe. Wer sie eines Bessern belehren will, findet sich zurückgestoßen und mit Beleidigungen überhäuft." **)

Dieser Mahn- und Warnungsruf ist, wie so viele andere, zur Zeit unbeachtet geblieben. Jetzt kam ein Mitglied des Unterhauses darauf zurück und verlangte, es solle ein Ausschuß zur Untersuchung der bengalischen Zustände niedergesetzt werden. Dies geschah bei einem derart dünnbesetzten Hause, daß der Antragsteller sich darüber beschwerte. Vernon Smith, Vorsitzender der indischen Aufsichtsbehörde, beseitigte den Antrag mit einigen allgemeinen Reden: Gehe doch alles gut in Hindostan. Der Geist des Ungehorsams in einigen wenigen Regimentern sei mit leichter Mühe beschwichtigt worden. „Man begreift nicht", sprach dieser indische Minister einige Wochen später, „wozu die dreistündige Rede des Hrn. D'Israeli nütze. Solch eine Ausführung der indischen Beschwernisse wird von großem Nachtheile sein. Man wiegelt nur die Leute auf, sobald man sagt, wir haben das Ansehen der eingeborenen Fürsten geschmälert, die herkömmliche Steuerfreiheit der Großen aufgehoben und gegen die Religionen der Einheimi-

*) „Times", 28. April, 8. Juni 1857. In der Correspondenz „Bombay, 11. Mai" heißt es wörtlich: „Somnolent tranquillity, characteristic of this season, broods over India." Mitten im Briefe hört der Correspondent durch den Telegraphen von den blutigen Ereignissen zu Mirat, „which rather mark the profound tranquillity pervading the whole of India". Wahrscheinlich habe der Telegraph von Agra übertrieben.

**) „The Indian rebellion, its causes and results. In a series of letters from the Rev. Alexander Duff" (Kalkutta und London 1858), S. 281 fg.

schen Plane geschmiedet. Der Versuch des Redners, die theilweise Rebellion für eine nationale Erhebung auszugeben, ist vollkommen mislungen. Kein einziger eingeborener Fürst hat sich den Rebellen angeschlossen; von einer Verschwörung unter den einheimischen Prinzen ist auch nicht die leiseste Spur vorhanden." Es half nichts, daß Sir E. Perey, welcher lange Zeit eine höhere Richterstelle in Bombay bekleidet hatte, erklärte: Ganz Hindostan vom Himalaja bis herab zum Meere stehe auf seiten der Aufständischen. Der unfähige und unkundige Vernon Smith, durch aristokratische Einflüsse getragen, blieb dessenungeachtet Vorsitzender im Controlamte. Daß der fähigste, der tüchtige Mann zur passenden Stelle gelange, ist in Großbritannien nicht minder schwierig wie auf dem europäischen Continent.

Im Verlaufe der Parlamentssitzung, welche sich bis Ende August verlängerte, wurden die indischen Angelegenheiten wiederholt in beiden Häusern besprochen, wobei ganz neue wichtige Thatsachen zum Vorschein kamen. Lord Melville, hieß es, hat bei seiner Rückkehr aus Indien (1850) den Zustand der bengalischen Armee nach Wahrheit dargestellt. Im Pendschab hatten sich damals (1849) zwei Regimenter empört; Bengalesen weigerten sich, in den Laufgräben zu arbeiten; eingeborene Offiziere der bengalischen Ingenieure hatten nach Einnahme des Platzes versucht, allerlei geplünderte Gegenstände durch die Linien zu schmuggeln. Lord Melville wäre bedeutet worden, diese Dinge geheim zu halten, damit fremde Nationen die wahren Zustände des indischen Reichs nicht erfahren möchten. Der Segen der Preßfreiheit erschien jedoch hier wiederum in voller Pracht. Die Presse stand der Regierung, dem Volke lehrend und warnend zur Seite und zeigte sich bei vielen Angelegenheiten besser unterrichtet und einsichtsvoller als die indischen Behörden, als Parlamente und Regierungen. „Unser indisches Reich", schrieb die „Times" (19. Mai 1857), bevor noch die Aufstände zu Mirat und Delhi bekannt sein konnten, „ist nicht mehr, was es war, und doch sind unsere europäischen Regimenter nicht vermehrt worden. Innerhalb der letzten funfzehn Jahre haben wir Sindh, das Pendschab, Pegu, Audh und ein halb Dutzend andere beschützte oder tributpflichtige Fürstenthümer eingezogen. Die Sorgen und Pflichten des Heeres wurden außerordentlich vermehrt. Wahrlich, die Ausgaben für unsere europäische Streitmacht sind außerordentlich groß. Jeder Mann kostet, bis er nach Indien kommt, 100 Pf. St., eine häufig fruchtlos ausgegebene Summe, weil viele Soldaten bald nach Ankunft sterben. Dem kann aber nicht abgeholfen werden. Die britische Armee in Indien ist eine Nothwendigkeit. Indien wurde durch das Schwert genommen, und muß mit dem Schwerte behauptet werden. Nichts ist so geignet, die östlichen Völker in Unruhe zu versetzen, als der leiseste Verdacht unserer Schwäche. Der Glaube, daß die Asiaten da oder dort nur auf einen Tag unsere Oberherrlichkeit gefährden könnten, schwächt unsere Majestät, unser Machtgebot, die Autorität der Civilisation."

Die Botschaften aus Hindostan lauteten immer ernster und drohender; der ganze Bestand des angloindischen Reichs war gefährdet. Da sind die unerschöpflichen geistigen und materiellen Hülfsquellen eines großen freien Gemeinwesens niemals reichlicher geflossen. Die Thatkraft und Besonnenheit eines im Grunde der fortgeschrittenen und fortschreitenden Bildung unserer Tage wurzelnden Nationalgefühls sind niemals in großartigerer Pracht, in freudigerm Lichte erschienen. Die Civilisation früherer Jahrhunderte steht weit zurück hinter jener unserer Tage. Sie war vorzüglich aus der Eroberung fremder Länder hervorgegangen. Müßiggang, üppiges Leben und Sklavenarbeit sind ihre Begleiter. Die herrschenden Völker verweichlichten und sind endlich zu Grunde gegangen. Nicht so die moderne Civilisation, vorzüglich der Angelsachsen. Eroberung und Arbeit, Fortschritt und Freiheit, allgemeiner Unterricht und Gleichberechtigung der Massen, getragen von dem Atlas der Neuzeit, der schrankenlosen Preßfreiheit, sind ihre Grundpfeiler, welche unendlichen Zielen entgegenführen, ohne zu schwächen, ohne zu ermüden.

Vor allem ist und bleibt unermüdliche Arbeit die Triebkraft der neuen wahren Civilisation. Die Liebe zur Arbeit verliert nie ihren Sitz; sie hat keine Grenze; sie schreitet immer vorwärts und erzeugt immer neue Mittel. Dies der Grund, weshalb die moderne Civilisation nie zu dem Verderbniß, der Schwäche umschlägt, wie bei den Alten geschehen. Und so sah man jetzt und wird es später immer sehen, bei allen gefährlichen Ereignissen, wie Regierung und Volk Großbritanniens in muthiger Vorsicht und schnellfertiger Ausrüstung wetteifern miteinander. Alle Parteiungen, alle andern staatlichen Bestrebnisse sind zur Seite geschoben; jeder Brite dachte blos an Erhaltung der imperatorischen Majestät. Die Landwehr wurde eingerufen und eingekleidet; Werbestationen wurden errichtet und Kriegslustige erschienen in Masse; jede Woche gingen mittels schnellsegelnder Klipper und Schraubendampfer, welche die ersten um einen Monat überholten, einige Truppenzüge nach Indien. Kaum hatten der Sultan und der Pascha von

Ägypten die Erlaubniß gegeben, so zogen auch englische Soldaten auf dem Landwege, über Alexandria und Suez, nach dem bedrohten Reiche. Die erste 200 Mann starke Truppe dieses Weges verließ Malta am 1. Oct. 1857, kam am 4. nach Alexandria, von dort innerhalb 26 Stunden nach Suez und landete am 13. Oct. zu Aden. Offiziere, Artilleristen, Ingenieure und die Leute, welche zum Stab und der wissenschaftlichen Abtheilung des Heeres gehörten, sind vorzüglich diese Straße gezogen. Der Kaiser der Franzosen gestattete den Zug ganzer Heere durch Frankreich — eine Freundlichkeit, welche vom englischen Volke in ihrem vollen Werthe anerkannt und von der Regierung wiederholt benutzt wurde. Nach Verlauf von neun Monaten standen 100000 Mann in Indien, andere 100000 Mann geübter Truppen waren in England zurückgeblieben, um allem Despotengelüste auf dem Continent, um allen unerwarteten Weltereignissen mit Macht entgegenzutreten.

Alle denkenden Menschen, alle sich selbst achtenden Gemeinwesen und Staaten sahen mit Bewunderung und Mitgefühl hinüber jenseit des Kanals auf die ehrfurchtgebietende Haltung, auf das ruhige Selbstvertrauen und die nie wankende Beharrlichkeit des englischen Volks. Mit banger Erwartung zählten sie die Tage von einer telegraphischen Depesche zur andern aus Hindostan. Alle kamen sie herbei, zu rathen, zu helfen. Die Unterstützungskasse für die Unglücklichen, welche Hab und Gut im indischen Aufstande verloren, hatte nach wenigen Monaten ihrer Begründung, obgleich der Zusammensturz im Handel und Verkehr große Verluste herbeiführte, über eine Summe von 343000 Pf. St. zu verfügen. Der Sultan von Konstantinopel, zu welchem alle Muselmanen als zu ihrem religiösen Oberhaupte emporsehen, spendete 1000 Pf. St., eine Handlung, welche von den Gläubigen in Mohammed höchst misfällig aufgenommen wurde. „Der Sultan", klagten sie, „hält es mit den Ungläubigen. Während unsere Brüder in Hindostan für die Religion kämpfen, eilt der Khalifah in mannichfachster Weise ihren Feinden zu Hülfe." Dieses Benehmen während der indischen Empörung war eine der vielen Anklagen, welche im Jahre 1859 die Verschworenen gegen den Sultan erhoben. Die Ausgaben des angloindischen Reichs, welche schon früher hinter den Erträgnissen zurückblieben, überstiegen jetzt die Einnahmen um viele Millionen. Anleihen waren nothwendig. Sie wurden vom Parlament bewilligt, unter der Bedingung, daß die Deckung, wie in frühern Zeiten, blos dem indischen Budget zugehöre und England in keinem Falle eine Haftung übernehme. Dessenungeachtet wurden alle verlangten Summen schnell gezeichnet, und zwar theilweise über dem Nennwerth.*)

Wo immer Angelsachsen wohnten auf Erden, in Australien und den Canadas, auf dem Cap und dem Indischen Archipelagus, allenthalben zeigten sie ein starkes Mitgefühl für die Leiden des Mutterlandes. Sie reichten bedeutende Unterstützungsgelder und haben selbst Truppen angeboten. Auch der große Tochterstaat in Nordamerika gab Beweise seiner Sympathie, freilich nicht ohne selbstsüchtige, kaufmännische Berechnung. Die hervorragenden Männer in jenem mächtigen Freistaate erkannten alsbald die Rebellion in Hindostan als einen Kampf der Barbarei gegen die Civilisation. Sie lebten der Hoffnung, England werde siegreich hervorgehen. Die Erhaltung Englands in seiner vollen Macht, so ungefähr erklärten sie, ist von großer Wichtigkeit für die Vereinigten Staaten, für die ganze gebildete Welt. Diese Macht allein gewährt Schutz gegen die wilde Tyrannei der Fürsten und Sonderrechtlichen. Ohne England gäbe es keinen Fuß breit Landes mehr in Europa, wo ein ehrlicher Mann seine Überzeugung öffentlich aussprechen und ihr gemäß leben könne. Fürchten sie die freie Presse und den freien Geist Englands nicht mehr, so werden die festländischen Willkürherren ihre Völker zu grenzenloser Sklaverei herabdrücken. Dann müssen wir hier in Amerika bedenken, daß England unser bester Kunde ist. Würde Hindostan in Barbarei zurücksinken, so müßten wir unsere mit jedem Jahre dorthin steigende Ausfuhr verlieren. Möchte uns England nur in der Neuen Welt gewähren lassen, dann würden wir dem verehrten Mutterstaate bei allen Nöthen in der Alten die hülfreiche Hand entgegenhalten.**) Mit gleicher Würde und welthistorischem Blick hat sich auch die russische Presse ausgesprochen. Die russische Regierung ist, was auch Unkundige und Bös=

*) Am 1. April 1858 erfolgten die Angebote für die neue indische Anleihe von 5 Mill. Pf. St. zu 4 Proc. Der geringste Preis, welchen der Directorenhof setzte, war 97. Die Angebote gingen von 97 zu 102, und die ganze Summe war bis auf 200000 Pf. St. an diesem einen Tage gezeichnet.

**) Solch eine Sprache führten die einflußreichsten Zeitungen im Norden und Süden der Union, die „Tribune", die „New-York Times", der „Herald" u. s. w., „New-York weekly Herald", 5. und 19. Aug. 1857 (Ausgabe für Europa).

willige sagen mögen, frei von aller Zettelei bei dem Aufstande in Hindostan wie bei dem Überfalle am Peiho (Juli 1859) geblieben.

Ganz anders die Römlinge, die andern Despoten und ihr Gesinde, engverbundene Feinde Großbritanniens und der fortschreitenden Bildung. Sie frohlockten über den, wie sie vermeinten, hereinbrechenden Zusammensturz der großen protestantischen und freien Weltmacht, wo die Heimat der Bibel, der persönlichen und bürgerlichen Gleichberechtigung. Sie hofften auf den Niedergang und Fall desjenigen Staats, wo zuerst das „heidnische Princip der Volksmajorität Wurzel schlug, das immer weiter und weiter um sich greift und am Ende alle Throne gefährdet". Der Engländer Wiseman, als Cardinal außerhalb der modernen englisch-protestantischen Civilisation, war der Chorführer. In einer Predigt, gehalten am 26. Juli 1857, hat der Kirchenfürst mit dreister Stirn den indischen Aufstand zu einer Schmähung gegen sein Vaterland und seine menschlichen Einrichtungen, gegen Piemont und dessen König ausgebeutet. „Die Freunde Englands, die italienischen Rebellen", hieß es, „stehen auf gleicher Stufe mit den indischen Sipahis." Die furchtbaren Greuel in Hindostan dienten diesem Priester blos zur Verherrlichung des nicht minder furchtbaren Regiments König Ferdinand's II. von Neapel. Eine Abtheilung der katholisch-irischen Presse ließ sich derart vom religiös-politischen Ingrimm hinreißen, daß sie die Sipahisgreuel unbedingt in Schutz nahm. Druckschriften solchen Inhalts sind in Irland und unter den in Unwissenheit und Schmuz aller Art versunkenen Iren der Neuen Welt in Menge verbreitet worden. Die römische und despotische Presse des Continents war, mit seltenen Ausnahmen, einstimmig in der Verurtheilung der Engländer. Alles dies Unglück, erklärten in Frankreich der „Univers" und die „Gazette de France" sowie die ultramontanen Blätter in Deutschland, sei die gerechte Strafe der Ketzerei. Kehrten die Engländer nicht zur Mutterkirche zurück, so wären sie verloren.

Verschwiegen soll nicht werden, daß das Unglück Großbritanniens auch außerhalb der Kreise, welche die Feinde sind jeder geistigen und staatlichen Freiheit, der höhern Menschlichkeit und der nationalen Gleichberechtigung, mit einiger Befriedigung und Schadenfreude vernommen wurde. Bei allen ihren vortrefflichen Eigenschaften sind die Engländer nirgendwo beliebt; scheint es doch, als ob sie die Zuneigung anderer Völker verschmähten. Sie halten sich allzu sehr abgeschlossen, als daß ihre Nöthen für ein Familienunglück betrachtet werden könnten. Diese und andere Gebrechen des englischen Nationalcharakters sind in den Predigten am Buß- und Bettage zur Abwehr der indischen Empörung offen dargelegt worden. An jenem Tage haben sich auch die Ultramontanen angeschlossen. Hatten sie doch gesehen, daß die Sipahis keinen Unterschied machten zwischen Christen und Christen, daß die römisch-katholischen Sendboten und ihre Zöglinge hingeschlachtet wurden gleichwie die Evangelischen. Cardinal Wiseman selbst hat schließlich in einem vieldeutigen Hirtenbriefe seine Gläubigen aufgefordert, „Gott für die Siege zu danken, welche über ungläubige Völker, die auf Ausrottung der Christenheit sinnen, errungen wurden".

Die kirchlichen Einrichtungen, das Missionswesen und die Predigten sind bei dem angelsächsischen Volke vom größten Einfluß; sie gehören zu seinen hervorstechendsten Merkmalen allenthalben auf Erden. Öffentliche Buß-, Bet- und Danktage werden viele abgehalten in Amerika wie in Europa. Aber solch einen ernsten und feierlichen Tag wie der 7. Oct. 1857 hatte wol das protestantische England selten gesehen. Die Kirchen waren voll bis zum Gedränge. Das ganze Volk nahte sich, demüthigen Sinnes, Gott seinem Herrn. Der Lord-Mayor, die Magistratsräthe und die Gemeindebevollmächtigten zu London zogen in ihrer Amtstracht in ernster feierlicher Weise nach der Kathedrale zu St.-Paul. In gleicher Weise erschienen alle Bediensteten und die zahlreiche Jugend der öffentlichen Anstalten.

„Die erste Pflicht des christlichen Volks", sprachen die geistlichen Redner, „die Pflicht, welcher unter den jetzigen Nöthen jede andere weichen muß, ist, der grenzenlosen Noth, dem maßlosen Elend zu steuern, welches die indische Empörung über die Tausende unserer Mitmenschen verbreitet hat und verbreitet. Dann müssen wir in uns gehen, unsern Hochmuth ablegen und unsere Sünden bereuen. Wir erinnern uns alle, wie es vor neun oder zehn Jahren erging, als eine wilde Revolution über Europa einherzog und tausendjährige Throne zusammenbrachen. Da ist Britannia unerschüttert und fest dagesessen; ihre Freiheitstempel blieben sicher und unversehrt; sie saß da, gleichwie eine Königin und sagte vielleicht in ihrem Herzen: «Ich werde keine Sorge sehen!» Jetzt hat sich alles geändert. Die andern Nationen leben in Frieden, während uns Sorge und Ängstlichkeit ergriffen haben. Damals bemitleideten wir die andern Nationen, jetzt bemitleiden sie uns, oder, was auch möglich, sinnen auf unsern Untergang, der nicht

kommen wird, und sprechen in ihrem Herzen: «Jetzt ist sie zur Wüste geworden.» Wir müssen uns schwer versündigt haben, daß Gott uns derart züchtigte. Und gibt es etwas, welches mehr als alles andere der Fluch ist in den Beziehungen Englands zu seinem indischen Reiche, so ist es der Opiumhandel.*) Die Ostindische Compagnie zieht jährlich 4 Mill. Pf. St. aus diesem verruchten Stoffe und vernichtet hiermit Körper und Geist vieler Millionen Asiaten. Sie zwingt das Opium dem chinesischen Reiche auf und spottet der Gesetze und der Menschlichkeit. Dies ist nicht blos die schreiende Sünde der Ostindischen Compagnie, sondern auch unserer Regierung, der ganzen englischen Nation. Wollten wir ernstlich diesem Unheil steuern, so würden die Machthaber gezwungen sein es auszureuten. So war es mit dem Sklavenhandel, mit der Sklaverei. Hat die Regierung nicht endlich dieses Unwesen abgethan? Was auswärts, was in den Colonien geschieht, ist eine Frucht unsers Nationalgeistes, unsers Nationalwillens. Wo haben die Sucht nach Eroberung, die Absetzung einheimischer Fürsten, die Einfügung so vieler fremden Reiche unter unsere riesenhafte Herrschaft ihren Ursprung genommen? Sie alle waren Ergebnisse der nationalen Bestrebungen in Großbritannien; sie sind die Folgen unsers Stolzes und unserer Habsucht, die schreienden Sünden, mag es leugnen, wer da wolle, des britischen Volks. Woher kommt denn die widerliche Schmeichelei gegen reiche Leute, als von unserer Hochschätzung des Besitzes, als wenn dieser alle andere bessere und höhere Eigenschaften ersetzen könnte. Woher kommen die grenzenlosen Betrügereien während der letzten Jahre, diese wilden Speculationen, welche viele Tausende ins Elend stürzten? Woher anders als von unserer Habsucht, welche schnell reich werden will, ohne nachhaltige heilsame Arbeit, welche Gott immer segnet. Wahrlich, es gibt keine solche stolze Nation auf Erden als wir sind, wir Engländer — stolz auf uns und auf alles, was mit uns zusammenhängt. Wir sind zum Sprichwort geworden unter den Völkern, weil die Engländer, kommen sie in ein fremdes Land, auf die Einheimischen als auf eine untergeordnete Rasse herabsehen. Diese Anmaßung macht uns so unbeliebt und lächerlich bei vielen unserer Nachbarn. Wir bemerken gleich die Fehler anderer, die Treulosigkeit der Sipahis, die Halsstarrigkeit der Brahmanen, die Grausamkeit der Muselmanen, und sind blind gegen unsere eigenen Fehler. Haben wir uns nicht gegen die Asiaten in mannichfacher Weise verfehlt? Wir stehen seit 260 Jahren mit Indien in Verbindung und seit 100 Jahren sind wir in Wahrheit die Landesherren. Während dieser ganzen langen Zeit waren wir nicht im Stande, die Aufmerksamkeit des englischen Volks in dem Umfange, wie es unsere Beziehungen erheischen, nach jenem Lande zu richten; selbst im Parlament findet sich nur eine geringe Zuhörerschaft für Indien. Die jetzige Heimsuchung, so furchtbar sie auch sein mag, ist blos eine gnädige Strafe, um uns an unsere Pflichten gegen Indien zu erinnern. Haben wir doch ohne Grausamkeit, ohne Unterdrückung und Unredlichkeit kaum einen einzigen Fleck Landes erworben!" Die geistlichen Redner haben natürlich auch eine schöne Anzahl abenteuerlicher Worte zu ihren Gemeinden gesprochen. Der bekannte Baptistenprediger Spurgeon, welcher im Krystallpalast vor einer Zuhörerschaft von 23564 Personen predigte, vermeinte, England hätte keinen Augenblick die sogenannte Hindureligion dulden sollen. „Ist sie doch der schändlichste Schmuz, welchen die verdorbenste Einbildungskraft nur ersinnen konnte! Religionsfreiheit ist zwar ein sehr theuerer Grundsatz. Lehrt aber die Religion Immoralität, so schreien wir Nieder damit! Es ist die Pflicht einer christlichen Regierung, jene schändliche Religion von Grund auszurotten, damit keine Spur davon auf Erden verbleibe."

Die amtlichen und die öffentlichen Berichte über die Empörung.

Die amtlichen Berichte der Engländer, mögen sie bürgerliche oder militärische Angelegenheiten betreffen, geben Zeugniß von den Eigenthümlichkeiten der Nation. Veraltetes Formelwesen, sachliche Darstellung und geschäftliche Pünktlichkeit, womit eine gewisse abspannende Trockenheit nothwendig verbunden. Selbst die Kriegsberichte über die grausenhaften Ereignisse in Hindostan machen hiervon keine Ausnahme. Sie entbehren mit seltenen Ausnahmen, wie Inglis' Bericht über die Belagerung und Operationen von und in Laknow, derart allen Redeschmucks, daß man glauben könnte, sie wären ohne Theilnahme niedergeschrieben. Die Führer

*) Dr. Bowring hatte die nicht beneidenswerthe Kühnheit, bei der Versammlung des britischen Wissenschaftlichen Vereins zu Aberdeen (September 1859) den Opiumschmuggel und die Opiumraucher zu vertheidigen. Der ehemalige Statthalter von Hongkong wollte aus persönlichen Rücksichten dem Laster schmeicheln. Sein eigener Sohn ist bei einem großen Opiumgeschäft betheiligt. Um die Unkundigen vor Täuschung zu bewahren, hat man alle seine Angaben in einem Briefe an die „Times" (5. Oct. 1859) widerlegt.

finden es hinreichend, wenn sie die Bewegungen ihrer Truppencorps, die Nummern der Regimenter, aus welchen sie bestanden, und die Schlachtenergebnisse gegen die Sipahis oder Purba, d. h. die Östlichen *), in aller Kürze darlegen. Die furchtbarsten Kämpfe, die seltenen und seltsamsten Ereignisse sind mit einer Ruhe und Kaltblütigkeit vorgetragen wie gewöhnliche unbedeutende Tagesgeschichten. Eine lebensvolle, die Ursachen und Folgen der Begebenheiten darstellende Geschichte könnte aus solchen Actenhaufen allein ebenso wenig hervorgehen wie aus jenen in mittelalterlichen Zeitbüchern verzeichneten Namen, Zahlen und Vorfallenheiten. Diese dem Parlament vorgelegten Depeschen über die indischen Aufstände — die ersten neun Blaubücher reichen blos bis zum Mai 1858 — bilden jedoch nur das Gerippe, das körperliche Knochenwerk. Fleisch und Blut, Geist und Leben erhält die Geschichte durch die mannichfachen Berichte der Zuschauer und Theilnehmer, durch Privatschreiben und Zeitungsartikel von besondern an Ort und Stelle sich befindlichen Correspondenten sowie durch Abhandlungen in mannichfachen Zeitschriften und selbständigen Büchern. Jene amtlichen Berichte bilden gleichsam blos die eisernen Rahmen, in welchen die lichten Gläser der verschiedenen privatlichen Mittheilungen eingefaßt werden. Diese zeichnen die Begebenheiten in lebensfrischer Wahrheit und Wirklichkeit, wenn auch nicht ohne individuelle Rücksichten und Parteinahme, nicht selten auch mit den bekannten, den Engländern und vorzüglich Militärpersonen eigenthümlichen humoristischen Beigaben. Solche Schriftwerke von Privaten sind es vorzüglich, wodurch die englische Bevölkerung von den Ereignissen unterrichtet wird; sie bilden die Grundlage zum Aufbau der öffentlichen Meinung, und lehren, was unter gewissen Umständen zu thun und was zu lassen.

Mittels dieser mannichfachen Baustoffe konnte man es jetzt bereits wagen, eine Geschichte der Empörung in Hindostan und ihrer Folgen zu schreiben, welche auf bleibenden Werth Anspruch macht. Unbedeutende Vorfälle mögen später bekannt, selbst an den hervorragenden Begebenheiten einzelnes berichtigt werden. Im großen und ganzen können aber die folgenden Jahre weder neue Thatsachen noch andere und begründete Ansichten über den Ursprung und den Verlauf der Rebellion zu Tage fördern. Sollten auch Muselmanen und Hindu, Eurasier und Parsen die Geschichte Hindostans der letzten Jahre in eigenen Werken erzählen, so würden sie doch kaum dem vorhandenen Material wesentlich Neues hinzufügen. Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr, am wenigsten im Morgenlande. Auch haben bereits die Bekenner des Islam und der Brahmalehre ihre Klagen und Bedrängnisse, ihre Ansichten und Hoffnungen in Proclamationen, Bulletins und andern Schriften dargelegt, an welchen die Angaben der Angloindier geprüft und zum Theil berichtigt werden konnten. Ein eingeborener Offizier der Sikhgensdarmerie zu Bengalen, Schah Hadayat-Ali, hat selbst eine ausführliche Denkschrift über die Ursachen und den ersten Verlauf der Empörung in der Urdusprache **) niedergeschrieben, woraus sie ins Englische übersetzt wurde. ***) Ein anderer Muselman ließ ein eigenes Werk über die Ursachen der indischen Rebellion erscheinen. †) Berichte einheimischer indischer Neuigkeitsschreiber und Leitartikel in parsischen, muselmanischen und Hindu-Zeitungen, worin sie sich mit aller Schärfe gegen die angloindische Regierung erklären, standen in Menge zu Diensten. In Delhi allein lebten während der Belagerung 20—30 Neuigkeitsschreiber, welche an die verschiedenen Höfe indischer Fürsten Bericht erstatteten. Durch den Neuigkeitsschreiber von Dscheipur ist zuerst die Einnahme der Stadt bekannt geworden.

Den Segen des freien Worts in öffentlichen Versammlungen und in der Presse für die Wohlfahrt der Völker und der ganzen Menschheit, für die Förderung der Einsicht und der Wissenschaft vermag niemand besser zu erkennen und zu schätzen als der Geschichtsforscher, als der denkende Beobachter der laufenden Weltereignisse. Das Parteigerede wird ihn nicht beirren. Kenntnisse, Erfahrung und Urtheil bleiben, mitten unter dem selbstsüchtigen Gewirre, die sichern Leitsterne zur Wahrheit. Zeitschriften, welche gewöhnlich mehrere Monate hinter den

*) Man versteht darunter vorzüglich die Bengali, weil sie aus dem östlichsten Theile Hindostans, aus Bengalen, kommen. Das Wort heißt im Sanskrit Purwa, in den Mundarten Purba und Purab. Die Engländer schreiben Parebeah.

**) Urdu bedeutet Lager, ist ursprünglich ein mongolisches Wort, wovon auch das europäische Wort Horde. Man versteht gewöhnlich die Sprache Hindostans darunter, welche an den Höfen zu Delhi, in Laknow und im allgemeinen von den indischen Muselmanen gesprochen wurde und wird. Diese Sprache beruht auf einer Sanskrit- oder Hindugrundlage mit starker Mischung von arabischen, persischen und türkischen Wörtern.

***) „Times", 1. April 1858.

†) „An essay on the causes of the Indian revolt. By Syud Ahmed Khan, principal sudder ameen of Moradabad" („Mofussilite Press", Agra 1859).

Begebenheiten einhergehen, sind ruhigere, besonnenere Führer als die Tag- und Wochenblätter. Im Betreff der indischen Thatsachen und Zustände behauptet das „Calcutta review" seit seinem siebzehnjährigen Bestande die oberste Rangstufe. Alle hervorragenden, wichtigen und lehrreichen Stoffe der Geschichte und Literatur, der Staatsweisheit und Staatenkunde, der Glaubensformen, der Gesetze und Sitten der Völkerschaften Hindostans sind dort dargestellt und zwar wiederholt, nicht selten von den verschiedensten Standpunkten. Man findet Aufsätze über einzelne Provinzen, Bezirke und Dorfschaften, über die Königreiche, wie sie waren, wie sie sind und sein sollten; über die Gründe und die Folgen der Einziehung großer und kleiner Lehnsherrschaften; über die verschiedenen Einnahmequellen, namentlich über die Landsteuer, in welcher Weise sie erhoben wird und wie alle diese verschiedenen Anordnungen wirken zum Vortheil und Nachtheil des Unterthanen und der Regierung. Der Zustand der Gerechtigkeitspflege und der Polizei, die Mängel der Gesetze und der Verwaltung, die Gebrechen und Verbrechen der indischen Gesellschaft — alles ist in dieser Zeitschrift ausführlich besprochen von kundigen und wohlwollenden Männern, von hochgestellten Beamten im bürgerlichen und militärischen Dienste, von Lehrern, von christlichen Sendboten und andern unabhängigen tüchtigen Männern. Zu wünschen wäre, daß, wo die Verhältnisse dies zulassen, die Mitarbeiter genannt würden. Namen und Stellung geben die sicherste Bürgschaft für die berichteten Thatsachen. Wen hätte es nicht erfreut zu wissen, daß Sir Henry Lawrence der Verfasser mehrerer Aufsätze war in jenem „Calcutta review", welche später in besonderm Abdrucke zu Serampore und London erschienen sind: „Die militärische Vertheidigung des angloindischen Reichs"; „Die Verwaltung des Oberstatthalters Lord Hardinge"; „Die indische Armee"; „Die Reform der indischen Armee"; „Das Königreich Audh".

Ein verdienstliches Sammel- und Quellenwerk sind die begonnenen „Jahrbücher der indischen Rebellion", welche, je nach der Menge des hervorkommenden und gesichteten Stoffs, in zahlreichen Lieferungen erscheinen sollen. Eine Abtheilung wurde bereits im Mai 1859 zu Kalkutta ausgegeben.*) Noch wichtiger und umfassender Art sind die Annalen der indischen Verwaltung, zusammengestellt von Meredith Townsend, dem Herausgeber des „Friend of India", welche mit December 1856 beginnen, bis December 1859 reichen und von Zeit zu Zeit fortgesetzt werden.**) Diesen Jahrbüchern stellen sich die „Denkwürdigkeiten der christlichen Glaubenszeugen"***) würdig zur Seite. Wir ersehen daraus, daß 1500 Christen muthwilligerweise ermordet wurden, wovon 240 Offiziere der indischen Armee, 4 Kaplane und 10 Missionare mit Weib und Kind. Die Ereignisse der ersten Monate der Rebellion sind übersichtlich und unparteiisch zusammengestellt, gut und schmucklos erzählt in dem Werke des Hrn. Mead, längere Zeit Herausgeber der trefflichen Zeitung „The friend of India".†) Die Vorfälle im Mittel- und Knotenpunkte der Empörung, in den Nordwestlichen Provinzen, werden erzählt in dem Werke des Richters Raikes am Gerichtshofe zu Agra. Hr. Raikes setzt in überzeugender Weise die Gründe auseinander, warum hier vorzüglich die Aufstände wütheten und sich so leicht verbreiten konnten.††) Ihm stehen ergänzend zur Seite die Werke der Herren Dunlop†††), Edwards*†) und die Briefe des vielkundigen schottischen Sendboten Alexander Duff**†), Begründer und längere Zeit Herausgeber des „Calcutta review".

Die im Augenblicke der Ereignisse niedergeschriebenen Briefe des Missionars enthalten höchst bezeichnende, sonst nicht berichtete Einzelheiten; sie geben Kunde von den Stimmungen, den

*) „Annals of the Indian rebellion" (Kalkutta 1859).

**) M. Townsend, „The annals of Indian administration." Bis Ende December 1859 sind es 13 Lieferungen in 3 Bänden.

***) W. Owen, „Memorials of christian martyrs and other sufferers for the truth in India" (London 1859). Zur Berichtigung mancher falscher Angaben in dieser Compilation dient: M. A. Sherring, „The Indian church during the great rebellion" (London 1859). Sherring war früher Missionar zu Benares und ist jetzt in Mirzapore stationirt.

†) H. Mead, „The Sepoy revolt, its causes and consequences" (London 1857).

††) Ch. Raikes, „Notes on the revolt in the Nord-West Provinces of India" (London 1858).

†††) R. H. Dunlop, „Service and adventure with the Khakee Ressalah, or the Meerut volunteer horse, during the mutinies of 1857—58" (London 1858). Dunlop war Steuereinnehmer zu Mirat.

*†) W. Edwards, „Personal adventures during the Indian rebellion in Rohilcand, Futteghur and Oude" (London 1858). Edwards war Magistratsperson zu Budaon, ein Bezirk Rohilkands, der damaligen Vicestatthalterschaft der Nordwestlichen Provinzen.

**†) „The Indian rebellion; its causes and results. In a series of letters, from the Rev. Alexander Duff" (London 1858).

auftauchenden Gedanken und Gefühlen der herrschenden und beherrschten Klassen. Der innig bewegte Darsteller liefert lebensvolle bewegte Bilder. Der amtliche Bericht des Majors Norman *), Generaladjutant der bengalischen Armee, und das Werk des Hrn. Medley **), Hauptmann im bengalischen Geniecorps, behandeln vorzüglich die militärischen Angelegenheiten. Norman und Medley schreiben gewandt und gefallen sich, wie nicht selten militärische Schriftsteller niedern Ranges, in ungewöhnlich starken Ausdrücken.

Gleichwie die Ergebnisse, so zerfallen natürlich auch die Schriften über die Empörung in gewisse Gruppen: Pendschab und Delhi, Cawnpore, Laknow oder Audh, worüber ausführliche amtliche Berichte vorliegen. ***) In Betreff der Begebenheiten in Mittelindien stehen verhältnißmäßig nur wenige und mangelhafte Quellen zu Gebote. Die Aufstände zu Bandelkand, in den Fürstenthümern des Sindhia und Holkar, zu Sogor, Dschabbalpure und andern Orten sind noch nicht mittels eines eigenen Werks und im Zusammenhange dargestellt. Man konnte blos die amtlichen Berichte und einzelne Briefschaften in der londoner „Times", „Indian news" und „Allens mail" zu Rathe ziehen. Mehrere dieser äußerst zahlreichen Mittheilungen haben wir im Verlaufe unserer Darstellung angeführt und ihren Werth, ihre Richtung in wenigen Worten bezeichnet. Schnellere und leichtere Verkehrswege und die auch in anderer Beziehung fortschreitende Civilisation haben eine Erscheinung hervorgerufen, welche der Geschichte unserer Tage zum großen Vortheil gereicht. Große Zeitungen in Europa und Amerika, namentlich die „Times" in London, halten oder senden eigene Berichterstatter allerwärts, wo sich Denkwürdiges und Folgenreiches ereignet. Während der Empörung genügten dem Weltblatt seine Correspondenten zu Bombay und Kalkutta nicht mehr. William Howard Russell, ein talentvoller unparteiischer Beobachter, wurde nach Indien gesandt, welcher in zahlreichen und ausführlichen Berichten sowie in einem besonders erschienenen Tagebuche †) über die militärischen Begebenheiten, über Land und Leute Mittheilung macht. An der Weise, wie der Correspondent der „Times" aufgenommen wurde, erkennt man mit freudigem Gefühle die Macht der Presse und der öffentlichen Meinung im britischen Reiche. Der Oberstatthalter und der Feldzeugmeister, die Generale und die bürgerlichen Beamten wetteiferten in Artigkeiten und vertraulichen Mittheilungen. Sie bemühten sich sämmtlich im besten Lichte zu erscheinen, damit sie ihren Landsleuten der Heimat, in den Spalten der „Times", in gleich vortheilhafter Weise vorgeführt werden möchten. „Hr. Russell", sprach Lord Clyde, „Sie sollen alles erfahren, was vorgeht. Sie sollen meine Berichte und jede mir zukommende Nachricht sehen. Sie können alles nach England schreiben, nur dürfen Sie hiervon nichts im Lager erzählen."

Die indische Empörung hat bereits auch viele poetische Ergüsse, selbst einen Sonettenkranz ††) und ganze Sammlungen lyrischer Poesien hervorgerufen †††), welche dem Geschichtschreiber die Gefühle, Ansichten und Plane zu gewissen Zeiten der Empörung offenbaren. Einzelne Gedichte können sogar als Zeugnisse der Begebenheiten dienen. Die Widersprüche, welche bei untergeordneten Ereignissen auch in unserer Darstellung vorkommen, sind den verschiedenen Angaben gleichberechtigter Zeugen zuzuschreiben. William Russell hat bereits hierüber Klage geführt. *†) Sieht man genau zu, so ist's jedoch allenthalben so in der Weltgeschichte. Nur die Hauptbegebenheiten stehen fest; nur sie sind über alle Zweifel erhaben.

Kaum daß irgendeine andere Begebenheit in der Geschichte der Menschheit so zahlreiche Stoffe zu poetischen Schöpfungen darbietet wie die Empörung in Hindostan. Die Begebenheiten brechen plötzlich herein; sie sind schmerzlich, bluttriefend und beispiellos. Die Überraschten, die Getroffenen stehen muthvoll aufrecht und treten dem aufbrausenden Ungethüm mit be-

---

*) H. W. Norman, „Narrative of the campaign of the Delhi army" (London 1858).

**) J. G. Medley, „A years compaigning in India, from march 1857 to march 1858" (London 1858).

***) „Narrative of Mutinies in Oude. Compiled from authentic records. By captain G. Hutchinson Published by authority" (Kalkutta 1859).

†) „My diary in India, in the year 1858—59. By William Howard Russell, special correspondent of The Times. With illustrations" (zweite vermehrte Auflage, 2 Bde., London 1860).

††) „Ex oriente. Sonnets on the Indian rebellion" (London 1858).

†††) Mary E. Leslie, „Sorrows, aspirations, and legends from India" (Kalkutta und London 1858).

*†) „Diary", II, 406. „How many different reports of the same affair there are from competent authorities." Russell's Berichte selbst haben in Indien vielen Widerspruch erfahren; die indische Presse hat ihm eine Menge Fehler und Ungerechtigkeiten in Beurtheilung der Personen nachgewiesen.

sonnener Thatkraft entgegen. Schnell stürzt die Rache über die Schuldigen herein und trifft nicht selten auch die Unschuldigen. Hervorragende Geister künftiger Tage werden in der indischen Empörung auch Stoffe zu Heldengedichten finden, großartiger und mannichfacher als jene, welche Homer, Tasso und Milton ihren Schöpfungen zu Grunde legten. Hier sind mehrere Troja und Helden in Masse. Eine herabgewürdigte Menschheit liegt im wilden Kampfe gegen die fortschreitende Bildung, gegen die Moralität, gegen die Wissenschaft und Einsicht. Dies und nichts anderes ist die Rebellion in Hindostan. Wir hielten es auch aus diesem Grunde für geeignet, der geschichtlichen Darstellung einen Blick auf das britische Volk vorauszusenden, seine Weltstellung und Civilisation. Liegt doch hierin, trotz aller grenzenlosen Selbstsucht, die Berechtigung der Angelsachsen zur Herrschaft über alle jene barbarischen und halbbarbarischen Länder im Morgenlande, eine Sühne und Reinigung der zahlreichen blutigen Thaten in China und Hindostan.

Die angloindische Regierung und die Klagen der Eingeborenen.

„Die Millionen Hindostans erfreuen sich der Ruhe, des Glückes und allseitigen Fortschritts unter unserer erleuchteten Herrschaft. Wer hat die Straßen gebaut? Wer hat den großen Gangeskanal eingerichtet? Wer hat die Schulen begründet? Alles dies die Ostindische Hansa. Alle jene zahlreichen Völker vom Vorgebirge Komorin bis zum Schneegebirge, von Chinas Gemarkungen bis nach Afghanistan, sie lieben und verehren uns im hohen Grade. Wer möchte daran zweifeln? Betrachtet nur unsere ergebenen, unsere getreuen Sipahis! Diese zahlreichen einheimischen Heere jeder Waffengattung, sie stehen bereit zu jedem Waffendienste, zu jeder Aufopferung." Mit solcher und ähnlicher Rednerei haben die Vorsitzenden im India House, haben die Diener der völkerbeherrschenden Compagnie und ihre blos den eigenen Vortheil berechnenden Actieninhaber die Bitt- und Klageschriften der Hindu, der Muselmanen und der Sendboten aller christlichen Bekenntnisse, die Warnungen einiger kundiger Mitglieder des Ober- und Unterhauses, die misliebigen Stimmen und Beschuldigungen der Presse und öffentlichen Versammlungen zurückgewiesen. „Worüber man klagt, dem ist längst abgeholfen. Während und nach den ersten Jahren der Eroberung konnte Willkür, konnten harte Maßnahmen nicht vermieden werden. Dies alles hat seit langer Zeit aufgehört; zu Beschwerden ist kaum ein Grund vorhanden." Das schwache Haus der Gemeinen — von den mehr als 600 Mitgliedern blieben bei indischen Fragen kaum einige 60 zurück — nickte, gleichwie das der Peers, Beifall und suchte schnell über die widerliche, anstößige Untersuchung hinwegzukommen. „Ist von Hindostan die Rede", pflegte ein witziger Lord zu sagen, „so eilen die Herren davon, als rufe sie die Glocke zum fröhlichen Mahle." Ebenso geringer Antheil an den indischen Angelegenheiten herrschte außerhalb des Parlaments. Die Masse des englischen Volks, selbst die gebildeten Klassen, mochten nichts von Indien hören und lesen; sie sind in kaum glaublicher Unwissenheit über Land und Leute in Hindostan geblieben. Wir drucken wol Bücher über Indien und China, sagte mir vor Jahren ein londoner Buchhändler, wir verkaufen sie aber nicht. Werke solcher Art können nur mit Unterstützung der Compagnie und gelehrten Gesellschaften erscheinen.

Wie man zu Kalkutta, Bombay und Madras einträgliche Stellen erhasche, an welcher Ein- und Ausfuhr am meisten zu gewinnen, welchen Sold die Offiziere, Bischöfe und Kaplane sowie die Missionare erhalten — diese und andere Geldsachen waren die indischen Angelegenheiten, welche Aufmerksamkeit erregten. Wohl fand sich eine geringe Zahl Männer höhern Sinnes, welche bei dem Gewinne noch ein anderes Ziel ins Auge faßten. Sie wollten die versunkenen Geschöpfe Hindostans zu Menschen heranbilden. Mehrere von ihnen, Leute beschränkten Geistes, hatten freilich falsche Wege eingeschlagen: sie wähnten, die besondern christlichen Formen, worin sie sich glücklich fühlen, seien die einzigen Heilmittel für alle die angeborenen und anerzogenen Gebrechen der Menschheit; die Bibel und wieder die Bibel, lautete die Losung. Dies alles ist jetzt anders geworden. Der Lug und Trug, die Heuchelei und der Unverstand, die Täuschenden und die Getäuschten, sie haben sämmtlich furchtbare Erfahrungen gemacht; sie haben selbst zum Theil in der blutigen Wirklichkeit der letzten Jahre ihren Untergang gefunden. Das dichte Gewebe der Selbstsucht, der Nachlässigkeit und Misachtung ist zerrissen; alle die süßen Traumbilder sind zerronnen. Nur die Schrecknisse der langen Stunden und Tage, der Monate und Jahre, nur sie sind zurückgeblieben. Die Herren in und außerhalb der Parlamente, alle denkenden Engländer in Indien und der Heimat müssen sich zu der traurigen Wahrheit bekennen: Die Sympathien der Hindu und Muselmanen besitzen wir nicht und haben sie niemals besessen. „Das ganze Land", dies schreiben die militärischen Befehlshaber aus Mittel-

indien und Audh, aus dem Dekhan, Sindh und vielen andern Gemarkungen, „ist uns feindlich gesinnt; niemand verräth die Zuflucht, die Verstecke der Rebellen; allenthalben Trauer über unsere Siege. Unsere Züge, Märsche und Überfälle müssen wir heimlich vorbereiten, aus Furcht, die Dorf- und Stadtbewohner möchten sie den Aufständischen verrathen. Seien wir aufrichtig: Gründe zu dieser feindlichen Stimmung sind genug vorhanden. Mögen sich unsere Landsleute ferner keinen Täuschungen hingeben; mögen sie aufhören, die Hindu, die Muselmanen und andere zu beschuldigen. Man kann, man darf nicht sagen, sie seien glaubenstolle, blutdürstige und undankbare Leute, welche nicht einsehen wollen, mit wie vielen Wohlthaten wir, die fremden Eroberer — fremd in jeder Beziehung, in Sprache, in Religion, in Gesetzen, Sitten und Gewohnheiten — sie, die Unterjochten, überhäuft haben und überhäufen. Unwahrheit und Täuschung! Durchzieht nur Indien, gleichwie wir dies gethan! Zerfall und Verwesung werdet ihr finden von einem Ende zum andern. Städte und Dörfer, Monumente, Tempel und Gräber, Teiche, Wasserbehälter und öffentliche Hallen — alle und alles zerfallen in Trümmer. Das armselige, krankhafte und hinfällige Wesen der Bevölkerung, vorzüglich in Bengalen, ist furchtbar. Ähnliches wird man kaum sonst irgendwo finden auf Erden. Was wir in der That geleistet haben, ist theils zu neu, um die wohlthätigen Folgen erkennen zu lassen, theils den Einheimischen ganz unverständlich geblieben. So die Schulen, die Eisenbahnen. Wir haben überdies mit unsern Einrichtungen, bei den besten Absichten, die Gesetze, die Sitten und altväterlichen Gebräuche zu Boden getreten; wir haben die Eingeborenen, Hindu, Muselmanen und die wilden Völklein regiert gleichwie die Grundholden von Kent oder die Landwehr von Lincoln. Und ihr wundert euch noch über die Zerstörungswuth, über den Blutdurst dieser in ihrem Besitzthum geschmälerten, in ihren liebsten Gewohnheiten, in ihrer angestammten Neigung und Abneigung, in ihren Ansichten und Vorurtheilen gekränkten Halbbarbaren. Die ausgesäeten Drachenzähne sind, in natürlicher Folge, als feurige Männer aufgestanden und haben uns mit Tod und Verderben überschüttet. Es mußte so kommen, früher oder später. Verfahren wir nicht anders, gebrauchen wir nicht alle erdenkliche Vorsicht, so werden die wilden Wellen des Aufruhrs nochmals und nochmals über unsere schuldigen Häupter zusammenschlagen. Keine Täuschung mehr, keine Schönrednerei. Die Thatsache steht fest; jeder Zweifel muß weichen. Die Rebellion war lange reif, war lange vorbereitet; es bedurfte blos zufälliger Windzüge, und die verheimlichte massenhafte Glut loderte schnell auf zum prasselnden blutrothen Flammenmeere. Erklärte doch Sir Henry Lawrence, welcher sich einer langen und mannichfachen Erfahrung erfreute, die indischen Völkerschaften wären unter ihren einheimischen Regierungen glücklicher gewesen als unter der unserigen." *)

Hätte man die zahlreichen Beschwerdeschriften, welche bei der letzten Erneuerung des Freibriefs (1853) der Ostindischen Compagnie aus allen Gegenden Hindostans und vorzüglich aus Bengalen einliefen, gelesen und beachtet, die gebietenden Herren würden die allgemeine Verstimmung erkannt und Maßregeln der Vorsicht angeordnet haben. Dem Gesetze, klagen die Hindu, wird der religiöse Boden, worin seit Bestand des Hindustaats alle Verhältnisse wurzeln, entzogen. Unerträgliche Begünstigung des Abfalls vom heimischen Glauben ist geboten. Das neue Erbgesetz ist ein Treubruch der 1781 und 1793 feierlich gegebenen Versicherungen. Solche Gunst des Proselytenthums ist übrigens gar nicht nothwendig. Die vom Glauben ihrer Väter und ihres Landes zum Christenthum Abfallenden treten in eine höchst günstige Lage. Ihnen werden Stellen und Beförderungen geboten, worauf die dem tausendjährigen Glauben Treugebliebenen verzichten, verzichten müssen. Die Bestimmungen des Koran, sagten die Muselmanen, welcher nicht blos religiöse Vorschriften, sondern die bürgerlichen Gesetze enthält, werden misachtet und die Gläubigen nach fremden Ordnungen gerichtet. Die Muselmanen ehren ihr Gesetz als den Ausspruch des Propheten. Das ist ein heiliges unwandelbares Gesetz, kein Gerichtshof kann, darf es beugen. Wer da richtet im Gegensatz zur Offenbarung, der ist ein Ungläubiger.

Nicht genug ist es, fügten andere Bittsteller hinzu, zu fordern, daß den Übergriffen der Regierung in religiösen Angelegenheiten gesteuert werde. Hindu und Muselmanen sollten künftig keine Steuern bezahlen zum Unterhalt der Diener einer fremden, der Christusreligion. Die indische Regierung möge Kaplane fürs Militär halten, wozu aber die Masse hochbesoldeter Geistlichen, Bischöfe und Erzbischöfe? Wollen englische Beamten und andere Residenten Geistliche, so mögen sie dieselben auch bezahlen, gleichwie die andern Glaubensgenossen, Insassen des anglo-

*) Russell, „Diary", II, 313 u. 414.

indischen Reichs. Viele Besoldungen müssen, wenn nicht aufgehoben, doch gemindert werden. Nur in solcher Weise wäre Erleichterung des kaum erträglichen Abgabendrucks zu erzielen; 10000 Rupien den Monat für den Statthalter Bombays, 5000 für den Militärcommandanten reichen hin; hierbei mögen alle andern Unkosten, wie Reisediäten, inbegriffen sein. Die Räthe der Präsidentschaften sind überflüssig, ihre Aufhebung sollte alsbald erfolgen. Alles Geld zur Heranbildung indischer Beamten werde in Indien selbst, welches die bedeutenden Summen zahlt, ausgegeben. Die Militär- und Civilstellen mögen den Einheimischen aller Religionen und Kasten offen stehen; der Unterschied zwischen pragmatischem und unpragmatischem Dienste unterbleibe. Ein bestimmter Theil des Einkommens, wenigstens 5 Proc., sei auf Straßen, auf Wasserbehälter und andere Landesverbesserungen zu verwenden. In kurzer Zeit werden diese Auslagen hundertfachen Gewinn bringen. Das Gerichtswesen bedarf einer gründlichen Verbesserung; die Entscheidung über Appellationen läßt jetzt fünf und mehr Jahre auf sich warten. Die schamlose Salzsteuer muß abgeschafft werden, sowie alle andern Abgaben auf nothwendige und tägliche Bedürfnisse. Früher zahlte man 5 Proc. der streitigen Summen. Seit Einführung des Stempelpapiers (Juni 1816) steigen sie, ohne Advocatengebühren, nicht selten auf mehr als ein Viertel. Eine solche Regierung handelt gegen ihre Pflicht. Neue Abgaben sollten künftig nicht ohne Zustimmung der Steuerpflichtigen erhoben und auch dann noch die Erlaubniß des Parlaments eingeholt werden. Die Schenkungen und Lehne früherer Regierungen dürfen nicht, wie jetzt so häufig geschieht, eingezogen werden. Vergabungen der Art sind, gemäß dem Herkommen, erst beim Abgang der directen männlichen Nachkommenschaft erloschen.

Ferner hob man als Beschwerdepunkte hervor: Bei einem Flächenraum von 70000 Quadratmeilen, mit einer Bevölkerung von 7 Mill. Seelen, Sindh nicht mitgerechnet, besitzt die Präsidentschaft Bombay blos eine Straßenstrecke von 400 englischen Meilen für Wagen geeignet, und 24 Meilen Eisenbahn. In Kandesch starben vor einigen Jahren Tausende des furchtbaren Hungertodes, weil der Überfluß zu Punah, das so weit von Kandesch wie London von Yorkshire, nicht herbeigeschafft werden konnte. Diese Thatsache steht keineswegs allein; auch zu Scholapore gen Süden, zu Gwalior im Norden starb die Bevölkerung vor einigen Jahren am Hungertode wegen der Unmöglichkeit einer Lebensmittelzufuhr aus der Umgegend.

Die Engländer erheben jetzt, gleichwie früher die Muselmanen gethan, die Hälfte der rohen Bodenerträgnisse. Die Engländer sind aber hierzu, abgesehen daß Land und Leute bei der maßlosen Forderung zu Grunde gehen, sowol durch ihren Glauben wie durch die Umstände, unter welchen sie Hindostan gewannen, weniger berechtigt. Mit Hülfe der Eingeborenen haben sie das Reich begründet, und sieben Achtel der Truppen, welche die Herrschaft behaupten, sind Eingeborene. Dann erlauben sich die Beamten zahllose Bedrückungen. Abhülfe ist bei der bestehenden kostspieligen Gerichtsverfassung, welche an eine Rechtsverweigerung grenzt, unmöglich. Man greife wieder zur alten Form, belege Gemeinden und Dorfschaften im ganzen. Hiermit werde die Erneuerung der angestammten Dorf- und Gaugerichte verbunden.

Nicht weniger drückend und in schreiend ungerechter Weise vertheilt ist die Gewerbesteuer. Andere neuerdachte Künste, um die Staatskassen zu füllen, müssen ebenfalls abgeschafft werden; sie wirken zu nachtheilig auf die ganze Bevölkerung. So die Branntweinaccise. Die Pächter der Regierungsschenken sehen natürlich nur auf ihren Vortheil. Die Branntweinpest verbreitet sich mittels über das ganze Land ausgestreuter Wirthschaften nach allen Richtungen. Trunkenheit, unerhört während der Herrschaft der Hindu und Muselmanen, wird unter dem europäischen, unter dem christlichen Regiment ein täglich mehr um sich greifendes Laster. Alle Vorkehrungen, welche zur wirklichen oder eingebildeten Erhebung, zur wirklichen oder vorgeblichen Bildung des Volks getroffen wurden und getroffen werden können, sind hierdurch im voraus aufgehoben.

Möge man doch bei den Maßnahmen, welche jetzt (1853) besprochen und ausgeführt werden, die großen Veränderungen im Auge behalten, die während der letzten Jahre in Indien vorgegangen sind. Man schicke uns keine jungen Leute mehr als Beamte, kaum der Schule entlassen, ohne Welt- und Geschäftskenntniß und sogar der Neigung ermangelnd, sich weiter auszubilden. Beispiele sind genug vorhanden, daß junge Leute, welche noch vor drei Jahren in Haileybury saßen, Richter-, Magistrats- und Einnehmerstellen erhielten, mit einer Art unbeschränkter Oberherrlichkeit über 100—150000 Seelen. Wozu wäre auch solchen Jungen eine weitere Ausbildung nothwendig? Sie haben ihre gute lebenslängliche Versorgung, mögen sie ihr Amt so oder anders verwalten. Wir in Indien erfreuen uns tüchtiger Männer genug.

Und in der That führen sie jetzt schon des Landes Geschäfte, wenn auch unter dem Namen gering bezahlter Gehilfen, ohne pragmatische Rechte. Die jungen Engländer beziehen große Besoldungen, große Pensionen. Wir erklären wiederholt, es müßte uns zur großen Beschwerde, zum gewaltigen Ärgerniß gereichen, würden wir ferner regiert, wie bisjetzt geschehen. Wir haben selbst geeignete Leute genug, und doch sollen wir unter fremden Beamten stehen. Wir, die mit den Europäern in den Künsten, in Wissenschaften und Literatur wetteifern, und zwar, wie allgemein zugestanden, nicht ohne großen Erfolg, wir Hindu werden gleichwie Hottentotten und Neuseeländer behandelt.

Trotz dieser Klagen, Beschwernisse und Warnungen, trotz der Erklärung Lord Dalhousie's, des Vorgängers vom Oberstatthalter Canning, daß man der Ruhe Indiens keines Tages sicher sei, trotz inhaltschwerer Denkschriften der Kaufherren und Sendboten, worin die zahlreichen Mängel der Regierung, die unsagliche Noth und die religiösen Befürchtungen Hindostans offen dargelegt wurden, ließen sich die angloindischen und englischen Behörden von einer unter ihren Augen angezettelten Verschwörung, von Volksaufständen und Soldatenrebellionen überraschen — eine welthistorische, den herrschenden Klassen in Großbritannien und Hindostan zum ewigen Vorwurf gereichende Thatsache.

Die Sipahis und ihr Zahlenverhältniß zu den englischen Truppen.

Die Sipahis begannen den Aufstand, während die indische Bevölkerung im großen und ganzen eine zuwartende Stellung einnahm. Dies liegt in der Natur der Dinge. Eine Nichtbetheiligung der Insassen Hindostans, würden auch viele Thatsachen nicht das Gegentheil laut verkünden, könnte hieraus nicht gefolgert werden. Die Waffentragenden, die in europäischer Kriegskunst geübten und den Engländern nahe stehenden einheimischen Truppen mußten zuerst über diese hereinstürzen, sie todt schlagen. Hatten die Soldaten ihr Mordgeschäft, zum Theil wenigstens, vollendet, dann erst sollten die Volksmassen, die Väter, Brüder und Verwandten der patriotischen Sipahis, über die verruchten Frengireste hereinstürzen und das heilige Land „von diesem Ochsen und Kühe schlachtenden und Schweine essenden Unflat" vollkommen reinigen. Zwischen den Sipahis und dem andern indischen Volke besteht in Wahrheit und Wirklichkeit kein Unterschied. Die indische Armee der Engländer ist aus andern Leuten zusammengesetzt, als es die asiatischen Truppen der Portugiesen und Holländer früherer Jahrhunderte waren. Diese letztern unterhielten eine Gattung Freicorps wie das Fischer'sche zur Zeit des Siebenjährigen Kriegs, dessen Führer zu Schlözer sagte, es würde ihm leid thun, hätte er einen Kerl, der nicht den Galgen verdiente. Jenes bewaffnete Gesindel verließ nicht selten, mitten in der Schlacht, seine Brotherren und trat zum Feinde über. Die malaiischen Söldner der Holländer auf Ceylon haben alsbald bei den landenden Engländern Dienste genommen. So nicht die unter der einheimischen Bevölkerung Indiens geworbenen Krieger unserer Tage. Die englischen Sipahis gehören zum indischen Volke, sind wackere und tüchtige Männer. Eines Verraths, um höhern Sold zu gewinnen, wie jene Malaien gethan, ließen sich diese Krieger niemals zu Schulden kommen. Im Gegentheil. Beispiele sind genug vorhanden, daß Gefangene trotz aller Peinigungen nicht zu bewegen waren, bei dem Feinde, selbst bei bedrängten Glaubensgenossen, bei Tipo-Saib u. a., Dienste zu nehmen.*)

Die Militäreinrichtung während der spätern Jahrhunderte des europäischen Mittelalters gleicht vollkommen der asiatischen früherer Zeiten und dem ursprünglichen Sipahisregiment der Engländer. Condottieri warben allerlei Leute, welche nur ihren Hauptmann kannten und unter seiner Führung da und dort Dienste nahmen, da und dort, gleichwie Mongolen, Turkmanen und Maharatten, auf Raub und Plünderung auszogen. Während der ersten Belagerung von Madras (1746) hatte man Radschputen und angesehene Muselmanen in Militärdienst genommen, ihnen einen tüchtigen Führer, Haliburton geheißen, vorgesetzt, um sie in der europäischen Kriegführung zu unterweisen. Die Truppe hieß nun Haliburton, wie jene türkische Seldschuk und Osman. Haliburton ward von einem Radschputen, das ehrgierigste und eitelste Geschlecht der Hindu, welchen er eines Vergehens wegen züchtigte, erschossen (1748). Die Truppe hing derart an ihrem Häuptling, daß sie den Mörder in Stücke spaltete und die einzelnen sich noch lange „Krieger des Herrn Haliburton" nannten. Dies geschah auch bei den Generalen Wallis

*) Mehrere Thatsachen dieser Art sind in einer Abhandlung im „Quarterly review", Bd. XVIII, Jahrgang 1818, „Origin and state of the Indian army" überschrieben, zusammengestellt. Ich halte Malcolm, welcher in seiner „Indischen Geschichte" darauf verweist, für den Verfasser.

und Meadows, im höhern Grade bei Sir Eyre Coote, zu welchem die Sipahis mit einer Art göttlicher Verehrung hinaufsahen. Diese Führer hatten alle Sitten und Gebräuche ihrer Sipahis erforscht und unter keinen Umständen eine Verletzung gestattet. Der Söldner kannte seinen Hauptmann, dem folgte er, dem blieb er anhänglich. Eidschwur, Fahne und was man militärische Ehre nennt, alle diese Dinge sind für eine solche Soldateska von geringem Gewicht. Die Madras-Sipahis zählten zu jener Zeit auch mehrere einheimische Condottieri, so Mohammed-Jsaff, welchen der Geschichtschreiber Orme so häufig erwähnt wie Lawrence und Clive, Kawden-Bei und Schech-Jbrahim. Sie haben den Engländern große Dienste geleistet und sind ihnen mit unwandelbarer Treue gefolgt. Nur dem Befehle, zur See zu gehen, leisteten sie religiöser Vorurtheile wegen wiederholten und blutigen Widerstand. Im Jahre 1780 hat ein Bataillon im Hafen zu Wizagapatam alle seine europäischen Offiziere erschossen, weil man sie zur Einschiffung zwingen wollte.

In der Präsidentschaft Bombay, wo die Engländer zuerst die Einheimischen massenhaft anwarben, wurden Muselmanen und Hindu, und zwar der niedrigsten Kasten, Parsen, Christen und Juden unter- und nebeneinander in Dienst genommen. Die Juden der Bombay-Armee waren sogar ihre Lieblingssoldaten; viele haben Offiziersstellen erhalten. Diese Juden gehorchen unbedingt und geben treffliche Krieger; sie dienen, solange die Kräfte ausreichen, und werden im Alter gewöhnlich Trunkenbolde. Diese Zusammensetzung der Bombay-Armee erklärt ihre geringere Abneigung gegen Seeexpeditionen. Bombay-Truppen zeigten sich immer bereitwillig zur Einschiffung; sie sind (1800) nach Ägypten gezogen. Mit Hülfe der Bombay-Söldner wurden die holländischen Besitzungen im östlichen Archipelagus genommen. Die unverbrüchliche Treue gegen ihre Brotherren bei dem Aufstande der bengalischen Armee, ihr Mangel an Nationalgefühl wurzelt in diesem Grunde ihrer Zusammensetzung. Nur vereinzelte Bombay-Sipahis haben sich den Aufständischen von 1857 angeschlossen.

Die Geschichte des Bengali-Heeres, welches zu allen Zeiten des angloindischen Reichs an die Hälfte der Sipahis zählte, wurde von einigen ihrer Hauptleute in ausführlichen und sehr lehrreichen Werken beschrieben.*) Die Hauptleute sind voll der Liebe, der Verehrung und Bewunderung für diese ihre getreuen und tüchtigen Soldaten; sie nennen sie nur „unsere braven Sipahis". Noch mehr, kundige und erfahrene Beurtheiler dieser Schriften erklären, die Verfasser hätten durchaus die Wahrheit gesagt. Die bedächtigen Herren im India House schienen jedoch von jeher anderer Ansicht. Sie haben mehrmals während früherer Jahre, zum ersten male bereits 1778, den Befehlshabern verboten, ihre bengalischen Truppen im Geschützwesen zu unterrichten. Man belächelte diese scheue Furchtsamkeit und umging das Gebot, sobald sich Gelegenheit oder Vorwand dazu ergab. Beim Ausbruch der Rebellion von 1857 zählte die eingeborene Artillerie Bengalens über 9000, die europäische hingegen blos 7436 Mann.

Die Sipahis bestanden anfänglich nur aus Fußvolk; beim Ausbruche des Maharattenkriegs ward (1803) zuerst auch einheimische Reiterei geschaffen. Noch während des Kriegs hat sie vortreffliche Dienste geleistet; die Schlachtberichte des Lords Lake (1803, 1804) sind voll ihres Lobes. Diese Waffengattung hat man während der letzten Jahrzehnde bedeutend vermehrt, vorzüglich durch sogenannte irreguläre im Pendschab angeworbene Reiterscharen. Die Cavalerie der Bengali-Sipahis war vor dem Aufstande 31000 Mann stark, worunter sehr viele Muselmanen. Es dient nämlich, mit Ausnahme des Maharatten, der Hindu lieber zu Fuß; mehr als drei Viertheile der in 74 Regimenter abgetheilten 80000 Mann bengalischer Infanterie waren Hindu, der Rest bestand aus Muselmanen. Diese Hindu stammten jedoch nur zum geringen Theile aus der Präsidentschaft Bengalen. Sie kamen von den nördlichen Provinzen, in großer Anzahl auch aus Radschastan. Der Radschpute ist ein geborener Soldat. Nur von Schlachtgetümmel und Waffenthaten erzählt die Mutter ihrem Kinde; nur Schlachtgetümmel und Waffengeklirr besingen ihre zahlreichen Meistersänger. Der Radschpute ist, wenn gut behandelt, treu, gehorsam und eifrig im Dienste; an Nachhaltigkeit mag es ihm häufig fehlen, niemals an Muth. Will man ihm Religion und alt überkommene Sitte antasten, glaubt er sich persönlich beleidigt, dann kennt sein Rachegefühl keine Grenze. Solch ein Radschpute scheut keine Gefahr, freudig rennt er in den Tod, um den Feind zu ermorden; Bestien sind sie dann diese edeln Radschputenritter, und ärger noch als Bestien, wie wir sie sahen zu unsern Tagen.

Die Sipahis erhalten im Verhältniß zu den Landesbedürfnissen und Preisen eine hohe Löh-

*) Am ausführlichsten ist Kapitän Arthur Broom's „History of the rise and progress of the Bengal army" (Kalkutta 1850).

nung. Auch in anderer Beziehung sind sie gut gehalten. Der Liniensoldat bekommt einen monatlichen Sold von 8—9, nach Verlauf der sechzehnjährigen Dienstzeit eine Pension von 4—5 Fl. Ein Hawaldar oder Sergeant das Doppelte. In gleichem Verhältniß steigt die Löhnung des Dschamadar und Subahdar, einheimische Namen für Lieutenant und Hauptmann. Der Orden von Britisch-Indien zweiter Klasse trägt täglich einen halben, der erster Klasse einen ganzen Dollar, während der beste Tagelöhner Hindostans nur 3—4 Fl. monatlich verdient. Tagelöhner Unterbengalens brauchen keine 6 Kr. Rh. für ihre täglichen Bedürfnisse; selbst reiche Leute verzehren im Durchschnitt den Tag nicht mehr als 18 Kr. Rh. Die Pensionäre der indischen Armee, über deren Stellung eigene Normen stattfinden, sind zahlreich; sie belaufen sich gewöhnlich über ein Viertel der activen Heeresmacht. Ein eigenes Gesetz bestimmt (1845), daß auf Pensionen keine Schulden gemacht und daß sie nicht verkauft werden können. In keinem Falle durfte ein Soldrückstand eintreten. Sir John Malcolm hat während des Kriegs mit den Maharatten (1818—19) Geld zu 20 vom Hundert aufgenommen, um die Truppen befriedigen zu können. Lord Lake misachtete (1805) diese Vorschrift, alsbald verweigerte eine Heeresabtheilung den Gehorsam. Die einheimischen Fürsten sorgen nur selten für regelmäßige Löhnung, für ein gutes Commissariat und geben keine Pensionen, daher die häufige Demoralisation ihrer Truppen.

Im Kriege gegen Nepal (1814—16) haben die Gebieter Hindostans die in jenen Gebirgsländern herrschenden Gorkha — sie sind zum Theil Radschputen und stammen aus Udayapura, zum Theil nähern sie sich der mongolischen Rasse — als ein tapferes, allen Kriegsdrangsalen trotzbietendes Geschlecht kennen gelernt.*) Die Briten säumten nicht, gleich nach dem Friedensschlusse, ihre Werber unter die Gorkha nach Nepal zu senden. Leute aus den eroberten oder gedemüthigten Reichen in Sold zu nehmen, gehört zur altererbten angloasiatischen Staatsweisheit. Man will sich durch diese gutbezahlte Dienerschaft eine Partei im Lande machen. Die zahlreich herbeikommenden Gorkhasöldlinge wurden unter englischen Hauptleuten in eigene Regimenter eingetheilt, wozu keine andern Religionsgenossen und Nationalitäten, weder Hindu noch Muselmanen, Zutritt erhielten. Zwar bekennen sich die Gorkha ebenfalls zum Brahmanismus, sie sind jedoch milde, laue Gläubige, vorzüglich im Betreff der Kastensonderung. Man dachte mit gutem Grunde, die Gorkha könnten gegen Aufstände anderer Truppen als Schutz- und Trutzwaffe dienen. General Sir Charles Napier hatte bereits vor zehn und mehr Jahren großes Mistrauen gegen die Bengali-Armee. Jener tüchtige, aber wunderliche Kriegsheld — alle Napiers haben einen Sparren — wünschte, zur Sicherstellung der angloasiatischen Herrschaft, eine größere Anzahl europäischer Truppen und die bedeutende Mehrung der Gorkhasöldner auf 30000 Mann. Ihnen könne man unbedingt vertrauen. Mit Ausnahme der Bergstation Simlah sind die Gorkha (1857) treu geblieben, und dort, heißt es, wäre die Empörung durch die Furchtsamkeit der Engländer hervorgerufen worden. Die aufrührerischen Gorkha haben sich auch, im Vergleich mit den bengalischen Sipahis, enthaltsam, mild und menschenfreundlich benommen.

Nach der Eroberung von Sindh (1843) und der Einfügung des Pendschab (1849) haben die Briten in jenen weitgestreckten Marken von den Indusmündungen hinauf gen Peschawer, von dem Satledsch hinüber zu den Soleimanschen Gebirgsschluchten, allenthalben ihre Werber herumgesandt. Muselmanisch-sunnitische Balutschen — sie bilden die herrschende Klasse in Sindh — afghanische Grenzler und Sikh wurden zum Söldnerdienst eingeladen und in besondere Regimenter geordnet. Man hat, gleichwie bei den Gorkha geschehen, keine Mischung mit andern indischen Truppen gestattet; eine vorschauende Klugheit, welche der angloasiatischen Herrschaft zum großen Vortheile gereichte. Von den Sikh sind nur wenige abgefallen. Die Balutschen und jene leichten Reiterregimenter aus den angrenzenden Gauen des Indus und Pendschab haben, ohne Ausnahme, ihren Fahneneid gehalten. Die versuchte Heranziehung der Peguaner oder Mon, nach der Eroberung Pegus (1852), war vergebliche Mühe. Der unsägliche birmanische Druck hat diese ursprünglichen Landeseinsassen derart herabgewürdigt, daß sie zum Kriegshandwerk ganz untauglich befunden wurden.

*) Der Ursprung des Namens Gorkha, oder richtiger Gorcha, ist, wie beinahe alles in der indischen Geschichte, schwankend und märchenhaft. Bald soll Gorkha Kuhhirte bedeuten, bald sollen diese Leute nach ihrer vorzüglichsten Gottheit Goruchnath genannt worden sein. Andere wieder lassen die Gorkha aus Gorakpore am Fuße der Nepalgebirge kommen, von welcher Heimat sie den Namen führten.

Die bewaffnete Macht der indischen Länder, unter unmittelbarer Herrschaft Großbritanniens, die europäischen Truppen der Königin, der Ostindischen Compagnie und die Sipahis zusammen, war im Beginne des Jahres 1857 in runder Zahl 330000 Mann aller Waffengattungen. Vor der Einfügung des Reichs Audh (Februar 1856) und dem Kriege gegen Persien standen blos 290000 unter den Waffen. Die Söldner Audhs, wenigstens 50000, wurden großentheils in englische Dienste genommen. Dann gingen kurz vor Anfang der angloperfischen Wirren frische europäische Truppen nach Indien, und innerhalb der Präsidentschaft Bombay wurden neue einheimische Regimenter angeworben. An vertragsmäßigen Contingenten der Lehnsstaaten, welche, mit Ausnahme der 3000 Mann des Fürsten Holkar, von englischen Offizieren befehligt und nach Belieben in die britische Armee eingereiht werden konnten, waren es 33000 Mann, wovon der Nisam 8000, Sindhia oder Gwalior ebenfalls 8000 und der Gaikwar von Gudscherat 4000 Mann zu stellen hatten. Die englische bewaffnete Macht in Indien betrug nach Rückkehr der zum Persischen Golf beorderten Heeresabtheilungen 370000 Mann aller Waffengattungen. Nicht viel weniger Soldaten, eigentliche Truppen und Polizeimannschaften zusammen, hielten die Lehnsfürsten, unter der Oberherrlichkeit der drei Präsidentschaften. Wir können demnach alle bewaffneten Mannschaften in Hindostan und Dekhan, vom Himalaja herab zum Cap Komorin, von den östlichen Grenzen Asams bis hinüber nach Afghanistan, in runder Zahl auf 700000 rechnen. Wahrlich im Verhältniß zu den continentalen Armeen eine geringe Truppenzahl für ein Reich von 170—180 Millionen. Wir schwanken absichtlich zwischen diesen beiden Zahlen, denn alle Angaben über Bevölkerung und Flächeninhalt Indiens, mögen sie auch vom India House herrühren und vom Parlament der Öffentlichkeit übergeben sein, sind blos annähernde Schätzungen. Indien ist noch nicht vollständig vermessen und eine eigentliche Volkszählung hat niemals stattgefunden.

Diesen zahlreichen Heeren der Einheimischen stand ein kleiner Haufe Engländer entgegen, ausgebreitet über den weitgestreckten Flächenraum und zerstreut unter der zum großen Theil feindlichgesinnten Bevölkerung. Obwol überrascht von der Verschwörung, leisteten doch diese Angelsachsen den Hunderttausenden ihrer gutgewaffneten und trefflich eingeschulten Feinde nachhaltigen Widerstand und schlugen sie in jeder offenen Feldschlacht mit großem Verluste zu Boden. An königlichen Truppen waren beim Ausbruche der Rebellion vorhanden 29000 Mann und an europäischen Truppen der Ostindischen Compagnie, die Offiziere der Sipahis mitgerechnet, gegen 20000 Mann, wovon jedoch beim Ausbruch der Empörung einige Tausende noch in Persien standen. Civildiener europäischen Ursprungs gab es in Ostindien Anfang 1857 im ganzen 808 Personen, wovon auf Bengalen und die Nordwestlichen Provinzen 484, auf Madras 188 und auf Bombay 135 kamen. Die Engländer außerhalb des Staatsdienstes, die sich im Innern des Landes befanden, zählten kaum einige Hundert*), sodaß die Summe der Europäer, welche der Empörung gegenüberstanden, sich mit Einschluß der im Laufe des Juni und Juli aus Persien zurückgekehrten Truppen schwerlich auf 51000 Personen belaufen haben mögen. Und doch konnten sie dem furchtbaren Sturme Trotz bieten und den Zuzug aus der fernen Heimat abwarten. Dieses welthistorische Ereigniß steht ebenbürtig da den Siegen der Griechen gegen die Perser. Beide Thaten zeigen in gleichem Grade die Überlegenheit der Europäer über die asiatische Willkür und die aus ihr hervorgehende Barbarei.**)

Die indischen Völkerschaften und die Großmongolen.

Die Beherrscher des Reichs Delhi, die Großmongolen (Großmogul), sind türkischer und nicht mongolischer Abstammung. Ihre Sprache ist die türkische; in dieser Sprache haben Baber

---

*) Die in England geborenen Unterthanen der Königin, welche im Innern des Landes auf den Zucker- und Indigoplantagen leben oder sich mit andern Zweigen der Agricultur und Manufacturen beschäftigen, wurden im Jahre 1852 amtlich auf 317 Personen angegeben. Viel größer ist die Anzahl der europäischen Kaufleute und anderer Europäer, welche vorzüglich in den Hauptstädten, in Kalkutta, Bombay und Madras leben. Diese Klasse der Bevölkerung belief sich beim Ausbruche der Empörung, ebenfalls nach einer amtlichen Angabe, auf 10000 Seelen, Frauen und Kinder mitgerechnet.

**) Die Berichte über die Truppenzahl sowie alle die andern statistischen Angaben aus Indien stimmen nicht ganz miteinander überein. Selbst amtliche Angaben bleiben sich nicht gleich. Vgl. „Annual register" (1857) und „Public documents", S. 481. Eine große Anzahl Thatsachen über die indische Armee hat der ehemalige Herausgeber der „Naval and military gazette", Lascelles Wrarall, gesammelt in seinem höchst lehrreichen Werke „The armies of the Great Powers" (London 1859). Selbst Wrarall gesteht, daß die englische Armee in ihrer Organisation hinter den Armeen der andern großen civilisirten Staaten zurücksteht.

und seine Nachfolger ihre trefflichen Denkwürdigkeiten niedergeschrieben. Der Name Mongole ist seit dem Hervorragen dieses Volks unter Dschingis-Khan auf alle die dreifach getheilten tatarischen Völker übertragen worden. Die Nachkommen dieser Großmongolen zu Delhi erfreuten sich immer noch eines großen Ansehens, einer großen Achtung bei den Hindu gleichwie bei den Muselmanen. Herrschten doch die Padischah, seitdem ihr Ahne Baber in der Schlacht bei Panipat (21. April 1526) das Reich gewonnen, jahrhundertelang über Hindostan, Afghanistan und Kaschmir und in vielen Marken des Dekhan zu manchen Zeiten mit großer Macht und Ruhmesglanz. Wenige Jahre sind verflossen, seitdem alle Münzen des angloindischen Reichs in ihrem Namen geschlagen wurden, daß mächtige Landesfürsten zum Delhihof sandten, für starke Summen Ehrenzeichen und Titel, selbst die Fortdauer des angestammten Erbguts sich erkauften. Die Engländer selbst haben lange Zeit, freilich blos dem Namen nach, als Lehnsträger der Großmongolen ihre Schlachten geschlagen, die indischen Reiche gewonnen und ihre Eroberungen regiert. Ähnliches sieht man während der spätern Jahrhunderte des Mittelalters von seiten der italienischen Fürsten und Großen gegenüber den römischen Kaisern deutscher Nation. Lange schon war deren Macht geschwunden, und doch hatten sich die Wirkungen des Herkommens, des überlieferten Rechts, der Legitimität, wie man sagen könnte, erhalten.

Im Verlaufe der letzten Jahre suchten die Engländer diese überkommene Achtung zu brechen und die Familie der Padischah in die Reihe anderer fürstlichen Pensionäre hinabzudrücken. Der Fürst von Audh führte den Titel Vezier des Reichs Delhi; er mußte 1819, während der Oberstatthalterschaft des Marquis Hastings (1813—25), diese Benennung aufgeben und sich König nennen. Ehrenkleider und andere Zeichen selbständiger Herrschaft auszutheilen ward verboten. Der älteste Sohn des Padischah starb im Jahre 1849; er war der letzte im Purpur geborene Prinz der Baberiden. Die Ostindische Compagnie wollte diesen Umstand benutzen, um die Familie, vor der man, wie die Ereignisse lehrten, mit Recht eine geheime Scheu bewahrte, gänzlich zu beseitigen. Kein Nachfolger sollte künftig mehr auf dem Scheinthrone zu Delhi anerkannt, der Titel Padischah aufgehoben und die Timurdynastie für erloschen erklärt werden. Lord Dalhousie hielt es für ungeeignet, den Befehl zu vollziehen. Ein Enkel des Padischah ward als Nachfolger bestätigt unter der Bedingung, daß der zum Throne gelangte Prinz den Oberstatthalter des angloindischen Reichs jederzeit als Ebenbürtigen empfange und den Palast in Delhi mit einem andern Wohnsitze vertausche. Der Großmongol wendete sich, wie früher mehrmals geschehen, an die englische Regierung und klagte über diese Mishandlung. Eine Abhülfe erfolgte nicht. Diese allgemein verehrte, von den christlichen Engländern mishandelte Familie der Baberiden ward nun als Haupt und Leiter der indischen Verschwörung und nationalen Erhebung von Brahmanen ebenso wie von Muselmanen hingestellt und anerkannt. Unter ihren Augen wurde die Rebellion besprochen und geordnet. Die Engländer ließen dies ruhig geschehen. Statthalter Colvin hörte seit längerer Zeit, geheime Sendlinge schmiedeten an den Höfen zu Delhi und Teheran feindliche Plane; die Engländer misachteten „das verächtliche Getriebe". Aufrührerische Schriftstücke in persischer Sprache fand man an den Wällen; in einigen Wochen, hieß es, würde Delhi von befreundeten Truppen eingenommen und alle Engländer ermordet werden.*) Alle diese Thatsachen und Warnungen blieben misachtet. Die stolzen, von maßlosem Selbstvertrauen geblendeten Gebieter hielten es nicht einmal der Mühe werth, nach weiterer Kundschaft zu forschen. So konnte die Empörung ohne alles Hinderniß heranreifen.

An einem und demselben Tage sollten sich, so waren die Verschworenen übereingekommen, alle bengalischen Truppen, wo immer sie in Garnisonen oder Cantonnirungen lägen, erheben, ihre englischen Offiziere und alle Christen, jung und alt, Mann und Weib, ermorden. Dann würden sie nach Delhi ziehen, der ehrwürdigen Hauptstadt des alten Reichs, zum Mittelpunkte der Größe, der Selbständigkeit Hindostans, und Muhammed Bahadur-Schah, welcher seinem Vater Akbar III. im Jahre 1837 gefolgt war, als Padischah von Hindostan ausrufen. Dekhan war nicht in die Verschwörung gezogen. Mit Ausnahme einiger Grenzmarkungen wurde auch, während im nördlichen, im nordwestlichen und Mittel-Indien Aufstände gegen die Fremdherrschaft wütheten, hier im Süden, auf der östlichen wie auf der westlichen Seite, eine verhältniß-

*) Diese und andere Thatsachen sind in der Untersuchung gegen den alten gefangenen Padischah zu Tage gekommen. Vgl. „The Indian news", 3. April 1858. Unter den 1858 dem Parlament vorgelegten Schriften findet sich auch das höchst lehrreiche Actenstück „Trial of the king of Delhi with the evidence given".

mäßige Ruhe erhalten. Dies liegt nicht in administrativen Gründen, nicht in der Anhänglichkeit der Einwohner an die angloindische Regierung; Naturzustände und Ereignisse, welche weit über alle beurkundete Geschichte hinaufreichen, sind die Ursachen dieser denkwürdigen Erscheinung.

Indien zerfällt in zwei, in eine nördliche und in eine südliche Abtheilung, in Hindostan und Dekhan. Ein von Westen nach Osten, von Gudscherat zum Ganges ziehendes Gebirge, wegen der vielen Pässe Windhja, das Zerrissene genannt, scheidet die meerumspülte Halbinsel vom Binnenlande, scheidet die südlichen Tropenmarken von dem nördlichen festländischen Hindostan. Dekhan, die rechte Weltgegend, heißt aber die südlichste Halbinsel bei den Indern, weil sie beim ersten Gebete das Gesicht der aufgehenden Sonne zuwenden. Unfern der Windhja beginnen die zwei Gangketten oder Ghat, welche, von Norden nach Süden streichend, bald mehr bald minder hinter die Gestadelandschaften zurücktreten und von beiden Seiten die Halbinsel umsäumen. Alle die Länder dies- und jenseit des zerklüfteten Gebirges, jene Flächen, Thäler und Höhen vom Himalaja bis hinab zum Meere, sind bereits vor der Wanderung, vor dem Eroberungszuge der Brahmanen von Menschen bewohnt, welche zu einer und derselben Rasse, zu einem und demselben Sprachstamme, Tamul genannt in spätern Zeiten, gehören mögen. Es ist der Mensch gleichwie das Thier ein erdgeborenes Geschöpf: er führt die Natur des Klimas und des Bodens, die ihn erzeugt und ernährt. In Ländern gleicher Beschaffenheit, wo immer wir ihre Geschichte bis zum Beginne verfolgen können, werden schwerlich verschiedene Rassen vorgefunden. Eine Mannichfaltigkeit, wie in Europa zwischen Italienern und Engländern, zwischen Slawen und Deutschen, ist dadurch nicht ausgeschlossen. Unterschiede solcher Art haben nicht blos stattgefunden, sondern sind immer noch vorhanden bei den ursprünglichen Bewohnern in den weitgestreckten Marken Hindostan und Dekhan.

Die von Nordwesten einwandernden Hindu haben, wo immer sie den Sieg davontrugen, jene barbarischen Urbewohner theils ausgerottet, theils in die untersten Kasten zurückgestoßen. Südlich der breiten Gebirgsketten vermochten sie, mit Ausnahme der Maharatten, blos einzelne Ansiedelungen vorzuschieben, und zwar längs der flachen, von den zurückweichenden Ghat nicht geschützten Seegebiete und Tiefländer. Die Wohnsitze des Brahmanenvolks bleiben, der Hauptsache nach, heutigen Tags wie zu den Zeiten der Gesetze Manu's, umgrenzt von dem Windhja und dem Himalaja, von dem östlichen und westlichen Meere. In den mittlern Hochländern des Dekhan hat sich die ursprüngliche Bevölkerung nach Körperbau und Sprache, in Sitten und Gewohnheiten mehr oder weniger rein erhalten. Auch in andern Gauen, sogar in dem jenseitigen nördlichen Hindulande, war die wenigstens dreitausendjährige Herrschaft der Brahmanen nicht im Stande, die Reste und Spuren früherer Insassen gänzlich zu verwischen. Man findet deren allenthalben, von den Alpenlandschaften und Thälern Nepals bis zum Vorgebirge Komorin und noch weiter herab gen Süden, auf Ceylon und den Inseln des Archipelagus, von den einbrechenden brahmanischen Räubern, der Wahrheit zum Trotze, Diebe genannt. Wegen dieser trennenden Natur- und Völkerverhältnisse konnte auf der südlichen Halbinsel die Ruhe erhalten werden, trotz aller Stürme und furchtbaren Greuel im nördlichen Hindostan. Die ursprünglichen Insassen des angloindischen Reichs, die Älpler, Mlechas oder Barbaren von den brahmanischen Hindu gescholten, zählen wenigstens 16 Millionen und bieten treffliche Stoffe zum Aufbau eines neuen indobritischen Heeres von wenigstens 400000 Mann. Diese Leute sind frei von den Vorurtheilen der Muselmanen und Hindu, sie dienen jedem gern für Sold. Eine starke Abtheilung der großmongolischen Armee bestand aus solchen Aborigines; sie bildeten die Leibgarde der einheimischen brahmanischen Fürsten von Meisore, und verrichten jetzt noch gleiche Dienste bei den zahlreichen Herrschaften in Radschastan. Am leichtesten unter allen Völkern Hindostans könnten sie zum Christenthum bekehrt werden.

Die nächsten Ursachen der Empörung und die Bengali-Sipahis.

Am 23. Juni 1857 waren hundert Jahre verflossen seit dem dreifachen Verrathe bei dem Orte Palaßi, sechs Meilen südlich von Murschedabad gelegen. Die Herrschaft über Bengalen, Orissa, Bihar und andere Länder Hindostans, sowie die gänzliche Herabwürdigung der Großmongolen durch die Engländer, dies alles war die Folge dieser von Mirdschafar und Robert Clive feingesponnenen Verrätherei, jener ruhmreichen Schlacht von Plassey, wie man sie heißt, welcher man in England zum Andenken ein Monument setzen wollte.*) Ganz anders die Musel-

*) Dieses Monument sollte durch freiwillige Beiträge zu Stande kommen und in Shrewsbury, Hauptort der Grafschaft, wo Clive geboren wurde, errichtet werden. Die indische Revolution hinderte die Ausführung.

manen und Hindu. „Hundert Jahre nur wird und soll das Machtgebot der Unreinen, Ungläubigen dauern“, so verkündeten, wenigstens seit Beginn der zwanziger Jahre, in Hindostan die Patrioten und Gläubigen, die Bettelmönche und religiösen Taugenichtse aller Kutten und Formen. „Hundert Jahre und nicht länger wird die Fremdherrschaft bleiben. Immer tollkühner, immer schändlicher wird sie losfahren gegen unsere heilige Religion, gegen unsere altväterlichen Gesetze und Sitten. Sind die hundert Jahre verflossen, dann erhebt euch und blickt empor, Gott sendet seine Rächerengel mit dem Flammenschwerte herab“, sprachen die muselmanischen Fakir. „Siwa und Kali erscheinen mit den blitzenden Geschossen zweischneidigen Verderbens“, verkündeten die zwiefach geborenen Brahmanen. „Sie werden vertilgen die Unreinen, die Schweinefleisch fressenden, die gottlosen, Kühe schlachtenden Frengis. Was übrig bleibt vom ruchlosen Geschlechte wird zurückgetrieben in die finstere Nacht des Westen, woher sie gekommen, wird ertränkt in den das All umkreisenden sechs Milchmeeren. Die Schildkröte, welche die Erde trägt, dreht sich vor Freude, und der Menu erzittert.“ Ein leitender Ausschuß, ein allgemeiner Führer der Erhebung war nicht vorhanden; ein solcher ist unter dem ganzen rebellischen Getriebe niemals zum Vorschein gekommen. So konnte es geschehen, daß die Empörung durch zufällige Ereignisse einige Wochen vor der bestimmten Zeit zum Ausbruch gelangte und zu verschiedenen Tagen an verschiedenen Garnisonsorten. Diese Umstände bewahrten die Engländer vor dem Verluste ihres angloindischen Reichs, welches die ungeordneten, halbwilden Sipahis freilich nur wenige Monate hätten behaupten können.

Die vertrauensvollen Gebieter belächelten diesen Wahnwitz; sie lächelten über die Tschapati (ungesäuerte geröstete Brötchen), welche seit Jahresbeginn 1857 mittels der Tausende der einheimischen Polizeidiener und Flurschützen von einem Landesende zum andern gesandt wurden; sie sahen mit verdachtloser Neugier auf alle jene gleichwie durch Zauberschlag in allen Gemarkungen auftauchenden und von Hand zu Hand gereichten Lotosblumen. Die stolzen Engländer verachteten die Feuerzeichen, die von Meierhof zu Meierhof gingen, die Kundschaft, welche von Dorf und Stadt zu Stadt und Dorf lief. Sie verachteten selbst die Thränen zahlreicher Dienstboten und Ammen, welche, von Schmerz erfüllt über das furchtbar herannahende Geschick ihrer Gebieter und Gebieterinnen, sie beschworen, heimzukehren mit ihren Kleinen ins liebe Vaterland. Alles dies und anderes ging an der Selbsttäuschung und der Selbstzufriedenheit der Gebieter spurlos vorüber. Zu Peschawer war sogar der Tag des Ausbruchs (22. Mai) so allgemein bekannt, daß die Landleute keine Lebensmittel zur Stadt bringen wollten. „Meine Sipahis sind zuverlässig durch und durch. Könnte dies auch anders sein? Ich sorge für sie in jeder Weise; sie ehren und lieben mich gleichwie ihren Vater.“ So berichtete der eine Hauptmann. „Meine Sipahis sind eidesgetreue, in vielen Schlachten erprobte Männer, welche mit Freuden Leib und Leben für ihren Führer lassen“, so sprach ein anderer Hauptmann. Diese unbesonnenen, gegen sich selbst, gegen ihre Familien und gegen das Vaterland sich versündigenden Leute, sie sind mit geringer Ausnahme gräßlicherweise zu Grunde gegangen.

„Kein im indischen Reiche zum Staatsmann herangereifter Beamte werde zu den höhern Stellen der Statthalter und Oberstatthalter erhoben; kein Hauptmann, welcher Jahrzehnde mit den Sipahis verkehrte, welcher in fernen Stationen mit der Bevölkerung zusammenlebte, zusammenleben mußte, werde zum Feldzeugmeister der angloindischen Heere ernannt.“ So lautete die Überlieferung im britischen Staats- und Colonialwesen. Wenig bemittelten Sprossen der Aristokratie, begünstigten Höflingen und nachgeborenen Söhnen der Herrscherklasse blieben und bleiben noch diese fetten Pfründen vorbehalten. „Der Hindu und Muselman wird zu den aus der Ferne gesendeten Titelleuten mit größerer Ehrfurcht emporblicken.“ So sprachen Selbstsucht und Dünkel, übertönend die Klagen kundiger Eingeborenen wegen der unwissenden Leute, welche ihnen von England zugesandt wurden. Und so konnte bei Lord Dalhousie's Abgange Viscount Canning, dem Sohne des berühmten Redners und Staatsmanns George Canning, die Oberstatthalterschaft im angloindischen Reiche, die reichste Stelle auf Erden, zufallen (9. Febr. 1856). Diese Familie ist nur mit spärlichen Glücksgütern ausgestattet; die jährliche Besoldung von 25000 Pf. St. und die lebenslängliche Pension von 5000 Pf. St. sollten ihr die zu ihrem Range nothwendige „Ehrerbietung“ (respectability) verschaffen.

Lord Canning hat 20 Jahre im Oberhause gesessen. Derselbe zeigte nach keiner Richtung hervorragende Eigenschaften, weder in geistigen Anlagen noch in erworbenen Kenntnissen. Nur bemerkte man an ihm die eigenthümliche englische Frömmigkeit, leicht vereinbar mit jeder gewinnbringenden Selbstsucht, mit aller Härte und Gewaltthätigkeit, mit Schmuggelei und Opiumvergiftung. Dieser neue Oberstatthalter erschien als ein gutmüthiger Mann, unselb-

ständigen Urtheils, eine empfängliche Natur, welche leicht die Ansichten anderer auf- und annimmt. Unter gewöhnlichen, ruhigen Zeiten wäre Canning von keiner besondern Schädlichkeit gewesen. Viele Angloindier gehen so weit zu glauben, unter der Regierung des Lords Dalhousie wäre der Aufstand gar nicht ausgebrochen oder wenigstens durch entschlossenes Handeln schnell unterdrückt worden. „Komme zurück zu uns", spricht Mary Leslie in einem begeisterten Gedicht an Lord Dalhousie, „komme zurück zu uns, der Tiger, welchen wir so zahm glaubten, deine feste und doch so sanfte Hand vermissend, ist losgebrochen, und dieses glorreiche Land ist voll seiner schändlichen Mordthaten." Als seine nächsten Gehilfen fand der neue Oberstatthalter veraltete, zum Theil gebrechliche Leute. Der Oberbefehlshaber Lord Anson stand in vorgerückten Jahren, war kränklich und lebenssatt. Anson lebte selten in Kalkutta; er verweilte auf seiner Sommerfrische zu Simlah. Viele der andern Hauptleute, vorzüglich der bengalischen Armee, machten sich's ebenfalls bequem; sie vernachlässigten die soldatische Disciplin, fahrlässig verheimlichten sie diese und jene Ungesetzlichkeit.

Die Entwürdigung der Bengali-Truppen war, wie bemerkt, seit Jahren die Klage der bedeutendsten Feldherren, des Sir Charles Napier, John Jacob und vieler anderer einsichtsvoller Hauptleute. Die ganze als Norm bestehende Einrichtung der bengalischen Armee erschien jedem Offizier der königlichen oder Bombay-Truppen als ein Zustand des Aufruhrs. Man sehe da, wird berichtet, zu Hunderten Soldaten ohne Erlaubniß ihre Linien verlassen, kochen, rauben, plündern und handeln ganz nach Belieben. Die europäischen Hauptleute glaubten sogar, den eingeborenen Truppen müßten solche Dinge als ein festgewurzeltes Übel der Bengali gestattet sein. Sie setzen asiatische Unordnung und Gesetzlosigkeit an die Stelle europäischer Disciplin und Mannszucht. Im Bombay-Heere würden Hindu und Muselman zum Europäer emporgehoben; in Bengalen sei dieser zu einem halben Hindu herabgewürdigt. Man forscht da immer und immer nach dem Kastenunterschiede. Die Engländer scheinen ebenso sehr am Kastenwesen zu hängen wie die Eingeborenen. Thöricht glauben sie, sie stiegen dadurch in der Achtung. Nein, sie werden verachtet, als schlechte Hindu verachtet. Nicht des religiösen Gefühls wegen, wenigstens nicht immer und allein des religiösen Gefühls wegen, spricht der Bengali: dieses und jenes verstößt gegen meine Kaste. Nicht selten spricht und handelt der Bengali-Sipahi derart aus Eigenwillen, aus Herrschsucht und Bequemlichkeit. Weiß er doch, daß ihm die Hauptleute alles gestatten, gebraucht er die Kaste zum Vorwande. Wie ganz anders in der Bombay-Armee. Hier werden Leute der verachtetsten Farben — Farbe ist das indische Wort für Kaste — aufgenommen, was niemals geschieht in Bengalen. Und der Brahmane lebt mit ihnen in freundlicher zutraulicher Weise. „Was kümmert mich seine Farbe; er ist gleichwie ich ein Krieger des Staats." Dann ist auch die übrige Einrichtung in der Bengali-Armee, das Vorrücken nach Alter, die gestattete Berufung vom Regimentsbefehlshaber an den Feldzeugmeister sowie manches andere irrig und schädlich in hohem Grade. Der Soldat muß seinem Hauptmann unbedingt gehorchen; er darf keinen andern über ihm kennen; der Offizier sei sein alles, sei ihm Vater und Mutter, ein Gott. Freilich muß dieser sich auch die Achtung und Liebe seiner Soldaten zu erwerben suchen; er muß sich im Leben, bei allen Vorfallenheiten im Kriege und im Frieden als ein wahrhaft höherer, edler Mensch zeigen. „Ich leugne geradezu", dies sind die viele Jahre vor der Rebellion ausgesprochenen Worte des Generals John Jacob, „daß Sipahis Aufruhr erheben, wenn die europäischen Hauptleute ihre Pflicht thun, wenn die einheimischen Offiziere gut gehalten und wackere Männer sind. Die Menschen werden nicht auf einmal lasterhaft; sie rebelliren nicht plötzlich, wenn ihnen nicht früher dieses oder jenes nachgesehen wurde. Der Soldat, welcher sich im entferntesten dem Offizier widersetzt, werde von diesem alsbald niedergeschossen. Weiß dies der Soldat, so ist der Aufruhr nicht möglich, oder er wird im Keime erstickt. Hier gilt kein Unterhandeln, kein Raisonniren; Gehorsam oder Tod, das ist die Losung. Wir haben es mit Orientalen zu thun, das werde niemals vergessen. Der Orientale muß und will regiert sein; sich selbst zu regieren, dünkt ihm die schwerste Last, das herbste Unrecht. Wird ihm der Druck zu arg, so schlägt er wol seinen Herrn todt, nicht der Freiheit wegen, sondern um sich einen andern, einen bessern oder kräftigern Gewaltigen hinzusetzen. Dies haben die ganz anders gearteten Angelsachsen so häufig und an vielen Orten vergessen, unter andern auch in Bengalen. Hier sind Anschauungen und Principien zur Geltung gekommen, welche unser indisches Reich der größten Gefahr aussetzen. Die Zustände der bengalischen Armee, die Gefühle der Eingeborenen und der Europäer, welche sich von dort über das ganze Reich verbreiten, sind äußerst gefährlich für den ganzen Bestand unsers indischen Reichs. Möge die Regierung ein scharfes

Augenmerk darauf haben, das ist, man bedenke es wohl, eine ernste, eine sehr wichtige Angelegenheit."*)

Die Ursachen der Empörung nach einheimischen Angaben.

„Ich kann wol als bekannt voraussetzen", beginnt der Schah Hidayat-Ali, „daß Hindostan ursprünglich blos von Hindugläubigen bewohnt war, und daß diese Hindu in Betreff ihrer Religion wahrhaft närrisch sind. Sie allein ist die wahre, sie allein sind die Reinen; alle andern Menschen gelten für verworfene Geschöpfe. Erst in spätern Jahrhunderten ist der Islam nach Indien gekommen und hat dort vielfachen Anhang und mehr noch gewaltsame Verbreitung gefunden. Ihre Religion durch gleiche Gewalt zu verlieren, das fürchten sie immer, diese Hindu. Als die Sipahis nach Afghanistan zogen, erinnerte man sich allgemein des Vorfalls mit Radschah Man-Singh, eines Veziers der frühern Delhiherrschaft, welcher am Indus die Brahmanen zwang, ihre heilige Schnur abzulegen, weil der Fluß die Grenze der brahmanischen Religion. Die Unzufriedenheit und das Mistrauen — dies ist meine feste Überzeugung — haben mit dem Kriege in Afghanistan begonnen und wuchern im stillen fort bis auf den heutigen Tag.

„Es gehört zu den religiösen Gewohnheiten der Hindu, ihre Speisen weder zu kochen noch zu essen, bevor sie nicht ein Bad genommen und andere Ceremonien vollbracht haben. In Kabul war dies nicht möglich; dann mußten sie alles, was sie brauchten, auf öffentlichen Märkten von Muselmanen, von Unreinen, kaufen. Die Sipahis glaubten, sie hätten dadurch ihre Kaste verloren, und in der That wurden sie auch als Kastenlose nach ihrer Rückkehr in Hindostan angesehen und verachtet. Kein Hindu wollte mit ihnen essen, mit ihnen umgehen; sie standen einsam da mitten im Vaterlande.

„Die Muselmanen hatten beim Kriege gegen Afghanistan andere Gründe der Unzufriedenheit. Sie sollten gegen ihre Glaubensgenossen streiten, was der Koran verbietet. Ein Subahdar, welcher dies öffentlich verkündete, ward von den Engländern erschossen. Die andern Muselmanen halfen sich damit, daß sie, nach ihrer Aussage, in der Schlacht immer suchten, über Glaubensgenossen hinwegzuschießen oder wenigstens niemals zu zielen. Alle diese Sipahis, Hindu wie Muselmanen waren nun, wie man sieht, mit der Regierung sehr unzufrieden und entschlossen, die erste beste Gelegenheit zu benutzen, ihren Unwillen zu zeigen. Dies ist auch in Sindh geschehen. Einige Soldaten wurden gehängt. Weiter hat die englische Regierung diese üble Stimmung nicht beachtet.

„Zeigt sich meuterische Stimmung in einem Regiment, so sollte der Befehlshaber dies alsbald berichten und die Leute züchtigen. Dies ist, wie ich sicher weiß, häufig nicht geschehen. Viele Befehlshaber erklärten, bei ihnen gehe alles gut, ihre Truppen seien zuverlässig, obgleich sie wußten, daß in allen Schichten große Unzufriedenheit und eine an Aufruhr grenzende Misstimmung herrschte. Sie haben wol, um die Ehre ihrer Regimenter zu retten, absichtlich die wahren Zustände verschwiegen. Ich bin überzeugt, daß selbst noch in diesem Augenblick die eigentlichen Ursachen der Empörung sowie die Unzufriedenheit alles Volks mit der britischen Regierung unbekannt sind. Deshalb nehme ich mir die Freiheit, meine Ansichten ausführlich darzulegen.

„Als die Regierung zu Sarunghar ein Hospital errichtete (1850) und befahl, alle Leute hohen und niedern Standes sollten durch englische Ärzte gepflegt werden, da ist große Unzufriedenheit entstanden. Man glaubte, die Engländer wollten den Hindu ihren Stand, ihre Kaste nehmen. Das Volk trat in Haufen zusammen und wollte sich empören. Es fehlte nur an Waffen. Die Behörden hielten es für nothwendig, die Hospitalordonnanz aufzuheben.

„Als ich mit meinem Regiment zu Schahdschehanpore lag, verkehrte ich viel mit der Bevölkerung. Gut, sprachen sie, wenn unsere Landsleute ein Verbrechen begehen, so sollen sie gestraft werden. Warum werden sie aber ihrer Religion beraubt und zur ewigen Schande hingestellt? Kommen sie ins Gefängniß, so wird ihnen der Bart abgeschoren, und alle die verschiedenen Hindu müssen miteinander essen. Nun weiß doch die Regierung, daß nicht blos die mannichfachen Kasten, sondern auch ihre zahlreichen Abtheilungen das nicht essen dürfen, was von der andern gekocht worden. So etwas kann blos aus dem Grunde geschehen, weil die Regierung

*) Diese und andere Bemerkungen Jacob's sind zuerst 1849 in der „Times" erschienen. Das Weltblatt hat sie ihrer Wichtigkeit wegen 1857 von neuem abgedruckt. Sie wurden auch besonders ausgegeben unter der Aufschrift: „Tracts on the native army of India. By brigadier general **John Jacob**" (London 1857).

die Kaste vernichten will. Kommt nun ein Mann aus dem Gefängniß, so ist er elend daran; niemand will, niemand kann mit ihm umgehen. Dies der Grund, weshalb der Gefangene und alle seine Verwandten die Regierung hassen für ewige Zeiten. Dieser Gefängnißordnung wegen sind schon zu Arrah, Gaya, Benares und vielen andern Orten Unruhen und Meutereien ausgebrochen.

„Dann haben englische Missionare die Geistlichen und Großen der Hindu und Muselmanen zusammengerufen und zu ihnen folgenderweise gesprochen: «Ihr sollt künftig euere Frauen nicht mehr einsperren, sondern sie ausgehen lassen, gleichwie dies Sitte ist in andern Ländern. Ihr sollt euere Kinder nicht mehr beschneiden, ihnen nicht mehr die heilige Schnur umhängen, sie unter 18 Jahren nicht verheirathen. Regierungsbeamte müssen darüber wachen, daß solche Dinge nicht mehr vorfallen.» Die ganze Bevölkerung, Hindu und Muselmanen, sind deshalb in große Angst gerathen. Zu was, sprachen sie, werden uns diese Ungläubigen nicht noch zwingen. Sicherlich dürften die Missionare keine solche Dinge sprechen, hätte die Regierung nicht die Absicht sie auszuführen.

„Nun wissen doch die Engländer, mit wem sie es zu thun haben. Das gemeine Volk ist grenzenlos unwissend und bigot; die Gelehrten sind womöglich noch bigoter. Von der Väter Weise soll in keiner Beziehung abgegangen werden; sie kleiden, sie bewegen und benehmen sich wie die Väter gethan. Selbst ein englisches Kleidungsstück anzuziehen, bedeutet ihnen soviel als Christ werden. Sie glauben, alles Neue, alles, was sie nicht verstehen, untergrabe ihre Religion.

„Die Einfügung des Reichs Audh machte einen schlechten Eindruck; sie erregte Besorgnisse allenthalben in Hindostan. Die Engländer, hieß es, sind ein treuloses Volk. Sie hatten mit den Fürsten jenes Landes, welche ihnen zur Herrschaft verhalfen, heilige Verträge eingegangen und ihnen auf ewige Zeiten das Reich verbürgt. Und doch wurde die Familie ihres rechtmäßigen Besitzthums beraubt! Welch ein Fürst, welch ein Mensch ist jetzt noch seines Eigenthums sicher? Nena-Sahib, der Häuptling von Bithur, ward hierüber sehr aufgebracht; die Treulosigkeit gegen Audh, sagte sein Minister damals schon, müsse gerochen werden.

„Nach Eroberung des Pendschab wurden viele Sikh und Muselmanen jenes Landes angeworben. Man hatte versprochen, sie sollten Haar und Bart in herkömmlicher Weise tragen dürfen. Einige Jahre später befahl General Anson, der Bart müsse nach herkömmlicher Vorschrift zugeschnitten werden. Dies erregte solche Misstimmung, daß viele Soldaten ihren Abschied nahmen und nach Hause zurückkehrten. Die Engländer wurden allenthalben als wortbrüchige Leute ausgerufen und gehaßt. Die Befehlshaber achteten nicht darauf. Sie haben alle Berichte und Warnungen zur Seite geschoben und sind auf dem eingeschlagenen Wege fortgegangen.

„Nun ist September 1856 ein Befehl ergangen, die neugeworbenen Sipahis müssen künftig schwören, allenthalben hinzugehen, wohin befohlen. Als die alten Soldaten dies hörten, wurden sie sehr unzufrieden und sprachen: «Wie ist dies möglich? Unsere Brüder, welche nach Afghanistan gingen, sind bis auf den heutigen Tag nicht wieder in ihre Kaste aufgenommen. Wer weiß, wohin uns diese Engländer noch schicken? Vielleicht gar nach London.»

„Die Regierung hat in letzter Zeit, das weiß ich wohl, neue Büchsen eingeführt, weil sie viel weiter gehen als die alten Musketen, und hierzu befettete Patronen bestimmt. Diese Maßregel wurde, wie bekannt, dahin gedeutet, daß alles Volk in Hindostan gezwungen wird, das Christenthum anzunehmen. Die langgenährte mannichfache Unzufriedenheit ist endlich in offene Rebellion übergegangen. Als das meuterische Regiment zu Birhampore aufgelöst wurde, zogen die Soldaten nach der Heimat und erklärten aller Orten, daß sie Opfer ihres Glaubens sind. Die Regierung befahl, sagten sie, wir sollen die Patronen abbeißen, unsere Kaste verlieren und Christen werden. Wir haben dies nicht gethan. Wir haben zwar unser Brot verloren, wir sind aber unserer Religion treu geblieben."*)

Syud Ahmed-Khan, Oberrichter zu Moradabad, zählte zu den einsichtsvollsten Beamten Hindostans. Seine schon oben erwähnte, zu Agra erschienene und mit männlicher Offenherzigkeit verfaßte Flugschrift ist lehrreich in vielen Beziehungen. Hier können die Gewalthaber im angloindischen Reiche mehr lernen als aus allen amtlichen Berichten und parlamentarischen Untersuchungen.

„Man täusche sich nicht absichtlich", schreibt Syud Ahmed, „nicht eine Ursache allein hat

*) „Times", 1. April 1858.

die Aufstände hervorgerufen. Auch Rußland und Persien sind ohne Schuld, und selbst die Einziehung Audhs ist von geringer Bedeutung. Gar vieles kam zusammen, um Unzufriedenheit und Aufruhr zu verbreiten. Kein Eingeborener wurde im gesetzgebenden und obersten Rath zu Kalkutta aufgenommen, was allgemeine Unzufriedenheit, Mistrauen, Abneigung und zahlreiche gegenseitige Misverständnisse erregte. Dies halte ich für den Hauptgrund der Empörung; der unmittelbare Ausbruch wurde freilich durch andere Ursachen hervorgerufen.

„Die Befürchtung, die Engländer wollen in das religiöse Leben störend eingreifen, war allenthalben im Lande verbreitet unter Hindu wie unter Muselmanen. Sie fußte auf einer Menge Maßnahmen und Handlungen. Hohe Beamte unterstützten die Missionare und wohnten den Prüfungen bei in deren Schulen. Der großen Sorgfalt der Regierung für Dorfschulen wurden von der miswollenden und unwissenden Menge religiöse Motive untergeschoben. Die Errichtung von Mädchenschulen sowie der Vorzug, welcher den Zöglingen der Regierungscollegien zu Theil wurde, hat das glimmende Feuer des Mistrauens zur Flamme angeblasen. Die Gefängnißordonnanz, wonach alle Gefangenen zusammen essen mußten, war ein neuer Grund abergläubischer Ängstlichkeit.

„In den letzten Jahren wurden viele Gesetze erlassen und Anordnungen getroffen, welche man sehr misliebig aufnahm. So die Gesetze, welche auf Emancipation des weiblichen Geschlechts hinzielten, die Aufhebung der Steuerfreiheit und der Verkauf grundherrlicher Rechte. Die Beseitigung des Lehnswesens, namentlich in Audh, und das theuere Stempelpapier erregten ebenfalls große Unzufriedenheit. Dann darf man nicht vergessen, daß eine Menge Leute, vorzüglich Muselmanen, welche keine Stellen erlangen konnten, unter furchtbarer Armuth litten. Die Industrie und das ganze Gewerbswesen war schon seit vielen Jahren durch Maschinen zum großen Theile vernichtet. Nun wurde noch in neuer Zeit das einheimische Kapital durch wiederholte Regierungsanleihen abgezogen; alle Speculation hörte auf und Beschäftigung konnte in gar vielen Fällen nicht mehr gefunden werden. Das Elend war so groß, daß man bei der Empörung, bei irgendeiner Änderung nichts mehr verlieren und nur gewinnen konnte. Und alle diese Zustände, die ganze Gemüthsverfassung der Einheimischen ist den Engländern vollkommen verborgen geblieben.

„Ich komme jetzt zu wesentlichern Punkten, welche der Regierung wahrhaft zur Last fallen. Man behandelte die Einheimischen mit Misachtung, sagte, sie wären geringerer, schlechterer Rasse; ungebildete, rohe örtliche Beamte überhäuften sie mit Ungebührlichkeiten aller Art. Die Muselmanen, noch vor kurzem die herrschende Klasse, fühlten diese Mishandlungen am tiefsten, am schmerzlichsten. Ämter von Einfluß und Bedeutung haben bekanntlich weder sie noch die Hindu erhalten. Die alte Weise der Hofhaltung, wo werthvolle Geschenke und Ehrentitel ausgetheilt wurden, hatte ganz aufgehört; Habsucht und Eitelkeit fanden keine Befriedigung mehr, jeder Grund des Strebens und Ehrgeizes war wie abgegraben.

„Der Mangel an Disciplin in der bengalischen Armee nahm zu mit jedem Tage, und die geringen englischen Streitkräfte ließen beim Ausbruch der Rebellion auf einen günstigen Erfolg hoffen. Das Zusammendienen der Muselmanen und Hindu im Heere bewirkte eine gegenseitige Annäherung. Die ersten hatten nichts gegen die befetteten Patronen; weil nun aber die Hindu Widerspruch dagegen erhoben, haben auch sie sich den Klagen ihrer Kameraden angeschlossen. Durch vieljährige Nachgiebigkeit und wiederholte Schmeicheleien hatten sich die Briten eine meuterische Soldateska erzogen, welche schon lange auf eine günstige Gelegenheit lauerte, über ihre Gebieter hereinzubrechen und sie zu vernichten. Die ganz unerwartete plötzliche Strenge gegen die Widerspenstigen zu Mirat verletzte ihren Hochmuth und beleidigte; sie verloren alles Vertrauen in die Regierung und waren fest überzeugt, ein großer Schlag stünde bevor gegen ihre Religion und gegen ihre wirklichen oder angemaßten Rechte."

Hiermit stimmt im wesentlichen überein die Erklärung eines angesehenen Grundherrn und Führers der Empörung in Audh, welcher von der Amnestie Gebrauch machte und nach der Heimat zurückkehrte. Wir begnügen uns mit Hervorhebung einiger neuen Angaben und eigenthümlichen Ansichten.

„Die Rebellion ist nicht unerwartet und plötzlich gekommen; man war schon seit drei Jahren darauf vorbereitet. Daß aber die Armee in Masse abgefallen, dies hat überrascht und war in gewisser Beziehung unerwünscht. Einer solchen wankelmüthigen Soldateska, welche der seit hundert Jahren bewährten Treue plötzlich entsagte, konnte man nicht vertrauen. Und so haben wir schon vom Beginn gefürchtet, es werde uns nicht gelingen, die englische Macht zu brechen. Die Einnahme von Kanpore war der erste große Schlag, welcher uns getroffen. Die noch schwanken-

den Nepalesen wurden dadurch in ihrer Allianz mit England befestigt. Dann hatte die erste Hülfe der Garnison von Laknow bei der Bevölkerung Audhs großen Eindruck hinterlassen. Früher glaubten wir, alle Siege der Engländer würden durch ihr gutes Spionirsystem errungen; jetzt sahen wir, daß die Briten Schlachten schlagen und gewinnen konnten. An einen endlichen Erfolg war nun nicht mehr zu denken. Hierzu kam die Verkündigung der Amnestie und das gewaltsame Benehmen der Sipahis. Sie waren während der ganzen Zeit der Empörung die einzigen Gebieter; soweit sie es gestatteten, ward der bloße Schein einer Regierung oder eines Thrones erhalten. Die Sipahis verboten das Schlachten des Rindviehs; selbst in einem blos von Muselmanen bewohnten Dorfe durfte keine Kuh getödtet werden. Wenn der Geistliche zum Gebete zusammenrief, so mußte er die Kugel eines glaubenstollen Sipahi fürchten.

„Die Sikh wankten anfangs, hielten aber im ganzen zu den Engländern. Die Nepalesen waren den Engländern auch niemals vom Herzen gewogen; noch bei der Einnahme Laknows sandten sie uns freundliche Botschaften. Traut doch nie mehr einem einheimischen Heere. Euere Polizeimannschaft unterhält jetzt noch geheime Verbindungen mit den Rebellen. Das ganze Volk verharrt in aufrührerischer Gesinnung und wird noch fünf Jahre lang darin verharren. Denn innerhalb dieser Zeit, so wird verkündet, soll Hindostan frei werden von fremdem Joche. Alle Muselmanen warten und hoffen darauf. Botschaften gehen zwischen ihnen von einem Ende der Welt bis zum andern. Wenige Leute wissen, daß sich bei der Begam von Audh eine Gesandtschaft aus Herat eingefunden hatte. Auch unter den Sikh im Pendschab sind Prophezeiungen und Proclamationen ähnlichen Inhalts verbreitet. Mehrere angesehene Häuptlinge sind deshalb eingezogen und bestraft worden.“*)

Die befetteten Patronen und das Kastenwesen.

Die Präsidentschaft im India House zu London sandte gegen Ende des Jahres 1853 auf Befehl des Feldzeugamts eine Anzahl befetteter Patronen nach Indien. Man solle sehen, ob sie für das Klima geeignet wären. Das Klima ist kein Hinderniß, lautete der Untersuchungsbericht, solche Neuerungen könnten aber Unannehmlichkeiten anderer Art zur Folge haben. Die Sipahis möchten wähnen, sie berühren Stoffe, welche unrein machen. Die Behörde misachtete diese Einrede und befahl den Gebrauch solcher Patronen. Die Sipahis, Hindu und Muselmanen wurden dadurch in einer Ansicht bestärkt, welche sie aus den Ereignissen der letzten Jahre geschöpft hatten. „Die ganze Macht des großbritannischen Reichs“, so sprachen sie, „beruht auf den in Hindostan geworbenen Truppen. Legen wir die Waffen nieder, so fällt die Frengiherrschaft hier in unserm Vaterlande zusammen. Dann sind die Engländer bei allen ihren Unternehmungen außerhalb Hindostans auf unsern Beistand, auf unsere Hülfe angewiesen. Wir haben die Schlachten geschlagen in Afghanistan und Persien, in Birma und China. Selbst gegen die Russen in der Krim wollten sie uns verwenden. Nun steht unsere Vaterlandsliebe, unser Kastenwesen diesem ihrem Vorhaben entgegen. Mittels allerlei schlau ersonnener Künste, durch Änderung des Militäreides und andere Vorkehrungen suchten und suchen sie diese Hindernisse zu beseitigen. Hierzu gehören auch die neuen Patronen. Haben wir durch den Genuß des Kuh- und Schweinefettes, womit die Patronen absichtlich bestrichen wurden, unsere Kaste, unsere Religion verloren, sind wir von Freunden, von Verwandten und Genossen ausgestoßen, dann fallen wir diesen schlauen Franken als Beute anheim. Wir müssen ihnen folgen, wohin sie uns führen, wir müssen für sie die Welt erobern.“

Die vom Throne gestoßenen Fürsten und ihr zahlreiches Gesinde, die ihrer Lehen entsetzten Großen, die Unzufriedenen und Ehrgeizigen aller Klassen suchten diese Besorglichkeit zu ihren Zwecken auszubeuten. Sie stachelten die kastensüchtigen Sipahis zum Wahnsinn empor, wovon schon Spuren genug sich zeigten während der letzten Verwaltungsjahre des Oberstatthalters Dalhousie. Der Lord hatte die Gefahr erkannt und suchte sie abzuwenden. Während des Krimkriegs wurden viele europäische Truppen aus Indien gezogen. Die Regierung zu Kalkutta hat, wie man aus den erst im Februar 1858 dem Parlament vorgelegten geheimen Briefschaften ersieht, vergebens dieser Maßnahme widersprochen. „Die Armee ist in den letzten sieben Jahren im Verhältniß zu unserm größern Landbesitz nicht vermehrt worden. Indien hat während eines Kriegs mit Rußland seine eigene Rolle; es grenzt an Länder, über welche, wie man glaubt, die Russen Einfluß haben. Trägt sich doch jetzt schon die Bevölkerung mit den Folgen, welche der Krimkrieg auf sie äußern könnte.“ Kurz vor seinem Abgange dringt der Oberstatt-

*) „Friend of India“ in Allen's „Indian mail“, 1. Aug. 1859, 20. Mai 1859, S. 437.

halter nochmals auf Mehrung der europäischen Armee; er bestimmt die Anzahl der königlichen Truppen und die Compagnietruppen, welche nothwendig sind zur Erhaltung der Ruhe. Regierung und Compagnie sind nicht darauf eingegangen und haben ihre indischen Besitzungen allen Gefahren des Aufstandes preisgegeben, die aus der Furcht der Eingeborenen, die Religion und die Kaste zu verlieren, hervorgegangen sind.

Wer nicht in Indien gewesen, wer die Wirkungen nicht im Leben erkannte und fühlte, der vermag kaum den ganzen alles umfassenden Fluch dieses Kastenwesens zu ermessen. Dieser brahmanische Kastenunfug ist der eiserne Zwinger der indischen Bevölkerung, woran alle bessern menschlichen Gefühle und die wahre Cultur sich brechen. Die Kaste ist dem Hindu, nach der bekannten Mythe der Menschwerdung aus Brahma's Leib, eine unabänderliche göttliche Ordnung, dem Beginn des Daseins gleichzeitig. Brahmane und Sudra sind derart verschieden wie Fuchs und Esel. Der Sudra kann kein Brahmane werden, so wenig wie der Esel ein Fuchs. Sie sind verschiedene Thiergeschlechter, welche kaum irgendeine Beziehung zueinander haben. Die Kaste ist, wie die andern Eigenschaften der Naturgegenstände, Folge der Geburt; sie kann weder erworben, verloren oder gemindert werden. Unterabtheilungen, verschiedene Ordnungen innerhalb der Kaste, innerhalb der Thiergattung, findet man in Menge. So bei den Fischen, bei den Vögeln und andern Thieren. Auch diese Ordnungen, diese Geschlechter sind wieder vollkommen getrennt durch Nahrung und Kleidung, durch Lebensweise, Neigung und Abneigung. Die Menschen dieser verschiedenen Geschlechter dürfen nicht miteinander essen und trinken, sich nicht berühren, noch die von andern zubereiteten oder von ihnen blos betasteten Speisen genießen. Ein Glas Wasser von einem Manne anderer Ordnung vorgesetzt, ist unrein. Der Dampf aus Speisen, zubereitet von Leuten, welche nicht zu derselben Kaste, zu derselben Unterabtheilung der Kaste gehören, beschmuzt Seele und Körper. Mehrere Waschungen sind nothwendig zur Herstellung der frühern Reinheit. Nach Abul Fasel wären bereits zu Akbar's Zeiten 500 verschiedene Unterordnungen allein bei den Kschatrijas vorhanden gewesen. Gegenseitiges Heirathen unter den Kasten hätten zahllose Abtheilungen hervorgerufen. Die weitern Unterschiede, entsprungen aus den verschiedenen Wohnsitzen, den Beschäftigungen und dem voräIterlichen Range seien zahlreich über alle Begriffe.*)

Wie ein Thier, so fährt die auf Trennung und Verfeindung der Menschen gerichtete satanische Kastenlehre weiter fort, nicht den Dienst, nicht die Arbeit eines andern verrichten kann, das Schaf nicht den Dienst eines Ochsen, der Ochs nicht die Arbeit eines Pferdes, so dürfe und könne auch die eine Ordnung nicht das Geschäft der andern übernehmen. Die Wäscher können keine Kameeltreiber werden. Nothwendige Folge hiervon ist, daß zwischen diesen verschiedenen Kasten und Ordnungen keine verbindenden Sympathien, wie sie sonst bei den Menschen, namentlich bei Menschen desselben Volks stattfinden, vorgefunden werden. Ein Brahmane erschien in schamloser Weise vor mehreren Leuten unterer Kasten. Da schalten ihn Engländer und sprachen: „Wie mögen Sie, ein gebildeter Mann, sich derart unanständig benehmen?" „Was", entgegnete der Mann, „würdet ihr es wol für eine Schande halten, euch so vor Katzen, vor Hunden und Ochsen zu zeigen? Und wißt ihr denn nicht, daß Leute unterer Kasten und kastenlose Thiere und keine Menschen sind?" Dieses Kastenunwesen ist, auffallend genug, in Hindostan derart verführerisch, daß selbst Muselmanen, Juden und Christen davon ergriffen werden. Menschenwerk wird kaum im Stande sein, diese furchtbare Last, diesen Fluch vom hindostanischen Volke abzuwenden. Alle Reformatoren, welche im Laufe der 3000 Jahre indischer Geschichte erstanden, Buddha, Nanak, Kabyr und die vielen andern scheiterten an der Kasteneinrichtung. Im Kampfe mit ihr sind sie sämmtlich unterlegen. Die einst so zahlreichen Anhänger des Buddha-Schakiamuni sind hingeschlachtet, ausgerottet oder vertrieben worden. Geschichtliche Berichte sind hierüber freilich nicht vorhanden. Der Brahmane kennt nur ein abenteuerliches Gemenge der Menschen und Götter. Von nüchterner wirklicher Geschichte fehlt ihm jeder Begriff. In welcher furchtbar blutigen Weise diese Kastentollen gegen die Buddhisten gewüthet haben mögen, kann man aus den gräßlichen Thaten der indischen Rebellion unserer Tage schließen.

---

*) F. Gladwin, „Ayeen Akbery, or the institutes of the emperor Akber. Translated from the original Persian" (London 1800).

Französische Diplomatie und Diplomaten seit 1848.

Lamartine legte bekanntlich am Schlusse seiner „Histoire des Girondins" das Geständniß ab: „er habe diese Geschichte als Monarchist begonnen und als Republikaner beendigt." Wir wollen nicht behaupten, daß ein solches Bekenntniß gerade großen historischen Instinct und Beruf verrathe; aber wir geben zu, daß im Laufe gründlicher Vorstudien dem Historiker oft erst der wahre Standpunkt erwächst. Ähnlich dachten wir zuerst, eine Reihe selbständiger Biographien zu entwerfen, und müssen jetzt gestehen, überall nur auf die Pensée du règne gestoßen zu sein. Wir wollten die französischen Minister des Auswärtigen von Drouyn de l'Huys bis Thouvenel daguerreotypiren, und auf unserer Jodplatte ist nur Ludwig Napoleon zum Vorschein gekommen, um den sich eine Anzahl verwischter und wenig sprechender Figürchen gruppirt. Die Gesandten dieser Minister sind nun vollends wie die Monde, die erst ihr Licht von den Planeten empfangen. Während die Generalität des zweiten Empire noch Größen zweiter Ordnung darbietet und der Kaiser selbst als dritter dahinter herzieht, ist dieser in der Führung der auswärtigen Politik wahrhaft „Er selbst allein"; die andern sind seine Bedienten und Werkzeuge, die er nach Belieben wegwirft und zerbricht. Wohl oder übel, Thaten wie Unthaten der französischen Diplomatie seit zwölf Jahren, Spruch und Widerspruch der Depeschen, Circulare, Memoranda sind gerade so gut das Werk Eines Mannes wie die Regulirung und Mechanisirung des innern Lebens der französischen Nation.

Die Minister und Gesandten Ludwig Napoleon's theilen sich in zwei Klassen. Die erstere fand er vor, sie bestand aus der doctrinären Erbschaft des Hrn. Thiers und besonders des Hrn. Guizot; sie wurde im Anschluß an die Vergangenheit verbraucht. Wie unter der Republik so unter einem Napoleon suchten diese Männer ihr altes Schaukelsystem, ihre „Faust in der Tasche" fortzusetzen; sie waren weder Fisch noch Fleisch, weder kalt noch warm; sie compromittirten in ihrer Halbheit hin und wieder das neue System sammt dessen Erfinder, und der Meister, der sie eine Weile gehen ließ, mußte sie von Zeit zu Zeit wieder in den Sattel oder ganz vom Pferde heben. Die zweite Klasse bestand aus den „Allerneusten", die „sich grenzenlos erdreusten"; der Meister hatte sie mit ins Geschäft gebracht, sie ritten vortrefflich Manége, machten ihre Sprünge und Capriolen höchst kunstgerecht, und figurirten als große Reiter vor dem Herrn; freilich der Herr soufflirte ihnen alle Gesten und Attitüden auf Tritt und Schritt. Hatte er es nicht im Anfang seines Kaiserthums gesagt, als sich die gesammte Intelligenz Frankreichs von ihm zurückzog: „Nöthigenfalls werde ich allein regieren!" Er thut es noch und kann auch als absoluter Herrscher nicht anders.

Seien wir gerecht gegen die Doctrinäre, die Drouyn de l'Huys, Bourqueney, Walewski, Thouvenel, theilweise sogar Tocqueville: sie bezeichnen die vorletzte Phase, aus welcher Frankreich herauskam, die schwerwiegende Erbschaft der Vergangenheit. Ludwig Philipp hatte seine Politik der äußersten Nachgiebigkeit gegen Rußland nicht nur seiner Sorge um die Dynastie angepaßt, sondern auch der industriellen Richtung der Zeit, den überhandnehmenden Handelsinteressen Rechnung getragen. Der Adreßparagraph für Polen, die diplomatischen Mahnungen nach Rom und Neapel, die Besetzung Anconas bildeten „die Faust in der Tasche", die Opferknochen für den halbschlummernden Cerberus der revolutionären Tradition. Diese Politik ließ sich so leicht nicht abstreifen, man sah das nach dem 24. Febr. Was ist das berühmte Manifest Lamartine's an die Agenten der Französischen Republik im Auslande? Die Anerkennung der Doctrin und die blasse Andeutung Bonaparte'scher Politik: Die Republik ist kein Angriff auf irgendjemand; aber glücklich wäre Frankreich, wenn man ihm den Krieg erklärte! Die Tractate von 1815 existiren rechtlich nicht mehr; aber die Territorialgrenzen sind ein Factum, das man als Basis und Ausgangspunkt annimmt! — Hr. Thiers und Hr. Guizot hätten das nur nicht so emphatisch gesagt. Der Poet widerstrebt ein wenig der trockenen doctrinären Satzbildung; sein Inhalt ist dem Guizot'schen identisch. Die blasse Andeutung einer neuen Politik des Kriegs und der Gewalt lautet: „Wir sagen es laut, wenn uns die Stunde des Wiederaufbaues einiger unterdrückter Nationalitäten in den Decreten der Vorsehung geschlagen zu haben schiene, wenn die Schweiz, wenn Italien" u. s. w. Das ist das Präludium zu einer „Nation, deren Geschichte mit der unserigen zusammenfließt". Noch deutlicher tritt Hr. von Lamartine auf den chauvinistischen Standpunkt und anticipirt geradezu die Politik des „Siècle" da wo er von „regelmäßigen und friedlichen Modificationen" redet; „Siècle" verlangte im

Jahre 1860 allgemeine Abstimmung rings um die französischen Grenzen herum — „friedliche Modification".

Ludwig Napoleon selbst wollte dem letzten Bourbon nicht einmal die Ehre eines „Napoleon des Friedens" überlassen; sein Programm von Bordeaux entlehnte ihm sogar das Wort: „L'empire, c'est la paix!" Dahinter kamen freilich die Etceteras, die schon in dem Lamartine'schen Gefasel durchklingeln. Bonaparte zog nur mit Hülfe eines starken ruhmbedürftigen Heeres die Consequenzen aus dem Lamartine'schen „Wenn". Nichts konnte folgerechter sein; hatte der poetische Februarminister nicht bereits ahnen lassen, daß Frankreich seiner eigenen Freiheit im Innern nicht sicher sei, daß es wol die Freiheitsglocke für fremde Nationalitäten läuten könnte? Und mußte nicht von der „Befreiung" der andern um so nachdrücklicher die Rede sein, je schmaler die Freiheitskost im Innern wurde?

Trotzdem hatte Ludwig Napoleon keine geringe Mühe, sich aus dem Fahrgleise der Guizot'schen Doctrin herauszuarbeiten. Offenbar ist selbst seine scheinbar kühnste Kriegspolitik von doctrinären Clauseln umwoben. Es heißt zwar nicht mehr: La paix partout et toujours, la paix à tout prix; es wird allerdings untersucht, unter welchen Bedingungen l'empire la paix sein kann und darf. Wird aber der kaiserliche Frieden unmöglich und unhaltbar erfunden, ist sogar der Krieg wirklich ausgebrochen, so sucht man diesen sorgfältig zu umschreiben, streng zu „lokalisiren". Die glimmende Asche eines Weltbrandes ist bisjetzt noch jedesmal durch die „weitübergebogensten" Concessionen an England ausgetreten worden.

Als die Provisorische Regierung 1848 sich in eine Executivcommission verwandelte, gelangte das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten an Hrn. Jules Bastide, der es auch unter Cavaignac bis zum 20. Dec. 1848 fortführte. An diesem Minister hat man so recht erfahren, wie wenig ein monarchisches oder republikanisches Glaubensbekenntniß in der Wagschale des europäischen Gleichgewichts wiegt. Ein ehrlicher gesinnungstreuer Demokrat betreibt in Italien nicht nur die Politik des steif doctrinären Guizot, sondern leitet auch die Intervention für den Papst wider die Freiheit ein, und thut Schritte, die an Bedenklichkeit der Begünstigung des Sonderbundes im Jahre 1846 gleichkommen. Keiner der Hülferufe der verzweifelnden Italiener ward gehört, Hr. Bastide nahm das unglückliche Wort Karl Albert's: „L'Italia farà da se", in seiner vollen Bedeutung auf. Als im August 1848 der sardinische Gesandte Marquis de Brignole namens seines Königs um schleunigen Beistand wider Österreich flehte, welches bereits wieder vor den Thoren Mailands stand, antwortete Hr. Bastide: der Beschluß der Nationalversammlung vom 25. Mai garantire die Freiheit Italiens, Frankreich habe daher auch in brüderlicher Sorgfalt nicht auf den Hülferuf gewartet, sondern sich bereits mit Lord Normanby dahin verständigt, daß Frankreich und England — vermittelnd zwischen Sardinien und Österreich auftreten würden! Einen Augenblick freilich, aber auch nicht länger, war der Krieg im Rathe Cavaignac's beschlossen gewesen. Kriegs- und Transportschiffe sammelten sich im Hafen von Marseille, eine Brigade mit allem Material war bereits eingeschifft, als plötzlich Cavaignac sich von Hrn. Goudchaux belehren ließ, der Krieg sei der Bankrott für die Republik. Anfänglich widersetzte sich der Kriegsminister Lamoricière dieser doctrinären Schwankung — blieb dann aber mitsammt Hrn. Bastide ruhig im Ministerium. Die Republik hatte aus Angst um des Lebens Bedingungen die Hoffnung auf das Leben selbst geopfert.

Wenn das nun in Oberitalien bei rein politischen Verhältnissen möglich war, was konnte in Rom, wo die Religion sich in die Politik mischte, nicht alles möglich werden? General Cavaignac beschloß „die Person des Heiligen Vaters zu schützen" und eine Brigade nach Civita-Vecchia zu senden. Nichts konnte dem gutkatholischen Demokraten Bastide willkommener sein. Am 27. Nov. 1848 schrieb der Minister an den nicht minder orthodoxen Bevollmächtigten, Hrn. de Corcelles, nach Rom: „Sie kennen die beklagenswerthen Ereignisse, die sich in der Stadt Rom zugetragen und den Heiligen Vater in eine Art von Gefangenschaft versetzt haben. Drei Dampffregatten mit 3500 Mann gehen nach Civita-Vecchia ab. Ihre Mission, mein Herr, besteht darin, im Namen der Französischen Republik zu interveniren und Sr. Heiligkeit die persönliche Freiheit zurückzugeben, wenn sie deren beraubt ist. Sie werden die Truppen nur dann ausschiffen lassen, wenn dieselben in Civita-Vecchia in einem äußern Rayon, der ihrem Effectiv angemessen, den Erfolg Ihrer Mission unterstützen könnten. Es sind Maßregeln getroffen, die Brigade zu verstärken, wenn es nöthig würde. Die Republik wird von einem Gefühl bewegt, welches eine alte Tradition des französischen Volks ist."

Auf diesem Wege lag der General Oudinot de Reggio, und weder Hr. Bastide noch Hr. de Corcelles konnte vor einem Bombardement der Ewigen Stadt zurückschrecken. Aber

General Cavaignac, der doch keine andere Religion hatte als den Glauben an die alleinseligmachende Republik, die er weit über die Revolution stellte! Bis zur Intervention im Interesse der päpstlichen Freiheit ging er nicht, aber in seinem Briefe vom 3. Dec., den er durch einen seiner Adjutanten dem Papst überbringen ließ, erhöht er offenbar das katholische geistliche Moment über das der weltlichen Freiheit; auch für den tapfern General war die Frage des Cäsar-Papstes unüberwindlich. Er erklärt sich „tief gerührt von dem väterlichen Vertrauen Sr. Heiligkeit, welche für den Augenblick die französische Gastfreundschaft nachsuche". „Die Republik wird mit Stolz sehen, daß Ew. Heiligkeit ihr vor aller Welt jene religiöse Weihe ertheilen, welche Ihre Gegenwart in unserer Mitte ihr verheißt, und welche Sie mit der Würde und religiösen Ehrfurcht empfangen wird, wie sie dieser großen und edelmüthigen Nation zukommen." General Cavaignac empfindet für seine Republik das Bedürfniß derselben Salbung, ohne welche auch der erste Napoleon nicht herrschen zu können meinte. Die Republik war also für Cavaignac doch nicht das höchste Wesen; denn der Weihende ist der Höhere gegen den Geweihten.

Man hat zur Entschuldigung des Generals sagen wollen, die Idee der Brigade sowie sein Brief an den Papst seien nichts als ein Wahlmanöver gewesen, das er kurz vor Thorschluß ins Werk gesetzt habe. Diese Entschuldigung wäre vielmehr die allerstärkste Beschuldigung, und wir wollen das Motiv lieber in geistiger Unfähigkeit, in gemüthlicher Befangenheit suchen als in der directen Corruption. Möglich auch, daß der gläubige Bastide einen gewissen Einfluß auf den Chef der Regierung ausübte, der sich in solchen Fragen wol für incompetent erklärte.

Jules Bastide wurde geboren zu Paris im Jahre 1800, als Sohn eines Maklers; er besuchte das Collège Henri IV, später die Rechtsschule, beanspruchte aber keine liberale Laufbahn, sondern unternahm einen Holzhandel. Während der Restauration opponirte er der Regierung ebenso energisch wie nachhaltig; er wurde einer der ersten Carbonari von Frankreich und setzte mehrmals sein ganzes Vermögen aufs Spiel. Im Jahre 1830 stand er vorn unter den Julikämpfern und steckte die Tricolore oben auf den First des Tuilerienschlosses. Unter Ludwig Philipp gehörte er zur radicalen Opposition und wurde bei der Organisation der Nationalgarde zum Chef der Artillerielegion erwählt, welche der Sammelplatz aller Republikaner war. Bei Gelegenheit der Emeute von Grenoble 1832 arretirt, vor die Assisen gestellt, wurde er von den Geschworenen freigesprochen. Am 5. Juni 1832 fand das berühmte Begräbniß des Generals Lamarque statt; Bastide wurde abermals verhaftet, diesmal aber zum Tode verurtheilt. Er entkam nach London, wo er zwei Jahre blieb, bis er 1834 begnadigt zurückkehren konnte. Nach Armand Carrel's Tode berief ihn die Gesellschaft des „National" an die Spitze dieses Blattes, welches er in Gemeinschaft mit Clement Thomas, seinem frühern geschäftlichen Associirten, leitete. Im Jahre 1837 stellte Bastide Hrn. Armand Marrast bei der Redaction des „National" an, der zu der martialischen Republik noch den Voltairianismus hinzufügte. Daraus entstand eine gründliche Spaltung im Redactionsbureau; denn Bastide war ernstlicher Katholik, er gehörte aus vollster Überzeugung zu der hybriden Fraction der katholischen Republikaner, die ihren Apostel in Hrn. Buchez verehrten. Im Jahre 1846 trat Bastide aus dem „National", um mit Buchez die „Revue nationale" zu gründen, in welcher der demokratische Neokatholicismus sich breit machte. Im Jahre 1848 belohnte ihn die Republik für sein ausgestandenes Märtyrerthum mit dem Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten; einige Wochen lang war er zugleich Marineminister. Drei Departements wählten ihn außerdem in die Versammlung: Seine, Seine-Marne, Saone-Loire; er entschied sich für Paris. Bastide war in der weltlichen Politik das Ideal eines „blauen", gemäßigten, antisocialistischen Republikaners, Minister und Abgeordneter nach dem Herzen Cavaignac's. In Bezug auf Italien trat sein Freiheitssinn mit dem „gehorsamen Sohn der Kirche" in Conflict, und Bastide, der allem getrotzt hatte, lag demüthig zu den Füßen des Papstes. Sein Schriftenthum beschränkt sich auf eine Broschüre: „De l'éducation publique en France" (1847), und auf die Mitarbeiterschaft am ersten Bande der zweiten Auflage der „Histoire parlementaire" (1847) von Buchez. Einzelne Artikel von ihm standen in der „Revue de Paris". Im Jahre 1859 suchte er sich in einer besondern Schrift: „La République française et l'Italie en 1848" (Brüssel), über seine italienische Politik zu vertheidigen, deren böse Folgen in Rom zu Tage lagen, brachte aber mehr Reue zwischen den Zeilen als Verständniß in denselben.

Am 20. Dec. 1848 setzte der frischgewählte Präsident sein erstes Ministerium ein: Odilon-Barrot, de Fallour, Drouyn de l'Huys, die doctrinäre Dupe, den Jesuiten und das diplomatische Werkzeug. Die Italiener hatten es aufgegeben, auf französische Hülfe zu hoffen, und waren hauptsächlich auf einen kriegerischen Organisator und Führer bedacht. Gegen Ende Februar

wandten sie sich daher an den Obersten Charras, früher Unterstaatssecretär und die eigentliche Seele des französischen Kriegsministeriums, mit der Bitte, die römische und die toscanische Armee zu organisiren. Charras, der weder seine militärischen noch seine civilen Ansprüche aufgeben wollte, wandte sich an das Ministerium mit dem Gesuch um Ermächtigung zu diesem Schritte. Hr. Odilon-Barrot mit seinem unausstehlichen Pathos, selbst im Privatgespräche, sagte alles Mögliche zu, faselte von „Schwesterrepublik" und hielt natürlich nichts, um so sicherer, als er selbst am Leitseile geführt wurde. Charras ließ bereits Werbungen in Paris vornehmen, musterte Leute, etliche Abtheilungen waren schon auf einem Dampfer zu Marseille eingeschifft, als plötzlich das Ministerium von der Nationalversammlung einen Credit von 1,200000 Fr. forderte, um ein Expeditionscorps nach Civita-Vecchia einzuschiffen.

Die Nationalversammlung hatte am 30. März die Tagesordnung Bixio's angenommen: „Die Versammlung erklärt, daß wenn die Regierung zur Aufrechthaltung der piemontesischen Integrität, und um die Ehre und Interessen Frankreichs zu wahren, eine theilweise und zeitliche Besetzung eines Punktes von Italien vornehmen will, sie in der Nationalversammlung die aufrichtigste Hülfe finden wird." Diese Tagesordnung deutete und beutete der Jesuit de Fallour in seinem Sinne aus und ließ der Majorität am 16. April durch das sonore Sprachrohr Odilon-Barrot melden: „In Rom stehe eine Krise bevor, Frankreich dürfe nicht gleichgültig dabei bleiben, es müsse seinen legitimen Einfluß in Italien aufrecht erhalten, sich auf legitime Weise mit dem Willen des römischen Volks bekannt machen, der römischen Bevölkerung eine auf liberale Institutionen gegründete Regierung verschaffen. Alles das mache der Regierung eine Pflicht daraus, die gegebene Autorisation zu benutzen und das Expeditionscorps des Mittelmeeres auf dem Kriegsfuße zu halten." „Die Fahne Frankreichs", hieß es später, „wird sich nur im Interesse jener alten Sache, die stets unsere Sympathie besaß, betheiligen, der Sache der wahren Freiheit und einer guten Regierung." Hr. de Fallour erreichte seine Zwecke, noch vollständiger als Ludwig Napoleon. Hr. Drouyn de l'Huys ging, Hr. de Tocqueville kam, das Mordspiel ward durchgeführt, und die Doctrin schlug an ihre Brust: „O, wenn den ertheilten Instructionen zuwidergehandelt worden wäre, wenn ich das Unglück gehabt hätte, meine politische Ehrenhaftigkeit zu verletzen, das Heiligste, was es auf Erden gibt — dann hätte ich mich des größten Verbrechens schuldig gemacht, das an einer freien Nation begangen werden kann." Es war zu spät, dies „Heiligste" war nicht die „politische Ehrenhaftigkeit", sondern der politische Verstand! Am 3. Juli zog General Oudinot de Reggio in das erstürmte Rom ein, und am 14. Juli erklärte er mit dem Sansfaçon eines „Cavalerieoffiziers" den einfachen Sinn des ganzen Räthsels: „Frankreich erfüllt die heißen Wünsche der Christenheit, indem es die weltliche Souveränetät des Oberhauptes der christlichen Kirche restaurirt." Am 18. Aug. sandte Ludwig Napoleon seinen „Brief" an Edgar Ney nach Rom, in welchem er zur Verwunderung vieler auf Einführung liberaler Garantien im Kirchenstaat bestand. Man kannte den Mann herzlich schlecht: die Doctrin war compromittirt, der Ultramontanismus zufrieden gestellt, ein Bonaparte saß im Herzen Italiens; jetzt übrigte nichts mehr, als sich eine Handhabe für eine zukünftige „liberale" Politik zu schaffen. Diese Handhabe war der „Brief" an Edgar Ney. Hatte er nun nicht von Anfang der Stunde erklärt, worauf es im Kirchenstaat vor allen Dingen ankomme! Fünf diplomatische Persönlichkeiten interessiren uns mehr oder minder bei diesem saubern Handel: die Herren Drouyn de l'Huys, F. de Lesseps, A. de Tocqueville, de Corcelles und de Rayneval. Die Ereignisse selbst werden uns an der Hand der Biographie noch klarer werden.

Drouyn de l'Huys wurde am 19. Nov. 1805 zu Melun im Departement der Seine-Marne geboren. Er stammte aus einer sehr begüterten Familie, deren Verbindungen ihm später allerlei Vorschub leisteten. Er besuchte das Collége Louis-le-Grand zu Paris, und erhielt 1823 beim allgemeinen Wettbewerb den Ehrenpreis; dann ging er in die Rechtsschule. Im Jahre 1830 nahm ihn sein specieller Landsmann, der Herzog von Harcourt, als freiwilligen Gesandtschaftsattaché mit nach Spanien. Seine Vermögensverhältnisse verliehen seinem Charakter schon hier eine gewisse Trotzigkeit, die sich später zur politischen Opposition ausbildete. Von 1833—36 war er besoldeter Attaché und Legationssecretär im Haag, gerade während der belgischen Schwierigkeiten, und kam dann wieder als Chargé d'Affaires nach Madrid zurück. Der reiche, vom Herzog von Harcourt beförderte junge Diplomat heirathete jetzt noch eine Demoiselle de Saint-Criq, die Tochter seiner eigenen Schwester, und so gelangte das ganze Vermögen seines Vaters, des Generalempfängers Drouyn, in seine Hände. Im Jahre 1840 ward er Director der Handelsangelegenheiten im Auswärtigen Amte. Im Jahre 1842 ließ er sich

vom Departement der Seine-Marne zum Abgeordneten wählen und stach den ministeriellen Candidaten Hrn. de Germiny aus. Es blieb ihm nichts mehr übrig als Minister zu werden.

Um das letzte ewige Cabinet Guizot zu stürzen, mußte man ihm Opposition machen. Freilich war Hr. Drouyn zugleich politischer Beamter der Regierung und durfte als solcher nicht gegen das Cabinet stimmen. Aber Hr. Drouyn wagte es im Vertrauen auf seine Selbständigkeit; er trennte sich in der Affaire Pritchard von seinem Vorgesetzten und ward abgesetzt. Hr. Guizot, gereizt und dictatorisch wie immer, schleuderte ihm das Epigramm nach: „Er will Minister sein und ist nicht einmal ein guter Commis." Hr. Drouyn rächte sich durch immer heftigere Opposition, betheiligte sich bei den Reformbanketen, äußerte sich sehr entschieden gegen die Majorität, und bei dem Verbot des Bankets im zwölften pariser Arrondissement nahm er eine Brutusmiene an. Zum Abhalten des Bankets konnte er freilich als vorsichtiger Mann nicht rathen, aber er unterschrieb die Anklage gegen Guizot und kam als prädestinirter Dulder in die Februarrepublik hinein, ohne etwas riskirt zu haben. Er vertrat Seine-Marne in beiden Nationalversammlungen und wurde in der Constituante zum Präsidenten des „Comité der auswärtigen Angelegenheiten" erwählt. Jetzt war es Zeit, sich um höhere Politik zu bekümmern, und namentlich die östliche Welt Europas zu studiren.

Hr. Drouyn ging vor die rechte Schmiede, er ließ sich in die „Orientalische Gesellschaft" zu Paris aufnehmen; dort saßen und theilten sich ihre wichtigen Erfahrungen und Studien mit die Herren Morpurgo, der Freund Reschid-Pascha's, Villecocq, ehemaliger Gesandtschaftssecretär zu Konstantinopel, während sieben Jahren Generalconsul in den Donaufürstenthümern, Vaillant, der zwölf Jahre im Orient gewesen war, O'Mac Carthy, Desprez, der die Südslawen besonders studirt hatte. Hier lernte Hr. Drouyn mancherlei, was ihm sehr nützlich hätte werden können, unter anderm am 4. Aug. 1848 von Hrn. Vaillant, daß die Donaufürstenthümer zur nächsten Beute Rußlands ausersehen seien, daß Frankreich in Konstantinopel einen Gesandten mit größter Vollmacht und Freiheit haben müßte, daß die Flotte sich den Dardanellen nähern sollte, um in Gemeinschaft mit der türkischen Landarmee zu operiren. Von Hrn. Saint-Céran, daß Rußland viel verwundbarer sei, als man gemeiniglich glaube, daß eine europäische Flotte, durch die Dardanellen ins Schwarze Meer dringend, Sewastopol zerstören und auf einen Schlag den größten Theil der russischen Flotte vernichten könnte! Alles das dünkte dem Präsidenten des „Auswärtigen Comité" jedoch nicht hinlänglich „praktisch", er scheint von diesem höhern Cursus der Geschichtsphilosophie nichts behalten zu haben als die fixe Idee des Hrn. Desprez, die auch in der „Revue des deux mondes" niedergelegt worden ist, daß nämlich die Südslawen durch Österreich regenerirt werden müßten. Daher datirt sein Köhlerglaube auf den Wiener Conferenzen.

So vorbereitet trat Hr. Drouyn de l'Huys ins Ministerium vom 20. Dec. Sofort gab er seine Entlassung als Präsident der „Orientalischen Gesellschaft"; seine Freunde bat er bei einem Abschiedsmahle, nichts von ihm zu erbitten, solange er Minister sei! Er hat sich in der That keines einzigen erinnert, nicht einmal während der so „praktisch" gewordenen russischen Frage! Hr. Drouyn stand am Ziele, er konnte jetzt Frankreich regieren wie weiland sein Feind Guizot, und er hatte in der That vollauf zu thun, die auswärtige Politik der Nationalversammlung gegenüber zu vertheidigen, bald wegen der Österreicher in Italien, bald wegen des Einmarsches der Russen in Ungarn, endlich wegen der römischen Expedition.

Schon vor beschlossener Expedition hatte Hr. Drouyn der Nationalversammlung ganz im Guizot'schen Stile erklärt: „Niemals werde er die Französische Republik als solidarisch mit allen den Republiken betrachten, die etwa proclamirt werden möchten. Pius IX. habe einen doppelten Charakter, als weltlicher Gewaltinhaber zu Rom und als geistliches Oberhaupt der Kirche. Daher die Schwierigkeit. Verlöre der weltliche Fürst seine Krone, so habe niemand dareinzureden; aber der oberste Pontifex müsse frei sein, und die ganze Katholicität sei dabei interessirt, daß diese Freiheit wirklich und notorisch sei." Hr. de Montalembert hätte das nicht schöner sagen können, und General Oudinot sah kein anderes Mittel, den geistlichen Oberhirten der Katholiken „notorisch frei" zu machen, als indem er auch den weltlichen Gewaltinhaber über Trümmer und Leichen in den Vatican zurückführte. Cäsar war einmal der unzertrennliche Doppelgänger des Papstes, und Hr. Drouyn sah keine logische Möglichkeit sie zu scheiden!

Am 30. April lieferte General Oudinot seinen thörichten Angriff auf das Thor San-Pancrazio zu Rom. „Französisches Blut war geflossen", wie der Präsident der Republik absichtlich genug betonte. Die Nationalversammlung sah ihre ursprünglichen Absichten gänzlich verkehrt, so war

weder die Tagesordnung Birio noch das Votum der 1,200000 Fr. gemeint gewesen. Sie erörterte daher am 7. Mai in sehr aufgeregter Stimmung die römische Frage aufs neue und ertheilte dem Cabinet Barrot-Falloux-Drouyn ein Mistrauensvotum; denn sie erhob zum Beschluß: „die Regierung einzuladen, ohne Verzug die nothwendigen Maßregeln zu ergreifen, damit die italienische Intervention nicht länger von dem ihr angewiesenen Zwecke abweiche.“ Die Sache wäre trostlos für Hrn. de Falloux geworden, hätte die Constituante nicht in ihren letzten Zügen gelegen. So aber galt es zu laviren. Hr. de Lesseps ward nach Rom deputirt, um die richtige Ausführung des Beschlusses zu überwachen, gewissermaßen als Mittelsmann zwischen der römischen Republik und dem Occupationscorps. Es ist nur allzu bekannt, wie übel der gewissenhafte Vermittler ankam, wie schnöde er für seine ehrliche Politik behandelt ward, wie hochmüthig General Oudinot ihn behandelte, wie geringschätzig zornig dieser alle seine Schritte verwarf.

Ferdinand de Lesseps, geboren am 19. Nov. 1805 zu Versailles, ist einer der sach- und geschäftskundigsten Diplomaten oder besser gesagt Consularbeamten. Als solcher figurirte er auch schon früh zu Lissabon, Tunis, in Ägypten, zu Rotterdam, Malaga und Barcelona. In letztgenannter Stadt zeichnete er sich ganz vorzüglich bei dem Bombardement des Jahres 1842 aus und ward darob mit Orden aller Potentaten übersäet. Nach der Februarrevolution ging er als bevollmächtigter Minister der Republik nach Madrid. Der Beschluß vom 7. Mai 1849 und seine eigene Sendung nach Rom brachten ihm zum bittern Bewußtsein, was der Unterschied zwischen einem Consularbeamten mit praktisch-nützlicher Bestimmung und einem Diplomaten ist, der zur Parade und zum Schein vorhanden, und dessen Hauptbeschäftigung darin besteht, durch die Finger zu sehen und nichts zu gewahren, als was höhern Orts gewahrt sein will. Er wollte wirklich ein Abkommen mit der römischen Republik treffen, er verhandelte ernstlich mit dem Triumvirat, und beging in den Augen seiner Auftraggeber ebenso viele Verbrechen. Am 26. Mai desavouirte Hr. Drouyn seine sämmtlichen Vermittelungsversuche, widerrief am 29. Mai seine Vollmachten, überwies sein Benehmen zu Rom der Kritik des Staatsraths, ja äußerte sogar, Hr. de Lesseps sei „verrückt“! Dies war mehr als Perfidie. Hr. de Lesseps ging mit reinem Gewissen aus dem römischen Handel hervor und konnte ruhigen Muths das Erkenntniß des Staatsraths anhören: „Hr. de Lesseps habe seine Vollmachten überschritten und den Interessen wie der Würde Frankreichs zuwidergehandelt.“ Es ward ihm sehr leicht, sich von solch ungegründetem Vorwurfe rein zu waschen, und dies that er auch in seinem „Mémoire au conseil d'état“ sowie in der „Réponse à l'examen de mes actes“. Später folgte Hr. de Lesseps einer Einladung des Vicekönigs von Ägypten, Mohammed-Saïd, begab sich nach Alexandrien und begann dort seit 1856 seine große Agitation für den Suezkanal, den er der Welt ankündigte in der Schrift: „Le percement de l'Isthme de Suez. Exposé et documents officiels.“ „Die Bösen“, nämlich die französischen Doctrinäre und Ultramontanen, war Hr. de Lesseps los geworden, aber „der Böse“ war geblieben, nämlich Lord Palmerston. Mit diesem gerieth er in einen noch viel hartnäckigern Streit, der noch lange nicht zu Ende sein dürfte. Als Hr. de Lesseps in so abrupter Weise von Rom abberufen ward, mußte ihn die Regierung durch einen andern Vertrauensmann ersetzen. Von dem eigentlichen Titulargesandten mit Rang und Gehalt hören wir sozusagen kein Wort. Seine Nullität machte gerade die außerordentlichen Botschafter nothwendig.

Es war dies der Herzog François Eugène Gabriel d'Harcourt, geboren am 22. Aug. 1786 aus alter Adelsfamilie, der unter der Restauration wie unter Ludwig Philipp (1827—37) in der Deputirtenkammer gesessen hatte, einen Augenblick Gesandter in Spanien war und am 3. Oct. 1837 als Pair von Frankreich in den Luxembourg einrückte. Merkwürdig ist dieser Mann nur durch folgende duftige Geschichte geworden, die wir uns begnügen müssen anzudeuten. Als Se. Excellenz in voller Uniform in den königlichen Palast zu Madrid eintrat, um sein Beglaubigungsschreiben der Königin-Regentin Maria Christina zu überreichen, wandelte ihn ein menschliches Bedürfniß an. Er begibt sich ad locum tertium, kehrt in die Vorhalle zurück — und findet seine Beglaubigungsschreiben nicht wieder! Die Königin-Regentin wartet auf ihrem Throne, der Herzog von Harcourt erscheint nicht. Nach vielem Kopfzerbrechen macht der Gesandte ausfindig, seine Papiere möchten wol „ins Bodenlose“ gefallen sein. Man holt Scheren und Zangen. Maria Christina wartet, sie wird ungeduldig, läßt fragen, warum Se. Excellenz nicht erscheine? Antwort: Die Beglaubigungsschreiben! Die Königin lacht auf ihrem Throne. Endlich schickt sie die Ordre hinaus, die Schriften in eine dicke Enveloppe zu packen

und sie ihr so überreichen zu wollen. Dies geschah, und man erzählt, die Regentin habe nicht gelacht; sie war jedenfalls befähigter zur Diplomatie als der Herzog von Harcourt.

Hr. de Lesseps ward abgelöst durch François Tirecuy de Corcelles, geboren zu Paris im Jahre 1801. Sein Vater war Deputirter der äußersten Linken, der Sohn war halb Bastide, halb Montalembert, einer der freithuenden Katholiken. Sein Freund Bastide schickte ihn schon Ende November 1848 nach Rom, weil dort „beklagenswerthe Ereignisse" eingetreten waren. Am 6. Juni schickte ihn der neue Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Hr. de Tocqueville, an Lessep's Stelle wieder hin. Hr. de Corcelles machte dem General Oudinot keinerlei Schwierigkeiten, ließ bombardiren was das Zeug hielt, und meldete schließlich über die Vorfälle: „Frankreich hat nur einen einzigen Zweck gehabt, die Freiheit des verehrten Hauptes der Kirche, die Freiheit der römischen Staaten und den Frieden der Welt." Amen!

Hr. Drouyn de l'Huys verließ mitten in der römischen Campagne das zweideutige Lager, am 2. Juni 1849. Es war schade, daß nicht er den ganzen Streich durchführte; er hätte wol Hrn. de Tocqueville die Schmach ersparen können, sein sonst reines Andenken zu besudeln. Hr. Drouyn de l'Huys zog indeß vor, als Gesandter nach London zu gehen, gerade als die Karten gehörig gemengt waren.

Alexis Charles Henri Clérel de Tocqueville wurde geboren zu Verneuil (Seine-Oise) am 29. Juli 1805; er ist durch seine Mutter ein Urenkel von Malesherbes, des Ministers und Vertheidigers Ludwig's XVI. Auch er studirte Jura, ward 1826 Untersuchungsrichter zu Versailles, 1830 Assessor. Im folgenden Jahre erhielt er von der Regierung den Auftrag, in Gemeinschaft mit seinem Freunde Gustav de Beaumont, seinem frühern Collegen am versailler Gericht, das Gefängnißsystem in den Vereinigten Staaten zu studiren. Dieser Reise verdanken wir das berühmte Werk „De la démocratie en Amérique" (2 Bde., 1835). Für diese „Fortsetzung Montesquieu's", wie Royer-Collard sagte, erhielt de Tocqueville 1836 den Preis Monthyon, 1837 Laromiguière's Stelle in der Akademie der moralisch-politischen Wissenschaften, 1841 einen Sitz in der Französischen Akademie. Von 1839—48 saß de Tocqueville in der Deputirtenkammer, beständig für den Bezirk Valognes in der Manche, und zwar unter jenem kleinen Häuflein der „unabhängigen", philosophischen Liberalen, die aus dem Fuhrgleise der Portefeuillejagd herauswollten. Seine Gelehrsamkeit und Fachkenntniß waren sehr wesentlich bei der Abfassung der Gesetze über Sklaverei, Einführung des amerikanischen Strafsystems, maritime Angelegenheiten Algeriens u. s. w. Trotz aller Gemüthsruhe war er ein heftiger Gegner des „unbestechlichen Bestechers", und sagte im Januar 1848 von der Tribüne herab: „Eine große Revolution ist nahe." Auch für die Constituante wählte ihn das Departement der Manche; hier trat Tocqueville als eifriger Gegner des Socialismus, als Bekämpfer der Arbeitsorganisation auf, er war auf die rechte Seite geworfen. Als man glaubte, in Brüssel würden Conferenzen zur Schlichtung der italienischen Händel stattfinden, wählte General Cavaignac ihn zum Repräsentanten Frankreichs. In die Legislative gewählt, übernahm er am 3. Juni 1849 das Portefeuille des Auswärtigen. Er behielt es bis zum 31. Oct., als die persönliche Politik des Präsidenten hervortrat. Dann wurde er Gegner des Elysée, obgleich er im Interesse ruhigen Übergangs die Revision der Verfassung beantragte. Am 2. Dec. 1851 protestirte er in der Mairie des zehnten Arrondissement zu Paris wider die Sprengung der Nationalversammlung, ward eingekerkert, freigelassen und zog sich von aller Politik zurück. Vor seinem Tode, der am 16. April 1859 erfolgte, gab er noch das classische Werk „L'ancien régime et la révolution" (1856) heraus, worin er den Hang zur tödtenden Centralisation auf viel frühere Zeiten als die Revolution und das Kaiserreich zurückführte. Hr. de Tocqueville war ein milder, humaner, wissenschaftlicher Geist, dessen Richtung aber mehr eine theoretische als eine praktische war, weshalb er denn auch in der Praxis strauchelte. Er sah nicht einmal, daß er in Rom nur das Werk des principiell von ihm gehaßten Julisystems fortsetzte, und daß Graf Molé im gegebenen Falle gerade so gehandelt haben würde wie die Februarrevolution, die doch die letzten Fesseln der Menschheit zu brechen sich berufen glaubte.

Am 6. Juni schrieb Hr. de Tocqueville an den Herzog von Harcourt nach Rom: „Frankreichs Absicht sei, durch die Armee seinen Einfluß in Italien aufrecht zu erhalten; es verlange für das Papstthum jene unabhängige und freie Stellung, deren die katholische Welt bedürfe, und die ihm alle Regierungen mit katholischen Unterthanen zu bewahren suchten." Der Minister hielt damals Rom schon für genommen, und bat den Gesandten, „es ja nicht als eroberte Stadt behandeln zu lassen; es sei blos um Vertreibung der Fremden zu thun gewesen, welche die Stadt unterdrückt hätten". Dann heißt es freilich etwas besser als bei Drouyn de l'Huys:

„Jede gewaltsame Reaction muß abgewehrt werden; weder Dinge noch Personen, weder Institutionen noch Formen der Vergangenheit sind herzustellen. Vergessen Sie nicht ernstliche liberale Institutionen! Der Papst wird sicherlich die Erfordernisse unserer Lage und die Bedürfnisse seines Volks nicht vergessen. Stellen Sie das ja dem Papste mit vollem Vertrauen, aber mit respectvoller Festigkeit vor!" Es war wie der anticipirte Brief an Edgar Ney. Als ob man dem Vorstellungen machen könnte, der kraft der directesten göttlichen Eingebung herrscht, der Land und Leute als Interpret des Heiligen Geistes besitzt! Am 18. Oct. war übrigens derselbe Hr. de Tocqueville in der Lage, der Nationalversammlung die gesammte Correspondenz mit Rom vorzulegen, und aus dieser ging sonnenklar hervor, daß die weltliche Restauration des Papstes von vornherein fest beschlossene Sache gewesen war. Darauf war also auch Hr. de Tocqueville eingegangen, das hatte auch er gewußt, als er das Portefeuille annahm! Es war also nicht ganz gewissenhaft, dem Herzog von Harcourt zu schreiben: „Ich habe Ihnen keine Erklärung über alles das zu geben, was dem gegenwärtigen Augenblicke voranging; aber ich muß Ihnen nothwendigerweise andeuten, wie man handeln muß, um den größtmöglichen Vortheil aus der eingenommenen Position zu ziehen." Wer ein Portefeuille annimmt, übernimmt auch die Verantwortung für die schwebenden Angelegenheiten. Was hatte der edle Gelehrte in dieser Galere zu schaffen? Und werden nicht selbst hellere Köpfe und wohlwollende Gemüther auf ihrem Durchgange durch die officielle Welt getrübt und verschlechtert?

Hr. de Corcelles war jedenfalls ein besserer Diplomat als Hr. de Lesseps, schon weil er an die Göttlichkeit des Papstes glaubte. Aber er war doch noch nicht der richtige Agent de Fallour' in Italien; diesen müssen wir anderswo suchen. Er saß zu Neapel und hieß Hr. de Rayneval.

Alphonse de Rayneval war am 1. Aug. 1813 zu Paris geboren, als Sohn des Gesandten, der 1813 zu Madrid starb. Mit 17 Jahren Attaché bei der spanischen Gesandtschaft, wurde er 1836 Cabinetschef im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. Nach dem Sturze des Ministeriums Molé ging er als erster Gesandtschaftssecretär nach Rom, dann nach Petersburg, wo er von 1844—47 in Abwesenheit des Gesandten, Hrn. de Barante, den grimmen Zaren Nikolaus mit Filzhut und Regenschirm zu versöhnen suchte. Im Jahre 1848 war er als Volontärdiplomat in Italien und suchte officiös das Aufstreben der Nationalität zu verhindern. Dadurch erwarb er sich am 29. Juni 1848 den Gesandtschaftsposten zu Neapel. Im April 1849 beschwichtigte er aus Leibeskräften die empörten Sicilier; dann begab er sich nach Gaeta zum Papst, den er vollkommen über die Absichten Frankreichs in Rom beruhigte. Hr. de Rayneval stand viel freier da als der Herzog von Harcourt und Hr. de Corcelles, in deren Verhandlungen mit dem Triumvirat immer eine Art factischer Anerkennung lag. Am 3. Juli zog Hr. de Rayneval ostensibel mit der Armee Oudinot's in Rom ein, und wurde fortan einziger und wirklicher Gesandter beim päpstlichen Hofe. Der Allerweltsmann gefiel Ludwig Napoleon so gut, daß dieser ihm im Januar 1851 die Nachfolge des Hrn. Drouyn de l'Huys im Cabinet anbot. Aber der sanfte Rayneval fürchtete die heftigen Debatten; dafür erhielt er seine Ernennung zum Ambassadeur (26. März 1851). Von ihm rührt der berühmte Bericht über die politische Verfassung des Kirchenstaats her (14. Mai 1856), der Europa so sehr ergötzt hat und der dennoch in Rom nicht gedruckt werden durfte. Am 18. Aug. 1857 ward Hr. de Rayneval als Gesandter nach Petersburg versetzt; in dieser Eigenschaft wohnte er auch der berühmten Entrevue von Stuttgart bei. Im Februar 1858 ging der Vielgewandte zu Paris mit Tode ab. Auch Hr. de Rayneval zeigt den finstern Rückschlag an, den die Februarrevolution bewirkte; aber seine Persönlichkeit will von seinem System getrennt sein. Im diplomatischen Corps genoß er stets den Ruf eines ebenso geschickten wie aufrichtigen Mannes. Daß er seine Zwecke ehrlich verfolgt hat, bewies sein Nachlaß, in welchem das Vermögen durch Abwesenheit glänzte.

* * *

Mit der Botschaft des Präsidenten vom 31. Oct. 1849 beginnt eine rein persönliche Politik nach innen, welche etliche Jahre die Diplomatie ziemlich brach legte. Die römische Campagne blieb bis 1853 ein isolirtes Factum, das Auswärtige Amt ein Ehrenposten, fast eine Sinecure; die Gesandtschaften trieben etwas Prätendentengeschäfte. In jener Botschaft hieß es: die Wahl Ludwig Napoleon's sei nicht verstanden worden, der bloße Name Napoleon enthalte ein ganzes System! Die Minister, welche sich auf ihre Verfassungsmäßigkeit etwas eingebildet hatten, traten verduzt ab, und vor der Legislativen erschien das Cabinet Rouher (Justiz), d'Hautpoul (Krieg), Lahitte (Auswärtiges), Ferdinand Barrot (Inneres), Fould (Finanzen), de Parieu

(Cultus und Unterricht). Es begann die römische Campagne nach innen, der Kreuzzug wider die Aufklärung, den Rationalismus der Schulmeister, die Université de France. Hier führte Hr. de Parieu nur die jesuitischen Ideen des Hrn. de Fallour aus. Wie wenig an den auswärtigen Angelegenheiten lag, konnte man an der Ernennung des neuen Titulars abnehmen.

Jean Ernest Ducos, Vicomte de Lahitte, geboren am 5. Dec. 1789 zu Bessières in der Haute-Garonne, kam 1809 aus der Polytechnischen Schule und ging als Artillerielieutenant nach Spanien, wo er fünf Campagnen mitmachte. Er war bei Cadix, Vittoria, Pampluna, an der Bidassoa und bei der Blokade von Bayonne, und kehrte nach fünf Feldzügen als Hauptmann zurück. Erst 1823 wurde er in der Restaurationscampagne in Spanien Oberst, ging 1828 nach Morea, 1830 nach Algerien, immer als Artillerist. Im Jahre 1829 avancirte er zum Maréchal de Camp und zum Adjutanten des Thronfolgers. Die Julirevolution hemmte ihn in seiner ohnehin trägen Carrière. Er kämpfte wieder zwei Jahre in Afrika, war bei Muzaïa und Medeah, und wurde am 21. Juni 1840 Generallieutenant. Bis zum Jahre 1848 war er Präsident des Artilleriecomité; die Revolution setzte ihn in Ruhestand. Da ging Lahitte zum Trotz unter die Bonapartisten, und ward schon im November 1849 mit dem Ministerposten belohnt, ohne je im Parlament gewesen zu sein. Er bekleidete diese Sinecure bis zum 9. Jan. 1851. Bei den Ersatzwahlen vom 10. März 1850 hatte er sein Glück in Paris versucht, war aber gegen die „Rothen" durchgefallen; im folgenden Jahre wählte ihn das Departement du Nord in die Legislative. Aus solchem Holze schneidet man natürlich Senatoren. Lahitte wurde einer der ersten „Erhalter" des Staatsstreichs, mit 30000 Fr. Gehalt. Activen Militärdienst hat er nie wieder gesucht, er gehört als Divisionsgeneral zur Reserve.

Was verstand dieser alte Artillerist von der auswärtigen Politik, wie mochte ihm wol die russisch-orientalische Frage vorkommen, die eben wieder im geheimen geschürzt wurde? Im Frühjahr 1850 spielte in Athen der berufene Pacifico-Handel. Lord Palmerston sandte 20 Kriegsschiffe in den Piräus, wahrhaftig nicht wegen der „Wärmflasche" des „portugiesischen Juden", sondern um in der Nähe von Konstantinopel zu sein, wo er Unrath witterte. Hr. Thouvenel, damals bevollmächtigter Minister zu Athen, verstand nichts; General Lahitte verstand sicherlich gar nichts und beauftragte deshalb Hrn. Drouyn de l'Huys, Gesandten zu London, zu „vermitteln". Hr. Drouyn de l'Huys zerbrach sich den Kopf — und „vermittelte". Ludwig Napoleon benahm sich wie Ludwig Philipp. Lord Palmerston, der damals ein kühnes Spiel wagte, nahm die „Vermittelung" des französischen Gesandten an, und beauftragte zugleich Hrn. Wyse zu Athen, Execution vorzunehmen. Das nahm Ludwig Napoleon krumm, und General Lahitte erhielt Auftrag, Hrn. Drouyn de l'Huys von London abzuberufen, weil eine längere Anwesenheit sich nicht mit der Würde der „Republik" vertrage.

In demselben Jahre 1850 ward auch ein kleiner wichtig thuender Schachzug nach Osten hin vorgenommen. Über den Zerfall der deutschen Einheitshoffnungen geriethen sich Österreich und Preußen in die Haare, das Wetter von Bronnzell zog herauf. General Lahitte ließ 40000 Mann der Altersklasse 1849 unter die Waffen rufen, vertheilte sie jedoch in die festen Plätze und Garnisonstädte des Ostens. In der schleswig-holsteinischen Frage führte Frankreich seine alte Haderpolitik gegen Deutschland fort, indem es auf den dänischen Einheitsstaat drang. England hätte längst davon das Gegentheil lernen sollen. Frankreich ist von jeher darauf aus gewesen, einen „getreuen Alliirten" an der Ferse derjenigen Macht zu besitzen, der es etwas anhaben möchte. Später kommt dann irgendein verrätherisches Wort zum Vorschein, wie das des Kaisers Napoleon: „Wir werden nicht dulden, daß die Unabhängigkeit Dänemarks, unsers Alliirten, angetastet und bedroht werde." Nachdem im Jahre 1850 die französische Diplomatie ihre vollständige Befriedigung darüber ausgesprochen hatte, daß der „deutsche Bundestag" keine weitgreifenden Beschlüsse gefaßt, sondern wieder zu den Zuständen vor 1848 zurückgekehrt sei, protestirte sie 1851 in ziemlich heftiger Weise gegen die österreichische Idee eines „Siebzigmillionenreichs". Es liegt ein Memorandum vom 5. März vor, welches sehr entschieden Verwahrung dagegen einlegt, daß ein solcher Koloß „auf Italien und den Rhein drücke". Verfasser dieses Actenstücks war der französische Gesandte zu Wien, Hr. de Lacour.

Edmond de Lacour oder de la Cour (vom Hofe) ist 1805 geboren. Er war von 1833—36 Gesandtschaftssecretär zu Wien und von 1839—47 zu Stockholm. Die Februarrevolution hob ihn zuerst hervor, denn am 10. Aug. 1848 ging er als Geschäftsträger nach Wien, wo er später zum außerordentlichen Gesandten und Bevollmächtigten ernannt wurde. Im Januar 1851 begann er sein Protestiren wider die überfliegende Schwarzenberg'sche Politik. Als Hrn. Lavalette's Stellung in Konstantinopel unmöglich geworden war, ersetzte ihn

Hr. de Lacour dort, erwies sich aber als zu sanft den über den Pruth rückenden Russen gegenüber. Auf ihn folgte der französische Menschikow, Baraguey d'Hilliers. Bei Ausbruch des orientalischen Kriegs, April 1854, wurde Hr. de Lacour nach Neapel geschickt, wo er auch gerade nicht auf Rosen schlief. Der Abbruch der diplomatischen Verbindungen zwischen den Westmächten und dem vorletzten Bourbonen setzte de Lacour in Ruhestand. Es nahte überhaupt eine schwere Zeit der Noth für die Diplomaten dritten, vierten und fünften Ranges. In Italien ist keine Nachfrage mehr; was sollte das geben, wenn auch in Deutschland der Markt sich schlösse!

Die fernern Ministerschube bis zum 2. Dec. 1851 sind ohne alle Bedeutung für die auswärtige Politik. Ludwig Napoleon amüsirte die Galerie, bis das Ministerium des Staatsstreichs mit Donnergepolter aus den Coulissen trat. Als er zu Anfang des Jahres den General Changarnier aus seiner gefährlichen Doppelstellung als Commandant der Armee von Paris sowie als Oberbefehlshaber der Nationalgarde der Seine vertreiben wollte, stutzte er sein Cabinet etwas anders zu: Baroche, Fould, Rouher, de Parieu blieben als allezeit Getreue; General de Saint-Jean-d'Angely bekam den Krieg an der Stelle des Generals Schramm; Hr. Ducos die Marine anstatt des Admirals Romain-Desfossés; Hr. Magne die öffentlichen Arbeiten anstatt des Hrn. Bineau; Hr. Dumas den Handel statt des Hrn. Bonjean. Bei dieser Gelegenheit ward auch Hr. Drouyn de l'Huys verwendet, er erhielt das Auswärtige Amt statt des Generals Lahitte. Quantum mutatus ab illo! Der Rigorist, der unerbittliche Guizotmastix, zum simpeln Werkzeug der Corruption, zum Handlanger des offenbaren Verraths herabgesunken! Wirklich und in der That, Hr. Drouyn de l'Huys scheint in Hrn. Guizot blos den Inhaber des Portefeuille gehaßt und verfolgt zu haben! Als das große Werk vollbracht war, als General Changarnier am Boden lag, ertheilte die Nationalversammlung Hrn. Drouyn de l'Huys nebst Collegen ein Mistrauensvotum, und sie konnten sich trollen. Ihre That blieb stehen, aber ihre Herrlichkeit hatte nur 14 Tage gedauert. Am 24. Jan. folgte das außerparlamentarische Beamtenministerium: de Royer (Justiz), Randon (Krieg), Contreadmiral Vaillant (Marine), Präfect Vaïsse (Inneres), Schneider (Handel), Giraud (Unterricht), de Germiny (Finanzen). Hr. Magne blieb einzig in den öffentlichen Arbeiten, und das Auswärtige Amt kam an den Rechnungsführer im Ministerium des Auswärtigen, Hrn. Brenier, der später als Baron Brenier zu vertrauten Aufträgen verwandt wurde und dann den letzten französischen Gesandten beim königlichen Hofe in Neapel abgab, wo er für etliche Prügel ungeheuere Satisfaction verlangte und in extremis erlangte.

Am 10. April war es auch mit diesem Pappendeckelministerium zu Ende, und um das Land noch ferner zu ermüden und ihm die Unmöglichkeit, mit der Nationalversammlung zu regieren, immer klärlicher zu demonstriren, erschien ein neues Cabinet: Rouher (Justiz), Chasseloup-Laubat (Marine), Randon (Krieg), Léon Faucher (Inneres), Magne (öffentliche Arbeiten), Buffet (Handel), de Crouseilhes (Unterricht), Fould (Finanzen). Der Titular des Auswärtigen Amts war jetzt Bonaparte's „Mädchen für alles", Hr. Baroche. Dieser Mann ist das Muster eines Wetterriechers und politischen Laubfrosches, des Ministers à tout prix. Er wie kein anderer, selbst nicht Hr. Drouyn de l'Huys, ist in die Fugen der politischen Auflösung hineingekrochen, um sich dort sein Nest mitten in der Fäulniß zu bereiten, ein wahrer Leichenwurm.

Pierre Jules Baroche wurde am 8. Nov. 1802 zu Paris geboren, als Sohn eines Kaufmanns. Er studirte die Rechte — wie viele haben wir schon gesehen, die „Recht" studirten und „Gewalt" trieben! — und war 1823 Advocat. Im Jahre 1839 führte er eine cause célèbre, den Proceß der Messageries (private Personen- und Güterpost), welche der Coalition und verabredeten Preiserhöhung beschuldigt waren. Der Mann wurde bekannt. Noch mehr trat er in den Vordergrund, als er dreimal vor der Pairskammer plaidirte, zuletzt in dem berühmten Teste-Cubières'schen Proceß, für den General Despans-Cubières selbst (1847). Im Jahre 1846 ernannten ihn die pariser Advocaten zum Batonnier; 1847 wählte ihn Rochefort in die Deputirtenkammer, wo er neben Odilon-Barrot Platz nahm und gegen die „Corruption" donnerte. Auch er, wie Drouyn de l'Huys, wirkte für das Banket im zwölften Arrondissement und unterzeichnete am 22. Febr. die Anklage gegen Guizot. Als Candidat der Constituante rühmte er sich laut, „der Gerechtigkeit des Volks immer um einen Schritt vorausgewesen zu sein", schwärmte für die Republik, den kostenlosen Unterricht, entsprechende Belohnung der Arbeit, Schutz des Ackerbaues und andere socialistische Gegenstände. Das Departement der untern Charente wählte ihn in die Nationalversammlung; hier kam er in das „Comité der auswärtigen Angelegenheiten", wo sein Strebegenosse Drouyn de l'Huys präsidirte. Baroche hielt sich anfangs ziemlich links, schob aber immermehr nach rechts, stimmte gegen das „Recht auf Arbeit", gegen den Bodencredit, gegen

die Abschaffung der Todesstrafe. Dann stimmte er für alle Gesellschaftsretter, für Cavaignac und besonders für Bonaparte. Der letztere machte ihn zum Generalprocurator am pariser Appellhofe; bald zeigte sich Baroche als echter Procurator, als vaterlandsrettender Eisenfresser in den beiden politischen Processen vom 15. Mai und 13. Juni. In der Legislative rückte er schon zum Vicepräsidenten vor. Nach der persönlichen Botschaft vom 31. Oct. 1849 spielte er den Zwischenträger zwischen dem Elysée und der Majorität. Jetzt war er reif. Als am 10. März 1850 die Stadt Paris die Herren Vidal, de Flotte, Carnot wählte, erschien Ehren-Baroche als Trutzparis und Minister des Innern vor der Versammlung. Er besorgte die Campagne wider die Presse und das Vereinsrecht; er vertheidigte das beschränkende Wahlgesetz vom 31. Mai; er half am 9. Jan. 1851 Changarnier beseitigen, zog sich vor dem Mistrauensvotum einen Augenblick zurück, und hatte am 10. April die Stirn, mit dem Portefeuille des Auswärtigen wiederzuerscheinen. Vor der beabsichtigten Herstellung des allgemeinen Stimmrechts zog er sich zurück, d. h. seine Collegen zogen ihn mit fort. Er war und blieb der Mann nach dem Herzen des Elysée. Am 2. Dec. 1851 wurde er zum Vicepräsidenten der Consulta ernannt und theilte am 31. Dec. das Resultat der Abstimmung mit. Dann avancirte er zum Präsidenten des neuen Staatsraths, erhielt Ministerrang, und schulmeisterte seitdem regelmäßig mit großem Aplomb die paar widerspenstigen Buben des Corps législatif, die sich einbilden, unter der kaiserlichen Verfassung noch das Mindeste zu sagen zu haben.

Am 14. Oct. 1851 hörte das Ministerium Rouher-Baroche-Faucher auf, und bis zum 27. Oct. arbeitete das Elysée an der neuen, der letzten Combination, die gleich einer gewappneten Minerva aus dem Haupte des Elysée hervorsprang. Der General Leroy de Saint-Arnaud hatte die Hauptrolle; Hr. de Thorigny, als Minister des Innern, sollte die Herstellung des allgemeinen Stimmrechts beantragen; Hr. de Turgot erhielt das Auswärtige Amt. Man weiß was folgte. Vom 2. Dec. an wurden die Minister und Gesandten vollständig Nebenpersonen, die auswärtige Politik bestand in der Situation, in der drohenden Attitude Bonaparte's, und Hr. de Turgot oder irgendein anderer jemand konnte die Geschäfte des Auswärtigen Amts bis ins Kaiserreich hinein fortführen. Erst wenn „die Kanonen Ew. Majestät" sich anschickten zu „sprechen", mußte man sich nach einem fähigern Protokollführer umsehen.

Louis Felix Etienne, Marquis de Turgot, wurde am 26. Sept. 1796 in der normannischen Familie des großen Ministers und Ökonomen geboren. Er trug wenigstens einen leuchtenden französischen Namen. Seine Carrière dagegen war die eines Junkers: er besuchte die Militärschule von St.-Cyr, ging als Cavalerielieutenant daraus hervor und trat das Pflaster bis zum 26. Juli 1830, wo er seine Entlassung eingab. Glücklicherweise besaß der Marquis eine Frau und diese einen Vater, welcher niemand anders war als der Marschall Lobau. Mit Hülfe des Schwiegervaters brachte es Turgot bis zum Pair von Frankreich, 1832; als solcher befleißigte er sich der allerconservativsten Gesinnung. Im Jahre 1848 versetzte man die Pairs in Ruhestand, und Hr. de Turgot privatisirte. Als der Napoleonische „Stern" auftauchte, „ralliirte" sich der Marquis — die Franzosen haben ein unerschöpfliches Wörterbuch der Synonymen für Stellenjägerei und politischen Seelenverkauf. Der Marquis trat ins Cabinet des Staatsstreichs, überdauerte den 2. December, die Confiscation der Orleansgüter, alles, bis zum 28. Juli 1852. Zur Entschädigung für den Ministerposten ward ihm der Senatorsrock angezogen, und am 26. April 1853 ging er gar als Gesandter nach Madrid. Hier traf er im Jahre 1854 hart mit dem Yankeeflegel Soulé zusammen, der edle Marquis auf den nordamerikanischen Demokraten. Ein Duell fand statt, aus welchem der Marquis schwer verwundet hervorging. Am Hofe von Madrid gab es zwei Parteien, die in so schroffer Abgeschlossenheit voneinander standen und „empfingen", daß die diplomatische Welt ein für allemal ihre Wahl treffen mußte. Es waren dies die Partei der Herzogin von Alba, Schwiegermutter der Schwester der Kaiserin Eugenie, und der Madame Montijo, Schwiegermutter Ludwig Napoleon's. Marquis Turgot entschied sich für die Alba, und Madame Montijo correspondirte gegen ihn nach Paris. Zudem jagte der Marquis mit kleinlichster Hoffart dem Orden des Goldenen Vließes nach, was die Königin Isabella verstimmte. Und so wanderte denn Hr. de Turgot 1858 nach der Schweiz, während Hr. Adolphe Barrot, bis dahin Gesandter zu Brüssel, an seine Stelle rückte und Partei für die Montijo ergriff. In der Schweiz werden wir Hrn. de Turgot als Werkzeug des Haders und Organ bonapartistischen Zornes wiederfinden.

Wie gesagt, nicht der Titularminister Turgot besorgte die auswärtige Politik des Staatsstreichs; diese lag einzig in der wachsenden Concentration aller Kräfte Frankreichs, in der unbedingten Militärherrschaft, in einzelnen drohenden Andeutungen, die von ganz andern Departe-

ments ausgingen. So erstattete am 25. Dec. 1851 der Kriegsminister Leroy de Saint-Arnaud einen „Bericht“ an den Kaiser über Reorganisation der Militärverwaltung, wobei die Rede von „provisorischen Rheingrenzen“ war. Das war mindestens so anzüglich, als eine Depesche des Marquis de Turgot nur hätte sein können. Auch ein französischer Gesandter zeichnete sich als Gesandter des Staatsstreichs aus; es war dies Graf Walewski.

Florian Alexandre Josephe Colonna, Graf Walewski, ward geboren am 4. Mai 1810. Seine Mutter war eine schöne Polin, sein Vater niemand anders als der große Napoleon. Man erinnert sich des Vorabends der Abdankung Napoleon's I. zu Fontainebleau, an welchem der gestürzte Imperator Gift zu sich nahm. An jenem Abend harrte eine polnische Dame im Vorzimmer des sterbenden Löwen, immer hoffend vorgelassen zu werden. Sie mußte endlich unverrichteter Sache abziehen. Diese Polin war die Mutter des Grafen Walewski. In seiner Jugend hat der Graf den Polen, im reifern Alter den Bonapartisten gespielt und so das Gebot erfüllt: „Ehre Vater und Mutter, auf daß du lange lebest im Lande!“ Doch hat ihm der Vater ein besseres „Leben“ eingebracht als die Mutter. Mit 19 Jahren schon agitirte Walewski in London wegen der „Unabhängigkeit Polens“ und suchte die Sympathien der bedeutendsten englischen Staatsmänner für diese Sache zu gewinnen. Nach der Julirevolution schloß er sich an den menschenfreundlichen Herzog von Orleans an und hoffte von diesem militärisches Avancement. Er war nämlich Kapitän im 4. Husarenregiment; als aber das Avancement nicht kam und Walewski das Garnisonleben satt hatte, gab er seine Entlassung und wanderte nach „Böhmen“. Die Franzosen nennen nämlich in neuerer Zeit das ungebundene Literaten- und Zigeunerleben la Bohème. Walewski griff alles an, probirte jegliche Rolle, schrieb in Journalen, verfaßte politische Broschüren, war Dramatiker und Weltmann. In letzterer Rolle unterstützten ihn seine geschliffenen Manieren, die den vornehmen Ursprung verriethen. In den pariser Salons hatte er enormes „Glück“. Er schrieb: „Un mot sur la question d'Afrique“ (1837), „L'alliance anglaise“ (1838); er wurde Gründer und Redacteur des Thiers'schen „Messager“. Er arbeitete mit Alexandre Dumas in Compagnie an „Mademoiselle de Belle-Isle“ (1839); dann associirte er sich mit der Schauspielerin Anaïs Aubert und erzeugte mit ihr eine Komödie in fünf Acten: „L'école du monde ou la coquette sans le savoir.“ Das Stück ward am 8. Jan. 1840 mit ungewöhnlichem Aufwande und großen Kosten in Scene gesetzt, ohne jedoch den mindesten Erfolg zu haben. Ein lebensfähigeres Product ging aus der langjährigen Verbindung Walewski's mit der Schauspielerin Rachel hervor, nämlich ein Sohn, den der Graf in aller Form Rechtens adoptirte und der heute Graf de Lucienne heißt. Das Schloß Lucienne ward einst von Ludwig XV. der Pompadour verehrt, Ludwig Napoleon kaufte es auf, sobald er bei Kasse war, und schenkte es dem Grafen Walewski. Habent sua fata — castella. Neben mannichfachen Verbindungen linker Hand ging Graf Walewski auch eine legitime Ehe ein, und zwar mit einer Florentinerin, der stolz-schönen Enkelin des Prinzen Poniatowski, die Ludwig Napoleon sehr auszeichnete. Wenn der Kaiser mit der Gräfin Walewska im Salon redet, so bildet sich noch jetzt in etikettenmäßiger Entfernung ein dichter Cirkel um das erlauchte Paar, selbst Madame Eugenie hat das Zusehen.

Als Hr. Thiers das Cabinet vom 1. März bildete, belohnte er seine Freunde von der Presse; auch der Redacteur des „Messager“ erhielt eine diplomatische Mission — nach Ägypten. Hr. Guizot behielt ihn bei und sandte ihn als Attaché nach Buenos-Ayres. Hier wurde Walewski durch die Nachricht von der Februarrevolution überrascht. Er kehrte heim und schloß sich nach dem 10. Dec. 1848 an seinen Verwandten an. Er wurde außerordentlicher Gesandter und Bevollmächtigter der Republik zu Florenz, dann zu Neapel. Im Jahre 1851 ging er in derselben Eigenschaft nach Madrid. In demselben Jahre ward General Aupick, den die Republik nach Konstantinopel geschickt hatte, nach London versetzt, tauschte aber kurz darauf mit Walewski, der damals passender für London befunden wurde. Walewski war instruirt, ohne im Geheimniß zu sein; bei der ersten Nachricht von den Decembervorfällen lief er bei allen englischen Ministern herum, um Auskunft über den Eindruck zu erfahren. Lord Palmerston gab ihm jene beruhigenden Versicherungen, welche Lord Normanby in Harnisch jagten, weil das pariser Cabinet eher durch Walewski instruirt war als der englische Gesandte in Paris selbst. Bekanntlich stellte Lord John Russell darob Lord Palmerston ein Bein und ließ ihn aus dem Cabinet fallen.

Der Marquis de Turgot war im Sommer 1852 seinem Ministerposten nicht mehr gewachsen, er trat am 28. Juli aus und wurde durch Hrn. Drouyn de l'Huys ersetzt, der jetzt sein langes Ministerium begann; denn er blieb im Amte bis zum Mai 1855, wo er über die Wiener Conferenzen stolperte. Es war Zeit für den edeln Marquis, Hr. de Lavalette hatte zu

Konstantinopel den orientalischen Handel angezettelt. Drei Großmächte schienen sich besprochen zu haben: Frankreich, Österreich, Rußland bestürmten hintereinander die arme Pforte mit kategorischen Forderungen. Lavalette, Leiningen, Menschikow setzten dem Divan um die Wette die Pistole auf die Brust. Hr. de Lavalette besorgte die Auffrischung der „lateinischen" Rechte ab antiquo, wie Fürst Menschikow die der „griechischen". Nur war Frankreich so pfiffig, sich zur rechten Zeit von diesem schlüpfrigen Felde zurückzuziehen, auf welches ihm England eingestandenermaßen nicht gefolgt wäre, und Rußland die Rolle des illegalen Herausforderers zuzuschieben. So loderte die Flamme des Kriegs empor, den Hr. de Lavalette auf allerhöchsten Specialbefehl angezündet hatte. Zuerst etliche Raketen, am Ende ein gewaltiges Feuerwerk.

Der Marquis de Lavalette gehört der bekannten Familie der Postdirectoren an. Er wurde 1810 geboren, ging 1837 als Gesandtschaftssecretär nach Stockholm, 1841 als Generalconsul nach Alexandrien, war von 1846—51 Gesandter zu Kassel und von dem letzten Jahre an außerordentlicher Gesandter zu Konstantinopel. Als die politische Gleichgewichtsfrage an die Stelle der Streitigkeiten um die Heiligen Orte trat, mußte er sich zurückziehen und ließ sich provisorisch von dem Gesandtschaftssecretär Benedetti vertreten. Hr. de Lavalette hatte die Note der Hohen Pforte, welche die lateinischen Christen befriedigen sollte, am 8. Febr. 1852 erwirkt, Rußland seinen Ferman für die Griechen im folgenden Monat März. Am 18. Mai 1853 constatirte der französische „Moniteur": der lateinische Streit sei erledigt, aber Fürst Menschikow verlange jetzt von der Pforte einen Vertrag oder Seneb, der die griechische Kirche mit ihrem Klerus unter russische Botmäßigkeit bringen würde. Das sei „eine neue Phase" und jetzt werde die Sache zur europäischen Angelegenheit.. Die „europäische Angelegenheit" ward von Hrn. de Lacour besorgt, und dann dem General Baraguey d'Hilliers in die Hand gegeben.

Achille Graf Baraguey d'Hilliers, geboren am 6. Sept. 1795, ist der Sohn des Generals Ludwig Baraguey d'Hilliers, der 1813 in kaiserlicher Ungnade starb. Der junge Graf Achille trat 1807 ins militärische Prytaneum, wurde 1812 Secondelieutenant bei den reitenden Jägern, verlor bei Leipzig den linken Vorderarm und war 1815 Kapitän. In der Restauration schlug er sich fanatisch auf die Seite der Bourbonen und zog sich mehrere politische Duelle zu. Im Jahre 1827 avancirte er zum Oberstlieutenant, betheiligte sich dann 1830 an der Expedition nach Algerien und wurde am 31. Aug. Oberst. Als zweiter Commandant der Schule von St.-Cyr unterdrückte er 1832 eine republikanische Demonstration der Zöglinge, was ihm die hohe Gewogenheit der Regierung erwarb. Vom 29. Sept. 1836—40 war er erster Commandant dieser Anstalt. Jetzt wurde er zur Disposition des Generalgouverneurs von Algerien gestellt und hatte den Herzog von Aumale unter seinem Befehl; er belobte den jungen Prinzen bei Gelegenheit der Einnahme von Thaza. Am 6. Aug. 1843 Generallieutenant, Obercommandant zu Konstantine, stellte man ihn am 14. Jan. 1844 in Gnaden zur Disposition. Seit 1847 war er dann Generalinspector der Infanterie. Im Februar 1848 schickte ihn die Provisorische Regierung zur Militärdivision von Besançon, wo er gegen die Agenten Ledru-Rollin's agitirte und sich in die Constituante wählen ließ. Schon gehörte er zu den „Rettern". Im Juni 1848 verweigerte er das Commando, welches ihm Cavaignac anbot; er stand schon so weit rechts, daß er gegen Cavaignac's „Verdienste ums Vaterland" stimmte! War doch Cavaignac ein brillanter afrikanischer General und obendrein Republikaner. Am 10. Dec. 1848 war Baraguey's Losung gegeben, er war bald elyséeischer als das Elysée, Ordnungsfreund erster Klasse, Hauptgründer des Comité de la rue de Poitiers. Das Elysée schickt ihn an General d'Hautpoul's Stelle nach Rom. Am 9. Jan. 1851 tritt er an Changarnier's Stelle ins Commando der pariser Armee, würdigt aber doch noch die Legislative der Versicherung seiner Ergebenheit. Am 2. Dec. wird er Mitglied der Consulta. Vor Ausbruch des orientalischen Kriegs ging er nach Konstantinopel und ward dann, da der Repräsentant Sr. Majestät doch nicht gut eine Division im Orient führen konnte, mit der Leitung des Expeditionscorps nach Bomarsund betraut. Am 28. Aug. 1854 ward er Marschall und kam zugleich in den Senat, wo er die Stelle eines der vier Vicepräsidenten bekleidet. In Italien hat er das erste der fünf Armeecorps geführt. Baraguey d'Hilliers hat sein Leben bis 1848 zwischen Reaction und Unstern getheilt; ohne das zweite Empire wäre er als unglücklicher Verkannter klanglos zum Orcus hinabgesunken. Sic me servavit — Napoleon.

Der französische Gesandte, der 1854 von Petersburg abberufen werden mußte, hieß Castelbajac, und ist wol nur deshalb im getreuen Gedächtniß aufmerksamer Zeitgenossen geblieben. Barthélemi Dominique Jacques Armand, Marquis de Castelbajac, der zweitälteste französische Diplomat, ist geboren am 12. Juni 1787 zu Ricaud in den Oberpyrenäen.

Nach Absolvirung der Militärschule von Fontainebleau trat er 1807 als Secondelieutenant ins 8. Husarenregiment. Er kämpfte in der Großen Armee in Deutschland, Rußland und Frankreich, ward verwundet bei Wagram, Ostrowno, an der Moskwa, bei Brienne. Im Jahre 1814 hatte er es bis zum Schwadronschef gebracht. Wie Baraguey d'Hilliers verwandelte er sich nach den Hundert Tagen in einen heftigen Bourbonisten. Sofort wurde er Oberst bei den Pyrenäenjägern, später bei den Gardedragonern, 1826 Maréchal de Camp. Nach der Julirevolution hielt er sich leidlich in Gunst und inspicirte die Cavalerie, bis er als Generallieutenant 1840 einen Feldzug in Algerien machte. Die Republik setzte ihn beiseite. Im Jahre 1849 ging er als Gesandter nach Petersburg; es ist rein unmöglich zu sagen, auf Grund welcher Qualification, auf welche Proben von Fähigkeit hin. Er blieb in Rußland bis zum Friedensbruche von 1854, und ward am 12. Juni 1856 feierlich im Senat beigesetzt.

Vom Sommer 1853 bis zum Frühjahr 1856 begann in Europa das diplomatische Kriegsspiel oder das kriegerische Diplomatenspiel, wie es die Geschichte noch nicht gekannt hatte. Neben dem Kriege der Westmächte wider Rußland, der die größte Mühe hatte ernst zu werden, und mit dem es trotz der schauderhaften Metzelei nie rechter Ernst geworden ist, lief die Diplomatie als geschäftige Frau Base und rücksichtsvolle Vermittlerin beständig hin und her. England, das wol bereit gewesen wäre, die Frage zum Austrag zu bringen, hatte die österreichische Politik an dem einen Bein, die französische am andern, und während die französische sich abarbeitete, die österreichische mit fortzuschleppen, ermüdete England unter dem Doppelgewicht beider. Zum Überfluß schleppte Österreich noch an der Last des Manteuffel'schen Preußen. Inmitten aller dieser Gegensätze und Hemmnisse that sich ein neuer Widerspruch innerhalb der französischen Diplomatie selbst auf, welche wieder nach zwei Richtungen auseinander ging. Ludwig Napoleon mußte sein eigenes Auswärtiges Amt mehr als einmal von der wahlverwandtschaftlichen Annäherung an Österreich losreißen, während er persönlich im Verlaufe des Kriegs dahin tendirte, Rußland nicht allzu sehr zu schwächen und ein Gegengewicht gegen die englische Flotte in Reserve zu halten.

Hr. Drouyn de l'Huys war ganz Guizot und voller Respect vor der österreichischen „Mission nach Osten", vor der großen Bestimmung in Bezug auf die Südslawen. Zweimal verfuhr er die französische Diplomatie nicht mehr als vollständig, im Juli 1853 und im April 1855; der letztere faux-pas kostete ihm das ministerielle Leben. Nach der Überschreitung des Pruth durch die Russen sammelten sich die Diplomaten in Wien, um für die Türkei eine Note anzufertigen, welche mit Concessionen an die griechische Kirche die Russen aus den Donaufürstenthümern zurückschlagen sollte. Die Note kam zu Stande, und zwar dergestalt, daß Rußland sie mit beiden Händen acceptirte. Graf Buol hatte den Baron Bourqueney sowie Lord Westmorland ins Schlepptau genommen. Glücklicherweise hatte die Pforte auch noch ein Wörtchen mitzureden, und glücklicherweise lebte der alte Stratford de Redcliffe noch. Dieser wahrhaft selbständige Diplomat, der aus gründlichster Sachkenntniß heraus dem Foreign office zu London die Wege zu weisen pflegte, arbeitete mit Reschid-Pascha zusammen die Zusätze und Amendements aus, unter denen einzig die Pforte in der Lage sei, ihrerseits die Note anzunehmen. „Times" sah endlich klar und behauptete, die türkische Rückantwort habe der Welt ein Licht aufgesteckt. Damals ging ein großes Rühmen und Preisen der türkischen Diplomatie durch die Welt. Hr. Drouyn de l'Huys aber kündigte im „Moniteur" wieder einmal „eine neue Phase" der orientalischen Krise an. So eingestanden im Monat October 1853!

Im folgenden Jahre trieb der Kaiser der Franzosen seinen doctrinären Minister der auswärtigen Angelegenheiten abermals um einen Schritt vorwärts, der Hrn. Drouyn de l'Huys selbst sicherlich nicht eingefallen wäre. Der ehemalige Handelsdirector im Cabinet der „Grenzsteine" hatte beständig die allergrößte Angst vor ernstlichen Verwickelungen, vor wirklichem Kriege, ganz besonders aber vor Hineinmischung der östlichen „Nationalitäten". Nicht er hat wahrlich deren „Befreiung" erfunden, sein eigenes Vermögen, der Genuß seiner Renten und Würden lag ihm allzu sehr am Herzen. Am 9. April 1854 kam ein neues Protokoll in Wien zu Stande, und aus den Rückäußerungen Rußlands ging zur Genüge hervor, daß die petersburger Politik sich vor allem dagegen sträubte, der Türkei eine geregelte Stellung im europäischen Staatensystem einzuräumen, und in ihrem Bereiche etwas anderes zu garantiren als die Rechte ab antiquo der — Christen. Da mußte am 22. Juli Hr. Drouyn de l'Huys an Baron Bourqueney schreiben: der Dardanellenvertrag vom 13. Juli 1841 bedürfe einer Revision, die Macht Rußlands im Schwarzen Meere sei nothwendig zu beschränken! Wie wäre Hr. Drouyn de l'Huys auf solche Kühnheiten verfallen! So wenig wie weiland Hr. de Turgot auf das Programm von Bordeaux.

Der Tractat vom 2. Dec. 1854 zwischen Frankreich und Österreich ist der Höhepunkt der Drouyn'schen Politik. Das war ein echt conservativer Vertrag mit einem Gouvernement régulier, wie Hr. Guizot bei Gelegenheit der galizischen Mordscenen von 1846 sagte; ein Vertrag, der die „Nationalitäten" beseitigte und Österreich in die Donaufürstenthümer vorschob. Auch erhielt Hr. Drouyn de l'Huys den Großcordon des heiligen Stephan, Graf Buol den Großcordon der Ehrenlegion, Baron Bourqueney den Großcordon des Leopoldsordens, Hr. Thouvenel, Director der Politik im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, den Orden der Eisernen Krone. Wenn es so immer hätte bleiben können!

Das Hauptunglück für den französischen Minister ereignete sich im Frühjahr 1855. Am 15. März wurde wieder eine Conferenz beliebt, und um die Sache recht feierlich zu machen, begaben sich Lord John Russell und Hr. Drouyn de l'Huys persönlich nach Wien; im Gefolge des letztern befand sich auch Hr. Desprez, der Apostel der „Südslawen" und der „Mission Österreichs". Sie reisten am 2. April von Paris ab. Während des hartnäckigen Feuers vor Sewastopol suchten die hohen Diplomaten sich friedlich zu verständigen. Graf Buol schlug in Bezug auf das Schwarze Meer eine neue Finte vor, die ursprünglich in Berlin ersonnen war, das System des contre-poids oder Gegengewichts. Die übrigen Mächte sollten die Erlaubniß haben, die Hälfte der russischen Schiffe in den Pontus Euxinus zu senden. Lord John widerstrebte zuerst, schrieb nach London: das sei die ewige Rüstung, der ewige Krieg, folglich eine baare Unmöglichkeit! Graf Buol ging am 16. April so weit zu behaupten: sechzehn Linienschiffe dürften die Russen immer auf dem Schwarzen Meere haben. Hr. Drouyn de l'Huys hatte das Gegengewichtssystem durch ein Amendement zu beschränken versucht und etwas von vier Linienschiffen und vier Fregatten verlauten lassen. Plötzlich gab er den „flottirenden Zustand" oder die 16 Linienschiffe zu! Auch Lord John gab klein bei und schrieb nach Hause: der Krieg sei ein entsetzliches Ding und ein schreckliches Unglück! Hr. Drouyn de l'Huys glaubte einen Meisterstreich vollbracht zu haben; er dachte in allem Ernst, Österreich würde jetzt ein Ultimatum stellen, der casus belli zwischen Wien und Petersburg sei vorhanden. Der arme Mann gewahrte gar nicht, daß jedes Ultimatum überflüssig geworden war, indem Rußland den „flottirenden Zustand" sicherlich annahm.

Glücklicherweise sah Lord Clarendon tiefer als Lord John Russell und Lord Westmorland. Er erklärte: die vier Punkte (Note vom 8. Aug. 1854, zwischen England und Österreich ausgewechselt) reichten jetzt nicht mehr aus, der Krieg selbst müsse neue Friedensbedingungen stellen. Lord John Russell ward Knall und Fall nach London zurückbeordert, Hr. Drouyn de l'Huys desavouirt. Am 30. April kehrte er nach Paris zurück, hatte lange Unterredungen mit dem Kaiser und gab am 4. Mai seine Entlassung ein. Der Schub, den der Meister diesmal dem Doctrinär geben wollte, war dem letztern zu stark gewesen. Mit solcher waghalsigen Politik wollte er nichts zu schaffen haben. An seine Stelle trat am 7. Mai der bisherige Gesandte zu London, Graf Walewski, der ja am innigsten mit der englischen Politik und den Absichten des dortigen Cabinets vertraut sein mußte.

So schied Hr. Drouyn de l'Huys aus seinem langen Ministerium, oder besser aus dem Staatssecretariat; denn alles was ihm nachgerühmt wird, hat er unter Dictat geschrieben, nur seine Böcke sind sein unantastbares Eigenthum. Von der atheniſchen Frage verstand er nichts, er sah nicht einmal, daß das schon die orientalische Frage war; die Schweiz und Belgien hat er echt napoleonisch in der Flüchtlingsfrage chicanirt; am 17. Sept. 1852 verfaßte er die herbe Note an Belgien wegen des Handelsvertrags; vor Ausbruch des orientalischen Kriegs schrieb er Briefe an alle europäischen Höfe, um sie über die Endabsichten Frankreichs zu beruhigen. Aber nicht er, sondern Hr. Thouvenel war der Concipient. Er glaubte an die österreichische Politik, und ging an diesem Glauben zu Grunde.

Im Jahre 1856 wurde dem französischen Senat officiös insinuirt, er möchte sich größerer politischer Thätigkeit und Initiative befleißigen. Solche Mahnung nahm der Senator Drouyn de l'Huys übel und gab seinen Abschied. Er ist also nichts mehr, nicht einmal Senator. Doch, er ist noch immer sehr reich, Präsident des landwirthschaftlichen Vereins von Melun und Fontainebleau, auch Vicepräsident der Gesellschaft für Acclimatisation.

In Bezug auf die Wiener Conferenzen ist noch Baron Bourqueney nachzutragen. Wenn sein College Lord Westmorland zu Wien eifrig die Violine spielte, nur nicht die erste, so begleitete der französische Gesandte dieses Spiel in aller Bescheidenheit, doch nicht aus Unfähigkeit. François Adolphe de Bourqueney, Baron der Restauration, ward am 7. Jan. 1800 geboren, ging als Legationssecretär unter dem Marquis de Moustier, der sich später zu Berlin so skandalös aufführte, nach Bern, wurde aber von demselben de Moustier, der Unterstaats-

secretär im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten geworden war, abgesetzt. Einige Zeit lang war der federgewandte Bourqueney Mitredacteur des „Journal des Débats", wurde dann Requêtenmeister im Staatsrath, ging nach der Julirevolution wieder auf das diplomatische Gebiet über, war 1840 Gesandtschaftssecretär zu London, unter Guizot's Ambassade, und zeichnete in dessen Abwesenheit am 13. Juli 1841 den Dardanellenvertrag. Im Jahre 1842 wurde er bevollmächtigter Minister zu Konstantinopel, 1844 erhielt er den Rang eines Gesandten. Schon bei den orientalischen Wirren von 1844 betrug er sich fast allzu ruhig, mehr als stiller Zuschauer denn als Repräsentant einer Großmacht. Im März 1853 ging er als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach Wien und wurde auf diesem Posten im Juni 1856 zum Botschafter erhoben. Er that alles Mögliche um Frieden zu erhalten, wirkte auch in diesem Sinne auf den Conferenzen. Später suchte er den italienischen Krieg abzuwehren und glaubte bis zuletzt nicht an dessen Ausbruch. Dann war er 1859 Bevollmächtigter Frankreichs bei den züricher Friedensunterhandlungen. Seit dem Tode seiner Frau, die im Herbst 1859 zu Wien starb, lebt er tief erschüttert auf seinen Gütern in Frankreich, und wird das Privatleben schwerlich wieder verlassen. Er ist ein geschickter Unterhändler, liebenswürdig in seinen Manieren, gilt für so offen und ehrlich, als es ein Diplomat zu sein vermag, fand sich aber unter der stets zweideutigen Politik des Empire nie recht an seinem Platze.

Die Politik Ludwig Napoleon's warf während des orientalischen Kriegs ihr Netz nach immer weitern Bündnissen aus, und die Welt hätte schier glauben können, es handle sich in der That noch um etwas anderes als um die sechsfache Anerkennung des Empire, der verderblichen Übermacht Rußlands solle in allem Ernste die Spitze abgebrochen werden. Am 26. Jan. 1855 wurde das Bündniß zwischen Sardinien und den Westmächten geschlossen, das zu gleicher Zeit ein Sporn in den Weichen Österreichs war. Canrobert, der im Orient nichts ausgerichtet hatte, brachte wenigstens am 21. Nov. 1855 die Allianz zwischen Schweden, Frankreich und England zu Stande, in welcher der wichtige Punkt stipulirt war, daß Schweden inskünftige jede russische Insinuation wegen irgendeiner Gebietsabtretung oder sonstigen Vergünstigung den Westmächten mitzutheilen gehalten sei. Man konnte erwarten, daß die englische Flotte im Frühjahr 1856 in der Ostsee endlich Ernst machen werde. Leider begünstigte und entschuldigte die preußische Politik die französische Speculation auf russische Freundschaft und die daraus folgende gänzliche Verwirrung im System der europäischen Allianzen. So kam es nach Erstürmung des Malakow zu Verständigungen und Friedensunterhandlungen. Am 25. Febr. 1856 wurden die Pariser Conferenzen unter dem Vorsitz des Grafen Walewski eröffnet. Man lobt allgemein die courtoise Haltung des Grafen bei dieser Gelegenheit, seine geschickte Führung der Debatten, sein klares Resumiren. Wir sind nicht willens, ihm einen dieser Lobsprüche abzudisputiren, das Repräsentiren und der weltmännische Ton liegen ja in seinem Blute. Wir erlauben uns nur dem edeln Grafen jedes gründliche Wissen in der Geschichte wie in der Diplomatik abzusprechen; er behandelt alle vorkommenden Fragen wie ein Literat, der sie eben studirt hat, und zu Paris konnte er sich täglich und stündlich auf den kaiserlichen Souffleur verlassen. Unbedingt hatten die russischen Diplomaten eine weit schwierigere Stellung, da officiell alles gegen sie war, und kein Souffleur wie Napoleon III. für sie hinter einer spanischen Wand arbeitete. Auch an den beiden bedeutenden Episoden des Congresses, an der Einmischung der italienischen Frage sowie an der ganz ungehörigen Kritik belgischer Zustände war wol Walewski persönlich sehr unschuldig; er merkte damals wol kaum, daß sein Herr und Meister sich zwei neue Händel in Europa anstiftete, um nicht nur die thatendurstige Armee zu befriedigen, sondern auch den Franzosen einmal etwas anderes mit hereinzubringen als zerschlagene Gliedmaßen und zwei Milliarden Schulden. Der Friede wurde am 30. März geschlossen, es folgten noch verschiedene Conferenzen wegen der Ausführung desselben, denen Walewski mit demselben Glücke präsidirte. In dem Streit über Bolgrad und die Schlangeninsel wurde die französische Zuneigung zu Rußland manifest, die der Kaiser Alexander II. durch die auffallende Bevorzugung des französischen Krönungsgesandten, Hrn. de Morny, wett zu machen wußte; er empfing diesen nämlich zu allererst, selbst noch vor dem österreichischen Bevollmächtigten. Walewski ging dagegen so weit, die Schlangeninsel vor den Donaumündungen den Russen preiszugeben. Lord Palmerston mußte durch diese „Klüngelei" einen dicken Strich ziehen. Die Österreicher blieben in den Donaufürstenthümern, wie die englische Flotte im Schwarzen Meere, bis zu ausgemachter Sache. Die französische officiöse Presse begann bereits ganz russisch zu reden und damit zu prahlen, die Entschädigung am obern Yalpuk sei mehr für Rußland werth als das lumpige Bolgrad-Tabak. Durch die französische Haltung verzögerte sich die Erledigung dieser Punkte bis zum 30. März 1857. Österreich

hielt sich näher zu England, und bald herrschte ein innigeres Einverständniß zwischen diesen beiden Mächten und der Pforte.

Dieses zeigte sich deutlich bei der Frage der Donaufürstenthümer. Auf den Wiener Conferenzen hatte Frankreich eine mögliche Vereinigung der Moldau und Walachei unter einem fremden Prinzen angedeutet. Später war keine Rede mehr von dem abenteuerlichen Project, abenteuerlich wenigstens solange die Pforte als souveräne Schutzmacht der beiden Fürstenthümer beibehalten wurde. Rußland, gegen welches der Plan ursprünglich gemünzt war, sah sich die Sache näher an, und fand nicht allzu viel an der zweiten Ausgabe des griechischen Königreichs auszusetzen. Um so entschiedener widersetzten sich Österreich, England und die Pforte der Wiederaufnahme des französischen Projects. Man kam überein, daß eine Commission in Konstantinopel zusammentreten und sich mit der Pforte berathen sollte, welche ihrerseits die Wahlen der Divans in beiden Fürstenthümern auszuschreiben hätte, deren Wünsche man dann entgegennehmen könnte. Von Frankreich ward Hr. Thouvenel nach Konstantinopel geschickt, der allen möglichen Einfluß auf die Pforte ausübte, während Hr. de Talleyrand als Agent die Fürstenthümer durchreiste und dort die kühnsten Hoffnungen nährte. Am 5. Febr. 1857 erklärte der „Moniteur" ausdrücklich, Frankreich gehe auf Vereinigung der Moldo-Walachei aus. Die österreichisch-englische Diplomatie unterstützte die Pforte in ihrem Widerstreben leider allzu kräftig; der Kaimakan Vogorides bewies zu viel Eifer bei Anfertigung der dürftigen Wahllisten. Frankreich, Rußland, Preußen und Sardinien brachen plötzlich die diplomatischen Verbindungen mit der Pforte ab; der Kaiser Napoleon flog nach Osborne hinüber und trug die Zustimmung Englands zur Nichtigkeitserklärung der Wahlen davon. Am 26. Aug. 1857 berichtete der „Moniteur", daß die Pforte die Wahlen cassirt habe. Welche Gegenleistung Napoleon III. der Königin von England gewährt haben mochte, ist nicht ruchbar geworden; vielleicht stand er von dem „fremden Prinzen" ab. Nur so viel ist gewiß, daß weder der Minister Walewski noch der Gesandte Persigny zu London die Zwecke ihrer Regierung durchzusetzen vermochten. Die persönliche Politik trat immer durchgreifender hervor, ihre Secretäre und Agenten in dunkle Schlagschatten stellend.

Wie viel hat Walewski wol vom Ursprunge der neuenburger Emeute gewußt, über die er nachher so viel Papier schwärzen mußte? Kann er auch nur sagen, wer den Royalisten zu Neuenburg den großen Muth einflößte, und ob hier nicht dieselbe Hand im Spiele war, die sich später zugleich beim König von Preußen und bei den schweizer Republikanern den rothen Rock für freundschaftliches Vermittelungsgeschäft ausbat? War es Walewski, der in Stuttgart mit dem Kaiser Alexander zusammentraf, um die italienische Frage zu besprechen und Österreich von zwei verschiedenen Seiten einen Schabernack zu spielen? Graf Walewski begnügte sich damit, später eine Circulardepesche zu schreiben, worin er das arme Deutschland weidlich verhöhnte, welches über jene tilsiter Reminiscenz etwas unruhig zu werden anfing. „Deutschland", sagte der französische Minister, „kann ruhig sein, denn die Freundschaft zwischen Rußland und Frankreich ist seine stärkste Garantie." Freilich könnte, wird als Nachsatz hinzugefügt, im entscheidenden Falle aus dieser Freundschaft eine Allianz entstehen, wenn nämlich „die Bedürfnisse Europas es erforderten, und wenn die heutigen Schwierigkeiten keine genügende Lösung erführen".

In den Jahren 1856 und 1857 stand Ludwig Napoleon auf seiner höchsten Höhe. Er gewährte den Russen den Frieden und zog England hinter sich her. Er suchte, von beiden Seiten darum gebeten, den Hader zwischen Preußen und der Schweiz zu schlichten. Er empfing den persischen Gesandten Feruk-Khan zu Paris und legte ein gutes Wort für die Engländer bei ihm ein; in der That kam nicht lange darauf der Friede zwischen England und Persien zu Stande. Er schloß sich der englischen Politik in China an und sandte den Baron Gros als Bevollmächtigten neben Lord Elgin ins Himmlische Reich. Er sah die englische Position in Ostindien erzittern und dadurch den Werth seiner Freundschaft wachsen. Er ging nach Stuttgart und drückte dem Kaiser Alexander die Hand. Die Adulatoren und Kurzsichtigen erblickten in dem glücklichen Parvenu bereits den moderator orbis terrarum. Ludwig Napoleon verdankte dies alles sich selbst allein; kein Staatsmann, weder Minister noch Gesandter, hat für ihn gearbeitet, er hat ihnen allen ein Ämtchen bei den großen Manövern gegeben, die weit über ihren Horizont hinausgingen.

Der entlegenste Osten ist in der französischen Diplomatie das Feld weniger privilegirter Capacitäten. Seit Ludwig Napoleon herausfand, daß er die Engländer nicht wohl allein in China schalten und walten lassen könne, entdeckte er zur Besorgung dieser Angelegenheiten niemand anders als den alten Baron Gros. Jean Baptiste Louis Gros, aus Evry an der Seine gebürtig, ist der älteste fungirende französische Diplomat; sein Geburtstag ist der 8. Febr. 1783.

Seine Laufbahn beginnt unter der Restauration, die ihn am 15. Febr. 1829 zum Baron machte. Er war 1834 erster Legationssecretär in Mexico und ging als Geschäftsträger nach Bogota. Die verwickelten Angelegenheiten von Uruguay und Buenos-Ayres zeigten seine diplomatische Befähigung, und namentlich 1844 griff er sehr energisch in die La-Platahändel ein. Im Jahre 1849 reiste er in besonderer Mission nach England, um die französische Interventionspolitik dort mundgerecht zu machen; 1850 erhielt er eine neue Mission nach Athen wegen des „portugiesischen Juden". Im Jahre 1854 war er mit der Grenzabsteckung zwischen Frankreich und Spanien beauftragt, die am 2. Dec. 1856 mit der Convention von Bayonne abgeschlossen ward. Im Jahre 1857 ging er neben Lord Elgin nach China, zunächst nach Kanton, unterschrieb dann am 27. Juni 1857 den Vertrag von Tien-tsin, und weil er einmal in Hinterasien im Zuge war, auch den Freundschafts- und Handelsvertrag mit Japan, zu Jeddo am 9. Oct. 1857. Am 10. Sept. 1858 wurde er Senator. Im Jahre 1860 operirte er wieder im Peiho, und ist auf seine alten Tage als der erste französische Gesandte in Peking eingezogen. Er zählt jetzt 77 Jahre.

* * *

Am 14. Jan. 1858 verlor der Moderator Europas selbst alle Moderation. Die Decembergesellschaft durfte auf den Bruch mit England hinarbeiten, die Regimentsobersten nahmen die Politik des boulogner Lagers von 1805 wieder auf. Espinasse ward Minister des Innern und der Polizei, Fialin de Persigny konnte sich in London nicht mehr halten; Marschall Pélissier mußte als Demonstration über den Kanal ziehen.

Von Hrn. Persigny's diplomatischen Gaben und Thaten ist von Zeit zu Zeit stark die Rede, ohne daß jemand zu sagen im Stande wäre, worin sie eigentlich bestehen. Er soll den Engländern persona gratissima sein, am besten von allen Napoleonisten die Freundschaft mit England repräsentiren — und noch jedesmal bei einer Krise mußte Napoleon III. persönlich über seinen Gesandten hinweg einschreiten. So 1857 bei der Frage der Donaufürstenthümer, so 1858 bei Gelegenheit der Verschwörungsbill, so auch 1860, als Syrien und Italien zugleich einen Keil zwischen die westmächtliche Freundschaft trieben. Zum ersten male ging Napoleon III. nach Osborne, zum zweiten male sandte er den Herzog von Malakow, zum dritten male schrieb er den Brief à mon cher Persigny.

Jean Gilbert Victor Fialin, genannt de Persigny, durch das zweite Empire Graf de Persigny, ist eins der merkwürdigsten Beispiele von der heiligenden, ja rückwirkenden Kraft des Erfolgs, sowie von dem hohen Werthe, den selbst unser Jahrhundert auf Beständigkeit in der Freundschaft legt. Von allen Vorbereitern und Mithelfern beim Staatsstreiche von 1851 hat die öffentliche Meinung keinen so vollständig begnadigt wie Hrn. de Persigny. Und doch sind seine Antecedentien die eines reinen Abenteuerers und Glücksritters. Er ist gebürtig aus St.-Martin d'Estreaux bei Roanne im Departement der Loire, sein Geburtstag ist der 11. Jan. 1808. Andere verlegen seinen Geburtsort nach St.-Germain Lespinasse, gleichfalls im Departement der Loire. Sein Vater machte falsche Speculationen, der Sohn dagegen desto richtigere. Der Alte engagirte sich in der Großen Armee und fand 1812 bei Salamanca seinen Tod; der Junge engagirte sich in der Propaganda fürs zweite Empire, und fand Ehre, Rang und Vermögen am 2. Dec. 1851. Er wurde von einem Onkel erzogen und besuchte als Stipendiat das Collége von Limoges. Mit 17 Jahren wurde er Soldat. Er war von angenehmem Äußern, saß stattlich zu Pferde und ließ sich 1825 beim 3. Husarenregiment anwerben. Man schickte ihn am 25. Juli 1826 als Brigadier in die Cavalerieschule von Saumur, wo er die Lieutenants einzureiten hatte. Im Jahre 1828 trat er als Maréchal de Logis oder Quartiermeister ins 4. Husarenregiment unter dem Kapitän Kersausie, der ein gründlicher Republikaner war und als Barrikadengeneral die furchtbare Junischlacht organisirt haben soll. Kersausie warb Republikaner aus Offizieren und Unteroffizieren, und 1830 betheiligte sich der bisherige Royalist Fialin bei der Militärbewegung von Pontovy, die ein Stück der Julirevolution war. Aber so hatten weder Kersausie noch Fialin die Sache verstanden, sie erregten vielmehr durch fortgesetzte republikanische Demonstrationen das Misfallen der höchsten Militärbehörden, und im Jahre 1831 ward der bekehrte Fialin des Dienstes entlassen. Er begab sich nach Paris, wo er auf Baude's Empfehlung Mitarbeiter am „Temps" wurde, daneben aber Ménilmontant besuchte und sich von den Saint-Simonisten anwerben ließ; als diese aufgelöst waren, ging er unter die kleinen Chouans der Vendée. Von da zog er nach Paris, wo er legitimistische Correspondenzen für verschiedene Provinzialblätter anfertigte und sich „Vicomte de Persigny" nannte,

nach einem alten in Vergessenheit gerathenen Familientitel, sagen seine Freunde. Hr. Fialin suchte offenbar nach seiner Bestimmung.

Nach einigen wäre ihm der Schlüssel seines Schicksals in der Lectüre des „Mémorial de Ste.-Hélène" geworden. Hr. Hippolyt Castille erzählt folgende rührende Geschichte: Eines Tags reist der Ex-Quartiermeister, Ex-Saint-Simonist, Ex-Chouan per Cabriolet im Lande Baden, als zufällig eine vierspännige Kalesche vorüberfährt, in welcher ein Knabe ganz allein sitzt. Der Kutscher des Cabriolets erhebt sich vom Bocke, schwingt die Mütze und schreit: Vive Napoléon! — „Napoleon", fragt Fialin, „was meinst du damit?" — „Es ist der Sohn des Königs Jérôme", antwortet der Kutscher, „der in die Schule gefahren wird." — Hr. Fialin verfällt in tiefes Träumen, er schließt sich in seinem Zimmer ab und verharrt dort in innerm Schauen. Vor seiner Seele baut sich die kaiserliche Welt wieder auf, die für immer zerstoben zu sein schien. Die Stunden vergehen, und erst mit Tagesanbruch gewahrt er, daß er auf derselben Stelle geblieben ist, unbeweglich an Körper und Geist. Er war gebadet in Schweiß und seine Augen trieften von Thränen. Jetzt war sein Geschick entschieden, es galt die kaiserliche Welt wiederaufzurichten.

Zu Paris wandelte er den „Courrier de l'Europe" in die „Revue de l'Occident français" um. Von diesem Journal, das auf eine legitimistisch-bonapartistische Fusion hinarbeiten sollte, erschien gerade eine Nummer, die das Programm, wahrscheinlich die Frucht der Fialin'schen Thränen und Schweißtropfen, enthielt. Heutzutage nennt man das einfach chauvinistisch: „In dieser Idee des Kaiserthums liegt die so lange gesuchte Tradition des 18. und 19. Jahrhunderts, das wahre Gesetz der modernen Welt und das ganze Symbol der occidentalischen Nationalitäten. Die Zeit ist gekommen, der ganzen europäischen Erde dieses kaiserliche Evangelium zu verkünden, das noch kein Apostolat gefunden hat." Hr. Fialin hatte gerade dieses Apostolat gefunden, das fünfte, letzte und beste.

Der Exkönig Joseph las den Artikel und empfahl den Verfasser an den Prinzen Ludwig. Zu Anfang 1834 begab sich der neue Apostel nach Schloß Arenenberg im Canton Thurgau, wo Mutter Hortense mit ihrem hoffnungsvollen Sohn weilte. Hier knüpfte sich jene Freundschaft zwischen Ludwig Napoleon und Persigny, die alles überdauert hat, was Tollkühnheit an Verlegenheiten zu schaffen vermag. Von Arenenberg reiste Persigny nach London zum Grafen von Survilliers (Exkönig Joseph), der zuerst Geld versprach, nachher aber den Beutel zuhielt. Auch durch Frankreich und Deutschland zog der Apostel, überall propagandirend und Verbindungen anknüpfend. Das Strasburger Attentat war von Persigny organisirt. Im Jahre 1836 versuchte der Prinz Ludwig Frankreich zu erobern und gelangte bis zur Finkmattkaserne in Strasburg. Hier wurde auch Persigny arretirt, der jedoch durch eine List der Madame Gordon ins Badische entkam. Der strasburger Anklageact bezeichnete Hrn. de Persigny als „einen Mann von Kopf und Entschluß, thätig, intelligent, gegenwärtig allerorten, wo es gelte das Complot in Wirksamkeit zu setzen oder Anhänger zu gewinnen, und besser als irgendeiner das Geheimniß der Federn besitzend, auf denen die Verschwörung beruhte." Er irrte einige Zeit im Schwarzwalde umher, floh den Rhein hinab und rettete sich nach London, wo er eine Broschüre veröffentlichte: „Erzählung der Unternehmung des Prinzen Ludwig Napoleon" (London und Neuyork, Januar 1837). Das Mislingen des großen Werks schrieb der Verfasser — der Fatalität, zu deutsch dem Pech zu.

Am 5. Aug. 1840 befand sich auch Persigny auf dem Dampfer Stadt Edinburgh, der Frankreich von Boulogne aus erobern sollte. Als die Eroberer sich aus der Kaserne nach der See zurückgedrängt sahen, sprangen sie zu sechs in einen Kahn. Der Kahn schlägt um, vom Ufer wird auf die Schwimmenden geschossen. Da wirft sich Persigny auf den Rücken, um mit seinem Leibe den künftigen Empereur zu decken. Sie werden alle zusammen gerettet und gerichtet. Vor der Pairskammer zu Paris, wo Persigny wieder schwer beschuldigt wurde, erklärte er: „Ich gehörte dem Prinzen, ich war sein Soldat. Ich habe meinen Kopf hierher gebracht, ich habe nichts weiter zu sagen." Persigny ward zu 20 Jahren Haft verurtheilt, die er in der Citadelle von Doulleus abzubüßen begann; später saß er als Patient in dem sehr erträglichen Militärhospital zu Versailles, aus dem ihn die Februarrevolution befreite. In den letzten Jahren seiner Gefangenschaft ging er in der Stadt Versailles sehr ungenirt spazieren; hier verfaßte er auch das dicke Memoire an die Akademie: „Der Nutzen der ägyptischen Pyramiden" (1844). Nach und mit andern behauptete der Verfasser, die Pyramiden hätten das Nilthal gegen den Sand der Wüste schützen sollen, der sich an ihnen gebrochen habe.

Am 28. Febr. 1848 traf der von London herbeigeeilte Prinz mit Persigny in Paris zusammen,

begab sich jedoch auf den „dringenden Wunsch" der Provisorischen Regierung vorläufig wieder nach England zurück. Persigny wühlte unterdessen gar eifrig für seinen Schützling, machte sich zum Mittelpunkt des Bonapartismus, stiftete einen Club zu diesem Zwecke, begründete Zeitungen in diesem Sinne, verschaffte sich Zutritt zum Comité der Rue de Poitiers und arbeitete ohne Unterlaß an der Präsidentschaftscandidatur Ludwig Napoleon's. Als dieser Wurf gelungen war, ernannte ihn der Prinz zu seinem Adjutanten, und der Adjutant genirte sich gar nicht mehr in seinen Äußerungen. In der Stabsuniform der Nationalgarde umhergehend, sagte er jedem, der es hören wollte: „Seit 15 Jahren habe ich's gesagt, mein Prinz wird Kaiser und ich werde sein Minister."

Im Jahre 1848 war Hr. de Persigny bei den Wahlen zur Constituante durchgefallen; 1849 war er glücklicher, der Nord und die Loire wählten ihn mit starker Majorität in die Legislative. Er entschied sich für seine heimatliche Loire. Um diese Zeit ward er in besonderer vertrauter Mission an den berliner Hof geschickt — es war dies seine erste diplomatische Verwendung officieller Natur. Wir besitzen nur Andeutungen über seine damaligen Instructionen; es wurde jedoch mit Bestimmtheit versichert, Hr. Persigny habe dem Könige von Preußen angeboten: Empire gegen Empire, deutsches Kaiserthum gegen französisches! Der Gesandte des Präsidenten der Republik hatte natürlich keinen bessern Erfolg als die Deputation der frankfurter Reichsversammlung.

Schon zu Anfang September 1851 war zu St.-Cloud der Plan eines Staatsstreichs entworfen worden; zugezogen hatte der Prinz außer Morny, Rouher und Carlier auch den stets getreuen Persigny. In der Nacht vom 1. auf den 2. Dec. waren im Geheimniß: Morny, Saint-Arnaud, Maupas und Persigny. Am 2. Dec., morgens um 3 Uhr, weckt Hr. de Persigny den Obersten Espinasse mit den Worten: „Morgen Brigadegeneral, Adjutant des Prinzen, 30000 Fr. Gehalt, hier 100000 Fr. in Banknoten, bald ebenso viel. Schließen Sie die Thore der Nationalversammlung, leisten Sie starke Hand bei der Verhaftung der Quästoren!" Der Major des Bataillons vom 42. Regiment, dem die Obhut der Versammlung anvertraut war, erhielt von Persigny 10000 Fr. Handgeld. Die Majore des 2., 3. und 4. Bataillons, viele Offiziere und ausgewählte Unteroffiziere, sie alle überzeugte Persigny mit Banknoten von der Moralität der Unternehmung. Dann zog der Financier mit den Haudegen Espinasse an der Spitze des 42. Regiments wider die Nationalversammlung. Um 5 Uhr sammelte sich die Brigade de Cotte auf dem Concordienplatze; hier überreichte Persigny dem commandirenden General 100000 Fr. in Banknoten und versprach ihm die Ernennung zum Adjutanten des Prinzen mit 30000 Fr. Gehalt. Nach vollbrachter That rückte Persigny in die Staatsconsulta.

Als durch Decret vom 22. Jan. 1852 die Güter der Familie Orleans confiscirt wurden, stutzte sogar Saint-Arnaud einen Augenblick; die Herren Morny, Fould, Rouher und Magne traten mit dem Schnupftuch vor dem Gesicht aus dem Cabinet. Jetzt war Persigny's Stunde gekommen. Er wurde Minister des Innern und erhielt zu Collegen die Herren Abatucci, Bineau, Lefèbvre-Duruflé; Casabianca bekam die Polizeipräfectur von Paris statt des täppischen Poltrons Maupas. Die echten Bonapartisten und Corsen schalteten über Frankreich. Hr. de Persigny hatte nie Scrupel gehabt, er bewies auch jetzt die größte Unbefangenheit: er ernannte die gemischten Departementalcommissionen (3. Febr.), die so wacker in den Provinzen aufräumten; er besorgte die massenhaften Proscriptionen, Deportationen, Transportationen, Expulsionen, Internirungen, welche zur „Rettung der Gesellschaft" unerbittlich nothwendig waren; er betrieb die ersten Wahlen zum Corps législatif. Er agitirte für die Einführung des Empire und hielt den Polizeibann über das erschreckte Land.

Von seinen Verwaltungsfähigkeiten ist niemals die Rede gewesen; in der Dictatur gibt es nur Eine Fähigkeit, stramm zu bleiben und jeden Athemzug der Autonomie niederzuhalten. Im April 1854, als der orientalische Krieg ausbrach, legte Persigny sein Portefeuille nieder, angeblich aus Gesundheitsrücksichten; jetzt beschränkte sich seine politische Thätigkeit auf ein jeweiliges Erscheinen im Senat, dessen Mitglied er seit dem 31. Dec. 1852 geworden war. Im Mai 1855, als Walewski Hrn. Drouyn de l'Huys im Auswärtigen Amte ersetzte, wurde Persigny Gesandter zu London, wo man ihm großen Einfluß und persönliches Ansehen nachsagte, bis der Proceß Orsini seine schwarzen Schatten auf Englands Ufer hinüberwarf. Persigny wurde unmöglich, und Marschall Pélissier mußte ihn ersetzen. Als die westmächtliche Freundschaft wieder zusammengeflickt war, erschien auch Graf Persigny wieder in London, und es wurde abermals viel Aufhebens von seinem persönlichen Einfluß und seinem guten Verhältniß zur englischen Aristokratie gemacht. Wir glauben, daß Persigny als Gesandter so bedeutend ist wie

als Minister, er hat in beiden Branchen symbolische Bedeutung. Nach dem 24. Nov. 1860 trat Persigny ins Ministerium des Innern zurück, um sich bei der „parlamentarischen Reform" zu betheiligen. Er ist verheirathet mit der einzigen Tochter des Fürsten von der Moskwa, ward bei dieser Gelegenheit Graf und mit einem Geschenke von 500000 Fr. angebunden. Von ihm stammt das verwegene Wort: „Wir gehen nur in einem Feuerwerk von dannen!"

Am 19. Aug. 1858 kam endlich die Convention wegen der Donaufürstenthümer zu Stande. Es wurde stipulirt: eine gewisse Einheit der Verwaltung, ohne streng politische Einheit, trotz der tolerirten Doppelwahl des Hrn. Cusa; ein fremder Fürst blieb jetzt förmlich ausgeschlossen. Hr. Saint-Marc Girardin, der das Empire mit allerhand Epigrammen verfolgt, verglich diese Politik mit der 1840 in Ägypten beobachteten und fand, daß bei diesem Vergleiche der Vortheil auf seiten Ludwig Philipp's sei; die bonapartistische Diplomatie zeige die Guizot'sche in ihrer Abschwächung. An diesem Epigramm ist bis zur Verständigung mit England über die Nichtintervention in Italien viel Wahres gewesen; die starke Besetzung Roms ist jedoch schon wieder ein Symptom des Rückfalls.

Während des italienischen Kriegs spielte Graf Walewski die Rolle des Hrn. Drouyn de l'Huys im orientalischen. Er redigirte im glattesten Stile gegebene Themata, die dann als Depeschen, Circulare, Berichte oder Memoranda in die Welt gelangten. Gerade so wenig wie sein Vorgänger wußte er, wohinaus das Ding eigentlich sollte. Man hat ihn nicht gefragt, ob der Friedensschluß von Villafranca seiner Überzeugung nach einer verständigen Politik angemessen sei, und als er später Miene machte, diesen Frieden im Ernst zu nehmen, ja seinem Herrn gar zumuthete, ihn gleichfalls im Ernst zu nehmen, war er erledigt und konnte gehen. Auch Walewski, wie Drouyn de l'Huys, wollte systematisch, nach der Schablone, vor allen Dingen friedselig handeln, und als sein kleines System wider das große Intriguensystem stieß, brach es in Scherben.

Dem Corps législatif und somit der ganzen Öffentlichkeit gab der Minister die richtige Stimmung, indem er Ende April 1859 einen Bericht über die vergeblichen Friedensversuche ablas: Frankreich habe mit Freuden die vier Punkte Lord Cowley's adoptirt, aber Österreich habe alles verdorben, indem es auf der einseitigen Entwaffnung Piemonts bestanden. Österreich habe zuerst die allgemeine Entwaffnung angenommen, ohne jedoch Piemont zum Congreß zulassen zu wollen; dann sei ja aber Piemont auch keine Großmacht, an deren Be- oder Entwaffnung etwas liegen könne. Darauf habe England einen allgemeinen Congreß nach dem Modus des Laibacher beantragt, so zwar, daß alle italienischen Staaten zur Wahrnehmung ihrer Interessen autorisirt wären. Dazwischen sei das österreichische Ultimatum gefahren, Frankreich könne seinen Alliirten nicht im Stich lassen, u. s. w. Glatt, rund, deutlich, was man so „logisch" nennt. Und doch hatte eine höhere Hand die Fäden derart geschlungen, daß im Frühjahr 1859 unter allen Umständen ein Krieg zwischen Frankreich und Österreich ausbrechen mußte; die ganze Kunst konnte nur darin bestehen, dem letztern die Thorheit der Initiative zuzuschieben.

Die Neujahrsgrobheit bei der Gratulation in den Tuilerien hatte sich gar nicht auf Italien bezogen, sondern auf das fern abliegende Serbien. Österreich, auf England und die Pforte gestützt, schien sich um die gemeinsame Garantie aller Mächte für die Türkei nicht sonderlich kümmern zu wollen, versprach vielmehr dem Divan bewaffneten Schutz gegen die serbische Erhebung. Frankreich, auf den Wortlaut des Tractats vom 30. Mai 1856 gestützt, ließ sich in herber Weise darüber aus, obgleich kein österreichischer Soldat wirklich serbischen Boden betrat. Führte also der italienische Hader nicht zum Kriege, so hatte man einen orientalischen in Bereitschaft. Dasselbe Stück ist 1860 wiederholt worden: Italien drohte einen Augenblick zum Object des allgemeinen Kriegs zu werden; daneben legte man aber die Mine der syrischen Expedition an, welche springen wird, sobald es gefällt.

Man thut der französischen Politik in Italien zu viel Ehre an, wenn man ihr alle heutigen Folgen des Kriegs wider Österreich gutschreibt. Sie hatte auf alle Fälle ohne Garibaldi, d. h. ohne die Ermannung der Italiener bis zur Südspitze Siciliens, gerechnet; man hatte gehofft, vermöge der geschenkten Freiheit seinen diplomatischen Einfluß bis auf die Bestimmung der einzelnen Landesgrenzen zu behaupten, und so gelegentlich den Prinzen Napoleon, auch wol den jungen Murat, vielleicht gar die Prinzessin Mathilde zu placiren. Der rothe Prinz nahm in den kaiserlichen Planen die Stelle des Vicekönigs Eugène, Prinzessin Mathilde die der Pauline Borghese und Elise Bacciochi ein. Alle einzelnen Donative blieben aber der Idee einer „italienischen Föderation" unterworfen, hinter welcher sich der französische Einfluß besser verbergen sollte als hinter dem Napoleonischen „Königreich Italien". Und jene „Föderation" wiederum

war der Politik der Bourbonen entlehnt. Es liegt aus der Mitte des 18. Jahrhunderts ein ganz ähnlicher Plan vor, von dem der Marquis d'Argenson sagte: „Dieses Abkommen beseitigte für immer die italienischen Kriege; es gründete eine Republik oder italienische Association, mit einem beständig versammelten Reichstage, gerade wie der Deutsche Bund. Es war zuerst in Turin in der Form von Präliminarien gezeichnet; dann folgte ein förmlicher Tractat, der einen Waffenstillstand einsetzte."

Als die Franzosen ins Feld rückten, waren sie nicht wenig erstaunt ob der italienischen Selbständigkeit, welche keinem französischen Prinzen irgend Hoffnung ließ. Es blieb also die reine Föderation mit einiger Territorialveränderung übrig, und noch während des Kriegs schickte Walewski eine „Idee" bei den neutralen Mächten herum, welche das Terrain sondiren sollte. Es war dieselbe „Idee", welche Ludwig Napoleon zu Villafranca dem Kaiser Franz Joseph als Document des Verraths der Neutralen und namentlich Preußens auftischte; dieselbe „Idee", auf welche im wesentlichen der Brief Napoleon's an Victor Emanuel in Bezug auf die Annexionen in Mittelitalien hinauslief. Walewski schlug damals vor: Piemont erhält die Lombardei, Parma und Piacenza; die Herzogin von Parma Toscana; der Erzherzog Max Venetien und Modena; in den päpstlichen Legationen wird ein piemontesisches Vicekönigthum oder Vicariat errichtet.

Villafranca kam aus zwei Gründen so unerwartet zu Stande: erstens drohte der Krieg durch Einmischung Preußens sich zu verallgemeinern und die Verhältnisse der großen Napoleonischen Kämpfe anzunehmen; zweitens aber artete die italienische Bewegung jedenfalls aus, und zwar ohne eine ersichtliche Entschädigung für Frankreich. Die französischen Doctrinäre, deren Stimmung bis ins republikanische Lager vibrirte, murrten wegen Verletzung des französischen Interesses durch eine neue Großmacht jenseit der Alpen, wegen eines verrätherischen Aufgebens der guten alten Tradition des Gleichgewichts, welche nicht erlaube, an der Stelle des übermüthigen Österreich ein wirkliches und starkes Italien erstehen zu lassen. Daher des heimkehrenden Kaisers Phrase vom „Interesse Frankreichs", welches gegen die „Befreiung Italiens" abgemessen werden müsse, eine Phrase, die den versammelten Staatskörpern zu St.-Cloud zur Beruhigung und Rechtfertigung hingeworfen wurde.

Der Krieg war zum großen Erstaunen der Italiener, die gar nicht einmal gefragt wurden, am 11. Juli 1859 beendigt. Am 8. Aug. begannen die doppelten Friedensunterhandlungen zwischen Frankreich und Österreich, Österreich und Sardinien zu Zürich. Französischerseits war Baron Bourqueney anwesend, für Österreich Graf Colloredo, für Sardinien der savoyische Ritter des Ambrois. Bekanntlich dauerte der Krieg zu Zürich zwischen Österreich und Sardinien fort, und Baron Bourqueney hatte alle Mühe, die unversöhnten Gegner auseinander zu halten; er brauchte alle seine weltmännische Gelassenheit und diplomatische Kälte, von denen ihm Walewski stets frischen Vorrath von Paris aus übermachte. Graf Colloredo hatte endlich Schlag und Tod von all dem Ärger. Der Friede ward am 10. Nov. mühsam unterzeichnet, und bestand bekanntlich in drei Tractaten. Graf Walewski faßte dann sein Circular an sämmtliche französischen Botschafter ab, worin er in seiner glatten, höflichen, selbstzufriedenen Sprache der Welt bewies, daß jetzt das goldene Zeitalter wirklich hereingebrochen sei.

Aber die Italiener kümmerten sich wenig um diplomatische Actenstücke; ehrlich oder heuchelnd, sie setzten beständig des Kaisers Absichten und geheime Sympathien über die positivsten Aussprüche seiner Agenten und Minister. Allerdings bot ihnen die Vergangenheit des Mannes seit 1851, seine mailänder Proclamation, seine vertrauten Aussprüche, die nur zu oft mit dem Wortlaut officieller Staatsacte im Widerspruch standen, die beste Handhabe dar. Sie appellirten, offen oder geheim, von dem Kaiser der Franzosen ad melius instructum Ludovicum Napoleonem. Im Jahre 1849, als Italien gänzlich im Stich gelassen wurde, als der Venetianer Tommaseo vergeblich in Paris um Hülfe und Beistand gefleht hatte, sagte der betrübte Republikaner: „Der einzige Ludwig Napoleon möchte wol etwas für uns thun, aber die Versammlung bindet ihm die Hände." Im Jahre 1859 war es die öffentliche Meinung der exclusiven Klassen Frankreichs, war es seine eigene diplomatische Dienerschaft, die ihm in den Augen der Italiener „die Hände band". Also laßt uns die Annexion von Parma, Modena, Toscana und den Legationen nur immerhin betreiben!

Indeß schrieb der Kaiser Napoleon an Victor Emanuel jenen ostensibeln Brief, den die „Times" sofort an die große Glocke hängte, und in welchem die letzten Grenzen der Annexion abgesteckt sein sollten. Der Großherzog von Toscana kehrt in seine Staaten zurück, der junge

Prinz von Parma wird Herzog von Modena, Venetien wird rein italienische Provinz, in deren Festungen nur italienische Soldaten garnisoniren, Parma, aber blos Parma, mag in Sardinien einverleibt werden. Der „Italienische Bund" wird constituirt. Das war die Politik Walewski's, und gerade gegen diese richtete sich nicht nur die Stimmung in ganz Italien, sondern auch die englische Politik, die den Italienern keine Gewalt angethan wissen wollte. In der Emilia und in Toscana stimmte man eifrig ab und erbat sich den Prinzen von Carignan zum Lieutenant des Königs in Mittelitalien. Walewski wußte das zu hintertreiben, und dachte schon mit Italien fertig zu sein. Es schien sogar als ob Ludwig Napoleon selbst nicht mehr an die „italienische Einheit" glaube. Walewski hatte sicherlich die bestimmtesten Zusicherungen erhalten, die er nicht ermangelte den ihn bestürmenden fremden Diplomaten zu wiederholen. Diese Zusicherungen haben ihn später rettungslos compromittirt und seine Beseitigung nothwendig gemacht. Walewski war aber nicht nur ein guter Conservativer und Papstfreund in Italien; er ist auch Anglomane wie Hr. Persigny, obgleich ihm die Politik jenes „guten Aberdeen" viel lieber ist als die Palmerston-Clarendon'sche. Da nun Walewski in Italien den Zwecken Englands entgegenarbeitete und die officiöse französische Presse deshalb Sturm wider England lief, so mußte der Kaiser schon wieder einschreiten; plötzlich ward Hr. Billault ins Ministerium des Innern eingeschoben, und dieser erließ sofort ein Rundschreiben an sämmtliche Präfecten: sie möchten allen ihren Einfluß aufbieten, um den Attaken wider England ein Ziel zu setzen. Lord Cowley machte zugleich eine Beruhigungsreise nach England, und vier sogenannte liverpooler „Kaufleute" erhielten auf gefällige directe Anfrage eine Friedens- und Freundschaftspost von Hrn. Mocquard, Chef des kaiserlichen Privatcabinets.

Als so über Graf Walewski's Kopf die Nichtintervention mit England abgekartet war, hängte man das große Schild eines europäischen „Congresses" aus. Diesmal war die Sache ganz bestimmt und positiv: im Januar 1860 sollten sich die Bevollmächtigten versammeln, sie waren schon so gut wie ernannt, nur der Ort ihrer Zusammenkunft unterlag noch geringen Zweifeln. Die züricher Tractate sollten feierlich im allgemeinen Völkerrechte gebucht und Italien für alle Zukunft organisirt werden. Das war noch einmal Walewski, der sich absolut im Bade des Congresses von aller weitern Verantwortlichkeit rein waschen wollte. Aber in diese friedselige Congreßstimmung fuhr kurz vor Neujahr die Brandrakete: „Le Pape et le congrès", von Laguéronnière auf allerhöchste Inspiration verfaßt. Dem Papst blieb nach dieser Broschüre in letzter Instanz von seiner ganzen weltlichen Herrschaft nur die einzige Stadt Rom. Der Papst und Walewski waren außer sich, sie standen beide auf dem Spiele; was sollte aus des edeln Grafen diplomatischen Zusicherungen werden? Die Antwort auf die Neujahrsgratulation wurde in äußerster Spannung erwartet; man hoffte auf endgültige Entscheidung, Walewski so gut wie die andern; denn ein französischer Minister weiß im voraus von Thronreden und officiellen Antworten gerade so wenig wie der letzte Haussier oder Baissier an der Börse. Die kaiserliche Antwort auf die Gratulation vom 1. Jan. 1860, die alles entscheiden sollte, stellte alles in Frage. Der Kaiser „hat die tiefste Achtung vor dem anerkannten Rechte", und wird „Frieden" halten, „soweit es von ihm abhängt". Was wird Walewski jetzt zu den fremden Gesandten sagen? Was sind „anerkannte" Rechte, und von wem „anerkannt"? Wie weit hängt der Friede von Napoleon III. ab? Walewski wartete auf nähere Erklärung, und da er nicht zum Narren werden wollte, reichte er seine Entlassung ein. Der Kaiser sollte entweder die Broschüre desavouiren oder seinen Minister entlassen. Der Kaiser entließ seinen Minister. Der Mohr ging, aber mit 100000 Fr. jährlichem Schmerzensgehalt, die ihm als amtlosem Mitgliede des Geheimen Raths zufielen.

Am 5. Jan. 1860 stand im „Moniteur" die Ernennung des Hrn. Thouvenel, bisherigen Gesandten zu Konstantinopel, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Ludwig Napoleon hatte ihm eine zwei Seiten lange telegraphische Depesche geschickt, welche sein Programm enthielt. Hr. Thouvenel fand auf den zwei Seiten durchaus nichts Anstößiges und stellte nur etliche Bedingungen, die ihm gewährt wurden. So bat er sich aus, daß im „Moniteur" kein Artikel erschiene, den er nicht vorher gesehen und discutirt hätte. Das war also dem höflichen Walewski passirt! Nun war freilich der neue Minister bis dahin bei der Pforte als Krippenbeißer wider Lord Stratford angestellt gewesen, und viele Conjecturalpolitiker witterten neue orientalische Händel; aber auf den zwei Seiten muß nichts davon gestanden haben, denn die Schwenkung nach England hin, für Italien, ward immer deutlicher, und Hr. Billault machte immermehr Fronte wider die Pfaffen. Die orientalischen Plane des Hrn. Thouvenel waren offenbar vertagt; auch dieser Diplomat erwies sich als „treuer Diener seines Herrn", bereit auf

Commando entweder Österreich oder England die Zähne zu weisen. Die Folge wird nur allzu deutlich zeigen, wo auch Hrn. Thouvenel's Grenze lag, wo auch er die äußerste Compromittirung, der Gesandtenwelt gegenüber, erfuhr, und den weiter gehenden „Ideen" seines Brotherrn nicht mehr nachkommen konnte.

Edouard Antoine Thouvenel, den die deutsche Presse lange die größte Mühe hatte aus dem Freiherren- oder Adelsstande zu entfernen, ist ein ganz bürgerliches Kind aus Verdun, der Grenzstadt vom Jahre 843, wo er am 11. Nov. 1818 geboren ward. Er trat also unerhört jung in die höchsten Ämter, mit 41 Jahren ins wichtigste Ministerium. Und doch ist er nie etwas anderes gewesen als ein intelligenter, fleißiger Bureaukrat. Wenn wir seine Laufbahn im Jahre 1860 weitläufiger behandeln, als es der Mann verdient, so geschieht dies lediglich aus Rücksicht auf die Bedeutsamkeit der allgemeinen Weltlage und auf den wahren Allminister von Frankreich. Thouvenel studirte — Jura und machte eine Reise in den Orient, die später zum Rechtstitel für ihn wurde. Im Jahre 1839 veröffentlichte er die Resultate seiner gemachten Beobachtungen*) und trat darauf ins Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, wo er unter Hrn. de Sages, Director der Politik im Cabinet Guizot, die doctrinäre Verschlagenheit und muthige Furcht mit vollen Zügen einsog. Auch hier hat Hr. Guizot wieder einmal für einen andern genestet. Im Jahre 1844 ging Hr. Thouvenel als Attaché nach Brüssel, wo er den Ruf eines schreibfertigen jungen Pedanten hinterließ, der den Punkt auf das I zu setzen verstehe. Dann kam er 1845 als Legationssecretär nach Athen, wo er nach der Abreise des Gesandten, Hrn. Piscatory, der für Madrid bestimmt worden, interimistischer Geschäftsträger wurde. Der neue Titular des Gesandtschaftspostens zu Athen ward mit richtigem Einblick von der Provisorischen Regierung abberufen; es war dies Hr. de Rayneval. Hrn. Thouvenel betraf sogar die Absetzung, die jedoch in eine provisorische Geschäftsträgerschaft gemildert ward. Wer sieht hier nicht die schwankende Hand der Republik: Meliora probo, deteriora sequor? General Cavaignac bestätigte den Geschäftsträger Thouvenel zu Athen und erhob ihn gar im Januar 1849 zum bevollmächtigten Minister. Als solcher fungirte er im Jahre 1850, während Dom Pacifico die diplomatischen Kartenhäuser durcheinander warf. Baron Gros kam ihm in besonderer Mission zu Hülfe, und sie verstanden mit vereinten Kräften nicht, was in der Welt zu thun war. Als Hr. Thouvenel später nach München zog, ward ihm der Lohn für seinen Philhellenismus, denn der Bruder des Königs Otto überschüttete ihn mit Artigkeiten.

Nach dem 2. Dec. 1851 übernahm Hr. Thouvenel die Direction der Politik im Auswärtigen Amte zu Paris, und trat also an die Stelle seines Meisters de Sages. Hier blieb er auch unter Drouyn de l'Huys, dem er die wichtigsten Noten und Circulardepeschen verfaßt hat, bis er 1855 als Gesandter nach Konstantinopel ging. Jetzt versuchte er ebenso hoch- und durchfahrend zu sein wie Lord Stratford de Redcliffe. Am 8. Mai 1859 wurde er Senator, am 5. Jan. 1860 Minister des Auswärtigen; am 20. Jan. langte er zu Paris an und begann seine Amtsführung. Hr. Thouvenel ist der beste politische Redacteur, den Frankreich lange gehabt hat. Er ist ernsthaft, wohlunterrichtet, steif, ohne Formen, kurz das gerade Gegentheil Walewski's. Er heirathete die Schwester des ursprünglich orleanistischen Literaten Cuvillier-Fleury, des ehemaligen Lehrers des Herzogs von Aumale, der bei dem „Journal des Débats" angestellt war. Seit ihm sein Schwager das Erstgeburtsrecht wichtiger politischer Nachrichten einräumte, zog Cuvillier-Fleury das „Journal des Débats" in die halbofficiöse Bahn, in welcher das lesende Publikum zu nicht geringem Erstaunen das bestgeschriebene Blatt Frankreichs erblickt.

Sofort trat auch Graf Cavour zu Turin wieder ins Amt, und es eröffnete sich die Periode der allseitigen Annexion, für welche Thouvenel engagirt war. Der Brief Napoleon's an den Staatsminister Fould erfuhr seine Ausführung durch den Handelsvertrag mit England, zu welchem Hr. Cobden nach Paris kam. Hr. Thouvenel schrieb an alle französischen Diplomaten bei fremden Höfen, man müsse in Bezug auf den Kirchenstaat die geistliche und die weltliche Gewalt auseinander halten. Zugleich aber meldete Hr. Thouvenel auch dem Grafen Cavour, er solle die Finger von Toscana ablassen; in der Romagna müsse es sein Bewenden bei einem bloßen Vicariat haben. Gegen Parma und Modena, so that wenigstens der französische Diplomat, verlangte man dagegen die Abtretung von Savoyen und Nizza, welche schon im Januar 1860 in pariser autographirten Correspondenzen als feststehend betrachtet wurde. Officiell leugneten Frankreich wie Piemont alles ab; Graf Cavour verschwor sich hoch und theuer. Plötzlich,

*) „La Hongrie et la Valachie, souvenirs de voyage, et notes historiques" (1840).

am 1. März, verlangte Napoleon III. in der Thronrede die „französischen Alpenabhänge", als eine Garantie wider das Neunmillionenreich in Oberitalien, wie sie „die Natur selbst angezeigt" habe. Übrigens solle diese „Revendication" die Rechte der Schweiz nicht verletzen, und die Großmächte würden über diese Gebietsabtretung befragt werden.

Jetzt hatte Hr. Thouvenel eine gegebene Doppelaufgabe, einmal sich von Cavour abspeisen zu lassen und zweitens die Großmächte wie die Schweiz selbst abzuspeisen. Cavour antwortete also an Thouvenel: Er könne sich auf seine Vorstellungen nicht einlassen, das allgemeine Stimmrecht entscheide seit dem 2. Dec. 1851. Thouvenel beruhigte dagegen Deutschland wegen der „natürlichen Grenzen", gerade wie Walewski wegen des orientalischen Kriegs und der stuttgarter Entrevue gethan hatte. Am 13. März 1860 macht Hr. Thouvenel den französischen Gesandten bei den Wiener-Congreßmächten begreiflich, daß die Abtretung von Savoyen und Nizza etwas höchst Reguläres sei, womit das Gleichgewicht Europas nichts zu schaffen habe. Am 19. März erfolgt die besonders an Hrn. de Persigny gerichtete Depesche, welche erörtert, die „Revendication" der Alpengrenze habe gar nichts mit Belgien und dem Rhein zu schaffen. Die schweizer Neutralitätsbedenken werden in verschiedenen Depeschen nach Bern hochmüthigst abgefertigt. Am 18. März verkündigt Victor Emanuel die Annexion von Parma, Modena und den Legationen an Piemont; am 22. die Union Toscanas. Am 21. März erscheint die Deputation von Savoyarden und Murmelthieren in den Tuilerien; am 24. März wird der Handel über die „französische Alpenabdachung" zwischen Napoleon und Victor Emanuel abgeschlossen. Am 16. April beseitigt Hr. Thouvenel in einer Circulardepesche an die diplomatischen Agenten Frankreichs die „Neutralität" von Nordsavoyen; am 20. April, als am dreiundfunfzigsten Geburtstage Ludwig Napoleon's, findet die Abstimmung in Savoyen und Nizza statt. Le tour était fait. So weit reichte die contractliche Mission des Hrn. Thouvenel, so weit ging er con amore pflichtschuldigst ins Geschirr. Von jetzt an erwarten ihn die Walewski'schen Prüfungen, die er weit weniger edel ertragen hat als sein Vorgänger im Amte. Er verstand nämlich nicht so anständig zu scheiden.

Zu Anfang Mai begann Garibaldi seine abenteuerliche Siegeslaufbahn auf Sicilien; der große italienische Patriot bedachte wol kaum, daß er des kleinen französischen Staatsmanns Grab neben dem der Bourbonen grub. Cavour protestirte zum Schein, Napoleon ließ zu Turin protestiren; das Protestiren war niemand Ernst, außer Hrn. Thouvenel. Während Hr. Thouvenel so passende Beschäftigung gefunden hatte, ging Ludwig Napoleon auf diplomatische Reisen, um neues Wild aufzujagen. Es war der Fürstentag von Baden-Baden, 16. Juni. Edmond About's „Preußen im Jahre 1860" bezeichnete die Constellation. Vorläufig stieß sich der Gesandte seiner selbst an der altpreußischen Harthörigkeit, und kam ziemlich verstimmt nach Hause.

Ein wenig erschreckt durch die Reise nach Baden-Baden, gab Ludwig Napoleon Hrn. Thouvenel Ordre, soviel als möglich Walewski zu spielen. Deshalb beförderte der Minister in alle Wege das angezettelte Bündniß zwischen Neapel und Piemont, während Garibaldi von unten herauf das Werk der Zerstörung betrieb. Das ging im Monat Juli so weit, daß man in Paris von einem Wiedereintritt des Grafen Walewski sprach, der ja mit dem verstorbenen König von Neapel so „befreundet" gewesen und auch stets gegen den Papst sich so devot bewiesen. Dazwischen ereigneten sich die höchst providentiellen „Massacres in Syrien". Hr. Thouvenel konnte nun in seiner wahren Eigenschaft auftreten und eine bewaffnete Intervention Frankreichs vorbereiten. Schützte er den Papst nicht allzu sehr in Italien, so mochte er desto eifriger den katholischen Glauben im Orient schirmen! Die Lage verwirrte sich so vollständig, daß Lord Palmerston 11 Mill. Pf. St. für die englische Küstenbewaffnung forderte, während Frankreich von der Conferenz der Gesandten die Erlaubniß heischte, in allem Ernste Partant pour la Syrie zu spielen. Ludwig Napoleon mußte schon wieder persönlich in die Diplomatie hineinpfuschen, er that dies durch den kostbaren Brief à mon cher Persigny, der — man sagt, er wäre genau auf den englischen Nationalcharakter berechnet gewesen — erklärte: „Verständigen wir uns doch wie ehrbare Leute, die wir sind, und nicht wie Schufte, die sich gegenseitig anführen wollen!" Am 3. Aug. wurde wirklich das syrische Protokoll zu Paris gezeichnet, und Ludwig Napoleon erhielt die Erlaubniß, auf sechs Monate 6000 Mann in den Libanon zu verschiffen. Mußte nicht Hr. Thouvenel jetzt glauben, er sei der unentbehrliche Minister der Situation?

Unterdessen ging der Meister auf Jubelreisen nach Savoyen, Nizza, Corsica, Algerien. Die Freiwilligen Garibaldi's setzten ihren Eroberungs- und Triumphzug durch ganz Calabrien fort und bedrohten Neapel selbst. Piemont rüstete und machte eine Miene, als wollte es in den Kirchenstaat einfallen, natürlich um diesen vor den Angriffen des Piraten und Flibustiers zu

bewahren. Ende August kam Napoleon III. nach Chambéry und empfing dort den Minister Farini und den General Cialdini, die ihn im Namen ihres Souveräns höflichst begrüßten. Was weiter zu Chambéry vorgefallen, blieb Hrn. Thouvenel wie der Welt vorläufig ein Geheimniß. Hr. Thouvenel war gewaltig mit der syrischen Expedition beschäftigt. Im September brechen die Piemontesen in den Kirchenstaat ein, ohne förmliche Kriegserklärung; Garibaldi war in Neapel. Hr. Thouvenel warnte das turiner Cabinet hinlänglich, Hr. de Talleyrand hatte die gemessensten Instructionen; aber Graf Cavour schlug alles in den Wind: Es sei die höchste Zeit, dem Mazzinismus zuvorzukommen, Revolution und Anarchie zu unterdrücken. Hr. Thouvenel versichert: Die Folgen würden auf Piemonts Haupt zurückfallen; Österreich habe zwar gelobt, nicht in Neapel zu interveniren, aber in Bezug auf piemontesisches Einschreiten habe es ganz und gar nichts versprochen. Der Angriff auf die päpstlichen Staaten würde das turiner Cabinet „incontestablement von der kaiserlichen Politik trennen und es gänzlich isoliren".

Die piemontesische Armee kehrte sich an nichts, sie brach von zwei Seiten in den Kirchenstaat und hob die Armee Lamoricière's im Nu auf. Die officiöse Presse zu Paris tobte: das sei Bruch des Völkerrechts, der Kaiser habe vergeblich versucht, den Streich zu hintertreiben, er misbillige ihn aber im höchsten Grade und werde die — Person des Heiligen Vaters zu schützen wissen. Hr. Thouvenel schrieb eine Depesche nach Ajaccio an den Kaiser, worin er ihm seine Entlassung einreichte. Der Kaiser schrieb zurück, Hr. Thouvenel möge seine Rückkehr abwarten. Dann ward Hr. de Talleyrand*) von Turin abberufen und ein bloßer Geschäftsträger dagelassen; doch blieb Hr. Nigra, der piemontesische Gesandte, noch eine geraume Weile zu Paris, und 40000 Gewehre wurden aus französischen Arsenalen nach Italien verabfolgt. Die verborgene, occulte Politik der Tuilerien spielte einmal wieder ein greuliches Duett mit der offenbaren, patenten. Hr. Thouvenel saß in derselben Schlinge, in der Walewski gezappelt hatte. Auch er hatte wieder der unruhigen conservativen Diplomatie goldene Berge versprochen, und die Ereignisse erwiesen sie als lauter Blech. Wie sollte aber auch Hr. Thouvenel dem Fallstrick entgehen? War der Kaiser nicht einig mit ihm über den Kirchenstaat? Hatte Ludwig Napoleon nicht von Marseille aus nach Italien geschrieben: Je serai forcé de m'y opposer? Hatte Hr. Thouvenel nicht an den Herzog von Gramont nach Rom schreiben dürfen: der Kaiser werde sich dem Einmarsche der Sarden in den Kirchenstaat „widersetzen"? Gramont hatte das dem päpstlichen Kriegsminister Merode mitgetheilt, dieser dem General Lamoricière. In derselben Botschaft stand, die französische Armee in Rom werde auf 20000 Mann gebracht werden. Der Herzog von Gramont befahl sogar dem französischen Consul zu Ancona, Hrn. de Courcy, dem General Cialdini entgegenzugehen und ihm halt zu gebieten. Dieser antwortete freilich lachend: „Wir kennen die Absichten des Kaisers besser, er hat uns zu Chambéry unsern Feldzugsplan modificirt." Später erfuhren die gefangenen Offiziere Lamoricière's, der Kaiser habe zu Chambéry gesagt: „Machen Sie nur, aber machen Sie schnell, befreien Sie mich auf einen Schlag von dieser Bande!" Hr. Thouvenel selbst mußte seiner ersten Depesche nach Rom eine zweite nachschicken: er habe die Absichten des Kaisers falsch verstanden! Als Lamoricière seinen Bericht im „Giornale di Roma" abstattete, erwähnte er auch der Depesche Merode's, und der Herzog von Gramont wußte nichts zu sagen, als daß es nicht gelautet hätte: „der Kaiser werde sich mit Gewalt dem Einmarsche der Piemontesen widersetzen", sondern blos: „er werde gezwungen sein, sich zu widersetzen." Der arme Herzog kann sich also einen Napoleon denken, der sich „friedlich widersetzt", nicht colla forza! Dies ist die diplomatische Höhe des Empire.

Antoine Agénor Alfred, Herzog von Gramont, Herzog von Guiche, seit dem am 3. März 1854 erfolgten Ableben seines Vaters auch Fürst von Bidache, wurde zu Paris am 14. Aug. 1819 geboren, ist also der jüngste Diplomat des kaiserlichen Frankreich, wie Baron Gros der älteste. Der alte Fürst von Bidache war Divisionsgeneral, der Sohn wurde daher zur militärischen Carrière bestimmt. Im Jahre 1837 trat er in die Polytechnische Schule. Zwei Jahre später sollte er in ein Artillerieregiment eintreten; er weigerte sich dessen und zog sich in das Privatleben zurück. Seine politische Laufbahn beginnt mit dem 2. Dec. 1851; er war nacheinander bevollmächtigter Minister in Kassel, 1852 in Stuttgart, 1853 im April zu Turin. Hier arbeitete er während des russischen Kriegs an der Allianz Piemonts mit den West-

*) Dieser Hr. de Talleyrand ersetzt die Schlauheit, an die sein Name erinnert, durch polterndes Dreinfahren. Er hat unangenehme Manieren und ist für die europäischen Höfe eine wahre Scheuche. Die Kanzleien erschrecken allenthalben, wenn das Gerücht sich verbreitet, Hr. de Talleyrand solle accreditirt werden. Wir sahen denselben Herrn früher als Unionsagenten in den Donaufürstenthümern.

mächten. Im Jahre 1857 ging er als Gesandter nach Rom und trat die verhängnißvolle Erbschaft der Harcourt, Corcelles, zuletzt Rayneval an. Zu diesem schlüpfrigen Posten können selbstredend nur gründliche Katholiken gewählt werden, welche alsdann die empfindliche Aufgabe haben, alle böse Launen der schwankenden Tuilerienpolitik an den Mann, d. h. an den Papst zu bringen. Der Herzog von Gramont hat die Annehmlichkeit dieser Lage bis auf die Hefe gekostet. Er muß von Zeit zu Zeit mit dem Papst schmollen, ihm erklären, wie ungehalten sein Herr sei; er muß Thouvenel's Irrthümer und Vorschnelligkeiten wieder gut machen. Ließ sich etwas Thörichteres denken als der Ausfall auf die päpstliche Regierung, sie habe französische Depeschen publik gemacht, wo es sich von der Depesche an Hrn. de Courcy handelte, die dieser in ganz Ancona herumgereicht hatte! Einmal kam der Herzog sehr erzürnt zu Antonelli: „Dieser Merode ist unausstehlich, er fährt mich an wie einen kleinen Buben." Antonelli antwortete: „Was haben Sie bei Merode zu thun, der ist blos Kriegsminister; die Regierung, das bin ich. Merode glaubt alles und wird böse über alles; ich glaube nichts und werde niemals böse." Selbst der heilige Papst hatte noch Esprit, mitten in seiner babylonischen Gefangenschaft. Als General de Goyon Sr. Heiligkeit die sämmtlichen Offiziere der verstärkten französischen Besatzungsarmee präsentirte, welche alsdann die Ehre des Handkusses erhielten, begann der Herzog einen Discours. Der Papst unterbrach ihn jedoch sofort und hielt mechanisch die Hand hin: „Schon gut, General, Sie kennen das Manöver" (la manovra). Das Manöver des Handkusses oder das politische?

Das Occupationscorps von Rom wurde auf 25000 Mann erhöht, und General de Goyon erhielt die räthselhafte Ordre: seine „militärische Action so weit auszudehnen, als es die militärischen Bedingungen gestatten". Die „militärischen Bedingungen" hängen aber von diplomatischen Bedingungen ab. So lange Hr. Thouvenel der Minister ist, reichen die militärischen Bedingungen bis Terracina, scheidet Hr. Thouvenel, so reichen sie nicht so weit.

Am 24. Sept. traf Hr. Brenier von Neapel zu Marseille ein; der König von Neapel war aufgegeben, die geheime Tuilerienpolitik schien auf das Resultat des allgemeinen Stimmrechts zu warten, um wegen Neapels einen diplomatischen Entschluß zu fassen. Hr. Thouvenel aber war der Ansicht, der letzte Bourbone müsse in Gaeta geschützt werden, worauf Ludwig Napoleon um so lieber einging, als er so der russischen Dankbarkeit gegen die Bourbonen von Neapel zu Diensten sein konnte. Kaiser und Minister kamen also vorläufig dahin überein, der König Franz solle weder aufgegeben noch geschützt werden; man wolle ihn blos von der Seeseite gegen ein Bombardement verwahren und ihm die Zufuhr von Lebensmitteln offen halten. So geschah es denn, daß der bewaffnete Diplomat Le Barbier de Tinan mit seiner Flotte den Königlichen zu Gaeta das Pulver lieferte, während aus französischen Arsenalen gezogene Kanonen nach Turin rollten!

Zu Anfang October war Hr. Thouvenel wieder völlig beruhigt und seiner Sache gewiß; er schrieb neue Depeschen an Cavour, der diese Stilübungen heitersten Antlitzes zu sich nimmt und, die Ironie hinter der Brille versteckend, zierlich hinwirft: „Dieser Thouvenel schreibt ausgezeichnete Depeschen, wahre Meisterwerke. Er treibt Diplomatie, während wir Politik machen." Am 2. Oct. beantragt der turiner Premier beim Parlament von Oberitalien die Einverleibung des Kirchenstaats, verspricht gütigst, trotz aller Dringlichkeit der Sache, Venetien „noch nicht" anzugreifen, und erklärt, Rom würde „auf diplomatischem Wege" zur Hauptstadt Italiens gemacht werden. Hr. Thouvenel begreift nicht recht. Desto besser begreift er den „Congreß", der sich zum zehnten male gleich der Seeschlange aus den tiefen Gewässern der Kabale erhebt. Der Congreß! das ist das Paradies der armen französischen Minister, wo sie endlich zur Ruhe zu kommen hoffen, während der Congreß unmöglich ist — viel möglicher wäre ein neuer Portefeuille-inhaber, noch frei von Schuld und Fehl und von feierlichen diplomatischen Versprechungen.

Ludwig Napoleon schließt sich laut und lärmend an die englische Nichtinterventionslehre an; er findet mit Lord John Russell, daß Vattel ein vorzügliches Buch geschrieben hat. Aber angesichts des drohenden warschauer Fürstentags intervenirt er zu Rom, intervenirt er zu Gaeta und setzt sich fester als je mitten in das Herz Italiens. Hr. Thouvenel sieht das mit Freuden, er denkt der günstige Augenblick ist gekommen, er fordert eine Note im „Moniteur", eine Circulardepesche an die französischen Gesandten. Man schließt den „Moniteur" zu und weist auf den „Constitutionnel" hin, der Hrn. Thouvenel zu Gebote stehe. Hr. Thouvenel darf noch nicht fortgehen, er ist ja der conservative Ofenschirm gegen den warschauer Zorn; er muß bleiben, damit Ludwig Napoleon sich auf ihn als auf einen Eideshelfer berufen kann. Dieser kostbare unbezahlbare Thouvenel, er bekommt später den Erlöserorden. Er bestellt den Artikel im „Con-

stitutionnel", dessen Eingang das Recht der Nationalitäten behauptet, also den Italienern Recht gibt, dessen Ausgang auf Piemont loszieht, also Italien verdammt, und der im ganzen nichts mehr bedeutet als alle Napoleonischen Zweideutigkeiten.

Zwei neue Broschüren besorgen mittlerweile die persönliche Diplomatie des Kaisers: „Des deux annexions", worin Savoyen und Nizza an Krakau blank gewaschen werden; „Pape et Empereur", worin Napoleon zum Cäsar-Papst proclamirt und für den französischen Klerus die Civilconstitution von 1791 verlangt wird. Hr. Thouvenel läßt im „Constitutionnel" den Cäsar-Papst für verrückt erklären.

Die Lage der Dinge wird so immer verwickelter, die Position Hrn. Thouvenel's gleicht immermehr einer Folter. Monsignore Sacconi geht von Paris weg, da er es trotz aller Thouvenel'schen Liebenswürdigkeiten dort nicht mehr aushalten kann.*) England wittert neuen Länderschacher und wird ungehalten. Persigny muß in Frankreich zwei Reden halten. Hr. Turgot verläßt in brüsker Weise die Schweiz, man sagte auf sechs Monate — auch die „französischen Alpenabhänge" sind noch nicht zu Rechte anerkannt! Victor Emanuel erläßt von Ancona aus ein Manifest an die „süditalienische Bevölkerung", und Sprachkenner versichern, dieses Document trage die deutlichsten Spuren einer Übersetzung aus dem Französischen an sich! Am 21. Oct. treffen die drei nordischen Monarchen in der Hauptstadt Polens zusammen, auch Ludwig Napoleon erhält einen Brief vom Kaiser Alexander. Was geht nur in der Welt vor, Hr. Thouvenel?

Rußland hat Anstands- und Höflichkeitspflichten gegen die neapolitanischen Bourbonen aus den Zeiten des Krimkriegs. Hr. Thouvenel ist weit entfernt, darauf keine Rücksicht nehmen zu wollen. Aber die französischen Matrosen lassen sich haufenweise auf der italienischen Kriegsmarine anwerben; sie erhalten 80 Fr. Handgeld, 30 Fr. Monatsgage, solange der Dienst dauert. Gibt ihnen Hr. Thouvenel die Erlaubniß?

Hr. Thouvenel weiß sich nicht mehr zu rathen noch zu helfen; in der Verzweiflung läßt er im „Constitutionnel" Congreß über Congreß fordern, bis Österreich endlich erklärt, es wolle unter jetzigen Umständen von einem Congresse nichts hören. Das war ein harter Stoß für Hrn. Thouvenel. Wer möchte ihm folgen auf der Marterbank? Persigny, Benedetti**), der Marschall Niel oder Hr. Rouher? Einerlei, keiner wird je wieder so demonetisirt (entmünzt) werden wie Hr. Edouard Antoine Thouvenel aus Verdun.

Die französische Politik in Italien ist von zwei Seiten einer eingehenden und scharfen Kritik unterworfen worden, welche unser Bild für jeden Lernbegierigen ergänzt und ausfüllt. Im Octoberheft des „Correspondant" von 1860 hat Hr. de Falloux, ein Enttäuschter, über diesen Gegenstand einen Artikel geliefert, in welchem die Widersprüche der Tuilerienpolitik wie die leipziger Lerchen aufgefädelt sind. Heuchelei und Doppelzüngigkeit treten in vollem Glanze hervor, Bonaparte hat seit Novara in Italien „conspirirt"! Vom liberalen Standpunkte äußert Hr. E. Forcade seit October 1860 seine scharfgeschnittenen Bedenken über die Politik Piemonts und Frankreichs auf der Halbinsel des Apennin in jeder halbmonatlichen „Chronik" der „Revue des deux mondes". Ultramontane wie Liberale möchten um jeden Preis von der Solidarität mit der permanenten Kabale befreit sein, die endlich wol einmal auf Frankreichs Kosten enthüllt werden könnte. Einen einzigen Minister, von Drouyn de l'Huys bis auf Thouvenel, für das Geschehene verantwortlich zu machen, fällt jedoch keiner Kritik ein. Die Minister lassen sich schieben — für 100000 Fr., erst vorwärtsschieben, dann hinausschieben. Die Gesandten thun, was den Ministern befohlen worden.

Am 24. Nov. erfolgte das Decret Napoleon's III. betreffs der „Reform der Constitution", und infolge dessen wurden auch andere Persönlichkeiten in das Cabinet geschoben. Graf Wa-

---

*) Der Nuntius Sacconi, ein ziemlich kühner geistlicher Herr, erzählt in einer Depesche nach Rom in folgender Weise seine Abschiedsaudienz bei Napoleon III.: „Ich bekam fast auf keine Frage Antwort, wenigstens keine directe. Als ich ihm sagte, daß Cialdini und Fanti sich gewisser vertraulicher Äußerungen über die Zusammenkunft zu Chambéry bedient hätten, heftete er die Augen auf den Plafond und warf hin: «Sono gente senza fiducia», das sind Leute ohne Treu und Glauben (sie haben mich verrathen, oder sie verdienen überhaupt keinen Glauben?)"

**) Hr. Benedetti, zur Zeit Director im Ministerium des Auswärtigen, war 1859 Geschäftsträger in Konstantinopel zwischen Lavalette und de Lacour. Sollte Benedetti wirklich Carrière machen, so müßten wir allerdings eine neue Feder einsetzen. Für jetzt genüge die Bemerkung, daß er ein sehr verschlagener Mann ist und der Verstandesfähigkeiten nicht ermangelt. Während seines Consulats in Nordafrika hat er eine Schwarze geheirathet.

lewski bezog das Hotel des kaiserlichen Staatsministeriums, Hr. de Persigny übernahm die innern Angelegenheiten, Hr. Forcade de la Roquette die Finanzen. Die Herren Magne und Billault erhielten ihre Bestallung als redende Minister (vor den Kammern) ohne Portefeuille, und der nie ruhende Volkswitz taufte dieselben als Ministres-ténors à 100000 Fr., im Gegensatze zu den Ministres-marocains (Portefeuille in Maroquin). Niemals hat der Kaiser der Franzosen sich so mit Vertrauenspersonen umgeben, niemals der doctrinären Verlassenschaft von vor 1848 so wenig Rechnung getragen. Als Gesandter nach London ging der alte Marquis de Flahaut, der Vater des Hrn. de Morny! Was also auch jetzt ausgebrütet werde, es wird en famille ausgebrütet. Durchschaut ist die Combination noch nicht, um so weniger als alle, der Kaiser wie seine intimen Minister, von Friedensversicherungen überströmen und die Schuld der endlichen Abberufung der Flotte von Gaeta Hrn. Edouard Antoine Thouvenel aus Verdun aufbürden. Thouvenel als Italianissimo!

Doch wir schreiben keine Geschichte der Zukunft, haben wir doch der Arbeit genug gehabt, die zwölfjährige Vergangenheit der französischen Diplomatie in so engbeschränktem Rahmen aufzuzeichnen. Es geht nämlich unsere eigentliche Chronik vom December 1848 bis zum Ende November 1860; alles Weitere konnte nur Erklärung oder Andeutung sein.

Graf Carlo Pellione di Persano,

italienischer Viceadmiral.

Carlo Pellione Conte di Persano, der Admiral König Victor Emanuel's, wurde am 11. März 1806 in der piemontesischen Provinzialstadt Vercelli geboren und erhielt von frühester Jugend eine sorgfältige, auf die exacten Wissenschaften gerichtete Erziehung. Im Jahre 1819 schon befand er sich als Seecadet erster Klasse in der königlichen Marineschule zu Genua, wo er mit Auszeichnung seinen Cursus vollendete. Indeß erfreute sich damals jene Schule nicht gerade einer besondern Pflege von seiten der Regierung, und der junge Seemann mußte durch eifriges Selbstudium das nachzuholen suchen, was ihm an der Grundlage für eine erfolgreiche Laufbahn noch fehlte. Schon als Subalternoffizier that er sich vor andern durch Kühnheit und ebenso durch ungewöhnliche seemännische Kenntnisse hervor. Sein Name ward zum ersten male im Jahre 1825 bei der Seeexpedition Sardiniens gegen den räuberischen Dei von Tripolis nicht ohne Auszeichnung genannt. Er wohnte dieser Expedition als Guardia marina erster Klasse mit dem Range eines Unterlieutenants bei, befehligte in der scharfen Affaire vom 20. Sept. des genannten Jahres ein bewaffnetes Landungsboot und entwickelte hierbei, erst 19 Jahre alt, eine kriegerische Entschlossenheit, die ihm die Achtung seiner Kameraden wie seiner Vorgesetzten erwarb.

Die Marine Sardiniens bot damals kaum Gelegenheit für eine glänzende und thatenreiche Laufbahn, und überdies hielt die strengste Disciplin auch jede Äußerung eines selbstthätigen Charakters nieder. Der Graf von Persano, so befähigt und thatendurstig er war, sah sich ebenfalls von den Verhältnissen daniedergehalten. Im Jahre 1842 ward er jedoch als Kapitän zum Befehlshaber des Schiffs Eridano ernannt, einer Brigantine von 18 Kanonen, mit welcher ihn die sardinische Regierung in die südamerikanischen Gewässer schickte. Mit diesem selbständigen Commando erst eröffnete sich ihm einiger Spielraum.

Der Generalkapitän und Dictator von Buenos-Ayres, der durch seine blutige Energie und Verschlagenheit bekannte Don Juan Manuel de Rosas, unterhielt zu jener Zeit gegen die Republik Uruguay und deren Hauptstadt Montevideo, wo der tapfere Garibaldi kämpfte, einen brudermörderischen Krieg, in welchen sich die europäischen Interessen in seltsamer Weise verflochten. Die italienischen Sympathien waren für Montevideo. Hier und in Buenos-Ayres zählte man zusammen allein eine Colonie von 40000 Italienern, die aus dem ligurischen Küstengebiet stammten. Die sardinische Regierung unterhielt aus diesem Grunde am La-Plata eine beständige Station von einigen Kriegsschiffen, deren Commandanten gegenüber dem übermüthigen Tyrannen Rosas einen harten Stand hatten. Als Graf Persano mit dem Eridano zu Montevideo ankam, erhielt er von dem Obercommandanten der sardinischen Station, dem Cavaliere d'Anvar, den Befehl, hinüber nach Buenos-Ayres zu gehen. Rosas zögerte nicht, den Ankömmling mit Übermuth und möglichster Geringschätzung zu behandeln. Zugleich versammelte der Dictator seine ganze Flotte, bestehend aus einer Corvette, zwei Brigantinen und

einer Goelette, und begann den Befehlshaber des Eridano zu bedrohen und zu reizen. Eines Tags stieg ein Theil der Schiffsmannschaft des Eridano, von einem Offizier geführt, ans Land, um Lebensmittel einzukaufen. Die Italiener wurden hierbei von den Sbirren des Dictators beschimpft, und es entspann sich zwischen beiden Theilen ein Handgemenge, wobei ein Matrose in den Händen der Sbirren blieb. Graf Persano forderte diesen Mann vom Dictator zurück, erhielt aber eine schnöde Antwort. Sofort machte er nun den Eridano kampffertig, segelte mitten in die Escadre des Dictators hinein, und warf hier Anker. In dieser drohenden Haltung ließ er abermals seinen Matrosen zurückfordern und erhielt ihn auch. Wiewol Rosas auf seiner Seite die Übermacht hatte, wollte er es doch auf einen Kampf mit dem kühnen Italiener nicht ankommen lassen, der möglicherweise seine Schiffe vernichten oder ihn doch in offenen Krieg mit Sardinien verwickeln konnte.

Nachdem Graf Persano durch sein Auftreten dem Dictator Rosas Respect vor der sardinischen Flagge eingeflößt, ward er von Buenos-Ayres nach Montevideo zurückgerufen. Nicht nur sein Muth und seine Entschlossenheit, sondern auch die seemännische Geschicklichkeit, womit er auf den gefährlichen Gewässern des La-Plata sein Schiff zu führen wußte, hatte ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten eingetragen. Alsbald erhielt er den Befehl, mit seinem Schiffe nach dem Stillen Ocean abzugehen, um auch in jenen fernen Zonen die daselbst noch unbekannte sardinische Flagge zu zeigen und in Achtung zu bringen. Auf dieser weiten und gefahrvollen Fahrt besuchte er die Sandwichinseln, wo er beim Einlaufen in den Hafen von Honolulu durch ein kühnes Seemannsstück die Aufmerksamkeit der dort versammelten englischen und französischen Schiffsmannschaften auf sich zog. Infolge heftigen Gegenwindes versagten ihm nämlich die Lootsen den Dienst beim Einlaufen und vertrösteten ihn bis zum andern Morgen. Der Kapitän des Eridano dagegen zog einen Augenblick die Seekarten zu Rathe und lief dann durch die gefährlichen Felsenriffe hindurch ohne Lootsen in den Hafen ein, wo er mitten unter den übrigen europäischen Schiffen Anker warf. Die englischen und französischen Offiziere hatten seinen Untergang für unvermeidlich gehalten und bereits Boote in die See gelassen, um wenigstens die Mannschaft des Eridano zu retten.

Nach der Rückkehr von dieser großen Fahrt sah sich der Graf Persano zu einer längern Thatenlosigkeit verurtheilt. Als 1848 der Krieg gegen Österreich losbrach, wurde er zum Fregattenkapitän ernannt und erhielt das Commando der Brigantine Daino. In dieser Stellung betheiligte er sich an der Expedition der sardinischen Flotte in das Adriatische Meer, die freilich bei dem damaligen Zustande dieser Flotte erfolglos blieb. Von Patriotismus und Thatenlust entflammt, unternahm Graf Persano in Verbindung mit einigen venetianischen Kanonenbooten einen Angriff auf das von den Österreichern stark besetzt gehaltene Fort Caorle oberhalb des Ausflusses der Piave, aber dieser Kampf fiel bei der Schwäche der Mittel trotz aller Tapferkeit der Angreifer ungünstig aus. Eine glühende Kugel des Feindes fiel in die Pulverkammer der venetianischen Brigg Fulminante und sprengte dieses Fahrzeug in die Luft, sodaß nur einige Matrosen und der Commandant Buchia gerettet werden konnten. Es war bereits Nacht, als der Befehlshaber des Daino vernahm, daß die Flagge des verunglückten Schiffs unweit des feindlichen Forts auf dem Meere schwimmend geblieben wäre. Um die nationale Tricolore nicht in die Hände der Österreicher fallen zu lassen, kehrte Persano mit einigen Matrosen auf einem kleinen Boote an das Ufer zurück, suchte die Flagge auf und langte am andern Morgen mit ihr glücklich auf dem Daino an.

Nach dem Frieden führte Graf Persano einige Zeit zu Genua das provisorische Commando über das königliche Equipagencorps. Im Jahre 1851 erhielt er den Befehl über die Dampffregatte Governolo, auf welcher er eine Menge werthvoller Industrieerzeugnisse nach London zur dortigen Weltausstellung schaffen sollte. Es war das erste mal, daß Persano ein Schiff von solcher Längenausdehnung führte. Leicht wäre es ihm gewesen, den Hafen von Genua auf den Ankern ablaufend zu verlassen, aber er verschmähte dieses bei Handelsschiffen gebräuchliche Manöver und versuchte mit voller Dampfkraft aus dem Hafen zu fahren. Da aber der Kanal eng ist und das Schiff dem Steuer langsamer nachgab, als man erwartet hatte, so gerieth die Fregatte auf den Strand. Das Fahrzeug ward zwar alsbald wieder flott gemacht, aber die Neider benutzten den Vorfall, um die Geschicklichkeit des kühnen Seemanns zu verkleinern. Bald sollten indeß diese Neider zum Schweigen gebracht werden. Graf Persano hatte sich mit den trefflichsten Hülfsmitteln in Bezug auf die untere Themse versehen, in der Absicht, die Tüchtigkeit der sardinischen Flottenoffiziere vor den Augen der ersten seefahrenden Nation durch eine That darzulegen. Bei seiner Ankunft in der Themsemündung unterließ er es, sich der Hülfe der ge-

wöhnlichen Lokallootsen zu bedienen, sondern fuhr ohne weiteres mit seinem Dampfschiffe den Strom bis zur Londonbridge hinauf. Sein kühnes Manöver erregte bei den Seeleuten Staunen, ja bei den Engländern eine Art von Schrecken. Selbst vor dem Parlament hatten Sachverständige erklärt, daß London vor jedem feindlichen Handstreiche gesichert sei, weil es nicht möglich, die Themse ohne kundige einheimische Lootsen zu passiren. Der sardinische Kapitän Persano hatte dagegen durch seine selbsteigene Einfahrt die Überzeugung von jener absoluten Sicherheit bedeutend erschüttert.

Nach seiner Rückkehr ward der Graf Persano von seinen Landsleuten mit Beifall über das Meisterstück auf der Themse begrüßt. Indeß erwarteten den tüchtigen und kühnen Seemann auch harte Prüfungen. König Victor Emanuel befand sich eines Tags in La Spezzia, von wo aus er sich nach der Insel Santa-Maddalena (an der Nordspitze der Insel Sardinien) zu einer Jagdpartie begeben wollte. Graf Persano erhielt den Befehl, den König auf dem Governolo überzusetzen. Als man in dem Kanal von Santa-Maddalena anlangte, mußte sich das Fahrzeug auf den Wunsch des Königs so nahe als möglich an der Küste halten. Plötzlich stieß hierbei der Governolo auf eine Klippe, die auf der Karte nicht verzeichnet war, und das Schiff trug einen gefährlichen Leck davon, sodaß der König mit seinem Gefolge ein zur Begleitung dienendes kleines Fahrzeug besteigen mußte, um an das Land zu gelangen. Graf Persano gerieth über dieses Unglück, das er übrigens nicht verschuldet hatte, für den Augenblick in Verzweiflung. Als er den König in Sicherheit wußte, faßte er sich sofort und ergriff mit Kaltblütigkeit seine Maßregeln zur Rettung des hartbedrohten Schiffs. Der Leck ward nothdürftig verstopft, das eingedrungene Wasser soviel als möglich ausgepumpt. Sodann führte Persano den Governolo mit fester Hand durch die Klippen, an denen jeden Augenblick ein heftiger Wind das Fahrzeug zu zerschellen drohte. Nachdem er aufs freie Meer gelangt, beschloß er sich nach der französischen Küste zu wenden. Dieses Wagniß, das allein Rettung verhieß, gelang, und die arg beschädigte Dampffregatte gelangte mit Mühe und Noth in den Hafen von Toulon. Von Genua aus schickte man sogleich einen Stellvertreter nach Toulon, während Graf Persano als Gefangener zurückgeführt wurde. Seine Feinde und Neider suchten ihn jetzt zu verderben. Man stellte ihn vor ein der Zusammensetzung nach incompetentes Kriegsgericht, das ihn des Hochverraths schuldig fand und verurtheilte. Das Cassationsgericht hob indeß dieses offenbar ungerechte Urtheil wieder auf. Der König Victor Emanuel dagegen bewies, daß ihm niedrige Verfolgungssucht und kleinlicher Sinn fern wäre, und ernannte den Grafen Persano zu seinem Flügeladjutanten. Dessenungeachtet ruhten die Feinde des Grafen noch nicht. Man gab ihm in ungehöriger Weise zu verstehen, er möge sein Amt als Hafencommandant in Genua unter Annahme einer Pension niederlegen. Doch auch diese ungerechte Zumuthung wurde durch das Einschreiten des Königs unwirksam gemacht.

Als im Jahre 1859 der Krieg ausbrach, erwartete Graf Persano, daß man ihm den Befehl über die sardinische Escadre verleihen würde. Dies geschah nicht; auf seine Vorstellung erhielt er jedoch das Commando des kleinen Schiffs Carlo Alberto. Auch in dieser untergeordneten Stellung wußte er sich Achtung zu erwerben, namentlich bei den verbündeten französischen Flottenoffizieren. Als im Frühjahr 1860 in Aussicht neuer Ereignisse die Flotte im Hafen zu Genua ausgerüstet wurde, bezeichnete die Volksstimme den Grafen Persano als den geeigneten Führer der nationalen Seemacht. Der Minister Cavour gab dieser Stimme nach und bewirkte, daß der Graf zum Contreadmiral und Befehlshaber der italienischen Seemacht ernannt wurde. Zu gleicher Zeit wählte ihn das Wahlcollegium von La Spezzia und Levanto zum Abgeordneten in die Deputirtenkammer, was seine Popularität nur noch mehrte. Graf Persano, als feuriger Patriot, leistete natürlich in seiner Stellung als Admiral den Unternehmungen Garibaldi's auf Sicilien wie auf dem neapolitanischen Festlande in jeder Beziehung Vorschub, und trug hierdurch wesentlich bei, die Erfolge des Nationalhelden zu ermöglichen und zu sichern.

Im September 1860 befand sich Graf Persano mit seiner Escadre zu Neapel, als ihm am 11. desselben Monats vom Marineminister in Turin der Befehl zukam, mit seinen Schiffen ins Adriatische Meer abzugehen, um hier noch vor Ende des Monats Ancona zu nehmen oder zu dessen Eroberung mitzuwirken. Geschickt wußte Persano die Aufmerksamkeit der päpstlichen Streitmacht nach der Küste zu lenken, und hierdurch trug er viel zum Siege der Piemontesen bei Castelfidardo bei. Zwei Tage später versuchte er durch List die Sperrung des Hafens von Ancona zu zerstören, was jedoch unüberwindlicher Hindernisse wegen nicht möglich war. So schritt er denn zur Anwendung von Gewalt. Am Morgen des 28. Sept. näherte er sich mit den Schiffen Carlo Alberto, Governolo und Costituzione auf 300 Meter den Batterien des Molo

und suchte deren Vertheidigungskraft durch ein stark rasirendes Feuer zu brechen. Gegen Mittag ging der Vittorio Emanuele bis auf Pistolenschußweite an eine halbzerstörte, aber noch wirksame Batterie heran und veranlaßte durch eine volle Lage die Explosion der daselbst befindlichen Pulvermagazine. Alle Vertheidigungsanstalten der Päpstlichen auf der Meeresseite wurden durch diese Explosion ruinirt, eine Bresche von beinahe 400 Meter eröffnet. Mit dem Einbruche der Nacht befanden sich bereits eine Compagnie Versaglieri, drei Compagnien der Marinebrigade und eine gute Anzahl Feldhaubitzen am Lande, die, unaufhaltsam in die Stadt eindringend, sich der festen Stellung am Dome bemächtigten. Ancona war somit in den Händen der patriotischen Italiener.

Graf Persano ist ein ebenso großherziger als tapferer Charakter. Er empfing am Bord der Adelaide den feindlichen General Lamoricière mit allen Ehren, und dieser war von dem Empfange bis zu Thränen gerührt und äußerte zum Admiral gewandt die Worte: „Die Tapfern sind stets edelmüthig!" Die Regierung berief den Grafen Persano nach dem Siege nach Turin, wo er wichtige Instructionen empfing. Zugleich wurde er zum Viceadmiral ernannt und mit dem Großkreuz des Militärordens beehrt. Als er in den Saal der Abgeordnetenkammer eintrat, begrüßte ihn die Versammlung mit stürmischem Beifall. Ein Theil des Volks der Hauptstadt versammelte sich auf den Plätzen Carignano und Castello und begleitete ihn mit Jubel von der Kammer aus nach Hause. Graf Persano begab sich sodann wieder zurück nach Neapel, um an der Spitze der Flotte die Operationen der Landarmee gegen Gaeta zu unterstützen. Durch ein heftiges und geschicktes Feuer seiner Schiffe an der Mündung des Garigliano förderte er zu Anfang November das siegreiche Vordringen der Piemontesen bis vor Gaeta, ward aber sodann durch die Einmischung einer französischen Escadre unter Admiral Le Barbier de Tinan verhindert, die Operationen der Landarmee von der See aus weiter zu unterstützen. Graf Persano ertrug die seltsame Stellung, welche ihm durch die Politik Napoleon's III. bereitet war, in Hinblick auf das Interesse Italiens und seines Königs mit männlicher Resignation. Nachdem endlich die französische Escadre ihren Abzug genommen, erklärte Persano am 20. Jan. 1861 die Blokade der Küste von Gaeta und eröffnete am 22. Jan. gegen die bourbonische Festung von seinen Schiffen aus ein heftiges Feuer, das jedoch den Stand der Dinge nicht zu ändern vermochte.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Anna Feodorowna, Großfürstin, die geschiedene Gemahlin des Großfürsten Konstantin von Rußland, des Bruders vom Kaiser Alexander I., hieß vor ihrer Vermählung Juliane Henriette Ulrike und wurde am 23. Sept. 1781 als die älteste Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg geboren. Ihre Schwester war die Prinzessin Victoria, die nachmalige Herzogin von Kent und Mutter der Königin von England; ihr Bruder ist der König Leopold von Belgien. Auch die Prinzessin Juliane schien zu höhern Geschicken berufen, als sie sich am 26. Febr. 1796 mit dem Großfürsten Konstantin vermählte. Doch bei dem harten und gewaltsamen Charakter des Gatten gestaltete sich die Ehe zu einer sehr unglücklichen. Die Großfürstin verließ ihren Gemahl und nahm ihren Wohnsitz theils in Paris, theils in der Schweiz, bis am 1. April 1820 die förmliche Scheidung erfolgte. Seitdem hatte sie sich dauernd in der Schweiz niedergelassen und bewohnte größtentheils die Villa Boissière in der Nähe von Genf, an der Straße nach Chêne und Chamouny. Sie starb auf Schloß Elfenau bei Bern am 15. Aug. 1860. Die Prinzessin war in Genf und dessen Umgebung wegen ihres Wohlthätigkeitssinnes allgemein verehrt und geachtet, und blieb bis in ihr hohes Alter ihrem deutschen Vaterlande mit lebhafter Theilnahme zugethan.

* **Benary** (Albert Agathon), verdienter Sprachforscher, starb am 4. Dec. 1860 zu Berlin. Am 17. Jan. 1807 zu Kassel geboren, studirte er zu Göttingen und Halle classische Philologie und ging dann mit seinem Bruder, dem als scharfsinnigen Exegeten und Orientalisten bekannten Professor Ferdinand B. nach Berlin, um sich dort unter Bopp mit dem Sanskrit zu beschäftigen. Die Wichtigkeit dieser Sprache für vergleichende sprachwissenschaftliche Forschungen erkennend, widmete er sich deren Studium mit großem Eifer und bestem Erfolge. Im Jahre 1831 übernahm er eine Professur am Realgymnasium zu Berlin, hielt aber daneben als Privatdocent an der Universität Vorlesungen über altclassische Schriftsteller sowie über Sanskrit. Einen Theil der Ergebnisse seiner sprachvergleichenden Untersuchungen legte er in seiner „Römischen Lautlehre" (Bd. 1, Berlin 1837) sowie in vielen kleinen Schriften und Aufsätzen in Zeitschriften nieder. B. hat sich jedoch nicht blos als Schulmann und scharfsinniger Sprachforscher in der Geschichte seiner Wissenschaft einen dauernden Ruf gesichert, sondern auch im engern

Kreise seiner Mitbürger durch die lebhafte Theilnahme, die er allen gemeinnützigen Bestrebungen widmete, ein bleibendes Andenken hinterlassen.

* **Cochrane** (Thomas), Graf von Dundonald, Marquis von Maranhão, Rear-Admiral von Großbritannien, Admiral von Chile, Brasilien und Griechenland, starb, 85 Jahre alt, zu Kensington am 31. Oct. 1860. Über sein ruhm- und wechselvolles Leben hat er selbst im „Narrative of services in the liberation of Chili, Peru and Brazil from Spanish and Portuguese domination" (London 1859) und dann in der „Autobiography of a seaman" (2 Bde., London 1860) berichtet.

* **Dalhousie** (James Andrew Broun-Ramsay, Marquis von), Generalgouverneur von Britisch-Indien 1848—56, verschied nach langen Leiden auf seinem Schlosse Dalhousie-Castle in Mid-Lothian am 19. Dec. 1860. Ein Mann von seltener Energie, genial in seinen Entwürfen und rücksichtslos in den Mitteln, sie auszuführen, that er in seiner achtjährigen Verwaltung Indiens mehr zur Ausbreitung der britischen Macht als irgendeiner seiner Vorgänger seit Hastings und Wellesley. In einer Denkschrift, die er im März 1856 bei Niederlegung seines Amts dem Indischen Rath überreichte, konnte er sich rühmen, daß er durch Eroberung oder friedliche Annexion dem Scepter Englands vier Königreiche, Pegu, Lahore, Nagpore und Audh, die Fürstenthümer Sattara, Jhansi und Berar und mehrere kleinere Gebiete unterworfen, den Grund zu einem Eisenbahnnetze, das sich von Cap Comorin bis zum Indus erstrecken sollte, gelegt, eine 2000 Meilen lange Heerstraße von Kalkutta nach Peschawer gebaut, den Gangeskanal, den größten seiner Art in der Welt, eröffnet und eine Telegraphenlinie von 4000 Meilen durch Indien gezogen habe. In der That hatte sich kein englischer Staatsmann so sehr von den Fesseln der Bureaukratie emancipirt, den Schlendrian einer ängstlichen Routine so vollständig durchbrochen und allen Zweigen seiner Verwaltung einen so großartigen Impuls gegeben als D. Zugleich entfremdete aber seine despotische Strenge ihm die Herzen seiner Untergebenen, seine meist heilsamen und wohl überlegten, aber zu plötzlich und mit zu großer Schroffheit ins Werk gesetzten Reformen verletzten die Vorurtheile der Bevölkerung, und durch die gewaltsame Besitznahme von Audh gab er das Signal zu einem Brande, der das Gebäude der britischen Herrschaft in Indien zu verzehren drohte und der noch jetzt unter der Asche zu glimmen scheint. Da er ohne männliche Nachkommenschaft starb, so erlosch mit ihm das Marquisat D., während die schottische Grafenwürde an seinen Vetter, Fox Maule, Lord Panmure, ehemaligen Kriegsminister unter dem Ministerium Russell und Palmerston, überging.

* **Grävell** (Maximilian Karl Friedrich Wilhelm), bekannt als Schriftsteller, Mitglied des deutschen Parlaments und Reichsminister, starb am 28. Sept. 1860 zu Dresden. Er war am 28. Aug. 1781 zu Belgard in Hinterpommern geboren, studirte zu Halle Jurisprudenz und widmete sich seit 1803 der praktischen Laufbahn als preußischer Justizbeamter. Seit 1805 Assessor bei der Regierung zu Plock im damaligen Südpreußen angestellt, wurde er schon im nächsten Jahre durch den Aufstand der Polen vertrieben. G. wandte sich nach Kottbus, in dessen Nähe er ein kleines Gut besaß, und privatisirte daselbst, bis er von der sächsischen Regierung als Justizbeamter angestellt ward. Doch im Jahre 1811 trat er wieder in preußische Dienste und wirkte anfangs als Justitiar bei dem Oberlandesgericht zu Soldin, später als Rath bei dem Militärgouvernement in Stargard. An dem Befreiungskriege von 1813 betheiligte er sich zuerst in der pommernschen Landwehr, dann im bergischen Truppencorps als Brigadeadjutant. Mit einer ungewöhnlichen Arbeitskraft begabt, fand er mitten unter dem Geräusch des Feldlagers Muße zur Ausarbeitung des ersten Bandes von seinem „Commentar zu den Creditgesetzen des preußischen Staats" (4 Bde., Berlin 1813—20); desgleichen verfaßte er damals das Buch „Der Mensch" (Berlin 1815), das noch 1839 eine vierte Auflage erlebte und unstreitig die bekannteste seiner zahlreichen Schriften ist. Nach dem Frieden kehrte G. zu seinem frühern Berufe zurück und ward 1816 als Justitiar bei der Regierung zu Merseburg angestellt. Doch bald verwickelte er sich in mancherlei amtliche und persönliche Streitigkeiten, welche seine Suspension herbeiführten. Er lebte sodann theils zu Merseburg, theils auf seinem Gute in der Niederlausitz. Die Generalverwaltung der Standesherrschaft Muskau sowie zweier anderer Herrschaften, die er übernommen hatte, bot ihm die Veranlassung zu verschiedenen Processen mit den Behörden, wodurch er sich die Ungunst des Ministers von Kamptz zuzog. Als ihm 1834 der Antrag gestellt wurde, wiederum in den Staatsdienst zu treten, wählte er eine feste Anstellung beim Obertribunal, die jedoch der Minister von Kamptz zu hintertreiben wußte. G. nahm deshalb seinen Abschied. Über diese und andere Streitigkeiten, in die er während seines Geschäftslebens verflochten war, berichtete er selbst in der „Geschichte meines Rücktritts aus dem Staatsdienst" (2 Bde., Jena 1837), welches Buch manche interessante Blicke in die geheime Geschichte der damaligen preußischen Bureaukratie thun läßt. Die folgende Zeit verweilte G. erst in Lübben, dann nach dem Tode seiner Gattin in Frankfurt a. O. Damals beschäftigte er sich eifrig mit religiösen Dingen und erklärte sich auch für die Lichtfreunde. Im Jahre 1848 wurde er zu Frankfurt a. O. als Abgeordneter zur deutschen Nationalversammlung gewählt. Durch seine schroffen, im ganzen der Volkspartei feindlichen Ansichten, die er in der Paulskirche geltend machte, zog er sich mancherlei Anfechtungen zu, und in der Sitzung vom 24. Sept. verursachte sein Auftreten einen förmlichen Sturm. Dabei belästigte er die Versammlung durch Pedanterei, juristischen Formalismus und unermüdliches Vorbringen von Anträgen und Amendements. Es erregte daher nicht nur in der Nationalversammlung, sondern überall in Deutschland den allgemeinsten Unwillen, als der Reichsverweser im Mai 1849, nach Gagern's Rücktritt, G. mit der Bildung eines neuen Reichsministeriums beauftragte. G. hatte kurz vorher die Schrift „Mein Glaubensbekenntniß, angehend den politischen Zustand Deutschlands" (Frankfurt a. M. 1849) veröffentlicht, in welcher er die Regierungen zur Vereinbarung ermahnte, und übernahm nun in dem neuen Ministerium das Portefeuille des Innern und das Präsidium im Ministerrathe. Sein Eintritt in diese Ämter war ein Hohn gegen die Nationalversammlung wie gegen das deutsche Volk, seine Wirksamkeit nur dem österreichischen Interesse zugewandt. Nach dem Rücktritt des Erzherzogs Johann verließ auch G. den öffentlichen Schauplatz. Er wandte sich zunächst wieder nach Frankfurt a. O., hatte aber hier

aufs neue Streitigkeiten und Processe zu bestehen, sodaß er endlich nach Dresden übersiedelte, wo ihn der Tod ereilte. G. gebührt übrigens das Verdienst, durch seine juristischen Schriften die wissenschaftliche Bearbeitung des preußischen Rechts begründet und in neue Bahnen gelenkt zu haben.

* **Hottinger** (Johann Jakob), einer der namhaftesten Geschichtschreiber der Schweiz, gehört einer seit Jahrhunderten berühmten Gelehrtenfamilie in Zürich an, und wurde daselbst am 18. Mai 1783 geboren. Auf den Lehranstalten seiner Vaterstadt unter Leitung seines Vaters, des als Philologen bekannten Professors und Chorherrn Johann Jakob H. (gestorben 1819) gebildet, widmete er sich wider seine Neigung der geistlichen Laufbahn, bereiste dann als Hofmeister eines reichen jungen Mannes Deutschland und setzte, obgleich bereits ordinirt, seine Studien in Leipzig fort. Nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt war er erst Lehrer an der Töchterschule, dann an der Kunstschule. Später erhielt er eine außerordentliche, 1844 aber die ordentliche Professur der Geschichte an der züricher Universität. Als Erziehungsrath, Mitglied des Großen Raths und Regierungsraths war seine Thätigkeit für die Umgestaltung des Erziehungs- und Schulwesens in Anspruch genommen. H. starb an seinem sechsundsiebzigsten Geburtstage, von seinen Mitbürgern, bei denen er in hohem Ansehen stand, allgemein betrauert. In weitern Kreisen ist er besonders durch seine historischen Werke bekannt geworden. Als Fortsetzung der „Schweizergeschichte" von Johann von Müller ließ er die „Geschichte der schweizerischen Kirchentrennung" (Bd. 1 und 2, Zürich 1825—27) erscheinen. Sonst sind noch hervorzuheben: „Huldreich Zwingli und seine Zeit" (Zürich 1841); „Vorlesung über die Geschichte des Untergangs der Eidgenossenschaft und der dreizehn Orte" (Zürich 1844); „Hans Konrad Escher von der Linth" (Zürich 1852). Mit Escher gab H. das „Archiv für schweizerische Geschichte und Landeskunde" (3 Bde., Zürich 1827—29), mit Wackernagel und Gerlach das inhaltreiche „Schweizerische Museum für historische Wissenschaften" (3 Bde., Frauenfeld 1837—39) heraus.

* **Jost** (Isaak Markus), einer der verdienstvollsten jüdischen Gelehrten Deutschlands, starb am 25. Nov. 1860 zu Frankfurt a. M. Am 22. Febr. 1793 zu Bernburg geboren, erhielt er erst in seiner Vaterstadt, dann zu Wolfenbüttel einen sehr einseitigen, fast nur auf das Hebräische beschränkten Unterricht, machte aber bald im Deutschen sowie im Griechischen und Lateinischen so rasche Fortschritte, daß er Ostern 1809 das Gymnasium beziehen konnte, wo ihm seine besondern Anlagen für Sprachen sehr zu statten kamen. Nachdem er sich hierauf seit 1813 erst zu Göttingen, dann zu Berlin philologischen Studien gewidmet, übernahm er 1816 die Leitung einer Schule in Berlin, der er bis 1835 vorstand. In letztgenanntem Jahre folgte er einem Rufe als Oberlehrer an die jüdische Realschule nach Frankfurt a. M., wo er bis zu seinem Tode ununterbrochen wirkte. J.'s literarischer Ruf gründet sich auf seine Arbeiten über die Geschichte des jüdischen Volks. Vor allem ist zu nennen seine „Geschichte der Israeliten" (9 Bde., Berlin 1820—29), welcher sich die „Neuere Geschichte der Israeliten von 1815—45" (3 Thle., Berlin 1846—47) als zehnter Band anschließt. Sodann folgten die „Allgemeine Geschichte des jüdischen Volks" (2 Bde., Berlin 1831—32) und die „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten" (3 Abthl., Leipzig 1857—59). Beachtung verdient auch seine Übersetzung der „Mischna" mit Text und Commentar (6 Bde., Berlin 1832—34). Außer zahlreichen Beiträgen zu Zeitschriften und andern kleinern Schriften, welche meist die seine Glaubensgenossen betreffenden Tagesfragen behandeln, veröffentlichte J. auch mehrere Bücher für die Zwecke des Unterrichts, namentlich in den neuern Sprachen, welche die verdiente Anerkennung gefunden haben.

* **Jürgens** (Karl Heinrich), deutscher Geschichtschreiber und Publicist, starb am 2. Dec. 1860 zu Wiesbaden. Am 3. Mai 1801 zu Braunschweig geboren, widmete er sich zu Göttingen theologischen Studien und wurde 1824 Pastor zu Amelunrborn. Im Jahre 1834 als Prediger nach Stadtoldendorf versetzt, entwickelte er neben seinen Berufsgeschäften eine lebhafte journalistische Thätigkeit, welche namentlich gegen das bestehende Kirchenregiment gerichtet war und ihm mancherlei Anfeindungen zuzog. Dabei widmete er sich in sehr eingehender und umfassender Weise historischen Studien, als deren erste bedeutendere Frucht das Werk: „Luther von seiner Geburt bis zum Ablaßstreite" (3 Bde., Leipzig 1846—47) erschien. Obgleich kritisch wie politisch von sehr gemäßigten Ansichten, ward er doch wegen einer Adresse, an welcher er sich als Stadtverordneter seines Wohnorts betheiligt, in Untersuchung gezogen, die jedoch infolge der Ereignisse von 1848 nicht weiter geführt wurde. Die politische Bewegung dieses Jahres führte ihn nacheinander in das Vorparlament, den Funfzigerausschuß und die Nationalversammlung in Frankfurt, wo er von Anfang an regen Antheil am Gange der Dinge nahm. Er gehörte anfangs zur Gagern'schen, später aber zur großdeutschen Partei. Im Sommer 1849 kehrte J. zwar auf seine Pfarrei nach Stadtoldendorf zurück, gab dieselbe aber schon im Februar 1851 auf und siedelte nach Hannover über, um die Redaction der „Hannoverschen Zeitung" zu übernehmen. Der Eintritt des Ministeriums Scheele bewog ihn, sich von der Zeitung zurückzuziehen, deren Redaction er im Februar 1852 niederlegte. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er theils auf Reisen, theils abwechselnd in der Schweiz, in Frankfurt und Wiesbaden. Außer einigen politischen Flugschriften und den „Flugblättern aus der deutschen Nationalversammlung", die er von 1848 bis Mitte Januar 1849 mit Bernhardi herausgab, veröffentlichte J. noch: „Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerks" (2 Bde., Braunschweig 1850—56); „Studien zur deutschen Geschichte und Politik" (Bremen 1856); „Deutschland im französisch-sardinischen Kriege, vom Pariser Congreß 1856 bis zum Frieden von Villafranca 1859" (Basel 1860). In diesen Schriften vertrat J. in der einseitigsten Weise das österreichische Interesse, während er die preußisch-deutschen Bestrebungen aufs heftigste anfeindete.

Martynow (Alexander), der volksthümlichste russische Schauspieler, wurde 1814 in Petersburg geboren. Sein Vater war Haushofmeister der Generalin Suchozanet, durch deren Vermittelung der junge M. in der kaiserlichen Theaterschule untergebracht wurde, wo er sich unter der Leitung des Balletmeisters Didelot zum Tänzer ausbilden sollte. Sein entschiedenes Talent für das hochkomische Fach zog indeß die Aufmerksamkeit des Generalintendanten Gedeonow auf sich, der ihm den berühmten Schau-

spieler Karatygin zum Lehrer gab. Schon im Jahre 1832 konnte er zum ersten mal in einem aus dem Französischen übersetzten Vaudeville auftreten, spielte jedoch anfangs nur untergeordnete Rollen und erwarb sich nur allmählich die Gunst des Publikums. Der Scharfblick Bjelinsky's erkannte zuerst in ihm den bedeutenden Künstler, und den Kritiken dieses geistvollen Mannes verdankte M. hauptsächlich seinen Ruf und die beispiellose Popularität, deren er sich später in Rußland erfreute. Er glänzte vorzugsweise in der Darstellung originell russischer Charaktere, in Gribojedow's „Gore ot uma" und Gogol's „Revisor", und in den Lustspielen Ostrowsky's, Turgenjew's, Potjechin's und Tschernyschew's, die ihre Aufgabe mehr in der Schilderung nackter, ungeschminkter Wirklichkeit als in poetischen Gebilden suchen. Wie für sie, war auch für M. das Reich des Ideals eine fremde Welt, und daher waren auch in den Meisterwerken des Auslandes, in Shakspeare'schen und Schiller'schen Stücken seine Leistungen weit schwächer als in den von derbem Realismus strotzenden Sittengemälden seiner vaterländischen Dramatiker. Die Thätigkeit M.'s als Schauspieler war außerordentlich; im Winter erschien er fast allabendlich auf den Bretern des Alexandrinentheaters in Petersburg, während er im Sommer Kunstreisen in den russischen Provinzen bis nach Kasan und Odessa unternahm. Zur Herstellung seiner erschütterten Gesundheit machte er 1859 einen Ausflug nach Frankreich und Italien und kehrte anscheinend gestärkt in seine Heimat zurück, erkrankte aber plötzlich an einem Lungenübel in Charkow und starb dort 16. (28.) Aug. 1860. Seine Leiche ward nach Petersburg gebracht und daselbst mit großer Feierlichkeit in dem Friedhofe des Smolnoiklosters bestattet.

***Minutoli** (Julius, Freiherr von), preußischer Ministerresident am persischen Hofe, geboren 1805 zu Berlin, war der Sohn des 1846 verstorbenen Generals Menu von M. und der mittelste von drei Brüdern, die sich durch ungewöhnliche Fähigkeiten ausgezeichnet haben. Er studirte zu Berlin und Heidelberg die Rechts- und Kameralwissenschaften und trat 1830 als Assessor bei der Regierung zu Koblenz in den Staatsdienst. Im Jahre 1832 ging er als Regierungsrath nach Posen, und 1839 wurde er Polizeipräsident dieser Stadt, zu einer Zeit, wo infolge der Streitigkeiten des Erzbischofs mit der Regierung unter der polnischen Bevölkerung große Aufregung herrschte. M. wußte sich des sehr mislichen Auftrags, den Erzbischof Dunin festzunehmen und nach der Festung Koblenz zu bringen, mit Takt und Gewandtheit zu entledigen. In nicht geringerm Maße zeigte er diese Eigenschaften, verbunden mit großer Humanität, bei den polnischen Unruhen im Jahre 1846. Der Scharfblick sowie die Energie und Geistesgegenwart, die er in der schwierigen Situation entwickelte, machten ihn insbesondere bei den deutschen Bewohnern der Provinz geachtet und beliebt. Bald darauf erfolgte seine Berufung nach Berlin, wo er ebenfalls in die Stellung eines Polizeipräsidenten eintrat. Sein Verhalten gegenüber der Bewegung des Jahres 1848 ist nicht recht aufgeklärt. Doch besteht kein Zweifel, daß er, unbeschadet seiner Amtstreue, an den neuen politischen Ideen ein lebhafteres Interesse nahm, als man sonst in den Reihen der preußischen Bureaukratie zu finden pflegte. M. mußte bald das Unhaltbare seiner Stellung fühlen, und er zog sich daher schon im Sommer 1848 in das Privatleben zurück, um sich ganz seinen wissenschaftlichen, namentlich historischen und staatswissenschaftlichen Studien zu widmen. Im März 1851 ward ihm ein anderes Gebiet für seine Thätigkeit eröffnet, indem er von der preußischen Regierung zum Generalconsul für Spanien und Portugal ernannt wurde. In dieser Stellung hat er viel zum Vortheil des deutschen Handels gewirkt und den preußischen Namen auf der Pyrenäischen Halbinsel zu Ansehen gebracht. Nach seiner Rückkehr aus Madrid, gegen Ende 1859, trat er an die Spitze der Gesandtschaft, welche die preußische Regierung nach Persien abgehen ließ, und am 10. Mai 1860 begann er am Hofe zu Teheran seine Function als preußischer Ministerresident. Doch schon am 5. Nov. desselben Jahres ereilte ihn der Tod in der Nähe von Schiras infolge eines Choleraanfalls, auf einer Reise, die er in dem schönen, alten, sagenreichen Lande von der Residenz des Schah aus über Hamadan und Ispahan nach dem Süden unternommen hatte. Kurze Zeit vorher hatte er in Begleitung des bekannten Ägyptiologen Brugsch, welcher der Gesandtschaft als Legationssecretär beigegeben worden, und dreier englischer Missionare den altberühmten Demawend, einen majestätischen, 19—20000 Fuß hohen Vulkankegel im Nordosten der persischen Hauptstadt, unter großen Beschwerlichkeiten erstiegen. M. war ein Mann von gründlicher Bildung, ausgebreiteten Kenntnissen und mannichfachen literarischen Interessen, wie er sich denn auch als Schriftsteller mehrfach und mit glücklichstem Erfolge versucht hat. Zuerst trat er mit einer Schrift „Über das Römische Recht auf dem linken Rheinufer" (Berlin 1831) an die Öffentlichkeit. Dieser Arbeit folgte unter anderm die Abhandlung „Über das Straf- und Besserungssystem Europas" (Berlin 1843). Als Früchte seiner historischen Studien, denen er während der Zeit seiner Zurückgezogenheit aus dem Staatsdienste oblag, erschienen die umfangreichern Werke „Friedrich I., Kurfürst von Brandenburg" (Berlin 1850) und „Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht Achilles" (Berlin 1850), denen kleinere Schriften wie „Die Mark Brandenburg, Berlin und Cöln im Jahre 1451" (Berlin 1851) und „Die weiße Frau; geschichtliche Prüfung der Sage" (Berlin 1850) folgten. Von Wichtigkeit für die Kunde der geographischen Verhältnisse wie der Zustände des öffentlichen Lebens auf der von ihm vielfach durchwanderten Pyrenäischen Halbinsel sind seine spätern literarischen Arbeiten. Dahin gehört vor allem „Spanien und seine fortschreitende Entwickelung" (Berlin 1852), dann „Altes und Neues aus Spanien" (2 Bde., Berlin 1854); „Die Canarischen Inseln, ihre Vergangenheit und Zukunft" (Berlin 1854); „Portugal und seine Colonien im Jahre 1854" (2 Bde., Stuttgart 1855).

***Örsted** (Anders Sandöe), einer der ausgezeichnetsten dänischen Juristen, Bruder des berühmten Naturforschers, starb am 1. Mai 1860 zu Kopenhagen. Am 21. Dec 1778 zu Rudkjöbing auf Langeland geboren, bekleidete er seit 1801 verschiedene juristische Staatsämter und war erster Deputirter der dänischen Kanzlei und Generalprocurator, als er 1841 zum Minister berufen wurde. In dieser hohen Stellung, in welcher er auf mehrere der wichtigsten Staatsangelegenheiten einen bedeutenden Einfluß übte, blieb er bis zum März 1848, worauf er mit Bang und dem Grafen Moltke zum Mitgliede der Commission für die Entwerfung des Verfassungsgesetzes ernannt wurde. Am 21. April 1853 erwählte

ihn der König zum Minister des Innern, des Cultus und öffentlichen Unterrichts, sowie zum Premierminister für das Königreich Dänemark, welche Stellung er jedoch am 12. Dec. 1854 an Bang überlassen mußte. Ö. war einer der bedeutendsten und verdienstvollsten dänischen Rechtsgelehrten, dem nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Gesetzgebung vieles zu danken hat. Die Grundlage für das Studium der vaterländischen Rechtskunde in Dänemark und Norwegen bildet sein „Haandbog over den danske og norske Lovkyndighed" (6 Bde., Kopenhagen 1822—35). Außer einer großen Anzahl anderer civilistischer, rechtsphilosophischer und staatsrechtlicher Schriften, zu denen er in seinen arbeitsvollen Ämtern noch Muße fand, war er Herausgeber und Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, und als Generalprocurator viele Jahre hindurch Redacteur aller wichtigen Gesetze und Verordnungen. Als ein Anhänger des dänischen Gesammtstaats veröffentlichte er die Flugschrift: „For den danske Stats Opretholdelse i dens Heelhed" (Kopenhagen 1854). Noch bei seinem Leben hatte Ö. die Herausgabe seiner Memoiren: „Af mit Livs og min Tids Historie" (Bd. 1 und 2, Kopenhagen 1851—52), begonnen.

* **Paul** (Wilhelm Friedrich), Herzog von Würtemberg, geboren am 25. Juni 1797 zu Karlsruhe in Schlesien, war der zweite Sohn des 1822 verstorbenen Herzogs Eugen, aus dessen dritter Ehe mit Herzogin Luise, geborener Prinzessin von Stolberg-Gedern. Seine Jugenderziehung erfolgte am Hofe zu Stuttgart unter Aufsicht seines Oheims, des Königs Friedrich I., der für die wissenschaftliche Ausbildung des lebendigen und begabten Neffen die vorzüglichsten Lehrer der Hauptstadt heranzog. Durch den damaligen Professor der Naturgeschichte am stuttgarter Gymnasium Albrecht Benjamin Lebret, der sich in der Schule von Cuvier, Jussieu, Gay-Lussac gebildet hatte, für die Naturwissenschaften gewonnen und das ernstere Studium der sichtbaren Schöpfung begeistert, konnte dem strebsamen Prinzen die ihm durch seinen Stand eröffnete Laufbahn, die er sehr früh, im Mai 1806, als Hauptmann à la suite in der Garde seines königlichen Oheims, betrat, nicht auf die Dauer fesseln. Schon am 20. Mai 1817 verließ er den activen Dienst im würtembergischen Heer, um ganz seinen Neigungen, namentlich auch seiner Reiselust, zu leben.

Nachdem er mancherlei Reisen durch europäische Länder und Meere gemacht, trieb es ihn über den Ocean nach Nordamerika, wo er sich 1822—24 besonders der Durchforschung der Flußgebiete des Mississippi und Missouri, sowie Cubas, der Perle der Antillen, widmete. Die Eindrücke, welche das geheimnißvolle Naturleben in den Urwäldern und Prairien, die Wasserwüsten des Oceans, die mannichfaltige Pracht der tropischen Fauna und Flora in ihm hinterlassen, hat er später unter Benutzung der von ihm geführten Tagebücher in anziehender Weise in seiner „Ersten Reise nach dem nördlichen Amerika in den Jahren 1822—24" (Stuttgart 1835) geschildert. Seine reichen naturhistorischen, namentlich zoologischen Sammlungen, die er von seinen Wanderungen mitgebracht hatte, wurden in den weiten Sälen des Schlosses Mergentheim, der ehemaligen Residenz der Hoch- und Deutschmeister, aufgestellt, welches ihm bei seiner Vermählung am 17. April 1827 mit der Prinzessin Sophie von Thurn und Taxis (geboren am 4. März 1800) überwiesen worden war. Obgleich ihm am 3. Sept. 1828 ein Sohn, der Herzog Maximilian, geboren ward, so zog es ihn doch schon 1829 wieder nach den Bergen, Strömen und Urwäldern Amerikas. Auf dieser zweiten Reise, die von 1829—32 währte, war es vorzugsweise das alte Aztekenreich mit seinen Denkmälern zweier untergegangener Civilisationen, seinen Naturwundern und reichen Producten, dessen Durchwanderung er sich zum Ziele setzte. Besondere Aufmerksamkeit wandte er auch den damals noch minder erforschten nördlichen Provinzen des mexicanischen Freistaats, den angrenzenden Gebieten der Union, sowie mehreren Küsten und Inseln des Golfs von Mexico zu.

Nach seiner Rückkehr in die Heimat begann Herzog P. mit emsiger Thätigkeit die wissenschaftliche Bewältigung und Ordnung der heimgebrachten Schätze, an Tagebüchern und Beobachtungen wie an Naturalien aller Art. Doch wurde diese Beschäftigung mehrfach durch seine Theilnahme an den Verhandlungen des würtembergischen Landtags als Mitglied der Ersten Kammer sowie durch mancherlei kleinere, zum Theil dem Studium auswärtiger wissenschaftlicher Sammlungen gewidmete Reisen und Ausflüge unterbrochen. Nach einer andern Seite hin ward seine Thätigkeit getheilt durch den in größerm Maßstab betriebenen Weinbau in den besten Lagen des mergentheimer Geländes, sowie durch die Cultur exotischer Pflanzen in den großen Gärten seines Schlosses. Als 1839 der damalige Vicekönig Mehemed-Ali von Ägypten eine größere Expedition zur Erforschung des obern Nil anordnete, faßte Herzog P. rasch den Entschluß, sich derselben anzuschließen. Er reiste im September 1839 ab und traf bereits im August 1840 wieder in Deutschland ein. Nur dadurch, daß Mehemed-Ali alles aufgeboten hatte, um die Reise zu beschleunigen und dem Reisenden alle Bequemlichkeiten zu verschaffen, war es dem Prinzen möglich geworden, in dieser kurzen Zeit nicht nur Ägypten, sondern auch Nubien und das Fazogl für seine Zwecke zu durchforschen.

Nachdem er hierauf mehrere Jahre wiederum seinen wissenschaftlichen Arbeiten obgelegen und auch verschiedene kleinere Reisen nach Algerien, England, Frankreich, Österreich gemacht, schritt er, durch die politischen Bewegungen des Jahres 1848 unangenehm berührt, im Frühjahr 1849 zu einer dritten transatlantischen Reise, die bis zum Spätjahr 1856 währte. Er segelte, nur von einem Präparator begleitet, am 13. April 1849 von Bremen nach Neuorleans ab, durchwanderte unter Gefahren und Entbehrungen aller Art Texas, den ganzen Westen der Vereinigten Staaten diesseit und jenseit der Felsengebirge, das nördliche Mexico, die Landenge von Panama, besuchte von Bahia und Rio-de-Janeiro aus das Innere Brasiliens, dann Uruguay, und ging endlich durch die Magellanstraße nach Chile, Bolivia, Peru und Ecuador, worauf er über den Isthmus nach den südlichen Küsten der Vereinigten Staaten zurückkehrte. Nachdem er noch Canada sowie 1855 das Oregongebiet und Florida bereist, wandte sich der Herzog 1856 nach Europa zurück, um über die seit 1849 in Bremen bis ins Unglaubliche angehäuften Sendungen von Naturalien u. s. w. zu verfügen. Doch schon gegen Ende des Jahres 1857, dessen erste Hälfte er theils in Bremen, theils zu Karlsruhe in Schlesien mit wissenschaftlichen Arbeiten zugebracht hatte, eilte er von Havre aus wieder über den Atlantischen Ocean, machte auf einige Zeit Neu-

orleans zum Mittelpunkte seiner Forschungen in den Ländern am untern Mississippi, und trat dann eine Seefahrt über den Großen Ocean nach Australien an, dessen Durchforschung er mehrere Monate widmete. Den Rückweg in das Vaterland nahm er über Ceylon, Ägypten, Triest und Wien. Nach seiner Ankunft in der Heimat, im Januar 1859, begann er sofort wieder seine frühern wissenschaftlichen Arbeiten. Die Sorge für seine Sammlungen führte ihn öfter von Karlsruhe in Schlesien, wo er nach dem Tode des Bruders seinen Wohnsitz genommen, nach Mergentheim, wo ihn auch am 25. Nov. 1860 nach kurzem Krankenlager der Tod überraschte.

Herzog P. war ein ungewöhnlicher, hochbegabter Mann, der die Erforschung der Natur zu seinem Lebensberuf gemacht hatte. Ist es ihm auch bei seiner Rastlosigkeit und seinem Reisetriebe nicht möglich gewesen, die Früchte seiner Forschungen wohlgeordnet und ausgearbeitet durch den Druck mitzutheilen, so hat er doch die reichhaltigsten schriftlichen Materialien hinterlassen, die seinem Willen gemäß veröffentlicht werden sollen. Seine Sammlung zu Mergentheim steht nach Umfang und Inhalt nur wenigen der größten öffentlichen Cabinete nach, übertrifft die meisten und ist wol die größte Privatsammlung, die gegenwärtig besteht. Den Glanzpunkt derselben bildet unstreitig die ornithologische Abtheilung. Einzelne Berichte über seine Reisen finden sich im „Ausland" sowie in den Beilagen der augsburger „Allgemeinen Zeitung".

* **Rellstab** (Ludwig), deutscher Romanschriftsteller, Theaterdichter und Journalist, starb in der Nacht vom 27. auf den 28. Nov. 1860. Am 13. April 1799 zu Berlin geboren, sollte er sich auf den Wunsch seines Vaters, eines Buchhändlers, der Musik widmen, verließ aber nach dessen Tode das Gymnasium und trat als Artillerist in den preußischen Militärdienst. Zum Offizier befördert, wurde er gleichzeitig als Lehrer der Mathematik und Geschichte an der Brigadeschule angestellt. Doch vermochte ihn die militärische Laufbahn nicht auf die Dauer zu fesseln. Von Jugend auf poetischen und künstlerischen Neigungen, insbesondere einer großen Vorliebe für Musik hingegeben, verließ er 1821 den Militärdienst, um sich ausschließlich der Literatur und den schönen Künsten zu widmen. Nachdem er in Frankfurt a. O., Dresden, Heidelberg und Bonn gelebt, kehrte er 1823 nach Berlin, seiner Geburtsstadt, zurück, wo er sich auf die Dauer seinen Wirkungskreis schuf. R. trat zunächst als Tagesschriftsteller auf, und die Keckheit seiner Angriffe, zugleich aber auch der Ernst der Gesinnung, der aus seinen Aufsätzen hervorleuchtete, erwarb ihm bald ein großes Publikum und machte ihn zu einem der einflußreichsten Stimmführer der damaligen berliner Presse. Nicht wenig zur Förderung seines Rufs trug seine „Henriette, die schöne Sängerin" (Leipzig 1827) bei, eine satirische Tagesgeschichte, welche das Gericht für ein Pasquill erkannte, und die ihm deshalb eine mehrmonatliche Gefängnißstrafe zuzog. Im Jahre 1826 trat R. in die Redaction der „Voß'schen Zeitung" ein, der er von da an bis an seinen Tod, also mehr als 34 Jahre hindurch, ununterbrochen angehört hat. Als Journalist entwickelte er seitdem einen beispiellosen Fleiß und eine wunderbare Ausdauer. Wenn seine kritischen Erörterungen auch den Ansprüchen der Gegenwart nicht mehr in allen Stücken genügen mochten, so waren doch seine Urtheile lange Zeit hindurch, besonders in Betreff musikalischer Gegenstände, für einen großen Theil namentlich des berliner Publikums maßgebend. Außer seinen Artikeln für die „Voß'sche Zeitung" hat R. auch noch manche gediegene und eingreifende Aufsätze für andere Blätter geliefert, die aber meist ohne seinen Namen an das Licht traten. Einen bleibenden Ruf hat er sich in den Annalen der deutschen Literatur als Romanschriftsteller gesichert. Außer „Algier und Paris" (3 Bde., Berlin 1830; zweite Auflage, 2 Bde., Leipzig 1846) sind als seine beiden Hauptwerke die Romane „1812" (4 Bde., Leipzig 1834; fünfte Auflage, 1860) und „Drei Jahre von dreißigen" (5 Bde., zweite Auflage, 1858) zu nennen, von denen der erstere den allgemeinen Beifall, mit dem er gleich bei seinem Erscheinen aufgenommen wurde, bis auf die Gegenwart sich bewahrt hat, während der zweite sich ebenfalls in der Lesewelt Deutschlands und des Auslandes einzubürgern verspricht. Gleichzeitig mit letzterm Werke entstanden die „Fruchtstücke" (2 Bde., Berlin 1860), eine Sammlung von sieben kleinern Erzählungen und Novellen. Weniger glücklich war R. in seinen dramatischen Versuchen, obschon sein Schauspiel „Eugen Aram", zu welchem er seinen Stoff aus dem gleichnamigen Romane Bulwer's entlehnte, sich längere Zeit auf dem Repertoire behauptete. Auch zahlreiche Operntexte, wie z. B. zu Meyerbeer's „Feldlager in Schlesien", wurden von R. verfaßt. Alle diese genannten Arbeiten nebst zahlreichen andern aus den Fächern der Novellistik, Reiseschilderung, der dramatischen und lyrischen Dichtung wie der musikalischen Kritik stellte er in seinen „Gesammelten Schriften" (12 Bde., Leipzig 1843—44) zusammen, denen sich eine „Neue Folge" (8 Bde., Leipzig 1846—48) und „Garten und Wald. Novellen und vermischte Schriften" (4 Bde., Leipzig 1854) anschlossen. Eine neue wohlfeile Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" (Leipzig 1860—61) umfaßt 24 Bände. Noch vor seinem Tode begann R. die Veröffentlichung seiner Selbstbiographie („Aus meinem Leben", Bd. 1 und 2, Berlin 1860), die manchen schätzbaren Beitrag zur Charakteristik der bedeutendsten Schriftsteller und Künstler aus dem zweiten Viertel unsers Jahrhunderts bietet und in ihrem Verfasser dieselbe liebenswürdige und ehrenhafte Persönlichkeit wiedererkennen läßt, die ihm während seines langjährigen Wirkens allgemeine Achtung bewahrte.

* **Starhemberg** (Georg Adam, Fürst von), starb am 7. April 1860 zu Wien, als der letzte männliche Sproß seines Geschlechts, welches Österreich in den Grafen Ernst Rüdiger und Guido von S. zwei seiner berühmtesten Feldherren gegeben hatte. Der Fürst Georg Adam war am 1. Aug. 1785 geboren und erbte die fürstliche Würde, die dem Hause 1765 von Kaiser Joseph mit Beschränkung auf den Erstgeborenen verliehen worden, von seinem Vater, dem Fürsten Ludwig, der am 2. Sept. 1833 starb. Die Gemahlin des Fürsten Georg Adam, mit der er seit dem 23. Mai 1842 in kinderloser Ehe lebte, ist Aloysie, Tochter des Fürsten Karl von Auersperg, geboren am 17. April 1812.

Das österreichische Concordat
und die Conventionen von Würtemberg und Baden.

Nachdem die Herrschaft der mittelalterlichen Kirche unter Papst Innocenz III. ihren Höhepunkt erreicht und, vom Nimbus jenes kräftigen Monarchen umstrahlt, fast noch um ein Jahrhundert dessen Regierung überdauert hatte, macht sich ein Umschwung der Dinge zunächst in der Ausbildung des Episkopalsystems bemerkbar. Die Kirchenversammlungen zu Pisa, Konstanz und Basel (1431) versetzten durch die Entwickelung der Idee national selbständiger Kirchen der Allgewalt der Curie einen so harten Schlag, daß sie es für geboten erachtete, durch die Concordate des 15. Jahrhunderts die geschwächte Autorität wiederzuerringen.

Wenn nun auch damals schon die weltliche Gewalt diese Kämpfe um die innere Gliederung der Kirche als Anstoß und Mittel betrachtete, die Bevormundung des Staats von seiten der Curie zu erleichtern, so ist doch die erste große Errungenschaft des staatlichen Lebens, als eines mit der Hierarchie nicht identischen, erst im 17. Jahrhundert zu suchen, in der Ausbildung der gallikanischen Kirchenfreiheiten, wie man die 1682 im Sinne des Episkopalsystems von der französischen Geistlichkeit unter dem Schutze Ludwig's XIV. aufgestellten vier Artikel zu nennen pflegt.

Es ist daher nicht auffallend, daß mit dem Erstarken der Regierungsgewalten und mit der Bekämpfung oder Ausrottung aller Institutionen, welche der strammen einheitlichen Leitung der zur Absolutie neigenden Landesfürsten widersprachen, auch das Papstthum an Terrain verlor. Die Regenten des 17. und 18. Jahrhunderts konnten in der Bekämpfung der widerstrebenden Gewalten diejenige nicht außer Acht lassen, welche sich mit den eminentesten Mitteln der Unumschränktheit fürstlicher Gewalt zu widersetzen vermochte. Nichts natürlicher, als daß ein einsichtsvoller thatkräftiger Herrscher wie Joseph II. aufs entschiedenste gegen die weltliche Macht der Kirche ankämpfte und, wie ein neuerer Vorkämpfer der Concordate, der Diplomat a. D., in seiner Schrift „Das österreichische Concordat und der Ritter Bunsen" grollend sich ausdrückt, „die gallikanischen Kirchenfreiheiten ins Deutsche übersetzte". Rechnen wir hinzu, in welchen traurigen Zustand Österreich damals durch Priesterherrschaft war gebracht worden, wie der Klerus die Volkserziehung in Händen hatte, die Volkswirthschaft durch ungeheuern Grundbesitz hemmte, dem Staat durch Orden und Klöster eine Unzahl arbeitsamer Hände entzog, die Wissenschaft daniederhielt, mit einem Wort, bedenken wir, welche wesentliche Schuld die damalige Priesterherrschaft an der Unentwickelung des Landes trug, so kann es bei der auf das Edle und Große gerichteten Natur des Kaisers und bei seiner rastlosen übereilenden Thätigkeit kaum befremden, daß er binnen zwei Jahren eine völlige Neugestaltung des Kirchenstaatsrechts unternahm. Er machte sich gewissermaßen zum obersten Bischof seiner Staaten, modificirte den bischöflichen Eid, unterwarf alle irgend erheblichen Verfügungen der Kirche dem Placet, stärkte die Bischofsgewalt gegenüber der Curie, verbot die Appellation nach Rom, hob die Gerichtsbarkeit der Nuntien auf, unterwarf die Seminarien seinem Aufsichtsrecht, die eximirten Orden und Klöster seinen Bischöfen, zog 700 Klöster ein, stellte einfachern Cult, deutsche Sprache her, beseitigte im Toleranzedict das strenge Staatskirchenthum und wies die Ehe vor den weltlichen Richter.

Alles dies geschah, um die Hierarchie zu brechen, die Joseph II. als die Feindin der weltlichen Macht nicht nur, sondern auch des Glaubens und der Wissenschaft, des Lichts und der Aufklärung ansah, und in diesem Sinne sind ihm die edelsten Regenten seiner Zeit gefolgt. Seine Grundsätze haben seitdem das praktische Verhältniß zur Kirche bis auf unsere Tage geregelt, und sind im Anfang unsers Jahrhunderts auch in die Gesetzgebung und die Verfassungen der deutschen Staaten übergegangen.

Wie segenbringend nun auch die Josephinischen Reformen und wie zeitgemäß sie einst waren, so unterliegt es doch keinem Zweifel, daß für die staatliche und sociale Entwickelung unserer Tage die Beibehaltung dieses Systems weder im Interesse des Staats geboten noch auch demselben zuträglich wäre. Der Bureaukratismus hat sich auch auf dem Gebiete, auf dem der Staat mit der Kirche zusammentrifft, überlebt, und die Zeit drängt darauf hin, die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche von einem andern Standpunkt aus zu ordnen. Es läßt sich

nämlich durchaus nicht verkennen, daß das Vorschreiten des Staats gegen die Curie und die Geltendmachung der Staatshoheit über die Kirche ebenso zur Übertreibung geschah, wie einst die Kirche ihr Gebiet überschritt, als sie lehrte, daß die Fürsten sich als Vasallen des Papstes zu betrachten hätten. Es war diese polizeiliche Unterwerfung der Kirche nicht dazu angethan, Conflicte zwischen beiden Mächten zu verhüten, weil die eine aus ihrer berechtigten Position verdrängt war, die sie ohne Unterlaß wiederzugewinnen strebte; und hierbei gab sie der Kirche die gefährliche Waffe in die Hand, die staatliche Bevormundung als einen Act brutaler Gewalt zu bekämpfen, während sie selbst im Heiligenschein ihres göttlichen Ursprungs als die unterdrückte Trägerin einer großen heiligen Idee zu Felde zog. Trefflich kam ihr hierbei der allgemeine Charakter der absoluten Monarchie zu statten, deren willkürliches Regiment nicht zuließ, dem Staate gleichfalls einen erhabenen Gedanken zu Grunde zu legen, und deren Eingriffe in die kirchliche Sphäre daher um so schwerer empfunden wurden, weil sie nicht als Consequenzen eines ebenso berechtigten Gedankens erschienen.

Von welchem Standpunkt aus soll aber die neue Ordnung der Dinge geschehen? Es gibt deren, wie sich zu allen Zeiten, in denen Kirche und Staat im Kampfe lagen, herausgestellt hat, naturgemäß zwei; es ist der des kanonischen und der des Staatsrechts.

Die Kirche, als die ewig Unwandelbare, geht auch jetzt darauf hinaus, ihr nie aufgegebenes theokratisches System zur Geltung zu bringen, den Staat als das Weltliche, Irdische, dem Primat, als der göttlichen Institution, zu unterwerfen oder doch vordersamst sich als souveräne Macht neben den Staat zu stellen; dieser dagegen hat, indem er die Prätensionen des Papstthums zurückweist und indem er zugleich anerkennt, daß das bisherige Verhältniß ein unhaltbares geworden sei, zu untersuchen, welchen neuen Weg er zur Aufrechthaltung der staatlichen Selbständigkeit und zum Schutz seiner Unterthanen gegen die Herrschaftsgelüste der Kirche einzuschlagen habe.

Man hat sich mit dieser Frage gleich im Anfang der Krisis, die vom Jahre 1848 datirt, beschäftigt, und die Grundzüge dieser Umgestaltung wurden im ersten deutschen Parlament nach vielfacher Erwägung in den Grundrechten vom 27. Dec. 1848 niedergelegt. Sie enthalten den Grundsatz: Die Gebiete der Kirche und des Staats sind in principieller Weise zu scheiden; auf dem der Kirche zugetheilten Terrain sei ihr die vollständigste Autonomie gegeben; mit gleichzeitigen Maßregeln ist ein Hinübergreifen in das weltliche Gebiet zu hindern. So sagt §. 16 der Grundrechte: Durch das religiöse Bekenntniß wird der Genuß der bürgerlichen oder staatsbürgerlichen Rechte weder bedingt noch beschränkt. §. 17. Jede Religionsgesellschaft ordnet und verwaltet ihre Angelegenheiten selbständig, bleibt aber den allgemeinen Staatsgesetzen unterworfen; es besteht ferner keine Staatskirche. Neue Religionsgesellschaften dürfen sich bilden; einer Anerkennung ihres Bekenntnisses durch den Staat bedarf es nicht. §. 20. Die bürgerliche Gültigkeit der Ehe ist von der Vollziehung des Civilacts abhängig; die kirchliche Trauung kann nur nach der Vollziehung des Civilacts stattfinden. Die Religionsverschiedenheit ist kein Ehehinderniß. §. 21. Die Standesbücher werden von den bürgerlichen Behörden geführt. (Deutsche Reichsverfassung vom 28. März 1849, §§. 146—152.)

Ehe wir nun untersuchen, in welcher Weise die drei neuern Concordate (man gestatte, der Kürze wegen, diesen Ausdruck) dieser Anforderung der Zeit nachgekommen sind, haben wir einen Blick zu werfen auf die Vorgänge und Verhältnisse vor 1848 und die neueste Entstehungsgeschichte unserer Verträge.

Man hatte im Beginn unsers Jahrhunderts in vielen deutschen Bundesstaaten, insbesondere in den zur heutigen Oberrheinischen Kirchenprovinz gehörigen Ländern, eine neue Regelung der kirchlichen Angelegenheiten nöthig, weil die Neubildung der Staaten zum Theil eine bunte Mischung der Confessionen im Gefolge hatte und überall die praktisch geltenden Grundsätze Joseph's II. einer gesetzlichen Form ihres Bestehens bedurften. Gleichwie nun der badische Karl Friedrich 1807 sein Religionsedict erließ, ward ein solches in Würtemberg 1803 und 1806 publicirt. Um die äußere Organisation, insonderheit die Errichtung bischöflicher Sprengel zu vereinbaren, ließ man sich hierauf in Unterhandlungen mit Rom ein; sie zerschlugen sich. Als ebenso unerreichbar zeigte sich die Idee, auf dem Wiener Congreß eine für ganz Deutschland gemeinsame Ordnung der Dinge festzustellen. Den Dank hierfür hat das deutsche Volk besonders an Baiern abzustatten. Da einigten sich 1818 die Fürsten der heutigen Oberrheinischen Kirchenprovinz zu Frankfurt und suchten von da bis zur verhängnißvollen Trennung Würtembergs 1854 gemeinsam mit Rom zu unterhandeln, beziehungsweise gegen dasselbe in die Schranken zu treten. Nach unendlichen Schwierigkeiten erließ der Papst

1821 und 1827 mit Genehmigung der verbündeten Regierungen die Circumscriptionsbullen „Provida sollersque" und „Ad dominici gregis custodiam". Da die Curie jedoch gegen den ausdrücklichen Willen der Regierungen hierin principielle Fragen in einer Weise erledigte, welche in directem Widerspruch mit den Ansichten der Regierungen standen, so ließ man in der Verkündigung der Bullen die betreffenden Artikel aus und setzte denselben eine ausdrückliche Wahrung der Majestätsrechte voran. In weiterer Folge erschien am 30. Jan. 1830 nach gemeinsamer Berathung eine in allen Staaten der Oberrheinischen Kirchenprovinz gleichlautende landesherrliche Verordnung über die Stellung der Kirche zur Staatsgewalt, Verordnungen, die man nicht mit Unrecht als die Blüte des bureaukratischen Josephinismus bezeichnet hat. Nichts natürlicher als der Protest Roms, der durch päpstliche Breven vom Juni 1830 und 1833 auch formell erfolgte. Doch war die Zeit zu Weiterm noch nicht gekommen.

Erst Mitte der dreißiger Jahre begann die Curie, resp. das Episkopat, beschwerdeführend hervorzutreten. Der Eheabschluß von Brauttheilen verschiedener Confession führte Erörterungen zwischen der Kirche und den Staatsbehörden in der Rheinprovinz und in Baden herbei; der drohende Streit wurde jedoch beigelegt. Im Jahre 1841 wurde diese Frage für Baden neu auf die Tagesordnung gebracht. Auch in Würtemberg trat der Bischof mit 18 Beschwerden in demselben Jahre vor Landstände und Regierung. Gleichzeitig suchte eine aus ultramontanem Lager abgeschickte Flugschrift (Regensburg 1841) den Streit zwischen Curie und Staat durch Erdichtung und Verdrehung der Thatsachen populär zu machen. Allein man bewegte sich trotz einzelner factischer Ausschreitungen des Episkopats auf dem bestehenden Landesrecht; in Würtemberg suchte der Bischof aus der Verfassungsurkunde, in Baden aus dem Religionsedict und der Eheordnung die Berechtigung seiner Ansprüche und die Gesetzwidrigkeit des gegenwärtigen Zustandes zu beweisen; auch noch 1845, als in Baden der Erzbischof die Verhandlungen, die sich im wesentlichen auf gemischte Ehen beschränkten, abbrach, war von einer Kampfesart wie seit 1848 nicht die Rede gewesen.

Mit dem Beginn der politischen Revolution war auch auf dem kirchlichen Gebiete der Bruch mit der Regierung unverkennbar; man verließ auch hier den Boden des Rechts und stützte sich, wie dort auf das Recht der politischen Entwickelung, so hier auf ein fremdes, ausdrücklich verworfenes Gesetzbuch, dessen Anwendbarkeit man mit unbeschreiblicher Naivetät behauptete. Schon 1847, als das ultramontane Ministerium in Baiern entlassen wurde, begann, wol nicht ohne Zusammenhang, die klerikale Agitation der niedern Stände. Im Buchhandel erschienen zugleich die social-communistischen Kanzelreden des Bischofs Ketteler von Mainz. Man hielt Missionen, Processionen, kirchliche Volksversammlungen; ein eigenthümliches Seitenstück zu den Bestrebungen und dem Treiben der Fortschritts- und Umsturzpartei. Ja am 21. März 1848, genau um die Zeit, als die Throne wankten und die Fürsten erbebten, schien dem freiburger Erzbischof der Augenblick gekommen, um mit einer Denkschrift, die in kategorischem Ton die Verwirklichung hierarchischer Anforderungen verlangte, vor die badische Regierung zu treten; es ist schwer einzusehen, wie dieses Gebaren mit der oft gerühmten Loyalität und uneigennützigen Vertheidigung der von Gott verordneten Obrigkeit sich vertrage. In ähnlicher Weise trat der Gesammtepiskopat Deutschlands im October desselben Jahres gegen die hartbedrängten Regierungen auf. Man versammelte sich zu Würzburg unter dem Präsidium des Erzbischofs von Köln und stellte die Anforderungen der Kirche zusammen, deren Gewährung den Regierungen entrissen werden sollte. Auch hier ignorirte man den Rechtszustand, den man bis dahin anerkannt hatte, und begann, als ob es sich um Normirung bisher gesetzlich gar nicht festgestellter Verhältnisse handle, eine neue Gestaltung des Kirchenstaatsrechts auszuarbeiten. Einen weitern glänzenden Beleg ihrer aufrichtigen Bestrebungen für Kräftigung und Unterstützung der Obrigkeit hat die ultramontane Partei in der deutschen Nationalversammlung abgelegt. Sie sah mit Frohlocken die liberalen Ideen über die Stellung der Kirche zum Staat in die Grundrechte aufgenommen; sie stieß somit frisch ins Horn mit den Männern des politischen Radicalismus. Als jedoch der Ultramontanismus merkte, daß das deutsche Volk nicht gewillt sei, die Kirche selbständig zu stellen, ohne den Staat zu salviren, als die Confessionslosigkeit des Staats, die Gleichberechtigung der Confessionen, die bürgerliche Ehe, die bürgerlichen Standesbeamten auch Aufnahme in den Grundrechten fanden, da wandte er sich wieder ab von den „Aufrührern und Feinden der von Gott gesetzten Obrigkeit", schlug ein Kreuz vor derartigen Verirrungen und bot seine Dienste der conservativen Partei an, die wohl geneigt schien dieselben zu honoriren. — Im Februar 1851 schon traten die oberrheinischen Bischöfe mit ihrer Denkschrift hervor.

Wesentlich bestärkt wurde die kirchliche Partei hierin durch die Vorgänge in Österreich. Die Eingaben des Bischofs von Olmütz im Anfang der politischen Bewegung des Jahres 1848 und der ihm nachfolgenden von Linz, Salzburg und Wien hatten im Juni desselben Jahres zur wiener Synode geführt und den Kaiser — der bereits die kaum verliehene Verfassung niederzutreten begann — zu den Edicten vom April 1850 vermocht, zwei Edicte, welche zwar das bisherige System im allgemeinen bestehen ließen, aber doch freien Verkehr mit Rom herstellten, das Placet beinahe beseitigten, die Aufsicht über die Lehranstalten im Sinne der Kirche regelten, Gerichtsbarkeit über die Geistlichen zugestanden und die Unterstützung kirchlicher Urtheile durch die Regierungsgewalt in Aussicht stellten.

Die Regierungen der zur Oberrheinischen Kirchenprovinz gehörenden fünf Staaten glaubten eine gemeinsame Maßregel geboten; es erschien, auf das wiederholte Drängen des Erzbischofs in seiner „gehorsamsten Vorstellung" vom 10. Febr. 1852, eine Conferenz der verbündeten Staaten in demselben und dem folgenden Jahre in Karlsruhe, deren Ergebniß die Verordnung vom 1. März 1853 war. Hierdurch wurde die Verordnung von 1830 in den wichtigsten Punkten abgeschwächt, im ganzen aber blieben die Hoheitsrechte des Staats gewahrt. Eine Eingabe vom 12. April 1853 war die Antwort, in der es wörtlich hieß: „Die Bischöfe der Erzdiöcese würden fürder nicht mehr nach den bestehenden Feststellungen handeln, vielmehr würden sie ihnen auf das entschiedenste entgegentreten; einzig nach den Normen, welche sie als Dogma und als darauf beruhendes Verfassungsrecht ihrer Kirche aufgestellt, würden sie fortan ihr Amt verwalten." Die Zurückweisung dieser offenen Kriegserklärung führte zu einer Denkschrift vom 18. Juni 1853, welche bestrebt ist, wieder das positive Recht, den Westfälischen Frieden und den Reichsdeputationshauptschluß und die Bulle aus den zwanziger Jahren zu Gunsten der offenen Auflehnung anzurufen.

Die gemeinsame Action der verbündeten Staaten ist jetzt zu Ende. Man trennte sich; in dieser kritischen Lage gewiß eine verderbliche Taktik, die Würtemberg wol nie wird vertheidigen können. Denn dies war der erste Bundesgenosse, der, nachdem eine Vereinbarung mit dem Bischof von Rottenburg 1854 gleichfalls nicht in Kraft treten konnte, den Weg der Verhandlung mit Rom beschritt.

Glücklicher, oder vielleicht ungebührlicher die Würde des Staats verleugnend, beschloß die großherzoglich hessische Regierung die Bahn der Unterhandlungen mit ihrem Landesbischof. Bereits am 23. Aug. 1854 erfolgte der Abschluß des Vertrags, in welchem der Großherzog einerseits und der Bischof von Mainz andererseits sich als gleichberechtigte Contrahenten gegenüberstehen. Die Übereinkunft wurde zwar, selbst officiell, bis zum Jahre 1860 oftmals geleugnet, allein die Zweite Kammer hat mit neun Zehnteln der Stimmen gegen die Einführung des ihr vorzulegen verweigerten Übereinkommens protestirt und den Minister Dalwigk gezwungen, das seit Jahren praktisch durchgeführte, aber der Öffentlichkeit entzogene Vertragswerk zu veröffentlichen. Ein näheres Eingehen auf dieses Actenstück liegt jedoch außerhalb unserer Aufgabe.

Indeß war auch in Österreich mehr gefordert worden. Die klerikale Partei wußte an entscheidender Stelle die Ansicht herrschend zu machen, daß zur Erziehung eines conservativen Sinnes im Volke, zur Beförderung sittlich befriedigender Zustände des socialen Lebens eine noch größere Freiheit der Kirche von nöthen sei, und daß diese Freiheit in der Herstellung des hierarchischen Systems liege. In diesem Sinne schloß man das Concordat vom 18. Aug. 1855, dem fünfundzwanzigsten Geburtstage des Kaisers Franz Joseph. Haben es doch officiöse Verfechter des Concordats nicht unterlassen zu bemerken, wie der damalige Verfall Österreichs aus der Verirrung Joseph's II. herrühre, der, der einzige österreichische Herrscher, Kirchenmacht und Staatswohl nicht für identische Begriffe gehalten habe! Freilich hat noch keiner Veranlassung gefunden, die eminente Rückwirkung jener staatskräftigenden und sittenverbessernden Priesterherrschaft ans Licht zu stellen! In und außer Österreich hat die frivole Behauptung, „das österreichische Concordat ist die österreichische Constitution" und mehr werth als eine solche, die gebührende Aufnahme gefunden, und eifrige Katholiken und warme Freunde Habsburgs haben den Abschluß des Concordats als einen Fehlgriff der unheilvollsten Art bedauert. Denn man erkannte, daß hier mit dem Worte „Freiheit" ein unverzeihlicher Hohn getrieben, daß der Vertrag vielmehr die Bedeutung habe, die Überordnung der Curie über einen mächtigen Staat anzuerkennen, weil dessen Staatsmänner in ihrer Verblendung glaubten, den Geist unsers Jahrhunderts durch Verbindung mit jener finstern mittelalterlichen Macht zu bannen, und den gerechten Forderungen unserer Zeit im Bunde mit der blinden Gehorsam gebietenden Hierarchie zu widerstehen. Um diesen Preis

schien der Staatsweisheit der heutigen Lenker Österreichs die Reverenz vor der dreifachen Krone wohl geboten; es war ihnen ein Zeugniß der Klugheit und Gerechtigkeit, „gewisse Rechte auf dem Altar niederzulegen" und „der Kirche unverjährbare Rechte zurückzugeben".

In Baden hatte nach seiner Isolirung die Regierung fortgefahren mit dem Erzbischof zu unterhandeln, aber trotz neuer Zugeständnisse erließ er am 5. Mai 1854 ein das Kirchenvermögen betreffendes Circular, welches zunächst die Versetzung des Erzbischofs in den Anklagestand und weiter den Abbruch der Verhandlungen zur Folge hatte. Man wandte sich nach Würtembergs Vorgang nach Rom, um eine Vereinbarung zu erzielen.

Es kann nun nicht in Abrede gestellt werden, daß dies der Regierung als der nächstliegende Weg erscheinen mochte, und es war nicht von vornherein ausgemacht, daß die Staatsgewalt eine Niederlage, wie sie die Convention enthält, erleiden würde. Wenn man aber trotz der Verdammung des inzwischen bekannt gewordenen österreichischen Concordats, trotz der maßlosen Forderungen, die man sofort auch in Rom erhob, dennoch nicht abstand, auf diesem Wege die kirchlichen Wirren beizulegen, so scheint es denn doch, daß außer den von weltlichen und geistlichen Würdenträgern mit Emphase genannten Motiven, deren Berechtigung nicht geleugnet werden kann — Freiheit der Kirche, Friede zwischen Kirche und Staat, Befestigung der Religiosität und der Sittlichkeit — noch andere Triebfedern beim Vertragsabschluß mitgewirkt haben. Und dem ist so. Die Concordate sollten eine Art „rettender That" werden, gegenüber einem der Reaction gefährlich wachsenden Liberalismus. Österreichs Concordat war ein Stück Politik; daß ihm an ähnlichen Pacten gelegen war, beweist die Geschäftigkeit des österreichischen Gesandten in der badischen Residenz, die Anrufung Österreichs von fanatischen Freunden der Convention vor und nach Abschluß derselben. Vor allem aber sind jeder Misdeutung unfähig die Äußerungen der österreichischen Presse und der officiösen Vertheidiger des österreichischen Concordats, deren einer behauptet: „Der Abschluß des österreichischen Concordats ist der Anfang vom Ende. Durch das Concordat hat der Kaiser von Österreich seinen Staat nicht zu einem unterwürfigen gemacht, sondern er hat die Bahn vorgezeichnet, in welche früher oder später die kleinen, mittlern und ein gewisser großer einlenken müssen. Im Concordat sprach der Kaiser, und wenn der Kaiser spricht, werden die Markgrafen wohl- oder übelwollend folgen." Österreich wollte nicht allein stehen mit seinem „Friedenswerk", sondern den Süden Deutschlands gleichsam als Mitschuldigen an sich ketten, um deren Regierungen vielleicht einzureden, um wie viel das Concordat besser als eine Verfassung sei. Es gelang ihm, seine Politik annehmbar zu machen. Doch schreiben wir auch der Gewandtheit der päpstlichen Diplomaten und der Macht der Consequenz, welche die Curie allezeit ausgezeichnet hat, einen großen Theil am Erfolge zu. Und wenn wir schließlich bemerken, die Regierungen von Würtemberg und Baden seien im Gefühl der Schwäche — hingewandt zu Österreich, abgewandt von Preußen — zur Unterzeichnung ihrer Niederlage vermocht worden, so befürchten wir um so weniger auf Widerspruch zu stoßen, als der badische Exminister Meysenbug in der Zweiten Kammer erklärte, „die Regierung Badens, eines kleinen Staats, sei nicht mächtig genug gewesen, anders als durch eine Convention die Verhältnisse zwischen Kirche und Staat zu ordnen".

So geschah denn das in Würtemberg und Baden mit Bangen Erwartete und Befürchtete. Am 8. April 1857 schloß Würtemberg seine Convention ab, und obgleich inzwischen die Verhältnisse Österreichs verwickelter, die Stellung des Papstthums gefährdeter geworden war, obgleich man hätte denken sollen, die äußerst bedenkliche Lage des Kirchenfürsten sei von der unterhandelnden Gesandtschaft auch nur bescheidentlich im Interesse des Staats ausgebeutet worden — wenn man nicht für gut fand, die Abneigung, die sich bei dem Bekanntwerden auch des würtembergischen Concordats geltend machte, in Betracht zu ziehen, und bei der Halsstarrigkeit der Curie die Beziehungen abzubrechen — trotz aller dieser für die badische Regierung günstigen Verhältnisse kam am 28. Juni 1859 auch die badische Convention, fast unter dem Donner der Schlacht bei Solferino, zur Welt.

Vergegenwärtigen wir uns nochmals den Gang der Ereignisse seit 1848, die Art des Kampfes, den die Kirche gegen das bestehende Recht führte, die Mittel, die sie dazu anwandte, die einzelnen Forderungen der Denkschriften, die Ergießungen klerikaler Blätter; erkennen wir zugleich an, daß eine Neugestaltung der kirchlichen Verhältnisse an der Zeit war; so können wir, auch ohne auf den Inhalt der Concordate zu blicken, vermuthen, daß hier ein ganz anderes Ziel erstrebt und erreicht wurde, als die Gerechtigkeit und das Interesse von Staat und Volk gebietet; wir können aus allen den einzelnen Vorgängen vermuthen und wissen, daß hier die Freiheit der Kirche zum Deckmantel gebraucht wurde, die Ungebundenheit, die Macht, die Überord-

nung der geistlichen Gewalt über den Staat zu erringen und die Ideen und Gestaltungen der mittelalterlichen Kirche neu anzubahnen und einzuführen.

Eine Analyse der drei Concordate bestätigt diese Vermuthung durchaus. Wir werden deren Sätze nebeneinander betrachten und vergleichen; wir werden nachzuweisen suchen, daß die gewissenhafte Durchführung der drei Vertragswerke, betrachtet vom staatsrechtlichen und culturhistorischen Standpunkt aus, ein nationales Unglück in eminentem Sinne wäre, und daß bei gleichzeitiger Anerkennung mehrerer Punkte als unserer Culturstufe entsprechend, doch eine vorgängige systematische Umgestaltung unserer Rechtszustände zwischen Staat und Kirche unerlaßlich ist, wenn der Staat vor den unseligsten Verwirrungen bewahrt werden will.

Da die drei Vertragswerke aus einer und derselben Idee, in derselben Zeit geflossen sind, so ist es nicht anders denkbar, als daß sie im großen Ganzen miteinander übereinstimmen; das würtembergische und badische sind in der That fast wörtlich identisch. Das österreichische dagegen steht gleichsam schon im zweiten Stadium der Entwickelung; die hierarchischen Bestrebungen treten noch nackter hervor, wenngleich in einzelnen Punkten dem katholischen Herrscher der österreichischen Lande Rechte „zugestanden" sind, die man den akatholischen Fürsten versagte, und wir werden insbesondere im zweiten Abschnitt, wenn wir die Concordate vom culturhistorischen Standpunkte beleuchten, sehen, wie das confessionelle Element im österreichischen Vertrag zur Geltung gebracht ist, während man sich den andern Contrahenten gegenüber noch gescheut hat, die äußersten Zielpunkte zu nennen.

I.

Wenden wir uns nun zur staatsrechtlichen Beleuchtung der drei Concordate.

Vom Standpunkt des modernen Staats betrachtet, bietet schon die Art der Entstehung und die äußere Form der Verträge manches Anstößige dar. Es mochte zu den Zeiten, in denen die weltliche Obrigkeit als der „Mond" neben dem „Sonnenlicht" des Kirchenfürsten am Firmament der Weltgeschichte kreiste, auch eine solche formelle Unterordnung der weltlichen Gewalt ertragen werden. So sehen wir Barbarossa dem römischen Bischof die äußersten Zeichen der Huldigung darbringen. Allein sein bekanntes „non tibi" müßte heute in dem Grade, als sich die Begriffe vom Verhältniß der weltlichen zur geistlichen Gewalt anders gestaltet haben, einen um so schroffern Ausdruck finden, und es müßte unsers Bedünkens der Staat, der gleichfalls eine göttliche Institution ist, mit dem heiligen Ziele, die Vervollkommnung der Menschheit zu erstreben, darauf bedacht sein, die Hoheit seines Wesens auch der Kirche gegenüber zu wahren. Nennen sich doch auch die Fürsten „von Gottes Gnaden", und die Lehre von den zwei Schwertern ist schon lange ad acta gelegt, obgleich der „Diplomat a. D." ihre Auferstehung predigt, wenn er sagt: „Die Kirche ist die Grundlage der den Staat erhaltenden Autorität." Man wage darum auch als eine gleichberechtigte Macht der Curie gegenüberzustehen und weise die römischen Prätensionen, wo sie sich zeigen, zurück. Von der Anwendung solcher Grundsätze bei Abschluß der Concordate vermögen wir indeß nichts zu entdecken. Fast scheint es, als ob die Repräsentanten der Staaten für sich und ihre Auftraggeber eine untergeordnete Stellung für die angemessene gehalten hätten; haben nicht sämmtliche drei Staaten sich dazu bequemt, ihre Gesandten nach Rom wandern zu lassen; hat man nicht, ohne Ausnahme, dem Vertreter der geistlichen Gewalt den Vorrang gelassen und ebenso deren Bevollmächtigte an erster Stelle gesetzt? Man halte nicht entgegen, daß dies Kleinigkeiten seien; es sind vielmehr Ausflüsse des nie aufgegebenen Anspruchs des Papstthums, über der weltlichen Obrigkeit zu stehen; auch berufe man sich nicht auf den einmal herkömmlichen Curialstil; Napoleon I. wußte in seinem Concordat von 1802 diese „unvermeidlichen" Formen im Interesse des Staatsansehens wohl zu umgehen (das Concordat wurde in Frankreich geschlossen, der Name des französischen Staatsoberhaupts steht obenan), und eine jede Regierung, die sich selbst achtet, müßte hierin Napoleon's Beispiel hoch halten.

Die materiellen Bestimmungen der Concordate sind um deswillen zurückzuweisen, weil sie die Idee von der Göttlichkeit der Kirche und ihrer Verfassung, gegenüber dem weltlichen Staat, zur Grundlage haben, ohne dem staatlichen Princip auch nur den leisesten Ausdruck zu gewähren. Die Kirche tritt, ihren Standpunkt uneingeschränkt wahrend, den des Staats mittelbar negirend, als die „in Anbetracht der Zeitverhältnisse Gewährende" hervor, und indem der Staat diese „Concessionen" annimmt, erkennt er die Nichtberechtigung seines Standpunkts an. Es ist dies um so unwürdiger und gefährlicher, als curiale Schriftsteller mit deutlichen Worten also lehren: „Was die Staaten in Concordaten angeblich zulassen, ist lediglich ein Ausdruck ihrer Pflicht; die Concessionen der Curie aber sind frei widerrufbare Privilegien, als hinfällige

Ausnahmen der auf der Anordnung Gottes und den Gesetzen der heiligen Kirche beruhenden Regel." Der Staat begibt sich aber durch Abschluß dieser Verträge auch zugleich seines Gesetzgebungs- und Verwaltungsrechts in den wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens, und macht dadurch die principielle Niederlage zugleich zu einer praktischen, indem er ganze Gebiete aus seiner Sphäre ausscheidet und einer fremden und fremdartigen Macht deren Regelung überläßt, eine Regelung, welche, als von einem dem Staat feindlichen System ausgehend, nothwendig störend in den Staatsorganismus eingreifen wird.

Die würtembergische und badische Convention beginnen in Art. 1 mit der Besetzung der Bischofsstellen, Kanonikate und Präbenden an der Domkirche; es soll das hierüber früher „vereinbarte" Verfahren gelten. Hiermit ist die Bulle „Ad dominici" und die Breven vom 21. und 28. Mai 1827, resp. für Würtemberg vom 22. März 1828 gemeint, und somit die Verordnung von 1830 ausdrücklich aufgehoben, welche außer den Vorschriften jener Actenstücke noch die Absendung eines landesherrlichen Commissars bei der Wahl vorschrieb, und deutsche Geburt, Auszeichnung in der Seelsorge, Kunde des deutschen Staatsrechts auf seiten des Candidaten verlangte, Bestimmungen, welche zumeist gerechtfertigt sind und im Grunde auch den kanonischen Grundsätzen nicht widersprechen, außer daß die Art der Feststellung ihrem Princip entgegen ist. Der Landesfürst hat nach den nunmehr geltenden Sätzen das Recht, die ihm minder genehmen Candidaten von der Liste zu streichen; aus der so bereinigten Tabelle hat sodann das Domkapitel zu wählen und die Bestätigung der Wahl vom Papste einzuholen. Man hat durch diesen Verzicht auf lange geübtes Recht mehr gegeben, als die Denkschriften verlangten. Anders in Österreich; der Kaiser vergibt nach Art. 19 und 22, ähnlich wie in Baiern und andern katholischen Ländern, alle Bischofsstellen, außer fünf; er wird jedoch bei Übung dieses „von seinen Vorgängern überkommenen Privilegiums" sich des Beiraths der Bischöfe bedienen. Die erste Domherrenstelle verleiht der Papst; die fernern besetzt wiederum der Kaiser, sofern sie nicht der freien bischöflichen Verleihung oder einem rechtmäßigen Patronat unterliegen.

Von ungleich größerer Bedeutung sind, wenigstens grundsätzlich betrachtet, die Art. 2 der würtembergischen und badischen Convention und Art. 20 des österreichischen Concordats, welche die Formel des Huldigungseides bestimmen, den die Bischöfe vor Übernahme der Leitung ihrer Diöcese zu schwören haben. Dieselbe lautet im wesentlichen: „Ich schwöre und gelobe auf Gottes heiliges Evangelium, wie es einem Bischof geziemt, Ew. . . . Gehorsam und Treue." Ob die in die ältere Fassung neu aufgenommenen Worte: „wie es einem Bischof geziemt", einen Vorbehalt ausdrücken sollen, dürfte nicht so durchaus verneint werden; denn würde man sie für bedeutungslos und unerheblich halten, so würde man wol vermieden haben, durch Änderung der ehemaligen Formel Anstoß zu erregen; auch hat einer der badischen Bevollmächtigten vor den Ständen bei der Abfassung der Convention erklärt, wie jedes Wort nach jeder Hinsicht wohl erwogen ward, und die neueste Anwendung der biblischen Worte, „man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen", scheint nahe zu legen, daß man im Vertragswerk selbst eine ausdrückliche Anerkennung dieser Art, das Wort Gottes anzuwenden, gern einregistrirt gesehen habe. Es scheint somit die Bedingtheit des Unterthaneneides gegenüber dem der Curie zu leistenden Schwur hierin ihren Ausdruck gefunden zu haben, wie ja das Kanonische Recht ausdrücklich sagt (c. 12, X, 2, 2): „Ein Eid kann nicht gehalten werden, welcher gegen die kanonischen Verordnungen ist." Ferner wird nur dem Fürsten Treue gelobt, nicht auch, für Würtemberg und Baden, der Verfassung; diese enthält denn auch in der That Bestimmungen, welche den Gesetzen Gottes nach päpstlicher Auslegung widersprechen, Unterordnung der Kirche als Corporation unter die souveräne Staatsgewalt und Gleichberechtigung der Confessionen. Man hat zwar geltend zu machen gesucht, der Eid auf die Verfassung sei überflüssig und nicht Sitte; es gibt jedoch hier bei der verhältnißmäßigen Neuheit der Verfassungen keine Sitte, und bestünde wirklich ein derartiger Usus, so wäre er eben eine „Unsitte", deren Zulässigkeit auch eine noch längere Gewohnheit nicht zu rechtfertigen vermöchte. Die neue Eidesformel ist demnach eine große Errungenschaft der Curie, eine unverantwortliche Versündigung an den Interessen und der Ehre des Staats.

Hinsichtlich des Eides der niedern Geistlichkeit ist im österreichischen und würtembergischen Concordat nichts bestimmt, auch im badischen Hauptvertrag nicht. Nur in der Instruction (päpstliche Anweisung an den Erzbischof in Freiburg, welche nach Absicht der Contrahenten gleiche Kraft wie die Convention haben soll) heißt es: „Es unterliege keinem Anstand", daß alle Geistlichen vor dem Amtsantritt dem Landesfürsten den Eid der Treue leisten, „wenn" die Formel nichts enthält, was den Gesetzen Gottes und der Kirche widerspricht. Man sage nicht, durch den Unterthaneneid, der von jedem Inländer erfordert wird, sei der Staat gesichert: es

steht ja dem Bischof frei, auch Ausländer, wenigstens provisorisch zu berufen; in diesem Falle fehlt der Regierung alle moralische Garantie auf seiten des Kirchendieners, daß er den Staatsgesetzen Gehorsam leisten werde. Selbst in der badischen Convention ist zudem die Nichtbeanstandung nur eine bedingte, indem die Kirchenbehörde zuvor entscheiden wird, ob dieser der weltlichen Gewalt zu leistende Eid nicht im Widerspruch mit den kirchlichen Satzungen stehe. Noch viel weniger dem Staate günstig ist die Frage als erledigt anzusehen, ob der niedere Kirchendiener den Eid auf die Verfassung leisten werde; nach der Fassung der Instruction, und nach dem über den bischöflichen Eid Bemerkten wird man wol vermuthen dürfen, daß derartige Anforderungen des Staats nicht zu willfähriges Entgegenkommen finden werden, besonders wenn wir uns zugleich erinnern, wie 1850 die preußischen Bischöfe ihren Klerus aufforderten, den Eid auf die Verfassung nur unter Vorbehalt der Rechte der katholischen Kirche zu leisten. Dieser Eid ist werthlos.

Der Cardinalsatz der Vereinbarungen ist je im Art. 4 enthalten, dessen Eingang in der badischen, fast wörtlich mit den andern übereinstimmend, lautet: „Zur Leitung seiner Erzdiöcese wird der Erzbischof die Freiheit haben, alles dasjenige zu üben, was demselben in Kraft seines kirchlichen Hirtenamts laut Erklärung oder Verfügung der heiligen Kirchengesetze nach der gegenwärtigen vom Heiligen Stuhl gutgeheißenen Disciplin der Kirche gebührt."

Es ist nicht mit Unrecht bemerkt worden, dieser Artikel, dessen Redaction die badische Gesandtschaft nach officieller Äußerung des badischen Ministers sieben Jahre lang beschäftigt hat, dessen einzelne Ausdrücke also wohl gewählt sind, enthalte so sehr das römische Princip, daß der Curie hiermit alles zugestanden sei. Alles Weitere ist einfache Consequenz. Der Artikel verfügt die Einführung des Kanonischen Rechts, nicht soweit etwa das weltliche Staatsrecht keine Collision bietet, sondern mit dessen stillschweigender Unterordnung. Bestände das ganze Vertragswerk nur aus diesem Satze, so hätte die Curie in der That mehr errungen als vermittelst der Concordate, wie sie uns vorliegen; sie wäre dann nicht an die einzelnen „in Anbetracht der Zeitverhältnisse" gewährten Ausnahmen gebunden. Was aber alles aus dem allgemeinen Artikel gefolgert werden kann, ist durchaus nicht identisch mit dem in den Concordaten näher aufgeführten einzelnen Punkten; darauf deuten schon untrüglich die Worte, die darauf folgen: „und insbesondere." Auch ist durch Art. 34 des österreichischen Vertrags noch sorglich festgesetzt worden: „Das übrige die kirchlichen Personen und Sachen Betreffende, wovon in diesen Artikeln keine Meldung gemacht ist, wird sämmtlich nach der Lehre der Kirche und ihrer in Kraft stehenden, vom Heiligen Stuhle gutgeheißenen Disciplin geleitet und verwaltet werden."

Außer diesem in die Augen springenden Triumph des Kanonischen Rechts über das Staatsrecht ist durch besagten Artikel dem Staat auch indirect dadurch eine empfindliche Niederlage bereitet, daß die Selbständigkeit der Bischöfe gegenüber dem päpstlichen Stuhle, somit die Nationalität der einzelnen Landeskirchen, durch die citirten Worte: „nach der gegenwärtigen vom Heiligen Stuhle gutgeheißenen Disciplin", einen schweren Schlag erlitten hat. Denn wer wollte leugnen, daß der Sieg des Papalsystems über das Episkopalsystem, d. i. die Machterweiterung der absolutesten Monarchie in der römischen Kirchenverfassung das starre Festhalten der Curie an längstbekämpften Prätensionen unterstützt und die Ausgleichung der römischen Doctrinen mit unserm Jahrhundert erschwert. Man kann zur Begründung dieser Ansicht über die Stellung beider kirchlichen Systeme zur Staatsgewalt kaum Besseres beibringen, als an Wessenberg zu erinnern, der trotz aller gegnerischen Behauptungen in dem der Convention voraufgehenden Conflict sowol als in den Tagen, da die badischen Kammern über den Vertrag debattirten, auf seiten der Regierung gestanden ist und, vom Sterbebette aus, die Vorkämpfer für die Rechte des Staats mit edeln Worten zur Ausdauer auf der betretenen Bahn ermahnt hat.

Was ist denn nun aber dieses Kanonische Recht? Schon daß die Curie sich die Befugniß vorbehält, dasselbe zu interpretiren, zeigt, daß wir es hier mit einem Gesetzbuch zu thun haben ganz anderer Art, als unsere Zeit deren verlangt, mit einem Gesetzbuch, bei dem die Auslegung von unverhältnißmäßiger Bedeutung ist. Ja selbst das Material ist nicht einmal allbekannt oder nur sicher begrenzt. Man hat dem badischen Gesandten im römischen Vatican 100 Actenbände vorgezeigt; in ihnen bestehe das Kanonische Recht; ein Chaos von Satzungen der Kirchenväter, Concilienbeschlüssen, Concordaten, päpstlichen Bullen und Breven, Gewohnheiten u. s. w., die bis dahin noch nicht geordnet, geschweige denn alle der Welt bekannt geworden sind. Man halte nicht, wie geschehen, entgegen, der Einblick in irgendein kirchenrechtliches Lehrbuch zeige das Kanonische Recht; denn die Theorie ist je nach dem Standpunkt des Verfassers eine so abweichende, daß Conflicte unvermeidlich sind, wenn nicht etwa der Staat das Kirchenrecht von

Walther und Genossen zum Gesetzbuch erheben will. Dieses weitschichtige unsichere Rechtsbuch, dessen Fortbildung durch neue Verordnungen und Gesetze jeder Art nur der Curie, weder der Regierung noch den Ständen der constitutionellen Staaten zusteht, dem hiernach jede zeitgemäße Einwirkung unsers Jahrhunderts fremd ist, soll auf ewige Zeiten die tiefgreifendsten Rechtsverhältnisse ordnen! Das heißt den Staat seinem Feind überliefern und sich selbst die Mittel der Vertheidigung rauben.

Was alles in diesem Kanonischen Recht enthalten ist, Staatsgefährliches und den Staatszustand Verwirrendes, das ist in mehreren Schriften unserer Tage erläutert worden, die einfach die hervorragendsten Stellen des „Corpus juris canonici" aneinandergereiht haben; vgl. z. B. J. S. Eichler, „Kein wohlgeordneter Staat kann die römisch-katholische Kirche frei nach ihren Gesetzen leben lassen" (Darmstadt 1854). Sie liefern zugleich den Beweis, daß, obgleich die stricte Anwendung jener Gesetze in unserer Zeit nicht behauptet werden will und kann, es doch nicht Sitte ist, römische Gesetze direct aufzuheben; daß solche also vom Standpunkt der Curie ihre rechtliche Geltung fortbehalten haben, und daß die dem päpstlichen Stuhl gewährte Interpretation eine gefährliche Einrichtung ist, längst in Vergessenheit gerathene Rechtssätze aufs neue als altes bestehendes Gesetz zu verkündigen. Denn es heißt im Kanonischen Recht ausdrücklich: „Die Gewohnheiten, welche als solche erkannt werden, die der Kirche Nachtheil bringen, müssen wir nach unserer Überzeugung zurückweisen."

Aus dem Princip des Kanonischen Rechts über die bischöfliche Gewalt sind nun mit den bedeutungsvollen Worten „und insbesondere" folgende einzelnen Consequenzen gezogen, resp. folgende Ausnahmen als widerrufliche Privilegien gestattet:

Die Besetzung der Pfründen ist ein Recht der Kirchengewalt. (Würtembergische und badische Convention, Art. 4, Nr. 1; österreichisches Concordat, Art. 25.) Bis dahin hatten die Regenten die Verleihung der Pfründen geübt. Im Anfang unsers Jahrhunderts war nämlich eine solche Menge weltlicher und geistlicher Patronate in die Hand der Regierungen übergegangen, da diese Rechte an Territorien und Grundbesitz hingen, welche der Krone Würtemberg, Baden u. s. w. zugeschieden wurden, daß sich, gegen das Kanonische Recht, die Lehre eines „landesherrlichen" Patronats bildete, wonach alle Pfründen der Besetzung durch den Staat unterliegen, sofern nicht die Ausnahme dieser Regel auf Grund besonderer Privilegien bewiesen werden konnte. Geben wir nun auch zu, daß eine nicht unbedeutende Zahl von Pfründen, welche nun kraft landesherrlichen Patronats vergeben wurde, ursprünglich einem der Krone zugefallenen Besetzungsrecht nicht unterworfen war, so ist doch nicht zu leugnen, daß der fast halbhundertjährige Besitzstand, dem die Kirche nicht widersprach, die Berechtigung des Staats merklich unterstützte; obgleich nämlich in den vierziger Jahren die Bischöfe einen Antheil an der Verleihung erstrebten, so hatten sie es, z. B. in Würtemberg, gleichwol unterlassen, das landesherrliche Patronat als solches anzugreifen. Erst seit 1848 bekämpfte die Kirche das Princip, und zwar mit solcher Heftigkeit, daß man die Entscheidung dieser Controverse als eine wahre Machtfrage zwischen den beiden Gewalten betrachten mußte. Der Staat ist unterlegen. Die Kirche hat die Anerkennung ihres Princips, daß die Verleihung ein bischöfliches Recht sei, daß das landesherrliche Patronat ein kirchenrechtliches Unding sei, und daß jedes einzelne weltliche Patronat als Ausnahme der Regel zu beweisen sei, erwirkt und sofort angewendet, indem die von den Regierungen beanspruchten Patronate von dieser nachgewiesen werden mußten. Obgleich nun gegen das Resultat als solches nichts einzuwenden ist, wenn Staat und Kirche ihre Gebiete grundsätzlich getrennt haben, indem jeder Corporation die Wahl ihrer Vorsteher und Beamten überlassen werden soll, so ist im System der Conventionen die Erledigung dieser Frage eine den Staat bedrohende und sein Ansehen gefährdende, weil nicht zu gleicher Zeit alle die Functionen von dem geistlichen Amt getrennt werden, welche der Staat bisjetzt für gut befunden hat damit zu verbinden. Solange also der Geistliche zugleich als Inspector der Volksschule, Vorstand oder Mitglied der Ortsbehörde für Armensachen, Theilhaber an der Sittenpolizei u. s. w. vom Staat belassen wird, hat die Regierung die Pflicht, das ihr unbedingt durch funfzigjährigen Besitzstand zustehende, von der Kirche vordem anerkannte Recht der Besetzung zu üben, und der Widerspruch gegen die Bestimmungen der Conventionen ist um so gerechtfertigter, als der Staat zugleich auch die Bestätigung aufgegeben hat und der Bischof nur die Namen der Bedachten einschicken wird, damit die Staatsbehörde erkläre, ob dieselben in rein weltlicher oder politischer Hinsicht ihm etwa minder genehm sind. Das österreichische Concordat gewährt, gegen seine Natur, der weltlichen Gewalt einen größern Einfluß. Art. 25 besagt, daß „aus besonderm Wohlwollen der Papst den österreichischen Kaisern die Ermächtigung verleihe, für alle Kanonikate und Pfarreien zu präsentiren, jedoch so, daß einer aus den dreien

gewählt werde, welche der Bischof nach vorausgegangener öffentlicher Bewerbung für würdiger als die übrigen erachtet". Also doch auch hier die principielle Aufhebung des Landespatronats.

Der Bischof ist, nach Verordnung der würtembergischen und badischen Convention, Art. 4, Nr. 2, und des österreichischen Concordats, Art. 4, Nr. 1, befugt, seinen Generalvicar und die außerordentlichen Mitglieder seines Ordinariats zu wählen und zu ernennen und die Landdekane zu bestätigen. Im allgemeinen läßt sich gegen diese Bestimmung nichts einwenden; nur ist wohl zu merken, daß hier, wofern nicht eine principielle Trennung der beiden Gebiete zuvor erfolgt, auf die bürgerlichen Verhältnisse leicht durch ein Richtercollegium influirt werden kann, das frei entlaßbar ist, und daß der Bischof, wenn er auch nicht zu diesem äußersten Mittel schreitet, durch Einberufung ihm willfähriger Personen in das der Zahl nach unbegrenzte Collegium allezeit im Stande sein wird, den Geist seines Ordinariats zu bestimmen. Die Bestätigung der Landdekane ist gleichfalls darauf abgesehen, das Einwirken der bürgerlichen Behörde zu modificiren, daher nur dann unbedenklich, wenn durch eine neue Organisation der mögliche Einfluß der Kirche auf das staatliche Leben beseitigt ist.

Die Einführung von Orden und Klöstern ist der Curie gestattet nach vorgängigem Einvernehmen mit der Regierung. (Badische Convention, Art. 4, Nr. 6; würtembergische Convention, Art. 4, Nr. 7; österreichisches Concordat, Art. 28, Nr. 2.) Es soll hier nur vom Verhältniß der Staatsgesetzgebung zu den Ordensregeln gesprochen werden; der Einfluß solcher Congregationen, betrachtet vom Standpunkt der Culturhistorie, werden wir im zweiten Abschnitt verfolgen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter „Einvernehmen" nach Absicht der Curie nur ein Beirath der Regierung gemeint sein kann, an welchen die Kirchengewalt nicht gebunden ist. Die Übersetzung des lateinischen Textes ist nämlich nicht bindend, sondern nur die Urschrift; dort hat man sich jedoch des Wortes consilium bedient, und da wir die sorgsame Ausdrucksweise kennen, so dürfen wir annehmen, daß die Curie absichtlich consilium und nicht etwa consensus oder conventio u. dgl. gesetzt, was sie nie unterließ (österreichisches Concordat, Art. 30 und 31), sobald sie sich gegenüber der Regierung das Recht der Genehmigung erwirkt hat. Somit steht es rein in der Hand der Kirche, Klöster und Orden zu errichten. Nicht minder in die Augen springend ist die Exemtion solcher gegen den Willen der Regierung zulässiger Verbindungen von den staatlichen Vereinsgesetzen, sofern nämlich die Bewilligung nicht ausdrücklich mit einer Wahrung derselben verbunden ist. Daß dieses bei Abschluß des Vertrags nicht geschehen, wird kaum auffallend erscheinen, da die weltliche Macht darauf verzichtet hat, überhaupt bei der Entstehung solcher Corporationen anders als beiräthlich mitzuwirken. Nicht nur in formeller Beziehung verstoßen sie gegen die bestehenden Gesetzgebungen — man erinnere sich, daß ein Verein seine Statuten vorzulegen, oder deren Bestätigung nachzuholen hat, daß die hierarchische Gliederung eines Vereins mit Gewährung einer empfindlichen Strafgewalt staatlich verboten ist, insonderheit wenn die oberste Spitze durch Unterthanen eines fremden Staats gebildet wird und die Strafen über das Gebiet der Geldstrafen hinausreichen; auch in materieller Hinsicht sind unschwer Tendenzen und Grundsätze in den Normen der Orden und Klöster nachweisbar, welche direct den Staat bedrohen — die Geschichte des Jesuitenordens ist ein Beleg hierfür — oder in einer Weise über Vermögen und Freiheit der Staatsbürger verfügen, wie dies keiner andern Corporation im entferntesten zusteht. Wenn daher auch die Regierung, um die Selbständigkeit der Kirche im vollsten Maße herzustellen, nicht grundsätzlich gegen die Zulässigkeit von Orden und Klöstern sein will, so müßte ihr doch das Recht vorbehalten sein, in wirksamerer Weise ihre Bedenken gegen etwa zu Tage tretende Übelstände im Gefolge dieser Institute geltend zu machen, als es durch den ihr gewährten Beirath geschehen kann. Es wird sich jedoch im zweiten Abschnitt ergeben, daß man allen Grund hat, die freie Gestattung der Orden und Klöster als ein nationales Unglück zu betrachten.

Die Artikel über die Gerichtsbarkeit (badische und würtembergische Convention, Art. 5; österreichisches Concordat, Art. 10 fg.), eine Folgerung aus dem Artikel über die bischöfliche Gewalt, mit den dem Staat gewährten Privilegien, enthalten so ziemlich den praktischen Schwerpunkt der drei Verträge.

Die Kirche nimmt bürgerliche und peinliche Gerichtsbarkeit in Anspruch; ihr äußerst umfangreiches System ist bis auf unsere Tage im Princip festgehalten worden.

a) Bürgerliche Gerichtsbarkeit wird beansprucht hinsichtlich Lehre, Cult, Disciplin, Sakramente, insbesondere Ehe, Gelübde, Verlöbnisse, Begräbniß, Patronatrechte, Zehnten, Parochialrechte, Beneficien und deren Verleihung, wenn es sich um kirchliches Eigenthum handelt, wenn rein bürgerliche Sachen, z. B. ein Kaufvertrag, durch Eid bekräftigt sind, bei Zwischen-

fragen bürgerlicher Art in einem kirchlichen Proceß, z. B. Alimentation oder Erbrecht im Eheproceß, bei Testamenten, wenn der weltliche Richter Justiz weigert oder verzögert; hinzukommen endlich alle Rechtsstreitigkeiten der Geistlichen und alle Processe der Armen und Waisen.

Solche eingreifenden Beschränkungen des staatlichen Richteramts, die bis zum 14. Jahrhundert großentheils praktische Geltung hatten, mußten natürlich mit der Entwickelung der Staatsgewalt immer unwilliger ertragen werden. Insonderheit ist hier das französische Königshaus säubernd zu Werke gegangen; auch in einigen deutschen Staaten ist durch Vertrag mit den Bischöfen u. s. w., noch mehr aber durch Gewohnheit die geistliche Civilgerichtsbarkeit eingeengt worden. Schon ziemlich frühe blieben nur noch stehen die Ehe, persönliche Rechtssachen der Geistlichkeit, geistlicher Nachlaß, Patronat, Eigenthumsklagen wegen kirchlicher Güter. Und im 18. Jahrhundert entzog man nacheinander in den meisten deutschen Landen, mit Ausnahme der Ehesachen, den geistlichen Richtercollegien alle bürgerliche Gerichtsbarkeit, und beseitigte in manchen, z. B. in Österreich und Baden, auch noch diesen letzten Rest, während z. B. in Baiern die Kirche am meisten Rechte bewahrt hat. Auch in Würtemberg war die Kirche auf die rein kirchlichen Gegenstände beschränkt, und in den ehemals vorderösterreichischen Landestheilen blieb, wie vor der Vereinigung mit Würtemberg, auch die Ehe der bischöflichen Gerichtsbarkeit entzogen.

Die Gerichtsbarkeit steht nach der kirchlichen Lehre dem Bischof, Erzbischof und Papst zu; ersterer übt sie heute durch das Ordinariat; ein beanspruchter Instanzenzug nach Rom wurde schon seit dem Tridentinischen Concil in der Weise beseitigt, daß der Papst seine Jurisdiction für Deutschland durch einheimische deutsche Richter, z. B. Bischöfe, übte, deren Ernennung der Provinzialsynode zustand. Seitdem dieser Wahlkörper selbst nicht mehr praktisch ist, bezeichnet der Bischof unter Mitwirkung seines Kapitels die Richter höherer Instanzen.

Die Concordate unserer Tage haben auch hier den kanonischen Standpunkt eingenommen, die staatlichen Grundsätze ignorirt oder negirt. „Über alle kirchlichen Rechtsfälle", so lauten sie, „welche den Glauben, die Sakramente, die geistlichen Verrichtungen und die mit dem geistlichen Amt verbundenen Pflichten und Rechte betreffen, hat der Gerichtshof des Bischofs nach Vorschrift der Kirchengesetze und nach den Bestimmungen des Concils von Trident zu erkennen." So leichtsinnig und pflichtvergessen acceptirte man die staatsverletzenden Principien. Die weitern Bestimmungen der citirten Artikel sind Folgerungen und widerrufliche Ausnahmen, und wenn die Kirche die Consequenzen nicht gezogen hat, so war dies eine Vorsicht, die ihrem Princip nichts vergibt; sie wird demnach urtheilen, daß Verlöbnisse rechtliche Wirksamkeit haben, daß Streitigkeiten über Begräbnisse ihrer Competenz unterliegen, daß die Aufhebung des Zehnten gegen die Gesetze Gottes und der Kirche erfolgt sei, wie dies im österreichischen Concordat ausdrücklich erfolgt ist; insgesammt Sätze, die unserer staatlichen Gesetzgebung widerstreiten.

Ehesachen unterliegen ebendaher dem geistlichen Gerichte; doch soll das Urtheil über die bürgerlichen Wirkungen der Ehe dem weltlichen Richter überlassen bleiben. So, wie die Concordate das Verhältniß zwischen Staat und Kirche ordnen, ist die Auslieferung der Gesetzgebung und Rechtsprechung in Ehesachen die wichtigste und unverantwortlichste Concession an die Kirche. Es kann nämlich nicht behauptet werden, daß das Compromiß staatlicher und kirchlicher Grundsätze in Ehesachen, wie es bis dahin in Geltung war, auf Religion und Sitte einen nachtheiligen Einfluß geübt habe; so müssen demnach andere Gründe vorliegen, welche die Curie bestimmten, dieses ganze Gebiet ihrer Anordnung zu vindiciren: es ist die ungeheuere Macht, die sich von hier aus auf alle Lebensbeziehungen üben läßt. Man denke nur, daß noch heute das Kanonische Recht unter Verwandten bis zum achten Grad die Heirath verbietet; daß ein Dispens bis zu den staatlich erlaubten Ehen allerdings gegeben werden darf; daß aber eben dieser Dispens, weil er leicht verweigert werden kann, da der geistliche Richter hierbei nur nach Zweckmäßigkeitsgründen zu handeln hat, ein Mittel ist, die Abhängigkeit des Volks von der kirchlichen Behörde in eminentem Grade herbeizuführen. Man erinnere sich weiter, daß die Kirche in der neuesten Zeit gemischte Ehen für ein Verbrechen erklärt, daß ein päpstliches Breve vom 5. März 1830 an den Bischof von Trier die Worte enthält: „Der katholische Christ verletzt durch Heirath eines Protestanten nicht nur die Kanonischen Rechte, sondern versündigt sich schnurgerade und aufs schwerste gegen die Gesetze Gottes und der Natur." Auch dieser den Katholiken auferlegte Zwang, gegen den der Staat fürderhin keine Abhülfe zu geben vermag, ist dazu geeignet, die Kirchenmacht in hohem Maße zu kräftigen, denn es ist trotz der angeführten pathetischen Verpönung gleichwol aus Gründen der Nützlichkeit ein Dispens vom Gesetze gestattet. Ein weiterer Beweis dafür, daß sich die Kirche hinsichtlich des Verbots gemischter Ehen mit Unrecht auf die unverletzliche

Heiligkeit ihrer göttlichen Anordnungen beruft, sondern daß es sich hier um Priesterherrschaft handelt, liegt darin, daß bis Anfang der dreißiger Jahre solche Ehen eingesegnet wurden, und daß selbst ausdrückliche Entscheidungen der Päpste deren Gültigkeit anerkannt haben.

Von der Ungültigkeit oder Gültigkeit der Ehe hängen auch die vermögensrechtlichen Wirkungen dieses Instituts ab. Erkennt nun der Staat die Kirche als Richter in Ehesachen an, so ist, wenngleich die Feststellung der bürgerlichen Folgen, wie in den Concordaten geschieht, dem weltlichen Gericht zugesprochen wird, die entscheidende Frage der Beurtheilung des Staats entrückt, denn die Entscheidung des weltlichen Richters ist durch die vom geistlichen Tribunal erledigte Vorfrage über Gültigkeit und Ungültigkeit der Ehe abhängig gemacht, sodaß dem erstern nur die ehrenvolle Aufgabe obliegt, die Consequenzen des geistlichen Decrets zu verkünden. Man hat somit die Grundlage des Staats, die Ehe, der Einwirkung der weltlichen Macht entzogen, und in ungeheuerer Verblendung einer fremden, zu allen Zeiten herrschsüchtigen Gewalt die Gesetzgebung und Richtergewalt übertragen; eine Herabwürdigung der staatlichen Hoheit, welche dessen Vertreter, abgesehen von den weitern politischen Folgen, vor der Gewährung der kirchlichen Anforderungen hätte bewahren sollen. Von diesem Standpunkt aus erhellt sofort die Unzulässigkeit des Einwandes, daß die katholische Bevölkerung, welche die kanonischen Gesetze anerkenne, sich der kirchlichen Gerichtsbarkeit in Ehesachen freudig unterwerfen wolle; auch hat man kaum darauf hinzuweisen, welche Ungerechtigkeit dem akatholischen Theile in gemischten Ehen widerfahren würde, wenn das Ordinariat nach den Normen des ihm feindlichen Gesetzbuchs über ihn zu Gericht sitzen würde.

Es leuchtet somit ein, daß der moderne Staat niemals zu solchen Concessionen an die Curie seine Zustimmung geben darf. Erkennt man nun gleichwol an, daß auch die Religionsgenossenschaften das Institut der Ehe — nach römischer Auffassung vom Sakrament — nach ihren Gesetzen reguliren dürfen, so ist der einzige, unsern Zeitverhältnissen entsprechende Ausweg die Durchführung einer principiellen Scheidung des in der Ehe liegenden kirchlichen und weltlichen Moments, d. i. die Einführung der obligatorischen Civilehe. Der Staat bestimmt die unserer Bildungsstufe angepaßten Gesetze über die Gültigkeit der Ehe; er verpflichtet seine Unterthanen, denselben zu genügen und sich vor der weltlichen Behörde trauen zu lassen. Die Anerkennung einer Ehe als kirchliches Institut wird an die Befolgung der Kirchengesetze gebunden sein, deren Aufstellung der Kirche so lange ungehindert überlassen wird, als sich nicht etwa Bestimmungen finden, die eine staatliche Gefährdung, insbesondere eine Verletzung der Moral in sich tragen. Daß dadurch der Heiligkeit der Ehe kein Eintrag geschieht, daß auch für das bürgerliche Leben dieselbe nicht zum civilrechtlichen Contract herabsinkt, lehrt ein Blick auf die Zustände in Belgien, Frankreich und England. Die deutschen Grundrechte haben die obligatorische Civilehe verlangt; Preußens verfassungsmäßige Organe arbeiten diesem Ziel entgegen; es wird aber auf die Dauer keine andere befriedigende Lösung möglich sein.

Patronatrechtsstreitigkeiten hatten bisher den weltlichen Gerichtsstand; die Zuständigkeit des geistlichen wird nach der Anforderung der Kirche in den Concordaten (Würtemberg 5, 4; Baden 5, 4; Österreich 12) ausdrücklich anerkannt. Aus freier Macht willigt jedoch die Kirche ein, daß, wenn es sich um ein Laienpatronat handelt, die weltlichen Gerichte über die damit in Verbindung stehenden civilrechtlichen Ansprüche und Lasten und die Nachfolge im Patronat entscheiden dürfen; d. i. also, daß nur dann der ordentliche weltliche Richter angerufen werden darf, wenn zwei Patrone sich um ein Patronat streiten, welches als Laienpatronat von der Kirche anerkannt ist; die Frage jedoch, ob ein solches überall vorliege, wird vom geistlichen Richter erledigt. Diese Entscheidung gibt dem bischöflichen Tribunal die Befugniß, über Privatrechte abzuurtheilen, die unter Umständen jetzt noch sogar einen Vermögenswerth haben können. Es genügt diese Bemerkung, um die Bestimmung der Concordate als eine mit der Idee unvereinbare zu bezeichnen, daß die Richtergewalt ein wesentliches Hoheitsrecht des Staats sei, auf welches derselbe unter keinen Umständen verzichten dürfe, da dies Recht zugleich die Pflicht des Rechtsschutzes enthält. Von der verfassungswidrigen Stellung des bischöflichen Richtercollegiums, das frei entlaßbar und nach der Zahl unbegrenzt ist, war bereits die Rede.

„Mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse" gibt der päpstliche Stuhl gleichfalls seine Zustimmung, daß die blos weltlichen Rechtssachen der Geistlichen von den weltlichen Gerichten untersucht und entschieden werden; also auch hier die principielle Festhaltung der kanonischen Lehre, während die Gewährung der dem Staat nothwendig zukommenden Gerichtsbarkeit als ein von der Kirche überkommenes Privilegium acceptirt wird. (Baden 5, 5; Würtemberg 5, 5;

Österreich 13, 21.) Im letzten Artikel ist jedoch für Erbschaftssachen der Geistlichkeit das Kanonische Recht ausdrücklich anerkannt, was für die materielle Macht der Kirche von großer Bedeutung ist. Erstlich darf hiernach der Geistliche über das, was er aus dem geistlichen Amt erworben hat, überhaupt testamentarisch nicht verfügen, insbesondere fallen Gewänder, Abzeichen, Bücher u. s. w. sofort an den Nachfolger im Amt; ferner wurde im Mittelalter durch päpstliche Indulte manchen Bischöfen das Privilegium ertheilt, im Fall ein Geistlicher ihrer Diöcese ohne Testament verstarb, über deren Nachlaß zu verfügen; d. i. der gesetzliche Erbgang an die Verwandten wurde zu Gunsten der Kirche, wofern es dem Bischof beliebt, aufgehoben. Wenn nun auch dies Privilegium in der neuesten Zeit nicht geübt oder neu zu ertheilen versucht wurde, so liegt doch keine Garantie dafür vor, daß es nicht der Curie beliebe, den andauernden Bestand jener Übung zu behaupten und ähnliche Privilegien dem Episkopat wieder zu verleihen.

Auch civilrechtliche Ansprüche und Lasten der Kirchen und Pfründen, über Zehnten und über Kirchenbaulast sind nach den Conventionen von Baden 5, 6 und Würtemberg 5, 6 dem weltlichen Gericht, mit Rücksicht auf die Zeitverhältnisse, überwiesen. Österreich hat eine solche Bestimmung im Concordat nicht; die Kirche wird demnach consequent auch hierüber entscheiden.

b) Strafgerichtsbarkeit der Kirchengewalt. Das Kanonische Recht unterscheidet Strafen und Bußen oder Censuren; erstere sind auf die strafbare That als solche gesetzt, letztere auf die sündhafte Gesinnung und dauern demnach nur so lange als diese. Den Censuren sind Geistliche und Laien gleichermaßen unterworfen, nur daß neben dem großen und kleinen Bann und dem Interdict über einen Geistlichen noch die Suspension vom Amt verhängt werden kann. Eigentliche Strafgerichtsbarkeit beansprucht die Kirche wegen aller kirchlichen Verbrechen: Ketzerei, Apostasie, Schisma, mag sich nun ein Geistlicher oder Laie derselben schuldig machen; ferner wegen aller sogenannten gemischten Verbrechen: Zinswucher, Meineid, Ehebruch, Concubinat, Betrug, Kirchenraub, Magie; außerdem aber lehrt sie, daß die Kleriker wegen aller auch bisher nicht genannten, also wegen rein bürgerlicher Verbrechen und wegen Amtsvergehen dem geistlichen Tribunal unterstehen. „Der Geistliche wird von niemand gerichtet." Die Strafen der Kirche bestehen für Geistliche in Entlassung aus Amt und Pfründen, mit und ohne Beraubung der Fähigkeit, ferner eine solche zu erhalten, was noch durch Verlust der Standesvorrechte geschärft werden kann, außerdem Gefängniß, körperliche Züchtigung, ewige Einsperrung in ein Kloster, Geldstrafen, Hausarrest, zeitweilige Verweisung in ein Kloster; für Laien sind Geldstrafen und Versagung des kirchlichen Begräbnisses gedroht.

Im Princip haben die Staaten, welche die Concordate geschlossen, auch dieses System anerkannt.

Die Conventionen von Würtemberg und Baden, je im Art. 5, Abs. 3, und Art. 11 im österreichischen Concordat am Ende besagen, es stehe dem Bischof zu, gegen Laien, die sich Übertretungen kirchlicher Satzungen zu Schulden kommen lassen, die kirchlichen Censuren in Anwendung zu bringen. In Österreich war bis 1850 die Verhängung solcher, selbst wenn sie auf bürgerliche Rechte keine Rückwirkung üben, wie der kleine Bann, an die vorgängige Genehmigung der Behörde gebunden. Seit 1850, in Gemäßheit der erwähnten Edicte aus dem April dieses Jahres, war die Mitwirkung der Regierung nur noch für diejenigen Censuren geboten, welche bürgerliche Folgen hatten. Nach dem österreichischen Concordat nun „soll der Bischof durchaus nicht gehindert sein, wider alle Gläubigen (auch die sogenannten Ketzer?), welche die kirchlichen Anordnungen und Gesetze übertreten, mit kirchlichen Strafen einzuschreiten". Ebenso in Baden und Würtemberg, wo vor der Convention, wie überhaupt in den deutschen Staaten fast ohne Ausnahme, Staatsgenehmigung einzuholen war. Eigenthümlich lautet in den officiellen Erklärungen der badischen Regierung, welche sie in der „Karlsruher Zeitung" abgab, die Bemerkung, man habe darum jegliche Schranke beseitigt, „weil ja die Censuren materielle Übel nicht in sich schließen". Und doch hat man 1850 genau nach dieser Rücksicht dieselben geschieden, und der streng römische Kirchenrechtslehrer Walter sagt, daß der mit dem großen Bann Getroffene nicht testiren könne und vor keinem Richter als Kläger, Procurator oder Zeuge erscheinen dürfe; Folgen, welche jedenfalls beim Aufleben der kirchlichen Gerichtsbarkeit heute wieder praktisch sind; ganz zu schweigen von den Wirkungen, welche, wenigstens nach Absicht der Kirchengewalt, die bürgerliche Stellung und Hantierung des Excommunicirten betreffen.

Vom Standpunkt der Concordate abgesehen, läßt sich gegen die Anforderung der Kirche, unwürdige Glieder nach eigenen Gesetzen aus der Gemeinschaft auszuschließen, nichts einwenden.

Man gestattet jeder Corporation dieses Recht, und wofern durch eine durchgreifende Trennung des kirchlichen und staatlichen Gebiets der Kirche die Möglichkeit genommen ist, weltliche Tendenzen zu verfolgen, mag der Staat ungehindert dem kirchlichen Urtheil freien Lauf lassen, indem dann auch der Kirchenbann bürgerliche Folgen nicht mehr ausüben wird. Dazu muß jedoch noch hinzukommen, daß der Betroffene in keiner Weise seine bürgerliche Stellung verschlechtere, wenn er, mit dem kirchlichen Verdict unzufrieden, aus der Religionsgesellschaft austritt, ohne das Bedürfniß zu fühlen, Glied einer andern Confession zu werden, d. i. das volle Staatsbürgerrecht muß zuvor vom Bekenntniß zu einer der bestehenden christlichen Religionsgenossenschaften unabhängig gemacht werden.

Anders verhält es sich mit der eigentlichen Strafgerichtsbarkeit. Die beiden ersten obengenannten Kategorien der gemischten und kirchlichen Verbrechen sind aus den Strafgesetzbüchern unserer Zeit verschwunden, resp. wenigstens dem Staat zur Bestrafung zugetheilt. Was die bürgerlichen Verbrechen der Geistlichen betrifft, so wurden diese seit dem 13. Jahrhundert vorerst beim geistlichen Richter anhängig gemacht; erst nach vorausgegangener Degradation durch diesen geschah die Überlieferung an die weltliche Justiz zur Aburtheilung. Abweichungen von dieser Übung, besonders in den deutschen Städten, in Frankreich, oft durch Concordate gutgeheißen, waren Ausnahmen, mehrten sich jedoch in der Art, daß seit dem 19. Jahrhundert die Regel sich umgekehrt hat: die weltlichen Gerichte sind sofort und an sich competent; die Degradation ist ohne Bedeutung. Auch die neuern Concordate verwilligen, in Anbetracht der Zeitverhältnisse, dem Staat dieses Recht, unter Wahrung des kirchlichen Standpunkts, nur liegt es dem weltlichen Gericht ob, den Bischof von der Einleitung einer Untersuchung in Kenntniß zu setzen, beziehungsweise demselben die Acten zur Einsicht mitzutheilen. Wenn auch in der Sache hiergegen nichts zu erinnern steht, so ist doch der Rechtstitel, auf welchen nunmehr der Staat sein Einschreiten basirt, Privilegium der Kirche, durchaus zu verwerfen. Auch die Bestimmung des Art. 14 im österreichischen Concordat, daß Verbrechern aus dem geistlichen Stande ein besonderer Ort zur Straferstehung angewiesen werde, will mit der Gleichheit vor dem Gesetze nicht harmoniren, und kann nur dazu dienen, den Nimbus, mit dem sich der Priesterstand umgibt, und dem er einen großen Theil seiner Macht verdankt, zu erhöhen. Nur diesen Effect kann es ja auf das Volk ausüben, wenn es sieht, daß der geistliche Übelthäter auch im Kerker noch eine bevorzugte Stellung einnimmt. Ganz denselben Charakter, wo nicht einen noch schlimmern, trägt endlich die weitere Bestimmung des österreichischen Concordats im citirten Artikel, „daß die Rechtsfälle, über welche das Concil von Trident in der 24. Sitzung verordnet habe, durch Vorsorge des Heiligen Vaters und seiner apostolischen Majestät erledigt werden sollen", d. i. ohne Umschweif und Bemäntelung, daß der Bischof der Strafgewalt des Staats nicht unterstehe; denn jene Rechtsfälle sind „alle Verbrechen, die von Bischöfen verübt werden".

Gegenüber der, wenigstens für Baden und Würtemberg, vom praktischen Gesichtspunkt aus befriedigenden Wahrung der staatlichen Strafgerichtsbarkeit über den Klerus, ist die Disciplinargewalt über die Geistlichkeit der Kirche in einer Weise verwilligt, welche in schreiendem Widerspruch steht mit der Pflicht des Staats, seine Unterthanen vor fremder Gewalt zu schützen. Die darüber verfügenden Artikel der badischen und würtembergischen Convention, Art. 5, 2 und 3, lauten übereinstimmend: „Der Bischof wird unbehindert den Wandel der Geistlichkeit überwachen und gegen diejenigen, welche infolge ihres Betragens oder aus irgendeinem andern Grunde der Ahndung würdig befunden werden, in seinem Gericht nach Vorschrift der Kirchengesetze Strafe verhängen, wobei jedoch der kanonische Recurs gewahrt bleibt. Ähnlich Art. 11 des österreichischen Concordats; nur daß dort dem Bischof gestattet ist, auch andere Strafen, als die Kirchengesetze verordnen, zu verhängen, und daß nicht einmal der kanonische Recurs vorbehalten ist. Allerdings keine unbedeutenden Zuthaten zu der dem badischen und würtembergischen Bischof gewährten Gewalt. Die auch nach kanonischem Recht schon möglichen Strafen sind, wie erwähnt, solche, die Vermögen und Freiheit des Staatsbürgers berühren, und der Staat, der einer Corporation diese exorbitanten Rechte verstattet, hat die dringendste Pflicht, darüber zu wachen, daß dieselbe dieses Recht der staatlichen Aufsicht nicht entziehe.

Die Kirche beansprucht und erhält in den citirten Artikeln eine Strafgewalt, wie solche nur den dem Staat untergeordneten Behörden zusteht, und weist in demselben Moment alle die Schutzmittel beiseite, welche bisher dem durch geistlichen Spruch etwa verletzten Unterthanen wieder zum Recht verhelfen konnten. Der Staat muß demnach zusehen, wie seine Angehörigen durch ungerechtes Urtheil verdammt werden, und es ist ihm keine Möglichkeit gegeben, dieselben zu schützen, vielmehr hat sich die österreichische Regierung im Art. 16 des Concordats ausdrücklich ver-

pflichtet, „nöthigenfalls wirksame Hülfe zu leisten, damit die Urtheile, welche der Bischof wider pflichtvergessene Geistliche fällt, zur Vollstreckung kommen". Es wird somit der weltliche Arm zur Execution requirirt, ohne daß der Staatsbehörde auch nur die Einsicht der Untersuchungsacten vergönnt wäre. Nicht bis zu dieser ausdrücklichen Herabwürdigung der weltlichen Macht ist man in Würtemberg und Baden gekommen; allerdings hat man den bisher geübten Recurs an die Staatsbehörde aufgegeben, und es liegt dem Bischof nur ob, der letztern Kenntniß vom Urtheil zu geben; allein die unbedingte Mitwirkung zum Vollzug ist nicht zugesagt, vielmehr glaubt die badische Regierung das staatliche Ansehen und Interesse dadurch gewahrt zu haben, daß sie dem päpstlichen Stuhle in einer Note erklärte, sie werde einem offenbar verletzten Unterthan ihren Schutz gewähren. Man ist somit hier bei der Regelung des Conflicts nur so weit gekommen, beim ersten Anlaß, wenn ein Unterthan Beschwerde führt, in neuen Streit mit der Kirchengewalt zu gerathen.

Es läßt sich nun allerdings nicht leugnen, daß die Form der Übung des staatlichen Recurses, welche bis dahin die gewöhnliche war, einer Aufhebung der kirchlichen Disciplinargewalt gleichkommt; denn wenn der Staat sich das Recht der Genehmigung vorbehält, kann er jedes Erkenntniß des bischöflichen Ordinariats illusorisch machen. Darum muß, wenn von einer wirklichen Bedeutung der in Frage stehenden Gewalt die Rede sein soll, das staatliche Aufsichtsrecht in anderer Weise geübt werden. Der Staat beschränke sich, wenn seine Machtmittel zur Vollstreckung angerufen werden, oder wenn der Verurtheilte seinen Schutz anfleht, auf eine formelle Untersuchung darüber, ob nach den anerkannten Kirchengesetzen gerichtet worden sei oder nicht, und versage nur im letztern Falle dem Vollzuge seine Unterstützung. Zuvor aber verweigere er seine Anerkennung der kirchlichen Anforderung, Freiheitsstrafen über ihre Diener verhängen zu dürfen, als einer Beschränkung der persönlichen Freiheit, welche unbedingt niemand als der Staatsgewalt zuerkannt werden darf. Wenn aber so auf der einen Seite die Beschränkungen der Kirchengewalt fallen, so hat andererseits die weltliche Macht die Aufgabe, die Staatsangehörigen in anderer Weise vor Bedrängung zu schützen, und nur unter der Voraussetzung, daß diese Aufgabe gelöst sei, wird von Aufhebung des staatlichen Recurses die Rede sein können. Die Loslösung des vollen Staatsbürgerrechts vom Bekenntniß wird hier noch mehr als bei der Zulassung von Censuren zur Bedingung, ohne deren vorausgehende Erfüllung die Erweiterung der kirchlichen Selbständigkeit nicht ins Leben treten darf.

Von alledem ist aber natürlich in den Concordaten keine Rede. Diese Ideen stehen auch in diametralem Gegensatze zu den Zielpunkten dieser Vertragswerke. Selbst der staatliche Recurs in formeller Art, wie er ähnlich z. B. in Preußen besteht, wurde — ohne allen Ersatz — zum Opfer gebracht, gemäß der Sentenz des Kanonischen Rechts, „daß ein Geistlicher, der seine Zuflucht zum weltlichen Richter nimmt, ebenso wie der, der ihm den Trost der Vertheidigung weiht, aus der Kirche ausgestoßen werden soll". (C. 1, C. XXI, qu. 5.)

Wer möchte leugnen, daß solche Resultate, denen der Staat — trotz der unerschütterten Kraft des historischen Rechts, das für ihn spricht, trotz der Unterstützung aller Staatsweisheit, trotz der Einsicht, daß man hierdurch eine zweite Gewalt im Staat anerkenne — nicht auszuweichen vermochte, die Hoheit und das Wesen des Staats aufs empfindlichste verletzen und ihn machtlos allen weitern Angriffen überliefern, weil seine Vertreter eine solche Entäußerung der staatlichen Würde genehmigt haben.

Die Wurzel des seitherigen Systems endlich ist durch Aufhebung des Placet abgestoßen worden, welche im Art. 6 der würtembergischen und badischen Convention und im Art. 2 des österreichischen Concordats verfügt wird.

Seit dem 15. Jahrhundert ist die Nothwendigkeit des Placet, d. i. die der Verkündigung vorausgehende staatliche Genehmigung allgemeiner kirchlicher Anordnungen, welche geeignet sind, auf das öffentliche Leben einzuwirken, seitens des Staats ohne Unterbrechung gelehrt worden und daher mit Unrecht eine Neuerung im Josephinischen Geiste zu nennen. Gleichwol läßt sich nicht leugnen, daß erst seit diesem großen Regenten die Geltendmachung des Placet zur ausnahmslosen Regel für Deutschland geworden ist. Das bureaukratische System, welches die Polizeigewalt auch über die Kirche stellte, konnte auch, wenn nicht schon die Verkündigung staatsgefährdender Verfügungen der Kirche unterdrückt wurde, nicht bestehen, wie es ja durchweg Sache der Polizei ist, Gesetzesübertretungen mit präventiven Mitteln zu verhindern; es mußte ihm daran gelegen sein, den drohenden Conflict rasch zu beseitigen, der öffentlichen Besprechung zu entrücken, weil im ganzen System eine gewisse Willkür des absoluten Staats lag, welche die Öffentlichkeit nicht sucht. Außer diesen politischen Erwägungen steht aber, wie erwähnt,

demselben ein fast dreihundertjähriger Besitzstand zur Seite. Trotzdem haben die neuern Concordate ohne allen Ersatz die Aufhebung des Placet erstritten. Schon die Denkschrift der oberrheinischen Bischöfe von 1851 verlangte völlige Aufhebung. Die Staaten wiesen zwar jene Anforderung zurück, ließen jedoch 1853 in der Strenge der Handhabung einige Milderungen eintreten; genug für das Episkopat, um noch in demselben Jahre mit um so größerm Ungestüm ihr Begehren zu wiederholen. Die Concordate haben ihnen willfahrt. Art. 2 des österreichischen Concordats besagt: „Da der römische Papst den Primat der Ehre und der Gerichtsbarkeit in der ganzen Kirche nach göttlichem Gesetze innehat, so wird der Wechselverkehr zwischen den Bischöfen u. s. w. und dem Heiligen Stuhl einer Nothwendigkeit, die landesfürstliche Bewilligung nachzusuchen, nicht unterliegen." Es wird demnach der Kirche möglich sein, mit Rücksicht auf diese ausdrückliche Aufhebung der bisherigen Schranken mit Bullen und Breven jedwede Verfügung zu treffen, ohne die leiseste Garantie, daß das Ansehen des Staats und die Rechte der Unterthanen hierdurch nicht verletzt werden. Der Staat hat somit sich ebenso schutzlos gemacht, als ein Theil seiner Angehörigen durch Aufhebung des Recurses der Curie preisgegeben ist. Allerdings mit dem Unterschied, daß im äußersten Falle der Staat mit physischer Gewalt seine Suprematie über die Kirche wieder erkämpfen wird. Allein dies ist keine Lösung der Frage und zudem ein Weg, der außer seiner Illoyalität die größten Gefahren für Staat, Gesellschaft und Kirche darböte, ein Weg, dessen Betreten schließlich doch dem Staat zur alleinigen Schuld müßte gerechnet werden, da er sich aller rechtlichen Garantien selbst beraubt hat.

So sehr nun auch die Aufhebung des Placet unter diesen Verhältnissen als ein Fehler erscheint, so darf doch nicht verkannt werden, daß mit dem Princip der Selbständigkeit der Kirche die weitere Übung des Placet nicht vereinbar ist, und daß die dem Staat aus Übergriffen der Kirche entstehenden Verletzungen in anderer Weise zurückgewiesen werden können. Wenn der Einfluß der Kirchengewalt auf das staatliche Leben durch eine richtige Ordnung der Verhältnisse im Geiste unsers Jahrhunderts beseitigt, wenn deren Ausschreitungen durch ein Strafgesetz bedroht sind, so liegt kein Bedürfniß und keine Berechtigung vor, Verordnungen der Kirchenbehörden einer vorgängigen Censur durch die weltliche Gewalt zu unterwerfen. Dann muß aber auch die Möglichkeit gegeben sein, die höchsten Würdenträger der Kirche, welche ihre Unterthanenschaft vergessen, zur Rechenschaft zu ziehen, damit nicht der Klerus wegen Befolgung der Landesgesetze vom Bischof und wegen Vollziehung der bischöflichen Befehle von der weltlichen Gewalt gestraft werde, während der Urheber, mit Berufung auf das Bibelwort Apostelg. 5, 29 ungestraft in seiner offenen Auflehnung gegen die Obrigkeit beharrt.

Die bisher besprochenen Bestimmungen der Concordate lassen erkennen, daß der Staat in der Absicht oder Meinung, die der Kirche gebührende Selbständigkeit zu realisiren, seine eigene Macht und Würde preisgibt, und daß von einer Zulässigkeit vieler Punkte nur dann ohne Gefährde die Rede sein kann, wenn zuvor die Kirche auf ihr Gebiet zurückgewiesen ist. Da hierzu die Kirche von ihrem Standpunkte aus nie gelangen kann, eine ausnahmsweise Concession dieses Inhalts nicht erwartet werden darf, eine solche auch den nothwendigen dauernden Charakter nicht haben würde, so ist der Staat auf das Mittel der Landesgesetzgebung gewiesen, in die er die Ideen und Bedürfnisse der Zeit wird einzuführen haben. Darum keine halben Maßregeln! Keine Interpretation oder Revision der Concordate! mit ihrem Princip ist kein Vergleich möglich. Die Ehre des Staats verlangt eine volle und unbedingte Verwerfung des kirchlichen Standpunkts, eine unbedingte Aufhebung. Der Staat gebe sich selbst seine Gesetze.

II.

Indeß die Concordate sind abgeschlossen in dem Sinne, daß sie gehalten werden; und wenn auch das hessische und badische bald nach ihrer Geburt eines frühen Todes verblichen sind, wenn auch das würtembergische vielleicht gleichem Schicksal verfällt und in Österreich bereits ebenfalls wegen Abänderungen mit Rom unterhandelt wird — so ist es doch der Mühe werth, sich ein möglichst genaues Bild von dem Culturzustande zu entwerfen, in welchen eine wirkliche und wahrhafte Ausführung des Concordats die betreffenden Länder versetzen würde. Hierbei fällt der Schwerpunkt nach Österreich, als einem fast ganz katholischen Lande; in anderer Weise würde sich die Sache in dem gemischt bevölkerten Baden ausnehmen, und am wenigsten von Bedeutung sein in dem größtentheils protestantischen Würtemberg.

Wir wenden uns zu diesem Behuf zu einer genauern Beleuchtung derjenigen Artikel, welche für die eigentliche Entwickelung des Volkslebens von besonderer Bedeutung sind.

Die Curie hat es wohl erkannt, welchen ungeheuern Einfluß zum Nutzen oder Schaden ihrer Bestrebungen die Heranbildung und Erziehung der Jugend auszuüben vermag, und sie hat deshalb diesem Gegenstande die ausgedehnteste Sorgfalt zu Theil werden lassen.

In allen drei Ländern hatte bis dahin der Staat die Aufsicht über die Volksschule den Geistlichen überlassen, in der richtigen Erwägung, daß auf diesem Gebiete des öffentlichen Lebens ein gemeinsames Handeln von Staat und Kirche von bestem Erfolge sein würde. Auch in Österreich war in diesem Sinne die totale Unabhängigkeit der Volksschule von der Geistlichkeit, ein Werk Joseph's II., 1804 wieder beseitigt worden. Die Religionsunterweisung insbesondere war überall der Kirche überlassen, jedoch wieder in der Art die Pflicht und das Recht des Staats, über die Gesammterziehung seiner Glieder zu wachen, gewahrt, daß die Einführung der Religionsbücher, Feststellung der Stundenzahl u. s. w. seiner Einwirkung nicht entzogen war. Seit 1848 begnügte sich die Kirche hiermit nicht mehr, sie verlangte nicht allein durchaus freie Bestimmung der Religionsbücher, sondern vindicirte sich auch das Recht, „über Unterrichtsbücher, welche eine Beziehung zur Religion haben", mitzusprechen, damit, wie sich das österreichische Episkopat ausdrückte, „das bischen gläubig frommer Sinn und Wandel, der unter dem christlichen Volk noch lebe, erhalten werde". Ein Blick auf die Virtuosität, mit welcher die Kirche fast jede Wissenschaft als mit der Religion in Beziehung stehend dargestellt hat, läßt uns erkennen, wie weittragend die Bedeutung dieses Begehrens ist. Die Concordate stehen auf diesem Standpunkt. (Würtembergische Convention, Art. 7; badische Convention, Art. 7; österreichisches Concordat, Art. 5 und 8.) In den officiellen Erläuterungen der würtembergischen Regierung zu Beilage III der dortigen Convention wird ausdrücklich zugesagt, man werde bei allen wichtigen innern Veränderungen der Schule, wie Lehrplan, Einführung von Schulbüchern, dem Bischof Gelegenheit geben, den kirchlichen Gesichtspunkt geltend zu machen. Eine Abhängigkeit des Staats, die allmählich zum Hemmschuh werden muß für die gedeihliche Pflege der Volksbildung in gesundem kräftigen Sinne unsers Jahrhunderts. Doch damit ist das Maß der Zugeständnisse nicht erreicht, im österreichischen Concordat Art. 5 ist die ganze, nicht nur die religiöse Erziehung, dem Bischof unterstellt. Es ist also hier das Ergebniß unserer Zeit, daß die Volksbildung unserer Tage einen wesentlich weltlichen Charakter trägt, auf den Kopf gestellt; und die Differenz der Bestimmungen des österreichischen und der zwei andern Verträge zeigt auch an dieser Stelle klar, daß die bescheidenen Anforderungen der Curie in Deutschland nur als Übergangsstadien aufzufassen sind, die alsobald in ihr letztes Zeichen treten, wenn die Zeiten und Menschen hierzu vorbereitet und empfänglich gemacht sind.

Auch auf Gymnasien und Gelehrtenschulen überhaupt ist die Bestrebung der Kirche rücksichtlich Würtembergs und Badens dabei stehen geblieben, vorerst den Religionsunterricht ganz für sich zu haben und den kirchlichen Standpunkt im allgemeinen geltend machen zu können. In Österreich hat man auch hierin schon deutlicher zu sprechen gewagt. Nachdem 1847 unter dem Ministerium Thun die alten Gebrechen und Schäden des jesuitischen Lehrsystems aufgedeckt und beseitigt und an dessen Stelle ein System freier Geistesbildung auch in den österreichischen Staaten sich Bahn gebrochen hatte, tritt bereits der Ultramontanismus, nicht ohne Grund auf Art. 5 des Concordats sich stützend, mit der Forderung hervor, die gelehrten Schulen dem Jesuitenorden wieder zu überantworten, welcher bekanntlich dem Staat das Recht bestreitet, die Schulen zu leiten. Es heißt ja dort: „Der ganze Unterricht der katholischen Jugend werde der katholischen Religion angemessen sein und die Bischöfe werden wachen, daß bei keinem Lehrgegenstande etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben zuwiderlaufe." Dieser Orden aber hält fest an seinem alten System, dessen Hauptbestimmungen nun und nimmermehr aufgegeben werden können, wie der Ordensgeneral noch 1854 erklärt hat, und dessen Hauptziel darauf hinausgeht, einen dürren Formalismus in dem jugendlichen Geiste zu pflegen, statt denselben in ebenmäßiger Weise zum Verständniß des Lebens und seiner Anforderungen vorzubereiten und für alles Edle und Wahre empfänglich zu machen. Neu entstandene oder entwickelte Wissenschaften, Naturgeschichte, Geographie, Physik, Chemie u. dgl. sollen, als der Vielwisserei dienend, und „als der Sittlichkeit verderblich", gar nicht oder nur nebenbei betrieben werden; dagegen verwendet man drei Fünftel der Lehrstunden zum Lesen römischer Classiker und Kirchenväter. Geschichte aber, als eine Wissenschaft, „die antichristisch macht", wird von dem auf das Concordat sich stützenden finstern Troß, wenn sie „übel" tractirt wird, „eine der giftigen Pfützen des Liberalismus" genannt, welche „junge Leute zu wüthenden Revolutionsmännern

heranbildet". Es ist klar, wessen man sich zu versehen hat, wenn es der klerikalen Partei gelingt, den strengen Sinn des Concordats zum Vollzug zu bringen.

Da, wo nun der Staat weniger Aussicht bot, den jesuitischen Lehrplan im allgemeinen einzuführen, hat man „zur Reinerhaltung der Heerde und um der Vielwisserei zu steuern", die Errichtung von Convicten beschlossen (würtembergische Convention, Art. 8; badische Convention, Art. 10), in denen „neben den geistlichen Zöglingen auch noch andere Aufnahme finden". Diese Institute, durchaus dem Bischof unterstellt, hinsichtlich der Besetzung der Lehrstellen, des Stundenplans, der Aufnahme von Schülern nur der Kirchengewalt anheimgegeben, werden sicherlich auch bei uns eine Art wissenschaftlicher Bildung zu Stande bringen, die — man lese die jüngste Denkschrift des Jesuitengenerals — nicht allzu sehr von dem in Österreich auf directerm Wege Erstrebten verschieden ist.

Gegen die weitere Forderung der Kirche (badische Convention, Art. 8; würtembergische Convention, Art. 8; österreichisches Concordat, Art. 17), die Heranbildung der Geistlichkeit allein zu übernehmen, und insbesondere gegen die Errichtung der Knabenseminare nach Vorschrift des Tridentinischen Concils, ist zwar an sich nichts einzuwenden; es muß ohne Zweifel, sobald der Staat den Kirchendienern nicht zugleich weltliche Functionen überträgt, der Kirche überlassen bleiben, das Maß wissenschaftlicher Bildung zu bestimmen, welches zur Übernahme des kirchlichen Lehramts befähigt. Allein ob diese klösterliche Erziehung, welcher schon der zwölfjährige Knabe übergeben wird — von der wissenschaftlichen Bildung wollen wir noch nicht reden — geeignet ist, dem künftigen Seelsorger diejenige Menschen- und Weltkenntniß zu verschaffen, von welcher seine ganze gesegnete Thätigkeit abhängt, möchte wol zu bezweifeln sein; es sind in unsern Tagen selbst aus dem Lager der strengern katholischen Richtung scharfe Verurtheilungen dieses Systems erschienen, und, sofern es wahr ist, daß nur der Kampf im Leben selbst tüchtige Charaktere erzeugt, werden sich die übeln Folgen einer solchen Einrichtung bald herausstellen. Fast möchte man glauben, daß ähnliche Bedenken im Schos der Kirche selbst gegen die Errichtung der tridentinischen Seminare geäußert werden. Die Curie hat sich nur die Berechtigung erwirkt, die Einführung selbst steht erst zu erwarten. Ohne Zweifel soll dies zweischneidige Mittel erst dann versucht werden, wenn „das bischen gläubiger Sinn und Wandel" noch mehr zusammengeschrumpft ist und man zum Äußersten schreiten muß; wir wüßten auch nicht zu sagen, wo seit dem Tridentinum dergleichen Seminare eingeführt gewesen wären. Außerdem spricht der Geldpunkt für die nächste Zeit gegen das Praktischwerden des fraglichen Artikels; denn Staatsmittel können hierzu nicht verlangt und noch weniger gewährt werden. Anders gestaltet sich natürlich die Beurtheilung der Knabenseminare, wenn, wie nach dem System der Concordate geschieht, der Klerus seine weltlichen Functionen beibehält, wenn insbesondere seine Stellung als Leiter der Volksschule sogar einflußreicher gemacht wird. Es muß dem Staate alles daran gelegen sein, in einem Stande, der auf die geistige und moralische Entwickelung seiner Unterthanen so wesentlichen Einfluß übt, nicht den Geist des finstern Mittelalters gepflanzt zu sehen; er muß verlangen, daß sich der katholische Klerus über ein gleiches Maß allgemeiner Bildung ausweise wie die protestantische Geistlichkeit, wenn er nicht auf seine Mitwirkung an der Volksbildung verzichten will. Demnach hat der Staat, wie bisher, durch seine Commissare darüber zu wachen, daß dieser seiner gerechten Anforderung Genüge geleistet werde.

Nach den erwähnten Bedenken, welche die Curie selbst gegen die Knabenseminare zu nähren scheint, wird nun der Klerus seine schließliche Ausbildung auf der Hochschule mit darauffolgendem Seminar zur Aneignung praktischer Kenntnisse erhalten, und es scheint hierbei vorerst auch zu verbleiben. Darum muß auch für diesen Zwischenzustand gesorgt werden; die Curie hat es reichlich gethan. Die theologische Facultät untersteht nach Art. 9 des würtembergischen, Art. 11 des badischen und Art. 6 des österreichischen Concordats dem Bischof; er bewilligt den Professoren nach freier Willkür Ermächtigung und Sendung, durchsieht deren Hefte und entzieht ihnen die Licenz, wann er es immer für gut finden wird.

Wenn nun auch das Recht der freien Forschung für den katholischen Theologen zu allen Zeiten in engere Schranken gewiesen war, als der Protestantismus verträgt, so sind doch ähnliche systematische Bekämpfungen des freien forschenden Geistes lange nicht mehr dagewesen. Dieser Eingriff in die corporative Selbständigkeit der Universitäten bringt mindestens der theologischen Facultät eine so tödliche Wunde bei, daß deren Ausscheiden aus dem Kreise der Universitätswissenschaften zur Nothwendigkeit wird. Es ist zwar dem Bischof nicht geradezu die Besetzung der Professorenstellen, wie an den Seminaren, gewährt, allein der Staat hat „die Sendung und Ermächtigung" von ihm zu erwirken, die nicht in einer einmaligen Autorisation

von seiten des Ordinariats besteht — etwa der venia legendi ähnlich —, sondern für die jedesmalige Anstellung neu ertheilt werden muß. Die bisher übliche Rücksprache mit der Kirchenbehörde hat sich somit in ein förmliches Recht viel bedeutendern Inhalts verwandelt, und die Entscheidung in die Hände der Kirche gelegt. Die Einsicht der Lehrhefte und, zur Vervollständigung, die Spionage der Schüler, wird dafür sorgen, daß der Jugend keine verderblichen Lehren vorgetragen werden, und endlich wird die einfache Wiederentziehung der Sendung allen möglichen ungünstigen Vorfällen ein Ende machen. Daß es des Staats unwürdig ist, seine Diener durch fremden Willen absetzen zu lassen; daß der Staat einem auf diese Weise Entlassenen keinen Ruhegehalt gewähren kann; daß die zeitigen Professoren einen solchen verlangen können, weil sie unwiderruflich angestellt worden sind; daß ein widerruflich Angestellter, also die ganze theologische Facultät, fernerhin oder jetzt schon, aus dem akademischen Senat zu scheiden hat u. dgl. unbestreibare Sätze, welche zu den unangenehmsten Conflicten führen werden, haben den Regierungen die Augen nicht geöffnet über den Anlauf, den die Curie gegen die freie Wissenschaft genommen. Ganz in diesem Geiste ist denn auch die Convention der großherzoglich hessischen Regierung mit dem Bischof in Mainz gehalten. Die theologische Facultät in Gießen ist infolge dessen schon seit mehreren Jahren aufgehoben und nach Mainz verpflanzt worden, ohne daß man sich bis dahin die Eigenmächtigkeit des Prälaten erklären konnte. Nach den Enthüllungen in der darmstädtischen Kammer ist hierüber der Schleier gelüftet und den übrigen Staaten ein Blick in die eigene Zukunft eröffnet worden.

Nach dem Bisherigen kann es kaum noch sehr befremden, wenn die Curie noch einen Schritt weiter gegangen ist und ein Zugeständniß vom Staat erwirkte des Inhalts, „daß in Zukunft den etwaigen Beschwerden gegen Lehrer der Universität jeder Art, welche in ihren Lehrvorträgen mit der katholischen Glaubens- und Sittenlehre in Widerspruch gerathen sollten, von seiten der Regierung jede thunliche Rücksicht gewährt werden solle". So in der Instruction zum badischen Concordat. Art. 5 des österreichischen Concordats lautet hierüber: „Der Bischof wird dafür sorgen, daß bei keinem Lehrgegenstand etwas vorkomme, was dem katholischen Glauben und der sittlichen Reinheit zuwiderläuft."

Man hat die ungeheuere Tragweite dieser Bestimmungen zur Zeit in der Art verdecken wollen, daß man sie dahin auslegte, es solle damit ein Schutz gegen gehässige und factiöse Angriffe auf die katholische Religion gegeben werden. Allein da zu diesem Zwecke die bestehenden Gesetzgebungen bereits ausreichen — in Österreich wird ein derartiges Vergehen wol auch nicht allzu häufig begangen werden — so wird die Absicht der Curie leicht erkannt, der Wissenschaft im Dienst der Kirchengewalt Zwang anzuthun. Es soll auf dem Wege zur Wahrheit, den Religion und Wissenschaft gleichermaßen betreten, die erstere den Vorrang haben, die Wissenschaft soll eine unfreie sein. Zu welchen Resultaten man hierdurch gelangt, zeigt Galilei. Sein Beispiel könnte sich bei stricter Durchführung der Concordate wiederholen, wenn auch jetzt die Zeit, d. i. die Macht, noch nicht gekommen ist. Ja im Princip verordnet jetzt schon das Concordat die gleiche Tyrannei des katholischen Dogma.

Es sind dies Consequenzen aus der Alleinberechtigung der katholischen Kirche so schroffer Art, daß man schwer begreift, wie eine protestantische Regierung, welche sich die Pflege der Wissenschaft in so rühmenswerther Weise zur Pflicht gemacht hat wie Baden, sich zu solchen Keulenschlägen gegen die Wissenschaft verstehen mochte.

Würtemberg konnte, wie bemerkt, zu dieser Concession nicht gebracht werden; dagegen hat dort Rom in anderer Weise seine unbefangene Achtung vor der freien Forschung an den Tag gelegt, durch das Verlangen, für alle philosophischen Fächer stets auch einen Docenten der katholischen Confession aufzustellen, sodaß also in Tübingen eine katholische, evangelische, am Ende auch eine jüdische Weltgeschichte, Metaphysik u. s. w. gelehrt werden wird.

Beide deutsche Staaten sind dagegen wieder einer recht praktischen Bestimmung des österreichischen Concordats in Art. 6 ausgewichen, „daß bei Prüfung derjenigen, welche sich für das Doctorat der Theologie oder des Kanonischen Rechts befähigen wollen, der Bischof die Hälfte der Prüfenden bestellen werde". Bei der neuen Wichtigkeit des Kanonischen Rechts hat die Kirche nicht versäumt, für eine günstige Interpretation durch die freie Wissenschaft das Ihrige beizutragen. Es mag in wenig Jahren eine schöne Theorie zur herrschenden geworden sein!

Gleichermaßen sind die zwei deutschen Staaten einer weitern Concession Österreichs nicht unterlegen; wir meinen die allgemeine Büchercensur. Art. 9. des österreichischen Concordats lautet nämlich: „Erzbischöfe, Bischöfe und alle Ordinarien werden die denselben eigene Macht

mit vollkommener Freiheit üben, um Bücher, welche der Religion und Sittlichkeit verderblich sind, als verwerflich zu bezeichnen und die Gläubigen vom Lesen derselben abzuhalten. Doch auch die Regierung wird durch jedes dem Zweck entsprechende Mittel verhüten, daß derlei Bücher im Kaiserthum verbreitet werden." Man hat selbst diese exorbitanten Bestimmungen abzuschwächen gesucht. Die dem Bischof zugestandene Befugniß sei nicht nur im Wesen der bischöflichen Gewalt nothwendig enthalten, sondern auch allezeit geübt worden, daher sich in der Sache nichts verändern werde; auch werde niemand wol der Regierung das Recht und die Pflicht bestreiten wollen, zu verhüten, daß schlechte Bücher verbreitet werden.

Daß die Geistlichkeit ihre Gemeinden vom Lesen verderblicher, unsittlicher Bücher abmahne und nöthigenfalls mit den Kirchenstrafen einschreite, unterliegt zwar wol vom Standpunkt der Concordate — dagegen vom Standpunkt der wohlverstandenen Selbständigkeit der Kirchen — keinem Anstande, selbst wenn die Bibel in die Klasse der verpönten Lectüre versetzt würde. Dagegen ist die vom österreichischen Staat übernommene Verpflichtung von der schimpflichsten Art; denn das Urtheil, welche Bücher religiös oder sittlich schlecht sind, ist der Kirche übertragen, und der Staat nimmt nur die ehrenvolle Stellung des Urtheilsvollstreckers in Anspruch. Ähnliches verordnete schon das bairische Concordat von 1817 im Art. 13. Allein bald hat das dortige Preßgesetz Abhülfe verschafft; hier aber muß vielmehr das österreichische Preßgesetz als durch das Concordat verdrängt seine Anwendbarkeit verlieren, da im Art. 35 ausdrücklich vereinbart ist: alle dem Vertrag widerstreitenden Gesetze sind aufgehoben. Somit ist im Kaiserstaat der Anfang zur Censur wieder gemacht, und deren Ausübung sogleich in die besten Hände gegeben, in die Hände einer fanatischen Geistlichkeit, die zwar vorerst nicht mit Feuer und Schwert wüthet, aber um so siegreicher jeden geistigen Aufschwung mit polizeilichen Vorkehrungen bekämpfen wird. Wem diese Befürchtungen zu dunkel erscheinen, der vergleiche den Erlaß des Erzbischofs in Mailand vom December 1855, der allen Druckern und Verlegern, als Söhnen der Kirche, für immerdar die Verpflichtung auferlegte, seiner kirchlichen Censur alle Bücher und Schriften vor dem Druck vorzulegen, welchen Inhalts sie auch sein möchten; ferner die Zusicherung des österreichischen Bevollmächtigten, Cardinal Rauscher's, in dessen Note vom 18. Aug. 1855, Nr. 9: „Se. Majestät werde nichts unversucht lassen, um derartige Bücher aus dem Kaiserstaat zu verbannen, und werde dafür sorgen, daß Sicherungsmittel gegeben würden, um die Freiheit der Schriftsteller im Zaum zu halten." Es unterliegt nach diesen Auslassungen keinem Zweifel, daß die Kirche nicht nur gegen Bücher und Broschüren, sondern auch gegen Zeitschriften jeder Art, insbesondere die Tagesblätter, einzuschreiten sich für befugt hält, und daß die damalige Regierung diese Auslegung gutgeheißen hat. Was will solchen scharf gefaßten Verpflichtungen gegenüber der Erlaß eines österreichischen Ministers, der die Freiheit der Presse verkündet? Er mag wol für den Augenblick die Fesseln lösen, welche Priesterherrschaft und Polizeigewalt dem Lande angelegt haben. Kann aber nicht morgen schon ein kaiserliches Handschreiben die Staatsleitung aufs neue jener finstern Partei übertragen, die den Vertragsbruch mit einer um so strengern Handhabung des Concordats zu sühnen versuchen wird? Was ist eine Freiheit, die nur besteht im Widerstreit gegen das klare Gesetz! Sie trägt nur dazu bei, die Heiligkeit des Gesetzes mit Füßen zu treten, ohne das Volk ihrer Segnungen recht theilhaftig zu machen.

Zu weiterer Ausbreitung und Stärkung der hierarchischen Gewalt ist denn auch den Klöstern und Orden, wie wir bereits gesehen haben, eine große Aufmerksamkeit geschenkt worden; deren Einführung ist fast ganz in den Willen der Kirche gestellt. Niemand wird, ohne sich dem Vorwurf geschichtlicher Unkenntniß bloßzustellen, es zu bestreiten wagen, daß die Klöster einst, als die Pflege der Wissenschaften und Künste gleichsam deren Monopol war, vom segensreichsten Einfluß auf Sitten und Wissen der Völker waren, und daß wir ihnen zumeist die Forterbung früherer Culturstufen verdanken. Nicht minder mag zugegeben werden, daß zur Ausbreitung des Christenthums und des in ihm liegenden Geistes der Humanität die geistlichen Congregationen einen wesentlichen Beitrag geleistet haben. Just in ebenso hohem Grade zeugt es von Unkenntniß oder Übelwollen, wenn man ihre Verdienste auch jetzt noch in unsere Tage herüberziehen will und behauptet, heute noch seien sie wesentliche Stützen der Bildung und der Religiosität der Völker. Die Unwissenheit und Verderbtheit vieler solcher Anstalten zeichnet uns die Geschichte mit so grellen Farben, daß das deutsche Volk bis in die untersten Schichten davon Kenntniß erhielt, selbst da, wo es ihr Treiben nicht mit eigenen Augen gesehen hat, und wenn einzelne Ausnahmen nicht zu leugnen sind, so ist damit nur so viel gesagt, daß die Klostereinrichtung die Möglichkeit eines sittlichen wissenschaftlichen Lebens nicht geradezu ausschließt.

Es will uns darum bedünken, daß es ein eitles Unterfangen sei, wenn der Verfasser der Broschüre „Österreich der Concordatenstaat" (Wien 1859) nach einer Vorführung etlicher Züge aus dem Treiben der Jünger des Materialismus ausruft: „Wir leben demnach der festen Überzeugung, es sei höchst wünschenswerth, daß es immerfort Menschen gebe, die durch das Beispiel ihres Lebens, durch ihre großmüthige Aufopferung zu höhern Zwecken dem furchtbar überhandnehmenden Materialismus unsers Jahrhunderts wenigstens einigermaßen entgegentreten und es nicht ganz und gar der Sinnlichkeit zum Opfer werden lassen!" denn wir halten dafür, daß solche Menschen auch außerhalb eines Ordens vorkommen und in größerer Zahl als in solchen. Man nenne uns ferner die preiswürdigen Resultate klösterlicher Gelehrsamkeit in unserm Jahrhundert, die sich mit den Erfolgen der freien Wissenschaft auf den deutschen Hochschulen messen könnten; oder in welcher Art tragen die Klöster etwa dazu bei, auf dem Gebiete der Technik, auf dem für jeglichen Ehrgeiz noch weite Bahn eröffnet ist, vorzuschreiten; oder ist die Volksbildung der Länder, welche ohne Mitwirkung der Klöster gelassen sind, denn um so viel niedriger und unbefriedigender als da, wo das Klosterleben in Blüte steht? Auch halten wir den Einwand für gewagt, daß der weltliche Klerus nicht genüge, die christliche Lehre unter den Gliedern der Kirche zu verkünden. Wozu nun tausend und tausend Hände dem Staate entziehen, tausend und tausend Menschenleben einem Institut opfern, welches, schonend beurtheilt, überflüssig geworden ist!

Dies ungünstige Urtheil ist nicht von heute; es hat sich schon zur Zeit vernehmen lassen, als die Trennung der Kirche noch nicht geschehen war; die Tage der Reformation bekannten es laut. Joseph II. war es vorbehalten, den ersten großen Schritt zur Beseitigung dieser zeitwidrigen Anstalten zu thun, und wir würden sehr irren, wenn wir die massenhafte Aufhebung der Klöster im Anfang unsers Jahrhunderts lediglich der Ländergier der souverän gewordenen Fürsten zuschreiben wollten. Sie würden nicht gewagt haben, so rücksichtslos diesem allerdings nicht zu leugnenden Impuls nachzugeben, wenn sie nicht der lebhaften Zustimmung des größten Theils der gebildeten Welt versichert gewesen wären. Jetzt nun, nachdem die Geschichte ihr verdammendes Urtheil vollzogen und die Leistungsfähigkeit dieser Anstalten, die voll Stolz den mittelalterlichen Charakter bekennen, mit den Anforderungen der Zeit nur in um so größerm Misverhältnisse steht, heute sollen sie ihre Auferstehung feiern!

Man rede nur offen! Die unbedingte Freiheit, Klöster und Orden einzusetzen und natürlich mit Subsistenzmitteln reichlich auszustatten — in den Mitteln und Wegen hierzu ist man ja sattsam erfahren — hat nicht sowol die Ausbreitung und Belebung des Glaubens, noch weniger die Pflege der Wissenschaft und der Volksbildung zum Zweck, sondern es gilt die Macht der Kirche durch die Beherrschung der Geister und den Zauber der materiellen Mittel.

Demselben Zwecke dient die Bestrebung, die bisherige Ordnung in den Vermögensverhältnissen der Kirche umzukehren. Bis dahin galten folgende Grundsätze: Die einzelne Kirchengemeinde ist das Rechtssubject, die Eigenthümerin des Vermögens. Der Kirche als solcher, oder etwa dem Ordinariat, kann also, da deren juristische Persönlichkeit nicht anerkannt ist, weder unter Lebenden noch durch letztwillige Verfügung etwas zugewendet werden. Verfügungen insbesondere der letztern Art sind ungültig. Auch der Vermögenserwerb der einzelnen Kirchengemeinden ist in mancher Hinsicht schon frühzeitig Schranken unterworfen worden. Bald wurde zum Erwerb durch Testament staatliche Genehmigung verlangt; bald jeglicher Erwerb von liegenden Gütern von der Autorisation der weltlichen Behörde abhängig gemacht; bald jede irgend bedeutende Liberalität erst durch Hinzutreten des staatlichen Gutheißens für gültig erklärt. Gesetze dieser Art stammen für Österreich aus dem 11. Jahrhundert und wurden noch unter der Kaiserin Maria Theresia ausdrücklich bestätigt. Für Würtemberg lassen sich solche Beschränkungen des freien Erwerbs von seiten der Kirche aus dem 16. Jahrhundert mehrere anführen; ein Zeichen, daß man frühzeitig einsah, wie nachtheilig für Staat und Gesellschaft die übermäßige Anhäufung des Vermögens in Todter Hand werden könnte. Solche Amortisationsgesetze haben denn auch in Österreich, Würtemberg und Baden bis zum Abschluß der Concordate unbezweifelt bestanden.

Verwaltet wurde nach den Gesetzen dieser drei Staaten das Vermögen der Kirchengemeinden bis dahin im Namen der einzelnen Gemeinden durch einen von der Körperschaft erwählten Stiftungsvorstand, an dessen Spitze der Ortsgeistliche war. Aufsicht führte der Dekan der Diöcese und der weltliche Vorstand des Bezirks; Oberaufsicht übte der Staat. Auch diese oder ähnliche Zustände rühren schon aus dem 16. Jahrhundert her.

Die bestehenden Gesetzgebungen im Geist dieser Grundsätze haben nun auch nicht etwa ein

der Kirche ungünstiges Resultat ergeben. Die heftigsten Vorkämpfer des Concordats, ja sogar der Erzbischof in Freiburg haben bezeugt, daß der Staat trefflich verwaltet habe.

Heute aber, wo man alle Hebel zur Stärkung der Hierarchie in Bewegung setzt, greift man auch hier auf das Kanonische Recht zurück, welches verlangt, daß sämmtliches in der bischöflichen Diöcese belegenes kirchliches Vermögen der Verwaltung und Verfügung des Bischofs zu unterstellen sei, indem man statt des Einzelvermögens der Kirchengemeinden und Stiftungen die Gesammtkirche als juristische Person fingirt, die in der Diöcese durch den Bischof repräsentirt wird. So sagt Art. 31 des österreichischen Concordats: „Die Güter, aus welchen der Religions- und Studienfonds besteht, sind kraft ihres Ursprungs Eigenthum der Kirche und werden im Namen der Kirche verwaltet.“ Das badische Concordat, Art. 12, spricht vom Vermögen, welches „die Kirche“ als ihr Eigenthum besitzt; ebenso das würtembergische Concordat in Art. 10.

Im weitern ist der Vermögenserwerb der Kirche für Österreich durchaus freigegeben; es soll statt der bisherigen staatlichen Genehmigung eine Anzeige bei der Behörde genügen. In den beiden andern Ländern wird vereinbart, daß das kirchliche Vermögen den „allgemeinen Gesetzen des Landes, gleich jedem andern Eigenthum, unterliege“. Die officielle Erklärung in Baden folgert hieraus zwar die fortdauernde Anwendbarkeit der Amortisationsgesetze; es dürfte jedoch, da dieses kein allgemeines, sondern ein specielles Gesetz genannt werden kann, fraglich sein, ob die Kirche seinerzeit, d. i. wenn sie die Macht hat, sich mit dieser Auslegung begnügen werde und ob nicht auch hier die Curie auf das gleiche Ziel wie in Österreich, nur etwas verdeckter, losgesteuert ist.

Hat man nun in Beziehung auf das Subject des Vermögens und dessen Erwerbfähigkeit die bisherigen Grundsätze umgekehrt, so kann auch die weitere Bestimmung der badischen und würtembergischen Conventionen in Art. 10 und 12 nicht befremden: „Das Kirchenvermögen wird im Namen der Kirche unter Aufsicht des Erzbischofs von denjenigen verwaltet, welche nach Vorschrift der Kirchengesetze, oder nach dem Herkommen, oder infolge eines Privilegiums, oder endlich durch eine besondere Bestimmung des Stifters zu solcher Verwaltung berufen sind.“ Nachdem der Staat hiermit das kirchliche Princip, daß der Kirche allein die Verwaltung zustehe, ohne Einschränkung anerkannt, läßt er sich mit der weitern Versicherung beruhigen: „Unter den obwaltenden Umständen und in der Voraussetzung, daß die Staatskasse zu den Kirchenbedürfnissen Beiträge leistet, wenn es nöthig ist, werde der Staat in der und der Art Mitwirkung üben können.“ Findet also die Curie, daß die obwaltenden Umstände sich geändert haben, oder wagt es der Staat, die verlangten Zuschüsse zu verweigern, so stellt sich, mit Berufung auf Art. 10 und 12 des badischen und würtembergischen Concordats, die Kirche auf den Standpunkt des Kanonischen Rechts und zieht die ausschließliche Verwaltung des Vermögens an sich. Und selbst diese zeitweise, bedingte Mitwirkung des Staats ist, für Baden wenigstens, bedeutend abgeschwächt. In Würtemberg besteht bedingungsweise der vorconcordatliche Zustand fort. Österreich dagegen hat rein, und ohne sich ein Privilegium auszubitten, das Kanonische Recht hinsichtlich der Verwaltung in Art. 30 acceptirt; nur bei Veräußerungen und beträchtlichen Erschwerungen des Kirchenvermögens soll — solange die Staatskasse sich durch Zuschüsse an die Kirche solcher Mitwirkung würdig zeigt — die staatliche Genehmigung neben der „päpstlichen“ eingeholt werden. Auch ist die Bedeutung der Worte „oder endlich durch eine besondere Bestimmung des Stifters“ nicht zu unterschätzen. Die aus dem ganzen Vertragswerke der Kirche erblühende Macht wird es unschwer dahin bringen, daß der Sterbende, der die Kirche bedenkt, die besondere Bestimmung trifft, es solle der Kirche allein das Verwaltungsrecht zustehen. Man kann auf diesem Wege noch den Hohn zur Niederlage hinzufügen.

Und was wird der Erfolg dieser hierarchischen Errungenschaften sein? Entziehung großer Mittel aus dem fließenden Verkehr, Verwendung dieser Kräfte im Interesse einer dem Staat feindlichen Gewalt, Machterweiterung des Papstthums, dem allein aus Baden durch die Convention 60 Mill. Fl. zur Verfügung gestellt sind. Dabei bemerke man wohl, daß es lediglich eine selbstverständliche Consequenz des kanonischen Princips über das Vermögen der Kirche ist, wenn der oberste Repräsentant der Kirche frei darüber verfügt. Man wird mit der Zeit nicht mehr einen „freiwilligen“ Peterspfennig von den Kirchengliedern erpressen, sondern die Ortsstiftungen anstrengen, deren Persönlichkeit im Begriff Kirchenvermögen aufgegangen ist; und wozu die Curie die aus Deutschland gezogenen Gelder verwende, zur Hofhaltung in Rom oder zur Subvention des jämmerlichen Kirchenstaats, wer hat das Recht danach zu fragen! Aber alle diese theoretischen und praktischen Bedenken haben den Vertretern der drei vertragschließenden Staaten die Kraft des Widerstandes nicht zu geben vermocht.

Schließlich bietet sich unserer Betrachtung das confessionelle Element der drei Concordate dar. Obgleich die ultramontane Partei der Bekämpfung der Concordate allezeit mit der Behauptung entgegenzutreten versuchte, es handele sich lediglich um innere Fragen der Kirche und danach weder um einen Angriff auf den Staat, noch eine Beeinträchtigung anderer Confessionen; es handele sich um eine auch der evangelischen Kirche gebührende Befreiung vom staatlichen Drucke, der die selbständige Entfaltung der kirchlichen Segnungen unmöglich mache: so ergibt doch schon die Prüfung der badischen und würtembergischen Verträge, auch hinsichtlich der Stellung zum Protestantismus, das Gegentheil. Es handelt sich ja um die Wiederbelebung des strengsten hierarchischen Systems, dem eine ebenbürtige Gleichstellung der evangelischen Kirche ein Unding ist, und die angebliche Befriedigung darüber, wenn auch der evangelischen Confession ein gleiches Maß corporativer Freiheit gewährt werde, ist schon deswegen unwahr, weil auch im Lager der Concordatsfreunde nicht unbekannt ist, daß nach unserer durchaus verschiedenen Verfassung eine gleiche Stellung, wie sie die Curie anspricht, unthunlich ist. Diese Annahme, und daher eine ausdrückliche Bekämpfung der Concordate auch vom Standpunkt des Protestantismus, ist durchaus nicht im Widerspruch mit der Behauptung, daß es sich nicht um Glaubenssachen in den Concordaten handele, und daß daher Protestanten und Katholiken im Interesse des Staatswohls deren Einführung beklagen müßten. Denn es ist natürlich, daß die im Kampf gegen den Staat obsiegende Curie ihr Princip von der Alleinberechtigung ihres Dogma bald auch wieder praktisch zu machen versuchen würde, und insofern es sich in dieser Consequenz der Vertragswerke allerdings auch um den Glauben handelt, hat der Akatholik noch eine besondere Veranlassung, dieselben zu verdammen; dies aber nicht sowol in Unverträglichkeit oder Haß gegen den katholischen Glauben, sondern aus dem ehrenhaften Bestreben, sich die Gleichberechtigung mit der katholischen Kirche zu erhalten.

Noch klarer als in dem badischen und würtembergischen tritt dieser confessionelle Charakter im österreichischen Concordat hervor, das auch hier eine höhere Stufe der Entwickelung einnimmt. Der demselben an die Spitze gestellte Artikel lautet: „Die heilige römisch-katholische Kirche wird mit allen Befugnissen und Vorrechten, deren dieselbe nach der Anordnung Gottes und den Bestimmungen der Kirchengesetze genießen soll, im ganzen Kaiserthum Österreich immerdar aufrecht erhalten werden.“ Welche Gebote Gottes den katholischen Unterthanen der österreichischen Staaten Vorrechte vor Andersgläubigen einräumen, die der Staat zu gewähren im Stande wäre, vermögen wir nicht zu bestimmen; ohne Zweifel haben diese Worte keine andere Bedeutung als jene, als Draperie zu den nun folgenden „Kirchengesetzen“ zu dienen. Hierin liegt denn auch der Kern der Sache. Da natürlich nur die kanonischen Rechte gemeint sein können, so müssen die Vorrechte eben darin bestehen, daß die katholische Kirche die herrschende, andere blos geduldet sind; und daraus folgt weiter, daß hiermit die auch für die österreichischen Staaten durch die Bundesacte vorgeschriebene Gleichstellung der Confessionen aufgehoben ist. Man wende nicht ein, daß schon vor dem Concordat Österreich auch dieser Anforderung der Billigkeit, der Humanität und des positiven Rechts die Anerkennung versagt habe; durch das Concordat ist die Gleichstellung auch rechtlich aufgehoben und die Regierung vertragsmäßig gezwungen, hieran festzuhalten; der Unterschied zwischen factischer Nichtachtung des Gesetzes und ausdrücklicher Aufhebung leuchtet von selbst ein.

Die praktischen Folgen dieser Zusage, daß die katholische Religion gemäß den heiligen Kirchengesetzen aufrecht erhalten werden solle, sind denn auch von der eingreifendsten Art; wir wollen nur einzelne anführen.

Unter den von der Kirche nach ihren Gesetzen beanspruchten Immunitäten, insbesondere Steuerfreiheit, Freiheit von Einquartierung für die Geistlichkeit, Asylrecht der Kirchen und Klöster, Befreiung vom Kriegsdienst für Mönche und Priester, wird das Asylrecht in Art. 15 ausdrücklich anerkannt, „soweit es die öffentliche Sicherheit und die Forderung der Gerechtigkeit verstatten“. Daß dieselben dies Recht eben durchaus nicht verstatten, hat aber unser Jahrhundert anderwärts bereits erkannt. Im Schreiben des österreichischen Bevollmächtigten an den Vertreter der Curie vom 18. Aug. 1855 war zugesichert, daß man die katholische Geistlichkeit mit Einquartierung soviel als möglich verschonen werde. Gleiche Rechte stehen natürlich den evangelischen Kirchen und deren Dienern nicht zu, um sie ihre unebenbürtige Stellung empfinden zu lassen, um durch Ehren- und Geldverluste vor der Ketzerei zu verwarnen. Der Anspruch der Steuerfreiheit für das Kirchenvermögen ist nach dem österreichischen Concordat lediglich eine Frage der Zeit, d. i. der Macht; denn sie ist in der That im citirten Artikel verwilligt und durch Art. 35 das widerstreitende Staatsgesetz beseitigt. Das Begräbniß eines Akatholiken in geweihter Erde

wird im Kanonischen Recht mit den bestimmtesten Ausdrücken untersagt und in Art. 4, Nr. 4 des österreichischen Concordats dieses Recht ausdrücklich eingeführt. An praktischen Beispielen hat es denn auch bisher nicht gefehlt, daß der protestantische Bewohner eines katholischen Ortes abseits gelegt, und ohne Geläute, Begleitung und Gesang, geschweige den Segen des Priesters bestattet ward. Selbst für Militärkirchhöfe wurde für gut befunden, einen abgesteckten Winkel zum Grabplatz der protestantischen Soldaten herzurichten, und man hat in der That Grund zur bittern Frage, ob wol die österreichischen Krieger bei Solferino auch schon so sortirt worden sind. Da die Kirche den Abfall vom Papstthum für ein Verbrechen erklärt und der Staat nach Kanonischem Recht die Rückrufung der Abtrünnigen zu unterstützen verpflichtet ist, so wird die Ausschließung von öffentlichen Ämtern noch eine milde Maßregel der Regierung genannt werden können; im Princip hat die Kirche die Zusage erhalten, daß in der Art und noch wirksamer vorgeschritten werde. Haben doch die Tiroler 1837 schon ihre Protestanten vertrieben. Die bereits erwähnte Verletzung der Confessionen, die in der Erklärung des Papstes liegt, die Ehe eines Katholiken mit einem Protestanten sei ein Verbrechen gegen Gott und die Natur, reiht sich diesen Consequenzen des Art. 1 im österreichischen Concordat würdig an, und wird den Zweck, den sie mit demselben gemein hat, die Confessionen auseinander zu reißen, nicht verfehlen. Eine Regierung aber, die solche Gelüste der Curie befriedigt, mit frevelnder Hand den confessionellen Frieden bricht, hat sich selbst das Urtheil gesprochen.

Die Vertheidiger der Concordate können natürlich in allen diesen Bestimmungen keine Beeinträchtigung anderer Confessionen erkennen, noch viel weniger aber einen Rückschritt der socialen Ordnung der Dinge hierin ersehen. „Wem die Religion mehr als ein Wortschwall ist", sagt ein beredter Lobredner des österreichischen Concordats, „wird zugestehen müssen, daß der Staat ebenso gut wie jeder einzelne Mensch sich zu einer bestimmten Religion bekennen müsse"; und ferner: „Ob man es denn dem Staat verargen könne, wenn er sich zum aufrichtigen Verehrer der katholischen Religion erkläre?" Vortrefflich! erst legt man seinem Opfer die Schlinge um den Hals, mit der Betheuerung, das thue alles nichts, bis man mit einem Ruck die Schleife zuzieht; es gehört in der That ein hohes Maß von Kühnheit dazu, den Art. 1 des österreichischen Concordats mit dem Glaubensbekenntniß eines einzelnen Menschen zu vergleichen. Erklärung des römisch-katholischen Glaubens als herrschende Religion ist die einzig zulässige Auslegung dieses Artikels, der einer der wenigen Errungenschaften unserer Bundesacte Hohn spricht und aufs neue zeigt, wie Österreich in jeder Weise einen Damm zwischen sich und deutschem Leben und deutscher Cultur aufwirft, um seine politische Schwäche zu verbergen und dem Gifte der liberalen Ideen den Eingang zum Kaiserstaat zu verwehren.

Die bisherigen Betrachtungen dürften gezeigt haben, in wie hohem Grade die drei neuen Concordate dem Geist unserer Zeit widersprechen. Sie haben gezeigt, wie sie den Staat in seiner Hoheit verletzen, indem die Kirche in ihrer äußern Gestaltung als ein gleichberechtigtes Gemeinwesen auftritt, oder gar die Unterordnung des Staats anstrebt und diesen zum Vollstrecker ihrer Satzungen herabwürdigt. Wir haben im einzelnen gesehen, daß die Mitwirkung des Staats bei Besetzung der Bischofsstellen auf ein Minimum reducirt ist, während die Rechte der Bischöfe in so umfassender Weise hergestellt werden, daß dies der ausdrücklichen Einführung des Kanonischen Rechts gleichzustellen ist. Die zur Machtfrage gewordene Besetzung der Pfründen ist zum Nachtheil des staatlichen Ansehens erledigt. Klöster und Orden einzuführen ist der Curie freigegeben. Die Gerichtsbarkeit ist im Princip anerkannt, und nur als widerrufliches Privilegium überläßt die Kirche einen Theil dieser rein staatlichen Function der weltlichen Obrigkeit, behält sich jedoch das Recht vor, in Ehesachen zu Gericht zu sitzen, in Patronatsstreitigkeiten mit Auswahl das Urtheil zu fällen und Strafgerichtsbarkeit über Geistliche, sowie Censuren „über alle Gläubigen" (auch die Ketzer) zu üben. Auch das Placet und der weltliche Recurs ist dem neuesten Anfall Roms ohne Ersatz zum Opfer gefallen, und die so selbständig gestellte „Corporation" hat hierdurch gleichsam die Legalisation zu neuer Bekämpfung des Staats erhalten. Zugleich hat sich die Curie den Einfluß auf das sociale Leben gemehrt. Sie hat den Bildungsstand der unterworfenen Länder von der Volksschule bis zu den Universitäten zum Gegenstand besonderer Aufmerksamkeit erwählt, die Freiheit der Forschung im Princip negirt und die Wissenschaft in Fesseln geschlagen. Stifte und Convicte werden den römischen Geist in lauterer Form lehren und den dem Genius unsers Jahrhunderts fremden Geist durch einen dem Leben entwöhnten Klerus ins Volk tragen. Die Censur wird wachen, daß nicht

Schriften, welche der katholischen Religion oder Sitte feindselig gesinnt scheinen, im Volke sich verbreiten. Kloster und Orden werden in neuer Fülle erstehen, um auf die Botmäßigkeit der Gläubigen zu wirken und die materiellen Mittel der Kirche zu mehren, was um so eher zum Ziele führen wird, als die gesammte Vermögensverwaltung, im Princip verändert, denselben Zweck verfolgt. Und damit nichts übergangen sei, hat das österreichische Concordat auch noch die bundesrechtliche und im guten Recht der Civilisation begründete Gleichberechtigung der Confessionen in seinen Landen durch klare Bestimmungen aufgehoben.

Die unheilvolle Bedeutung dieser Vertragswerke, die sich bei näherer Prüfung für Staat und Gesellschaft gleichermaßen herausstellt, ist denn auch alsbald erkannt worden. In der Tagespresse, in Broschüren, Versammlungen hat sich lauter und lauter allmählich das Verdammungsurtheil gebildet, gegen welches die klerikale Partei nur matte Streiter ins Feld führte. Der badischen Ständeversammlung vom Jahre 1859—60 war es vorbehalten, das, was sich jedermann aufdrängte, in der Form des Gesetzes zur Geltung zu bringen. Am 29. und 30. März 1860 wurde in denkwürdigen Debatten der Beweis geführt, daß formell die Regierung verfassungswidrig die Convention abgeschlossen, und daß materiell die Rechte des Staats und die Anforderungen unserer Bildungsstufe verletzt seien. Das Ministerium Stabel-Lamey war eine Folge jener merkwürdigen Tage. Ein Manifest des Großherzogs vom 7. April 1860 verhieß hierauf eine neue Ordnung der Verhältnisse zwischen Staat und Kirche auf dem Wege der Gesetzgebung; ein Verfassungsgesetz, stehend auf der Basis der Selbständigkeit der Kirche in Ordnung der innern Angelegenheiten, sollte den Inhalt der Convention, soweit berechtigt, in sich aufnehmen; derselbe Grundsatz sollte auf andern Gebieten des Staatslebens ebenfalls zur Geltung kommen. Die hierauf den badischen Ständen vorgelegten sechs Gesetzesentwürfe athmen denn auch im allgemeinen den Geist, dem wir bei Beleuchtung der drei Concordate Ausdruck zu geben versuchten, nicht ohne daß jedoch in manchen Fragen eine strengere Festhaltung des Princips zu wünschen gewesen wäre. Man hat sich zur obligatorischen Civilehe nicht verstehen können, sondern sich mit einer Art Nothcivilehe in Gestalt eines Nothgesetzes beholfen. Auch die Beseitigung des Verfassungsparagraphen, der das volle Staatsbürgerrecht an eins der drei Bekenntnisse knüpft, ist nicht erfolgt. Die Kammern stimmten mit immenser Majorität bei. Diese Ausstellungen verringern jedoch das Verdienst der badischen Kammern und des badischen Volks nicht. Baden hat zuerst dem wachsenden Siegeslauf der Hierarchie unserer Tage einen kräftigen Damm entgegengestellt. Seinem Beispiel folgte bereits die hessische Kammer, und wir hoffen, den würtembergischen Ständen werde es bald möglich sein, in gleicher Weise einen dritten Schlag gegen den Ultramontanismus zu führen. Ob und wann es auch dem österreichischen Staate gelingen werde, die unwürdigen Fesseln abzustreifen, in die eine verkehrte Staatsweisheit ihn geschlagen hat, das wird von der politischen Entwickelung dieses Reichs abhängen. Erst muß die Erkenntniß von der Bodenlosigkeit der Concordatspolitik sich in allen Kreisen und allen Schichten der Bevölkerung Bahn brechen. Solange österreichische Parteigänger ausrufen konnten: „Das habsburgische Haus ist nicht blos das einzige, das stets mit der Kirche ging, es ist zugleich auch das einzige, das heute noch von allen alten aufrecht dasteht"; oder: „Der Kaiser Franz Joseph hat durch Abschluß des Concordats, sofern dasselbe wohl vollzogen wird, seinen Unterthanen nicht nur kirchliche, sondern auch (obwol etwas verborgen und nicht augenfällig) politische Garantien gegeben, die kräftiger wirken dürften als die Ersten und Zweiten Kammern der verschiedenen Staaten Deutschlands"; solange solcher Wahnsinn aus der kaiserlichen Hofburg in die Welt drang, war natürlich jeder Gedanke einer Umkehr eine Unmöglichkeit. Ob jetzt, nachdem die wachsende Gärung in Österreich die Beseitigung der Grünne und Bach ertrotzt hat, eine klarere Einsicht in die Verhältnisse am österreichischen Hofe sich Geltung verschafft, oder ob das Diplom vom 20. Oct. 1860 und die Berufung Schmerling's nur eine Frucht der bittersten Noth sei, die mit dieser beiseite geworfen wird, und ob der pfäffische Einfluß den Druck des neuen Ministers und der öffentlichen Meinung aufzuheben im Stande sei — wer vermag hierüber nur annähernd Sicheres zu behaupten. Das aber unterliegt keinem Zweifel, daß die neugewährte Verfassung solange keine Wurzel fassen kann, so lange nicht die Beseitigung des Concordats ausgesprochen ist, und daß umgekehrt der Widerstand gegen Rom und dessen Anhang nur dann mit Erfolg unternommen wird, wenn ein freies Volk in Liebe für Fürst und Verfassung der Regierung ihre Unterstützung verleiht. Darum wird in Österreich Losreißung von Rom und rückhaltsloser Bruch mit dem Absolutismus Eine große That sein.

Indeß auch für Deutschland ist nicht jede Gefahr beseitigt. Rom hat auf das bestimmteste

die andauernde Geltung des badischen Concordats ausgesprochen und ruft „den Zorn Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus" auf jeden herab, der an ihrem Bestande zu zweifeln sich vermißt. Noch stehen ihm Freunde und Bundesgenossen zur Seite, die seine Drohungen über das Niveau des Lächerlichen erheben. Der Gott aber, dessen Namen zu entweihen die Hierarchie so oft sich vermessen hat, der Gott der Wahrheit und des Lichts, kämpft in unsern Reihen. Unser ist der Sieg!

Der Feldzug Garibaldi's und der italienischen Südarmee.

Erste Abtheilung.

Bis zum Übergang nach dem neapolitanischen Festlande.

Ausbruch der Insurrection auf der Insel Sicilien.

Nach dem Frieden von Villafranca, welcher die Hoffnungen der Italiener auf das Zustandekommen der Einigung des ganzen Italien unter der Ägide der französischen Waffen und in einem Siegeslaufe wie derjenige durch die Ebene der Lombardei vernichtete, arbeiteten dieselben desto emsiger auf eigene Faust auf das gleiche Resultat hin, entschlossen, jeden Vortheil wahrzunehmen, welchen ihnen die Gunst des Augenblicks böte, und nie das Ziel aus dem Auge zu verlieren, möchte seine Erreichung durch die Lage der europäischen Politik auch hinausgeschoben werden.

Die Völker Mittelitaliens betrachteten sich im Gegensatz zu den Stipulationen des Friedens von Villafranca, welche ihnen ihre vertriebenen Fürsten zurückgeben wollten, von vornherein als mit dem Reiche Victor Emanuel's vereinigt, und arbeiteten unablässig, diese Vereinigung zu einer vollendeten und dann womöglich auch von aller Welt anerkannten Thatsache zu machen. Die piemontesische Diplomatenpartei half ihnen hierbei auf jede mögliche Weise, soweit es ihr Abhängigkeitsverhältniß von Napoleon III. zuließ, und so kam denn im März 1860 die Vereinigung der vier Länder Mittelitaliens mit Piemont insofern zu Stande, als diese Länder durch feierliche Abstimmung sich für die Annexion aussprachen und Victor Emanuel dieselbe annahm. England hatte diese Politik vorzugsweise unterstützt. Napoleon hatte ihr nachgegeben schon seit dem Ende des Jahres 1859, obgleich er öffentlich sich bis auf den letzten Augenblick ihr widersetzte und immer wieder erklärte, daß er sich an die Stipulationen des Friedens von Villafranca, welche durch den Züricher Frieden vom 10. Nov. 1859 bekräftigt waren, halten müsse und keiner Handlung seine Zustimmung geben könne, welche jenen Stipulationen widerspräche. Mit offener Gewalt wollte er sich zwar der Annexion Mittelitaliens nicht widersetzen, doch verlangte er seinerseits Compensationen, wenn sie zu Stande käme, eine Buße für die Nichtbefolgung seiner guten Rathschläge.

Als die Annexion wirklich vollzogen war, da mußte Victor Emanuel an Napoleon III. Savoyen und die Grafschaft Nizza auf Grund des jetzt wieder hervorgeholten Familienpacts von Plombières abtreten, weil, wie Napoleon behauptete, angesichts jener bedeutenden Vergrößerung, welche aus Piemont ein Land von 12 Mill. Einwohnern machte, Frankreich zu seiner Sicherheit nach dieser Seite hin die Alpengrenze nöthig habe, während nach demselben Princip der Nationalitäten, welches Piemont in der Frage der Annexion Mittelitaliens anrief, Savoyen und Nizza mit ihrer meist französisch redenden Bevölkerung naturgemäß zu Frankreich gehörten. Außerdem bewahrte Toscana allerdings unter dem Scepter Victor Emanuel's, vor der Hand wenigstens, doch eine selbständige Verwaltung. Die französischen Truppen, welche bisher noch in der Lombardei gestanden hatten, wurden aus derselben zurückgezogen, da Piemont jetzt selbst stark genug sei, sich zu vertheidigen, und da der Kaiser Napoleon, gebunden durch den Frieden von Villafranca und Zürich, nicht glaubte, Piemont auf dem Wege folgen zu können, welchen es seinen Rathschlägen zuwider gewählt hatte. England machte dafür, daß seine italienische Politik keine Hindernisse von seiten Frankreichs fand, das Zugeständniß eines vortheilhaften Handelsvertrags.

Die piemontesische Diplomatenpartei war durch die erfolgte Annexion Mittelitaliens an das Reich Victor Emanuel's vorläufig im wesentlichen befriedigt. Ihr ganzes Streben ging lediglich

lich auf die Vergrößerung Piemonts hin. Diese Vergrößerung Piemonts konnte endlich so weit gehen, daß ganz Italien unter Victor Emanuel's Scepter fiel, und dann war hiermit zugleich die Einigung Italiens nicht zu einer losen, allen fremden Einflüssen preisgegebenen Conföderation, wie sie Napoleon III. wünschte, sondern zu einem einheitlichen Staate erzielt. Aber die Diplomatenpartei glaubte nicht, daß die Vergrößerung Piemonts nothwendig so weit gehen, oder daß sie augenblicklich so weit getrieben werden müsse, daß man vielmehr wissen müsse, sich zu begnügen mit jedem willkommenen Stück, welches eben für Piemont zu erbeuten wäre.

Durchaus andere waren die Anschauungen der Partei der wahren Einheit Italiens, der Partei der Jugend, mit den Mazzinisten und Giuseppe Garibaldi an der Spitze. Solange nicht ganz Italien vereint sei zu einem Staate, so meinte diese Partei, sei noch gar nichts geschehen. Man müsse das Eisen schmieden, da es warm sei, und von Napoleon verlassen oder von ihm befreit durch den Abschluß des Friedens von Villafranca, müsse man selbst handeln, das italienische Volk auf eigene Rechnung, wobei es sich freilich unter den obwaltenden Umständen von selbst verstehe, daß Victor Emanuel's Name auf die Fahne geschrieben werde. Sei Piemont durch den Frieden von Villafranca gebunden, so seien es nicht die Provinzen, welche dieser Frieden einstweilen in der Schwebe ließ und schließlich mit der Wiederzurückführung der vertriebenen Fürsten, mit der Wiederherstellung der päpstlichen Macht in der Romagna bedrohte.

Kaum war daher der Friede von Villafranca geschlossen, kaum hatte man sich von dem ersten Eindruck erholt, welchen dieser unverhoffte Friedensschluß machte, und hatte begonnen die Dinge mit mehr Ruhe zu sehen, neben den Nachtheilen auch die möglichen Vortheile der eben herbeigeführten Lage zu erwägen, als der große Agitator, der „Gedanke des Einen Italien", als Giuseppe Mazzini mit einem Worte alle Hebel in Bewegung setzte, um die provisorischen Regierungen Mittelitaliens und dessen Völker für einen insurrectionellen Einfall in die römischen Staaten, welche sich noch unter päpstlicher Herrschaft befanden, und durch sie hindurch in das Königreich Neapel zu stimmen. Die Hoffnungen, die ihm zuerst in Toscana, dann in der Emilia erregt wurden, waren nicht gering. Truppen waren genug vorhanden, zum großen Theil Freiwillige und aus allen Landen Italiens. Garibaldi sollte an deren Spitze das Übrige thun. An dem Erfolge konnte kaum einer zweifeln, der die verrotteten Zustände des Königreichs Neapel kannte, und leicht genug war es, die französischen Garnisonen von Rom und Civita-Vecchia völlig aus dem Spiele zu lassen, sie nicht etwa zu einer Einmischung zu zwingen.

Der Plan Garibaldi's ward durchkreuzt. Es waren nicht blos die Drohungen Napoleon's, welche die piemontesische Regierung bestimmten, Garibaldi vor jedem Vorgehen zu warnen; es war auch der Neid und die Eifersucht der hervorragendsten Glieder der Diplomatenpartei gegen die Männer von der Partei der That. Wenn sich die ganze Diplomatenpartei wie Ein Mann Mazzini gegenüberstellte und in ihren Journalen denselben gewissermaßen zu einem Popanz machte, sodaß alle „anständigen Leute" bei bloßer Nennung seines Namens schon eine Gänsehaut überlaufen sollte, so trat dem großen Freischarenführer der Partei der That, und vornehmlich aus Neid und Eifersucht, der Modenese Fanti, piemontesischer General und Kriegsminister Mittelitaliens, entgegen.

Je mehr die Einigung Mittelitaliens Fortschritte machte, desto mehr wußten sich auch die piemontesischen Diplomaten in den vier Ländern festzusetzen und die einflußreichsten Stellen, die meiste Macht zu gewinnen, und da sie trotzdem nicht allein mit Garibaldi glaubten fertig werden zu können, riefen sie Napoleon und Victor Emanuel gegen ihn zu Hülfe. Napoleon drückte auf Victor Emanuel und versprach diesem Nachgiebigkeit in andern Dingen, wenn er nur nicht zuließe, daß Garibaldi durch eins seiner Flibustierstücke die Dinge in Italien über das Maß hinaus verwickele, welches schon erreicht war. Victor Emanuel, obgleich seinem ganzen Wesen nach viel mehr mit der Partei der That als mit der diplomatischen einverstanden, mußte doch, von der letztern, die seine Umgebung ausmachte, beständig belagert, wiederum auf Garibaldi drücken, und der letztere, endlich der Hindernisse müde, die ihm auf allen Seiten bereitet wurden, sehend, wie die Dinge eigentlich standen, trat Mitte November 1859 vom Schauplatze ab und zog sich auf sein Patmos Caprera zurück.

Damit war die Durchführung des Plans, durchs Römische in Süditalien einzufallen und letzteres zu insurgiren, für das Eine Italien zu gewinnen, vertagt. Aber die mazzinistische Partei ließ nicht ab, aufs emsigste für die Verwirklichung ihrer Hoffnungen und Ideen, wenn auch auf einem andern Wege als dem bisherigen, zu wirken, und zum Felde ihrer vorbereitenden Thätigkeit machte sie nun durchaus Süditalien, während Garibaldi selbst nicht aufhörte, die Italiener, alle seine Landsleute an eine großartige Bewaffnung zu mahnen, welche es Italien wirk-

lich möglich machen sollte, auf eigenen Füßen zu stehen und alle Hindernisse zu beseitigen, die der Einigung des ganzen Landes sich entgegenstellten.

In Sicilien sollte sich in der That ein neues Feld für ein militärisches Vorgehen zur Einigung Italiens im Frühjahr 1860 eröffnen.

Die Regierung oder der Hof des Königreichs beider Sicilien hatte unzweifelhaft die beste Absicht gehabt, sich an dem Kampfe zwischen Österreich einerseits, Frankreich und Piemont andererseits im Jahre 1859 zu Gunsten des erstern zu betheiligen, so sehr auch die gebildeten Klassen der Nation für das entgegengesetzte Vorgehen gestimmt waren. Hätte der Krieg länger angedauert, hätte nicht gerade in seiner Mitte ein Thronwechsel unter besondern Umständen stattgefunden, so würde man auch neapolitanische Truppen gesehen haben, welche, mit denjenigen des Papstes und der vertriebenen Herzoge vereint, von Süden nordwärts vorgedrungen wären, um den in der Lombardei kämpfenden Österreichern die linke Flanke frei zu machen und zu halten.

Indeß am 22. Mai war der Auflösungsproceß des Bombenkönigs, Ferdinand's II., vollendet. Sein Nachfolger, Franz II., von seiner Stiefmutter, der Österreicherin Maria Theresia, in dunkelster Mönchsweise erzogen, erwies sich körperlich und geistig gleich unfähig. Maria Theresia, auf diesen Umstand gestützt, wünschte Franz von der Thronfolge zu entfernen und diese ihrem erstgeborenen Sohne, dem Herzog von Trani, zuzuwenden.

Ferdinand II. ließ sich indeß nicht zu einem Act bestimmen, welcher diesen Wechsel der Thronfolge sanctionirte, und einige Erhebungen zu Gunsten des Herzogs von Trani, welche nach dem Tode Ferdinand's in den Provinzen statthatten, wurden mit leichter Mühe unterdrückt. Franz II. hatte eine mächtige Partei für sich; aber diese Partei war nicht für ihn aus Vertrauen in sein Herz oder seinen Geist, nein, die gewöhnlichen Thronfolgerillusionen existirten bei dieser Partei, der Partei des einigen Italien, nicht: sie war vielmehr für Franz II. gestimmt wegen des Mangels an guten Eigenschaften bei ihm. Sie hoffte, daß seine Unfähigkeit der Erreichung ihres Ziels die mindesten Schwierigkeiten bereiten werde.

Franz II. begann seine Regierung mit keinem selbständigen Act; weder Amnestie noch Verfassung, nicht einmal lügnerische Versprechungen kamen zum Vorschein. Die Stiefmutter mit ihrer Camarilla regierte fort, und der einzige Gedanke, welcher die ganze Regierung beherrschte, war der, der Einheit Italiens entgegenzutreten, den Papst und das Pfaffenthum in Italien zu stützen.

Die Meuterei der Schweizerregimenter am 7. Juli beraubte Franz II. der besten militärischen Kraft, über welche er noch verfügt hatte, und hemmten die Camarilla in der Ausführung ihrer Plane beträchtlich. Zwar ward an der Aufstellung neuer Fremdenregimenter gearbeitet, und die Gemahlin Franz' II., Schwester der Kaiserin von Österreich, zeichnete sich durch ihre Bemühungen in diesem Sinne aus. Aber die neuen Regimenter kamen nur sparsam zusammen.

Eine Armee sollte in den Abruzzen an der päpstlichen Grenze für alle Eventualitäten zur Unterstützung des Papstes gegen Piemont, gegen Centralitalien aufgestellt werden, und es ward mit ihrer Aufstellung der Anfang gemacht, aber die Zustände im eigenen Lande verhinderten es absolut, diese Armee auf eine nur einigermaßen imponirende Stärke zu bringen, und die Zuverlässigkeit derselben ließ vieles zu wünschen übrig.

Die mazzinistische oder unitarische Partei war stark in den beiden Sicilien. Auf dem Festlande Neapels wie auf der Insel vernahm man mit Jubel die Kunde von den Siegen der Franzosen und Piemontesen in Oberitalien, von Palestro, Montebello, Magenta, Melegnano, Solferino. Man ließ Victor Emanuel und Italien leben. Man trauerte im süditalienischen Königreich wie im übrigen Italien über den Frieden von Villafranca. Die Vollziehung der Annexion Mittelitaliens an Piemont erregte im Königreich beider Sicilien womöglich größern Jubel als im Reste Italiens; denn dort in den beiden Sicilien erweckte diese Annexion eine große Hoffnung.

Die piemontesische Diplomatenpartei konnte der Arbeit der Mazzinisten in Süditalien durchaus nicht entgegentreten wollen. Wenn sie auch nicht ebenso consequent als die Mazzinisten den Gedanken völliger Einigung Italiens zu einem Staate verfolgte, ja wenn sie vielleicht eine Annexion Süditaliens an Piemont aus Gründen, die im Verlauf dieser Erzählung sich klarer herausstellen werden, nicht einmal wünschte, so mußte es ihr doch willkommen sein, daß die Aufregung im Königreich beider Sicilien die Regierung desselben verhindere, über die Grenzen ihres Landes hinaus irgendeine erfolgreiche Thätigkeit zu entwickeln, die innere Vollendung der Annexion Mittelitaliens an Piemont zu stören.

Jeder Ausbruch des Jubels über einen Erfolg der Einheitspartei in Italien war ein Dolchstoß für die Camarilla von Neapel. Mit Mühe hielt sie sich anfangs zurück und suchte auf dem

Pfade der sogenannten Klugheit zu bleiben. Diese Klugheit war indessen aller Kühnheit bar; sie ging nicht bis zu dem kecken Gedanken, der keineswegs unausführbar war, daß Neapel das Werk der Einigung Italiens an sich reiße und es den Händen Piemonts entwinde. Endlich riß auch die Geduld zur schlauen Defensive. Die Evvivas des Volks für Italien und Victor Emanuel wirkten auf die neapolitanische Camarilla wie das rothe Tuch auf den Stier in der Arena. Wüthend kehrte die Camarilla zu dem System des Terrorismus, der Spionage, der Verhaftungen, der Tortur zurück, dem System, mit welchem Ferdinand II. regiert hatte.

Von den Gemeinden verlangte die Camarilla Adressen, durch welche jene erklären sollten, daß sie mit dem bestehenden Regierungssystem äußerst zufrieden seien und keine Neuerungen wünschten. Diese Anforderung traf auf ernsten Widerstand namentlich in Sicilien. Auf dieser Insel, auf welcher noch Erinnerungen an eine ehemalige Freiheit vorhanden waren, deren Bevölkerung überdies dem Regierungssystem von Neapel und der Bourbonenherrschaft besonders feindlich gestimmt war, nahm der Widerstand eine immer entschiedenere Gestalt an. Die offene Feindseligkeit machte sich endlich Luft in Demonstrationen für die Annexion Mittelitaliens, nicht blos zu Palermo und Messina, sondern auch in den kleinern Städten der Insel. Da es verboten war: Es lebe Victor Emanuel! zu rufen, rief man in den Theatern jetzt: Es lebe Verdi! (V. E. R. D'. I. — Vittorio Emanuele, Rè d'Italia.)

Der Polizeidirector Maniscalco, welcher im Lauf der Zeit eigentlich die ganze Regierung der Insel an sich gerissen hatte, einer der gewöhnlichsten Polizeimenschen, wollte einschreiten. Er fand keinen Gehorsam. Einzelne Intendanten in den Provinzen zeigten, daß sie nicht mit ihm einverstanden seien, und die aufgebotenen Sicherheitsmilizen versagten den Dienst, indem sie antworteten, daß sie nur verpflichtet seien, gegen Räuber und Mörder zu kämpfen, nicht gegen ihre Landsleute, wenn diese sich in patriotischem Gefühl für eine gerechte Sache erhöben.

Die Häupter der Insurrectionspartei, geleitet von den Gedanken Mazzini's, hatten seit dem Januar 1860 eine allgemeine Erhebung der Insel vorbereitet. Waffen- und Munitionsdepots waren angelegt, Geld zur Unterhaltung von Freischaren gesammelt. Am 4. April sollte zu Palermo der offene Aufstand ausbrechen und ihm das ganze Land sofort antworten.

In der Nacht vom 3. auf den 4. April hatten sich bereits etwa 300 Verschworene in dem Kloster Della Gancia, nahe der Piazza Marina, wo das Munitions- und Waffendepot für Palermo sich befand, wo auch die geheimen Sitzungen des Insurrectionscomité bisher unbemerkt stattgefunden, versammelt. Andere Verschworene vom Lande waren bereits unterwegs nach der Hauptstadt, noch andere warteten auf den Ruf der Sturmglocke von der Della Gancia, um ebendahin zu eilen.

Da verrieth in früher Morgenstunde des 4. April ein Mönch aus dem Kloster Della Gancia die getroffenen Vorbereitungen dem Polizeichef Maniscalco. Dieser begab sich zum General Salzano, dem einstigen Soldaten Fra Diavolo's, jetzigem Militärcommandanten des Platzes und der Provinz Messina. Man vereinigte sich dahin, dem Ausbruche zuvorzukommen. Die Truppen, welche zum großen Theile schon seit mehreren Tagen auf den Plätzen und in den Hauptgebäuden der Stadt bivouakirten und cantonnirten, erhielten den Befehl, unter die Waffen zu treten, und das 6. Linienregiment ward beordert, das Kloster Della Gancia zu überfallen und die dort versammelten Verschworenen aufzuheben. Alle Thore wurden stärker besetzt, um den Zutritt Verschworener vom Lande zu verwehren.

Der Überfall auf das Kloster möchte leicht geglückt sein; doch der Major Bosco, welcher das erst eintreffende Bataillon des 6. Regiments befehligte, verlor viele Zeit mit einer regelmäßigen Absperrung der Straßen rings um das Kloster. Die Verschworenen erhielten so die Zeit, sich auf die Abwehr des Angriffs vorzubereiten, sich zu verbarrikadiren. Bosco's Anwesenheit erregte bei den Verschworenen indeß die Hoffnung, daß sich die Truppen ihnen anschließen würden. Bosco war Sicilier und stand in dem Geruche, ein Liberaler, ein Feind der neapolitanischen Herrschaft zu sein; erst neuerdings hatte er bei einem Festessen einen Toast auf die Einigung Italiens ausgebracht. Die Verschworenen im Kloster begrüßten ihn jetzt mit Lebehochs. Bosco antwortete mit der Aufforderung zur Übergabe und unterstützte dieselbe, auf verneinende Erwiderung, mit einer Flintensalve. Die Insurgenten feuerten gleichfalls. Bosco ordnet einige Compagnien zum Sturm, dieser aber wird von den Insurgenten abgeschlagen; ebenso geht es bei einem zweiten Sturm. Schon schicken die Insurgenten sich jetzt zu einem Ausfalle an, da sie in der Stadt auf verschiedenen Punkten Gewehrfeuer vernehmen und ganz richtig schließen, daß dasselbe von Zusammenstößen zwischen ihren aus den Quartieren Palermos und den Landgemeinden herbeieilenden Genossen und neapolitanischen Truppen herrühre. Der Aus-

fall wird auch unternommen und scheint anfangs von Erfolg gekrönt, als die Generale Sury und Wyttembach frische Truppen heranführen, da in der Stadt die einzelnen Banden der Insurgenten bereits zurückgeschlagen waren und diese, weil sie den Plan verrathen sahen, einen Rückzug aufs Land für das Gerathenste hielten.

Bei dem Ausfall werden die Insurgenten im Kloster beträchtlich geschwächt. Viele von ihnen suchen und finden das Weite; die übrigen, wieder auf die Räume des Klosters beschränkt, leiden bald Mangel an Munition. Sury und Wyttembach bringen vier mitgeführte Kanonen vor und schießen Bresche in die Mauern des Klosters. Ein wiederholter Sturm gelingt endlich. Die Truppen dringen ein und in erbittertem Kampfe metzeln sie die Insurgenten nieder und machen den kleinen Rest gefangen.

Salzano hatte unterdeß mit der Militärregierung auch die Civilregierung von Stadt und Provinz Palermo ergriffen, verkündete für die Stadt und ihren Bezirk den Belagerungszustand und forderte die Ablieferung aller Waffen, auch derjenigen, welche bisher noch auf Grund von Erlaubnißscheinen in den Händen einzelner Einwohner waren. Die Stadt war ruhig, aber rings um dieselbe und fast an ihren Thoren bildeten sich Freischarenlager, welche die Truppen beständig beunruhigten, ihnen keinen Augenblick der Rast gönnten. So auf dem Monte-Pellegrino, bei Bajda, bei Monreale und dem Parco, bei Gibelrossa, bei Bagheria. Salzano beschloß diese Freischarenlager anzugreifen und aufzuheben. Um dies zu können, verlangte er Verstärkungen von Neapel; denn immerhin, wenn die Stadt auch ruhig erschien, mußte er sie doch überwachen.

In den ersten Tagen nach dem Aufstande functionirte noch die Linie optischer Telegraphen längs der Nordküste und auch der unterseeische Telegraph zwischen Reggio und Messina, sodaß die ersten Nachrichten über die Vorfälle des 4. April noch an demselben Tage der Regierung Franz' II. zukamen. Bald hörte dies auf, da die Insurgenten die Telegraphen zerstörten. Von da ab war Salzano betreffs seines Verkehrs mit dem Gouvernement zu Neapel auf die Dampfer angewiesen.

Vom 5. April ab begann eine Reihe von Scharmützeln zwischen den Insurgenten und den Königlichen bei den Porrazzi, bei Bajda, bei Monreale, bei Bagheria, am Monte-Pellegrino. Der Charakter aller dieser Gefechte war ungefähr der gleiche. Die Königlichen rückten geschlossen vor, gewöhnlich in mehreren Colonnen, um die Insurgenten völlig einzuschließen. Die Insurgenten ihrerseits erwarteten den Angriff keineswegs geschlossen, sondern zerstreuten sich hinter die Hecken, in die Häuser, feuerten auf alles, was zurückblieb. Bisweilen kam es zum Sturm eines Hauses. Die Königlichen drangen fast überall ungehindert vor; sie feierten daher auch immer große Siege! Doch wenn man die Sache bei Lichte besah, hatten sie eigentlich nichts erreicht, gewöhnlich war ihr Verlust der dreifache desjenigen der Insurgenten, welche sich aus sicherm Versteck an die Zurückbleibenden und an diejenigen vereinzelten Soldaten machten, die nach dem „Siege" Marodirens halber sich in die Gehöfte in der Umgegend zerstreuten. Die Insurgenten wurden durch ihre Kenntniß des Terrains begünstigt, welche den Königlichen in hohem Maße abging, aber auch durch die Beschaffenheit des Terrains selbst, die engen oft eingeschnittenen Wege, die hohen Hecken an ihnen, die Unangebautheit der Felsen zur Seite, die Unzahl der Thäler und Schluchten, die sich verwirren und durcheinander schlingen wie selten auf einem Stück Landes und eine große Entschlossenheit von demjenigen verlangen, der hier den Faden, die Hauptsache nicht aus den Augen verlieren will.

Eins der bedeutendsten dieser Gefechte fand am 15. April bei Bagheria statt. Es galt an diesem Tage zwei königliche Compagnien loszumachen, welche sich, bei einem frühern Gefechte von einem scheinbaren Erfolg verlockt, zu weit vorgewagt hatten und jetzt von den Insurgenten in zwei Häusern vollkommen blokirt wurden. Es gelang den Neapolitanern, die beiden Compagnien freizumachen, dagegen gelang es ihnen nicht, einen weitern Zweck zu erreichen. Dieser weitere Zweck, welchen sie im Auge hatten, ging dahin, die ganze um Bagheria versammelte Insurgentenschar gefangen zu nehmen, weshalb sie auch in drei weitgetrennten Colonnen vorgerückt waren.

In dem Maße als Salzano neue Verstärkungen vom neapolitanischen Festlande erhielt, glaubte er seine Streifzüge weiter ausdehnen zu können. Patrouillen, welche am 15. April auf dem Monte-Cuccio bis gegen Carini vorgegangen waren, brachten die Nachricht zurück, daß sich dort ein bedeutendes und, wie es schiene, ziemlich organisirtes Insurgentencorps aufhalte. Salzano beschloß daher einen Angriff auf Carini, zu welchem drei Colonnen bestimmt wurden. Die eine unter General Wyttembach ging zur See ums Cap Gallo, sollte bei Capaccio landen und

von da auf Carini losgehen. Zwei andere unter General Cataldo und Major Bosco sollten durch die Berge von Palermo und Monreale aus gleichfalls Carini angreifen.

Die Insurgenten bei Carini waren 1600 Mann stark und in der That einigermaßen organisirt. Aber ein einheitlicher Oberbefehl existirte nicht, vielmehr hing alles von dem Einverständniß verschiedener Häuptlinge ab, welche Banden von da- und dorther zusammengebracht hatten. Eine ihnen dreifach überlegene Macht war gegen sie in Bewegung gesetzt. Bei der Annäherung der Colonne Wyttembach's, welche zuerst erschien, räumten die Insurgenten am 18. April morgens auf die Bitten der Einwohner, welche sich nicht unnütz zu compromittiren wünschten, Carini; da aber das Einverständniß zwischen den Häuptlingen fehlte, in verschiedenen Richtungen. 500 Mann gingen Wyttembach entgegen, die andern 1100 zogen sich in der Richtung auf Partenico in die Berge zurück.

Die 500 Mann, hinter Hecken und in Häuser vertheilt, empfingen Wyttembach's sorglos heranziehende Avantgarde lebhaft und errangen entschiedene Vortheile über sie; ja selbst gegen die Hauptmacht des neapolitanischen Generals hielten sie stand, und diesmal nicht zerstreut, sondern gesammelt und wohlgeordnet — das erste mal seit dem Beginn des neuen Kampfes auf Sicilien. Das Schicksal des Tages schwankte. Da erschienen im Rücken der Insurgenten die Colonnen Cataldo's und Bosco's. Die 500 Mann beschlossen daher den Rückzug. Cataldo kam ihnen aber in Carini zuvor, und für die Insurgenten handelte es sich nun darum, sich durchzuschlagen. Nach wüthendem Kampfe in den Straßen der blühenden Stadt gelang dies dem Reste. Viel hatte dazu beigetragen, daß von den 1100 Mann, welche gegen Partenico aufgebrochen waren, als man das immer stärker werdende Feuer bei Carini vernahm, ein großer Theil der Tapfersten umkehrte, um den Genossen in der Stunde der Gefahr beizuspringen. Diese Truppe fiel Cataldo in den Rücken und machte seine Soldaten stutzig. Der Rückzug konnte, nachdem sie einmal aus Carini heraus waren, von den Insurgenten ungestört bewerkstelligt werden, da die Königlichen, welche mehr als die Insurgenten und weit mehr als in irgendeinem frühern Gefechte verloren hatten, erbittert sich der Plünderung der Stadt ergaben, Nothzucht übten und einfältigerweise Brand anlegten, wie dies endlich zu einem förmlichen System der Königlichen sich ausbildete, unter Umständen selbst, wo man keinen einzigen vernünftigen Grund dafür finden konnte.

Die Zerstörung Carinis war ein zweiter Act auf dem Wege des Terrorismus, den die Brüder Salzano und Maniscalco betreten hatten, wild gemacht durch ihre „Siege", die indeß nur in den Berichten nach Neapel figurirten, und an welche sie selbst nicht glaubten. Am 14. April hatte Salzano 13 Sicilier, welche angeblich mit den Waffen in der Hand ergriffen worden, während mindestens bei vieren von ihnen dies nicht im entferntesten festgestellt war, kriegsrechtlich verurtheilen und mit großer Eile erschießen lassen, ohne den Erfolg etwaiger Gnadengesuche abzuwarten.

Mit der Zerstörung Carinis trat thatsächlich in der Umgegend Palermos eine gewisse Ruhe ein. Aber Maniscalco und Salzano täuschten sich über die wahren Gründe derselben. Sie meinten, daß ihr Schreckenssystem bereits wirke; es war nicht so. Die Sicilier, die Freischarenführer selbst, vermißten die Einheit im Auftreten, welche allein ein glückliches Endresultat geben konnte, und sie hatten bereits genügende Aussicht, daß diese vermißte Einheit bald hergestellt werden würde. Sie war ihnen von Norditalien her verheißen, von wo der Nationalheld Italiens, Garibaldi, in eigener Person mit einer Schar fähiger, ihm durchaus ergebener Führer erscheinen sollte. Deshalb die anscheinende Ruhe der Freischaren, welche thatsächlich sich überall sammelten, wo königliche Truppen nicht vorhanden waren, aber jetzt keine Streifzüge mehr in die Nähe der Hauptstadt unternahmen, weil sie begriffen, daß dies zu nichts Entscheidendem führen könne.

Bedurfte man der beständigen Unruhe in Palermo, so war es gar nicht nöthig, sie durch wiederholte Angriffe der Streifscharen zu wecken oder zu unterhalten. Palermo war und blieb in beständiger Bewegung. Alle Proclamationen Salzano's, die Läden wieder zu öffnen, zu den Geschäften zurückzukehren, halfen zu nichts. Wenn man einige Flintenschüsse auf dem Lande abfeuern hörte, so durchlief das Gerücht die Stadt, die Tausende von Freischaren aus dem Innern Siciliens, geführt Gott weiß von wem, näherten sich Palermo, um endlich den entscheidenden Schlag zu thun und der neapolitanischen Wirthschaft gründlich ein Ende zu machen. Belobte Salzano und Maniscalco die Bevölkerung, daß sie so hübsch stille sei und mit den Freischaren gar nichts zu thun haben wolle, so gab es gewiß am nächsten Tage eine Demonstration. Balcone und Straßen füllten sich mit Menschen; hier und da sah man dreifarbige Fahnen, und der Ruf:

Es lebe Italien! protestirte gegen das Lob der Polizisten Franz' II. Die Verhaftungen der Häupter der Insurrection, welche die Polizisten, wie sie sagten, von den „Verführten" zu unterscheiden beabsichtigten, erregten die allgemeine Indignation. Maniscalco und Salzano mußten sich selbst belügen, wenn sie verkündeten, daß Sicilien beruhigt sei. Die Ruhe, welche herrschte, war durchaus nicht die Ruhe von Warschau. Es war die Ruhe der Hoffnung, welche zu neuem bessern Anlaufe Kräfte sammelt, die nicht ganz unzufrieden ist mit dem, was sie erreicht hat.

In Alcamo existirte eine provisorische Regierung Siciliens, sammelte Geld, Waffen, Munition. Die Comités waren überall, allerdings versteckt, in Thätigkeit und schleuderten ihre Proclamationen trotz aller Polizeimaßregeln in die Welt. Die abergläubischen neapolitanischen Soldaten wurden von Tag zu Tag unruhiger. Sie glaubten selbst nicht an ihre Siege, wie sehr sie ihnen durch die Bulletins Salzano's immer wieder vorerzählt werden mochten. Schon bemächtigte sich ihrer die Furcht, daß mit den Insurgenten eine geheime Macht im Bunde sei, über die kein Sieg errungen werden könne.

Wie zu Palermo und in dessen Gegend, so war es ziemlich überall auf der Insel gegangen. Auf der Westküste hatten sich auf die ersten Nachrichten vom Kampfe in Palermo Trapani, Marsala, Mazzara fast gleichzeitig erhoben. Zu Trapani erreichte die Einwohnerschaft, unter der Vermittelung des Intendanten der Provinz, Marchese Stazzone, daß die Garnison die Stadt räumte und sich in ihre Quartiere außerhalb der Stadt zurückzog. Von einem nachherigen Angriff auf diese Quartiere hielt Stazzone die Einwohner zurück. Marsala und Mazzara hatten sehr schwache Garnisonen, hier triumphirte die Insurrection ohne Mühe und sogleich. In Mazzara trafen die Bürger auch sogleich Vertheidigungsanstalten für den Fall, daß sie später angegriffen würden, eine Sache, die man auf andern Punkten versäumte.

Nach der Zerstörung von Carini glaubte Salzano, der den Sieg entweder wirklich überschätzte oder sich und andern einen Sieg vorspiegeln wollte, seine Waffen weiter tragen zu können. Dies schien unter allen Umständen auch deshalb wünschenswerth, weil die Soldaten in Palermo bereits schwierig wurden, meuterten, nicht mehr ausrücken wollten. Eine Verlegung des Schauplatzes des Kampfes war zweckmäßig.

So wurden denn unter dem Befehl des Brigadiers Letizia, der eben erst und auf seinen eigenen Wunsch von Neapel hergesendet worden, zwei Colonnen gegen Trapani bestimmt, deren eine auf mehreren Dampfern, Letizia selbst an der Spitze, zur See ging, während die andere den Landweg einschlug. Nach kurzem Kampfe ergab sich Trapani am 23. April den Königlichen. Der Commandant der Garnison und der Intendant wurden ihrer Stellen entsetzt und nach Palermo zurückgeschickt, die Insurgentenchefs, welche nicht flüchtig geworden waren, wurden verhaftet und den Gerichten übergeben.

Darauf marschirte Letizia auf Marsala, dessen Bürgerwehr, einen ernsten Widerstand für erfolglos erkennend, die Stadt verließ, um sich in die Gebirge zurückzuziehen. Letizia rückte dann in Marsala ein und streifte von hier weiter an der Westküste und gegen die Südküste. Mazzara ergab sich auf seine Aufforderungen nicht und wurde daher beiseite gelassen. Girgenti, Noto, Caltanisetta hatten sich gleichfalls erhoben. Zu ernsten Kämpfen kam es aber hier nicht, wegen der Schwäche der königlichen Garnisonen, welche den Triumph der Bürgerschaften leicht machte. Die Garnisonen zogen sich in ihre Quartiere zurück, und man stand einander beobachtend gegenüber. In Noto fehlte es den Bürgern an Waffen. Um solche zu erhalten, forderten sie vom Militärcommandanten die Erlaubniß zur Errichtung einer Bürgerwehr und Ausrüstung für diese. Als der Commandant sich weigerte, hierauf einzugehen, verließ nach einem kleinen Zusammenstoß am 7. April die Jugend mit allen Waffen, welche aufzutreiben waren, die Stadt, um in die Berge zu ziehen. In der Provinz Caltanisetta, im Innern, bildeten sich mehrere Streifscharen, ohne daß die Königlichen den Versuch machten dies zu verhindern.

Auch die ganze Ostküste der Insel, Siragosa, Augusta, Catania, Taormina, Messina waren in Bewegung. Da die Stadt Messina von der Citadelle beherrscht wird, beschwichtigten die Führer der Insurrectionspartei selbst den ersten Ausbruch. Es blieb bei einigen unbedeutenden Zusammenstößen in den Straßen; dagegen wanderten viele junge Leute mit ihren Waffen aus und gingen in die nächsten Berge, von wo aus sie durch nächtliche Angriffe die Garnison Messinas beständig alarmirten, ohne indeß jemals Ernst zu machen. General Russo, der Militärcommandant, nahm schon von den ersten Scharmützeln die Veranlassung her, die Stadt in Belagerungsstand zu erklären. Patrouillen von Militär und Polizei durchzogen nun beständig die Stadt und stifteten hier eine Unordnung an, welche ohne sie nicht gewesen wäre. Sie feuerten verschiedenemal, nächtlicherweile Gespenster sehend, selbst aufeinander, dann in der

Betrunkenheit auf alles, was sich an Fenstern und auf Balconen zeigte. Russo drohte daneben, beim ersten Flintenschusse von der Citadelle und dem Salvatorfort her die Stadt bombardiren zu wollen.

Unter solchen Umständen stockten Gewerbe, Handel und Verkehr; Personen und Eigenthum waren in völliger Unsicherheit, die vielen in Messina niedergelassenen Fremden zeigten wenig Lust die Fortdauer dieser Verhältnisse zu ertragen. Die Consuln, an ihrer Spitze der englische, welcher von Malta her bereits Kriegsschiffe verlangt hatte, forderten von Russo, daß er dem beständigen unnützen Feuern in den Straßen der Stadt Einhalt thun und sich auf die Vertheidigung gegen feindliche Angriffe beschränke. Als Russo sich nicht darauf einlassen wollte, solche Versprechungen zu geben, da verließen sie die Stadt und begaben sich auf die Schiffe ihrer Nationen; der größte Theil der niedergelassenen Fremden folgte ihnen. Auch von der eingeborenen Bürgerschaft wanderte aus, was nicht absolut an Messina gebunden war.

Russo setzte sein System fort und entschädigte sich durch Verhaftungen unter den Zurückgebliebenen. Als er dann auf sein Verlangen vom neapolitanischen Festlande her Verstärkungen erhalten hatte und nicht mehr alle seine Truppen in der Stadt und Festung brauchte, entsendete er zwei Colonnen, um die Streifscharen in den Bergen aufzusuchen, die eine nach Milazzo, die andere nach dem Ätna und Catania hin.

In Catania hatte der Prinz Fitalia, Intendant der Provinz, die Bewegung beschwichtigt und durch Überredung die Bewaffnung hintertrieben. Man vertraute seinen Versprechungen um so eher, als er der neapolitanischen Regierung verdächtig war und bei dieser nicht in Gunst stand. In der That aber wollte Fitalia sich die Gunst Maniscalco's und der Regierung zurückerwerben. Er verlangte Truppen von Russo, und als er diese erhielt und sich an der Spitze solcher Streitkräfte sah, daß die Insurrectionspartei durchaus nicht mehr gegen ihn aufkommen konnte, wenn sie es auch wollte, so nahm er Verhaftungen von Verdächtigen vor und führte das Regiment des Belagerungsstandes ganz so, wie es in den andern Städten der Insel gehandhabt ward.

Wie um Palermo, so trat auch auf den übrigen Punkten der Insel gegen Ende April eine verhältnißmäßige Ruhe ein; aus denselben Gründen wie dort, die Ruhe vor dem Sturm, die Ruhe der Erwartung, der Vorbereitung von seiten der Insurgenten.

Die Regierung von Sicilien machte alsbald noch den Versuch, die noch fortdauernde Bewegung auf der Insel nur einigen Tausenden von Banditen zuzuschreiben, welche lediglich auf Raub und Plünderung ausgingen.

Der Prinz von Castelcicala, Paolo Russo, königlicher Statthalter und Generalcommandant in Sicilien, welcher sich bei den ersten Anzeichen der Unruhe entfernt hatte, um nach Neapel zu gehen, dort Bericht zu erstatten und Instructionen einzuholen, erließ nach seiner Rückkehr am 3. Mai ein Manifest, durch welches er verkündete, daß es jetzt nur noch darauf ankomme, einige Raubbanden auseinander zu jagen, daß daher der Belagerungsstand Palermos aufgehoben sei, und daß der König allen volle Amnestie bewillige, welche freiwillig die Waffen niederlegen würden. Dies half durchaus nichts; diese Friedensverkündigung rief eine ganz andere Wirkung hervor als die beabsichtigte. Palermo gerieth von neuem in steigende Unruhe; man glaubte Versprechungen des Gouvernement von Neapel so wenig, daß man auch hinter diesen nur Fallstricke vermuthete. Die Einsichtigen hatten die einzige Besorgniß, daß wirklich infolge dieser Versprechungen die Insurrection einigermaßen gehemmt werden könnte. Gerüchte von einer neuen Insurrection Palermos kamen daher in Umlauf; die geheimen Comités der Insurrection forderten die Sicilier auf, den Versprechungen Castelcicala's nicht zu trauen, auszuharren auf dem einmal betretenen Wege und auf den sichern Sieg zu vertrauen. Weit entfernt, daß die Freischaren von den königlichen Truppen aufgerieben oder vernichtet wären, ständen sie vielmehr jetzt stärker als je rings um Palermo, wie es sich in der That verhielt, und die Regierung hätte sogar die nach der Westküste entsendeten Colonnen zurückrufen müssen, um die nächste Umgegend Palermos nur einigermaßen zu sichern. Die wenigen Läden in Palermo, die Wirthshäuser, welche in der letzten Zeit wieder geöffnet waren, wurden augenblicklich von neuem geschlossen, und als jetzt das Gouvernement sie in der Straße Toledo gewaltsam öffnen ließ, blieben sie leer von Besuchern.

Salzano verordnete darauf, daß so verfahren werde, als ob der Belagerungsstand keineswegs aufgehoben sei, und schon am 8. Mai setzte Castelcicala jene Ordonnanzen Filangieri's von 1849 wieder in Kraft, durch welche die Ablieferung aller Waffen verlangt, diejenigen, welche

nicht folgten, mit Kriegsgerichten bedroht, Leute, welche bewaffnet das Land durchzögen, für vogelfrei erklärt und Belohnungen für die Einlieferung solcher Bewaffneten versprochen wurden.

Aus diesen Verordnungen erkennt man deutlich den lieblichen Zustand Siciliens im Anfang des Mai kurz vor der Landung Garibaldi's. Welche Furcht dieser Name dem neapolitanischen Gouvernement einflößte, werden wir alsbald des weitern erkennen.

Die Expedition Garibaldi's. Die Landung bei Marsala.

Nachdem der Plan, aus Centralitalien und durch das päpstliche Gebiet nach dem Süden vorzudringen, hatte aufgegeben werden müssen, andererseits dagegen der Ausbruch der Insurrection in Sicilien gesichert erschien, hatte die Partei der That daran gearbeitet, Garibaldi zu bestimmen, daß er sich nach Sicilien begebe, um dort die Einheit der Führung zu schaffen, welche, wie nach frühern Erfahrungen vorauszusehen war, ohne ihn fehlen würde.

Crispi und Rosolino Pilo, Graf von Capace, letzterer ein Abkömmling der Anjou, hatten schon im Februar von Garibaldi, welcher in dieser Zeit die Erinnerung an einen unwürdigen, ihm gespielten Betrug zu überwinden suchte, das Versprechen erhalten, daß er sich an die Spitze der sicilischen Insurrection stellen werde, wenn dieselbe ernsthaft zum Ausbruch käme. Crispi, Sicilier wie Rosolino Pilo, seit 1849 flüchtig, lag in Genua auf der Lauer, als am 6. April dort die erste Nachricht vom Ausbruch der Insurrection zu Palermo anlangte. Er begab sich mit Bixio sofort nach Turin, wo Garibaldi damals als Deputirter weilte. Es hielt nicht schwer, von Garibaldi eine Erneuerung seines Versprechens zu erhalten, da diesen die Ankündigung der Vereinigung Savoyens und Nizzas mit Frankreich tief verbittert hatte. Nizza, die Vaterstadt des Nationalhelden Italiens, sollte eine französische Stadt werden. Alles Nothwendige ward sogleich besprochen. Nach allen Seiten gingen Abgesandte, um Waffen, Munition herbeizuschaffen, um Dampfer zu finden, welche eine kleine Expedition — anfangs dachte man nur an einen Rahmen von Offizieren für die sicilischen Insurgenten — nach der Insel hinübertragen könnten.

Am 14. April interpellirte Garibaldi im Parlament zu Turin das Ministerium wegen der Abtretung Savoyens und Nizzas, wegen des Vertrags vom 24. März. Er verlangte, daß Cavour in Anklagestand versetzt werde. Nachdem die Versammlung über diese Interpellation zur Tagesordnung geschritten, verließ Garibaldi noch am gleichen Tage Turin, um sich nach Genua zu begeben. Bei Genua fand er Unterkunft in der Villa Spinola, welche seinem alten Freunde, dem Major Vecchi, Geschichtschreiber der Jahre 1848 und 1849, gehört. Die Villa Spinola ward der Sammelpunkt der Expedition, welche nach Sicilien hinübergehen sollte. Dieselbe traf auf nicht geringe Schwierigkeiten. Nur insgeheim konnte die Nachricht von Garibaldi's Absichten verbreitet werden. Trotzdem durchlief diese Nachricht schnell das Land, und an Leuten, welche sich dem Unternehmen anschließen wollten, fehlte es nicht. Ja es fanden sich binnen kurzem weit mehr, als worauf ursprünglich gerechnet worden war. Dagegen fehlte es an Gewehren, an Geld. Die piemontesische Regierung legte anfangs der Expedition Hindernisse in den Weg; sie machte es selbst unmöglich, daß die Flinten, welche aus der Garibaldi-Subscription für die berühmte Million wirklich hervorgegangen waren, von Mailand her abgeliefert wurden.

Erst als die sicilische Insurrection zu Ende April gescheitert schien, wie alle Nachrichten sagten, verstand sich Cavour dazu, eine Partie Gewehre und eine lumpige Summe Geldes zu liefern. Es schien fast, daß Cavour in allen Angelegenheiten, welche auf den Süden Italiens Bezug hatten, vornehmlich von Lafarina geleitet, die Absicht hegte, den Freischarengeneral auf die Schlachtbank zu führen. Was immer Cavour denken mochte, Garibaldi konnte mit Joseph, seinem Namensvetter, rufen: Ihr dachtet es übel mit mir zu machen, aber Gott hat es wohl hinausgeführt.

Die Regierung des unfähigen Franz' II., des Heldenkönigs, für welchen jetzt die ganze Reaction Europas schwärmt, überlief, wie leicht erklärlich, bei der bloßen Nennung des Namens Garibaldi eine Gänsehaut. Das Ministerium interpellirte die sardinische Regierung, theilte dieser mit, daß es Kunde von den Absichten Garibaldi's habe, forderte, daß deren Ausführung verhindert werde. Die neapolitanische Regierung wendete sich weiter an das englische Gouvernement und forderte von diesem ein Einschreiten bei Cavour. Sie sendete Kreuzer aus, um sowol die Küsten Siciliens als des neapolitanischen Festlandes zu bewachen. Denn, wo Garibaldi landen wolle, wenn es ihm überhaupt gelänge, die Küste Sardiniens zu verlassen, darüber wagte man keine sichere Meinung aufzustellen.

Unterdessen hatte Garibaldi, obwol er nicht offen auftreten durfte, alle wesentlichen Schwie-

rigkeiten überwunden. Gewehre, wenn auch nicht so viele, als man ursprünglich zu bekommen gehofft, waren herbeigeschafft worden. 1083 Freiwillige waren in Genua versammelt und harrten nur des Winkes ihres geliebten Führers, um in See zu gehen; Nino Birio, Seemann wie Garibaldi, hatte es über sich genommen, sich zweier Dampfer der Gesellschaft Rubattino mit List oder Gewalt zu bemächtigen.

Am 5. Mai abends sammelten sich die Freiwilligen Garibaldi's bei der Villa Spinola, und gegen 10 Uhr begann die Einschiffung zunächst auf Barken, welche sogleich aufs Meer hinaussteuerten, um hier die Dampfer aus dem Hafen zu erwarten. Birio hatte mit 40 Mann die beiden Dampfer überfallen, die Offiziere, welche sich des Scheins halber widersetzten, einsperren lassen, und begann zu heizen. Der Piemonte war bald nach Mitternacht fertig zum Aufbruch, der Lombardo noch nicht. Garibaldi, dem das Warten zu lange dauerte, steuerte selbst nach dem Hafen und ließ, um nicht mehr Zeit zu verlieren, den Lombardo vom Piemonte ins Schlepptau nehmen. Um 3 Uhr morgens am 6. Mai waren die Dampfer draußen und die Einschiffung begann sogleich; die Heizung des Lombardo war unterdessen vollendet.

Um 4 Uhr setzten sich die Fahrzeuge in Bewegung; auf dem Piemonte commandirte Garibaldi selbst, auf dem Lombardo Nino Birio. Dieser hatte zugleich den Auftrag gehabt, die Waffen und die Munition einzuschiffen. Die 1019 Flinten, über welche man verfügte, hatte er wirklich auf den Lombardo schaffen lassen, dagegen war das Einschiffungsboot, welches eine Anzahl Revolver und die Munition trug, abhanden gekommen, möglicherweise nicht ohne Cavour'sche Einwirkungen. Garibaldi ward hiervon erst unterrichtet, als man sich bereits auf hoher See befand. Am 7. Mai morgens ließ er in dem kleinen Hafen Talamone an der toscanischen Küste vor Anker gehen. Von hier aus verschaffte er sich 150000 Patronen vom Commandanten von Orbetello, ferner aus der Gegend Lebensmittel. Hier ward zugleich das kleine Corps in sieben Compagnien organisirt, mit einem Generalstab, an dessen Spitze Oberst Sirtori, mit einer Generaladjutantur, an deren Spitze Oberst Türr stand. 60 Mann blieben zurück, um aus dem Toscanischen einen Einfall in die päpstlichen Staaten zu machen und so zu verfahren, daß man glauben könnte, das ganze Expeditionscorps sei zu diesem Zweck bestimmt.

Am 9. Mai abends verließ die Expedition Talamone, nachdem sie aus Orbetello auch noch einige kleine Geschütze erhalten hatte, und steuerte längs der Küste der Insel Sardinien gerade in der Richtung auf das Cap Bon los; in der Nacht vom 10. auf den 11. ward der Curs auf die Westküste der Insel Sicilien genommen. In den Gewässern Siciliens angekommen, wurden die beiden Dampfer Garibaldi's alsbald von den beiden neapolitanischen Kreuzern Stromboli und Capri entdeckt, welche hier die Wache hatten und nun ohne Säumen die Jagd begannen. Garibaldi nahm seine beiden Dampfer fast Bord an Bord und strengte die Maschinen, gerade auf den Hafen von Marsala loshaltend, aufs äußerste an. Aber er verlor immermehr den Vorsprung, und noch ehe er ganz den Hafen erreicht hatte, waren die beiden neapolitanischen Kreuzer so nahe gekommen, daß sie glaubten, das Feuer eröffnen zu können. Ihre ersten Kugeln schlugen schon in der Nähe der piemontesischen Dampfer ins Wasser.

Garibaldi hatte vorausgesehen, daß er in den Fall kommen könnte, die beiden Dampfer opfern zu müssen. In einem Schreiben an die Directoren der Gesellschaft Rubattino, welches er in Genua hinterließ, entschuldigte er die gewaltsame Fortnahme der Dampfer mit dem großen Zwecke, sprach die Hoffnung aus, daß die ganze italienische Nation für allen Schaden, welcher der Gesellschaft entstehen könnte, aufkommen werde, und verpfändete für den Fall, daß diese Hoffnung sich nicht realisire, den ganzen Ertrag der Subscription für die Million Flinten.

Die beiden leichten Dampfer fuhren ohne Schwierigkeit in den Hafen von Marsala ein, während die beiden schwerern neapolitanischen Kreuzer nicht mit der gleichen Behendigkeit folgen konnten. Garibaldi ließ seine Dampfer auf den Strand laufen und begann sogleich die Ausschiffung, wobei er nicht den geringsten Widerstand fand. Als die ersten Garibaldianer, theils in der Camicia rossa (Rothhemde), theils in einfacher Civilkleidung landeten, räumte die schwache neapolitanische Garnison den Platz in Verwirrung. Dagegen eröffnete der Commandant der neapolitanischen Kreuzer, sobald er einen geeigneten Punkt auf der Rhede gefunden zu haben glaubte, ein heftiges Feuer auf die Schiffe Garibaldi's. Die Entfernung war aber immer noch zu groß, als daß dies Feuer hätte beträchtlichen Schaden thun können.

Zwei englische Kriegsdampfer befanden sich auf der Rhede. Acton, der neapolitanische Commandant, stellte an den englischen Kapitän, welcher beide befehligte, das sonderbare Ansuchen, die piemontesischen Dampfer fortzunehmen. Der Engländer verweigerte dies und ver-

langte dagegen, daß die Neapolitaner ihr Feuer einstellten, da sich fast alle seine Offiziere am Lande befänden. Acton willigte unter der Bedingung ein, daß der Engländer sofort seine Offiziere zurückrufe. Das geschah, und kaum waren die englischen Marineoffiziere an Bord ihrer Schiffe, als diese auch nach Malta hin sich in Bewegung setzten. Jetzt eröffneten die Neapolitaner, welche sich unterdessen dem Lande weiter genähert hatten, ihr Feuer von neuem. Aber sie konnten nichts mehr thun als Holz zerstören. Garibaldi's ganze Truppe war sammt allem ihrem Material bereits gelandet.

Die Schiffe waren preisgegeben. Garibaldi hatte mit diesem Opfer alles erreicht, worauf es ihm zunächst ankommen konnte.

Das Gefecht von Calatafimi.

Die Nachricht von Garibaldi's Landung bei Marsala durchlief mit Blitzesschnelle die ganze Insel. Der Name war eine Armee; die neapolitanische Hofpartei sammt ihren Helfershelfern zitterte, und das Volk der Insel belebte neuer Muth. Die Streifscharen im Innern hatten sofort großen Zulauf.

Palermo ward von Salzano augenblicklich wieder in völligen Belagerungsstand erklärt, während die Bevölkerung der Hauptstadt sich dem ausgelassensten Jubel hingab. Das geheime Comité von Palermo ermahnte durch Anschläge, alle bloßen Theaterdemonstrationen zu unterlassen. Jeder sollte dafür sich zum entscheidenden letzten Kampfe vorbereiten.

Im Königspalast zu Neapel herrschte die größte Bestürzung. Eine Flotte von sechs Dampfern unter dem Admiral Salazor mußte sogleich neue Verstärkungen vom neapolitanischen Festlande nach Sicilien hinüberschaffen. Daneben donnerte die neapolitanische Regierung eine Note an alle Mächte hinaus. Eine Seeräuberei scheußlichster Art, so hieß es, sei begangen, vorbereitet in einem befreundeten Staate, Piemont, unter den Augen der Regierung, trotz aller Versprechungen, welche diese Regierung gegeben, die Sache zu hindern.

In den officiellen Journalen lautete die Sprache noch viel entschiedener. Piemont ward offen der Unterstützung Garibaldi's beschuldigt. Wie wenig diese Beschuldigung gegen die piemontesische, Cavour'sche Regierung gegründet war, wird man aus dem früher Erzählten schon herausgelesen haben. Aber das ist freilich wahr, daß fast das ganze Volk Norditaliens dem Unternehmen Garibaldi's seine Sympathien widmete, und daß diese auch in den meisten Beamten, Civil- und Militärbeamten der piemontesischen Regierung, lebendig waren, welche — im Zweifelsfall, und der Zweifelsfälle gab es gar viele, immer Garibaldi unter die Arme griffen.

Cavour lehnte jede Verantwortlichkeit für die Expedition Garibaldi's ab, und es ist nicht zu bezweifeln, daß er, obschon er sich auch schließlich gern für die Annexion von ganz Süditalien an Piemont entschied, doch ebenso zufrieden gewesen wäre, wenn die Expedition Garibaldi's unglücklich von Anfang an ausfiel, wenn der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen gethan ward.

Mit Entrüstung erhoben sich auch die englischen Blätter gegen die Beschuldigungen der neapolitanischen Hofzeitungen, daß die Expedition Garibaldi's von England begünstigt und unterstützt sei. Man kann freilich nicht umhin, den neapolitanischen Hofblättern einiges Recht in Bezug auf die gegen England erhobenen Beschuldigungen zuzugestehen, wenn man ohne Befangenheit die Anwesenheit der englischen Dampfer im Hafen von Marsala und das Verfahren ihres Commandanten betrachtet. Es ist möglich, daß sich die englischen Schiffe rein zufällig vor Marsala befanden, daß sie rein zufällig gerade zur rechten Zeit dort eingetroffen waren, daß rein zufällig ihre Offiziere sich eben Vergnügungs halber am Lande befanden, als Garibaldi's Schiffe einliefen. Aber andererseits durfte man es wol denen, welche unter diesen Zufällen litten, nicht verargen, wenn sie nicht durchaus an den Zufall in diesen Dingen glauben wollten.

Komisch war es aber, wenn die neapolitanische Hofpartei auf der einen Seite in jeder ihrer Proclamationen, in jeder ihrer Noten die ausgesprochenste Furcht vor Garibaldi und seinen Genossen verrieth, während sie andererseits diese nur mit den Ehrentiteln von Seeräubern, Flibustiern, eines Haufens zusammengelaufenen Volks, das bald vernichtet sein würde, zu beehren wußte.

Garibaldi errichtete zu Marsala eine provisorische Regierung und erließ dann sogleich einen Aufruf an die Sicilier zu allgemeiner Bewaffnung. Angesehene Sicilier und Neapolitaner, Castiglia, La Masa, Cosenz, richteten Aufrufe an die Sicilier und an die neapolitanischen Soldaten. Alle diese Proclamationen wurden schleunig in Tausenden von Exemplaren durch das

Land verbreitet. Schon zu Marsala schloß sich eine Bande von Insurgenten an den Kern der Macht Garibaldi's, seine Alpenjäger, an.

Am 12. Mai begann Garibaldi den Marsch ins Innere in der Richtung nach Salemi. Hier hatte er am 13. Mai bereits durch Zulauf von Insurgentenbanden 4000 Mann beieinander. Pferde hatten mindestens die höhern Offiziere; Maulthiere trugen die Kanonen und die Munition.

Am 14. Mai, zu Salemi, erklärte sich Garibaldi zum Dictator Siciliens im Namen Victor Emanuel's. Am gleichen Tage erließ er von Salemi aus ein Decret, welches eine regelmäßige Organisation der Streitkräfte Siciliens vorbereiten sollte. Alle waffenfähigen jungen Männer von 17 bis zu 30 Jahren wurden zum activen Dienst im Heere berufen, während die ältern, zur Verfügung der Gouverneure der Districte, Reserven und Bürgergarden bilden sollten, die erstern von 30—40 Jahren für den Dienst im District, die letztern von 40—50 Jahren für den Dienst nur in ihrer Gemeinde. Die Stärke der Compagnien ward auf 60—150 Mann, diejenige der Bataillone zu mindestens vier Compagnien festgestellt.

Wir machen hierzu nur zwei Bemerkungen: zuerst ergibt sich, daß Bataillone von 240 Mann in der Garibaldi'schen Armee von vornherein als zulässig erklärt wurden. Wenn in deutschen Zeitungen bisweilen die Stärkeangabe von z. B. 1500 Mann für zehn Bataillone mit verschiedenen Fragezeichen u. s. w. begleitet wurde, so wird wol nun die Überflüssigkeit dieser Fragezeichen auch ohne weitere Erläuterung klar sein. Zweitens muß bemerkt werden, daß das Decret Garibaldi's über die allgemeine Bewaffnung auch nicht im entferntesten zur wirklichen Ausführung kam. Die Sicilier sträubten sich gegen die Regularisirung ihrer Militärverhältnisse unter Garibaldi's Dictatur genau ebenso wie unter der neapolitanischen Regierung, obgleich es die Befreiung von dieser galt. Garibaldi zog aus Sicilien nur Freiwillige, und diese in äußerst geringer Zahl, wie sich späterhin ergeben wird.

Am 15. Mai marschirte Garibaldi von Salemi in der Richtung auf Alcamo fort. Seine Absicht war, auf Palermo loszugehen, unterwegs aber die Guerrillaschaaren an sich zu ziehen, welche Rosolino Pilo, der ihm nach Sicilien vorausgegangen, um seine Ankunft zu verkünden, in der Gegend von Carini sogleich wieder gesammelt hatte, als kaum die Neapolitaner, auf die weitern Eroberungen an der Westküste sinnend, jene Landstriche geräumt hatten.

Am 15. Mai sollte es zum ersten bedeutenden Zusammenstoß mit den Königlichen kommen. In der Gegend von Partenico, Alcamo und Calatafimi stand der Brigadegeneral Landi, um die Ruhe zu erhalten oder sie nach Bedürfniß herzustellen. In Calatafimi selbst hatte er vier Bataillone, 200 Reiter und vier Gebirgsgeschütze vereinigt. Calatafimi, in der Nähe des alten Segeste, ist neben demjenigen am Meeresufer der Hauptpaß nach Palermo. Die Straße durch die Berge fern der Küste war offenbar für Garibaldi bei der Beschaffenheit seiner Streitkraft, und da er sich vorzugsweise auf die Tapferkeit seiner Leute verlassen mußte und auf die Unterstützung der Landeseinwohner rechnen konnte, die vorzüglichere.

Landi, von den Vorgängen zu Marsala, von der Anwesenheit Garibaldi's zu Salemi unterrichtet, beschloß demselben entgegenzugehen. Etwa halbwegs von Calatafimi nach Salemi, doch näher dem erstern als dem zweiten, trafen die beiden Parteien aufeinander. Das Thal von Vita trennte beide. Auf den Höhen von Vita formirte Garibaldi die Seinen, die Alpenjäger, seine treuen Genossen aus Norditalien im ersten Treffen, die Sicilier in der Reserve und, zur Beunruhigung des Feindes, auf den Flanken. Gegenüber auf den Höhen, welche Pianta de' Romani genannt werden, stellte Landi seine Brigade auf.

Die Jägerketten gingen von beiden Seiten vor. Den Alpenjägern ward indeß bei dem Herumschießen, welches um 10 Uhr begonnen hatte, alsbald die Zeit lang. Vier ihrer Compagnien schritten zum Bajonnetangriff. Sie gelangten, die neapolitanischen Jäger vor sich hertreibend, auf die Höhen der Pianta de' Romani, fortgerissen, obgleich Garibaldi, welcher so wenig Leute als möglich opfern wollte und fürchtete, daß seine Besten sich in das mörderische Feuer der neapolitanischen Artillerie, welche bereits aufgefahren war, unbedacht hineinstürzen möchten, zum Rückzuge blasen ließ.

Der erste ernste Angriff der Garibaldianer ward durch ein wohlgezieltes Bataillefeuer der Neapolitaner zurückgeschlagen. Beim zweiten ging es nicht anders. Schiaffini, der Fahnenträger der Schützen von Genua, ward bei diesem Angriffe getödtet und die Fahne, oder vielmehr das kleine Fähnlein, wie deren jedes Detachement eins hatte, blieb in den Händen der Neapolitaner. Sie thaten sich darauf ungemein viel zugute.

Jetzt unterstützte Garibaldi die erste Linie, Türr mußte einige Compagnien gegen die linke

Flanke des Feindes vorführen. Auch dieser Angriff drang nicht durch. Es trat eine Ruhepause ein, während welcher die Garibaldianer am Rande der Höhe sich friedlich wartend niederließen zum großen Erstaunen der Königlichen. Wie gering übrigens bei diesen die Neigung zum Angriff, wie gering bei ihnen das Bewußtsein der Kraft des Angriffs ausgebildet war — zum großen Theil dank der bei ihnen noch ganz unnützerweise genährten Abgötterei vor den weittragenden Gewehren — das beweist wol deutlich genug der Umstand, daß sie selbst nach drei glücklich abgeschlagenen Angriffen nicht daran dachten, ihrerseits mit der Reserve, über welche Landi immer noch verfügte, zum Angriff überzugehen.

Schließlich waren die Kanonen Garibaldi's angekommen. Garibaldi ließ die zwei ersten auf die Höhen der Pianta de' Romani vorgehen, und drei Schüsse, welche diese schlecht bedienten Geschütze thaten, brachten eine magische Wirkung auf die Königlichen hervor. Kanonen, das war in ihren Augen das Zeichen einer regulären Armee. Bisher hatten sie immer noch bloße Flibustier sich gegenüber geglaubt, jetzt nicht mehr. Ein neuer Angriff der Garibaldianer hatte den besten Erfolg. Landi trat den Rückzug nach Calatafimi an und ließ sogar ein Geschütz, welches nicht, wie er nachher behauptete, vom Tragthier gefallen war, sondern in Position auf seiner Laffete genommen ward, in den Händen der Flibustier zurück.

Garibaldi hatte während des ganzen siebenstündigen Kampfes, von 10 Uhr morgens bis 5 Uhr abends, nicht mehr als 70 Todte und Verwundete verloren, darunter allerdings 18 Offiziere. Doch will dies nicht viel sagen, da eine große Anzahl von Offizieren als gemeine Soldaten, mit der Flinte in der Hand, in den Reihen der Alpenjäger kämpften.

Landi hatte 72 Verwundete; sein ganzer Verlust, die Todten eingerechnet, mochte auf höchstens 120 Mann steigen. Derselbe war jedenfalls unbedeutend zu nennen, da Landi etwa 3000 Mann zu seiner Verfügung hatte. Von einer Anstrengung der äußersten Kraft, wie die Sache bisweilen dargestellt worden ist, kann also nicht die Rede sein. Ebenso wenig kann die Überzahl der Feinde den eiligen Rückzug des Brigadier Landi rechtfertigen. Garibaldi commandirte etwa 4000 Mann, und davon waren kaum 1000, die mitgebrachten Alpenjäger nämlich, wirklich im Gefecht. Die Sicilier thaten wenig. Sie erhielten von den Alpenjägern sehr bald den Titel Picciotti, Bursche, etwa so ausgesprochen, wie ein alter deutscher Veteran und tüchtiger Soldat das Wort Rekrut ausspricht.

Garibaldi wußte auch sogleich, daß er auf eine ernste Thätigkeit der von einzelnen Häuptlingen aufgebrachten sicilischen Banden (squadry) gar nicht rechnen könne. Doch dachte er: die Menge muß es bringen! Die Menge hatte es wirklich schon bei Calatafimi gebracht. Diese Schwärme, welche außer Schußweite überall die Höhen füllten, hatten mit ihrem Geschrei und Knallen die in der Position festgehaltenen neapolitanischen Soldaten doch eingeschüchtert.

Der Marsch auf Palermo.

Landi kaum in Calatafimi angekommen, richtete sofort einen Rapport an den Fürsten Castelcicala, in welchem er um Verstärkung bat. Er wollte also in Calatafimi halten. Aber kaum war der Rapport abgegangen, als er seinen Entschluß auch schon änderte.

Rosolino Pilo hatte in der Gegend von Carini die einzelnen vertheilten Streifscharen zusammengezogen und Einheit in ihre Führung gebracht. Auf die Nachricht davon fürchtete Landi für seinen Rückzug nach Palermo und trat denselben sogleich an, um noch rechtzeitig durchzukommen. Er marschirte über Alcamo nach Partenico. Nach letzterm Orte war aber die Nachricht von dem Siege der Garibaldianer bei Calatafimi vor Landi's Ankunft gelangt. Die Einwohner von Partenico, verstärkt durch einen Theil der Streifscharen Rosolino Pilo's, erhoben sich, um den Königlichen den Rückzug zu verwehren, und es kam hier zu einem hartnäckigen Straßenkampf, welcher vollständige Desorganisation in die Reihen der königlichen Truppen trug und ihnen viele Opfer kostete. Die Sicilier machten hier alle unnützen Grausamkeiten, welche sie dem königlichen Führer mit großem Rechte vorgeworfen hatten, vollkommen wett.

Am 16. Mai rückte Garibaldi an der Spitze seiner Leute — ein großer Theil der Sicilier hatte sich aber bereits wieder verlaufen — in Calatafimi ein. Hier erließ er einen dankenden Tagesbefehl an seine Truppen; von hier sendete er Befehl an Rosolino Pilo, den Feind möglichst zu beunruhigen und sich mit ihm zum Angriff auf Palermo soweit thunlich im Lager von Renna östlich Partenico zu vereinigen; Fura wurde nach Bagheria, La Masa, dem auf seinen Wunsch das Obercommando der sicilischen Truppen übertragen ward, nach Mezzojuso gesendet, um dort Einheit in die Leitung der Streifscharen zu bringen.

Garibaldi selbst marschirte am 17. Mai nach Alcamo, am 18. nach Partenico und von da

noch am gleichen Tage nach dem Lager von Renna. Hier vereinigte Garibaldi wieder einmal 4000 Mann, indem er Rosolino Pilo's Scharen zum großen Theil an sich zog. Im Lager von Renna blieb er drei Tage und unternahm mehrere Recognoscirungen gegen Palermo. Es kam zu einigen unbedeutenden Scharmützeln dabei, doch in einem dieser Scharmützel blieb Rosolino Pilo, einer der ausgezeichnetsten sicilischen Freiheitsmänner, auf dem Platze. Garibaldi erkannte es infolge seiner Nachrichten nicht für zweckmäßig, von Renna über Monreale gerade auf Palermo loszugehen. Er fühlte lebhaft das Bedürfniß, seine Macht, wenn auch nur numerisch, zu verstärken; er rechnete hierfür auf die Arbeit La Masa's und Fura's, und beschloß, rechts abzumarschiren, um diese an sich zu ziehen.

In Neapel am Hofe Franz' II. hatte die Nachricht von der Niederlage Landi's bei Calatafimi die höchste Bestürzung erregt. Wie gewöhnlich glaubte man auch jetzt wieder durch einen Personenwechsel und einige Versprechungen nebst obligaten Truppenverstärkungen, durch Ableugnen oder Verhüllen des wahren Standes der Dinge den Sturz aufhalten zu können.

Castelcicala ward von Palermo abberufen und verließ die Stadt am 17. Mai, um sich nach Neapel zu begeben. An seiner Stelle ward der Generallieutenant Ferdinand Lanza nach Sicilien gesendet, der am 18. Mai zu Palermo eintraf. Lanza war zum außerordentlichen königlichen Commissar und Alter ego Franz' II. für Sicilien ernannt, mit allen Vollmachten, namentlich auch derjenigen zu einem Generalpardon für alle, die sich sogleich unterwerfen würden, ausgerüstet. Kaum in Palermo eingetroffen, erließ er, selbst Sicilier, eine Proclamation an seine Landsleute voller Versprechungen, welche aber erst verwirklicht werden sollten, nachdem die Insel pacificirt wäre. Dann sollte ein königlicher Prinz, der Herzog von Trani, nach Sicilien kommen und aus der Hölle ein Paradies machen.

Die Sicilier waren bereits klug genug, den Glauben an die Nothversprechungen der Fürsten andern zu überlassen. In einem Manifest vom 20. Mai, unterzeichnet: Das Volk, ward dies dem außerordentlichen Commissar gerade herausgesagt und ihm vorgehalten, daß er besser gethan haben würde, seine Mission nicht anzunehmen.

In der Nacht vom 21. auf den 22. Mai marschirte Garibaldi von Renna rechts ab nach dem Parco, südlich Palermo, wo er von neuem sein Lager nahm.

Salzano hatte auf Lanza's Verlangen den Consuln der verschiedenen Nationen zu Palermo die Versicherung geben müssen, daß er nicht daran dächte, ohne Noth die Stadt zu beunruhigen oder gar zu bombardiren. Nur für den Fall des Ausbruchs einer neuen Insurrection in der Stadt behielt er sich vor, von allen militärischen Mitteln Gebrauch zu machen. Sollte eine neue Insurrection der Stadt vermieden werden, so war das nächste Mittel dazu offenbar, Garibaldi's Truppen außerhalb der Stadt aufzureiben. Zu diesem Zwecke wurden am 24. Mai morgens zwei Colonnen, zusammen etwa 10000 Mann stark, unter dem Commando des Generals Colonna, die eine von Monreale, die andere von Palermo gegen den Parco in Bewegung gesetzt.

Garibaldi gebot über sehr schwache Kräfte. Die sicilischen Compagnien waren zum Theil mit Garibaldi's Willen bei Renna und Partenico zurückgeblieben, um von hier die Königlichen im Schach zu halten, zum Theil hatten sie sich verlaufen. Nur eine kleine Abtheilung hatte ihn auf dem Marsche nach dem Parco begleitet, sodaß einschließlich der Alpenjäger kaum 2000 Mann verfügbar waren. Garibaldi beschloß daher vorläufig den Rückzug.

Nach kurzem Scharmützel konnte Colonna die Höhen des Parco besetzen, wo er vorsichtig stehen blieb, um zunächst zu beobachten, wie weit der Rückzug gehen würde.

Garibaldi machte bei Piana de' Greci halt. Hier beschloß er jenes kühne Manöver, welches mit dem Erfolg der Einnahme von Palermo gekrönt ward. Er gab Orsini, seinem Artilleriecommandanten, den Befehl, mit den fünf Kanonen, welche die ganze Artillerie ausmachten, und den 40 Karren, welche theils die Munition, theils die Bagage trugen, escortirt im ganzen von 250 Mann, sogleich den Rückzug auf Corleone, auf der großen Straße ins Innere, fortzusetzen. Er selbst dagegen wollte, mit den etwa 1500 Mann, die ihm blieben, von Piana noch weiter rechts nach Misilmeri abmarschirend, unterwegs und dort die sicilischen Scharen an sich ziehen, welche La Masa, Mastricchi und Fura bei Mezzojuso, bei Gibelrossa und bei Bagheria versammelt hatten. Seine weitern Absichten werden wir alsbald kennen lernen.

Orsini brach sogleich mit der Artillerie von Piana gegen Corleone auf, machte am 24. Mai abends, durch die Ermüdung seiner Leute und Thiere gezwungen, bei Ficuzza halt und erreichte am 25. nachmittags Corleone.

Gegen Abend des 24. Mai, nachdem Orsini einen genügenden Vorsprung hatte, verließ auch Garibaldi das Lager von Piana, folgte zuerst der Spur Orsini's, an der großen Straße, ließ

an dieser, um den Feind noch mehr zu täuschen, zerbrochene Karren und Bagage zurück, schlug sich dann aber, sobald es völlig dunkel geworden war, in aller Stille mit etwa 1500 Mann ostwärts, um in die Schlucht des Ficarazzibaches hinabzusteigen. Hier machte er am linken Ufer des Baches beim Holze von Risalavini um Mitternacht halt. In früher Morgenstunde am 25. Mai ward wieder aufgebrochen und der Marsch nach Marnico fortgesetzt, wo man um 10 Uhr vormittags eintraf.

Aus den Meldungen Colonna's schloß Salzano, daß Garibaldi mit seiner ganzen Macht und in größter Unordnung südwärts auf Corleone „geflohen" sei. Er beschloß ihn daher zu verfolgen und setzte zu dem Zwecke, freilich erst am 26. Mai morgens, 6000 Mann in Bewegung, an deren Spitze er sich selbst stellte. Um 10 Uhr vormittags am 27. näherte sich Salzano Corleone. Auf die Nachricht davon riß in der Stadt der größte Schrecken ein; die Einwohner verließen flüchtend die Stadt; auch ein Theil der Truppe Orsini's folgte diesem Beispiele. Orsini nahm mit drei Geschützen südlich Corleone am Wege nach Chiusa Stellung; die beiden andern Geschütze stellte er auf einem Hügel in seiner rechten Flanke auf; den Rest seiner Infanterie ließ er die Stadt besetzen.

Diese Infanterie ward durch den Angriff der Neapolitaner schnell aus Corleone und auf die Geschütze zurückgeworfen. Die beiden Geschütze in der rechten Flanke verließen ihre Stellung in der Besorgniß sich abgeschnitten zu sehen und wurden, von den Artilleristen in die Abgründe hinabgeworfen, im Stiche gelassen. Jetzt konnte auch Orsini mit allem, was er um sich zu sammeln vermochte, nur noch an den weitern Rückzug denken. Am 27. Mai abends um 10 Uhr kam er, von den Königlichen sehr mäßig verfolgt, nach Chiusa; am 28. nach La Giuliana; unterwegs ließ er, obwol gar nicht mehr verfolgt, sein ganzes Material im Stich. Am 29. Mai erreichte er mit seinen Leuten Sambuca. Hierher war unterdeß schon die Nachricht von den großen Ereignissen von Palermo gedrungen.

Verfolgen wir nun den Marsch Garibaldi's weiter.

Die Einnahme Palermos.

In Marnico schlossen sich an Garibaldi 2500 Sicilier unter La Masa an. Am 26. Mai früh marschirte Garibaldi mit seiner gesammten Macht nach Misilmeri und nahm nördlich dieser Stadt ein Lager auf den Höhen von Portella di Mare. Hier vereinigten sich mit ihm die sicilischen Streifscharen von Gibelrossa und Bagheria. Die einlaufenden Nachrichten zeigten, daß der Rückzug der Artillerie gegen Corleone nicht ohne Erfolg geblieben, daß die Hauptmacht der Königlichen noch immer südwärts Palermo an der Linie von Porrazzi, des Parco, Piana concentrirt, dagegen die Ostseite Palermos wenig beschützt sei.

Garibaldi's Entschluß war gefaßt; er wollte einen Handstreich auf die Hauptstadt selbst von der Ostseite machen und durch diesen Anfall alle Plane der Neapolitaner durchkreuzen, welche ihn hier nicht erwarteten.

Jedoch rief er noch die Häuptlinge der Sicilier zusammen. Er setzte ihnen auseinander, daß außer dem Handstreich nur noch eins zu thun sei: sich ins Innere zurückzuziehn und hier an der Regularisirung der sicilischen Streitkräfte emsig zu arbeiten. Er wählte den Handstreich, wenn er es auch nicht sagte, doch jedenfalls deshalb, weil er die sicilischen Compagnien hinreichend kennen gelernt hatte, weil er überzeugt war, daß er aus diesen, ins Innere eingebuchtet, schwerlich etwas Rechtes machen werde, wogegen eher eine solche Hoffnung zu hegen war, wenn es gelang, sich in den Besitz aller Mittel der Hauptstadt zu setzen und zugleich durch einen großen Schlag den Muth der Königlichen vollends niederzuschmettern.

Alle Einwürfe des Kriegsraths gegen seinen kühnen Plan — und es fehlte an solchen durchaus nicht — wußte der General siegreich zu widerlegen. In Nebenfragen gab er den Siciliern nach. Obgleich er vorgezogen hätte, an der großen Straße gerade gegen die Porta Termini loszugehen, fügte er sich doch dem Wunsch der Sicilier, einen angeblich kürzern Weg über Menzagna einzuschlagen; obwol er ursprünglich seine Alpenjäger an der Spitze zu haben wünschte, ließ er doch auch dies geschehen, daß ein Theil der Sicilier vorangehe.

Die Marschordnung wurde nun schließlich so festgesetzt: Garibaldi's Guiden und drei Mann von jeder Compagnie der Alpenjäger unter Major Tukery als Avantgarde; die Sicilier La Masa's, die genuesischen Schützen, die Alpenjäger, formirt in zwei Bataillonen, endlich der Rest der Sicilier.

Um 10 Uhr sollte abmarschirt werden; aber das Ordnen der Scharen La Masa's in eine einigermaßen vernünftige Marschordnung verzögerte den Aufbruch bedeutend. Wachtfeuer, wie

sie gewöhnlich von den Scharen von Gibelrossa und Bagheria auf allen Höhen angezündet waren, brannten auch diese Nacht, damit die Königlichen nicht auf den Gedanken kämen, daß etwas Außerordentliches sich vorbereite. Endlich spät in der Nacht ward der Marsch angetreten, auf einem scheußlichen, blos euphemistisch so zu nennenden Wege, eben einem sicilischen Wege.

Endlich noch vor Anbruch der Morgendämmerung des 27. Mai erreichte die Spitze der Colonne die Ebene. Hier ließ Garibaldi halt machen, damit die Truppen sich ordnen und die hintern aufschließen könnten. Eine Stunde nachher ward weiter vorgerückt. Die Avantgarde Tukery's marschirte in der größten Stille, die Scharen La Masa's aber, als sie die ersten Häuser nahe der Oretobrücke erreichten, begannen halb aus Furcht, halb aus Freude, da sie schon in Palermo zu sein glaubten, zu schreien und zu schießen.

Der Posten der Königlichen an der Brücke wurde aufmerksam, und alsbald erschienen die aufgeweckten Reserven zur Verstärkung. Allerdings trieb Tukery diese zurück, konnte aber nur im fortwährenden Feuer in der Vorstadtstraße von der Brücke nach der Porta Termini vorrücken. Nun eröffneten auch zwei Geschütze, welche hinter einer Sandsackbarrikade vor der Porta Termini standen, ihr Feuer, einige Kartätschen schlugen in die Compagnien La Masa's, und diese wichen, schreiend und aufeinander feuernd, nach rechts und nach links aus.

Um einige Ordnung in die Sache zu bringen, suchte Garibaldi die Sicilier an die Mauern zu dirigiren, welche südlich der Porta Termini die Straße begleiten, die nach der Porta San-Antonino führt und das letztere Thor selbst nebst den dort aufgestellten, die Angreifer an der Porta Termini flankirenden Geschützen beherrschten. Dies gelang, wenn auch nicht vollständig, nicht auf die Dauer und nicht ohne große Mühe.

Der Avantgarde Tukery's an der Porta Termini folgten nun unmittelbar die beiden Bataillone der Alpenjäger mit den Carabinieri von Genua an der Spitze. Bald hörte man in der Stadt Sturm läuten und schloß daraus auf den Beginn des Aufstandes in Palermo selbst.

Garibaldi befahl einen entschiedenen Angriff, um den Aufstand energisch zu unterstützen und womöglich früher in die Stadt einzudringen, als die Neapolitaner von den Porrazzi her nach der Porta Termini gelangen könnten. Der energische Angriff Tukery's auf die Sandsackbarrikade gelang. Tukery erhielt dabei leider eine Wunde, an welcher er kurz darauf starb. Unmittelbar nach der Avantgarde drangen die Carabinieri von Genua ein und vertheilten sich sogleich in den Straßen, durch das wohlgezielte Feuer, welches sie von verschiedenen Punkten aus unterhielten, die Königlichen täuschend und erschreckend, die in einzelnen Abtheilungen den Sammelplätzen zueilten.

Auf dem alten Markt nahe der Porta Termini machte Garibaldi den ersten Halt. Nachdem er aber seine auseinander gekommenen Truppen wieder gesammelt und neue Befehle ertheilt hatte, ging es weiter vorwärts in der Richtung auf den Senatorialpalast zu, welcher auch nach kurzem Kampfe erreicht ward, und wo Garibaldi und das Insurrectionscomité, jetzt in eine provisorische Regierung verwandelt, ihr Hauptquartier aufschlugen.

Die Königlichen waren durch das Vordringen Garibaldi's in der Stadt getrennt, ihre einzelnen Abtheilungen außer Verbindung miteinander. Ihre Hauptpunkte waren das Castell im Norden, der königliche Palast im Süden, an den beiden entgegengesetzten Enden der Stadt. Außerdem befanden sich Abtheilungen ihrer Truppen bei Monreale, bei Parco und Piana, mit der Reserve bei den Porrazzi, endlich auf der Verfolgung Orsini's. Garibaldi, verstärkt durch die Aufständischen in der Stadt, drohte auch diese von jeder Verbindung mit dem Castell abzuschneiden. Die Positionen, welche den Hafen beherrschen, insbesondere am Molo, waren in der Bestürzung von den Königlichen geräumt, sodaß auch ihre Einschiffung am Castell nicht mehr gesichert erschien und in der That nicht sicher gewesen wäre, hätten die Insurgenten Geschütze besessen.

Unmittelbar nach seinem Einrücken in Palermo, noch am 27. Mai, hatte Garibaldi eine Proclamation an die Insurgenten der umliegenden Landschaft erlassen, um ihnen seinen Erfolg anzuzeigen und sie zum Marsche gegen Palermo aufzufordern. Diese erhoben sich nun mit neubelebtem Muthe und belästigten beträchtlich den Marsch der einzelnen königlichen Abtheilungen nach der Hauptstadt, wo sie sich zu concentriren gedachten.

Die Königlichen hatten am 27. Mai morgens um 10 Uhr das Bombardement der Stadt vom Castell aus begonnen; ihre schweren Geschosse richteten ungeheuere Verwüstungen an; um 12 Uhr mittags eröffneten auch zwei Fahrzeuge, welche im Hafen gerade in der Verlängerung der Via Toledo postirt waren, ihr Feuer.

Indessen verbesserte dies alles die Lage nicht, in welcher die königlichen Truppen sich befan-

den, zersplittert, bei der Demoralisation der Soldaten wie der Offiziere unfähig, jene Vereinigung, welche sie so sehr wünschen mußten, durch Gewalt zu erzielen, harcelirt von den Freischaren der Landgemeinden, mit vielen Verwundeten belastet, für welche man kaum die nöthige Unterkunft fand. Große Rathlosigkeit stellte sich ein. Lanza kam auf die Idee, einen Waffenstillstand anzutragen, um durch diesen und während desselben vielleicht eine Besserung seiner Lage zu erzielen, und um die Fremdtruppen, welche ihm verheißen waren und welche für zuverlässiger galten als die Neapolitaner, zu erwarten. Er beauftragte mit den Verhandlungen den Commodore, welcher die Kriegsfahrzeuge im Hafen befehligte. Dieser wendete sich an den englischen Admiral Mundy und rief dessen Vermittelung an. Der Admiral verweigerte jede Vermittelung, wenn nicht zuvor das Feuer auf die Stadt eingestellt würde. Der Commodore stellte darauf am 28. Mai das Feuer von den Schiffen wirklich ein, fügte aber sogleich hinzu, daß er in Bezug auf die von den Königlichen am Lande besetzten Posten sich für nichts verbürgen könnte. Das Castell setzte dann auch wirklich das Feuer fort. Der neapolitanische Commodore beantragte beim Admiral Mundy, daß dieser freien Durchpaß für zwei königliche Generale vom königlichen Palast nach dem englischen Admiralschiff Hannibal von Garibaldi erlange, daß er, der Admiral, mit diesen beiden Generalen verhandele und dann die Annahme der mit ihnen festgestellten Waffenstillstandsbedingungen auch bei Garibaldi durchsetze. Dies lehnte Mundy ab, dagegen wollte er sein neutrales Schiff zu einer Zusammenkunft Garibaldi's mit von Lanza ernannten Commissaren hergeben.

Die Königlichen sträubten sich anfangs, hierauf einzugehen. Da sich aber ihre Lage nicht verbesserte, so verstanden sie sich endlich zu demjenigen, was ihnen unvermeidlich schien. Am 30. Mai morgens erhielt Garibaldi ein Schreiben Lanza's, in welchem er nicht Flibustier, sondern General genannt und um eine Zusammenkunft mit zwei königlichen Generalen, um freies Geleit für diese nach dem Hannibal und um einen vorläufigen Waffenstillstand ersucht ward.

Um Mittag am 30. Mai ward das Feuer eingestellt, und Garibaldi kam mit Letizia auf dem Hannibal zusammen; außer Mundy wohnten der Unterredung auch die von ihm eingeladenen Befehlshaber des französischen und des amerikanischen Geschwaders bei. Die Unterredung hatte kein Resultat. Garibaldi nahm zwar alle Vorschläge Letizia's an, aber gegen einen sträubte er sich beharrlich, was die Königlichen nach der Milde, womit er alle übrigen Punkte angenommen, nicht vermuthet haben mochten: die Königlichen verlangten, daß die Gemeindebehörde von Palermo eine demüthige Petition an Franz II. richte, um in dieser ihre wirklichen Bedürfnisse auseinanderzusetzen. Garibaldi verwarf dies, und da die Königlichen auf diesem Punkte bestanden, so trennte man sich mit der Absicht, am 31. Mai mittags die Feindseligkeiten wieder zu eröffnen.

Indessen geschah dies nicht. Am 31. Mai morgens forderte Lanza von Garibaldi freies Geleit für Letizia zu des erstern Hauptquartier; hier ward denn um 10 Uhr vormittags eine Convention wirklich abgeschlossen, welche den Sieg Garibaldi's anerkannte. Die Bedingungen waren: 1) Waffenstillstand auf drei Tage vom 31. Mai mittags ab, worauf man über die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten das Nähere festsetzen würde. 2) Auslieferung der königlichen Bank an Crispi, den Staatssecretär des Dictators; freier Abzug nach dem Castell für den dort befindlichen Posten der Königlichen. 3) Freie Einschiffung der Verwundeten und der Familien der königlichen Beamten und Militärs. 4) Freiheit des Verkehrs, um beide Parteien mit Lebensmitteln zu versehen. 5) Auswechselung zweier gefangener Offiziere von jeder Seite.

Diese Convention von Lanza einerseits, von Crispi andererseits unterzeichnet, machte dem Kampfe um Palermo ein Ende.

In den Tagen vorher war aber die Stadt fast beständig Zeuge von hartnäckigen Kämpfen und kriegerischen Auftritten gewesen. Namentlich war der 29. Mai ein bewegter Tag. Abgesehen von mehreren Kämpfen an der Bastion Montalto und an der Porta Carini versetzte am Nachmittag dieses Tages die Annäherung der neapolitanischen Flotte, welche in der Nacht vom 28. auf den 29. Mai nach Termini gesegelt war und nun von da mit zahlreichen Fremdtruppen zurückkehrte, die Stadt in Schrecken. Die Bewohner der nordöstlichen Quartiere flüchteten, da sie fürchteten, daß die Fremdtruppen hier an der Porta de' Greci landen würden, und trugen die Aufregung auch in die andern Quartiere der Stadt. In der That wurden die Fremdtruppen am Castell gelandet.

Am 30. Mai hatte Garibaldi schon um 11 Uhr vormittags seinerseits das Feuer einstellen lassen, als plötzlich eine neapolitanische Colonne von den Porrazzi her an der Porta Termini mit der Absicht erschien, sich von hier den Weg nach dem Castell zu bahnen. Es kam hier zum Gefecht,

und es dauerte ziemlich lange, bis durch das Einschreiten zweier Parlamentäre der Königlichen und eines englischen Seeoffiziers den angreifenden Neapolitanern begreiflich gemacht werden konnte, daß ein Waffenstillstand verabredet sei und keine Feindseligkeiten mehr statthaben dürften. Es dauerte um so länger, als anfangs auch das Castell, wo sich doch der königliche Obercommandant befand, sein Feuer wieder einmal verstärkte.

Nach dem Abschlusse des dreitägigen Waffenstillstandes sendete Lanza den General Letizia am 1. Juni nach Neapel. Er sollte dem Könige über den traurigen Stand der Dinge berichten und von demselben die Erlaubniß zur Übergabe Palermos an Garibaldi unter der Bedingung, daß sämmtliche königliche Truppen sich nach Messina einschiffen dürften, holen. Franz II. gab zur Antwort, man dürfe nicht mit Rebellen unterhandeln und solle lieber Palermo bombardiren, daß nicht ein Stein auf dem andern bliebe. Mit dieser Antwort kehrte Letizia am 3. Juni zurück.

In der Zwischenzeit hatte Garibaldi seine Anstalten getroffen, um unter möglichst vortheilhaften Umständen den Kampf von neuem aufnehmen zu können. Schon am 28. Mai hatte er eine Barrikadencommission eingesetzt, welche sich eifrig mit der Vertheidigungseinrichtung aller derjenigen Theile der Stadt beschäftigte, die sich in den Händen der Insurrection befanden. Die Demoralisation hatte in der Zwischenzeit in den Reihen der Königlichen immer größere Fortschritte gemacht. Zahlreiche Desertionen zu den Garibaldianern fanden statt, und Lanza begriff nicht, wie er mit dieser geistig heruntergekommenen Menge, welche ihm blieb, irgendetwas Vernünftiges beginnen könne, ohne sie zuvor in einer Zeit absoluter Ruhe, außerhalb der Nähe des Feindes wieder unter seine Hand gebracht zu haben.

Er glaubte daher auch nicht nach den Befehlen handeln zu können, welche Letizia von Neapel mitgebracht, und nachdem er noch mit Garibaldi verhandelt und von diesem die Versicherung erhalten hatte, daß der Einschiffung der Königlichen keine Hindernisse in den Weg gelegt werden sollten, wenn sie nur sämmtliche noch in der Stadt besetzte Posten räumten, den durch das Bombardement angerichteten Schaden vergüteten und die verhafteten, im Castell festgehaltenen Sicilier herausgäben, mußte Letizia abermals mit dringendern Vorstellungen nach Neapel zurückkehren, während der Waffenstillstand verlängert ward. Am 5. Juni kam Letizia wieder in Palermo an und diesmal mit der Erlaubniß, mit den Flibustiern zu unterhandeln.

Alsbald ward denn auch die Capitulation abgeschlossen und am 6. Juni ratificirt. Die Bedingungen waren folgende: 1) möglichst schnelle Einschiffung aller Kranken der Königlichen; 2) freier Abzug aller königlichen Truppen mit Bagage und Kriegsmaterial zu Land oder zu Wasser nach freier Wahl Lanza's; 3) falls die Einschiffung den Vorzug erhält, wird mit derjenigen der Bagage, des Kriegsmaterials und eines Theils der Thiere begonnen; Garibaldi räumt Castelluccio, den Molo und die Batterie des Leuchtthurms, damit die Einschiffung ungehindert am Molo stattfinden könne, sobald alle neapolitanischen Truppen sich im Lager am Fuß des Monte-Pellegrino vereinigt haben; 4) Garibaldi gibt alle Kranken und Verwundeten heraus, die sich in seiner Gewalt befinden; alle Gefangenen werden von beiden Seiten herausgegeben; 5) sieben im Castell festgehaltene Verhaftete werden am Molo freigegeben, sobald die Räumung des Castells vollendet ist. In einem Zusatzartikel ließ dann Lanza noch erklären, daß er sich für die Einschiffung der Truppen entscheide.

Der Finanzpalast war schon am 1. Juni von den Königlichen geräumt und an Garibaldi's Staatssecretär Crispi übergeben. Am 7. Juni begann die Räumung aller Posten, welche die Königlichen noch in der Stadt und vor derselben besetzt hielten, insbesondere des königlichen Palastes, und die Truppen concentrirten sich in den Lagern am Molo, am Fuße des Monte-Pellegrino und vor dem Castell. Am 10. Juni begann die Einschiffung der neapolitanischen Truppen am Molo, und am 19. Juni räumten auch die letzten Bataillone mit dem letzten Material das Castell. Palermo war vollständig erlöst.

Ohne Unordnungen waren weder die Tage des unsichern Waffenstillstandes dahingegangen noch diejenigen der Räumungszeit. Man kann sich denken, daß nicht alle Offiziere und Soldaten des königlichen Heeres mit dem schimpflichen Verhalten ihrer obersten Führer einverstanden waren. Dies führte zu ewigen Reibungen, kleinen Gefechten mit den Garibaldianern. Eine Anzahl der königlichen Soldaten dachte auch, sich die letzten Tage des Aufenthalts in Palermo noch auf alle Weise zu Nutze zu machen, und plünderte und nothzüchtigte, soweit es in ihren Kräften stand.

Andererseits war in den Palermitanern so viele Wuth gegen die Werkzeuge der neapolitanischen Polizei angesammelt worden, daß sie jetzt, unter dem Schutze von Garibaldi's Alpenjägern

und der bewaffneten siegreichen Insurrection, sich an jenen Werkzeugen zu rächen suchten. Obwol Maniscalco und seine Helfershelfer in Verkleidung als Offiziere und Soldaten durch die Stadt in das Lager zogen, wurden sie doch nicht selten erkannt und von wüthenden Volkshaufen insultirt und angegriffen. An Beschuldigungen, Gegenbeschuldigungen und beständigem Parlamentiren konnte es unter so bewandten Umständen nicht fehlen.

Franz II., obgleich er die Erlaubniß zu einer Capitulation mit Garibaldi ertheilt hatte, war sammt seinem Hofe doch äußerst aufgebracht über die Art und Weise, in welcher dieselbe abgeschlossen worden war, und rief den Generallieutenant Lanza, die Generalmajore Salzano, Cataldo, Pasquale Marra, die Brigadiers Bartolo Marra, Sury, Landi und Letizia, sowie den Obersten Buonopane, Lanza's Generalstabschef, nach Neapel, um sie dort vor einem Kriegsgericht ihre Rechtfertigung versuchen zu lassen. Immer noch indeß nahm der neapolitanische Hof die Räumung Palermos nicht für eine definitive an. Concentrirt an der Ostküste der Insel, gedachte man von dort spätestens in einigen Monaten das ganze Land wieder zu unterwerfen; im sichern Vertrauen, daß die Sicilier es jetzt so wenig als früher zu einer kräftigen militärischen Organisation bringen würden, wenn sie sich selbst überlassen wären.

Eine solche Hoffnung entbehrte unzweifelhaft nicht alles Grundes. Man vergaß dabei nur, daß Garibaldi noch auf andere Hülfsmittel und Hülfskräfte zählen konnte als diejenigen Siciliens allein, und daß auch auf dem neapolitanischen Festlande die Revolution von Tag zu Tag offener hervortrat.

Garibaldi's Organisationen.

Am 2. Juni ernannte Garibaldi ein Ministerium für Sicilien. Das Innere erhielt Crispi, die Justiz Guarnieri, den öffentlichen Unterricht und Cultus Ugdulena, die Finanzen Perrani, die öffentlichen Arbeiten Raffaele, das Äußere Pisani und den Krieg Oberst Orsini, welcher am 29. Mai zu Sambuca die Nachricht von der Einnahme von Palermo erhalten hatte, und nun alsbald wieder aufbrach, um, seine am 27. und 28. Mai bei Corleone und La Giuliana im Stich gelassenen Geschütze zusammensuchend, über Corleone und Misilmeri nach Palermo zu ziehen. Nachdem er hier eingerückt, übernahm er das Kriegsdepartement und begann sich zunächst vorzugsweise mit der Gründung von Gießereien, Artilleriehandwerksstätten und Munitionsfabriken zu beschäftigen.

Während Garibaldi die Beibehaltung der Befestigungen des Städtchens Castellamare (westlich Alcamo), welches zu einem Depotplatz bestimmt war, decretirte, verordnete er zugleich die Schleifung des Castells von Palermo, weniger militärischen Rücksichten hierbei folgend als aus Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der Palermitaner, in deren Augen das Castell nichts anderes war als eine Zwingburg für ihre Stadt.

Schon am 13. Juni entließ Garibaldi oder verordnete er die Entlassung der sicilischen Freischaren, welche, im Gefechte wenig nutzbar, sich vorzugsweise durch Plünderungslust bemerkbar machten und ihren eigenen Mitbürgern lästig wurden. Die Bildung eines sicilischen geordneten Heeres machte indeß geringe Fortschritte, nicht sowol wegen des Mangels an Waffen und Material als wegen der entschiedenen Abneigung und des nicht immer blos passiven Widerstandes, welchen die Sicilier der geordneten Aushebung entgegensetzten. Die Durchführung der Conscription ward sehr bald stillschweigend aufgegeben, und es bildeten sich wenige sicilische Truppen lediglich aus Freischaren, bei welchen man nur darauf sah, daß sie die Organisation in Bataillone und Compagnien annahmen und sich der Disciplin fügten. Zu diesen neuen Truppen gehörte das 500 Mann starke Regiment Fardella, welches zu Alcamo gebildet ward, ebenso das zu Trapani formirte Bataillon der Ätnajäger.

Die besten und zahlreichsten Truppen zum Heere, welches Garibaldi zu organisiren strebte, lieferten jedoch Ober- und Mittelitalien. Die ersten Erfolge Garibaldi's belebten vollends die Kriegslust der muthigen Jugend Ober- und Mittelitaliens. Expeditionen bildeten sich, um nach Sicilien hinüberzugehen und sich dem neuen Heere anzuschließen. Eine Abtheilung solcher Freiwilligen landete schon am 1. Juni bei Marsala und stand wenige Tage darauf in den Reihen der Kämpfer von Palermo.

Eine andere Expedition von wenigen hundert Mann hatte das unglückliche Schicksal, von einem neapolitanischen Kreuzer aufgefangen zu werden. Diese Expedition hatte sich auf dem kleinen Dampfer Utile und einem von ihm remorquirten amerikanischen Klipper unter amerikanischer Flagge eingeschifft. Bei Cap Corso wurden die beiden Fahrzeuge von der neapolitanischen Fregatte Fulminante entdeckt, welche den Kapitänen die Papiere abverlangte. Auf die Wei-

gerung, die Papiere vorzuzeigen, feuerte die neapolitanische Fregatte auf den Utile und den Klipper und bemächtigte sich der beiden Fahrzeuge, obgleich die Kapitäne die Vorsicht gebraucht hatten, Waffen und Munition, welche die Freiwilligen mit sich führten, zeitig über Bord zu werfen. Schiffe und Gefangene wurden nach Gaeta geführt. Der piemontesische Gesandte zu Neapel und der amerikanische Consul protestirten sogleich gegen dieses Verfahren. Ihre Proteste und die englisch-französische Vermittelung hatten endlich die Freilassung von Schiffen und Gefangenen zur Folge. Die letztern schlossen sich dann zum größten Theil spätern Expeditionen an.

Die erste größere Expedition, welche Garibaldi folgte, war diejenige, welche Oberst Medici in Oberitalien mit Sorgfalt organisirt hatte. Es waren 2800 Mann, gleichmäßig bekleidet und mit englischen Carabinern ausgerüstet. Am 10. Juni morgens schiffte Medici seine Mannschaft zu Genua auf den drei Dampfern Franklin, Washington und Oregon unter amerikanischer Flagge ein; am 11. Juni kam er nach Cagliari, und von dort ging er nach viertägigem Aufenthalt, um die Organisation zu vollenden, nach Castellamare unter Segel, wo er am 16. Juni nachmittags landete. Von Castellamare marschirte er dann am 17. ab und traf über Alcamo, Partenico und Monreale am 21. Juni zu Palermo ein.

Mit der Erwartung schon der Ankunft Medici's, welchem am 3. und 6. Juli die etwa 1500 Mann starke Expedition des Obersten Cosenz, wie jene wohl ausgerüstet und selbst mit gezogenen Kanonen versehen, folgte, begann die Fortsetzung der Operationen Garibaldi's gegen den Osten der Insel hin.

Am 20. Juni brach die Avantgarde der 1. Division des süditalienischen Heeres, der 15. des ganzen italienischen Heeres nach der von Garibaldi angenommenen Numerirung, von Palermo in der Richtung nach Caltanisetta auf. Die Division war aus zwei Brigaden, der ersten unter Bixio, der zweiten unter Türr, zusammengesetzt; Türr sollte zugleich die Division commandiren. Krankheit zwang ihn bald das Heer zu verlassen und auf dem piemontesischen Festlande Heilung zu suchen. Er übergab seine Brigade darauf dem Obersten Eber. Der Divisionsverband ward indessen nicht aufrecht erhalten, die beiden Brigaden trennten sich vielmehr.

Am 26. Juni brach die Avantgarde Medici's von Palermo auf, um über Bagheria, Termini und Milazzo gegen Messina zu marschiren; bald folgte die ganze Colonne Medici's, verstärkt durch einzelne sicilische Corps. Man rechnete darauf, daß die einzelnen Corps bei ihrem Vormarsche in den Osten der Insel sich durch neue sicilische Organisationen verstärken und sich so auf die Höhe wirklicher Divisionen erheben würden, von denen sie bisjetzt lediglich den Namen trugen.

Ehe wir die Operationen dieser Abtheilungen verfolgen, müssen wir noch einen Blick auf die innern Zustände der Insel, dann auf die neuern Ereignisse an der Ostküste werfen, die nicht ohne Zusammenhang mit jenen Ereignissen waren, welche in Palermo ihr Centrum haben.

Schon aus dem, was wir früher erzählt, wird es begreiflich sein, daß Garibaldi in Sicilien die unbedingte Zustimmung nicht fand, welche das Heilsamste für die Insel gewesen sein möchte, daß sich auch hier Cavourismus und Mazzinismus einander entgegenstellten, wozu dann noch das specifisch sicilische Element als dritte Streitmacht kam. Am 13. Juni war der Marchese von Torrearsa nach elfjährigem Exil in die Heimat zurückgekehrt, und Garibaldi ernannte denselben ohne Verzug zum Präsidenten seines Ministeriums. Es sollte nicht lange dauern, daß eine große Meinungsverschiedenheit zwischen dem Dictator und seinem Ministerpräsidenten sich kund that. Am 15. Juni war der Gemeinderath von Palermo reconstituirt; an seiner Spitze stand der Herzog von Verdura. Einer der ersten Acte des Gemeinderaths war die Ertheilung des Ehrenbürgerrechts von Palermo an den Befreier, an Garibaldi. In der Rede, welche der Herzog von Verdura hielt, als er diesen Beschluß dem tapfern General mittheilte, ließ er auch deutlich einfließen, daß Palermo oder Sicilien eine möglichst baldige Annexion an das Reich Victor Emanuel's wünsche — in cavouristischem Sinne. Garibaldi erwiderte darauf in mazzinistischem Sinne: er habe nicht für Sicilien allein, er habe für die Einheit Italiens die Waffen ergriffen, sei folglich gegen die sofortige und gegen die unbedingte Annexion. Erst wenn die Einheit Italiens ein unbestreitbares Factum sei, dann wäre es Zeit, die Annexion zu erklären. Würde die Annexion von Sicilien allein für nöthig gehalten, dann müßten alsbald alle Befehle von einem andern Orte herkommen, und für ihn bliebe nichts übrig, als sein ganzes Werk aufzugeben, sich zurückzuziehen.

Torrearsa und Pisani reichten infolge dieser ebenso klugen als offenen Erklärung ihre Entlassung ein. Eine unbedeutende Äußerlichkeit, welche indeß der Erhitzung der Gemüther nur den Ausdruck gab, führte alsbald zu einer vollständigen Auflösung und Erneuerung des Mini-

steriums, obwol Garibaldi sich dazu bereits verstanden hatte, über die Annexion an Piemont abstimmen zu lassen. Die Quästoren verhafteten am 25. Juni abends auf einen Befehl des Ministers des Innern, aber ohne sich diesen schriftlich geben zu lassen, sechs angesehene Sicilier als der neuen Ordnung der Dinge feindlich gesinnt. Die Anhänger der Verhafteten erhoben ein mörderisches Geschrei und verlangten deren Freigebung. Garibaldi verfügte diese, da der Minister des Innern zögerte zuzugeben, daß die Verhaftung auf seinen Befehl erfolgt sei. Die Quästoren, von der Freigebung nicht benachrichtigt, forderten nun ihre Entlassung. Garibaldi verweigerte diese, und das Volk nahm Partei gegen die Minister. Garibaldi nahm sodann die eingegebene Entlassung an, und am 26. Juni ward ein neues Ministerium constituirt. Orsini behielt den Krieg, La Loggia erhielt das Innere, La Porta die öffentliche Sicherheit, Vater Lanza den Cultus, Natoli Äußeres und Handel, Daita den öffentlichen Unterricht und die öffentlichen Arbeiten, Giovanni die Finanzen, Santocanale die Justiz, Perrani ward Generalschatzmeister.

Ereignisse im Osten der Insel im Laufe des Mai und Juni.

Die allgemeine Wuth, welche die Anhänger Franz' II. infolge der ersten Erfolge Garibaldi's befiel, machte sich in ungeregelten Ausbrüchen auf verschiedenen Punkten der Insel und insbesondere an der Ostküste Luft. Am 23. Mai durchliefen Soldatenhorden die Stadt Siragosa (Syrakus) und begingen Tollheiten aller Art, ohne auf Widerstand bei den Einwohnern zu stoßen, da die waffenfähige Jugend zum größten Theil die Stadt verlassen hatte, um sich den Freischaren im Innern der Insel anzuschließen. Beiläufig wurde aber auch die englische Flagge beschimpft, welche der englische Consul zur Feier des Namenstags der Königin Victoria an seinem Hotel aufgezogen hatte, und die Frau des Consuls und er selbst wurden arg beleidigt. Dies hatte denn einen energischen Protest des ganzen Consulatcorps und das Erscheinen eines schnell von Malta herbeigerufenen englischen Kriegsschiffs im Hafen von Siragosa zur Folge. Das Erscheinen dieses Schiffs besänftigte ein wenig die Wuth des Generals Rodriguez, welcher zu Siragosa das Commando führte.

In Catania hatte der Prinz Fitalia trotz seines ersten verrätherischen Auftretens sich doch wieder ein halbes Vertrauen der Bevölkerung zu verschaffen gewußt. Er sagte den Bürgern von Catania nach dem Erscheinen Garibaldi's, sobald Palermo in dessen Hände fiele, werde auch Catania ohne weiteres dem Volk überliefert werden. Nun war am 27. Mai Garibaldi siegreich in Palermo eingedrungen, und die Bewohner Catanias verlangten von Fitalia die Erfüllung seines Versprechens. Da ließ Brigadier Clary, welcher zu Catania etwa 1300 Mann commandirte, die wichtigsten Posten in der Stadt besetzen und ertheilte gemessene Befehle für den Gebrauch der Waffen bei der ersten feindlichen Regung der Bürgerschaft. Hierüber allgemeine Erbitterung, geschürt durch das Comité. Am Morgen des 31. Mai erhob sich ganz Catania zum Angriff auf die königlichen Truppen, vom Lande eilten die Freischaren zur Unterstützung herbei. Die Truppen wurden bis auf den Domplatz aus ihren vorgeschobenen Stellungen zurückgetrieben. Am Domplatz erhob sich ein erbitterter Kampf, in welchem bald die eine, bald die andere Partei die Oberhand erhielt, und der bis 5 Uhr abends dauerte. Da gaben die Insurgenten, von denen viele sich schon vorher verlaufen hatten, ermüdet den Kampf auf. Aber auch die Königlichen hatten beträchtliche Verluste erlitten, und die über Messina einlaufenden Nachrichten von den Zuständen in Palermo bestimmten Clary, am Abend des 31. Mai nach dem Dunkelwerden Catania zu räumen. Die Infanterie ward eingeschifft, Cavalerie und Artillerie marschirten zu Lande. Plünderung und Brandlegung in den Quartieren, welche sich noch in den Händen der Königlichen befanden, gingen dem Abmarsch voraus.

Damit sollten indeß die Leiden Catanias ihre Endschaft noch nicht erreicht haben. Infolge der Landung Garibaldi's und seines Erfolgs bei Calatafimi hatten die Neapolitaner beschlossen, auch ihre Garnisonen aus dem Innern und von der Südküste gegen die Ostküste hin zu concentriren. Infolge der dieserhalb ergangenen Befehle vereinigte der Brigadier Rivera zu Caltanisetta 2000 Mann mit drei Geschützen und einer Schwadron, und brach am 25. Mai von Caltanisetta auf, um über Piazza und Caltagirone, dann längs der Gurna Longa nach Catania zu ziehen. Auf dem ganzen Wege erhob er Contributionen und verwüstete das Land trotz der großen Eile, die er hatte. Der Angriff einer Freischar von Aidone beschleunigte seinen Marsch. Am 31. Mai abends nach Einbruch der Dunkelheit und nachdem Clary bereits die Stadt am entgegengesetzten Ende verlassen hatte, rückte Rivera in Catania ein. Hier erklärte er sogleich, daß er nicht gekommen sei, um mit Rebellen zu verhandeln, sondern um die aufrührerische Stadt

der Vernichtung preiszugeben. Die demoralisirte Soldateska nahm seine Befehle der Plünderung und Brandstiftung vorweg. Zur Verzweiflung getrieben, griffen die Bewohner Catanias abermals zu den Waffen, und am 3. Juni räumte, wie zuvor Clary, auch Rivera die Stadt, um über Aci Reale nach Messina zu marschiren. Am 7. Juni erreichte Clary, mit reicher Beute von Catania und Aci Reale beladen, Messina, Rivera folgte ihm auf dem Fuße.

In Messina hatten die Nachrichten, welche Schlag auf Schlag aus dem Westen eintrafen, die Bewegung von neuem belebt. Die Nachricht von dem Abschluß einer Capitulation zu Palermo erregte Unwillen bei denjenigen, welche nach den ersten glücklichen Erfolgen Garibaldi's annahmen, daß diesem nichts mislingen, nichts ihn auf seiner Siegesbahn aufhalten könnte, daß er nur aufzutreten brauchte, um auch den letzten Schlag ohne irgendwelche Rücksicht und Schonung zu thun. Sie kannten die Schwäche derjenigen Streitkräfte nicht, auf welche Garibaldi ernstlich rechnen durfte. Bald machte der Unwille ruhiger Überlegung Platz, und das Insurrectionscomité zu Messina selbst that das Mögliche, um die aufgeregte Bevölkerung, um die Freischaren draußen von einem verfrühten Ausbruch zurückzuhalten, welcher keine andere Folge haben konnte als ein Bombardement der Stadt von der Citadelle und dem Salvatorfort aus.

Schlacht von Milazzo.

Mit der Räumung Palermos seitens der Königlichen war fast die ganze Insel befreit. Die Königlichen concentrirten sich aus allen Theilen derselben auf Messina, welches zum Centralpunkt der neuen militärischen Operationen erwählt war, durch welche der Hof Franz' II. noch hoffte Sicilien wiederzuerobern, wenn die militärischen durch politische Operationen, lügnerische Versprechungen gehörig unterstützt würden. Von Messina aus konnten die Neapolitaner über eine oder die andere der Garibaldi'schen Colonnen herfallen, welche, getrennt durch die neptunischen Berge, entweder nördlich oder südlich derselben gegen Osten vorrückten. Um dergleichen centrale Operationen erfolgreich zu machen, hatte man weiter nichts nöthig, als eine Besatzung in Messina zurückzulassen, welche genügte, diesen Platz einige Tage zu halten, und dann alles Überschüssige in einer oder der andern Richtung zu schnellem Handeln zu vereinigen. Aber dazu gehörte ein straffes wohlorganisirtes Obercommando. Ein solches fehlte eben bei den Neapolitanern durchaus; schon machte sich die traurige Erscheinung bemerkbar, daß einzelne Chefs Immediatbefehle vom Hofe einholten und trotzend damit ihrem Obercommandanten entgegentraten.

Die erste Gelegenheit zu einem Erfolg für die neapolitanische Streitmacht hätte das Vorrücken Medici's dargeboten. Dieser erreichte auf seinem Marsche über Bagheria am 30. Juni Termini; hier traf ihn ein Befehl des Dictators, durch welchen er zum Civil- und Militärcommandanten der Provinz Messina ernannt ward. Zugleich kamen Nachrichten von vorwärts, von Patti, über den Ausmarsch von königlichen Truppen aus Messina, deren Avantgarde bereits Spadafora erreicht haben sollte. Medici brach daher noch am 30. Juni abends von Termini auf und erreichte am 1. Juli Cefalù. Hier zeigte es sich, daß man die jungen Truppen, welche noch erst wenige Märsche gemacht hatten, durch Eilmärsche ruiniren und untüchtig vor den Feind bringen würde. Medici hinterließ daher für seine Truppen den Befehl, ihm so rasch, als es ohne ihren Ruin möglich sein würde, zu folgen, und eilte in Person mit wenigen Begleitern in der Richtung nach Osten voraus, um das Land kennen zu lernen und alle Vorbereitungen zur Handlung auf dem Punkte zu treffen, wo diese sich nothwendig erweisen möchte. Am 5. Juli erreichte er mit seinen Begleitern Barcellona. Von hier erließ er eine Proclamation an die Bewohner der Provinz Messina, eine andere an die Soldaten des neapolitanischen Heeres. Von hier aus ordnete er die Wiederherstellung der telegraphischen Verbindungen an und unternahm die verschiedenen Recognoscirungen nach Santa-Lucia, nach Gesso und von dort auf die Höhen, welche Messina beherrschen.

Am 10. Juli trafen die ersten Truppen Medici's zu Barcellona ein. Dort ließ er sogleich die Munition vertheilen und die Truppen in die Stellung an dem Flüßchen Santa-Lucia, auch Meri oder Mela genannt, vorrücken. Diese Stellung hatte er sich ausersehen, um von da gegen Milazzo zu operiren und zugleich einen etwa von Messina her erfolgenden Gegenschlag unter möglichst günstigen Verhältnissen abzuwehren. Meri bildete das Centrum der Stellung. Rechts und links vom Orte, auf etwa 1000 Schritt Länge, begleiten niedrige Mauern das Flüßchen Santa-Lucia. Hinter einer Barrikade an der Brücke über die Santa-Lucia wurden zwei kleine Kanonen aufgepflanzt, welche die Hauptstraße nach Milazzo bestrichen. Die Rechte stand zu Santa-Lucia und auf den vorliegenden Höhen, die Linke an der untern Santa-Lucia gegen das

Meer hin. Zu Meri sammelte Medici als seine Reserve die dortige Nationalgarde und einige Freischaren aus dem umgebenden Lande.

Die Besatzung von Milazza bestand zur Zeit, als Medici erschien, nur aus etwa 1200 Mann mit den Festungskanonen, unter dem Commandanten Torre Bruna. Dieser verlangte von Messina Verstärkungen, worauf die Brigade Bosco zur Unterstützung vorbeordert ward. Bosco, welcher sich rühmte, Garibaldi lebendig oder todt in die Hände des Königs zu liefern, rückte mit vier Bataillonen Jägern, einer Schwadron und acht Geschützen am 14. Juli von Messina ab, ließ ein Bataillon in dem Felsenneſt Gesso und auf den umgebenden Höhen, um sich die Rückzugsstraße freizuhalten, und kam mit dem Reste seiner Truppen, etwa 3000 Mann, noch am Abend des 14. Juli nach Spadafora; am 15. erreichte er Milazzo.

Am gleichen Tage machte ein Theil der Garnison von Milazzo einen Ausfall, um die Aufmerksamkeit Medici's von der Annäherung Bosco's abzuziehen. Es kam nur zu einem unbedeutenden Scharmützel. In der Nacht vom 16. auf den 17. Juli neues Scharmutziren, herbeigeführt durch den Zusammenstoß einer Patrouille von Medici's äußerstem rechten Flügel gegen Pace hin. Bei Tagesanbruch des 17. Juli ließ Bosco größere Streitkräfte vorrücken und trieb die Garibaldianer zurück, worauf das Feuer eingestellt ward. Medici, einen neuen baldigen Angiff besorgend, schob seine Vorposten nach San-Filippo, Corriola (am gleichnamigen Bach) und San-Pietro vor; als Stützpunkt seines linken Flügels ließ er südlich San-Pietro eine kleine Verschanzung aufwerfen.

Am Nachmittage des 17. Juli ließ Bosco in der That Corriola angreifen, während er zu gleicher Zeit selbst mit seiner Hauptmacht die Höhen von Santa-Lucia und San-Filippo in der Rechten der Garibaldianer erstieg; hier vordringend, wollte er den Feind gegen das Meer zurückdrängen und ihn zwingen, Barcellona aufzugeben. Obgleich Medici's Kräfte denen Bosco's nicht gewachsen waren, insbesondere auf den Höhen, brachten es die Königlichen doch zu keinem Erfolge. Die Garibaldianer hielten stand oder gingen doch jedesmal, wenn auch geworfen, sogleich wieder zum Angriffe vor, nachdem sie sich kaum gesammelt hatten.

Bei einbrechender Dunkelheit zog sich Bosco zurück, entschlossen, sich jetzt lediglich auf Milazzo zu stützen; zugleich bat er um Verstärkungen, um sich des Sieges zu versichern. Er erwirkte nichts, als daß ein Bataillon zur Ablösung des bei Gesso von ihm zurückgelassenen dorthin vorgeschickt ward. Das hierdurch frei gewordene Bataillon von Gesso rückte am 18. Juli bei Bosco ein. Dieser wählte nun seine Hauptstellung auf der Landzunge, welche die Halbinsel von Milazzo mit der Insel Sicilien verbindet; seine Vorposten standen im Halbkreise weiter südwärts von dem östlichen zum westlichen Meere, gedeckt hinter Gartenmauern, im Rohr an der Küste, hinter den dichten Hecken indischer Feigen. Von hier aus wollte er nunmehr besonders mit seiner Rechten operiren und die Linke des Feindes zurückdrängen, um ihn gegen Messina der dortigen Besatzung in die Hände zu treiben.

Auch Medici hatte durch den Kampf vom 17. Juli keineswegs den Eindruck der Siegesgewißheit erhalten. Er berichtete über seine Lage an Garibaldi nach Palermo. Am 18. Juli schon traf Cosenz mit seiner Avantgarde, einem Bataillon, bei Meri ein; er war zu Schiff nach Patti gegangen und von dort zu Lande marschirt. Auf die Berichte Medici's dann verließ Garibaldi selbst mit etwa 1200 Mann, die in der Eile an kriegstüchtigen Truppen gesammelt werden konnten, Palermo und eilte ebenfalls zu Schiff nach Patti. Er selbst ging der Mannschaft zu Wagen voraus; diese sollte so schnell als möglich folgen. Schon am 19. Juli traf Garibaldi zu Meri ein, und, nachdem er sich schnell über die Sachlage orientirt hatte, beschloß er für den 20. Juli den Angriff. Sein Plan war, gerade auf Milazzo loszugehen, den Angriff Bosco's nicht zu erwarten, sondern ihm zuvorzukommen, sich dabei insbesondere auf die Linke des Feindes zu werfen, um demselben den Rückweg gegen Milazzo zu Lande abzuschneiden. An die Reserven, welche bei Patti gelandet waren, erging wiederholter Befehl, ihren Marsch zu beschleunigen.

Am 20. Juli morgens früh um 5 Uhr setzten sich zwei Colonnen von Meri aus gegen San-Pietro in Bewegung. Die des linken Flügels unter Oberst Malenchini bestand aus $3^1/_4$ Bataillonen; die des rechten Flügels unter Oberst Simonetta, bei welcher sich Medici selbst befand, war von der gleichen Stärke; eine Abtheilung Sicilier unter Fabrizi ward gegen Archi detachirt, um den äußersten linken Flügel des Feindes beobachtend im Schach zu halten. Von der Reserve, welche aus vier Bataillonen bestehen sollte, war wenigstens die Spitze schon herangekommen; Cosenz ward mit der Führung dieser Reserve betraut. Einige Bataillone waren zurückgelassen, um die Position von Santa-Lucia und am gleichnamigen Bach zu bewachen. Die ganze

verfügbare Streitmacht zählte etwa 12 Bataillone, aber Garibaldi'sche Bataillone, sodaß sie sich auf nicht höher als 3500 Mann belief, einschließlich der noch nicht vollständig eingetroffenen Reserve.

Um 6 Uhr morgens begann zwischen San-Pietro und Santa-Marina gegen die Meeresküste des westlichen Busens hin das Feuer. Malenchini's Mannschaften, von Schüssen aus sichern Verstecken empfangen, wurden von Anbeginn etwas unruhig. Sie sammelten sich zwar schnell wieder und suchten Terrain zu gewinnen, indeß nun entfaltete Bosco seinem Plane gemäß hier überlegene Kräfte und der Kampf schwankte anfangs hin und her. Endlich gewannen die Neapolitaner das Übergewicht und Malenchini mußte weichen.

Bald nach ihm war auch der rechte Flügel unter Simonetta ins Gefecht gekommen. Auf Garibaldi's Anweisung sollte Medici mit dieser Colonne sich entschieden rechts ziehen, um von hier aus den Hauptstoß zu thun. Dieses Manöver mußte unbedingt durch ein Misgeschick des linken Flügels compromittirt werden. Doch gab es Garibaldi auf die Nachrichten, welche vom linken Flügel einliefen, keineswegs auf, befahl vielmehr Medici in seiner Bewegung zu verharren. Medici drang rüstig, obwol nicht ohne große Hindernisse vor; er ließ auch seine beiden Kanonen von Meri herankommen, um soweit möglich die Straße unter seiner Herrschaft zu halten.

Auf den linken Flügel rief Garibaldi Cosenz mit einem Bataillon der Reserve zur Unterstützung herbei, und er selbst begab sich dorthin. Er traf hier eben ein, als ein Cavalerieangriff der Königlichen — welche Angriffe gewöhnlich auf die jungen Garibaldi'schen Truppen großen Eindruck zu machen pflegten — drohte, den ganzen linken Flügel über den Haufen zu werfen. Durch sein persönliches Erscheinen, durch die persönliche Bravour, welche er stets entfaltet, brachte er mit Hülfe des von Cosenz herangeführten Bataillons das Gefecht auf dem linken Fügel zum Stehen.

Dies gelang um so eher, als durch das Vordringen Medici's gegen die neapolitanische Linke sich Bosco leicht von seinem ursprünglichen Plane hatte abbringen lassen und alles aufwendete, um diesen aufzuhalten. Indessen gewann Medici Terrain und warf die erste Linie der Königlichen über den Haufen, wobei seine beiden kleinen Kanonen ihm nicht unwesentliche Dienste leisteten, so unbedeutend sie an sich waren.

Bald stand Medici angesichts der Stadt Milazzo und rüstete sich zum Angriff auf diese. Bosco traf seine Gegenanstalten; seine Jäger besetzten die Häuser und Mauern und verschanzten sich auf ihrer äußersten Linken am östlichen Hafen hinter an das Land gezogenen Barken. Eine in dem Castell auf den Höhen nördlich der Stadt gesammelte Reserve sollte dann Medici in die linke Flanke fallen, während der rechte Flügel lediglich Malenchini aufhielt..

Aber jene Wirkung der neapolitanischen Reserve ward durch die Aufmerksamkeit und den Reichthum an Hülfsmitteln bei Garibaldi vereitelt. Garibaldi hatte auf der westlichen Rhede den Dampfer Tukery bemerkt; ein ursprünglich sicilisches Schiff, 1848 Indipendenza getauft, dann nach der damaligen Niederlage Siciliens in Veloce umgetauft. Der Veloce, welcher Truppen von Neapel nach Milazzo gebracht hatte, war darauf zu Garibaldi übergetreten und am 11. Juli im Hafen von Palermo erschienen, wo er die Flagge Italiens aufhißte. Garibaldi hatte ihn zum Andenken an seinen bei Palermo gefallenen Avantgardecommandanten „Tukery" genannt. Der Tukery war jetzt eben in der westlichen Bucht von Milazzo angelangt. Garibaldi, welcher das Vordringen seines rechten Flügels gesichert, auf dem linken mindestens das Gefecht hergestellt sah, begab sich auf das Schiff, welches ihm jetzt recht eigentlich als Reserve diente.

Als Bosco's Reserve aus dem Castell hervorbrach, um durch die Stadt in die linke Flanke Medici's zu fallen, da ließ Garibaldi vom Tukery einige Schüsse auf dieselbe thun. Die Königlichen wichen in Unordnung gegen das Castell zurück, und zugleich griff nun Medici kräftig die Stadt an. Nach heftigem Straßenkampfe, während dessen auch Bosco's rechter Flügel sich zurückzog, gefolgt von Malenchini und Cosenz, der alle Reserven ins Gefecht gebracht, war um 5 Uhr nachmittags die Stadt Milazzo in den Händen der Garibaldianer.

Der Kampf ruhte; er hatte den Garibaldianern 800 Mann, den Königlichen, welche stets in guten Positionen gefochten, wenig über 200 Mann gekostet. Trotz dieses geringen Verlustes war Bosco entmuthigt. Den Offizieren der meisten regulären Heere geht es so, wenn die beim Kampfe in einem durchschnittenen bedeckten Terrain unvermeidliche „Unordnung" ihnen vor Augen tritt, wenn es nicht mehr so geht wie auf dem Exercirplatze. An Lebensmitteln und Munition fehlte es im Castell noch keineswegs, und der Angriff auf dies zwar alte, doch durch

seine Lage feste Fort, welches nur wenige, leicht zu stopfende Lücken, namentlich auf der Ostseite zeigte, würde den Garibaldianern bei ihrem Mangel an Geschütz noch viele Leute gekostet haben.

Den Rückzug auf Messina konnte Bosco nur bewerkstelligen, wenn er entweder die Scharen Garibaldi's durchbrach oder wenn er sich einschiffte. Die Einschiffung war auch wieder nicht möglich, ohne daß Bosco aus dem Castell in die Stadt hinabstieg und sich des Hafens bemächtigte. Dazu gehörte gleichfalls ein Kampf mit den Garibaldianern, welche die Stadt besetzt hielten. Zum Überfluß hatte Garibaldi noch den Tukery, obwol derselbe von den Kugeln des Castells am Steuer beschädigt war, aus der westlichen Bucht in die östliche schaffen lassen.

Bosco, der sich die Kraft zu einem Durchbrechen durch die Garibaldianer nicht zutraute, knüpfte Capitulationsverhandlungen an. Am 24. Juli ward die Capitulation abgeschlossen und vollzogen. Sie überlieferte Garibaldi das Castell mit allem Artilleriematerial und der Munition; die Staatspferde sämmtlich und die Saumthiere zur Hälfte; die Besatzung zog mit kriegerischen Ehren aus, die berittenen Offiziere zu Pferd, Bosco jedoch, um ihn für seine prahlerischen und beleidigenden Drohungen zu bestrafen, zu Fuß. Anfangs sollte er auch ohne Degen ausrücken, was dann aber geändert ward.

Die neapolitanischen Truppen wurden sogleich auf mehreren eigens herbeigezogenen Dampfern nach dem neapolitanischen Festlande eingeschifft. Wir müssen nun vor allen Dingen einen Blick auf den Umschwung in der Politik des Königs von Neapel werfen, welcher um diese Zeit eingetreten war.

Verhandlungen und Verheißungen des Königs von Neapel.

Hatte im Anfang der Fortschritte Garibaldi's auf Sicilien Franz II. sammt seinem Hofe darauf gerechnet, der Waffen des Flibustiers doch noch Herr zu werden, womöglich mit Hülfe der Sicilier selbst, hatte er daher seine einzige Politik in dem starren Festhalten an seinem legitimen Rechte erkannt, so änderte sich dieses infolge der Einnahme Palermos durch Garibaldi, der fortschreitenden Demoralisation des königlichen Heeres, der Berichte der Generale, der Erzählungen der Soldaten, der Erklärungen selbst der befreundetsten Mächte, welche einer starren Gottesgnadenregierung willkürlichster Art ihren Beistand versagten.

Franz II. dachte daran, andere Wege einzuschlagen, allenfalls Sicilien und seine Feindschaft gegen Victor Emanuel zum Opfer zu bringen, um dafür das Festland zu behalten. Von Portici erließ er am 25. Juni einen souveränen Act, durch welchen er allgemeine Amnestie für politische Vergehen, ein neues constitutionelles Ministerium, eine Verständigung mit Victor Emanuel, die Einführung der italienischen Nationalfahne, jedoch mit dem bourbonischen Wappen in der Mitte, und für Sicilien wie für das Festland eine Constitution, für jenes außerdem einen königlichen Prinzen als Vicekönig verhieß.

In der That wurde der Commendatore Antonio Spinelli mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt, welches denn auch zu Stande kam. Dasselbe verlangte vom Könige die Wiederherstellung der nie gesetzlich aufgehobenen Constitution von 1848 und erließ sogleich einige Acte zur Ausführung der Verheißungen vom 25. Juni. Die Einberufung der Kammern ward auf den 10. Sept. festgesetzt, die Organisation der Nationalgarde decretirt, die Absendung einer Gesandtschaft nach Turin, um mit Victor Emanuel und Cavour zu unterhandeln, betrieben.

Das Volk glaubte an die Umkehr nicht. Die Bourbonen haben so oft das Wort gebrochen, daß es unmöglich ist, ihren Verheißungen noch Glauben zu schenken. Vertraut ihnen nicht; bleibt stehen bei dem Einen Italien unter Victor Emanuel; hofft auf Garibaldi, auf die Gewalt, welche die Bourbonen vertreiben wird; laßt die Bourbonen thun, was sie wollen, aber euch nicht etwa verleiten, mit ihnen zu arbeiten — so riefen die Comités der Insurrection dem Volke zu, und das Volk handelte demgemäß. Es sah mit Gleichgültigkeit den officiellen Ankündigungen zu, sowie den officiellen Festen zur Feier der Wiedereinführung der Constitution.

Daß Franz II. es mit dieser Wiederherstellung der Constitution nicht ehrlich meinte, daß er es mit keiner seiner Verheißungen ehrlich meinte, daß er sie in Furcht, nicht in Großherzigkeit gethan, war freilich auch nur zu klar. Nur mit Sträuben gab er Einzelheit für Einzelheit nach, in jeder Weise suchte er den Effect dessen, was geschehen konnte, zu schwächen, und in kleinlichen Intriguen suchte der Hof mit der einen Hand wieder zu nehmen, was er mit der andern hatte geben müssen.

Großes Aufsehen erregte am 27. Juni ein Attentat auf den französischen Gesandten Brenier zu Neapel in der Via Toledo, welches diesem leicht das Leben kosten konnte. Im Volke war

nur eine Stimme darüber, daß dieser Angriff vom Hofe angezettelt sei aus Haß gegen Brenier, der ihn vorzugsweise zur Wiederherstellung der Constitution bestimmt hatte.

Am 28. Juni erfolgte ein wüthender Angriff des Volks auf alles, was Polizei hieß. Die Polizei war in den Augen des Volks und mit Recht gleichbedeutend mit bourbonischer Hofregierung. Viele Schergen dieses edeln Instituts, viele Anhänger des Hofs flüchteten und suchten Schutz auf fremden Schiffen, doch blieben dieser Subjecte immer noch mehr als genug übrig in Neapel.

Das Ministerium war machtlos, es hatte weder am Hofe, noch beim Volke Vertrauen und Macht; der einzig Mächtige in der Stadt Neapel war der liberal gesinnte Präfect Liborio Romano, und dieser lediglich deshalb, weil man von ihm wußte, daß er nur auf Garibaldi warte, um sich demselben anzuschließen, daß er seine Macht und seine Stellung nur benutze, um desto besser gegen die Bourbonen wirken zu können.

Auf das Heer war im wesentlichen kein Verlaß. Alles war faul. In derselben Zeit, da Mitte Juli die Gesandten Manna und Winspeare nach Turin gingen, um das Verständniß mit Victor Emanuel anzubahnen, bereitete die Camarilla eine Contrerevolution vor, welche freilich keinen andern Erfolg hatte, als daß die Entdeckung das Bourbonenregiment desto verhaßter machte.

Mitten in dieses Hin- und Herschwanken, in diese Zeit des allgemeinen Mistrauens, feiger Hinterlist von der einen, spöttischen und gleichgültigen Lächelns über soviel vergebens aufgewendete Schlauheit von der andern Seite fiel der neue Erfolg Garibaldi's bei Milazzo; und wenn dieser Erfolg, was die Truppenmassen betrifft, die einander hier gegenüberstanden, militärisch als ein unbedeutender bezeichnet werden darf, so kann man sich doch nach dem Erwähnten leicht denken, welches seine moralischen Folgen sein mußten.

In der That dachte damals die neapolitanische Regierung wesentlich und von Tag zu Tag mehr daran, sich das Festland mit dem Opfer Siciliens zu erhalten, und darauf richteten sich besonders die Anstrengungen, welche Manna und Winspeare in Turin bei Cavour machten. Cavour und Garibaldi waren mehr als je miteinander zerfallen. Lafarina, welcher den Planen Garibaldi's schon in Mittelitalien im Jahre 1859 intriguirend entgegengetreten war, war Ende Juni auch nach Palermo gekommen, um dort in gleichem Cavour'schen Interesse zu arbeiten. Garibaldi, müde dieser Störungen, hatte ihn einfach am 7. Juli verhaften, auf ein Schiff bringen und dorthin zurückschicken lassen, wo er hergekommen war, wie sich von selbst versteht, zum größten Ärger der Cavour'schen Partei. Cavour speculirte gegenwärtig, nach den Erfolgen Garibaldi's, auf die Annexion Siciliens an Piemont, obgleich es ihm früherhin auch gleichgültig und vielleicht sehr angenehm gewesen wäre, wenn der „glückliche Abenteuerer" in Sicilien Fiasco gemacht hätte. Die Erfolge Garibaldi's auszubeuten, dagegen hatte die ganze piemontesische Ministerialpartei nicht das geringste Bedenken. Aber daß Garibaldi den eigenen Kopf aufsetzte, daß er die Idee seines, nicht des piemontesischen Italien verfolgte, das war dieser Partei äußerst unangenehm. Hätte er sich jetzt denselben Leuten, die ihm seine italienische Vaterstadt Nizza entrissen hatten, um sie Napoleon III. zu geben, unterordnen wollen, so wäre alles gut gewesen, und jeder Erfolg, den er errang, wäre auch von ihnen mit lautem Beifall begrüßt worden. Wie aber die Dinge wirklich standen, verhielt es sich anders.

Die Faulheit der Zustände des bourbonischen Regiments in Neapel trat so deutlich hervor, daß sie jedem erkennbar sein mußte. Sicilien war so gut als in Garibaldi's Händen schon vor der Schlacht von Milazzo. Ging der „Flibustier" nun auch nach dem neapolitanischen Festlande hinüber, so war vorauszusehen, daß er dort ähnliche Erfolge haben werde. Garibaldi's Ansehen mußte so immermehr steigen, und Cavour war nicht sicher, ob er dann noch entscheidenden Einfluß gegenüber dem Nationalhelden behalten werde. Cavour wollte einerseits durchaus nicht die mögliche Annexion des Königreichs beider Sicilien an Piemont abweisen; er dachte dabei auch an die Leichtigkeit, diese Annexion bei der vollständigen Verfallenheit des bourbonischen Regiments zu vollziehen. Dies bestimmte ihn, die Gesandten Franz' II. mit leeren Versprechungen, mit übertriebenen Forderungen hinzuhalten, auf welche eine bourbonische Regierung von ihrem Standpunkt aus anständigerweise gar nicht eingehen konnte, während sie freilich unanständigerweise sehr bereitwillig darauf einging. Andererseits aber wollte er, daß die Annexion von piemontesischen Truppen und, nach dem Vorfall mit Lafarina, daß sie direct im Namen Victor Emanuel's vollzogen würde, um den „Freibeuter" beiseite schieben zu können. Um diese Geschichte durchzuführen, bedurfte es nur der Zeit. Warum konnte nicht das Ministerium von Turin mit neapolitanischen Generalen anknüpfen? Konnte es diesen nicht weit

mehr, nicht weit sicherere Versprechungen machen als Garibaldi? Konnte es nicht auf diese Weise die herrschende Demoralisation der königlichen Armee von Neapel dergestalt ausbeuten, daß es kaum noch eines Schwertschlags bedurfte, um Victor Emanuel auf den Thron von Neapel zu setzen? In dieser Richtung wurde ernstlich gearbeitet.

Es war aber nun auch noch nothwendig, Garibaldi von seinem Übergang nach dem Festlande zurückzuhalten. Die Piemontesen konnten nicht so rücksichtslos verfahren, als er, wenn er nur die nöthigen Streitkräfte besaß, es allerdings konnte. Sie mußten ihre ganze Armee, alles was sie mobil machen konnten, marschbereit machen, nicht sowol um sich den Durchzug durch die päpstlichen Staaten zu erzwingen und das Königreich der Bourbonen über den Haufen zu werfen, als um Österreich begegnen zu können, wenn dieses sich einmischte, was doch nicht so ganz unmöglich war.

Aus diesen Gründen bewog Cavour den König Victor Emanuel, am 23. Juli einen Brief an Garibaldi zu richten, in welchem er die Ansicht aussprach, daß, wenn der König von Neapel sich dazu verstehe, Sicilien gänzlich zu räumen und sich selbst zu überlassen, sodaß es sich seine Regierung wählen könne wie es wolle, es am besten sein würde, jede weitere Unternehmung gegen das neapolitanische Festland aufzugeben. Für den Fall, daß Garibaldi diesen Rath nicht beachtete, behielt sich der König die ganze Freiheit des Handelns vor und versicherte, daß er sich aller fernern Bemerkungen enthalten werde.

Als Garibaldi diesen Brief — ziemlich spät — empfing, war Messina schon in seinen Händen.

Die Capitulation von Messina.

Unmittelbar nach der Capitulation von Milazzo ließ Garibaldi seine Avantgarde, Sicilier unter Fabrizi, die Straße nach Messina einschlagen. Auf den Höhen, welche die Nordküste von der Ostküste trennen, traf Fabrizi am 25. Juli mit den Vortruppen der damals von Clary befehligten Besatzung von Messina zusammen. Es kam zu einem anhaltenden aber unbedeutenden Feuergefecht.

Clary handelte bereits unter dem Eindruck der allerdings noch unbestimmten Instructionen, welche ihm von Neapel infolge der Verhandlungen Manna's und Winspeare's mit Cavour zugegangen waren. Die neapolitanische Regierung war ganz bereit, die Insel zu räumen, um sie Piemont zu überlassen, wenn dieses nur Garibaldi aufhielte. Clary gab seine Absicht zu erkennen, alle neapolitanischen Truppen aus der Stadt zu ziehen und einzuschiffen, wenn nur das Feuer bei den Vorposten eingestellt würde. In der Nacht vom 25. auf den 26. Juli hörte das Feuer von selbst auf. Clary nahm die Vorposten zurück, räumte am 26. Juli vormittags auch die letzten Posten in der Stadt, welche von einer mühselig zusammengebrachten Abtheilung Bürgergarde besetzt wurden, und begann um Mittag die Einschiffung derjenigen Truppen, welche nicht zur Besetzung der Citadelle nothwendig waren.

Am 26. Juli war auch die Division Medici bei Gesso angekommen, und Medici eilte seinen Truppen nach Messina voraus, wo er noch an demselben Abend eine lange Unterredung mit Clary hatte. Darauf holte er seine Division herbei, welche am 27. Juli in Messina einrückte. An diesem Tage kam auch Garibaldi an, übertrug indessen auch die fernern Verhandlungen Medici.

Am 28. Juli kam eine Convention zu Stande. Dieselbe bestimmte, daß die königlichen Truppen die Stadt Messina ohne Behelligung räumen, die Truppen Garibaldi's dafür in die Stadt einrücken, ohne hier ihrerseits behelligt zu werden. Die beiden Forts Castellaccio und Gonzaga auf den Höhen im Westen der Stadt werden von den Königlichen gleichfalls geräumt. Die Citadelle, die Bastion Don Blasco, das Leuchtthurm- und San-Salvatorfort bleiben in den Händen der Königlichen. Diese enthalten sich aller Feindseligkeiten, solange sie nicht selbst angegriffen und solange nicht Angriffsarbeiten in der Stadt selbst ausgeführt werden. Sie empfangen ihre Lebensmittel in der Art und Weise, über welche man übereinkommen wird, aus der Stadt.

Sicilien war mit dieser Convention im wesentlichen frei. Außer der Citadelle von Messina, welche allerdings den Dictator zur Zurücklassung eines Beobachtungscorps zwang, waren nur noch einige unbedeutende Posten in den Händen der Königlichen.

Garibaldi war durch den früher erwähnten Brief des Königs keineswegs bestimmt worden, von jeder Unternehmung gegen das Festland abzustehen. Er erwiderte, daß er mit einem Aufgeben fernerer Unternehmungen jetzt noch seiner Pflicht untreu werden würde, daß er daher diesmal dem Könige ungehorsam sein müsse. Und er säumte nicht, seine Voranstalten zum Übergange nach Calabrien zu treffen.

Freilich hatte er noch mit manchen Hindernissen zu kämpfen, welche nicht alle leicht zu überwinden waren. Obgleich ganz Neapel sich regte und moralisch schon von der Bourbonenherrschaft abgefallen war, war Garibaldi doch einer thätigen Hülfe der Bevölkerung kaum auch nur so weit sicher, als er sie in Sicilien gefunden; seine eigene Truppenmacht war trotz aller Großsprechereien in den Zeitungen äußerst gering; Sicilien hatte fast gar nichts ausgegeben; mindestens die Hälfte der wenigen wirklich formirten sicilischen Truppen eignete sich blos für den Garnisonsdienst im Lande. Die Haupthülfsquelle war und blieb Ober- und Mittelitalien, und hier wurde bei dem feindseligen Verhalten des Cavour'schen Ministeriums die Aufstellung neuer Truppen für Garibaldi von Tag zu Tag schwieriger. Andererseits war Garibaldi durchaus nicht so verblendet zu glauben, was ihm einmal gelungen, müsse immer gelingen. Er nahm an, daß am Ende von der neapolitanischen Armee ein Kern gesammelt werden könne, der noch nicht demoralisirt, auch numerisch seinen Truppen weit überlegen sein würde. Er wußte, wie viel ihm in Sicilien das Prästigium des Wunderbaren geholfen, und glaubte nicht für alle Umstände daran. Trotzdem beschäftigte er sich eifrig mit den Vorbereitungen zum Übergang auf das Festland.

Von diesem und seinen Folgen werden wir in der zweiten Abtheilung unserer Darstellung handeln.

James Wilson,

Finanzminister für Britisch-Indien.

Um in England zu hohem politischen Einfluß zu gelangen, ist entweder Geburt oder Reichthum, oder wenigstens eminentes Rednertalent erforderlich. Finden sich diese Factoren alle drei in Einer Person vereinigt, wie bei Lord Derby, so fallen dem bevorzugten Sterblichen die ersten Preise in der Staatslotterie ohne Mühe in den Schos; fehlt der erste, die Geburt, wie bei Sir Robert Peel, so ist der Erfolg schon schwieriger, da der glückliche Emporkömmling auf jeder Staffel der politischen Leiter mit dem Neide seiner ehemaligen, dem Kastengeist seiner neuen Standesgenossen zu kämpfen hat; und besitzt der angehende Staatsmann weder Rang noch Reichthum, so gehören selbst bei den glänzendsten oratorischen Gaben noch außergewöhnlich günstige Verhältnisse und die göttliche Dreistigkeit eines D'Israeli dazu, es zu etwas Erklecklichem zu bringen. Daß aber ein Mann, in den bescheidensten Bürgerkreisen geboren, ohne Connexionen, ohne Vermögen und auch als Redner nicht hervorragend, eine bedeutende politische Stellung eingenommen hätte, ist in den Annalen Englands ein Phänomen, welches fast beispiellos dasteht. Ein solcher Mann war der verstorbene James Wilson.

Zu Anfang dieses Jahrhunderts lebte in Hawick, einem Städtchen in der schottischen Grafschaft Roxburgh, ein „trockener" Quäker Namens William Wilson, seines Zeichens Wollhändler und Vater einer zahlreichen Familie. Am 3. Juni 1805 wurde ihm ein Sohn James geboren, der als zehnjähriger Knabe in eine Kostschule seiner Sekte zu Ackworth aufgenommen ward, wo er vier Jahre verblieb und den Entschluß faßte, sich dem Lehrstande zu widmen. Hiermit einverstanden, schickte ihn der Vater nach einem Seminar in Essex, um sich zu seinem künftigen Berufe auszubilden; bei näherer Bekanntschaft mit der dornenvollen Laufbahn, die ihm bevorstand, ward er jedoch bald andern Sinnes und bat den Vater ebenso dringend, ihn wieder fortzunehmen. „Lieber der geringste Arbeiter in deiner Fabrik", sagte er ihm, „als Lehrer in einer dieser Anstalten." Der alte Wilson war kein Unmensch; er ließ den Sohn wieder nach Hause kommen, und es entstand nun die Frage, was man mit dem unterdeß zum sechzehnjährigen Jüngling Herangewachsenen anfangen solle. Er selbst wollte jetzt Rechtsgelehrter werden und zu diesem Zwecke eine schottische Universität beziehen, aber ein solches Beginnen stand mit den Gebräuchen des Quäkerthums im Widerspruch, und statt Jura zu studiren, kam James in die Lehre zu einem Hutmacher in seiner Geburtsstadt Hawick. Sobald er einigermaßen in die Mysterien seines neuen Geschäfts eingeweiht worden, kaufte der Vater es für ihn und einen ältern Bruder, mit dem er nunmehr anfing, die Hutfabrikation im Großen zu betreiben. Allein in einem Orte wie Hawick bot sich diesem Gewerbe zu wenig Aussicht auf eine gedeihliche Entwickelung dar, und er entschloß sich daher, es nach London zu verlegen. Im Jahre 1824 eröffnete er dort ein Geschäft unter der Firma Irwin und Wilson, welches er von 1831 an für

seine alleinige Rechnung fortsetzte, und zwar mit solchem Erfolg, daß er das von seinem Vater hineingesteckte Betriebskapital von 2000 Pf. St. in zwölf Jahren (bis 1837) um das Zwölffache vermehrte. Er verheirathete sich mit einer Miß Preston aus Newcastle, miethete eine Villa in der Nähe von London, gab Diners und Abendgesellschaften und verließ die Genossenschaft der „Freunde", um sich der Hochkirche anzuschließen. Kurz, er war auf dem besten Wege, ein höchst respectabler oder mit andern Worten ein steinreicher Mann zu werden, als das Bestreben, dieses Ziel commerziellen Ehrgeizes noch schneller zu erreichen, ihn zu einer unglücklichen Indigospeculation verleitete, die ihn mit Einem Schlage der Früchte langjähriger Mühen beraubte. Das Haus Wilson und Compagnie mußte die Zahlungen einstellen; indessen gelang es unserm Helden, einen Accord mit seinen Gläubigern zu schließen, das Geschäft wurde unter anderer Leitung fortgesetzt, und als er 1844 definitiv aus demselben schied, hatte er die Genugthuung, die auf ihm lastenden Verpflichtungen erfüllt und seine Schulden bis auf den letzten Pfennig getilgt zu haben.

Inzwischen war die Hoffnung, einst eine Stelle unter den Krösussen der londoner City einzunehmen, auf ewige Zeiten geschwunden; es galt jetzt, sich eine neue Existenz zu schaffen. Wilson hatte stets ein lebhaftes Interesse an staatswirthschaftlichen und finanziellen Studien genommen und sich eine gründliche Kenntniß der Bedingungen erworben, von welchen das materielle Wohl der Völker und der Individuen abhängt, obgleich es ihm nicht geglückt war, sie auf seine eigenen Verhältnisse anzuwenden. In solchen Dingen geht die Theorie mit der Praxis nicht immer Hand in Hand; William Pitt, der Schöpfer des englischen Finanzsystems, befand sich persönlich bis an sein Lebensende in den allerderangirtesten Vermögensumständen, und vielleicht hätte Rothschild einen schlechten Finanzminister abgegeben. In der That war aber Wilson auch in praktischer Beziehung ein vollendeter Geschäftsmann; wie jedoch der beste Feldherr einmal eine Schlacht verliert und damit alle seine frühern Siege zunichte macht, so wurde auch er durch einen einzigen falschen Schritt einer Laufbahn entfremdet, für die ihn Talent und Neigung vorzugsweise befähigten. Allein die gesammelten Erfahrungen waren keineswegs für ihn verloren; er fand vielmehr in dem publicistischen Berufe, dem er sich jetzt zuwandte, die reichlichste Gelegenheit, sie zu verwerthen. Im Jahre 1839 veröffentlichte er seine erste Flugschrift „On the influence of the corn laws", der eine zweite „The fluctuations of currency, commerce and manufactures" (1840) und eine dritte „The revenue" (1841) folgten, die durch ihre klare, körnige Sprache und ihren gediegenen Inhalt Aufsehen erregten. Es war nichts Geniales, nichts Blendendes in den Ideen, welche darin entwickelt wurden, aber sie waren verständig, sachgemäß, „business-like", und empfahlen sich eben dadurch den Kreisen, an die sie gerichtet waren. Zu jener Zeit gab es in England noch kein Journal, das sich ausschließlich mit handelspolitischen Fragen beschäftigte; durch den Erfolg seiner Erstlingsarbeiten, denen sich zahlreiche Beiträge zu der „Morning Chronicle" und andern Tagesblättern anschlossen, ermuthigt, beschloß Wilson ein solches zu gründen, und im September 1843 erschien die erste Nummer des „Economist", der unter seiner Leitung bald eins der gelesensten und einflußreichsten Organe der liberalen Presse wurde. Die Freihandelsagitation verschlang eben damals alle andern Interessen, und während Cobden und Bright durch ihre feurige Beredsamkeit die Massen in Bewegung setzten, beförderte das neue Blatt die von ihnen verfochtene Sache nicht minder durch seine geistvolle Beleuchtung der nationalökonomischen Principien, auf welchen sie beruhte, und durch die schlagende Polemik, mit der es die Argumente der Schutzzöllner widerlegte. In den Spalten des „Economist" wurde zuerst die Behauptung aufgestellt, daß der Protectionismus dem Ackerbau ebenso schädlich sei als den andern Gewerbszweigen, und daß mithin die Grundeigenthümer und Landpächter, weit entfernt die Abschaffung der Getreidezölle zu fürchten, sie mit eben solcher Entschiedenheit fordern müßten als die eifrigsten Freihändler. Diese Ansicht galt zur Zeit sogar bei den Meinungsgenossen Wilson's noch für etwas paradox, hat sich aber später vollkommen bestätigt; der Landbau ist in England nie so blühend gewesen als seit Aufhebung der Korngesetze.

Mit dem politischen Einfluß, den Wilson durch seine journalistische Thätigkeit erlangte, war auch eine bedeutende Verbesserung seiner materiellen Lage verbunden. In wenigen Jahren hatte der bankrotte Hutmacher es so weit gebracht, daß er bei den allgemeinen Wahlen von 1847 daran denken konnte, einen Sitz im Parlament einzunehmen. In der Grafschaft Wilts gibt es ein kleines Städtchen Westbury, das bei nur 300 wahlberechtigten Bürgern das Vorrecht besitzt, einen Vertreter ins Unterhaus zu schicken. Bei der Wahl dieses Vertreters ist aber, wie die böse Welt sagt, die Stimme des Grafen von Suffolk maßgebend, dessen schönes Schloß

Charlton in der Nähe des Städtchens gelegen ist. Der Graf von Suffolk gehört zu den liberalen Mitgliedern der englischen Aristokratie; er empfahl unsern Wilson den „independent electors" von Westbury als einen würdigen Candidaten, und die „independent electors" leisteten seiner Empfehlung willig Folge. Der neue Abgeordnete trat zu einer Zeit ins Parlament, wo die Grundsätze des Freihandels zwar den Sieg davongetragen hatten, aber noch viel Arbeit von nöthen war, um sie praktisch durchzuführen und alle damit verknüpften Details zu ordnen. Unterdessen befand sich das Land in einem Übergangszustande, der ungünstig auf die Verkehrsverhältnisse einwirkte; hierzu kam noch eine schlechte Ernte, die unter den arbeitenden Klassen große Noth verursachte, zu deren Abhülfe die Ernennung eines Specialcomité beantragt wurde. Über diesen Antrag hielt Wilson seine Jungfernrede, die seinen Ruf, zwar nicht als Meister der Rhetorik, aber als tüchtigen Kenner und umsichtigen Beurtheiler ökonomischer und finanzieller Gegenstände feststellte und ihm die Lobsprüche Sir Robert Peel's eintrug. Bekanntlich hat sich die Whigpartei von jeher durch ihren Mangel an finanziellen Capacitäten ausgezeichnet, und das Ministerium Lord John Russell's, welches damals am Ruder stand, machte von diesem allgemeinen Leiden keine Ausnahme. Neben Peel und Gladstone, neben Cobden und Bright, sogar dem alten Goulburn und dem altersschwachen Herries gegenüber spielte der Kanzler der Schatzkammer, Sir Charles Wood, eine nichts weniger als glänzende Rolle; die Regierung fühlte das dringende Bedürfniß, frische Kräfte zu ihrer Verstärkung herbeizuziehen, und man eilte daher, sich der Dienste Wilson's zu versichern. Zum Unglück war keine andere Stelle vacant als die eines Secretärs beim Indischen Amt (Board of Controul), die ihm Lord John sofort anbot. Die Ehre, einen Posten im Ministerium zu bekleiden, an welchen, außer andern Annehmlichkeiten, sich ein Gehalt von 2500 Pf. St. knüpfte, war unserm Helden keineswegs gleichgültig; er erlaubte sich jedoch die bescheidene Bemerkung, daß er von Indien etwas weniger wisse als von Spitzbergen, und daß, wenngleich der Verstand mit dem Amte komme, es doch auch specielle Kenntnisse erfordere, die ihm vollständig abgingen. Die Antwort des kleinen Premier war des Mannes würdig, von dem der witzige Sidney Smith zu sagen pflegte, daß er ebenso unbedenklich das Commando der Kanalflotte als die Verwaltung des Erzbisthums Canterbury übernehmen würde. „Sir", sprach er mit echt Johnson'schem Pathos, „es ist die Pflicht eines Patrioten, dem Vaterlande in jeder Stellung zu dienen, die ihm übertragen wird, gleichviel, ob er sich für sie geeignet glaubt oder nicht." So belehrt, nahm Wilson den ihm angetragenen Posten an, und seiner unermüdlichen Ausdauer gelang es bald, sich mit den Pflichten desselben vertraut zu machen und eine genaue Kenntniß der indischen Verhältnisse zu erwerben, die für seine Zukunft entscheidend werden sollte. Es war allerdings eine neue Welt, die sich ihm hier eröffnete; indessen bot sich ihm wenigstens einmal die Gelegenheit dar, für die Erledigung einer Frage zu wirken, die mit seinen frühern Beschäftigungen verwandt war. Es handelte sich um die Einführung von Eisenbahnen in Indien, die bei den Lokalbehörden hartnäckigen Widerspruch fand. Sie erklärten den Plan nicht allein für unpraktisch, sondern auch für gefährlich; bei der Natur des Landes seien derartige Bauten unmöglich oder jedenfalls mit unerschwinglichen Kosten verbunden, die nationalen Vorurtheile der Eingeborenen würden durch eine solche Neuerung empfindlich berührt und eine bedenkliche Aufregung hervorgerufen werden. Der Directorenhof stimmte mit den Ansichten der Lokalverwaltung überein und schien geneigt, sein Veto einzulegen. Wilson arbeitete unverdrossen an der Überwindung dieser Schwierigkeiten; seine Gründe überzeugten die Gegner oder brachten sie wenigstens zum Schweigen, und am 31. Oct. 1850 konnte in Bombay die erste Masche des großartigen Eisenbahnnetzes gewoben werden, das schon in seinen Anfängen den Engländern während des indischen Aufstandes die erheblichsten Dienste leistete und dem sie vielleicht hauptsächlich die Aufrechthaltung ihrer Herrschaft verdanken. Freilich beschränkt sich seine Bedeutung auch ausschließlich auf den politischen und militärischen Gesichtspunkt; der Cultur vermag der Bau von Schienenwegen in einem Lande, dem es fast ganz an erträglichen Fahrstraßen fehlt, nur wenig Nutzen zu bringen.

Wilson blieb im Indischen Amte bis zum Februar 1852, wo der Rücktritt des Ministeriums Russell den seinigen herbeiführte. Er betheiligte sich an der Opposition der liberalen Partei gegen die Toryregierung, erhielt bei der Auflösung des Parlaments zum zweiten male, aber diesmal nicht ohne Wahlkampf, das Mandat für Westbury und wurde nach der Bildung des Ministeriums Aberdeen im Januar 1853 mit dem Posten eines Finanzsecretärs der Schatzkammer betraut, den er fünf ereignißvolle Jahre hindurch bis zum Sturze Lord Palmerston's im Frühjahr 1858 bekleidete.

Das Finanzsecretariat der Schatzkammer nimmt keineswegs einen hervorragenden Platz in

der officiellen Hierarchie ein; um seine volle Wichtigkeit zu begreifen, bedarf es einer nähern Einweihung in die Geheimnisse des politischen Lebens. Es dient als thatsächlicher Beleg zu dem Gegensatze zwischen der abstracten Theorie der englischen Verfassung und ihrer praktischen Wirksamkeit. In der Theorie gibt es einen Beamten mit dem Titel eines Lord-Oberschatzmeisters, der die Krone in finanziellen Maßregeln vertritt und dem Lande für dieselben verantwortlich ist. In der Praxis hat seit mehr als einem Jahrhundert kein solcher Beamter existirt; sein Amt wird von Commissaren verwaltet, die eine Board bilden, von der man annimmt, daß sie alle finanziellen Fragen erörtert und für die getroffenen Beschlüsse einsteht. In Wirklichkeit findet aber auch dieses nicht statt; der erste Lordcommissar der Schatzkammer ist factisch Präsident des Gesammtministeriums, die Functionen der jüngern Commissare sind bloße Sinecuren, und die Verwaltung der Staatseinkünfte ruht ausschließlich in den Händen des Kanzlers der Schatzkammer und des Finanzsecretärs, es sei denn, daß, wie bei Pitt und Perceval der Fall war, der erste Lord zugleich als Schatzkanzler fungirt oder, wie Sir Robert Peel, sich speciell mit finanziellen Gegenständen beschäftigt. Der Finanzsecretär ist mithin der Gehilfe oder Ad latus des Kanzlers der Schatzkammer; er ist es, der alle Details der Finanzverwaltung besorgt und das Material zu den Budgets liefert, die von seinem Chef im Unterhause vorgelegt und vertheidigt werden. Für ein solches Amt war Wilson recht eigentlich geschaffen; er besaß in hohem Grade die Eigenschaften, die zu demselben erforderlich sind: Geschäftsroutine, eine kolossale Arbeitskraft, ein außerordentliches Gedächtniß und eine nicht geringe Dosis Selbstvertrauen. In den schwierigen Zeiten des Krimkriegs und des indischen Aufstandes entwickelte er eine herculische Thätigkeit; unerschöpflich in seinen Hülfsquellen, wußte er für alles Rath, und trotz seiner überhäuften Berufspflichten fand er noch Muße, sich lebhaft an den parlamentarischen Discussionen zu betheiligen und sogar die Redaction des „Economist" in gewohnter Weise fortzuführen, wobei er der Politik Lord Palmerston's oft scharf entgegentrat. Dies änderte jedoch nichts an dem guten Einvernehmen, in dem er mit dem alten Premier lebte, und als dieser im Juni 1859 abermals das Staatsruder ergriff, stellte er ihm die Wahl zwischen der Rückkehr auf seinen alten Posten bei der Schatzkammer und dem eines Vicepräsidenten im Handelsamt. Wilson zog letztere Stellung vor, die zwar weniger einflußreich, aber auch weniger beschwerlich ist als die eines Finanzsecretärs, und im Range höher steht, da sie einen Sitz im Geheimen Rath mit sich bringt. Zugleich gewährte sie noch den Vortheil, daß sie ihm bei der nächsten Vacanz die Anwartschaft auf das Präsidium und somit auf den Eintritt in das Cabinet eröffnete. Allein er war kaum in sein neues Amt eingetreten, als er sich zu einem andern und ungleich bedeutsamern Wirkungskreise berufen sah.

Durch den Aufstand von 1857 hatte die Unordnung in den indischen Finanzen ihren höchsten Gipfel erreicht. Die Stockung des Verkehrs, der Ausfall in den Einnahmen und die steigenden Kosten hatten ein Deficit hervorgebracht, dem die einheimischen Financiers macht- und rathlos gegenüberstanden, und dem Publikum wie der Regierung drängte sich die Überzeugung auf, daß es nur einem finanziellen Talent von erstem Range gelingen könne, dieses Chaos zu bewältigen. Man beschloß, einen eigenen Finanzminister für Indien zu ernennen, und die allgemeine Stimme bezeichnete Wilson als den Mann, der vorzugsweise zu einem solchen Posten geeignet sei. In der That vereinigte er in seiner Person alle hierzu nöthigen Bedingungen, da seiner langjährigen Erfahrung im Finanzfach auch eine durch seine frühere Thätigkeit bei der Board of Controul gewonnene praktische Kenntniß der indischen Zustände zu Hülfe kam, die den meisten englischen Staatsmännern abgeht. Doch zögerte er anfangs, dem an ihn ergangenen Rufe zu folgen. Er stand zu Hause an der Schwelle des Cabinets, seine bisherigen Dienste verliehen ihm Anspruch auf eine Pension, die dem Gehalt eines indischen Conseilmitglieds fast gleichkam, durch glückliche Landspeculationen hatte er sich ein ansehnliches Vermögen erworben, und es lag nichts Verlockendes für ihn in der Aussicht, ein behagliches und ehrenvolles Leben in der Heimat mit einer zwar glänzenden, aber mühsamen und heikeln Stellung im fernen Orient zu vertauschen. Patriotismus, Ehrgeiz, die Überzeugung, daß die Schwierigkeiten der ihm zugedachten Aufgabe nicht unüberwindlich seien, und daß ihre Besiegung ihm hohen Ruhm und den Dank des Vaterlandes sichern werde, gaben endlich den Ausschlag; er wurde als finanzielles Mitglied des Indischen Conseil vereidigt, legte sein Parlamentsmandat nieder — er war kurz vorher für Devonport, einen von der Regierung abhängigen Flecken, gewählt worden — und verließ am 20. Oct. 1859 England, um nie wieder heimzukehren.

Bei seiner Ankunft in Kalkutta fand er Depeschen vor, die ihn nach Simla riefen, um mit dem Generalgouverneur Rath zu pflegen und ihm seine Ansichten vorzulegen. Dieser Ausflug

nach der Gebirgsresidenz der indischen Vicekönige gab ihm eine hohe Idee von den materiellen Hülfsquellen des Landes: „What a fine country to tax!" rief er im Geiste eines echten Finanzmanns. Nach Kalkutta zurückgekehrt, begann er sogleich seinen Plan zur Herstellung eines geordneten Finanzsystems auszuarbeiten, den er am 18. Febr. 1860 in einer Sitzung des Legislativen Conseil entwickelte und mit einem Vortrage begleitete, dessen lichtvolle Darstellung und geschickte Gruppirung der Thatsachen allgemeine Bewunderung erregten. Auf desto größern Widerspruch stieß der Plan selbst; er war hauptsächlich auf der Einführung einer Einkommensteuer basirt, mit der man in England die glücklichsten Resultate erreicht hatte, deren Anwendung auf Indien aber allerdings bei den eigenthümlichen Verhältnissen des Landes und dem Charakter seiner Einwohner gerechten Bedenken unterlag. Nicht nur unter der einheimischen Bevölkerung, sondern auch unter den Engländern selbst und sogar in den höchsten Beamtenkreisen gab sich eine tiefe Misstimmung kund; der Gouverneur von Madras, Sir Charles Trevelyan, veröffentlichte eine Denkschrift, in der er sich energisch gegen den neuen Finanzplan aussprach und erklärte, daß die Erhebung einer Einkommensteuer die kaum hergestellte Ruhe aufs ernstlichste gefährden werde. Wilson blieb unerschütterlich; er hatte seinen Entschluß nicht ohne reifliche Erwägung gefaßt, und es lag nicht in seiner Natur, sich durch eine Opposition beirren zu lassen, in der er nur den Widerwillen beschränkter Köpfe gegen nützliche und von den Umständen gebotene Reformen sah. Er beschäftigte sich vielmehr um so emsiger mit der Durchführung der von ihm beschlossenen Maßregeln, deren Annahme er im Legislativen Conseil durchgesetzt hatte, und obschon seine Gesundheit unter dem tödlichen Klima Kalkuttas zu leiden begann, weigerte er sich beharrlich, dem Rathe der Ärzte zu folgen, die ihm dringend empfahlen, sich während der heißen Jahreszeit einige Erholung zu gönnen und die gesündere Luft der Bergregion aufzusuchen. So wurde er ein Opfer seines Diensteifers; zu den Anfällen des Klimafiebers gesellten sich choleraartige Symptome, die am 11. Aug. 1860 seinem Leben ein Ende machten.

Der Tod Wilson's wurde in England als ein Nationalunglück beklagt; man verzweifelte, einen Staatsmann zu finden, der im Stande wäre, das von ihm angebahnte Werk fortzusetzen und die mit demselben verbundenen Gefahren zu beschwören. Bisjetzt sind jedoch die düstern Prophezeiungen nicht eingetroffen, mit welchen sein Unternehmen empfangen wurde; einige partielle Ruhestörungen abgerechnet, scheint das neue Besteuerungssystem ohne große Schwierigkeiten ins Leben zu treten, und da es das Volk verschont und nur die besitzenden Klassen trifft, so ist eine allgemeine Bewegung in der That kaum zu befürchten. Jedenfalls ist der Erfolg dieses Systems für Sein oder Nichtsein des indobritischen Reichs entscheidend, denn mit einem chronischen Deficit ist jede Regierung auf die Dauer unmöglich, in Indien nicht weniger als in Österreich.

Eugène Scribe,

französischer Theaterdichter.

Am 20. Febr. 1861 starb plötzlich am Schlagfluß der berühmte französische Theaterdichter Eugène Scribe. Die öffentliche Theilnahme an diesem Todesfall zeigte sich gering im Verhältniß zu dem großen Rufe des Verstorbenen, der freilich bei der jetzigen Generation schon zu den Verschollenen zählte und keine Anbeter und Neider mehr hatte. Vor gar nicht langer Zeit war Scribe noch eine bedeutende Macht; alle pariser Theater hingen damals an seinem gnädigsten Willen und Belieben; er stand nicht blos bei dem französischen Publikum im höchsten Ansehen, er hatte von Lissabon bis Moskau treu ergebene Anhänger und war beinahe der einzige absolute Fürst, den es noch in Europa gab. Aber seit einigen Jahren hörte man nicht mehr viel reden von Scribe, und sein Name fehlte auf den Theaterzetteln, die er sonst regelmäßig ausfüllte.

Eugène Scribe war am 24. Dec. 1791 in Paris geboren und studirte Jura, als sein Vater starb und ihm von einem im Modewaarenhandel erworbenen ansehnlichen Vermögen nur den Antheil hinterließ, den er von Rechts wegen ihm nicht nehmen konnte. Dieser Antheil bestand jedoch in 3000 Fr. Rente, gerade so viel, als der Herzog von Condé dem Labruyère aussetzte, der sich damit behalf. Allein, ob die Termine schlecht gezahlt oder zu schnell verbraucht wurden, der junge Jurist Scribe konnte mit dieser Pension nicht ausreichen. Er suchte ein Mittel, seine Ein-

künfte mit seinen Bedürfnissen auf gleiche Höhe zu bringen, und fand keinen bessern Bankier als einen Theaterkassirer: er schrieb ein Vaudeville, wo er seinen Namen nicht vorsetzte, und das mit vielem Erfolg gespielt wurde. Von Beifall und Lust getrieben, ging Scribe an seine folgenden Stücke, die ihn bald als geistreichen Bühnendichter bekannt machten. Das Vaudeville war damals ganz hingerichtet auf Charaktere, die anfangs ihre Frische und Wahrheit, zuletzt aber diese nicht mehr hatten und nur noch als langweilige, verknöcherte Convenienzen erschienen. Von solchen Traditionen frei, fand Scribe sein Glück in seiner dramatischen Unerfahrenheit; anstatt das Genre und die Typen seiner Vorgänger fortzusetzen, brachte er Zustände und Verhältnisse des wirklichen Lebens auf die Bühne, und verlegte das Vaudeville aus den Schenkgärten und Dorflauben, wo es sich umtrieb, in die Salons und bürgerlichen Wohnstuben. Er that dies nicht aus System und Neuerungssucht, sondern lediglich aus Nothwendigkeit und Naturtrieb. Er hatte damals keine Ahnung, daß er durch das Aufräumen der alten Herkömmlichkeiten des Vaudeville ein neues Genre schuf, welches er auch auf die Spitze treiben sollte, und das bei seinen Lebzeiten ebenso in Manierirtheit und Unwahrheit ausarten würde als das von ihm beseitigte. Es fiel ihm nicht ein, eine Schule zu stiften; er war blos bedacht, auf dem Theater sich eine anständige Existenz zu begründen, und hatte die Juristencarrière ganz aufgegeben; aber seine Ansprüche gingen nicht sehr hoch hinaus. Das erste beste, was dem Herzen muthwillige Freude und dem Zwergfell leichte Erschütterung machte, diente ihm zum Stoff. Große Charakterstücke nahm er nicht in Angriff; es waren kleine Gemälde nach dem Leben in zwei, höchstens drei Acten, welche oft in einigen Tagen entworfen und ausgeführt wurden und wobei er Mitarbeiter zu Hülfe nahm. Vorzüglich waren es Dufrène, Delestre-Poirson, Brazier, Carmouche, Mélesville und Saintine, die damals ihren Witz mit dem seinigen zusammenthaten, um Dinge, wo es galt der erste zu sein, desto schneller zusammenzustücken, und diese Stückereien geriethen, ungeachtet der verschiedenen Hände, oft recht gut und zu leidlicher Einheit. „Flore et Zéphyre", „La jarretière de la mariée", „Le nouveau Pourceaugnac", „Le solliciteur", „La fête du mari", „L'hôtel des Quatre-Nations", „Une visite à Bedlam", „La somnambule", „Les deux précepteurs", „L'ours et le pacha" und zwanzig andere Stücke wurden nacheinander in den Variétés und auf dem Vaudevilletheater gegeben. Manche dieser kleinen Possen und Schwänke sind wirklich sehr witzig und voll liebenswürdiger Laune, dabei in Ton und Erfindung echt französisch; man begreift, wie sie im Anfang achtzig und mehr Vorstellungen hintereinander, bei gleichem Zulauf, erlebten und sich nachher noch zehn, zwölf Jahre auf den Bretern erhielten, sodaß sie alle Jahre wenigstens einigemal zum Vorschein kamen. Der künstlerische Gehalt ist freilich gering; aber Scribe kam zu einer Zeit, wo in Frankreich die Kunst wenig galt, und man darf ihm daher nicht zu sehr vorhalten, daß er das gemeinsame Schicksal seiner Zeitgenossen erlitten und sich nicht bis zur höhern Poesie erhoben, welche damals in seinem Vaterlande ziemlich unbekannt war und erst im stillen von einigen ausnehmend begabten Männern andächtig verehrt wurde, die später ihren Altar wieder aufrichteten. Scribe hat seine Zeit dargestellt, das ist sein Verdienst; aber er hat sie von ihren kleinsten Seiten geschildert, das ist sein Fehler. Seine Poesie, obwol kleinlicher Art, war zu jener Zeit immer noch eine so seltene Erscheinung, daß sie Aufmerksamkeit erregte.

Bald fanden sich Kapitalisten, die den Beifall, der solcher Production zu Theil wurde, auszubeuten unternahmen. Das Théâtre du Gymnase dramatique widmete sich dieser Speculation (1820). Scribe hatte den Vortheil, diese Bühne gleichsam zu schaffen und unbedingt darauf zu schalten: es war nicht genug, daß er ein neues Genre ausgebildet, er schulte auch die Schauspieler, welchen er den Erfolg davon anvertraute. Er theilte ihnen seinen Eifer mit und wußte ihre verschiedenen Talente durch eine geschickte Wahl und Vertheilung der Rollen so miteinander zu verbinden, daß sie sich gegenseitig unterstützten und selbst bei mittelmäßigem Schlage Natürlichkeit, Geschicklichkeit und bisweilen sogar Virtuosität entwickelten. Auf solche Art brachte er Leben, Wahrheit und Übereinstimmung in die Vorstellung seiner Stücke, wobei alle Theile rein und schnell ineinandergriffen und das Ganze glatt und rund zusammenging. Das Gymnase kam schnell in Aufnahme: die Logen waren meistens für das ganze Jahr vermiethet, und oft nur mit Beschränkung auf dieselben Personen, die das Abonnement bezahlten; es hatte also fast immer dasselbe Publikum. Dieses Publikum gehörte zwar zu der größten und vornehmsten, aber gerade nicht zu der sinnigsten und gebildetsten Welt: es bestand hauptsächlich aus Familien, die entweder dem Kriegsglück der Revolution und des Kaiserreichs ihre Erhebung verdankten, oder durch Lieferungen für die Armeen und Regierungen ihren Reichthum gewonnen hatten. Hierzu kam später die jüngere Partei vom Hofe, die mit Beförderung heiterer und angenehmer Lebens-

genüsse nach einer gewissen Popularität strebte. Die Herzogin von Berri nahm Scribe und seine Bühne besonders in Schutz und fehlte nie, wenn ein neues Stück angekündigt war. Das Théâtre de Madame (so hieß nun das Gymnase) wurde damals eine Art neutrales Gebiet, wo die Vorstadt St.-Germain zum ersten mal mit der Chaussée-d'Antin und dem Faubourg St.-Honoré zusammentraf. Die Geburts-, Geld- und Militäraristokratie schlossen hier ihren ersten Vergleich. Aber dem alten Hofadel waren das sichere Urtheil und der feine Takt, die ihm ehemals tieferes Gefühl und höhern Geschmack in gewissem Grade ersetzten, in der Auswanderung abhanden gekommen, und die in den Strudel des Kriegs- und Handelsgetümmels hineingeworfenen neuen Adelichen und Reichen hatten noch keine Zeit gehabt, ihre ästhetische Bildung mit der Größe ihres Ansehens und Vermögens in Einklang zu bringen. Vor solchen Zuschauern ließen sich die charakteristischen Lächerlichkeiten der Zeit nicht geradezu angreifen; um ihnen zu gefallen, mußte der große Zuschnitt der Kunst, den sie nicht verstanden, und die schönen Dichterwerken eigene Freimüthigkeit der Satire, die sie nicht geduldet hätten, aufgegeben werden. Scribe befand sich sehr glücklich bei diesem Zwange, der für ein kräftigeres Talent eine entsetzliche Qual gewesen wäre, und bildete die ihm angeborene scenische Kunstfertigkeit zu einer kleinen Manier aus. Er huldigte nicht blos dem beschränkten Geschmack seiner Zuschauer; er nahm ihre Gemüthsstimmung, ihre Sitten und Vorurtheile an, und folgte getreulich Schritt vor Schritt dem ganzen Gange und Verlauf ihrer Leidenschaften. In dem Gedankeninhalt und, wenn ich so sprechen darf, in der Politik jener leichten Conversationsstücke, die damals „allerliebste Komödien" hießen, kann man daher manche Schwankungen und Änderungen zählen. Besonders sind darin zwei verschiedene Arten bemerkbar, bei denen wir hier stehen bleiben wollen.

Solange die Restauration dauerte, war Scribe ebenso geistreich und witzig als später, gebrauchte aber seinen Geist und Witz nicht zum Ankämpfen gegen natürliche Triebe und Neigungen, wie er nachher that, sondern vielmehr zum Eingehen in dieselben. Wohl merkte man schon damals seinem Talent einen starken Theil von Spott und Skepsis an; allein gewöhnlich schien er den ausgelassenen Scherz und Muthwillen in Schatten zu stellen, und suchte alles, was er an Herzenswärme und Innigkeit besaß, leuchten zu lassen. Die Sympathie lieferte ihm sein Lieblingsgemälde: er gefiel sich, die Liebe plötzlich entstehen und wie im Traume anfliegen zu lassen; vortrefflich schilderte er junge Mädchen, deren Seele in einem lieblichen Körper schlummerte, wie die im Feenmärchen, in der Urpracht des Waldes schlafende Prinzessin; er versammelte um die schlafende Schöne wirkliche Gegenstände, die sie beunruhigten, ohne sie aufzuwecken; aber ein Nichts, ein Wink, ein Wort, der Schall eines Waldhorns berühren das zarte Gemüth, es öffnet sich wie bezaubert, entzündet sich an einer unvorhergesehenen Flamme und lebt auf zu Wonne und Seligkeit. Auf dieses sentimentale Motiv gründete Scribe die Fundamente seines Glücks. Er schöpfte es nicht aus sich selbst, er holte es aus Deutschland, aus Zschokke's und van der Velde's Romanen, aus der von Jacobi gepredigten Gefühlsphilosophie; ja, Scribe (was in Frankreich gewiß niemand ahnt!) hat von der deutschen Literatur den Stoff seiner meisten und besten Stücke entlehnt, aber ihn vollkommen zugestutzt für den französischen Geschmack und sein damaliges Publikum. Seine Zuschauer, besonders seine Zuschauerinnen, empfanden mit vielem Wohlgefallen die kleinen unerwarteten Regungen des gefühlvollen Herzens; eine Marquise oder Gräfin, die ihre thränenfeuchten Augen von der Bühne aufschlug und eine Bankiers- oder Generalsfrau neben sich weinen sah, fühlte sich sehr bereit, ihr die Hand zu reichen, und fand die Überwindung ihres Widerwillens ganz angemessen, wenn sie durch die Wunder der Sympathie so stark ergriffen war. Alle diese Scenen von Gerührtheit, Versöhnung und Glück paßten auch sehr gut zu der damaligen Scribe'schen Stimmung. Von der vornehmen Gesellschaft beklatscht, wohl merkend, daß er der einzige rechte und mögliche Ausdruck der Eleganz aller dieser Leute war, allenthalben gern gesehen und gefeiert, schnell ein großes Vermögen ansammelnd, genoß er die Gegenwart und vertraute auf die Zukunft. Alle Anfänger, die eine Idee zu einem Stück hatten, brachten sie ihm, und er konnte so den Ton und Gang des französischen Theaters angeben und ordnen. Er ließ mit Beihülfe seiner Mitarbeiter, zu denen Moreau, Dumerson, Dupaty, Francis, Duveyrier, Bayard, Théaulon und Mazères hinzugekommen waren, in zehn Jahren (1820—30) mehr als 150 Stücke aufführen, wovon wir beinahe nur aufs Gerathewohl folgende ausheben: „Le colonel", „Le mariage enfantin", „L'amour platonique", „Frontin mari garçon", „Michel et Christine", „La veuve du Malabar", „La loge du portier", „Partie et revanche", „Le baiser au porteur", „La quarantaine", „Le plus beau jour de la vie", „La demoiselle à marier", „La lune de miel", „Le mariage de raison", „Un mariage d'inclination", „La marraine", „Une chute" u. s. w. Schwung, Dichterfeuer, starke Leiden-

schaft u. dgl. muß man hier nicht suchen; diese findet man selbst in den Stücken nicht, wo das Geflecht ganz hübsch und der Knoten ganz fein geschürzt ist; aber die Wahrheit, mit der sie die leichtern Unfälle und Glücksfälle des Lebens und die französischen Sitten- und Gesellschaftszustände jener Zeit schildern, gibt ihnen einen bleibenden historischen Werth. Scribe behauptete unter den damaligen Bühnendichtern in Frankreich unstreitig den ersten Rang. Er hatte so viel Witz und Laune, daß man ihm immer mit Vergnügen zusah und zuhörte; er hatte ferner eine so reiche Bereitwilligkeit, immer aus seinem Vorrathe mitzutheilen, daß er dadurch allein schon der Wohlthäter und Liebling, man kann sagen, der Abgott des Publikums wurde. Scribe war hier in seinem Element, wie der Fisch im Wasser; er ließ sich gewöhnlich von der Welle seines Glücks tragen und hatte keine Bitterkeit im Herzen.

Aber plötzlich brach in die künstliche Ruhe und Stille der Restauration ein Ungewitter hinein. Die Julirevolution beseitigte schließlich eine ganze alte Welt und überraschte die von ihr Erlösten ebenso sehr als die von ihr Getroffenen. Die Verbannung der königlichen Familie raubte unserm Theaterdichter allerhöchste Gönner; es scheint jedoch nicht, daß er damals irgendein Bedauern geäußert. Mit den Gesinnungen, welche das Gymnase für seine Beschützerin an den Tag legte, hatte er eine gewisse Opposition oder wenigstens eine Zurückhaltung zu verbinden gewußt, die seine Meinung in Zweifel ließ und zu der Vermuthung führte, daß er keine habe. Er dachte auch wol, daß er ebenso gut der Vaudevillist des neuen Bürgerkönigthums sein könne, als er es von der gestürzten Dynastie gewesen. Aber nach den Julitagen brachte die Preßfreiheit eine Menge neuer Ideen in Umlauf und erzeugte eine Gärung, die auch in der dramatischen Poesie ihre Wortführer finden mußte. Victor Hugo's Name erschien auf der Bühne mit seinem ganzen Zauber, und Scribe fühlte, daß er vom ersten Range herabglitt. Von nun an trat die unter seiner witzigen und heitern Laune brütende Bitterkeit hervor und ergoß sich unverhohlen in alle seine Werke. Sie drehten sich sonst leicht und schmeichelnd, mehr tändelnd und neckend als spottend und höhnend um die kleinern Gebrechen und Thorheiten des Lebens herum; jetzt äußerte er frei und unumwunden seine Skepsis, welche der Umfang seines Geistes nicht sehr furchtbar machte; er ließ die Ironie am häuslichen Herde wie auf öffentlichem Markte Platz nehmen, und führte sie auf allen Wegen herum, welche Phantasie und Poesie gewöhnlich gern mit Blumen bestreuen. Das sarkastische Lächeln des Unglaubens war seine Antwort auf die edelsten Gesinnungen; sein Spott verschonte die stillen Herzenswünsche ebenso wenig als die lauten politischen Hoffnungen, und auf den Trümmern der großen und heiligen Dinge, die er ins Lächerliche zog und zerbröckelte, errichtete er einen neuen Gott, das Geld, mit dem Eigennutz als Priester, die fortan die Welt bewegen und beherrschen sollten. Aber so gewaltig er auch seine Kräfte anstrengte, seine Singspiele hatten die frühere Anziehungskraft verloren, und von den 50 oder 60 Stücken, die noch von ihm im Gymnase gegeben wurden, sind „Le lorgnon", „Être aimé ou mourir", „La chauvinesse", „Une chaumière et son coeur" beinahe die einzigen Werke, die von seinen glücklichen Tagen ein paar Stunden zurückzuführen vermochten.

Von solchem offenbaren Umschwung der Dinge betroffen, zog sich Scribe zurück, ordnete seine Angelegenheiten und verabschiedete die zahlreiche Kundschaft seiner Mitarbeiter. Aber nicht gesonnen, seine Herrschaft abzudanken und unthätig zu bleiben, wandte er sich zum Théâtre français, das von ihm schon zwei Lustspiele, „Valérie" und „Le mariage d'argent", aufgeführt hatte; er wollte im höhern Lustspiel die politische Satire versuchen und gab „Bertrand et Raton", wozu später noch mancherlei Komödien und Dramen hinzukamen: „La passion secrète", „L'ambition", „La camaraderie", „Le fils de Cromwell", „Une chaîne", „Le verre d'eau", „Adrienne Lecouvreur", „Les contes de la reine de Navarre", „Bataille de dames", „Mon étoile", „La Czarine", „Feu Lionel", „Les doigts de fée" und „Rêves d'amour". Wenn er sich auch in diesen neuen Gebieten mit Leichtigkeit und theilweisem Glück bewegte, so war er hier doch nicht auf dem rechten Boden, und seine Lust- und Schauspiele hatten keinen so glänzenden und durchdringenden Erfolg. Auch als Dramatist des Théâtre français und Mitglied der Französischen Akademie (seit 1836) kehrte er noch öfter zu seinem ersten Genre, zum Vaudeville zurück, und seine leichten Singspiele und Conversationsstücke vermehrten sich mit „La loi salique", „La femme qui se jette par la fenêtre", „Geneviève", „La comédie à la cour", „Héloïse et Abeilard" u. s. w., die jedoch nicht viel bedeuteten. Am meisten noch hatte er Erfolg in Operntexten, deren er eine beträchtliche Menge abgefaßt und für die er bis zu allerletzt sehr fleißig die Feder geführt hat.

Übrigens hatte Scribe als dramatischer Dichter genug geleistet, um die Unempfänglichkeit des Publikums für seine letzten Werke zu verschmerzen: sein Name stand vor 250 Vaudevilles

und etlichen zwanzig Lustspielen und Dramen, von welchen er selbst eine Gesammtausgabe besorgt hat, und wenn sein Talent von nun an brach liegen blieb, so konnte er sich dafür mit dem Anbau der von ihm gekauften Landgüter trösten. Scribe hatte mit seinen Theaterstücken über zwei Millionen erworben, und wenn die finanzielle Betriebsamkeit sich so sehr darauf verlegt hätte, sie zu verwerthen, als die haushälterische Sparsamkeit sich angelegen sein ließ, sie zusammenzuhalten, so wäre er noch einmal so reich geworden. Aber es scheint, weil er so oft und so viel von der Börse geredet, daß er sie wenig besuchte, und Mademoiselle Mars, die auf diesem Felde praktische Kenntnisse gesammelt, machte ihn eines Tags aufmerksam auf einen groben Fehler bei einer der vielen Berechnungen, die er in seinen Dialog eingestreut hatte. Scribe legte sein Geld in liegenden Grundstücken an, um sich besser gegen die Gefahr der Bankrotte zu sichern; er hatte deren so viele erdichtet, daß er zuletzt sich davor fürchtete. Im Nothfall wußte er gegen jedermann und gegen sich selbst freigebig zu sein: er hatte in Paris ein prächtiges Hotel in der Rue Pigale und auf der Anhöhe von Meudon ein allerliebstes Landhaus, Montalais genannt, früher Eigenthum Talleyrand's, und wo Napoleon I. aus- und eingegangen ist. Wegen der Kleinheit seines Anfangs im Vergleich zu der ungeheuern Größe des Endresultats, hat man von ihm gesagt, er sei der erste Financier seiner Zeit gewesen; er hatte allerdings viele Vorzüge und einige Fehler von dieser Art Leute: er nöthigte die Theaterunternehmer, den Preis der dramatischen Literatur höher anzusetzen und alle seine Collegen an dem Gewinst der von ihm aufgesetzten Contracte zu betheiligen. Er war als Privatmann gefällig und ehrbar, als dramatischer Schriftsteller mehr witzig als geistreich, mehr spöttisch als komisch, mehr klug als intelligent. Er hat zur französischen Sprache nichts hinzugebracht und hätte ihr billig nichts wegnehmen sollen; übrigens, wenn er sie hübsch gesprochen, so hat er sie nie rein und schön geschrieben. Seinen leichten, spielenden und stechenden Witz, die Fruchtbarkeit seiner Phantasie, die einen schwachen Schatten des Lächerlichen zu verkörpern, auszumalen und in tausend bunten Gestalten zu vervielfältigen weiß, hat er mit keinem neuern französischen Bühnendichter getheilt. In Frankreich haben ihm hochweise Kritiker seine kleine Manier als Fehler angerechnet, ungefähr mit demselben Recht, mit dem sie einem Mieris vorwerfen würden, daß er kein Rafael war. Eine andere Frage ist, ob Scribe es vor seinem poetischen Gewissen verantworten konnte, daß er in seinen letzten Arbeiten so oft seine ganze Kraft darauf verwendet hat, das Achtungswürdige mit dem Lächerlichen zu paaren, und daß die Formen des Spottes ihm nur dazu dienten, alles Streben nach Idealen zu verschreien. Er behielt bis an seinen letzten Tag die Arbeitslust seiner jüngern Jahre. Ein Siebziger, Akademiker, Commandeur der Ehrenlegion, Millionär, würde man vermuthen, daß er sich hätte nach Ruhe sehnen müssen. Aber nein, jeden Morgen um 5 Uhr aus dem Bett, ging er in sein Arbeitszimmer und verließ es erst um Mittag, wo er seine Ausgänge machte. Die Zahl seiner nachgelassenen Stücke soll sehr beträchtlich sein.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Decazes** (Elie, Herzog von), französischer Staatsmann, stammte aus einer Beamtenfamilie und wurde am 28. Sept. 1780 zu St.-Martin-de-Laye im Girondedepartement geboren. Auf dem Collége zu Vendôme gebildet, widmete er sich der juristischen Laufbahn und ließ sich zu Libourne, einer kleinen Provinzialstadt in der Nähe seines Geburtsorts, als Advocat nieder. Unter dem Consulat ging er nach Paris, wo ihm sein Talent wie seine einnehmende Persönlichkeit bald Verbindungen in den tonangebenden Kreisen und eine Anstellung im Justizministerium verschafften. Durch seine Vermählung (1805) mit einer Tochter des Grafen Muraire, des ersten Präsidenten am Cassationshofe, wurden ihm die Aussichten zu einer höhern Laufbahn eröffnet. Zuerst Richter am Seinegerichtshof, bald darauf (1806) Rath am kaiserlichen Gerichtshof, ward er noch in demselben Jahre vom König von Holland nach dem Haag berufen, dessen Vertrauen er in hohem Grade erlangte. Durch seine Rathschläge trug D. später viel dazu bei, daß König Ludwig lieber dem Throne entsagte, als die Interessen des Volks den Anforderungen seines Bruders opferte. Dies hatte natürlich für D. die Ungnade des Kaisers Napoleon zur Folge, sodaß ihm jede Aussicht auf Beförderung abgeschnitten schien. Er begleitete den Exkönig Ludwig als vertrauter Berather während dessen Aufenthalts in Böhmen und Österreich. Später (1811) trat er auf Wunsch der Mutter des Kaisers in deren Dienste und erhielt auch um dieselbe Zeit wiederum eine Anstellung als Rath beim obersten Gerichtshofe des Reichs. Nach dem Sturze Napoleon's, der ihm seine Anhänglichkeit an Ludwig Bonaparte nie vergessen konnte, schloß sich D. wie der

größte Theil der gemäßigt freisinnigen Partei den Bourbons an. Während der Hundert Tage blieb er dieser Gesinnung treu und widersetzte sich einer Adresse, welche der Gerichtshof an den zurückkehrenden Kaiser richten wollte. Seine Opposition zog ihm den Verlust seiner Stellung und die Verweisung aus Paris zu.

Nach der Schlacht bei Waterloo kehrte D. nach Paris zurück, wo er auf eigene Verantwortung im Namen des Königs die Polizeipräfectur übernahm. Es gelang ihm hier nicht nur in Abwesenheit der Truppen, blos mit Hülfe der Nationalgarde und einiger hundert Gensdarmen, Ruhe und Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern auch den Forderungen, welche von den Siegern gemacht wurden, mit Takt zu begegnen. Dieses geschickte Benehmen unter den schwierigsten Verhältnissen war es hauptsächlich, was ihm die Gunst Ludwig's XVIII. erwarb, der ihn nach Fouché's Rücktritt zum Polizeiminister ernannte, auch in den Grafenstand erhob. Gleichzeitig vermählte sich D. in zweiter Ehe mit der reichen Erbin de Ste.-Aulaire, der Schwesterenkelin des vorletzten Fürsten von Nassau-Saarbrück, was seine Ernennung zum Herzog von Glücksburg durch den König von Dänemark zur Folge hatte. Er gewann allmählich in hohem Grade das Vertrauen des Königs, sodaß ihn dieser vor allen Ministern auszeichnete und zum Hauptorgan seiner zwischen den Parteien schwankenden Politik erkor. D. gab sich dem Schaukelsystem aus Rücksicht für den König hin und zog sich dadurch den Haß aller Parteien, namentlich aber den der Ultraroyalisten zu. Nach der Ermordung des Herzogs von Berri (13. Febr. 1820) bezichtigte ihn diese Partei vor der Kammer geradezu der Mitschuld an dem Attentat, weil seine revolutionäre Politik dem Mörder die Waffe in die Hand gegeben habe. Nur auf heftiges Andringen gelang es jedoch, Ludwig XVIII. zur Verabschiedung seines Ministers zu bewegen, nachdem derselbe vorher noch mit persönlichen Gunstbezeigungen bedacht, zum erblichen Herzog erhoben und zum französischen Gesandten am Hofe zu London ernannt worden war. D. blieb auf diesem Posten bis zum Sturze des Herzogs von Richelieu im December 1821, der ihm als Ministerpräsident gefolgt war. Unter dem Ministerium Villèle nahm er in der Pairskammer, der er bereits seit 1818 angehörte, an allen wichtigern Debatten theil, hielt sich aber stets zu den Gegnern der Regierung. Nach der Julirevolution von 1830, während welcher er sich nicht in Paris befand, schloß er sich der Dynastie Orleans an und diente derselben mit großem Eifer, wenn er auch den verschiedenen ministeriellen Combinationen während der Regierung Ludwig Philipp's fremd blieb. Er war seit 1834 Großreferendar der Pairskammer, und im Jahre 1846 übernahm er eine außerordentliche Sendung an den dänischen Hof. Nach der Februarrevolution von 1848 zog sich D. ins Privatleben zurück. Er widmete sich seitdem vorzugsweise der Förderung der Agricultur und des Fabrikwesens, für die er schon früher vielfach thätig gewesen war. Unter anderm wurde er der Begründer eines der größten französischen Hüttenwerke, Decazesville im Departement Aveyron. D. starb am 25. Oct. 1860. Sein ältester Sohn, **Louis Charles Elie Amanien**, vor des Vaters Tode Marquis D., Herzog von Glücksburg, geb. am 9. Mai 1819, war längere Zeit französischer Gesandter an den Höfen zu Madrid und Lissabon, trat aber 1848 ebenfalls in das Privatleben zurück.

* **Gore** (Catharine), englische Schriftstellerin, starb am 29. Jan. 1861 zu Linwood in Hampshire in ihrem zweiundsechzigsten Lebensjahre. Sie war die Tochter des Weinhändlers Moody in East Retford, genoß einer ausgezeichneten Erziehung und vermählte sich 1823 mit dem Kapitän Arthur Gore, aus der Familie der Grafen von Arran. Mit reichem Witz, einem ungewöhnlichen Darstellungstalent und nicht geringer Erfindungsgabe ausgestattet und durch die Familienverbindungen ihres Mannes in alle Geheimnisse der aristokratischen Cirkel eingeweiht, wendete sie ihre Kräfte vorzugsweise dem Genre des sogenannten fashionablen Romans zu, in dem sie eine grenzenlose Fruchtbarkeit entwickelte. Von ihrer ersten Novelle „Theresa Marchmont" (1823) bis zur letzten „The two Aristocracies" (1859) ließ sie nicht weniger als 70 Werke in etwa 200 Bänden erscheinen, die ein treues und keineswegs geschmeicheltes Bild von dem Leben und Treiben der höhern Klassen Englands geben und daher trotz ihres ephemeren Charakters ein gewisses culturhistorisches Interesse besitzen. Zu ihren bessern Producten gehören, außer „Women as they are" (1830), „Mothers and daughters" (1831), „Mrs. Armytage" (1835) und „Cecil" (1845), „The days we live in" (1853) und „Mammon" (1855). Gegen Ende ihres Lebens erblindet, hatte sie noch das Unglück, daß die Früchte ihrer langjährigen literarischen Thätigkeit ihr zum großen Theil durch das Falliſſement eines Bankiers entrissen wurden, dem sie dieselben anvertraut hatte.

* **Hohenlohe-Langenburg** (Ernst Christian Karl, Fürst zu), das Haupt der Linie Langenburg des alten süddeutschen Fürstenhauses Hohenlohe, starb am 12. April 1860 zu Baden im Großherzogthum Baden. Am 7. Mai 1794 geboren, durchlebte er in seiner Jugend die vielbewegte Zeit des ersten Kaiserreichs und fand noch Gelegenheit, als Offizier an den letzten Feldzügen gegen Frankreich theilzunehmen. Als Standesherr in Würtemberg erhielt er bereits 1819 einen Platz in der Ersten würtembergischen Kammer, für deren Verhandlungen, wie überhaupt für alle Äußerungen des öffentlichen Lebens, er sich lebhaft interessirte. Seit 1835 führte er ununterbrochen das Präsidium in derselben. Er war seit dem 18. Febr. 1828 mit Feodorowna, einer Tochter des Fürsten Emich Karl von Leiningen, vermählt und hat zehn Kinder hinterlassen, von denen der Erbprinz **Fürst Karl Ludwig**, geb. am 25. Oct. 1829, die Güter seines Vaters, worunter das Fürstenthum Hohenlohe-Langenburg und die Hälfte der obern Grafschaft Gleichen, ererbte.

Laird (Macgregor), afrikanischer Reisender, wurde zu Anfang dieses Jahrhunderts in Schottland geboren und war zuerst bei einer Maschinenbauanstalt in Liverpool thätig, deren Leitung er 1832 aufgab, um sich an der zweiten Expedition Richard Lander's zur Erforschung des Niger und seines Stromgebiets zu betheiligen. Während Lander den Braßfluß hinauffuhr, wo er von den Eingeborenen verrätherisch ermordet wurde, untersuchten L. und Oldfield den Tschadda und drangen bis Rabba vor, mußten aber dann umkehren, da die meisten ihrer Gefährten dem tödlichen Klima unterlagen, und trafen 1834 mit den wenigen Überlebenden wieder in England ein. Eine Beschreibung dieser Reise wurde von

ihnen unter dem Titel „Narrative of an expedition on the river Niger" (2 Bde., London 1837) herausgegeben. Die Aufmerksamkeit L.'s wandte sich jetzt dem Plan einer transatlantischen Dampfschiffahrt zu, zu dessen Verwirklichung er durch seine Energie und technischen Kenntnisse viel beitrug; auch die großen Dockenbauten in Birkenhead verdanken ihm zum Theil ihre Entstehung. Vom Jahre 1848 an widmete er sich ausschließlich der Aufgabe, die ihn schon seit frühester Jugend beschäftigt hatte: der Entwickelung des Handels und der Civilisation in Afrika, in der er das einzige Mittel erkannte, dem Sklavenhandel ein Ende zu machen. Er gründete die afrikanische Dampfschiffahrtscompagnie, welche eine monatliche Verbindung mit der Küste unterhält, und rüstete 1854 mit Unterstützung der Regierung, aber hauptsächlich auf eigene Kosten, eine Handels- und Untersuchungsexpedition nach dem Niger aus, welche den Erfolg hatte, daß der Dampfer Plejad unter dem Commando des unternehmenden Baikie den Fluß 150 Meilen weiter hinauffuhr und wohlbehalten zurückkehrte, ohne einen einzigen Mann zu verlieren. Nachdem L. 1857 einen fünfjährigen Contract mit der Regierung zur Erforschung des afrikanischen Binnenlandes geschlossen, wurde eine zweite Expedition in größerm Maßstabe abgefertigt, welche Communicationen bis tief in das Innere eröffnete und Handelsniederlagen errichtete, die zur Basis fernerer Operationen dienten. Mitten in seinen nützlichen Bemühungen, die ihm eine ehrenvolle Stelle unter den zeitgenössischen Beförderern der Cultur sichern, starb L. zu Brighton am 27. Jan. 1861.

* **Mügge** (Theodor), ein namhafter deutscher Novellist und Romanschriftsteller, starb am 18. Febr. 1861 nach kurzem Krankenlager an der Kopfrose zu Berlin, wo er am 8. Nov. 1806 geboren war. Zuerst Kaufmann, dann Soldat, entschloß er sich 1825 nach Peru zu gehen, um unter Bolivar für die Freiheit des spanischen Amerika zu fechten. Allein schon zu London traf ihn bereits die Nachricht von der Vertreibung der Spanier. Nachdem sich noch mehrere andere Plane und Aussichten für die Zukunft zerschlagen, wandte sich M. über Paris wieder nach Deutschland zurück und widmete sich nun mit Eifer zu Berlin naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und philosophischen Studien, um später die akademische Laufbahn einzuschlagen. Er hatte seine schriftstellerischen Talente bereits mehrfach in Zeitschriften bekundet, als ihn die Bewegungen des Jahres 1830 zu zwei publicistischen Flugschriften („Frankreich und die letzten Bourbonen" und „England und die Reform") veranlaßten, welche das Misfallen der damaligen preußischen Regierung im höchsten Grade erregten. Der Censor, welcher den Druck gestattet hatte, verlor sein Amt, und der Verfasser selbst mußte jede Hoffnung auf den Eintritt in ein öffentliches Amt aufgeben. M. wandte sich nun ganz der Schriftstellerei zu und trat mit mehreren politischen Blättern in Verbindung, erfuhr aber mancherlei polizeiliche und gerichtliche Verfolgungen, namentlich seit er die preußischen Censurverhältnisse in einer kleinen Schrift einer scharfen Kritik unterworfen hatte.

In weitesten Kreisen ist M.'s Name bekannt geworden durch seine belletristische Thätigkeit, die er bereits 1829 mit den „Bildern aus dem Leben" (Berlin 1829) begann und mit unerschöpflicher Productivität und rastlosem Fleiße fortgesetzt hat. Zahlreiche Novellen M.'s sind in Zeitschriften und in Taschenbüchern erschienen, doch vereinigte er dieselben in vier Sammlungen: „Novellen und Erzählungen" (3 Bde., Braunschweig 1836), „Novellen und Skizzen" (3 Bde., Berlin 1838), „Gesammelte Novellen" (6 Bde., Leipzig 1842—43) und „Neue Novellen" (6 Bde., Hannover 1845—47), denen sich die „Romane" (4 Bde., Berlin 1856; Neue Folge, 4 Bde., 1858) anschlossen. Unter den selbständigen Romanen und Novellen sind hervorzuheben: „Die Vendéerin" (3 Bde., Berlin 1837); „Tänzerin und Gräfin" (2 Bde., Berlin 1839); „Toussaint" (4 Bde., Stuttgart 1840); „König Jakob's letzte Tage" (Eisleben 1850); „Der Voigt von Silt" (2 Bde., Berlin 1851); „Der Weihnachtsabend" (Berlin 1853); „Der Majoratsherr" (Berlin 1853); „Afraja" (Frankfurt a. M. 1857); „Erich Randal" (Frankfurt a. M. 1857); „Neues Leben" (3 Bde., Prag 1855); „Leben und Lieben in Norwegen" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1858), eine Sammlung von vier Novellen; „Täuschung und Wahrheit" (Prag 1859); „Verloren und gefunden" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1859); „Arvor Spang" (2 Thle., Frankfurt a. M. 1860); „Der Prophet" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1861). In seinen historischen Romanen zeigt M. eine besondere Vorliebe für Stoffe, welche der Gegenwart näher liegen, und gibt das geschichtliche Leben in seinem bunten Scenenwechsel in phantasiereicher und lebendiger Auffassung wieder. Er nähert sich in einigen seiner Arbeiten der künstlerisch abgeschlossenen Form, während er in allen eine anmuthige Gefälligkeit und fließende Leichtigkeit bewährt. Seine Charaktere sind mit realistischer Tüchtigkeit aufgefaßt ohne ideale Verklärung und geistige Vertiefung. Um seine eigentliche Stärke zu zeigen, bedarf er eines gewissen phantastischen Hintergrundes, fremder Gegenden und Costüme, sowie überhaupt die Gelegenheit zu farbenreichen Schilderungen. Wie ihm im „Toussaint" die Zeichnung der tropischen Natur trefflich gelang, so erkor er sich in mehreren seiner letztern Werke zum Schauplatz seiner Erzählungen den europäischen Norden, die eisumstarrten Fjorde Norwegens und die Marschen und Dünen um die Gestade des Deutschen Meeres. „Afraja", „Erich Randal" und „Leben und Lieben in Norwegen", welche in jenen Gegenden spielen, gehören unstreitig zu den hervorragendsten Schöpfungen des M.'schen Talents.

Von nicht geringem Werth wegen der genauen Beobachtungen aller öffentlichen Verhältnisse wie des volksthümlichen Lebens sind auch mehrere andere Schriften M.'s, welche ihre Entstehung verschiedenen Reisen desselben verdanken. Dahin gehören: „Skizzen aus dem Norden" (2 Bde., Hannover 1844), „Streifzüge in Schleswig-Holstein" (2 Bde., Frankfurt a. M. 1846), „Die Schweiz" (3 Bde., Hannover 1847) und „Nordisches Bilderbuch" (Frankfurt a. M. 1857). Das Taschenbuch „Vielliebchen" wurde seit 1850 von ihm herausgegeben. Noch kurz vor seinem Ende vollendete er einen geschichtlichen Roman, zu dem er den Stoff aus dem Bauernkriege genommen. Vielfach sind seine Werke in fremde Sprachen übertragen worden. Auch in seinen Beziehungen als Bürger, als Freund wie als Familienvater genoß M. großer Achtung. Er hinterließ eine Witwe und drei unmündige Töchter.

* **Pelt** (Anton Friedrich Ludwig August), ein namhafter deutscher Theolog, starb am 22. Jan. 1861 zu Kemnitz bei Greifswald. Am 28. Juni 1799 zu Regensburg geboren, wo sein Vater als dänischer

Legationsrath damals lebte, machte er seine theologischen und philosophischen Studien zu Jena und Kiel, habilitirte sich dann 1826 in Berlin und ging 1829 als außerordentlicher Professor nach Greifswald. Im Jahre 1835 zu einer ordentlichen Professur nach Kiel berufen, wirkte er hier mit bestem Erfolge bis zur völligen Unterwerfung Schleswig-Holsteins unter die dänische Macht (1852). Mit noch neun andern Professoren erhielt P. die Bestätigung im Amte nicht, ward aber noch in demselben Jahre von der Universität Greifswald in ihre Patronatspfarre Kemnitz zum Pastor berufen. In Bezug auf seine theologisch-philosophische Richtung zeigt sich P. als Schüler Schleiermacher's und Twesten's. Unter seinen Schriften sind der „Commentarius in epistolas ad Thessalonicenses" (Greifswald 1829) und die „Theologische Encyklopädie" (Hamburg und Gotha 1843) hervorzuheben.

* **Pourtalès** (Julius Heinrich Karl Friedrich, Graf von), preußischer Wirklicher Geheimrath und bis 1853 Oberceremonienmeister am preußischen Hofe, starb am 30. Jan. 1861 zu Clarenz bei Vevay am Genfersee. Er war der jüngste Sohn von Jakob Ludwig von P. (gest. am 20. März 1814), dem eigentlichen Begründer jenes großartigen Vermögens, welchem seine Nachkommenschaft Rang und Stellung verdankt. Am 23. Febr. 1779 geboren, vermählte sich Graf Friedrich von P. am 18. Nov. 1811 mit Luise von Castellane-Norante (geb. am 12. Jan. 1793) und hinterließ bei seinem Tode zwei Söhne, den Grafen **Wilhelm von P.**, geb. am 7. Juni 1815, und den Grafen **Albert von P.**, geb. am 10. Sept. 1812. Letzterer ist seit März 1859 außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Preußens am Hofe zu Paris.

* **Stallbaum** (Johann Gottfried), deutscher Humanist und Schulmann, wurde als der Sohn einfacher aber nicht unbemittelter Landleute am 25. Sept. 1793 zu Zaasch, einem Dorfe bei Delitzsch, geboren. Neben dem gewöhnlichen Schulunterrichte erhielt er im älterlichen Hause Unterweisung in den Anfängen der lateinischen und griechischen Sprache durch einen Privatlehrer. Im April 1808 kam er sodann auf die Thomasschule zu Leipzig, wo er bald die Liebe und Achtung der Lehrer erwarb, die seine Befähigung erkannten. Gründlich und tüchtig vorgebildet, verließ er Ostern 1815 das Gymnasium, um sich auf der Universität der Theologie und Philologie zu widmen. Mit besonderm Eifer und günstigstem Erfolge betrieb er namentlich die altclassischen Studien, in welchen Gottfried Hermann, Beck und Spohn seine Führer waren. Kaum hatte S. die Universitätsstudien zurückgelegt, als ihm einzelne Lehrstunden an der Thomasschule, für die man ihn zu erhalten wünschte, übertragen wurden. Doch glaubte er einem ehrenvollen Rufe als Lehrer an das Pädagogium nach Halle um so eher Folge geben zu müssen, als er hier unter Leitung des Kanzlers Niemeyer seine Erfahrungen im Erziehungs- und Lehrfache zu vermehren und sich zum Pädagogen auszubilden hoffte. Nachdem er drei Jahre in Halle zugebracht, kehrte er 1820 nach Leipzig zurück und trat hier als vierter ordentlicher Lehrer in das Lehrercollegium der altberühmten Thomasschule ein. Schon nach zwei Jahren rückte er in die dritte Stelle auf, zehn Jahre später wurde er Conrector und 1835 Nachfolger Rost's im Rectorat. Letzteres verwaltete S. bis zu seinem Tode, der am 24. Jan. 1861 erfolgte. S. hat den Ruf der von ihm geleiteten Bildungsanstalt nicht nur zu erhalten, sondern auch zu erhöhen gewußt und die derselben eigenthümliche Verknüpfung des musikalischen und wissenschaftlichen Elements richtig und taktvoll zu würdigen verstanden. Seine Ansichten hierüber hat er mehrfach öffentlich ausgesprochen; namentlich gehören hierher seine beiden Schriften „Über den innern Zusammenhang musikalischer Bildung mit dem Gesammtzweck des Gymnasiums" (Leipzig 1842) und „Das Griechische und Lateinische in unsern Gymnasien und dessen wissenschaftliche Bedeutung für die Gegenwart" (Leipzig 1846). Denselben vorausgegangen war „Die Thomasschule zu Leipzig nach dem allmählichen Entwickelungsgange ihrer Zustände" (Leipzig 1839). In weitesten Kreisen hat sich jedoch S. durch seine philologischen Arbeiten bekannt gemacht. Als der eigentliche Mittelpunkt seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist sein Streben und Leben in und mit dem Plato zu betrachten, dessen in vieler Hinsicht schwierigen Dialog „Philebus" er bereits 1820 (neue Auflage, Leipzig 1826) mit Erläuterungen herausgab. Dieser Arbeit, deren Vorzüglichkeit alsbald die verdiente Anerkennung fand, folgten die Ausgaben des „Euthyphro" (Leipzig 1823), des „Meno" (Leipzig 1827) und des „Symposium" (Leipzig 1828), sowie eine kritische Gesammtausgabe der „Schriften des Plato" (12 Bde., Leipzig 1821—25). Am bekanntesten und verbreitetsten jedoch unter allen seinen Schriften ist unstreitig seine Bearbeitung der Platonischen Werke für die gothaer „Bibliotheca graeca" (9 Bde., Gotha 1827—60), deren einzelne Theile nicht nur wiederholte Auflagen erlebten, sondern die auch außerhalb Deutschlands, in Skandinavien, England und Amerika sowie selbst in Italien und Frankreich benutzt und geschätzt wird. S. gibt in derselben außer einem mit sorgfältigster Kritik gereinigten Texte ausführliche Einleitungen und gute erläuternde Anmerkungen, die sich, abgesehen von ihrem sonstigen Gehalte, durch ein gefälliges und fließendes Latein, welches S. mit Meisterschaft zu sprechen und zu schreiben verstand, auszeichnen. In einer besondern Ausgabe des „Parmenides" (Leipzig 1839) legte er tiefeingreifende Untersuchungen über das Wesen und die Geschichte griechischer Philosopheme nieder und wußte dieses in vieler Hinsicht dunkle Denkmal Platonischer Speculation in ein klares Licht zu setzen. Außerdem hat sich S. auch um die Kritik anderer griechischer und lateinischer Schriftsteller, wie namentlich auch des Horaz, verdient gemacht. Erwähnung verdienen sonst noch der von ihm besorgte correcte Abdruck des Commentars des Eustathius zu Homer (5 Bde., Leipzig 1835—30), die verbesserte Ausgabe von Ruddiman's „Institutiones grammaticae latinae" (2 Bde., Leipzig 1823) und des Westerhov'schen Terenz (6 Bde., Leipzig 1830—31). Verschiedene Fragen pädagogischen und humanistischen Inhalts hat S. in seinen Programmen und Schulreden behandelt. Seit 1840 wirkte S. auch als außerordentlicher Professor an der Universität zu Leipzig, wo namentlich seine Vorträge über Horaz vielfach besucht wurden.

Die Empörung im angloindischen Reiche und deren Folgen.

Zweiter Abschnitt.*)

Der Ausbruch der Empörung; Mirat und Delhi.

Im Beginn des Jahres 1857 mehrten sich die Anzeigen allgemeiner Unzufriedenheit. Die eingeborenen Truppen wurden immer unwirscher, immer besorglicher. „Wehe über euch, ihr Unglücklichen", sprachen die Aufseher der Magazine, wo die Patronen angefertigt wurden, „ihr müßt in Kuh-, Ochsen- und Schweinefett beißen; ihr habt die Kaste verwirkt, ihr gehört zum Auswurf der Menschheit, seid ohne Familie, ohne Erbe und Besitzthum." Der Kastenlose verliert ja alles, Frau und Kind, Hab und Gut. General Hearsey berichtet der Regierung unter dem 11. Febr. 1857: man lebe zu Barrakpore, blos 16 (englische) Meilen von Kalkutta entfernt, auf einer zur Sprengung vorbereiteten Mine. Feuersbrünste entstehen, und so auch in andern Garnisonen, welche nur angelegt sein können. Nächtliche Zusammenkünfte finden statt, wo Sipahis berathen, wie man der gewaltsamen Unterdrückung der Religion entgegenarbeiten könne. Diese Meinung sei so allgemein verbreitet, daß sogar der Versuch, ihr öffentlich entgegenzutreten, Gefahr bringen möchte. Einige Tage hernach, am 19. Febr., traten die Bengali des 19. Infanterieregiments nächtlicherweile zu Birhampore, im Bezirk Murschedabad, zusammen, erbrachen die Behälter, griffen zu ihren Fliuten, unter einem Gelärm und Getöse, als wenn sie zur Parade zögen. Während der folgenden Tage vergingen sich diese Sipahis wiederholt gegen die Disciplin. Englischen Offizieren, welche ein Fanatiker des 34. Regiments, der Sipah Mangal Pandy — nach ihm werden später alle Mörder und Feinde der Engländer Pandys genannt — angriff und verwundete, wurde sogar die Hülfe versagt. Befragt über den Grund solch ungebührlichen Betragens, erklärten die Soldaten ihren Widerwillen gegen die Patronen und den Verdacht, die Regierung wolle sie gewaltsamerweise zum Christenthum bringen. Gleich am folgenden Tage ward das Regiment (30. März) aufgelöst. Die Soldaten erhielten den rückständigen Sold, gaben ihre Gewehre zurück und gingen, wohin sie wollten. So verfuhr man auch (4. Mai) nach langem Zögern mit den wiederholt aufrührerischen Sipahis des 21. Infanterieregiments, welche sogar ihre Offiziere mit den Gewehrkolben niedergeschlagen hatten. Nur zwei Rebellen wurden vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und aufgehängt. Und doch wußte man von einer in Kalkutta selbst angezettelten Verschwörung. Fort William sollte durch einen Handstreich genommen, alle Europäer sollten ermordet werden. Auch an vielen andern Orten waren einzelne Meutereien vorgefallen. Diese einsichtslose Milde, welche bei den Einheimischen für Furcht und Schwäche gehalten wurde, beschleunigte den Aufstand. „Wah, Wah", riefen Sipahis einer abgelegenen Garnison zu Audh, „ist dies alles, was den Ungehorsamen geschehen? Hätten wir uns gegen unsern Nawab, den Sultan von Audh, erhoben, wir wären von den Kanonen weggeblasen oder unsere Köpfe auf den Stadtmauern aufgepflanzt worden!" Des Abends kam der eingeborene Hauptmann dieser Soldaten im Reiche Audh zum europäischen Commandanten und fragte: „Herr, ist die Geschichte mit dem 21. Regimente wirklich wahr?" — „Allerdings." — „Das wird der britischen Regierung schlecht bekommen", entgegnete der Subahdar. Der commandirende Offizier unterhielt sich noch einige Zeit mit seinem Subahdar über den Vorfall und über die Stimmung der einheimischen Truppen, schrieb dann noch in derselben Nacht einen Brief an seinen Vater nach Kalkutta und sagte: „Keine zwei Monate werden vergehen, und eine Rebellion wird sich erheben von einem Ende Hindostans zum andern. Die Unzufriedenheit unter der Armee ist allgemein, und die Schwäche und Einsichtslosigkeit der obersten Behörden ermuthigen und reizen zur Empörung.**)

Am 8. Mai 1857 verweigerte das 3. Reiterregiment zu Mirat (eine alte Stadt der Vicepräsidentschaft Agra, die bereits unter den Eroberungen des Mahmud von Ghasna [1018] aufgeführt wird) die Annahme der neuen Patronen. Das Kriegsgericht verurtheilte eine Anzahl auf mehr oder weniger Jahre zur Kettenstrafe, zur Gefangenschaft mit harter Arbeit. Den an-

*) Vgl. den „Ersten Abschnitt", S. 81—107 dieses Bandes. D. Red.

**) H. Mead, „The Sepoy revolt; its causes and consequences" (London 1857), S. 36.

dern Sipahis, deren viele dort in Garnison lagen, ließen die Behörden ihre Waffen, und man schien dem ganzen Vorfall keine weitere Aufmerksamkeit zu widmen. „Das Kriegsgericht ist zu Ende", schrieb der Vorsitzende. „Die Leute haben zehn Jahre Gefängniß bekommen. Sie werden nichts mehr von Empörungen hören."*) Überdies konnte man annehmen, europäische Truppen wären genug vorhanden, womit jeder Aufruhr schnell und gewaltsam unterdrückt werden möchte. Was brauchte man da besondere Vorsorge zu treffen? Und so ließ sich General Hewett, ein schwacher kränklicher Mann von mehr als 70 Jahren, gleichwie so viele andere nach ihm, überraschen. Die alten unbrauchbaren Anführer zu Wasser und zu Lande, das Schützlingswesen, welches unfähige Leute zu den wichtigsten Stellen emporhebt, hat England wenigstens ebenso tiefe Wunden geschlagen als seine zahlreichen Feinde. Sonntag abends, am 10. Mai, als die Glocke zur Kirche läutete, brachen zu Mirat die mit alten Mordinstrumenten bewaffneten Sipahis aus ihren einstöckigen Kasernen hervor und eilten zum Gefängniß, um ihre verurtheilten Genossen und die gemeinen Verbrecher zu befreien. Dies ging schnell und ohne Mühe von statten. Niemand trat den Meuterern hindernd und abwehrend entgegen. Mit den befreiten und andern raub- und mordgierigen Leuten, vorzüglich den niedern Bazarkrämern, zogen sie sodann gegen die Wohnungen ihrer Hauptleute und aller Europäer, zündeten sie an, plünderten und mordeten alt und jung, Weib und Kind. „Nicht eine Seele der verruchten Frengibrut, welche die Kaste aufheben und die Eingeborenen ihrer Religion berauben will, soll am Leben bleiben." Man ließ die Empörer — solche kaum glaubliche Bestürzung und Rathlosigkeit hatte die Behörden überfallen — ungestört das Mordgeschäft vollenden und dann nächtlicherweile ruhig nach Delhi abziehen, nach der fünf bis sechs deutsche Meilen von Mirat entfernten alten Residenz der Großmongolen. Selbst am folgenden Tage verfolgten die europäischen Soldaten die Feinde und Mordbrenner nicht, obschon dies leicht möglich gewesen wäre. Noch mehr, die vielen dem Mordgewirre entronnenen Militär- und Civilbeamten versäumten es sogar, die englischen Behörden zu Delhi von dem Vorgefallenen zu unterrichten.

Wegen großer Ausdehnung der Präsidentschaft Bengalen, die 411000 englische Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 72 Millionen enthält, wurden bei Erneuerung des Freibriefs der Ostindischen Compagnie (1833) die nordwestlichen Gauen, an 86000 englische Geviertmeilen mit 24 Millionen Bevölkerung, abgetrennt und zu einer eigenen Präsidentschaft erhoben mit der Hauptstadt Agra. Diese Präsidentschaft zerfällt in acht, bis auf Rohilkand und Kamaon, mit ihren Hauptstädten gleichnamige Kreise: Mirat, Agra, Rohilkand, Allahabad, Benares, Delhi, Sogor (Saugor) und Kamaon. Die Bestimmung in Betreff der neuen Präsidentschaft ward, gleichwie viele andere des erneuerten Freibriefs, nicht ausgeführt. Agra ist blos zu einer Vicepräsidentschaft erhoben worden, deren Statthalter vom Generalgouverneur Verhaltungsbefehle bekommen und in allen wichtigern Angelegenheiten von diesem abhängen. Die angloindische Regierung traf für die neugeschaffenen Stellen glückliche Wahlen, sodaß die Eingabe der Mitglieder des Bengalenvereins aus Parlament (1852), worin die Reformen angegeben, welche der Verein für nothwendig erachtete, auf die Vicepräsidentschaft der Nordwestlichen Provinzen als Musterbild hinweist. „Die Präsidenten der einzelnen Regierungen sollen Männer sein indischer Erfahrung; dann bedarf man keiner kostspieligen Räthe. Die Unterstatthalterschaft Agra wurde ohne Rathsmitglieder trefflich verwaltet, weil die Vorstände Land und Leute kannten. Von den Regierungen zu Bombay und Madras, an deren Spitze nicht selten Leute stehen, frisch von England gesandt, unkundig unserer Verhältnisse, kann dies, obgleich ihnen eine Anzahl Diener als Räthe beistanden und beistehen, nicht behauptet werden." Die Vicestatthalter, welche sich so großen Ruhm erwarben, waren Sir Charles Metcalfe, die Herren Robertson, Thomason und Colvin, welcher 1857 die Verwaltung leitete.

Bei der Kunde der blutigen Ereignisse zu Mirat gerieth Colvin in große Verlegenheit. Blos die bürgerlichen Angelegenheiten waren ihm untergeordnet; das Heer stand unter dem Oberbefehl des Lords Anson, welcher irgendwo im Himalaja verweilte. Solche Verwirrung, solch ein Mangel an Vorsicht herrschte allenthalben. Unkenntniß und Rathlosigkeit standen zu Kalkutta an der Regierung. Auch jetzt glaubte man noch nicht an eine allgemeine Unzufriedenheit; man sprach von vereinzelten Aufständen, welche bald niedergeschlagen würden.**) „Die Krisis ist vorüber", verkündeten bereits im Mai und Juni die Regierungszeitungen in Hindostan, und dieselben Worte wiederholten die ersten Blätter in der Heimat. Im Indian House und im

*) „The Indian mutinies", in der „Times" vom 24. Oct. 1857.
**) Vgl. Duff, „The Indian rebellion", S. 266.

Parlament behandelte man zu der Zeit noch die Meutereien wie unbedeutende Ereignisse. Der Vorsitzende des Verwaltungsausschusses der Ostindischen Compagnie erklärte am 17. Juni vor einer Versammlung von Actienbesitzern, es seien über die Ursache der Empörung einer Anzahl einheimischer Soldaten keine Berichte eingelaufen. Man erwarte deren in nächster Zeit. Vernon Smith, der Minister für die indischen Angelegenheiten, antwortete auf eine Anfrage im Unterhause am 4. Juli: die Truppensendung wäre blos eine Maßregel der Vorsicht; das indische Reich die Nachricht von ihrer Unterdrückung [illegible] werde

Man hatte Delhi unbegreiflicherweise von europäischen Truppen ganz entblößt [illegible]. Alle die großen Waffenvorräthe und zahlreiche Artillerie waren einzig und allein den Sipahis zur Bewachung überlassen. Die Engländer hätten aus wiederholter Erfahrung wissen können, daß dieser fanatischen unzufriedenen Hauptstadt der Baberiden, durch den Verlust der Residenz auch in ihrem Vermögen und Besitzstand gekränkt und erbittert, am wenigsten zu trauen war. Die Sipahis zu Delhi zogen anfangs auf Befehl ihrer Offiziere gegen die Mirat-Meuterer aus; aber dies war Schein und Heuchelei. Denn sie schossen über die Köpfe der Kameraden, vereinigten sich mit ihnen und ermordeten alle Europäer und Christen, welche sich nicht durch die Flucht retten konnten, auf die grausamste Weise. Eine Anzahl, welche sich in die Burg des Padischah flüchtete, um Schutz bat und Schutz zugesichert erhielt, ward ebenfalls der Glaubenswuth der Soldateska preisgegeben. Frauen und Kinder wurden unter gräßlichen Mishandlungen gemordet. „Alle Ungläubigen, welche das Gesetz des Propheten abschaffen und die Moslim zum Christenthume zwingen wollen, welche das im Beginne der Zeiten geschaffene Kastenwesen aufheben und die Brahmanen zu Sudras erniedrigen wollen, sie sollen sämmtlich vertilgt werden vor Gottes Angesicht." So lautete die Losung zu Delhi und allenthalben, wo der Aufruhr brauste.

Die eingeborenen Fürsten und Großen des Morgenlandes halten an den vorzüglichsten Orten kundschaftliche Agenten, „Neuigkeitsschreiber" genannt. Ihre ins einzelnste gehenden Berichte sind wenigstens ebenso lehrreich als die Schriftstücke der europäischen Diplomatie. Sie spiegeln getreulich das ganze östliche Wesen, die Eigenthümlichkeiten in der Fühl-, Denk- und Handlungsweise des Morgenlandes, wie dies ein Fremder, ein Europäer kaum schildern kann. „Als die Truppen von Mirat hier in Delhi anlangten", schreibt der Neuigkeitsmann eines Radschah, „plünderten sie alsbald die Zollkassen und mordeten alle Europäer auf den Straßen wie in den Häusern. Hr. Simon Fraser, der englische Bevollmächtigte bei dem Padischah, schrie zum Hauptmann der Schloßwache empor und sagte: Was ist das für Verrätherei? Laßt euere Leute laden und hineinfeuern! Der Hauptmann schimpfte Fraser, worauf dieser in den Palast hineinlief und durch einen Schuß verwundet wurde. Da sprang ein Soldat herbei und hieb ihm den Kopf ab mit einem einzigen Säbelstreich. So ist es auch andern im Palaste ergangen; selbst in der kaiserlichen Audienzhalle wurden zwei Europäer niedergestoßen. In den Cantonnirungen schlugen sie ebenfalls alles, was sich nicht retten konnte, todt; die Offiziere und ihre Frauen, Kinder und Mägde und so alles und alle mit- und nebeneinander. Dann zündeten die Soldaten das ganze Quartier an, wo vorzüglich Europäer wohnten, und mordeten alle. So auch diejenigen, welche sich in das Haus des Kischnagar-Radschah geflüchtet hatten. Das Plündern wollten sie anfangs blos den Badmaasch, dem von Diebereien und schlechten Streichen lebenden Gesindel**), überlassen, indem solche Handlungen sich für ordentliche Soldaten nicht geziemten. Später haben sie jedoch selbst gewaltig zugegriffen. Sie beraubten die Bank, die Läden und Wechsler, sodaß alle Buden und Häuser geschlossen und die Leute in große Angst versetzt wurden. Nur ein Bankier, der reiche Latschmi-Tschand, ist verschont geblieben. Er hat auch den Rebellen so viel zu essen gegeben, als sie nur immer gewollt haben.

„Bei dem Waffenmagazin sind viele umgekommen. Neun Europäer und mehrere Eingeborene waren dort zur Bewachung. Diese liefen davon, und die neun Engländer, an deren Spitze der Lieutenant Willoughby, waren allein übrig. Sie schossen mit Kanonen und Mörsern auf die heranstürmenden Rebellen und tödteten gar viele. Von der großen Anzahl überwältigt,

---

*) „The Indian news", 1857, Nr. 357 u. 358.

**) Von diesen Badmaasch — die Engländer schreiben Budmasches — eine Art professionelles Gaunerthum, wie es sich auch in unsern großen Städten und in berüchtigten Dörfern auf dem Lande findet, sind die schändlichsten Thaten während der Empörung verübt worden.

haben sie am Ende das Magazin angezündet und, soviel man weiß, sich mit allen Anwesenden, wol mehrere hundert, in die Luft gesprengt.*) Einzelne Theile der Leichname flogen hin und her über der Stadt und fielen herab in diese und jene Straßen. Jetzt kamen Truppen zum Padischah — die kaiserliche Fahne wehte seit dem 12. Juli auf dem Thurme der Stadtpolizei — und verlangten Sold oder Nahrung. Der König hatte nichts und sandte zu den Wechslern und [illegible] von 4 Annas (nicht ganz reichen Leuten [illegible] 5 Kreuzer unsers leichten Geldes), wovon sie aber nicht leben konnten. Alle benachbarte Ort- [illegible] im Aufruhr und stehlen und rauben. Fünf davon ließ der König niederbrennen. Zufuhren von Lebensmitteln gibt es wenige oder gar keine; jeder fürchtet, es wird ihm alles weggenommen; und so herrscht eine schreckliche Theuerung. Ein Theil der Truppen ist gegen Allyghar und Agra ausgerückt, um die andern Regimenter einzuladen, sich mit ihnen zu verbinden." Meuterische Haufen solcher Art, ohne Verstand, Gesetz und Ordnung, konnten natürlich keinen neuen Staat aufrichten; sie konnten sich, wenn auch den Europäern noch so sehr an Anzahl überlegen, gegen die Disciplin und civilisirte Kriegführung nicht behaupten. Die Unterdrückung der Rebellion war von ihrem Beginne unzweifelhaft. Nur Unkundige und die leidenschaftlichen Feinde Englands konnten und wollten dies nicht glauben, nicht wünschen. Wann und wie die Empörung niedergeworfen wurde, dies hing von Umständen und zufälligen Ereignissen, von der größern oder mindern Einsicht und Thatkraft der angloindischen und der heimatlichen Regierung ab.

Die Regierung im Pendschab und ihre Maßnahmen.

Der Oberbefehlshaber Lord Anson war zu Karral an der Cholera gestorben und General Barnard, vormals erster Stabsoffizier unter Lord Raglan in der Krim, war an dessen Stelle getreten. Niemals, seit Beginn ihrer Herrschaft, befanden sich die Engländer in Hindostan in solch gefährlicher Lage. Die ganze bengalische Armee hatte sich bis auf wenige Tausende, welche noch entwaffnet werden konnten, erhoben und ihre Offiziere ermordet oder wenigstens noch zu morden gesucht. Im Königreich Audh wüthete allerorten der Aufstand. Über die Stellung der mächtigen Lehnsfürsten, des Nisam zu Hyderabad, des Sindhia zu Gwalior, des Gaikwar zu Gudscherat, des Holkar und andere, herrschte große Unsicherheit. Man mußte fürchten, auch die Bombay- und Madras-Armee, die Sikh in- und außerhalb des Pendschab, Dschong Bahadur mit seinen Gorkha, die Könige der Birmanen und Afghanen, vielleicht auch die vor wenigen Monaten niedergeworfenen Perser, sie alle möchten die günstige Gelegenheit benutzen und sich verbinden, um sammt und sonders über die allgemein gehaßten Frengis herzufallen und sie zurückzuwerfen ins „finstere Meer", woher sie gekommen. Solche Einsicht und solch eine verständige, auf ein Ziel gerichtete Verbindung ist aber kaum denkbar bei der widerlichen, entmenschlichenden Eitelkeit orientalischer Despoten und der Art ihres kriechenden Gesindes. Diese geistige und moralische Schwäche der orientalischen Völker bildet die Grundlage ihrer Knechtung in frühern und in unsern Zeiten.

Die freien Angelsachsen, nach jeder Richtung von Gefahren umschlossen, zeigten sich würdig ihrer großen Vergangenheit und ihrer noch größern Zukunft. Helden tauchten in Menge herauf, welche sich den größten des Alterthums würdig zur Seite stellen, nicht durch kühne unbesonnene Thaten, sondern durch Muth, Einsicht und Beharrlichkeit. Die beiden Lawrence ragen empor aus der Heldenschar; Henry Lawrence in Audh und John im Pendschab. Das Fünfflußgebiet, das Pendschab, ist der Glanzpunkt der angloindischen Herrschaft. Jenes vor wenigen Jahren eroberte, verwüstete Land hatte sich schnell erholt unter der einsichtsvollen Verwaltung. Schon in der Mitte der funfziger Jahre zählte das Land zu den ruhigsten und glücklichsten im Morgenlande. Die geheimen Räuber und Mordbanden, Thugs, bezeichnender Phansigar, die Erdroßler genannt, weil sie ihre Opfer mittels Turbane oder anderer Werkzeuge erwürgen und heimlich begraben, waren ausgerottet, und auch alle die andern groben Verbrechen minderten sich im starken Maße. Die Missethäter flohen vor dem strengen Gesetze, ausgeführt durch englische Richter von gesundem Verstande und unbeugsamer Ehrenhaftigkeit. Gefängnisse wurden errichtet, wo den Verbrechern fruchtbringende Arbeit und Unterricht im Lesen und

*) Dem ist nicht so. Mehrere Magazinbeamte konnten entfliehen; selbst Willoughby ist bis nach Mirat gekommen, wo er nach einigen Tagen gestorben ist. Ein Schreiben des Lieutenants Forrest, welches die angloindische Regierung veröffentlichte, berichtet ausführlich über diese Heldenthat.

Schreiben gegeben wurde. Die gesonderte Zellenstrafe wirkte vortrefflich; der Gedanke der Einsamkeit erfüllt die Eingeborenen Hindostans mit Schauer und Entsetzen. Vor der englischen Herrschaft waren kaum Gefängnisse vorhanden; die Richter verhängten willkürliche Strafen an Geld und Gut, ließen wol auch die Verbrecher verstümmeln und nach der Heimat bringen. Durch diese und andere Maßregeln*) entstand eine früher kaum geahnte Ordnung und Sicherheit. Und mit welcher Schwierigkeit hatten die neuen Gebieter nicht zu kämpfen. „Im ersten Jahre unserer Herrschaft", so erzählt ein englischer Richter, „fragte ich einen befreundeten Eingeborenen des Pendschab, worüber seine Landsleute vorzüglich klagen? — Drei Gegenstände sind es, erwiderte der Eingeborene, das Lagergefolge haut die Bäume in unsern Dörfern um; die entlaufenen Weiber werden nicht gewaltsamerweise ihren Männern zurückgebracht (und viele entlaufen, weil sie die Tyrannei nicht mehr ertragen können); dann verübt ihr die üble That, d. h. ihr schlachtet Kühe."

Schreckliche, auf tausendjähriger Sitte beruhende Verbrechen haben die Engländer vorgefunden. Weibliche Kinder wurden massenhaft ermordet, und die, welche man leben ließ, furchtbar gemishandelt. Die Witwen wurden verbrannt und die Aussätzigen lebendig begraben. Diese Handlungen nun erklärten die Engländer alsbald für Verbrechen und verboten sie. Zu solcher Barbarei kam allerlei kindisches Begehr. Da erschienen die Nanak, die Nachkommen des Gründers der Sikhreligion, und baten, ihnen möchte doch das durch die Zeit geheiligte Sonderrecht der Töchterermordung gestattet bleiben. Bei der Besitznahme des Pendschab ward nicht ein einziges Mädchen unter der zahlreichen Nachkommenschaft des Nanak vorgefunden; jetzt gibt es deren schon viele in einem Alter von acht bis neun Jahren. Wenigstens noch 30 Jahre mag es dauern bis zur Herstellung des Naturverhältnisses zwischen den beiden Geschlechtern. An solche Einzelheiten muß immer und immer erinnert werden, damit man den Segen der englischen Herrschaft und die schwierige Aufgabe, die kindischen Barbaren zu Menschen zu erziehen, erkenne. Die Hindu verlangten, den Muselmanen möchte das Viehschlachten untersagt, und diese baten ihrerseits, die Hindu sollten angehalten werden, die Ziegen in orthodoxer Weise abzuschlachten.**)

Beim Ausbruch der Empörung lagen 8 englische und 25 einheimische Regimenter im Fünfflußgebiete, vorzüglich Bengali. Schnell nacheinander folgten sie dem Beispiele der Genossen in der benachbarten Vicepräsidentschaft. Die Sikhtruppen, die Sikhbevölkerung blieben dagegen den Engländern treu ergeben. Ihr ererbter gewaltiger Haß gegen die Muselmanen und Hindu aller Kasten, Brahmanen, Radschputen und Sudras, war, was nicht vergessen werden darf, eine Hauptursache der Anhänglichkeit an den neuen fremden Gebieter. Welche gräßliche Verfolgungen haben nicht auch die Gläubigen in Nanak seit ihrem Beginne im 16. Jahrhundert durch Brahmanen und Muselmanen erfahren; mit welchem empörenden Hochmuth sahen und sehen diese noch jetzt herab auf jene kastenlosen Auswürflinge im Fünfflußgebiete! Der Sikh dagegen verfolgt sie mit jener glühenden Feindschaft des armen Arbeiters, welcher jahrzehndelang die Mishandlungen, den spöttischen Hochmuth der Reichen und Fabrikherren ertragen mußte; er ist von ähnlichem Ingrimm erfüllt gegen die stolze brahmanische und muselmanische Aristokratie, gegen die alleinseligmachende Kirche des Koran und des Veda, wie der Demokrat und geistig Selbständige gegen die auf ihn herabsehenden Barone, gegen Ketzergerichte und Jesuitenthum. Dieser religiös-politische Haß wurde durch den Unverstand jener, auf dem Grunde der Rebellion entstandenen Machthaber zur Wuth emporgestachelt. Denn man richtete zu Delhi die aufgefangenen Sikh entweder unter gräßlichen Martern hin, oder man sandte sie furchtbar verstümmelt den belagernden Engländern hinaus.

Die Lage der an so vielen Orten eingeschlossenen Europäer war traurig in hohem Grade. Baldigen Zuzug aus den Garnisonen der Nordwestlichen Provinzen konnte man nicht erwarten; allenthalben Abfall und Aufstände. Im Fünfflußgebiete hingegen wurde durch umsichtige Vorkehrung die Ruhe erhalten. Kaum hatte der elektrische Telegraph die Aufstände zu Mirat und Delhi gemeldet, so ließ Sir John Lawrence unter Vorsitz des Generals Reid in Peschawer einen Kriegsrath zusammentreten, bestehend aus den hervorragendsten Führern der angloindischen Armee. Die Generale Cotton und Chamberlain, die Majore Edwards und Nicholson

*) Über diese denkwürdige Verwaltung des Pendschab sind seit 1853 viele umfangreiche Berichte erschienen. Eine Anzahl derselben stehen vor einem Artikel im „Calcutta review", März 1859, Nr. 63.

**) „The Punjab code of civil justice" (Lahore 1855), in dem „Calcutta review", Juni 1859, S. 257.

waren der Ansicht: alle aus Bengalen stammenden Regimenter müssen unverzüglich entwaffnet werden; keine Truppe, kein Haufe dürfe, trotz aller Versicherungen von Treue und Ergebenheit, unter den Waffen bleiben. Ihre Stelle mögen Sikh aus dem alten Heere des Rundschit-Singh und Älpler der benachbarten Gebirge, ergebene Leute und zu allen Zeiten bereit, für guten Sold zu dienen, einnehmen.*) Beschluß und Ausführung folgten rasch aufeinander zu Lahore, zu Peschawer, wo allein sieben Bengali-Regimenter lagen, zu Firozpore und Mian-Mihr, zu Gowindghar, Kangra, Pßilur, Atak und Multan.**)

An andern Mitteln der Vorsicht ließen es die Behörden des Pendschab auch nicht fehlen. Die Burgen zu Lahore und Gowindghar wurden so eingerichtet, daß sie eine längere Belagerung aushalten konnten. Die zahlreich im Lande herumziehenden Sendlinge, um die Sikh zum Abfall zu verleiten, wurden ergriffen, eingesperrt und hingerichtet. Ganze Spionirbanden, wozu die Orientalen sich vorzüglich eignen, nahmen die Behörden in Sold. Alle Unternehmungen, alle Gefühle und Gedanken in den Frauengemächern, in den Tempeln und Moscheen wurden sorgfältig überwacht, selbst in den Gefängnissen standen Lauscher bereit. Gelehrte Mullah verhaftete man mitten in den Predigten und führte sie fort aus dem Kreise ihrer ergebenen zahlreichen Zuhörer. Die Häuser der angesehensten und reichsten Leute wurden zur Nachtzeit umstellt und ihre Bewohner als Gefangene davongeführt. Geierartig schwebte die einheimische Polizei allenthalben um ihre Beute, stellte alle möglichen Fallstricke, spannte alle erdenklichen Netze, um ihren Raub, um die sichere Belohnung zu erhaschen. Ein Postgeheimniß hat schon seit geraumer Zeit in Hindostan nicht stattgefunden, in vollkommener Weise vielleicht zu keiner Zeit. Wissen wir doch, daß selbst in England bis vor wenigen Jahren die Briefe politischer Flüchtlinge geöffnet und gelesen wurden. Die aufgefangenen Schreiben zeugten von der großen Unzufriedenheit unter allen Klassen der Hindu und Muselmanen; sie deckten die Wege auf, welche sie einschlugen, um die Sikh und Afghanen hinüberzuziehen. Ein Mehlhändler meldet den Freunden, die Frengis mischten Knochenmehl zum gewöhnlichen, um Kaste und Religion zu vernichten. „Mit den Frengis", schreibt selbst ein Sikhsoldat, „wird es bald zu Ende sein; um Delhi verlieren sie ein Treffen nach dem andern. Welche Herrschaft wir nächstens in Hindostan haben werden, das weiß ich nicht; das weiß ich aber, mit der Frengisherrschaft geht es zu Ende." Ein Nack oder Corporal zu Peschawer beantwortete die Frage, was mit den besiegten Europäern anzufangen, in folgendem kurzen Satze: „Schlagt sie alle todt, ohne Unterschied des Alters und Geschlechts." Der Briefschreiber wurde aufgehängt. Ein anderer räth, sich bei der Rebellion nicht zu betheiligen. „Ihr könnt euch höchstens drei Monate behaupten, dann werden die Engländer wieder die Macht erringen." Geheime Andeutungen, symbolische Sätze kamen in Menge vor; man bediente sich der Hülfe der Einheimischen, um den verborgenen Sinn zu enträthseln. „Weiße Perlen" war eine gewöhnliche Benennung für Europäer, „rother Mais" für die Einheimischen, namentlich für die Sipahis. Prophezeiungen und falsche Nachrichten, welche von der Unwissenheit der Eingeborenen traurige Zeugnisse gaben, wurden in Menge verbreitet. Ein Briefschreiber meldet seinem Freunde, daß Mohammed von Kabul in Verbindung mit dem Schah von Persien gegen Hindostan ziehe. Ein anderer schreibt, der Fürst von Herat und der Kaiser von Rußland, „dessen Heere zahlreicher sind als alle Ameisenhaufen Hindostans", stünden an der Grenze des Pendschab, um in den nächsten Tagen über die Engländer hereinzubrechen. „In unserm Bezirke", schreibt hingegen ein Sikhhäuptling, „geht die Prophezeiung, die Schandthaten des Padischah Orangsib werden nächstens gerächt werden. Wir Sikh, in Verbindung mit den über das Meer gekommenen Hutträgern, den Engländern, werden Delhi einnehmen. Wo sie das blutige Haupt unsers Guru-Teg-Bahadur aufgepflanzt hatten***), dort werden wir den Kopf des Königssohnes hinstecken und die verruchte Stadt furchtbar züchtigen." Diese Prophezeiung ist buchstäblich zur Wahrheit geworden. Solche Hoffnungen der Rache und des Gewinns — für die eingefangenen Sipahis wurde gutes Lösegeld bezahlt — haben die kleinen Lehnshäuptlinge der Sikh in Treue erhalten; die Radschah von Patiala, Bikanie und Kapurthalla hingen sogar mit großem Eifer an ihrem obersten Lan-

*) Die Hauptquelle zur Geschichte des Pendschab und der angrenzenden Länder zu dieser Zeit ist das Werk von Frederik Cooper, „The crisis in the Punjab from the 10 of May until the fall of Delhi" (London 1858). Dies ist ein in vielen Beziehungen denkwürdiges Werk.

**) Nach dem Berichte eines Offiziers („Times", 4. Aug. 1857) wäre diese Grenzstadt der Zufluchtsort alles Gesindels. Eine Masse der verwegensten Burschen standen bereit, sich mit den Bengali zu verbinden und über die Engländer hereinzubrechen.

***) Neumann, „Geschichte des englischen Reichs in Asien", II, 548.

desherrn. Der Wakil oder Geschäftsträger des Patiala pflegte zu sagen, sein Herr schlafe blos mit einem Auge, das andere halte Wache über das englische Heer.

Bei alledem waren unermüdliche Sorgfalt, rasches Zugreifen, selbst rücksichtslose Härte nothwendig, um hier der Empörung vorzubeugen, um dort sie niederzuschlagen. Peschawer, an der Grenze Afghanistans, in Ruhe zu halten, war von großer Wichtigkeit. Hier und ringsum in den zahlreichen Burgen lagen Bengali. Eine siegreiche Rebellion, wenn auch nur auf wenige Tage, konnte die benachbarten Afghanen, die zahlreichen Bergstämme, vielleicht selbst den jetzt befreundeten Dost-Mohammed, bewegen, über die alten Gegner, die Engländer, herzufallen und sich den Glaubensgenossen zu Delhi anzuschließen. Eine wahre Anhänglichkeit, eine herzliche Ergebenheit war natürlich bei allen diesen verschiedenen Verbündeten der Engländer nicht vorhanden. Sie folgten dem besondern Vortheile, der Furcht und Übermacht. Die Häuptlinge der Thäler und Schluchten der Doleimanskette wurden von Nicholson hereinbeschieden nach Peschawer. Sie sollten für bedeutende Hülfsgelder Zuzug liefern und die entflohenen Sipahis einliefern. „Ihr Engländer", antworteten die Serdars, „zuerst müßt ihr uns zeigen, daß ihr die Starken seid. Könnt ihr die Rebellischen niederschlagen und züchtigen, wohlan! dann wollen auch wir die Hülfe nicht versagen. In großer Menge, wie ihr sie nur immer verlangt, können und werden wir auch die Mannschaften stellen." Diese überaus schwierige und gefährliche Lage kann wol die schreckliche Grausamkeit in der Unterdrückung der Rebellen erklären, vielleicht sogar entschuldigen; niemals aber die satanische Behaglichkeit und Schadenfreude, welche über die Feinde alle ersinnlichen Peinigungen verhängte; niemals die leichtfertige scherzhafte Weise, womit der Feinde Qualen und Entsetzen nach Monaten, als die Gefahren längst vorüber, beschrieben wurden. Solch eine Ungebühr hat sich der Untercommissar im Pendschab, Hr. Cooper, dessen Berichten wir im Pendschab vorzüglich folgen, zu Schulden kommen lassen.

Als Nicholson die Kassen auf die Burg in Peschawer bringen und diese selbst zur Vertheidigung einrichten ließ, da kam ihm die Kunde von einem Aufstande in der Ferne. Das 55. Regiment bengalischer Brahmanen hatte sich empört und seine europäischen Offiziere ermordet. Die Flüchtigen wurden eingeholt oder von den Bauern eingefangen, sie haben sämmtlich durchs Schwert oder am Galgen ihren Tod gefunden. Die Brahmanen des 10. Regiments hatten zu Firozpore einige Unordnungen begangen. Sie konnten vom Glück sagen, daß sie blos nach Kabul gebracht und unter die Obhut des Emir Dost-Mohammed gestellt wurden, welcher durch Zahlung einer jährlichen Subsidie von einem Lack Rupien gewonnen war. Einen einheimischen Offizier höchsten Ranges, Subahdar-Major, hat Nicholsen auf der Parade an den Galgen hängen und 40 Gemeine von den Kanonen wegblasen lassen. Weitherum spritzte das Blut, weitherum wurden die Gliederfetzen geschleudert auf die andern im Viereck aufgestellten Truppen.

In Dschallander empörten sich drei Regimenter, steckten die Cantonnirungen in Brand, plünderten die Kassen, schossen auf ihre Offiziere und zogen in der Richtung nach Delhi eilends von dannen. Diese Aufständischen kamen sämmtlich um theils durch das Schwert der „Rächer", theils am Galgen. „Ich habe viele auf den Inseln des Dschelam gefangen genommen", schreibt ein Gehilfe des Obercommissars Montgomery, „156 wurden enthauptet. Nun blieben noch acht übrig, ein Offizier und sieben Gemeine; ihre Flinten waren geladen, die Leute aber durch Hunger derart geschwächt, daß sie nicht schießen konnten. Was zu thun?" — „Laßt sie alle aufhängen", antwortete der Vorstand. „All right", schreibt Sir John Lawrence unter die lakonische Ausfertigung.

Zu Silkote, einer vereinzelten Station, nördlich von Lahore, erhoben sich die Bengali unter dem Rufe: „Die Franken kommen, sie wollen uns zu Christen machen!" Es folgte dann, wie gewöhnlich, Brandstiftung, Ermordung der Offiziere, der Frauen und Kinder. Einige Familien, darunter solche mit vielen kleinen Kindern, mußten sich in engen Gemächern und unter der Erde tagelang verborgen halten. Sie hörten, wie die wilden Empörer die Habe plünderten und zerschlugen; sie hörten das Angstgeschrei der Frauen und Kinder, der Geistlichen und einheimischen Christen, welche in Stücke zerhauen oder bei lebendigem Leibe in die Flammen geschleudert wurden. Sollte sie nicht gleiches Los treffen, so durften sie sich nicht regen, durften kaum Athem holen. Die nach Delhi ziehenden Rebellen wurden von dem nacheilenden Nicholsen beim Übergang über den angeschwollenen Ravi eingeholt und geschlagen. Eine Abtheilung ließ er auf der Stelle hinrichten, eine andere in den Fluß sprengen, wo viele ihren Tod fanden. Die Gefangenen wurden einzeln vorgeführt. „A la lanterne!" rief der Commandant, und ließ sie ohne Ausnahme umbringen. In gleicher Weise verfuhr der erwähnte Cooper, was er mit großer

Ausführlichkeit und Behagen erzählt, an andern Orten. „Die Sipahis wurden truppweise, 10 zu 10, herbeigeführt. Nachdem ihre Namen aufgeschrieben, ließ ich sie fesseln, zusammenbinden und auf den Richtplatz führen, wo eine Schützenabtheilung ihrer harrte. Ungefähr 150 waren bereits erschossen, da ist einer der ältern Henker in Ohnmacht gefallen. Die Verzweiflung, die Wuth, das Geheul und die rasende Tollheit der dem Tode entgegengeschleppten Sipahis hatte ihn angegriffen. Man mußte eine Pause machen. Die Hinrichtungen haben bald von neuem begonnen; es lagen 237 Leichen auf dem Platze, als gemeldet wurde, die Gefangenen weigerten sich ihre Kerker zu verlassen. Ich befahl, die Gefängnißthore gewaltsam zu sprengen. Siehe, die berühmte Tragödie des «Schwarzen Lochs von Kalkutta»*) hatte sich unwillkürlich an den Einheimischen gerächt, es wurden 45 Leichen herausgezogen; die Leute konnten in dem engen heißen Raume nicht mehr athmen, fielen nieder und sind den erschrecklichen Tod der Erstickung gestorben. Alle Leichen, die Erstickten wie die Erschossenen, wurden von den Gassenkehrern in dieselbe große Grube geworfen. Nur einen Sipahi hatte man gleichsam als «Zeugen der Königin» geschont, er konnte wegen starker Verwundung nicht zum Richtplatz gebracht werden. Mit 40 andern, welche man unterwegs aufgelesen hatte, wurde der Mann von Amretsin nach Lahore abgeführt, wo sie dann sämmtlich, in Gegenwart einiger verdächtiger Regimenter aus Mian-Mir, welche der Rebellion geneigt schienen, von den Kanonen weggeblasen wurden. So habe ich ungefähr 500 in kurzer Zeit vom Leben zum Tode befördert. Man glaube nicht, daß die Eingeborenen, welchen man die Ursachen dieser Strenge erklärte, sich misbilligend geäußert hätten; im Gegentheil, sie fanden unser Verfahren vollkommen gerecht. Sie wunderten sich nur über die Schonung und Milde, ausgeübt an den Bedienten, an den Frauen und Kindern im Gefolge der Aufwiegler."

Cooper spottet über die dummen Menschenfreunde, welche solche Greuel misbilligten; mit Befriedigung zeigt er auf den Beifall seiner Vorgesetzten. Sir John Lawrence hat in der That dem Untercommissar die größten Lobsprüche ertheilt. „Sie haben sich als tüchtiger Mann bewiesen, Sie haben sich um den Staat große Verdienste erworben." Montgomery schreibt ganz entzückt: „Ihnen, mein theuerer Cooper, gebührt die größte Ehre für alles, was Sie gethan, was Sie so vortrefflich gethan haben. An Geld soll es Ihnen nicht fehlen, um Belohnungen auszutheilen. Die Sikhschützen, welche sich bei der Execution betheiligten, müssen starke Summen erhalten. Ich preise Sie nochmals glücklich! Von nun an schicken Sie uns alle eingefangenen Flüchtlinge; sie haben genug hinrichten lassen, Sie haben den andern genug Furcht eingejagt. Wir brauchen einen Theil für unsere hiesigen Leute, sie sollen ebenfalls Angst bekommen; sie sollen mit den eigenen Augen sehen, wie wir mit Rebellen verfahren. Glauben Sie, daß ich immer sein und bleiben werde, Ihrer großen Verdienste wegen, Ihr bester Freund, mein lieber Cooper." Die Menschenfreunde, welche sich schämen in solcher Weise Ruhe und Ordnung zu erhalten, welche sich schämen solche Briefe zu schreiben und zu erhalten, werden von Cooper und Consorten falsche oder Scheinphilanthropisten (mock philanthropists) genannt. Wahre Menschenfreunde werden das Gespötte der Cooper und Montgomery leichter als ihr Lob ertragen. Mit bewegtem Herzen und strafendem Blicke können sie diesen mit ihrer Grausamkeit unbesonnen prahlenden Leuten erwidern: Männer hochherzigen Sinnes und tapferer Art, welche ihre Gegner aus Nothwehr mordeten, dürfen, werden sich niemals der grausigen Thaten rühmen, noch viel weniger die unglücklichen Feinde verhöhnen. Und habt ihr, gefühllose Werkzeuge der Macht, denn ganz vergessen, daß Hindu und Muselmanen für die höchsten Güter aller denkenden Wesen, für Religion und Freiheit das Schwert gezogen, für Freiheit und Religion alle erdenkliche körperliche und Seelenpein freiwillig übernommen haben. „O meine Lieben, meine Frau, meine Kinder!" schrie ein Sipahi am Galgen, „wie wird es euch gehen; ihr seid dem Hungertode" .... Der Henker hat rasch die Stricke zusammengezogen.

Amtliche Verkündigungen, diplomatische Schriften westlicher Weise, welche der Oberstatthalter Marquis Wellesley zuerst nach Asien verpflanzte, sind dort, noch mehr als in Europa, beschriebenes Papier. Sie werden von den Einheimischen nicht gelesen und, wenn auch, nicht verstanden. Natur und Völkerrecht, Staatsgesetze und allgemeines Wohl, Freiheit und Gleichheit sind unbekannte, unverstandene Begriffe. Religion und Gewalt, Vortheil und Grausamkeit, so heißen die Leitsterne der orientalischen Menschheit. In solchem Sinne — was wir zur Erklärung, wenn auch nicht zur Rechtfertigung der grausenvollen Thaten hinzufügen wollen — handelten die Gewalthaber im Fünfflußgebiete; in solchem Sinne sprach jetzt Sir John Law-

*) Neumann, a. a. O., I, 441.

rence zu den noch übrig gebliebenen Entwaffneten, um sie vor ähnlichen Meutereien, vor den furchtbaren Rachethaten zu bewahren, welche ihre Gefährten getroffen. „Die Sipahis mögen nicht, wie andere gethan, treulos ihrem Salze werden; sie mögen bei der Regierung bleiben, welche sie und ihre Vorfahren während der letzten hundert Jahre in Dienst genommen. Im Kriege und im Frieden sorgte diese Regierung für euere Wohlfahrt, für euere Interessen. Im Alter reichte sie euch die Mittel, um bei euern Angehörigen behaglich leben zu können. Niemals ist eine Armee besser und rücksichtsvoller behandelt worden. Bleibt ihr ergeben, so folgt ihr blos dem eigenen Vortheil. Häuptlinge und Bevölkerungen des Pendschab wünschen nichts sehnlicher als euere Stellung einzunehmen; 50000 und mehr stehen bereit, in unsere Dienste zu treten. Fest wollen sie zusammenhalten, um euch niederzuschlagen. Ihr Sipahis habt überdies keinen Begriff von der großbritannischen Macht; jetzt schon strömen aus allen Weltgegenden Soldaten herein nach Hindostan. Und sind wir jemals gegen euere Religion aufgestanden? Die Dschammamoschee Lahores, welche so viele hunderttausend Rupien kostete, von diesen Sikh in ein Waarenlager umgewandelt — sie und andere Gotteshäuser sind, wie ihr wißt, vor kurzem den Muselmanen zurückgegeben worden."

Die nordwestlichen Älpler und der Zuzug gegen Delhi.

Die Gebieter des Pendschab mußten sorgsamen Blicks nach der Nordwestgrenze sehen, woher dem Reiche große Gefahr drohen konnte. Dort lebten und leben 24 unabhängige Stämme, welche über eine Streitmacht von 135000 tapfern waffengeübten Männern verfügen. Zum Glücke der europäischen Gebieter verharren diese wilden Clane, wie gewöhnlich bei den barbarischen Älplern, in nie endendem Hader und blutigen Fehden. Bürgerliche Einrichtungen, eine nur halbwegs geordnete Regierung sind ihnen unbekannt. Sie nennen sich Muselmanen, in Wahrheit aber haben sie keine Religion. Der Islam dient blos zur Grundlage, zur Entschuldigung von Raub und Mord. In ihren Augen gibt es nur ein Gebot: Blut für Blut, Feuer und Schwert für alle Nichtmuselmanen. Habsüchtig sind sie in hohem Grade, für Geld thun sie alles, nur den Gastfreund verrathen sie nicht. Solange er im Hause, ist der Fremde sicher; hat er die Schwelle verlassen, kann er ungestraft beraubt und ermordet werden. Die Älpler lassen sich für guten Sold anwerben, sind treu und ergeben, solange ihre Vorurtheile geschont bleiben. Innerhalb der acht Jahre seit der Eroberung des Pendschab (1849—57) mußten gegen sie 20 Kriegs- und Rachezüge unternommen werden. Man war gezwungen, die Barbaren barbarisch zu behandeln. Ihre auf steilen Anhöhen und in tiefen Bergschluchten liegenden Dorfschaften wurden sammt den Vorräthen verbrannt, ihre Ernten zerstört und das Vieh weggetrieben; in solcher Weise zwang man einen großen Theil zur Unterwerfung, welcher aber immer auf Gelegenheiten lauerte, das lästige Gebot des Gehorsams zu brechen. Hätten diese Stämme ihre gegenseitigen Zwiste gesühnt und vereint unter dem Rufe: „Din, Din!" (Glaube, Glaube!) zum Schwerte gegriffen, die Länder Sindh und der Fünfflüsse wären ihre sichere Beute geworden. Die Briten blieben nicht blos von dieser Gefahr befreit, sondern die Älpler gereichten ihnen zur Stütze. Werbstationen wurden errichtet, die Sendboten des Generals Jacob durchstreiften die Gebirge, und die kampfgeübten wilden Scharen wetteiferten, um englischen Kriegsdienst zu nehmen. Nach dem Beispiele dieses berühmten Brigadier wurden in aller Eile mehrere irreguläre Regimenter gebildet, um an die Stelle der Bengali-Sipahis zu treten. John Jacob besaß alle Eigenschaften, welche einen Mann befähigen, über Tausende zu gebieten und daß Tausende mit Ehrfurcht und Anhänglichkeit zu ihm emporblicken. Es sind dies Stoffe, welche zu allen Zeiten und bei allen Völkern als Grundlage dienen, worauf sich Heldengestalten erheben. Nach der Einfügung des Fürstenthums Sindh fühlte man die Nothwendigkeit einer kräftigen Schutzwache gegen die Bergräuber. Jacob organisirte eine Truppe — die Sindh-Reiterei genannt — ein Freicorps, unbedingt seinem Gebote unterthan. Jacob stand da vollkommen unabhängig an der Spitze seiner zahlreichen Corps; nur vier europäische Offiziere waren ihm zur Seite. Dieser mehrere Tausende zählenden Sindh-Reiterei war die Grenzwache übertragen. In vereinzelten Haufen, kaum 50 Mann stark, zogen sie auf und ab und gewährten sichern Schutz allenthalben längs der Gemarkungen. Der Gehorsam dieser wilden Soldateska war grenzenlos, das Wort des Führers galt als heiliges Gebot; Disciplin, Anhänglichkeit und Zusammenhalt ließen nichts zu wünschen übrig. Solch ein Wunder bewirkte ein einzelner, hochbegabter Brite.

Auch im bürgerlichen Wesen waltete Jacob in schöpferischer Weise. In einer Gegend, wo die beutegierigen Stämme und die gefährlichen Gewaltbaber Mittelasiens leicht überwacht wer-

den können, wurde eine neue Stadt angelegt, geheißen nach dem Namen des Gründers Jacobabad, Jacobsstadt, welche jetzt bereits über 30000 Einwohner zählt, früher zum großen Theil dem Räuberhandwerk ergebene Leute. Jacob starb daselbst im December 1858. „Die Europäer", pflegte der General zu sagen, „übertreffen die Asiaten in allen Beziehungen. Die Asiaten fühlen sich dadurch keineswegs herabgesetzt, sie wollen geführt sein; sie wollen gehorchen, nur verlangen sie, daß ein des Gehorsams Würdiger an der Spitze steht. Schickt tüchtige Europäer nach Indien, prüft sie nochmals und nochmals, sind sie an Ort und Stelle. Niemand erhalte ein Commando, welcher unfähig ist, durch Thaten persönlicher Thätigkeit sich Gehorsam und Neigung zu erwerben. Ist solch ein Mann gefunden, dann übergebt ihm unbedingt die Macht, und laßt auch keinen Gedanken aufkommen, als wenn jemand über ihm stünde. Asiatische Soldaten müssen ihren Befehlshaber als unbedingten Gebieter betrachten. Man gebe den Offizieren, unter bestimmten Verhaltungsnormen, vollkommene Macht; man lehre den einheimischen Soldaten, daß sein Offizier der einzige Mann ist, von dem er abhängt; er soll ihn als Stellvertreter der fernen Regierung ansehen, von der ihm höchstens ein dunkles Bild vorschwebt. Geschieht dies, so könnt ihr neun Zehntel euerer europäischen Offiziere entbehren und des Gehorsams euerer Truppen sicher sein." Schon vor Jahren hatte John Jacob mit großen Buchstaben die Worte drucken lassen: „Die bengalische Armee ist faul durch und durch."*)

Die Bengalis waren vernichtet; Ruhe herrschte in den Ländern Sindh und Pendschab; eine Anzahl europäischer Truppen und neugeworbene einheimische der Regierung konnten gegen Delhi beordert werden. Sie wurden mit einsichtsvoller Vorsicht derart zusammengesetzt, daß eine Empörung schwerlich herauwachsen konnte. Zwei Fünftel waren Sikh, ein Fünftel Soleiman-Älpler, die andern zwei bestanden aus Muselmanen, angeworben im Pendschab selbst und bei den benachbarten afghanischen Stämmen, Mamond, Afridis und Jusoffsi. Diese und andere Verdienste des außerordentlichen Mannes im Pendschab sind erst später in England anerkannt worden. Lord Palmerston und seine öffentlichen Organe, die „Times" und andere, fürchtend, die Unfähigkeit des Oberstatthalters würde dadurch noch heller am politischen Horizont erscheinen, suchten John Lawrence solange als möglich im Hintergrunde zu halten.

General Barnard war mit einigen tausend britischer und meuterisch gesinnter einheimischer Truppen von Amballah, im Kreise Delhi, gegen die alte Residenz der Großmongolen und den neuen Sammelplatz der Rebellen gezogen. Cholera, Fieber und andere Krankheiten wütheten furchtbar unter den Truppen. Ein Führer folgte schnell dem andern ins Grab — Reed auf Barnard, und Wilson auf Reed. Die Briten mußten schweres Belagerungsgeschütz und Artilleriemannschaft abwarten, ehe sie angriffsweise vorgehen konnten. Die Empörung nutzte diese Zeit vortrefflich; sie suchte von allen Seiten neue Kräfte, neue Streiter heranzuziehen, bei dem Volke moralischen Boden zu gewinnen und dem Feinde durch wiederholte Ausfälle allen erdenklichen Schaden zu bringen. Es mochten im Juli an 60000 Sipahis — die Proclamation der Armee von Delhi und Mirat rechnet ihre Zahl auf 100000 — in und um Delhi versammelt sein. Andere mehr wurden mittels öffentlicher, von muselmanischen Journalen und Bettelmönchen allenthalben unter dem Volke verbreiteten Anzeigen eingeladen, sich dem Kampfe für die Religion anzuschließen. „Es ist die Absicht der Engländer, zuerst die Sipahis, dann das ganze Volk seiner Religion zu berauben. Deshalb haben wir alle zu Delhi aufgegriffene Europäer hinrichten lassen; die Sipahis von andern Orten müssen ebenfalls ihre Offiziere todt schlagen und sich uns anschließen, wo sie dann zweifache Löhnung erhalten. Erhebt euch ihr alle zur Ausrottung dieses Teufelssamens in unserm Lande; Hindu und Muselmanen, der Kampf muß euch im gleichen Grade am Herzen liegen — es gilt dem Glauben!"**)

Die Belagerung und die Einnahme von Delhi.

Die Briten mußten sich monatelang auf Vertheidigung beschränken. Sipahihaufen zogen tagtäglich aus der Stadt, überfielen die Belagerer und tödteten eine Menge Leute. Die Ausfälle am 14., 24. und 31. Juli, ein Hauptfesttag der Muselmanen, waren zur gänzlichen Ausrottung der Ungläubigen bestimmt. Die ganze Sipahiarmee zog aus und stürzte sich zu beiden Seiten, auf dem linken und dem rechten Flügel, über die kaum 6000 Mann zählenden Belagerer. Das Kämpfen und Schlachten dauerte ununterbrochen fort bis zum 2. Aug. Hohe Leichenreihen lagen aufgeschichtet da vor den englischen Verschanzungen, und immer noch stürm-

*) Brief Jacob's in der „Times", 23. Jan. 1858.
**) Diese Proclamation steht in der „Times" vom 31. Aug. 1857.

ten die Sipahis heran, neue Todtenhaufen zu den frühern hinzufügend, in wuthentbrannten Massen. Vergebens! sie mußten zurückweichen. Über die Empörer, über Delhi und die letzten Sprossen der Timur-Dynastie hatte das Geschick das Los geworfen.

Schwere Belagerungsgeschütze von Filur und Firozpore, Artillerie- und andere Mannschaften, Europäer, Sikh, Kaschmirleute und Afghanen, vom Lehnsfürsten Harri-Chand, dem Sohne des (Februar 1857) verstorbenen Gholab-Singh herbeigesandt, dann Lebensmittel, waren während der nächsten und folgenden Tage, großentheils durch die Fürsorge des Sir John Lawrence, im englischen Lager angekommen. General John Nicholson, eine Zierde des angloindischen Heeres, welchen Lord Dalhousie in einem öffentlichen Erlasse „den Felsenfesten" nannte (eine Anzahl Fakir verehrten ihn als ihren Guru, als ihren Gott), war der Führer dieser neuen mannichfachen Hülfe. Alle Bemühungen der Sipahis, dies zu hindern, die Truppen zurückzuschlagen, das Geschütz, die Lebensmittel aufzufangen, blieben erfolglos. Die Lage der streitenden Parteien hatte dadurch vollständigen Wechsel erfahren. Die Sipahis mußten innerhalb der Stadt bleiben und sich auf die Defensive beschränken, während die Engländer angriffsweise vorschritten und zur Erstürmung rüsteten. Die eindringlichen Aufrufe an Muselmanen und Hindu, denkwürdig, weil sie das Streben und die Denkweise der Empörer, die Bedrängnisse und Klagen der Eingeborenen darlegen, konnten dem Kaiser von Delhi wenig nützen. Bahadur-Schah, Padischah, Ghazi-Mohammed — dies ist nur der kleinere Theil seines Titels — verkündet (26. Aug. 1857), die Völkerschaften Hindostans werden durch die Willkür und Grausamkeit der ungläubigen und verrätherischen Engländer zu Grunde gerichtet. Es sei die Pflicht jedes Wohldenkenden, sich dagegen zu erheben, vorzüglich der Angehörigen muselmanischer Fürstenhäuser, welche die Hirten und Väter der Völkerschaften in Hindostan sind. „Zeit und Gelegenheit sind günstig in hohem Grade. Die alten Überlieferungen der Hindu und Muselmanen, die Schriften der Wunderkundigen, die Berechnung der Sterndeuter, die Aussagen gelehrter Brahmanen und frommer Mullah, alle und alle stimmen sie darin überein, daß die Tage gekommen, wo Engländer weder hier noch dort einen Fuß breit Landes behaupten können. Darum erhebt euch insgesammt, laßt der Zeiten Gunst nicht unbenutzt vorübergehen und ergreift den Glücksballen im Felde der Gelegenheit. Bleibt ihr müßig daheimsitzen, wahrlich, wahrlich! später beißt ihr euch aus Kummer die Finger."

Der Padischah wendet sich dann zu den verschiedenen Klassen der Bevölkerung, beklagt ihr hartes Los unter der Fremdherrschaft und zählt die Wohlthaten auf, mit welchen die neue Regierung sie zu beglücken gedenkt. „Die Engländer haben eine Menge Gutsbesitzer an den Bettelstab gebracht, sie eingesperrt und ihre Besitzungen wegen rückständiger Steuern versteigert; sie haben gestattet, daß der geringste Bauer, Knechte und Mägde gegen den alten Landadel Klage erheben. Dies alles ist abgeschafft; die Grundsteuer wird künftig gering sein. Die Würde und Ehre der Adelichen soll aufrecht erhalten und die unbedingte Gerichtsbarkeit über ihre Bauern ihnen zurückgegeben werden. Hiermit erreichen der langsame Gerichtsgang und die schweren Stempeltaxen ihr Ende. Die Kaufleute mögen bedenken, daß die ungläubigen und treulosen Engländer den Handel mit den wichtigsten Landeserzeugnissen, wie Indigo, Opium und Baumwolle, zu ihrem eigenen Vortheil für Sonderrechte erklärt haben. Die Eingeborenen verarmen und haben kaum das Nöthigste, um ihr Leben zu fristen. Dabei müssen sie noch gewaltiges Porto, hohe Zölle und sogenannte freiwillige Beiträge für Schulen, Hospitäler und Monumente aller Art entrichten. Alle diese Unbill ist aufgehoben. Jedem bleibt, wie früher, gestattet, mit allen Gegenständen zu handeln nach Belieben. Die Fahrten auf den Landstraßen, auf den Dampfschiffen und Eisenbahnen werden unentgeltlich sein. Handelsleuten, denen es an Kapital fehlt, erheben aus den öffentlichen Kassen die nothwendigen Mittel; den gerechten Klagen der eingeborenen Civil- und Militärbeamten wird ebenfalls abgeholfen. Alle Stellen, welche Ansehen und gutes Einkommen gewähren, sind jetzt in den Händen dieser Engländer. In der Armee können es die Eingeborenen, nach langem und hartem Dienste, blos zum Subahdar (Hauptmann) mit einer monatlichen Besoldung von 60—70 Rupien bringen und die bürgerlichen Beamten zu Sadae-Amin oder Richterstellen mit einem Gehalte von 500 Rupien monatlich, ohne Ehre und Einfluß, ohne Lehen und Geschenke. Unter der Regierung des Padischah verbleiben den Muselmanen und Hindu alle Stellen im bürgerlichen und Kriegsdienste mit Besoldungen von 100000 und mehr Rupien, dabei die herkömmlichen Lehen, Ehrenkleider und andern Geschenke. Überdies erfreuen sie sich schrankenlosen Einflusses und grenzenloser Ehre. So erhebt euch denn alle zusammen, Muselmanen und Hindu, schlagt diese Engländer todt zu euerm eigenen Wohle und zur Erhaltung der Religion. Wer im Kampfe gegen die Ungläu-

digen fällt, wird hinauffahren gen Himmel zur unendlichen Glückseligkeit; wer ihnen beisteht, sinkt hinab zur Hölle zu endloser Pein."*) Die indische Empörung ist, wie schon aus diesem einzigen Aufruf erhellt — andere Zeugnisse folgen noch im geschichtlichen Verlaufe — keine bloße Soldatenrebellion; sie ist aus der Unzufriedenheit aller Eingeborenen mit der fremden englischen Regierung hervorgegangen. Eine Nationalerhebung hat blos deshalb nicht stattgefunden, weil sich in Hindostan nur Kasten, nur verschiedene gegeneinander feindlich gesinnte Völkerschaften vorfinden, und keine Nation.

Das moderne Delhi enthält verschiedene Abtheilungen: in der einen wohnen Hindu, in der andern Muselmanen. Die europäischen Behausungen sind mittels eines Kanals von der Hindustadt getrennt. Der alte Palast des freisinnigen, auf Befehl seines fanatischen Bruders Orangsib ermordeten Dara**) diente zur Wohnung des englischen Residenten, in dessen Nähe sich die Kirche, das Arsenal, die Magazine und Kasernen befanden. Als das schönste Gebäude der Mongolenresidenz ragt die Hofburg hervor, an der Dschamna gelegen, um welche die härtesten Kämpfe stattfanden bei der Erstürmung. Sie war von einer 30 Fuß hohen, mit Zinnen und Schießscharten reichlich versehenen Mauer umgeben und groß genug, um viele tausend Krieger aufzunehmen. Gleichwie die östlichen Städte durchgängig, so ist auch Delhi wegen seiner zahlreichen Gärten von bedeutendem Umfange, in keinem Verhältniß zu seiner Bevölkerung. Sie zählte beim Beginn der Empörung kaum 140000 Seelen, wovon 72000 Hindu, 500 Europäer und einheimische Christen; die übrigen Einwohner bekannten sich zum Islam. Die umliegenden Dörfer, welche sich der Empörung anschlossen, hatten eine Bevölkerung von 25000 Seelen. Die Sipahis, von verschiedener Stärke zu verschiedenen Zeiten, werden bald zu 40000, bald zu 50000 und, wie man sah, selbst zu 100000 angegeben. Man zählte in der Stadt 26 Moscheen und 188 Hindutempel, welche sämmtlich zu Burgen umgeschaffen worden waren, sodaß sie einzeln erstürmt werden mußten, was mehrere Tage und viele Menschenleben kostete.***) Bereits am 14. Sept. hatten die Engländer Delhi genommen, und erst am 20. sind die letzten Meutererhaufen abgezogen.

Sieben aus gehauenen Steinen bestehende Hauptthore führten durch die starken mit vielen Bastionen und Vorwerken versehenen Ringmauern. Ein tiefer mit dem Wasser der Dschamna angefüllter Graben sollte die Befestigungen vor jedem Angriff schützen. Überdies hatten die Engländer zu verschiedenen Zeiten, namentlich während der Kriegszüge gegen das Pendschab und Afghanistan, neue Werke in europäischer Weise erbaut. Delhi, der Hauptwaffenplatz im Nordosten, mußte gegen einen Überfall geschützt sein und bleiben für alle Zeiten. Bei alledem zählten die Befestigungen nicht als die Hauptschwierigkeit. Es war das Misverhältniß der Zahl zwischen Belagerten und Belagerern, die Größe und Fülle des Arsenals innerhalb der Stadt, die Unmöglichkeit, sie ganz einzuschließen, welche Umstände die wahre Stärke der Sipahis bildeten. Mit Einem Worte, es war keine Belagerung, sondern ein Angriff auf eine große, mit verzweifeltem Muthe kämpfende, verschanzte Armee, den die Engländer auszuführen hatten. Konnte sich doch im Jahre 1804 zu Delhi eine wenig zahlreiche einheimische Truppe gegen Dscheswant-Rao-Holkar und sein siegreiches Heer von 70000 Mann längere Zeit behaupten.

Das englische Lager bildete einen seltenen Anblick; selbst bei Sewastopol hatte man nichts Ähnliches gesehen. Man denke sich nur die langen Linien der Zelte; die strohdächernen Hütten der eingeborenen Dienerschaft; die Pferdereihen, die Artillerieparke; die englischen Soldaten in ihren grauleinenen Jacken und Beinkleidern; die Sikh und Afghanen mit ihren rothen und

*) Allen's „Indian mail", 1858, Nr. 13.

**) Neumann, a. a. O., I, 277.

***) Vom Jahre 1846 besitzen wir ausführliche statistische Angaben. Delhi zählte damals 25611 Häuser, 9945 Läden, 261 Moscheen, 188 Hindutempel, 1 Kirche, 678 Brunnen und 196 Schulen. Die ganze Bevölkerung bestand aus 137977 Seelen, wovon 69738 männlichen und 68239 weiblichen Geschlechts; 90 Familien mit 327 Personen waren Christen, 14768 Familien mit 66120 Personen Muselmanen, 19257 Familien mit 71530 Personen Hindu. In demselben Jahre 1846 hatten 1994 männliche und 1910 weibliche Geburten stattgefunden. Ehen wurden geschlossen 958 und Todesfälle kamen vor 4850, wovon 1320 unter dem Alter von 12 Monaten, 493 zwischen 1 und 2 Jahren, 813 zwischen 2 und 12 Jahren und 2194 über 12 Jahre. Der letzte Census der 25 Dörfer, welche die Vorstädte Delhis bilden, geht herab bis zum Jahre 1847. Sie enthielten damals eine Bevölkerung von 22302 Seelen, wovon 709 Hindubauern und 14906 Nichtbauern, 495 Muselmanbauern und 6192 Nichtbauern. In Bengalen ist das Verhältniß der Hindu zu den Muselmanen gewöhnlich wie 3 zu 1. Delhi, die Hauptstadt des Islam in Indien, mußte natürlich ein günstigeres Verhältniß für die Muselmanen zeigen.

blauen Turbanen, ihr wildes Aussehen, ihre prächtige Kopfbedeckung, ihr gefärbtes Sattelzeug; die kleinen Gorkha von dämonischer Häßlichkeit mit ihren hohen Schultern und krummen Beinen, gleichwie Hunnen und Kalmücken, in wollenen schwarzen Hüten und wollenen Kitteln. Von Hindu war blos eine Anzahl Lagergefolges übrig geblieben. Im Hintergrunde standen zahlreiche Buden, wo die Einheimischen allerlei Gegenstände zum Verkauf auslegten, und in weiterer Entfernung auf der Ebene die Tausende der Kameele, Ochsen und Fuhrmannspferde. [illegible] Soldaten herum innerhalb der Linien und Marktplätze. Plötzlich wird Alarm geblasen. Jeder läuft zu seinem Zelte. Die Infanterie greift zum Gewehr und wirft die Patrontasche über die Schulter, die Artillerie bespannt die Kanonen, die Afghanen und Sikh eilen auf Kundschaft voraus. Und so stehen alle und alles in wenigen Minuten bereit, die heranstürmenden Sipahis zu empfangen.

Die Belagerer hatten durch die in den letzten Monaten so häufig wiederholten Ausfälle und Angriffe der Sipahis bedeutende Verluste erlitten. Getödtet waren 22 Offiziere und 500 Gemeine; dann lagen über 1100 verwundet oder krank danieder, als General Nicholson am 20. Aug. mit dem neuen Hülfscorps aus dem Pendschab anlangte. Die 1000 Sikhpioniere leisteten große Dienste. Die englischen Soldaten zeigten sich immer, so im Krimkriege wie in Hindostan, abgeneigt, bei Errichtung von Belagerungswerken hülfreich einzustehen. General Wilson mußte in einem besondern Armeebefehl hierzu auffordern. „Die Offiziere sollten ihre Truppen belehren, daß es ebenso nothwendig, ebenso ehrenvoll sei, während der Belagerung in den Laufgräben zu arbeiten, als bei einer Schlacht in Reih und Glied seine Tapferkeit zu zeigen."

Die Armee zählte, nach der Ankunft aller Verstärkungen, zwischen 13000 und 14000 Mann, wovon kaum 5000 Europäer. Schweres Belagerungsgeschütz war ebenfalls in genügender Anzahl eingetroffen, sodaß die Engländer jetzt sich stark genug fühlten, angriffsweise vorzugehen. Des Abends am ersten Tage der Offensive (29. Aug.) waren bereits, freilich nach hartem Widerstande und nicht geringem Verluste, die zwischen der Stadt und dem britischen Lager errichteten Werke in den Händen der Angreifer.

Außerhalb der Stadtwälle lag die Festung Selimghar, wo Tausende von Sipahis in einem verschanzten Lager standen und sich mittels der Schiffbrücke über die Dschamna eine ununterbrochene Verbindung mit Delhi bewahrten. Ihnen stand eine Menge Geschützes verschiedener Art und des größten Kalibers zu Gebote, wovon sie keinen oder nur beschränkten Gebrauch zu machen wußten. Sie ließen die Engländer Schanzen aufwerfen und Gräben ziehen, ohne auch nur zu versuchen, sie daran zu hindern, ohne auch nur ihre Kanonen gegen die Arbeiter zu richten. Als die Batterien ihr Feuer eröffneten, war es zu spät, sodaß die Engländer durch ihre Überlegenheit in der Bedienung der Geschütze die feindlichen Batterien bald zum Schweigen brachten. Die Beschießung der Stadt mit ihren Werken dauerte unausgesetzt drei Tage und drei Nächte. Die Sipahis mußten sich darauf beschränken, den furchtbaren Bombenregen mittels fruchtlosen Flintenfeuers zu erwidern. Endlich am 13. Sept. gegen Abend wurden einige Breschen sichtbar, groß genug, um am nächsten Morgen beim Sonnenaufgang den Sturm zu unternehmen.

Ein gräßlicher, furchtbar hartnäckiger Kampf hat sich erhoben an diesem blutigen Septembertage. Sewastopolerstürmer, welche auch bei Delhi waren, erklärten: solche Todesverachtung, solches rücksichtslose unablässige Mordgewirre habe man in der Krim nicht gesehen. Alle europäische Tapferkeit und Disciplin, alle menschliche Einsicht, Ausdauer und Kriegskunst mußten aufgeboten werden gegen die an Anzahl so weit überlegenen, für ihre Religion und ihr Leben, für Weib und Kind, für Hab und Gut mit rasender Begeisterung kämpfenden Muselmanen und Hindu. Zwei Stadtthore und eine Abtheilung der ehemaligen europäischen Quartiere waren bereits an dem ersten Sturmtage in die Hände der angloindischen Truppen gefallen. Die Sipahis zogen sich in die innere Stadt, errichteten Barrikaden, bepflanzten sie mit schwerem Geschütz und erwarteten die heranrückenden Feinde zum mörderischen Straßenkampfe. General Wilson wollte seine geringe Truppenzahl nicht theilen. Mit Recht mußte er befürchten, die vereinzelten Häuflein könnten innerhalb enger, ringsum vom Feinde besetzter und befestigter Straßen unvermeidlichem Verderben preisgegeben sein. Von außen her, mittels Mörser und anderer schwerer auf den Stadtmauern aufgepflanzter Geschütze wollte der Befehlshaber ein Quartier nach dem andern brechen. Die unglückliche Stadt wurde, unausgesetzt Tag und Nacht, durch Feuerkugeln und andere verderbensvolle Wurfgeschosse wie überschüttet. Die Zerstörung war so gräßlich, der Tod stürmte derart von allen Seiten herbei, daß mehrere Einwohner alle Besinnung verloren und sich in die Flammen ihrer zusammenkrachenden Häuser

stürzten. Frauen in Masse und Mädchen haben sich gegen alle orientalische Sitte ins englische Lager zu dem verhaßten ungläubigen Feinde geflüchtet. Mitten durch die Häuserreihen schlugen Sappeurs bedeckte Gänge, wo die Engländer, geschützt gegen die feindlichen Geschosse, immer tiefer eindrangen in die Stadt, so weit, daß sie bereits am 16. Sept. hinter mehreren Sipahisverschanzungen angelangt waren. Bei der Erstürmung des Arsenals leisteten die Aufständischen verzweifelten Widerstand. Erst am Abend des 17. Sept. ist dieses feste Gebäude, angefüllt mit einer großen Menge Pulver, mit Kriegsgeräthe jeder Gattung, in englischen Händen.

Jetzt sannen die Bewohner Delhis und ihre Gedanken nur auf Flucht und Rettung. Alle Siegeshoffnung war verloren. Die Sipahis kämpften blos um ihren Abzug zu decken, um in der Eile einiges Geschütz und die größten Kostbarkeiten mit fortzubringen. Endlich ward auch die Festung Selimghar und die Residenzburg verlassen. Sie hatten sich alle geflüchtet, der alte Padischah, seine Frauen, seine Söhne und Enkel und die ganze Familie. Am 20. Sept. stand die ehemalige Residenz der Großmongolen wiederum unter der englischen Oberherrlichkeit. Haufen von Todten und Verwundeten lagen ringsum in den Häusern, auf den Straßen und verpesteten die Luft. Aber auch die heranstürmenden Sieger hatten große Verluste erlitten. Mehr als ein Drittel der ganzen Mannschaft, Sikh, Gorkha und Europäer, war gefallen oder tödlich verwundet in diesen letzten furchtbaren Tagen, über 3500 Mann, worunter der vielbeklagte General Nicholson — ein Mann, ebenso ausgezeichnet als einsichtsvoller Verwaltungsbeamter wie als tapferer Krieger. Bei weitem die meisten der übrig gebliebenen Einwohner hatten die Flucht ergriffen. Wenige nur sind muthigen Sinnes zu ihrem Untergang zurückgeblieben. Denn die Rachewuth der Sieger überstieg alle menschlichen Grenzen. In den Häusern, bei den Familien, wo die geringste englische Habe aufgefunden wurde, erschlugen sie alle männlichen Genossen. Nur der Weiber und Kinder wurde geschont. Nicht blos die wüthende Soldateska, sondern auch ruhige, gebildete Offiziere trugen sich mit dem Plane, die ganze Stadt, alle Einwohner und alles Besitzthum in alttestamentarischer Weise zu bannen. „Wo derlei Schändlichkeiten an englischen Frauen und Kindern verübt wurden, solch ein Ort darf nicht fortbestehen. Künftige Geschlechter mögen auf die Stelle zeigen und sagen: Hier hat einstens Delhi gestanden; sie ist gefallen, ein Sühnopfer der durch feigen Überfall ermordeten Unschuld." Die Oberbehörden hatten Mühe, diesen gerechten Haß, dieses grenzenlose, da und dort aufschießende Rachegefühl im Zaume zu halten. Delhi wurde geschont, aber mit Mirat und den nahen Bezirken von Hindostan abgerissen und der Präsidentschaft oder Regierung des Fünfflußgebiets eingefügt.

Lieutenant Hodson und der Untergang des Hauses Timur.

Früh am folgenden Tage, nach der Besetzung der großmongolischen Residenz, erbat sich einer der vom Racheburst gepeinigten Offiziere, Lieutenant Hodson, den Auftrag zur Verfolgung des Padischah und aller flüchtigen Nachkommen der Baber-Dynastie. Der neunzigjährige Greis wurde mit kleinem Gefolge einige Meilen unfern Delhis aufgefunden und nach kurzer Gegenwehr auf das Versprechen, daß sein Leben geschont werde*), von Hodson und seiner Sikhreiterei gefangen fortgeführt. Gleiches Los theilte seine ihn begleitende Gemahlin ersten Ranges, „des Palastes Zierde" geheißen. Englische Damen, welche die Königin nach einigen Tagen besuchten, fanden sie, in einem kleinen Zimmer eingesperrt, auf einem Bett sitzend, in weißer baumwollener Kleidung mit sehr spärlichem Schmucke. Es war eine kurze dicke Person von 30 Jahren, mit einem runden und lebhaften Gesichte, ohne daß man es schön nennen konnte. „Des Palastes Zierde" war äußerst gesprächig, klagte über die Söhne des Großmongolen mit andern Weibern, daß sie sich bei der Rebellion betheiligt und englische Frauen furchtbar mishandelt hätten. Ihre dreizehnjährige Nichte, erzählte sie unter anderm, sei mit dem jüngsten Sohne ihres Gemahls verheirathet.

Der Padischah ward nach kurzer Zeit vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Kettenstrafe und Verbannung nach Rangun verurtheilt, wo der stumpfsinnige Alte bald hernach gestorben ist. Solch gräßliche Milde ist seinen Söhnen nicht zu Theil geworden. Sie hielten mit zahlreichen bewaffneten Scharen in dem weitläufigen Gebäude, das Grabmal des Humaium genannt, sich verborgen. Hodson ließ alle Ein- und Ausgänge besetzen, sandte dann zwei Kundschafter hinein, einen natürlichen Sprossen des Großmongolen, welcher durch Verrath und Angeberei sich das Leben rettete, dann den einäugigen Mullah Radschab-Ali von der sichern Spionierbande

*) Ob Hodson hierzu die Vollmacht des Oberfeldherrn Wilson hatte, darüber ward später viel gestritten.

des Henry Lawrence. Einige Stunden verflossen, die Kundschafter kamen zurück und überlieferten die beiden Söhne des Padischah, Mirsa-Moghul und Chiser-Sultan, dann seinen Enkel Abubeker, welche zusammen auf einer Tragbahre gefesselt zur Stadt gebracht wurden. Hodson stieg nun selbst mit geringer Mannschaft in das Grabmal und fand zu seiner Überraschung einen bewaffneten Haufen von 5—6000 Mann. Die Geistesgegenwart verließ auch jetzt den tüchtigen Offizier keinen Augenblick. Mit gebieterischer Stimme forderte der Brite die Ablegung der Waffen, und die eingeschüchterte Masse gehorcht sogleich dem Gebote. Bei seiner Rückkehr nach Delhi fand Hodson unfern der Wälle die Tragbahre mit den gefesselten Prinzen, in Masse umringt von der Bevölkerung. Der Offizier macht sich Bahn, stürzt hinein und erklärt den Leuten: „Die hier da, das sind die Menschen, welche sich gegen die Regierung erhoben, welche die schmachvolle Entehrung und den Mord schuldloser Weiber und Kinder anbefohlen und angesehen haben. So bestraft die englische Regierung solche Verräther." Die Kugeln flogen aus der vielschüssigen Pistole, und die Prinzen waren gewesen. Diese schnelle und unerwartete Hinrichtung erschreckte und bestürzte die Massen. „Und werdet ihr", rief ihnen Hodson entgegen, „nur den leisesten Versuch machen, euern Padischah und seine Gemahlin zu befreien, so werde ich euch ebenfalls wie Hunde niederschießen." Keine Hand erhob sich, keine Waffe ward gezückt. „Wohl", sprachen nach langem peinlichen Stillschweigen einige angesehene eingeborene Männer, „wohl und gut gethan. Die Verbrecher hat die gerechte Strafe ereilt. Sie haben den Befehl gegeben zur Ermordung der hülflosen Weiber und Kinder und ihre Leichen durch Aussetzung entehrt; jetzt hat sie die Wiedervergeltung getroffen. Gott ist groß."

Die fürstlichen Leichen wurden zur Stadt gebracht und vor dem Polizeigebäude auf denselben Platz hingeworfen, wo man damals noch die Blutspuren der ermordeten Engländer zeigte. Bis zum 24. Sept. blieben sie da liegen, dann wurden die Todten wegen der gefahrbringenden Zersetzung entfernt und in die Dschamna geworfen. Solch ein furchtbares und ehrloses Ende hat die Familie Baber's, hat die Nachkommenschaft der Padischah Akber und Orangsib getroffen. Zwei andere Prinzen, Mirsa-Bachtawar und Mirsa-Mendhu, wurden einige Tage hernach vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen. Sie wollten von allen Vorkommenheiten nichts wissen. „Als die Sipahis aus Mirat und andern Orten in Delhi einrückten und die bekannten Schändlichkeiten verübten, glaubten wir, eine russische Armee sei angekommen. Hieß es doch allenthalben in Hindostan, nächstens würden die Russen erscheinen und die englische Herrschaft umstürzen." Im ganzen haben die Engländer 24 Glieder der Baber-Familie hingerichtet. *)

Keine sechs Monate waren verflossen und Hodson, der Vertilger der Baberiden, fiel im Kampfe gegen andere Rebellen vor Laknow (11. März 1858). Solche Heldenseelen und Hunderte derart sind aus dem indischen Ausrottungskriege hervorgegangen. Sie hat Firdusi mit dem trefflichen Spruche gezeichnet, welchen Baber, der Begründer der Großmongolendynastie zu Delhi, gewöhnlich im Munde führte:

Mit Ruhm, wenn ich auch sterbe, gleich bin ich zufrieden;
Der Ruhm ist mein, dem Körper sei der Tod beschieden.

Raikes Hodson, Sohn eines hochgestellten Geistlichen der Anglikanischen Kirche, war ein Zögling Rugby's, zur Zeit als diese berühmte Schule der englischen Mittelklassen unter Dr. Arnold stand, dem bekannten Übersetzer der römischen Geschichte von Niebuhr. Hodson ging in seinem zweiundzwanzigsten Jahre (1845) nach Indien und diente mit Auszeichnung im Kriege an der Satledsch, in den Schlachten zu Mudki, Firosscheher und Sobraon. Seine großen theoretischen und praktischen Kenntnisse in allen Zweigen der Kriegswissenschaft, vorzüglich im Geschützwesen, die angeborenen Talente zum Befehlshaber, namentlich der leichten Reiterei, seine Meisterschaft in mehreren indischen Sprachen, sein waghalsiger Muth und commandirender Geist bei den aufopferndsten Bestrebungen für Heranbildung der östlichen Menschheit — alle diese, wie es scheinen möchte, widerstreitenden Eigenschaften hätten den Lieutenant Hodson bei längerm Leben in die Reihe der ersten angloasiatischen Generale und, was wir höher schätzen, in die Reihe der größten Wohlthäter der orientalischen Menschheit emporgehoben. **) Dr. Arnold,

---

*) Die Geschichte der Gefangennehmung und des Untergangs der Baberiden ist erzählt nach einem Privatschreiben in der „Times" vom 1. Dec. 1857, welchem man, wie dort bemerkt, unbedingt vertrauen könne. Einiges wurde den „Indian news", Jahrgang 1858, Nr. 385, S. 289, entnommen.

*) „Twelve years of a soldiers life (Hodson) in India" (London 1859). Hier findet man viele seiner Briefe und Schriften, die ein vollständiges Bild dieses außerordentlichen Menschen geben.

der tüchtige reformatorische Pädagog — was ihm einen Namen sichert in der englischen Geschichte — hat noch viele andere junge Männer herangebildet, welche sich in Indien große Verdienste errungen, früher und vorzüglich während der Sturmjahre 1857—59. Eine Anzahl derselben werden durch einen Zögling Rugby's von der gehaltreichsten Zeitschrift in und über Asien namentlich aufgeführt*), dann auf ihre mannichfachen Verdienste mit kurzen treffenden Worten hingewiesen. „Arnold's Einfluß zeigt sich nicht blos in seinen vorzüglichen Schülern, in den Rugby-Leuten; die moralische Macht dieses herrlichen Mannes erscheint allenthalben; sie bewirkte eine Umgestaltung im ganzen englischen Schulwesen; sie hat ein Ideal männlicher Würde und Thatkraft geschaffen und weithin eine Thätigkeit wach gerufen, um dieses Ideal zu erreichen. Die künftigen Geschlechter der Asiaten möchten sich vielleicht der göttlichen Vorsehung durch kein Ereigniß mehr zum Danke verpflichtet fühlen, als daß sie im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts solch einen Lehrer hinstellte wie unsern unübertrefflichen liebevollen Thomas Arnold."

Am Abend des Tages nach der Einnahme der Stadt versammelte der Besieger Delhis und der Baberiden, General Wilson, eine Anzahl Gäste in der prachtvollen weißen, marmornen Audienzhalle der Hofburg. Hier hatte einstens der Pfauenthron gestanden, hier sind aus seinem Edelgestein, den größten auf Erden, eine Masse lichter Strömungen hervorgegangen. Und hier stand und steht noch die Inschrift in persischer Sprache mit großen goldenen Buchstaben:

Gibt es ein Paradies hienieden,
Hier ist es, hier ist es!

Dort waren jetzt, als wollte das Schicksal sein Gespött mit dem Unglück der Baberiden treiben, die zechenden Engländer versammelt und tranken mit dreimal drei Hochs auf das Wohl ihrer Königin. Die tapfern Gorkha, Wilson's Ehrengarde, haben tüchtig mitgetrunken. Die Sieger sprachen über die erwarteten Belohnungen; die einen wollten eine Soldzulage, eine außerordentliche Kriegslöhnung, die andern Orden oder eine Ehrenmedaille. Wunderliche Schwachheit der Menschen! Die Herzen der tapfersten Hauptleute, kaum den Kugeln der Feinde und den pestartigen Krankheiten entronnen, hingen mit Sehnsucht an der Medaille. So schreibt einer der Offiziere: „Wahrlich, ein Ehrenzeichen sollte uns werden; die Einnahme Delhis ist eine Medaille werth; sie werde uns gegeben zum ewigen Andenken. Er ist bei der Einnahme von Delhi gewesen, das sei künftig der größte Ehrenspruch für einen Soldaten."

In einem Erlaß an die Bevölkerung Hindostans vom 2. Oct. 1857 verkündete der Oberstatthalter Lord Canning den Fall von Delhi: „Der Brennpunkt des Verraths und des Aufruhrs der bengalischen Armee, wohin vier Monate lang die Augen aller gerichtet waren, ist in unsere Hände gefallen. Was immer auch die Gründe der Aufwiegler gewesen, sie wurden ermuthigt durch die Annahme, daß nur geringe Mannschaft in Indien vorhanden. Sie glaubten, bevor neue Zuzüge erschienen, wäre Hindostan längst in ihren Händen. Die Rebellen haben sich betrogen. Ohne einen einzigen der vielen Tausende von Kriegern, welche jetzt von England und seinen Colonien hierher eilen, um unsere Herrschaft zu behaupten, ist der Mittelpunkt der Empörung, vertheidigt durch die Menge der Aufwiegler sowie durch zahlloses Kriegsgeräthe, in unsere Hände gefallen. Die innerhalb unserer nordwestlichen Gemarkungen und im Pendschab gesammelten Kräfte wurden hinreichend befunden. Wie wird es den verblendeten Aufrührern ergehen, wenn erst die eben jetzt herbeiströmenden zahlreichen Krieger gegen sie ins Feld rücken? Bedenkt dies wohl! Sucht ihr nicht Gnade und Erbarmen bei der rechtmäßigen gütigen Herrschaft, so seid ihr unrettbar der Vernichtung preisgegeben."

Das Königreich Audh und die einheimische Presse.

Die Empörung hatte während der viermonatlichen Belagerung von Delhi reißende Fortschritte gemacht. Die wiederholten Niederlagen der Sipahis vor den Mauern der Residenz ihres Padischah und die endliche Einnahme der Stadt entmuthigten, wie man allgemein hoffte und glaubte, die Aufständischen keineswegs. Sie schienen dadurch nur zur größern Wuth angetrieben. Das Königreich Audh, die letzte so vielen Interessen und Hoffnungen entgegentretende Einfügung ins angloindische Reich, war unter den ersten, welche Spuren der Unzufriedenheit und Rebellion zeigte, selbst bevor noch die Ausbrüche zu Mirat und Delhi stattgefunden. Dort haben sich auch die Aufständischen am längsten erhalten. Noch gegen Ende des Jahres 1859 sind sie in den nordöstlichen Grenzmarken Audhs herumgezogen.

*) „Calcutta review", September 1858, S. 189 fg. Die Zöglinge, welche während der Empörung fielen, sind namentlich verzeichnet in einem gemalten Glasfenster in der Kapelle der Rugby-Schule.

Der letzte König dieses muselmanischen Reichs, Mohammed Wadjid-Ali-Schah von Audh, hatte am 13. Febr. 1847 den Thron seiner Väter bestiegen. Wadjid war bereits als Kronprinz ein verschwenderischer leichtsinniger Wüstling; seine Umgebung bestand, wie gewöhnlich bei orientalischen Fürsten, aus Tänzerinnen, Musikanten, Verschnittenen und anderm Gesindel. Beim Regierungsantritt wählte der König aus diesen Leuten seine Vertrauten und Minister. Der Oberstatthalter Lord Hardinge ging (1847) selbst nach Laknow, um den König zu warnen und gute Rathschläge zu ertheilen. Vergebens! „Unsere einheimischen Fürsten und Hauptleute", sprach eine hindostanische Zeitung bei Gelegenheit der Einziehung Audhs, „kennen die traurigen Folgen ihrer Nachlässigkeit, und doch kümmern sie sich nicht um das Wohl ihrer Unterthanen. Sie führen ein schwelgerisches, ausschweifendes Leben; sie ziehen selbst das Netz über ihr Haupt zusammen. Wir wissen es, solche Bemerkungen misfallen; sie werden misdeutet. Aber, die Hand aufs Herz, haben wir nicht recht, sprechen die Thatsachen nicht für uns?"

General Outram wurde (Januar 1856) nach Laknow gesandt, um dem König einen Vertrag vorzulegen, wonach er sein Reich für eine jährliche Pension von mehreren Lack Rupien der Compagnie zu überlassen hätte. „England", erwiderte der Sultan, „will mit mir einen Vertrag machen. Das ist ein Spott. Ich, meine Familie, mein Reich, wir alle sind in euern Händen. Mishandelt mich, wie ihr wollt! Meine Schande, dessen seid sicher, werde ich nicht unterzeichnen." Der Fürst nimmt den Turban vom Haupte, die größte Erniedrigung eines Orientalen, legt ihn in die Hände des Residenten Outram, bricht in Thränen aus und sagt: „Seht, da stehe ich, ein Nichts; doch in Europa selbst, von Ihrer Majestät auf dem Throne, werde ich die Gerechtigkeit suchen, welche mir hier in Indien verweigert wird." Am 7. Febr. 1856 wurde mittels Erlasses vom Oberstatthalter, worin er die That zu rechtfertigen, zu beschönigen suchte, das Königreich Audh in einem Umfange von 25000 englischen Geviertmeilen, mit einer Bevölkerung von 5 Mill. Seelen für ewige Zeiten unter die Regierung der Ostindischen Compagnie gestellt. Keine Hand rührte sich von allen den 60000 Mann des einheimischen Heeres zur Vertheidigung des Monarchen, kein Bauernhaufen griff zum Schwerte, obgleich in Audh alles bewaffnet einherging bis herab zum Bettler, um seinen legitimen Fürsten gegen den Unfug der Fremden und Ungläubigen zu schützen. Die angloindische Regierung zahlte den rückständigen Sold an die Truppen, nahm 20000 Mann in Dienst und entließ die andern in ihre Heimat.

Die große Masse der Bevölkerung hatte sicherlich bei diesem Regierungswechsel gewonnen; sie beurkundete dies auch durch die allgemein im Lande herrschende Ruhe. Nur die großen grundbesitzenden Familien und Raubritter verloren bedeutend an Macht und Ansehen. Das Despotenthum in Laknow war zu den Zeiten Wadjid's, wie früher unter seinen Vorfahren, eine allgemeine Landplage. Alle diese indischen Fürsten und Könige suchten und suchen in den zahlreichen Söldlingshaufen, Armeen genannt, ihren Ruhm, die Stütze ihrer Willkür, ihrer leidenschaftlichen, launenhaften Herrschsucht. Um hierzu die Mittel zu erlangen, ist die Bevölkerung unsaglichem Drucke, einem förmlichen Räuberthum unterworfen. Der König ist der Hauptmann jener über alle Gemarkungen verbreiteten Banden, seine Beamten und Soldaten sind die gemeinen Räuber und alle im Volke, wie Samuel im Königsrechte verkündet, seine Knechte. Die Länder Audhs waren mit einer geheimen Polizei, im Orient Neuigkeitsschreiber genannt, überzogen, welche jeden einzelnen, jede Familie durch falsche oder wahre Nachrichten ins Verderben bringen konnten. Um der Ruhe und Sicherheit zu genießen, mußte man diese Rotte durch Bestechungen zu gewinnen suchen. Und alle zusammen verhandelten sie ihre Angebereien, um welch hohe Summen lehren folgende Thatsachen. Die Besoldung der Neuigkeitsschreiber betrug blos 5 Rupien im Monat, und doch flossen Hunderttausende in die königliche Schatzkammer für den Verkauf solcher Stellen. Alle jene Spione, dann das schwelgerische Hofgesinde, die sonderrechtlichen Klassen, die üppige Hauptstadt — nur sie waren es, welche durch die Einfügung Audhs verloren. Laknow war jetzt im Vergleich zu den fürstlichen Tagen eine verödete Stadt. Die malerischen Kleider, der Prunk der hohen und niedern königlichen Lakaien, die Orden und Borten, die Federbüsche und Silberstöcke, die goldverzierten Wagen und die reichgeschmückten Elefanten — alles und alle waren verschwunden. Gründe zur Unzufriedenheit, Zündstoffe zum Aufruhr waren demnach in Menge vorhanden, hätte man auch bei der Verwaltung und dem Steuerwesen keine solche rasche tiefeinschneidende Veränderungen, wie wir später sehen werden, vorgenommen.

Die Einziehung des Königreichs ward von Muselmanen und Hindu in ihrer einheimischen Presse unbedingt verurtheilt. Man hatte auf Audh große Hoffnungen gesetzt; dies war der

letzte einer gewissen Selbständigkeit sich erfreuende Staat. Alles schien jetzt zu Grabe getragen. „Die Angaben in der mit so großer Feierlichkeit erlassenen Verkündigung des Lords Dalhousie", so ließ sich die Zeitung „Hindu Patriot" vernehmen, „sind falsch, falsch durch und durch. Es sind amtliche Lügen solcher Unverschämtheit, so gewaltig und handgreiflich, daß sich deren selbst die erkauften Zeugen, auferzogen in den bestechlichen Gerichtshöfen der Ostindischen Compagnie, welche für einige Heller ihre Seele verkaufen, schämen würden. Wir haben dieses Machwerk mit grenzenlosem Widerwillen und Verachtung gelesen. Beruft man sich doch auf einen vernichteten Vertrag (1801) und umgeht den bestehenden (1837)! Ein europäischer Diplomat fünfter Klasse würde sich keines solchen Streichs zu Schulden kommen lassen. Aber unser König Mohammed Wadjid-Ali-Schah hat sich als würdiger Nachkomme einer langen Reihe ruhmreicher Monarchen benommen. Seine Weigerung, die Urkunde zu unterzeichnen, das Reich, sich selbst wegzugeben, daß er es verschmähte, seine Verachtung gegen die Gemeinheit der Unterdrücker zu verbergen: dieses Benehmen wird immerdar als eine herrliche Handlung in der Geschichte fortleben. Solcher Edelmuth ist würdig neben den schönsten Thaten eines Karl I. von England und eines Ludwig XVI. von Frankreich genannt zu werden. Wadjid-Ali zählt zu den größten, zu den besten der gekrönten Blutzeugen auf Königsthronen." Solche Sprache führte die einheimische Presse kurz vor und im Beginne der Empörung. Selbst der Parsenreformer — und die Parsen stehen der europäischen Civilisation am nächsten — jubelte über den nahen Untergang der Franken. „O England, du konntest nicht ahnen, daß unser Padischah von neuem den Thron besteigt mit dem Glanze eines Nadir, eines Baber und Tamerlan. O Herr, diese Engländer haben einen Beweis deiner Macht gesehen. Diese stolzen Freibeuter haben ihre Wagen und Palankine verlassen und sind ohne Schuhe und Hüte ins Moorgebüsch geflohen. O Gott, wie herrlich! Diese Engländer haben ihre Macht verloren und sind in die Hände der Rächer gefallen." Solche aufreizende Sprache konnte nicht länger geduldet werden.

Die Journale und die „Maulsperre".

Die freie Presse wurde von zwei hervorragenden Staatsmännern und Menschenfreunden, Lord Bentinck und Lord Metcalfe, in Indien eingeführt — die erste epochemachende Einrichtung solcher Art im Morgenlande. Metcalfe baute fort auf dem Grunde, welchen sein Vorgänger mit fester Hand gelegt hatte. Die nachfolgenden Oberstatthalter, die Lords Auckland und Ellenborough (nur einem aus ihrer Mitte gestattet die Aristokratie die überreich besoldete Stelle) erließen (28. Juni 1841, 30. Aug. 1843) beschränkende Verordnungen. Die Staatsdiener wurden gewarnt, sich bei der Presse zu betheiligen; in keinem Falle dürften sie öffentliche Schriftstücke bekannt machen oder ihren Inhalt zu Aufsätzen verarbeiten. Lord Canning konnte seit seinem ersten Auftreten in Kalkutta (Februar 1856) die ganze angloindische Presse unter seine Gegner zählen. Sie bestand aus einer schönen Anzahl großentheils trefflich geleiteter Journale. Die täglichen Zeitungen zu Kalkutta hießen: „Englishman", „Hurkaru" oder „Harkara" (Der Bote) und „Phoenix"; die Wochenblätter: „Friend of India" und „Dacca News". Der „Freund von Indien" zählte und zählt zu den vortrefflichsten Zeitungen auf Erden. Marshman, der Sohn des berühmten evangelischen Sendboten zu Serampore*), ist seit vielen Jahren Herausgeber jener über ein Vierteljahrhundert alten Zeitschrift. In den Nordwestlichen Provinzen erschienen die „Delhi Gazette" und der „Mofussilite" oder „Mufassel" (Der Provinziale); im Pendschab das „Lahore Chronicle", in Sindh der „Kossid" oder „Kasid" (Der Bote). Bombay hatte ebenfalls drei täglich erscheinende Zeitungen: „Times", „Gazette" und „Telegraph"; dann die Wochenblätter „Guardian" und „Puna Observer". Madras, welches seit Beginn der angloindischen Herrschaft in allen Beziehungen zurückblieb, hatte blos eine tägliche Zeitung, den „Spectator"; drei andere, „Athenaeum", „Examiner" und „Crescent", erschienen immer am zweiten Tage. Zu diesen größern Journalen kamen noch der „Bengalore Herald", „Rangoon Chronicle", „Press" und einige andere unbedeutendere Lokalblätter.

Die Anzahl der Journale in einheimischen Sprachen war viel bedeutender und ihre Heraus-

*) Seine Geschichte dieser berühmten Baptistenmission, welche sich für die orientalischen Sprachen und Literaturen so große Verdienste erworben, ist hinter der Erwartung und Aufgabe zurückgeblieben. Sie führt den Titel: „The life and times of Carey, Marshman and Ward: embracing the history of the Serampore mission" (2 Bde., London 1859). Marshman's Aussagen vor den verschiedenen Untersuchungsausschüssen des Parlaments über indische Angelegenheiten gehören zu den trefflichsten Quellen für die Kenntniß des Landes und des Volks in Hindostan.

geber theils evangelische Sendboten, theils eingeborene Hindu, Muselmanen und Parsen. Die fremden Gebieter haben, was ihre Misachtung der einheimischen Denk- und Fühlweise sowie ihr grenzenloses Selbstvertrauen scharf bezeichnet, bis zum Ausbruch der Rebellion wenig nach dem Inhalte dieser so wichtigen Veröffentlichungen geforscht. Nur bei seltenen Fällen wurden diese lauten Stimmen ihrer Unterworfenen beachtet. Ganz anders beim Ausbruche der Empörung. Man widmete und widmet seitdem der einheimischen Presse eine Aufmerksamkeit, welche sie von jeher verdient hätte. Es erschien nothwendig, ihre Freiheit zu beschränken. Lord Canning hielt die Gelegenheit für günstig, auch die ihm so abgeneigte angloindische Presse zu züchtigen. Ein allgemeines Preßgesetz für Zeitungen in einheimischer wie in englischer Sprache, nach dem Musterbilde des Gewaltherrn Napoleon und seiner festländischen Genossen, wurde (13. Juni 1857) auf die Dauer eines Jahres erlassen, die sogenannte „Maulsperre-Ordonnanz", und zu Rangun selbst die Censur eingeführt.*) Vorkehrungen solcher Art sind in dem Grade der englischen Weise entgegen, daß es unmöglich war, sie längere Zeit zu erhalten. Zwei Journale in einheimischen Sprachen wurden wegen Abdrucks der oben im Auszuge mitgetheilten Delhi-Proclamation vor ein Schwurgericht von Halbkastleuten oder Ostindiern gestellt, und selbst von diesen, deren sklavischer Gehorsam gegen die Behörden kaum irgend Grenzen findet, freigesprochen. Der „Harkara" wurde auf kurze Zeit gewaltsam unterdrückt und der „Friend of India" wegen eines geschichtlichen Aufsatzes verwarnt. Dieser treffliche Aufsatz ist so lehrreicher Art, daß wir ihn hier folgen lassen.

Der „Friend of India" zum hundertjährigen Gründungsfest des angloindischen Reichs, und die neuen Ordonnanzen.

„Die geistigen Eigenschaften, welche befähigen, Reichthum und Macht zu erwerben, sind oft derart, daß sie verhindern, einen geeigneten Gebrauch davon zu machen. Zur Eroberung Indiens war die Ostindische Compagnie nothwendig; nur kaufmännische Habsucht konnte uns die Herrschaft gewinnen. Die Feinde der Compagnie beschuldigen sie, aus bloßer Geldgier Verträge abgeschlossen und gebrochen, Kriege unternommen und geführt zu haben. Alle Eingriffe in das Eigenthum, in die Rechte der Einzelnen und ganzer Gemeinwesen wurden gutgeheißen; alle Unternehmungen zum besten der Asiaten, zum besten der gesellschaftlichen Interessen des großen, aus Engländern und Hindu bestehenden Staats wurden entweder misachtet oder kalt zurückgewiesen. Blos zum eigenen Vortheil schwangen diese Kaufherren die Macht der Civilisation; nie kam es ihnen in den Sinn, ihre wohlthätigen Seiten den Völkern zu zeigen. Reichthum hieß ihre Gottheit, welcher mit freudiger Verehrung Herz und Kopf geopfert wurden. Ohne einen Funken patriotischen Gefühls setzten sie auf Altenglands Stirn einen Juwel von unschätzbarem Werthe; ohne Sorge für das Christenthum bahnten sie den Weg zum Umsturz des Götzendienstes. Wohlan, das durch sie verschuldete Übel ist untergegangen im Zeitenstrome; das Gute, dessen unbewußte Urheber sie waren, wird endlos zunehmen und sich mehren im Laufe künftiger Jahre.

„Wir fanden Indien bar aller höhern Geisteskraft, aller Tüchtigkeit, ohne den geringsten Begriff von Freiheit, im wilden Wirrwarr. Wir brachten das Land mit den Kräften der Civilisation in Berührung, und warten immer noch, ob sich an diesem alten Körper belebende Einflüsse zeigen. Wir gaben ihm die seit Jahrhunderten vermißte Freiheit, welche es zu jeder Zeit nur in kürzer oder länger unterbrochenen Zwischenräumen genossen hatte. Der Hindu hat dieselbe gesellschaftliche Stellung wie der Engländer; er erfreut sich derselben Privilegien, er erlangt denselben gesetzlichen Schutz, dieselbe gesetzliche Berechtigung wie der Engländer. Der Insasse Hindostans hat keine politischen Feinde; alle seine Noth kommt von den socialen Zuständen. Im Innern gibt es viel zu heilen, aber von außen ist alles ruhig und ohne Gefährde. Haben die Hindu in der Weltgeschichte noch eine Rolle zu spielen, so ist das Haus geöffnet; die Bühne ist errichtet und ein mitfühlendes, Beifall spendendes Publikum harrt ihrer Erscheinung. Jede in ihnen wohnende schöpferische Kraft findet leicht Gelegenheit, sich zu zeigen; jeder Versuch wird freundliche Aufnahme finden. Wir haben alle im Wege stehenden Hindernisse weggeräumt; es bleibt jetzt blos der Natur und ihnen selbst überlassen, ob sie sich mit Erfolg zeigen wollen und können. Ein zweiter Sawádschi ist unmöglich; ein zweiter Luther würde eine leichtere Auf-

*) In einer Nachschrift des „Bengal Harkara" (Kalkutta, 19. Juni 1857) wird diese Maßregel in äußerst scharfen Worten angekündigt und besprochen.

gabe finden als der Mönch von Wittenberg. Den schöpferischen Geist, den Schriftsteller, den Gelehrten erwartet bereitwillige Aufnahme, freudige Anerkennung und sichere Belohnung. Vor der schlafenden Seele des Morgenlandes breiten wir alle geistigen Schätze des Westens aus, und fühlen uns überaus glücklich über die uns gewordene höhere menschliche Aufgabe.

„In manchen Fällen ist es ein großes Verbrechen, eine Nationalität auszurotten, im Keime zu ersticken, was mit der Zeit vielleicht eins der schönsten Erzeugnisse geworden wäre. Außer in Betreff der Sikh kann unsern Landsleuten kein solcher Vorwurf gemacht werden. Die Macht der Muselmanen war gestürzt lange vor der Schlacht von Plassey; Clive hat die Mohammedaner in demselben Zustande gefunden wie zur Zeit des abgesetzten Königs von Audh. Grausam, sinnlich und unduldsam, sind sie unfähig zu regieren und unwillig zu gehorchen. Sie glauben sich aus göttlichem Auftrage zur Herrschaft berufen, sind aber aller jener Gaben ledig, welche die von der Natur zum Herrschen bestimmten Völker besitzen. Sie fielen nothwendig unter das Gebot einer von Thatkraft und Entschlossenheit erfüllten Nation und verwünschen dabei mit aller Bitterkeit des Hasses die Ungläubigen, welche sie unterjochten. Sie werden nie unsern guten Willen anerkennen, oder uns die Oberherrlichkeit vergeben. Wir mögen sie mit Segnungen überhäufen; Fluch und Verwünschung ist unser Lohn.

„Die Maharatten hatten keine Elemente nationaler Größe in ihrem Charakter. Im Interesse der farbigen Millionen gesprochen, sind die Schlachten bei Assaye und Maharajpore nicht zu bedauern. Anders verhält es sich mit den Sikh. Hätten sie fortgelebt, wie sie waren vor zwei Jahrhunderten, wären sie niemals mit uns in Berührung gekommen, vielleicht hätten sie die Lehre der Hindu und Muselmanen gereinigt, den Anhängern Mohammed's und Brahma's einen neuen Lebensgeist eingeblasen. Die Menschheit kann jedoch mit dem Sturze der Sikh zufrieden sein. Die Bibel ist ein besseres Buch als der Granth und das Christenthum besser als die Chalsa. Der wiedergeborene Hinduismus würde vielleicht eine neue Lebensfrist erhalten haben; die Sache der Moral hätte aber nichts dabei gewonnen, und für menschliche Glückseligkeit wäre nur wenig erreicht worden. Macht wäre der einzige Gewinn gewesen, das Beispiel einer neuen allgemeinen Zerstörung.

„Man mag uns beschuldigen, die Könige Indiens abgesetzt und seinen Adel zu Grunde gerichtet zu haben. Warum sollte die Welt über diesen Ausgang seufzen? Monarchen, die blos ihr Einkommen bezogen und selten ihre Pflichten erfüllten; eine Aristokratie, welche ihre Autorität als persönliches Recht betrachtete, unfähig, den Gedanken einer Volkssouveränetät zu fassen — solche Leute sollten allenthalben aus dem Wege geräumt werden. In unsern Tagen beklagt kein Engländer den Krieg der Rosen, keiner wünscht die Auferstehung der Clifford und Warwick. Frankreich trägt mit Ruhe den Verlust seines alten Adels, und Europa selbst liefert immer neue Beiträge zur Liste abgesetzter Fürsten. Wären die Könige und Radschah Hindostans der Erhaltung werth gewesen, so hätten sie ihr Ansehen und ihre Macht auch bewahren können. Die Klasse der schwelgenden Fürsten und selbstsüchtiger Aristokraten ist zu unsern Tagen dem Untergange preisgegeben; ihre Erneuerung würde der menschlichen Gesellschaft nur zum Verderben gereichen.

„Vergleicht nur das Übel mit dem anerkannt Guten. Die gebrochenen Versprechungen, die ruinirten Familien, das verarmte Landvolk, die fehlerhafte Gerechtigkeitspflege, wägen wir sie ab gegen den Missionar und Schulmeister, gegen die Eisenbahnen und Dampfmaschinen, gegen die Abschaffung der Witwenverbrennung und die Ausrottung der Diebesbanden, und sehen wir, auf welche Seite sich die Wage neigt! Für jeden dem Adel genommenen Pfennig geben wir dem Kaufmann einen Gulden. Wir haben im Frieden mehr Menschenleben gerettet, als wir im Kriege opferten. Wir haben viele Fehler und Verbrechen begangen; wir haben vorsätzlich Unheil gestiftet und instinctmäßig Gutes gethan. Alles zusammengenommen, muß das Urtheil doch zu unsern Gunsten ausfallen. Ist die jetzige Wolke vorübergezogen, so wird ein hellerer Tag aufgehen über beide Länder, England und Hindostan. Wir werden uns eine festere Stellung im Lande und in den Herzen des Volks machen, die Bande der Eroberung und des gegenseitigen Interesse fester knüpfen. Das Land muß europäischem Kapital, europäischem Unternehmungsgeiste geöffnet werden. Die Hindu müssen allmählich aus ihrem Elend emporgehoben und ihnen das Gefühl beigebracht werden, daß sie Menschen, daß sie unsere Brüder sind. Die vom Himmel verliehenen Gaben des Klimas und andere günstige Verhältnisse müssen im größten Umfange benutzt werden. Die erste Säcularfeier von Plassey wurde begangen durch den Aufstand der einheimischen Armee; möge die zweite durch eine geachtete Regierung und eine christliche Bevölkerung gefeiert werden."

Nach erhaltener Warnung erklärte der „Friend of India", unter solchen Umständen hielte er es weder seinen Interessen noch seiner Würde angemessen, die Angelegenheiten Indiens ferner zu besprechen. Die Maulsperre-Ordonnanz ist auch ihrem Wesen nach bald zu Boden gefallen und nach einem formalen jährlichen Bestande nicht mehr erneuert worden. Die angloindische Presse, gemeinhin das hindostanische Parlament genannt, erlangte wiederum, nach kurzer Unterbrechung, ihre parlamentarische Freiheit, und zwar zum Heile der Engländer und ihrer indischen Besitzungen. Hatte sie doch der Regierung niemals, selbst unter den schwierigsten Umständen während der Unfälle in Afghanistan und des Kriegs im Pendschab, die geringste Verlegenheit bereitet. Es war einsichtslos, gegen sie einzuschreiten. Gegen die meuterischen Sipahis hätte Lord Canning, noch bevor die Empörung förmlich ausgebrochen, scharf und blutig einschreiten sollen, vieles Unheil wäre verhindert worden. Seine schwächliche Milde wirkte lähmend zurück auf alle fernen Garnisonen. Selbst dem tüchtigen Henry Lawrence in Audh mußte anfänglich die Handlungsweise des Oberstatthalters zur Richtschnur dienen, zum großen Verderben seiner Landsleute und des ganzen Königreichs. Nach dem Ausbruche der Empörung wurden freilich scharfe Ordonnanzen erlassen. Den Kriegsgerichten ward volle Macht, mit den Rebellen nach Gutdünken zu verfahren. Einige Tage später ist diese schrankenlose Gewalt auch den gewöhnlichen Gerichten ertheilt worden. Sie konnten ohne förmlichen Proceß einsperren und hinrichten lassen; die herkömmlichen Verhandlungen und Nachweise durften unterbleiben; sie durften im Nothfall Dörfer verbrennen und ganze Marken verwüsten. Über Bestrafung der Verführer und Aufwiegler wurden eigene Normen festgesetzt; selbst die Annahme gestohlener Gegenstände in den unter Kriegsrecht stehenden Provinzen ward mit dem Tode bestraft. Später wurde der Todesstrafe noch die Einziehung alles Besitzthums hinzugefügt. Eine freiwillige, aus Christen bestehende Landwehr wurde geschaffen und die vollständige Entwaffnung der Einheimischen — eine bei der Besitznahme des Pendschab getroffene Maßregel — in ganz Hindostan und Dekhan angeordnet. Diese Maßregel dauert fort bis auf den heutigen Tag und muß fortdauern, solange nicht ein freundlicheres Verhältniß sich gestaltet zwischen den Siegern und Besiegten.*)

Die Belagerung von Laknow und Henry Lawrence.

Die ganze Heeresmacht im Königreich Audh bestand, seit der Wegführung des Königs, in 900 europäischen und 20000 aus dem Heere Wadjid's im Dienste behaltenen einheimischen Truppen. Durch solche geringe Mannschaft hatte man bisjetzt das ganze Königreich mit einer größern Bevölkerung als Baiern, wo bei den friedlichsten Zeiten nicht selten 50—70000 unter den Waffen stehen, in Ruhe und Ordnung erhalten. Am 2. Mai (1857) verweigerte das 7. Audh-Regiment, welches einige Meilen von Laknow in Garnison stand, die Annahme der befetteten Patronen. Entlassung war die einzige Strafe, welche Lord Canning genehmigte. Vergebens wurde erwidert: „Die Pest der Empörung müsse durch härtere Maßnahmen niedergeschlagen werden; Milde sei Grausamkeit, sei Verbrechen unter solchen Umständen; der König von Audh würde eine Widersetzlichkeit seiner Truppen mit dem Leben bestraft haben." Alle diese und andere Vorstellungen blieben misachtet. Lawrence mußte sich fügen. Erst nach dem Ausbruche der Empörung erhielt er den Generalstitel und gleichwie die andern Beamten die volle Macht in allen Angelegenheiten.

Der Statthalter, die feindliche Stimmung erkennend, hatte seit längerer Zeit Maßnahmen der Vorsicht ergriffen. Lawrence stand gerüstet da, um den Aufständischen entgegenzutreten. Die Arbeiten und Befestigungen in dem großen Gebäude Matschi-Bhaom (Muchie-Bhium) oder Fischburg, so genannt wegen einer symbolischen Inschrift, und in der Residentschaft gingen im Verlaufe des Monats Mai ihrer Vollendung entgegen. Bereits am 20. Mai konnte telegraphisch nach Kalkutta gemeldet werden: „Alles gut in Laknow und der Umgebung. Unsere Stellung sehr fest. Auch beim Äußersten sind wir geborgen." Die langerwartete Empörung kam in der Nacht vom 30. zum 31. Mai zum vollen Ausbruch. Die aufrührerischen Sipahis zogen vor die Wohnungen ihrer europäischen Offiziere, steckten sie in Brand und mordeten, wen immer sie ergreifen konnten. Nur vier Tage zuvor waren die Weiber und Kinder aus den Can-

*) Die im Text erwähnten Anordnungen wurden getroffen durch folgende Acte oder Gesetze: Act VIII vom 16. Mai 1857; IX vom 30. Mai 1857; XIV vom 6. Juni 1857; XVI vom 13. Juni 1857; XVIII vom 20. Juni 1857; Act XXV vom 18. Aug. 1857. In einer Depesche Lord Canning's vom 11. Dec. 1857 an den Directorenhof sind alle diese Ordonnanzen verzeichnet. Sie steht in der „Times" vom 6. Febr. 1858.

tonnirungen weggebracht worden. Ohne diese Vorsicht hätte sie das gleiche Los ihrer Landsmänninnen zu Mirat und Delhi getroffen. Dem Beispiele Laknows folgten alsbald die Garnisonen ringsum im Reiche. Mit ihnen verbanden sich die im vorigen Jahre entlassenen Truppen des in Kalkutta gefangen sitzenden Königs, andere zahllose Haufen aus dem Gefolge der adelichen Raubritter und dem waffengeübten Volke. Abgeschlossen von aller Verbindung mit den andern Stationen, stand Lawrence da mitten in dem feindlichen Lande, mitten in der feindlichen starkbevölkerten Stadt — in gewöhnlichen Zeiten zählte sie 150000, jetzt wol über 200000 Seelen — ringsum belagert und eingesperrt, ohne alle Verbindung mit dem übrigen Hindostan.

Im Laufe des Juni hörte man durch einheimische Spione allerlei Nachrichten über die Vorfälle zu Cawnpore, zu Fattighar und an andern Ortschaften innerhalb der östlichen Grenzmarken des Reiches Audh. Der General sandte (29. Juni) eine Truppe nach jener Richtung, um sichere Kundschaft zu erhalten. Sie kam bald zurück mit der Nachricht, eine Rebellenmacht gegen 5000 Mann stark stünde in der Ebene von Dschinhat (Chinhut), so genannt nach einem Marktflecken gleichen Namens, neun englische Meilen von Laknow. Der Kriegsrath beschloß den Zug gegen die Rebellen, um ihre Vereinigung mit den Aufständischen in Laknow zu verhindern.

Sir Henry Lawrence stellte sich selbst (30. Juni) an die Spitze der ausziehenden Heersäule, 600 Mann zählend, theils Einheimische, theils Europäer, wovon mehrere vorher niemals eine Schlacht mitgemacht hatten. Eine größere Truppenzahl konnte man nicht verwenden, um die Garnison Laknows nicht allzu sehr zu schwächen. Die Artillerie bestand aus 11 Stücken, wovon blos vier Kanonen von Europäern bedient wurden. Ein ungeheuerer Mörser von 8 Zoll Öffnung, welchen man in der Stadt vorgefunden hatte, wurde durch zwei Elefanten herbeigezogen. Diese geringe Mannschaft marschirte unter furchtbarer Hitze in östlicher Richtung, wo ihr die tödlichen Strahlen der Junisonne Hindostans ins Gesicht brannten. Gegen Mittag stieß man bei Dschinhat auf den Feind, welcher nicht, wie es heißt 5000, sondern 16000 Mann zählte, mit sechs bis sieben Batterien von 36 Geschützen verschiedenen Kalibers. Nach vergeblichen Versuchen, die Sipahis zu werfen, mußte sich Sir Henry glücklich schätzen, seinen Rückzug nach Laknow bewerkstelligen zu können. Die Hälfte der Truppe war theils durch die Anstrengung des Marsches, theils durch den Feind umgekommen. Viele Einheimische gingen zum Feind über oder desertirten nach allen Richtungen. Jeder weitere Versuch der Offensive wurde aufgegeben: man mußte sich auf die Vertheidigung beschränken. Zu diesem Ende war es nothwendig, die geringen Kräfte auf einen Punkt zu vereinigen. Und so geschah es, daß in der Nacht des 1. Juli die Garnison von Matschi-Bhaom ebenfalls nach der Residentschaft gezogen wurde, welche nun bald ringsum von einem überaus zahlreichen Heere belagert wurde.*) Die ganze Streitmacht der Belagerten erreichte kaum 900 Europäer, wovon viele niemals vorher Waffen getragen hatten, und 700 unzuverlässige Eingeborene.

Die Tag und Nacht ununterbrochen fortdauernden Anfälle wurden nicht ohne bedeutende Verluste — die Audhier sind vortreffliche Schützen — zurückgeworfen; das kleine Häuflein der Tapfern und die Lebensmittel schwanden mehr und mehr zusammen. Sehnsuchtsvoll blickten sie, während des ganzen langen Monats Juni, der Hülfe der Erlösung entgegen; aber diese Hülfe erschien nicht. Der General entschloß sich zu einem Ausfall, und wäre es auch nur um die Treue der miteingeschlossenen einheimischen Truppen zu erproben. Sie sind zum großen Theile abgefallen und zum Feinde übergegangen. Der tödlich verwundete Führer, welchen eine in sein Zimmer hereinplatzende Bombe getroffen hatte, ließ mittels geheimer Boten — die Telegraphen waren zerstört — die gefährliche Lage der Besatzung in Kalkutta wissen, ohne sein Unglück mit einer Silbe zu erwähnen. Zwei Tage hernach (4. Juli 1857) starb Lawrence zum großen Kummer aller seiner indischen Kriegsgenossen, man kann wol sagen, der ganzen englischen Nation. Sir Henry Lawrence war ein tüchtiger Krieger, ein vortrefflicher Verwaltungsbeamter und Schriftsteller. Seine lehrreichen Aufsätze in der Vierteljahrschrift zu Kalkutta sind besonders erschienen.**) Überdies war er ein gläubiger Christ aus dem alten Puritanerschlage zu Crom-

*) Die ausführlichste Beschreibung der Belagerung gibt ein geborener Deutscher, L. E. R. Rees, in „A personal narrative of the siege of Laknow, from the commencement to the relief by Sir Colin Campbell" (London 1858). Hr. Ruetz Rees (Ries), geboren in Speier, ging im funfzehnten Jahre nach Kalkutta, wo sein Onkel Professor war. Rees bekleidete seit vielen Jahren eine Stelle am Collegium Martimère zu Laknow.

**) „Essays on the Indian army and Oude. By the late Sir Henry Lawrence, contributed to the Calcutta Review" (Serampore 1859).

well's Zeiten. Die Bombe hatte den ganzen linken Fuß unterhalb des Schenkels weggerissen; er litt unsagliche Schmerzen. Unter dem unaufhörlichen Gedonner der wuthentbrannten Belagerer sprach der General ruhig und heiter zu den Umstehenden über eine Stunde lang mit vollem Bewußtsein. Seinen Segen sandte er den abwesenden Kindern und den Freunden Grüße. Die Lawrence-Anstalt zur Erziehung der Kinder englischer Soldaten, welche in Indien dienen, lag ihm vorzüglich am Herzen; für sie und für sie allein wünschte „er eine Beihülfe der Regierung", welcher Lawrence 32 Jahre treu gedient habe. Mit reumüthigem Herzen nahm der Held das Abendmahl und befahl seine Seele in gläubiger Inbrunst dem Heiland. Alte, in vielen Schlachten und schweren Kummertagen grau gewordene Hauptleute erklärten mit weinenden Augen, vor solch einem ergreifenden, vor solch einem erbaulichen Todtenbett hätten sie niemals gestanden.*)

Die Aufstände in der Statthalterschaft Agra und in Mittelindien.

Der größten Erfolge erfreuten sich die Empörer innerhalb der Stromgebiete des Ganges und der Dschamna, theils mit, theils ohne Schuld der britischen Führer. Sir John Lawrence standen im Pendschab zahlreiche europäische Streitkräfte zu Gebote, dazu bestimmt, um während des persischen Kriegs Afghanistan zu beobachten, dann willige Völkerschaften im Fünfflußgebiete selbst und in den Nachbarländern. Nicht so bedacht sahen sich die andern Befehlshaber. Die Regierung hatte sie ohne ausreichende europäische Mannschaft gelassen. Zur Zeit als Wadjid-Ali noch regierte, lagen mehr europäisch-britische Truppen innerhalb der Nordwestlichen Provinzen als nach Einfügung des Königreichs Audh. Überdies ermangelten die Führer zu Agra und Cawnpore, zu Allahabad und in vielen andern Garnisonen**) jener Umsicht und Entschlossenheit, wodurch die Machthaber im Pendschab hervorragten.

Agra, die Hauptstadt der Nordwestlichen Provinzen, ist nicht blos wegen der starkbefestigten und geräumigen Burg und strategischen Lage, sondern auch wegen der nahen einheimischen Fürstenthümer Sindhia, Holkar und Radschputana von großer Bedeutung. Auf die Treue der Haustruppen und Contingente dieser Fürsten durfte man nicht zählen; sie folgten auch bald der bengalischen Genossenschaft. Die Fürsten hingegen an das Geschick der Engländer zu fesseln, war von kaum berechenbarer Wichtigkeit. Colvin, Agras Vicestatthalter, konnte zur Erreichung dieses Ziels wenig beitragen; ihm waren blos die bürgerlichen Angelegenheiten übergeben. Das Heer stand unter dem Oberbefehlshaber, und jede Verbindung mit diesem blieb lange Zeit unterbrochen. Eine telegraphische Depesche nach Kalkutta am 24. Mai 1857 lautete: „Ich habe nichts vom General Anson gehört; ich weiß nicht, welche Civilbeamten in seinem Lager sind." Eine andere vom 27. Mai: „Alle meine Bemühungen, mit dem Oberbefehlshaber in Verbindung zu treten, blieben vergeblich." Zur Zeit als Delhi und ein großer Theil des umliegenden Landes sich bereits in den Händen der Meuterer befand, war Colvin unbesonnen genug, zu Agra eine Heerschau bewaffneter einheimischer Truppen zu halten und den Sipahis die nutzlose Versicherung zu geben, „die Regierung denke nicht daran, weder in der Religion noch im Kastenwesen Veränderungen vorzunehmen".

Die Burg zu Agra wurde jetzt stärker befestigt, mit Lebensmitteln und allerlei Kriegsmunition versehen. Eine Truppe freiwilliger Cavalerie ward angeworben, welche in der Folge sehr gute Dienste leistete. An die benachbarten Lehnsfürsten erging die Aufforderung, ihre vertragsmäßigen Mannschaften zu stellen. „Nur in der äußersten Noth", schrieb Colvin an den Oberstatthalter (22. Mai 1857), „werde ich mich auf die Burg zurückziehen. Wir müssen der Meuterei solange als möglich entgegentreten; wo sie obsiegt, erfolgt alsbald Raub und Plünderung. Alles Land wird in eine Einöde verwandelt." Ganz im Widerspruche hiermit verkündet Colvin in einem Erlasse (25. Mai) den Sipahis, alle bei den letzten Unruhen Betheiligten könnten nach Hause gehen, sobald sie nur ihre Gewehre an das nächste bürgerliche oder militärische Amt abliefern und sich ferner ruhig verhalten wollten. Unter den Beamten zu Agra hatte dieser unbesonnene und sinnlose Erlaß allgemeine Billigung erfahren. Man glaubte immer noch — solche Unwissenheit herrschte in den höchsten Beamtenkreisen — mit der Wegräumung einiger

*) Diese und andere Einzelheiten sind dem trefflichen Tagebuche einer Dame entnommen: „A Lady's diary of the siege of Laknow written for the perusal of friends at home" (London 1858).

**) Das Hauptwerk über die Aufstände in den Nordwestlichen Provinzen sind die bereits erwähnten „Notes on the revolt in the North-Western-Provinces of India. By Charles Raikes, judge at the Sudder Court at Agra, late civil commissioner with Sir Colin Campbell" (London 1858).

religiöser Besorgnisse würden die hochgehenden Wellen der Empörung in sich selbst zusammensinken. Von der über ganz Indien verbreiteten, seit Jahren angezettelten Verschwörung, um das Vaterland von den ungläubigen und unreinen Frengis zu befreien, hatten alle jene hochgestellten Engländer in Hindostan auch jetzt noch keine Ahnung. Die furchtbare Enttäuschung ließ nicht lange warten. Gleich in den nächsten Tagen rückten feindliche Haufen gegen Agra und zwangen die christliche und englische Bevölkerung, sich nach der geräumigen Burg, eine Residenz der Großmongolen, zurückzuziehen. Durch die Vorsorge Colvin's war sie in den Stand gesetzt, alle Flüchtigen aufzunehmen und zu schützen. Lebensmittel lagen in Menge bereit. Im Beginn konnte man auch vieles aus der Stadt und dem nahen Lande für theuere Bezahlung erhalten, was aber unmöglich ward nach dem Anrücken der meuterischen Truppen aus Gwalior. Nicht weniger als 4289 Personen fanden sich innerhalb der Burg eingeschlossen, wovon 1065 britische Männer, 443 Ostindier oder Halbkastleute und 207 eingeborene Christen.

Eine bengalische Armee war, wie man weiß, gegen Mitte Juni nicht mehr vorhanden. Selbst das 70. Infanterieregiment, welchem Lord Canning drei Wochen vorher öffentlichen Dank und Lobeserhebungen gespendet, mußte (14. Juni) zu Barrakpore entwaffnet werden. Ganze Truppencorps zogen unter Musik und Trommelschlag mit Waffen und Gepäck ab, um sich den meuterischen Genossen zu Delhi anzuschließen. So die Regimenter zu Alighar und Mainpore (23. Mai), zu Amballah und Marden (25. Mai), zu Agra und Mattro (31. Mai). Andere Sipahis meldeten sich freiwillig, um gegen die Rebellen zu ziehen, in der Absicht, ihre europäischen Offiziere auf dem Marsche zu ermorden und sich dem Meutererheere anzuschließen. Die Sappeurs und Mineurs aus der Garnison Rurki hatten bereits am 18. Mai das Beispiel solcher hinterlistigen Verrätherei gegeben.

Keine andere indische Gemarkung hatte in solcher Weise den Verrath und die Misgunst der Engländer erfahren als die von Afghanen bewohnte Alpenlandschaft Rohilkand. Der Haß dieser Rohillas oder Bergbewohner gegen die treulosen ungläubigen Gebieter war auch grenzenlos. Die blutigen Ereignisse zu Barilly, wo der militärische Mittelpunkt, und in andern Orten Rohilkands sind hieraus hervorgegangen. Am Tage vor Ausbruch der Empörung (31. Mai 1857) baten die Sipahis ihre Offiziere, sie möchten doch die nach den Berghalden geflüchteten Weiber und Kinder zurückbringen; es sei nichts, gar nichts zu befürchten; die Truppen würden für Compagny Bahadur — Ihre Erlaucht die Compagnie — den letzten Blutstropfen vergießen. In der hierauffolgenden Nacht brachen sie heraus, beschossen die Wohnungen ihrer Hauptleute und aller Europäer mit Kartätschen. Vergebens suchten diese ihre Rettung durch Flucht. Die Bevölkerung hatte sich ringsum erhoben, welche von allen Seiten die Fliehenden umgarnte. Die Unglücklichen wurden zum großen Theil ermordet, worunter auch der Steuereinnehmer Wyatt, Verfasser eines lehrreichen Buchs, der „Indische Gil Blas". Nur einige Engländer entkamen dem Gemorde zu Rohilkand, wie William Edwards, Richter zu Benares, welcher seine und der andern wechselvolle Geschicke in einfacher ergreifender Weise erzählt.*) Männer, Frauen und Kinder, jung und alt, europäische und einheimische Christen, alle wurden in gleicher Weise der Vernichtung preisgegeben. Wüthende Rohillas rückten sogar gegen Nyni Tal, eine Berghalde, 75 englische Meilen von Barilly entfernt, wo eine Anzahl Frauen und Kinder mit einigen Offizieren Schutz gesucht und gefunden hatten, um ihrer Mordlust zu genügen. Die Banden sind von den getreuen Gorkha zurückgeschlagen worden. Es half auch nichts, wenn menschlicher gesinnte Sipahis ihren Offizieren, wie zu Moradabad und Feizabad geschehen, zum Abzug verhalfen. Die Engländer fielen doch mit seltenen Ausnahmen in die Hände des aufgestandenen beutesüchtigen Bauernvolks.

Ähnliche Greuelthaten haben allenthalben längs der Thalgebiete des Ganges und der Dschamna, und wo immer Bengali-Sipahis lagen, stattgefunden. Die Tapferkeit und der Heldenmuth der britischen Offiziere und Soldaten, der Weiber und Jungfrauen führten nur in wenigen Fällen zum Ziele der Rettung. So zu Dschansi (Jhansi) in Bandelkand, zu Allyghar (4. Juni), Allahabad (6. Juni) und Schadschehanpur, wo (8. Juni) die Aufständischen am Sonntag die Kirche umzingelten, alle Christen und ihre Offiziere ermordeten. Ähnliches ist zu

*) „Personal adventures during the Indian rebellion in Rohilcund, Futteghur and Oude, by William Edwards, judge of Benares" (London 1859). Das Werk, welches in kurzer Zeit vier Auflagen erlebte, ist bereits unter den Quellen angeführt. Die erzählten Abenteuer sind auch in ethnographischer Beziehung sehr lehrreich. Man erkennt hieraus die halbbarbarischen Zustände der indischen Bevölkerung, namentlich des weiblichen Geschlechts

Indore und Mhow vorgefallen. Ein Major Platt konnte gar nicht an die Verrätherei glauben. Der Mann hatte 30 Jahre mit den Sipahis verlebt, war ihnen Freund und Vater gewesen, und doch wurde er ermordet und furchtbar verstümmelt. Eine Familie, Vater, Mutter und Kinder haben die Sipahis nackt ausgezogen, Zehen und Finger einen nach dem andern abgehauen und bei lebendigem Leibe verbrannt. Die Schändlichkeiten, begangen gegen das weibliche Geschlecht, durften nicht beschrieben werden. Diese zahlreichen Schandthaten und Leiden gehören in das Bereich der neuern Städtegeschichte Hindostans und der angloindischen Lebensbeschreibungen, deren auch bereits mehrere erschienen. Sie liegen außerhalb unserer allgemeinen Darstellung.

Die Bedrängnisse häuften sich allenthalben während der Sommermonate 1857, des furchtbarsten und blutigsten Jahres der angloindischen Geschichte. Innerhalb der Statthalterschaften Bengalen und Agra konnte zu manchen Zeiten das Gebot der Regierung nur in wenig größern Orten und über einige Dorfschaften in der Nähe Kalkuttas zur Geltung kommen. Alles übrige Land war der Empörung, dem Raube und Diebeswesen verfallen. Die englische Macht war gefährdet vom Ganges bis zum Indus wie niemals zuvor seit ihrem Bestande in Asien. Überdies mußte man befürchten, die einheimischen Fürsten Sindhia, Holkar und der Nisam, die Armeen in Bombay, Madras und Birma möchten sich dem Aufstande anschließen und vereint mit wohlüberdachtem Plane auf den Umsturz der englischen Herrschaft allenthalben hinarbeiten, von den soleimanischen Bergschluchten zum Brahmaputra und Irawaddi, vom Himalaja herab zum Indischen Ocean. Solche Befürchtungen sind zum Glücke Großbritanniens und zum Heil der Civilisation nicht in Erfüllung gegangen.

Die Lehnsherzoge; die Bombay- und Madras-Sipahis.

Die größern Lehnsfürsten haben den Engländern unwandelbare Treue bewahrt. Nicht weil sie die Streitkräfte abzuwägen wußten und erkannten, daß Großbritannien am Ende siegreich emporstehen werde, nicht daß ein Gefühl für Recht und Unrecht — und auf welcher Seite war das Recht? — für Treue und Verrath zum Beweggrund gedient hätte. Zufällige Umstände waren die Hebel ihrer folgenreichen Handlungen. Sindhia, ein alter Knabe, schwachen Geistes, ausschweifend und eigensinnig, das wahre Muster eines Despoten, bei dessen Anwesenheit in Kalkutta alle (14. Mai 1857) zu einem großen Mahle eingeladenen Europäer ermordet werden sollten*), stand unter dem Einflusse und der Herrschaft des Residenten Major Macpherson, ohne hiervon auch nur die leiseste Ahnung zu haben. Der Major war ein großer Menschenkenner; er wußte vortrefflich schwächliche Seelen am Gängelbande zu führen. Die leitenden Minister jener hindostanischen Lehnsherzoge sind durchgängig die Geschöpfe der angloindischen Regierung. Diese Minister denken zuerst an sich, an ihre einfluß- und gewinnreichen Stellen. Sie handeln, um sich die Gunst der obersten Herrschaft zu bewahren, im Sinne der britischen Residenten. So im Herzogthum des Sindhia, des Nisam und bei andern. Dinkar-Rao, Minister zu Gwalior, und Salardschong, Minister des Nisam Afzul-ed-Daulah (eines derart unwissenden Menschen, daß er nicht lesen und schreiben kann**]), ragten überdies an Einsicht und Kenntnissen weit hinaus über die große Masse der Bevölkerung in Hindostan und Dekhan. Sie erkannten die Gebrechen der Rebellion, den Mangel an Vorsicht und einheitlicher Leitung sowie die Übermacht Großbritanniens, und haben alles aufgeboten, den Engländern die Anhänglichkeit ihrer Gebieter unwandelbar zu erhalten. Selbst dann noch, als die Truppen in Gwalior abgefallen, die Engländer, Sindhia, Dinkar-Rao und der ganze Hof aus der Hauptstadt flüchten mußten, konnten der Resident und der Minister durch vereinte Kraft die Erhaltung Sindhias für Großbritannien bewirken. Alle Mittel und Vorstellungen wurden aufgeboten, um den schwachen, eiteln, eigensinnigen Fürsten dahin zu bringen, wo man ihn haben wollte. Der Plan ist gelungen zum Frommen Sindhia's und zum unermeßlichen Vortheil der Engländer.

Sindhia's Beispiel wirkte zurück auf die Stellung Holkar's zu Indore und der zahlreichen Theilfürsten in Radschputana, selbst auf die Haltung des Nisam zu Hyderabad. Hauptmann Davidson, der Resident, und Salar-Dschong konnten darauf hinweisen, um den zu manchen Zeiten wankenden Fürsten in der Treue gegen England zu befestigen. Eine Menge unberechenbarer feindlicher Kräfte und Einflüsse sind dadurch zurückgehalten und gebändigt worden.

---

*) A. Duff, „The Indian rebellion“.

**) Der „Madras Spectator“ gibt biographische Notizen des Nisam und seines von den Engländern über ihn gesetzten Ministers. (Vgl. „The Indian News“, 1. Aug. 1857.)

Ein großer Theil der Bombay-Armee war im Beginn des Jahres (1857) nach dem Persischen Meerbusen gezogen, an ihrer Spitze der Bayard Hindostans, General Sir James Outram; Befehlshaber der 2. Division war Sir Henry Havelock von der bengalischen Präsidentschaft. Hauptleute aus Bengalen werden selten zu Führern in Bombay erkoren. Outram und Lord Elphinstone hatten den Werth des außerordentlichen Mannes erkannt und ihn zu diesem Ehrenposten empfohlen. Die Bombay-Truppen wurden durch bengalische ersetzt. Zwei Regimenter der Präsidentschaft Kalkutta lagen zu Nassirabad in Mittelindien. Kaum hörten diese von den blutigen Ereignissen in Mirat und Delhi, so kündigten sie (28. Mai) den Gehorsam und wollten eine leichte Reitertruppe von 250 Mann aus Bombay mit sich fortreißen. Nur elf schlossen sich an, die andern widerstanden, lieferten den Rebellen ein mörderisches Treffen, konnten sie jedoch wegen der Übermacht vom Abzuge nach Delhi nicht zurückhalten. Diese Treue der Bombay-Sipahis bewirkte allenthalben in Indien wie in England große Beruhigung und ungemeine Freude. Der Oberstatthalter im Rathe erließ einen Tagesbefehl, um dem 1. Regiment der leichten Bombay-Reiterei wegen seiner Ergebenheit, Disciplin und Tapferkeit die größten Lobsprüche zu ertheilen: „Die Schmach der elf Deserteurs könne die Tugenden der ganzen Schar nicht beeinträchtigen." Vorrücken der einheimischen Offiziere und Schadenersatz der Gemeinen für alle Verluste, welche sie erlitten haben mögen, ist versprochen worden. Zu gleicher Zeit ward verordnet, dieser Tagesbefehl solle in die hindostanische und maharattische Sprache übersetzt und allen Truppen vorgelesen werden.

Dem Beispiele von Nassirabad folgten die Regimenter zu Nimatsch und an andern Orten im Fürstenthume des Sindhia (3. Juni), wie zu Dschansi unfern Gwalior, wo alle Europäer unter furchtbarer Grausamkeit umgebracht wurden. Endlich zog auch das ganze Truppencorps der Hauptstadt Gwalior selbst, sieben Regimenter Fußvolk, zwei der Reiterei und fünf Compagnien Artillerie, im ganzen an 10000 Mann, mit einer Menge Kriegsgezeug aller Art nach Delhi ab und schlug sich zur Rebellenarmee. Die Gwalior-Armee hatte längere Zeit gezögert, in der Hoffnung, der Maharadschah selbst werde sich anschließen. Dieser Abfall der Gwalior-Truppen war für die Engländer ein bedeutender Schlag und von sehr schlimmen Folgen. Sie verlockten mehrere Garnisonen von Malwah, welche ebenfalls ihrem Salze untreu wurden, sowie die von Bhartpore und Mehidpore. Die ganze Armee des Sindhia hatte sich jetzt der Rebellion ergeben, sodaß man gegen Mitte Juni zu Bombay mit gutem Grunde befürchten mußte, alle Länder der Maharatten würden sich erheben und der englischen Herrschaft im Dekhan ähnliche Gefahren und Kämpfe bereiten, gleichwie die Bengali in Hindostan. Zu Sattarah, zu Kolapur und an andern Orten unterhalb Bombay, im südlichen Maharattenlande, waren bereits Unruhen ausgebrochen, welche nur mit Mühe unterdrückt werden konnten. So auch in andern Bezirken und Städten des Dekhan, zu Sopor, Kotah-Bhopal und allenthalben, wo die eingewanderte Hindubevölkerung überragte. Selbst zum Nisamstaate hatte sich der Aufruhr gleichwie schleichendes Waldfeuer hinübergezogen, wo ein Reiterregiment in offene Empörung ausgebrochen war. Ja bis hinab nach Tanjore und selbst hinüber nach Ceylon zeigten sich die Spuren der gewaltigen Erschütterung.

Benares, Allahabad und die Rückkehr der persischen Armee.

Innerhalb der Präsidentschaft Madras fielen zwar ebenfalls Unruhen vor, aber nur derart wie in Indien zu jeder Zeit gewöhnlich. Es ward daher Ende Mai möglich, unter dem tüchtigen und entschiedenen Major Neill eine Truppe nach Kalkutta zu beordern, um sie den Ganges aufwärts nach Benares zu entsenden. Neill fand schon in der Hauptstadt des angloindischen Reichs Gelegenheit, sein rasches und entschlossenes Wesen darzulegen. Die Eisenbahnbehörden wollten den Zug nach Ranegandsch nicht zurückhalten, bis das Hülfscorps sich gesammelt hätte und zur Abfahrt bereit stände. Auf Befehl des Majors wurden sie sammt den Maschinen unter Wache gestellt. Erst nach Ankunft aller seiner Truppen gestattete Neill die Abfahrt. Nur so war es möglich, den zu Benares herangereiften Aufstand in seiner Entstehung zu unterdrücken.

Zu Azimghar, unfern der Ostgrenze des Reichs Audh und nördlich des Ganges, hatte sich die Sipahisgarnison erhoben, wie es scheint, blos um eine Summe Geldes zu rauben. Den europäischen Befehlshabern, eine seltene That in der Geschichte der indischen Rebellion, wurde kein Leid zugefügt. „Ihr könnt hinüberziehen", sprachen die Soldaten zu ihren Offizieren, „nach Ghazipur, Frauen und Kinder in Wagen fortbringen lassen. Solange sie hier bleiben in Azim-

ghar, stehen die Europäer und Christen unter unserm Schutze. Doch thut ihr besser, euch eilends zu entfernen; Wagen und andere Bedürfnisse der Fahrt stehen in Bereitschaft." Die Soldateska hat sogar den Abziehenden auf die Strecke von 10 englischen Meilen eine Schutzwache beigegeben.

Das Ereigniß von Azimghar hatte die bereits vorhandene Aufregung in dem gegen 80 englische Meilen davon entfernten heiligen Benares bedeutend gesteigert. Man wußte, daß die Truppen mit den unzufriedenen Brahmagläubigen und Muselmanen sich verständigt und Vorbereitungen getroffen hatten, um in den nächsten Tagen loszubrechen. Gleich nach Ankunft des Majors Neill wurde (am 4. Juni zur Mittagszeit) die Entwaffnung befohlen. Die Sipahis widersetzten sich dem Gebote und empfingen ihre Offiziere mit einem mörderischen Kugelregen. Die bereit stehenden europäischen Truppen griffen an und beschossen die Rebellen mittels eines wohlgerichteten und gut unterhaltenen Kanonen- und Flintenfeuers, sodaß sie große Verluste erlitten und in kurzer Frist nach allen Winden zerstäubten. Hier hatte sich auffallenderweise auch eine Sikhtruppe der Empörung angeschlossen, welche durch Kartätschen niedergemäht wurde. Diese Vorfälle zu Benares werden jedoch, was bemerkt werden muß, in widersprechender Weise berichtet. Der Befehlshaber, General Ponsonby, lag krank danieder, und Neill hätte, weit entfernt nach eigener Einsicht zu handeln, blos die Anordnungen des Commandirenden durchgeführt. Dann wären die Sikh nur durch allerlei Unvorsichtigkeiten und Misverständnisse zum Aufruhr bewogen worden.*) Bedeutende Unordnungen fielen außerdem während der ganzen Rebellion zu Benares nicht mehr vor. Rückten doch immermehr Verstärkungen heran, und das Blutregiment Neill's hatte jeden Gedanken des Widerstandes im Keime gebrochen. „Der Galgen", so schreibt noch am 29. Juni ein Engländer aus Benares, „ist der Inbegriff unserer Regierung. Ein Galgen mit drei Stricken steht vor unserm Flaggenstabe; wir können in einer und derselben Minute drei Rebellen aufknüpfen. Nebenan waren noch zwei andere Galgen, jeder ebenfalls mit drei Stricken, aufgerichtet; sie wurden jedoch nach kurzem Verlaufe wieder abgeschlagen. Kein Tag vergeht, wo nicht einige arme Teufel in die Ewigkeit geschleudert werden. Schrecklich! Schrecklich! Das Blut stockt in den Adern, wenn man nur daran denkt. Aber wir leben unter solchen furchtbaren Zuständen, daß selbst zarte und feinfühlende Mädchen und Frauen dieser blutigen Thatkraft freudigen Beifall zollen. Die Eingeborenen sind erstaunt und wie niedergedonnert von der schnellen Bestrafung der Verbrecher; sie glaubten, auch jetzt würden wir unsern langsamen Gerichtsgang einhalten."**)

Die Ruhe, welche jetzt zu Benares herrschte, machte es Neill möglich, hinaufzuziehen gegen Allahabad, wegen seiner Frömmigkeit und der zahlreichen Mönche auch Fakirabad, Fakirstadt geheißen, um den hartbedrängten in der Burg eingeschlossenen Landsleuten Hülfe zu bringen. Die Sipahis zu Allahabad hatten besondere Hinterlist verübt und seltenen Verrath sich zu Schulden kommen lassen. Um jeden Verdacht fern zu halten, baten sie um die Gunst, gegen das rebellische Delhi zu ziehen, wofür sie alsbald den Dank des Oberstatthalters im Rathe erhielten. Nun konnten sie in der Nacht des 6. Juni über die sicher gemachten, sorglosen Engländer hereinbrechen, sie ermorden, ihre Häuser anzünden und ihre Habe plündern. Einige funfzig wurden hingeschlachtet; die andern waren glücklich genug, die Burg zu erreichen, um sich dort gegen den Rebellenandrang zu vertheidigen und der Erlösungsmannschaft entgegenzuharren.

Ein Augenzeuge in der Burg zu Allahabad schreibt an seine Verwandten: „Welch furchtbare unerhörte Ereignisse. Fünf Offiziere sind hereingekommen; sie sind auf wundervolle Weise entronnen. Drei waren ganz nackt; sie sind über den Ganges geschwommen. Blos auf kurze Zeit können wir uns niederlegen; wir müssen erwarten, jeden Augenblick aufgerufen zu werden. Von der Burg sehen wir in die kaum eine halbe (englische) Meile entfernten Straßen der Stadt, wo die empörten Truppen von Haus zu Haus rennen und plündern und brennen und morden und schlagen. Tag und Nacht stehen wir in der drückenden Sonnenhitze auf den Wällen, knallen aus unsern Kanonen und Mörsern, schleudern Bomben und Spitzkugeln hinab, reißen Häuser zusammen und zerfleischen die herumziehenden Teufel, wo immer wir können." Ein muselmanischer Geistlicher zu Allahabad nannte sich einen Beamten des Padischah von Delhi, ließ allenthalben auf Europäer fahnden und sie in furchtbar grausamer Weise hinrichten. Der eine wurde durch zollweise Abhauung der Glieder zum Tode gebracht, der andere bei lebendigem Leibe nach

*) Vgl. „The Indian News", 29. Aug. 1857. Einen ausführlichen Bericht über die Unordnungen und Mordscenen zu Benares findet man in der „Times" vom 18. Aug. 1857.

**) Vgl. „Annual register", 1857 („History", S. 260).

und nach verbrannt. Kleine Kinder wurden den Müttern entrissen und in Stücke gehauen, die Mütter entehrt und dann erst ermordet. Auf die „fromme" Stadtbevölkerung und die Umgegend, welche sich bei diesem entmenschten Gemorde allgemein betheiligte, kam schnell das gerechte Strafgericht und die Vergeltung nieder. Nach der Einnahme der Stadt durch Neill am 12. Juni wurden auch hier Galgen aufgerichtet, die lange Zeit die thätigsten Werkzeuge der Regierung blieben. Die benachbarten Dörfer gab man der Plünderung und dem Morde preis und brannte sie dann bis zur letzten Hütte nieder.*)

Die Nachricht vom Friedensschlusse zwischen England und Persien (Paris, 4. März 1857) und von den ausgewechselten Ratificationen zu Bagdad (2. Mai 1857) gelangte während der ersten Hälfte des Monats Mai ins angloindische Lager zu Mohammera am Euphrat. Die persische Expedition machte sich auf, kehrte nach Indien zurück, mit ihr Havelock und Outram, welche alsbald zu den bedeutendsten Stellen und folgenreichsten Unternehmungen berufen wurden.

Henry Havelock, geboren (5. April 1795) zu Bischopwearmouth bei Sunderland in der Grafschaft Durham, hatte bereits das zweiundsechzigste Jahr zurückgelegt. Sein Vater, ein wohlhabender Kaufmann und Schiffsbauer, verließ Durham, zog gen Süden und kaufte Ingreßpark unfern Dartford in der Grafschaft Kent. Der Knabe Henry gab Zeugniß von dem herangereiften Manne. Ob seines herzhaften, besonnenen und ruhigen Wesens erhielt er von den Spielgenossen den Spitznamen „Old phlos", alter Philosoph. Als solcher bewährte sich Havelock in der That, trotz, vielleicht auch wegen seiner gläubigen christlichen Gesinnung bei allen den zahlreichen schreckhaften Ereignissen eines langen vielbewegten Lebens. Der junge Mann verließ das Rechtsstudium, wozu die Ältern ihn bestimmten, suchte und erhielt durch Einfluß seines ältern Bruders, der sich bei Waterloo ausgezeichnet hatte, eine Offizierstelle. Der Strenggläubige wußte das grausame blutige Geschäft des Kriegs mit der milden friedfertigen Religion Jesu Christi in Übereinstimmung zu bringen. Havelock, welcher es für sündhaft erklärte, den Krystallpalast am Sonntag zu öffnen, „damit der geringe Vorrath englischer Frömmigkeit nicht zu Grunde ginge"**), ließ in der Schlacht Tausende seiner Mitmenschen erschießen, die Rebellen zu Hunderten aufhängen, ganze Dörfer niedermachen und ausbrennen. Selbstkenntniß und folgerichtiges Denken werden am seltensten gefunden, nicht blos bei der Masse, sondern auch bei den tüchtigsten Geistern, selbst unter den Zierden der Menschheit.

Havelock meldete sich (1823) für den indischen Dienst, nahm Antheil an dem ersten birmanischen Kriege, wo viele Tausende dem Klima zum Opfer fielen. Nach seiner Beendigung war der junge Offizier der diplomatischen Mission zu Awa beigegeben und knüpfte dort ein inniges Freundschaftsband mit dem bekannten amerikanischen Sendboten Judson und seiner Gemahlin, hervorragende Menschen in jeder Beziehung, fromm nach dem Geiste und nach dem Herzen.

Havelock ließ eine Seitenkapelle im größten buddhistischen Tempel zu Rangun zu einem christlichen Betsaal einrichten, wo er selbst in der einen Hand die Bibel, in der andern das Hymnenbuch haltend, einer Anzahl britischer Soldaten die Heilsbotschaft verkündete und im Verein mit ihnen mehrere Stunden der Nacht aufs Psalmensingen verwendete. Den zahlreichen Idolen gab man Lichter in die Hände, damit sie gleichsam zum Hohne bei dem christlichen Gottesdienste leuchten müßten. Diese in der Geschichte der christlichen Kirche einzig dastehende Gemeinde der Buddhistenkapelle, spottweise Havelock's Heilige genannt, ragte hervor durch mäßiges Leben, durch Muth und Tapferkeit. Den zehnten Theil all seines Einkommens spendete der Lieutenant zu den Unkosten, um die Heilige Schrift in das Birmanische und in die Sprachen Hindostans übersetzen zu lassen. Er war Schirmherr der christlichen Bestrebungen aller Orten, aller Länder. Sein christlicher Sinn leitete ihn auch bei der Wahl der Gattin: er vermählte sich mit einer Tochter des berühmten Baptistensendboten Marshman von Serampore. Später wendete er sich selbst zur Baptistengemeinde und war in jeder Weise bemüht, ihr Anhänger und Eingang zu verschaffen.

Havelock zog mit hinauf nach Afghanistan, ragte hervor in den vielen blutigen Ereignissen dieses unglückseligen Kriegs, namentlich bei der berühmten Vertheidigung von Dschelallabad (1841 und 1842). Seine im Druck erschienenen Denkwürdigkeiten über die birmanischen und afghanischen Feldzüge, seine zahlreichen Briefe und Berichte geben ein rühmliches Zeugniß

*) Vgl. „Annual register", 1857 („History", S. 256).

**) W. Brock, „A biographical sketch of Sir Henry Havelock" (Leipzig 1858), S. 92.

von seinen schriftstellerischen Fähigkeiten. Nach einem zweijährigen Urlaub in Europa ging Havelock (1851) nach Indien zurück; seine Gemahlin ließ sich in Bonn nieder, um die vielen und guten Erziehungsanstalten jener Stadt für die Heranbildung ihrer zahlreichen Familie zu benutzen. Die ältern Söhne nahm der Vater mit nach Indien, wo sie bei herangereiften Jahren in die Armee traten und alle Gelegenheit ergriffen, sich würdig zu zeigen ihrem berühmten Namen.

Die Verbeßerung unserer Rechtschreibung.*)

Täglich vernehmen wir jetzt laute und bittere Klage über die Mangelhaftigkeit unserer Schreibweise. An sich zwar ist diese Erscheinung keineswegs neu, sondern im Gegentheil fast eben so alt als die neuhochdeutsche Schriftsprache selber, — denn schon Luther änderte und beßerte fortwährend an seiner eigenen Schreibung, und darauf abzielende Bestrebungen haben seitdem niemals völlig geruht —: aber über das, worin die deutsche Schreibung verbeßerungsbedürftig sei, und über den Umfang und die Beschaffenheit der Abhilfe sind die Ansichten und Meinungen schwerlich jemals so stark auseinandergegangen als während der jüngstverfloßenen Jahre. Denn nicht nur sind neuerdings sehr mannigfaltige und zum Theil widersprechende Theorien aufgestellt worden, sondern es sind auch in praktischer Anwendung derselben während der letzten anderthalb Jahrzehnte eine ziemliche Anzahl von Abhandlungen und Büchern im Drucke erschienen, die in der Schreibung viel weiter und schroffer unter einander abweichen, als sämtliche gedruckte Bücher des ganzen vorangegangenen Jahrhunderts unserer klassischen Litteraturepoche. Zeigt uns aber die tägliche Erfahrung zum Überdruß, wie lästig und widerwärtig ein solcher schwankender und unklarer Zustand wirkt, so belehrt uns ein kurzes Nachdenken, daß er sogar etwas Gemeingefährliches in sich trägt.

Wie störend ist es für den Gebildeten, ja selbst für den Gelehrten, wenn er die eilende Feder anhaltend den Fluß seiner Gedanken unterbricht, weil ihm plötzlich einmal das zweifelnde Bedenken aufsteigt um die beiden Wörter **nämlich der Schmit**, ob er schreiben soll **nemlich**, oder **nehmlich**, oder **nämlich**, oder **nähmlich? Schmid**, oder **Schmit**, oder **Schmidt**, oder **Schmied**, oder **Schmiedt?** Und der Setzer, zumal wenn ihm obligt, die mannigfachen Abweichungen in der Schreibweise verschiedener Mitarbeiter auf diejenige Gleichmäßigkeit zurückzuführen, welche die Einheit einer Zeitschrift oder eines Sammelwerkes verlangt, — wie und wo darf er richtige und giltige Auskunft zu finden erwarten?

---

*) Die Schwankungen und Willkürlichkeiten in unserer deutschen Rechtschreibung werden von jedermann als schwerer Übelstand empfunden, sodaß in neuerer Zeit, wo überhaupt erst unsere Muttersprache Gegenstand einer objectiven allumfassenden Forschung und Betrachtung nach gesunder und strenger wissenschaftlicher Methode geworden, eine ganze Reihe von Schriften ans Licht getreten sind, welche die Sache zu einer vernünftigen Entscheidung zu bringen suchen. Dennoch ist die wichtige Frage bisher eine streitige geblieben, weil die wissenschaftlichen und praktischen Ansichten und Folgerungen der Wortführer gar zu sehr auseinander gehen.

Es erscheint deshalb gewiß gerechtfertigt, wenn auch in unserm dem Leben und den Bestrebungen der Gegenwart gewidmeten Werke die Frage über Gestaltung der deutschen Rechtschreibung zur Verhandlung gebracht wird. Der vorliegende Aufsatz, von einem ausgezeichneten Germanisten, Professor Julius Zacher in Königsberg, verfaßt, unterwirft die gegenwärtigen Hauptrichtungen in der Rechtschreibungsreform einer scharfen Beurtheilung und entwickelt dann aus dem ganzen Sachverhalt heraus die Gesichtspunkte, welche für die Lösung der Frage maßgebend sein müssen, wenn sowol das Recht der Wissenschaft als auch das praktische Volksbedürfniß gewahrt und befriedigt werden soll. Die Rechtschreibung, deren sich der Verfasser in der Abhandlung selbst bedient, veranschaulicht hierbei, wie weit er zunächst die Reform unserer Schreibweise gebracht sehen möchte. Es unterscheidet sich diese Rechtschreibung nur in wenigen, aber freilich wesentlichen Punkten von der Orthographie, welche sonst in unserm Werke befolgt wird, und die sich auf das „Orthographische Hülfsbuch" stützt, welches von der Verlagshandlung im Jahre 1858 „zum Gebrauche der Schriftsetzer und Correctoren in der Officin von F. A. Brockhaus in Leipzig" ausgegeben wurde. Es erschien der Verlagshandlung nämlich als unabweisbares Bedürfniß, wenigstens für ihre Officin die alles Zusammenwirken störende Schreibwillkür durch Aufstellung einer festen orthographischen Norm zu beseitigen. Daß hierbei nicht die Ergebnisse und Forderungen der neuen deutschen Sprachwissenschaft zum Gesetz erhoben wurden, sondern vielmehr nur der gegenwärtige Schreibgebrauch und einige leisere und bereits üblichere Besserungen desselben Berücksichtigung fanden, wird jeder Sachverständige als gerechtfertigt erachten. D. Red.

Fühlbarer schon greift es in praktische Lebensverhältnisse, wenn der Magistrat einer bekannten ansehnlichen Fabrik- und Handelsstadt sich gemüßigt sah, seinen Schulrectoren jede orthographische Neuerung amtlich zu untersagen, weil durch die orthographische Umstutzung der eintretenden Lehrlinge den Kauf- und Fabrikherren erheblicher Zeit- und unter Umständen auch Geldverlust erwachsen könnte. Noch weniger kann es dem Pädagogen gleichgiltig sein, wenn in der Quinta als Bock gerügt und gestraft wird, was eben erst in der Sexta mühsam als richtig eingedrillt worden war; oder wenn ein höchst vortreffliches Elementarbuch blos deshalb vom Schulgebrauche ausgeschloßen bleiben soll, weil seine Schreibung von dem in der betreffenden Schulanstalt oder Klasse herschenden Schreibgebrauche abweicht. Und weit höher noch, zu allgemeiner nationaler Bedeutung erhebt sich die Angelegenheit dadurch, daß längst schon die Schrift zu einem gemeinsamen Verkehrsmittel des ganzen Volkes geworden ist, deßen fast jeder schreibend und lesend sich täglich bedient. Es müßen deshalb die Wirkungen der Schreibweise sich auch über das ganze Volk erstrecken; und ist die Schreibweise fehlerhaft, leidet sie an wesentlichen Gebrechen, dann können die Wirkungen von Gebrechen doch schwerlich gesund und heilsam ausfallen. Zumal wenn, wie bei uns, Schrift und Sprache in unverkennbarem engem Zusammenhange stehen, muß nothwendig die Schreibweise auf die Sprache zurückwirken; und wie geringfügig auch die Wirkung erscheinen mag, hölt steter Tropf doch sogar den Stein. Die Sprache aber ist eins der höchsten und edelsten Güter des Volkes, wenngleich der auf das greifbar Nützliche gerichtete gemeine Tagesverstand sie nicht nach Gebühr zu würdigen vermag. — Und endlich, wenn es in allen menschlichen Dingen von hoher sittlicher Bedeutung ist, für die verwirrende Mannigfaltigkeit der Erscheinungen ein auf vernünftigen Grundsätzen, verständiger Regel und gesundem Herkommen beruhendes gemeingiltiges Richtmaß des Beurteilens und Handelns zu besitzen: dann läßt sich auch nicht läugnen, daß einer nach richtigen Grundsätzen und tüchtiger Überlieferung gefestigten Schreibweise selbst ein sittlicher Wert inwohne.

Wenn dem aber so ist, dann hat jeder Gebildete ein unmittelbares Interesse, sich über die principielle, historische und thatsächliche Beschaffenheit der gangbaren Schreibweise seiner Sprache ins Klare zu setzen, und der seit anderthalb Jahrzehnten schwebende Streit über die Verbeßerungsbedürftigkeit und Verbeßerungsfähigkeit unserer Orthographie gewinnt eine allgemeine, die Beachtung eines jeden Urteilsfähigen in Anspruch nehmende Bedeutung.

Um einen ausreichenden Überblick des Ganzen, und damit die Möglichkeit eines eigenen Urteils zu gewinnen, mustern wir zunächst in der Kürze den Verlauf und die Lage der orthographischen Streitfrage, und erwägen dann die in Betracht kommenden Principien und deren praktische Anwendung.

Die Grammatiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts, bis auf Adelung und Heyse herab, blieben mit ihren auf die Orthographie gerichteten Bestrebungen nur an der Oberfläche haften, und beschränkten sich überwiegend auf Einzelheiten. Analog dem Verfahren damaliger Regierungsweisheit lief ihr Bemühen wesentlich auf ein bloßes Nivellieren und Uniformieren hinaus; sie begnügten sich also mit Regeln, und erhoben sich nicht zu wirklichen aus dem Wesen der Sache herausgeschöpften Gesetzen.

Anders die neuste Bewegung. Diese griff bis auf den Kern hinab, und stellte die Principien der neuhochdeutschen Orthographie selbst in Frage. Widerum den politischen Vorgängen ähnlich verlaufend begann sie in den vierziger Jahren ungestüm und stürmisch. Die ersten Reformer brachen keck mit dem Bestehenden, und wollten einseitige Abstractionen entweder sofort zur Herrschaft, oder doch zu vorläufiger Anerkennung bringen, und dann deren vollständige praktische Ausführung unterweilen auf günstigere Zeiten vertagen. Ihnen gegenüber erhob sich natürlich eine conservative Reaction, die zum Theil eben so einseitig das Bestehende verteidigte. Vermittelnde Stimmen klangen dazwischen, konnten aber nicht durchdringen, geschweige ihre Vorschläge schon zur Herrschaft bringen. Doch förderte der Streit nicht blos die Aufstellung fruchtbarer Ideen, sondern auch schon die Abklärung der verschiedenen Meinungen und Ansichten. Der aufbrausenden Hitze des ersten Kampfes folgte eine längere Periode der Abspannung, in welcher zwar viel Papier verschrieben, aber ein wesentlicher Fortschritt nicht erreicht wurde, bis endlich ganz neuerdings die Angelegenheit widerum in frische Anregung kam vom nationalen Standpunkte aus. Die jüngste allgemeine deutsche Lehrerversammlung hat auf Betrieb des Gothaer Lehrervereines einen Aufruf an alle Lehrer und Lehrervereine Deutschlands erlaßen, zur Herbeiführung einer Einigung in der deutschen Rechtschreibung mitzuwirken, und zwar zunächst dadurch, daß sie an den Reallehrer Dr. Klaunig zu Leipzig ihre aus der Schulpraxis geschöpften Bemerkungen zu deßen im Jahre 1857 erschienener Schrift „Über deutsche Recht-

schreibung" einsenden sollen. Auf diesem Wege fortschreitend hofft man endlich mit vereinten Kräften eine nicht blos theoretisch genügende, sondern auch praktisch in allgemeine Geltung zu bringende Schreibweise zu erzielen.

Das ist in der Kürze der äußere Verlauf des Streites. Den inneren Gehalt desselben werden wir am besten übersehen, wenn wir uns nur an einige, die Hauptrichtungen vertretende Stimmführer halten, und zu diesem Zwecke aus der gewaltigen Menge von Broschüren und Journalartikeln die Schriften von Karl Weinhold, Rudolf von Raumer, Ludwig Ruprecht und Feldbausch herausheben.

Weinhold, Professor der deutschen Sprache und Litteratur an der Universität zu Grätz, hat seine Ansicht dargelegt in einer Abhandlung, welche in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien und dann auch in besonderem Abdrucke („Über deutsche Rechtschreibung", Wien 1852) erschien. Er stellte als maßgebend den Grundsatz an die Spitze „Schreib wie es die geschichtliche Entwicklung des Neuhochdeutschen verlangt!" und verstand diesen Grundsatz so, daß er die neuhochdeutsche Schreibung und Schriftsprache unmittelbar an die reine mittelhochdeutsche Schreibung und Schriftsprache des 13. Jahrhunderts knüpfte. Theoretisch also folgte er dem etymologischen Principe, indem er verlangte, daß die Schreibung sich nach der Abstammung der Wörter und Wortformen richte, und zwar nach derjenigen Gestalt, welche sie in der Rede der vornehmsten und gebildetsten Kreise des 13. Jahrhunderts besaßen. Praktisch aber stößt er auf sehr erhebliche und sehr bedenkliche Schwierigkeiten; denn es ergibt sich, daß nicht nur die gegenwärtig übliche Schreibung, sondern daß auch die Aussprache, ja daß die neuhochdeutsche Sprache selbst von der reinen mittelhochdeutschen viel zu stark abweicht, um eine consequente und vollständige Durchführung seiner Forderung ohne Weiteres zu gestatten. Deshalb sieht er von einer Radicalreform für jetzt noch ab, und begnügt sich, wie er selbst sagt, „mit dem Aufweis der von seinem Standpunkte aus einzig richtigen Schreibung in Fällen, wo dieselbe vorläufig die Merzal zu gewaltsam dünken mag, Vorschläge zu verbinden, um wenigstens eine Annäherung zu bewirken". Dem entsprechend ist denn auch seine eigene in den von ihm selbst herausgegebenen Büchern eingehaltene Schreibung von der herkömlichen viel weniger verschieden als man nach seiner Theorie erwarten sollte, indem sie sich hauptsächlich beschränkt auf die Ausmerzung wirklich fehlerhafter und überflüßiger Buchstaben, und auf die Herstellung des ß an solchen Stellen, wo die geschichtliche Sprachwißenschaft es erfordert.

Weinholds Darstellung zeigte so unzweifelhaft den selbstforschenden und selbstdenkenden Sprachkenner, sein oberster Grundsatz erschien so einfach und einleuchtend, seine Folgerungen entwickelten sich so ungezwungen, dabei klang sein Ton so entschieden und sicher, und doch widerum milderte sich seine schroffe Theorie bei der praktischen Anwendung zu so versöhnlicher Mäßigung, daß eine beifällige Zustimmung ihm nicht fehlen konnte. Gleichwol war der Beifall weder unbedingt noch allgemein, und selbst seine erklärten Anhänger störte vornehmlich der Umstand, daß seine eigene Praxis so weit hinter seiner Theorie zurückblieb, und daß die endgiltige der Theorie wirklich entsprechende Regelung und Feststellung der Orthographie einer ganz unbestimmten Zukunft, gleichsam dem Zufalle, preisgegeben blieb.

Einen ebenbürtigen Gegner fand Weinhold an Rudolf von Raumer, Professor der deutschen Sprache und Litteratur zu Erlangen, der seine Ansicht in zwei Abhandlungen aussprach, die gleichfalls in der Zeitschrift für österreichische Gymnasien, und auch in besonderem Abdrucke erschienen, unter den Titeln „Über deutsche Rechtschreibung" (Wien 1855) und „Weitere Beiträge zur deutschen Rechtschreibung" (Wien 1857). Von Raumer bestritt beides, sowol jenen obersten Grundsatz an sich, als auch die von Weinhold ihm gegebene Auslegung und Anwendung. Er zeigte erstens, daß die neuhochdeutsche Schriftsprache keinesweges unmittelbar aus der rein mittelhochdeutschen hervorgegangen, sondern daß sie aus einem Zusammenwirken verschiedener dialektischer und historischer Elemente erwachsen ist, und führte aus, daß dieses über allen Dialekten stehende Neuhochdeutsch nicht nur eine gemeingiltige Aussprache, sondern auch eine gemeingiltige Schreibung besitze, welche bereits vor der klassischen Litteraturepoche des 18. Jahrhunderts nicht allein in allen wesentlichen, sondern auch in den meisten zufälligen Punkten sich festgestellt habe, und dem phonetischen Principe folge, d. h. darauf abziele, die Schreibung mit der Aussprache in Übereinstimmung zu bringen. Nur sei das phonetische Princip sehr unvollkommen und ungeschickt in Anwendung gebracht worden, und hieraus hauptsächlich seien die Mängel und Schwankungen der jetzt üblichen Schreibweise entsprungen. Hierauf gestützt verlangte er zweitens, daß unsere gegenwärtige Schreibweise, als eine im Allgemeinen zu Recht bestehende, auch im Wesentlichen erhalten bleibe, daß sie mithin nur maßvoll und behutsam ge-

ändert werden dürfe, unter Festhaltung der Rücksicht auf die Gemeinsamkeit deutscher Rechtschreibung und ihres phonetischen Grundcharakters. Demgemäß sei die Einführung historischer Unterscheidungen, die im Laute der gebildeten Rede nicht mehr existieren, zu verwerfen, namentlich im Gebrauche des ſſ und ß die von Heyse aufgestellte Regel festzuhalten, daß ohne Rücksicht auf die Abstammung nach langem Vocale ß, nach kurzem Vocale ſſ geschrieben werde. Zwiespältige Schreibung bei übereinstimmendem Laute sei zu regeln nach dem praktischen Bedürfnisse der Vereinfachung, also nicht zu schreiben **Saame** sondern **Same**, nicht **Blüthe** sondern **Blüte**; zwiespältige Schreibung bei zwiespältigem Laute aber sei nur in Fällen eines wirklich schwankenden Gebrauches, und zwar zugleich nach Analogie und nach Sprachgeschichte zu entscheiden, also nicht **Gebürge** und **betrügen**, sondern **Gebirge** und **betriegen** zu schreiben.

In der Theorie also stehen Weinhold und von Raumer einander schnurstracks entgegen, indem Weinhold unmittelbar an das Mittelhochdeutsche anknüpft, dem etymologischen Principe die Herrschaft zuspricht, und die eigentliche orthographische Reform, welche eine gänzliche Umwandluug der Schreibung werden soll, an die Zukunft verweist, während von Raumer das Neuhochdeutsche als selbständige Sprachgestaltung faßt, dem phonetischen Principe huldigt, und die auf theilweise Verbeßerung innerhalb sehr mäßiger Grenzen beschränkte Reform sogleich vollständig erledigen will. In der Praxis dagegen rücken beide einander so nahe, daß der Unterschied fast geringfügig wird, indem beide der herkömlichen Schreibweise die umfaßendsten Zugeständniße machen, von Raumer aus Grundsatz und ohne Vorbehalt, Weinhold freilich mit unwilligem Widerstreben und nur für jetzt vorläufig: immerhin aber weicht thatsächlich die Schreibung, deren Weinhold selbst sich bedient, doch nur mäßig von der Raumerschen ab.

Wenn aber so entschiedener theoretischer Gegensatz sich in der Praxis schon so weit abstumpfte und milderte, dann muste eine Ausgleichung und Versöhnung wol möglich erscheinen. Eine solche Vermittlung versuchte Ludwig Ruprecht, Collaborator am Gymnasium Andreanum zu Hildesheim, in der zweiten umgearbeiteten Auflage seiner Schrift „Die deutsche Rechtschreibung vom Standpunkte der historischen Grammatik beleuchtet" (Göttingen 1857).

Zunächst stellte er das historische Auftreten und Einwirken der drei für die Entwicklung der üblichen neuhochdeutschen Orthographie bedingend gewordenen Grundsätze folgendermaßen dar: In älterer Zeit habe der einfache phonetische Grundsatz ausgereicht „Schreib wie du sprichst". Dann, gemäß dem Character der aus keinem einzelnen Dialekte erwachsenen und über allen Dialekten stehenden neuhochdeutschen Schriftsprache, habe, vom 16. Jahrhunderte anhebend, und im 18. zum Abschluße gedeihend, dieser erste Grundsatz sich bestimter ausgebildet zu der Forderung „Schreib wie du richtig sprichst". Zugleich aber seien seit dem 16. Jahrhunderte aus lateinischer Grammatik abgeleitete Regeln durch die Gelehrten auf deutsche Orthographie angewendet worden, und hätten den zweiten, den etymologischen Grundsatz ergeben „Schreib nach der Herkunft und Abwandlung der Wörter", der jedoch nur in untergeordneter Weise, hauptsächlich zur Correctur des nicht völlig ausreichenden obersten phonetischen Grundsatzes, und bei der unzureichenden Erkentnis des Wesens der Muttersprache auch gar häufig fehlerhaft in Ausübung gekommen sei. Endlich habe sich bei mangelhafter Durchführung der beiden rationellen wißenschaftlichen Grundsätze allmählich eine steigende Geltung der Praxis eingestellt, die von den Grammatikern anfangs nur mehr negativ, als Hemnis für Neuerungen, dann seit der Mitte des 17. Jahrhunderts auch positiv, und zuletzt seit der Mitte des 18. Jahrhunderts als gemein verbindlich anerkannt worden sei, durch Aufnahme des dritten, des praktischen Grundsatzes „Schreib nach dem herrschenden Schreibgebrauche!"

Aus dieser Auffaßung des historischen Entwicklungsganges folgert Ruprecht darnach die Kritik seiner Vorgänger. Da unsere gegenwärtige Schreibung aus dem Zusammenwirken jener drei Grundsätze hervorgegangen sei, dürfe sie nicht nach nur einem oder zweien derselben einseitig gemodelt werden. Rein phonetische Schreibung müße schon an der thatsächlich vorhandenen Mannigfaltigkeit der Aussprache scheitern. Rein etymologische Schreibung greife über den Bereich der Schrift in den Bereich der Sprache selbst hinein, gerathe in Gefahr ältere erstorbene Sprachformen widerbeleben zu wollen, und finde nach rückwärts keine feste Grenze der Reconstruction. Bloße Festhaltung des Usus, oder des herrschenden Schreibgebrauches, sei schon als lediglich negatives Princip zu verwerfen. Die neuen Beßerungsvorschläge seien sämtlich mit dem Mangel behaftet, daß sie von den drei Grundsätzen nur zwei zur Richtschnur nehmen. So laße von Raumer nur den phonetischen Grundsatz und den Usus gelten, und sogar mit Überwiegen des Usus. Dagegen seien die Vertreter der sogenannten historischen Schule, deren prak-

tische Ausführungen auf zwanzigerlei Weise auseinander gehen, nur allzu geneigt den Usus gänzlich zu verwerfen, oder, falls sie ihn ja anerkennen, setzen sie doch den etymologischen Grundsatz über den phonetischen.

Endlich stellt Ruprecht seine eigenen Reformgrundsätze auf, welche jene ebengerügte Einseitigkeit vermeiden sollen, und sich folgendermaßen zusammenfaßen laßen: Die wirklichen oder vermeinten Fehler unserer Orthographie können doppelter Art sein, 1) die phonetische Grundregel kann verletzt sein, wenn z. B. ausgesprochen wird **Schtein**, **Hunt**, aber geschrieben **Stein**, **Hund**, oder — was sich häufiger findet — es kann 2) zwar Schreibung und Aussprache stimmen, aber a) bei gleicher Schreibung noch eine andere Aussprache, oder b) bei gleicher Aussprache noch eine andere Schreibung daneben bestehen, wie z. B. bei der gemeingiltigen Schreibung **schlägt** die zwiefache Aussprache **schlägt** und **schläjt**, oder bei der gemeingiltigen Aussprache **Schwert** die zwiefache Schreibung **Schwert** und **Schwerdt**. Die Beurteilung beider Fälle ist nach dem etymologischen Principe zu treffen. Aber vor jeder wirklichen Änderung muß der Usus befragt werden; denn nur schwankender Usus ist unbedenklich nach den Anforderungen der Grammatik zu behandeln; fest gewordener dagegen darf nur dann verworfen werden, wenn der Fehler unerträglich ist, oder die Änderung leicht und ohne Anstoß geschehen kann.

Diese Sätze Ruprechts treffen nahezu das Rechte. Ein richtiges Gefühl hat ihn geleitet; denn seine ganze Ausführung selbst enthält zwar ein gutes Theil Wahrheit, läßt aber doch in logischer wie in sprachwißenschaftlicher Beziehung noch manches zu wünschen übrig, so daß sie für den Gegner wie für den Zweifler nicht die hinreichende überzeugende Kraft besitzt. Namentlich vermißt man eine Feststellung der theoretischen Berechtigung und der praktischen Begrenzung des etymologischen Principes. So lange aber nicht aus dem Wesen der Schrift überhaupt und der neuhochdeutschen Schreibung insonderheit die innere Berechtigung des etymologischen Principes objectiv erwiesen ist, so lange auch bleibt es lediglich dem zufälligen Gutdünken der Einzelnen anheimgestellt, ob und wie weit sie ihm eine Einwirkung auf die Schreibung gestatten wollen, und dann freilich werden die Ansichten der Einzelnen immer auseinandergehen. Einen recht schlagenden Beweis davon liefert ein durch das hannöversche Oberschulcollegium zum Gebrauch der höheren Schulen herausgegebenes Büchlein unter dem Titel „Regeln und Wörterverzeichnis für deutsche Rechtschreibung" (Clausthal 1855). In allen übrigen Punkten hatte die zur Ausarbeitung der Schrift berufene Lehrerconferenz sich recht verständig und zweckmäßig geeinigt, nur über den Gebrauch des ſſ und ß war eine Einigung nicht erzielt worden. Und wol einsehend, daß bureaukratische Maßregelung hier gar vom Übel sei, hatte sich da das Oberschulcollegium nicht anders zu helfen vermocht, als durch eine logische Inconsequenz. Einander gegenüber wurden auf S. 18 die von der Majorität der Conferenz angenommenen auf etymologischem Principe fußenden, und auf S. 19 die von der Minorität festgehaltenen Adelung-Heyseschen Regeln über den Gebrauch von ſſ und ß abgedruckt, und in gradem Widerspruche mit der ausdrücklichen Bestimmung des Buches, Gleichmäßigkeit und Einheit in der Schreibweise herbeizuführen, wurde es dem Gutdünken der einzelnen Lehrer und Schulcollegien freigegeben, sich ganz nach Belieben entweder an die etymologischen Vorschriften von S. 18, oder an die Adelung-Heyseschen von S. 19 zu halten.

Die vielen Anderen, welche außer den Genannten sich noch haben über unsere Orthographie vernehmen laßen, schließen sich theils näher an Weinhold oder von Raumer, theils auch gehen sie in einseitigen Forderungen noch über jene beiden hinaus, so daß in Theorien wie in praktisch ausgeführten Druckproben die bunteste Mannigfaltigkeit sich darbietet. Wenn aber die Ansichten so gar wirr durch einander laufen, wenn selbst so besonnene und versöhnliche Männer wie die Mitglieder der hannöverschen Lehrercommission sich nicht völlig einigen konnten, dann ist es freilich nicht zu verwundern, wenn Praktiker, ausübende Schulmänner, die einer festen Norm um so weniger entbehren können, je mehr ihnen tiefere Kenntnis der neueren deutschen Sprachwißenschaft gebricht, — wenn solche Praktiker stutzig werden, und, an gedeihlicher endgiltiger Lösung der Streitfrage verzweifelnd, sich überhaupt der Störenfriede zu entledigen versuchen. Diesem Gefühle der Nothwehr hat der badische Oberstudienrath Feldbausch Worte geliehen in einer Schrift „Über die historische Begründung der deutschen Rechtschreibung. Zur Abwehr ungegründeter Neuerungen" (Heidelberg 1856). Zumal erschreckt durch die ihm unerklärliche Thatsache, daß sogar Jakob Grimm sich in der Schreibung keineswegs consequent geblieben ist, bestritt er der durch Grimm gegründeten historischen deutschen Sprachwißenschaft rundweg nicht nur die Befähigung sondern auch die Berechtigung zu einer orthographischen Reform, und

nahm dagegen die Adelungsche Schreibweise nicht blos historisch in Schutz, sondern versuchte sie auch wißenschaftlich principiel zu rechtfertigen.

Nach alle dem würde es also um die Einigung in Betreff einer verbeßerten deutschen Rechtschreibung bedenklich genug aussehen? — Doch wol bei weitem nicht so übel als es scheinen möchte! — Im Gegentheil ist durch die gehaltvolleren Streitschriften, und besonders auch durch die gründlichen historischen Untersuchungen von Raumers bereits eine so beträchtliche Läuterung der Ansichten erzielt worden, daß nunmehr eine endgiltige Lösung der Aufgabe weder an sich noch unmöglich erscheint, noch auch einer ungewissen Zukunft überlaßen zu werden braucht. Um uns darüber klar zu werden, und zugleich auch unser Scherflein zur Förderung des löblichen Beginnens beizutragen, haben wir nun unsrerseits die Principien der Orthographie überhaupt zu erwägen, und deren praktische Anwendung auf die bestehende deutsche Orthographie zu prüfen. Des Eingehens auf das Detail dürfen wir uns dabei überheben.

Gesetzt wir wollten von einer Sprache die noch nie geschrieben wurde oder doch für gewönlich nicht geschrieben wird, etwa — um bei dem Nächstligenden stehen zu bleiben — von dem Volksdialekte unserer Heimat eine Probe aufzeichnen, so müsten wir doch natürlich solche Probe zuerst hören. Dann würden wir uns bemühen, das Gehörte so getreu und so genau als möglich nach dem bloßen Klange, nach dem Laute, aufzuzeichnen, würden also lediglich nach dem *phonetischen* Principe schreiben. Verglichen wir aber nachher das Geschriebene mit dem nochmals Gehörten, so würden wir gewahren, daß jenes diesem doch nicht vollständig entspräche; und grade je feiner unser Ohr wäre, desto mehr Laute und Lautabstufungen würden wir entdecken, die in der Schrift gar nicht, oder doch nicht genügend bezeichnet wären. Die Schuld würde aber weniger an uns als in der Sache selbst liegen; denn auch wenn wir die Schriftzeichen vermehren wollten, würden wir doch kein völlig genügendes Ergebnis erreichen, weil kein Alphabet der Welt alle Abstufungen des Lautes widerzugeben vermag. Es ist mithin das *phonetische* Princip niemals vollkommen, sondern immer nur annähernd ausführbar. Und betrachten wir darauf hin die uns bekannten Schriftsprachen, so gewahren wir, daß diese auch nicht einmal bis an die Grenze des Möglichen gegangen, sondern innerhalb derselben, bei einem mittleren Grade mäßiger Genauigkeit stehen geblieben sind. Wir gewahren ferner auch, daß diese praktische Grenzlinie sich für die verschiedenen Sprachen verschieden gestaltet hat, ja, daß grade mehrere sehr vollkommen entwickelte Sprachen mit sehr reichen Schriftlitteraturen, wie die griechische, die romanischen und die germanischen, sich sogar mit einem ärmlichen, wenig über zwanzig Zeichen befaßenden Alphabete begnügt haben.

Zeigt uns aber die Vergleichung des Geschriebenen mit dem Gesprochenen, daß in phonetischer Beziehung die Schrift nothwendig hinter dem Laute zurücksteht, so läßt sie uns doch zugleich auch in anderer Beziehung einen sehr wesentlichen Vorzug der Schrift erkennen, der jenen Mangel reichlich vergütet. Und es fällt um so mehr auf, daß dieser eigentümliche Vorzug in den orthographischen Streitschriften bei weitem nicht nach Gebühr hervorgehoben und geltend gemacht worden ist, da ihn doch der gröste Meister in diesen Dingen, Wilhelm von Humboldt, bereits im Jahre 1824 aufgedeckt und gewürdigt hatte in seiner akademischen Abhandlung „Über die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau", die in dem sechsten Bande seiner Gesammelten Werke (Berlin 1848) wider abgedruckt wurde.

Das Ohr vernimt in der gesprochenen Rede rhythmische Ganze in der Form von Sätzen und Redensarten. Es gewahrt auch, daß diese Ganzen gegliedert sind, und zwar in kleinere Lauteinheiten, in Wörter. So weit, bis zur Sonderung in Wörter, empfindet das Ohr *deutlich* die Gliederung der Sprache, und so weit auch komt eine *deutliche* Vorstellung von der Gliederung der Sprache durch den Weg des Ohres ins Bewustsein. Was darüber hinausreicht bleibt dem bloß *hörenden* Menschen in Wahrnehmung, Vorstellung und Bewustsein mehr oder minder unklar und dunkel, und folglich auch für sein Denken in gleichem Verhältnis fast wert- und wirkungslos. Sobald aber Buchstabenschrift versucht wird, muß das Wort in seine einfachsten Bestandteile, in die Lautelemente, zerlegt werden, und durch die Buchstabenschrift werden diese Elemente zugleich für das Auge fixiert. Es tritt also durch die Buchstabenschrift die Gliederung der Sprache bis auf ihre einfachsten Elemente herab in das klare, deutliche Bewustsein des Geistes, und erhält zugleich für das Denken eine bleibende objective Gegenwärtigkeit. Die Gliederung aber, die Articulation, ist das Eigentümliche und Unterscheidende der menschlichen Sprache, und durchdringt und bedingt in gleicher Weise beides, den Leib der Sprache, den Laut, wie den Geist der Sprache, den Gedanken. Mit der nun erst möglichen Einsicht in

diese Gliederung ist auch nun erst die Möglichkeit der Einsicht in den Bau der Sprache gegeben, kann nun erst ein Verständnis, ein Begreifen der Sprache sich entwickeln, während bis dahin wenig mehr als ein bloßes Verstehen des Gesprochenen möglich war. Sofort auch beginnt die Rückwirkung der Buchstabenschrift auf die Sprache, und zwar sowol auf deren Leib, den Laut, als auch auf deren Geist, den Gedanken selbst. Beide werden bestimter, reiner und regelmäßiger. Folge unserer Buchstabenschrift ist es, daß die gebildete neuhochdeutsche Aussprache keinen unreinen Laut duldet, während kein landschaftlicher Dialekt von solchen frei ist. Folge unserer Buchstabenschrift ist es aber auch, daß wir, ihren Fehlern eben so getreu nachkommend, manches gegenwärtig fehlerhaft sprechen, was noch vor zwei- bis dreihundert Jahren richtig gesprochen wurde, wie z. B. **jetzt, jeder, ergötzen, anberaumen**, statt **ietzt, ieder, ergetzen, anberämen**. Ja wir sprechen nicht bloß, sondern wir denken auch gegenwärtig, zufolge des täglichen Schriftgebrauches, nicht nur in Worten, sondern so zu sagen in geschriebenen, und sogar in interpungierten Worten; und auf dieser durch die Buchstabenschrift bedingten Form des Denkens beruht ja überhaupt die kunstmäßige Prosa. Ein deutliches Bewustsein dieser Eigentümlichkeit unseres Denkens gewinnen wir besonders durch die Wahrnehmung des Gegensatzes, wenn wir z. B. noch im 13. Jahrhunderte Dichter, von denen wir urkundlich wißen, daß sie nicht schreiben und lesen konnten, an bestimten Constructionen oder Wortfügungen von den Schreibkundigen unterscheiden können.

Wenn es aber in dem Wesen der Buchstabenschrift ligt, und wenn es grade eine ihrer Haupttugenden ausmacht, daß wir ihrer Anregung alles verdanken, was wir überhaupt von Etymologie d. h. von der Abstammung und Verwandschaft der Wörter und Wortformen, wie von dem gesamten Bau der Sprache wißen, und wenn sie fortwährend eine so bedeutende Rückwirkung auf die Sprache ausübt: dann verlangt es das Interesse des Sprachverständnisses und der Sprache selbst, daß wir das etymologische Princip nicht vernachläßigen, sondern vielmehr nach Kräften aufrecht erhalten, daß wir die Wörter und Wortformen gemäß ihrer Abstammung und Verwandschaft schreiben, so weit solches überhaupt möglich und thunlich ist.

Beide Principien also, das phonetische und das etymologische, haben einen begründeten Anspruch darauf, daß sie in der Schrift neben einander zur Geltung kommen. Es handelt sich also für uns nicht mehr um das ob, sondern nur noch um das wie; und dies ist der Punkt, den wir jetzt in Erwägung zu ziehen haben.

Jede erste Aufzeichnung in Buchstabenschrift ist, wie wir gesehen haben, nothwendig phonetisch, und steht in mehr oder minder genauer, aber für das gewönliche praktische Bedürfnis genügender Übereinstimmung mit den betreffenden Sprachformen und der Aussprache. Aber im Verlauf der Zeit ändern sich alle drei Stücke, die Formen, die Aussprache, und die Schreibweise; und da die Wandlung dieser drei Stücke, schon wegen ihrer stofflichen Verschiedenheit, nicht gleichmäßig erfolgt, wird die ursprüngliche Harmonie gestört. Ist die Änderung der Formen und der Aussprache sehr weit vorgeschritten, die Änderung der Schreibweise dagegen sehr weit zurückgeblieben, wie z. B. im Französischen und im Englischen, dann gewinnt die Schrift, welche ursprünglich eine principiel und rein phonetische war, den Schein, und zum Theil auch den Character einer principiel etymologischen. Wo Schrift und Aussprache durch eine solche Kluft geschieden sind, da wird es sehr fraglich, ob eine orthographische Reform, welche auch dem phonetischen Principe sein Recht gewähren, d. h. es wiederum zum herrschenden erheben wollte, überhaupt noch praktisch möglich und thunlich wäre.

Anders im Deutschen. Bei uns ist die Schrift bis zum 13. Jahrhunderte, bis in die Blütezeit des Mittelhochdeutschen, den Wandlungen der Formen und der Aussprache im Wesentlichen phonetisch getreu gefolgt. Und auch von da ab weiter, bis auf die Gegenwart herab, hat unverkennbar dasselbe Streben gewaltet: nur ist die Ausführung durch äußere Umstände stark beeinträchtigt worden, und deshalb nicht grade glücklich gelungen. Es war nämlich das 14. und 15. Jahrhundert, in welchen die neuhochdeutsche Sprache sich bildete, eine Übergangszeit der Gährung und Umwälzung, wo auf dem sprachlichen wie auf dem politischen und religiösen Gebiete die zusammenbrechenden alten und die aufstrebenden neuen Gestaltungen durch einander kämpften. Und wie es in solchen Zeitläuften zu geschehen pflegt, so tauchten auch in der Litteratur eine Unzahl wunderlicher Worte und Wortformen auf, ungeschniegelte und ungestriegelte sansculottische Gesellen, wie sie weder vordem noch nachdem gesehen wurden, welche, beiläufig gesagt, auch das Verständnis der Schriftwerke dieser Zeit ungemein erschweren, und eine eben so ungezügelte und verwilderte Schreibweise in ihrem Gefolge hatten. Die Sprache zwar ge-

dieh, hauptsächlich durch den überwältigenden Einfluß der Lutherschen Schriften, während des 16. Jahrhunderts wider zu geordneter Festsetzung, welche sich auch seitdem nur in Kleinigkeiten unbedeutend geändert hat; aber in der Schrift ließ sich die eingerißene Zuchtlosigkeit nicht so bald beseitigen. Abgesehen von bloßen Unbeholfenheiten und Rohheiten, zu denen namentlich die misbräuchliche Häufung überflüßiger Buchstaben gehört, bestand diese Zuchtlosigkeit hauptsächlich darin, daß man den Veränderungen des Lautes, die übrigens so bedeutend eben nicht waren, durch verschiedene zugleich gebrauchte Mittel nachkommen wollte, welche überdies weder geschickt, noch folgerichtig noch vollständig angewendet wurden. Luther selbst und die auf seiner Grundlage weiter bauenden Schriftsteller und Grammatiker des 16., 17. und 18. Jahrhunderts suchten im Wesentlichen nur zu vereinfachen und auszugleichen, und daneben kam noch theilweise das etymologische Princip in Anwendung, aber ohne richtiges Verständnis und ohne consequente Durchführung. Ein weiteres vermochte man in dieser Zeit auch nicht zu leisten, weil der Sprachwißenschaft bis dahin noch die Mittel gebrachen, die Fehler der neuhochdeutschen Orthographie zu ergründen, geschweige das eigentlich Richtige aufzufinden.

Wenn wir aber gegenwärtig durch die von Jakob Grimm gegründete historische und vergleichende deutsche Sprachforschung in den Stand gesetzt sind, die Fehler der üblichen neuhochdeutschen Orthographie sowol im Allgemeinen wie im Einzelnen sicher zu erkennen, und wenn wir zugleich auch das statt ihrer theoretisch und wißenschaftlich Richtige fast überall mit zuverläßiger Gewisheit ermitteln und nachweisen können: wäre es da nicht das Richtigste und Einfachste zugleich, eine Radikalkur vorzunehmen, alles Falsche mit einem herzhaften Rucke hinauszuwerfen, und sofort das Rechte an seine Stelle zu setzen?

Dieser Gedanke, so verlockend er scheinen mag, so verkehrt wäre er: praktisch unausführbar und theoretisch falsch. Denn unsere gegenwärtig übliche Orthographie mit allen ihren Mängeln und Fehlern ist durch jahrhundertelange Verjährung ein allgemeingiltiger Besitz des Volkes geworden, ein Gebrauch, ein Usus. Und solchen durch lange Verjährung allgemein giltig gewordenen Usus muß auch der Grammatiker respectiren. Er darf ihn nicht nach Willkür gewaltsam und plötzlich ändern, aber — er darf ihn kritisieren, und die Kritik wird ihm zeigen, wie weit sein Recht, und wie weit seine Macht reicht: denn das sind hier, wie überall, zwei verschiedene Dinge.

Kritisieren wir zunächst den neuhochdeutschen Schreibgebrauch im Allgemeinen, so gewahren wir alsbald, daß er mit mehreren durchgreifenden Hauptgebrechen behaftet ist.

Als erstes und ärgstes dieser Hauptgebrechen erkennen wir die Bezeichnungsweise der Quantitätsverhältniße.

Daß außer dem Laute selbst auch die längere oder kürzere Zeitdauer seines Tönens in der Schrift bezeichnet werde, ist zwar für Zwecke der wißenschaftlichen Grammatik erforderlich, aber für den praktischen Bedarf des gemeinen Lebens nicht nothwendig. Daher sind auch die verschiedenen Schriftlitteraturen hierin verschieden verfahren, indem sie den Unterschied langer und kurzer Vocale in ihren Alphabeten theils vollständig, theils unvollständig, theils gar nicht zum Ausdruck gebracht haben. Vollständig unterscheidet z. B. das Sanskritalphabet durch besondere Buchstaben sämtliche in dieser Sprache vorhandenen langen und kurzen Vocale. Unvollständig dagegen unterscheidet das Griechische nur kurzes **e** (ε) vom langen **e** (η) und kurzes **o** (ο) vom langen **o** (ω), während es zur Unterscheidung des kurzen **a** und **i** von dem langen **a** und **i** keine besonderen Buchstabenformen entwickelt hat: und doch war grade das griechische Ohr, wie die feine eben hierauf gebaute Verskunst dieses Volkes beweist, so sehr empfindlich für die Quantitätsverhältnisse. Endlich das lateinische Alphabet unterscheidet gar nicht zwischen kurzen und langen Vocalen, obschon in der Sprache selbst dieser Unterschied scharf genug ausgeprägt war, um auf ihn nach griechischem Vorbilde eine prosodische, d. h. nach Länge und Kürze der Silben meßende Verskunst zu gründen. Ganz ähnlich ist in deutscher Aussprache bis zum 13. Jahrhunderte zwischen langen und kurzen Vocalen sehr bestimt unterschieden, aber unterscheidende Buchstabenformen sind dafür nicht geschaffen worden. Denn schon die alte Runenschrift hatte sich mit bloßer Bezeichnung des Vocallautes, ohne Berücksichtigung seiner Quantität, begnügt, und als später mit der Bekehrung zum abendländischen Christentume das lateinische Alphabet aufgenommen ward, wurden auch diesem keine neuen Zeichen für Quantitätsunterscheidungen zugefügt. Auch von Surrogaten zur Bezeichnung der Quantität findet sich nur vereinzelt und vorübergehend in einigen Handschriften des 7. bis 9. Jahrhunderts Verdoppelung des Vocalzeichens, und spurweise während des 12. Jahrhunderts Beifügung eines **h** als Andeutung der Vocallänge. Es ist also Bezeichnung der Quantität der Vocale im Character der deutschen

Schrift nicht begründet, und auch niemals allgemein üblich gewesen so lange die deutsche Schrift eine rein phonetische war.

Gleichwol wäre sie damals viel berechtigter gewesen, als in neuhochdeutscher Zeit. Denn damals gab es einen wirklichen festen Unterschied zwischen echten Längen und echten Kürzen, welche beide an jeder Stelle des Wortes, in Stammsilben wie in Ableitungs- und Biegungssilben stehen konnten, während gegenwärtig die Ableitungs- und Biegungssilben fast ausschließlich kurze Vocale darbieten, die Stammsilben dagegen fast eben so ausschließlich gedehnte, die aber sehr oft nicht wirkliche echte Längen sind. Lautete es z. B. im Althochdeutschen **wir spilômês, wir hábêmês**, so lautet es gegenwärtig **wir spielen, wir hâben.** Diese Quantitätswandlung, überwiegend eine Folge der eigentümlichen deutschen Betonungsweise, welche den Hauptton auf die Stammsilbe legt, ist sehr allmählich erfolgt, und zwar so, daß die Abschwächung, Verkürzung und Verstümmelung der Ableitungs- und Biegungssilben schon in mittelhochdeutscher Zeit, schon im 13. Jahrhunderte, zum Abschluße gediehen war, während die Dehnung der Stammsilben sich hauptsächlich erst in neuhochdeutscher Zeit vollzog, und in der Aussprache des Volkes selbst gegenwärtig noch nicht in allen Landstrichen völlig durchgedrungen ist, denn hie und da vernimt man noch ganz deutlich die alten echten Kürzen **Lĕder, lĭgen, săgen,** statt der im reinen Hochdeutsch jetzt üblichen Dehnungen **Lēder, liegen, sāgen.**

Als nun diese Dehnungen der Stammsilben in der Entwickelungsperiode des Neuhochdeutschen sich häuften, wollte man ihnen auch in der Schreibung nachkommen, und brauchte dazu das schon einmal im 7. und 8. Jahrhunderte aufgetauchte einfache Hilfsmittel der Verdoppelung des Vocalzeichens. Man schrieb also **Saal, Meer, Moos,** statt des früheren **sâl, mêr, môs.** Zugleich aber zeigte die herkömliche Schreibweise überlieferte **h** und **e** an Stellen wo sie nicht mehr ausgesprochen wurden, weil sie entweder durch ihre Stelle im Worte stumm geworden, oder in der jetzt tonangebenden Aussprache der mitteldeutschen Landstriche nicht vorhanden waren, z. B. in den Formen **ich sah, geschehn, der Schuh, ich schrieb, der Brief.** Diese betrachtete man nun ebenfalls als bloße Dehnungszeichen, und ließ sich dadurch verleiten, sie fortab als solche auch an anderen Stellen zu verwenden, wo sie grammatisch nicht hingehörten. Man schrieb demgemäß **Hahn, wehren, ihr, wohl,** statt des früheren **hân, wĕr(e)n, ir, wôl;** oder auch, das **h** hinter Consonanten stellend, **Thal, Meth, Thor,** statt des frühern **tâl, mĕte, tôr,** ja sogar eine Zeitlang **jhener, khamen, rhum;** ferner **Spiel, nieder,** statt des früheren **spĭl, nĭder.** Zahlreiche Längen und Dehnungen blieben aber in der Schrift auch gänzlich unbezeichnet. Daraus entsprang denn solche widersinnige Buntscheckigkeit in der Bezeichnung der Längen, wie sie noch heutiges Tages unsere Schreibweise belästigt und verunstaltet, in **Mal, Saal, Pfahl, Thal; wir, ihr, nieder,** und gar **Thier, Miethe.** Ja hiermit nicht zufrieden behandelte man gar auch noch die Kürzen in ähnlicher Weise. Weil man gewahrte, daß vor mehrfachen Consonanten sich kurzer Stammvocal erhalten hatte, kehrte man einfach die Sache um, ohne den logischen Fehler des Urteils zu spüren, und ließ nun überhaupt auf die noch vorhandenen kurzen Stammvocale in der Schreibung doppelte Consonanten folgen, schrieb also **Hammer, Sitte, Sommer, Butter, kommt, nimmt;** statt des frühern **hamer, site, somer, buter, komt, nimt.**

Kaum minder tadelnswert erscheint der zweite durchgreifende Unfug, allen Hauptwörtern großen Anfangsbuchstaben zu geben. Ausgegangen ist dieser Misbrauch von der im 16. Jahrhundert eingerißenen Sitte, die für den Sinn bedeutenderen Wörter des Satzes ohne Rücksicht auf ihren grammatischen Character durch große Anfangsbuchstaben auszuzeichnen. Zu einer auf die Substantiva beschränkten, aber auch für diese verbindlichen Regel ward er durch die Pedanterie des 17. Jahrhunderts umgebildet, welche ihr Streben nach rein äußerlicher Gleichförmigkeit mit dem Vorgeben beschönigte, daß solche Auszeichnung den Substantiven, und nur diesen, gebühre. Uns ist jetzt die aus logischen wie grammatischen Gründen gleich verwerfliche Unsitte von Kindesbeinen ab geläufig, und nur deshalb in deutscher Schrift erträglich, während wir selbst sie in jeder anderen Sprache eben so abgeschmackt als störend finden würden, wie auch die wenigen Nachbarvölker, die sich ihr gleichfalls zugewendet hatten, sie längst wider völlig aufgegeben haben.

Fast dasselbe gilt von unsern deutschen Buchstabenformen überhaupt, von der Druck- wie von der Schreibschrift, welche beide nur Ausartungen der edlen und gefälligen lateinischen Schrift sind. Während die lateinische Schrift, überwiegend aus graden Linien und Kreistheilen bestehend, durchgängig die einfachsten und klarsten Verhältnisse zeigt, bietet die deutsche Druckschrift in den kleinsten Buchstaben lauter eckige und geknickte Formen, und in den großen

Buchstaben sogar widerwärtige Verschnörkelungen; die Schreibschrift dagegen verlangt fast kalligraphische Sorgfalt, wenn sie durchaus deutlich und bequem lesbar erscheinen soll. Beide Übelstände erkennen wir auch alle stillschweigend an, indem wir, um Irrthümern des Lesers vorzubeugen, in Briefen und Aufsätzen die Personen- und Ortsnamen meist mit lateinischen Buchstaben schreiben, und zu Auf- oder Inschriften fast nie deutsche, sondern regelmäßig lateinische große Buchstaben verwenden. Wie ungefüg auch stellt sich z. B. BURGPFORTE neben BURGPFORTE!

Außer solchen durchgreifenden Hauptgebrechen unserer üblichen Orthographie zeigt uns die geschichtliche und vergleichende Sprachwißenschaft dann ferner noch ein stattliches in bald größere bald kleinere Gruppen gegliedertes Heer von Fehlern verschiedener Art. Soll aber unsere Kritik dieser Fehler nicht bloß in theoretischer sondern auch in praktischer Beziehung richtig ausfallen, so dürfen wir sie nicht lediglich vom sprachwißenschaftlichen Standpunkte aus beurteilen, sondern müßen, hier noch mehr als bei den allgemein durchgehenden Fehlern, jedesmal den besonderen Character des Usus oder des Schreibgebrauches gebührend berücksichtigen. Deshalb müßen wir darauf achten, daß wir die verschiedenen Arten des Usus richtig unterscheiden und auseinander halten.

Zuförderst sondert sich der Usus in festen, oder solchen worin alle übereinstimmen, und in schwankenden, oder solchen wo einige so andere anders aussprechen oder schreiben.

Da ligt es denn auf der Hand, daß der Grammatiker nur bei schwankendem Usus ohne Weiteres aus seiner Wißenschaft heraus die Entscheidung treffen kann und darf. Denn hier hat er nicht allein das Recht, sondern auch die Macht, das wißenschaftlich falsche zu beseitigen, und das wißenschaftlich richtige zu alleiniger Geltung zu bringen. Die Macht erwächst aber einfach daraus, daß unter besonnenen Leuten bei einem Widerstreite der Ansichten die beßeren Gründe allein den Ausschlag geben.

Nehmen wir gleich einen der wichtigsten unter diese Abtheilung gehörigen Fälle: die vielbestrittene und noch nicht völlig geschlichtete Frage über den Gebrauch des ss und ß. Hier sehen wir gegenwärtig einen dreifach getheilten Usus. Die Adelung-Heysesche Regel lehrt in ihrer üblichsten Faßung: „Nach kurzem Vocale dem wider ein Vocal folgt schreib ss, in fast allen anderen Fällen schreib ß", ohne Rücksicht auf die Etymologie, oder auf die Abstammung und Verwandschaft des Wortes, oder der Wortform; also **Fuß**, **beißen**, aber **Wasser**, **essen**. Dem widersprechend lehren die Bekenner der historischen Grammatik: „Schreib nach der Etymologie, ohne Rücksicht auf die Quantität des Vocales"; setze also das in ober- wie in niederdeutscher Sprache gleichmäßig geltende ss nur in den wenigen deutschen und fremden Wörtern, wo es die Abstammung verlangt, z. B. **wessen**, **dessen**, **Esse**, **Kresse**, **Blesse**, **Rosse**, **Brasse**, **küssen**, **gewisser**, **missen**, **Bässe**, **Casse**, **Classe**, **Glosse**, **Masse**, **Messing**, **Messe**, **passen**, **Posse**, **Presse**, **Tasse**, **Tresse**, **processen**, **Assessor** u. s. w.; dagegen setze das aus älterem t entsprungene, und nur dem hochdeutschen und den oberdeutschen Mundarten angehörende ß überall da, wo es sprachgeschichtlich begründet ist, und wo demgemäß das reine Niederdeutsch in der Regel noch jenes ältere t zeigt, z. B. **Fuß** (**Fôt**), **beißen** (**biten**), **Waßer** (**Water**), **eßen** (**eten**) u. s. w. Und ein drittes, sehr summarisches, im orthographischen Streite bisher kaum beachtetes Verfahren, zeigen endlich schon seit Jahren alle mit lateinischen Lettern gedruckten Bücher, indem sie, gleich unbekümmert um Heyse wie um die Etymologie, lediglich das eine Zeichen ss brauchen, also nicht nur **Kasse**, **Kresse**, **Rosse**, sondern auch **Fuss**, **beissen**, **Wasser**, **essen** darbieten.

Welche von diesen drei Verfahrungsweisen ist die richtige?

Eine Vorfrage wird uns die Entscheidung wesentlich erleichtern, die Frage: wie ist es denn gekommen, daß dasselbe Buch desselben Verfaßers mit lateinischen Lettern gedruckt nur ss, unter gänzlichem Ausschluße des **sz**, dagegen mit deutschen Lettern gedruckt einen regelmäßigen Wechsel zwischen ss und ß darbietet? Darauf lautet die Antwort wunderlich genug: das hat nicht der Verfaßer verschuldet, sondern die Buchdrucker haben das auf ihre eigene Hand so eingerichtet.

Das hochdeutsche ß ist nämlich wie das hochdeutsche z aus älterem t hervorgegangen, und beide Laute, der weichere wie der harte, wurden in den altdeutschen Handschriften gewönlich durch ein und dasselbe Zeichen z ausgedrückt. Im 15. Jahrhundert aber pflegte man bereits den weicheren Laut, welcher weder ein s noch ein scharfes z war, durch die Verbindung sz darzustellen, und diese Verbindung ging in die Druckschrift derart über, daß man dem Stabe des langen s ein verkümmertes z anfügte, woraus sich allmählich das gegenwärtig im deutschen Drucke übliche Zeichen ß entwickelte. Später, nachdem sich die Scheidung eckiger deutscher und runder lateinischer Lettern festgestellt hatte, ersetzte man im Drucke bei Anwendung der runden lateinischen

Lettern die dem lateinischen Alphabete fehlende Zeichenverbindung ß dadurch, daß man dem langen lateinischen ſ ein kurzes lateinisches Schluß-s anfügte. Und endlich als vor ein Paar Decennien unsere deutschen Verleger, auf schönere Ausstattung ihrer Drucke bedacht, die zierlicheren Formen des englischen und französischen Letternschnittes in Anwendung bringen wollten, bezogen die Schriftgießer die dazu erforderlichen Matrizen aus England und Frankreich. Aber in den dorther erhaltenen Alphabeten gab es kein langes ſ mehr, sondern nur noch kurze s, und um den Zeitverlust und die Kosten zu sparen, welche die Anfertigung eigener Stempel und Matrizen erfordert hätte, bequemten sich Drucker und Verleger dazu, lieber dem langen ſ gänzlich zu entsagen, und sich mit dem kurzen s allein zu behelfen.

So ist aus rein äußerlichen, aus wesentlich ökonomischen, durch die Regeln der Orthographie gar nicht bedingten Gründen, das ß aus unsern deutschen mit lateinischen Lettern gedruckten Büchern gänzlich verschwunden. — Und was sagten die Leser zu diesem Gewaltstreiche? — Sie haben ihn so stillschweigend hingenommen, daß wol kaum irgend eine Stimme des Widerspruches oder der Beschwerde laut geworden ist. Das wäre aber doch ganz unmöglich gewesen, wenn durch diese Willkür der Drucker ein nothwendiges Zeichen für einen eigentümlichen Laut beseitigt worden wäre. Folglich liefert diese Thatsache den handgreiflichen unwidersprechlichen Beweis, daß für die mustergiltige und orthographisch maßgebende neuhochdeutsche Aussprache der Unterschied zwischen dem L a u t e ß und dem L a u t e ſſ völlig geschwunden, oder mindestens doch völlig gleichgiltig geworden ist. Und so verhält es sich auch thatsächlich, und zwar nicht erst seit kurzer Zeit, sondern schon seit dem Beginn der neuhochdeutschen Litteratur, wie Rudolf von Raumer ganz richtig gefolgert hat aus der Wahrnehmung, daß nicht allein in der letzten unter Luthers Augen gedruckten Bibel vom Jahre 1545, sondern auch schon in der Straßburger vom Jahre 1466, inmitten der Wörter nach langem wie kurzem Vocale nicht ß, sondern stets ſſ erscheint, also **eſſen, Waſſer, wiſſen, Straſſe, groſſe, ſchieſſen, heiſſen, euſſerſte, laſſt, heiſſt, fleuſſt** u. s. w.

Fallen aber die beiden ursprünglich verschiedenen Laute in unserer Aussprache längst schon zusammen, was folgt daraus für unsere Orthographie? Wenn wir logisch richtig schließen wollen, doch sicherlich nur eins von beiden: entweder haben wir, rein phonetisch schreibend, jetzt auch nur noch e i n Zeichen zu verwenden, mit gänzlicher Ausschließung des anderen, wie es bei Anwendung lateinischer Drucklettern bereits geschieht; oder wir haben, dem etymologischen Principe Raum gebend, zwischen den phonetisch gleichbedeutenden Zeichen ſſ und ß lediglich nach der Abstammung und Verwandschaft der Wörter zu unterscheiden, wie es die Bekenner der historischen Grammatik verlangen. Und welche von diesen beiden theoretisch berechtigten Schreibweisen praktisch den Vorzug verdiene, das wird aus dem Gesamtcharacter unserer Orthographie zu bestimmen sein, weil der Theil sich doch nach dem Ganzen zu bedingen hat. Wäre unsere gesamte Orthographie rein phonetisch, so dürften wir auch hier dem etymologischen Principe keinen Einfluß gestatten. Sie ist aber so wenig rein phonetisch, daß sie dem etymologischen Principe selbst da Raum gibt, wo die etymologische Schreibung nicht völlig, sondern nur annähernd dem wirklich gehörten Laute entspricht. So laßen wir z. B. die inlautenden Consonanten der Verbalformen durch den Infinitiv, und den auslautenden Consonanten durch den Inlaut bedingen, schreiben also zwar phonetisch das Substantiv **Brunst**, dagegen, nach Maßgabe des Infinitives **brennen**, etymologisch die Verbalform **brennt**, obgleich hier ebenfalls nur e i n n gehört wird und gesprochen werden kann; schreiben ferner **Trab, mag, Hund**, wegen des Inlautes in **Trabes, mögen, Hunde**, obschon in rein hochdeutscher Aussprache nur harter Auslaut vernommen wird, und folglich phonetisch zu schreiben wäre **Trap, mak, Hunt**. Gestatten wir aber dem etymologischen Principe thatsächlich sogar solche Übergriffe auf Kosten des phonetischen, wieviel mehr sind wir berechtigt, uns die Vorteile etymologischer Schreibung da zu wahren, wo es mit noch üblichen Schriftzeichen ohne jede Beeinträchtigung des phonetischen Principes geschehen kann. — Demnach ist die Forderung der Bekenner der historischen Grammatik, daß im Gebrauche deutscher Schriftzeichen zwischen ſſ und ß etymologisch unterschieden werde, dreifach begründet: sie ist erstens der grammatischen Wißenschaft gemäß, also theoretisch berechtigt, sie entspricht zweitens dem Gesammtcharacter der deutschen Orthographie, und sie gewährt drittens den praktischen Vorteil, uns die Etymologie im Bewustsein zu erhalten ohne dem Laute irgend Eintrag zu thun.

Ähnlich verhält es sich mit der Unterscheidung von i und ie, nur daß theoretisch wie praktisch die Sache hier bei weitem nicht so einfach ligt. Für die Aussprache sind zwar diese beiden Laute ebenfalls längst zusammengefallen, da in reiner hochdeutscher Aussprache nur noch langes i, und

kein **ie** mit nachschlagendem **e** mehr vernommen wird; aber die in der Schrift jetzt üblichen **ie** sind nicht nur grammatisch verschiedener Herkunft, sondern es haben sich unter die etymologisch berechtigten auch nicht wenige gänzlich unberechtigte misbräuchlich eingedrängt und im Schriftgebrauche festgesetzt, während andererseits nicht wenigen echten **ie** in der Schrift ihr **e** abhanden gekommen ist. Rein phonetische Schreibung würde auch hier sich rasch mit einem Gewaltstreiche helfen, durch Auswerfung sämtlicher in der Aussprache nicht mehr gehörter **e**, würde also schreiben **hir, trifen, schlif, Barbir, spaziren, Koloni, Brif** u. s. w. Wahren wir aber auch hier, wie bei dem ſſ und ß, die Rechte und Vorteile des etymologischen Principes, so ergibt sich der sehr einfache und allen begründeten Ansprüchen genugthuende Satz: wo in Beziehung auf **i** und **ie** der Schreibgebrauch schwankt, ist nach Maßgabe der Etymologie zu schreiben. Es erhalten hierdurch namentlich zwei Arten von Formen ihre gesetzmäßige Regelung: die Präterita der reduplicierenden Conjugation, und die aus dem Romanischen stammenden Endungen **-ier** und **-ieren**. Demnach ist nicht nur zu schreiben **schlief, hieß, fiel**, sondern auch **fieng, empfieng, gieng** und **hieng**, obschon die letztgenannten Formen in Norddeutschland gegenwärtig kurz gesprochen, und deshalb jetzt meist noch (aber doch nicht ausschließlich) **fing, ging, hing** geschrieben werden. Desgleichen ist zu schreiben nicht blos **Barbier, barbieren, spazieren**, sondern auch **studieren, regieren, musicieren, halbieren, schattieren** u. s. w. Wir kommen mithin in Beziehung auf die orthographische Behandlung dieser **i** und **ie** genau zu demselben Ergebnis, zu welchem auch die hannöversche Lehrerconferenz in ihrer obgenannten Schrift gelangt ist.

Was aber für die schwierigeren Fälle des schwankenden Gebrauches maßgebend ist, muß um so mehr für die leichteren Berechtigung haben. Hierhin gehört namentlich die entschiedene Ausmerzung der überflüßigen, weder etymologisch noch phonetisch begründeten Buchstaben, in allen jenen Wörtern, wo sie bereits im gewönlichen Schreibgebrauche ihre Gemeingiltigkeit mehr oder minder eingebüßt haben. Demnach ist jetzt zu schreiben **Brot, Schwert**, nicht mehr **Brodt, Schwerdt; Blüte, Heimat, Wirt**, nicht mehr **Blüthe, Heimath, Wirth; wider** stets ohne **e**, weil die willkürlich eingeführte Unterscheidung zwischen **wider** und **wieder** ebenso wenig einen phonetischen als einen etymologischen Grund hat, und weil die Schrift ihrem Wesen nach nur ein Gegenbild des Lautes sein soll, folglich nicht, über den Laut hinausgreifend, eigenmächtig solche Begriffsunterschiede aufstellen darf, die im Laute weder jetzt ausgedrückt sind noch ehemals ausgedrückt waren.

Bei schwankendem Schreibgebrauche also ist die Entscheidung in die Hand des Grammatikers, des wißenschaftlichen Sprachforschers und Sprachkenners gelegt; hier darf, soll, und kann er allein bestimmen, was aus Gründen seiner Wißenschaft Geltung, Duldung, oder Verwerfung verdient.

Anders bei dem festen Usus, bei dem allgemein üblichen Schreibgebrauche, in welchem alle übereinstimmen.

Der feste Usus sondert sich in zwei Hauptabteilungen; denn er kann 1) entweder grammatisch richtig oder doch zu rechtfertigen, oder er kann 2) grammatisch falsch sein.

Ist der feste Usus zugleich ein richtiger, verletzt er weder das phonetische noch das etymologische Princip, wie z. B. **recht, Haus, singen**, dann kann er, eben wegen seiner völligen Gesetzmäßigkeit, überhaupt nicht in Frage gestellt werden. Und ist er zwar nicht durchaus richtig, aber doch grammatisch zu rechtfertigen, dann mag man ihn zwar wol theoretisch in Frage ziehen, aber es wäre sicher eine sehr überflüßige, mehr schädliche als nützliche Pedanterie, ihn auch praktisch anfechten zu wollen. Dies trifft die wenigen Fälle, in welchen eine ursprünglich richtige etymologische Schreibung sich erhalten hat, während die Aussprache um ein Kleines weiter gerückt ist, wie z. B. wenn wir nach alter Weise schreiben **Stein, spinnen**, während die hochdeutsche Aussprache jetzt doch lautet **Schtein, schpinnen**. Und ferner trifft es die allerdings nur halb richtige, und auch verhältnißmäßig spät erst eingeführte Sitte, nach Maßgabe des Inlautes auch auslautende Media zu setzen, während die Aussprache nur auslautende Tenuis vernehmen läßt, wie wenn wir schreiben **mag, Wind, Laub**, während wir doch sprechen **mak, Wint, Laup**. Ein so geringfügiges Überwiegen des etymologischen Principes über das phonetische ist für die allgemeine orthographische Praxis nur in sofern von Bedeutung, als es den thatsächlichen Beweis liefert, daß, und wie weit das etymologische Princip in der deutschen Orthographie bereits wirkliche Geltung besitzt; indem wir daraus ersehen, daß es zwar wesentlich zum Character derselben gehört, sich jedoch darauf beschränkt, in bescheidener Weise nur neben dem phonetischen Principe aufzutreten, ohne dieses ernstlich zu beeinträchtigen.

Von der zweiten Hauptabtheilung des festen Usus, von derjenigen des grammatisch falschen

Schreibgebrauches, sondert sich vorweg eine kleine Gruppe aus, welche diejenigen Formen befaßt, in denen gegenwärtig der Laut selbst, der Sprachgebrauch, grammatisch falsch ist, so daß der Schreibgebrauch sich eben nur diesem Sprachgebrauche phonetisch anschließt. Ist ein solcher an sich falscher Sprachgebrauch wirklich in Fleisch und Blut der Sprache übergegangen, so daß seine Fehlerhaftigkeit gar nicht mehr gewust und gefühlt wird, dann hat der Grammatiker, weil er nicht Beherrscher, sondern nur Ausleger der Sprache ist, nicht nur seine Macht sondern auch sein Recht über ihn verloren; er muß ihn einfach anerkennen, und darf ihn nicht mehr antasten. Würde z. B. etymologisch richtig geschrieben **Oberglaube**, dann könnten wir freilich auf den ersten Blick ersehen, daß das junge Wort Aberglaube, wie das niederländische overgeloof, eine Art Übersetzung des lateinischen superstitio ist; allein da es der neuhochdeutschen Sprache einmal gefallen hat, dergleichen Bildungen, wie Abername (französisch surnom, spanisch sobrenombre), aberklug (superklug), aberweise, mit a, und nicht mit o, zu machen, so müßen wir uns der Laune der Sprache eben auch in der Schrift fügen. Und wenn wir jetzt aussprechen **ereignen, Ereignis**, so sind das freilich verderbte, im 16. Jahrhundert eingedrungene Formen, aber weil sie die allgemein giltigen geworden sind, und so lange sie die allein giltigen bleiben, darf in die gewönliche Orthographie nicht die noch von Opitz gebrauchte grammatisch richtige Schreibung **eräugen**, zurückgerufen werden, obschon diese uns sofort die Etymologie des Wortes erschließen, und uns zum Bewustsein bringen würde, daß **ereignen** eigentlich bedeutet „vor das Auge bringen, sehen laßen", **sich ereignen** also „sich sehen laßen, erscheinen".

Der gesamte übrige große Rest dieser zweiten Hauptabteilung, also jeder grammatisch falsche Schreibgebrauch, der nicht mit einem völlig und allgemein fest gewordenen falschen Sprachgebrauche zusammenfällt, hat keinen stichhaltigen Rechtstitel, der ihm die Anerkennung oder Duldung gewährleistete. Hierhin gehören zumal die oben besprochenen durchgreifenden Hauptgebrechen unserer Orthographie, nämlich die eben so lästigen als unnützen Surrogate zur Bezeichnung der Vocallänge und Vocalkürze (die vielen Doppelvocale und Doppelconsonanten, und die vielen überflüßigen **h** und **e**), so wie auch die großen Anfangsbuchstaben der Substantiva, und außerdem zahllose andere fehlerhafte Schreibungen. Jeden solchen fehlerhaften Schreibgebrauch nach den Forderungen der Sprachwißenschaft zu verbeßern hat der Grammatiker das volle Recht, aber — nicht die Macht.

Also muß unsere Orthographie für immer durch dieses Heer von Fehlern verunstaltet, für immer eine principiel schlechte bleiben? — Das ist hiermit noch keineswegs gesagt. Fragen wir doch nur einfach: Warum hat denn der Grammatiker zu solcher Beßerung nicht die Macht? — Nun — vermöchte er einem jeden seiner lesenden und schreibenden deutschen Zeitgenoßen die Kentnis und Erkentnis des Fehlerhaften wie des Richtigen sowol im Allgemeinen als für das gesamte Detail beizubringen, dann würde die ganze Reform sich binnen einem Menschenalter von selbst vollziehen. Die von mehreren als ein Haupthindernis hervorgehobene Rücksicht auf Bibel und Gesangbuch, auf Göthe, Schiller und die übrigen Klassiker, hätte ziemlich wenig zu bedeuten: zeigen doch alle unsere im Kirchen- und Schul- wie im Privatgebrauch jetzt üblichen Bibeldrucke eine erheblich andere Orthographie als die unter Luthers Augen gedruckten. Denn wenn eben alle das Richtige wüßten, so würde jeder es auch entweder selbst schreiben, oder doch in jedem ihm dargebotenen Buche ohne Anstoß hinnehmen, und eine gleichmäßige Praxis der Schreibung würde sich dann gar bald von selbst gestalten. Aber es läßt sich natürlich eine solche Kentnis nicht so rasch gewähren und verbreiten; ja sie kann überhaupt niemals eine allgemeine werden, sondern muß sogar noch innerhalb der Zahl der wißenschaftlich Gebildeten auf einen verhältnismäßig engen Kreis beschränkt bleiben. Denn um die einzelnen Erscheinungen unserer Orthographie richtig beurteilen zu können, dazu reicht das Neuhochdeutsche allein bei weitem nicht aus, vielmehr muß auf die ältere Sprachgestaltung des Mittelhochdeutschen, des Althochdeutschen, des Gothischen zurück-, ja nicht selten auf die Gebiete verwandter Sprachen hinübergegriffen werden; es ist also mancherlei dazu erforderlich, was sich jetzt, und wol auch überhaupt, noch nicht einmal auf dem Gymnasium, sondern erst auf der Universität lehren und lernen läßt.

Ligt es also in der Natur der Sache, daß dem Grammatiker die Macht gebricht, den gegenwärtig herrschenden festen fehlerhaften Schreibgebrauch sofort zu beseitigen, so ligt es aber doch andrerseits auch ebensosehr in der Natur der Sache, daß die andauernde Thätigkeit der Grammatiker auch hierfür nicht wirkungslos bleiben kann, indem aus derselben allmählich ein anderer, ein richtiger Schreibgebrauch erwachsen wird, vor dessen schrittweisem Vordringen dann jener bisher herrschende fehlerhafte ebenso schrittweise zurückweichen muß.

Faßt und begründet man die Principien der Rechtschreibung, und unterscheidet man die

Kategorien und Gruppen des Schreibgebrauches in der hier versuchten Weise, so erhält man eine sehr einfache, aber dennoch vollständige und in sich zusammenhängende Theorie, aus welcher auch eine zwar nur langsam und stufenweis, aber sicher und durchgreifend vorschreitende praktische Reform der deutschen Orthographie sich ungezwungen ableitet.

Für die Praxis einer Verbeßerung der deutschen Rechtschreibung würde sich darnach etwa folgendes Ergebnis herausstellen:

Da die weit überwiegende Mehrzal der Schreibenden nicht in der Lage ist, und auch nicht sein kann, sich diejenige gelehrte Sprachkenntnis zu erwerben, welche zur Beurteilung des Ganzen, so wie zur Entscheidung über die Einzelheiten unserer gegenwärtigen buntscheckigen Orthographie unbedingt erforderlich ist, so muß natürlich die Auctorität der sachkundigen sprachgelehrten Fachmänner fast allein maßgebend für sie bleiben. Diese mögen dem nächsten und dringendsten Bedürfnisse zu begegnen suchen durch mündliche und schriftliche Belehrung, namentlich auch durch Anweisungen ähnlicher Art, wie die mehrerwähnte, durch Besonnenheit und Geschick sich auszeichnende, der hannöverschen Lehrerconferenz. Doch würden solche Anweisungen, so weit es sich um wirklich und sofort allgemein auszuführende Reformen handelt, sich wesentlich auf Berichtigung und Feststellung des schwankenden Schreibgebrauches zu beschränken haben.

Während aber in Folge solcher Bemühungen der jetzige schwankende Schreibgebrauch in einen richtigen festen sich umbildet, wirkt Lehre und Beispiel der sachkundigen sprachgelehrten Fachmänner fast unvermerkt doch immer weiter: und zwar die Lehre um so rascher und nachdrücklicher, je tiefer sie von Tag zu Tage in die Schulen eindringt, das Beispiel um so kräftiger, je mehr die Zahl der Schreibenden wächst, welche eine wißenschaftliche Kenntnis der historischen Grammatik ihrer Muttersprache besitzen. Denn der wirkliche Sprachkenner fügt sich in seinen eigenen Druckschriften unserer jetzt üblichen Schreibweise durchaus nicht deshalb, weil er sie irgendwie billigte, sondern er bequemt sich theils der Gewöhnung der Leser, theils folgt er dem Wunsche des Verlegers, der von orthographischen Abweichungen eine Schmälerung seines Absatzes fürchtet, theils auch läßt er den Setzer gewähren, der in der Regel alles nach seiner einmal überkommenen Schablone zurecht stuzt. Je weniger aber der Sprachkenner Pedant ist, desto weniger vermag er in diesem beständigen Widerstreite des beßeren Wißens und der fehlerhaften Praxis eine feste Scheidelinie einzuhalten. Immer und immer wider werden ihm bald bewust bald unbewust die richtigeren Schreibungsformen aus der Feder rinnen, und diesem unwilkürlichen Zuge wird er bald mehr bald weniger nachgeben, so daß seine Schreibweise den Eindruck des Ungleichmäßigen und Inconsequenten machen wird. Hätte Jakob Grimm von seinem ältesten bis zu seinem jüngsten Buche genau dieselbe Orthographie einhalten, oder sie sein stufenweise abändern wollen und können, so wäre er eben nicht Jakob Grimm gewesen und geworden. Nun ist es aber ganz unvermeidlich, daß durch solche Lehre und solches Beispiel ziemlich bald wider ein weiteres Stück des jetzt noch festen fehlerhaften Schreibgebrauches nothwendig ins Schwanken gerathen, also ein neuer schwankender Schreibgebrauch entstehen muß, der dann wider auf ähnliche Weise in einen richtigen festen umzubilden sein wird, wie jetzt der gegenwärtig schwankende.

Neben der wachsenden Einheit im Großen und Ganzen wird folglich noch auf lange Zeit hin ein immer weiter fortrückendes Gebiet des schwankenden Schreibgebrauches bestehen, und wol für immer auch ein gewißer Spielraum des freien persönlichen Ermeßens und Beliebens übrig bleiben.

Und so soll es auch sein! Wie es zu den edelsten Tugenden der deutschen Sprache gehört, daß ihre Syntax sich einer schönen Freiheit der Wortfügung rühmen darf, so auch soll ihrer Orthographie die ihr inwohnende Beweglichkeit nicht entzogen, sondern nur aus der Willkür der schulmeisterlichen Regel und der abenteuerlichen Laune unter die vernünftige Zucht des Gesetzes geführt werden. Völlige und unbedingte, bis auf alle Einzelheiten herabreichende Festigung, die sie zum Stillstande verdammen würde, wäre auch für sie nur Erstarrung und Tod, denn wahres Leben wohnt nur in der Bewegung und in der Freiheit.

Haben romanische Völker ihre Schriftsprache und ihre Rechtschreibung unter den Machtspruch von Akademien hingegeben, so mag das ihrem Volkscharacter zusagen: dem deutschen Wesen aber würde solche Regelung nimmer geziemen und frommen. Unsere Schrift und Sprache, wie das deutsche Volk selber, möge Gott vielmehr in allen Gnaden bewahren vor einer solchen Einheit, welche erkauft werden müste durch die Knechtung aller unter das Belieben irgend welches despotischen Machthabers, der, seinen Willen als höchste und einzige Richtschnur hinstellend, alles polizeilich reglementieren, und jede freie selbständige Regung niderhalten wollte. Nur

jene Einheit soll unser Ziel und Streben sein, welche die allein würdige ist für freie Seelen, welche erwächst durch ein redliches und freudiges Zusammenwirken aller, durch ein selbständiges Ergreifen und Festhalten des für recht und gut erkannten, durch eine freiwillige Unterordnung unter eine vernünftige, ehrliche und selbst im Dienste der Wahrheit stehende Autorität. Und zur Erstrebung, Erreichung und Bewahrung einer solchen Einheit unseres deutschen Vaterlandes in Dingen des wißenschaftlichen wie des gesellschaftlichen und des staatlichen Lebens nach Kräften mitzuwirken, das möge ein jeder einen Theil seiner Lebensaufgabe sein laßen: dann dürfen wir auch auf den Segen Gottes zum Gelingen mit Zuversicht bauen.

Julius Zacher,
Professor der deutschen Sprache und Litteratur in Königsberg.

Franz Deák,
ungarischer Staatsmann.

Franz Deák stammt aus einer alten angesehenen ungarischen Adelsfamilie, die mehrere Mitglieder von großer geistiger Begabung aufzuweisen hat, und wurde am 17. Oct. 1803 zu Kehida, einem Familiengute im Comitat Zala, geboren. Seine Jugend verlebte er im Kreise seiner Angehörigen, bis er zur weitern Ausbildung die Schulen in Komorn und Raab besuchte. Auf der damals zu Raab bestehenden Akademie widmete er sich auch mit großem Erfolge juristischen und staatswissenschaftlichen Studien. Nach Vollendung dieser Studien wandte sich der von Vaterlandsliebe und Freiheitssinn beseelte Jüngling in seinem heimatlichen Comitat Zala der politischen Laufbahn und dem Dienste der öffentlichen Interessen zu. An dem Berathungstische und in den bewegten Versammlungen des Comitats entfaltete er alsbald eine einflußreiche Thätigkeit für die Sache des Liberalismus und der nationalen Reform, sodaß die gesammte Fortschrittspartei des Comitats den zwar noch jungen, aber durch seltene Geistes- und Rednergaben ausgezeichneten Mann in kurzem als ihren Führer betrachtete. Es war unstreitig eine Lichtseite der alten ungarischen Comitatsverfassung, daß jeder mit den erforderlichen Eigenschaften (Adelsrechten u. s. w.) ausgestattete volljährige Staatsbürger an den Verhandlungen über die öffentlichen Angelegenheiten theilnehmen und seine Ansichten, Ideen und Anträge auf dem Forum der Publicität aussprechen und vorbringen konnte. Jeder vermochte sich so, je nach dem Maße seiner Kraft und Begabung, aus der Masse emporzuheben und in den Kreis der geachtetsten Persönlichkeiten und öffentlichen Charaktere des Landes durch eigene Anstrengungen einzutreten. Diese praktische Schule und Vorbereitungsstufe politischer Wirksamkeit nun eröffnete auch dem jungen Deák den Weg, auf welchem er die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und sich zugleich jene politischen, administrativen und legislatorischen Erfahrungen anzueignen vermochte, welche die nothwendige Vorbedingung einer ersprießlichen und tiefgreifendern publicistischen und parlamentarischen Thätigkeit in Ungarn von jeher gewesen sind

Die Zeit, in welche die erste staatsmännische Wirksamkeit Deák's fiel, war in der politischen Entwickelungsgeschichte Ungarns eine sehr bedeutsame. Das seit dem Anfange der zwanziger Jahre wiedererwachte nationale Verfassungsleben rief alle schlummernden Kräfte und Fähigkeiten des Landes zu reger Thätigkeit auf, zog alle hervorragenden Talente in die Arena des öffentlichen Strebens und Treibens und setzte Volk und Regierung zueinander in eine ununterbrochene und lebendige Berührung. Alle jene Ideen und Tendenzen brachen sich damals Bahn, welche auf die nationale Umgestaltung und Reform des Landes im Sinne moderner politischer Freiheit hinzielen, während zugleich diese reformatorischen Bestrebungen häufig genug mit der den Neuerungen nicht sehr holden Regierung in Widerspruch geriethen. Unter solchen Umständen konnte ein Mann von den Talenten und den Gesinnungen wie Deák nicht lange unbeachtet bleiben, und der Ruf des jungen politischen Führers drang bald über die Grenzen seines heimatlichen Comitats weit hinaus. Die Freunde wie die Feinde seiner Richtung erwarteten mit Spannung die Zeit, wo Deák Gelegenheit finden würde, seine Kräfte auf einem weitern politischen Felde zu versuchen. Diese Gelegenheit trat auf dem in den Jahren 1832—36 zu Presburg abgehaltenen Landtage ein, zu welchem Franz Deák, infolge des nothwendig gewordenen Rücktritts seines würdigen Bruders Anton, als Deputirter des Comitats Zala gesendet wurde. Als dieser Bruder Anton von den über seinen Austritt trauernden Freunden Abschied nahm,

sagte er: „Ich sende euch ja an meiner Statt einen jungen Mann, dessen kleiner Finger mehr wiegt als ich der ältere Bruder ganz.“ Und in der That, der dreißigjährige Franz Deák entwickelte im Unterhause rasch eine solche Macht der Beredsamkeit, eine so tiefgehende und scharfe Logik, so viel parlamentarischen Takt, Charakterfestigkeit, Adel und Lauterkeit der Gesinnung, zudem auch ein so festes und unerschütterliches System politischer Reform, daß er in kurzem allgemein und freiwillig als das Haupt der sogenannten nationalen Opposition anerkannt und hoch verehrt wurde.

Alle weiter blickenden Patrioten erkannten zu jener Zeit bereits klar, daß das nationale Staatsleben der Ungarn, welches seit 1825 und infolge des agitatorischen Auftretens des Grafen Stephan Széchenyi aus langem Siechthum erwacht war, nur einer gedeihlichen Entwickelung zugeführt werden könnte, wenn die vielfach veraltete und morsch gewordene Verfassung im Geiste der Neuzeit verjüngt, d. h. nach den Principien des modernen Cultur- und Rechtsstaats reformirt würde. Die Nothwendigkeit der Anerkennung und Durchführung des großen Princips der Rechtsgleichheit, die Beschränkung der Adelsprivilegien, die allgemeine und gleichmäßige Steuerpflicht, dies waren für die Gesetzgebung Forderungen, welche immer entschiedener in den Vordergrund traten. Zugleich machte sich die Reform der feudalen Wirthschaftsordnung, also die Aufhebung des drückenden Unterthanverhältnisses, die Beseitigung aller die freie Bewegung des Grundeigenthums unnöthig hindernden Gesetzbestimmungen, die Abschaffung des der Entwickelung der Landwirthschaft und des Credits entgegenstehenden Aviticitätsrechts u. dgl. als ein unabweisbares Bedürfniß für das Aufblühen des Landes geltend. Außer diesen beiden großen Zielen bildeten während der Landtagsepoche von 1832—36 die in der neuern parlamentarischen Geschichte Ungarns so wichtigen Gravaminalangelegenheiten einen Hauptgegenstand der Verhandlung. Dieselben betrafen die Beschwerden, welche die nationale Reformpartei des ungarischen Landtags wegen wiederholter Verletzungen der constitutionellen Freiheiten des Landes durch die absolutistische Staatsregierung an den Thron zu bringen suchte, um die Abstellung der Misbräuche und Eingriffe in die Landesrechte zu erwirken. Dies waren die Hauptzielpunkte der liberalen und nationalen Opposition zur Zeit, als Franz Deák seine parlamentarische Laufbahn begann, und in ihnen lag auch die Aufgabe begriffen, der sich der junge Staatsmann fortan zu widmen hatte und auch mit ebenso viel Festigkeit als Erfolg widmete. Schon sein erstes Auftreten als Redner erregte die Aufmerksamkeit des gesammten Unterhauses, und seine Wirksamkeit und sein Ansehen stiegen immermehr im Verlaufe der ziemlich langen Landtagsperiode. Deák betheiligte sich an den Verhandlungen aller großer politischer Fragen und hielt hierbei eine ganze Reihe der mustergültigsten Staatsreden. Bald stellte er in der Gravaminalangelegenheit seine von echt constitutionellem Geiste und warmer Freiheitsliebe durchdrungenen Anträge, bald sprach er zu Gunsten der unterdrückten Landbauklasse, bald erhob er selbst seine Stimme im Interesse des unglücklichen Polen. Dabei gab sein Votum in der Regel den Ausschlag, und die Partei, welche er vertrat, konnte fast sicher darauf rechnen, daß sie den Sieg davontrug. Wie entschieden Franz Deák schon in jener Zeit als der Führer der liberalen Reformpartei anerkannt und geachtet wurde, geht aus der Schilderung eines seiner Biographen hervor. „Dieser junge Mann“, heißt es da, „war es, der sich in kürzester Zeit zum Haupte und zur leitenden Seele der Oppositionspartei emporschwang, namentlich deshalb, weil es im ganzen Lande keine einzige parlamentarische Capacität gab, die mit allen zu dieser bedeutsamen und schwierigen Stellung und Rolle erforderlichen Eigenschaften in solchem Maße ausgestattet gewesen wäre als eben Deák ... Die tiefgehende scharfe Logik, der das Wesen der Sache immer scharf und richtig erkennende Verstand, der reiche Schatz des gründlichsten Wissens, die unerschütterliche Festigkeit seines Charakters und seiner Grundsätze im Bunde mit weiser Mäßigung, mit unvergleichlicher Bescheidenheit und Uneigennützigkeit, mit einer wahrhaft classischen Meisterschaft der Rede — dies sind die Eigenschaften, durch welche Deák, ohne es zu suchen und zu wollen, die Führerschaft der Reformpartei errang und zugleich zu einem Ansehen und einer Autorität sich erhoben sah, wie dies in solchem Umfange keinem andern ungarischen Staatsmanne seit undenklichen Zeiten zu Theil geworden ist.“

Am Ende der dreißiger Jahre trat in der Regierungspolitik ein Umschlag ein, der das ganze Land und insbesondere die betroffene liberale Partei tief berührte. Der Rücktritt des milden versöhnlichen Revitzky von der ungarischen Hoffanzlerstelle und die Erhebung des stark toryistisch gesinnten Grafen Pálffy (1836—39) auf diesen Posten hatten eine äußerst schroffe Haltung der Staatsregierung namentlich gegenüber der freisinnigen Opposition zur Folge. Die Regierung begann Maßregeln zur Durchführung zu bringen, welche das constitutionelle Rechts-

und Freiheitsgefühl der Nation tief verletzten und die Misstimmung und Erbitterung in vielen Kreisen des Landes bedeutend erhöhten. Namentlich erregte im Jahre 1837 die Arrestation mehrerer volksthümlicher Persönlichkeiten, insbesondere die Ladislaus Lovassy's und des später zu außerordentlicher Bedeutung gelangten Ludwig Kossuth den größten Unwillen. Diese Maßregeln und überhaupt das rücksichtslose Verfahren der Regierung gegen die Reformpartei und ihre Bestrebungen legten den Grund zu einer Gravaminalagitation, welche für beide Parteien steril und nachtheilig war, die Leidenschaften nur steigerte und die gesammte Entwickelung der verfassungsmäßigen Zustände des Landes zum Stillstand brachte.

Unter solchen Verhältnissen versammelte sich im Jahre 1839 der Landtag aufs neue. Franz Deák trat abermals an die Spitze der parlamentarischen Opposition im Unterhause und gewann in dieser Stellung eine wahrhaft entscheidende Autorität. Die ältesten und gewichtigsten parlamentarischen Celebritäten stellten sich unter den hochgeachteten Führer, und auch diejenigen, welche er bekämpfte und zügelte, zollten ihm ihre Verehrung. Selbst die machtübenden Regierungsmänner konnten ihm ihre Rücksicht und Hochachtung nicht versagen. Franz Deák leitete auf diesem Landtage das ihm mit unbegrenztem Vertrauen folgende Unterhaus mit solchem Takte und solch echt staatsmännischer Weisheit, daß die mit Bitterkeit begonnenen und äußerst stürmisch fortgeführten Debatten im Jahre 1840 mit einer Aussöhnung zwischen Volk und König endeten. Die politischen Verfolgungen wurden sistirt und selbst die genannten zwei Staatsgefangenen erhielten ihre Freiheit zurück. Das segensvolle Zusammenwirken der zwei größten Männer und Patrioten des Landes, Széchenyi's und Deák's, schien für Ungarn der Ausgangspunkt einer glücklichen Epoche nationaler Entwickelung und politischer Neugestaltung werden zu wollen. Die Nation hatte in Deák einen Staatsmann gefunden, der, was die Principien, das constitutionelle Verfassungswesen, die Nationalität und die bürgerliche Freiheit betraf, sich in keinem Falle auf Unterhandlungen oder schwächliche Transactionen einließ, andererseits aber auch in weiser Mäßigung und staatsmännischer Erwägung der Verhältnisse bei Nebenpunkten und secundären Angelegenheiten der Regierung gegenüber zu Concessionen stets bereit sich zeigte. Deák gedachte Geringes zu opfern, um das Ganze zu retten, und glich darin dem weisen Schiffführer, der zur Zeit der Gefahr einen Theil des Ballastes in die Fluten wirft, um die kostbare Ladung mit dem Schiff zu retten. Insbesondere bekannt sind aus jener Zeit seine Aussprüche geworden: „Wenn wir frei sein wollen, müssen wir auch zugleich gerecht sein." ... „Wenn wir Gerechtigkeit fordern von oben, müssen wir sie auch üben nach unten."

Als ein Zeugniß von Deák's umfassender juristischer Bildung und legislatorischer Befähigung kann der „Entwurf eines Strafgesetzes für Ungarn" bezeichnet werden, welcher im Auftrage des Landtags vom Jahre 1840 durch eine dafür berufene Commission ausgearbeitet wurde. Dieser Entwurf kam vornehmlich unter Deák's und Szalay's Mitwirkung zu Stande und erhielt wegen seines gediegenen Inhalts wie seiner klaren Formulirung, seiner Präcision und Schärfe in jeder Beziehung die Anerkennung ausgezeichneter Autoritäten, darunter die Mittermaier's. Vornehmlich das große Talent Deák's hatte dem Entwurfe diese Eigenschaften verliehen.

Um dem patriotischen und staatsmännischen Wirken Deák's auf dieser Landtagsperiode ein Zeichen des Dankes und der Verehrung zu geben, wurde ihm ein schön ausgestattetes Gedenkbuch überreicht, welches die Namenszüge aller Notabilitäten des Landes enthielt. Auf dem Hauptblatte las man die Widmung. „Dir, dem Unermüdlichen, dessen Kraft unter dem Gewicht der Arbeiten sich gestählt, in der Gefahr vergrößert, unter den Versuchungen veredelt hat; dir, dem Weisen, den die Natur zum Gesetzgeber geschaffen und das Volk sich vertrauensvoll dazu erwählt hat; dir, dem Willensstarken, dem Makellosen, dem Edeln, der durch die Macht seines Geistes und seines Herzens Freund und Feind besiegt und zu sich hingezogen, der das Schiff des Staates und der Gesetzgebung zwischen Felsen und Abgründen glücklich geleitet — bieten wir als schwaches Zeichen unbegrenzten Dankes und Verehrung dieses Gedenkbuch."

Der Schluß des Landtags von 1840 gab Deák seiner ebenfalls segensreichen und vielseitigen Privatthätigkeit zurück. Die nächsten zwei bis drei Jahre brachten in den Angelegenheiten des Landes und also auch für Deák insofern eine Wendung mit sich, als ein Theil der ungarischen Reformpartei unter die Fahne Kossuth's trat, der in seinem Organ „Pesti Hirlap" der Staatsregierung gegenüber eine immer radicalere Richtung einschlug. Die bisher unbestrittene Führerschaft Deák's war hiermit, theilweise wenigstens, zu Ende und ging in die Hände des in der Volksgunst blitzschnell emporsteigenden gewaltigen und kühnen Agitators über.

Als der Landtag von 1843 herannahte, lieferte Franz Deák einen Beweis seines uner-

schütterlichen Festhaltens an den Grundsätzen und Überzeugungen, die er bisher im öffentlichen Leben vertreten hatte. Er ward vom Comitat Zala aufs neue zum Deputirten gewählt, nahm aber Anstand diesem Rufe zu folgen, weil in den Verhandlungen über die Landtagsinstruction die ultraconservative Partei des Comitats durch verwerfliche Mittel einer Ansicht Geltung zu verschaffen wußte, welche gegen die Besteuerung des Adels gerichtet war. Deák trug aber vor allem das Princip der gleichen Steuerpflicht aller Staatsbürger auf seinem Banner und wies ein Mandat zurück, das ihn in einem Hauptpunkte seines staatsmännischen Strebens und Wirkens Gewalt anthun mußte. Selbst die Bitten und Bestürmungen seiner Freunde konnten seinen Entschluß nicht ändern. So geschah es, daß der Deputirtensitz des Comitats zum Bedauern des ganzen Landes diesmal unbesetzt blieb. Als der Landtag eröffnet ward, sprach man einstimmig aus, „wie die nationale Gesetzgebung kaum ein härterer Schlag hätte treffen können, als durch das Wegbleiben Franz Deák's geschehen sei".

Die aufregenden Einflüsse und Erlebnisse, in Verbindung mit den großen Anstrengungen, denen er sich seit so vielen Jahren in seiner politischen Stellung unterzogen, führten inzwischen eine tiefe Erschütterung von Deák's Gesundheit herbei. Vergeblich suchte er durch Reisen im In- und Auslande und den Besuch von Bädern seine völlige Herstellung wiederzuerlangen. Dieser Umstand bewog ihn auch, die Wahl zum Deputirten für den berühmten und so bedeutungsvoll gewordenen Landtag von 1847 zurückzuweisen, und es geschah sonach, daß in den wichtigen Verhandlungen, wo über das Geschick seines geliebten Vaterlandes entschieden wurde, die mäßigende Stimme Deák's, die Weisheit des erprobten Charakters und Staatsmanns keinen Einfluß üben konnte.

Nachdem die Märztage des Jahres 1848 mit dem vollständigen Siege der Oppositionspartei dem Lande eine selbständige Regierung gebracht, kehrte Franz Deák wieder in das öffentliche Leben zurück. Obschon kein Freund einer bureaumäßigen Thätigkeit, übernahm er in dem vom Grafen Ludwig Batthyányi gebildeten Ministerium das Portefeuille der Justiz. In dieser Stellung entwickelte er, trotz der ungünstigsten und schwierigsten Verhältnisse, in dem ungarischen Justizwesen eine bedeutende reformatorische Thätigkeit, um deren Früchte das Land leider durch die nachfolgenden Wirren und Katastrophen gekommen ist. Er war hauptsächlich bestrebt, sich mit Männern zu umgeben, die sich ebensowol durch Charakter und Gesinnungslauterkeit als durch Fachkenntniß und Arbeitsliebe auszeichneten, während er in die Richterstellen Persönlichkeiten berief, die weniger durch ihre politische Vergangenheit als vielmehr durch Rechtlichkeit und Biederkeit bekannt waren und sich als solche des öffentlichen Vertrauens würdig erwiesen. Zu seinem Unterstaatssecretär ernannte er Coloman Ghiczy, bekannt als tüchtiger praktischer Jurist. Zum Chef des hochwichtigen Departements der Codificationsarbeiten erkor er Ladislaus Szalay, der später als Vertreter Ungarns bei der Deutschen Centralgewalt accreditirt wurde und den Ruf eines der größten Juristen und Geschichtschreiber des Landes genießt. Während seiner kurzen und bewegten Wirksamkeit als Minister der Justiz und der Gnaden erwies sich Deák als ein Muster von Humanität und Gerechtigkeitsliebe, sodaß ihm das Vertrauen des Volks im höchsten Grade zufiel. Die Arbeiten und Verhandlungen im Justizministerium wurden unter seiner Leitung rasch gefördert. Eine Reihe der wichtigsten Reformmaßregeln ward vorbereitet, ein Gesetz für Preßfreiheit und ein anderes für Geschworenengericht ausgearbeitet, mehrere wesentliche Verbesserungen im Proceßverfahren eingeführt. Die Vorbereitung eines definitiven Organisationsplans für das gesammte ungarische Justizwesen wurde einer besondern Commission von Fachmännern übertragen. Schwere Verlegenheiten verursachten Deák die falschen Auffassungen der neuen Gesetze und die maßlosen Forderungen der aufgeregten Landbauklasse, wodurch das Werk der friedlichen Umgestaltung natürlich gestört und verhindert werden mußte. Der Minister bot all seinen Takt und seine Weisheit auf, um die erhitzten Gemüther auch in dieser Hinsicht zu besänftigen und durch Mahnungen und Rathschläge noch größeres Unheil zu verhindern.

Im Schose des Ministeriums stimmte Deák stets mit der gemäßigten Partei, nämlich mit Batthyányi, Eötvös, Mészáros und Klauzál. Insbesondere kämpfte er gegen den gänzlichen Bruch mit der Krone an, doch meist ohne Erfolg, indem der mächtige Einfluß Kossuth's diese Bestrebungen hinderte. Im September 1848, als die ungarischen Angelegenheiten bereits die bedrohlichste Wendung nahmen, wurde Deák zum Mitgliede einer Landesdeputation ernannt, die sich an den Reichstag nach Wien begeben mußte, um Rücksprache mit diesem zu nehmen und eine Verständigung anzubahnen. Leider kehrte die Deputation unverrichteter Sache und mit bitterm Gefühle nach Ungarn zurück. Ebenso stand Deák auf der Seite Batthyányi's bei dessen

Verhandlungen mit dem Palatin und der Krone, die dem Lande die Wohlthat einer friedlichen Ausgleichung bringen sollten.

Indessen die Leidenschaften und die Misgriffe von der einen wie der andern Seite ließen sich nicht mehr zügeln und hindern, und bald waren die Ereignisse überhaupt stärker als die Menschen, welche sie leiten wollten. Der Lärm der erhitzten Parteien und der aufgewühlten Massen übertäubte jedes Wort, jede Mahnung, jeden Schritt des besonnenen und voraussichtigen Staatsmanns. Deák sah, daß er seinem Charakter und seiner Überzeugung gemäß dem Vaterlande unter solchen Umständen keine Dienste mehr leisten könnte, und er trat mit der Auflösung des Ministeriums von dem öffentlichen Kampfplatze ab. Seine letzte Handlung von einiger Bedeutung, deren er sich in jener Zeit unterzog, war die in Begleitung von Batthyányi und dem Erzbischof Lonovits unternommene Mission an den mit seinen Heeressäulen bis Pesth vorgedrungenen Fürsten Windischgrätz. Dieser Schritt blieb ohne Erfolg. Die Deputation wurde nicht einmal empfangen, vielmehr durch die Kaiserlichen einige Tage zurückgehalten. Mit dem Einmarsche der österreichischen Truppen gelangte Deák dann nach Pesth zurück, wo er auch den ganzen Winter von 1848—49 blieb und später seinen ständigen Aufenthalt nahm.

Franz Deák war trostlos über den Fall und das Schicksal seines heißgeliebten Vaterlandes. Das Verfahren der österreichischen Regierung erfüllte den Patrioten mit Abscheu, und er mied jede Gelegenheit, die ihn mit den österreichischen Behörden hätte in Berührung bringen können. Als nach vollständiger Bewältigung der Revolution eine Reorganisirung Ungarns in Angriff genommen werden sollte, rief man Deák zur Mitwirkung an dieser Arbeit nach Wien. Doch er lehnte eine solche Mission entschieden ab und rechtfertigte sich hierüber in einem auch in den öffentlichen Blättern bekannt gewordenen Schreiben an den damaligen Justizminister Schmerling, in welchem er ausdrücklich hinwies, daß die seinem Vaterlande gegenüber eingeschlagene Politik der Regierung mit seinen Grundsätzen und Überzeugungen im schroffsten Widerspruch stehe. Später suchte man Deák, dessen Popularität und Ansehen bei seinen Landsleuten bekannt war, auch für den Reichsrath zu gewinnen, aber gleichfalls ohne Erfolg, wie dies von dem Charakter und der consequenten Denkungsweise des Mannes vorauszusetzen war.

Die Zeit, wo auch Deák wieder in dem öffentlichen Leben seines Vaterlandes Raum finden sollte, war jedoch nicht so fern, als es scheinen konnte. Das System, welches die Länder und Völker des weiten Kaiserstaats ein Jahrzehnd hindurch beherrschte und maßregelte, richtete sich in kurzem selbst, erwies sich als ein haltloses und unheilvolles Experiment. Nach dem unglücklichen italienischen Feldzuge von 1859 wurden tiefgreifende Reformen und staatsrechtliche Umgestaltungen in Österreich unabweisbar. Es ward der sogenannte verstärkte Reichsrath nach Wien berufen, in welchen diesmal nach langem Widerstreben auch ungarische Mitglieder eintraten. Die Frucht der heißen Berathungen und Verhandlungen dieses Körpers war das kaiserliche Diplom vom 20. Oct. 1860, das die Grundlage einer neuen staatsrechtlichen Ordnung im Reiche abgeben sollte. Die Acte, deren Bestimmungen man vorzugsweise dem rührigen und gewandten Auftreten der ungarischen Conservativen zu danken hatte, stellte dem Königreich Ungarn die Wiedererweckung seiner alten Verfassungszustände und Einrichtungen bis zu gewissem Grade in Aussicht. Bei solcher Wendung der Dinge richtete sich die Aufmerksamkeit der Patrioten sofort auf Deák, dessen Autorität und staatsmännischen Talente bei der Wiederherstellung des Vaterlandes nicht zu entbehren waren. Deák jedoch vermied vor der Hand, sich über die neue Lage des Landes auszusprechen, und trotz der Bestürmungen seiner Freunde beobachtete er dieses Stillschweigen noch lange nach dem Erscheinen des Diploms und der ersten amtlichen Erlasse der neuorganisirten ungarischen Hofkanzlei, an deren Spitze Vay getreten war. Wer den Charakter des Mannes kannte, seine eiserne Festigkeit, sein unerschütterliches Wahren des gesetzlichen Bodens, dem konnte eine solche Haltung nicht wunder nehmen. Je mehr Ansehen der Mann genoß, um so gespannter war man in den verschiedenen Kreisen der Hauptstadt des Landes, wie sich derselbe entscheiden würde. Die am Ruder befindliche Partei schickte einen angesehenen, mit Deák persönlich befreundeten Staatsmann in vertraulicher Weise an ihn ab, der ihn bestimmen sollte, wenigstens vorläufig, bis die ersten Schwierigkeiten der neuen Verwaltung überwunden sein würden, den entscheidenden Principienkampf hinauszuschieben, welchen die liberale Partei des Landes, die mit den im Diplom enthaltenen Grundsätzen und Verheißungen nicht zufrieden war, früher oder später doch eröffnen mußte. Ob Deák, in Betracht der schwierigen Stellung des Hofkanzlers Vay, das Zugeständniß gemacht, ist nicht mit Bestimmtheit zu erklären. Nur so viel ist gewiß, daß er sich jeder agitatorischen Discussion entzog und sein Schweigen erst dann brach, als er hierzu gewissermaßen gedrängt wurde, einerseits

durch provocirende Artikel des im Sinne der Regierung geleiteten wiener Journals „Der Fortschritt", andererseits durch den immer lauter werdenden Ruf des Landes nach Herstellung der im Jahre 1848 durch königliche Sanction bekräftigten Zustände. Es erschienen endlich im „Pester Lloyd", dann in dem „Pesti Napló", Organe der liberalen Partei, unter Ermächtigung Deák's Erklärungen, aus denen hervorging, daß seiner Überzeugung gemäß der gesetzliche Boden für die Neugestaltung Ungarns in den Gesetzen des Jahres 1848 liege und daß die Nation an diesen auch festzuhalten habe.

Ungeachtet dieser festen Überzeugung unterließ es jedoch Deák als ein staatsmännischer Charakter von weiser Mäßigung nicht, inmitten der Aufregung und Bewegung vor Überstürzung zu warnen und darauf hinzuweisen, daß eine beharrliche friedliche Verständigung weit eher und sicherer zum Ziele führen werde als ein schroffes und rücksichtsloses Vorgehen. Wie viel die Stimme des populären und hochgeachteten Mannes in dieser Richtung vermag, beweist ein Vorgang, welcher sich nach Veröffentlichung der Regierungsinstructionen für die neuen Obergespane zutrug. Als nämlich dieses Actenstück, das in mehreren Punkten nicht im Einklange mit den constitutionellen Rechten des Landes stand, im Nationalcasino zu Pesth, einem Sammelpunkte aristokratischer und publicistischer Kreise, discutirt und selbst von anwesenden Obergespanen gemisbilligt wurde, that Deák, der im Nebenzimmer den lebhaften Erörterungen aufmerksam folgte, zu einigen Anwesenden die Äußerung, daß seiner Überzeugnng nach die Instruction nicht zurückzuweisen, sondern aufs beste zu nutzen sei. Dieser nur vertraulich gegebene Rath führte in der Versammlung zu einer ruhigen und allseitigen Erwägung der Angelegenheit, und man beschloß die Instruction nicht zu beseitigen, vielmehr jedenfalls das neueröffnete Terrain ungesäumt zu occupiren.

Ende December 1860 wurde Deák, im Verein mit seinem Freunde und ehemaligen Ministercollegen Baron Joseph Eötvös, nach Wien berufen, wo man seinen Rath über verschiedene Dinge, insbesondere über die Zusammenberufung des ungarischen Landtags hören wollte. Beide hatten bei dem Kaiser selbst eine Privataudienz. Bedeutend trat Deák auch in den Vordergrund bei Gelegenheit der Verhandlungen, welche in Pesth bezüglich der Gerichtsorganisation der Comitate und dann im Betreff des königlichen Rescripts vom 16. Jan. gepflogen wurden. Deák erhob sich in diesen Verhandlungen gegen die radicalen Anträge des Hrn. Virgil Szilágyi, indem er vor Übereilung und unbesonnener Zerstörungssucht warnte und die Übernahme der Gerichtsbarkeit durch die Stadtbehörde bis zur Regelung dieser Angelegenheit durch die hierzu ernannte Commission hinauszuschieben rieth. In der durch ihn verfaßten und auch angenommenen Adresse der Stadt Pesth auf das genannte königliche Rescript wurden die Wünsche und Ansichten der Metropole zwar in offener und entschieden liberaler, aber doch maßvoller und versöhnlicher Weise an die Stufen des Thrones gebracht. Einen gewichtvollen Einfluß übte Deák ferner in der unter dem Präsidium des neuen Juder Curiae Grafen Apponyi zusammengetretenen Conferenz zur Regelung des ungarischen Justizwesens. Er erklärte sich in diesen Verhandlungen zwar für die Reactivirung der frühern ungarischen Gesetz- und Gerichtsinstitutionen, hob aber auch zugleich entschieden hervor, daß diese Wiederherstellung nicht in dem ganzen Umfange, sondern nur insoweit stattfinden könne, als dies mit den Interessen und privatrechtlichen Verhältnissen der Bevölkerung vereinbar sei und keinerlei Störung oder Beeinträchtigung der Rechte einzelner nach sich ziehe. Die Beseitigung des österreichischen Straf- und Preßgesetzes beantragte Deák in diesen Conferenzen nicht blos aus nationalen, sondern auch aus constitutionellen und freiheitlichen Rücksichten, indem er entwickelte, wie diese Gesetze, auf ein absolutistisch regiertes Volk berechnet, Verbrechen und Vergehen aufführten, die im Codex eines freien Volks entweder gänzlich fehlten oder doch in wesentlich anderer Fassung aufgestellt sein müßten.

Bei den Wahlen zum ungarischen Landtage wurde Deák am 11. März 1861 von dem innern Wahlbezirk der Stadt Pesth zum Deputirten gewählt. Als es sich um die Frage des Orts zur Eröffnung des Landtags handelte, erklärte er in einer Conferenz der Deputirten im pesther Comitatshause am 4. April, daß er gemäß der Beschlüsse von 1848 Pesth allerdings vorziehe, daß er aber auch nach Ofen gehen werde, wenn ihm keine andere Wahl freistehe. Und so wohnte er denn auch am 6. April der feierlichen Eröffnung des Landtags im Schlosse zu Ofen bei. Er handelte in diesem Falle nach seinem Grundsatze, daß man, und namentlich in so schweren, verhängnißvollen Zeiten, sich um Nebendinge nicht streiten, dagegen aber an dem Wesen der Sache um so fester halten müsse.

Franz Deák ist als Staatsmann nicht kühn, aber in vollem Maße kommt ihm das Prädicat eines Weisen zu. An Tiefsinn und Fernblick in politischen Angelegenheiten überragt ihn keiner seiner Vaterlandsgenossen, und seine Vorhersagungen in dieser Beziehung haben immer zugetroffen. Seine Thätigkeit hat den Frieden und die Ordnung zur Grundlage, und wo diese aufhören, wo die Revolution und der Waffenkampf beginnen, da hört auch seine Wirksamkeit auf. Vielleicht hätte er in der Umwälzung von 1848 seinem Vaterlande ein Retter werden können, wenn er mit der Weisheit mehr Kühnheit verbunden hätte. Doch würde man einen großen Irrthum begehen, wenn man in Deák einen Staatsmann von schwächlicher Nachgiebigkeit sehen wollte. Er hält auf seinem Gebiete unverbrüchlich fest an dem, was seiner Überzeugung nach das Rechte und Wahre ist. Er vertheidigt jeden Fuß breit sein Terrain; er ermüdet seinen übermächtigen Gegner, indem er, statt denselben zu reizen, mit ruhiger und zäher Opposition sich ihm entgegenstellt; er drängt den Gegner durch Hinweis auf Recht, Vernunft und Gesetz in eine Stellung, wo weiteres Widerstreben nur Schmach und Spott mit sich führen würde. Aus seinen vielen und glänzenden Staatsreden leuchtet ein tiefzusammenhängendes und wohldurcharbeitetes politisches System hervor, in welchem sich die großen Grundsätze der Freiheit und Ordnung in voller Harmonie begegnen.

Als Redner ist Deák stets zu den Zierden des ungarischen Landtags gerechnet worden. Seine Beredsamkeit hat zwar nichts von jenem flammenden Feuer und schwungvollen Pathos, wie man es an Kossuth und Szemere bewunderte, aber sie ist klar, scharf, gründlich, erwärmend und überzeugend, wie es die Rede des großen Canning war.

Als Jurist und Gesetzgeber endlich ist Deák unstreitig die größte Autorität in seinem Vaterlande: er besitzt alle Eigenschaften in vollem Maße, welche zu diesem Berufe gehören. Keiner hat es so wie er in der Gewalt, Gesetze klar und scharf zu formuliren, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen, die logische Ordnung der Bestimmungen festzustellen, Einheit, Zusammenhang und System in das Ganze zu bringen. Glänzende Zeugnisse seiner Leistungen dieser Art sind z. B. das unter seiner Mitwirkung entstandene Strafgesetz, die Geschworenengerichtsordnung, die Urbarialgesetzvorlage u. s. w.

Mit den Eigenschaften und Verdiensten des Staatsmanns und des Patrioten verbindet Deák zugleich die Vorzüge eines durch und durch humanen Charakters. Seine Gerechtigkeitsliebe, Uneigennützigkeit und Biederkeit sind allgemein anerkannt. Alle namhaften Vereine und Gesellschaften des Landes haben ihn zum Zeichen ihrer Verehrung und Hochachtung in den Kreis ihrer Verwaltungsräthe und Vertrauensmänner gezogen. Seine äußere Erscheinung verräth nicht die Spuren der Anstrengungen und wechselvollen Eindrücke, die er im Dienste des Vaterlandes erlebt. Mehr als mittelgroß und wohlbeleibt, erfreut sich der jetzt Achtundfunfzigjährige männlicher Frische und Behendigkeit. Sein Gesicht, von gesünder Röthe belebt, mit ausdrucksvollen, durchdringenden, von borstigen Brauen überschatteten Augen, mit hoher freier Stirn, ist ein Spiegel seiner offenen Seele und seines festen Charakters. Sein Auftreten und Benehmen zeigt den echten Altungar, den Typus des wahren ungarischen Edelmanns aus der vormärzlichen Zeit. In der Conversation ist Deák stets lehrreich und gehaltvoll, dabei aber auch gemüthlich, anziehend, oft witzig und voll treffender Bemerkungen. Er besitzt die Neigung, Anekdoten zum besten zu geben, und wird hierin gleich Kant durch ein starkes Gedächtniß und ein sehr umfängliches Wesen unterstützt. Seiner Confession nach ist er Katholik. In seinem Privatleben zeigt er sich einfach, anspruchslos, theilnahmsvoll und ungemein wohlthätig. Er ist nicht vermählt und führt als Junggesell, der Ungarn seine Braut nennt, ein ganz bescheidenes Haus. Einen Theil des Jahres bringt er auf Ausflügen und Reisen zu, aber den Sommer hindurch hält er sich in Pesth auf, wo er im Hotel zur Königin von England einige Zimmer bewohnt. Seine Muße ist meist der wissenschaftlichen Lectüre und der Theilnahme an der Verwaltung öffentlicher Institute (der Ungarischen Akademie, des Landwirthschaftlichen Vereins u. dgl.) gewidmet. Vor einigen Jahren übernahm Deák die Vormundschaft der Kinder des ganz mittellos verstorbenen ungarischen Dichters Vörösmarty, des Sängers der Nationalhymne „Szózat“, und sammelte für dieselben durch patriotische Beiträge die Summe von 100000 Fl.

Michaïl Petrowitsch Pogodin,
russischer Historiker.

Dieser fleißige russische Geschichtschreiber, der namentlich als Forscher im Gebiete der slawischen Alterthumskunde Beachtung verdient, ist zu Moskau am 11. (22.) Nov. 1800 geboren. Seine erste Erziehung erhielt er im väterlichen Hause, wo er frühzeitig einen Hang zur Lectüre entwickelte, der zunächst durch die patriotischen Rhapsodien Glinka's, die sentimentalen Erzählungen Shukowskij's und die aus dem Deutschen übersetzten Theaterstücke Kotzebue's und Romane August Lafontaine's befriedigt wurde. In seinem elften Jahre ward er einer Pensionsanstalt übergeben, in der er sich mit den Anfangsgründen der französischen, deutschen und lateinischen Sprache bekannt machte und in seinen literarischen Neigungen durch eine im Hause befindliche Buchdruckerei bestärkt wurde, für welche er, kaum zwölfjährig, seine erste schriftstellerische Arbeit, die Übersetzung eines deutschen Schauspiels: „Julia Hargrave", lieferte. Die Annäherung der Franzosen verscheuchte die Pogodin'sche Familie aus Moskau; bei ihrer Rückkehr fand sie ihr Haus in Asche, ihr Vermögen geraubt, und mußte bei einer Verwandten im Dorfe Grusiny Zuflucht suchen. Hier setzte der junge Michaïl unter der Leitung Woskressenskij's, nachherigen Professors der Philosophie an der Universität Kasan, das Studium des Lateinischen und anderer Wissenschaften fort und verwandte seine ganze Muße auf das Lesen der Zeitungen, welche damals voll von den Erfolgen der russischen Waffen im Auslande waren und ihn zu verschiedenen patriotischen Poesien begeisterten. Um diese Zeit fielen ihm die Werke Karamsin's in die Hände, die einen tiefen Eindruck auf ihn hervorbrachten und für seine künftige Laufbahn entscheidend wurden. Von seinem vierzehnten Jahre an besuchte er das moskauer Gymnasium, in welchem besonders der deutsche Lector Leibrecht auf seine Bildung einwirkte, und aus welchem er im August 1818 nach einem glänzenden Examen zur Universität überging.

Die älteste unter den Hochschulen Rußlands, ist die Universität Moskau auch diejenige, welche von jeher die tüchtigsten Lehrkräfte aufzuweisen hatte. In jener Zeit las Tscherepanow über allgemeine und russische Geschichte, Mersläkow über die Theorie der Literatur und Beredsamkeit, Timkowskij über lateinische Literatur, Ulrichs über deutsche, Gawrilow über slawische, Boldyrew über hebräische Alterthümer, Katschenowskij über Kunst und Archäologie, Heym über Statistik, Kamenezkij über Geographie. Am meisten fühlte sich Pogodin von den Vorträgen Mersläkow's angezogen, der zwar noch an den alten ästhetischen Traditionen festhielt, aber sie durch geistvolle und sinnige Auffassung belebte. Indeß fing die Romantik schon an, den Pseudoclassicismus zu verdrängen, und trotz der Autorität Mersläkow's wurde Byron und sein Nachahmer Puschkin von den moskauer Studenten mit Begierde gelesen. Die Lieblingsschriftsteller Pogodin's waren Wieland und Schiller, Goethe und Herder, und von den Franzosen Frau von Staël und Châteaubriand, dessen „Génie du Christianisme" er ins Russische übertrug. Durch einen ältern Commilitonen wurde er auf Schlözer's „Commentar zu Nestor" aufmerksam gemacht, der ihm zuerst das Feld der historischen Kritik eröffnete und Geist und Methode seiner spätern Beschäftigungen bestimmte. Von Heym aufgemuntert, übersetzte er Nitzsch's „Alte Geographie" aus dem Deutschen und gab auf Veranlassung Dawydow's, der dem verstorbenen Timkowskij im Lehrstuhl der römischen Literatur gefolgt war, die Oden des Horaz mit den Erläuterungen Jahn's und Mitscherlich's heraus, welche beide Werke auf Kosten der Universität gedruckt wurden. Auch begann er bereits als Student seine journalistische Thätigkeit mit Beiträgen zum „Wjestnik Ewropy", der, von Karamsin gegründet, noch immer den ersten Rang unter den russischen Zeitschriften behauptete.

Nach Beendigung des dreijährigen Universitätscursus vertiefte sich Pogodin ganz in das Studium Schlözer's und Nestor's, über die er von Zeit zu Zeit Bemerkungen in dem „Wjestnik" veröffentlichte. Diese Aufsätze, denen sich eine Übersetzung von Thunmann's Schrift über die Chasaren anschloß, erwarben ihm die Freundschaft des Grafen Rumjanzow, der mit ihm in Briefwechsel trat und ihm die Bearbeitung von Dobrowsky's Abhandlung über die Slawenapostel Cyrill und Method auftrug. Eben damals hatte Katschenowskij, der Redacteur des „Wjestnik", ein gelehrter, aber zu Paradoxen geneigter Mann, seine Theorie von der chasarischen Abkunft der Warägerrussen aufgestellt, gegen welche sich Pogodin mit aller Entschiedenheit erklärte. Zur Widerlegung derselben schrieb er einen Artikel, den er an den „Wjestnik" ein-

sandte, dessen Abdruck aber verweigert wurde und den er später zu seiner Magisterdissertation „Über den Ursprung der Russen" erweiterte. So begann eine literarische Fehde, die auch nach dem Tode Katschenowskij's fortdauerte und 30 Jahre lang die russischen Historiker in zwei Parteien spaltete. Es handelte sich hauptsächlich darum, ob Rurik und seine Begleiter von Norden, wie Pogodin in Übereinstimmung mit Schlözer und Karamsin behauptete, oder von Süden, wie Katschenowskij meinte, eingewandert seien, um die Glaubwürdigkeit der Nestor'schen Chronik, die von Katschenowskij bezweifelt und von Pogodin vertheidigt wurde, um die Echtheit der „Russkaja Prawda" (der ersten, angeblich von Jaroslaw erlassenen, russischen Gesetze) und anderer alten Documente. An diese Streitfragen knüpften sich viele andere, die mit großer Erudition und noch größerer Leidenschaftlichkeit erörtert wurden.

Die Dissertation „Über den Ursprung der Russen" wurde 1825 von Pogodin in einer öffentlichen Sitzung der Universität vertheidigt und erregte allgemeines Aufsehen. Karamsin, Wostokow, Köppen gaben dem Verfasser ihren Beifall zu erkennen; der berühmte Akademiker Krug wünschte ihn zu seinem Adjuncten zu haben. Indeß kam seine Berufung nach Petersburg nicht zu Stande; dagegen ward er 1828 zum Adjunct-Professor der Geschichte an der moskauer Universität erwählt, wo er schon seit 1821 die Geographie in dem bei der Universität befindlichen adelichen Institut und seit 1825 die Weltgeschichte den Studenten des ersten Cursus vorgetragen hatte, für die er seine „Historischen Aphorismen" schrieb, welche 1836 im Druck erschienen und von Göring ins Deutsche übersetzt wurden. Im Jahre 1833 erhielt er die ordentliche Professur der allgemeinen Geschichte mit dem Titel eines Hofraths, und im Jahre 1835 ward er endlich zu dem mit seinen Neigungen am meisten übereinstimmenden Katheder der russischen Geschichte berufen.

In allen diesen Ämtern entwickelte er eine außerordentliche und höchst ersprießliche Thätigkeit. Um den Mangel an guten Geschichtswerken in russischer Sprache abzuhelfen, ließ er unter seiner Aufsicht Robertson's „Geschichte Karl's V.", Villers' „Geschichte der Reformation", Desmichel's „Geschichte des Mittelalters", Guizot's „Geschichte der Civilisation in Frankreich" u. s. w. von den Studirenden übersetzen, und übertrug selbst Schlözer's „Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder" (2 Bde., Moskau 1829—30) und Heeren's „Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der Alten Welt" (2 Bde., 1835—37). Von 1837 an gab er eine „Allgemeine historische Bibliothek" heraus, von der nach und nach 20 Theile erschienen, in welchen, vorzugsweise nach deutschen Quellen, die Geschichte Preußens, Sachsens, Neapels, Siciliens, der Lombardei, Schwedens und der Hansa erzählt wurde. Auch die schöne Literatur fand an ihm einen eifrigen Pfleger. Nachdem er 1825 in Verbindung mit seinem Freunde Schewyrew das literarische Taschenbuch „Urania" herausgegeben, redigirte er von 1827—30 den „Moskowskij Wjestnik", an welchem, außer Schewyrew, Puschkin, Wenewitinow, Fürst Odojewskij und andere bekannte Schriftsteller theilnahmen, veröffentlichte 1828 eine Übersetzung des „Götz von Berlichingen", 1831 das historische Trauerspiel „Marfa Possadniza", 1833 drei Bände „Novellen" und 1835 eine dramatisirte „Geschichte des Pseudo-Demetrius". Eine Tragödie „Peter I." und eine zweite über Boris Godunow sind Manuscript geblieben. Indeß waren dies alles nur Nebenbeschäftigungen, mit welchen er die Zwischenräume seines angestrengten Studiums der russischen und slawischen Alterthümer ausfüllte, dessen Resultate er in zahlreichen größern und kleinern Abhandlungen niedergelegt hat. Zu ihnen gehören die „Untersuchung über den Charakter Johann's des Schrecklichen" (1828), „Über die Theilnahme Godunow's an der Ermordung des Zarewitsch Demetrius" (1829), die vortreffliche „Untersuchung über die Nestor'sche Chronik" (1836), ein „Compendium der russischen Geschichte" für Gymnasien (1835) und für Kreisschulen (1838), eine Beleuchtung des „Mjestnitschestwo oder des Rangwesens im alten Rußland" (1838) und die interessanten „Proben slawischer Paläotypie" (2 Hefte, 1840—41). Ihm verdankt man die Herausgabe von Kirilow's „Statistischer Beschreibung Rußlands unter Peter dem Großen" (1831), der höchst merkwürdigen, aus demselben Zeitalter datirenden „Memoiren Possoshkow's" (1841—42), der „Pskower Chronik" (1837) und der „Gesandtschaftsregister Litauens unter der Regierung Sigismund August's" (1843). Um die von ihm selbst gesammelten und aus allen Theilen Rußlands und des slawischen Auslandes zufließenden historischen und literarischen Materialien dem Publikum zugänglich zu machen, gründete er 1841 das Journal „Moskwitjanin", das lange zu den geschätztesten wissenschaftlichen Organen Rußlands zählte, aber bei den an leichtere Kost gewöhnten Lesern wenig Anklang fand und 1856 mit dem funfzehnten Jahrgang eingehen

mußte. Ferner erschien unter der Redaction Pogodin's 1844 das historische Collectaneum (Sbornik) der Gesellschaft für russische Geschichte und Alterthümer, für welche er auch Arzybyschew's „Chronikſammlung" edirte; andere Arbeiten von ihm sind in den gelehrten „Denkschriften der moskauer Universität", der „Moskauer Zeitung", dem von Puschkin und Pletnew herausgegebenen „Sowremennik", dem „Journal des Ministeriums der Volksaufklärung", dem „Moskauer Teleskop" Nadeshdin's u. s. w. zerstreut. Von seinen Übersetzungen verdienen besonders Gustav Evers' „Kritische Vorarbeiten zur Geschichte der Russen" (2 Thle., 1826) und der erste Band von Dobrowsky's „Institutiones linguae slavonicae dialecti veteris" (1833; den zweiten übersetzte Schewyrew) Erwähnung, denen sich noch vielfache unter seiner Leitung oder auf seine Veranlassung in russischem Gewande erschienene Werke von ausländischen Forschern im Gebiete seiner Lieblingswissenschaften, wie die Untersuchungen Bayer's über altrussische Geschichte, Evers' „Ältestes russisches Recht", Hüllmann's „Geschichte des byzantinischen Handels", Schafarik's „Slawische Alterthümer" u. s. w. anschließen.

Die Hauptaufgabe, welche Pogodin sich erwählt hatte, war eine Geschichte Rußlands zu schreiben, die durch ihren Stil ebensowol für die höchsten als die niedrigsten Klassen, für den gebildeten Weltmann wie für den intelligenten Bauer verständlich sein, zugleich aber dem gegenwärtigen Standpunkt der Kritik entsprechen und die Ergebnisse der seit Karamsin gemachten Entdeckungen und Untersuchungen in sich schließen sollte. In der Absicht sich diesem Unternehmen ungestörter zu widmen, gab er seine Stellung bei der Universität auf, um an der Ostsee, der Wiege des russischen Staats, in Kiew, dem Sitze der ersten Großfürsten, und in Sibirien, der Wohnstätte der Mongolen und Tataren, die verschiedenen Phasen seiner vaterländischen Geschichte an ihren Quellen zu studiren. Eine schwere Krankheit, die ihn infolge eines Beinbruchs befiel, und der Tod seiner Gattin (einer geborenen Wagner) vereitelten diesen Plan; seine erschütterte Gesundheit wiederherzustellen, entschloß er sich zu einer längern Reise ins Ausland. Schon früher hatte er zu wiederholten malen Deutschland, Frankreich, Italien und England besucht, in Berlin die Vorlesungen Ritter's, Böckh's, Ranke's, Savigny's gehört, in Kopenhagen an der Hand Finn Magnusen's und Rafn's die skandinavischen Alterthümer gemustert und den letzten dieser Ausflüge in einem eigenen Werke: „God w'tschushich stranach" (Moskau 1844), beschrieben; im Jahre 1846 schiffte er sich nach Stettin ein, um dort über Marienbad und Teplitz nach der Donau zu eilen und sich an Ort und Stelle mit dem Leben der südslawischen Völker bekannt zu machen. In Pesth hatte er eine Zusammenkunft mit Kolár, verlebte in Karlowitz mehrere Tage bei dem Metropoliten Rajatschitsch und lernte in Belgrad die Häupter der serbischen Bewegung, Simitsch, Wutschitsch, Petroniewitsch, Garaschanin und andere kennen, welche Bekanntschaften er 1849 auf einer abermaligen Reise erneuerte, während der er genaue Nachrichten über den Zustand der Slawen in Österreich nach den Ereignissen des Revolutionsjahres 1848 einsammelte, die von ihm in „Politischen Briefen" veröffentlicht wurden. Im Sommer 1856 war er von neuem in Ems, Ostende, Stuttgart, Prag und Wien, und schiffte die ganze Donau von ihren Quellen bis zur Mündung hinab. Noch umfassendere Streifzüge unternahm er in seinem eigenen Vaterlande. Von der polnischen Grenze bis Kasan und Simbirsk, von Wologda und dem Bjelo-Osero bis Kleinrußland und Odessa gab es kaum einen Punkt, den er nicht besichtigt, die Schauplätze der wichtigsten Begebenheiten in Augenschein genommen und in Klöstern und Archiven nach seltenen Urkunden und Überresten des Alterthums geforscht hätte. Ein Hauptzweck dieser Reisen war die Bereicherung der schon frühzeitig von ihm angelegten Sammlung von russischen und slawischen Alterthümern, für die er weder Mühe noch Kosten scheute und die im Verlauf eines Vierteljahrhunderts Dimensionen erreichte, die sie als einzig in ihrer Art dastehen ließen.

Der Ursprung der Pogodin'schen Sammlungen fällt mit dem Tode des Kanzlers Rumjanzow (1826) und der Erwerbung der slawischen Manuscripte und Incunabeln des Grafen Tolstoy durch den Staat zusammen. Diese beiden Magnaten hatten durch reichliche Bezahlung den Eifer für die Aufsuchung von Alterthümern angeregt; als aber der eine starb und der andere aufhörte seine Collectionen zu vermehren, begannen die Händler sich vorzugsweise an Pogodin zu wenden, dessen archäologisches Museum (Drewlechranilischtsche) bald in ganz Rußland berühmt wurde. Zur Vergrößerung desselben trug sowol die begeisterte Liebe des Sammlers für das slawische Alterthum, als die Thätigkeit seiner zahlreichen Correspondenten bei. Nicht nur wurden alle Gegenstände, die einzeln auf den Jahrmärkten und in den Hauptstädten Rußlands und Polens zum Verkauf ausgeboten wurden, augenblicklich für das Museum erworben, sondern es ward auch durch ganze Sammlungen, wie durch die Bibliotheken Laptjew's, Bolschakow's, Filatow's und

Sandunow's, das Münzcabinet Medynzew's, die Papiere Stählin's, Stritter's, Golikow's, Kalaidowitsch's, des Admirals Schischkow und des gelehrten Ruthenen Chodakowski, die von dem Akademiker Strojew auf seiner archäologischen Expedition gesammelte Reihe von Manuscripten und die von Spaßkij aus den sibirischen Hunnengräbern zu Tage geförderten Alterthümer bereichert. Selbst die Raskolniks standen nicht an, ihre alten Druckwerke und Handschriften der Obhut Pogodin's zu übergeben. So bildete sich nach und nach eine Sammlung, wie sie sich kaum jemals in den Händen einer Privatperson befunden hatte und die durch die historische Wichtigkeit ihres Inhalts einen noch höhern Werth erhielt als durch den Reichthum und die Mannichfaltigkeit desselben. Sie bestand aus über 2000 Manuscripten, wovon 78 auf Pergament, ungefähr 1300 Büchern, worunter 600 in altslawischer Kirchenschrift, etwa 5000 Originaldocumenten und juridischen Acten, einer bedeutenden Anzahl Autographen von Mitgliedern der Zarenfamilie, einer Menge Papiere und Briefe von russischen Staatsmännern, Gelehrten und Schriftstellern, 200 gemalten und 600 gegossenen Heiligenbildern, beinahe 2000 Münzen und Medaillen, Waffen und Zierathen aus Kurganen und finnischen Gruben, seltenen und merkwürdigen Geräthschaften, Porträts, Kupferstichen und Holzschnitten. Unter den Manuscripten befanden sich mehrere aus dem 10., 11. und 12. Jahrhundert, unter den Druckwerken nicht allein die ältesten Erzeugnisse der russischen, polnischen, serbischen Typographie, sondern auch eine kostbare Sammlung von venetianischen Ausgaben, die zum Theil von Pogodin selbst während seiner Reisen in Europa, zum Theil durch die Vermittelung Schafarik's, Hanka's und Wuk Stephanowitsch's angeschafft wurden. Überhaupt schloß das Museum über 200 Unica und Tausende von den seltensten Gegenständen in sich. Eine ähnliche Collection wieder zusammenzubringen, wäre entschieden unmöglich gewesen, und trotzdem drohte allen diesen Schätzen, die in einem hölzernen Privathause ohne genügende Schutzmittel untergebracht waren, immerwährende Gefahr, wozu der Umstand noch hinzukam, daß dergleichen Sammlungen nach dem Tode des Besitzers gewöhnlich zerstreut werden und verloren gehen. Diese Gründe veranlaßten Pogodin, sie der russischen Regierung anzubieten, welche sie 1852 für den Preis von 150000 Silberrubeln ankaufte und sie theils der großen kaiserlichen Bibliothek in Petersburg, theils den Kunstsammlungen der Eremitage und der Orusheinaja Palata in Moskau einverleibte, wobei der frühere Eigenthümer sich die Benutzung der Bücher und Handschriften vorbehielt, die ihm bei seinen gelehrten Beschäftigungen nöthig waren. Außerdem bestimmte er eine Summe von 5000 Silberrubeln zur Herausgabe eines Katalogs, für welchen er selbst schon die Data zusammengestellt hatte.

Im Besitze dieses reichen Materials, das ihm unerschöpfliche Quellen zu seinen wissenschaftlichen Forschungen darbot, konnte Pogodin unter den günstigsten Umständen seine Arbeiten im Fache der russischen Geschichte fortsetzen. Die Früchte derselben legte er in den „Issledowanija, samjetschanija i lekzii" (Untersuchungen, Erläuterungen und Vorlesungen) nieder, von welchen 1846 die drei ersten Bände erschienen. Sie enthielten zunächst die dem Publikum schon früher bekannte und mit dem Demidow'schen Preise gekrönte Monographie über Nestor's „Chronik", die aber durch neue Bemerkungen erweitert ward, welche die Authenticität derselben ins hellste Licht stellen. Pogodin beweist aus den Zeugnissen eines Photius, Masudi, Ibn-Fozlan, Liutprand, Konstantin Porphyrogenneta, Leo Diakonus, Ditmar von Merseburg, Cedrenus, daß die „Chronik" die Thatsachen so erzählt, wie sie sich wirklich zugetragen haben; er zeigt, daß sie keinesfalls später als zu Anfang des 12. Jahrhunderts geschrieben wurde, und daß sie allerdings von dem Mönche Nestor im Petscherakloster zu Kiew herrühre, der seine Berichte theils aus eigenen Erlebnissen, aus den Überlieferungen seiner Zeitgenossen und aus Klosterurkunden, theils aus bulgarischen und griechischen Jahrbüchern, den Sagen der Skandinavier und den slawischen Volksliedern geschöpft habe. Mit dieser Arbeit*) sind, wie es scheint, die Acten über die Glaubwürdigkeit der Nestor'schen Darstellung im großen und ganzen definitiv geschlossen. Im zweiten Bande der „Untersuchungen" behandelt der Verfasser die Abkunft der Waräger und liefert eine verbesserte und mit neuen Resultaten bereicherte Version seines jugendlichen Versuchs über diesen Gegenstand, worauf der dritte Band die Ereignisse und sonstigen Erscheinungen der ersten, warägischen oder normannischen Periode der russischen Geschichte schildert und die Anfänge der politisch-socialen Existenz Rußlands mit der von Westeuropa vergleicht. Im Jahre 1850 folgte ein vierter Band, der sich mit den Zeiten der Theilherrschaft beschäftigt, nach welchem

*) Sie erschien deutsch unter dem Titel: „Nestor, eine historisch-kritische Untersuchung über den Anfang der russischen Chroniken. Aus dem Russischen übersetzt von F. Löwe" (Petersburg 1844).

1854 in einem fünften, sechsten und siebenten die innern Kriege bis zur Tatareninvasion, die Unterjochung Rußlands durch die Nachfolger Dschingis-Khans und die Zustände, die sich aus derselben entwickelten, besprochen wurden. An diese Arbeiten, in welchen sich sein Plan einer kritischen Geschichte Rußlands verwirklicht, knüpft sich die „Untersuchung über die historischen Grundlagen des Leibeigenschaftsystems" (1858), die den Ursprung dieses Verhältnisses beleuchtet und die allmählichen Fortschritte und Modificationen desselben erörtert. Von großem Interesse ist ferner die von Pogodin 1860 herausgegebene „Untersuchung über den Proceß des Zarewitsch Alexis", welche hauptsächlich gegen die Darstellung Usträlow's in seiner „Geschichte Peter's des Großen" gerichtet ist und eine Ehrenrettung jenes unglücklichen Prinzen enthält. Auch mußte er noch einmal in einer Schrift: „Die normannische Periode der russischen Geschichte" (1859) seine Theorie von der Abkunft der Waräger gegen die von Kostomarow aufgestellte Hypothese vertheidigen, die ihre Heimat im litauischen Zmud oder Samogitien sucht. Über diese Frage fand in Petersburg eine öffentliche Disputation zwischen beiden Gelehrten statt, die im Publikum lebhafte Theilnahme erregte, aber natürlich zu keinem andern Ergebniß führte, als daß jeder bei seiner Meinung blieb.

In politischer Beziehung huldigt Pogodin entschieden panslawistischen Ideen, die auch den Grundton seiner literarischen und publicistischen Wirksamkeit bilden. Als Redner hat er sich mehrfach mit Glück versucht; so 1845 bei Enthüllung des Karamsinmonuments in Simbirsk und 1855 bei der Begrüßung des von Sewastopel zurückkehrenden, damals so hoch gefeierten Generals Chrulew. Seit 1836 ist er Mitglied der russischen Akademie, seit 1841 ordentliches Mitglied der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften und seit 1852 Wirklicher Staatsrath. Im Jahre 1848 verlieh ihm die Universität Prag bei der Feier ihres fünfhundertjährigen Jubiläums die Würde eines Doctors der Philosophie.

Alexander Risos Rangawis,

neugriechischer Staatsmann und Gelehrter.

Alexander Risos Rangawis, ein als politischer Charakter, Gelehrter und Dichter ausgezeichneter Neugrieche, wurde im Jahre 1810 in Konstantinopel aus einer von den in der Geschichte des neuen Griechenland im allgemeinen hinlänglich bekannten Fanariotenfamilien geboren und folgte noch im Knabenalter 1818 seinen Ältern nach der Walachei, wo sein Vater, Neffe des damaligen Hospodars derselben, Alexander Sutsos, eine der vornehmsten politischen Stellungen als dessen Protospathar (erster Adjutant) bekleidete. Nachdem die griechische Revolution in den Donaufürstenthümern infolge des Einmarsches des Fürsten Alexander Ypsilantis in die Moldau im März 1821 ausgebrochen war, verblieb Rangawis der Vater in der Nähe Ypsilantis', während die übrige Familie über Kronstadt nach Odessa flüchtete, wo Alexander Rangawis anfangs das dasige Lyceum besuchte. Da er mit der fremden Disciplin daselbst sich nicht befreunden konnte, auch sein Vater dieselbe misbilligte, verließ er sehr bald wieder diese Anstalt und erhielt die gelehrten Griechen Gennadios, Kleobulos und Wardalachos zu Lehrern. Schon damals beschäftigte er sich vielfach mit Poesie und übersetzte unter anderm auch den „Mahomed" von Voltaire in Verse, in welcher Gestalt dann auch das Stück auf dem Theater von Odessa aufgeführt ward. Im Jahre 1825 wurde der junge Rangawis nach Deutschland, und zwar nach München geschickt, um unter der Aufsicht von Friedrich Thiersch seine höhern wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Indeß wandte er sich, da damals der griechische Unabhängigkeitskampf noch fortdauerte, sehr bald dem Studium der Kriegswissenschaften zu, und König Ludwig von Baiern verfügte seinen Eintritt in die Kriegsschule zu München, was dann auch andere junge Griechen veranlaßte, ein Gleiches zu thun. Hier blieb Alexander Rangawis zwei volle Jahre. Nach seinem Austritt als Fähnrich ging er zur Artillerie über, in die er, um den Dienst in allen seinen einzelnen Theilen genau kennen zu lernen und zugleich die nöthige Zeit zum Besuche der Vorlesungen an der Universität München zu gewinnen, als gemeiner Soldat eintrat. Er übersetzte damals mit seinem Studiengenossen S. Sutsos die „Probleme der Arithmetik und Algebra" von Mayer Hirsch, die dann auch später, durch Zusätze vermehrt, in Athen in zwei Bänden 1834 erschienen.

Gegen Ende des Jahres 1829 ging er, mit dem Grade eines Lieutenants der bairischen Armee und mit einem eigenhändigen Empfehlungsschreiben des Königs Ludwig an den Präsi-

denten Kapodistrias versehen, nach Griechenland, wo er anfangs unter Dimitrios Ypsilantis an den Kriegsunternehmungen selbst theilzunehmen wünschte. Indeß ward letzterer bald nachher zurückberufen, und sein Heer löste sich auf. Rangawis trat daher zum Dienst in der griechischen Artillerie, namentlich auch an der Kriegsschule, ein. Allein, da ihm der Kriegsdienst im Frieden nicht zusagte, nahm er schon nach einigen Monaten seinen Abschied und lebte nun für sich, mit philologischen Arbeiten und wissenschaftlichen Studien beschäftigt. Nach der Ermordung des Präsidenten Kapodistrias im October 1831 folgte er der constitutionellen Partei ins Lager des Kolettis nach Megara und Perachora, wo er zu der geringen Anzahl derjenigen Beamten gehörte, welche der damaligen Provisorischen Regierung zugethan waren. Namentlich war es Rangawis, welcher derselben seine ganze Thätigkeit und Zeit widmete. Nachdem die constitutionelle Partei in Nauplia ihren Einzug gehalten und die Anhänger des Kapodistrias sich zurückgezogen hatten, die neue Regierung jedoch Ämter und Würden verschwenderisch vertheilte, zog sich Rangawis aus der Öffentlichkeit zurück. Erst als Risos Nerulos zum Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts bestimmt worden war, übernahm er in dessen Verwaltung das Amt eines Departementschefs für den Unterricht. Bei der damaligen Verwirrung und Unordnung der innern Angelegenheiten Griechenlands konnte es hauptsächlich nur darauf ankommen, die noch vorhandenen Reste der bisher bestandenen Unterrichtsanstalten zu erhalten, und bis zur Ankunft des Königs dafür Sorge zu tragen, daß das, was zur Zeit theils für den untern, theils für den mittlern Unterricht geschehen war und geschah, nicht der gänzlichen Auflösung anheimfalle. In diesem Sinne und zu solchem Zwecke war Rangawis eifrig bemüht, die Interessen des öffentlichen Unterrichts zu pflegen, und auch die Regentschaft ließ ihn in dieser Stellung. Erst später trat er zu Gunsten seines Freundes K. Schinas, des Schwiegersohns von Savigny's, freiwillig zurück, indem er sich mit dem Posten eines Ministerialsecretärs im Departement des Cultus und öffentlichen Unterrichts begnügte, übrigens hierbei zuerst diesen Dienstzweig nach deutschen Mustern organisirte. In dieser Hinsicht machte er sich namentlich um das aus der Zeit des Kapodistrias her bestehende, vielfach herabgekommene Waisenhaus auf der Insel Ägina verdient, das er auf einer angemessenern und festern Grundlage wiederherstellte. Als jedoch Schinas nach einem Jahre zum Minister des Cultus und öffentlichen Unterrichts ernannt ward, gab dieser die Stelle des ersten Ministerialraths in jenem Ministerium wiederum an Rangawis ab, und letzterer behielt demgemäß die oberste Leitung des Unterrichtswesens bis zum Jahre 1840. Während dieser Zeit war seine Sorge vorzüglich auf die Errichtung der sogenannten hellenischen Schulen (einer Art höherer Bürgerschulen, an denen das Studium der altgriechischen Sprache den hauptsächlichsten Gegenstand des Unterrichts ausmacht), der Gymnasien und der Universität in Athen gerichtet. Vornehmlich die Errichtung der Universität und die Ausarbeitung der Statuten derselben, wobei die Ansichten und Grundsätze nicht Weniger in Griechenland, sogar im Schose der Regierung selbst ihm entgegen waren, machte ihm viel zu schaffen. Indeß gelang es ihm doch, das System des höhern Unterrichts theils in festen Grundbestimmungen für die hellenischen Schulen und Gymnasien, theils provisorisch für die Universität einzuführen. Infolge jener Stellung war Rangawis auch bei Errichtung einer, die Zwecke und Interessen der Volksbildung zum Hauptgegenstande ihrer Thätigkeit machenden und noch gegenwärtig bestehenden Gesellschaft in Athen (φιλεκπαιδευτικὴ ἑταιρία), sowie bei Begründung der Archäologischen Gesellschaft besonders wirksam. Er war zugleich mit Risos Nerulos einer der eigentlichen Gründer der letztgenannten Gesellschaft und bekleidete das Amt ihres Secretärs von 1837—52. Im Jahre 1841 ward Rangawis zum Director der königlichen Druckerei ernannt, und als solcher ließ er es sich besonders angelegen sein, zuerst für Anschaffung des nöthigen Materials zum Druck archäologischer Gegenstände zu sorgen. Im Jahre 1842 wurde er Ministerialrath im Ministerium des Innern, und in dieser Stellung war ihm namentlich die Ausarbeitung von Gesetzen, besonders das über Einrichtung der Bürgerwehr übertragen. Allein im Jahre 1844 sah er sich als ἑτερόχθων (Nichteingeborener) des Dienstes entsetzt. Dagegen erhielt er 1845 die Professur der Archäologie an der Universität Athen, die bis zum Jahre 1843 L. Roß bekleidet hatte. Seine Vorträge erstreckten sich über die Geschichte der Kunst sowie über die der griechischen Staatsverfassungen und über Inschriften. Im Jahre 1850 vertrat er die Universität Athen bei der in Schottland stattfindenden Versammlung der Universitäten, auch war er in jener Zeit mehrere Jahre lang Mitglied und Secretär des Gemeinderaths von Athen. Am 15. Febr. 1856 trat er als Minister des Äußern in das Ministerium, nachdem dasselbe Trikupis, der griechische Gesandte in London, nicht angenommen hatte, und zugleich übernahm er auch den Vorsitz im Ministerrathe. Diesen Posten bekleidete er bis Ende Mai

1859, während er zugleich auch seine Vorlesungen als Professor der Universität fortsetzte. Im Jahre 1856 ward er für die Universität als Vertreter in die Kammer der Abgeordneten gewählt, worauf er 1859 wieder zu seiner Professur zurückkehrte.

Neben dieser seiner öffentlichen, meist politischen Wirksamkeit entwickelte jedoch Rangawis auch eine bedeutende literarische Thätigkeit, und er war zugleich auf mehreren Gebieten, in Prosa und Poesie, als Originalschriftsteller und als Übersetzer außerordentlich thätig. Unter demjenigen, was von ihm bereits gedruckt worden ist, befindet sich eine griechische Chrestomathie (in 5 Bänden), eine französische Encyklopädie, ein französisch-griechisches Wörterbuch (2 Bde.), eine griechische Geschichte (für Schulen), geometrische Probleme; ferner zwei Bände Dichtungen („Διάφορα Ποιήματα", Athen 1837 und 1840), drei Bände Erzählungen („Διάφορα Διηγήματα", Athen 1855, 1857 und 1859) und anderes. Ausgezeichnet hat er sich besonders als Dichter, theils im Trauerspiel („Φροσύνη" und „Ἡ παραμονή"), theils im Lustspiel („Τοῦ Κουτρούλη ὁ γάμος", Athen 1845, zweite Ausgabe, 1857), theils im Epos („Ὁ Λαοπλάνος"), und als Archäolog durch seine „Antiquités helléniques" (2 Bde., Athen 1842 und 1855), die namentlich Inschriften enthalten, wie durch seine Reisen nach Arkadien und nach Euböa. Außerdem hat er vieles aus fremden Sprachen (z. B. Campe's „Entdeckung Amerikas" und „Robinson"), auch Poetisches (z. B. altgriechische Trauerspiele und Lustspiele, einzelne Gesänge der Homerischen Odyssee und der „Gerusalemme liberata" sowie kleinere Dichtungen von Schiller, Goethe u. s. w.) übersetzt. Schiller's „Kabale und Liebe" ward sogar nach seiner Übersetzung vor einigen Jahren in Athen öffentlich aufgeführt. Als Dichter und poetischer Übersetzer unternahm er es auch, den Hexameter in die neugriechische Poesie einzuführen, aber freilich nicht unter Beobachtung der Gesetze der altgriechischen Poesie und der ihr zu Grunde liegenden Quantität der Silben, sondern unter willkürlicher Behandlung der Silben meist nach dem Accent und nach Art anderer moderner Sprachen. In dieser Weise ist seine Übersetzung des ersten Gesanges der Odyssee (im zweiten Bande der „Ποιήματα") gehalten. Seine obengenannte Komödie „Τοῦ Κουτρούλη ὁ γάμος", in welcher der Dichter in gewisser Hinsicht die politische Tendenz der altattischen Komödie verfolgt, ist zugleich das erste neugriechische Lustspiel, worin Chöre vorkommen, wennschon hier der Chor gegen den Charakter des altgriechischen Chors an der Handlung selbst einen zu großen Antheil nimmt. Auch in metrischer Beziehung ist dieses Lustspiel bemerkenswerth, nicht blos weil Rangawis auch hier die Ansicht festhält, daß Accent und Quantität der Silben eins sei, und er sich darin gefällt, sie zur Geltung zu bringen, sondern weil er hier fast alle Versmaße der alten Metrik, sogar mit großem Glück die der Aristophanischen Chöre, anwendet. Der Dichter zeigt auch hierbei ein seltenes Geschick und besondern Geschmack in der Handhabung der Sprache sowie in der Wirkung auf die Thränendrüsen und Lachmuskeln der Leser.

Jedenfalls ist Rangawis einer der gelehrtesten, tiefwissenschaftlich gebildeten Griechen der Gegenwart, und wie er in seiner politischen Laufbahn mit Aufrichtigkeit die nationalen Interessen des Landes und Volks zu vertreten bemüht gewesen, ebenso zeigt er sich auch als Mensch wegen seines Charakters in hohem Grade achtbar. Seine wissenschaftlichen Verdienste fanden namentlich auch im Auslande vielfache Anerkennung, indem er von den gelehrten archäologischen und historischen Gesellschaften der einzelnen Länder Europas zum Mitgliede ernannt, auch von einigen Regierungen mit Orden ausgezeichnet wurde.

Manfredo Fanti,

italienischer General und Kriegsminister.

Unter den Männern, welche für die italienische Revolution eine bedeutende Thätigkeit entwickelt haben, steht der General Manfredo Fanti mit in erster Reihe. Derselbe wurde 1810 zu Carpi, einem Städtchen im Modenesischen, geboren und widmete sich frühzeitig der militärischen Laufbahn. Er trat 1825 in die Ingenieurschule zu Modena und verließ diese Anstalt fünf Jahre später als Ingenieurlieutenant der modenesischen Armee. Von Freiheitsdrang und Vaterlandsliebe beseelt, überdies höchst thatkräftig, schloß er sich der revolutionären Bewegung an, welche am 4. Febr. 1831 zu Bologna ausbrach und sich rasch in Modena, Parma, der Romagna bis Ancona hin verbreitete. Die österreichische Regierung ließ jedoch ohne weiteres eine Armee

unter General Frimont in Centralitalien einrücken, vor der sich die Insurrection, an deren Spitze General Zucchi stand, nicht halten konnte. Es fehlte an erfahrenen Führern, an Kriegsmitteln sowie an einem für die Sache begeisterten Volke. Am 25. März kam es auf dem Rückzuge bei Rimini zu einem Gefecht, in welchem die Insurrectionsarmee österreichischer Übermacht und ihrer eigenen Ohnmacht erlag. Der Rest wandte sich nach Ancona und capitulirte hier, während Zucchi, Fanti und viele andere Offiziere zu Schiffe über das Meer zu entfliehen suchten. Der österreichische Admiral Bandiera holte jedoch die Fliehenden ein und brachte sie nach Venedig, von wo aus Fanti mit seinen Schicksalsgenossen nach Kufstein in Tirol abgeführt wurde. Frankreich verwandte sich indessen für die Unglücklichen und bewirkte, daß dieselben, mit Ausnahme Zucchi's, im Jahre 1832 in Freiheit gesetzt wurden. Die meisten traten in französische Dienste. Fanti ward in der Eigenschaft eines Genieoffiziers dem General Fleury unterstellt und bei den Befestigungsarbeiten zu Lyon verwendet. Im Jahre 1835 verließ er aber den französischen Dienst und ging nach Spanien, wo er seinen Degen der constitutionellen Sache widmete und gegen Don Carlos kämpfte.

Als im Jahre 1848 die Revolution in Italien ausbrach, war Fanti bereits Oberst im spanischen Generalstabe zu Madrid. Er gab diese Stellung sofort auf und eilte nach Italien, wo ihn die Provisorische Regierung in Mailand zum Generalmajor und Chef des Kriegsdepartement ernannte. Nach der Niederlage der Piemontesen bei Custozza und Volta wurde Fanti Mitglied der lombardischen Vertheidigungscommission und Chef sämmtlicher lombardischer Regimenter. Als König Karl Albert nach seinem nichts weniger als strategischen Rückzuge auf Mailand dennoch am 3. Aug. unter den Mauern dieser Stadt bei Gambaloita das Waffenglück gegen die Österreicher nochmals versuchte, ließ Fanti die lombardischen Truppen an dem Kampfe nicht theilnehmen, wahrscheinlich weil er die Sache des Königs für gänzlich verloren hielt. Dagegen aber vertheidigte er energisch in der Nacht vom 4. zum 5. Aug., wo die Räumung Mailands durch die Piemontesen bevorstand, die Person des Königs im Palast Greppi gegen die andringende Volkswuth. Aus Dankbarkeit dafür ward er während des Waffenstillstandes von 1848—49 als Generalmajor in die königlich sardinische Armee aufgenommen.

Im Feldzuge von 1849 befehligte Fanti eine Brigade in der aus Flüchtlingen und freiwilligen Patrioten bestehenden lombardischen Division, an deren Spitze der General Ramorino stand. Letzterer wurde, weil er den Poübergang bei La Cava nicht vertheidigt und so dem Einmarsche der Österreicher in Piemont Vorschub geleistet, vor ein Kriegsgericht gestellt und erschossen, worauf Fanti den Oberbefehl über die Division erhielt. Auch dieser mußte sich einer kriegsrechtlichen Untersuchung unterwerfen, konnte sich aber schon durch die Aussage rechtfertigen, daß er kein selbständiges Commando geführt, sondern von den Befehlen seines Vorgesetzten abhängig gewesen. Nach dem Friedensabschlusse (am 24. März) wurde die lombardische Division aufgelöst und Fanti in Disponibilität gestellt. Erst im Jahre 1855, im Krimkriege, trat er wieder in Activität, indem er das Commando einer der vier Brigaden übernahm, welche als piemontesisches Hülfscorps unter General Lamarmora nach der Krim abgeschickt wurden. Hier bekam Fanti mehrfach Gelegenheit, seine Talente und Kenntnisse im Geniefache zu zeigen, obschon das piemontesische Corps nur an der Schlacht an der Tschernaja thätigen Antheil nehmen konnte. Fanti erhielt als Zeichen der Anerkennung von Frankreich das Kreuz der Ehrenlegion und wurde auch nach der Rückkehr in sein Vaterland zu Nizza in die Kammer gewählt.

Im Feldzuge von 1859 führte Fanti, der inzwischen zum Generallieutenant emporgestiegen war, das Commando der vierten piemontesischen Armeedivision, die aus den Brigaden Aosta und Piemonte bestand. Er hatte den Auftrag, im Verein mit dem General Cialdini an der Sesia Demonstrationen gegen die Österreicher zu machen, um so den Flankenmarsch der Franzosen auf Novara zu maskiren. Am 30. Mai überschritt er die Sesia, vertrieb die Österreicher aus Confienza und schlug am 31. Mai einen Gegenangriff des österreichischen Generals Weigl ab. In der Schlacht von Magenta (4. Juni) war Fanti mit seiner Division dem französischen General Mac Mahon zugetheilt, von dessen Corps er den äußersten linken Flügel bildete. Er passirte als der letzte den Tessino bei Turbigo und kam, da er seinen Marsch in einem weiten Bogen zurücklegen mußte, erst abends auf dem Schlachtfelde von Magenta an, sodaß er keinen wirksamen Antheil am Kampfe mehr nehmen konnte. Auch in der Schlacht von Solferino (24. Juni) rückten die beiden Brigaden Fanti's, eine nach der andern, erst am spätern Nachmittag in die Schlachtlinie ein, als bereits der österreichische General Benedek infolge des Siegs der Franzosen im Centrum den Rückzug beschlossen hatte. Es lag dies jedoch keineswegs an Fanti

selbst, sondern an den fehlerhaften Dispositionen, nach welchen die piemontesischen Streitkräfte verwendet wurden. *)

Im October 1859 ward Fanti von den provisorischen Regierungen von Toscana, Parma, Modena und der Romagna zum Oberbefehlshaber ihrer gesammten Streitkräfte (der Lega italiana) ernannt, weshalb er vorläufig aus dem piemontesischen Kriegsdienste schied. Es war dies eine für die italienische Sache sehr günstige Wahl. Fanti erwies sich als ein einsichtsvoller, geschickter und energischer Offizier, und brachte unter den schwankenden Zuständen die Organisirung und Disciplinirung der jungen Kriegsmacht zu Stande. Obschon entschiedener Freiheitsmann und Patriot, trat er doch in seiner Stellung als oberster Befehlshaber in der Emilia mit Festigkeit dem von hier aus durch Garibaldi beabsichtigten Einfall in die päpstlichen Staaten entgegen, weil er dieses Unternehmen vor der Hand für vorzeitig hielt. Natürlich zog er sich hierdurch die Anfeindungen der Radicalen zu. Als im Januar 1860 Graf Cavour in Turin wieder ans Ruder gelangte, wurde Fanti an Lamarmora's Stelle als Kriegsminister berufen, bald darauf auch vom Könige zum Senator ernannt. Er half nun mit aller Entschlossenheit die Annexirung von Centralitalien vollziehen. Später traf er die Anstalten zu dem Einbruche in Umbrien und die Marken, um hier der päpstlichen Herrschaft und der Armee Lamoricière's im rechten Moment das Ende zu bereiten. Er stellte sich selbst an die Spitze des etwa 40000 Mann starken Corps, welches am 11. Sept. 1861 in zwei Abtheilungen, unter Cialdini und della Rocca, in jene Provinzen einrückte und seine Aufgabe in wenigen Tagen erledigte. Wiewol die Anordnungen Fanti's viel zu dem raschen Erfolge beigetragen, fand man es doch nicht gerechtfertigt, daß er in seinem Berichte über die militärischen Ereignisse sich selbst alle Voraussicht wie alles Verdienst der Ausführung beilegte, während doch eigentlich die geschickten Operationen Cialdini's die Waffenerfolge zu Castelfidardo und Ancona errungen hatten. Trotz der Wirren und der Hindernisse aller Art entwickelte Fanti als Minister eine beispiellose Thätigkeit, um das italienische Heer nach dem Maßstabe der neuen Erwerbungen zu reorganisiren. Die Schwierigkeit der Arbeit wuchs mit den Ereignissen in Süditalien, und es bedurfte all seiner Energie, Zähigkeit und angeborenen Klugheit, nicht nur um die Streitkräfte zu mehren, sondern auch inmitten der Zerstörung und im Angesicht der Gefahren zu organisiren und zu discipliniren. Fanti hält bei seiner Organisation den Gesichtspunkt fest, ein wirkliches, aus allen Theilen der Halbinsel gleichmäßig zusammengesetztes Heer zu bilden, also das piemontesische Militärwesen in dem Ganzen aufgehen zu lassen. Die piemontesischen Generale sehen darin eine Auflösung des erprobten Bestehenden, und namentlich war es Lamarmora, der den Minister im März 1861 vor dem Parlament hart beschuldigte und, wenn auch zur Zeit vergeblich, zum Fall zu bringen suchte. Fanti wurde nach der Expedition ins Römische zum General der Armee (Generale d'Armata) ernannt.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Arnim** (Heinrich Alexander, Freiherr von), preußischer Diplomat und Staatsminister, ausgezeichnet durch Bildung, Freiheitssinn und deutschen Patriotismus, starb am Morgen des 5. Jan. 1861 zu Düsseldorf im dreiundsechzigsten Lebensjahre. Er gehörte dem Hause Arnim-Suckow in der Ukermark an und wurde am 13. Febr. 1798, als der jüngste von 11 Geschwistern, zu Berlin geboren. Vom Pädagogium zu Halle aus zog er im Alter von 15 Jahren, zugleich mit fünf seiner Brüder, in den Freiheitskampf. Zwei von seinen Brüdern blieben auf dem Schlachtfelde. Ihm selbst ward bei einem Gefechte das Pferd unterm Leibe erschossen; auch erhielt er eine Schußwunde in den Fuß, was an seinem Gange bemerkbar blieb. Im Jahre 1818 bezog er die Universität zu Heidelberg, wo er seine spätere Gemahlin, die Tochter des ehemaligen holländischen Gesandten am würtembergischen Hofe, Baron Stryck von Linschotten, kennen lernte. Im Jahre 1820 trat er in den preußischen Staatsdienst, zuerst als Gesandtschaftsattaché in der Schweiz, dann als Legationssecretär in München, Kopenhagen und Neapel. An letzterm Orte wurde er nach dem Tode des Grafen Flemming zum Geschäftsträger ernannt. Eine Reise des damaligen preußischen Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm IV., nach Italien brachte den

*) Vgl. „Der Krieg in Italien 1859" (zweiter Artikel), im dritten Bande dieses Werks, S. 601. D. Red.

jungen Diplomaten zuerst in nähere Berührung mit diesem Fürsten. Von Neapel ward er als Geschäftsträger nach Darmstadt versetzt, wo er sich um den eben in der Entwickelung begriffenen Zollverein sehr verdient machte. In Neapel hatte er einen Sohn verloren, in Darmstadt traf ihn ein gleiches Schicksal. Im Jahre 1834 trat Heinrich von A. als Geheimer Legationsrath und vortragender Rath in die politische Abtheilung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, welches damals unter Leitung Ancillon's stand. Da ihn des letztern Nachfolger, von Werther, nur wenig benutzte, verwandte er seine Zeit auf die kirchlichen Fragen. Auch verkehrte er fleißig in dem bekannten Cirkel in der Wilhelmsstraße, mit dem er in religiöser Beziehung im allgemeinen denselben Standpunkt einnahm, dessen politische Anschauungen er jedoch nicht theilte. In Radowitz' „Gesprächen aus der Gegenwart über Staat und Kirche" tritt Heinrich von A. unter dem Namen Arnburg auf. Bis zum Jahre 1840 lebte er fern von den Geschäften. Um diese Zeit, nach der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's IV., ward er zum Gesandten in Brüssel ernannt. Auch hier erwarb er sich große Verdienste um die Förderung deutscher Interessen. Namentlich wirkte er für die schleunige Herstellung des Schienenwegs nach der Rheinprovinz; ferner schloß er den belgisch-preußischen Handelsvertrag von 1844 ab, welcher Belgien dem französischen Einflusse entzog. Im Jahre 1846 wurde er an die Stelle des Grafen Arnim-Heinrichsdorff zum Gesandten in Paris ernannt, wo er bald nach seiner Übersiedelung seine Gemahlin verlor. Hier erlebte er auch die Februarrevolution von 1848. Anfang März desselben Jahres begab er sich nach Berlin.

Noch vor dem Ausbruch des berliner Märzkampfes hatte Heinrich von A. die Nothwendigkeit von Reformen in einer vom 17. März datirten Denkschrift dem König vorgestellt, welche die Grundzüge der später von ihm befolgten Politik enthielt. Während des Kampfes in der Nacht vom 18. zum 19. März weilte er in der Nähe des Königs. Von Heinrich von A., dessen hochfliegender Patriotismus sich dabei wol weniger über die Situation als über die Persönlichkeit des Königs irrte, ging am 21. März die bedeutsame Manifestation in der deutschen Sache aus. Um die Verantwortlichkeit für jenen so wichtigen Schritt zu übernehmen, trat er in das von seinem Vetter, dem Grafen Arnim-Boitzenburg, gebildete Cabinet als Minister der auswärtigen Angelegenheiten ein. Die Parteinahme Preußens für die soeben aufgestandenen Herzogthümer Schleswig-Holstein sowie die nunmehr entschieden deutscheinheitliche Politik Preußens waren sein Werk. Diese beiden Fragen riefen aber alsbald einen ernsten Zwiespalt im Schose des Cabinets selbst heror, infolge dessen der Vorsitzende, Graf Arnim, ausschied, um dem Ministerium Camphausen Platz zu machen, in welches Heinrich von A. ebenfalls eintrat. Das chaotische Treiben, welches damals in der Hauptstadt herrschte, verleidete ihm jedoch sein hohes Amt, und auch in der preußischen Nationalversammlung fühlte er sich wenig befriedigt. Hierzu gesellte sich Meinungsverschiedenheit zwischen ihm und den übrigen Ministern in Betreff des Berends'schen Antrags wegen Anerkennung der Revolution. Dies veranlaßte ihn, am 8. Juni dem Ministerpräsidenten seinen Austritt anzuzeigen. Die Vorfälle am 9. Juni, wo die Nationalversammlung den Berends'schen Antrag berieth, verzögerten jedoch diesen Austritt. Heinrich von A. wurde nämlich gleich andern Abgeordneten von dem mit der Verwerfung des Antrags unzufriedenen Volkshaufen, welcher ihn übrigens nicht erkannte, beim Heraustreten aus dem Sitzungssaale gemishandelt. Um den Schein, als weiche er dieser Demonstration, zu vermeiden, nahm er erst einige Tage später seinen Abschied, und ging darauf nach Frankfurt a. M., von wo er sich nach Neuwied zurückzog.

Während seines Aufenthalts in Neuwied gab Heinrich von A. die beiden Flugschriften „Frankfurt und Berlin" und „Über die Mediatisationsfrage" (Frankfurt 1848 und 1849) heraus. Er bekämpfte darin das bairische Project der Trias und verlangte nicht die Mediatisirung, sondern eine Art Gruppirung der Kleinstaaten. Im Frühjahr 1849 ward er zum Abgeordneten der Ersten Kammer für den liegnitzer Wahlkreis gewählt. In dieser überaus conservativen Versammlung schloß er sich der deutsch-oppositionellen Partei an. Seine Reden über die mecklenburgische Verfassungsangelegenheit, wo er das Recht und Interesse dieses Volksstamms gegen reactionäre Vergewaltigung vertrat, sowie über die Botschaft vom 7. Jan. 1850, in Betreff welcher er sich gegen die Prairie erklärte, haben gezeigt, daß ihm auch Rednertalent innewohnt. Eine von ihm nicht gehaltene Rede über die Märzpolitik ist später unter dem Titel „Zur Politik der Epigonen in Preußen" (Berlin 1850) erschienen. Nach Vertagung der preußischen Kammern begab sich Heinrich von A. gegen Ende 1850 nach Holland auf die seiner Tochter durch Erbschaft zugefallenen Güter, kehrte aber mit Eröffnung der Session im Januar 1851 wieder nach Berlin zurück, wo er die Opposition gegen das Ministerium Manteuffel fortsetzte. Während dieser Session veröffentlichte er ebenfalls zwei nicht gehaltene Reden: „Zur Politik der Contrerevolution in Preußen" (Berlin 1851), die bei der angegriffenen Partei großes Misfallen erregten. Er wurde sogar infolge dieser Schrift im Februar 1852 wegen „Erdichtung und Entstellung von Thatsachen, Beleidigung und Verleumdung" vor Gericht gestellt. Seit diesem Zwischenfall, bei dem es auf seine Vernichtung durch die herrschende Partei abgesehen war, lebte Heinrich von A. in Zurückgezogenheit fern vom politischen Schauplatze, bis ihm nach dem Sturze des Ministeriums Manteuffel im Jahre 1858 ein Wahlbezirk der Stadt Berlin wieder zum Landtagsabgeordneten wählte. Doch war er bereits verhindert, der neuen Epoche sein Talent und seine Kräfte zu widmen. Er krankte an der Wassersucht, und seine Leiden wurden in den letzten Tagen noch vermehrt durch Brandwunden, die ihm ein unglücklich applicirtes Spiritusbad zugezogen. Heinrich von A. starb in den Armen seiner Tochter, der Freifrau von Bussche-Kessel, und deren Gatten. Wenn dem trefflichen Manne, der in früherer Zeit das besondere Vertrauen Friedrich Wilhelm's IV. genoß, als Politiker ein Vorwurf gemacht werden soll, so ist es nur der, daß ihn seine echt deutsche ideale Natur zuweilen über die wirkliche Lage der Dinge hinausgetragen hat. Mit ihm ging ein warmer und geprüfter deutscher Patriot zu Grabe.

* **Berthold** (Arnold Adolf), deutscher Forscher auf dem Gebiete der Physiologie wie der vergleichenden Anatomie und Zoologie, starb am 3. Jan. 1861 zu Göttingen. Am 26. Febr 1803 zu Soest geboren, ward er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und durch Privatunterricht für die medicinischen

Studien vorbereitet, denen er sich seit 1822 auf der Universität Göttingen mit besonderm Eifer und günstigstem Erfolg widmete. Nachdem er im September 1823 die medicinische Doctorwürde erworben, hielt er sich zu seiner weitern Ausbildung einige Zeit in Berlin und Paris auf und ließ sich dann 1825 zu Göttingen als praktischer Arzt nieder. Gleichzeitig habilitirte er sich an der Universität als Privatdocent für die Fächer, in denen er so Vorzügliches geleistet hat. Im Jahre 1835 wurde er zum außerordentlichen, 1836 zum ordentlichen Professor an der Universität ernannt, der er bis zu seinem Tode angehörte und um deren naturhistorische Sammlung er sich die größten Verdienste erwarb. Die Ergebnisse seiner physiologischen, anatomischen und zootomischen Untersuchungen hat B. meist in den „Abhandlungen" der göttinger Societät der Wissenschaften, in welche er 1837 als Mitglied aufgenommen wurde, sowie in Zeitschriften niedergelegt. Unter seinen übrigen Werken haben sich namentlich das „Lehrbuch der Physiologie der Menschen und Thiere" (2 Thle., Göttingen 1829; dritte Auflage, 1848) und das „Lehrbuch der Zoologie" (Göttingen 1845) des allgemeinsten Beifalls zu erfreuen gehabt.

* **Chrzanowski** (Adalbert), ehemaliger Divisionsgeneral in der polnischen und Generallieutenant in der sardinischen Armee, starb am 2. März 1861 in Paris. Seine letzten Jahre verbrachte er in tiefer Zurückgezogenheit, wie es heißt, mit der Ausarbeitung von Memoiren beschäftigt, die ihn gegen die Vorwürfe rechtfertigen sollten, welche man wegen seines Benehmens im polnischen Insurrectionskriege sowol als im piemontesischen Feldzuge von 1849 gegen ihn erhoben hatte. Ein Gerücht, daß ihm der König von Neapel 1860 das Obercommando seiner Armee angetragen habe, scheint auf müßiger Erfindung zu beruhen. Das Leichenbegängniß C.'s fand am 5. März mit großer Feierlichkeit unter Begleitung eines zahlreichen Gefolges von polnischen, italienischen und französischen Notabilitäten statt.

* **Hanka** (Wenceslav), czechischer Literat, starb am 12. Jan. 1861 zu Prag am Magenkrebs. Er war der Sohn eines Landmanns und wurde am 10. Juni 1791 zu Horenowes im königgrätzer Kreise geboren. Bis in sein sechzehntes Jahr half er den Ältern die Wirthschaft bestellen. Nur im Winter besuchte er die Schule, lernte aber leicht und gern. Um den Sohn vor Aushebung zum Militärdienst zu schützen, schickte ihn der Vater auf das Gymnasium zu Königgrätz, wo er, des Deutschen nicht genug mächtig, seine Ausarbeitungen in czechischer Sprache machte. Sein Beispiel fand seitdem auch unter den Mitschülern Nachahmung. Mit Mühe erlangte der junge H. vom Vater die Erlaubniß, seine Studien auf der Universität zu Prag fortsetzen zu dürfen. Von Prag wandte er sich später nach Wien, wo er sich dem Rechtsstudium widmete, aber auch bereits mit großem Eifer und Erfolg für die Wiederbelebung der czechischen Sprache und Literatur thätig war. Nach seiner Rückkehr nach Prag verstärkte er die nationale Schule, an deren Spitze sein Lehrer Dobrowski stand, dessen deutsch geschriebene Schriften er auch ins Czechische übersetzte. Im Jahre 1818 trat das Böhmische Museum ins Leben, bei dem er als Bibliothekar angestellt wurde und eine große Wirksamkeit entwickelte. In weitern Kreisen ist H. namentlich als Auffinder, wie andere meinen, als „Erfinder" der „Königinhofer Handschrift", des Fragments einer altböhmischen Liedersammlung bekannt, die er am 16. Sept. 1817 zu Königinhof in einem Kirchthurmgewölbe unter Geröll und alten Hussitenwaffen aufgefunden haben soll. Über die Echtheit dieser Liedersammlung, die mehrfach in fremde Sprachen übersetzt wurde, hat man sich bis in die neueste Zeit heftig gestritten, wobei nationale und politische Parteiungen mit ins Spiel kamen. Von den Czechen wird H. als Wiedererwecker ihrer Sprache und Literatur hochverehrt.

* **Keller** (Friedrich Ludwig von), preußischer Geheimer Justizrath und ordentlicher Professor der Rechte an der Universität zu Berlin, war am 17. Oct. 1799 zu Zürich geboren, aus einer alten, durch ihren Reichthum und ihren politischen Einfluß ausgezeichneten Familie. Nachdem er 1819—22 zu Berlin und Göttingen die Rechte studirt hatte, ward er 1825 von seiner Vaterstadt als Professor des Civilrechts an das damals dort bestehende sogenannte Politische Institut berufen; auch erwählte man ihn im nächstfolgenden Jahre zum Amtsrichter. Sein Talent und seine Geschäftsgewandtheit, unterstützt von dem Ansehen, welches der Reichthum seiner Familie ihm gewährte, verschafften ihm auch bald in den öffentlichen Angelegenheiten, zunächst seiner Vaterstadt, einen weitgreifenden Einfluß. Bei dem Ausbruch der politischen Bewegungen, welche durch die Julirevolution in der Schweiz hervorgerufen wurden, wirkte K. an der Spitze der liberalen Partei Zürichs, die demselben vor allem den Sturz des bisherigen Junkerregiments sowie die Einführung zahlreicher freisinniger Reformen verdankte. Im Besitz der Volksgunst, ward er schon 1830 in den Großen Rath gewählt; 1831 erfolgte seine Ernennung zum Präsidenten des Obergerichts und zum Mitglied des Erziehungsraths. Seine Thätigkeit im Großen Rath war ebenso umfangreich als entscheidend; während eines zweimaligen Präsidiums (1832 und 1834) war ihm vielfache Gelegenheit geboten, die Schweiz nach außen und innen zu vertreten, wie namentlich in der Angelegenheit der politischen Flüchtlinge, die Conflicte mit fast allen europäischen Cabineten herbeiführte. Als Vertreter seines Cantons auf der eidgenössischen Tagsatzung bethätigte er sich, namentlich in reger Verbindung mit Rossi, wesentlich bei den Arbeiten für Bundesreform (1833) und für das Militärstraf- und Proceßgesetzbuch (1837). In Anerkennung der letztern Arbeit wurde er zum Obersten und Chef des eidgenössischen Justizstabes ernannt. K. genoß damals nicht blos in seiner Vaterstadt, sondern in der ganzen Schweiz, wenigstens bei den liberalen Fractionen, die allgemeinste Achtung, und sein politischer Einfluß, in Verbindung mit einer ausgezeichneten gesellschaftlichen Stellung, stieg auf den Höhepunkt. Die Reibung und der Kampf der politischen Parteien in der Schweiz brachten ihn indeß alsbald um seine Popularität sowie um das bisher genossene Ansehen als liberaler Führer. Nach der Revolution von 1839 zeigte es sich, daß K. mit allen Parteien zerfallen war, und es blieb ihm nur übrig, sich aus dem politischen Leben völlig zurückzuziehen. Nur seine Professur an der Universität zu Zürich behielt er noch bei. Nichtsdestoweniger überraschte es, als er wenige Jahre darauf, 1843, einem Rufe des damaligen preußischen Cultusministers Eichhorn als Professor der Rechte nach Halle folgte, und sich somit der schweizer Republikaner, der frühere Führer der schweizer Liberalen, dem Eichhorn'schen System unterwarf und zum entschiedenen Conservatismus bekannte. Indeß entfaltete K. zu Halle eine bedeutende

akademische Wirksamkeit, sodaß er 1847 nach Berlin berufen ward, um hier den erledigten Lehrstuhl des berühmten Puchta einzunehmen. Seine Vorlesungen, die sich durch Eleganz und Gediegenheit auszeichneten, erstreckten sich auf das Römische Recht, früher auch über Cicero, über Particularrecht und Wechselrecht. Für die Bearbeitung des Civilrechts hat er ebenfalls Verdienstliches geleistet. Infolge der Märzereignisse von 1848 bot sich K. vielfach Gelegenheit, den vollständigen Umschlag seiner Gesinnung auch im öffentlichen Wirken zu bekunden. Er entwickelte eine politische Thätigkeit, die mit seiner freisinnigen Vergangenheit im schreiendsten Gegensatze stand, und namentlich zeigte er sich in der preußischen Zweiten Kammer wie auch nachher im Unionsparlament zu Erfurt als Hauptwortführer der preußischen Reaction. Bald darauf ließ er sich sogar in den Adelstand erheben, bei welcher Gelegenheit er den Namen Keller vom Steinbock annahm, und wurde dann auch zum Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Er starb am 12. Sept. 1860 zu Berlin. Als Gelehrter gehörte K. unstreitig zu den vorzüglichsten deutschen Juristen der neuern Zeit, insbesondere zählte er zu den ersten Autoritäten auf dem Gebiete des Römischen Rechts. Seine Hauptwerke sind: „Über Litis-Contestation und Urtheil" (Zürich 1827); „Semestrium ad M. Tullium Ciceronem libri sex" (2 Bde., Zürich 1843—50); „Der römische Civilprcoeß und die Actionen in summarischer Darstellung" (Leipzig 1852; zweite Auflage, 1855).

*__Kent__ (Marie Luise Victoria, Herzogin von), die Mutter der Königin Victoria, verschied an einem krebsartigen Übel zu Frogmore bei Windsor am 16. März 1861. Als die Tochter des Herzogs Franz von Sachsen-Koburg-Saalfeld am 17. Aug. 1786, dem Todestage Friedrich's des Großen, geboren, vermählte sie sich am 21. Dec. 1803 mit dem Fürsten Emich Karl von Leiningen, dem sie zwei Kinder gebar: den Fürsten Karl Friedrich Wilhelm Emich, geb. am 12. Sept. 1804, der ihr am 13. Nov. 1856 im Tode voranging, und die Prinzessin Anna Feodorowna, Gemahlin des Fürsten Ernst Christian Karl von Hohenlohe-Langenburg, geb. am 7. Dec. 1807. Nach elfjähriger Ehe wurde die Fürstin von Leiningen am 4. Juli 1814 Witwe, und zwei Jahre später heirathete ihr jüngerer Bruder Leopold die Prinzessin Charlotte, die präsumtive Thronerbin Englands. Aber schon im Jahre 1817 starb diese Prinzessin im Kindbett, und angesichts der Wechselfälle, denen die Thronfolge nun ausgesetzt war, vermählten sich die jüngern Söhne Georg's III., die Herzoge von Clarence, Kent und Cambridge, rasch hintereinander mit Töchtern deutscher Fürstenhäuser. Der Herzog von Kent wählte die Schwester des Prinzen Leopold, und am 29. Mai 1818 wurden in Koburg, am 11. Juli in Kew die Vermählungsfeierlichkeiten begangen. Sparsamkeits halber zog jetzt der Herzog, dessen Vermögensumstände stark zerrüttet waren, mit seiner Gemahlin nach Deutschland; sie führten auf dem Gute Amorbach, das die Herzogin als Witthum aus erster Ehe besaß, ein stilles Leben, und erst als sie Hoffnung hatte Mutter zu werden, eilte das fürstliche Paar nach England zurück, damit das Kind, dem möglicherweise die britische Krone zu Theil werden konnte, auf englischem Boden das Licht der Welt erblickte. Einen Monat nach ihrer Rückkehr, am 24. Mai 1819, ward die Prinzessin Victoria im Kensington-Palast geboren, wo sie erzogen wurde und sich mit kurzen Unterbrechungen bis zu ihrer Thronbesteigung aufhielt. Acht Monate nach ihrer Geburt starb ihr Vater am 23. Jan. 1820 an einer anscheinend unbedeutenden Erkältung, die er sich auf der Jagd zugezogen hatte. Zum zweiten mal Witwe, widmete die Herzogin sich nun ganz der körperlichen und geistigen Ausbildung ihrer Tochter. Sie mußte dabei mit mancherlei Hindernissen kämpfen. Einen Theil ihres eigenen Einkommens hatte sie geopfert, um die Gläubiger ihres Gemahls zu befriedigen, die ihr vom Lande ausgesetzte Apanage reichte nicht hin, um einen ihrer Stellung angemessenen Haushalt zu führen, und sie wäre in peinliche Verlegenheit gerathen, hätte ihr Bruder Leopold sie nicht mit einer jährlichen Zulage von 3000 Pf. St. unterstützt, die ihr bis zum Jahre 1831 ausgezahlt wurde, wo das Parlament ihr weitere 10000 Pf. St. jährlich zur Erziehung der jungen Victoria bewilligte. Die Art, in der sie ihre Mutterpflichten erfüllte, erwarb ihr so allgemeine Achtung, daß sie durch Parlamentsacte mit der Regentschaft betraut wurde für den Fall, daß der regierende König mit Tode abgehen sollte, ehe die Thronfolgerin großjährig geworden. Das Schicksal fügte es jedoch, daß sie der Regentschaftslasten überhoben wurde. Wilhelm IV. starb am 20. Juni 1837, vier Wochen nach der Majorennitätserklärung Victoria's, und als der Herzogin bei dieser Gelegenheit eine Beglückwünschungsadresse des Parlaments überreicht wurde, konnte sie mit gutem Gewissen der Deputation erklären, daß sie sich stets von der Politik fern gehalten und einzig und allein damit beschäftigt habe, ihre Tochter für ihre zukünftige hohe Stellung würdig vorzubereiten. Das Volk bewies ihr seinen Dank durch die Ehrerbietung, mit der es ihr bei jeder Veranlassung bis an ihr Lebensende entgegenkam. Sie verbrachte ihre letzten Jahre, von ihren Enkeln und Enkelinnen umgeben, in glücklicher Häuslichkeit, nur durch die schmerzhafte Krankheit getrübt, der sie endlich erlag.

*__Kolowrat-Liebsteinsky__ (Franz Anton, Graf), österreichischer Staats- und Conferenzminister zur Zeit Metternich's, starb zu Wien am 4. April 1861. Er wurde am 31. Jan. 1778 zu Prag geboren, erhielt eine treffliche Erziehung und zeigte sich frühzeitig für den Staatsdienst befähigt. Im Jahre 1801 vermählte er sich mit Maria Rosa, geborenen Gräfin Kinsky, die 1842 starb ohne ihm Kinder zu hinterlassen. Seit seiner Volljährigkeit schon bekleidete er den Posten des Stadthauptmanns in Prag, im Kriege den eines Landescommissars, seit 1810 aber das Amt des Oberstburggrafen in Böhmen. In dieser hohen Stellung und als Präsident der böhmischen Stände bewies er einen besonnenen und humanen Charakter, und trug viel zur Entwickelung der Landeswohlfahrt bei. Außerdem begünstigte er die Neubelebung des nationalen Geistes, indem er die Erforschung und Popularisirung der Landesgeschichte sowie der czechischen Sprache und Literatur unterstützte. Im Jahre 1818 begründete er das Böhmische Nationalmuseum in Prag, durch welches die literarischen und überhaupt nationalen Bestrebungen der Czechen einen Mittelpunkt erhielten. Kaiser Franz berief ihn 1826 zur Leitung der innern Angelegenheiten des Reichs nach Wien, und erhob ihn zum Staats- und Cabinetsminister. Es geschah dies, um dem immer weiter greifenden Einflusse Metternich's ein Gegengewicht zu setzen. In der That gelang es auch dem Grafen K., die Einwirkungen seines mächtigen Gegners auf die innere Verwaltung zum Theil

wenigstens zurückzuweisen. Trotz dieses Widerstreits standen sich die beiden Minister nicht wirklich als principielle Kämpfer entgegen. Graf K. war ein Charakter voll Mäßigung und Humanität, auf Abhülfe von Misbräuchen und Übelständen bedacht, der Hebung des vernachlässigten Bürger- und Bauernstandes aus Überzeugung zugethan. Allein tiefere Reformplane, die zu einer Wiedergeburt des veralteten Staatswesens hätten führen können, lagen auch ihm fern. In den ersten Jahren beschäftigte er sich insbesondere mit Ordnung der Finanzen und suchte mancherlei Ersparungen, z. B. in den Ausgaben für Diplomatie und geheime Polizei, durchzusetzen. Die Herstellung günstiger Finanzzustände konnte ihm schon darum nicht gelingen, weil das ganze politische System die Entwickelung der moralischen und materiellen Volkskräfte hinderte. Wenn sich dennoch unter seiner Geschäftsleitung das Volk in den meisten Provinzen des Kaiserreichs eines behaglichen Zustandes erfreute, so war dies viel weniger die Frucht einer guten Verwaltung als vielmehr die Folge anhaltend reicher Ernten und der langen Friedensepoche. Viele Übelstände des österreichischen Verwaltungsmechanismus wurden durch den Grafen K. allerdings beseitigt, aber einer gründlichern Umgestaltung stellte sich vor allem der beschränkte Conservatismus des Kaisers Franz entgegen. So wenig sich der Graf seinem Collegen Metternich beugen mochte, ging doch auch ihm der Wunsch und Wille des Kaisers jeder andern Rücksicht vor. Als 1835 mit der Thronbesteigung Ferdinand's I. der Erzherzog Ludwig den Vorsitz in der Geheimen Staatsconferenz übernahm, gestaltete sich das Verhältniß zwischen Metternich und dem Grafen K. nach einem heftigen Kampfe freundlicher. Es erfolgte eine strengere Scheidung der Geschäftskreise, sodaß sich der Graf freier fühlte, und beide Minister hatten überdies auch Ursache, gegenüber dem Einflusse des Erzherzogs Ludwig mehr zusammenzuhalten. Der Graf vertrat im Rathe wie beim Kaiser Ferdinand das Princip der Versöhnung und Milde, und seinen Einwirkungen war es zuzuschreiben, daß namentlich die politisch compromittirten Italiener theils eine bessere Behandlung, theils Begnadigung erfuhren. Infolge der Märzereignisse des Jahres 1848 trat auch Graf K. von den Geschäften zurück, seine übrigen Lebensjahre in stiller Zurückgezogenheit verbringend. Mit seinem Tode erlosch die in Böhmen reichbegüterte Linie Kolowrat-Liebsteinsky. Seine kostbare Bibliothek von 40000 Bänden hat der Graf dem Böhmischen Museum vermacht und zugleich 2000 Fl. zum Transport derselben von Wien nach Prag testamentarisch bestimmt.

* **Kotzebue** (Moritz von), russischer Generallieutenant, der dritte Sohn des bekannten Schriftstellers, starb im Februar 1861 in seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahre. Nachdem er als russischer Offizier in Persien und im Kaukasus thätig gewesen, machte er 1831 als Oberst und Generalquartiermeister der Reservearmee unter dem Grafen Tolstoy den Feldzug in Litauen mit, ward 1834 Generalmajor, Chef der 8. Infanteriedivision, dann Commandant der Festung Iwangorod und lebte seit 1855 als Mitglied der polnischen Abtheilung des russischen Senats in Warschau. Sein jüngerer Bruder, **Paul von K.**, diente gleichfalls mit Auszeichnung im Kaukasus und in Polen, ward 1843 Generalquartiermeister der activen Armee unter dem Feldmarschall Paskewitsch und 1846 Generallieutenant und Stabschef des kaukasischen Corps, in welcher Eigenschaft er an den Kämpfen gegen die Bergvölker hervorragenden Antheil nahm und den Titel eines kaiserlichen Generaladjutanten erhielt. Als 1853 eine russische Armee unter Gortschakow in die Donaufürstenthümer einrückte, bat dieser sich den General von K. zum Chef seines Generalstabes aus. Als solcher war er bei dem Übergang über die Donau und der Belagerung von Silistria sowie bei der Vertheidigung von Sewastopol und der Schlacht an der Tschernaja gegenwärtig, und folgte 1856 Gortschakow nach Polen, um an die Spitze des Generalstabs der Ersten Armee zu treten. Im Jahre 1859 ward er zum General der Infanterie befördert. Zwei andere Brüder, **Karl** und **Wilhelm**, sind in der russischen Diplomatie thätig; der jüngste, **Alexander**, ist Mitglied der russischen Akademie der Künste und hat sich als Schlachtenmaler Ruf erworben.

* **Krogh** (Gerhard Christoph von), dänischer General, bekannt aus dem schleswig-holsteinischen Kriege, starb am 13. April 1860 zu Kopenhagen. Er war zu Aastrup in Jütland 1785 geboren und erhielt infolge des Adelsprivilegiums als Kind von fünf Jahren ein Fähnrichspatent in der dänischen Armee. Als zehnjähriger Knabe ward er zum Lieutenant befördert. Im Jahre 1807 betheiligte er sich an der Vertheidigung Kopenhagens gegen die Engländer und erhielt dafür den Grad eines Kapitäns. Im Jahre 1825 wurde er Major, 1840 Oberst. Später befehligte er zu Kopenhagen ein Linienbataillon und that zugleich bei Hofe Kammerherrendienste. Im Jahre 1847 wurde er zum Generalmajor ernannt. Als solcher befehligte er 1848 im schleswig-holsteinischen Kriege eine Brigade und folgte dann im Juli desselben Jahres mit dem Grade eines Generallieutenants dem General Hedemann im Oberbefehl der dänischen Armee. Der Waffenstillstand von Malmö am 6. Aug. machte jedoch dem Kampfe vor der Hand ein Ende. Als Anfang April 1849 der Krieg abermals begann, schrieben die Dänen ihre Verluste in der Bucht von Eckernförde hauptsächlich den Anordnungen des Oberbefehlshabers zu, und K. mußte das Commando an den General von Bülow abgeben, der jedoch am 23. April zu Kolding ebenfalls geschlagen wurde. Im Jahre 1850 erhielt K. aufs neue den Oberbefehl. Er war in der Schlacht bei Idstedt am 25. Juli von den Schleswig-Holsteinern bereits geschlagen worden, als er durch das unverantwortliche Benehmen des preußischen Generals Willisen schließlich dennoch das Schlachtfeld behauptete. Von gleicher Natur waren die Vortheile, welche K. am 12. Sept. zu Missunde, dann am 28. desselben Monats zu Friedrichstadt davontrug. Er blieb Sieger, weil die tapfern Schleswig-Holsteiner entweder schlecht angeführt oder verrathen wurden. Nach der Unterwerfung Schleswig-Holsteins durch die sogenannte Pacification der Österreicher und Preußen behielt K. das Commando in den Herzogthümern Holstein und Lauenburg, bis er im Juli 1857 abberufen und in Disponibilität gestellt wurde.

* **Milosch Obrenowitsch**, Wojwode (Fürst) von Serbien, der Sohn eines Tagelöhners Namens Tescho (Theodor), welcher die Witwe eines Bauern Obren geheirathet hatte, war 1784 im Dorfe Dobrinje im Soschitzagebirge geboren. Er diente als Knecht bei seinem Halbbruder Milan, einem Sohne seiner Mutter aus erster Ehe, schloß sich aber 1804 mit letzterm dem damaligen Führer des serbischen Aufstandes Czerny-Georg an, zu dessen vorzüglichsten Helfern im Kampf gegen die Türken er bald ge-

hörte. Er stand schon als einer der tapfersten und glücklichsten Krieger in großem Ansehen bei dem serbischen Volke, als er durch die glänzende Vertheidigung des Fleckens Rawanj 1813 selbst Czerny-Georg verdunkelte. Auch blieb er im Lande, als letzterer verzweifelnd flüchtete. Bei der großen Erhebung des Volks am Palmsonntage 1815 stellte er sich an die Spitze, und nach langen und wechselvollen Kämpfen gelang ihm endlich die Befreiung Serbiens. In dem Frieden von 1816 ward M. vom Sultan als Wojwod von Serbien mit dem Range eines Veziers anerkannt, und darauf am 6. Nov. 1817 von den Knesen und der hohen Geistlichkeit zum erblichen Fürsten seines Volks erwählt. Er regierte seitdem nicht ohne Talent, wenn auch sehr despotisch bis 13. Juni 1839, wo er zur Niederlegung der Regierung gezwungen und aus Serbien verbannt wurde. Während M. im Besitze eines unermeßlichen Vermögens im Auslande, namentlich in der Walachei und in Wien lebte, regierte erst sein Sohn Milan Milosch Obrenowitsch (geb. 12. Oct. 1819), nach dessen baldigem Tode (26. Juni [8. Juli] 1839) sein zweiter Sohn Fürst Michael (geb. 16. Sept. 1823), bis auch dieser im Jahre 1842 weichen und dem Fürsten Kara Georgiewitsch, dem Sohne des Czerny-Georg, Platz machen mußte. Beim Sturze dieses letztern Fürsten wählte die Skuptschina am 23. Dec. 1858 den greisen M. wieder zum Oberhaupte Serbiens. Die Wahl erhielt die Bestätigung des Sultans, wenn auch die Erblichkeit der Fürstenwürde in der Familie Obrenowitsch von der Pforte im Princip noch nicht zugestanden wurde. Fürst M. starb nach längerer Krankheit am 26. Sept. 1860, und es folgte ihm in der Regierung wieder sein Sohn Michael.

__Montez__ (Lola), eigentlich Maria Dolores Eliza Rosanna Gilbert, spätere Gräfin Landsfeld, die durch ihre Launen und Abenteuer bekannte Tänzerin, starb am 17. Jan. 1861 zu Neuyork und wurde am 19. in der Stille in Greenwood bestattet. Ihr Sarg trug die Aufschrift: „Mrs. Eliza Gilbert, died January 17, 1861, aged 42 years." Schon am 30. Juni 1860 ward sie zu Neuyork von einem Nervenschlage betroffen, infolge dessen sich in den amerikanischen und europäischen Blättern die Nachricht von ihrem Tode verbreitete.) Sie erholte sich jedoch wieder in dem neuyorker Krankenhause Astoria, aber nur um sieben Monate später ihr Ende durch langsame Auszehrung zu finden. Lola M. starb der Religion zugewandt und hinterließ den Rest ihres Vermögens von einigen hundert Dollars der Magdalenengesellschaft in Neuyork. Überhaupt war sie stets sehr wohlthätig gewesen.

*__Montmorency__ (Charles Emmanuel Sigismond von), Herzog von Luxembourg, ehemaliger Pair von Frankreich, Generallieutenant und Kapitän der königlichen Leibwache unter Ludwig XVIII. und Karl X., starb am 5. März 1861, im siebenundachtzigsten Jahre seines Alters, auf seinem Schlosse Châtillon sur Loing (Departement Loiret). Mit ihm erlosch die Linie der Herzoge von Luxembourg. Von den herzoglichen Linien des Hauses M. sind demnach jetzt nur noch drei männliche Stammhalter am Leben, der Herzog **Raoul von M.**, der Herzog **Edouard von Beaumont** und dessen Bruder **Charles, Prinz von Tingry**, von welchen die beiden letztern unvermählt, alle drei aber kinderlos sind.

*__Neville__ (Richard Cornwallis), Lord Braybrooke, bekannt durch seine Forschungen im Gebiete der englischen Archäologie, verschied plötzlich auf seinem Stammsitze Audley End am 21. Febr. 1861, erst 41 Jahre alt. Da er keine männliche Nachkommenschaft hinterließ, so folgte ihm in der Pairie sein Bruder **Charles Cornwallis N.**, geb. am 29. Aug. 1823, vermählt seit dem 9. Oct. 1849 mit Florence, Tochter von Cornwallis Maude, Viscount Hawarden.

Ornano (Philippe Antoine Graf d'), französischer General, ein alter Vertrauter der Familie Bonaparte, von Napoleon III. am 2. April 1861 zum Marschall erhoben, wurde am 17. Jan. 1784 zu Ajaccio auf Corsica geboren. Im Alter von 16 Jahren trat er als Unterlieutenant in ein französisches Dragonerregiment, wohnte in dieser Stellung dem Feldzuge in Italien im Jahre 1800 bei und ging hierauf mit Leclerc nach San-Domingo. Im Jahre 1804 erhielt er das Commando eines Bataillons corsischer Jäger. In der Schlacht von Austerlitz erwarb er sich das Kreuz der Ehrenlegion, und nach der Schlacht von Jena, wo er sich namentlich durch Bravour auszeichnete, erhielt er das Commando des 25. Dragonerregiments, das er auch im Feldzuge in Polen führte. Sodann kämpfte er in Spanien unter Ney mit Auszeichnung, indem er am 26. Juni 1809 die Passage über die Navia forcirte, die durch eine zahlreiche feindliche Artillerie vertheidigt war. Im Jahre 1811 zum Brigadegeneral befördert, wohnte er sodann dem Zuge nach Rußland bei, wo er in verschiedenen Gefechten tapfer kämpfte. Er stieg zum Divisionsgeneral zwei Tage vor der Schlacht an der Moskwa, in welcher er die Cavalerie der italienischen Armee unter dem Vicekönig Eugen befehligte und viel zum Erfolge des Tages beitrug. Auf dem Rückzuge schwer verwundet, verdankte er seine Rettung dem Umstande, daß ihm Napoleon ein Plätzchen in seinem eigenen Schlitten gewährte. An der Spitze der Gardedragoner nahm O. noch einen thätigen Antheil an dem Feldzuge von 1814 auf französischem Boden. Nach dem Sturze Napoleon's behielt er sein Commando, doch wandte er sich nach der Rückkehr des Kaisers diesem wieder zu und ward dafür nach der Schlacht von Waterloo ins Gefängniß geworfen und dann exilirt. Er hielt sich in Belgien auf bis zum Jahre 1818, wo er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Frankreich erhielt. Nachdem er lange zurückgezogen gelebt, schloß er sich nach der Revolution von 1830 der neuen Regiernng an und wurde zum Commandanten der 4. Militärdivision (Tour), 1832 zum Pair ernannt. In der Revolution von 1848 verlor er sein Commando, dafür aber ward er im Departement Indre-Loire in die Constituirende Versammlung gewählt, wo er sich alsbald zum Mittelpunkte der Parteigänger des Prinzen Ludwig Napoleon machte. Im folgenden Jahre stand er in der Gesetzgebenden Versammlung an der Spitze derer, die ganz nach den Weisungen des Elysée (dem Wohnorte des Prinz-Präsidenten) handelten. Nach

*) Im vierten Bande dieses Werks, S. 526, erschien damals eine interessante Mittheilung über Lola Montez' Schicksale nach ihrer Vertreibung aus Baiern, wobei schließlich ihr Ableben ebenfalls als sicher angenommen ward. Der zu Neuyork lebende Verfasser der Notiz war durch die allgemein verbreitete Todesnachricht zu jener irrigen Angabe verleitet worden, die nun im Obigen ihre Berichtigung findet. D. Red.

dem Staatsstreiche vom 2. Dec. 1851 nahm er theil an der sogenannten Consultativcommission, und wurde dann zum Großkanzler der Ehrenlegion, Senator, Gouverneur des Invalidenhotels (1853), endlich zum Marschall erhoben. Während seines Exils in Belgien vermählte er sich 1816 mit der polnischen Gräfin Walewska, der Geliebten Napoleon's I. und Mutter des jetzigen Grafen Walewski. Aus dieser Ehe stammt der Sohn Graf **Rodolphe d'Ornano**, der sich durch die Veröffentlichung einiger poetischer Versuche bekannt gemacht hat, nach dem Staatsstreiche als Präfect im Departement Yonne angestellt war und auch seitdem Mitglied des Gesetzgebenden Körpers gewesen ist.

Suchozanet (Iwan Onuphriewitsch), russischer General, bekannt durch seine Thätigkeit in den Feldzügen gegen die Franzosen, Türken und Polen, wurde 1786 aus einer kleinrussischen Familie geboren und erhielt seine Bildung in der Ingenieurschule zu Petersburg, aus welcher er 1803 als Offizier entlassen ward. Die großen Napoleonischen Kriege gaben ihm bald Gelegenheit zur Auszeichnung. Er focht bei Pultusk, bei Eylau, wo er durch eine Kartätschenkugel verwundet, und bei Friedland, wo er von der feindlichen Cavalerie über den Haufen geritten wurde und für todt auf dem Schlachtfelde blieb. Im Feldzuge von 1812 commandirte er bereits eine Batterie reitender Artillerie, mit der er an den Treffen von Jakubowo, Klästizy und Siwoschin theilnahm. Abermals schwer verwundet, fand er sich doch zeitig genug wieder im Hauptquartier des Grafen Wittgenstein ein, um sich in der Schlacht von Polozk auszuzeichnen und dafür das Georgenkreuz zu erhalten. Hierauf war er Stabschef im Corps des Fürsten Jaschwil, befand sich in der zweiten Schlacht von Polozk und bei der Erstürmung dieser Stadt und wurde nach dem Siege bei Tschaschniki mit dem Bericht Wittgenstein's an den Kaiser Alexander abgesandt, dessen Aufmerksamkeit er durch seine klare Darstellung der Sachlage auf sich lenkte. Bei der Verfolgung der französischen Heerestrümmer befehligte S., jetzt zum Obersten emporgestiegen, ein eigenes Detachement, mit welchem er den Feind aus Wilna vertreiben und über den Niemen werfen half. Im Jahre 1813 ward er nach der Schlacht von Bautzen, kaum 27 Jahre alt, zum Generalmajor befördert und vertrat während der Krankheit des Fürsten Jaschwil dessen Stelle als Befehlshaber sämmtlicher Artillerie. Am ersten Tage der Völkerschlacht von Leipzig, als schon das Centrum der verbündeten Armee bei Gossa durchbrochen war und Napoleon zum Zeichen des Siegs die Stadtglocken läuten ließ, brachte S. die Reserveartillerie ins Treffen, welche die französischen Scharen mit Kartätschen überschüttete und sie in voller Auflösung zurücktrieb. Im Feldzuge von 1814 erhielt er für sein Benehmen in der Schlacht bei Arcis den österreichischen Maria-Theresienorden und war beim Sturm auf den Montmartre und dem Einzuge in Paris gegenwärtig. Nach dem Frieden vermählte er sich mit der Prinzessin Bjeloffelsky, einer sehr reichen Dame, und erwarb, 1819 zum Chef der Gardeartilleriedivision ernannt, sich um diesen Truppentheil solche Verdienste, daß ihn Kaiser Nikolaus in Anerkennung derselben 1826 zu seinem Generaladjutanten erhob. Im türkischen Feldzuge von 1828 war S. Stabschef des Corps, welches unter dem Oberbefehl des Großfürsten Michael Braila belagerte, betheiligte sich nach Einnahme dieser Festung an den Belagerungsoperationen gegen Varna und bekämpfte dann an der Spitze eines eigenen Corps Omer-Vrione am Kamtschik. Beim Ausbruch des polnischen Kriegs 1831 übertrug man ihm die Leitung der Artillerie in der Armee des Feldmarschalls Diebitsch; im blutigen Gefecht von Wawr ward er jedoch von einer Kanonenkugel getroffen, die ihm das Pferd unter dem Leibe tödtete und ihm den Fuß abriß. Nach seiner Genesung ward er Director der Militärakademie, in welcher alle Offiziere des russischen Generalstabes gebildet werden. In diesem Posten verblieb er, seit 1834 zum General der Artillerie aufgerückt, über zwanzig Jahre, bis Alter und Kränklichkeit ihn nöthigten sich zurückzuziehen. Er starb am 8. (20.) Febr. 1861 in Petersburg.

***Sutherland** (George Granville Leveson-Gower, zweiter Herzog von), Pair von England und Schottland, einer der reichsten britischen Magnaten und Haupt einer der berühmtesten und weitverzweigtesten Familien, verschied auf seinem Schlosse Trentham-Hall am 28. Febr. 1861 in seinem fünfundsiebzigsten Lebensjahre. Er war ein freigebiger Beschützer der Kunst und Wissenschaft und bis zu seinem Tode Curator des Britischen Museums und der Nationalgalerie. Sein unermeßliches Vermögen nebst dem Herzogstitel erbte sein ältester Sohn, **George Granville William Leveson-Gower**, bisher Marquis von Stafford, geb. am 12. Dec. 1828.

***Wild** (Franz), deutscher Opernsänger, geboren am 31. Dec. 1792 zu Hollabrunn in Niederösterreich, starb plötzlich an seinem siebenundsechzigsten Geburtstage (1859) zu Döbling bei Wien. Erst Chorknabe in Kloster-Neuburg, dann Sängerknabe an der Hofkapelle zu Wien, ging er 1809 zum weltlichen Gesange über, ließ sich 1811 am Theater an der Wien engagiren und wurde schon 1813 als erster Tenorist beim Hofoperntheater angestellt. Im Jahre 1817 ging er als Kammersänger nach Darmstadt, dann, als die kurze Blütezeit der dortigen Oper vorüber war, 1826 nach Paris, wo er in der italienischen Oper mit glänzendem Erfolge sang. Nachdem er kurze Zeit in Kassel engagirt gewesen, kehrte er 1830 nach Wien zurück, wo seine Aufnahme zu wahrem Fanatismus ausartete. W. blieb bis 1847 beim Kärntnerthortheater in Wien und gab auch während der Ferien Gastrollen in München, Dresden, Berlin und Petersburg. Im Jahre 1848 zog er sich nach Oberdöbling ins Privatleben zurück, wo er sich ein eigenes Grundstück erworben hatte. Was Umfang, Wohllaut und Kraft der Stimme, sowie die Technik des Gesanges betrifft, so war W. vielleicht der größte Tenorist, den Deutschland gehabt hat; als Darsteller jedoch vermochte er nicht allen Ansprüchen zu genügen. Partien wie die des Othello, des Licinius und Severus sang er hinreißend; besonders war sein Vortrag des Recitativs von seltener Vollkommenheit.

Marokko und der spanisch-marokkanische Krieg.

Land und Leute.

Zur Zeit der Römer, die diesen Landstrich sechs Jahrhunderte hindurch beherrschten, war Marokko der Sitz hoher Cultur; überall bebaute Felder, prächtige Waldungen und baumartige Gesträuche, zwischen denen Landhäuser malerisch hervorleuchteten. Als aber ihre Nachfolger, die wilden, raubgierigen Vandalen, das unglückliche Land heimsuchten, verschwand in kurzem jede Spur von Civilisation; die blühenden Städte sanken in Trümmer, die prachtvollen Villen wurden niedergebrannt und nur die zahllosen Ruinen vermochten noch Zeugniß abzulegen von dem weltumkreisenden Fluge der römischen Adler. Niemals hat das Land vermocht, sich wieder zu dem frühern Glanze emporzuheben, selbst da nicht, als die aus Spanien vertriebenen Mauren hier ihre Wohnungen aufschlugen. So frisch, lebenskräftig und thatendurstig dieses Volk war, als es unter seinem Feldherrn Tarrik die Meerenge durchschiffte und in kurzer Zeit beinahe die ganze spanische Halbinsel eroberte, so gänzlich verändert zeigte es sich, nachdem die Sonne seines Glücks in Europa erbleicht war. Alle jene Begeisterung für Wissenschaft und Kunst, Ritterlichkeit und kriegerische Tugend, die einst in Spanien der Ruhm und der Stolz jenes hochgebildeten Volks gewesen, schien mit dem Betreten des afrikanischen Bodens gänzlich verschwunden zu sein. Zwar sehen wir noch heutigen Tags in den Städten Nordafrikas jene herrlichen Gestalten, noch dieselben edeln, schöngeformten Gesichtszüge, von denen uns die Geschichtschreiber der Mauren erzählen, aber die Nachkommen der Eroberer Hispaniens sind keines höhern Geistesschwungs mehr fähig, und Erschlaffung und Sinnlichkeit haben das stolze Selbstbewußtsein verdrängt, welches sonst diese Nation kennzeichnete. Führerlos und alles dessen beraubt, was die Mauren über die andern Völker erhob, betraten sie Afrika. Angefeindet und mit misgünstigen Augen von den Bewohnern betrachtet, verloren sie den Muth, sich von neuem aufzuschwingen, und sanken tiefer und tiefer, bis sie endlich zu dem Standpunkte der Entartung gelangten, auf dem wir die Mauren des heutigen Marokko erblicken.

Marokko oder das Sultanat Moghrib-ul-Aksa, d. i. der äußerste Westen, wird im Norden von dem Mittelländischen Meere, im Osten von Algier und im Süden größtentheils durch die Wüste Sahara begrenzt. Es erstreckt sich vom Cap Nun bis zum Cap Spartel, ungefähr vom 29. bis 36.° nördl. Br. in einer Ausdehnung von 107 deutschen Meilen, und von Ras-Cantin bis Fesghelmes, vom 7. bis 16.° östl. L. in einer Dimension von ungefähr 180 deutschen Meilen. Das marokkanische Reich würde hiernach einen Flächeninhalt von etwa 10000 Quadratmeilen umfassen; indessen beträgt das politische Gebiet höchstens den dritten Theil der angegebenen Größe, da die im Süden wohnenden Stämme immer nur in größerer oder geringerer Anzahl, je nach der Individualität des Herrschers und der Sympathien für ihn, seine Macht anerkennen und Tribut zahlen.

Der größte Theil des Reichs ist gebirgig und wird in zwei ungeheuern Reihen von dem Großen und Kleinen Atlas durchzogen, einem Gebirge, das nicht in zusammenhängender Bergkette fortläuft, sondern aus einer Menge unregelmäßiger, nach den verschiedensten Himmelsgegenden auslaufender und durch Gebirgsknoten, Joche oder niedere Hügelreihen miteinander verbundener Berggruppen besteht. Diese eigenthümliche Terrainbildung bringt Becken und fruchtbare Thäler zu Wege, welche in allen Richtungen von Strömen, Flüssen und Bächen durchfurcht werden. Liegen diese nahe am Meere, so sind sie torrentenartig und trocknen, ein breites und tiefes Bett zurücklassend, während der heißen Jahreszeit vollständig aus. Selbst die größern Flüsse auf beiden Seiten des Atlas sind verhältnißmäßig unbedeutend und nicht schiffbar. Hierhin gehören der Cucos, welcher in den Höhen des Kleinen Atlas entspringt und bei El-Araisch in den Ocean mündet. Seine schön bewachsenen, stellenweise ziemlich hohen Ufer geben in Verbindung mit den sich im Süden erhebenden malerischen Bergformen der in der Nähe gelegenen Stadt Alkassar ein herrliches Ansehen; ferner der Sebu, welcher an den Abhängen des Großen Atlas aus der Vereinigung mehrerer kleiner Flüsse gebildet wird. Er durchströmt die ganze Provinz Fez von Westen nach Osten, fließt in der Nähe der Hauptstadt vorüber und ergießt sich bei Mahmora ins Meer. Die wildromantischen Ufer dieses reißenden Stroms sind mit dichten

Oleandergebüschen und Olivenwäldern geschmückt, deren schattige Äste von den herrlichsten Weinreben umschlungen werden. Außerdem sind noch zu erwähnen der Burarzog, der Omirahbih, Taneift, Taflot, Ziz, Ghir und die 87 Meilen lange Maluia mit dem Isly, an dessen Ufern einst jene für Marokko so unglückliche Schlacht geschlagen wurde. Alle genannten Flüsse entspringen in dem Atlasgebirge, das man gewöhnlich in den Großen und Kleinen Atlas einzutheilen pflegt; letzterer nimmt östlich von Tanger seinen Anfang, wo sich im Cap Ceuta, dem Abyle des Alterthums, die Nordküste Afrikas Europa am meisten nähert. Von hier aus setzt sich das Gebirge unter den verschiedenen Namen der Sierra-Jimiera, Sierra de las Monas oder die Berge der Singen nach Osten fort und entsendet ebenso wie der Große Atlas zahlreiche Ausläufer bis an das Meer, die dort schroffe Caps und tiefe Buchten bilden, welche letztere, vor den Stürmen geschützt, zu trefflichen Häfen benutzt werden könnten. Das südlicher gelegene Gebirge des Großen Atlas beginnt mit dem Cap de Geer in Unter-Sus, streicht dann nach Nordosten und Norden und wendet sich dann nach Osten, bis es sich an der Maluia zu einem zweifachen Gebirgszuge entwickelt. Hier erreicht der Atlas seine höchste Höhe, hierhin verlegte die Mythe den Stützpunkt des Himmels, und herrlich ist der Anblick, den die fast immer mit Schnee bedeckten, in den wolkenlosen Azur hineinragenden Gipfel bereits auf weite Entfernung dem sich nähernden Wanderer gewähren. Obgleich der Atlas im allgemeinen schwer zugänglich ist, existiren dennoch einige Engpässe, welche die Verbindung zwischen dem Norden und dem Süden ermöglichen. Der westlichste derselben ist der von Bebauan, welcher von Marokko nach Timbuktu führt, jedoch zu seiner Passirung einen Tag erfordert; ostwärts im Gebirge Zayan eröffnen die Quellen des Tansift eine andere Straße, die Tedla mit Tafilelt verbindet, und südlich der Stadt Fez liegt endlich der am meisten benutzte Paß auf dem Wege nach der Oase Tuat in der Sahara. Das Atlasgebirge besteht zum großen Theile aus Kalkstein und Granit und enthält an Metallen Eisen und Blei in großen Massen, selbst Gold und Silber wurden hier von den Römern gewonnen. Aber all dieser Reichthum liegt todt da oder wird so unvollkommen aufgesucht und benutzt, daß es kaum der Erwähnung werth ist.

Das Klima von Marokko hat große Ähnlichkeit mit dem von Algier und dem südlichen Spanien; ja es ist sogar vermöge seiner hohen Gebirgszüge und der im Norden und Westen eindringenden Seeluft an einzelnen Orten selbst kühler als in Andalusien. Indessen ist die Hitze im Innern des Landes während der Sommermonate noch immer so bedeutend, daß der von keinem Tropfen Regen befeuchtete Boden sich in Staub verwandelt und zu Rissen aufklafft, welche sich weit hinziehen und oft so breit sind, daß sie Pferden und Lastthieren die Communication gefahrvoll machen. Alsdann hört jede Vegetation auf, die Blumen und Pflanzen liegen verdorrt und verbrannt, und die ganze Oberfläche der Erde erhält eine gelbe, das Auge ermüdende monotone Farbe. Kaum beginnt aber im October der erste Regen zu fallen, so erscheint in einer einzigen Nacht die ganze Natur wie verändert. Überall sprossen die herrlichsten Pflanzen in üppiger Pracht aus dem Boden hervor, die schönsten Wohlgerüche erfüllen die Atmosphäre, und man wähnt durch einen Zauberschlag aus der Steppe in die Gärten des Paradieses versetzt zu sein. Während dieser nassen Jahreszeit, die in die Monate October bis April fällt, erreicht die Productionskraft des Bodens die höchste Höhe. Dann beginnt das Getreide mächtige Ähren zu treiben, sämmtliche Südfrüchte erlangen eine erstaunliche Fülle und Pracht, und man gewinnt leicht eine Vorstellung davon, wie die Länder der Berberei den Römern einst eine reichere Kornkammer gewesen als selbst das wegen seiner Fruchtbarkeit so berühmte Sicilien. Nichtsdestoweniger sind die Erträge des Ackerbaues in Marokko unbedeutend, indem der größere Theil des Landes uncultivirt bleibt, da die Bewohner aus Furcht vor der Habsucht der Regierung das Feld nur so weit bestellen, als es für ihren Bedarf nothwendig ist. Die Folge hiervon ist, daß, wenn einmal Miswachs eintritt, was nun freilich nur selten der Fall sein dürfte, die bitterste Noth entsteht und ganze Ortschaften und Landstriche dem schrecklichsten Hungertode verfallen.

Die Hauptstapelplätze des marokkanischen Handels sind Tanger und das an der westlichen Küste gelegene Mogador. Dieser Handel soll sich auf etwa 60 Mill. Fr. belaufen, wovon ein Drittel auf den Seehandel mit dem Auslande und das Übrige auf den Karavanenhandel in das Innere von Afrika kommt. Ersterer beschränkt sich bei dem gänzlichen Mangel einer Marine eigentlich nur auf diejenigen Artikel, die von fremden Mächten aus den Stapelplätzen abgeholt, als Schlachtvieh, Getreide und Lebensmittel, und nach Gibraltar und den Häfen des südlichen Frankreich geschafft werden. Ungleich bedeutender ist der Handel mit den stark bevölkerten, südlich von der Sahara gelegenen Reichen, wo die Erzeugnisse der noch in der Kindheit befindlichen

marokkanischen Industrie, als Seidenzeuge, Maroquinleder, Papier und Töpferwaaren, reichlichen Absatz finden. Alljährlich durchziehen zu diesem Behufe sechs Karavanen in der Stärke von 2—3000 Kameelen die Wüste, um für die erwähnten Artikel Straußfedern, Gummi, Goldstaub, Sklaven u. dgl. zurückzubringen. So merkwürdig und interessant besonders für den Europäer die Ankunft derartiger Karavanen in ihren Hauptladeplätzen Marokko und Tafilelt auch sein mag, ihr Anblick gewährt doch nicht die Abwechselung wie das Getreibe einer Hafenstadt, wo Briten, Franzosen, Spanier und Italiener sich in buntem Gewühl mit jenen phantastisch gekleideten Bewohnern aller Gegenden Afrikas vermischen, und wo man Gelegenheit hat, den Contrast zwischen den Charakteren der verschiedenen Nationen zu studiren. Das regste Leben dieser Art findet sich in Tanger.

Inmitten einer herrlichen Vegetation ragt das amphitheatralisch gebaute Tanger zwischen verfallenen, mit Pflanzen überwucherten Mauern aus der nach ihm benannten Bucht hervor. Dasselbe ist nicht groß, hat nur 6000 Einwohner, nur eine Hauptstraße und nur eine Moschee, aber seine Lage macht es zum eigentlichen Beherrscher des Mittelländischen Meeres und in dieser Beziehung ist dasselbe von unberechenbarer Wichtigkeit. Die aus dem Atlantischen Ocean hineindringende Strömung führt unmittelbar an der Küste Afrikas vorüber und nöthigt die einlaufenden Schiffe die Kanonen von Tanger zu passiren, während bei Gibraltar das entgegengesetzte Verhältniß stattfindet und diese Festung daher nur die herausfahrenden Schiffe in ihrer Gewalt hat. Diese Eigenschaft, ferner der Umstand, daß Tanger einer der wichtigsten Handelspunkte der Marokkaner ist, bewog diese schon früh, die Stadt mit einer Befestigung zu versehen. Eine starke Mauer sollte sie vor Angriffen von der Landseite schützen, während durch Courtinen verbundene Bastione zur Vertheidigung des Hafens dienten. Hierzu kommen noch einige, an verschiedenen Punkten der Bai angelegte gemauerte Strandbatterien, die jedoch, mit helleuchtender, weißer Farbe überstrichen, schon aus weiter Entfernung zu Zielpunkten für die Schiffsgeschütze genommen werden können, ein Nachtheil, der um so schwerer ins Gewicht fällt, als bei der Indolenz der Mauren nichts geschieht, diese bereits durch den Zahn der Zeit sehr angegriffenen Mauerwerke in einigermaßen brauchbarem Zustande zu erhalten.

Nächst Tanger ist Mogador die bedeutendste Handelsstadt des Reichs. Sie ist der vorzüglichste Sammelplatz für die aus dem Süden kommenden Karavanen, welche hier ihre Rohproducte gegen Waffen, Kleider und andere Fabrikate vertauschen. Infolge dessen erfreut sich die Stadt einer gewissen Wohlhabenheit, welche sich auch an der Bauart der Häuser und Straßen, die hier regelmäßiger und schöner als in andern marokkanischen Städten sind, bemerkbar macht. Auf einer von sanften Hügeln durchzogenen Ebene, welche, zwischen den Ausläufern des großen Atlasgebirges beginnend, sich bis zum Ocean fortsetzt, liegt Mequinez oder Meknäs, der gewöhnliche Aufenthaltsort des Kaisers von Marokko. Die Einwohnerzahl beträgt etwa 20000, steigert sich jedoch bei der Anwesenheit des Sultans durch das Hinzukommen der ihn begleitenden Leibgarden sehr bedeutend. Die Stadt ist von drei Mauern umgeben, die jedoch so weit voneinander entfernt sind, daß ihre Vertheidigung nur durch eine sehr große Armee ermöglicht werden könnte. Südlich von Meknäs liegt der Palast des Sultans, die Kasbah, ein Conglomerat von Gebäuden, das den ungeheuern Schatz des Sultans, seinen zahlreichen Harem und ein Gestüt enthält, welche durch starke Umfassungsmauern vor den Raubanfällen der umwohnenden Berberstämme geschützt werden. Fünf Meilen von Meknäs entfernt liegt Fez, die zweite Residenz des Kaisers, beinahe noch einmal so groß als jenes und der Sitz der hauptsächlichsten Industrie Marokkos. Hier sollen sich großartige Fabriken von Teppichen, Waffen, Schießpulver, Leder u. dgl. befinden, über die sich jedoch nichts Bestimmtes sagen läßt, da es keinem Europäer erlaubt ist, diesen für heilig gehaltenen Ort zu betreten. Fünfundzwanzig Tagereisen von Tanger entfernt liegt am Fuße des Atlas in einer äußerst fruchtbaren und von Dattelwäldern durchschnittenen Ebene die dritte Residenzstadt, von welcher das ganze Reich seinen Namen erhalten hat. Dieselbe hat 25000 Einwohner, nimmt einen sehr bedeutenden Umfang ein und wird trotz seiner südlichen Lage durch die Nähe des Gebirges vor übergroßer Hitze bewahrt.

Außer diesen Städten dürften höchstens noch der Erwähnung werth sein Tetuan, Arzilla, Labrasch, Mahamora und Salee; indessen sehen sich dieselben so durchaus ähnlich, haben alle denselben Schmuz aufzuweisen, dieselben winkeligen Gassen, verfallene Häuser und armselige Bewohner, daß wir es für überflüssig halten, näher auf ihre Beschreibung einzugehen. Nur Tetuan zeichnet sich durch die große Zahl seiner Moscheen und Thürme vortheilhaft aus, wodurch wenigstens, in Verbindung mit der romantischen Lage, die Stadt aus der Entfernung einen herrlichen

Anblick gewährt. Tetuan zählt 15000 Einwohner und besitzt einen Hafen, der jedoch von Jahr zu Jahr mehr und mehr versandet.

Auch Spanien besitzt noch an der marokkanischen Küste mehrere Plätze (Presidios), die als Verbannungs- und Straforte dienen, aber bisher keinen wirklichen Nutzen brachten, während ihre Bewahrung viele Kosten verursachte. Erst im Kriege gegen Marokko zogen die Spanier einen Vortheil aus diesen Besitzungen, indem dieselben den Truppen als Stützpunkte für ihre Operationen dienten. Hierzu gehört insbesondere das Gibraltar gegenüberliegende und stark befestigte Ceuta, welches zur Zeit Philipp's II. in den Besitz der Spanier kam und seitdem von diesen, eine kurze Unterbrechung im vorigen Jahrhundert ausgenommen, gegen die hartnäckigsten Angriffe der Marokkaner behauptet worden ist. Peñon de Velez de Gomera und Peñon de Alcuhemas sind befestigte Felseninseln, die zwar mit dem Festlande in Verbindung stehen, aber hinsichtlich ihrer militärischen Wichtigkeit keinen Vergleich aushalten mit dem stark verschanzten Melilla.

Die Bewohner des sogenannten Kaiserthums Marokko zerfallen nach Ursprung, Sprache, Charakter und Gebräuchen in Mauren, Berber, Araber, Neger und Juden. Europäer halten sich in nur geringer Anzahl in den Hafenstädten auf, während Türken sich hier wunderbarerweise niemals festzusetzen vermochten. Über die Gesammtsumme der Bevölkerung dieses Reichs bestehen sehr verschiedene Angaben, und bei der mangelhaften Administration und der großen Zahl nomadisirender Horden läßt sich darüber kaum etwas Bestimmtes und Genaues feststellen. Gråberg von Hemsö gibt die Einwohnerzahl auf 8,500000 an, Jackson auf 14,000000, Washington auf 5,500000 und Höst auf 6,000000.

Die ältesten Bewohner der Küsten sind die Mauren, deren Ursprung sich in die frühesten Zeiten verliert und sehr abweichende Hypothesen hervorgerufen hat. Sallust erzählt, daß, als Hercules in Hispanien umgekommen und sein aus vielerlei Völkerschaften zusammengesetztes Heer auseinander gelaufen sei, sich die darunter befindlichen Meder, Perser und Armenier nach Afrika gewandt und den dem Meere zunächstgelegenen Landstrich erobert hätten. Meder und Armenier sollen sich alsdann mit dem eingeborenen Volk der Libyer vermischt und ihren Namen allmählich aus Meder in Mauren corrumpirt haben. Nach Prokop gehören sie einer neuern Zeit an und stammen aus verschiedenen phönizischen Völkerschaften, die sich mit bewaffneter Hand auf der Küste ansiedelten. Andere Schriftsteller glauben, daß sie arabischen Ursprungs und Abkömmlinge von jenen Arabern seien, welche einige tausend Jahre vor Mohammed Ägypten überschwemmten, und von denen sich einzelne Schwärme alsdann westlich gewendet und in dem Lande angesiedelt hätten, welches die Römer in der Folge Mauritanien nannten. Diese letztere Annahme hat viel Wahrscheinlichkeit für sich, wenigstens spricht dafür die Leichtigkeit, mit welcher sich beide Völker, Araber und Mauren, im 7. Jahrhundert vermischten und gemeinschaftlich das Reich in Spanien gründeten. Ebenso spricht für eine gemeinschaftliche Abstammung die Übereinstimmung in vielen Gebräuchen, dann die Gleichheit der Sprachen, während die von den Arabern besiegten und zur Annahme des Islam gezwungenen Kabylen ihr eigenes Idiom beibehielten. Nach ihrer Vertreibung aus Europa schlossen sich die Mauren, um vor den immerwährenden Raubanfällen der wilden marokkanischen Völkerstämme gesichert zu sein, zu gemeinsamen festen Wohnplätzen zusammen, in denen sie sich von Ackerbau, Handel und Gewerbe ernährten. Diese friedlichen Beschäftigungen raubten ihnen die letzte Spur kriegerischen Geistes, und bereits im 16. Jahrhundert mußten sie sich dem Scepter eines arabischen Scherifs unterwerfen, durch den die noch heutzutage herrschende Dynastie gegründet wurde. Die Mauren sind der schönste Menschenschlag Nordafrikas, von mittlerer Größe und von schlankem und edelm Wuchse, sodaß sie in ihrer saubern, ja häufig eleganten Kleidung sehr vortheilhaft von dem sie umgebenden Gewühl schmuziger Neger und Araber abstechen. Stolz und gravitätisch schreiten sie einher; aber ihr mattes, lethargisches Auge verleiht ihren sonst schönen Gesichtszügen einen Ausdruck von Schlaffheit, der daran erinnert, daß die Blume der Ritterlichkeit unter ihnen nicht mehr zu finden, und daß die Zeiten vorbei sind, wo ein Guzman und Abd-el-rage der Schrecken der Christenheit waren. Ihre Hauptgewerbe bestehen im Kornhandel, Kaffeeschenken und Faulenzen, und nichts kann sie ihrer trägen Ruhe entreißen. Als Kaufleute sind sie gewinnsüchtig, geizig und zum Betruge geneigt; auch scheuen sie einen kleinen Diebstahl nicht, wenn sich derselbe ohne viele Mühe und besonders ohne Gefahr vollführen läßt.

Von den übrigen Bewohnern Nordafrikas durch Sprache, Gestalt, zum Theil auch durch Charakter und Sitte wesentlich geschieden, durch das Band der gemeinsamen Religion, die Freiheitsliebe und den Haß gegen Fremde mit ihnen vereint, bewohnen die Berber das ganze Li-

toralgebirge von Marokko bis Tripolis. Sie führen in verschiedenen Ländern andere Namen und sprechen abweichende Dialekte, die mit der arabischen Sprache keinerlei Gemeinschaft haben. Die Berber in Marokko heißen Amazirgh oder Schilhu, Kabylen in Algier und Tunis und Tuariks oder Tibbos in den Gegenden des Südens. Sie werden von vielen Geschichtsforschern für die Nachkommen der alten Numidier gehalten; jedoch ist es viel wahrscheinlicher, daß sie aus einem Gemisch jener Völkerschaften entstanden sind, welche mit gewaffneter Hand in Afrika eindrangen und sich, alsdann vor ihren siegreichen Nachfolgern flüchtend, in den Schluchten unzugänglicher Berge ein Asyl der Freiheit gründeten. Der Berber ist mehr klein wie groß, sehr mager, sehnig und gelenkig wie eine Katze; seine Hautfarbe wechselt in allen Schattirungen vom dunkeln Gelb bis zum Schwarzbraun und von der Erdfarbe bis zum Olivenbraun. In ihren Zügen entdeckt man keine Spur von jenem edeln Schnitt, der den Gesichtern der Mauren eigenthümlich ist. Wildheit, Haß, Mordlust blitzt aus ihren großen, beweglichen Augen und ihre langen, raubthierartigen Zähne, die sie beim Sprechen zeigen, gewähren einen widerlichen Anblick, der noch durch die schmuzige, zerlumpte und über alle Begriffe armselige Kleidung erhöht wird. Ihre Tracht ist höchst einfach, denn sie besteht meistentheils nur aus einem Hemde von grobem Wollzeuge, das mit einer Kapuze versehen, durch einen ledernen Strick zusammengehalten und so lange getragen wird, wie es nur irgend angeht. Ihre Beine sind nackt, und statt der Schuhe bedienen sie sich zum Schutze gegen die scharfen Steine eines Stücks Schafhaut.

Da es dem Beherrscher Marokkos wegen der schwer zugänglichen Wohnorte der Berber und wegen ihrer Bereitschaft, jeden Augenblick die Unabhängigkeit ihres Herdes mit ihrem Blute zu vertheidigen, niemals möglich gewesen ist, in den von ihnen bewohnten Gegenden irgendwelche Verwaltung einzuführen oder auch nur die regelmäßige Erhebung von Tribut durchzusetzen, so findet sich derselbe genöthigt, von Zeit zu Zeit eine Abtheilung seiner Leibwache mit dem Auftrage in die betreffenden Gegenden abzusenden, alles nur irgend Werthvolle mit Beschlag zu belegen. Diese Art der Steuererhebung, welche in der Landessprache eine Provinz „auffressen" genannt wird, ist stets mit Blutvergießen verbunden und endet meistentheils damit, daß die Berber der Übermacht erliegen und alles verlieren bis auf das nackte Leben. Hierdurch erbittert oder auch durch Noth gezwungen, suchen sie sich für den Verlust schadlos zu halten und unternehmen nun ihrerseits Einfälle in das Gebiet ihrer Feinde. Auf ihren leichten Rossen fliegen sie von ihren Bergen in die Thäler hinunter, überfallen die maurischen Ortschaften, rauben, plündern, morden und ziehen sich dann mit derselben Schnelligkeit, mit der sie gekommen, in ihre unzugänglichen Schlupfwinkel zurück. Aber wie sehr auch dieses Volk einerseits fanatisch, kampfbegierig, raublustig und jeder mildern Sitte abhold ist, so zeichnet es sich andererseits dennoch vor den übrigen Marokko bewohnenden Völkerschaften durch Fleiß und Industrie aus. Die Berber verfertigen beinahe alles selbst, was zu ihrem Lebensbedürfnisse nöthig ist, und zwar nicht nur ihre Kleidung, sondern auch Waffen, Pulver und verschiedene andere Gegenstände. Ja sie betreiben sogar Bergbau und gewinnen, wenn auch in roher und unvollkommener Weise, Eisen, Kupfer und Blei aus den reichhaltigen und so wenig benutzten Minen des Atlas. Außerdem gehen aus ihrer kunstgeübten Hand allerlei Arbeitswerkzeuge hervor, und dessenungeachtet vernachlässigen sie auch nicht den Acker- und Gartenbau.

Den dritten Bestandtheil des Völkerconglomerats von Marokko bilden die Araber, die Nachkömmlinge jener ersten Mahommedaner, welche nach Afrika hineindrangen, und deren Sitten und Gebräuche sie bisjetzt unverändert beibehalten haben. Sie sind über ganz Marokko verbreitet und zerfallen in zwei große Klassen: in solche, welche den Boden bebauen, Handel treiben und in Städten oder Dörfern feste Wohnsitze haben, und in wandernde Araber oder Beduinen, die von Viehzucht leben. Letztere wohnen in Zelt- oder Hüttendörfern unter dem Befehl eines Scheikh, in dessen Familie dieses Amt erblich ist. Vierzig bis funfzig Ortschaften bilden einen Stamm, dessen Oberhaupt den Namen Kaid führt, das Richteramt ausübt, den Vorsitz bei Versammlungen hat, gewöhnlich der Anführer im Kriege ist und mit seiner Familie die Stelle des höhern Adels vertritt. Neben den Kaids stehen die Priester oder Marabuts, die meistentheils einen abgelegenen Ort bewohnen und ein zurückgezogenes, allen sinnlichen Genüssen entfremdetes Leben führen. Dieselben verstehen die Auslegung des Koran und beschäftigen sich damit, die jungen Araber im Schreiben, im Lesen und in der Astronomie zu unterrichten. Zu ihnen flüchten alle Mühseligen und Beladenen, um durch die Hinweisung auf die Sprüche Mohammed's und die Verheißung des himmlischen Paradieses von ihnen Trost zu empfangen. Die Marabuts üben einen außerordentlichen Einfluß auf ihren Stamm aus, und gar häufig wurden die erbittertsten Kämpfe beigelegt, wenn einer von ihnen sich zwischen die streitenden Parteien

stellte. Die Kleidung ist bei allen arabischen Stämmen beinahe gleich und ungemein einfach. Der geschorene Kopf wird durch eine rothe Kappe bedeckt, über die wieder die Kapuze des Haik geworfen und mit einem Kameelhaarstrick befestigt ist. Der Haik ist ein weißer, wollener Mantel ohne Ärmel, der auf der Brust in der Weise zusammengeheftet wird, daß die Bewegungen der Arme durch ihn nicht gehindert werden. Über den Haik wird noch ein Burnus, aus weißer oder schwarzer Schafwolle gewebt, getragen, der bis an die Knie reicht und ebenfalls ohne Ärmel ist. Die Reichern tragen außerdem noch leinene Beinkleider und Stiefel, die Ärmern reiten mit nackten Beinen, die Füße nur mit einem Stück Ochsenhaut umwickelt, an dem ein langer Stachel die Stelle der Sporen vertritt. Die Waffen machen einen integrirenden Theil des ganzen Anzugs der Araber aus. Ihre Lieblingswaffe ist eine lange Flinte, die einzig wahre Geliebte des Mannes. Sie ist seine unzertrennliche Begleiterin im Kriege, auf der Jagd und im Zustande der Ruhe. Die Araberinnen tragen ein weißes, wollenes Gewand, das unter der Brust mit einem Gürtel befestigt wird, während der Kopf von einem weißen Tuche umwunden ist, aus dem die Haare in unordentlichen Zöpfen hervorhängen. Als Schmuck tragen sie Ringe in den Ohren, und an den Knöcheln der nackten Füße Spangen, die bei den Reichern von Gold und Silber, bei den Ärmern von Eisen sind. Der Araber ist kräftig und gut gewachsen und von ansprechender Körperform, ohne jemals wohlbeleibt zu werden. Auf seinen bräunlichen Gesichtszügen drückt sich selten irgendeine Veränderung aus; ja man könnte den Araber und besonders den Beduinen für indolent und jeder Leidenschaft unfähig halten, wenn er Tage lang unthätig, den Kopf in die Hand gestützt, vor seinem Zelte liegt. Aber die Ruhe des Arabers gleicht der des gesättigten Löwen, der, im Schatten einer Palme ausruhend, sich zu neuer Beute stärkt. Kaum hat der Araber den Fuß im Bügel, die Hand am Gewehr, so ist er nicht mehr derselbe Mensch; seine Augen leuchten, und tagelang trotzt er den größten Gefahren und Entbehrungen, um den Kopf eines Feindes als Trophäe heimzubringen. Die Araberinnen vereinigen zwar mit üppigen Formen eine regelmäßige Gesichtsbildung; indessen drücken sich in ihren Zügen nur zwei Leidenschaften aus: Liebe und Haß; alle feinern Nuancen sowie das eigentliche Wesen der Schönheit, die Seele, gehen ihnen ab. Es ist das eine natürliche Folge der tiefen und verachteten Stellung, die das Weib meistentheils bei den Arabern einnimmt. Während der Mann auf der Jagd oder im Kriege ist, muß die Frau alle schweren Arbeiten verrichten, das Feld bestellen, Getreide mahlen, ohne dafür Dank und ein freundliches Gesicht, wol aber häufig Mishandlungen von dem heimkehrenden Manne einzuernten. Der Araber betrachtet die Erde nur als einen Durchgangsort zu dem mohammedanischen Paradiese, den zu verlassen er jeden Augenblick mit Freuden bereit ist. Zu seinem Lebensunterhalte bedarf er außerordentlich wenig, da er gern jeden Luxus und jede Pracht entbehrt. Seine Nahrung besteht aus Brot und Früchten, indessen vertauscht er dieselben auch mit geröstetem Getreide und begnügt sich sogar mit Wurzeln, wenn sich ihm nichts anderes darbietet. Der Charakter des Arabers ist ein eigenthümliches Gemisch von großen Tugenden und Fehlern. Trotzdem er selbst gar keine Bedürfnisse hat, ist er von einer unbegrenzten Habsucht. Mit Freuden nimmt er jede Gelegenheit wahr, in den Besitz von Schätzen zu gelangen, nicht um sich dadurch das Leben angenehm zu machen, sondern um dieselben zu haben und an einem geheimen Orte zu vergraben. Gegen seine Feinde ist er treulos, sucht ihnen auf jede Weise zu schaden, und gegen alle, die er nicht genau kennt, erweist er sich mistrauisch. Aber andererseits ist er gastfrei, treu seinem gegebenen Worte und tapfer bis zur Tollkühnheit.

Die verachtetste Klasse der Bewohner Marokkos bilden die Juden, welche hier den Lasten einer drückenden Knechtschaft und allem Hohne ausgesetzt sind, der ihnen wegen der Religionsverschiedenheit mit empörendem Übermuthe zugemessen wird. Sie wohnen meistentheils in besondern Stadtvierteln, die während der Nachtzeit zu verlassen ihnen bei Todesstrafe untersagt ist; beim Vorübergehen an einer Moschee müssen sie sich der Schuhe entledigen, am Brunnen warten, bis der letzte Moslem getrunken; jeder Bettler darf ungestraft einen Israeliten mishandeln, während dieser mit dem Strange oder dem Feuertode bestraft wird, wenn er nur die Hand zur Vergeltung emporhebt. Aber geduldig fügen sich die Juden in die harten Bande der Knechtschaft, mit Gleichmuth ertragen sie jede Bedrückung, jeden Schimpf und häufen dafür Reichthümer auf, wozu sich in Marokko mehr als irgendwo anders Gelegenheit darbietet. Doch auch selbst dieser Vorzug bleibt ihnen häufig nicht ungeschmälert, denn der Wille des Sultans ist ein genügender Grund, einen reichen Juden unter irgendeinem nichtigen Vorwande hinzurichten und sein Vermögen zu confisciren. Unter den Weibern und Mädchen der Juden sieht man Gestalten und Physiognomien, welche lebhaft an die herrlichsten Bilder der italienischen

Meister erinnern, und ihr großes, schwarzes, feuriges, mit langen Wimpern bedecktes Auge vermag den kältesten Beschauer zu entflammen.

Zu den bisjetzt erwähnten Theilen der marokkanischen Bevölkerung kommen noch die Neger hinzu, die man hier von allen Abstufungen der Hautfarbe, vom scheußlichen Gelbbraun bis zum Ebenholzschwarz, antreffen kann. Sie leben theils als Freie in der Mitte der Mauren und betreiben alsdann allerlei Gewerbe, oder sie sind aus Sudan eingeführte Sklaven, über deren Leben jedoch ihr Herr kein Recht besitzt.

Die allgemein herrschende Religion in Marokko ist die mohammedanische; nur unter den Berbern gibt es noch einige Stämme, welche man kaum als Götzendiener nennen darf. Die Marokkaner gehören zu jener streng gläubigen Sekte der Maleki und jeder einzelne von ihnen hält nicht nur die religiösen Gebräuche mit außerordentlicher Pünktlichkeit und Genauigkeit, sondern sie zollen auch ihren Priestern eine fast übermenschliche Verehrung. Besonders ist dies mit den Marabuts der Fall, worunter man die Geistlichkeit der nomadisirenden Araber und der sich zum Islam bekennenden Berberstämme versteht. Diese Priester werden in allen wichtigen Dingen um Rath gefragt und entscheiden auch, ob der Stamm einen Krieg beginnen oder einen angefangenen beenden soll; sie schließen und trennen Ehebündnisse und bestimmen, ob die dem Volke abgeforderte Steuer bezahlt werden soll oder nicht. Es ist klar, daß infolge dieses unbedingten Einflusses der Marabuts auf die ihnen untergebenen Stämme jeder Krieg mit Leichtigkeit in einen fanatischen Religionskampf, namentlich einem christlichen Feinde gegenüber, verwandelt werden kann. Neben den Marabuts sind noch die Santons zu erwähnen, die eine eigene, über das ganze Reich verbreitete Kaste bilden und sich einer sehr rentabeln Heiligkeit erfreuen. Diese Santons tragen eine große Anzahl Koransprüche im Gedächtniß, verrichten allerlei Wunder, heilen den Biß giftiger Schlangen, beschwören Thierseuchen und Miswachs und vertheilen Amulete, die gegen feindliche Kugeln schützen, u. dgl. Das abergläubische Volk hegt großes Zutrauen zu ihrer Wunderkraft, hält sie für besondere Günstlinge Allahs, und der größte Verbrecher ist unantastbar, wenn es demselben gelingt, die Wohnung oder auch nur das Grabmal eines Santons zu erreichen.

Das gesammte Reich Marokko zerfällt in zwei natürliche, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der Mauritania Tingitana der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche Fez und Marokko im engern Sinne mit der Provinz Sus, und deren südöstliche, die Gätulia der Alten, von den Provinzen Tafilelt, Sedschelmesa und Dareh gebildet wird. Politisch sind die beiden Reiche Fez und Marokko in 28 Bezirke getheilt, die durch Paschas und Kaids regiert werden. Nur das Tafilelt steht unter zwei Kaids; die übrigen Theile des Reichs aber, besonders die Amazhirgenstämme, stehen unter fast unabhängigen Hauptleuten, die durch häufige Empörungen jede geordnete Regierung unmöglich machen. Die Regierung ist eine rein despotische. Der Kaiser oder Sultan führt die Titel Emir-ul-Mumenin, d. h. Fürst der Gläubigen, und Khalifah-Allah-fi-chalkihi, d. h. Statthalter Gottes auf Erden. Sein Wille ist das höchste Gesetz, dem er nur hin und wieder durch die verschieden deutsamen Sprüche des Korans zu Hülfe kommt, um auf diese Weise den Schein strenger Gerechtigkeit zu gewinnen. Dieses letztere wird ihm nicht schwer, besonders wenn er die Marabuts und die maurischen Priester oder Imams auf seiner Seite hat, in deren Händen das Volk ein willenloses Werkzeug ist; sind ihm diese aber entgegen, dann bricht meistentheils der Thron des Sultans unter dessen Füßen zusammen, und die marokkanische Geschichte ist voll von blutigen Greuelscenen. Von Zeit zu Zeit hält der Kaiser einen öffentlichen Gerichtstag, bei dem jeder Unterthan herantreten und seine Klage vorbringen darf. Der Sultan verurtheilt die Schuldigen durch seinen unwiderruflichen Ausspruch, und läßt die Strafe, die meistentheils in Spießen, Zersägen oder Abschneiden von Ohren, Nasen und Brüsten besteht, auf der Stelle vollziehen. In den Provinzen des Reichs sind die vom Sultan eingesetzten Statthalter die höchste Civil- und Militärbehörde; sie müssen alljährlich einen Tribut zahlen und sich alle drei Jahre vor dem Herrscher persönlich einfinden, wo es dann von der Höhe der mitgebrachten Geschenke abhängt, ob sie wieder in ihre Residenz zurückkehren oder unter den Yatagans der Leibwachen ihren Tod finden. Geschieht das erstere, so feiern sie das freudige Ereigniß ihrer Rückkehr durch eine außerordentliche Steuer, welche sie ihren Unterthanen auferlegen. Die Einnahmen des gesammten Sultanats belaufen sich auf 2½ Mill. Thlr., die durch Steuern, Zölle und das Schutz- oder Kopfgeld der Juden zusammengebracht werden. Da die Ausgaben aber nur eine Million betragen und der Rest in die Privatkasse des Sultans fließt, so sammelt dieser in der Regel ungeheure Schätze. Der im Jahre 1859 verstorbene Sultan Mulei-Abdurrhaman soll mehr als hundert Millionen

hinterlassen haben. Nach dem Tode des Kaisers übernimmt sein ältester Sohn die Regentschaft, während dessen Brüder in die südlichen Provinzen versetzt und ihnen hier bestimmte Aufenthaltsorte angewiesen werden. In der Provinz Tafilelt allein leben mehrere Tausende solcher Prinzen aus kaiserlichem Geblüt, was nicht zu verwundern ist, wenn man bedenkt, daß der im 18. Jahrhundert lebende Mulei-Ismail 800 Söhne hinterließ und seine Nachkommen sich stets bemüht haben, ihm nachzueifern. Die Verbannten ergreifen jede Gelegenheit, sich an dem Geschicke zu rächen, welches sie zurückgesetzt hat, und von unversöhnlichem Haß gegen ihren Verwandten auf dem Throne, mit Neid und Misgunst aber gegeneinander erfüllt, unterhalten sie in den südlichen Gegenden einen Herd fortwährender Unruhen, deren Unterdrückung oft blutige Kriegszüge nothwendig macht. Zum Schutze seiner Person umgibt sich der Kaiser mit einer Leibwache von Schwarzen, den sogenannten Abd-el-Bokaris, in einer Stärke von 15—20000 Mann. Diese durch ihre barbarische Tapferkeit und ihren wilden Fanatismus ausgezeichnete Truppe bildet den Kern der marokkanischen Streitmacht. Sie erfreut sich einer großen Anzahl von Vorrechten und wird wegen ihrer Rücksichtslosigkeit und ihres Übermuths vom Volke außerordentlich gefürchtet. Außerdem entbietet der Kaiser im Fall eines Kriegs die gesammte waffenfähige Mannschaft seines Reichs, die auch in großen Scharen den bestimmten Stellungsplätzen zueilt, vorausgesetzt, daß die Diener der Religion die Sache in die Hand genommen, den „heiligen Krieg" predigend das Land durchzogen und den Fanatismus entflammt haben. Wer es irgendmöglich machen kann, erscheint bei dieser Gelegenheit zu Pferde. Nur der Arme dient als Infanterist und bewaffnet sich, da der Kaiser zu seiner Ausrüstung nichts beiträgt, je nach seinen Vermögensverhältnissen, mit Flinte, Yatagan, Spieß oder handfestem Hausgeräth. Natürlich ist bei solchen Streitkräften an einheitliche Leitung oder überhaupt an einen regelrechten Krieg, in dem es sich um Operationen und günstige Stellungen handelt, nicht zu denken. Die Gefechte zerfallen gewöhnlich in viele Einzelkämpfe, wo jeder, unbekümmert um eine höhere Führung, ausschließlich dahin strebt, den ihm gerade gegenüberstehenden Gegner zu vernichten. Diese Kampfweise machte sich auch in dem spanisch-marokkanischen Kriege geltend, dessen Schilderung nun unsere Aufgabe ist.

Die Veranlassung des spanisch-marokkanischen Kriegs.

Als gegen Ende des Jahres 1859 die Nachricht von einem bevorstehenden Kriege Spaniens gegen Marokko verlautete, wandte sich das öffentliche Interesse, trotz der Verwickelungen der europäischen Politik, der fernen Küste Nordafrikas zu, und man wartete mit Spannung der Ereignisse, die sich hier entwickeln würden. Es hatte dieses allgemeine Interesse an der Unternehmung Spaniens einerseits seinen Grund in der politischen Tragweite des modernen Kreuzzugs, indem derselbe den Zweck zu haben schien, die Eingangspforte des Mittelländischen Meeres in Besitz zu nehmen; andererseits wurde jene Beachtung von seiten der dazu in keiner Beziehung stehenden Nationen durch den Anblick hervorgerufen, ein moralisch heruntergekommenes Volk wiederum zu jener Idee zurückkehren zu sehen, der es in längstentschwundener Zeit seinen Ruhm und seinen Glanz verdankt hatte, jener Tradition der Spanier nämlich, das christliche Scepter siegreich auf die benachbarte afrikanische Küste hinübertragen zu müssen. Ein Blick auf die Geschichte Spaniens liefert den Beweis, daß dasselbe wie keine andere Macht Europas den Antagonismus der christlichen Rassen gegenüber den muselmanischen Völkern personificirt hat. Seine politische Einheit, seine Größe, seine Kraft, sein Ruhm, alle sind aus diesen Kämpfen entstanden. Lange nachdem Europa seinen letzten Kreuzzug beendet und sich statt dessen durch innere Kriege zerfleischte, trat Spanien noch dem Strome des Islam entgegen und griff, die Meerenge von Gibraltar überschreitend, die maurische Macht in ihrem Herzen an, um den Fürsten derselben die Übel zu vergelten, mit denen sie jahrhundertelang die Pyrenäische Halbinsel heimgesucht hatten. Bald wehte Spaniens Flagge auf den Küsten Marokkos, und Ceuta, Melilla nebst den andern Städten und Citadellen, welche es daselbst noch heute besitzt, sind die Fußtapfen früherer Ruhmesbahnen und gleichsam ein auf die Stirne des Besiegten gedrücktes Siegel.

Mit der Erkaltung des Religionshasses nahm auch die Politik Spaniens eine andere Wendung. Durch seine Regenten wurde es in die Händel der übrigen europäischen Staaten verwickelt, und seine Heere mußten auf den Schlachtfeldern unsers Continents christlichen Heeren gegenüber ihr Blut vergießen. Hierdurch eröffnete sich für Spanien ein neues Leben, und neue Interessen zogen es von einem Theater ab, auf dem es so lange Zeit hindurch ausschließlich Erfolge erlangt hatte. Von dieser Zeit ab wurden die Kämpfe mit weniger Wärme geführt, und

bei den abgeschlossenen Stipulationen machte sich das Bestreben der Spanier geltend, in den Marokkanern Unterstützung gegen europäische Staaten zu gewinnen. Auf diese Weise verlor Spanien allmählich seine ausgedehnten Länderbesitzungen im nördlichen Afrika, und gar bald beschränkte sich seine Macht nur auf die Punkte Melilla, Peñon de Velez, Peñon de Alhucemas und Ceuta, das alte Abyle, eine der Säulen des Hercules. Diese Ortschaften, welche den Namen und die Bestimmung von Presidios führen, liegen in den Theilen des marokkanischen Reichs, die unter den Namen des Amalat-el-Rif und des Amalat-el-Gharb bekannt sind. Unter der erstern Bezeichnung, die einem berberischen, etwa dem lateinischen ripa entsprechenden Worte entlehnt ist, verstehen die Eingeborenen den ganzen Theil der afrikanischen Küste, der sich von der algierischen Grenze bis Tetuan hinzieht. Dieser Länderstrich, der eine Länge von etwa 60 deutschen Meilen und eine Breite von 20—30 Meilen hat, wird durch eine beinahe ununterbrochene Reihe von Bergen ausgefüllt, deren der Küste parallel laufende Ketten sich an die Züge des Kleinen Atlas anlehnen. Von Tetuan bis Mahamora am Atlantischen Ocean reicht das meist ebene Land Amalat-el-Gharb, zu dem die Städte Tetuan, Tanger, Alkassar-el-Kebir und Larasch gehören.

Melilla, die am weitesten nach Osten gelegene und bedeutendste spanische Stadt im Riflande, wurde schon von den Karthagern gegründet, gehörte alsdann den Gothen und endlich den Arabern, welche es im 15. Jahrhundert zur Zeit der spanischen Invasion verloren. Ebenso reicht Ceutas Entstehung in die karthagische Periode hinein; es wurde später nacheinander römisch, vandalisch, gothisch, genuesisch und fiel 1415 an die Portugiesen, welche es drittehalbhundert Jahre behaupteten. Portugal betrachtete Ceuta als eine Schule für den Krieg, wo der junge Adel auf Kosten der Ungläubigen das Waffenhandwerk erlernte. Hier war es, wo Camoens, der neben der Leier das Schwert zu führen verstand und alles Große der Nation, alles was je von Begeisterung in ihr lebte, in seiner Seele vereinigte, im Kampfe gegen die Mauren ein Auge verlor. Durch den Lissaboner Vertrag kam Ceuta, das so oft seinen Herrn gewechselt, endlich 1668 an die Spanier. Von dieser Zeit ab bis auf den heutigen Tag haben die Marokkaner die größten Anstrengungen gemacht, die Spanier aus diesem Besitzthume zu verdrängen, ohne daß ihre Bemühungen bisjetzt vom Erfolge gekrönt worden wären. Besonders war es der Sultan Mulai-Ismail, der vierte Fürst aus der Dynastie der Scherifs, welcher es sich zur Hauptaufgabe seiner Regierung gemacht zu haben schien, genannte Stadt zu erobern. Ehrgeizig und energisch, bewog dieser stolze Maurenfürst seine Unterthanen zum heiligen Kriege und rückte alsdann, nachdem bereits Mahamora, Larasch und Tanger in seine Hände gefallen waren, im Jahre 1694 mit mehr als 40000 Mann vor Ceuta. Aber so groß auch seine Mittel, so bedeutend auch seine Anstrengungen waren, vermochte der Sultan dennoch nicht den Platz zu erobern, der, von der Seeseite nicht blokirt, 26 Jahre lang allen Angriffen der Marokkaner Widerstand leistete, bis der König Philipp V., dieses Zustandes endlich müde, die Offensive zu ergreifen beschloß. Nach den großartigsten Rüstungen, welche damals die bewundernde Aufmerksamkeit ganz Europas auf sich lenkten, ging der Marquis von Leda im Jahre 1720 mit 16000 Mann von Cadiz nach Ceuta unter Segel und schlug die Feinde in zwei blutigen Schlachten aufs Haupt. Gern hätte der General seine begonnene Siegesbahn bis an die Grenze von Tunis ausgedehnt, jedoch widerstand Philipp V., treu seinem Europa gegebenen Versprechen, diesem Ansinnen, und der Marquis mußte, nachdem er die Befestigungswerke des glorreich entsetzten Platzes wiederhergestellt und eine starke Besatzung zurückgelassen hatte, nach Europa zurückkehren. Bereits nach kurzer Zeit erschienen jedoch die Marokkaner wiederum in ihrem ehemaligen Lager, und seitdem befindet sich Ceuta, geringe Unterbrechungen abgerechnet, in fortdauerndem Feindschaftszustande mit seiner Umgegend. Im Jahre 1767 machte endlich der Sultan Sidi-Mohammed mit Spanien Frieden, rückte aber dann, nachdem er den König Karl III. durch Freundschaftsversicherungen, Geschenke und Schmeicheleien in Ruhe eingewiegt hatte, plötzlich vor Melilla und Peñon de Velez; indeß scheiterte das ungeschickt angelegte, verrätherische Unternehmen an der Tapferkeit und dem Heldenmuthe der kleinen Besatzungen. Sein Nachfolger Mulai-Yzid ließ sich jedoch durch diesen ungünstigen Erfolg nicht einschüchtern. Obschon im Jahre 1780 ein Friedensvertrag zwischen beiden Theilen zu Stande gekommen, unternahm er zwölf Jahre später eine Belagerung Ceutas, die jedoch unglücklich ausfiel. Dieser üble Erfolg und die durch häufige Kriegszüge hervorgerufene Schwächung Marokkos bewogen endlich den edeln und menschlichgesinnten Sultan Mulai-Soliman, im Jahre 1798 mit den Spaniern einen neuen Friedensvertrag abzuschließen. Außer diesen beiden erwähnten Übereinkommen wurden sodann noch eine ganze Reihe von Conventionen zwischen Spanien und Marokko zu dem Zweck ab-

geschlossen, die einzelnen Mängel der von Zeit zu Zeit erneuten Friedensverträge zu beseitigen, ohne daß es jedoch gelungen wäre, hierdurch ein friedliches Nebeneinanderleben der Nachbarn zu bewirken. Nur der erwähnte Vertrag von 1780 hatte hiervon für kurze Zeit eine Ausnahme gemacht, indem sich der Sultan infolge desselben bewogen fand, die Spanier während der letzten Jahre des von ihnen 1779—83 geführten Kriegs gegen England mit seiner Hülfe zu unterstützen. Bereitwillig öffnete der Sultan damals den spanischen Fahrzeugen seine Häfen, versah ihre Truppen mit Proviant und behielt diese friedliebende Sinnesart auch da noch bei, als die Spanier Ceuta fast gänzlich von Kanonen, Munition und Besatzung entblößten. Die Afrikaner ließen zu jener Zeit die Gelegenheit vorübergehen, von den durch ungeheuere Verluste geschwächten Spaniern die Presidios zu erobern.

Daß außer jenem Vertrage von 1780 die übrigen Conventionen gar keinen oder wenigstens nur einen sehr geringen Erfolg hatten, liegt in den schon angedeuteten Verhältnissen des marokkanischen Reichs. Es ist bereits erwähnt, wie sich bei dem gänzlichen Mangel einer Verwaltung die Beziehungen des Regenten zu dem größten Theile seiner Unterthanen auf die Besuche beschränken, welche die kaiserliche Leibgarde den einzelnen Länderstrecken alljährlich zur Eintreibung der Steuern abstattet. Ist dieser Zweck nach mehr oder minder blutigen Kämpfen glücklich erreicht, so bleibt der Stamm für einige Zeit unbehelligt und unternimmt nun nach eigenem Gutdünken und ohne daß es der Herrscher für nöthig hielte, sich in derartige Privatangelegenheiten zu mischen, gegen diejenigen Ortschaften Raubzüge, deren Habseligkeiten ihm als ein wünschenswerthes Besitzthum erscheinen. Mehr als irgendwo anders findet aber dieses Verhältniß statt bei den Bewohnern des Rif, welche von jeher den Befehlen des Sultans so wenig Achtung bewiesen, daß dieser genöthigt war, wenn er den mit Spanien geschlossenen Verträgen gemäß Melilla oder Ceuta vor Feindseligkeiten bewahren wollte, diese Orte durch Truppencordons vor den Angriffen seiner eigenen Unterthanen zu schützen.

Mit kriegerischen Talenten begabt, geschützt durch ihre Berge, leben die Rifer als Jäger, Piraten und Banditen, und suchen durch Raub und Mord den Verdienst zu ersetzen, den ihnen ihr undankbarer Boden versagt hat. Ihrer Religion nach Muselmanen, erweisen sie dennoch den Scherifs eine nur sehr geringe Achtung und verfolgen unter Anführung ihrer erblichen, unabhängigen Häuptlinge die Anhänger des Sultans wie die Christen mit gleichem Hasse. Wenn sie nicht gerade beschäftigt sind, die kaiserliche Leibgarde zurückzutreiben, so richtet sich ihre Aufmerksamkeit auf ein doppeltes Jagdrevier, erstens auf die Umgegend der Presidios und zweitens auf die Schiffe, die sich ihrer Küste nähern. Die versteckten, von Felsen umgebenen Buchten, deren klippenreicher Grund größern Fahrzeugen die Annäherung an das Rifland unmöglich macht, sind außerordentlich geeignet, kleinen schnellsegelnden Barken als Schlupfwinkel zu dienen. Besonders ist es die Küste westwestlich vom Cap Tres Forcas, welche wegen ihrer Beschaffenheit von den Bewohnern des Rif zur Ausführung jener Strandräuberei benutzt wird, der einzigen Art von Piraterie, die heutzutage in europäischen Gewässern noch möglich ist. Hier liegen ihre Boote in Grotten versteckt oder mit Baumzweigen überdeckt am Ufer, während die Besitzer von wohlgewählten Schlupfwinkeln aus unaufhörlich den Horizont des Meeres beobachten. Hat nun ein Kauffahrer das Unglück, durch die Wind- oder Meeresströmung in die Nähe ihrer Küste getrieben zu werden, so stürzen die Rifer sofort in bedeutender Anzahl über denselben her, plündern ihn unter wildem Geschrei, theilen die Beute und massakriren in den meisten Fällen die Mannschaft. Da die Rifbewohner bei stürmischem Wetter durch Anzündung von Feuern oder durch weiße Flaggen die in der Nähe befindlichen Schiffe zu täuschen und an ihre ungastliche Küste heranzulocken suchen, so gelingt es ihnen leider alljährlich, eine nicht ganz unbedeutende Anzahl von Handelsschiffen auf diese Weise in ihre Gewalt zu bekommen, und alle Versuche, die europäische Nationen bisjetzt gemacht haben, diese Beleidigungen zu rächen und ihnen für die Zukunft vorzubeugen, sind ohne Erfolg geblieben. So schickte England im Jahre 1852 den Admiral Napier aus, der die an seiner Nation ausgeübten Räubereien blutig bestrafen und diesen Hohnsprechungen der Civilisation des 19. Jahrhunderts ein Ende machen sollte. Indessen war diese Expedition ohne Erfolg, da die Rifer sich bei Annäherung der Engländer zurückzogen und der edle Admiral keine Promenade in das Innere des Landes zu unternehmen für gut fand. Bedeutend energischer verfuhr vier Jahre später der Prinz Adalbert von Preußen, der jedoch ebenfalls nichts erreichte, obgleich mehrere seiner tapfern Genossen dabei ums Leben kamen. Der Prinz gab, nachdem er den Kampf so lange fortgesetzt hatte, als es die Ehre seines Landes erforderte, den Befehl zum Rückzuge, da er sehr wohl erkannte, daß es sich hier, wenn man beabsichtigte, den Piraten einen dauernden und folgereichen Nachtheil zuzufügen, nicht um ein Gefecht

an der Küste handelte, sondern daß man gezwungen wäre, diese Barbaren in ihren Gärten, in ihren Feldern und in ihren beweglichen und unbeweglichen Besitzthümern anzugreifen. Zu einem Gefechte aber in der Tiefe dieser wilden Schluchten, die das Land nach allen Richtungen hin durchfurchen, in den Felsen und Gebüschen, welche die Schlupfwinkel der Rifer bilden, zu einem Kampfe Mann gegen Mann, dazu reichten die dem Prinzen zu Gebote stehenden Kräfte nicht aus. Etwas mehr erreichte im Jahre 1854 der Kapitän des französischen Schiffs Newton, Hugueteau de Chaillé, bei Gelegenheit einer in möglichst großer Nähe vorgenommenen Recognoscirung der Küste. Als derselbe sich nämlich plötzlich von einer großen Zahl kleiner Boote, die ihn mit Flintenschüssen empfingen, umringt sah, eröffnete er zur Erwiderung ein so heftiges Kanonenfeuer, daß alsbald einige Häuptlinge vor ihm erschienen und ihn um die Einstellung der Feindseligkeiten baten. Seit dieser Zeit ist die Flagge Frankreichs respectirt und die Piraterie nur auf die andern Nationen ausgedehnt worden; jedoch haben die Rifer selbst die französischen Fahrzeuge ersucht, sich in möglichst großer Entfernung von der Küste zu halten.

Das andere Feld, auf dem die Bewohner des Rif neben der Befriedigung ihrer Beutelust ihren kriegerischen Passionen nachgehen, bildet die Umgegend der spanischen Presidios. Tagelang lauern sie hier in den benachbarten Gebüschen auf die Gelegenheit, durch ihre sichere Kugel vielleicht denselben Spanier zu erlegen, mit dem sie noch vor kurzer Zeit auf dem Markte in der Stadt in scheinbar freundschaftlichem Verkehre gestanden haben. Indeß würde man irren, wenn man aus dieser feindlichen Stellung der Rifbewohner gegenüber den Spaniern den Schluß ziehen wollte, daß ihre Wünsche dahin gingen, die Presidios zu zerstören und ihren Boden von fremden Niederlassungen zu reinigen; im Gegentheil, sie würden sich höchst unangenehm überrascht finden, wenn ihre Angriffe eines Tags die Spanier bewegen sollten, den afrikanischen Boden zu verlassen, und ihnen auf diese Weise eine der ergiebigsten ihrer Erwerbsquellen entzogen würde. Den Spaniern das Geld abzunehmen und nebenbei durch Tödtung der Ungläubigen sich die Freuden des Paradieses zu erwerben, das ist der Gedanke und das Streben der Rifbewohner. Natürlich kümmern sich diese Barbaren wenig um die von der marokkanischen Regierung gemachten Verträge und Versprechungen, sondern sie thun, wozu sie Habsucht, Fanatismus und alte Gewohnheit treibt. Ein durch die Willkür der Rifer herbeigeführter Vorfall wurde denn auch die Veranlassung zu dem Kriege, der Ende des Jahres 1859 zwischen Spanien und Marokko ausbrach.

Durch eine besondere im Jahre 1844 zwischen Spanien und Marokko abgeschlossene Stipulation war die Grenze des Territoriums von Ceuta auf Kanonenschußweite vom Platze festgesetzt worden. Eine Strecke neutralen Terrains, welches das spanische Land von dem der Rifer trennte, sollte aber während der Dauer einer Erweiterung und Verbesserung der Festungswerke des Platzes zum Schutze der Arbeiter von marokkanischen Truppen besetzt werden. Die Ausführung dieser Bestimmung im Jahre 1859 hatte jedoch unter den Bewohnern des Rif eine derartige Aufregung hervorgebracht, daß sie in der Nacht vom 24. zum 25. Aug. des gedachten Jahres in das neutrale Terrain eindrangen und daselbst, ohne von den Truppen des Sultans Widerstand zu finden, einen an der spanischen Grenze befindlichen Brunnen zertrümmerten, auf dem das königliche Wappen angebracht war. Am folgenden Tage erschienen sie sogar in der unmittelbaren Nähe der Stadt, feuerten auf die Schildwachen, tödteten drei Mann und verwundeten einen Offizier. Die marokkanische Regierung antwortete auf die Beschwerden des madrider Cabinets durch die Äußerung ihres Bedauerns und durch vage Versprechungen, in Zukunft dergleichen Unannehmlichkeiten zu verhindern. Infolge dessen und da die Theilnahmlosigkeit der marokkanischen Truppen den Verdacht rechtfertigte, daß ihre Regierung das Benehmen der Rifer billigte, übersandte die Königin Isabella dem Vertreter der auswärtigen Angelegenheiten für Marokko Sidi-Mohammed-el-Khetib ein energisches Ultimatum und forderte ihn auf, dem Sultan mitzutheilen, daß im Falle einer Weigerung, die geforderten Punkte auszuführen, der Ministerpräsident General O'Donnell die sofortigen Vorbereitungen zu einer Expedition treffen werde, welche mit gewaffneter Hand erlangen solle, was man auf gütlichem Wege nicht zu erreichen im Stande sei. Dieses Ultimatum verlangte, daß der Pascha oder Gouverneur der Provinz in höchsteigener Person das spanische Wappen wieder an der Stelle aufrichten solle, wo es gestanden, und daß er demselben alsdann, ebenso wie seine Soldaten, die gebührenden Ehrenbezeigungen erweise; ferner sollten die marokkanischen Truppen an den Rädelsführern der Schuldigen unter den Mauern Ceutas die verdiente Strafe vollziehen; endlich sollte Marokko zwei Ingenieure bestimmen, welche in Verbindung mit zwei spa-

nischen Beamten in der Umgegend von Ceuta die durch spätere Verhandlungen zu regelnden Grenzen festzusetzen hätten.

Es ließ sich voraussehen, daß man mit diesen Vorschlägen, so geringfügig dieselben auch erschienen, keinen Erfolg erzielen würde, da Sultan Sidi-Mohammed, der inzwischen seinem Vater Abdurrhaman auf dem Throne gefolgt, einem großen Theile der Marokkaner „als Flüchtling von Isly" verhaßt war, sodaß jeder Act von Nachgiebigkeit gegen die Ungläubigen für ihn leicht mit dem Verluste von Thron und Kopf hätte verbunden sein können. So geschah es denn auch, daß am 13. Nov. 1859, auf welchen Tag die Ablaufsfrist des Ultimatums fixirt war, keine bestimmte Antwort, sondern nur ungenügende Zusagen und eine Bitte um Aufschub erfolgten. Das madrider Cabinet war jedoch nicht gesonnen, auf diese Weise die Angelegenheit in die Länge zu ziehen, und erklärte mit Entschlossenheit an Marokko den Krieg. Gleichzeitig erließ der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Calderon Collantes, an die diplomatischen Agenten eine Circularnote, worin er aufs ausführlichste die Veranlassungen auseinandersetzte, welche Spanien zur Kriegserklärung bewogen hätten. Als Entgegnung erließ darauf der marokkanische Vezier einen gänzlich abweichenden Bericht, in welchem er alles Unrecht auf die Gegner zu schieben und diesen aufzubürden suchte, sie hätten die Gelegenheit zum Beginne eines ungerechten Kriegs vom Zaune gebrochen.

Die Erklärung des spanischen Cabinets wurde von allen europäischen Nationen ohne Widerspruch aufgenommen; nur England blickte mit Besorgniß auf ein Unternehmen, das leicht seine Stellung in Gibraltar gefährden konnte. Dieser Felsenpunkt bildet das Glied einer großen Kette von Stationen, die, auf englischem Boden beginnend, über Malta, Korfu, Suez, Perim und die Stationen des Indischen Ocean fortläuft und die äußersten Enden des britischen Reichs miteinander in Verbindung setzt. Duldet England, daß sich irgendeine andere europäische Nation auf der Gibraltar gegenübergelegenen Küste festsetzt, so könnte Gibraltars Bedeutung und Wirksamkeit geschwächt und die mächtige Kette der Stationen durchbrochen werden. In Rücksicht dessen rief das entschiedene Auftreten Spaniens gegen Marokko eine umfangreiche Correspondenz zwischen den Ministern der auswärtigen Angelegenheiten beider Staaten, Hrn. Calderon Collantes und Lord John Russell, hervor, und überdies forderte die englische Presse ihre Regierung dringend auf, durch ein energisches Einschreiten der Ausführung der spanischen Expedition zuvorzukommen.

Das schon in frühesten Zeiten als wichtiger Punkt erkannte Gibraltar wurde bekanntlich während des Spanischen Erbfolgekriegs am 4. Aug. 1704 durch ein Häuflein englischer und holländischer Krieger unter Anführung des Prinzen Georg von Hessen-Darmstadt erobert. Alle Versuche der Spanier, diesen von Natur zu ihrem Lande gehörenden Platz zurückzugewinnen, scheiterten an den großartigen Befestigungen, welche die Engländer hier angelegt, und durch die sie dem Orte eine solche Bedeutung gegeben hatten, daß sie leicht den Verlust von Tanger verschmerzen konnten, welches ihr König Karl II. 1684 freiwillig aufgegeben, nachdem er es 20 Jahre früher als Brautgeschenk von seiner Gemahlin Katharina, einer portugiesischen Infantin, erhalten hatte. Im Utrechter Frieden wurde hierauf Gibraltar durch den zwischen den Höfen von Madrid und London abgeschlossenen Separatvertrag als Besitzthum der Engländer völkerrechtlich bestätigt. Die zu der durch Natur und Kunst unüberwindlich gemachten Festung gehörende Stadt treibt, durch eine geräumige Rhede unterstützt, einen ansehnlichen Handel, namentlich viel Schmuggel mit Spanien, sodaß die Einfuhr nicht minder als die Ausfuhr ziemlich bedeutend ist. Dies, vornehmlich aber die Lage am Eingangspunkte des Mittelländischen Meeres, die Leichtigkeit, mit der man von hier aus die marokkanischen Angelegenheiten im Auge behalten kann, endlich der Umstand, daß die Besatzung Gibraltars ihre Verpflegung an frischem Fleisch, Gemüse und Früchten aus Tanger und Tetuan zu beziehen genöthigt ist, lassen es natürlich erscheinen, daß England alle Unternehmungen auf der gegenüberliegenden afrikanischen Küste mit mistrauischem Auge betrachtet. Andererseits aber läßt sich doch aus diesen Umständen kein Recht herleiten, wonach Spanien verhindert werden könnte, sich von seinem bösen Nachbar für Eingriffe und Beleidigungen Genugthuung zu verschaffen. Das Ansinnen, daß Spanien das Interesse des fremden Platzes berücksichtigen solle, erscheint vielmehr um so weniger gerechtfertigt, als dieser Platz in geographischer Beziehung zu Spanien gehört und diesem nur durch Gewalt entrissen worden ist. So billig dachte man indessen in England keineswegs. Obwol damals die auswärtigen Angelegenheiten dem britischen Cabinet genug zu schaffen machten, bekämpften doch die Preßorgane unausgesetzt das beabsichtigte Unternehmen und wiesen darauf hin, daß Spanien wol gar die Gründung eines zweiten Algier

beabsichtige. Am gemäßigtsten drückte sich die Zeitung „Times" aus, welche wenigstens den Spaniern das Recht einräumte, die Piraten des Rif zu züchtigen, obschon sie auch die britische Regierung verpflichtete, dem „Geiste der Unternehmung" entgegenzutreten, die einem Reiche gälte, das England „Freund und Nachbar" sei. Andere Blätter fragten, ob die den Marokkanern zugedachte Züchtigung nicht ein bloßer Vorwand für eine gewünschte Gebietsvergrößerung sei, ob Frankreich sich nicht vielleicht für die Sache interessire und eine Diversion von algierischer Seite vorbereite. „Daily News" sprach sogar von der „Frechheit des spanischen Gouvernement" und erklärte, es sei die Pflicht Englands, mit Strenge einzugreifen und Spanien zu verhindern, auf gemeinsame Kosten mit Frankreich einen Eroberungslauf zu beginnen, der dem letztern Staate nothwendig das Übergewicht in Marokko sichern müßte. „Morning Herald" fand es ganz unerlaubt, daß sich irgendeine europäische Nation Gibraltar gegenüber festsetze, und drohte mit der Eroberung von Cuba.

Allen diesen Beschuldigungen trat das madrider Cabinet entgegen, indem es bereits am 29. Oct. dem Lord John Russell und den übrigen diplomatischen Agenten erklärte: „Gestützt auf sein gutes Recht wolle das Gouvernement, ohne ehrgeizigen Hintergedanken und ohne Übereinkommen mit einer gewissen andern Macht, dem unerträglichen Zustande, in welchem sich seine festen Plätze durch die unausgesetzten Feindseligkeiten der Marokkaner befänden, ein Ende machen. Es würde hierbei die bestehenden Interessen und die Rechte aller Völker respectiren und für längere Zeit keinen Punkt besetzen, der Spanien eine gefährliche Superiorität über die freie Schiffahrt des Mittelländischen Meeres einräumen könnte." Nachdem diese Erklärung abgegeben worden war, machte England noch einen Versuch, Marokko zur Bewilligung der geforderten Satisfaction zu bewegen, ohne daß es ihm jedoch gelungen wäre, nach dieser Richtung hin irgendwelche Erfolge zu erzielen.

Die von den englischen Zeitungen ausgesprochenen Befürchtungen über eine beabsichtigte Theilnahme Frankreichs an der Expedition waren nicht gänzlich aus der Luft gegriffen. Schon häufig nämlich waren die östlichen Grenzen Algiers durch Einfälle der benachbarten Marokkaner beunruhigt worden, sodaß zu verschiedenen Zeiten ernste Gegenmaßregeln von den Franzosen ergriffen werden mußten, so z. B. von frühern Fällen abgesehen, im Jahre 1852, wo der Grenzstamm der Beni-Snassen durch seine Razzias gegen die der französischen Herrschaft unterworfenen Stämme den Commandeur der Subdivision von Tlemsen zu blutiger Vergeltung zwang. Sieben Jahre nachher erneuerten dieselben in Verbindung mit mehreren andern Völkerschaften ihre Angriffe auf die französischen Posten und zogen, die Köpfe der Getödteten im Triumphe umhertragend, durch die Straßen von Udschda. Zur Bestrafung dieser und wiederholter Beleidigungen der französischen Fahne überschritt eine französische Expeditionsarmee am 21. Oct. 1859 unter den Befehlen des Generals Martimprey die marokkanische Grenze. In kurzer Zeit wurden sämmtliche schuldige Stämme, nämlich die Beni-Snassen, Mahias, Angads und Beni-Guil besiegt, zur Bezahlung der Kriegssteuer und zur Stellung von Geiseln gezwungen; auch Udschda, der Ausgangspunkt aller marokkanischen Räubereien, wurde ebenfalls in harte Geldstrafen genommen und der Kaid der Stadt als Gefangener nach Toulon gebracht. Nachdem die Armee noch auf dem Schlachtfelde von Isly zu Ehren der hier einst gefallenen Franzosen eine Gedächtnißfeier gehalten hatte, kehrte Matimprey, vielleicht infolge einer geheimen Weisung, da Napoleon auf das entschiedenste jede Verbindung mit der spanischen Expedition abgeleugnet hatte, über die Grenze zurück.

In Spanien erzeugte die von dem Gouvernement ausgesprochene Absicht den allgemeinsten Enthusiasmus. Von einem Ende des Reichs bis zum andern entstand, wie durch elektrische Wirkung hervorgerufen, ein freudiger Rausch und ein Kampfesmuth, der an die Zeiten der Maurenkämpfe erinnerte. Die Traditionen von Cid, Ferdinand und Isabella, Karl V. und Ximenes schienen auf einmal in dem gesammten Volke wieder wach zu werden und das Gefühl von Nationalehre auf den höchsten Punkt zu steigern. Alle Parteien vergaßen den Haß, und Granden und Bürger, sich zur Unterstützung der Regierung vereinigend, lieferten den Beweis, daß, wenn die Ehre Spaniens im Spiel, noch heute das alte Sprichwort gilt: „Solo hay Españoles en España."

Der Verlauf des spanisch-marokkanischen Kriegs.

Hatte schon die Wahrscheinlichkeit eines Kampfes mit den Marokkanern durch ganz Spanien die Begeisterung vergangener Zeiten wach gerufen, so steigerte sich diese zu überraschender Höhe, als es keinem Zweifel mehr unterlag, daß die Regierung, unbekümmert um die

Einsprüche und Bedenken des Auslandes, fest entschlossen sei, die bisher in Afrika erlittenen Unbilden blutig zu rächen und den fernern Übergriffen der Marokkaner ein Ziel zu setzen. Arm und reich, hoch und niedrig wetteiferten in Opferbereitwilligkeit, um es der Regierung möglich zu machen, den Erfolg des Unternehmens nach jeder Richtung hin zu sichern. Man wird sich einen Begriff von dem Enthusiasmus, der überall in den spanischen Gauen aufloderte, machen können, wenn man bedenkt, daß die baskischen Provinzen allein, außer sehr bedeutenden Subsidien, ein Contingent von 3000 Freiwilligen, den sogenannten Tercios Vascongados, für das Heer aufbrachten. Ähnliches geschah in Catalonien. Der Patriarch beider Indien und die größere Zahl der wohlhabenden Prälaten verzichteten für die ganze Dauer des Kriegs auf den zehnten Theil ihrer Einkünfte, in allen größern Städten boten sich die Einwohner scharenweise zur unentgeltlichen Verrichtung militärischer Arbeiten an. Kurz, die öffentlichen Kundgebungen der die ganze Halbinsel durchwehenden Begeisterung erinnerten an die glorreiche Epoche von 1808. Auf diese Weise wurde es möglich, bereits gegen das Ende des October eine Expeditionsarmee von 23 Bataillonen angesichts Gibraltar und der afrikanischen Küste zu Algesiras zu versammeln, an deren Spitze durch ein Decret vom 3. Nov. 1859 der Minister Marschall O'Donnell mit der ausgedehnten Vollmacht trat, alle Mittel ergreifen zu dürfen, welche er zur Durchführung seines Auftrags für geeignet halte.

Marschall Graf Leopoldo O'Donnell stammt aus einer der ältesten irischen Adelsfamilien, deren Mitglieder als Anhänger der Stuarts sich fast sämmtlich zur Flucht in das Ausland genöthigt sahen. Die Familie faßte Wurzel in Spanien und theilte sich in der Folge in eine österreichische und eine spanische Linie, welch letzterer der Vater des Marschalls, bekannt unter dem Namen des Grafen von Abisbal, angehörte. Don Leopoldo O'Donnell, der als dieses Grafen zweiter Sohn im Jahre 1810 geboren wurde, widmete sich gleich seinen Vorfahren dem Militärdienste und kämpfte in den Bürgerkriegen auf seiten der Christinos, obschon seine Brüder und Vettern zur Fahne des Don Carlos hielten. Nachdem es ihm (1839) geglückt war, Cabrera zur Aufgabe der Belagerung von Lucena zu zwingen, wurde er zum Divisionsgeneral ernannt und zum Grafen von Lucena erhoben. Im Jahre 1854 erst erfolgte seine Erhebung zum Generalkapitän der Armee oder Marschall. Die mannichfachen Parteikämpfe und Schicksale des Generals, als Flüchtling in Frankreich, in der gewinnbringenden Stelle eines Gouverneurs von Cuba, als Minister in Madrid liegen außerhalb unserer Betrachtung. Nur so viel sei bemerkt, daß sich O'Donnell bei jeder Gelegenheit als ein energischer und kluger, wenn auch in politischer Beziehung keineswegs zuverlässiger Charakter gezeigt hat. Als Militär hat er sich gleich ausgezeichnet als Commandeur auf dem Schlachtfelde wie im Frieden in der Organisation und Verwaltung des Heerwesens. Die Verehrung, welche ihm seine Offiziere zollen, die ihm zum großen Theil ihre Beförderungen verdanken, wie die begeisterte Anhänglichkeit der Soldaten sichern ihm die Mittel zur Befriedigung seines rastlosen Ehrgeizes, der auch seinen politischen Schwankungen zu Grunde liegt.

Ungeachtet der demoralisirenden Wirkungen der Bürgerkriege, der Parteiwirren und der Finanznoth ist doch die spanische Armee durch die kräftige Hand Espartero's, Narvaez' und O'Donnell's, der seit 1858 ohne Unterbrechung das Kriegsministerium geleitet, wieder auf eine Stufe gehoben worden, die sie den übrigen europäischen Heeren gleichstellt. Die spanische Armee ergänzt sich durch Conscription, und zwar bei der Infanterie in einer Dienstzeit von acht Jahren, von denen fünf für den activen Dienst in der Linie, drei für die Miliz bestimmt sind. Die Dienstzeit bei den übrigen Truppengattungen beträgt sieben Jahre im stehenden Heere, entbindet jedoch von der Verpflichtung, der Miliz anzugehören. Der Ersatz besteht zum großen Theile aus unbemittelten Leuten, da die Stellvertretung gegen Erlegung von 500 Thlrn. gestattet ist und sich jeder nur einigermaßen Wohlhabende vom Dienste loszukaufen sucht. Die Offiziere sind nach 20 Jahren pensionsfähig und erhalten nach der doppelten Dienstzeit, ebenso wenn sie im Dienste ein Auge oder Glied eingebüßt haben, ihr volles Gehalt für die Dauer der Lebenszeit.

Die Infanterie besteht aus 1 Grenadier- und 45 Linienregimentern zu 3 Bataillonen, dem Regiment „Fijo von Ceuta" mit 2 Bataillonen, endlich 16 Jäger- und 2 leichten Bataillonen afrikanischer Infanterie, die sämmtlich, mit Ausnahme der Jäger, mit glatten Gewehren bewaffnet sind. Diese Infanterie repräsentirt im Frieden eine Armee von 100000 Mann, welche im Kriegsfall durch Einziehung der Milizen auf 145000 Mann anwächst. Die Bekleidung ist mit einzelnen Modificationen nach französischem Muster hergestellt und durchgehends leicht und praktisch.

Die Cavalerie besteht aus 4 Regimentern Carabiniers, ebenso vielen Kürassieren, 6 Lan-

ciers, 2 Husaren- und 4 Jägerregimentern zu Pferde, zusammen auf dem Kriegsfuße etwa 12500 Pferde. Sämmtliche Reiter führen Pistolen, die Carabiniers einen geraden Säbel und Carabiner, die Lanciers krumme Säbel und eine Lanze, an deren Fähnchen die spanischen Nationalfarben angebracht sind. Die Artillerie zerfällt in 6 Regimenter Fußartillerie zu 18 Brigaden, 4 reitende-, 2 Gebirgs- und 4 Festungsbrigaden, deren Gesammtstärke auf dem Kriegsfuße 12500 Mann beträgt. Geschütze sowol wie Munitionswagen werden von Mauleseln gezogen, die Haubitzen und Munitionskasten der Gebirgsartillerie von derlei Thieren getragen. So stark und ausdauernd dieselben zwar auch in Spanien sind, so wird der störrige und launische Charakter dieser Thiere häufig der Grund zu Verzögerungen und Langsamkeiten, welche die spanische Artillerie hinsichtlich ihrer Schnelligkeit und Manövrirfähigkeit im Gefecht hinter der gleichen Waffe anderer Armeen zurückstehen lassen. Das Geniecorps ist im ganzen 3600 Mann stark und zählt 3 Bataillone, von denen jedes 4 Sappeur-, 1 Mineur- und 1 Pontoniercompagnie enthält.

Die Gesammtstärke der spanischen Armee beläuft sich sonach auf:

	145000	Mann	Infanterie zu 142 Bataillonen
	12500	„	Cavalerie
	12500	„	Artillerie
	3600	„	Genie
in Summa	173600	Mann.	

Hierzu kommen noch die meist aus ausgedienten Unteroffizieren und Leuten bestehende Guardia civil oder Gensdarmerie mit 10000 Mann und 75 Compagnien Grenzcarabiniers zum Schutze gegen den Schmuggelhandel mit einer Gesammtstärke von 11000 Mann.

Die aus diesen Truppen zum Kriege gegen Marokko ausgewählte und aus 52 Bataillonen, 12 Escadrons und 74 Kanonen bestehende Expeditionsarmee war folgendermaßen zusammengesetzt: Erstes Armeecorps, unter dem Befehl des Divisionsgenerals Echague, 12 Bataillone, 1 Schwadron Husaren, 3 Compagnien Artillerie mit 18 Geschützen und 1 Compagnie Genietruppen. Zweites Armeecorps, unter dem Befehle des Generallieutenants Zavala, 16 Bataillone, 4 Schwadronen Cavalerie, 3 Schwadronen reitende Artillerie mit 12 Geschützen und 1 Compagnie Gebirgsartillerie mit 6 Geschützen, 1 Compagnie Genietruppen. Hierbei befand sich der Sohn des General-en-Chef, der Generalmajor O'Donnell, als Commandeur der 2. Division. Drittes Armeecorps, unter dem Divisionsgeneral Ros de Olano, aus 16 Bataillonen, 1 Schwadron Cavalerie, 2 Schwadronen reitender Artillerie mit 8 Geschützen und 1 Compagnie Gebirgsartillerie mit 6 Geschützen bestehend. Die Reservedivision, unter dem Befehl des Generals Prim, mit 8 Bataillonen und 3 Schwadronen reitender Artillerie mit 12 Geschützen. Endlich die Cavaleriedivision des Generalmajors Galiano, aus 9 Schwadronen Kürassieren und Husaren, und 3 Schwadronen reitender Artillerie mit 12 Geschützen zusammengesetzt.

Diese sämmtlichen Befehlshaber gehören der Schule der Bürgerkriege an, sind dem Panier O'Donnell's gefolgt und haben demselben auf Tod und Leben Treue geschworen. Der bedeutendste von ihnen ist unstreitig Don Juan Prim, Graf von Reus, der sich, in den Bürgerkriegen auf seiten der Christinos stehend, als tapferer Soldat und energischer und kluger Parteimann rasch emporgeschwungen hat. Ebenso wie Prim haben sich die Generale Don Rafael Echague und Don Antonio Ros de Olano durch ihre Tapferkeit in der Armee einen Namen erworben.

Während sich im Herbst 1859 in Spanien eine großartige militärische Thätigkeit entfaltete, die Truppen gemustert, Munition und Lebensmittel, Hospital- und Lagereinrichtungen herbeigeschafft und die Transportschiffe zur Aufnahme der Expedition hergerichtet wurden, fanden auch an der gegenüberliegenden afrikanischen Küste Vorbereitungen statt, um den erwarteten Feind mit Nachdruck zu empfangen. Die Marabuts durcheilten, den heiligen Krieg verkündend, die Stammgebiete, und auch die Regierung des Sultans unterließ kein Mittel, den Fanatismus des Volks zu wecken und zu steigern. So wurde zu Rabbat drei Tage hindurch der heilige Schlüssel der Stadt Cordova der Verehrung der Gläubigen ausgestellt und auf diese Weise die alte Verheißung der Mauren, einstmals wiederum in den Besitz der von den Voraltern in den lieblichen Fluren Andalusiens bewohnten Städte zu gelangen, von neuem in der Erinnerung belebt. Die Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg, und scharenweis eilte das Volk zu den Waffen, begierig sich durch Vergießen von Christenblut der Freuden des Paradieses, jener stets verlangenden, stets reizenden Huris würdig zu machen. Mit der zunehmenden

Aufregung vermehrten sich die Angriffe gegen Melilla und Ceuta. Jeder waffenfähige Mann rüstete sich für den Krieg, die Heerden wurden in das Innere des Landes getrieben, die Küstenstädte, besonders Tanger, befestigt. Angesichts dieser Vorbereitungen flüchteten sich sämmtliche Juden und Europäer nach Spanien, wo ihnen eine gastfreie Aufnahme zu Theil wurde. An die Spitze des marokkanischen Heeres trat Sidi-Mulai-el-Abbas, der jüngere Bruder des Kaisers, welcher bereits von seinem verstorbenen Vater als zweiter im Reiche bezeichnet worden war. Derselbe besetzte anfangs mit nur 15000 Mann eine starke Position zwischen Tanger und Tetuan, und beherrschte auf diese Weise die beide genannten Punkte verbindende Straße. Die Zahl der ihm dem Namen nach untergebenen Mannschaften stieg, nachdem durch die Rückkehr des Generals Martimprey nach Algier eine Besetzung der französischen Grenze unnöthig geworden, auf etwa 30000 sogenannte Reguläre und 70—80000 Irreguläre aus den verschiedenen Theilen des Reichs.

Der Marschall O'Donnell versammelte am 11. Nov. 1859 seine Generale zu Cadiz, um sich mit ihnen über den Operationsplan des bevorstehenden Feldzugs zu berathen. Als Landungspunkt wählte man aus nahe liegenden Gründen einen der festen Plätze (Presidios), und unter diesen wiederum Ceuta als den nächsten, größten und militärisch wichtigsten Punkt der spanischen Besitzungen im nördlichen Afrika. Anfänglich lag es in der Absicht des Obercommandeurs, sich von hier aus nach Tanger zu dirigiren, dessen Besitz seiner geographischen Lage wie commerziellen Bedeutung wegen vorzüglich in die Wagschale fallen mußte. Der Gedanke jedoch, daß Gibraltar von hier aus den größern Theil seiner Lebensmittel bezieht, die Erinnerung ferner, mit wie schelen Augen England dem Zustandekommen der Expedition gegen Marokko schon an sich zugesehen, weil es die Absicht des spanischen Gouvernement voraussetzte, sich zum Beherrscher der Eingangspforte des Mittelländischen Meeres zu machen, dann die strategische Wichtigkeit Tangers, die vielleicht eine langdauernde Belagerung herbeiführen konnte, endlich die in der Meerenge augenblicklich herrschenden Stürme, die möglicherweise eine Mitwirkung der Flotte verhinderten — alle diese theils politischen, theils militärischen Gründe bewogen O'Donnell, vorläufig den Gedanken an eine Einnahme von Tanger aufzugeben. Dagegen wandte sich die Aufmerksamkeit des spanischen Generals dem nächstbedeutenden, auf der entgegengesetzten Seite und ebenfalls nur acht Stunden von Ceuta entfernt liegenden Handelsplatz Tetuan zu. Hatte man diesen Punkt erobert und das marokkanische Heer mehrmals empfindlich geschlagen, so war die Wahrscheinlichkeit vorhanden, mit verhältnißmäßig geringen Opfern quer durch das Innere des Landes nach Tanger gelangen zu können und diesen Platz durch einen Angriff oder ein Bombardement von der Land- und Seeseite zur Übergabe zu zwingen. Machte der Verlust dieser beiden wichtigen Punkte die Marokkaner noch nicht zur Nachgiebigkeit und zum Abschlusse des Friedens geneigt, so konnte man alsdann seine Aufmerksamkeit auf die am Ocean gelegenen Handelsplätze richten und, sei es nun zu Lande oder durch die Flotte, Larasch, Rabbat und Mogador nacheinander erobern. Daß der spanische General nicht den Plan faßte, vorerst an eine Eroberung der im Innern des marokkanischen Reichs gelegenen Hauptstädte zu gehen, darf bei der Beschränktheit der ihm zu Gebote stehenden Streitmittel nicht befremden.

Die in der Meerenge wehenden widrigen Winde und die über Erwarten lange Zeit, welche das Recognosciren der feindlichen Küste in Anspruch nahm, verzögerten die Eröffnung der Operationen derart, daß trotz der bereits am 22. Oct. erfolgten officiellen Kriegserklärung die ersten Truppen vom Corps Echague dennoch erst am 17. Nov. zu Algesiras eingeschifft werden konnten. Da die Meerenge zwischen Algesiras und Ceuta nur etwa $4^1/_2$ deutsche Meilen Breite hat, so konnte Echague bereits am nächstfolgenden Tage das alte Maurenschloß El-Serallo besetzen, mußte jedoch hier mit seinen geringen Truppen, da abermals eintretende Stürme das Nachfolgen des Corps Zavala verhinderten, die ersten Stöße des Feindes pariren.

Ehe wir zu der Schilderung der in den nächstfolgenden Tagen stattfindenden Kämpfe übergehen, wollen wir zuvor mit wenigen Worten den Schauplatz derselben beschreiben. Ceuta ist eine Stadt von etwa 8000 Einwohnern und die bedeutendste der Presidios, deren Verwaltung von hier aus geleitet wird. Es liegt auf einer kleinen, in das Mittelländische Meer hineinragenden Halbinsel, deren anstoßendes Terrain jedoch, als das beständige Jagdrevier mord- und beutelustiger Eingeborener, den Spaniern so gut wie unbekannt war. Dieses Terrain bildet, nachdem man die Halbinsel verlassen, eine mit dichtem Gestrüpp und Buschwerk bedeckte Ebene, in deren Mitte sich das bereits erwähnte alte, verfallene maurische Königsschloß El-Serallo erhebt. Jenseit desselben ziehen in geringer Entfernung voneinander zwei parallele, mit manns-

hohen Stechpalmen und anderm ebenso hohen Gebüsch überzogene Bergketten hin, die zwischen sich eine bewachsene, von sumpfigen Wiesenstrecken unterbrochene Ebene freilassen. Auf dieser fand der erste Zusammenstoß statt, indem die Mauren von dem ihnen gehörigen äußern Berge herabstiegen, um den Spaniern den Besitz des Ceuta zunächstgelegenen Höhenzugs streitig zu machen. Zur Sicherung dieses Höhenzugs und des dahintergelegenen, im Serallo befindlichen Lagers ließ Echague sogleich nach seiner Ankunft drei starke Redouten anlegen, welche den Namen Isabella II., Francisco d'Assis und Principe Alfonso erhielten. Die wichtigste derselben war die zuerst genannte, welche ihre Hauptfronte gegen die Boqueta Anghera, eine schauerliche, die Sierra-Bullones quer durchschneidende Felsenschlucht richtete, die ihren Namen von einem kleinen, darin gelegenen Orte Anghera erhalten hat. Außerdem führen über die Sierra-Bullones noch drei Wege, von denen zwei als Handelsstraßen nach Tanger und Tetuan häufig benutzt werden, der dritte jedoch so schwer passirbar ist, daß er nur in der ersten Periode dieses Kriegs den zum heiligen Kampfe ausziehenden und mit Schleichwegen vertrauten Mauren als Passage dienen konnte.

Die günstige Gelegenheit, sich in der Boqueta unbemerkt zu sammeln und von da aus plötzlich gegen die Isabellenredoute vorzubrechen, wurde von den Marokkanern nicht unbenutzt gelassen. Bereits am 22. und 23. Nov. brachen sie mit wildem Geschrei gegen die Redoute vor; regellos warfen sie sich auf die spanischen Linien und kämpften so lange, bis sie von Kugeln durchbohrt wurden. Zuweilen zogen sie sich zurück, aber nur, um sich zu einem neuen Anlaufe zu sammeln, der ebenso ohne Plan ausgeführt wurde. Stamm auf Stamm ging, angefeuert durch die Marabuts und Santons, die mit ihren grünen Fähnchen von Haufen zu Haufen liefen, ganz so vor, als ob es ihnen blos darauf ankomme, den Tod im heiligen Kampfe für den Glauben zu finden. Nie unterstützte einer der anstürmenden Haufen den andern, nie fand eine Berechnung der eigenen und der feindlichen Streitkräfte statt. Selbstverständlich mußten bei dieser Art zu fechten die marokkanischen Verluste immer unverhältnißmäßig größer als die spanischen sein. Mit mehr Erfolg als vorher fand am 25. Nov. ein Angriff von 4000 Mauren auf die Redoute Isabella statt, wobei die Feinde bis in das Innere des Werks hineindrangen und etwa 80 Kanoniere an ihren Geschützen niedermachten. In einem Augenblicke dieses Gefechts schwebte ein spanisches Regiment in der höchsten Gefahr, von feindlichen Massen erdrückt zu werden. Da stellte sich Echague, dessen Pferd erschossen worden war, an die Spitze von zwei Bataillonen, warf sich auf die Mauren und kämpfte, obgleich er an der Hand verwundet wurde, so lange fort, bis er den Sieg errungen hatte. Die Umsicht, mit der er in diesem und den vorangegangenen heißen Gefechten die Schwäche seiner Truppen zu verbergen wußte, lieferte von neuem den Beweis, daß man sich in seinen Führertalenten nicht geirrt hatte, und seine Ernennung zum Generallieutenant war die erste Gunstbezeigung, welche die Königin Isabella in diesem Kriege ertheilt hat.

Nachdem der General-en-Chef mit dem größern Theile des 2. Armeecorps am 27. Nov. im Lager am Serallo eingetroffen war, unternahm derselbe am nächsten Tage in Begleitung einiger Schwadronen leichter Cavalerie eine Recognoscirung in der Richtung von Tetuan, bei der sich herausstellte, daß die Hauptkräfte des Feindes nicht auf dem Wege nach dieser Stadt, sondern vielmehr in der Boqueta vereinigt seien. Diese Ansicht wurde am 30. Nov. auf das evidenteste bestätigt, indem die Marokkaner an diesem Tage in einer Stärke von etwa 10000 Mann aus der labyrinthartigen Schlucht hervorbrachen und einen energischen Angriff gegen die Isabellenredoute unternahmen, der den Spaniern über 300 Todte und Verwundete kostete. O'Donnell leitete das Gefecht selbst und trieb den Feind endlich nach längerm, blutigem Kampfe durch die Infanteriedivision des Generalmajors Gasset de Mercader in seine Schlupfwinkel zurück. Er hatte hierbei zum ersten male Gelegenheit, die Kampfesweise und Todesverachtung der Marokkaner durch den Augenschein kennen zu lernen.

Die mit sehr langen Flinten, Espignarden, bewaffnete marokkanische Infanterie schlägt sehr hoch an und ist im Stande, recht bedeutende Entfernungen zu überschießen. Man konnte bei ihrem Angriffe deutlich drei Linien unterscheiden, von denen die erste bestimmt war, den Angriff zu eröffnen; die Mannschaft der zweiten unbewaffneten Reihe trug die Todten und Verwundeten aus dem Feuer heraus und nahm die Waffen der Gefallenen, um ihre Stellen auszufüllen; die dritte Reihe diente als eine Art Reserve. Die zu Pferde fechtenden Araber sind vollendete leichte Cavaleristen. Ihre Bewaffnung besteht ebenfalls aus einem langen Gewehr, welches auf dem Marsche an einem Riemen über der Schulter hängt; nur die Minderzahl ist außerdem noch mit ein oder zwei Pistolen versehen, die, an einem Lederstreifen be-

festigt, nach dem Abfeuern auch über die Schulter zurückgeworfen werden. Von blanken Waffen besitzt der Araber gewöhnlich nur den Yatagan, ein kurzes, breites, auf beiden Seiten geschliffenes Schwert, das meist benutzt wird, um gefangenen oder getödteten Feinden die Köpfe abzuschneiden. Die eigentliche Kampfesart besteht im zerstreuten Gefecht oder, richtiger gesagt, im Tirailliren zu Pferde. Das Terrain benutzen, Hinterhalte legen, Überfälle machen, plötzlich sich in Masse zeigen, wo man es am wenigsten vermuthet, augenblicklich von jedem Fehler, den die Feinde begehen, und von jeder entstandenen Unordnung Vortheil ziehen, sich nie abschneiden lassen und doch beständig den Gegner abmatten und belästigen, das sind die eigenthümlichen militärischen Fertigkeiten eines arabischen Kriegers. Bei dem Tirailliren längs eines feindlichen Lagers oder einer Position jagt der Araber in vollster Carrière bis auf etwa 100 Schritt an die Linie heran, hält dann plötzlich, legt sich auf den Hals seines Pferdes und feuert das Gewehr ab. Unmittelbar nach dem Knalle macht das Pferd von selbst die Wendung und geht, während der Reiter von neuem ladet, ebenso rasch zurück, wie es gekommen. Die arabische Kriegsstärke in Afrika besteht sonach vornehmlich in einer leichten, vorzüglich berittenen, dreisten und unermüdlichen unregelmäßigen Cavalerie, die sich nach Natur, Gewohnheit und Lust stets auf dem Kriegsfuße hält. Als ein Mangel derselben erscheint unter gewissen Umständen die zu große Selbständigkeit, mit der jeder einzelne Mann den Kampf führt, sodaß der Heerführer nicht im Stande ist, mit geschlossenen und gesammelten Massen ein entscheidendes Resultat herbeizuführen. Außerdem hindert die arabischen Reiter auch ihre Waffe, die lange Flinte, sich zu sammeln und einen geschlossenen Choc auszuführen oder einer europäischen Cavaleriecharge zu widerstehen. Sie entgehen der Wirkung einer kräftigen Attake durch die Schnelligkeit ihrer Pferde; sie verschwinden plötzlich, aber sobald sich ihre Feinde wieder zurückziehen, zeigen sie sich von neuem ebenso plötzlich und versäumen keinen Augenblick, sie zu belästigen und ihnen Verluste zuzufügen.

Die Einbuße der Marokkaner in dem Gefechte am 30. Nov. muß sehr bedeutend gewesen sein, denn nicht allein fand eine große Zahl von ihnen im Kartätschenhagel der Isabellenredoute den Untergang, sondern es wurden außerdem noch 2000 von ihrer Rückzugslinie nach der Boqueta abgedrängt, die sich in das Meer stürzten, da sie den Tod in den Fluten dem Schicksale in den Händen der Spanier vorzogen. Aber auch die spanische Armee verringerte sich in schreckenerregender Weise, nicht allein durch die Kugeln der Feinde, sondern auch durch die ungewohnten Strapazen und Anstrengungen eines unter den ungünstigsten Witterungsverhältnissen geführten Lagerlebens, in noch höherm Grade aber infolge der großen Zahl von Opfern, welche die Cholera, jenes indische Schauergespenst, tagtäglich dahinraffte. Unter solchen Umständen ertheilte der Marschall dem General Ros de Olano, nachdem die Reservedivision Prim bereits in den letzten Tagen des November in Afrika eingetroffen war, den Befehl, sich mit dem 3. Armeecorps, das in Malaga concentrirt war und offenbar von hier aus einen Handstreich auf Tetuan hatte unternehmen sollen, unverzüglich nach Ceuta einzuschiffen. Außerdem wurde der General Rios beauftragt, ein 4. Armeecorps in der Stärke von acht Infanterieregimentern und vier Jägerbataillonen aus Freiwilligen zu bilden, und endlich erhielt die Flottenstation in der Havaña die Ordre, sofort mit zehn Kriegsschiffen eine Blokade der am Ocean gelegenen marokkanischen Hafenplätze vorzunehmen und auf diese Weise eine Zersplitterung der feindlichen Streitkräfte zu veranlassen.

Da sich die Mauren nach dem obenerwähnten Gefechte eine Zeit lang in der Defensive verhielten, glaubte der General O'Donnell den Moment für geeignet, sie in einer in arabischer Sprache abgefaßten Proclamation darauf aufmerksam zu machen, wie bedeutende Verluste eine weitere Kriegführung für sie haben müsse, und wie viel besser sie thäten, durch zeitige Nachgiebigkeit dem Kampfe ein Ende zu machen. Daß derartige Erlasse jedoch bei einem von Fanatismus und glühendem Christenhasse erfüllten Volke, wie die Marokkaner sind, ohne Erfolg bleiben mußten, lag auf der Hand. Bereits am 10. Dec. erfolgten wiederholte, von 10000 Mauren ausgeführte Angriffe auf die Redouten Isabella II. und Francisco d'Assis, deren Zurückschlagung mit bedeutenden Blutverlusten auf beiden Seiten verbunden war. Die Spanier schätzen die Einbuße ihrer Feinde an diesem Tage auf 350 Todte und 1000 Verwundete, während sie selbst ihren Verlust nur auf 40 Todte und 310 Verwundete angeben.

In diesen Tagen legten sich auch die mächtigen Stürme, welche bis dahin gewüthet und die Verbindung mit Spanien unmöglich gemacht hatten, sodaß in der Zeit vom 12. bis 15. Dec. das letzte (3.) Armeecops nach Afrika übergesetzt werden konnte. Nach seinem Eintreffen sah sich O'Donnell an der Spitze einer hinreichenden Armee, um gegen Tetuan vorrücken zu können.

Der Weg, auf dem dies geschehen und durch den die gefährliche Boqueta de Anghera vermieden werden sollte, begann bei der linken Flügelschanze der Spanier und lief alsdann entlang dem Meeresufer bis zu der Stelle, wo sich der von den Marokkanern besetzte Gebirgszug allmählich zu einer Ebene verflacht. Ein hier gelegenes altes verfallenes maurisches Gebäude mit Namen El-Castillejos bildete das erste Operationsobject des spanischen Heeres. Die hierhin laufende Straße hatte zwar nur eine Länge von anderthalb Stunden, war jedoch durch Felsblöcke und Gestrüpp vollkommen unpassirbar und mußte vor ihrer Benutzung erst hiervon gereinigt werden. Zu diesem Behufe erhielt die Division Prim und die gesammte Cavalerie den Befehl, in der Art die Avantgarde zu übernehmen, daß die Arbeitercolonnen unter ihrem Schutze und in ihrem Rücken den Wegebau ausführen könnten, während die Division Ros de Olano die rechte Flanke deckte, indem sie sich in dem sogenannten Lager von El-Otero verschanzte. Das 1. und 2. Armeecorps verblieben als Reserve auf dem Höhenzuge von El-Serallo. Kaum hatte man jedoch am 12. Dec. mit der Ausführung des Baues den Anfang gemacht, so schienen die Mauren auch schon den Sinn desselben zu erkennen, und zeigten sich fest entschlossen, die Absicht der Spanier nach besten Kräften zu vereiteln. Als daher ihre Macht am 14. Dec. durch das Eintreffen neuer Zuzüge ansehnlich verstärkt worden war, begannen sie am nächstfolgenden Tage in der Stärke von etwa 15000 Mann einen Angriff auf die Redoute Alfonso, nachdem zuvor eine Scheinattake auf die Isabellenschanze stattgefunden hatte. Derselbe wurde mit großem Ungestüm ausgeführt, während die Spanier eben zu einem Todtengottesdienste für die während des Feldzugs in Afrika gefallenen Soldaten versammelt waren. Aber trotz des heldenmüthigen Vordringens der Marokkaner, ungeachtet der an den Tag gelegten Todesverachtung dauerte der Kampf doch nur kurze Zeit und entschied sich bald zu ihrem Nachtheil, nachdem ihre frisch angekommene Cavalerie durch die Kartätschen und Granaten der spanischen Geschütze vollständigst zersprengt worden war. Namentlich galt dies von den mit den Kaid Ben-Oda neuerdings angekommenen Truppen, welche das Unglück hatten, in den Feuerbereich der in der Nähe der Küste ankernden Schiffe zu kommen, und hier bedeutende Verluste erlitten. Dieser Umstand, in Verbindung mit einer Flankenbewegung des Generals Ros de Olano, durch welche dieser die maurische Infanterie zu umzingeln drohte, und den gleichzeitigen Bajonnetangriff in der Fronte, verwandelte den Vormarsch der Marokkaner in wilde Flucht. Die Spanier geben den Verlust, den ihre Feinde hierbei erlitten, auf 1500 Mann an, eine Zahl, über deren Richtigkeit sich jedoch bei dem Verfahren, die Todten und Verwundeten vom Kampfplatze mit fortzunehmen, nicht entscheiden läßt. Ebenso wenig darf man aber den officiellen Berichten der Spanier unbedingte Zuverlässigkeit beimessen, wenn sie ihre eigene Einbuße mit nur 30 Todten und 126 Verwundeten berechnen.

Der ungünstige Erfolg des Gefechts vom 15. Dec. schüchterte die Marokkaner keineswegs ein, sondern sie wiederholten im Gegentheil mit vermehrtem Ungestüm ihre Angriffe auf die Divisionen Prim's und Ros de Olano's am 17., 20. und 21. Dec., ohne daß es ihnen jedoch gelungen wäre, die Wegearbeiten anders als vorübergehend zu stören. Unter den genannten Gefechten ist das vom 20. insofern bemerkenswerth, als die Spanier bei dieser Gelegenheit zum ersten mal einen Gefangenen machten, den die Jäger von Merida umzingelten, nachdem sie, ohne einen Schuß zu thun, mit gefälltem Bajonnet auf den Feind eingedrungen waren, denselben mit dieser für die afrikanischen Völker unwiderstehlichen Waffe zurückgetrieben hatten und verfolgten. Der einzige Erfolg, den die Marokkaner durch diese häufigen Scharmützel erreichten, war der, daß die spanischen Soldaten im höchsten Grade anfingen über ihre Lage mismuthig zu werden. Und in der That war denselben einige Unzufriedenheit bei dem Mangel erheblicher Erfolge, bei der anstrengenden Arbeit, bei den Cholera und andere Krankheiten in reichlichem Maße hervorrufenden Regenströmen keineswegs zu verargen. Dazu kam, daß die Spanier am Nothwendigsten Mangel litten, auch die Lebensmittel zu fehlen begannen und endlich die sichere Nachricht eintraf, daß die feindliche Armee täglich durch neue Zuzüge verstärkt würde, während die eigenen Truppen in gleichem Verhältnisse zusammenschmolzen. Unter solchen Umständen war es eine sehr gerechtfertigte Maßregel des Marschalls O'Donnell, Ceuta am 16. Dec. zu einem Freihafen zu erklären und den Befehl zur Bildung eines 5. Armeecorps auszufertigen.

Mit Hohn und Spott folgten die englischen Blätter dem langsamen Vorschreiten der spanischen Expedition, und auch die Regierung Großbritanniens bemühte sich, die Verlegenheiten des spanischen Gouvernement zu erhöhen, indem sie sich jetzt plötzlich einer Schuld von 56 Mill.

Realen für Waffen und Munition erinnerte, welche während der Karlistenkriege geliefert worden waren. Sie deutete dabei zugleich an, man werde, da man Geld zu einem kostspieligen Kriege mit Marokko habe, auch im Stande sein, alte Schulden zu bezahlen. Spanien stellte zwar die Richtigkeit dieser Schuld keineswegs in Abrede, protestirte jedoch gegen die Höhe derselben und erlangte dadurch, daß die englische Regierung ihre Forderung auf 47 Mill. Realen herabsetzte. Durch die bewunderswerthe Opferbereitwilligkeit des spanischen Volks wurde das spanische Gouvernement in den Stand gesetzt, am 10. Febr. 1860 die ganze Summe an den englischen Gesandten in Madrid auszuhändigen.

Gegen das Ende des December waren die Vorbereitungen des Ingenieurcorps so weit beendet, daß die Spanier an die Wiederaufnahme der Operationen denken und den Vormarsch gegen El-Castillejos, einem kleinen, zerfallenen Gebäude von viereckiger Form, antreten konnten, welches ziemlich nahe an dem Punkte lag, wo die von den Mauren besetzte Bergkette sich zur Ebene verflacht. An dieser Stelle hatten sich die Feinde am Neujahrstage 1860 in sehr beträchtlicher Stärke aufgestellt und bekämpften das weitere Vordringen der spanischen Streitmacht mit außerordentlicher Hartnäckigkeit. Nichtsdestoweniger gelang es der Division Prim und einigen Bataillonen des Corps Zavala, wenn auch erst nach heißem blutigen Kampfe, die Vertheidiger zurückzuwerfen und die Höhen zu nehmen, ein Erfolg, zu dem das Ungestüm der Cavalerie und unter dieser in erster Reihe das Husarenregiment Principe wesentlich beigetragen hatte. Die Verluste der Spanier beliefen sich in diesem, nach obenerwähntem Gebäude benannten Gefechte auf 500 Todte und Verwundete, während der Feind angeblich eine dreifache Einbuße erlitten haben soll. Aber trotz des glücklichen Ausgangs dieses Gefechts und obschon es gelungen war, dem Feinde nicht ganz unempfindliche Verluste beizubringen, waren die Streitkräfte, die demselben zu Gebote standen, noch immer so achtunggebietender Natur, daß man, mit Hinzurechnung der Schwierigkeiten des Wegs, nicht unbedingt einen glücklichen Erfolg voraussagen konnte.

Von Castillejos aus führt die Straße über bergiges, unebenes Terrain längs des Meeres hin und wird drei Stunden von Ceuta vom Manuel, noch eine Stunde weiter vom Nestronfluß durchbrochen. In einiger Entfernung von diesem letztern wendet sich das Küstengebirge zum Meere hin, fällt als Cap Negro zu demselben steil ab und bildet einen schwer zu passirenden Engpaß, welcher jetzt das nächstliegendste Operationsobject der Spanier ausmachte. Die Schwierigkeit, dasselbe zu erreichen, wuchs, abgesehen von den Terrainhindernissen, noch besonders dadurch, daß es mit jedem Schritte weiter vorwärts umständlicher wurde, die Verbindung mit den Schiffen aufrecht zu erhalten und die nöthigen Lebensmittel heranzuschaffen. Unter solchen Umständen mußten die Fortschritte der Expeditionsarmee sehr langsam von statten gehen, und erst am 4. Jan. 1860 konnte dieselbe den Fuß des Monte-Negro erreichen. Am 7. Jan. endlich lagerten die Truppen jenseit des obenerwähnten Engpasses, nachdem ein ziemlich lebhafter, von 2000 Mann Fußvolk und ebenso vielen Reitern ausgeführter Angriff nach einstündigem Kampfe vorzüglich durch die Mitwirkung der Artillerie glücklich zurückgeschlagen worden war.

Infolge der durch abermalige heftige Stürme unterbrochenen Verbindung mit den Schiffen fand sich der General-en-Chef bewogen, in weiterm Vorrücken einzuhalten, um nicht durch die weitere Entfernung von seiner Basis die Mislichkeit seiner Lage zu erhöhen. Nachdem sich endlich am 12. Jan. das Unwetter gelegt hatte, trat O'Donnell zwei Tage später mit der ganzen Armee den Vormarsch gegen Tetuan an und vertrieb den Feind nach anstrengendem Kampfe aus allen Positionen, durch welche derselbe den Thalkessel von Tetuan beherrschte. Der hiermit verbundene Verlust von 300 Todten konnte in Anbetracht des erlangten Erfolgs und der ungleich bedeutendern, besonders die berühmte schwarze Garde treffenden Einbuße der Marokkaner nicht allzu sehr ins Gewicht fallen. Am Abend des 15. Jan. erblickte man von der Höhe des spanischen Lagers das langersehnte Tetuan, das, zwei Stunden vom Meere entfernt, an den Ufern des Tetuan oder Martin gelegen ist, eines Flusses, dessen Mündung durch ein kleines Fort, Fuerta de la Marina, geschützt wird. In einiger Entfernung davon liegt ein massives Gebäude, Duana genannt, bis zu welchem der Fluß für kleinere Fahrzeuge schiffbar ist. Das Thal selbst, dessen Sohle durch die Zuflüsse des Martin an vielen Stellen versumpft wird, ist von Bergketten umgeben, und zwar vom Cap Negro bis Tetuan von der Fortsetzung des Monte-Negro, die andere Hälfte von der Sierra-Bermeja, die gleich jener ziemlich steil zum Meere hin abfällt.

Nachdem der Marschall am 16. Jan. mit dem Oberbefehlshaber der Marine einen Kriegs-

rath abgehalten hatte, wurde am nächstfolgenden Tage unter dem Feuer des spanischen Geschwaders die Division Rios an der Mündung des Martin an das Land gesetzt, ohne dabei von den dort befindlichen Forts belästigt zu werden. Unmittelbar darauf bemächtigten sich die Spanier dieser Werke oder, besser gesagt, Thürme fast ohne Schwertstreich und nahmen von sieben darin vorgefundenen Geschützen und einer bedeutenden Menge Munition Besitz. Noch an demselben Tage erfolgte an der Stelle, wo der Martin den El-Cantara aufnimmt, also nur anderthalb Stunden von Tetuan entfernt, die Vereinigung der beiden Heereskörper und die Eröffnung eines weitläufigen Schanzenbaues, der als Basis für die bevorstehenden Operationen gegen Tetuan dienen sollte. Glücklicherweise wurden diese Arbeiten vom Feinde, der in den vorliegenden Bergen eine abwartende Stellung eingenommen hatte, so gut wie gar nicht belästigt. Erst am 23. Jan. unternahm derselbe einen Angriff auf die neuentstandenen Linien, der jedoch ebenso wie ein am 31. Jan. mit aller Energie wiederholter Versuch, sich derselben zu bemächtigen oder sie doch wenigstens zu zerstören, auf das nachdrücklichste zurückgewiesen wurde. In diesem letztern Gefechte befehligte der Marschall in eigener Person die ihm untergebenen Truppen und ging mit denselben, namentlich mit der neuangekommenen Division Rios, in die Offensive über, durch die es ihm gelang, die Mauren in die Berge zurückzudrängen. Der hierbei erlittene Verlust von gegen 500 Todten und Verwundeten wurde durch das Eintreffen einer gleichen Anzahl von Freiwilligen ausgeglichen, die als die ersten kampfbereiten Truppen von dem unter dem General Pavia zu Malaga und Cadiz gebildeten 5. Armeecorps sofort nach Afrika eingeschifft worden waren.

Nach Vollendung der zur Sicherung der spanischen Stellung nothwendigen Erdarbeiten traf man mächtige Vorbereitungen zu der voraussichtlich in den nächsten Tagen zu erwartenden Schlacht und hauptsächlich zu einer eventuellen Belagerung Tetuans, wohin besonders die Ausschiffung von schwerem Geschütz, Munition und Lebensmittel gehörte. Die hierdurch bedingte einstweilige Einstellung aller Operationen wurde von den Marokkanern ebenfalls nicht unbenutzt gelassen, indem sie ohne Unterbrechung an der Befestigung und Armirung ihres ohnehin schon von Natur starken Lagers arbeiteten. Außerdem erhielten sie noch bedeutende Zuzüge unter dem Commando eines zweiten Bruders des Kaisers, Namens Mulei-Ahmet, sodaß die Spanier, nach der Aussage einiger im Gefechte am 31. Jan. gemachter Gefangenen, noch vor der Einnahme von Tetuan den Kampf mit einem Heere von 40—50000 Mann aufzunehmen hatten. Nichtsdestoweniger beschloß O'Donnell die Offensive zu ergreifen. Zu diesem Behufe bestieg er am 2. Febr., nachdem die Armee die Messe gehört hatte, mit seinen Generalen den Thurm des Duanengebäudes, der eine vollständige Übersicht des feindlichen Lagers gestattete. Von hier aus zeigte sich ihnen die Hauptmacht der Marokkaner, die unter Mulei-Abbas auf einer vom Gebirge in das Thal vorspringenden Bergzunge, Dscheleli genannt, und auf den anstoßenden Höhen in der rechten Flanke der Spanier hinter einer dreifachen Schanzenlinie gelagert war. Links davon bis zum Martinflusse hin cantonnirten auf einer sanften Anhöhe, welche vor sich eine sumpfige Wiesenstrecke, hinter sich die Gärten von Tetuan hatte, die Truppen des Mulei-Ahmet. Die spanische Stellung lehnte sich mit ihrem linken Flügel an den Martinfluß, mit dem rechten an eine Sternschanze, Estrella, die sich unweit des El-Cantara, eines durch Sumpf und Wiesenstrecken träge dahinfließenden Wassers befand.

Angesichts der Positionen des Feindes entwarf der General-en-Chef seinen Operationsplan und theilte ihn den im Kriegsrathe befindlichen Generalen mit. Derselbe lautete: Das 2. Armeecorps unter dem Commando des Generals Grafen von Reus (das von diesem geführte Reservecorps war bereits unter die andern Corps vertheilt worden) sollte auf dem rechten Flügel vorgehen, und zwar zuerst zwei Brigaden mit Bataillonen in Echelons, im zweiten Treffen die übrigen beiden Brigaden in aufgeschlossenen Colonnen, im Centrum zwei Batterien des 2. fahrenden Artillerieregiments, sowie zwei Batterien Gebirgsartillerie. Das 3. Corps des Generals Ros de Olano auf dem linken Flügel in derselben Formation mit drei Schwadronen reitender Artillerie in der Mitte. Zwischen beiden Corps die Genieabtheilungen und die Reserveartillerie, hinter derselben die Cavalerie in zwei Treffen. In der rechten Flanke sollte das Reservecorps des Generals Rios mit zwei Batterien vorrücken und, auf die Sternschanze gestützt, das Lager des Mulei-Abbas bedrohen und, dessen Bewegungen folgend, denselben im Schach halten, ohne sich jedoch, außer wenn der Feind selbst die Offensive ergriffe, in ein Gefecht einzulassen.

Nachdem diese Dispositionen getroffen, wurde der 4. Febr. als Schlachttag festgesetzt. Kalter Sprüh- und Staubregen fiel am Morgen dieses Tages auf das spanische Lager herab; der Kleine Atlas war stark mit Schnee bedeckt. Der Marschall befahl daher die Aussetzung der Operationen

für den Fall, daß das schlechte Wetter andauern sollte. Um 8½ Uhr klärte sich jedoch der Himmel auf, die die Sonne bedeckenden Wolken zerstreuten sich allmählich und das Signal zum Aufbruche erfolgte. Die Truppen überschritten zuerst auf vier Brücken, die in der vergangenen Nacht von den Pionnieren geschlagen worden waren, den Cantara und breiteten sich alsdann in der großen, vor ihnen befindlichen Ebene aus. Diese Bewegung wurde mit musterhafter Ruhe und Ordnung ausgeführt, und der Anblick der spanischen Armee, die sich heute zum ersten male vor den Augen des Feindes entfaltete, nachdem ihm bis dahin nur immer einzelne Abtheilungen gegenübergestanden hatten, war wohl geeignet, demselben zu imponiren. Kaum befanden sich die Truppen auf ihren oben angegebenen Plätzen, so begann der Vormarsch. Als durch diesen ein Terrain von etwa 1500 Schritten gewonnen worden war, ohne daß die Sümpfe und Bäche, auf welche einige Bataillone stießen, auch nur den geringsten Aufenthalt erzeugt hätten, eröffnete der Feind von der Fronte seiner Befestigungen ein wohlunterhaltenes Artilleriefeuer, das von dem auf Dscheleli befindlichen Thurme unterstützt wurde. Dessenungeachtet, und ohne dasselbe zu erwidern, avancirten die spanischen Linien bis auf 2000 Schritt von den feindlichen Batterien, worauf O'Donnell die Reserveartillerie vornahm, welche alsbald ihr Feuer mit großer Heftigkeit und ziemlichem Erfolge begann. Nach kurzer Zeit überzeugte sich jedoch der Marschall, daß er sich noch mehr nähern müsse, um der Artillerie, namentlich den gezogenen 4-Pfündern, die gehörige Wirkung zu verschaffen. Er ließ deshalb das 3. Reserveartillerieregiment noch weiter avanciren, während gleichzeitig die reitende Artillerie nach dem linken spanischen Flügel eilte und hier ihr Feuer gegen den rechten des Feindes eröffnete. Diese Maßregel erwies sich als vollkommen zweckentsprechend, denn alsbald begann das feindliche Feuer gegenüber den von zwei Seiten wirkenden Geschützreihen sichtlich abzunehmen. Hierdurch in seiner Überzeugung bestärkt, daß es sich vor allem darum handele, die Marokkaner die überlegene Geschützstärke fühlen zu lassen, zog der Marschall so schnell wie möglich seine gesammte Artillerie heran, während gleichzeitig eine Batterie Gebirgshaubitzen beauftragt wurde, den äußersten linken Flügel des Lagers von Mulei-Ahmet, eine zweite die Infanterie- und Cavaleriemassen zu beschießen, die von Dscheleli herunterstiegen und die Rückzugslinie des spanischen Heeres bedrohten. Gegen diese letztern diente zugleich als Beobachtungscorps die Lancierbrigade, welche auf diese Weise das bei der Sternschanze stehen gebliebene Reservecorps unterstützte.

Nach der Ausführung dieser Dispositionen begann die Armee von neuem zu avanciren, und auch die Artillerie fuhr, von dem 2. und 3. Corps soutenirt, näher an die feindlichen Linien heran. Einige feindliche Cavalerie- und Infanterieabtheilungen wollten diesen Moment benutzen, den äußersten linken Flügel der spanischen Linie zu umgehen, mußten jedoch den Tirailleur- und Bajonnetangriffen zweier Bataillone unter dem General Makenna und dem gleichzeitigen Auftreten der Kürassierbrigade unter persönlicher Anführung des Generals Galiano weichen. Das Feuer der sämmtlichen Geschütze hüllte alsbald das marokkanische Lager in einen dichten Hagel von Granaten und Kugeln, Pulverkasten flogen in die Luft, Zelte verbrannten; aber die marokkanische Artillerie zum Schweigen zu bringen, gelang nicht. Der General O'Donnell sagt in seinem officiellen Berichte an die Königin über diesen Moment: „Es war ein imposantes Schauspiel, zwei Armeen in so bedeutender Stärke sich dicht gegenüberstehen zu sehen; die des Feindes vollständig geschützt durch Vertheidigungsanlagen, die unserige vollkommen ungeschützt, denn nicht einmal ein Busch war auf dieser Wiese vorhanden. Aber die feste Haltung und Ruhe meiner Soldaten und die Präcision, mit der meine Befehle durch die Generale ausgeführt wurden, gaben mir die Gewißheit, daß der Kampf in nicht allzu langer Zeit entschieden sein müßte."

Und in der That, der Moment war bereits gekommen. Nachdem sich das 3. Corps des Generals Ros de Olano links gezogen hatte und auf diese Weise an den rechten Flügel des Feindes gelangt war, befand sich der Graf Reus (Prim) mit dem 2. Corps gerade vor der Fronte der feindlichen Werke, die sofort mit dem Bajonnet anzugreifen der unerschrockene General keinen Augenblick zögerte. Vergebens eröffnete der Feind, der sich bis dahin hinter seinen Wällen verborgen gehalten hatte, ein mörderisches Espignardenfeuer; weder dieses noch ein tiefer Sumpf, der von den Spaniern durchschritten werden mußte, hinderte das Vorgehen derselben auch nur einen Augenblick. An der Spitze des Jägerbataillons Alba de Tormes und der catalonischen Freiwilligen drang Graf Reus zuerst, den Säbel in der Faust schwingend, durch eine Schießscharte in das feindliche Lager ein, und ihm nach drangen die durch die Todesverachtung ihres Anführers begeisterten Soldaten. Aber obgleich ziemlich in derselben Zeit das 1. Bataillon vom Regimente Albuera die Vertheidigungslinien umgangen hatte und dem Feinde in den Rücken drang, vertheidigte sich

derselbe dennoch mit einer Hartnäckigkeit, wie sie ihm bis dahin fremd gewesen war. Nichtsdestoweniger war der Kampf bald entschieden, und nach Verlauf von 35 Minuten wehte bereits die spanische Flagge im maurischen Lager. Artillerie, Munition, Zelte, alles fiel in die Gewalt der Sieger, und der Feind, der nicht mehr Zeit behielt, seine Habseligkeiten mit sich fortzunehmen, zerstreute sich nach allen Richtungen in der Sierra-Bermeja.

Während dieses Kampfes standen die Truppen von Mulei-Abbas unthätig am Thurme von Dscheleli, ohne daran zu denken, wie wesentlich ihr Eingreifen die Sachlage verändern müßte. Nach der Flucht Mulei-Ahmet's zog sich dessen Bruder, als der General Heinrich O'Donnell mit der 2. Division vom 2. Corps gegen ihn vorrückte und gleichzeitig das Reservecorps Rios diese Bewegung unterstützte, auf einem großen Umwege um Tetuan herum und lieferte so, indem er erst eine Stunde hinter demselben eine Aufstellung nahm, einen neuen Beweis für die Geringfügigkeit seiner Talente. Denn wenn freilich auch Tetuan auf die Dauer nicht im Stande gewesen wäre, den Geschützen der Spanier Widerstand zu leisten, so war dieser Platz doch immerhin fest genug, um bei tapferer Vertheidigung auf einige Zeit den Siegeslauf der Eroberer empfindlich aufhalten zu können. Mulei-Abbas bemühte sich am Tage nach der Schlacht den Mangel seiner militärischen Fähigkeiten durch Grausamkeit zu ersetzen, indem er den Anführern derjenigen Stämme, welche zuerst die Flucht ergriffen hatten, die Köpfe abschlagen ließ.

Die Schlacht war beendet, und die Spanier lagerten auf derselben Stelle und unter denselben Zelten, die wenige Stunden vorher von den Brüdern des Sultans benutzt worden waren. Die Beute bestand aus zwei Fahnen, acht Kanonen, sehr viel Munition, 800 Zelten, einer großen Zahl Kameele und vielen zum Theil werthvollen Effecten, von denen der Feind wegen der Eile seiner Flucht nichts hatte retten können. Die Verluste der Spanier beliefen sich auf 10 Offiziere und 57 Mann an Todten, und 53 Offiziere und 966 Soldaten an Verwundeten. Die Verluste des Feindes waren ungleich bedeutender; das Lager war mit Todten bedeckt, und große Transporte Verwundeter konnte man auf dem Wege nach Tetuan und den benachbarten Gebirgszügen erblicken.

Während der Schlacht fuhren die in der Escadre befindlichen Kanonenboote in den Martinfluß hinein und eröffneten hier ihr Feuer zu gleicher Zeit mit der Artillerie. Als sie dies im weitern Verlaufe der Schlacht der sie maskirenden Truppen wegen einstellen mußten, eilten die auf den Booten commandirenden Offiziere an das Land und baten den Marschall um die Erlaubniß, sich am Kampfe betheiligen zu dürfen, ein Gesuch, welches ihnen jedoch abgeschlagen wurde, da der General-en-Chef im Nothfalle die erwähnten Fahrzeuge zur Deckung des linken Flügels zu benutzen gedachte.

Der Adjutant des Marschalls, Don Antonio Rigo, überbrachte die Botschaft und die Trophäen des Siegs an die Königin.

Ein Theil der marokkanischen Truppen hatte sich unmittelbar nach der Schlacht nach Tetuan geflüchtet und hier zu morden und zu plündern begonnen. Das Entsetzen über diese letzten Stunden einer zusammenbrechenden und die Furcht vor den ersten Stunden einer beginnenden Herrschaft, die aller Wahrscheinlichkeit nach durch ein Bombardement eingeleitet würde, stimmte den größten Theil der Bewohner zur Nachgiebigkeit. Es erschien daher, bereits kurze Zeit nachdem O'Donnell die Stadt aufgefordert hatte, sich innerhalb 24 Stunden zu ergeben, eine Deputation im spanischen Lager und flehte um Gnade. Infolge dessen drangen am 6. Febr. die ersten Truppen der Division Rios in die Stadt hinein und verjagten die Mauren und Kabylen, welche das schöne, blühende Tetuan zur Befriedigung ihrer Beutelust benutzt hatten. Am nächstfolgenden Tage rückte der Rest des spanischen Heeres in die Stadt ein, in der man unter anderer werthvoller Beute auch 73 Kanonen vorfand, von denen ein Theil einst dem unglücklichen Könige Sebastian von Portugal gehört hatte. Der Platz selbst bot einen Anblick der schrecklichsten Zerstörung und Verwüstung dar. Überall eingeschlagene Thüren, zerstörte Kaufläden, auf den Straßen Gegenstände aller Art umhergestreut; Leichname Erschlagener, theils von den unglücklichen Einwohnern, theils von den Räubern selbst. Diejenigen Bewohner, welche nicht geflüchtet waren, hatten sich in ihren Häusern verborgen, kamen jedoch beim Einrücken der Spanier, die sie als ihre Befreier mit lautem Willkommruf und Lebehochs auf die Königin begrüßten, aus ihren Schlupfwinkeln hervor. Tetuan ist auf einem Hügel erbaut, der auf zwei Seiten ziemlich steil abfällt, und von dem eine sandige, öde Ebene zum Meere läuft. Die Befestigungswerke der Stadt sind ziemlich mangelhafter Natur, da sie nach alter Weise aus einer Ringmauer mit Zinnen und viereckigen Thürmen von 15 Fuß Dicke bestehen, deren Widerstandskraft je-

doch durch die Kasbah, das bei allen größern afrikanischen Städten befindliche befestigte Schloß, einigermaßen erhöht wird.

Mit der Einnahme von Tetuan hatte die Armee insofern einen außerordentlichen Erfolg errungen, als sie dadurch einen festen und sichern Stützpunkt für die weitern Operationen und ein Terrain gewonnen hatte, das die Lebensbedürfnisse des Heeres für einige Zeit zu bestreiten vermochte. In ganz Spanien wurde daher die Wegnahme dieser Stadt, deren Besitz bei den Friedensunterhandlungen als wesentliches Moment in die Wagschale fallen mußte, mit endlosem Jubel begrüßt; in allen Städten und in allen Kirchen fanden Feierlichkeiten statt, an welchen sich hoch und niedrig mit dem gleichen Gefühle der Begeisterung betheiligte. O'Donnell's Verdienste aber um diese allgemeine Freude wurden durch seine Ernennung zum Herzog von Tetuan und zum Granden erster Klasse von Spanien belohnt.

Ein Theil des marokkanischen Heeres hatte sich unmittelbar nach der Schlacht zerstreut, die Hauptmacht desselben war jedoch noch keineswegs gebrochen und hatte rückwärts der Stadt eine Aufstellung genommen. Es wurden daher am 8. Febr. die Generale Prim und O'Donnell beauftragt, eine Recognoscirung vorzunehmen, bei der man in Erfahrung brachte, daß der Feind an dem fünf Stunden entfernten Schneidungspunkte der Fez und Tanger mit Tetuan verbindenden Straße Position genommen hätte und die zerstreuten Abtheilungen sammelte. Prim kehrte daher mit der Überzeugung zurück, daß es noch blutiger Kämpfe bedürfen würde, um die Marokkaner gänzlich zu besiegen. Andererseits konnte sich auch Mulei-Abbas das Bedenkliche seiner Lage als Commandeur einer moralisch wie physisch geschlagenen Armee nicht gänzlich verhehlen. Am 25. Febr. entsandte er daher Unterhändler in das spanische Lager, die sich nach den Bedingungen erkundigen sollten, unter denen man geneigt wäre, die Abschließung eines Friedens herbeizuführen. O'Donnell verwies die Abgesandten an die Königin, da er zum Abschlusse einer Übereinkunft keine Autorisation habe. Die spanischen Forderungen waren im Hauptsächlichsten folgende: Abtretung des eroberten Gebiets von Tetuan bis Ceuta, d. h. eine Strecke von etwa 32 englischen Meilen Länge und 4—7 Meilen Breite, ferner eine Gebietserweiterung der Presidios, eine Kriegsentschädigung von 400 Mill. Realen und endlich Genugthuung für die dem spanischen Wappen zugefügten Beleidigungen. Mulei-Abbas konnte sich mit diesen Forderungen nicht einverstanden erklären und rüstete sich daher zu neuem Widerstande, während gleichzeitig die Spanier die Zeit nach besten Kräften benutzten, um die nöthigen Vorbereitungen für die erfolgreiche Fortsetzung der Operationen zu treffen. Inzwischen wurde Mulei-Abbas in seinem Entschlusse zu weiterm Widerstande noch durch einen für die Spanier unglücklichen Zwischenfall bestärkt, der in ihrem Heere einen höchst peinlichen Eindruck hervorbrachte. Ein Theil der am 4. Febr. bei Tetuan geschlagenen maurischen Streitmacht hatte sich nämlich vor Melilla gezeigt und den Commandeur dieser Stadt, den General Buceta, bewogen, einen Ausfall zu unternehmen. Von bestem Glücke gekrönt, befand er sich bereits mit ansehnlicher Beute auf dem Rückzuge nach der Stadt, als er plötzlich von allen Seiten mit Übermacht angegriffen wurde und einen Verlust von 58 Todten, 146 Verwundeten und 126 Vermißten erlitt. Da Buceta von O'Donnell den ausdrücklichen Befehl erhalten hatte, keinen Angriff gegen die umwohnenden Stämme zu unternehmen, so wurde er seines Postens enthoben und vor ein Kriegsgericht gestellt.

Um den durch dieses unerwartete Ereigniß hervorgebrachten übeln Eindruck zu verwischen, erhielt die Flotte, welche inzwischen durch das Eintreffen des Geschwaders von Cuba verstärkt worden war, den Befehl, die im Atlantischen Ocean gelegenen marokkanischen Häfen zu blokiren, eventuell zu bombardiren. Das Bombardement ward in den letzten Tagen des Februar gegen zwei Städte zum großen Schaden derselben zur Ausführung gebracht, und man stand eben im Begriff die übrigen Städte in gleicher Weise zu behandeln, als abermals heftige Stürme ausbrachen, welche die Flotte zur Rückkehr nach Spanien zwangen.

So beschloß denn O'Donnell einen neuen heftigen Schlag gegen die marokkanische Landmacht zu führen, sobald die 7000 Mann des 5. Armeecorps, welches General Pavia in Andalusien sammelte, eingetroffen wären. Da man aber bei den weitern Operationen der Beihülfe der Flotte entbehren mußte, so wurden mehrere hundert Kameele und einige tausend Maulthiere zum Transport der Waarenvorräthe angeschafft und ferner Tetuan, um die Herbeischaffung der Lebensmittel zu erleichtern, zum Freihafen erklärt. Am 29. Febr. traf Pavia mit seinen Truppen in Afrika ein, und am 4. März vereinigte sich auch der General Echague an der Spitze von 10 Bataillonen mit dem Heere des Marschalls. Echague hatte bis dahin ziemlich unbehelligt von den Mauren in Ceuta gestanden und traf nun nach dreitägigem glücklichen Marsche

in Tetuan ein, sodaß O'Donnell jetzt über etwa 50000 Mann verfügte, von denen ungefähr 10000 Mann als Besatzung in Tetuan zurückbleiben sollten. Der Gesundheitszustand ließ im allgemeinen wenig zu wünschen übrig, und die Mannschaften, die durch einige in Tetuan vorgekommene Meuchelmorde aufs höchste erbittert waren, sehnten sich nach neuem Kampfe. Aber auch im marokkanischen Lager zeigte sich der Muth keineswegs gesunken, seit die kriegerischen Rifbewohner in großen Scharen zu dem Heere geeilt waren und durch ihr Eintreffen die Bestrebungen einer zahlreichen Partei, welche den Frieden auf Grund der von den Spaniern geforderten Bedingungen herbeizuführen wünschte, gelähmt hatten. So wurden denn auch auf dieser Seite alle Vorbereitungen zur energischen Fortführung des Kriegs getroffen, die Stellung an dem obenerwähnten Wegeknoten befestigt und durch unaufhörliche Harcelirungen die Geduld der Spanier auf die Probe gestellt.

Am 11. März stiegen jedoch die Marokkaner zum ersten male in dichtern, von Reitermassen gefolgten Haufen von ihren Bergen herunter und griffen zwischen 11 und 12 Uhr mittags in vollständig unregelmäßigen Tirailleurlinien das Corps Echague an, welches eine Stunde von Tetuan als Vorhut aufgestellt war. Nachdem sich die Spanier bis gegen 3 Uhr damit begnügt, die Stöße der Rifenos, denn diese waren es fast ausschließlich, welche ihnen hier gegenüberstanden, zu pariren und das eingenommene Terrain zu behaupten, hatten sie um die erwähnte Zeit folgende Stellung eingenommen: Auf dem linken Flügel stand die Division des Generals Makenna, im Centrum das Corps Prim, auf dem rechten Flügel Echague und Ros de Olano in der Reserve. Um $3^1/_2$ Uhr erfolgte ein allgemeiner Angriff von seiten des rechten Flügels der Spanier, der tambour battant und mit dem enthusiastischen Rufe: E viva la reyna, e viva mio commandante! gegen die vorliegenden steilen und felsigen Berge sich richtete. Die Marokkaner zogen sich, durch tiefe Löcher und das dichte Gesträuch gedeckt, vor den herannahenden Spaniern zurück, und zwar in der Weise, daß sich ihre ganze Linie nach ihrem linken Flügel hindrängte, da gleichzeitig das spanische Centrum und der linke Flügel eine Rechtsschwenkung gemacht hatten. Nachdem auf diese Weise der Feind, welcher ursprüglich eine Strecke von anderthalb Meilen Ausdehnung besetzt hatte, auf den Raum einer Viertelmeile beschränkt worden war, befahl O'Donnell einen letzten, allgemeinen Angriff, der unter dem Rufe der Offiziere: Adilante, adilante, muchachos! (Kinderchens) erfolgte. Noch immer avancirten die spanischen Linien, als die Sonne bereits verschwand und die schnell einfallende Dunkelheit nur noch durch das Abblitzen unzähliger Espignarden, der langen maurischen Flinten, unterbrochen wurde. Endlich um 7 Uhr hatte man ein Plateau, die höchste Stelle des zunächst vorliegenden Gebirgszugs erreicht und den Feind in die tiefen, dahinterliegenden Schluchten zurückgedrängt. Nach einem donnernden: E viva O'Donnell! begann unter dem Schutze einer Tirailleurlinie und mit möglichster Stille der Rückzug nach dem Lager. Dieses Gefecht, das nach dem kleinen Flusse Samsa benannt wurde, brachte den Spaniern, trotzdem es ihnen gelungen war, den Feind zurückzutreiben, in keiner Weise irgendwelchen Vortheil; indeß belief sich ihr Verlust auf 120 Mann. Die Einbuße des Feindes anzugeben, ist nicht möglich, da derselbe seine Todten und Verwundeten diesmal mit noch größerer Schnelligkeit als sonst aus der Schlachtlinie zu schaffen wußte. Am Tage nach diesem Gefecht erschien eine abermalige maurische Deputation im spanischen Lager, die im Auftrage von Mulei-Abbas erklärte, das Gefecht von Samsa sei einzig und allein das Werk der Ungeduld einiger Kabylenstämme unter der Führung des Generals der Garden, und von neuem Friedensunterhandlungen anknüpfte. O'Donnell ging zwar darauf ein, da er aber fürchtete, man wolle ihn blos hinhalten, gab er Befehl, daß die Kriegsunternehmungen dadurch in keiner Weise beeinflußt würden. Nach einem abermaligen ernsten Gefechte am 21. März glaubte sich der Marschall nun endlich stark genug, um den Vormarsch in das Innere des Landes zu unternehmen und einen günstigen Frieden erzwingen zu können.

Mulei-Abbas hatte inzwischen vom Sultan die Erlaubniß zum Abschlusse des Friedens unter der Bedingung erhalten, daß er durch eine Vertheidigung der Höhen von Fondak, jenem engen, schwer zu nehmenden Paß, noch einen letzten entscheidenden Versuch mache, Tanger zu retten. An dem genannten Punkte, der vier Stunden von Tetuan entfernt ist, treten die Berge beinahe bis unmittelbar an den Tetuanfluß heran und sind mit dichtem, niedrigem Gebüsche bewachsen. O'Donnell beschloß, sich am 23. März um 4 Uhr morgens auf der sogenannten Karavanenstraße in Marsch zu setzen. Die Stärke der Armee betrug nach Abrechnung der Besatzungen und Nichtcombattanten etwa 25000 Mann; jeder Soldat trug außer Tornister, Zelt und Mantel noch für sechs Tage Lebensmittel und 70 Patronen. Dichter Nebel, der nur auf wenige Schritte zu sehen verstattete, erlaubte es erst um 8 Uhr den Vormarsch anzutreten, der in folgender Weise

geschah: Die Avantgarde bildete der General Echague mit 8 Bataillonen und 2 Gebirgsbatterien, dann folgte das Armeecorps des Generals Grafen Reus mit einer Raketenbatterie, hierauf das 3. Armeecorps unter General Ros de Olano. General Rios erhielt mit 5 Bataillonen, 3 Bataillonen Basken unter Latorre und 2 Schwadronen Lanciers den Auftrag, die rechte Flankendeckung zu übernehmen. Zu diesem Behufe sollte er auf den hohen und bewaldeten Bergen der Sierra-Bermeja vorgehen und dort von Höhe zu Höhe bis zu einer Stellung vordringen, welche die linke Seite des von der Buceja durchströmten Thales Vad-Ras, auch Gualdras genannt, beherrscht. O'Donnell selbst marschirte an der Spitze des 1. Corps auf dem Wege, der das Geluthal aufwärts über die Bucejabrücke nach der in der Mitte zwischen Tetuan und Tanger gelegenen starken Stellung der Höhe von Fondak führt. Die Spanier hatten geglaubt, ziemlich unangefochten bis in die Nähe von Fondak marschiren zu können, und erwarteten den Beginn der Schlacht erst am nächsten Morgen. Hierin täuschten sie sich jedoch gewaltig, denn bereits nach kurzem Marsche stießen sie auf den Feind, der die ganze Linie von der Sierra-Bermeja bis weit in der linken Flanke über den Gelu hinaus besetzt hatte. Anfangs sah man nur die langen Linien zerstreuter Mauren zu Fuß, untermischt mit einzelnen Reitern, die vom Flusse aus unter dem Schutze des dichten Gebüsches ihr Feuer begannen, während sie auf den Höhen langsam zurückwichen. Angesichts dessen erhielt das Corps Echague den Auftrag, sich zwischen die Division Rios und die Höhen zu schieben, während Prim seine Gebirgsartillerie (die Feldartillerie war des schwierigen Transports wegen zurückgeblieben) ein lebhaftes Feuer eröffnen ließ. Rios sollte auf diese Weise, auf der Sierra vorgehend, nach der Idee des Marschalls den Feind vom Wege abdrängen, Echague die Verbindung halten und Prim in der Ebene folgen, während Ros de Olano intact verblieb. General Rios war zwar anfangs auf keinen Widerstand gestoßen, weil er dem Feinde zuvorkam; allein da letzterer in eben dieser Richtung mit der Absicht vordrang, den Spaniern in den Rücken zu fallen, so war ein Zusammenstoß unausbleiblich. Ein bei dem Dorfe Saddina stattfindender Kampf endete endlich mit dem Rückzuge des Feindes nach dem Vad-Ras, aus dem er jedoch nach kurzer Zeit in ansehnlich verstärkter Masse von neuem hervorrückte, um abermals den Versuch zu machen, die spanische Armee von Flanke und Rücken her zu umgehen. Da auf diese Weise das Vordringen der Division Rios verzögert wurde, so setzte sich das Centrum in Bewegung, die Höhen im Sturm zu nehmen. Anfangs avancirten die Truppen ruhig mit Schützenlinien vor sich, während von marokkanischer Seite das Feuer nicht sehr warm unterhalten wurde. Plötzlich wurde dasselbe jedoch gegen den Gipfel des Berges hin heftiger, und man konnte deutlich sehen, wie ein großer Theil des Feindes diesem Punkte zueilte. Die spanischen Signalhörner erklangen, und in munterm Schritte rückten die Bataillone mit gefälltem Bajonnet vor, um die Spitze des Berges zu erkämpfen. Auf einmal sprang ein großer Marokkaner, nur mit seinem Yatagan bewaffnet, über den Rand des Berges hervor und stürzte sich mit wenigen Sätzen gegen das vorderste Bataillon; ihm nach folgte der donnernde Ruf: Allah il Allah! und eine große Zahl seiner Genossen. Das erste Bataillon wich zurück, die folgenden geriethen in Stocken; vergeblich hörte man das Adilante der Offiziere, vergeblich jagten die Begleiter O'Donnell's an die Spitze der Truppen, vergebens tönten die Signale zum Vorgehen, die Bataillone wichen zurück oder standen still. Minuten peinlichster Erwartung vergingen, ehe neue Bataillone heranrückten, und auch diese wurden sogleich vom mörderischen Feuer der Marokkaner begrüßt. Zum zweiten male ging man zum Angriffe vor, aber dieser scheiterte ebenfalls an dem Heldenmuthe der Vertheidiger. Da endlich setzten sich die Generale selbst an die Spitze und errangen nach schweren Verlusten den Sieg und den Triumph der taktischen Ausbildung über die Tapferkeit.

Während jenes Kampfes wollte General Prim versuchen, den Truppen Luft zu machen, indem er in der linken Flanke zum Angriff vorging. Dieser war durch lange anhaltendes Artilleriefeuer vorbereitet worden, und man versuchte nun eine Attake mit zwei Escadrons Lanciers. Nachdem der Choc anfangs gut von statten gegangen war, wurde er alsbald etwas zu lang, da ihm durch die zerstreute Fechtart der Araber die Begrenzung fehlte. Kaum aber waren die Escadrons umgekehrt, um zurückzugehen, so stürzten die Mauren ihnen nach, Menschen und Pferde mit ihren Yatagans und Messern niedermachend oder verwundend, sodaß eine einzige Schwadron, die mit 123 Mann in das Gefecht gegangen war, 87 todt oder verwundet auf dem Kampfplatze zurückließ. General Ros de Olano ließ daher die Artillerie von neuem mit Granaten feuern und endlich auch die Raketenbatterie ihre Thätigkeit eröffnen, deren Geschosse einen so großen moralischen Eindruck auf die Mauren hervorbrachten, daß sie sich langsam zurück-

zogen und Prim avanciren konnte. Rios hatte inzwischen auf dem rechten Flügel eine Position der Sierra-Bermeja nach der andern genommen und gelangte schließlich an einen Abhang, der zu einem der Arme des Gelu hin abfiel. Hier lag ein Dorf, das aus Stroh und Lehm aufgeführt war und daher alsbald in Flammen aufging. Nichtsdestoweniger verblieben die dasselbe vertheidigenden Feinde auf ihrem Platze, und einige derselben sprangen sogar, als eine Compagnie mit gefälltem Bajonnet gegen ein brennendes Haus vordrang, aus demselben heraus, ergriffen den vor der Fronte befindlichen Offizier und zogen ihn, ohne daß es seine Leute zu verhindern vermochten, mit sich in die Flammen. Es bedurfte eines hartnäckigen, mit einem Verluste von 300 Todten verbundenen Kampfes, ehe Rios sich der Position bemächtigen und daselbst ein Lager beziehen konnte.

Nach einer kurzen Ruhe, die auf der ganzen Linie eintrat und dadurch entstand, daß sich die Armee, welche nun Herr des Thals war, an der auf der Hauptstraße befindlichen Brücke El-Cantara sammelte, übernahm das Armeecorps Ros de Olano den linken Flügel. Prim blieb auf dem rechten und Echague, der sehr bedeutend gelitten hatte, folgte in der Mitte. In dieser Ordre de bataille drang nun die Armee gegen die Höhen jenseit des Flusses vor, auf deren Gipfeln weiter hinten das maurische Lager vor den Augen der Spanier lag. Bei dem Übergange über die Brücke bemerkte man den frühern Abgesandten des Mulei-Abbas, den Führer der Cavalerie, wie er oft mit nur geringer Begleitung auf einem herrlichen Hengste mitten im heftigsten Feuer bis an die spanischen Bataillone herankam. Hier schien er sich, während er ruhig die Fantasia ritt, wie suchend nach allen Seiten hin umzusehen. Erst nach dem Friedensschlusse erfuhr man den Grund dieses wunderbaren Benehmens. Als er nämlich das letzte mal in Tetuan war, hatte ihn ein spanischer General sehr gastfrei bewirthet und ihm beim Abschiede: „Auf Wiedersehen in der Schlacht", gesagt. Der ritterliche Maure hatte dies für eine persönliche Herausforderung genommen und entschuldigte sich später bei dem General, daß er ihn in der Schlacht nirgends habe finden können. Ros de Olano war inzwischen in der linken Flanke vorgegangen, mußte jedoch, nachdem er auf dem günstigen Terrain bald einen Vorsprung gewonnen hatte, halt machen, da Prim nicht so rasch folgen konnte. Vor der Fronte des letztern nämlich lag ein Dorf, das vom Feinde so lebhaft vertheidigt wurde, daß Prim dreimal zum Angriffe vorgehen mußte, ehe es ihm nach Verlauf von zwei Stunden und nach einem Verluste von 700 Mann gelang, sich zum Beherrscher der Position zu machen.

Es ist nicht zu verwundern, daß O'Donnell bei diesen ansehnlichen Verlusten, die sich im ganzen auf 1700 Mann beliefen, und bei der Ermüdung der Truppen, den weitern Vormarsch bis auf den nächsten Tag verschob, trotzdem man erst eine kleine Strecke zurückgelegt hatte. Am Nachmittage des nächsten Tags erschienen jedoch zwei Abgesandte des marokkanischen Oberfeldherrn, die Statthalter von Tanger und vom Rif, im spanischen Hauptquartier, um den Marschall O'Donnell zu einer persönlichen Zusammenkunft mit Mulei-Abbas zu bewegen. Der General-en-Chef willigte in Hinblick auf die großen Schwierigkeiten, die ein weiteres Vordringen ohne Unterstützung der Flotte, ohne Kenntniß des Landes, bei der Unmöglichkeit die vielen Verwundeten ohne Truppenmassen nach Tetuan zurückzuschicken, bieten mußte, in den Wunsch seines Gegners ein, und die Zusammenkunft wurde auf den 25. März um 6½ Uhr morgens festgesetzt. Angesichts ihrer Heere trafen sich die beiden Feldherren zur angegebenen Zeit, und O'Donnell knüpfte bei dieser Gelegenheit folgende Bedingungen an die Herstellung des Friedens:

1) Se. Majestät der König von Marokko (eine andere Titulatur ist diesem Herrscher auch bei den Verträgen mit Frankreich niemals zugestanden worden) tritt Ihrer Majestät der Königin von Spanien für immer und unter Übertragung des vollen Besitzrechts und der Landeshoheit das ganze Gebiet ab, welches zwischen dem Meere und der Schlucht von Anghera längs der Sierra-Bullones liegt. 2) Ebenso macht sich Se. Majestät der König von Marokko verbindlich, an der Küste des Oceans bei Santa-Cruz-la-Pequenna für immer so viel Gebiet abzutreten, daß darauf eine Niederlassung, wie sie Spanien früher dort besessen, gegründet werden könne. 3) Se. Majestät der König von Marokko wird in möglichst kurzer Zeit die Übereinkunft in Betreff der Plätze Melilla, Peñon und Alhucema, welche die Bevollmächtigten Spaniens und Marokkos am 21. Aug. 1859 abgeschlossen haben, bestätigen. 4) Als billige Entschädigung für die Kriegskosten macht sich Se. Majestät der König von Marokko verbindlich, der Königin von Spanien die Summe von 20 Mill. span. Thlrn. (à 1 Thlr. 14 Sgr.) zu bezahlen. Die Art und Weise der Bezahlung wird im Friedensvertrage bestimmt werden. 5) Bis zur vollständigen Bezahlung dieser Summe wird die Stadt Tetuan mit dem ganzen Gebiete, welches das alte Paschalik dieses Namens bildete, als Garantie für die Erfüllung dieser Friedensbedingung

in der Gewalt Ihrer Majestät der Königin von Spanien verbleiben. Nach Erfüllung derselben werden die spanischen Truppen Stadt und Paschalik räumen. 6) Es wird ein Handelsvertrag abgeschlossen, in welchem Spanien alle Vortheile zugestanden werden, welche die begünstigtste Nation genießt oder künftig genießen wird. 7) Um für die Zukunft ähnlichen Ereignissen, wie diejenigen waren, welche den gegenwärtigen Krieg veranlaßten, vorzubeugen, wird der spanische Gesandte in Marokko, in Fez oder an jedem andern Punkte, der ihm zur Wahrung der spanischen Interessen und Aufrechterhaltung des guten Einvernehmens zwischen beiden Staaten passend erscheint, wohnen. 8) Se. Majestät der König von Marokko gestattet die Errichtung eines Hauses spanischer Missionare zu Fez in der Art, wie eins zu Tanger besteht. 9) Ihre Majestät die Königin von Spanien wird sofort zwei Bevollmächtigte erneunen, welche mit zwei Abgeordneten, die Se. Majestät der König von Marokko auswählt, den definitiven Friedensvertrag aufzusetzen haben. Die Bevollmächtigten vereinigen sich in der Stadt Tetuan und müssen ihre Arbeiten so schnell als möglich und längstens in 30 Tagen von heute ab beendet haben.

Auf Grund dieser vom 25. März 1860 datirten und vom Marschall O'Donnell und dem Prinzen Mulei-Abbas unterzeichneten Präliminarien wurde sofort ein Waffenstillstand abgeschlossen. Die spanische Armee kehrte in ihr Lager nach Tetuan zurück, und der Flotte ward der Befehl zugefertigt, die Blokade der marokkanischen Häfen zu sistiren. So freudig man im spanischen Lager die Nachricht von der endlichen Beendigung des mühevollen Kriegs aufnahm, so wenig schien dies auf marokkanischer Seite bei einzelnen fanatischen Kabylenstämmen der Fall zu sein. In einer Stärke von mehreren Tausenden beabsichtigten dieselben, sich am 13. April von neuem auf die Spanier zu werfen, und konnten sie erst nach mehrstündigem, blutigem Kampfe durch die regulären marokkanischen Truppen von diesem Entschlusse zurückgebracht werden.

Nachdem am 25. April eine zweite Conferenz der beiderseitigen Feldherren stattgefunden hatte, wurden die in den Präliminarien aufgestellten Artikel als Friedensvertrag am 26. April ratificirt. Marokko verpflichtete sich, die Kriegsentschädigung noch im Laufe des Jahres zu bezahlen, und es sollte, bis dies geschehen, Tetuan im Besitze der Spanier verbleiben. Zur Occupirung dieser Stadt blieb Prim mit dem 3. Corps und der baskischen Division in Afrika. Der Rest der Armee kehrte, mit Ausnahme der sechs Bataillone starken Besatzung von Ceuta, nach Spanien zurück und hielt unter dem begeisterten Zuruf einer siegestrunkenen Menge: E viva la reyna! E viva O'Donnell! seinen Einzug in Madrid.

Prinz Napoleon.

Der Sohn des Exkönigs von Westfalen hätte eigentlich das größte Recht, sich beim ewigen Geschick zu beklagen. Wenn der Genius, mühsam auf den niedern Stufen der Gesellschaft sich erhaltend, ausrufen kann: Warum mir keine Krone? Warum mir keine Befehlshaberstelle? so müßte Prinz Napoleon im wahren Bewußtsein seiner Stellung und Fähigkeit jeden Morgen einmal seufzen: Warum mir diese Höhe, wozu mir diese Allsichtbarkeit? Prinz Napoleon ist ein Epigone der Philosophen des 18. Jahrhunderts; er würde als ein Seitenverwandter der bourbonischen Könige eine recht hübsche Figur im Salon der Generalpächter geschnitten haben; es hätte ihn recht gekleidet, mit der Pompadour für die Freiheit Polens zu schwärmen und höhern Orts eclatanten Anstoß durch seine Leidenschaft für die „Nationalitäten" zu erregen.

Der Prinz ist Voltairianer von Glauben, d. h. er hält sich den Glauben vom Leibe, und kneift seine Lippen in sarkastische Falten, sobald von Imponderabilien die Rede ist. Auf der leichten Barke dieser Philosophie schwebt seine Moral im Flügelkleide. Diderot würde ihn eines beifälligen Lächelns gewürdigt haben, er konnte ihm dreist seinen „Jacques le Fataliste" widmen und „Les bijoux indiscrets" für den erlauchten Herrn Vater reserviren. Da der Prinz endlich auch mit den Naturwissenschaften kokettirt, so mußte er der Freund d'Alembert's werden; zuverlässig erhielt er Zutritt zu Lamarck's entomologischen Kränzchen, wo auch Cuvier erschien. Wie schade, daß der Prinz hundert Jahre zu spät auf die Welt gekommen ist!

Zu seinem größten Unglück trägt der Prinz die untere Hälfte des Napoleonischen Gesichts mit sich herum, und da seine Untersetztheit an das Embonpoint des spätern Kaiserthums erinnert, so ist er überall und stets auf seinen großen Onkel angesehen worden. Der dritte Napo-

leon kann von Glück sagen, daß solche Vergleiche bei ihm absolut unmöglich sind, denn es ist sehr schwer, sehr unbequem, eine äußere historische Erscheinung fortzusetzen, gerade wie es sehr unräthlich ist, eine fallite Firma oder eine untergegangene Zeitung wieder aufzunehmen. Man gründet hundertmal besser etwas ganz Neues, hätte dieses Neue auch den Anschein des Barocken oder Paradoren.

Bauch, Doppelkinn, Statur hat der Prinz von dem großen Onkel; aber auf diesem Gestell erhebt sich ein sehr contradictorischer Aufsatz: um den Mund spielt gutmüthige Skepsis, die Augen sind groß und genußsüchtig, die wahren Augen des Vaters Jérôme, nur etwas edler oder doch etwas anständiger. Der gesammte Gesichtsausdruck des Prinzen ist wohlmeinende Sinnlichkeit, gutmüthiger Epikuräismus, wie gesagt, ein Régime Pompadour, während der Vater die männliche Dubarri war.

Das Empire war schon gleich einer großen Heldensage längst verklungen, die Hundert Tage hatten den Stein aufs Grab gewälzt, der Held selbst war auf der Insel St.-Helena als sein eigener Rhapsode gestorben, Jérôme Bonaparte hatte sich im zweiten Exil in einen Ehemann verwandelt und sieben Jahre lang ein bürgerliches Hauswesen geführt, als am 9. Sept. 1822 die Fürstin von Montfort (geborene Prinzessin Sophie Dorothea Friederike Katharine von Würtemberg) ihr drittes und letztes Kind zur Welt brachte, welches die Namen Napoleon Joseph Karl Paul Bonaparte erhielt. Es ist hier weder der Ort, noch kann es unsere Absicht sein, der Geburt dieses Kindes einen Makel anzuhängen. Wenn die Richtigkeit der ersten Ehe des Prinzen Jérôme Bonaparte mit Elisabeth Mary Paterson von Baltimore nach Kanonischem Recht zweifelhaft erscheinen muß, so ist das wenigstens nicht die Schuld der Kinder zweiter Ehe, kaum die Schuld des gedankenlosen Lüstlings Jérôme, sondern hauptsächlich die des Gewaltthätigen, nach dessen Launen und Einfällen sich alle Dinge in Staat und Kirche fügen sollten.

Der junge Prinz war also ein geborener Exul, unwillkürlicher Erbe einer riesigen Tradition, einer kaum begreiflichen Größe, die ebenso unbegreiflich mit dem plötzlichsten Falle geendigt hatte. Obendrein wurde er zu Rom erzogen, in der Ewigen Stadt, die gleichfalls französisch gewesen war, nach der sich der kleine Vetter benannt hatte. Was wunder, daß selbst von untergeordneten Naturen, ihrem wahren Charakter entgegen, hochfliegende Träume geträumt wurden, daß die Gedankenrichtung sämmtlicher Bonaparte selbst im Unglücke sich weit über den anderer Sterblicher erhob!

Ein Exil im Exil traf den neunjährigen Knaben. Seine beiden Vettern, Napoleon Ludwig und Ludwig Napoleon, Söhne der Königin Hortense, begaben sich im Jahre 1831 von Florenz in die empörte Romagna, um den Papst stürzen zu helfen. Ludwig Napoleon, der jetzige Kaiser, nahm Civita-Castellane durch einen Handstreich, Napoleon Ludwig starb zu Forli nach einem Treffen mit den Österreichern; Ludwig Napoleon floh verkleidet mit seiner herbeigeeilten Mutter Hortense von Ancona nach Paris; die in Rom anwesenden Bonaparte wurden exilirt, und der junge Napoleon mußte sich nach Florenz begeben. Hier blieb er bis zum Jahre 1835 und wurde dann nach Genf in ein Pensionat geschickt. In demselben Jahre verlor er seine Mutter, in welcher der Sohn stets die ernste Pflichterfüllung geehrt hat, gerade wie Ludwig Napoleon sich beständig auf die Genialität seiner Mutter beruft. Der Prinz Napoleon besitzt eine Büste seiner Mutter, auf deren Sockel er in goldenen Buchstaben das Orakel von St.-Helena eingraben ließ: „Durch ihr schönes Betragen im Jahre 1814 und 1815 hat sich diese Prinzessin mit eigener Hand in die Geschichte eingeschrieben.“ Es verräth wenigstens Geschmack, der ja auch das hervorragende Talent des Prinzen ist, daß er diesen Zug seiner Mutter anerkennt, ihre einzige That auf der Welt; ob es aber dem feinfühlenden Prinzen entgehen konnte, daß diese That seiner Mutter ihr Relief durch die Unthaten seines Vaters erhalten mußte? Jedenfalls feiert der Prinz ein Opfer, das seine Mutter gebracht.

Jetzt entschloß sich Vater Jérôme, dem hoffnungsvollen Sohne von 13 Jahren eine napoleonische Erziehung zu geben; er bereitete den künftigen Divisionsgeneral vor, indem er ihn nach Ludwigsburg auf die Kriegsschule schickte. Fünf Jahre lang lag der Prinz den Kriegswissenschaften ob, die auch sein providentieller Vetter in der Schweiz betrieb, zu Strasburg (1836) schon einmal versuchte, in Neuyork abbüßte, in Boulogne wiederum glorreichst anwandte und dann im stillen Fort Ham einsam weiter cultivirte. Prinz Napoleon war im Jahre 1840 schon so weit in die Geheimnisse des Generalstabs eingeweiht, daß seine militärische Begabung bedenklich werden konnte. Hr. Thiers war nämlich in diplomatische Weiterungen mit Nikolaus Becker zu Köln gerathen; beide Großmächte hatten bereits ihre Gesandten abberufen; der Dich-

terkönig von Baiern bot dem rheinischen Sänger seine Armee an; Würtemberg konnte in diesen Wartburgkrieg hineingerissen werden. Der achtzehnjährige Prinz sah im Spiegel einen Hercules am Scheidewege: entweder mit seinem königlichen Onkel von Würtemberg für Nikolaus Becker fechten, oder auf neutrales Gebiet fliehen, da das eigensinnige Frankreich hartnäckig alle dargebotenen Napoleonischen „Degen" zurückwies!

Zum dritten male Exulant, begab sich der Prinz auf Reisen. Was hätte er auch besseres thun können? Menschen- und Länderkunde war eins seiner Elemente, und die kosmopolitische Berührung mit den „Nationalitäten" die beste Vorbereitung auf seine spätere Rolle „an den Stufen des Thrones". Er reiste durch Deutschland, wo „die Mädchen blühend und schön sind", wie Mantius zu Berlin so reizend flötete, ging nach England, wo es wenigstens Irländerinnen gibt, dann nach Spanien, wo im Schatten der Kastanien dunkle Murillomadonnen sitzen, und bereicherte so seine Kenntnisse der Sitten. Als echter Dilettant warf er auch ein Auge auf die politischen Zustände der durchreisten Länder, sah in England die Anti-cornlaw-league, in Madrid den unpolitischen Helden Espartero am Ruder der Regentschaft, in Wien den Fürsten Metternich sich den eigenen Strick drehen, im Norden den Teutonismus auf Kosten der Freiheit pflegen.

Es ist uns unmöglich zu sagen, welche Früchte der junge Prinz vom Baume seiner Erfahrungen pflückte; ohne das Jahr 1848 und dessen Folgen würde die Welt schwerlich etwas anderes von ihm erfahren haben, als daß er ein anmuthiger Lebemann, ein interessanter Gesellschafter geworden, der sich mit Geschick über allerhand Dinge auszudrücken verstehe. Eine große Sehnsucht nach Frankreich und Paris hatte er selbstredend, und es gelang ihm auch im Jahre 1845, also noch eher als seinem heimwehkranken Vater, auf kurze Zeit seines Herzens Verlangen zu befriedigen. Er ging auf vier Monate nach Paris; die Regierung Ludwig Philipp's schien sich anfangs nicht vor dem Doppelkinn zu fürchten. Aber der Prinz streckte bald genug den Napoleoniden hervor, hing sich an die militante Demokratie, den bekannten Eisbrecher der Imperialisten, zeigte große Anhänglichkeit an den zu Ham verwahrten Prätendenten und zog sich so den gemessenen Befehl zu, Frankreich binnen acht Tagen zu verlassen. Wir werden auf das seltsame Verhältniß zu Ludwig Napoleon zurückkommen, welches Proudhon eine „Antinomie" nennen würde, eine Antinomie, die sich zum Schabernack Kant's in einen Prinzen vom Geblüt mit angenehmer Opposition auflösen sollte.

Prinz Napoleon begab sich nach England auf die Warte. Zwei Jahre später richtete sein Vater eine Petition an die beiden Kammern Frankreichs; sein ältester Sohn war im Exil gestorben, die Ärzte hatten erklärt, ein pyrenäisches Bad könnte ihn retten, die französische Regierung war taub geblieben. Am 13. Juni 1847 erhob Victor Hugo seine tönende Stimme in der Pairskammer: „Ich gehöre zu denen, welche den Gedankengang dieser Petition lieben. Es ist ein Greis, ein alter König, er hat nur Einen Wunsch gehabt, für Frankreich sterben! er hat nur Einen Gedanken gehabt, in Frankreich sterben!" Die edeln Pairs schüttelten die Köpfe; waren sie nicht im ruhigen Besitz, sollten sie sich Verlegenheiten durch diese Bonaparte bereiten? Die Deputirtenkammer dagegen empfand ein menschliches Rühren und zog die Petition in Erwägung. Die Regierung ließ den alten Jérôme und den jungen Napoleon richtig herein. Sie waren erst ein paar Monate in Paris, als die Februarrevolution losbrach. Prinz Napoleon eilte am 24. Febr. aufs pariser Stadthaus, um der Revolution seine Anerkennung zu zollen. Wenn sich der Prinz für so bedeutend hielt, so mochte das hingehen. Viele Bürger in angesehener Stellung thaten desgleichen; aber die Napoleoniden drängen sich noch besonders in den Vordergrund, für sie ist es nicht genug, daß sie der Heimat wiedergegeben sind, daß diese Heimat frei wird, sie fühlen das unwiderstehliche Bedürfniß, der freien Heimat zu sagen, daß sie da sind. Frankreich wird auch stets Notiz von ihnen nehmen, solange es Persönlichkeiten nachjagt und den Werth der Institutionen verkennt. Bis dahin wird jede Provisorische Regierung wohl thun, die Bonaparte unter allen Umständen fern zu halten. Das Ideal Frankreichs aber müßte sein, so frei zu werden, daß der alte Napoleon selbst ruhig auf dem Boulevard spazieren gehen könnte!

Der Prinz erließ am 26. Febr. folgendes Schreiben an die Provisorische Regierung: „Bürger, im Augenblicke des Volkssiegs habe ich mich aufs Stadthaus begeben. Die Pflicht jedes guten Bürgers ist, sich um die Provisorische Regierung der Republik zu scharen, und ich halte darauf, dies unter den ersten zu thun, glücklich, wenn mein Patriotismus nützlich verwandt werden kann."

Es ist unnöthig geworden, diesen Sirenenton zu erklären und zu beweisen, daß Melusine

nach untenhin stets in ein Monstrum ausläuft. Der eifrige Republikaner Napoleon Bonaparte bewarb sich auf Corsica um eine Wahl zur Constituirenden Versammlung; in seinem Glaubensbekenntniß hieß es: „Mitbürger, schon lange habe ich die Überzeugung, daß die Republik allein für Frankreich paßt. Dieses große Princip steht heute fest, alle meine Wünsche haben es herbeigerufen. Außer ihm gibt es nur Anarchie, Bürgerkrieg, Rückfall in die Fehler und Verbrechen der Bourbonen! Die Alte Welt ist erschüttert, unsere revolutionären Ideen, durch die Siege unserer glorreichen Soldaten verbreitet, bewegen alle Völker! Polen und Italien müssen sich constituiren! Freiheit, Gleichheit, Brüderschaft im Innern, heilige Allianz der Völker nach außen, das sind die Grundlagen, auf denen wir das republikanische Gebäude errichten müssen." Weiterhin lautete es: „Erzogen in der Verfolgung und in den Misgeschicken des Exils, habe ich meine Zeit, meine Intelligenz darauf verwandt, fremde Länder zu studiren, Frankreichs nicht unwürdig zu sein, dieses abwesenden Vaterlandes, das mir stets so theuer war. Unsere letzte Revolution hat meiner Verbannung ein Ziel gesetzt. Diese Erinnerung wird in meinem Herzen eingegraben bleiben." Auch der Vetter Ludwig hatte lange im Auslande „studirt", er hatte „über die großen Fragen der Arbeit tief nachgedacht"; er versprach „die Ordnung, den Credit, die Arbeit herzustellen, die demokratischen Institutionen zu befestigen", natürlich „in Gemeinschaft mit seinen Collegen". Ob auch der Corse Peter Bonaparte etwas „studirt" hatte, haben wir nicht erfahren; in Belgien, wo er lange lebte, studirte er jedenfalls die Jagd. Genug, Peter und Napoleon saßen schon in der Nationalversammlung, als die fünffache Wahl Ludwig's aufs Tapet kam. Die Executivcommission hatte an den Zweien genug, sie wollte den Dritten und Schlimmsten fern halten. Da erhob sich am 12. Juni der „republikanische" Napoleon und garantirte feierlich die loyalen Absichten seines Vetters Ludwig, der „niemals etwas gegen die Republik unternommen habe, noch auch jemals unternehmen werde". Welch stärkere Bürgschaft war da noch zu verlangen? Der republikanische Prinz Napoleon spielte offenbar den rhetorischen Blitzableiter für die Verdächtigungen, die von allen Seiten auf die Familie niederfuhren. Die bonapartistischen Journale wimmelten in Paris, bezahlte Gruppen tobten um die Thore St.-Martin und St.-Denis, Napoleon oder „den Kleinen" ausrufend; die Regierung ließ sogar einmal Hrn. Persigny und Hrn. Laity einstecken. Der Prinz Napoleon rief heldenmüthig in der Versammlung aus: „Welchen Haß wir auch seit 1815 erfahren haben, niemals hat man bisjetzt die Bonaparte angeklagt, in Frankreich das Geld des Auslandes auszustreuen." Daneben sprach er dann für Italien und Polen, stimmte nicht in die Verbannung der Familie Orleans ein und formulirte sogar einen Antrag, in welchen er die ohne Urtheil und Recht deportirten Junikämpfer einschloß. Der Prinz gerieth durch solche Extravaganzen bei der blinden Ordnungspartei in den Ruf eines Rothen, sein Antrag ward von den Blättern der weißen Coalition heftig angegriffen, die „Gazette de France" verlangte „Tagesordnung wegen Incompetenz"; der Bergprinz mußte sich auf der Tribüne vertheidigen: er verlange ja keine Schonung der „regelmäßig" Verurtheilten!

Sein Vetter Ludwig sah eine solche Stellung eines Familienmitglieds natürlich mit Vergnügen; wer konnte noch sagen, die Bonaparte seien reactionär? Niemand arbeitete zugleich eifriger an der Candidatur zur Präsidentschaft als der Freund der Polen, Italiener, Orleans und Junideportirten; er begeisterte sich à la Persigny für diese Erhöhung eines Napoleoniden, er schwärmte zum voraus für das siegreiche Plebiscit. Warum sollte er nicht ein bischen radical thun, da seine Endabsichten so redlich waren! Er wollte ja zunächst nichts für sich, besonders keine schwierige Stellung; er war ja so nobel, die ihm selbst vorgeschlagene Präsidentschaftscandidatur stoisch abzulehnen!

Ludwig Napoleon wühlte weiter gegen die Wurzeln der Republik, der Vetter Napoleon stand fest als Blitzableiter. Alles war ihm recht, jeder Antrag konnte auf seine Zustimmung rechnen; nur den Vetter im Elysée sollte man ungeschoren lassen, der war die beste Republik. Als der Staatsstreich kam, besah sich Prinz Napoleon wieder im Spiegel, und sah abermals das Bild des Hercules, diesmal wie er das Gewand des Nessus anlegen soll. Montagnard, großmäuliger Republikaner und plötzlich Vetter des Ersten Consuls! Was thun? Der Prinz lief in die Bureaux des „Siècle", um die Protestation der Journale zu unterschreiben. Ob er seinen Namen wirklich hingeschrieben hat, wissen wir nicht. Man besann sich allenthalben auf eine neue Position: „Siècle" selbst ging unter die Chauvins — konnte das werdende Empire nicht „die Völker befreien" und „die natürlichen Grenzen herstellen?" Prinz Napoleon setzte sich auf den Schmollstuhl und setzte das Waschbecken des Pilatus vor sich: Après tout, was konnte er zu dem Gewaltstreich, hatte er das Geringste dazu gethan oder nur davon gewußt? Zunächst bestand ja

auch die vielgeliebte „Republik“ noch, sogar mit einer „Verfassung“, gegründet auf die „Principien von 1789“. Der Prinz mußte jetzt jedenfalls „retten was noch zu retten war“, der Freiheit eine Nebengasse bahnen, mildernd einwirken, trösten, Petitionen besorgen, und als Handweiser auf die „Freiheit“ hinzeigen, welche das Decemberwerk „krönen“ sollte. Ein Jahr später kam das Empire, und jetzt wurden die guten Dienste des Blitzableiters belohnt. Ein Empire setzt eine Dynastie, eine kaiserliche Familie, Rangunterschiede unter deren verschiedenen Branchen voraus. Schon während der Hundert Tage war der Branche Jérôme der erste Rang nach der Branche Ludwig, vor der Branche Lucian angewiesen worden; Lucian's Misheirath verschuldete diese Zurücksetzung, seine Kinder wurden für „nicht thronfähig“ erklärt. Jetzt beschloß Napoleon III. im Rathe seiner Minister und Senatoren, daß die Branche Jérôme einzig erbfähig sei, und daß daher Jérôme wie sein Sohn Napoleon einzig zu „französischen Prinzen und Prinzen von Geblüt“ ernannt werden sollten. Die übrigen Mitglieder der Familien Bonaparte und Murat erhielten blos den Titel „Prinzen der kaiserlichen Familie“. So war denn der demokratische Abgeordnete und schmollende Prinz in eine thronfähige kaiserliche Hoheit verwandelt.

Hielt er sich jetzt für begraben? Bewahre, er protestirte nicht im mindesten gegen diese gewaltsame Standeserhöhung. Ein echter Mann verfolgt seine Grundsätze durch alle Phasen seines Daseins; Prinz Napoleon, kaiserliche Hoheit, wird stets „demokratisch“ gesinnt bleiben, an welchen Platz ihn das Schicksal auch stelle. Nur die Heirath seines kaiserlichen Vetters war ihm sehr unlieb, da sie gleichsam eine Scheidewand zwischen ihm und dem „demokratischen Empire“ aufstellte. Der Volkswitz behauptete sogar später, der Kaiser lasse den Bergprinzen niemals allein mit dem „Kinde von Frankreich“ zu Paris, de peur qu'il n'étouffe le même. Zu seinen Freunden sagte der ehemalige Montagnard: er müsse alles so hinnehmen, er habe ja nichts verlangt, er werde aus seiner neuen Position den größten Nutzen für die „gute Sache“ zu ziehen suchen. Und das ist dem Prinzen jedesmal ernst, wir denken nicht daran, ihn der Heuchelei, der Hintergedanken zu bezichtigen; die überläßt er seinem Vetter, der die ganze Familie damit versorgt; sich selbst behält er das Privilegium gelegentlicher Opposition vor. Diese Opposition gleicht der Wildheit eines im Freien grasenden Pferdes, das mit einem Strick an einen derben Pfahl gebunden ist. Der Pfahl ist der Vetter Ludwig. Pflanzt sich der Pfahl anderswo auf, so reißt das Füllen der Opposition dort an seinem Stricke, ohne ihn jedoch zu zerreißen. Würde Ludwig Napoleon morgen Papst, Napoleon Bonaparte würde ihm als Cardinal hin und wieder Opposition machen. Er ist der Typus bonapartistischer „Gesinnungstüchtigkeit“.

Der verhängnißvolle Augenblick war da, der wackere Kriegsschüler von Ludwigsburg avancirte mit einem Sprunge zum „Divisionsgeneral“, gerade wie der Schiffskapitän Jérôme vor Zeiten zum „Contreadmiral“. Die Ernennung kam zur rechten Zeit wie bei den Napoleon immer. Der Krimkrieg entfesselte die Napoleonischen Adler, und der junge Divisionsgeneral bat in den nobelsten Ausdrücken um ein Commando. „Sire“, schrieb er, „ich bitte Ew. Majestät, mir zu erlauben, theil an der bevorstehenden Expedition zu nehmen. Ich verlange weder ein wichtiges Commando noch einen Titel, der mich auszeichne; derjenige Posten wird mir am ehrenvollsten dünken, der mich dem Feinde am meisten nähert. Die Uniform, die ich mit Stolz trage, legt mir Pflichten auf, die ich glücklich sein würde zu erfüllen; ich will den hohen Grad verdienen, den Ihre Zuneigung und meine Position (meine Position!) mir verliehen haben. Wenn die Nation die Waffen ergreift, wird Ew. Majestät hoffentlich finden, daß mein Platz inmitten der Soldaten ist, und ich bitte Sie, mir zu gestatten, mich unter sie zu begeben, um das Recht und die Ehre Frankreichs zu behaupten“ (25. Febr. 1854). Sein Wunsch ward erhört, weil vorher abgesprochen. Am 10. April begleitete der Gesandte des Sultans, Vely-Pascha, den Prinzen bis Toulon; am 17. April fuhr dieser von Toulon nach Konstantinopel ab, wo er am 1. Mai auf dem Roland landete. Hei, wie glühte der Frühling so schön am Bosporus, wie prächtig wohnte sich's im Palast von Defterdar-Bernou, der für den Vetter des Kaisers eingerichtet worden war! Der Sultan machte in Person dem Prinzen den ersten Besuch, die Türken rissen große Augen auf; fast hätten sie gemurrt, aber was läßt man sich nicht gefallen, wenn man „gerettet“ werden soll! Der alte Jérôme zu Paris war wirklich ein glücklicher Vater; die Frucht seiner Lenden Divisionsgeneral, und in Konstantinopel an der Pforte des Serail!

Prinz Napoleon verwirklichte das alte Märchen der französischen Bauern, die uns zwanzigmal erzählt haben, der Kaiser Napoleon sei nicht todt, er lebe in der Türkei und würde schon rechtzeitig wiederkommen. War denn jetzt nicht ein Napoleon in der Türkei, und hat sich nicht auch das erfüllt, daß er „rechtzeitig“ wiederkommen sollte?

Fünf Divisionen waren zuerst in den Orient bestimmt: Canrobert, Bosquet, Prinz Napoleon, Forey und Morris. Der Prinz empfing seine dritte Division zu Gallipoli und ließ sie ein Lager aufschlagen. Marschall Saint-Arnaud, der gar nicht wußte, wo er anpacken sollte, hörte, daß die Belagerung von Silistria angefangen sei, und schickte den Prinzen mit seiner Division nach Konstantinopel, um die Hauptstadt des türkischen Reichs zu decken. Der Prinz setzte sich in Bewegung und kam nach vierzehntägigem Marsche wieder in Konstantinopel an. Er hatte einmal Thrazien durchmessen, die Türken sahen ihn jetzt mit noch größern Augen an, und der Sultan passirte in eigenster Person Revue über die Division. Es war auf der Ebene von Daoud-Pascha, von wo man aufs Marmormeer hinabsieht.

Wieder kommt ein anderer Befehl des rathlosen Saint-Arnaud, die Division nach Varna einzuschiffen. Hier verbrachte der Prinz lange Wochen unter seinem Zelte, ebenso verdutzt in das politische Panorama hinausblickend wie der thatsächtige Generalissimus selbst. Der Prinz hatte eine Vision von der „Befreiung der Nationalitäten" gehabt: zuerst sollten die Moldo-Walachen befreit werden, dann die Reise nach Polen gehen, und wenn Österreich sich nicht fügte, nach Ungarn. Vielleicht träumte sich der demokratische Prinz schon damals eine Krone aufs Haupt. Und statt dessen unterm Zelte zu Varna! Und kein Mensch vermochte zu sagen, wo das hinaussollte!

Gegen Ende Juli organisirte Saint-Arnaud die berufene Recognoscirung in die Dobrudscha, noch viel alberner als die spätere Recognoscirung der Österreicher unter Stadion nach Montebello. Drei Divisionen sollten die Bewegung der Spahis unterstützen, Canrobert, Napoleon und Bosquet. Jedermann kennt die Heldenthaten des Generals Espinasse von der ersten Division, der ein Bulletin für den 15. Aug. suchen gegangen war und die furchtbarste Cholera in den Sümpfen fand. Die beiden andern Divisionen litten gleichfalls, doch bei weitem nicht so viel, sie hatten nur aus der Entfernung zugesehen. Prinz Napoleon führt seine decimirten Truppen nach Varna zurück, campirt sie in möglichst gesunder Lage, und reist nach diesem ersten „Feldzuge" nach Konstantinopel — zur Erholung. Hatte ihm sein Vater gesagt, wo es besser ist als im Lager?

Zwanzig Tage läßt ihm Saint-Arnaud Ruhe, dann ruft er ihn nach Varna zurück, wo die Überfahrt nach der Krim beschlossen war. Noch „leidend" langte der Prinz an. Man fährt übers Schwarze Meer und stößt am 20. Sept. auf die Russen. Der Theaterheld Florival Saint-Arnaud schreibt an den Kaiser: „Die Alma ward überschritten. Der Prinz Napoleon an der Spitze seiner Division bemächtigte sich des starken Dorfes Alma unter dem Feuer der russischen Batterien. Der Prinz hat sich in allem des großen Namens würdig gezeigt, den er trägt." Der Prinz Napoleon ist wirklich mit seinem Doppelkinn durch die Alma geritten: man könnte einen Preis auf die Frage setzen, was der Prinz anders hätte thun können. Die Division des Prinzen hat die Russen geworfen, und der Prinz hat das geschehen lassen. Nein, wir finden in dem Bericht des Hrn. de Bazancourt, daß der Prinz einmal befahl, 12 Kanonen aufzustellen, um das Feuer der Russen abzuwehren. In 50 Jahren wird es in einem Tractätlein heißen, der Prinz Napoleon habe die Schlacht an der Alma gewonnen, unter dem Rufe: „So siegt ein Napoleon!" Wie die Schlacht eigentlich gewonnen ward, wissen nächst Bosquet die Götter; denn als die drei Divisionsgenerale Canrobert, Bosquet und Forey nebst dem Prinzen zu Saint-Arnaud kamen, um dessen letzte Befehle zu empfangen, antwortete dieser wie im Fieber: „Befehle! (indem er auf die russische Armee hinwies), ich habe Männern, wie Sie sind, keine zu ertheilen, ich habe Ihnen nur den Feind zu zeigen. Gehen Sie!" Am 17. Oct. war das Feuer gegen Sewastopol ohne Erfolg eröffnet worden, und die großen Taktiker der alliirten Armee sprachen von einem Sturme. Am 25. Oct. stürmten die Russen auf Balaklawa, am 5. Nov. auf Inkerman. Die Engländer standen wie die Mauern und Bosquet flog wie ein Pfeil. Canrobert ließ die erste Brigade Napoleon (General de Monet) fordern; die zweite führte der Prinz zur Vertheidigung der Laufgräben. Der brave General de Lourmel warf die Russen mit dem Verlust seines Lebens zurück, und die Brigade marschirte auf die Kanonen von Inkerman los; ihre Artillerie feuerte tüchtig in das russische Rückzugsknäuel im Thale der Tschernaja.

Jetzt war Prinz Napoleon's Heldenthum erschöpft, er war zweimal im Feuer gewesen und bedurfte Konstantinopels. Der pariser Witz hatte sich längst über ihn hergemacht, ganz unübersetzbare Calembourgs regneten auf ihn, z. B. „Le Prince est au siége de Sébastopol!" nach Heine etwa: „Der Prinz beweist Sitzfleisch." Seit jener Zeit trug er auch den Spitznamen Plon-Plon davon, der freilich in keinem Wörterbuch zu finden ist, aber so viel heißt wie „Muffel,

Dicksack, Plumptig". Wer die Doppelbedeutung von selle aufschlagen will, wird begreifen, in welchem „Sattel" man sich meistens den Prinzen dachte. Zwei Tage nach Inkerman zog Plon-Plon an die Ufer des Bosporus ab, blieb einen Monat dort, und „als seine Gesundheit immer noch nicht hergestellt war", rief ihn sein gütiger Vetter nach Paris zurück, wo er in bester Beleibtheit eintraf. Auch der Herzog von Cambridge ging der langwierigen Belagerung aus dem Wege; aber welcher Engländer hat sich darüber moquirt? Prinz Napoleon hatte eben den Schaden; ein Sohn Jérôme's mußte Wunder der Tapferkeit und Ausdauer verrichten, damit die Steine auf der Straße nicht schrien: „Seht da den Helden des 8. Armeecorps am Niemen, den Deserteur der Großen Armee! Der Apfel fällt nie weit vom Stamme!"

Friedlichere Beschäftigungen erwarteten den Genesenen in der französischen Hauptstadt. Eines schickt sich nicht für alle: Canrobert hatte mehr Glück in Stockholm als in der Krim, Prinz Napoleon erwies sich als brauchbarer Generaldirector der Industrieausstellung von 1855. Der friedliche Wettkampf der Gewerbe und Künste entsprach seiner Sinnesart besser; die Opposition gegen die Handelsroutine des Kaiserreichs war ein wenig bequemer, die Protection der hier frondirenden Elemente viel gemächlicher. Weil denn der Prinz die „Nationalitäten" nicht mit der Schneide des Schwerts hatte „befreien" sollen, so wollte er wenigstens die „Einigung der Nationen" proclamiren. Er warf sein Auge auf Hrn. Leplay, den Verfasser der „Europäischen Arbeiter"; dieser hatte sein großes „Organisationstalent" bereits in der „Organisation" von 36 Arbeiterbudgets aus Schweden, Rußland, der Türkei, Deutschland, England, Frankreich u. s. w. erwiesen und uns mit Millionen Zahlen mühsamst dargethan, daß alle jene Arbeiterkategorien entweder knapp zu Rande kommen oder öffentliche Unterstützung annehmen müssen, was man ohne jegliche Statistik gewahr werden kann. Mit der Hülfe dieses ökonomischen Kleinmeisters „organisirte" der Prinz die „Ausstellung aller Nationen" und ließ ein „Gemälde" derselben entwerfen, welches sich durch drei dicke Bände hindurch entfaltet. Ob der Prinz auch nur eine Hand an dieses „Gemälde" gelegt, ob er den einleitenden „Bericht an den Kaiser" selbst verfaßt oder nur unterschrieben hat, ist uns gleichgültig. Nehmen wir immerhin die „Ideen" des Rapports für die des Prinzen, und verwundern wir uns nachher aus Leibeskräften, daß diese „Ideen" als „neu und weitherzig", als das „Programm der Kunst der Zukunft und der Industrie des 19. Jahrhunderts" ausgeschrien werden mochten.

Die größte jener „Ideen" ist etwa folgende: „Die industrielle Überlegenheit einer Nation hängt vor allem von ihrer Moralität und ihrem Sinne für persönliche Initiative ab." Gleicht das nicht auf ein Haar jenen stupenden Behauptungen im Liede von Hrn. de la Palisse, „der eine Viertelstunde vor seinem Tode noch am Leben war"? oder wie die Erbweisheit des deutschen Stückleins sagt:

> Sobald es Nacht geworden ist,
> Sind alle Katzen grau,
> Und wenn der Mann die Gattin küßt,
> So küßt er seine Frau.

Die Production setzt eine producirende Persönlichkeit voraus; je tüchtiger diese Persönlichkeit ist, desto besser wird das Product. „Moralität" ist ein fremdes Wort für „tüchtige Persönlichkeit". Der Prinz ist also der Ansicht: „ein guter Producent producire ein gutes Product!" Ferner, jede Production fängt nothgedrungen im Geiste, im Gedanken an; um also besser zu produciren als andere, muß man mehr Anfangskraft, mehr Gedanken haben. „Anfangskraft" heißt auf lateinisch „Initiative". Der Prinz will also sagen: „Je öfter und besser der Gedanke ein Product ersinnt, desto mehr und desto bessere Producte gibt es!"

Aber vielleicht thun wir dem Prinzen unrecht, vielleicht birgt sich bittere politische Satire unter diesem Wortgeklingel. Wollen die Herren La Palisse-Leplay und Prinz Napoleon etwa sagen: „Sire, das Leben eines Volks hängt von seiner Sittlichkeit, von seiner Selbstbestimmung ab. Ein Volk, das die Selbstregierung leichtsinnig von sich wirft, um der ehrenvollen Last des Denkens ledig zu werden, ein solches Volk, Sire, ist verloren. Sehen Sie wohl zu, was sie in der Hand haben! Der Staat ist ein Ganzes, gleichsam eine Allseele, in der alle aufgehen; aber, wenn nicht wieder jeder einzelne Geist den ganzen Staat darstellt und spiegelt, nicht auf eigene Verantwortlichkeit einen Tempel der Moralität aufbaut: so ist der Staat eine Kaserne und der Bürger ein Automat. Sehen Sie zu, Sire, wie weit es Frankreich bereits gebracht hat!"

Faßt man die „Ideen" des „Rapports" von dieser Seite auf, so werden die beiden Herren, der Prinz und sein Famulus, noch viel anzüglicher; sie verlassen das Feld der Allgemeinheiten,

um von Frankreich zu sprechen: „Wenn Frankreich sich gar zu oft in der Verwirklichung der Ideen überholen läßt, die sein Genius erzeugt hat, so gibt es ihnen dafür bei der Anwendung einen besondern Charakter, der sie erhebt und erweitert.“ Das heißt: „Das Vernunftrecht, Sire, die Einrichtung des Staats nach Principien der Philosophie, ist von uns Franzosen erfunden worden; aber andere sind uns in der Anwendung zuvorgekommen, z. B. Belgien, Holland, Preußen. Eines Tags, wenn wir zur Verwirklichung kommen, wird das Recht noch viel majestätischer werden als in jenen Ländern; dann wird niemand mehr herrschen als das Gesetz.“ Sollten die beiden Herren das nicht haben sagen wollen, so wäre ihre „Idee“ sehr mager; sie hätten dann sagen wollen: „Andere Völker stehlen uns unsere Erfindungen, nachher, wenn diese vom Auslande zurückkommen, führen wir sie mit Pomp aus, und geben ihnen einen ästhetischen Schliff, der unsere articles de Paris in die Mode bringt.“

„Die allgemeinen Ausstellungen müssen an die Stelle der nationalen treten, die Frankreich vor 60 Jahren eingeführt hat. Man muß die Thatsache mit Freuden begrüßen, daß eine Nation kein isolirtes Ganzes bildet, sondern daß alle Völker dahin streben, unter dem industriellen Gesichtspunkt durch ein Band der Solidarität vereinigt zu sein.“ Man sieht, die Rumänen, Polen, Tscherkessen, Italiener, Ungarn u. s. w. sind wie ein zurückgetretener Schweiß des Prinzen, welcher als „industrielle Einheit der Völker“ ausschlägt. „Dieses Princip“, fährt der Prinz fort, „muß entwickelt werden; wir müssen zwar die Übergänge und zu schroffen Wechsel sorgfältig in Acht nehmen, aber doch auf die wahrhafte industrielle und Handelsorganisation der Welt losgehen, die von der Vorsehung selbst herrührt, und die darin besteht: jede Gruppe der großen menschlichen Familie sich in dem Arbeitszweige entwickeln zu lassen, zu welchem es ihr Klima, ihr Boden, ihre Mineralschätze, ihre Communicationsmittel und ihr nationales Ingenium bestimmt haben.“ Da haben wir also die Handelsfreiheit, von etlichen akademischen Ökonomisten unter Ludwig Philipp gepredigt, von Michel Chevalier im Staatsrathe vertreten, von Hrn. Leplay nach Friedrich List'scher Theorie formulirt: den Übergang sorgsam vornehmen, kein zu brüsker Wechsel! Erst die „Productivkräfte“ zeitigen, daß sie das große Turnier aushalten können! Und wenn das alles in Ordnung gebracht ist, dann werden wir uns wol ein Jahrhundert darüber streiten, was die Vorsehung mit jedem einzelnen Volke beabsichtigt hat, wozu uns Klima, Boden u. s. w. bestimmten. Wer hat z. B. das Monopol auf Baumwollspinnerei in Europa, da doch keine Baumwolle in diesem Erdtheile wächst? Und wenn die Natur irgendwo kein Eisen in ihrem Schose birgt, warum sollen auf jenem Flecke die Menschen keine Schmiede sein? Dürfen sie da nicht brauen, wo der Hopfen nicht besonders gedeiht? Das Programm des liberalen Prinzen ist voller Fußangeln und Widerhaken, an denen nicht so leicht vorbeizukommen ist. Aber die beiden Dioskuren gehen fröhlich darüber weg und proclamiren den bekannten, leichtverständlichen Satz: „Keine Schutzzölle, blos Fiscalzölle!“ Das heißt: Preisgebung des einheimischen Producenten zum Schutz des ausländischen Monopolisten! Übertragung eines großen Theils der Steuer auf die Consumtion, die doch als solche gar nicht steuerfähig ist, da die Steuer ihrem Wesen nach nichts sein kann und darf, als „Abgabe“ eines Theils des Nettoproducts, des Überschusses der Production, an die Allgemeinheit!

Dann folgen recht angenehme Wünsche für die Einführung regelmäßiger allgemeiner Ausstellungen, die der Prinz jedoch kategorienweise, also jedesmal für eine gewisse Klasse von Producten eingerichtet zu sehen wünscht. Hierauf fragt er: Wer zahlt die Kosten? Im Princip die einzelnen, aber in Frankreich, wo der Staat als allein fähiges Organ betrachtet wird, muß wol der Staat den Sack lappen. Adieu „persönliche Initiative“, Adieu „Moralität“ der einzelnen! Der Prinz schreibt eine Satire auf seine eigenen Theorien, wie Hr. Leplay eine auf seinen Satz von der auskömmlichen Lage der Arbeiter geliefert hatte.

Endlich kommt das bengalische Feuer der „Demokratie“: Abschaffung der Preisrichter oder „Belohnungsgeschworenen“. Das Publikum, der Käufer und Consument sind die wahren Richter über die Güte eines Products. Le jury, c'est tout le monde! Der Bourgeois, der seinen Speisesaal decorirt, ist der beste Beurtheiler der modernen Malerschulen; der Börsenparvenu, der ein paar Candelaberträger braucht, ist ein gründlicher Kenner der Plastik; der Pachter ist vollständig au fait der Mechanik in Sachen der Säe- und Erntemaschinen; der Brenner versteht aus dem Grunde die physikalischen Gesetze der Kühlapparate u. s. w. Allgemeine Abstimmung auch in Kunst und Wissenschaft! Im Staate ist das Ding so vortrefflich gegangen, warum sollte es in der Industrie nicht gehen?

Diese allgemeinen Ausstellungen werden endlich noch den Vortheil gewähren, daß alle

Gelehrten der Erde sich an einem festen Mittelpunkte regelmäßig treffen, und so wird sich der phantastische Traum Saint-Simon's ganz nüchtern verwirklichen. Das fehlte noch, der „phantastische Traum" Saint-Simon's sitzt schon sehr handgreiflich an der Börse, im Crédit-mobilier, im System der Eisenbahnen, im Staatsrath und in den Präfecturen; er heißt Emil und Isaak Péreire, Père Enfantin, Michel Chevalier, Anselm Petetin, und geht einmüthiglich, mit oder ohne Wissen, darauf hinaus, das Nationalvermögen in immer wenigere und immer dickere Seckel abzuleiten, das Volk aber, die Millionen, auf die glorreiche „Freiheit der Arbeit" zu verweisen, die nach Hrn. Leplay's haarscharfer Berechnung 7- oder 8- oder 900 Fr. jährlich für Mann, Frau und Kinder einbringt!

Mit der pariser Ausstellung trotzte Ludwig Napoleon bekanntlich den Befürchtungen eines allgemeinern Kriegs; während Pélissier sich am Malakowthurm abarbeitete, bot der Kaiser dem geängstigten Europa dieses Ölblatt des Friedens. Dann schloß er wirklich Frieden, zum großen Ärger des Prinzen, seines Vetters. Dieser rumorte stark über eine solche Art, den Krieg abzubrechen, verführte im Palais-Royal allerhand anzügliche Redensarten, bis ihm der Kaiser zu wissen that, er möge sich etwas zerstreuen und die Spur Sir John Franklin's im nördlichen Eise aufsuchen! Diesen großen Gedanken faßte der Prinz feurig auf, umgab sich mit Gelehrten und fuhr am 15. Juni 1856 vom Havre ab. Die Corvette Königin Hortense war recht leidlich eingerichtet; das Schiff ist ein eiserner Schraubendampfer, der zugleich Segel führt, und in der Kajüte war für alles gesorgt, was Wissens- und anderer Durst verlangen mochte. Ein Aviso, der Cocyt, fuhr hinter der Corvette her. Und nun fort, zu Lappen und Eskimos, den entlegensten „Nationalitäten"!

Zuerst machte man jedoch in Schottland halt, die Ruinen und pittoresken Felsenpartien andächtig zu mustern. Der Prinz kam auch nach Abbotsford, dem Sitze Walter Scott's. Größer als dieser bissige Feind des großen Kaisers, schrieb der Neffe seinen Namen in das Album der Besucher. Bis Peterhead war noch alles reine Vergnügungstour; Peterhead ist der Hafen der stämmigen Walfischfahrer, die auf noch stämmigern Schiffen bis ins Treibeis hineinfahren und Wale wie Phoke auf Tod und Leben bekriegen. Hier nahm die Königin Hortense einen Eismeister, Mr. Arbuthnot, der sein Element kannte. Unweit Inverneß bestieg die Gesellschaft das Schiff und sagte Europa Lebewohl. Durch Nebel und hohen Wogenschlag ging die Fahrt nach Island; am 29. Juni erschien das vulkanische Küstengestein den Blicken; das Meer war romantisch, belebt und am 30. Juni fuhr das Schiff auf die Rhede von Reykjavik. Ein Dorf von 700 Seelen, hinter dem sich Lavaberge und ewige Gletscher aufthürmen, ist die Hauptstadt Islands. Der Prinz erfuhr, daß diese Kinder des Todes und des Frostes gern lesen, und er schenkte der Bibliothek des Ortes eine Sammlung französischer Werke. Dann besuchte er die heißen Quellen, die Vulkane, die Gletscher, und entschloß sich, ins Treibeis und nach den Küsten Grönlands zu fahren.

Vor der Abreise gab die französische Fregatte Artemis dem Prinzen und seinem Gefolge einen Ball am Bord. Das Orchester der Königin Hortense — denn der Prinz reist mit seiner Kapelle — spielte pariser Quadrillen und Polkas. Die isländischen Damen lernten die französische Civilisation kennen und der Prinz Napoleon die Isländerinnen. Man soupirte und schied. Der kühne Prinz richtete den Schnabel seines Schiffs auf Jan-Mayen, nordöstlich nach Spitzbergen oder Ostgrönland, „bis wohin erst drei oder vier Schiffe gedrungen waren". Seehunde und Seebären umgaben den comfortabeln Entdecker, dem ein unvermeidlicher Engländer, Lord Dufferin, auf der Jacht Foam wie ein Schatten folgte. Man nahm die Jacht ins Tau. Die berühmte Eismauer nahte, sie erstreckt sich oft vom Cap Farewell, ganz Grönland entlang, bis zu den Felsen von Jan-Mayen, die auf 20 Stunden in die Runde von ihr eingewickelt werden. Auf einem Meere voll Sturm, Schnee, Nebel und Eisberge — 150 Fuß hoch, siebenmal so breit an der Basis — ging die Fahrt über den Polarzirkel hinaus. Am 10. Juli sank die Temperatur plötzlich, ein undurchdringlicher Nebel umgab das Schiff; Seehunde spielten umher. Der Prinz läßt um 2 Uhr morgens die Gefährten wecken. Ein lustiger Matrose ruft: „Die Herren Reisenden für das Bankeis!" wie der Schaffner auf der Eisenbahn eine Station anmeldet. Plötzlich bricht die Sonne durch wie zu Marengo, wie jüngst noch in Savoyen, man sieht das Meer mit weißen Schollen bedeckt, ähnlich einer Wiese mit Hammeln. Dann fällt dichter Wirbelschnee. Man sieht keine hundert Schritte mehr vor sich. Der Prinz steht kalten Blutes am Steuer und befiehlt auf Jan-Mayen loszusteuern. Das Schiff verfängt sich im Eise, wird wieder frei und abermals gefangen, immer neben der furchtbaren „Banquise" her, die wie der Herr zu sagen schien: „Bis hierher und nicht weiter!" Die Eisblöcke wachsen über die Königin Hortense hinaus; das Kohlenschiff

Le Saron war verschwunden, der Foam machte sich los. Jan-Mayen blieb unerreichbar, der Prinz kehrte nach Island zurück, besuchte mehrere der berühmten Fjords, und wandte sich dann nach Westgrönland. Ein von den Wogen geschaukeltes Schiffswrack warnt vergeblich. Am 21. Juli zeigen sich die ungastlichen Küsten Grönlands; aber schon hebt sich die Eisbank aus den nördlichsten Wassern und zwingt die Seefahrer, um das Cap Farewell herum in die Davisstraße einzubiegen. Hier wird zu Godhaab gelandet. Die Eskimos kommen aus ihren Schneefelsen hervor wie große Fische auf ihren Kayaks geschwommen, die Königin Hortense wirft Anker. Fünf hölzerne Häuser und etliche Lehmhütten bilden die Hauptstadt der maulwurfartigen Eskimos; ein dänischer Geistlicher und etliche Europäer haben sich dort angesiedelt. Der Prinz beschenkte alle. Dann fuhr der Prinz ab, besuchte noch Fiskernas und Arksukfjord auf der Westküste von Grönland und kam am 13. Aug. wieder in Reykjavik an, wo die Corvette frische Kohlen faßte. Dann segelte er am 16. Aug. nach den Faröer und den Shetlandinseln ab, begab sich von da nach Norwegen und Schweden, von Stockholm nach Kopenhagen, und langte am 6. Oct. wieder in Havre an.

So vertrieb sich der Prinz Napoleon die Zeit und den Unmuth, als Seefahrer, Naturforscher und Freund des Luxus. Die erste und dritte Eigenschaft hat er vom Vater Jérôme geerbt, die mittlere kommt vom Onkel Lucian her, der einen seiner Söhne so reichlich damit ausgestattet hat, daß seine naturhistorischen Sammlungen wie seine lexikographische Bibliothek jeden Vergleich herausfordern. Der feine Kunstsinn des Prinzen wird wol vom Großonkel Fesch datiren. Diesem Kunstsinn errichtete der heimgekehrte Prinz einen antiken Tempel mitten in dem modernen Paris: ein „Griechisches Haus" mit griechischen Decorationen und Möbeln, mit griechischen Schauspielen bevölkert. In diesem Tempel, der eine der Merkwürdigkeiten von Paris geworden ist, gab der Prinz seine parties fines, bei denen jedoch die Grazien einen züchtigen Schleier zum rechtzeitigen Fallenlassen trugen.

Zwei Jahre lang bewohnte der Prinz das „Griechische Haus", in dessen Atrium der Cäsar Bonaparte, umgeben von den Bildern seiner Brüder und Neffen, thront. Hier empfing und bewirthete er seine Freunde und Genossen, die Anbeter des „demokratischen Empire", Künstler, Gelehrte, Dichter, Soldaten, Journalisten, ausrangirte Demokraten: Ingres, Delacroix, Longpérier, Saulcy, Alfred de Vigny, Ponsard, Mérimée, Emil Augier, Villot, die Generale de Monet, Morris, Cler, die Herren Birio, Laguéronnière, Leplay, Girardin. Hier oder auf Privatreisen ist der Prinz an seinem Orte; er macht nur regelmäßig Fiasco, sobald er sich im öffentlichen Leben zeigt, als General, Administrator oder Diplomat; sein Vetter braucht ihn nur zu irgendetwas zu verwenden, um ihn auf ein Jahr hin unschädlich zu machen. Im Jahre 1857 verwandte er ihn zu einer „delicaten Mission", etwa wie Jérôme zum Dei von Algier geschickt worden war. Die neufchâteler Händel waren auf der Tagesordnung, und Napoleon III. wollte Preußen wie die Schweiz durch Ausübung seines Schiedsrichteramts verpflichten; namentlich wollte er sich der faulen Politik Manteuffel's als Wohlthäter imponiren. Prinz Napoleon wurde als Träger eines Compromisses nach Berlin spedirt. Der Prinz überreichte dem König ein eigenhändiges Schreiben seines Vetters, und die Sache war abgemacht. So weit war alles in Ordnung. Wenn die erbärmliche Politik des berliner Cabinets sich der Überredungsgabe des Napoleonischen Doppelkinns fügte, desto schlimmer für jene Politik, die sich überdies in einer Sackgasse verfangen hatte. Aber der französische Chauvinismus mußte die Sendung des Prinzen carikiren: „Seine Erscheinung in Norddeutschland hat eine ungeheuere Wirkung hervorgebracht. In ganz Preußen ist der erste Napoleon zur Legende geworden; die volksthümliche Kunst hat in einer ungeheuern Zahl von Exemplaren die verschiedenen Scenen wiederholt, zu denen der Aufenthalt Napoleon's I. in Berlin Veranlassung gab, und die zahlreichen Episoden von damals bilden auch heute den Gegenstand der Unterhaltung in Städten wie in Hütten. Der Prinz Napoleon, der sich sozusagen eine Pflicht daraus machte, die von seinem Onkel betretenen Orte heimzusuchen, weckte jene alten Erinnerungen wieder auf und gab jenen Scenen des Grabstichels Bewegung und Leben. Die Wirkung, die der Gesandte Napoleon's III. hervorbrachte, hatte etwas Magisches. Das scharenweise herbeiströmende Volk wurde von frommem Erstaunen ergriffen, als es jene historischen Züge erblickte, und es machte seinen ganzen Gedanken Luft, indem es einstimmig rief: Vive l'empereur! Die Empfindung, welche die Gegenwart des Prinzen wach rief, offenbarte sich noch viel lebhafter, als er das Grab des großen Friedrich besuchte. Die königliche Gruft war von blassen Lichtern erleuchtet, welche ihre abgeschwächten Strahlen auf das Gesicht Sr. Hoheit warfen und seiner Gesichtsfarbe eine glanzlose, matte Schattirung verliehen, die, wie man weiß, dem Gesichte des großen Kaisers eigenthümlich war.

Der Prinz, bewegt und andächtig, betrachtete in ehrfurchtsvollem Schweigen die letzte Wohnstätte des größten Königs, der Preußen regiert hat. Ein Augenzeuge dieses Besuchs sagte aus: Als ich den französischen Prinzen so sah, schien es mir, als wäre es der kaiserliche Schatten selbst, der dem wahren Gründer der preußischen Monarchie seine Huldigung darbrächte, und man konnte sich einer Emotion nicht erwehren, welche Schweißperlen auf unsern Stirnen hervortrieb und unsere Wimpern näßte."*) So verfiel auch Hr. Fialin de Persigny in den dreißiger Jahren in schweißtriefende Ekstase, als er im badischen Lande fahrend seinen Kutscher ausrufen hörte: Es lebe Napoleon! Und mit solchem Unsinn wird die französische Tradition, das Evangelium der Chauvins genährt! Der „kaiserliche Schatten" nimmt eine theatralische Attitude am Grabe Friedrich's des Großen an, freilich an dem Grabe, wo die Haugwitz-Manteuffel die preußische Politik verscharrt hatten! Der lustige Gentleman aus dem „Griechischen Hause" zu Paris kann das Cäsarenthum in der Gruft des alten Fritz aufführen!

Ein zweiter Versuch des Kaisers, seinen talentvollen Vetter zu vernutzen und abzunutzen, bestand 1858 in der momentanen Schöpfung eines „Ministeriums für Algerien und die Colonien", mit welchem der Prinz betraut wurde. Es war schon lange viel gemunkelt worden gegen die rein militärische Verwaltung von Algerien sowie gegen das alte System der Colonialregierung, nach welchem die Colonie lediglich zum Markte für die heimische Industrie und zum Lieferanten der Rohproducte und tropischen Erzeugnisse diente. Den Prinzen stach der englische Freihandelshafer und die Civilreformsucht. Der regierende Vetter kannte die Schwierigkeiten, er schien blos versuchsweise nachzugeben, und ließ den unternehmungssüchtigen Prinzen an den Competenzconflicten mit den Ministerien des Kriegs und der Marine, sowie an den Zacken der Handelsroutine sich die Finger zerreißen. Die Herrlichkeit dauerte nicht lange, und das großartige Programm, welches der neue Minister bei der Ausstellung in der Haute-Vienne zu Limoges zum besten gab, hatte nur spärliche Folgen. Wie sich der Prinz je einbilden konnte, Frankreich werde seine paar Colonien emancipiren, bleibt ein Räthsel. Eine Verwaltungsreform für Algerien trat ein; „das Königreich, Marseille gegenüber", erhielt Präfecturen und Generalräthe zu Oran und Konstantine. Die Verlassenschaft des Prinzen, in welchem viele schon einen „Großadmiral von Frankreich" heranwachsen sahen, trat alsbald Graf Chasseloup-Laubat an. Die Witzbolde in Paris lachten sich krumm, als der prinzliche Staatsmann wieder einmal Fiasco gemacht hatte, und der Kaiser konnte mit gekreuzten Armen sagen: „Ich kann mit dem besten Willen nichts aus ihm machen!"

Das Jahr 1858 war den politischen Liebhabereien des Prinzen entschieden ungünstig, auch hielt dieser sich unter seinem Zelte oder vielmehr im „Griechischen Hause", als Orsini's Knallbomben den Donner einer Reaction in der Reaction erweckten. Nachdem indeß der Kaiser die Franzosen für die Unarten der Italiener geknebelt hatte, entschloß er sich, seine Franzosen gegen Österreich zu führen und Italien zu befreien. Wie einst Napoleon I. an den Prinzen Jérôme geschrieben hatte: „Mein Bruder, Sie werden König von Westfalen!" wie er ihm dann zu Paris gesagt: „Mein Bruder, Sie heirathen die Prinzessin von Würtemberg!" so meldete jetzt Napoleon III. dem König von Sardinien: „Mein Bruder, Sie geben Ihre Tochter meinem Vetter, sonst kann nichts aus der Eroberung der Lombardei werden!" und seinem Vetter Napoleon: „Mein Vetter, Sie heirathen die Prinzessin Clotilde von Savoyen!" Der Prinz selbst blieb sehr kühl bei dieser Wendung der Dinge. Alle gefühlvollen Herzen tauften die funfzehnjährige Clotilde sofort in „Iphigenia" um, die für günstigen Fahrwind geopfert werde, und der Machiavellismus der Cavour'schen Politik, der dem „Kinde" die „Wiege" (Savoyen) nachschleuderte, wird wol erst von einer spätern, ruhigern Zeit richtig gewürdigt werden. Der Prinz erschien in Turin, brachte seine Bewerbung an und ward erhört (Januar 1859). Die Komödie lief diesmal nicht mit einer Heirath aus, sondern begann mit ihr. Am Hofe der Tuilerien herrscht trotz des strengsten Ceremoniells wenig dynastische Erfahrung; man macht es dort oft wie im Hause der Parvenus, man wirft das kostbare Porzellan auf den Boden, um zu zeigen, daß man es bezahlen kann. Die Verbeugungen vor Kaiser und Kaiserin sollen wahrhaft grotesk sein und selbst das weibliche Personal vorschriftsmäßig zu spitzen Winkeln zusammenkrümmen. Als Prinzessin Clotilde erschien und den ersten wahrhaft monarchischen Knicks machte, skandalisirte sich der Troß bis zur Ungezogenheit, und hielt für Geringschätzung was angestammte fürstliche Grandezza war. Die junge Prinzessin Bonaparte ist übrigens nicht umsonst aus dem Lande der

*) So gedruckt im Jahre 1859 zu Paris in „Der Prinz Napoleon Bonaparte" durch Hippolyte Castille, Chauvin erster Klasse mit Eichenlaub.

Diplomatie; sie schweigt, redet nicht von Politik, macht nicht von sich reden, und hat längst alle Versucher mit der stereotypen Antwort von sich geschreckt: „Solche Dinge verstehe ich nicht, das geht uns Frauen nichts an!" Ihre jugendliche blonde Taktfestigkeit hat sogar einzelne Beobachter zu der Hypothese verleitet: Kalchas habe sie von der Nothwendigkeit ihrer Opferung überzeugt! Sie blieb auch ruhig, als ihr Gemahl ohne die etrurische Königskrone und ohne Pulverschwärze aus dem italienischen Feldzug heimkehrte. Sie ist religiös, theilt viel Almosen aus und ließ sich zu diesem edeln Zweck gern vom Schwiegervater Jérôme etwas in die Schürze stecken.

Beim Ausbruch des italienischen Kriegs von 1859 erhielt der Prinz das Commando über das 5. Armeecorps, „das fünfte Rad am Wagen", wie die Bosheit gesagt hat. Er langte am 12. Mai zu Genua an und erhielt am 15. Befehl, nach Toscana überzusetzen; toscanische Deputirte sollen darum gebeten haben. Er hatte „eine politisch=militärische Mission", wie er selbst in seinem Bericht an den Kaiser wiederholt. Es galt, Mittelitalien den Österreichern verschließen, ihren linken Flügel bedrohen, sie aus den kleinen Herzogthümern vertreiben, sobald die Alliirten die Armee Gyulai's über den Tessin zurückgeworfen hätten, endlich die Neutralität des Kirchenstaats aufrecht erhalten. Eigenes Schicksal der Branche Jérôme, daß sie stets die Österreicher bedrohlich überwachen muß, ohne ihrer je ansichtig zu werden! Ganz nebenbei hätte der Prinz auch in Toscana als der „Erwählte des Volks" ausgerufen werden können; mehr wie die Lombardei war dem Schwiegervater nicht versprochen, und der „italienische Bund" mit Napoleon I. in Etrurien und Murat II. in Neapel hatte gewiß für den „Protector Italiens" viel Verführerisches. Am 23. Mai segelte der Prinz mit einer Division nach Livorno ab, die 2. Division d'Autemarre blieb zurück, und sollte in Toscana durch eine Division unter Ulloa ersetzt werden. Außerdem führte der Prinz noch eine Cavaleriebrigade mit sich. Am 31. Mai schlug er sein Hauptquartier zu Florenz im Palast Pitti auf, unter einem Befreiungsjubel, der wahrscheinlich sehr verkehrt ausgelegt wurde. Es war quoique, und nicht parceque. Nach der Schlacht von Magenta und dem Treffen von Melignano war der Mincio als Objectiv der alliirten Armee gegeben, und da diese zum Angriff des Vierecks aller ihrer Kräfte bedurfte, auch im Kirchenstaate bis zur Polinie nichts mehr zu beobachten und zu hüten war, so erhielt der Prinz Napoleon Ordre, nach der Mündung des Mincio in den Po zu convergiren. Am 12. Juni wird vom Hauptquartier aus der Befehl zur Bewegung ertheilt, und am 17., also nach fünf vollen Tagen, marschiren die beiden Divisionen! Dann brauchte das 5. Corps 16 Tage zum Marsche bis zur Verbindung mit dem Gros der Armee!!*) Solferino war natürlich schon geschlagen und der „kaiserliche Schatten" kam wie Mostert nach dem Mittagsessen. Das „fünfte Rad am Wagen" hatte also gerade dazu gedient, die Frau Herzogin von Parma zu überfahren. Seien wir gerecht, die Österreicher scheinen nach der Niederlage am Tessin Manschetten vor dem 5. Corps gehabt und seinethalben die Räumung der Lombardei beschleunigt zu haben. Noch mehr, am 24. Juni zog eine österreichische Division von Mantua aus, um den Alliirten in die Flanke zu fallen; der Commandant, Prinz Liechtenstein, machte jedoch zu Macaria in beobachtender Stellung halt, weil er die detachirte Division d'Autemarre vor sich erblickte und diese für das ganze 5. Corps hielt. Ein solcher Zauber ging vor den Truppen her, die der Prinz Napoleon dem Namen nach commandirte. Die Österreicher faßten rückwärts Posto, gerade wie im Jahre 1809, als der König von Westfalen in Sachsen einfiel. Am 4. Juli bezog der Prinz sein Hauptquartier zu Goito. Am 11. schloß sein Vetter Friede mit Franz Joseph. Es war schade; der Prinz hätte jedenfalls Mantua genommen, noch ehe die Piemontesen in Peschiera einzogen. Aber was kann der Prinz dafür, er mag sich noch so ritterlich auslegen, es kommt nie ein Feind. Der Bravste verliert über solches Pech endlich die Geduld, und es sollte uns nicht zu sehr wundern, wenn der Prinz sich verschworen hätte, die Uniform für ewig am Nagel hängen zu lassen.

Ein Jahr nach Solferino starb der Vater Jérôme. In seinem Testament hieß es, der Bruder des Kaisers wolle in den „Invaliden" begraben sein, nicht in St.=Denis, wie es der regierenden Majestät Absicht war. Prinz Napoleon hatte harte Auftritte mit dem wortkargen Vetter, der endlich provisorisch nachgab. Bei dieser Gelegenheit war der Prinz sehr aufgeregt, weinte, declamirte und siegte. Die junge Prinzessin soll ihm den Possen gespielt haben, hinter seinem Rücken einen Beichtiger zu dem sterbenden Schwiegervater zu führen. Der kaiserliche Vetter

---

*) Nach dem bestallten Panegyriker Bazancourt erhielt der Prinz am 12. Juni Marschordre und befahl am 19. die Concentration zu Massa! Wenn Hr. de Bazancourt dem Prinzen nicht helfen kann, so ist ihm nicht zu helfen.

brachte gar officiell den Cardinal Morlot zur letzten Ölung mit. Was helfen da Grundsätze, was Entwürfe, wenn einem solche Nasen gedreht werden!

Daß der Name des Prinzen immer wieder auftauche, dafür sorgt schon dessen Journal, die „Opinion nationale“, deren schreibfertiger Redacteur, Hr. A. Guéroult, sogar decorirt wurde. Hr. Guéroult ist der vereidete Sensal der „Nationalitäten“, und sein letztes Mittel wider alle politischen Schwierigkeiten der Welt ist der Prinz Napoleon, die Betheiligung des Prinzen Napoleon bei der Regierung. Das wäre die „wirksamste und natürlichste Lösung der Probleme“. Stände der Prinz nur am Staatsruder! „Ihm ist es aufbehalten, durch einen Hauch der Freiheit zu erweichen und geschmeidig zu machen, was bisher Persönliches und Dictatorisches in dem Auftreten der Regierung war.“ Das Kostbarste bei der Sache ist, daß die guten Bürger Frankreichs jedesmal erschrecken, wenn Hr. Guéroult seinen Bären austrommelt. Entsetzt fragen sie, ob schon wieder eine „Idee“ in der Luft sei?

Haben wir indeß keine Angst vor dem „kaiserlichen Schatten“. Lassen wir ihn reisen, denn wenn einer eine Reise thut, so kann er was erzählen, und der Prinz erzählt gern und lebhaft. Er discutirt auch recht angenehm beim Symposium, er beleidigt niemand, weil er den Trotz des Eigenwillens nicht kennt. Lassen wir ihn bauen, solange er Geld hat; denn er liebt die gerade Linie und haßt den Louvre, an den sein Vetter ungezählte Millionen verschwendet hat; er wird wild, wenn von dem „Palaste der alten Könige“ die Rede ist. Pfui Mittelalter, Schmach der Menschheit; pfui über das krumme Geschnörkel, Symbol der Tyrannei und des Mysticismus! Die gerade Linie ist für den Prinzen nicht nur die kürzeste, sondern auch die beste, die schönste. Was nicht geradeaus geht, ist ihm keine Wissenschaft. Das Scalpel des Chirurgen schneidet in gerader Linie, das läßt sich begreifen; aber der Schneckentreppenweg der innerlichen Latwergen und Mixturen, wer hätte darin je Verstand erblickt? Ginge es dem Prinzen nach, so würde das Nervenfieber durch Amputation curirt, gerade wie der Muskelbrand. Das wird er später in der „kaiserlichen Demokratie“ einführen.

Die Musik, die sich ihren Schneckentreppenweg durch das Ohr zum Gemüthe, vom Gemüthe mühsam zum begreifenden Verstande suchen muß, liebt der Prinz nicht; sein plastisches Doppelkinn ist taub für die harmonische Schallwelle. Wir schlagen hier eine Saite an, bei deren Klang die Bonaparte in zwei scharfgetrennte Parteien auseinander fahren: in die Echten und die Beauharnais-Bonaparte. Die Echten sind abgesagte Feinde der Musik, sie sagen mit jenem Mathematiker nach Anhörung des schönsten Concerts: „Was beweist das?“ Hortense Beauharnais liebte dagegen die Musik; sie componirte selbst und war vielleicht schuld an der syrischen Expedition: „Partant pour la Syrie!“

Die Ansichten des Prinzen über Architektur, Medicin und Musik sind auch wissenschaftlich nicht gleichgültig; denn der Prinz ist Mitglied des französischen „Instituts“, Section der Schönen Künste. Der erhaltende Senat liebt den Prinzen nicht besonders, ihm gilt er für einen Störenfried, der am besten unter polizeiliche Aufsicht zu stellen wäre.

So ist der Gentleman beschaffen, den die unruhige Woge der Zeit auf die Estrade des zweiten Empire hinaufgespült hat. Wäre er der Prinz von Montfort geblieben, der cavaliere servente der Mlle. Rachel und anderer Theatergöttinnen, seinem Privatgeschmack huldigend, Büsten, Reliefs, Gemmen sammelnd, gebildeten Umgang pflegend, Wissenschaft und Kunst nach Kräften und Mitteln fördernd: irgendein Franz Kugler oder Charles Blanc hätte ihm eine bescheidene Notiz in einer Kunstgeschichte gewidmet, und alle Monomanen der Ästhetik hätten den harmlosen Seufzer ausgestoßen: „Wie schade, daß der Mann nicht wenigstens in die Nähe eines Throns gekommen ist!“ Aber der Mann sucht wirklich in Frankreich die zweite Rolle zu spielen, und das kann für ihn nur ungünstig ausfallen.

Seitdem Vorstehendes geschrieben worden, hat Prinz Napoleon aufs neue einen öffentlichen Schritt gethan, welcher ihm anfangs einen großen Erfolg zu sichern schien, aber schließlich doch wieder zu seinem persönlichen Nachtheil ausgeschlagen ist. Am 1. März 1861 hielt der Prinz im Senat in der Adreßdebatte eine Rede, in welcher er die Politik Napoleon's III., und zwar insbesondere in Bezug auf die Vorgänge in Italien, zu vertheidigen suchte. Diese Vertheidigung culminirte in dem Satze, daß, um die Karte Europas von 1815 im Interesse Frankreichs zu reformiren, es kein anderes Mittel gegeben habe als die Befreiung Italiens. Wie beide Herrscher, Napoleon III. und Victor Emanuel, so würden fortan auch beide Völker, die Franzosen und die Italiener, zusammenstehen, um das Recht und die Freiheit der Nationen gegenüber den alten dynastischen und absolutistischen Interessen zu vertreten. Die Rede war gegen die österreichische Politik in Italien sowie gegen die weltliche Macht des Papstes gerichtet, griff aber zugleich und recht geflissentlich in die Geschichte des Hauses Bourbon zurück und

erhob gegen einzelne Mitglieder dieses Hauses heftige Beschuldigungen. Alles dies geschah mit beispielloser Offenheit und Unumwundenheit der Sprache, und der Eindruck davon war um so tiefer, als man sich sagen mußte, daß ein kaiserlicher Prinz nur mit Genehmigung des Kaisers eine solche Sprache führen könne. Während die Rede in den klerikalen, legitimistischen und orleanistischen Kreisen Widerspruch und heftige Erbitterung erregte, ward sie von den Bonapartisten als ein entschiedener Sieg über die „alten Parteien" begrüßt, und der Minister des Innern sorgte für ihre Verbreitung durch ganz Frankreich. Selbst viele Liberale und Demokraten konnten der Rede, insofern sie Italien betraf, ihren Beifall nicht versagen. Es schien, als habe der Prinz durch seine Haltung inmitten des kirchlich und politisch sehr conservativen Senats in der liberalen Meinung des Landes eine bedeutende Popularität errungen.

Da trat am 13. April, im Verlage von Dumineray in Paris, unter dem unverfänglichen Titel „Lettre sur l'histoire de France" eine Broschüre an das Licht, in welcher der Herzog von Aumale die seiner Familie durch die Rede des Prinzen angethanen Beleidigungen zu rächen suchte. In anscheinend kaltem, schlichtem, kunstlosem Tone unterwarf die mit Henri d'Orleans unterzeichnete Schrift nicht nur die Politik Napoleon's III. einer scharfen Kritik, sondern richtete auch gegen die Person des Kaisers wie gegen die des Prinzen Napoleon eine Reihe von Angriffen, die diese auf das empfindlichste berühren mußten. Die Broschüre wurde in wenigen Stunden in vielen Tausenden von Exemplaren verkauft und in die Provinzen gesendet, bis die durch den simpeln Titel anfänglich getäuschte Preßpolizei erschien und den Rest mit Beschlag belegte. Die Schrift rief auf allen Seiten eine große Bewegung hervor, zumal die neue, durch das Decret vom 24. Nov. 1860 gewährte parlamentarische Redefreiheit die Gemüther in Aufregung, die Parteien in offenen Kampf versetzt hatte. Doch waren es viel weniger die eigentlichen politischen Oppositionspunkte als vielmehr die persönlichen Ausfälle und Anspielungen, welche das Aufsehen veranlaßten und das Pamphlet in den Augen der Franzosen zu einem Ereigniß machten. Der Prinz Napoleon erklärte in einem Schreiben an den kaiserlichen Vetter, daß die Beleidigung seitens des Orleans nur ihm, dem Prinzen, gelte, und er wünsche darum, daß die gerichtliche Verfolgung der Schrift unterbleiben möge. Der Proceß nahm jedoch trotz dieser Intervention vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris seinen Fortgang, und am 4. Mai wurde der Verleger der Schrift zu sechs, der Drucker zu fünf Monaten Gefängniß und außerdem jeder zu 6000 Fr. Geldbuße verurtheilt. Inzwischen erschien in Frankreich eine Flut von bonapartistischen Gegenschriften, die wiederum im Auslande einige orleanistische Rückschläge hervorriefen, sodaß der für die Persönlichkeiten wie für die Verhältnisse sehr charakteristische Skandal immer neue Nahrung erhielt. Die Zeitungen verbreiteten dazu das Gerücht, der Herzog von Aumale habe vor oder nach dem Erscheinen der Schrift den Prinzen Napoleon zum Zweikampfe herausgefordert, dieser aber die Herausforderung unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß der Kaiser den Zweikampf nicht gestatte. Durch die Verweigerung der Satisfaction, hieß es dann weiter, habe der Prinz Napoleon sowol am Hofe wie in der französischen Armee alles Ansehen verloren, und es sei seitens eines Marschalls der Antrag gemacht worden, den Prinzen aus der Liste der Generale zu streichen. Ob diese Gerüchte Grund haben oder blos auf Parteiklatscherei beruhen, das ist nicht offenbar geworden. Nur so viel erscheint als gewiß, daß der Prinz Napoleon durch diese Angelegenheit keineswegs an Ansehen gewonnen hat. D. Red.

Michael Baumgarten
und die kirchlichen Verhältnisse in Mecklenburg.

Zu den traurigsten Errungenschaften, die das nunmehr hinter uns liegende Jahrzehnd der großen Reaction Deutschland aufgelegt hat, gehört unstreitig das Wiedervordrängen rein pfäffischer Bestrebungen im katholischen wie im protestantischen Lager. Es ist dabei ein Unterschied zu machen. Der Katholicismus ist eine Macht, er ist sich Selbstzweck, er nimmt die andern Mächte dieser Welt nur als Bundesgenossen, lieber noch als Hülfsvollstrecker an, er unterwirft sich ihnen unter allen Umständen nur sehr bedingt. Natürlich, daß in dieser Stellung das tief innerlich religiöse Moment leidet, wie denn der Katholicismus gerade am allerwenigsten die religiöse Individualität vertritt. Diese Aufgabe hat sich vielmehr der Protestantismus gesetzt, jedoch von Anbeginn an unter wiederholter Reaction des hierarchischen Bewußtseins, wie es unter vielen seiner Geistlichen als Erbschaft katholischer Anschauungen sich immer wieder vorfand. Die Gemeinsamkeit derselben religiösen Anschauungen auf Grundlage derselben Offenbarung war ihnen nicht genug, ihnen war es vor allem um die Äußerlichkeit der Bekenntnißschriften, um Symbolzwang und die damit verbundene hierarchische Stellung des geistlichen Seelhirten zu thun; es war viel überfrommer Wahn dabei, mancherlei Herrschbegier und auch wol viel ehrliche Überzeugung. Daß es daneben zu allen Zeiten und in allen Bekenntnissen Hofprediger gegeben hat, welche die Religion nach den Mienen und den Wünschen des gestrengen Herrn zurecht legten, ist leider constatirt genug. Daß aber ein ganzes Geschlecht von Theologen erwachsen würde, die wesentlich nichts als Hofprediger sind, voll von geistlichem

Dünkel, voll der überstreugen Worte gegen die sündigende Menge, ohne einen lispelnden Laut des Vorwurfs gegen die schreienden Verletzungen der Obern, Männer, die dafür, daß sie ihre bürgerliche und geistliche Unabhängigkeit preisgaben, ihrer Herrschbegier über die protestantische Gemeinde vollen Zügel schießen ließen, welche die selbst angemuthete Pflicht geistlicher und weltlicher Polizei durch Wiedereinführung religiöser Bräuche und Lieder, die dem heutigen Bildungsgrade widerstrebten, noch drückender zu machen wußten, und denen daher, je mehr sie das Äußerliche hervorsuchten, je inniger sie sich mit den bestehenden Staatsgewalten verschmolzen, das innere Bewußtsein und der geistige Einfluß auf die Gemeindemitglieder verloren ging — das gerade ist eins der Erzeugnisse der allerneuesten Geschichte, vor allem in Deutschland. Die deutsche protestantische Geistlichkeit hat sich nur zu vielfach zum bloßen Schergen der reagirenden weltlichen Mächte hergegeben, sie hat im Bündniß mit ihnen ihre eigenen Herrscherplane durchzuführen gesucht, und die Regierungen haben ihr den traurigen Gegengefallen erwiesen, die Gemeinden durch den Versuch der Aufzwingung ihnen widerwärtiger Formen gänzlich von sich zu entfremden. Die Erscheinung liegt vor, daß nach einem Jahrzehnd der Reaction auf geistlichem und weltlichem Gebiet die Unkirchlichkeit genau im Verhältniß zum Übereifer der Geistlichen gestiegen ist.

Daß es die ganze Zeit hindurch unter der protestantischen Geistlichkeit Männer gegeben hat, welche nicht nur im großen und ganzen dem allgemeinen Zuge sich nicht anschlossen, sondern auch für ihre Personen sich ihm widersetzten, dafür aber auch in die Ungnade der verschiedenen Kirchenfürsten fielen, das läßt sich ohne weiteres voraussetzen. Die Männlichkeit und die Überzeugungstreue, und das Dulden um Wahrheit hat sich in der ganzen schweren Zeit auch im geistlichen Stande gefunden, wenngleich in einem verhältnißmäßig geringern Maßstabe als sonstwo. Es hat unter den protestantischen Geistlichen Deutschlands immer welche gegeben, denen die Religion und die innere Überzeugung die Hauptsache geblieben ist und nicht der Formeldienst der neuesten Mode, und die daher auch dem freien Bewußtsein des jetzt lebenden Geschlechts in politischer Beziehung näher standen, und unter ihnen Männer von größerer oder geringerer Gläubigkeit. Am meisten von diesen genannt und am vielfachsten in Streitigkeiten mit den Gegnern verwickelt worden ist der Mann, dessen Namen wir diesem Aufsatze oben vorgestellt haben, und dessen kurze Lebensskizze wir nach durchaus authentischen Quellen im Nachfolgenden mittheilen wollen.

Michael Baumgarten wurde geboren am 25. März 1812 zu Haseldorf in der holsteinischen Elbmarsch, wo sein Vater einen Bauerhof besaß. Über seine ersten Jugendjahre und die dort für das Leben erworbenen Eindrücke gibt Baumgarten („Protestantische Lehre und Warnung", Braunschweig 1857, II, 185 fg.) eine Schilderung, die wir als charakteristisch für die ganze spätere Entwickelung im wesentlichen hier einflechten wollen: „Am Elbstrom liegt ein kleiner Erdstrich, der an drei Seiten durch Wasser abgeschnitten und an der vierten durch den Geestrand begrenzt wird. (Geest ist nach holsteinischer Sprachweise der höher liegende mehr sandige Boden im Gegensatz zur Marsch, dem fetten, niedrig gelegenen und größtentheils von der Elbe angeschwemmten Boden.) Dieses kleine Erdreich, obwol durch die Nähe Hamburgs am großen Weltverkehr belegen, durch diese seine Umgrenzung dennoch scharf abgesondert und eigenthümlich ausgeprägt, ist mein liebes Heimatland. Hier wohnt ein Volk, welches seinen Boden der Gewalt des Meeres und des Stromes abgerungen hat und fortwährend mit rüstigem Arm und kluger Vorsicht das Erbe seiner Väter gegen die feindliche Macht des furchtbaren Elements zu schützen hat. Diese eigenthümliche Lage verleiht diesem abgesonderten Volke eine besondere Frische, Kraft und Gesundheit des körperlichen und geistigen Lebens, und weist es fortwährend hin auf Gottes allmächtiges Walten, denn die Erinnerungen an die verheerenden Sturmfluten werden von Zeit zu Zeit immer durch neue Thatsachen erweckt, sodaß die Erzählungen der Alten und die Erfahrungen der Jungen von diesen gewaltigen Thaten des Herrn Himmels und der Erde sich die Hände reichen. Hier auf diesem gesegneten und geschützten Boden ist die Tradition des Glaubens der Väter in Kirche und Schule niemals unterbrochen worden; der Aberglaube, der sonst vielfach und namentlich hier in Mecklenburg das geistige und religiöse Leben des Volks entsetzlich hemmt und stört, hat dort bei dem verständigen und gesunden Sinn und Wesen der Menschen nicht viel Nahrung, und von dem Unglauben der Neuzeit weiß man nur auswärts, und ich erinnere mich nicht, daß anders davon die Rede war als unter dem Ausdrucke des Unwillens und des Abscheus; wie tief hier aber die Tradition der lutherischen Kirche wurzelt, mag man daraus abnehmen, daß noch heute im Munde dieser Bauern der Calvinismus etwas Absurdes bezeichnet. Auf diesem Boden stand meine Wiege in einem Bauerhause hart am Elb-

deich, mit dem Merkzeichen eines Kreuzes im Herzen, in welchem die fromme Familienüberlieferung an der Hand der Hausbibel und Hauspostille die Geschicke unsers Geschlechts und unsers Landes, mit welchem charakteristischen Namen das Ganze jenes Marschdistricts bezeichnet wird, bis über zwei Jahrhunderte hinaus berichtet. Hier ist mein junges Leben von treuen Händen aufgenommen und gepflegt, und mit gottesfürchtigem Mund in die Welt eingeführt worden; von den Lippen meiner lieben Ältern habe ich zuerst unter der tiefsten Bewegung meines kindlichen Gemüths die Erzählung von dem Leiden und Sterben unsers Heilands vernommen; in meinem neunten Jahre habe ich mit angehört, wie meine sterbende Mutter unter lauten Psalmworten ihren Geist in Gottes Hände befahl; in meines Vaters Hause wurde der Sonntag zwar nicht nach Pastor Brauer's Methode gefeiert, aber von Werkeltagsarbeit kam nie etwas vor und selbst nicht in der Erntezeit. In der Dorfschule habe ich strenge Zucht und Ordnung gelernt, und die feierlichen Gebete der lutherischen Vorzeit, die ich noch nirgends wiedergefunden habe, meinem Gedächtnisse unverlierbar eingeprägt, und die Betglocke, die ich oft mit eigener Hand gezogen habe, und das Sterbegeläute bei den Leichenpredigten, bei denen wir Knaben singen mußten, klingt noch in dieser Stunde in meiner Seele wider. Und unser Kirchenstand mit dem Namen meines Urgroßvaters, zu welchem ich von früh an meinen Vater regelmäßig begleiten mußte, wie oft segne ich ihn in der Erinnerung an die heiligen und seligen Ahnungen des ewigen Lebens, die mir dort geweckt worden sind. Noch lange könnte ich fortfahren, diese Heiligthümer meiner Jugend aus dem wirklichen Leben in der Mitte einer lutherischen Gemeinde zu erzählen, wenn ich nicht fürchten müßte, andere damit zu ermüden. Und diese Schätze sind mir nie abhanden gekommen, denn das stand mir unerschütterlich fest, daß es eine andere Theologie gar nicht geben könne als die, welche in einem ungekünstelten und aufweisbaren Lebenszusammenhange mit diesen heiligen Gütern stehe. Außerdem wachte auch mein seliger Vater, obwol nur ein schlichter Landmann, strenge darüber, daß mir nichts als Wahrheit gelten durfte, als was in Übereinstimmung mit dem Glauben stehe; ich erinnere mich recht gut, als ich ihm während meiner Gymnasialzeit äußerte, daß mir die buchstäbliche Wahrheit des Mosaischen Schöpfungsberichts nicht nothwendig von unserm Glauben gefordert zu sein scheine, da hat er mich ernstlich verwarnt vor allen Lehren und Meinungen, die sich über den klaren und einfachen Sinn der Bibel erheben wollen. So ist es mir möglich geworden in allen Stadien meiner Entwickelung, als Gymnasiast, als Student, als Privatdocent, als Pastor und als Professor in lebendigem, nicht blos bewußtem, sondern auch thatsächlichem Zusammenhang und Verkehr mit dieser kirchlichen Atmosphäre meiner Geburtsstätte zu bleiben; noch heute stehe ich in Gemeinschaft des Gebens und Empfangens mit den Genossen meiner Jugend, die mit mir auf den Bänken der Dorfschule gesessen haben, mit denen ich im Feld und am Deich gearbeitet habe, ich unterhalte mich mit ihnen schriftlich und mündlich über kirchliche und theologische Dinge, und ich muß es bekennen, daß ich mit diesen Bauern über das, was ich für wesentlich und nothwendig halte in unserer Kirche, mich weit besser verständigen kann wie mit den meisten Pastoren."

Baumgarten war selbst ursprünglich zum Bauer bestimmt, denn das ist der kernige Ausdruck, den werth zu halten und nicht mit Landmann oder gar Ökonom zu vertauschen man in Holstein, wo es von jeher einen behäbigen selbständigen Bauernstand und niemals ausschließlich Rittergutsbesitzer gegeben hat, nicht verlernt hat. Michael war der Erstgeborene unter seinen Brüdern, und bis in sein sechzehntes Jahr wußte er nicht anders, als daß er in dieser Eigenschaft das uralte Erbe seiner Väter besitzen und verwalten würde. Erst der Ortsprediger, der in dem Knaben nicht gewöhnliche Anlagen zu erkennen glaubte, wußte nach längerm Widerstreben den Vater dahin zu bringen, ihn studiren zu lassen, übernahm auch selbst die Vorbereitung für das Gymnasium. Das gewählte Studium war natürlich die Theologie. Mit vollendetem siebzehnten Jahre ward Baumgarten in die Selecta (erste Klasse) des Gymnasiums zu Altona aufgenommen, und im Jahre 1832 bezog er die Universität Kiel, wo er sich zuerst unter Leitung von Gregor Nitzsch und Justus Olshausen mit Philologie und orientalischen Sprachen abgab. Ostern 1835 promovirte er darauf in der philosophischen Facultät zu Kiel und ging dann nach Berlin, um daselbst unter Leitung von Twesten, Hengstenberg und Neander sein theologisches Studium zu absolviren. Im Sommer 1837 gab Baumgarten seine erste Druckschrift: „Die Echtheit der Pastoralbriefe", heraus, nachdem ihm für die Arbeit das erste Schleiermacher'sche Stipendium zu Theil geworden war; später promovirte er auch in Berlin zum Licentiaten der Theologie.

Die nächste Absicht Baumgarten's war, sich zur Habilitation in Halle vorzubereiten. Er schrieb zu diesem Zwecke „Doctrina Jesu Christi de lege Mosaica" (Berlin 1838) und „De fide

libri Estherae" (Halle 1839). Halle war indessen damals, als Gesenius u. a. noch lebten, ebenso sehr Standort des Rationalismus, wie es seitdem aufgehört hat dies zu sein. Baumgarten's Orthodoxie stieß hier an, und es gelang ihm nicht, sich als Docent der Theologie in Halle zu habilitiren. Er kehrte darauf in seine engere Heimat zurück, indem er während der Jahre 1839—46 in Kiel als Privatdocent wirkte. In dieser Zeit schrieb Baumgarten seinen theologischen Commentar zum Pentateuch*), in welchem Werke er zuerst auf dem exegetischen Gebiete einen selbständigen Weg betrat. Namentlich im Vorwort zum zweiten Theile sprach er den hermeneutischen Grundgedanken aus, auf dem nach seiner Ansicht die Möglichkeit einer wahren Exegese beruht und den er seitdem stets festgehalten hat. Gleichzeitig veröffentlichte er seine theologischen Bedenken über das damals zuerst auftauchende Bestreben, die kirchlichen Gebrechen der Zeit durch Auferlegung von äußern Formen heilen zu wollen, in einer Broschüre unter dem Titel „Liturgie und Predigt" (Kiel 1843). Mit Zugrundelegung der geschichtlichen Betrachtung des Entwickelungsganges der Kirche erhob er seine warnende Stimme gegen die Gefährlichkeit jenes Unterfangens und verwies auf die Nothwendigkeit der Erneuerung der Predigt aus ihrem ursprünglichen Geist und Princip. Seit dieser Zeit ist Baumgarten in Feindschaft mit der „Evangelischen Kirchenzeitung" gerathen, der Trägerin des von ihm angefochtenen katholisirenden Princips innerhalb der protestantischen Kirche, während dagegen ein Mann von der innersten Frömmigkeit wie Klaus Harms ihm lebhaft beistimmte. Man hat damals Baumgarten überhört, weil man ihn überhören wollte, da es sich für die Gegner eben nicht um rein kirchliche Zwecke handelte, sondern um hierarchische Reactionsgelüste.

Ostern 1846 wurde Baumgarten Pastor zu St.-Michaelis in der Stadt Schleswig, woselbst er eine combinirte Stadt- und Landgemeinde von 4000 Seelen zu verwalten hatte. Er faßte hier seine Aufgabe nach einer doppelten Beziehung auf, einmal als Seelsorger seiner Gemeinde und sodann als Theologe überhaupt. Über beides hat er sich in der Schrift „Nothgedrungenes Wort in einer schleswigischen Sache" (Braunschweig 1856), als später von dänischer Seite her seine Wirksamkeit angegriffen wurde, ausgesprochen und die Anklagen gegen deren Urheber zurückgewiesen. Baumgarten's eigenthümliche Richtung als Theologe sprach sich aber schon damals aus. Ihm war es um die Unabhängigkeit der Kirche vom Staat ernsthaft zu thun, da nach seiner Auffassung die bestehende enge Verbindung von Staat und Kirche in den protestantischen Ländern zu einer Bevormundung der Kirche durch den Staat geworden war. Er war auch unter den Theologen jener Zeit gewiß nicht der einzige, der jene Unabhängigkeit erstrebte als ein dringendes Bedürfniß zur freien und gesunden Entwickelung der Kirche selbst, wie er sie auffaßte, nicht jedoch als ein Mittel, um sich von den jetzigen revolutionären Lenkern der Staaten zu befreien und später bei der Restauration wieder in die alte Dienstbarkeit zurückzuverfallen.**)

Daß Baumgarten sich in dem im Frühjahr 1848 entsponnenen Kampfe der deutschen Sache rasch und entschlossen zuwandte, versteht sich von selbst. Ein Holsteiner von Geburt und gewohnt in seiner Gemeinde aufzugehen, war er der Landessache doppelt zugethan. Dreimal ergriff er die Gelegenheit, für die große deutsche Sache öffentlich einzustehen, zuerst in der Schrift „Die Gewissensfrage der schleswig-holsteinischen Beamten" (Schleswig 1849), die noch unter der dänischen Landesverwaltung erschien, und bald darauf in einer zweiten: „Verbotene Fürbitte" (Schleswig 1849). Später wurde Baumgarten von den zahlreichen schleswig-holsteinischen Deputationen, welche den 5. Nov. 1849 in Kiel zusammentraten, zum Sprecher gewählt, ohne Zweifel ein hoher Beweis der Achtung und des Einflusses, die er sich erworben hatte. Den ganzen Vorgang hat er sofort in einer kleinen Schrift: „Die Überreichung der schleswig-holsteinischen Adresse an die Landesversammlung" (Kiel 1849), eingehend dargestellt.

Bereits vor der Schlacht von Idstedt hatte Baumgarten einen Ruf als ordentlicher Professor der Theologie an der Universität Rostock erhalten, den er auch sofort annahm, weil sich ihm damit ein größerer und für seine Zwecke, wie er meinte, günstigerer Wirkungskreis bot. Die Berufung war bei der gänzlichen Abhängigkeit der Universität von der Regierung von dieser ausgegangen. Später erhielt Baumgarten dennoch seinen Platz unter den von der dänischen Regierung Geächteten. Er ist jedoch bereits im Jahre 1851 auch von deutscher Seite darüber angegriffen

*) Der genaue Titel dieses Werks ist: „Theologischer Commentar zum Alten Testament. I. Theil: Allgemeine Einleitung; Pentateuch" (2 Hälften, Kiel 1843—44).

**) Vgl. auch Baumgarten's Schrift „Zwölf Thesen über Gegenwart und Zukunft der Kirche" (Schleswig 1848).

worden, daß er es mit der Landessache gehalten habe. Die vereinigte Junker- und Hoftheologenpartei in Mecklenburg hatte in der That in der Person eines Dr. Rudelbach bei hereingebrochener Reaction den Muth gefunden, diesen Vorwurf zu erheben und daran die Anschuldigung der Pflichtvergessenheit zu knüpfen. Es ist übrigens kaum zu bezweifeln, daß die Stellung Baumgarten's zur schleswig-holsteinischen Sache, wenn sie auch später nicht in den Vordergrund der gegen ihn gerichteten Anschuldigungen trat, doch zu seiner Unliebsamkeit bei den wieder in Mecklenburg herrschenden Kreisen sehr wesentlich beigetragen hat. Noch in den spätern Streitigkeiten hat man gelegentlich von hierarchischer Seite diese Angelegenheit zu Ungunsten Baumgarten's hineinzuziehen versucht. Unter den schriftstellerischen Arbeiten, die er in seiner neuen Stellung herausgab (vorher veröffentlichte er schon: „Apostelgeschichte oder Entwickelungsgang der Kirche von Jerusalem bis Rom", 2 Thle., Braunschweig 1852), waren auch die vielgenannten „Nachtgesichte Sacharja's. Eine Prophetenstimme aus der Gegenwart" (Braunschweig 1854), worin er einige gelegentliche Bezugnahmen auf die schleswig-holsteinische Sache und den eben entstandenen russischen Krieg machte. Unter der Hand mußte Baumgarten erfahren, daß solche Blicke auf die politischen Verhältnisse der Gegenwart, namentlich von dem dabei angenommenen Standpunkte aus, höhern Orts unangenehm berührt hätten. Es war dies auch kein Wunder bei dem theologischen System, das sich seit dem Jahre 1850 im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin herangebildet hatte.

Nach dem berliner Vorbilde war im Jahre 1848 auch in Schwerin ein „Oberkirchenrath" gebildet worden, gewissermaßen als Repräsentant der oberbischöflichen Gewalt des Landesherrn in kirchlichen Angelegenheiten bei der im constitutionellen Staat bevorstehenden und nothwendigen Trennung der Kirche vom Staate. Der constitutionelle Staat verschwand zwar in Mecklenburg im Herbst 1850, aber der Oberkirchenrath blieb als oberste Landesbehörde in kirchlichen Dingen, so wenig er auch in den wiederhergestellten altständischen Staat hineinpaßte, und so ernst und wiederholt auch die alten Stände, denen gemeinsam mit dem Fürsten das kirchliche Regiment zustand, die Aufhebung der ganzen Einrichtung bei der Regierung forderten. Der Oberkirchenrath hatte zudem in den ritterschaftlichen Kreisen warme Anhänger, weil er unumwundener als sonst irgendwo die kirchliche Polizei pflegte, d. h. jede freie Selbständigkeit, jede eigene Meinung der Geistlichen in weltlichen oder geistlichen Dingen, die über die von oben befohlenen Ansichten hinausging, unerbittlich verfolgte, ja sich direct zum Werkzeug der politischen Reaction hergab. Religiöse Tiefe ist zudem nicht einmal des Mecklenburgers Art, dem durchschnittlich eine hausbackene Anschauung von Welt und Dingen innewohnt. Um so mehr ward daher die äußerliche Frömmigkeit anerzogen oder befördert und hin und wieder durch warnende Beispiele dringend anempfohlen. Ein Pastor Ritter, ehedem Mitglied der Abgeordnetenkammer und in dieser der Fraction der Linken angehörig, hatte im Jahre 1851 einen damals erlassenen Aufruf von Ronge erhalten und sich begnügt, denselben seinem Küster und einem Nachbarn zum Lesen mitzutheilen. Dieser Pastor war darüber in Criminaluntersuchung gezogen, allerdings freigesprochen, später aber unter Einfluß des Oberkirchenraths vom Consistorium dennoch seiner Stelle entsetzt worden. Solche Beispiele wirkten, und es ward so im Laufe des Jahrzehnds in Mecklenburg ein Geschlecht von Theologen erzogen und an die besten Stellen befördert, denen nicht die lebendige Wirksamkeit in und mit ihrer Gemeinde, sondern die Rücksichtnahme nach oben das erste Gesetz ist, ein verfolgungssüchtiges, verketzerndes Geschlecht gegen alles, was nicht willenlos sich ihren engherzigen Ansichten fügte. Und mit diesem Ringen um äußern Einfluß, mit den strengen Sonntagsordnungen, welche von Jahr zu Jahr schroffer mit den Gewohnheiten und Neigungen des Volks in Conflict traten, mit dem Aufdrängen von kirchlichen Formeln, welche die volle und oft begründete Abneigung des lebenden Geschlechts herausforderten, entstand allmählich zwischen diesem und ihren Geistlichen ein innerer Gegensatz, bei dem die Kirche, was sie an einzelnen Eiferern gewann, an innerm Eifer und Einfluß auf das Leben mehr als verlor. Ähnlich sah es ja fast in ganz Deutschland zu jener Zeit aus, nur gestaltete sich die Lage der Dinge in Mecklenburg um so schlimmer, weil dieses Land durch isolirte Lage und Verhältnisse vom übrigen Deutschland sozusagen abgesondert dasteht.

In solchen Kreisen, unter solchen Bestrebungen konnte ein Mann von der innerlichen Frömmigkeit Baumgarten's nicht lange leben, ohne in ernsthafte Conflicte mit einzelnen Verfechtern der neuen Orthodoxie zu gerathen. Bezeichnend in dieser Beziehung ist ein Vorgang aus einer im Städtchen Parchim abgehaltenen Pastoralconferenz im Juli 1856, wo Baumgarten bei der Besprechung des „Verhältnisses der Pastoren zur Aufrechthaltung der Sonntagsheiligung", entgegengesetzt denen, welche aus dem Landeskatechismus die Verpflichtung zur puritanischen

Strenge der Sonntagsfeier geltend machen wollten, eine solche im Neuen Testament nicht geboten fand und den Landeskatechismus nur so weit als Norm dienen lassen wollte, als er mit dem Neuen Testament übereinstimme. Es entstand daraus eine lange öffentlich geführte Correspondenz zwischen beiden Theilen (mitgetheilt in Baumgarten's Schrift „Protestantische Warnung und Lehre wider die Gefahr einer Erneuerung alter Irrthümer in unserer mecklenburgischen Landeskirche u. s. w.", Braunschweig 1857), auf die wir zur Charakteristik der wichtigsten dabei betheiligten Persönlichkeiten hier aufmerksam machen wollen. Es ergibt sich daraus bereits der tiefe innerliche Zwiespalt zwischen Baumgarten und seinen Gegnern. Auch das trat schon damals klar hervor, daß diese ihn überstimmen wollten, während Baumgarten ihnen die Kraft seiner Überzeugung, die Pflichten seines Lehramts und die kirchliche Lehre der Reformation entgegenhielt. Inzwischen war aber auch schon der Keim zu jenem großen Streit gelegt worden, dessen Verwickelungen Baumgarten's Namen weit über die Grenzen seiner bisherigen Wirksamkeit hinausgetragen haben.

Baumgarten hatte von Anfang an, wie das in seiner Persönlichkeit und in seinem Lehramte begründet lag, einen geistigen Einfluß auf seine akademischen Zuhörer im Auge gehabt. Der Stoff dazu war spröde genug. Der innere Drang zum Studium der Theologie hat unter den heutigen Zeitströmungen überhaupt abgenommen, und nur zu viele junge Männer gerathen in dieses Studium aus Rücksichten hinein, die ihrer eigentlichen Natur fremd sind, oder bleiben darin, weil es ihnen um die spätere Versorgung zu thun ist, und nur wenigen darunter gelingt es, später die sittliche Freiheit des innern Glaubens wiederzufinden. Hängt nun, wie dies damals in Mecklenburg der Fall war, die Aussicht auf kirchliche Versorgung mit einer blinden Ergebenheit in die von oben vorgeschriebene theologische Richtung und Denkweise zusammen, so tritt schon für die jüngern Naturen das leidige Gebot der Weltklugheit hinan, es mit den Obern nicht zu verderben. Dieser Druck auf die jungen Gemüther äußert sich vornehmlich darin, daß sie ohne selbstthätige Forschung das Vorgeschriebene in vorverordneter Weise ihrem Gedächtnisse und ihrem Ausdruck einverleiben, und daß sie auch sonst sorgfältig vermeiden, irgendeinen Anstoß zu geben. Die äußere Nöthigung zu einem solchen diplomatischen Verhalten lag für die jungen mecklenburger Studirenden um so näher, als aus der theologischen Facultät Rostocks die kirchliche Examinationsbehörde hervorging, die wiederum den Anordnungen und Beliebungen des Oberkirchenraths, als des einmal bestehenden Organs der landesbischöflichen Gewalt, unterworfen war.

Baumgarten spricht sich in der Schrift „Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg" (Braunschweig 1858) über diesen Gegenstand unverhohlen also aus: „Ich muß gestehen, daß ich mich oft entsetzt habe, wenn ich in den gedrückten und peinlichen Zustand dieser jugendlichen Gemüther hineinschaute. Da war keine Freiheit, keine Selbständigkeit, kein Muth, keine Frische keine Freudigkeit, sondern ein ängstliches Hinhorchen auf das, was fürs Examen verlangt werde, ein knechtisches Hinblicken auf diejenigen Stichworte und Formeln, welche für orthodox gelten und zur Erlangung eines Amts und für das Bleiben in demselben als nothwendig zu betrachten seien; ein kleinliches und peinliches Sichhüten vor allem, was irgendwie misfällig aufgenommen oder gedeutet werden könnte. Meine frühern Collegen werden das vielleicht in Abrede stellen, aber in der Regel wissen die Professoren nichts von dem, was in den Gemüthern derer, die unter ihrem Katheder schreiben, vorgeht. Ich habe manchem jungen Theologen ins Herz geschaut und könnte viel unheimliche Geschichten davon erzählen."

Es war kein Leichtes für einen Mann wie Baumgarten, sich mit solchen Richtungen und Stimmungen unter der Jugend abzufinden; indessen es gelang ihm, sowie er die Sache erst einmal mit Ernst anfaßte. Seine frische Kraft fand, wenn auch zuerst nur einzelne, doch mit der Zeit immermehr Anhänger unter der Jugend, und unter diesen wiederum eine kleinere Anzahl, die sich eng um den Meister scharte. Aber gerade dieser Umstand hat wahrscheinlich zu der spätern Wendung der Schicksale Baumgarten's beigetragen, indem er die Eifersucht mehrerer seiner Collegen anregte.

Baumgarten hatte, als er zuerst nach Rostock kam, ein leidliches Verhältniß zu seinen Amtsgenossen. Es waren meist Männer aus der frühern Zeit, denen zelotischer Eifer unbekannt war, und die so lehrten, wie es der Gebrauch einmal mit sich brachte, weder warm noch kalt. Dies sollte sich ändern, als vorzugsweise auf Baumgarten's Veranlassung selbst Philippi im Jahre 1852 von Dorpat nach Rostock berufen wurde. Philippi, ein Proselyt aus dem Judenthum, hatte früher in recht engen persönlichen Beziehungen zu Baumgarten während dessen Aufenthalt in Berlin gestanden, und in Erinnerung daran brachte ihn letzterer bei einer eingetretenen

Vacanz in der theologischen Facultät in Vorschlag. Aber der neue Professor schloß sich bald aufs engste der überfrommen Partei im Lande an und trat in besonders nahe Beziehungen zum Frhrn. Maltzahn auf Rothenmoor, einem der einflußreichsten Mitglieder der Ritterschaft, einem Zionswächter für das unverfälschte Lutherthum im besondern Gegensatz zur Union und zu den Reformirten. Maltzahn von Rothenmoor sogar veranstaltete in jenem Sinne alljährlich theologische Zusammenkünfte auf seinem Gute, von denen sich Baumgarten sehr bald fern hielt, ein diplomatischer Fehler, den er schwer büßen sollte. Philippi war bereits im Herbst 1854 so weit gekommen, daß er Baumgarten für einen Ketzer erklärte, ohne dieses Urtheil näher zu motiviren. Auch der Frhr. von Maltzahn trug ein Jahr später beim Landtag darauf an, Baumgarten seiner Stelle als Mitglied der theologischen Prüfungsbehörde zu entlassen. Der Antrag hatte damals keine weitern Folgen, er enthielt aber jedenfalls eine Androhung der Dinge, die da kommen sollten und — auch kamen.

Als Mitglied der Prüfungscommission hatte Baumgarten einem Candidaten der Theologie bei dessen erster Prüfung pro licentia concionandi eine Prüfungsarbeit, betreffend die Entthronung und Tödtung der Königin Atalja durch den Hohepriester Jojada, aufgegeben. In Baumgarten's Votum über die vorgelegte Arbeit fand sich, nach einem allgemeinen Lobe über dieselbe, folgende Äußerung: „Indessen vermuthet der Verfasser mit Recht, daß es mit dem Thema noch auf etwas Weiteres abgesehen ist, nämlich auf Gewinnung einer Schriftlehre über die Berechtigung einer gewaltsamen Revolution." Diese Bemerkung gelangte durch den Oberkirchenrath an das Ministerium, das sofort Baumgarten aufforderte, „sich darüber auszulassen, inwiefern und zu welchen Zwecken es bei jenem Thema auf die Gewinnung einer Schriftlehre über die Berechtigung einer gewaltsamen Revolution abgesehen sei, und wie er es zu rechtfertigen vermöge, den Candidaten der Theologie die Rechtfertigung der gewaltsamen Revolution durch die Heilige Schrift zuzumuthen und dieselbe zum Thema einer solchen Prüfungsarbeit zu machen". Baumgarten wies in seiner Antwort, in welcher er sich zunächst über das Verfahren des Oberkirchenraths beschwerte, der gegen allen Gebrauch ihm aufgekommene Zweifel nicht zuerst zu einer mündlichen Erledigung gebracht, zunächst darauf hin, daß das zwar von ihm vorgeschlagene Thema von der gesammten Prüfungscommission gebilligt worden sei, ihm daher, wenn auch zuerst, doch nicht allein zur Last falle. Nach seiner Ansicht dürfe aber auch das einmal in der Welt vorhandene revolutionäre Element der Kirche insoweit nicht fremd bleiben, als sie ein Urtheil darüber zu fassen habe, und kein Theologe dürfe sein, der „nicht zu diesen Ereignissen eine ganz bestimmte und entschiedene Stellung gewinne", wobei Baumgarten zugleich die Meinung Luther's und anderer protestantischen Theologen über die gewaltsame Revolution und die bezeichnete Stelle anführte. Darauf erwiderte diesmal der Oberkirchenrath, daß er in Baumgarten's Erklärung „eine Entschuldigung oder gar eine Rechtfertigung jener Äußerung nicht zu finden vermocht", Baumgarten lieber sein „Unrecht offen als solches hätte bekennen" sollen. Unter weiterer Hervorhebung des Verfahrens Baumgarten's innerhalb der Prüfungscommission seit der letzten Zeit im Gegensatz zu den Voten anderer Mitglieder, „die sich mehr bemühen, den zu stellenden wissenschaftlich-theologischen Anforderungen gerecht zu werden", sprach der Oberkirchenrath die Drohung aus, „daß er sehr ernstlich die Frage erwogen habe, ob nicht seine Pflicht gegen die Kirche erheische, Baumgarten der Ausrichtung in der Prüfungscommission zu entheben." In einer meisterhaften Antwort ging Baumgarten nun sowol auf die speciellen als die allgemeinen Anschuldigungen ein, indem er namentlich hervorhob, daß er sich die Prüfung der jungen Theologen nicht als eine blos äußerliche, sondern auch als eine innerliche Aufgabe denke. (Vgl. „Meine Entlassung aus der theologischen Prüfungscommission", Braunschweig 1857). Am 5. Nov. 1856 erhielt er darauf ohne alle weitere Motivirung, als „weil aus seiner Erklärung mit Bedauern erkannt sei, daß er denjenigen Voraussetzungen, unter welchen allein sein Verbleiben in der Prüfungscommission zulässig erschienen, zu entsprechen nicht gemeint sei", seine Entlassung aus derselben.

Es war dieser Beginn seines Martyrthums ein erster Erfolg der neuen Richtung gegen einen Mann, der an Innerlichkeit des religiösen Gefühls allen seinen Anklägern voranstand, dessen Rechtgläubigkeit aber sich schon längst erprobt hatte. Es war ein Erfolg, der zu weitern Schritten ermuthigte, in denen sich freilich der Unterschied kund gab zwischen jener weichen Nachgiebigkeit, die sich alles gefallen läßt, weil alles Widerstreben doch nutzlos sei, und dem Mannesmuthe, der von seinem Recht und seiner Ehre, zumal wenn diese einen innern nothwendigen Zusammenhang mit einem großen Princip haben, nichts vergibt und für sein Gewissen gegen die ganze Welt ankämpft. Der mit der politischen Reaction aufs engste verknüpfte Oberkirchen-

rath — wie hätte er sonst jene Veranlassung gegen Baumgarten gebraucht — hatte in seinem hierarchischen Vorgehen innerhalb der mecklenburgischen Landeskirche bisher noch keinem Charakter gegenübergestanden; er sollte den Unterschied erfahren.

Baumgarten fuhr auch nach seiner Entlassung aus der Prüfungscommission in seinem theologischen Wirken ruhig fort. Schon vorher hatte er Predigten in einer der Kirchen Rostocks gehalten, und sowol sein Vortrag wie seine Persönlichkeit zogen stets in die sonst nur ziemlich spärlich besetzten Kirchenräume eine zahlreiche Zuhörerschaft. Bei dieser ihm lieb gewordenen Thätigkeit des Predigers blieb er auch nach der Entlassung. Auch sein Einfluß auf die begabtern Studirenden der Theologie blieb nach wie vor, und mit besonderer Innigkeit hegte und pflegte er gerade solche Beziehungen. Durch seine Popularität und die Entschiedenheit seines Auftretens, vielleicht auch weil ängstliche Gemüther ihn zu scheuen anfingen, gerieth Baumgarten nun gar in den in mecklenburgischen Landen wenn irgendwo gefährlichen Verdacht, ein politischer Agitator zu sein. Das zog ihm dann am 23. Juni 1857 einen neuen Verweis vom Ministerium zu, in welchem seine jetzigen „politischen Kundgebungen" sogar mit seiner „frühern Betheiligung an der schleswig-holsteinischen Revolution" in Verbindung gebracht wurden. Das Ministerium hatte offenbar vergessen, daß auch mecklenburgische Truppen für Schleswig-Holstein gekämpft hatten, und daß jene Betheiligung vor sechs Jahren kein Hinderniß gewesen war, Baumgarten nach Rostock zu berufen.

Wir müssen bei dieser Gelegenheit einiger frühern Vorgänge erwähnen, wie Baumgarten sie selbst nachher („Allgemeine Zeitung", 1858, Nr. 56 Beil.) berichtet hat. „Der Oberkirchenrath Kliefoth hatte mir seine Freundschaft angetragen, aber seit Jahren hatte ich wahrgenommen, daß er sich von mir zurückzog, ohne nur den Grund anzugeben; wiederholt hatte ich ihm sagen lassen, daß ich dies Verhalten nicht für christlich halte. Der Abbruch des Verhältnisses dauerte nichtsdestoweniger fort und kam auf der (oben erwähnten) parchimer Conferenz zur offenen Kunde. Dies veranlaßte mich an den Oberkirchenrath (Kliefoth) zu schreiben und ihm vorzustellen, wie es für uns beide unverantwortlich sei, dieses Ärgerniß fortgehen zu lassen; ich bat ihn daher mir eine Zusammenkunft zu gewähren, um mir zu sagen, was er gegen mich auf dem Herzen habe. Die Zusammenkunft wurde mir gern bewilligt, wir sprachen uns gegenseitig aus und schieden in Frieden. Bei dieser Zusammenkunft kam die Rede auch auf meine Theologie, und ich fragte den Oberkirchenrath, was er gegen dieselbe zu erinnern hätte. Darauf antwortete er, da er nicht genug in der Schrift bewandert sei, so könne er mir das nicht so recht sagen, ich möchte mich an den Consistorialrath Krabbe wenden, der habe mit ihm über meine Theologie gesprochen. Nach Rostock zurückgekehrt, gehe ich zu dem Consistorialrath Krabbe, meinem Collegen. Ich erzählte ihm, was zwischen Kliefoth und mir vorgefallen, und bitte ihn seine Bedenken über meine Theologie mir auszusprechen. Der Consistorialrath Krabbe geräth über diese meine Bitte in leidenschaftliche Aufregung, und als ich ihm darüber meine Verwunderung ausspreche, beschwert er sich darüber, daß ich ihn in meine Angelegenheit verwickeln wolle. Ich bemerke ihm, daß ich nicht auf eigene Hand in dieser Sache komme, sondern auf ausdrückliche Weisung seines Freundes Kliefoth. Auch dies reicht noch nicht aus, meinen Collegen zu beruhigen; nur durch die Drohung, daß, wenn er nicht ruhig mit mir sprechen könne, ich mich sofort entfernen müßte, erreichte ich so viel, daß er drei Lehrpunkte namhaft machte, die ihm in meinen Schriften verdächtig wären. Er that dies indessen in so dürftiger Weise, daß ich ihn bat, er möchte doch seine Bedenken ein wenig theologisch ausführen. Da ich aber dies nicht erlangen konnte, so versuchte ich die vorgebrachten Bedenken, die sämmtlich auf grobem Misverständniß beruhten, zu beseitigen. Ich konnte nicht anders denken, als daß mir dies gelungen sei, denn theils concedirte der Consistorialrath Krabbe, theils schwieg er still. Unter dem Eindruck, daß die erhobenen Bedenken beseitigt wären, schied ich von ihm mit der herzlichen und inständigen Bitte, sobald ihm ein neues Bedenken über meine Theologie aufsteigen möchte, sofort zu mir zu kommen, damit wir es besprechen könnten. Dies ist das erste und letzte Gespräch, welches ich mit dem Consistorialrath Krabbe über meine vermeintlichen Lehrabweichungen gehabt habe, und dies ist überhaupt alles, was an mündlichen Verhandlungen über meine theologischen Lehren und Grundsätze vorgekommen ist."

Zu Anfang des Jahres 1858 folgte dann der entscheidende Schritt, die Absetzung Baumgarten's von seinem theologischen Lehramte, die Quelle aller weitern Verwickelungen in dieser Angelegenheit. Die Absetzung erfolgte direct vom Großherzog aus, und wir geben das betreffende Rescript schon darum seinem ganzen Wortlaute nach hier wieder, als darin nicht blos der Standpunkt der Gegner Baumgarten's getreu wiedergegeben ist, sondern auch die weitere

Entwickelung des Streits zu einem großen Theil mit den darin enthaltenen Deutungen zusammenhängt. Das großherzogliche Rescript, datirt vom 6. Jan. 1858, lautet:

„Wir haben zu Unserm aufrichtigen Bedauern in Erfahrung gebracht, daß ihr in euern in und seit dem Jahre 1854 veröffentlichten Schriften Lehren und Grundsätze vorgetragen habt, welche in den wichtigsten Punkten von den Lehren und Grundsätzen der Symbolischen Bücher Unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche und Unserer Kirchenordnung in dem Maße abweichen, daß ihr dadurch den Versuch gemacht, den Boden derselben und Unserer Landeskirche auf das tiefste zu erschüttern. Um Uns hierüber nähere Gewißheit zu verschaffen, haben Wir unser Consistorium wegen dieses Gegenstandes zu Rathe gezogen und von demselben das angeschlossene als Manuscript gedruckte Erachten empfangen, durch welches jene Wahrnehmung vollständig bestätigt wird. Da nun nach den inländischen Kirchenordnungen von 1852 und 1602 (1650) auf Unserer Universität zu Rostock die christliche Lehre «rein und unverändert», wie sie in der Heiligen Schrift, den allgemeinen Symbolen der christlichen Kirche, in Dr. Luther's Katechismus und Bekenntniß und in der Augsburgischen Confession von 1530 enthalten ist, gelehrt, und, wenn ein akademischer Lehrer davon abweicht, gegen denselben eingeschritten werden soll; da ferner in den Art. 2—4 der Landesreversalen von 1621 die Landesherren den Ständen die Zusicherung gegeben, daß auf der Universität zu Rostock keine andern als der Augsburgischen Confession und der lutherischen Religion zugethane Lehrer angestellt und geduldet werden sollen; die Fundirung der Universität zu Rostock auf die reine Lehre der christlichen Symbole und der Augsburgischen Confession im Art. 4 des Regulativs über die Verhältnisse der Stadt Rostock zu der Landesuniversität von 1827 und in dem §. 1 der Statuten der Universität von 1837 nochmals wiederholt worden ist; nicht minder die Statuten der theologischen Facultät zu Rostock von 1564 und das spätere Regulativ für diese Facultät von 1791 die Mitglieder derselben verpflichten, die Schriften der Propheten und Apostel in dem Sinne auszulegen, welcher in den allgemeinen christlichen Symbolen, in der Augsburgischen Confession, den Schmalkaldischen Artikeln und den Schriften Dr. Luther's niedergelegt worden ist; die euch ertheilte Bestallung vom 31. Aug. 1850 euch auf die Statuten der Universität und der theologischen Facultät angewiesen hat, desgleichen nach der Richtschnur des geoffenbarten göttlichen Wortes, der unveränderten Augsburgischen Confession, formula concordiae und aller übrigen in Unsern Landen recipirten Symbolischen Bücher, auch der darauf gerichteten mecklenburgischen Kirchenordnung gemäß ohne einige Neuerung euch zu verhalten, ihr auch bei euerer Einführung am 19. Oct. 1850 auf diese in euerer Bestallung enthaltenen Pflichten und die Statuten der Universität und der theologischen Facultät euch eidlich verpflichtet habt: so können Wir euch den Beruf eines akademischen Lehrers der evangelisch-lutherischen Theologie um so weniger anvertrauen, als ihr mit euern theologischen Lehrabweisungen zugleich politische Lehren der bedenklichsten Art verbindet, beziehungsweise aus der erstern ableitet, und wollen daher euch — nach Vernehmung Unsers Oberkirchenraths und voraufgegangener Beschließung Unsers Staatsministeriums nach Maßgabe des §. 10 Lit. H. der Verordnung vom 4. April 1853 die Organisation der Ministerien betreffend — von dem bisher von euch bekleideten Amte eines ordentlichen Professors der Theologie an Unserer Landesuniversität zu Rostock entlassen. Im übrigen haben Wir die Verfügung getroffen, daß der Betrag der bisher von euch bezogenen Besoldung von jährlich 1200 Thlrn. Bco. auch in der bisherigen Weise bis dahin fortgezahlt werden soll, daß ihr entweder eine andere Anstellung erlangt, oder Uns durch euer fernerweitiges Verhalten zu der Einstellung dieser Zahlung veranlaßt."

Es ist nun kein Zweifel, die Urheber dieser Entlassung stellten sich die formelle Seite der Sache so gut begründet vor, daß sie mit dieser und dem im Rescript erwähnten Consistorialerachten in der Hand die Angelegenheit um so eher für abgethan erachteten, als die verständliche Drohung einer Entziehung des als Pension belassenen Gehalts schon in einem andern bekannten Falle vorgekommen und zur Ausführung gebracht worden war.*) Charakteristisch für die in Schwerin obwaltende Richtung war jedenfalls auch die Beziehung auf die politischen Ansichten, nicht einmal die Handlungsweise Baumgarten's, sodaß also ein politisches Ketzergericht neben dem theologischen hervortritt.

Allein die Sachen verliefen diesmal nicht so ruhig, wie man wol gemeint und gewünscht

*) Vgl. „Mecklenburg in den Jahren 1850—60", im vierten Bande dieses Werks, insbesondere S. 740 und 752.

haben mochte. Selbst die rostocker Studentenwelt wurde in Aufregung gesetzt, so sehr auch die große Mehrzahl, nicht blos der Theologen, für ihr späteres Fortkommen auf ein gutes Verhalten zur Regierung angewiesen war. Ein Fackelzug der Studentenschaft wurde zwar von seiten der Universität verboten, doch nicht verboten werden konnte die feierliche Absendung einer Deputation, der sich zahlreiche Beweise von Achtung und Liebe aus der Mitte der rostocker Bürger anschlossen. Und noch weniger konnte die Absetzung einen drückenden Einfluß auf Baumgarten selber ausüben. Die Entfernung aus dem ihm lieb gewordenen Amte eines Lehrers und Seelsorgers war ohne Zweifel hart, viel tiefer noch mußte ihm der Vorwurf der kirchlichen Heterodoxie schmerzen, ihn, der doch nicht erst seit heute und gestern Kämpfer für die Orthodoxie gewesen war. Solcher Vorwurf mußte ihn um so mehr verwunden, als er von Leuten erhoben und ausgesprochen wurde, deren hierarchische Zwecke sich nur unter einer sehr dünnen Oberfläche theologischen Wissens versteckten. Aber das Rescript ging noch weiter, es warf Baumgarten den wissentlichen Bruch heiliger Versicherungen vor, und was das Rescript in seinen allgemeinen Formen noch zu sagen unterließ, das war im Consistorialerachten zu finden — der Vorwurf des Eidbruchs, der Zuchtlosigkeit, des crimen perduellionis u. dgl. m. So in allen seinen berechtigten persönlichen und sittlichen Gefühlen aufs tiefste betroffen, war es Baumgarten keinen Augenblick zweifelhaft, daß er nicht still sitzen dürfe und könne, daß er sich an die Regierung, an die Gemeinde, an die Wissenschaft zu wenden habe. An der Mehrzahl der Theologen Mecklenburgs verzweifelte er freilich von vornherein.

Auf die rein theologische Seite dieser Angelegenheit kann hier nicht umständlich eingegangen werden. Das Consistorialerachten gelangt zu dem Schlusse: „daß es die Frage, ob und inwieweit die von dem Professor Baumgarten in seinen Schriften niedergelegten Lehren von dem Inhalt der Symbolischen Bücher und der inländischen Kirchenordnung abweichen, nur dahin beantworten kann, daß jene Abweichungen nicht nur vorhanden, sondern daß sie auch fundamentaler Art sind, daß seine Irrthümer und Häresien sowol den ganzen Bestand der kirchlichen Lehre und die in ihm enthaltene Glaubenssubstanz zersetzen, als auch die factischen Bestände der kirchlichen Ordnung aufzulösen drohen." Später ist die theologische Frage in weitläufigen Gutachten, namentlich der Facultäten zu Göttingen und Greifswald, behandelt worden, und auf diese Gutachten verweisen wir die, welche tiefer in die Sache eindringen wollen. Am Schlusse unserer Schilderung werden wir jedoch noch ein kurzes, aber klares Urtheil über den theologischen Standpunkt Baumgarten's mittheilen, das einem gewissenhaften und competenten Richter angehört.

Das Nächste, was Baumgarten nach seiner Entsetzung unternahm, war eine Repräsentation an das Ministerium gegen dieselbe. In einem entschiedenen Tone, der Zeugniß gab von dem Unwillen des nicht blos in seiner Persönlichkeit tief gekränkten Mannes, beschwerte er sich zunächst über das gegen ihn eingeschlagene Verfahren. Die mecklenburgische Kirchenordnung schreibe im Falle der Verletzung des Glaubens durch einen Professor der Theologie an der Universität Rostock vor allen weitern Schritten eine Besprechung mit demselben vor, und sei es so immer gehalten worden. Eine Competenz des Consistoriums über Mitglieder der Universität existire zudem in keiner Weise. Ein Staatsdiener, der auf rein administrativem Wege entsetzt werden könne, sei er nicht. „Vereidet bin ich", heißt es weiter, „auf die Heilige Schrift und die Symbolischen Bücher unserer Kirche, nicht aber auf die Symbolischen Bücher und die Kirchenordnung, abgesehen von der Heiligen Schrift." Und dennoch habe die Fragstellung des Ministeriums für jenes Erachten auf Baumgarten's „Lehren und Grundsätze der Abweichung von den Lehren und Grundsätzen der Symbolischen Bücher und der Kirchenordnung" gelautet. Am Schlusse heißt es dann über den Inhalt des Consistorialerachtens: „Die hochwürdigen Consistorialräthe sind nach ihrem ganzen sonstigen Lebensstande meine Collegen, nicht meine Censoren, ich stehe in wissenschaftlicher Qualität denselben in jeder Beziehung vollkommen ebenbürtig gegenüber. Ich habe mir in der wissenschaftlichen Arena längst das Recht erworben, solche schnöden Verunglimpfungen meiner literarischen Ehre, wie sie in dem Erachten zahlreich vorliegen, verachten zu dürfen. Und was meinen Charakter anlangt, so habe ich denselben in allen Verhältnissen rein und unverletzt erhalten, und mit der vollen Entrüstung eines tiefgekränkten Mannes weise ich die unbewiesenen und unbefugten Verdächtigungen und Verlästerungen meiner Gesinnung zurück ... Ich behaupte, daß kein einziger Satz, der hier aus meinen Schriften herausgezogen und zum Beleg der vermeintlichen Überführung meiner Irrlehren gebraucht wird, von dem Consistorium in seinem Zusammenhang verstanden worden ist ... Insbesondere weise

ich die vorgebrachten Anklagen auf Rationalismus, Pelagianismus und Naturalismus als ebenso unwissende wie ungebührende zurück. Denn nicht wie die meisten Theologen der Gegenwart habe ich mich erst in spätern Jahren von diesen Verirrungen allmählich oder sprungweise frei gemacht, wobei nicht selten unbewußte Reste haften bleiben, sondern von Kindheit her ist meine Seele von diesem Gifte des laufenden Jahrhunderts bewahrt geblieben. Ein ganz ähnliches grobes Misverständniß läßt sich das Erachten in seinem Urtheil über meine Politik zu Schulden kommen. Es war Pflicht des Consistoriums, wenn es auf dieses Gebiet eintreten wollte, vor allen Dingen zu erkennen, daß alles und jedes, was ich über politische und nationale Dinge aufgestellt habe, aus einer lückenlos in sich zusammenhängenden Schriftauslegung seinen nachgewiesenen Ursprung hat. Anstatt aber diesen biblischen Grund und Zusammenhang zu erkennen, reißt das Erachten zuvor das einzelne aus seinem gegebenen Zusammenhange heraus, construirt sodann auf eigene Hand einen Zusammenhang, von dem nie ein Hauch in meiner Seele gewesen ist, um dann schließlich meine nationalen und politischen Sätze mit den Phrasen der oberflächlichsten Journalistik als vulgären Liberalismus brandmarken zu können. Aber nicht genug, dieses geistliche Gericht verirrt sich so weit, daß es gewisse, in sehr bestimmten biblischen Schranken gehaltene Ausführungen meiner Schriften über politische Dinge vollständig misversteht und sodann meine Lehren, die ich vor dem strengsten staatsrechtlichen Forum jeden Augenblick zu rechtfertigen bereit bin, in die Sprache der wahnsinnigsten revolutionären Orgien umsetzt und sie in dieser Gestalt der höchsten Staatsbehörde denuncirt." Baumgarten schloß seine Repräsentation mit der Bitte um die Einleitung eines „kirchenordnungsmäßigen Verfahrens" wider ihn. Es handele sich hier nicht blos um eine individuelle Angelegenheit, sondern um eine Angelegenheit der Landeskirche.

Die Antwort auf diese Repräsentation war deren Rückgabe, wegen unangemessener Schreibart. Baumgarten erneuerte seine Vorstellung, in der er sich ausschließlich an das Factische hielt „Wegen fundamentaler Häresie sei er öffentlich verurtheilt worden, ohne daß seinerseits eine Vernehmung oder Erklärung stattgefunden habe, ein Verfahren, das mit den in Mecklenburg geltenden Rechten im Widerspruch stehe." Baumgarten bittet nunmehr um Aufhebung seiner Dienstentlassung und um Einleitung eines lutherisch-kirchlichen Verfahrens. Hierauf erhielt er aus dem Ministerium die trockene Antwort, daß seinem Gesuch nicht gewillfahrt werden könne.

Wie in allen ähnlichen Fällen, so hat Baumgarten auch hier für die möglichste Öffentlichkeit seiner Angelegenheit gesorgt. Es geschah dies in der Schrift „Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg" (Braunschweig 1858). Wer den hochbegabten Mann, den redlichen Verfechter des als wahr Erkannten näher kennen und schätzen lernen will, dem empfehlen wir vor allem diese Arbeit. Mit vollständigster Offenheit spricht er sich über alle Theile des gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens aus, über die theologischen Punkte wie über die Persönlichkeiten. Er charakterisirt in ersterer Beziehung namentlich die rechtliche und theologische Seite seiner Absetzung, worauf wir hier nicht weiter eingehen wollen, da uns dies nicht nur in die Theologie, sondern auch in die mecklenburgische Kirchenordnung und Kirchengeschichte hineinführen würde. Den Persönlichkeiten selbst hält er dann den Spiegel ihres Thuns vor — Kliefoth, welcher gesagt haben will, „man würde sich nicht vor dem Geschrei in Deutschland fürchten" — Krabbe, der ihn früher seiner „langjährigen Hochachtung" versichert, seine „gesegnete Wirksamkeit" gerühmt und noch in den Jahren 1855 und 1856 ohne Beimischung eines Tadels anerkannt, und der denn doch offenbar unmittelbar nach jener früher berichteten Unterredung sich an die Ausarbeitung des Consistorialerachtens gemacht habe, zu dem das Consistorium nur den Namen hergegeben hätte. Er widerlegt die gegen seinen Charakter geschleuderten Vorwürfe, vor allem den des Hochmuths und der Selbstüberschätzung. „Allerdings habe ich in den letzten Jahren in meinen Schriften öfter von mir selbst gesprochen, als wol sonst von theologischen Schriftstellern zu geschehen pflegt. Aber einem großherzoglichen Consistorium zu Rostock kann doch nicht unbekannt geblieben sein, in welchem alle Grenzen des Anstandes übertretenden Maß meine christliche und theologische Persönlichkeit von Pastoren und Candidaten, die unter der geistlichen Jurisdiction des Consistoriums stehen, geheim und öffentlich angegriffen worden ist, und zwar ohne daß sich jemand fand, der sich meiner angenommen hätte. In diesem Zustande äußerster Nothwehr habe ich mich seit Jahren in der mecklenburgischen Landeskirche unter dem Zusehen des Consistoriums befunden, und wollte ich mich dieser bissigen Angriffe erwehren, als wozu ich durch meine Stellung einfach verpflichtet war, so mußte ich wol von mir selbst reden. Freilich,

verstände ich unter christlicher Demuth das, was heutzutage vielfach diesen Namen erheuchelt, ein gewisses timides, schleichendes und lichtscheues Wesen, so hätte ich entweder ganz schweigen oder wenigstens von allen eher als von mir reden müssen, also mein anvertrautes Amt und Werk jenen blinden Eiferern preisgeben müssen. Daß ich nicht mehr von mir behauptet habe, als was jeder christliche Theologe, mit dem es richtig steht, von sich aussagen darf, dafür berufe ich mich auf die Abweisung der betreffenden Anschuldigung des Erachtens von Hoffmann." Baumgarten kündigt endlich den festen Entschluß an, diese Sache, die nicht mehr seine persönliche, sondern eine Sache der religiösen Freiheit und des öffentlichen Rechts geworden sei, nach allen Seiten hin zu verfolgen, bis Recht wieder Recht werde.

Wir wollen hier bemerken, daß das Consistorialerachten, ursprünglich nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, erst später und, wie es heißt, auf persönliche Entschließung des Großherzogs öffentlich gemacht wurde. Der Consistorialrath Krabbe hat, wie allgemein behauptet wird, seinen Schrecken über diese Veröffentlichung in die Äußerung zusammengefaßt, daß er, falls er eine solche hätte vermuthen können, das Erachten wol anders abgefaßt haben würde.

Inzwischen ging die Sache ihren Gang. Krabbe erließ eine Gegenerklärung an Baumgarten, in welchem er seinen Antheil an dem Erachten als eine „schwere Pflichterfüllung" bezeichnete. Es ward aber auch zugleich am 5. Juni 1858 vor dem akademischen Gericht ein Preßproceß gegen Baumgarten auf Grund der genannten Schrift „Eine kirchliche Krisis in Mecklenburg" eröffnet, und zwar wegen Beleidigung des Oberkirchenraths und des Consistoriums. Die Vertheidigung gegen diese Anklage wurde von Baumgarten selbst geführt, der auch diesmal auf gründliche Prüfung der Vorfrage in Betreff der ihm vorgeworfenen fundamentalen Häresie durch ein auswärtiges theologisches Gutachten antrug. Erst am 16. Juli des Jahres 1859 ward Baumgarten in dieser Sache von der Instanz absolvirt. Auch noch ein anderer Schritt ward gegen ihn vorgenommen. Anfang Juni 1858 veröffentlichten 19 Pastoren, mehr hatte man aus dem ganzen Lande nicht auftreiben können, eine Art Vertrauensvotum für den Oberkirchenrath. Im übrigen schwieg die Geistlichkeit des Landes vollkommen still, beengt auf der einen Seite durch die Rücksicht auf die obern Behörden, beängstigt auf der andern durch die Energie, mit welcher Baumgarten seine Sache verfolgte.

Aber nicht still schwieg die Gemeinde. Etwa 100 rostocker Bürger und Einwohner wendeten sich durch eine Deputation in einer Supplik an den Großherzog selber, um Baumgarten's Sache als ihre, als die der christlichen Kirche zu verfechten. Man hatte wol das Recht, bei den Stimmungen am Hofe einiges theologische Interesse vorauszusetzen, und der Großherzog nahm auch die Adresse nebst der dabei überreichten „Beleuchtung des Consistorialerachtens" durch Baumgarten entgegen, ohne daß jedoch eine Änderung in der Sache selbst erfolgte. Vielmehr wurde gerade in dieser Zeit die vacant gewordene Stelle Baumgarten's wieder besetzt, und zwar nachdem verschiedene Umfragen bei namhaften Theologen fruchtlos geblieben waren, mit einem bisherigen Docenten in Berlin, dem Licentiaten der Theologie Bachmann.

Der rostocker Deputation beim Großherzog folgten erst die gedruckten Zeugnisse der Liebe und Dankbarkeit der Schüler, und später die der ältern Freunde Baumgarten's. Der im September 1858 in Hamburg zusammengetretene Evangelische Kirchentag konnte sich ebenfalls nicht einer Betheiligung an der Baumgarten'schen Angelegenheit entziehen. Auf Antrag von Bethmann-Hollweg's, der von rostocker Gemeindegliedern aufgefordert worden war, die Sache an den Kirchentag zu bringen, wurde folgende Resolution vorgeschlagen und genehmigt: „Da die Sache des Professors Baumgarten durch Glieder der lutherischen Gemeinde zu Rostock an den Kirchentag gelangt ist, und derselbe in seinem Statut in solchem Falle nach Vermögen Hülfe und Rath zu bringen versprochen hat, so glaubt er sich diesem Antrag nicht entziehen zu dürfen, und erklärt, daß er zwar nicht ermächtigt noch in seiner Totalität im Stande ist, über das Verhältniß der Sache Baumgarten's zur lutherischen Kirche oder über die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens gegen ihn, da die Acten ihm nicht einmal vorliegen, ein juristisches Urtheil abzugeben; aber als Versammlung evangelischer Christen beklagt er es tief, daß ein schriftgläubiger, im akademischen und bürgerlichen Kreise gesegneter Lehrer des Evangeliums seiner Wirksamkeit entrissen worden ist, und ist überzeugt, daß in diesen und ähnlichen Fällen, wenn mit den Waffen des Geistes gekämpft wird, solche schmerzlichen, die Kirche selbst am meisten verletzenden Risse vermieden werden können und müssen."

Es war dieser Beschluß ohne Zweifel das Wenigste, was man von einer Versammlung evanlischer Christen erwarten durfte, das Meiste, was von dieser Versammlung zu erwarten war. Sie erklärt ausdrücklich nicht freiwillig die Sache in ihre Hände genommen zu haben, ein theo-

logisches Urtheil über einen Mann, der als fundamentaler Ketzer seiner Stelle entsetzt ist, will sie nicht abgeben, aber sie erklärt ihn dennoch für einen „schriftgläubigen" Lehrer. Die Hüter der Kirchlichkeit wollten zwar so klug sein wie die Schlangen, aber so unschuldig wie die Tauben waren sie gewiß nicht.

Im Winter 1858—59 hielt Baumgarten sich längere Zeit in Hamburg auf, wo er mancherlei Anregungen gab und empfing. Ein interessanter Fall war es, als hier Baumgarten in einem eben begründeten „Verein für Gewissensfreiheit", dessen freireligiöse Richtung keineswegs mit dem Standpunkte des gläubigen Theologen harmonirte, vor einem zahlreichen Zuhörerkreise einen längern Vortrag hielt, weil er mit der allgemeinen Tendenz des Vereins, Erlösung der Gewissen vom staatlichen Drucke, einverstanden war. Dieser Vortrag, in welchem übrigens Baumgarten seine gläubigen Überzeugungen durchaus nicht verleugnet, ist nachher auch der Öffentlichkeit übergeben worden.

Eine bessere Genugthuung als auf dem Kirchentage sollte Baumgarten in der mecklenburgischen Landesversammlung im Herbst 1858 werden. In einer Eingabe vom 1. Nov. ersuchte er den Landtag um „Vertretung wegen Rechtsverweigerung im Punkt öffentlicher Beschuldigung der fundamentalen Häresie". Nach mecklenburgischem Staatsrecht kann nämlich die Angelegenheit eines dritten, der nicht zum Landtag gehört, nur in Gestalt einer Rechtsverletzung oder Rechtsverweigerung an ihn gelangen. Am 20. Nov. wurde die Eingabe Baumgarten's, freilich unter dem Widerspruch der hochkirchlichen Eiferer, welche sie einfach zurückgegeben haben wollten, der sogenannten Justizcommission zur Prüfung überwiesen. Am 20. Dec. erfolgte die Berichterstattung. Die Majorität des Ausschusses erklärte sich für Abweisung Baumgarten's, weil das von ihm beanspruchte kirchenrechtliche Verfahren gestattet, aber nicht geboten sei. Die Minorität dagegen bestritt unter allen Umständen die Competenz des Consistoriums, um so mehr, als der Landtag im vorigen Jahre einen Gesetzvorschlag über dessen Zuständigkeit rücksichtlich der Lehre der bei der Landesuniversität angestellten Professoren der Theologie abgelehnt hatte. Es ist übrigens, wie wir hier bemerken wollen, nach andern Vorgängen in Mecklenburg gar nicht unwahrscheinlich, daß mit jenem Gesetzvorschlage bereits der Baumgarten'sche Fall vor Augen geschwebt hatte. Das Separatgutachten eines dritten faßte die ganze Angelegenheit nur vom privatrechtlichen Standpunkte auf, ob nämlich ein Staatsdiener auf alle Fälle mehr als sein Gehalt verlangen könne, und fand eine Beschwerde Baumgarten's nur in der Anschuldigung der Häresie und der an Bedingungen geknüpften Gehaltsbelassung begründet. Der Landtag eignete sich mit 72 gegen 48 Stimmen den Antrag der Minorität an, nahm also das Vertretungsgesuch Baumgarten's auf. Gegen diesen Beschluß gab eine Anzahl (neun) adelicher Gutsbesitzer eine Art Protest zu Protokoll, in welchem diese sowol die formellen Bedingungen zur Vertretung bestritten, als auch „nicht der durch eigene Prüfung gewonnenen Überzeugung sich verschließen können, daß die in zahlreichen Druckschriften vorliegenden Lehren des Professors Baumgarten mit den Fundamentalsätzen und den Bekenntnissen unserer evangelisch-lutherischen Landeskirche sich nicht in Übereinstimmung befinden". Sie sind deshalb dem Großherzog wegen der gegen Baumgarten ergriffenen Maßregel „in Dankbarkeit ganz besonders verpflichtet".

Baumgarten war nicht der Mann, der sich mit den abweisenden Bescheiden des Ministeriums, oder mit den literarischen Zurechtweisungen seiner Gegner, vor allen Krabbe's, zufrieden gab, oder der sich mit dem moralischen auf dem Landtage erfochtenen Siege begnügte: ihm war es heilig und ernst um die Sache, um das in seiner Person der protestantischen Kirche widerfahrene Unrecht zu thun. Von den übel berathenen geistlichen Behörden appellirte er an die Gemeinde, und innerhalb dieser zu allererst an deren geistliche Hüter, die Prediger der Stadt Rostock. In einer schriftlichen Eingabe wandte er sich an dieselben, um sie aufzufordern, „mit dem Ansehen ihrer Amtsgewalt zur Aufhebung des öffentlichen Ärgernisses mitzuwirken". Sympathie für ihn war vorhanden, aber der Oberkirchenrath verbot sofort den Pfarrern, in dieser Sache weiter amtlich etwas vorzunehmen. So unterblieb jeder fernere Schritt, auch dann, als einzelne Gemeindemitglieder Baumgarten's Aufforderung erneuerten.

Im Jahre 1859 entschloß sich nun Baumgarten an die Gemeinde selbst zu gehen. Ein Bürger und Gutsbesitzer in der Nähe von Rostock, Dethloff, hatte schon längst ein sehr hervorragendes Interesse an der Angelegenheit genommen und wiederholt im Sinne des christlichen Friedens sich durch gedruckte Aufforderungen an die Hauptgegner Baumgarten's gewendet. Im Verein mit ihm veranstaltete Baumgarten eine Zusammenkunft von 15 oder 16 Männern, in der folgende Zuschrift an Krabbe berathen und beschlossen wurde: „Wir unterzeichnete Glieder der

hiesigen Gemeinde finden uns infolge der soeben erschienenen Schrift «Ein Weg zum Frieden» veranlaßt, dem Hrn. Verfasser der öffentlichen Anklage: «der Dr. Baumgarten habe seinen Amtseid ungescheut und geflissentlich (bewußt) gebrochen», hiermit zu erklären, daß wir denselben aus einer Christenpflicht für gebunden erachten, diese öffentliche Beschuldigung zurückzunehmen. Rostock, im October 1859." Diese Erklärung wurde später von mehr als 600 rostocker Bürgern unterzeichnet und durch einen Notar an Krabbe eingesandt.

Baumgarten hatte den Antheil, den er an dieser Adresse genommen, niemals verhehlt, und es entstand auch sofort gegen ihn der Vorwurf einer agitatorischen Bewegung. Die rostocker Polizei schritt sofort ein wegen dieser angeblichen Agitation, sowol aus eigenem Antriebe als auch infolge einer Anordnung des Ministeriums und des rostocker Raths. Auf Grundlage dieses Vorgangs wurde dann gegen die Unterzeichner eine Untersuchung wegen öffentlicher Beleidigung des Consistorialraths Krabbe vor einem aus Universitäts- und städtischen Beamten gemischten Gericht eröffnet und deren Einleitung auf erfolgte Berufung später (am 31. März 1860) vom Oberappellationsgericht zu Rostock auch bestätigt. Seitdem ist nun diese gewiß monströse Untersuchung, deren Ende bei der großen Anzahl der Unterzeichner nicht abzusehen, in Gang gesetzt worden.

Der Oberkirchenrath in Schwerin sieht in dieser Angelegenheit, die nothdürftig theologisch und wissenschaftlich ausstaffirt wurde, vor allem eine Frage seiner Macht und seines Ansehens, und hat in einer bestimmten Beziehung auch ein Recht zu dieser Anschauung, nur daß diese für die große christliche Gemeinde, als deren Hüter er sich gern betrachtet, nicht maßgebend sein kann. Selbst nicht, wie ihm öffentlich und unwidersprochen nachgesagt worden („Zeugnisse älterer Freunde in der Sache des Hrn. Professors Baumgarten", Hamburg 1858, VIII), mit dem Consistorialerachten einverstanden, ja theilweise in entschiedenem Widerspruche mit diesem, hat der Oberkirchenrath dennoch in hierarchischem Geiste die jüngern und ältern Theologen in Mecklenburg, die mit Baumgarten gehen, seine Feindschaft fühlen lassen. Ein Beispiel hiervon gewährt der Predigtamtscandidat Sellin, dessen Examen der Oberkirchenrath aus diesem Grunde nicht beendigen lassen wollte, der aber durch sein persönlich energisches Auftreten in Schwerin diesen Bann zu beseitigen wußte. Später ist er freilich noch aus der Liste der Candidaten des Predigtamts gänzlich gestrichen worden. Es fehlt Baumgarten um so weniger an Anhängern, da am Muthe der Muth, an kräftiger Überzeugung die kräftige Überzeugung sich stählt, und selbst die Weltklugen müssen herausfühlen, daß die Tage der protestantischen Hierarchie auch in Mecklenburg gezählt sind. Der Oberkirchenrath befindet sich Baumgarten gegenüber in keiner beneidenswerthen Lage, denn die Sache hat vom Tage der Absetzung an nimmer geruht, und wird auch nicht ruhen bleiben, bis Baumgarten das erreicht hat, was seit jenem Tage die Aufgabe seines Lebens geworden ist: die Zurücknahme des auf ihn geworfenen Makels und die Wiederherstellung von Recht und Frieden in der mecklenburgischen Landeskirche. Sein letzter Schritt von Bedeutung ist ein am 16. Juni 1860 beim Ministerium eingereichtes Gesuch um Revision seiner Angelegenheit durch kirchenordnungsmäßige Berufung einer Synode.

Baumgarten ist ein großer, stattlicher Mann, mit schlichtem Gesicht, mit lebendigem Auge, das Begabung und Charakter erkennen läßt. Von Natur mehr contemplativ, ist ihm der Beruf, nach außen zu wirken, durch seinen Lebensgang selbst aufgedrängt worden, erst in den deutschen Herzogthümern, später in Mecklenburg. Auf letzterm Boden hat sein Wirken mehr noch als auf jenem einen politischen Beigeschmack erhalten, was in einem mehr politischen als theologischen Zeitalter auch nicht wunder nehmen kann. Mindestens kann man Baumgarten keinen Vorwurf daraus machen, daß unter den Hunderten, welche die rostocker Polizei in Untersuchung genommen hat, sowie auch unter seinen sonstigen Freunden und warmen Anhängern sich Männer befinden, deren theologischer Eifer hinter dem Interesse an seiner Persönlichkeit und an der großen Sache der freien Überzeugung, für die er ficht, ziemlich weit zurückstehen möchte.

„Baumgarten", äußert einer seiner Freunde*), „ist weder von Schleiermacher noch von einer ihm verwandten modernen Geistesrichtung ausgegangen. Er steht von Haus und seiner innersten Eigenthümlichkeit nach auf dem Boden des niedersächsischen Volkslebens und des positiven Lutherthums im Sinne von Klaus Harms. Was aber von jeher mit ungewöhnlicher, ja wunderbarer Energie in ihm lebte, das war das Ringen nach ganzer, hingebender, allseitiger Aneignung des göttlich-menschlichen Geheimnisses der großen Heilsökonomie Alten und Neuen Bundes, und zwar nicht etwa blos für die Wissenschaft als solche, sondern zunächst für sich selbst

*) Vgl. Löwe, „Luther, Schleiermacher und die mecklenburgische Krisis" (Gotha 1858), S. 128—131.

und sein tiefes inneres Leben nach allen Seiten hin, und mittelbar für die Kirche und gegenwärtige Menschheit ... Baumgarten hat niemals das ganze symbolmäßige Lutherthum als seine Grundlage aufs entschiedenste in Anspruch zu nehmen aufgehört. Der Streit, den er in Mecklenburg geführt hat und noch führt, ist ein Streit für diese Grundlagen und deren richtige Consequenzen zumal für die Rechtfertigung aus dem Glauben, gegen die «Gefahr einer Erneuerung alter Irrthümer», insbesondere gegen das blinde Bauen auf Kirchenordnungen, Sonntagsheiligung, Eide auf Symbolische Bücher, oberstes Bisthum des Landesherrn u. dgl. Das, worin er etwa von dem Hergebrachten abweicht, führt keineswegs auf principielle Abweichungen von der lutherischen Kirchenlehre als solcher, geschweige auf grundstürzende Gedanken und Plane, wie man sie in blinder Entrüstung ihm schuld gibt, und zwar auch von solcher Seite her, welche man katholisirender neuer Theorien mit weit größerm Rechte zeihen könnte, als man ihn demokratischer Theorien zeiht. Worauf Baumgarten theologisch und kirchlich hinarbeitet, das ist, eine allmähliche aber entschiedene Sonderung der Kirche vom Staat, Herbeiziehung der Gemeinden als solcher zur Mitwirkung für die aufzuerbauenden kirchlichen Ordnungen, das Ablassen von dem Wahn, als wären die Völker oder Staaten christlich oder könnten es innerhalb des bisherigen Weltlaufs werden, da nur Israel als bekehrtes Volk das Gottesreich vollenden kann, die Forderung, daß sich Gemeinden auf lebendige Weise aus dem christlichen Familienleben heraus nach apostolischem Vorbilde gestalten als sittliches Salz der Völker in allen Erweisungen menschlicher und christlicher Tugend, und daß zu diesem Behufe die Predigt wieder ein Zeugniß werde der ganzen geisterfüllten, mit dem Marke der Heiligen Schrift genährten Persönlichkeit von dem gegenwärtigen Christus und seiner Liebesmacht, in bestimmtester Beziehung auf das eigenthümliche Bedürfniß dieser unserer bestimmten Gegenwart und unsers Volks, und in keiner Weise eine bloße Wiederholung, sei es biblischer, sei es reformatorischer und kirchlicher Worte und Lehren. Alles dieses soll nicht etwa als ein äußerliches Walten einiger oder vieler oder aller ins Leben treten, nicht nach dem Grundgesetze irgendwelchen Buchstabens."

John Lothrop Motley,

amerikanischer Geschichtschreiber.

Es gibt kein Fach, in welchem die junge amerikanische Literatur sich mit größerm Erfolge versucht hat, als in der Geschichtschreibung. Die Namen eines Bancroft, eines Prescott und eines Sparks sind auch diesseit des Atlantischen Ocean nach Verdienst gekannt und geachtet; „sie haben", schreibt Friedrich von Raumer, ein gewiß competenter Richter, „so viel geleistet, daß sich kein lebender europäischer Historiker ihnen voranstellen darf, wol aber erfreut und dankbar sein wird, wenn sie ihm als einem Genossen die Hand reichen wollen". Diesen Namen hat sich jetzt der eines jüngern Landsmanns angeschlossen, dessen historische Arbeiten ihm rasch einen ausgebreiteten Ruf erworben und ihm einen Ehrenplatz unter den Schriftstellern unsers Zeitalters gesichert haben.

John Lothrop Motley ist am 15. April 1814 zu Dorchester im Staat Massachusetts, einige Meilen von Boston, geboren. Seine Familie war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts aus England nach der Neuen Welt gekommen; von mütterlicher Seite aber stammt er von John Lothrop, einem der sogenannten Pilgrim Fathers oder der ersten Auswanderer nach Neuengland, der, früher Geistlicher der Staatskirche, dann Nonconformistenprediger in London, sich im Jahre 1634 in Massachusetts niederließ und dort die Stadt Barnstable gründen half. Der junge Motley bezog schon als dreizehnjähriger Knabe die Harvard-Universität zu Cambridge, die älteste Anstalt dieser Art in den Vereinigten Staaten, die jedoch, wie alle dortigen Institute, eher mit einem Seminar oder den höhern Klassen eines Gymnasiums als mit dem zu vergleichen ist, was man bei uns unter dem Namen einer Hochschule versteht. Nachdem er 1831 promovirt, schiffte er sich daher nach Europa ein, um seine Bildung auf den Universitäten Göttingen und Berlin zu vollenden, wo so viele seiner Landsleute die geistige Weihe empfangen haben, die sie in ihrem eigenen Vaterlande, trotz der staunenswerthen Fortschritte desselben in materieller und zum Theil auch in intellectueller Beziehung, noch immer vergebens suchen. Er bereiste hierauf Frankreich, Italien, die Schweiz und England, und wurde 1841

zum Legationssecretär in Petersburg ernannt, von welchem Posten er jedoch schon im folgenden Jahre zurücktrat. Nach Amerika zurückgekehrt, widmete er sich jetzt hauptsächlich literarischen Beschäftigungen, ward Mitarbeiter an der „North American Review" und andern Zeitschriften und gab einige novellistische Versuche heraus, die ohne seinen Namen erschienen und ziemlich unbemerkt vorübergingen. Inzwischen war in ihm der Entschluß gereift, eine Geschichte des großen Kampfes zu schreiben, in welchem die Vereinigten Provinzen der Niederlande das Joch Philipp's II. abwarfen. Um sich dieser Arbeit in ungestörter Muße hinzugeben, zog er abermals, und zwar diesmal mit Weib und Kind, übers Weltmeer und nahm fürs erste seinen Wohnsitz in Dresden.

Ob Motley in der Wahl seines Themas sich durch eine Erinnerung an Schiller's „Abfall der Niederlande" leiten ließ, muß dahingestellt bleiben, wenngleich eine solche Vermuthung bei seiner genauen Kenntniß der deutschen Literatur als nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen mag. Seit jenem historischen Versuche unsers berühmten Dichters war jedoch das Material zur Beurtheilung der in demselben dargestellten Ereignisse massenhaft angewachsen; die spärlichen Hülfsmittel, die Schiller zu Gebote standen, waren durch zahlreiche Urkunden und durch die Publicationen niederländischer Gelehrten vermehrt worden, deren Verarbeitung für einen talentvollen Geschichtschreiber zu den dankbarsten Aufgaben gehören mußte. Motley unterzog sich ihr mit seltener Gewissenhaftigkeit und Ausdauer. Nicht allein benutzte er alles, was über seinen Gegenstand im Druck vorhanden ist, sondern er durchwühlte auch die Archive nach handschriftlichen Quellen, deren Angaben oft ein ganz neues Licht auf die Thatsachen warfen oder sie mit pikanten Details und charakteristischen Zügen bereicherten. So fand er in der königlichen Bibliothek im Haag ein Manuscript von Pontus Payen, dem er wichtige Notizen über Granvella, Egmond, Brederode und den Prinzen von Oranien verdankt; in einer brüsseler Bibliothek die Memoiren Renom de France's über die Zeit von der Thronentsagung Karl's V. bis zum Tode Alexander Farnese's, die unter anderm bisher nicht bekannte Data über die Verhaftung und Hinrichtung Egmond's und Horn's enthalten; im königlichen Archiv zu Brüssel die Aufzeichnungen des Generalprocurators von Tournay, in welchen die Unruhen in dieser Stadt besprochen werden; eine anonyme Geschichte der Ereignisse in der Grafschaft Valenciennes u. s. w. Selbst über eine mit seinem eigentlichen Vorwurf in nur losem Zusammenhange stehende Episode, den Tod des Infanten Don Carlos, stellte er Untersuchungen an, die zur Aufklärung dieses räthselhaften Vorfalls dienen können.

Im Jahre 1856 konnte Motley endlich die erste Abtheilung seines Geschichtswerks unter dem Titel „Rise of the Dutch Republic, a History" zugleich in London und Neuyork erscheinen lassen. Sie wurde mit außerordentlichem Beifall aufgenommen, erlebte rasch mehrere Auflagen und ward sehr bald ins Französische, ins Holländische und ins Deutsche („Der Abfall der Niederlande und die Entstehung des holländischen Freistaats", 3 Bde., Dresden 1857—60) übersetzt. In Bezug auf Quellenstudium auch für den Geschichtsforscher wichtig, gewann das Buch die Gunst des Publikums durch seinen glänzenden Stil, den man selbst in England nicht anstand mit dem des gefeierten Macaulay zu vergleichen. Und in der That ist Motley in Bestimmtheit und Klarheit des Urtheils, in der Feinheit seiner Charakteristik und in der daguerreotypartigen Treue seiner Porträts Macaulay vollkommen ebenbürtig, wenn er ihm auch in Beweglichkeit und Lebhaftigkeit des Geistes, in classischer Reinheit der Sprache und in spielender Leichtigkeit der Darstellung nachsteht. In sittlichem Ernst, in Wahrheit des Gefühls und Adel der Gesinnung übertrifft er entschieden den englischen Historiker. Für ihn handelt es sich bei dem niederländischen Freiheitskampfe nicht allein um ein politisches Princip, sondern noch um ein tieferes, menschlicheres Interesse. „Es ist gut", bemerkt er, „daß die Welt nicht vergesse, was eine harmlose Nation unter der Hand des Despotismus und in dem heiligen Namen Gottes erduldet hat. Es haben sich Zungen und Federn genug gefunden, die Ausschweifungen des Volks zu schildern, wenn es von Zeit zu Zeit in rasender Verzweiflung Ketten der Knechtschaft zerbrach. Es ist auch wohlgethan, dieser Verbrechen immer von neuem zu gedenken. Aber nicht minder gerathen ist es, das entgegengesetzte Bild zu studiren. Die Tyrannei, immer jung und immer alt, stets in den nämlichen steinernen Zügen aufs neue erstehend, mit derselben furchtbaren Maske, die sie seit Jahrtausenden trug, kann niemals zu genau erforscht werden, zumal wenn sie ihr eigenes Bild entwirft, wenn die geheime Geschichte ihrer Sünden uns in den Bekenntnissen ihrer Freunde entgegentritt." Und diese Bekenntnisse, die wir in den Tagebüchern Payen's, Renom de France's und anderer Zeitgenossen, die im spanischen Solde standen und der spanischen Politik dienten, niedergelegt finden, sind es gerade, die die Farben zu dem Ge-

mälde liefern, welches Motley von der spanischen Gewaltherrschaft entwirft. So ist namentlich das Bild des fürchterlichen Alba mit Zügen geschildert, von denen jeder einzelne jenen Denkmälern entlehnt oder seinen eigenen Aufzeichnungen entnommen ist, und die sich zu einem Ganzen vereinigen, dessen Wirkung durch die cynische Offenheit erhöht wird, mit der er die von ihm verübten Greuel erzählt, und durch den Umstand, daß die Zeugen derselben eher dazu geneigt waren, mit ihnen zu sympathisiren als sie dem gerechten Abscheu preiszugeben. „Der Charakter Alba's", sagt Motley, „soweit er in seinen niederländischen Thaten zu Tage tritt, sieht einer Caricatur gleich. Als ein Geschöpf der Dichtung würde er grotesk erscheinen. Aber selbst jener hartnäckige historische Skepticismus, welcher eine Freude darin sucht, das Urtheil von Jahrhunderten umzustoßen und manche Reputation, die seit undenklichen Zeiten in den Staub getreten war, wieder aufzurichten, wird es schwer finden, dieses Mannes geschichtliche Stellung zu ändern. Unumstößliche Urtheile kennt die Geschichte nicht; die Berufung an eine noch spätere Nachwelt, die sich auf ein vollständigeres Beweismaterial stützt, ist niemals ausgeschlossen; aber wo der Wahrspruch auf unbestrittene Thatsachen und auf das eigene Zeugniß der Schuldigen sich gründet, da ist die Aussicht auf eine künftige Abänderung des Urtheils gering. Es ist eine falsche Philosophie, scheinbarer Unparteilichkeit zu Liebe Verbrechen zu beschönigen, die von dem Thäter nicht blos eingestanden, sondern als ruhmwürdige Handlungen in Anspruch genommen werden."

Man hat es Motley zum Vorwurfe gemacht, daß er der ruhigen Objectivität und Besonnenheit des Urtheils, die den Grundton seines Werks bilden, in Bezug auf Eine hervorragende Persönlichkeit untreu geworden sei. Und allerdings ist es nicht zu leugnen, wie er es in der That auch selbst einräumt, daß er den Charakter Wilhelm's von Oranien mit einer Vorliebe behandelt, die seinen kritischen Blick trübt und ihn mitunter verleitet, die Rolle eines Geschichtschreibers mit der eines Apologeten zu vertauschen. Allein diese Vorliebe geht bei unserm Verfasser doch niemals so weit, daß sie ihn, wie es bei Macaulay einem andern Oranier gegenüber der Fall ist, zu Gunsten seines Lieblingshelden die historischen Ereignisse geradezu entstellen oder die Motive seiner Gegner verdächtigen läßt; sie beschränkt sich darauf, das Benehmen des Prinzen mit einem weniger strengen Maße zu messen, seinen Beweggründen eine günstigere Deutung zu geben, als die Thatsachen überall rechtfertigen, und seine Handlungen zu vertheidigen, wo sie höchstens entschuldigt werden dürften. Daß aber solche kleine Flecken den Werth der Motley'schen Geschichtschreibung beeinträchtigen, müssen wir entschieden in Abrede stellen. Es ist um die historische Unparteilichkeit ein eigenes Ding; sie wird stets als die unentbehrlichste Eigenschaft des wahren Geschichtschreibers hingestellt, während sie gerade bei den berühmtesten, und mit Recht berühmtesten Geschichtschreibern oft am wenigsten anzutreffen ist. Von den Musterschriftstellern des classischen Alterthums, einem Thucydides, Livius, Tacitus zu geschweigen, deren Darstellungen eingestandenermaßen von nationalen oder persönlichen Sympathien und Antipathien gefärbt sind, bedarf es nur eines Blicks auf die historische Literatur der neuern europäischen Nationen, um diese Ansicht bestätigt zu finden. In seiner Schilderung der ältern Geschichte Englands ist Hume die Unparteilichkeit, aber auch die Kälte selbst; erst wo mit den Zeiten der Stuart seine eigenen politischen Überzeugungen oder Vorurtheile ins Spiel kommen, erwärmt sich sein marmorglatter Stil und wir erhalten menschliche Gebilde an der Stelle von philosophischen Abstractionen. In dem monumentalen Werke Gibbon's fesseln vor allem die Partien, wo er durch die Betrachtung von Charakteren wie Julian und Mahomet aus seiner olympischen Ruhe zu unwillkürlicher Parteinahme hingerissen wird, und bei dem trefflichen Schlosser übersehen wir gern manche fühlbaren Mängel seiner verdienstvollen Arbeit, um uns an der tüchtigen Gesinnung zu erfreuen, die sich darin ausspricht, und die leidenschaftliche Indignation zu theilen, mit der er die Sünden und Verbrechen eines entarteten Zeitalters geiselt. Müller ist vor allem Schweizer, aber seine patriotische Wärme macht die „schweizerische Geschichte" nur um so anziehender, und kein Leser wird dem Verfasser des „Dreißigjährigen Krieg" seine Begeisterung für den Charakter des edeln Gustav Adolf verargen. Selbstverständlich reden wir hier nicht von politischen oder religiösen Tendenzschriften, welche die historische Firma an der Stirn tragen, während sie ganz andern Zwecken zu dienen bestimmt sind; es ist nur die menschliche und natürliche Theilnahme gemeint, die der Geschichtschreiber für die von ihm geschilderten Personen und Zustände empfindet, und die, ihm selbst vielleicht unbewußt, sein Urtheil über dieselben besticht oder verschärft. Eine solche Theilnahme empfindet auch Motley für den Helden des niederländischen Freiheitskampfes. „Wer", sagt er, „das Leben Wilhelm's von Oranien studirt hat, wird zugestehen, daß er ein Mann war, wie im Verlaufe der

Jahrhunderte wenige gewesen sind — ein hochbegabter, großherziger, frommer, patriotischer Fürst. Es ist schwer, kalt zu bleiben, wenn man einen solchen Charakter betrachtet."

Der Tod Wilhelm's des Schweigsamen hatte den Abschluß der ersten Abtheilung des Motley'schen Geschichtswerks gebildet. Die Fortsetzung desselben, deren erste Hälfte („History of the United Netherlands from the death of William the Silent to the synod of Dort", 2 Bde.) im December 1860 veröffentlicht wurde, erforderte nicht minder ernste Studien, zu welchen die Archive von Simancas, die reichhaltige Urkundensammlung des britischen Record office und die Bibliotheken Hollands und Belgiens die Materialien lieferten. In dieser neuen Arbeit finden sich alle Vorzüge der frühern in erhöhtem Maße wieder. Der Blick ist sicherer und umfassender, die Erzählung rascher und lebendiger, die Form mehr symmetrisch gerundet und die Kunst der Detailmalerei zur vollendeten Meisterschaft entwickelt. Wir sehen den „Dämon des Südens", wie er, in seinem Cabinet sitzend, Tag für Tag an dem Intriguennetze spinnt, das sich über ganz Europa verbreitet und dessen Maschen immer wieder von der unerbittlichen Logik der Ereignisse zerrissen werden; wir lernen die traurige Bornirtheit dieses Herrn zweier Welten kennen, der sich in unfruchtbarer Geschäftigkeit abquält und große Zwecke durch kleinliche Mittel zu erreichen glaubt; der in seinem kurzsichtigen Dünkel sich vermißt, den Strom des Gedankens einzudämmen und in diesem vergeblichen Bemühen das schönste Reich der Erde zu Grunde richtet. Eine ganz andere Figur ist sein genialer Feldherr, Alexander Farnese, der Prinz von Parma, würdig eines bessern Schicksals als das, sein eminentes militärisches Talent und seine tiefe politische Einsicht an einer verlorenen und von der Geschichte gebrandmarkten Sache zu verschwenden. Die Thätigkeit dieses merkwürdigen Mannes wird von unserm Verfasser mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt; seine kriegerischen Eigenschaften, seine Unerschrockenheit, seine Ausdauer, die Unerschöpflichkeit seiner Hülfsquellen werden durch die Belagerung von Antwerpen in das hellste Licht gestellt, und aus seinen diplomatischen Verhandlungen mit England lernen wir seine staatsmännische Überlegenheit ebenso sehr bewundern als die machiavellistische Politik verabscheuen, die sich in seiner geheimen Correspondenz mit dem spanischen Hofe abspiegelt.

Von noch höherer Wichtigkeit sind indeß die Untersuchungen Motley's über die Geschichte der spanischen Armada, um deren Ausrüstung und kläglichen Untergang sich das Hauptinteresse dieser Periode gruppirt. Sie zerstreuen manche Illusionen und lassen manche Thatsachen in einer ganz andern Gestalt erscheinen. Die Verdienste der „jungfräulichen Königin" um die Rettung ihres Landes wie überhaupt um den Freiheitskampf gegen Spanien werden dadurch auf ein ziemlich bescheidenes Maß zurückgeführt. In politischem Scharfblick, im diplomatischen Intriguenspiel zog sie beständig gegen Parma den kürzern, und ein bis zur Krankhaftigkeit ausartender Geiz ließ sie die dringendsten Maßregeln nicht allein zur Unterstützung ihrer Verbündeten, sondern auch zur Sicherung ihres eigenen Reichs vernachlässigen. Trotz ihrer Anhänglichkeit an Leicester, die sie bewog, ihm die Leitung ihres Heeres anzuvertrauen und ihn den Niederlanden zum Generalstatthalter aufzuzwingen, verweigerte sie ihm hartnäckig die Mittel zur Aufrechthaltung seiner Autorität und zur Wahrung ihrer eigenen Interessen, und sah ruhig zu, daß er sein Privatvermögen erschöpfte und sich in Schulden stürzte, um ihre schlecht bezahlten und hungernden Truppen zu besolden und zu beköstigen. Die drohende Invasion fand sie ganz unvorbereitet, und wenn diese Invasion so schmählich scheiterte, so lag es an den extemporirten Vertheidigungsmaßnahmen Drake's und Effingham's, an der energischen Mitwirkung der Holländer, an der Unfähigkeit Medina Sidonia's und an der Macht der Elemente, aber an allem eher als an der Vorsicht und Entschlossenheit Elisabeth's. Die Inschrift der Medaille, die auf die Niederlage der unüberwindlichen Flotte geschlagen wurde, war in ihrer Bescheidenheit von einem richtigen Gefühl eingegeben. Die Vorsehung wollte nicht, daß „der Unterdrückung letzter Felsendamm" zusammenstürze. Afflavit Deus, et dissipati sunt.

Motley lebt gegenwärtig in England, in angenehmen Verhältnissen und fleißig an dem Werke fortarbeitend, das er zu seiner Lebensaufgabe erwählt hat.

Graf Andreas Metaxas,

griechischer Staatsmann.

Von den griechischen Freiheitskämpfern, deren gefeierte Thaten und aufopfernder Patriotismus in den zwanziger Jahren unsere Jugend mit tiefer Theilnahme und Begeisterung erfüllten, ist in den letztern Jahren einer nach dem andern, oft dunkel und vergessen, in das Grab gestiegen. Wenn auch die junge, schwankende staatliche Schöpfung, die aus den Mühen und Kämpfen der Neugriechen hervorging, nicht den Idealen entsprochen hat, welche uns bei ihrer Begründung vorschwebten, so ist doch immer die persönliche Tugend jener Männer von mächtigem Einfluß gewesen auf unsere eigene nationale und politische Erweckung, und das Andenken ihrer Wirksamkeit verdient darum erhalten zu werden. Unter diesen neugriechischen Patrioten steht mit in erster Reihe Andreas Metaxas, der sein durch kriegerische wie politische Kämpfe und Thaten vielbewegtes Leben am 8. Sept. 1860 zu Athen beschlossen hat. Ihm sei hier ein einfaches Denkmal gewidmet.

Metaxas stammte aus einer uralten griechischen Familie Konstantinopels, die vor und nach der Eroberung dieser Stadt durch die Türken im Jahre 1453 dem letzten griechischen Kaiser ruhmvoll zur Seite stand, und sich auch nachher um das griechische Volk in vielfacher Hinsicht patriotische Verdienste erworben hat. Einer seiner Vorfahren, Markos Antonios Metaxas, war Rathgeber und Mitkämpfer jenes letzten Kaisers. Nach der Katastrophe, welcher Hauptstadt und Reich zugleich verfiel, wandte er sich nach Candia, von da nach Cephalonia, wo die Familie Metaxas unter dem Schutze der Republik Venedig fortan ihre Heimat fand, und von wo aus sie sich auch an den nie gänzlich ruhenden Kämpfen des Kreuzes gegen den Halbmond mit Ehren betheiligte. Ein Johann Baptist Metaxas erlangte infolge seiner Theilnahme an diesen Kämpfen den Rang eines Obersten der Republik, und ebenso dessen Neffe Anastasios Metaxas, welcher unter dem venetianischen General, nachherigen Dogen Morosini an dem Feldzuge in Morea 1687 und 1688 mit einer auf seine eigenen Kosten ausgerüsteten Schar von 2800 Cephaloniern theilgenommen hatte, und im Jahre 1691 für sich und seine Familie den Grafentitel von der Republik erhielt. Zwar erfuhr dessen Sohn Andreas Metaxas den Undank der venetianischen Regierung und mannichfache Verfolgungen, aber dies konnte die Söhne desselben, Spiridon, Johann und Petros, nicht abhalten, an der von Rußland veranlaßten, später mislungenen Schilderhebung der Griechen gegen die Pforte im Jahre 1769 sich zu betheiligen. Spiridon und Johann suchten eine Zuflucht in Rußland, Petros Metaxas dagegen wurde von der venetianischen Regierung auf Verlangen der Pforte ausgeliefert und zehn Jahre lang gefangen gehalten. Von diesem Petros war ein Sohn unser Andreas Metaxas, der im Jahre 1796 auf der Insel Cephalonia geboren wurde.

Nach Ausbruch des griechischen Aufstandes im Peloponnes im März 1821 verließ Andreas Metaxas mit einer auserlesenen und wohldisciplinirten Schar von 600 ionischen Griechen seine vaterländische Insel Cephalonia und begab sich nach der griechischen Halbinsel, um an den kriegerischen Unternehmungen daselbst theilzunehmen. Zu den ersten entscheidenden Erfolgen des griechischen Aufstandes gehörten die siegreichen Kämpfe Metaxas' mit den Albanesen von Lala in der Provinz Elis im Frühjahr 1822. Sie waren besonders dadurch von dem wichtigsten Einfluß auf die allgemeine Führung der Kriegsunternehmungen, als sie den Griechen die Nothwendigkeit einer festen Disciplin empfahlen, aber auch zugleich den patriotischen, unerschrockenen und ausharrenden Muth und die geistige Überlegenheit wie die Beredsamkeit Metaxas' erkennen ließen. Metaxas machte sich durch diese seltenen Vorzüge sowie durch seine politischen Tugenden in solcher Weise bemerklich, daß er zu Anfang des Jahres 1822 zum Mitgliede des peloponnesischen Senats ernannt ward und das griechische Bürgerrecht erhielt. Als nach Errichtung einer festen Regierung infolge der Constitution von Epidaurus (vom 1. [13.] Jan. 1822) im Sommer 1822 zum ersten mal eine tiefere Uneinigkeit unter den griechischen Heerführern ausbrach und sich zugleich zu einer feindseligen Opposition der Militärchefs gegen die auf Handhabung und Ordnung der politischen Interessen abzweckende Civilregierung des Landes gestaltete, war Metaxas eifrig bemüht, eine Versöhnung mit der Militärpartei durch das Haupt derselben, Theodor Kolokotronis, herbeizuführen, was ihm auch damals gelang. Auch betheiligte sich Metaxas an der Gesandtschaft, welche die grie-

chische provisorische Regierung nach Verona (October 1822) absandte, um auf dem dort versammelten Fürstencongreß die Sache der Griechen und Griechenlands zu führen. Im Jahre 1823 wurde er zum Abgeordneten bei der Nationalversammlung in Astros und bald darauf zum Mitgliede des einen Theil der Gesammtregierung bildenden Vollziehungsraths sowie zum Regierungscommissar im Lager von Patras ernannt. Die infolge der Opposition der Militärpartei wiederholt im Jahre 1824 ausgebrochenen innern Zwistigkeiten nöthigten ihn endlich, sich auf längere Zeit von den öffentlichen Angelegenheiten fern zu halten, bis es Kolokotronis gelang, die Ernennung des durch Klugheit und Gewandtheit in den Geschäften ausgezeichneten Mannes zum Mitgliede der Abtheilung des Kriegsministeriums durchzusetzen. Metaxas und Kolokotronis schätzten sich gegenseitig, und ungeachtet mancher moralischer Schwächen und politischer Fehler, die dem letztern anhafteten, erkannte doch Metaxas den hohen Sinn, die alterthümliche Tugend und die innige Vaterlandsliebe desselben an. Als im Jahre 1825 der mit kluger Berechnung, großen Hülfsmitteln und barbarischer Schonungslosigkeit vollführte Einfall Ibrahim-Pascha's in die peloponnesische Halbinsel geschah, trug die innige Verbindung zwischen Metaxas und Kolokotronis vorzüglich dazu bei, daß das griechische Volk den Druck und die Leiden des Kriegs mit Standhaftigkeit erduldete und jeder Versuchung zur abermaligen Unterwerfung unter das feindliche Joch entschieden widerstand. Metaxas war überall mit Rath und That eifrig bemüht, die Sache des Vaterlandes und der Freiheit aufrecht zu erhalten, wo die Gefahr es erforderte, und wie er dem vom Feinde bedrohten Astros (an der Ostküste des Peloponnes) mit einer Schiffsmacht zu Hülfe kam, so übernahm er auch, als der Sturm der ägyptischen Heeresmassen über das letzte Bollwerk der von ihnen fast ganz überschwemmten Halbinsel, über die Stadt und Festung Nauplia hereinzubrechen drohte, die oberste Militär- und Civilgewalt daselbst. Schon nach acht Tagen war die Gefahr glücklich vorübergegangen, und nun, nach Entfernung des Feindes, gab er die Gewalt sofort wieder der gesetzmäßigen Regierung zurück. Als nach dem Falle Missolonghis (im April 1826) und gegenüber den durch fremde Intriguen genährten Parteiungen unter den Militärhäuptlingen und den griechischen Staatsmännern die Nothwendigkeit sich immer dringender geltend machte, die oberste Gewalt in Griechenland in die Hand eines Einzigen zu legen, der den Parteien selbst fern stand, und dem zugleich das Vertrauen Europas sich zuwenden konnte, wußte Metaxas die Aufmerksamkeit der Griechen auf den Grafen Kapodistrias zu richten, und es gelang auch besonders seinem Einflusse, die Wahl der Abgeordneten auf der Nationalversammlung von Trözene (Damala) im April 1827 auf denselben als Präsidenten von Griechenland zu lenken.

Nachdem Kapodistrias im Januar 1828 sein Amt angetreten, wurde Metaxas zum Mitgliede des Panhellenion und zum Minister des Kriegs ernannt, wobei er sich vorzüglich die Ausbildung der unregelmäßigen Truppenkörper angelegen sein ließ. Nach Aufhebung des Panhellenion ward er Mitglied des Senats und außerordentlicher Commissar des Peloponnes. Kapodistrias hatte zu der Klugheit, Unparteilichkeit und Vaterlandsliebe Metaxas' ein großes Vertrauen, und er übertrug diesem daher vorzugsweise die Ausführung schwieriger und vertraulicher Aufträge. Nach Kapodistrias' Ermordung (October 1831) ward Metaxas in die aus sieben Mitgliedern bestehende Regierungscommission gewählt, welche die obersten Geschäfte des Landes besorgte und zumeist im Interesse der Ordnung gegen die vielfach drohende Anarchie bis zur Ankunft des Königs Otto (Februar 1833) führte. Die Regentschaft ernannte Metaxas zum Nomarchen von Lakonien und außerordentlichen Staatsrath, und später war er während mehrerer Jahre griechischer Gesandter in Madrid und Lissabon. Im Jahre 1840 kehrte er nach Griechenland zurück, und es erfolgte 1841 seine Ernennung zum Minister des Kriegs. Bald darauf ward er jedoch zum ordentlichen Staatsrath im Ministerium ernannt, in welcher Stellung er sich namentlich in Betreff der Verfassungsfrage für Griechenland und ihrer nachmaligen Entscheidung infolge der Septemberrevolution von 1843 um das Land ausgezeichnete Verdienste erwarb. Er wurde damals Präsident des Gesammtministeriums und Minister der auswärtigen Angelegenheiten und wirkte, nachdem im November 1843 der Nationalcongreß zur Festsetzung der Verfassung eröffnet worden, namentlich in diesem im Sinne einer versöhnlichen, die Rechte des Throns und die Freiheiten des Volks gleichmäßig wahrenden Politik. Unter anderm setzte er auch die Zurückberufung der außerhalb Griechenlands weilenden Staatsmänner, wie z. B. die von Kolettis, durch, auch wenn sie seine politischen Gegner gewesen waren. Als jedoch nach Erledigung der wesentlichen Punkte der Verfassung die Lebenslänglichkeit der Senatoren gegen seine Ansicht beschlossen ward, und er einsah, daß ihm die Majorität in der Versammlung fortan fehlen werde, nahm er noch vor dem Schlusse des Congresses

am 12. (24.) Febr. 1844 als constitutioneller Minister seine Entlassung. Maurokordatos, Kolettis und Metaxas galten damals als die drei hervorragendsten Parteihäupter Griechenlands. Der Lage der Dinge nach suchte jeder von ihnen mit seinen Parteigenossen eine Stütze im Auslande, Maurokordatos in England, Kolettis in Frankreich, Metaxas in Rußland, obschon der Patriotismus und der Eifer für die neue politische Ordnung bei allen außer Zweifel stand. Durch die Ausscheidung Metaxas' aus der Regierung, der zwischen den beiden andern Gegensätzen bisher ein Band der Vermittelung abgegeben, wurde die Parteispaltung schroffer, zumal sich die demokratischen Elemente immermehr mit der sogenannten russischen Partei (Nappisten) verbanden. Zwar übernahm Metaxas im Jahre 1847 das Finanzministerium in dem Cabinet Kolettis, doch zog er sich schon, infolge eingetretener Meinungsverschiedenheit und Uneinigkeit mit Kolettis, nach einigen Monaten wieder zurück. Unter Ablehnung der Würde eines Senators beschränkte er sich jetzt darauf, die Wahl der Eparchie von Attika zum Abgeordneten anzunehmen. In Rücksicht auf seine großen Dienste im Befreiungskriege verlieh ihm der König 1849 die Würde eines Generals. Im Jahre 1850 ging er als Gesandter nach Konstantinopel, wo er bis zum Jahre 1854 blieb. In dieser Stellung wußte er der Interessen des Königreichs wie der Griechen in der Türkei mit großem Geschick sich anzunehmen und beide vor der Pforte in Achtung zu setzen. Seine Erfahrungen, sein politischer Verstand und seine Charakterfestigkeit kamen ihm hierbei ebenso zu statten wie seine diplomatische Gewandtheit. Gleichwol vermochte er den während des orientalischen Kriegs und infolge des thessalisch-epirotischen Aufstandes eintretenden Bruch mit der Pforte nicht zu verhindern. Metaxas kehrte nach Athen zurück, wo er nun, fern von allen öffentlichen Geschäften, als Privatmann lebte und unablässig bemüht war, seinen Freunden politische Mäßigung, Klugheit und gesetzlichen Sinn zu predigen. Nur auf kurze Zeit trat er im Jahre 1859 wieder in die Öffentlichkeit, als König Otto gewisse Reformen beabsichtigte und Metaxas von ihm den Auftrag erhalten hatte, ein dem entsprechendes Ministerium zu bilden. Da ihm dies nach vielfachen fruchtlosen Versuchen nicht gelang, gab er den ihm durch das Vertrauen des Monarchen gewordenen ehrenvollen Auftrag in die Hände desselben zurück. Er lebte fortan in Athen wieder als Privatmann, bis ihn der Tod abrief.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Bury (Lady Charlotte), englische Schriftstellerin, war die Tochter des Herzogs von Argyle und der schönen Elizabeth Gunning und gehörte selbst durch Geist und Schönheit zu den Zierden der britischen Aristokratie. Am 21. Juni 1775 geboren, vermählte sie sich 1796 mit ihrem Vetter, dem Obersten Campbell, und wurde dann Hofdame der Prinzessin von Wales, über deren Privatleben sie später in einer Schrift („Diary Illustrative of the Times of Georg IV", London 1838) Enthüllungen machte, welche damals allgemeines Aufsehen erregten und wegen der Indiscretion, mit der sie die wirklichen oder vermeinten Sünden jener unglücklichen Fürstin der Öffentlichkeit preisgab, der Verfasserin vielfachen Tadel zuzogen. Ihre schriftstellerische Thätigkeit war jedoch hauptsächlich dem Erzählungsfache gewidmet, indem sie zahlreiche Romane in die Welt schickte, die, zu ihrer Zeit viel gelesen, jetzt meist in Vergessenheit gerathen sind, und von denen höchstens „Flirtation" und die „Posthumous Memoirs of a Peeress" (deutsch von Winter; Braunschweig 1840) als Beiträge zur Charakteristik der höhern Schichten der englischen Gesellschaft Erwähnung verdienen. Nach dem Tode ihres ersten Gatten heirathete sie zum zweiten mal einen Rev. Edward B., den sie gleichfalls überlebte, wie auch die meisten ihrer Kinder. Sie starb im Alter von 86 Jahren am 1. April 1861.

Montemolin (Graf, Don Carlos Luis Fernando von Bourbon, Prinz von Asturien), spanischer Kronprätendent, starb am 13. Jan. 1861 zu Triest. Er war der älteste Sohn des Prätendenten Don Carlos aus dessen Ehe mit der portugiesischen Prinzessin Maria Francisca d'Assis, und wurde am 31. Jan. 1818 zu Madrid geboren. Nach dem Tode König Ferdinand's VII., der die männliche Erbfolge zu Gunsten seiner Tochter Isabella umgestoßen hatte, floh Don Carlos 1833 mit dem Prinzen von Asturien und seiner übrigen Familie nach Portugal. Im Jahre 1834 folgte der Prinz seinen Ältern nach England, wo er auch mit den beiden Brüdern bei der Mutter blieb, als Don Carlos selbst in Verkleidung durch Frankreich nach Navarra ging. Nach dem Tode der Mutter, die am 24. Sept. 1834 starb, blieben die drei Brüder in England unter der Obhut ihrer Muhme, der Prinzessin von Beira, die nachher ihre Stiefmutter wurde. Im October 1838 gelang es dem Prinzen von Asturien und der Prinzessin von Beira, mit Hülfe französischer Legitimisten, durch Frankreich zu Don Carlos auf den Kriegsschauplatz nach Navarra zu gelangen. Der Prinz nahm indeß an den militärischen Operationen keinen

Theil. Nach dem Vertrage von Bergara wandte er sich mit dem Vater Mitte September 1839 nach Frankreich, wo der Familie des Don Carlos das Schloß Bourges als Aufenthalt angewiesen wurde. Hier entsagte in aller Form Don Carlos in einer vom 18. Mai 1845 datirten Acte seinen Rechten auf den spanischen Thron zu Gunsten seines ältesten Sohnes, des Prinzen von Asturien. Zugleich nahm Don Carlos den Incognitotitel eines Grafen von Molina, der neue Prätendent den eines Grafen von Montemolin an. Die Abdankung hatte ihren Grund in den Parteispaltungen der spanischen Legitimisten (Karlisten). Der politisch gemäßigte, aber kriegerische Theil verachtete den unfähigen Don Carlos und glaubte in dem siebenundzwanzigjährigen Prinzen ein geschickteres Haupt und Werkzeug ihrer Plane zu finden. Der klerikale und absolutistische Theil der spanischen Legitimisten speculirte dagegen auf eine Vereinigung der Rechte und Interessen der königlichen Familie durch die Vermählung des jungen Prätendenten mit der Königin Isabella. Wenn nicht anders möglich, sollte hiernach der Prinz mit Isabella die gleichen Herrscherrechte auf dem Throne ausüben, doch die männliche Erbfolge nach Isabella's Tode wieder in Geltung kommen. Österreich und der Papst unterstützten diesen Plan, und die bei allen Parteien compromittirte Königin Christine hoffte man zu gewinnen. Die Persönlichkeit des neuen Prätendenten wäre für die Ausführung des Heirathsplans wol kein Hinderniß gewesen. Der Prinz, von Natur günstig ausgestattet, war von angenehmem und zugleich entschiedenem Wesen, galant gegen die Frauen, im Kriegswesen unterrichtet, durch Sprach- und Geschichtsstudien geistig gebildet. Doch alle liberalen Parteien Spaniens, selbst die damals am Ruder befindlichen Moderados, begriffen, daß mit einer solchen Vermählung der Personen und dynastischen Interessen die Verfassung, die Reformen und alle Früchte, die das Land in blutigem Bürgerkriege erkämpft, wieder verloren gehen müßten. Nahm erst der Prinz neben der Königin Isabella auf dem Throne seinen Platz, so würde die Partei, die ihn gehoben, selbst gegen seinen Wunsch und Willen die rächende Reaction begonnen und unter neuen Wirren und Kämpfen den Absolutismus und das Priesterregiment im Staate wiederhergestellt haben. Wie richtig man hierin dachte, bewies schon das unter dem 23. Mai 1845 von dem Prätendenten an die spanische Nation gerichtete Manifest, in welchem der Prinz zwar von zeitgemäßen Zugeständnissen sprach, aber die Verfassung nicht erwähnte, dagegen schließlich mit Erneuerung des Bürgerkriegs drohte. Frankreich und England, wenn auch aus verschiedenen Gründen, waren ebenfalls gegen die Ausführung des Vermählungsprojects. So blieb denn die Abdication des Don Carlos ohne Erfolg für die Partei wie für den Prinzen; ja man mußte die Sache als eine Niederlage der spanischen Legitimisten betrachten.

Während im Herbst 1845 Don Carlos mit seiner Gemahlin Frankreich verlassen durfte, hielt man den neuen Prätendenten in Bourges zurück. Es gelang jedoch dem Grafen M. am 14. Sept. 1846, in Begleitung des Generals Cabrera aus Bourges zu entfliehen. Diese Flucht machte damals großes Aufsehen und beunruhigte namentlich den König Ludwig Philipp, der für die bereits im Gange befindliche christinisch-orleanistischen Heirathsplane Besorgnisse hegte. Der Prätendent hatte nämlich bei seiner Entweichung abermals ein Manifest veröffentlicht, in welchem er, wenn auch nicht den Worten, doch dem Sinne nach gegen jede andere Vermählung der Königin Isabella als mit ihm protestirte und die Erneuerung des Bürgerkriegs wieder in Aussicht stellte. Einige Wochen später tauchte der Graf M. in London auf, wo er fortan auch seinen Hauptwohnsitz behielt. Durch die Lage der Dinge und seine Anhänger, die sogenannten Montemolinisten ermuntert, machte er im April 1849 den Versuch, verkleidet und unter fremdem Namen nach Spanien zu gelangen, wurde aber in Frankreich angehalten und von da, nach einer achttägigen Gefangenschaft auf der Citadelle zu Perpignan, wieder nach England zurückgeschafft. Im Jahre 1850 vermählte er sich mit der neapolitanischen Prinzessin Maria Carolina Fernanda (Schwester König Ferdinand's II.), welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Der Tod seines Vaters, der am 10. März 1855 zu Triest starb und dessen Leichenbegängniß er beiwohnte, änderte nichts in der Lage des Grafen M., nur daß er unstet bald hier bald dort auf dem Continent erschien und offenbar ernster als früher an eine Invasion in Spanien dachte. Die günstige Gelegenheit für eine Unternehmung schien gekommen, als die spanische Regierung Ende des Jahres 1859 den mit schwierigen Umständen verknüpften Feldzug über das Meer gegen Marokko begann. Es gelang dem Grafen M. mit dem General Don Jaime Ortega, Generalkapitän der Balearischen Inseln, einem unbedeutenden Militär, der bereits allen Parteien, aber niemals den Legitimisten gedient hatte, in Verbingung zu treten und diesen für die Erhebung der montemolinistischen Fahne zu gewinnen. Das Unternehmen ward jedoch ohne Zweifel verzögert, denn es wurde erst ausgeführt, nachdem der Friede zwischen Spanien und Marokko bereits gesichert und das siegreiche spanische Heer im Begriff war, wieder die Rückkehr über die Meerenge anzutreten. Am 3. April 1860 erschien Ortega mit einigen Schiffen und 3000 Mann Truppen von den Balearen in der Mündung des Ebro, landete bei Tortosa und rief den Grafen M. zum König Karl VI. von Spanien aus. Der Prätendent selbst und sein Bruder Don Fernando Maria José der sich ihm von Triest aus angeschlossen hatte, sowie der Karlistengeneral Eliot und einige andere Parteigenossen befanden sich in Person bei dem General Ortega. Als die Truppen erfuhren, wozu sie gebraucht werden sollten, weigerten sie sich zu folgen, und es blieb Ortega, den beiden Prinzen und ihren Genossen nichts anderes übrig, als ins Innere des Landes zu fliehen, wo sie einige Tage später nacheinander ergriffen wurden. Man brachte die Prinzen, nachdem man sie erkannt, nach Tortosa zurück, wo ihnen der Proceß gemacht werden sollte. Ortega ward ohne weiteres vor ein Kriegsgericht gestellt, verurtheilt und erschossen. Im Innern des Landes waren zu gleicher Zeit verschiedene legitimistische Banden aufgetreten, die leicht überwältigt wurden. Als die beiden Prinzen alles verloren und ihr Leben bedroht sahen, ließen sie sich herbei, mit der Königin Isabella in Verhandlungen zu treten, die bei Hofe gern aufgenommen wurden. Infolge dessen sprach der Graf M. in einer vom 23. April datirten Urkunde feierlich die Verzichtleistung auf seine legitimen Thronrechte aus und gelobte, gegen die Regierung der Königin und deren Nachkommen nichts mehr unternehmen zu wollen. Der Bruder Don Fernando Maria José gab dasselbe Versprechen. Die Sache war somit beendet, und die beiden Prinzen wurden mit

einigen ihrer Gefährten Anfang Mai zu Schiffe außer Landes gebracht. Die legitimistischen Kreise allerwärts zeigten sich jedoch erbittert über einen solchen Ausgang, der ihren Bestrebungen in Bezug auf Spanien jede Zukunft benahm. Auf ihr Andringen veröffentlichte der Graf M. eine vom 15. Juni aus Köln datirte Erklärung, wonach er die Verzichtleistung auf seine Thronrechte wieder zurücknahm, weil er das Versprechen im Stande der Unfreiheit gethan und seine Rechtsbeistände und Freunde ihn von der Ungültigkeit desselben überzeugt hätten. Dieses Verfahren ist dem Ansehen des Prätendenten in den Augen Europas nicht eben von Vortheil gewesen. Der Graf M. zog sich mit seinem Bruder nach Triest zurück, wo beide niedergedrückt und in wenig glänzenden Verhältnissen lebten. Dieser Bruder, **Don Fernando Maria José**, der jüngste von den drei Söhnen Don Carlos' aus der Ehe mit der portugiesischen Prinzessin, war am 19. Oct. 1829 geboren und starb am 2. Jan. 1861 zu Brunnsee, einem Schlosse der Herzogin von Berri in Steiermark. Der Graf M. und seine Gemahlin verfielen zu Triest, nachdem sie von dem Besuche des kranken Bruders zurückgekehrt, ebenfalls in Krankheit. Der Graf starb infolge dessen in der Nacht vom 13. auf den 14. Jan., einige Stunden später auch seine Gemahlin. Die legitimistische Partei säumte nicht, diese drei Todesfälle einer Vergiftung zuzuschreiben, was jedoch durch den von fünf angesehenen Ärzten unterzeichneten Bericht vollkommen widerlegt worden ist. Die beiden Prinzen wie die Prinzessin sind hiernach derselben Krankheit, einem ansteckenden Typhus, erlegen. Die Prätendentschaft auf den spanischen Thron hat nach dem Tode des Grafen M. der mittlere von den drei Söhnen des Don Carlos, der Infant **Don Juan Carlos Maria Isidoro**, aufgenommen. Derselbe ist am 15. Mai 1822 geboren und vermählte sich 1847 mit einer Tochter des Herzogs Franz IV. von Modena, aus welcher Ehe zwei Söhne hervorgingen. Der Infant lebt von seiner Gemahlin getrennt in London und hat sich seit der Verzichtleistung seines Bruders durch verschiedene Manifeste bemerklich gemacht, in welchen er die Rechte auf den spanischen Thron für sich und seine Familie in Anspruch nimmt, zugleich aber auch seine Anhänglichkeit an die constitutionelle Sache offen und eifrig bekennt.

***Niebuhr** (Marcus von), Cabinetsrath König Friedrich Wilhelm's IV. von Preußen, Sohn des Geschichtsforschers und Staatsmanns gleiches Namens, wurde 1817 zu Rom geboren, wo sein Vater damals als preußischer Gesandter lebte. Er verbrachte seine Jugend zu Rom und Bonn, besuchte dann das Gymnasium zu Lübeck und studirte hierauf mit großem Erfolge die Rechts- und die Staatswissenschaften auf den Universitäten zu Kiel, Bonn, Halle und Berlin. Nach längerm Aufenthalt in England, Belgien und Frankreich kehrte er nach Berlin zurück und vermählte sich mit der Tochter des Generals von Wolzogen. Im Verein mit M. Isler begann er damals die Herausgabe der sämmtlichen Vorlesungen seines Vaters. Im Jahre 1846 erschien von ihm selbst die Schrift „Bankrevolution und Bankreform" (Berlin), auch schrieb er eine Reihe tüchtiger Aufsätze über die preußischen Finanzen, die in Rau's und Hanssen's „Archiv der politischen Ökonomie" veröffentlicht wurden. Zu derselben Zeit (1846 und 1847) unternahm N. eine Reise nach Italien, für welches Land er viel Vorliebe besaß. Er sprach auch das Italienische mit großer Fertigkeit und hat mehrere Schriften aus dieser Sprache ins Deutsche übersetzt. In der vormärzlichen Zeit war N. ein eifriger Anhänger der liberalen Reformen König Friedrich Wilhelm's IV., dessen Protection er sich von Jugend auf zu erfreuen hatte. Nach den Märzereignissen von 1848 wandte er sich jedoch mit Leidenschaft den preußischen Hochtories zu, denen er fortan als Mann von Geist und ausgebreiteten Kenntnissen große Dienste leistete. Namentlich bemühte er sich damals um die Begründung und Entwickelung der sogenannten conservativen Presse. In den Jahren 1848 und 1849 redigirte er selbst den „Magdeburger Correspondenten"; ebenso war er ein thätiger Mitarbeiter an der Kreuzzeitung, die ihm viele ausgezeichnete Beiträge verdankt.

Im Jahre 1850 wurde N. zum Regierungsrath ernannt und mit einer Mission nach Kassel betraut, wo er in den Hassenpflug'schen Wirren als Vermittler auftreten sollte, was natürlich nicht gelang. Nach seiner Rückkehr erfolgte 1851 seine Ernennung zum Geheimen Regierungsrath und Cabinetssecretär des Königs, und 1852 erhielt er eine Mission in diplomatischen Angelegenheiten nach London. Im Jahre 1854 ernannte ihn der König zum Cabinetsrath und zum Staatsrath; bald darauf ward er auf sein Gesuch in den preußischen Adelstand erhoben. In seiner Stellung im Geheimen Civilcabinet des Königs gewann N. auf diesen einen bedeutenden Einfluß, den er nach allen Richtungen hin im Interesse der Junker- und Kreuzzeitungspartei geltend zu machen suchte. Der Feldmarschall Graf Dohna, der General von Gerlach und N. bildeten zusammen hinter dem Throne Friedrich Wilhelm's IV. eine Art Camarilla, deren Wirksamkeit auf die Gestaltung der preußischen Verhältnisse in Staat und Kirche während der Reactionsepoche von tiefgreifenden Folgen gewesen ist. In der Schrift „Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense u. s. w." (Leipzig 1860) ist dieser Einfluß sowie der Charakter N.'s in schärfster Weise gezeichnet worden. Als ein Mann von umfassender Bildung, scharfem Geiste und außerordentlicher Gedächtnißkraft ward übrigens N. vom König sehr geschätzt und mit mancherlei Gunstbezeigungen bedacht. So erhielt er verschiedene preußische Orden, 1852 den hohenzollernschen Hausorden, und auch an auswärtigen Ehrenbeweisen hat es dem ehrgeizigen Manne nicht gefehlt. Als Mitglied der preußischen Kammer sah sich dagegen N. nicht selten sehr heftigen Angriffen ausgesetzt, und auch die öffentliche Meinung erwies sich ihm aufs äußerste ungünstig. Namentlich konnte man ihm nicht vergessen, daß er sich in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit als den eifrigsten Vertheidiger des Londoner Protokolls erwiesen hatte. Infolge seiner frömmelnden und überkirchlichen Richtung gerieth er in den Verdacht, daß er dem Irvingianismus huldige. Der berüchtigte Depeschendiebstahl im Jahre 1856 war für N. ein harter Schlag. Dieser Diebstahl erstreckte sich hauptsächlich auf geheime Papiere, die ihm anvertraut gewesen waren und deren Veröffentlichung ihm sehr peinlich sein mußte. Der Unfall und wahrscheinlich auch die Erkrankung des Königs erschütterten sein Gemüth auf das heftigste. Geistig verstimmt, mit Amtsgeschäften überhäuft, überdies noch wissenschaftlichen Forschungen hingegeben, brach bei N. im Herbst 1857 ein Gehirnleiden aus, welches seinen Geist umnachtete und das beinahe denselben Verlauf nahm wie bei seinem königlichen Gönner. Er erlag endlich seinen Leiden

am 1. Aug. 1860 zu Ober-Weiler bei Baden-Weiler. Kurz nach seiner Erkrankung erschien von ihm das Werk „Geschichte Assurs und Babels" (Berlin 1858), in welchem er die Übereinstimmung der neuern antiquarischen Forschungen, namentlich der von Rawlison und Layard, mit der Bibel nachzuweisen suchte. Ungeachtet der beschränkten Tendenz hat diese gelehrte und scharfsinnige Arbeit in den wissenschaftlichen Kreisen manche Anerkennung gefunden.

*__Rahden__ (Wilhelm, Freiherr von), bekannt durch seine militärischen Erlebnisse und Aufzeichnungen, starb am 2. Nov. 1860 zu Gotha. Er war am 10. Aug. 1793 in Schlesien geboren, trat in die preußische Armee und wurde 1812 Lieutenant. Als solcher wohnte er den Befreiungskriegen bei, wurde mehrfach verwundet, blieb aber dennoch im Avancement zurück. Er nahm darum 1829 russische Dienste und erlangte eine Anstellung als Kapitän im kaiserlichen Generalstabe. Doch kehrte er, weil er das nordische Klima nicht vertragen konnte, schon im nächsten Jahre wieder in preußische Dienste zurück, die er 1832 aufs neue verließ, um als Freiwilliger die Citadelle von Antwerpen vertheidigen zu helfen. Er ward nach dem Falle der Festung zum Kapitän à la suite der niederländischen Armee ernannt. Auch das befriedigte ihn nicht, und er wandte sich nun nach Spanien, wo er im Heere des Don Carlos tapfer gegen die Christinos focht. Nach der Capitulation Maroto's kehrte er 1839 schwer verwundet und mit dem Grade eines Brigadegenerals nach Deutschland zurück, wo er sich nun literarischen Arbeiten zuwandte. Im Jahre 1849 machte er im schleswig-holsteinischen Kriege die Bekanntschaft des Herzogs von Sachsen-Koburg-Gotha, der ihm seitdem auf dem Schlosse Friedenstein bei Gotha ein sorgenfreies Asyl gewährte. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: „Cabrera" (Frankfurt a. M. 1840) und „Wanderungen eines alten Soldaten" (3 Bde., Berlin 1846—51), die manche Aufklärung über die spanischen Bürgerkriege enthalten. Auch gab er den „Authentischen Bericht über das Land- und Seetreffen bei Eckernförde" (Berlin 1849) heraus.

*__Tiedemann__ (Friedrich), einer der verdientesten deutschen Anatomen und Physiologen, starb am 22. Jan. 1861 zu München. Am 23. Aug. 1781 zu Kassel als der Sohn des bekannten philosophischen Schriftstellers und Professors Dietrich T. geboren, widmete er sich 1798—1802 zu Marburg, wohin sein Vater inzwischen versetzt war, dem Studium der Naturwissenschaften und Medicin und suchte dann zu Bamberg und Würzburg seine Kenntnisse zu vervollständigen, bis er sich 1804 an der Universität Marburg habilitirte. Da jedoch der Drang zum Lernen sich immer noch mächtiger zeigte als die Neigung zum Lehren, so wandte er sich abermals nach Würzburg, wo er besonders das Nervensystem zum Gegenstand seiner Studien machte. Auch hörte er bei diesem zweiten Aufenthalt die Vorlesungen Schelling's über Naturphilosophie, die jedoch bei der vorwiegend realen Richtung seines Geistes keinen nachhaltigen Einfluß auf ihn zu üben vermochten. Eine Reise nach Paris brachte ihn mit den damaligen Koryphäen der Naturwissenschaft, mit Cuvier, Hauy, Geoffroy Sainte-Hilaire u. a. in nähern Verkehr. Durch Vermittelung Sömmerring's, dessen Freundschaft er sich während der Durchreise in Frankfurt a. M. erworben, erhielt er 1806 den Ruf als Professor der Zoologie und Anatomie an die Universität Landshut, welcher man gerade zu jener Zeit durch Berufung jüngerer und strebsamer Lehrkräfte einen neuen Aufschwung zu geben beabsichtigte. T. entwickelte hier als Lehrer wie als Schriftsteller eine außerordentliche Thätigkeit. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten waren es namentlich die „Zoologie" (3 Bde., Landshut 1808—10), die „Anatomie des Fischherzens" (Landshut 1809) und eine vom französischen Institut gekrönte Untersuchung über die Anatomie der Strahlthiere, die ihrerzeit das allgemeinste Aufsehen erregten und ihrem Verfasser einen ausgebreiteten Ruf erwarben. Letzterer wurde noch erhöht durch die „Anatomie der kopflosen Misgeburten" (Landshut 1813) und durch die „Anatomie und Bildungsgeschichte des Gehirns" (Nürnberg 1816), zwei Werke, die auf ihrem Gebiete epochemachend wirkten. Im Jahre 1816 als Professor der Anatomie, Physiologie, vergleichenden Anatomie und Zoologie nach Heidelberg berufen, gehörte er von da an zu den glänzendsten Zierden dieser Universität. Seine Vorlesungen waren mit die besuchtesten, und es dürfte wol keinen unter den berühmtern Naturforschern der Gegenwart geben, der nicht zu T.'s Füßen gesessen hätte. Daneben entwickelte er auch als Schriftsteller eine unausgesetzte Thätigkeit, die bei der Selbständigkeit und Gründlichkeit seiner Forschungen bewundernswerth genannt werden muß. Unter seinen Arbeiten aus dieser Zeit sind besonders hervorzuheben: die „Physiologie des Menschen" (Bd. 1 und 3, Darmstadt 1830 und 1836), die „Zeitschrift für Physiologie" (1824—27), die er mit Reinhold und Treviranus gemeinschaftlich herausgab, und die classische Schrift „Das Hirn des Negers verglichen mit dem des Europäers" (Heidelberg 1837), welche wegen der politisch-socialen Consequenzen, die sich daraus ergeben, von Wichtigkeit ist. Sonst sind noch zu erinnern: „Von den Duverney'schen und Bartholinischen Drüsen des Weibes" (Heidelberg 1840); „Über Verengung und Schließung der Pulsadern in Krankheiten" (Heidelberg 1843); „Von lebenden Würmern und Insekten in den Geruchsorganen des Menschen" (Manheim 1844). Mittlerweile jedoch hatten harte Schicksalsschläge, die ihn in seiner Familie betrafen, die Kraft des rüstigen Mannes erschüttert. Nach der badischen Revolution von 1848 und 1849, an welcher auch zwei seiner Söhne Antheil genommen hatten, war ihm seine Stellung und der Aufenthalt in Heidelberg verleidet. Er nahm 1849 seine Entlassung vom Lehramte und lebte seitdem in stiller Zurückgezogenheit erst zu Frankfurt a. M., wo er im März 1854 sein funfzigjähriges Doctorjubiläum feierte, dann in München, wo ihn im fast vollendeten achtzigsten Jahre der Tod ereilte. Eine gelehrte Frucht der Muße seiner letzten Jahre war die „Geschichte des Tabacks und ähnlicher Genußmittel" (Frankfurt a. M. 1854), die auch beim größern Publikum lebhaften Anklang fand.

Christian Karl Josias Freiherr von Bunsen.

Christian Karl Josias Bunsen war geboren am 25. Aug. 1791 zu Korbach im Fürstenthum Waldeck. Dies kleine Land im Westen Deutschlands, zwischen dem fränkischen und dem sächsischen Stamme, aber wesentlich letzterm angehörig und noch besonders dem westfälischen verwandt, den man sonst mehr durch die Tüchtigkeit und Treue seines Charakters als durch die Feinheit und Freiheit seiner geistigen Begabung ausgezeichnet erachtet (doch war Möser ein echter Westfale), hat dem Vaterlande eine Reihe von Männern gegeben, wie Rauch, Drake und Kaulbach, welche die deutsche Kunst neben die deutsche Wissenschaft gestellt haben; die Familie Bunsen rechnet auch den berühmten Chemiker dieses Namens zu den Ihrigen.

Bunsen's Vater war in einem waldeckischen Regiment in holländischen Kriegsdiensten als Wachtmeister gewesen, und verließ dieselben, da die Versprechungen einer Beförderung als Offizier auf ihre Erfüllung warten ließen, mit dem Titel eines Fähnrichs und einer kleinen Pension, von der er fortan in seiner Vaterstadt, dem in dem sächsischen Theile des Fürstenthums gelegenen Korbach, nebst dem Ertrag eines kleinen Landbesitzes und gelegentlichem Abschreiben sich nährte. Witwer und Vater von drei Töchtern reichte er, schon ein hoher Funfziger, der vierzigjährigen Eleonore Brocken, Erzieherin in dem gräflich Waldeck-Bergheim'schen Hause, die Hand zur zweiten Ehe, deren einziger Sproß Christian Karl Josias war. Von jenen stand besonders die ältere unverheirathet gebliebene Schwester Christiane in innigem, durch das ganze Leben dauerndem Zusammenhange mit dem ganzen geistigen und gemüthlichen Leben des Bruders, für dessen früh entwickelte ernste Bestrebungen sie ein reiches Verständniß hatte. Die Mutter war stillerer Art, und so stand der Knabe besonders unter dem Einfluß des würdigen, in jeder Beziehung tüchtigen ehrenfesten Vaters, welcher, wortkarg und streng, in kurzen Sprüchen seine Erfahrungen dem Sohne hingab, wie sie der Dienst in fremdem Lande ihm über die engen und knappen bürgerlichen Verhältnisse der Heimat hinaus gewährt hatte. Ein solcher Spruch, den man im Blick auf die spätern Wohnungen des Mannes auf dem römischen Capitol und am Westminsterpark in der neuen Weltstadt prophetisch nennen möchte, und der wol auf früh ins Auge gefaßte höhere Ziele für den begabten Sohn deutet, war der: „Wo du dich auch einrichtest, da kleide dich nach deinem Vermögen, speise unter deinem Vermögen, wohne über deinem Vermögen." Einen tiefen Blick in die Erfahrungen des Vaters läßt ein anderer Spruch thun: „Junge, was du auch im Leben anfangen mögest, ducke dich nie vor den Junkern."

Das Ducken war nun auch eben nicht in seiner Natur. Auf jene Höhen des Lebens hat er auch den ehrenfesten, bürgerlichen Sinn des Vaters und die echte Bürgertugend, welche allem nichtigen Schein und Glanz und bloßem Formenwesen abhold ist, mit hinübergenommen, während er das Wichtige und Bedeutende der inhaltvollen Form wohl zu würdigen wußte. Diese bürgerliche Grundlage, der Einfluß des väterlichen Hauses in strenger Zucht, dieses Wurzeln in dem festen Kerne echter deutscher Volkskraft in Sitte und Religion war ihm ein fester Halt, um nicht zu sagen ein nothwendiges Gegengewicht gegen die hochfliegende Phantasie und das der Begeisterung leicht zugängliche, dem Idealen zugewandte Gemüth.

Aus der Heimat, wo sich seiner besonders ein Verwandter, der Regierungsrath Bunsen in Arolsen, annahm, schied er nach beendigter Vorbildung auf dem Gymnasium zu Korbach im Jahre 1808, um zunächst in Marburg Theologie zu studiren. Der Vater gab ihm mühsam ersparte hundert Thaler; das war alles, was er je aus dem väterlichen Hause erhalten. Sein Leben mußte er weiter durch Unterricht und Erziehung fristen. Dies wurde ihm in Göttingen, wohin er schon 1809, durch die obenerwähnte gräflich Waldeck-Bergheim'sche Familie an Heyne empfohlen, gegangen war, besonders durch das Verhältniß, in welches er dort seit 1811 zu einem jungen Amerikaner trat, dem Sohne des durch kolossalen Reichthum, durch seine Fahrten in das Pelz- und Indianerland und durch Washington Irving's Buch („Astoria") bekannt und fast berühmt gewordenen Astor. Die theologischen Ziele, die er ursprünglich ins Auge gefaßt, vertauschte er bald, ohne die Beschäftigung mit ihnen ganz aufzugeben, mit vorwiegend philologischen Studien. Mächtig wirkte die Anziehungskraft Heyne's und der Reiz des classischen Alterthums auf ihn ein. Jener große Philolog, dessen geistiger Anregung Deutschland so viel und selbst manches verdankt, was nachher über ihn hinausgegangen oder ihm entgegengetreten ist, ward bald auf den strebsamen Jüngling aufmerksam und suchte ihn in seinem Studium wie in

seinem Lebensgange auf eine Weise zu fördern, deren er immer mit der dankbarsten Pietät gedachte; von der eifrigen Thätigkeit in dem philologischen Seminar und der sorgsamen, unermüdeten Theilnahme Heyne's an seinen Schülern zeigte Bunsen gern noch spät die in seinen Papieren bewahrten Beweise. Schon im Jahre 1811 hatte er eine Stelle am Gymnasium in Göttingen erhalten, setzte aber dabei seine eigenen Studien auf das eifrigste fort, und trug im November 1812 durch eine Schrift „De jure Atheniensium hereditario" einen akademischen Preis mit der höchsten Auszeichnung davon. Seine Beschäftigung mit den classischen Sprachen war damals so eifrig und gründlich, daß er fertig griechisch sprach, nach dem Zeugniß von Freunden jener Zeit, und seine Doctordissertation griechisch zu schreiben dachte. Dies unterblieb unter den Aufregungen des Jahres 1813, in welchem er im Februar für ihn selbst überraschend von Jena aus mit Bezug auf die obenerwähnte Preisschrift, honoris causa, zum Doctor der Philosophie promovirt wurde.

Es ist eben des Zeugnisses von Freunden jener Zeit gedacht worden, und der Kreis dieser Freunde darf hier um so weniger unerwähnt bleiben, als Bunsen recht eigentlich der Mittelpunkt desselben war. „Ernst Schulze, der Philolog und Dichter, melancholisch reizbaren Gemüths, Friedrich Lücke, der Theolog von sanft schwärmerischer Begeisterung für sein Fach, Karl Lachmann, der launisch launige Kritiker, Karl Reck, der für Shakspeare schwärmende Jurist, treuherzig und barock", nennt ein Mitglied dieses Kreises in Erinnerungen am späten Lebensabend; dazu sind aus den Jahren 1812—14 zu nennen Ulrich, Susemihl, Wilhelm Hey, Agricola, Jacobs, Becker aus Gotha (der unter manchen Gefahren seinen von den Franzosen weggeführten Vater Zacharias Becker aufsuchte und fand), Ludwig Abeken aus Osnabrück und, erst im Jahre 1814 eintretend, Brandis (damals schon Adjunct der philosophischen Facultät in Kopenhagen, Sohn des berühmten deutschen Arztes in Kopenhagen), dem es allein unter den Jugendfreunden vergönnt ward, die letzten Tage mit seinem treuen Genossen in Bonn zuzubringen. Die Seele dieses Kreises war Bunsen, dessen jugendliches Feuer und energische Thatkraft, verbunden mit der zartesten, innigsten Milde des Herzens, auf alle, die in seine Nähe kamen, eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausübte; darum die Seele des Kreises, weil er, während er selbst fest und energisch seine eigenen Ziele verfolgte, doch nach dem Zeugniß des Obenerwähnten „an Raschheit der Auffassung und Weite des Gesichtskreises alle übertreffend, doch frei von aller Überhebung, für die Bestrebungen der andern das lebhafteste und eingehendste Interesse hatte, ja einem das beste, was er hatte und wußte, abzulocken verstand, und unselbstisch alle, jeden in seiner Eigenthümlichkeit liebte".*) Bunsen war der Stifter einer philologischen Gesellschaft, deren Mitglieder alle die Genannten und einige ferner Stehenden waren, und die unter dem Vorsitz des Docenten Dr. Wunderlich zum Vortrage und zur Besprechung eigener philologischer Arbeiten zusammenkamen. Daß neben der ernsten, wissenschaftlichen Thätigkeit das Leben in freier und fröhlicher Weise, auf Ausflügen und kleinen Wanderungen genossen wurde, versteht sich; aber wol selten hat ein Kreis junger Männer in so reiner und edler Weise die Jugend verlebt! Es war eine schöne Zeit für die Jugend Deutschlands, der damals der Sinn für das Ideale noch nicht verschlossen, aber auch nicht von einem frischen Erfassen der Wirklichkeit getrennt war!

Gerade im Contrast der jetzigen Zeit weilt das Auge mit Vorliebe auf diesem Bilde, und es ist dasselbe für den, welcher Bunsen's Persönlichkeit zeichnen möchte, um so bedeutender, als sein ganzes Leben hindurch das Gepräge jenes idealen jugendlichen Feuers ihm geblieben ist und ihn gerade unter den Zeitgenossen auszeichnet. Schon damals ahnten seine Freunde, daß er zu Großem berufen sei; der Mann aber, der Großes geleistet, blieb den Jugendfreunden in nie wechselnder Liebe und Gemeinschaft verbunden, und in der Stunde der Vollendung auf dem Todtenbette gedachte er ihrer in schöner, rührender Pietät.

Göttingen gehörte damals zum Königreich Westfalen; aber das Herz jener Jünglinge war bald im Lager der Preußen, dessen Söhnen sich im Kampf anzuschließen jedoch durch die Ungunst der Verhältnisse im engern Vaterlande nur wenigen unter ihnen und erst zu einer Periode (Ende 1813 oder Anfang 1814) vergönnt werden konnte, wo die eigentliche Zeit der frischen That vorüber und die Entscheidung schon gegeben war, zu deren Sicherung und Befestigung es nicht mehr des frischen Aufschwungs des ganzen Volks, sondern der Verwendung geordneter, organischer Militärkräfte bedurfte. Was hierin noch zu thun war, konnte Bunsen nicht von

*) Mit ganz ähnlichen Worten wie die obigen, welche wir der handschriftlichen Mittheilung des ehrwürdigen Professors Brandis verdanken, spricht über die jugendliche Persönlichkeit Bunsen's Ernst Schulze; s. H. Marggraff, „Ernst Schulze", S. 257 fg.

seiner Wissenschaft abziehen, in welcher er zum geistigen Kampfe für das Vaterland sich berufen fühlte.

Die Ziele dieses geistigen Kampfes hatte er sich schon damals hoch und weit gesteckt. Er selbst spricht sich darüber in einem Briefe an die obenerwähnte vertraute Schwester von Rom am 28. Dec. 1817 in einer Weise aus, die zu bedeutsam ist, um nicht seine eigenen Worte wiederzugeben: „Die Erkenntniß Gottes in dem Menschen und dem, was er in und durch ihn gethan hat und noch thut — besonders in der Sprache und Religion, war, was mir von früher Zeit vor Augen stand. Nachdem ich es lange bald hier bald da zu erreichen geglaubt, machte ich mir endlich — es war gerade zuerst in den Weihnachtsferien von 1812, nachdem ich den Preis im November gewonnen — einen allgemeinen umfassenden Plan. Ich wollte das heidnische Alterthum in seinen Haupterscheinungen in drei großen Perioden der Weltgeschichte, nach seinen Sprachen und religiösen Vorstellungen und Einrichtungen durchgehen und darstellen. Zuerst nämlich im Orient, wo die ältesten Erscheinungen in beiden sind, höchst merkwürdig, obgleich wenig gekannt — dann in der zweiten Hauptepoche unter den Griechen und Römern — hierauf drittens unter den deutschen Völkerschaften, die dem Weltreiche der Römer ein Ende machten. Bisher hatte ich mich ausschließlich mit dem zweiten beschäftigt.“

Für den ersten Theil sollte ihm eine Reise nach dem Orient, vor allem nach Indien, die er durch seinen Zögling und Freund Astor zu machen hoffte, das Material gewähren. Eine größere Reise durch den Süden Europas mit diesem war schon für das Jahr 1813 bestimmt, aber durch die Zeitverhältnisse verhindert worden, und Astor, nach kürzern Ausflügen bis Wien und den Norden Italiens, einstweilen nach Amerika zurückgekehrt, um nach zwei Jahren für die größere Reise wiederzukommen. Dagegen fand er im Herbst und Winter 1814 bei einem Besuch seiner Schwester, die in Holland sich aufhielt, Gelegenheit zu förderlichem Studium, ja zum Erwerb orientalischer Handschriften, und auch schon für germanisch-skandinavische Arbeiten in Göttingen selbst Anlaß, mit dem Freunde Lachmann zusammen unter Beneke's Leitung.

Was sind seine Werke über Aegypten, über die Philosophie der Geschichte anders als die Ausführung jener Plane? — allerdings vervollständigt durch ein höheres Element, die Offenbarung, dessen Eintreten wir später werden anzudeuten haben.

Die erste Hälfte jener Reise nach Holland war eine fröhliche Wanderung durch Thüringen und Rheinland mit seinem Freunde Brandis, und freudig ergriff er die Gelegenheit, diesen, der im Sommer 1815 nach Kopenhagen zurückkehrte, zu begleiten, um dort seine nordischen Studien fortzusetzen. Auf der Reise lernte er in Kiel den damaligen bedeutenden Kreis kennen, den Männer wie Dahlmann, Twesten (mit welchen beiden er eng verbunden blieb), Hegewisch, Hensler, Falk, der Physiker Pfaff u. a. bildeten; in Kopenhagen ward er von dem Vater seines Freundes, einem der mächtigsten und großartigsten Charaktere, wie ein Sohn aufgenommen mit einer Herzlichkeit, die er in voller kindlicher Liebe erwiderte; dort lernte er Öhlenschläger, Bernhard Münter, die beiden Örsted, als Gäste auch Kleuker und den edeln Dichter und Weltumsegler Chamisso kennen, und studirte die nordische Sprache, namentlich das Isländische unter Finn Magnusen; Rask, dessen Arbeiten schon damals Epoche machten, war gerade in Island. Wie gründlich dies Studium gewesen, dafür zeugen die Untersuchungen im vierten Buch von „Gott in der Geschichte“ und die im dritten Band dazu abgedruckten Ausführungen, in welchen jene frühern Untersuchungen wieder aufgenommen worden.

Noch in demselben Jahre gab Brandis seine Stellung an der kopenhagener Universität auf, um sich in Berlin zu habilitiren; Bunsen ging mit ihm und ward hier mit Savigny, Schleiermacher, Buttmann, Solger, vor allem mit Niebuhr bekannt. Letzterm überreichte er damals eine Abhandlung, „Grundlinien der Vereinigung der Philosophie, Philologie und Geschichte“, deren Entwurf noch vorhanden ist und die im wesentlichen alle spätern Ideen enthält. Der erste Abschnitt derselben behandelt „Die Idee der Philosophie in ihrem Verhältniß zum Glauben, zur Philologie und Historie“. Er selbst bezeichnet dies in dem ebenerwähnten Briefe aus dem Jahre 1817 schon als einen Fortschritt, daß er neben die wissenschaftliche Entwickelung der weltgeschichtlichen Ideen den Glauben und die speciell historische Offenbarung stellte, die er als in der Grundlage eins, im Ziele zusammenführend, in den Wegen gesondert erachtete. Auch über die historische Entwickelung und Reihenfolge der Sprachen und ihre aufeinander folgende gleichsam knotenweise Ablösung vom Hauptstamme hatte er im wesentlichen schon damals seine feste Ansicht, welche er aber vor vollständiger Durcharbeitung des Detail nicht zur Veröffentlichung reif hielt.

Diese Arbeit hielt Bunsen länger in Berlin zurück, sodaß er erst spät im Frühjahr 1816 nach Paris kam, wo er, früherer Übereinkunft gemäß, mit Astor zusammentreffen sollte. Dieser war auch in der That schon vor ihm angelangt, hatte aber inzwischen mit Landsleuten eine Reise nach Italien und Spanien verabredet, auf welcher Bunsen ihn nicht begleiten konnte. Es wurde bestimmt, daß dieser erst im Sommer in Florenz ihn wieder treffen solle, um dann Italien und Deutschland gemeinsam gründlicher zu sehen. Die Monate, welche Bunsen hierdurch für Paris gewann, nutzte er zu eifrigem Studium der orientalischen Sprachen, besonders des Persischen, unter dem großen Sylvestre de Sacy. Auch Alexander von Humboldt's Bekanntschaft machte er schon hier, und fand freundlich entgegenkommende Aufnahme.

Im Juli war er seinem Versprechen gemäß in Florenz, nachdem die Reise durch Südfrankreich ein heiteres Abenteuer gebracht hatte. Er war nämlich auf einer kleinen Station wegen seiner auch sonst oft bemerkten Ähnlichkeit mit dem Typus des Napoleonischen Gesichts für ein verkapptes Mitglied der Familie der Napoleoniden, auf welche in jenen noch unberuhigten Tagen ängstlich gefahndet wurde, gehalten und nur mit Mühe durch das Zeugniß von Reisegefährten, die ihn in Paris gekannt, vor Verhaftung bewahrt worden.

In Florenz traf er Astor — aber nicht wie er gedacht, zu erneutem längern Zusammensein, sondern zum Scheiden. Bunsen hatte dem zum Freunde gewordenen Schüler manches Jahr gewidmet; er war zu fernerer Hingebung bereit, in der Hoffnung, daß als Lohn ihm die Mittel zu der seinen ganzen Geist erfüllenden Reise nach Indien werden sollten. Aber Familienverhältnisse und der Wille des Vaters riefen den Amerikaner früher, als er gemeint, nach der Heimat zurück. Er schlug vor, daß der Deutsche ihn dorthin begleite, überzeugt, daß sein Vater, unter dem Einfluß von Bunsen's Persönlichkeit, diesem die Mittel gewähren werde, die dem noch nicht unabhängigen Sohne selbst nicht zu Gebote standen. Dieser Umweg konnte nicht in Bunsen's Plane liegen. Er zog es vor, das Verhältniß in freundlicher Weise schon jetzt zu lösen, in dem Vertrauen, daß eigene Kraft und die Unterstützung einer deutschen — natürlich der preußischen — Regierung ihn dem verheißenen, nicht aufgegebenen Ziele zuführen werde. Die Freunde trennten sich für mehr als vierzig Jahre. Astor reiste über Spanien und England nach Amerika; Bunsen blieb in Florenz.

Er war von neuem ganz auf sich allein angewiesen. Für die nächste Zeit war seine Subsistenz durch Astor's gegen ihn eingegangene Verpflichtungen gesichert, obwol er das empfangene Geld mit gewohnter Uneigennützigkeit nur zum geringsten Theil für sich, zu weit größerm für seine Ältern und seine Schwester verwandte.*) In die Zukunft blickte er mit muthigem Gott- und Selbstvertrauen. Er ahnte nicht, an welcher großen Wendung seines Schicksals er stand.

Niebuhr und Brandis, die als Gesandter und Legationssecretär nach Rom gingen, trafen ihn noch in Florenz, wo er, in den heitern Cascinen wohnend, mit seinem Freunde glückliche Tage genoß. Er folgte ihnen bald nach Rom nach, in Begleitung eines wackern Schotten Cathcart, der ihn auf jener Reise in Südfrankreich kennen gelernt, dann in Florenz aufgesucht und seinen Unterricht in Sprache und Literatur erbeten hatte.

Mit vollen Zügen sog er den Hauch ein, der mächtig um die alte Weltstadt weht und webt; mit unvermindertem Eifer setzte er dabei seine orientalischen Studien fort, wozu Rom in den in der Propaganda erzogenen Fremdlingen manche Hülfe gewährte. Cathcart bot ihm an, ihn mit nach England zu nehmen und ihm dort durch seine Verbindungen die Wege nach Indien neu zu bahnen. Aber er zog es vor, in Rom zu bleiben, seine Hoffnungen waren schon auf Preußen gerichtet, und fest und fester hielt ihn Niebuhr, den er als seinen Meister verehrte, und dessen kritisch-combinatorischer Geist**), mit ungeheuerm Wissen verbunden, den größten Einfluß auf ihn übte, und der das Vorbild und Muster seiner eigenen Auffassung des Alterthums ward und blieb. Das war freilich eine höhere Schule, als die ihm Göttingen geboten hatte: und dieser Schule einer das Positive suchenden und herstellenden Kritik, dieser echt phi-

*) Die Ältern sah er nicht wieder; sie starben im Anfang der zwanziger Jahre, nach langer Kränklichkeit in stillem Alter. Die Schwester, für die er mit hingebender Treue sorgte, brachte später einige Jahre bei ihm in Rom zu.

**) Als charakteristisch verdient bemerkt zu werden, daß Niebuhr, bei dem Cathcart eingeführt wurde, durch seine gelegentlichen Äußerungen über den Stand der damaligen Staatspapiere und ihre Chancen den praktischen Schotten so in Verwunderung setzte, daß dieser sich nicht enthielt, disponible Kapitalien nach Maßgabe jener Äußerungen sofort anzulegen.

lologischen und wissenschaftlichen Methode, die wir besonders durch Niebuhr mit Stolz die deutsche nennen dürfen, ist er auf den verschiedensten Feldern treu geblieben.

Und dennoch sollte gerade Rom ihn von der Wissenschaft der Sprache und des Alterthums zunächst abführen und seinem Leben einen neuen Grund geben, von dem aus die Reise nach dem Morgenlande nur noch ein Wunsch, nicht mehr ein Ziel und ein Beruf sein konnte.

Außer Cathcart, der nach England zurückging und dort wenige Jahre darauf starb, schloß sich ihm besonders ein anderer junger Engländer, William Clifford, mit treuer Freundschaft an. Daneben bildeten sich bald ausgedehntere gesellige Beziehungen zu englischen Familien der höhern Kreise.

Wer sich das Bild vergegenwärtigt, das die Jugendfreunde Bunsen's von seiner Persönlichkeit entworfen, die fast schwärmerische Liebe, mit der sie an ihm hingen, der wird es natürlich finden, daß er überall ein willkommener, geachteter Gast war — daß auch die Neigung, welche er zu der ausgezeichneten Tochter eines wohlhabenden englischen Landedelmanns faßte, aus voller Seele erwidert wurde; aber er wird es immer noch als ein seltenes Beispiel großen und schönen Vertrauens anerkennen, daß der Vater, Mr. Waddington, auf Niebuhr's Zeugniß hin: „Bunsen's Talent, Geist und Charakter sind ein Kapital, mit dem kein noch so sicher angelegtes sich messen kann", nicht nur wie die Mutter, eine an Geist, Schönheit und Charakter gleich ausgezeichnete Frau, die freudige Zustimmung zur Verlobung gab, sondern auch dem jungen Paare die Mittel zu sofortiger Verbindung und einem einstweiligen Bleiben in Rom gewährte; Bunsen hatte erst nach Deutschland zurückzukehren und sich eine akademische Stellung zu schaffen gedacht, die ihm die Mittel geben sollte, in etwa zwei Jahren die Braut heimzuführen.

Die Hochzeit fand am 1. Juli 1817 statt. Was Bunsen's Frau, die Mutter von dreizehn Kindern, von denen zehn leben, ihm während einer dreiundvierzigjährigen Ehe gewesen, und wie wesentlich auch durch sie sein ganzes Leben, innerlich und äußerlich, festen Grund und Halt gewonnen, das sei hier nur in den Worten angedeutet, die er auf dem Todtenbette an sie richtete: „In dir liebte ich das Ewige." Selten hat es ein so vollständig an Geist und Herz einander ebenbürtiges Ehepaar, nie eine vollkommenere Verwirklichung jener schönen römischen Bezeichnungen der Ehe gegeben: „Individua vitae consuetudo" und „Consortium omnis vitae, divini et humani juris communicatio."

Mit der Gründung eines eigenen Hausstandes war nun freilich nicht jenes große Ziel seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, wol aber die Reise nach dem Orient, welche das Mittel dazu sein sollte, aufgegeben. Aber das neue Leben, das jedem Mann erst im eigenen Hause, in einer echten Ehe aufgeht, führte ihn dem Ziele auf anderm Wege näher. Wir lassen darüber wieder jenen im December 1817, also sechs Monate nach der Hochzeit geschriebenen Brief sprechen. Nachdem er angeführt, daß er schon im Jahre 1816 erkannt, wie die Entwickelung der Menschheit eine doppelte, durch die Vernunft im Heidenthum, durch die Offenbarung im Judenthum gewesen, und wie beide eine abgesonderte Darstellung erforderten, in der Hoffnung, daß Gott am Ende der Tage die Vereinigung beider herbeiführen werde, fährt er fort: „Das ist auch noch jetzt meine Überzeugung, daß man beides nicht gewaltsam vermischen und zusammenbringen darf, wie manche aus wohlgemeintem, aber verirrtem Eifer, mehrere aber aus unreinen Absichten gethan haben und besonders jetzt in Deutschland thun. Aber darin irrte ich mich, daß ich glaubte, man könne das Heidenthum für sich verstehen und vom Christenthum habe man nur eine Kenntniß nöthig, wie man sie sich leicht erwerben könne. Die Urkunden und die Dogmen wären ja lange bekannt und ausgemacht, wenigstens soweit sie ausgemacht werden könnten, und das sei hinreichend. Darin lag aber gerade der Fehler. Denn wer kennt das Christenthum, als wer es zum Mittelpunkt seines Denkens und Handelns macht? Wer die Bibel, als wer aus ihr seinen vertrautesten Freund, sein Wörterbuch und seine Sprachlehre macht? Ebenso auch mit dem Berufe zur Erkenntniß. Christum und die Bibel zu kennen und Christi Reich zu vermehren, ist jedes Menschen, besonders aber dessen Pflicht, der sich mit göttlichen Dingen und ihrer Erkenntniß beschäftigt; von dem andern mag er so viel nehmen, als er im Stande ist zu nehmen. Dies ist mir die letzten sechs Monate fast täglich durch den Kopf gegangen, und ich habe mit Willen wenig oder nichts darüber geschrieben, weil ich abwarten wollte, daß das Ganze ausgäre, sich läutere und gestalte. Nächst Gott hat meine Frau daran den größten Antheil. Wir haben zusammen die Bibel gelesen, wie sie es immer zuvor regelmäßig gethan hat; ihre Kunde in der Schrift, von der sie einen großen Theil auswendig kann, und ihr mit Klarheit des Verstandes gepaarter Glaube, endlich mehr als alles dieses ihr von christlichem Geiste geleitetes Leben haben mich immermehr auf diesen Schatz aller Schätze hingewiesen, und ich sehe klar ein, daß ich ohne

gründliches und tiefes Studium der Bibel und des Christenthums und seiner Geschichte weder etwas Ordentliches in meinen andern philosophischen und historischen Untersuchungen ausrichten, noch auch selbst Beruhigung und Stillung des Durstes finden kann, der mich von Jugend auf zu solchen Untersuchungen und Betrachtungen getrieben hat. Daher ich denn auch fest entschlossen bin, dies recht ordentlich vorzunehmen und zu sehen, wie weit mir Gottes Geist darin forthelfen wird. Das kann ich jetzt, und mein Anderes, das jetzt nun erst seinen wahren Nutzen und seine Bedeutung findet, entgeht mir doch nicht, wenigstens nicht soweit es wesentlich und mir nothwendig und möglich ist. Wäre ich nach Indien gereist, so wäre es rein unmöglich gewesen für immer."

Wir haben dieses Selbstbekenntniß vollständig geben zu müssen geglaubt, weil es den tiefsten Blick in den Kern von Bunsen's Persönlichkeit gewährt, und weil die darin sich aussprechende Verbindung des philosophisch-historischen Studiums mit der lebendigen, glaubensvollen Frömmigkeit der Grundton seines ganzen Lebens geblieben ist.

So blieb Bunsen in Rom und bewohnte schon damals den Palast Caffarelli auf dem Capitol, mit der Aussicht ohne gleichen über das antike und das mittelalterliche Rom, auf den Palatin und auf die Vignen und Gärten, in denen die alten ursprünglichen Pfarrkirchen jetzt als vereinsamte und selten besuchte Heiligthümer liegen, nach dem Albaner- und Sabinergebirge und über die öde und doch so reiche Fläche der Campagna hin.

Als charakteristisch und mit der oben ausgesprochenen Stimmung dieses Jahres zusammenhängend darf erwähnt werden, daß bei einer Feier des Reformationsjubiläums am 31. Oct. 1817, welche in Ermangelung einer evangelischen Kirche in Niebuhr's Hause gehalten wurde, gerade Bunsen als Redner, gleichsam als erster evangelischer Prediger in Rom auftrat. Bald darauf erfolgte die Stiftung einer Gesandtschaftskapelle, welche die Deutschen in Rom Niebuhr und dem König Friedrich Wilhelm III. verdanken.

Im Jahre 1819 erhielt Brandis von der Akademie der Wissenschaften zu Berlin den ehrenvollen Ruf, eine Herausgabe des Aristoteles zu unternehmen. Dies machte, nach einigen Vorarbeiten in italienischen, namentlich florentinischen Bibliotheken, seine Rückkehr ins Vaterland nothwendig, und bei dem Verhältniß, in welchem Bunsen zu dem Heimkehrenden und zu Niebuhr selbst gestanden hatte, war es nur natürlich, daß der letztere sich ihn zum Nachfolger von Brandis erbat; nicht minder, daß als im Jahre 1823 auch Niebuhr Rom verließ, Bunsen die Geschäfte übernahm und fortführte und sodann selbst definitiv zum Geschäftsträger Preußens bei dem päpstlichen Stuhle ernannt wurde.

Erleichtert und gefördert wurde diese von Niebuhr gewünschte und befürwortete Wendung allerdings durch die für Bunsen's ganzes Leben folgenreiche persönliche Bekanntschaft mit dem König Friedrich Wilhelm III., der im November 1822 Rom besuchte. Die lebensvolle Frische, die einnehmende Persönlichkeit des jüngern Mannes gefiel auch dem ernsten Monarchen; aber tiefere Berührungspunkte gewährten die aus dem reinsten frommen Sinn des letztern hervorgegangenen Bestrebungen für kirchliches Leben und liturgische Bildung der evangelischen Gemeinden, welche in Bunsen's Studien und Beschäftigungen um so mehr eine reich entgegenkommende Fundgrube von Wissen und Gedanken fanden, als dieser, unter dem gemeinsamen Einfluß eines christlichen Lebens im Hause und Herzen und den mächtigen Einwirkungen Roms seine Arbeiten gerade jetzt der Erforschung der Anfänge der alten Kirche und ihres Lebens in Verfassung und Gottesdienst zugewandt hatte. Bunsen sprach dem König schon damals die Gedanken aus, die in seinen spätern liturgischen Schöpfungen ihre Ausführung fanden, und der König, wenn er auch nicht in allem ihnen folgen mochte, erkannte die innere Verwandtschaft, und hielt fortan mit jener Treue und Zähigkeit, die ihm eigen war, an dem neugewonnenen Diener fest.

Mit dem König war Alexander von Humboldt, der Bunsen von Paris her als alten Bekannten begrüßte und ein Verhältniß näher knüpfte, das bis in den Tod ein freundschaftliches blieb, in einem schönen Zusammenwirken zur Förderung jedes wissenschaftlichen Unternehmens, wie auch in kirchlichen und religiösen Dingen die Ansichten auseinander gingen, die sich dagegen auf dem Gebiet einer freisinnigen Politik immermehr zusammenfanden.

So war Bunsen in das öffentliche Leben eingetreten und für lange Zeit in Rom festgehalten, ehe er noch dem Vaterlande die Früchte seiner wissenschaftlichen Bestrebungen hatte hingeben können. Daß letzteres so spät geschah, dürfen wir zum Theil die Folge seines wechselnden und eigenthümlichen Lebensgangs nennen, zum größern Theil aber die Wirkung seines unermüdlichen, rastlosen Vorwärtsstrebens und seines auf einen Abschluß in einem gereiften Ganzen hindrängenden Geistes. So rasch in seinen spätern, reifern Jahren seine Werke aufeinander folgten,

ebenso zögernd und zurückhaltend war er in den frühern, wo er unermüdlich für sich niederschrieb und ausarbeitete, aber nicht drucken ließ, weil er eben immer noch erst weiter zu forschen das Bedürfniß fühlte. Aber auch bei jenem Eintritt in das praktische Geschäftsleben hatte er, wie Briefe aus jener Zeit zeigen, den Gedanken an eine künftige Rückkehr zu einem rein wissenschaftlichen, akademischen Leben nicht aufgegeben. Gewissermaßen sollte ihm dies im Alter wirklich zu Theil werden.

Zunächst freilich gewährte ihm seine politische Stellung in Rom noch Muße, seinen wissenschaftlichen Bestrebungen zu leben. In politischer Hinsicht war Rom damals, besonders nachdem die neapolitanischen Ereignisse vorüber waren, gleichsam eine Insel, auf welche die Bewegungen der übrigen Staaten verhältnißmäßig wenig Einfluß übten. Die Unterwühlung des Bodens von ganz Italien durch den Carbonarismus lag ziemlich tief unter der Oberfläche; die Misregierung in Rom und Neapel drückte nicht gerade die Masse der Bevölkerung, so wenig wie die in vieler Beziehung gute österreichische Regierung im Norden Italiens damals als Fremdherrschaft schwer empfunden wurde; die nationalen Ideen waren noch nicht aufgewacht, die liberalen nicht mächtig. Es war in Italien wie im übrigen Europa eine — leider von den Regierungen so schlecht genutzte — Zeit der politischen Muße. Die kirchlichen Verhältnisse zwischen Rom und Preußen waren durch die von Niebuhr unter vielen Mühen erwirkte Bulle De salute animarum auf eine Weise festgestellt, welche bei gutem Willen auf beiden Seiten ein friedliches Verhältniß möglich machte; bei der Ausführung ihrer Bestimmungen in Preußen war die unmittelbare Einwirkung des römischen Stuhls nicht mehr erforderlich; sie ging ruhig im Innern des Landes von statten, und erst ganz allmählich stellten sich einzelne Misstände heraus, die zu Klagen des römischen Stuhls Veranlassung gaben. Ein etwas bureaukratisches Mitregieren des Staats in der Kirche war hergebracht und schien sich von selbst zu verstehen; ultramontane Tendenzen gab es kaum in den deutschen katholischen Kirchen, und die Gedanken an eine wirkliche Freiheit und Autonomie der Kirche fingen kaum an sich zu regen. Die nationalen und reformatorischen Tendenzen aber, welche auf dem Gebiete der katholischen Kirche selbst namentlich in Deutschland nach den Freiheitskriegen zuerst eine Bedeutung zu gewinnen schienen, waren, von den Regierungen nicht begünstigt, zum Theil sogar gefürchtet und von der Nation nicht mit Leben und Liebe aufgenommen — was zum großen Theil ihrer eigenen Unklarheit und ihrem Mangel an Tiefe zugeschrieben werden muß — ohne Erfolg geblieben und fast wieder verschwunden. Die deutschen Episkopate beschäftigten sich zunächst mit dem friedlichen Ausbau ihrer durch Concordate wieder gewonnenen oder gesicherten Stellung. In Rom selbst war es nicht viel anders. Auf dem päpstlichen Throne saß, als Bunsen 1824 die Geschäfte übernahm, Leo XII., della Genga, früher Lebemann und als Papst weder von ideal-kirchlichen noch von hierarchisch-beschränkten Tendenzen erfüllt. Die Leitung der Geschäfte war wesentlich in den Händen des Cardinal Bernetti, der in Consalvi's Geist mit Mäßigung fortwirkte und, im Gegensatz gegen eine, allerdings allmählich stärker werdende und auf Leo selbst Einfluß gewinnende streng kirchliche Partei in Rom selbst, in einem engen und oft nachgiebigen Anschluß an die weltlichen Gewalten Europas die Stütze des päpstlichen Throns suchte. Großen Einfluß hatte schon damals der, in Gesandtschaften viel verwandte, später als Unterstaatssecretär fungirende Monsignore Capaccini, der letzte bedeutende Staatsmann Roms, fein und klug, aber edeln und fast kindlichen Gemüths, mit dem Bunsen persönlich eng befreundet wurde — ein Verhältniß, das, auch durch die spätern Wirren nicht getrübt und kurz vor Capaccini's Tode noch durch ein geheim gehaltenes Wiedersehen in London besiegelt, den Menschen mit dem Menschen verband und so beiden Männern zur höchsten Ehre gereicht. So konnte der preußische Vertreter in Rom sowol für seine Person wie für seinen Staat in einem friedlichen, ja freundlichen Verhältniß mit dem päpstlichen Stuhle bleiben, das durch einzelne Beschwerden nicht getrübt wurde. Erst gegen Ende des Decenniums veranlaßte das in Preußen fühlbar gewordene Bedürfniß einer Regelung der bei den gemischten Ehen in Betracht kommenden Verhältnisse eine eingehendere Verhandlung.

Für die Entwickelung jener Gedanken, die, wie wir oben gesehen, in Bunsen's Geist lebendig waren, war gerade Rom — der Ort, an dem man, wie Goethe sagt, die Weltgeschichte vom Centrum nach der Peripherie liest — der eigenthümlichste Boden. Rom vereinte die Wirkungen der tiefsten Abgeschlossenheit mit denen des lebendigsten und universellsten Verkehrs. Wie sehr Land und Leute außerhalb des wissenschaftlichen und geistigen Lebens Europas standen, welcher Mangel an Hülfsmitteln der Gelehrsamkeit über das specielle römische Fach hinaus dort war, das zeigen am anschaulichsten Niebuhr's Klagebriefe aus Rom. Correspondenzen nach oder aus Berlin brauchten damals über 14 Tage; eine Antwort also über einen Monat; dazu kam die

Post nur dreimal wöchentlich in Rom an — ein Zustand, von dem man sich jetzt kaum einen Begriff machen kann. Buchhändlerische Verbindungen mit Deutschland gab es gar nicht, fast ebenso wenig mit andern Orten Italiens. So war man wie auf einer Höhe, an welcher nur die großen und lange dauernden Wogen und Strömungen der Zeit anschlugen, die kleinen Wellen der Tagesereignisse, die so viel geistige Kraft absorbiren, unbeachtet vorüberspülten. Desto mächtiger mußte die innere, ungeheuere Bedeutung Roms, der Weltstadt, der Nekropole Europas, auf den Geist wirken! Und dennoch war vielleicht an keinem Ort Europas, selbst in Paris nicht, eine so universelle Berührung mit allen bedeutenden Geistern auch der Gegenwart möglich. Denn Rom war nicht nur die Todtenstadt, sie war auch das Gasthaus, die Herberge der Welt. Man konnte nicht zehn Jahre in Rom leben, ohne einen großen Theil der bedeutendsten Männer an sich vorbeigehen zu sehen und von ihnen für einen empfänglichen Geist irgendwelche Anregung zu empfangen. Unter den Fremden war auch damals die englische Nationalität am zahlreichsten vertreten, für welche Bunsen in seinem häuslichen Verhältniß der folgenreichste Anknüpfungspunkt gegeben war; und zwar war es gerade die beste englische Gesellschaft; alles Geringere sucht weniger ernste Orte auf, um zu genießen, zu glänzen, zu gewinnen. Das gemeinsame Interesse an den großen Gegenständen, vor denen man sich zusammenfindet und welche die Geister und Gemüther durch ihre Einwirkung aufschließen, führt in Rom leichter als irgendwo sonst Austausch, Verständniß, Gemeinschaft herbei. Unter den Deutschen war in den ersten Jahren von Bunsen's Aufenthalt in Rom die Künstlerwelt am würdigsten vertreten. Cornelius, Overbeck, Veit, denen sich Schadow und andere anschlossen, waren damals noch nicht auf der Höhe ihres Talents und ihres Ruhms, aber in der lebendigsten Frische ihrer regenerirenden Bestrebungen; Koch, Reinhard, Rohden schon älter, doch noch frisch und jugendlich. Es war eine schöne Zeit für die deutsche Künstlerwelt, welche in fröhlichem Streben ihren Idealen lebte. Mit Cornelius ist Bunsen stets in enger und treuer Freundschaft verbunden geblieben. Besonders nahe stand ihm, auch als mehrjähriger Hausgenosse, der Maler Rehbnitz aus Lübeck, bei dem allerdings der Mensch den Künstler überwog. Unter den Freunden und bei der deutschen Kunst muß aber vor allem eines Namens gedacht werden, der mit Rom unzertrennlich verbunden ist, August Kestner, Sohn des hannoverischen Legationssecretärs in Wetzlar, nachherigen Geh. Archivraths Kestner, und der Lotte Buff, welche als Werther's „Lotte" bekannt ist, wo man nur etwas von deutscher Literatur weiß, deren voller Werth aber erst nachher durch die authentischen Briefe Goethe's an Kestner verstanden worden ist. Der Sohn, solcher Ältern würdig, war Legationssecretär bei dem hannoverischen Gesandten Frhrn. von Reden, in dessen allen geistigen und künstlerischen Bestrebungen offenem Hause auch Bunsen ein willkommener und befreundeter Gast war; er wurde dann selbst Geschäftsträger, zuletzt Ministerresident in Rom. Das edelste, reinste, jungfräuliche Gemüth, der feinste, mit eigenem schaffenden Talent gepaarte Sinn für die Kunst, Freiheit und jugendliche Frische der Gedanken führten ihn bald mit Bunsen zusammen, dessen engstverbundener, treuester Freund er während aller Wechsel des Lebens blieb. Was Kestner in mehr als dreißig Jahren römischen Lebens für Kunst und Künstler, für Landsleute und Fremde als Mensch und als Beamter, als Beschützer und Freund in einer äußerlich beschränkten, aber durch die Persönlichkeit weit über ihre sonstige Bedeutung gehobenen Stellung gewirkt hat, das bewahren viele in dankbarem Andenken; es verdient wol eine Darstellung von kundiger und pietätvoller Hand. Nicht unerwähnt darf auch der treffliche Platner bleiben, welcher die eigentlich nur von seinem Vater, dem Professor der Ästhetik in Leipzig, ihm aufgedrungene Übung der Malerei mit der Geschichte der Kunst, worin er Treffliches geleistet, vertauschte, und als sächsischer Agent bis in ein spätes Alter eine der würdigsten und originellsten Gestalten unter den Deutschen Roms blieb. In eine etwas spätere Zeit, nach 1830, fällt die Ankunft Karl Meyer's, der, für Poesie und Wissenschaft hoch begabt, die mannichfachsten Berührungspunkte mit ihm hatte.

Auf die Freunde und auf die Künstler ist der in Rom dauernd Weilende angewiesen während des Sommers, der in wunderbarer Ruhe und Stille auf die Strömung des bunten und geistig wie gesellig angeregten Winterlebens folgt, und von allen, denen es irgendmöglich ist, im Gebirge zugebracht wird — von Bunsen regelmäßig in Frascati, dem mittelalterlichen Städtchen „in den Büschen" unter dem alten Tusculum. Vergebens würde man dem, der nicht in Rom gewesen, die Wirkungen klar zu machen suchen, welche dieser Übergang von dem, was man mit Horaz noch jetzt fumum et opes strepitumque Romae nennen darf, zu den stillen Hainen, den ewig grünen und jungen, quelldurchrauschten Villen des Albanergebirges, welche der Blick von diesen Hügeln aus über die ernste Campagna auf Rom, auf das Meer, auf die latinischen und

sabinischen Berge in dem empfänglichen Geist hervorruft. Ist doch auch Goethe's Leben in Rom erst vollständig geworden durch die Villeggiatur in Frascati! Und ein ganz anderes Ding ist es, sich in Rom, in dem Gebirge heimisch zu fühlen durch einen Beruf, einen ernsten Lebenszweck, als nur wie ein Reisender in wenig Wochen oder Monaten flüchtig vorüberzustreifen.

Auf viele, auch edle Gemüther aber hat Rom mit seinem Zauber doch einen schädlichen Einfluß geübt; das Versenken in eine große Vergangenheit, der mit jeder Lebensäußerung sich paarende Genuß, die Fülle der Anregungen, die Leichtigkeit, auch ohne ernste Arbeit den Geist durch einfache Anschauung und Hingebung mit edeln und großen Gegenständen zu füllen, die Atmosphäre der Schönheit in Kunst und Natur — dazu die Weichheit des Klimas und die Abwesenheit der treibenden Einflüsse vaterländischer Umgebung und gemeinsamen Strebens lassen leicht den Menschen in ein geistiges, ideales, träumerisches Schwelgen versinken, das bei überwiegender Receptivität die Thatkraft lähmt und ein, wenn auch schönes und edles, dem Gemeinen fernes Genießen an die Stelle der Arbeit setzt, wozu der Mensch berufen ist.

Nicht so bei Bunsen. Mit unermüdeter Spannkraft ging die Gedankenarbeit wie die äußere Thätigkeit fort, und während alle zu jenem ursprünglichen großen Plane, den er sich als Jüngling als Lebensaufgabe gesetzt, gehörenden Elemente immer von neuem innerlich wieder durchgearbeitet wurden, während er zugleich den Gang der Gegenwart in Staat und Kirche mit lebendiger Theilnahme verfolgte und in der Politik einen festen Standpunkt gewann; vor allem durch den lebendigen Verkehr mit englischen Staatsmännern, unter denen er damals den Tories am nächsten stand, sind es drei bestimmte specielle Arbeiten größern Umfangs, welche für die erstere größere Hälfte seines römischen Lebens bezeichnend sind.

Das erste ist die „Beschreibung der Stadt Rom", deren Gedanken, von Niebuhr wesentlich in dem Wunsch für Platner eine angemessene Thätigkeit zu finden ausgegangen, von Cotta bei seiner Anwesenheit in Rom im Jahre 1817 lebendig aufgefaßt und in würdiger Weise ausgeführt wurde, und an deren Fortführung und Vollendung Bunsen zugleich mit seinem Freunde Gerhard sich lange Jahre hindurch bald selbst mitarbeitend, bald jüngere Mitarbeiter, wie namentlich Urlichs, heranziehend, auf das lebhafteste betheiligte. Es ist eigentlich die einzige Beschreibung von Rom, die man in Rom und außerhalb Roms lesen und studiren kann; ein ebenso umfassendes und gelehrtes als geistvolles und lebendiges, an Katalogisirung der Kunstschätze fast vollständiges, wie an neuen Entdeckungen und fruchtbaren Gesichtspunkten reiches Werk — auf das wir indeß hier nicht näher einzugehen brauchen, als weniger für die innere Entwickelung des Autors bedeutend.

Schon diesem Werke mußte sich viel Kirchengeschichtliches, namentlich über die älteste Verfassung und Entwickelung der römischen Kirche und über ihre Bischöfe, die ältesten Päpste, anschließen. Eine besondere Theilnahme fand er in diesen Studien seitens des Professors Röstell, welcher wegen seiner Kenntniß und Ausbildung des Kanonischen Rechts der Gesandtschaft als Secretär beigegeben wurde und sich besonders der Herstellung der ältesten Papstgeschichte zuwandte.

Eine um so größere Bedeutung aber für Bunsen's ganzes Geistesleben und höchste Lebensaufgabe haben die beiden andern großen Arbeiten jener Jahre. Sie stehen in innigem Zusammenhange miteinander, und sind besonders bedeutend, weil sie die unzertrennbare Verbindung des wissenschaftlichen Studiums und des praktischen Strebens bei Bunsen kennzeichnen. Wir meinen die liturgischen Arbeiten, welche einen wissenschaftlichen Abschluß erst in seinem „Hippolytus" nach 30 Jahren, einen praktischen Abschluß aber in der im Jahre 1828 für die Gesandtschaftskapelle in Rom gedruckten und dort seitdem im Leben gebliebenen Liturgie fanden, und die hymnologischen Arbeiten, welche zu der Herausgabe des im Jahre 1833 bei Perthes in Hamburg erschienenen „Versuch eines allgemeinen evangelischen Gesang- und Gebetbuches zum Kirchen- und Hausgebrauche" führten — außer der Doctordissertation und dem Antheil an dem eben erwähnten römischen Werk die erste Arbeit, mit welcher der nun mehr als vierzigjährige Mann vor das vaterländische Publikum trat.

Jene Liturgie war die Frucht gründlicher und umfassender Untersuchungen über das gesammte Material der ältern kirchlichen, namentlich der von neuern Liturgen bis dahin zu sehr vernachlässigten griechischen und morgenländischen Liturgien, und einer Theorie über die Natur der christlichen Anbetung und des Gottesdienstes, die er aus dem Gedanken wie aus der Heiligen Schrift und der Praxis der Urkirche zu begründen strebte. Zugleich aber wirkte das praktische Bedürfniß mit, das sich in der evangelischen Gesandtschaftskapelle, deren Stiftung wir oben erwähnten, lebhaft fühlbar machte, und es enthält keinen Tadel, wenn wir annehmen, daß die

nähere Bekanntschaft mit dem in so vielen Stücken vortrefflichen englischen Gottesdienst und mit der unauslöschlichen Wirkung, welche das „Book of common prayer" auf das ganze Leben der Engländer daheim wie im Auslande ausübt, von großem Einfluß auf Bunsen gewesen und wesentlich mitgewirkt, um den Wunsch nach einer ähnlichen Schöpfung für die deutsche Kirche hervorzurufen oder zu beleben. Die leitenden Gedanken standen ihm im wesentlichen schon damals so fest, daß er später im Werk über den Hippolytus Aufsätze aus dem Jahre 1822 über liturgische Gegenstände als lebendige Theile seiner Darstellung hat abdrucken können. Der Mittelpunkt seiner ganzen Auffassung war ihm die Idee des Opfers, d. h. des Selbstopfers, welches die Gemeinde, der Leib Christi, als Dankopfer Gott darbringt, ein immer neues Dankopfer, gestützt auf das einmalige Sühnopfer Christi. Aus dem Misverständniß dieses Selbstopfers, seiner Vermischung schon früh in der alten Kirche mit dem Genuß der Erinnerungszeichen des Todes Christi als Mittel der Gemeinschaft, und dann mit dem Sühnopfer Christi selbst erklärte er die immer wachsenden Irrthümer der Kirche auf diesem Gebiet, denen Luther, obgleich in der Gedankenauffassung selbst noch unklar, mit einem mal dadurch ein Ziel gesetzt hatte, daß er das Sühnopfer aus der menschlich-kirchlichen That frei machte, und daß er die Mittheilung der Gemeinschaft mit Christo aus den äußern Zeichen heraus, in welcher die Lehre von der Transsubstantiation sie festgehalten hatte, in den Menschen setzte. Neben dieser großen Erlösung aus dem Irrthum, neben der Nothwendigkeit und Herstellung des von Christo eingesetzten Dankopfers erschien Bunsen die lutherisch-calvinistische Controverse über die Art und Weise der Mittheilung der Gemeinschaft und ihrer Vermittelung durch die Elemente als Zeichen oder als Träger nur von untergeordneter Bedeutung. Er glaubte vielmehr in seiner Idee der christlichen Anbetung und ihrer Verwirklichung im Gottesdienst einen lebendigen Unionspunkt für beide Confessionen gefunden zu haben, in welchem sich dieselben zunächst in gemeinsamer Feier vereinigen könnten, um von da aus die Lehre vom Abendmahl tiefer zu durchdringen und weiter fortzubilden. Dies bezeichnet zugleich seine Stellung zur Union.

Der Reichthum liturgischer Elemente, der bloße Name des Opfers (dessen prägnanten Ausdruck Bunsen auch für den gewöhnlichen Hauptgottesdienst ohne Abendmahl als höchsten und letzten Schlußpunkt, jedoch so, daß er mit der Feier des Abendmahls in die engste Verbindung gesetzt werden konnte, forderte), und gewisse ungewohnte Äußerlichkeiten ließen diese Liturgie für den oberflächlichen Beobachter in den Ruf des Katholicismus kommen, während sie dem Wesen der katholischen Messe entgegengesetzt ist. Ein treuer Mithelfer war ihm bei diesen liturgischen Arbeiten, namentlich der praktischen Seite derselben, der geistvolle Roth, der nach Schmieder's, des ersten Bunsen nicht minder innig befreundet gewesenen Gesandtschaftspredigers, Abgang im Jahre 1823 des letztern Stelle übernommen hatte. Dem König Friedrich Wilhelm III. von Bunsen bei seiner Reise nach Berlin im Jahre 1827 vorgelegt, erhielt die Liturgie dessen Genehmigung zum Gebrauch für die Gesandtschaftskapelle und ward 1828 in Berlin gedruckt.

Die wissenschaftlichen Grundlagen aber konnte er schon darum nicht gleichzeitig dem wissenschaftlichen Publikum vorlegen, weil das nicht ohne eingehende und oft scharfe Polemik gegen die katholische Kirche hätte geschehen können, welche ihm seine Stellung als Vertreter Preußens in Rom unmöglich gemacht haben würde.

Weniger war dies zu befürchten bei der dritten größern Arbeit, deren Förderung wesentlich noch in die zwanziger Jahre fällt, wenngleich ihre Herausgabe erst das Datum des Jahres 1833 trägt. Es war dies das oben seinem Titel nach genauer angegebene Gesangbuch, für welches er mit großer Mühe ein reiches Material zusammengebracht hatte. Seine Grundsätze, seine Motive für die ihm eigenthümliche Form der Theilung in Kirchen- und Hausbuch, Kirchen- und Andachtslieder, für die Anordnung des Ganzen und für die Behandlung der Lieder im einzelnen hat er in dem lebendig geschriebenen Vorwort ausführlich ausgesprochen. Es kann nicht unsere Absicht sein, näher auf diese Einzelheiten einzugehen; nur so viel sei bemerkt, daß, obgleich die ungewohnte Form des Drucks, die allerdings zu künstliche, obwol tief und geistreich gedachte Ordnung und der zu große Umfang des Ganzen der Wirkung des Buchs im Wege stand, die Auflage doch bald vergriffen war, und dies Gesangbuch — wenngleich es nirgends eingeführt worden — eine ungemeine Verbreitung und Einwirkung gefunden hat. Erwähnt mag auch werden, daß besonders bei der Auswahl und Ordnung der Gebete im zweiten Theil Hr. von Tippelskirch behülflich war, der die Stelle eines Gesandtschaftspredigers seit 1829 bekleidete, nachdem Tholuck dieselbe nur vorübergehend übernommen hatte, um ein Jahr seinen wissenschaftlichen Forschungen in den römischen Bibliotheken zu widmen.

Das Gesangbuch stand wie die Liturgie und wie Bunsen's ganzes damaliges geistiges und gemüthliches Leben auf dem Standpunkt einer gläubigen, strengen, aber warmen und lebendigen evangelischen Orthodoxie, deren Ausdruck er damals noch in den Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche und in der lutherischen Dogmatik fand. Der Sache der Union war er aus vollem Herzen ergeben. Doch vor einem unmittelbaren Eingreifen in die unglücklichen Streitigkeiten im Vaterlande erst über die Einführung der Agende, dann über Union und Lutherthum selbst, bewahrte ihn sein Leben im fernen, ruhigen Rom — ein Glück wol für seine innere wie für seine äußere Stellung in jenen Strömungen der Zeit. Aber mit diesen Vortheilen war auch ein Nachtheil verbunden, der sich unmittelbar in jenen Werken erkennen läßt, und dessen Nachwirkung in der öffentlichen Meinung Bunsen erst spät und schwer überwunden hat. Eben die Entfernung von den Strömungen der Zeit und der Mangel eines lebendigen Wechselverkehrs mit dem Volke und dem Vaterlande mußte nothwendig Ursache werden, daß jene Arbeiten mehr auf die streng durchgeführte Theorie als auf das unmittelbare praktische Bedürfniß Rücksicht nahmen, daß sie in manchen Punkten über das Verständniß und die Empfänglichkeit der Zeit hinausgingen, in andern dahinter zurückblieben, daß sie in gewissem Sinne isolirt und einsam stehen blieben und der Anknüpfungspunkte entbehrten. Sie waren das Werk eines tief forschenden und denkenden Geistes, aber eines Individuums, welches von seinem Standpunkt aus nicht wissen konnte, wie weit es von seiner Zeit und seinem Volke getragen würde. Dem Ruf einer Parteistellung entging er nicht. Unklare Auffassungen und Erzählungen von Reisenden über die Liturgie in der Kapelle auf dem Capitol, Nachrichten über Bunsen's Verkehr mit Männern, die den frommen und den conservativen Kreisen Deutschlands angehörten, wie mit den Mitarbeitern des „Politischen Wochenblatt"; einzelne bekannt werdende Äußerungen, wie die theilweise Veröffentlichung jenes Vorworts zum Gesangbuche in der „Evangelischen Kirchenzeitung" Hengstenberg's, die Gewißheit, daß er der Günstling des Königs, bald auch der des Kronprinzen war — alles dies konnte nicht verfehlen, ihn in vielen Kreisen, wo man weder ihn noch alle die eben erwähnten Verhältnisse und Männer genauer kannte, in den Ruf eines nicht nur orthodoxen, sondern kirchlich-hierarchischen und politisch-antiliberalen Geistes zu bringen. Man glaubte in ihm einen Genossen oder ein Werkzeug derer zu sehen, denen man mit Recht oder Unrecht die Absicht zuschrieb, der Kirche ein strenges, antiprotestantisches Regiment und mittelalterlich-katholische Doctrin und Disciplin aufzudringen; er galt für katholisirend, ja manchem wol schon als ein heimlicher Katholik. Den Römern aber und der katholischen Geistlichkeit muß man die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie sich nie in ihm getäuscht, nie Zeit und Gelegenheit günstig oder den Eindruck seiner Persönlichkeit derart gefunden haben, um auch nur den Versuch zu machen, ihn zu sich herüberzuziehen, obwol er mit vielen edeln und frommen, ihrer Kirche streng anhängenden Katholiken in inniger und herzlicher Verbindung stand, die ihn nie für einen Feind derselben gehalten haben. Das Große und Mächtige der Kirche erkannte und ehrte er, und hielt sich ebenso sehr aus eigenem innerm Adel als aus Rücksicht auf seine Stellung von jeder feindseligen Polemik fern. Aber an einem offenen und vollen Aussprechen seiner Auffassung im ganzen und großen, dem Publikum gegenüber, wurde er allerdings durch die Rücksicht auf seine Stellung gehindert, und so konnten nur wenige ihn erkennen und beurtheilen.

Auch der kurze Aufenthalt in Berlin im Jahre 1827, wohin der König den in diesem Jahre zum Ministerresidenten Ernannten berief, um ihm Instructionen für die oben schon angedeuteten Verhandlungen über die gemischten Ehen ertheilen zu lassen, wol auch, um andere kirchliche Dinge zu besprechen, konnte hierin keine Änderung hervorrufen. Er verkehrte hier in den bedeutendsten Kreisen der Hauptstadt, und trat namentlich dem damaligen Kronprinzen und seiner geistvollen Umgebung näher, zu der Radowitz, die beiden Willisen, Ancillon u. a. gehörten, die nachher auf sehr verschiedenen Wegen auseinander gingen. Aber an ein praktisches Eingreifen in die Leitung der staatlichen oder der kirchlichen Dinge war nach den damaligen Umständen und vor allem nach seiner eigenen Überzeugung nicht zu denken. Ein praktisches Ergebniß war die obenerwähnte Erlaubniß des Königs zur Einführung seiner Liturgie in der Gesandtschaftskapelle, deren Vorwort der König selbst schrieb — ein schönes Zeugniß für den frommen, christlichen Sinn des Monarchen.

Ein Zeugniß aber für Bunsen's Auffassung von der Art und Weise, in welcher allein das Leben der Kirche gefördert werden könne; ein Zeugniß dafür, wie fern er von jeder Tendenz war, die Kirche von oben regieren zu wollen; ein Zeugniß endlich dafür, daß seine später ausgesprochenen und von den einen mit Jubel begrüßten, von den andern verketzerten Gedanken von der Freiheit der christlichen Gemeinde nicht erst später ihm gekommen, sondern schon damals den

innersten Kern seines Lebens bildeten, können wir uns nicht versagen anzuführen. Es ist dies wiederum eine Stelle aus einem Briefe an seine Schwester vom 14. Febr. 1823. Nachdem er seine Wünsche für ein akademisches Lehramt ausgesprochen, und hinzugefügt, daß der Lehrer, wenn er einen wirklichen Zustand der Gesellschaft ins Auge gefaßt, auch bereit sein müsse, wenn Gott ihn berufe, das Gelehrte und Bekannte auch praktisch auszuführen und darzustellen, fährt er fort:

„Wenn ich dies nun auf meine Bestrebungen anwende, so muß ich mir sagen, daß Eingreifen von oben, von der Staatsgewalt, auch in der besten Absicht, immer ein höchst bedenklicher, in der Kirche meist verderblicher Schritt ist, und daß eine weise Regierung eigentlich nichts anderes thun kann, als etwas, das sich unabhängig von ihr, im Schose der Kirche gebildet hat, anzuerkennen, zu ermuntern; zur allgemeinen Nachahmung oder Annahme zu empfehlen. Was von ihr geschieht, muß, am wenigsten in kirchlichen Sachen, nicht ein Versuch und Experiment sein, sondern das Aufstellen einer Thatsache. Wenn ich also glaube, daß meine Bestrebungen praktisch der Kirche werden helfen können, so muß ich eher darauf sehen, mit der Regierung gar nicht in Verbindung zu stehen, als umgekehrt. Dagegen aber muß ich in dieser Voraussetzung mir irgendeinen Kreis praktischer Wirksamkeit vor Augen stellen, worin ich die Möglichkeit habe, meine Ideen nicht allein amtlich auszusprechen, sondern auch in Wirklichkeit zu setzen. Die kleinste Gemeinde ist hierin das Bild der Kirche. Ob ich alsdann im großen wirken, oder ob meine Arbeit ein Samenkorn sein soll, das da gepflanzt ist und verborgen wird, damit es einst größer sich entwickele — das liegt in Gottes Rathschluß, und darüber denke ich weiter nicht nach.“

Einen solchen Kreis praktischer Wirksamkeit, eine solche kleine Gemeinde als Bild der Kirche glaubte er in der römischen an die Gesandtschaftskapelle angeschlossenen Gemeinde gefunden zu haben; eine solche als Samenkorn dienende Thatsache sollte die praktische Einführung seiner Liturgie in dieser kleinen Gemeinde bilden. Nicht anders dachte er sich die Möglichkeit einer Einführung seines Gesangbuchs. Und dieser Gesinnung ist er bis an sein Lebensende treu geblieben; nie hat er eine andere Art des Erfolgs seiner ausgesprochenen Ideen als durch die freie Thätigkeit und Aneignung der Gemeinde gesucht oder gewünscht.

Wir haben die einzelnen häuslichen und persönlichen Ereignisse in Bunsen's Leben während dieser Jahre sowie seine mannichfachen Beziehungen zu den bedeutenden Männern aus allen Nationen, die Rom besuchten, hier nicht im einzelnen zu erwähnen. Ebenso führen wir nur vorübergehend an, daß er während seines römischen Aufenthalts manche Excursionen, nach dem südlichen Etrurien, nach den Gebirgen, welche die römische Ebene südlich begrenzen, bis zu Cicero's und Marius' Geburtsstätte und Monte-Casino, bis zum Fucinussee und dem schönen Alba und Aquila, machte, die in unermüdeter Forschung — denn Arbeit verband sich bei ihm mit jedem Genuß — reiche Ausbeute antiquarischer Anschauung brachten. Auch bis Neapel konnte er seine Reisen ausdehnen; seine Sehnsucht nach der Anschauung eines schön hellenischen Lebens in Natur und Kunst in Sicilien konnte er nicht befriedigen.

Unter den Besuchern Roms aber darf hier nicht ungenannt bleiben, wegen der dauernden Nachwirkung, die erst in spätern Jahren wieder zur Erscheinung kommen sollte: Champollion, der geniale Schöpfer der hieroglyphischen Wissenschaft. Gleich bei seiner ersten Anwesenheit in Rom im Jahre 1826 erkannte Bunsen die ausschließliche Wahrheit seines Systems, die in Deutschland erst so spät durchgedrungen ist, und die volle Wichtigkeit dieser Entdeckung, die so tief in seine eigenen Gedanken und wissenschaftlichen Plane, in seine ganze Lebensaufgabe eingriff. Er ward Champollion's eifriger Zuhörer; aber erst Jahre nachher, als seine oben erwähnten Arbeiten zu einem gewissen Abschluß gekommen waren, konnte er diesem Studium seine volle Kraft zuwenden.

Eine Epoche in Bunsen's Leben machte die Reise Friedrich Wilhelm's, des Kronprinzen von Preußen, nach Italien im Jahre 1828. Bei dem Aufenthalt in Rom und den Reisen, auf denen Bunsen den Prinzen zum Theil begleitete, schloß sich jener enge, persönliche Freundschaftsbund zwischen dem Fürsten und seinem Diener, welcher durch alle Wechsel der Zeit und der Auffassung, gegen vielfache directe und indirecte Versuche einer Störung, bis zum Tode angehalten hat. Nicht die Geister allein, in der Verwandtschaft der weiten Gedanken, der raschen und elastischen Spontaneität, der schöpferischen Phantasie und des Sinns für Kunst und Wissenschaft, hatten sich gefunden, sondern auch die Herzen in ihrer reinen und edeln Begeisterung für das Vaterland und die Nation, in ihrem persönlichen Verhältniß zum Christenthum. Die Wege, die der König ging, konnten nicht immer die sein, welche der Diener und der

Freund ihm anrieth oder zu fördern suchte; aber das innige persönliche Verhältniß, das Vertrauen des Fürsten, die Hingebung des Dieners, bei beiden der Glaube an den Menschen ist immer derselbe unerschüttert geblieben.

Es ist ein charakteristischer und seltener Zug, daß Bunsen drei preußischen Königen (dem letzten allerdings nur während der Regentschaft) in der engsten persönlichen Weise nahe gestanden hat — drei Königen, alle gleich edel und hoch stehend als Menschen, aber sonst sehr verschiedener Art und Weise —, daß er allen dreien die gleiche volle Treue bewahrt hat, ohne sich selbst aufzugeben oder zu verlieren, von allen dreien durch Vertrauen, Güte und persönliche Liebe ausgezeichnet worden ist.

Die nächste thatsächliche Frucht der Anwesenheit des Kronprinzen in Rom aber kam der Alterthumswissenschaft zugute: es war die Stiftung des Instituts für archäologische Correspondenz, das in Bunsen's Leben wie in der deutschen Wissenschaft einen bedeutenden Platz einnimmt. Eduard Gerhard, damals der Neubegründer, jetzt noch immer der Mittelpunkt archäologischer Studien in Deutschland, hatte seit Jahren Italien in allen Richtungen durchstreift und durchforscht, zur Auffindung, Erklärung und Veröffentlichung des fast unerschöpflichen, an manchen Orten gehäuften und doch nie benutzten, oft in entlegenen Winkeln verborgenen Denkmälerschatzes. Niemand kannte so wie er, weder unter den Italienern, noch den Oltremontani, den ganzen Reichthum Italiens an Denkmälern und die Aussichten auf immer neue Ausbeute, aber niemand konnte auch so die traurige Zersplitterung und Vereinzelung aller wissenschaftlichen Bestrebungen und das Bedürfniß auf einen Mittelpunkt für dieselben empfinden, in welchem das Zerstreute gesammelt und gesichtet, vor dem Verloren- und Vergessenwerden bewahrt und für die Wissenschaft fruchtbar gemacht würde. In diesem Gedanken war er mit Bunsen, mit welchem ihn gleiches echt wissenschaftliches Streben bei dem ersten Zusammentreffen in Rom zu dauernder Freundschaft verbunden hatte, zusammengetroffen; das Ergebniß ihrer Besprechungen wurde von Gerhard dem Kronprinzen in glücklicher Stunde, während einer Begleitung und Führung auf einer archäologischen Excursion in Neapel, vorgelegt und von dem intelligenten Fürsten mit Wärme ergriffen. Der Kronprinz nahm das Protectorat eines Instituts an, welches, in Rom auf deutsche Kräfte hauptsächlich begründet, doch alle an der Wissenschaft mitarbeitenden Nationen, Italiener, Engländer, Franzosen in sich aufnehmen und durch Versammlungen, Vorlesungen, Publicationen, Correspondenzen und persönlichen Verkehr nach allen Seiten hin den bisher entbehrten Mittelpunkt gewähren sollte und in reichem Maß gewährt hat. Gerhard übernahm das zunächst praktische Secretariat der Direction; Bunsen das Generalsecretariat; von Italienern wandte ihm der ehrwürdige Abbate Fea früh eine unter den Römern seltene eifersuchtslose Gunst zu; unter den Franzosen muß unter den Förderern dieser Anstalt besonders der edle und gelehrte Herzog von Luynes genannt werden; unter den Engländern Gell, Millingen, Hamilton; unter den Deutschen stand neben Gerhard in der ersten Zeit Panofka, in der spätern Emil Braun, Lepsius, Otto Jahn, die zu früh verstorbenen Kellermann und Wilhelm Abeken*) und manche andere jüngere Gelehrte; besonders viel verdankt das Institut auch der unermüdeten Theilnahme des oben gedachten hannoverischen Ministerresidenten Kestner. Auch Wilhelm Schulz, der dresdener Archäolog, Gaye, der Kunsthistoriker, Forchhammer, der Mytholog, traten dem Institut sowie Bunsen, wenn auch vorübergehend, näher. Allen Mitarbeitern am Institut, sowie jedem deutschen Gelehrten, der Rom besuchte, war Bunsen ein freundlicher, immer bereiter Schützer, Förderer und Freund. Er verschaffte auch der Anstalt zuerst in den Räumen des Gesandtschaftspalastes, dann in einem schönen, auf dem Tarpejischen Fels eigens erbauten und durch die Freigebigkeit der preußischen Regierung für das Institut erworbenen Lokal einen festen Wohnsitz. Durch drei Decennien, unter mancherlei Anfechtungen, in schwierigen Zeiten, mit wechselnden Kräften, aber immer unter Gerhard's treuer Leitung und Bunsen's fördernder Theilnahme, hat dies Institut seinen Zweck auf das schönste erfüllt; und Bunsen hat es noch erlebt, daß der große Sinn des Königs das Werk, das er als Kronprinz begonnen, gekrönt, indem er dem Institut nach 20 Jahren des Bestehens fast allein aus eigenem Arbeitserwerb, durch eine reichliche Dotation aus Staatsmitteln eine feste und gesicherte Existenz, und durch die Stiftung von mit ihm verbundenen Reisestipendien für junge deutsche Gelehrte, eine neue Ausdehnung und verdoppelte Fruchtbarkeit für das Vaterland gegeben.

*) Der Neffe des ebenfalls so früh geschiedenen göttinger Jugendgenossen, um deswillen Bunsen ihn mit rührender Güte und Freundlichkeit aufnahm, wie er auch andere Glieder dieser Familie zu unauslöschlicher Liebe, Dankbarkeit und Verehrung an sich band.

Besonders wohlthätig erwies sich die Existenz des Instituts bei den gerade in jene Zeit fallenden Entdeckungen etruskischer Alterthümer, deren unerwarteter Reichthum in ihm eine Verwerthung fand, die sonst lange hätte auf sich warten lassen, und ohne welche vieles sofort verloren oder vergessen sein würde. Aber Bunsen, welcher sich durch viele Beiträge, namentlich über die Topographie Roms, an der Arbeit des Instituts fortwährend betheiligte, wandte seinen Blick bald weit über die Grenzen Italiens hinaus.

Nachdem im Anfange der dreißiger Jahre jene oben erwähnten größern kirchlichen Arbeiten einen gewissen Abschluß gefunden, bot sich ihm die Muße, die ägyptischen Forschungen, zu denen Champollion's Anwesenheit ihn angeregt, mit der vollen Kraft seines Geistes aufzunehmen. Die Veröffentlichung des großen Reisewerks von Rosellini gewährte neben den römischen Monumenten die erwünschte Fülle des Materials; auch der durch politische Verhältnisse herbeigeführte Aufenthalt des Frhrn. von Prokesch-Osten, der namentlich in Nubien selbständige Beobachtungen und Forschungen gemacht hatte, gab vermehrte Anregung. Bunsen erkannte die Nothwendigkeit, diesen ganz neuen Zweig der Alterthumswissenschaft in die Thätigkeit des Instituts aufzunehmen, aber auch als Mittel dazu das Erforderniß eines Mannes, der die Pflege desselben zu seiner Lebensaufgabe machte. Sein Blick wandte sich früh auf Lepsius, der, damals in Paris weilend, seine noch junge Kraft schon durch bedeutende sprachvergleichende Arbeiten bewährt hatte. Er selbst war es, der zuerst Lepsius' Aufmerksamkeit brieflich auf Ägypten wandte; und da dieser unter den reichen ägyptischen Schätzen des Louvre mit Feuer diese Anregung ergriff, zog er ihn sofort nach Rom, um als Mitarbeiter und Secretär des Instituts diese Seite zu übernehmen. In der Verbindung mit ihm, die bald zu innigster persönlicher Freundschaft wurde, warf er sich nun selbst mit der ganzen Macht seiner eigenen glänzenden Combinationsgabe und seiner nicht ablassenden forschenden Thätigkeit in die ägyptischen Studien, deren Frucht auch hier, wie auf andern Feldern, erst in späterer Zeit nach jahrelanger immer erneuter Durcharbeitung dem Publikum vorgelegt werden sollte, durch sein deutsch-englisches Buch: „Ägyptens Stellung in der Weltgeschichte." Der Plan aber zu der großen wissenschaftlichen Expedition, welchen Lepsius nach dem Regierungsantritt König Friedrich Wilhelm's IV. ausführen sollte, wurde schon damals entworfen und dem Kronprinzen vorgelegt, dessen lebhafter Geist die Wichtigkeit dieser Studien, an welcher deutsche Gelehrte noch zweifelten, begriff und jede Förderung zusagte.

Es war ein großes und glorreiches, noch bedeutende Zukunft verheißendes Feld, welches Bunsen hierdurch für die deutsche Wissenschaft gewann!

Ehe wir von diesen wissenschaftlichen Bestrebungen Bunsen's zu seiner politischen Thätigkeit und zu den inzwischen immer wichtiger gewordenen Verhandlungen mit dem päpstlichen Stuhle übergehen, gedenken wir noch einer andern, wenn auch nicht gerade kirchlichen, doch eng an die Gesandtschaftskapelle angeschlossenen Stiftung: des Evangelischen Krankenhauses. Durch Sammlungen, denen seine mannichfachen Verbindungen, namentlich unter den Engländern, Gewicht und Ausdehnung gaben, und durch die spätere Beihülfe der preußischen Regierung wurde jenes Haus, das seitdem den Namen Casa Tarpea trägt, gekauft und ausgebaut und als eine dauernde Stiftung der Gesandtschaftskapelle verbunden. Unter mancherlei Sorgen, Schwierigkeiten und Anfechtungen wachte Bunsen über die Ausführung dieses Werks, das sich allmählich immer fester consolidirte. Die Casa Tarpea ist jetzt neben der Fürsorge, die sie vielen sonst verkommenen Kranken gewährt, zugleich in ihrer räumlichen Verbindung mit dem Institut für archäologische Correspondenz, für die sich immer erneuernde Colonie deutscher Gelehrten ein wohlhäbiger und bequemer Wohnsitz geworden, der, wie der Gesandtschaftspalast selbst, den Blick über die Ewige Stadt, die Campagna und die Gebirge Latiums gewährt. In der Sorge für diese Krankenanstalt hatte Bunsen zugleich das Mittel zu finden geglaubt, die sehr zerstreuten und vereinzelten evangelischen Deutschen in Rom zu einem, in der Thätigkeit seiner Gemeinschaft bewußt werdenden Vereine zusammenzubringen und so jene kleine Gemeinde, in der er das Bild der Kirche sah, auch hier herzustellen; doch mußte er bald erkennen, daß dazu in Rom die Elemente wie der Boden fehlten.

Einen andern Wunsch, der ihn lange beschäftigte, hat er leider nicht zur Erfüllung bringen können: die Veröffentlichung der Werke des größten aller kirchlichen Tonsetzer, Palestrina, für deren Herausgabe durch den letzten der alten Meister würdigen Leiter der Sixtinischen Kapelle, Baini, er die Regierung und bedeutende Buchhändler zu interessiren suchte. Eng mit Baini befreundet, sah er an Sonntagabenden öfter eine Anzahl der Sixtinischen Sänger bei sich in seinem Hause, die vor einem vertrauten und empfänglichen Kreise die Wunderwerke des alt-

kirchlichen Gesanges gern wiederholten, gelegentlich auch, zu eigenem Erstaunen, ein Stück eines protestantischen Meisters, wie das „Halleluja" Händel's, versuchten.

Neben jener Gründung des Evangelischen Krankenhauses erwähnen wir auch seiner Fürsorge für die Neugestaltung einer altkatholischen Stiftung eines preußischen (ermländischen) Gebiets, des Collegium Preuckianum, deren in Verwirrung gerathene Verhältnisse er ordnete und sicherte, sodaß sie jüngern katholischen Gelehrten die Mittel zu Studien in Rom gewähren konnte. Auch diese katholischen Jünglinge standen seiner Theilnahme nicht minder nah, so Ambrosch, der Archäolog, den er zuerst in dem verwahrlosten Lokal erkrankt auffand und durch gastliche Aufnahme in sein Haus vom Fieber errettete; so Papenkordt, der wackere Westfale, der vielversprechende Historiker, der viele Jahre ihm ein lieber Hausfreund war und für dessen beabsichtigte Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter er sich auf das lebhafteste interessirte.*) Nicht zu den Preuckischen Stipendiaten, wol aber zu den Katholiken, die von Bunsen Liebe und Freundschaft erfuhren, gehörte, vor der Reise nach dem Orient in Rom verweilend, auch Ernst von Lasaulx. Diese vielseitige, auf zugleich praktische und wissenschaftliche Ziele gerichtete Thätigkeit Bunsen's muß um so mehr in Erstaunen setzen, wenn man bedenkt, daß namentlich vom Jahre 1830 an er daneben durch die politischen Verhältnisse und die, durch deutsche und römische Ursachen und Entwickelungen umgestalteten Beziehungen seiner Regierung zum römischen Stuhl zu einer verdoppelten amtlichen Thätigkeit in Anspruch genommen wurde.

Die Bewegungen, welche in den ersten Monaten des auf die französische Julirevolution folgenden Jahres Mittelitalien erschütterten, sind bekannt. Zehn Jahre vorher hatte selbst Niebuhr in der neapolitanischen Bewegung nur die Revolution, nur die Wirkung des von seiner reizbaren Natur allzu sehr gefürchteten Geistes des Umsturzes gesehen und, wenn er gleich die Mitschuld der Regierung nicht verkannte, doch in der Niederhaltung dieses Geistes durch Gewalt ein näheres Bedürfniß gesehen als in der Abstellung der Misbräuche. Funfzehn Jahre des Aufenthalts in Rom hatten Bunsen, zehn neue Jahre der Misregierung im Kirchenstaat hatten endlich auch die Mächte der Heiligen Allianz überzeugt, daß die Wiederkehr ähnlicher Erschütterungen nur durch eine Beseitigung der Ursachen verhütet werden könne. Als daher die Herrschaft des Papstes durch österreichische Intervention in den aufständischen Provinzen wiederhergestellt war, traten sofort die Gesandten der vier großen Continentalstaaten in Rom im Auftrag ihrer Höfe zu einer Conferenz zusammen, an welcher auch ein besonders ernannter englischer Bevollmächtigter (England ist bekanntlich in Rom nicht diplomatisch vertreten) theilnahm; ihr Zweck war, dem Papst über die nothwendigen Reformen Vorstellungen und Vorschläge zu machen. Aus ihr ging das auch in neuerer Zeit wieder viel genannte Memorandum vom 21. Mai 1831 hervor. Bunsen war es, welcher mit der Abfassung dieses Memorandums beauftragt worden, und dies beweist, daß er das eigentlich treibende Element in den Berathungen der Conferenz gewesen.

Niemand kannte besser als er die Nothwendigkeit solcher Reformen; aber wenn er eine Zeit lang hoffen konnte, sie durchzusetzen, so mußte er sich bald überzeugen, daß hier geheime Einflüsse thätig waren, welche selbst einen bessern Willen des Papstes hätten paralysiren können. Hat doch letzterer sich, um seinen Widerstand zu rechtfertigen, auf geheime Briefe des Kaisers von Österreich berufen! Nichts von allem wurde ausgeführt; nicht einmal die von Österreich durch den Ritter Sebregondi wenigstens ostensibel gemachten und in vielen Foliobänden noch jetzt in den römischen Archiven liegenden kunstreich ausgearbeiteten Vorschläge zur Justizreform.

Bei der plötzlichen Besetzung Anconas durch die Franzosen übernahm Bunsen eine vermittelnde Thätigkeit, welche dem römischen Hofe nicht unwillkommen war, der eine Krisis vermeiden und zufrieden sein mußte, das undiplomatische Ereigniß in erträgliche Formen hüllen zu können, welche ihm aber in Wien und selbst wol in Berlin zuerst verdacht wurde, bis man die Folgen derselben selbst bequem genug zu benutzen fand.

Die Conferenz ging bald auseinander; dem preußischen Gesandten blieb in Rom nur noch die Rolle eines Beobachters. Ein persönlich freundschaftliches Verhältniß verband ihn in jener

*) Bekanntlich hat Papenkordt's „Geschichte Roms" nach seinem frühen Tode eine wenig entsprechende Bearbeitung durch Konstantin Höfer gefunden. Charakteristisch aber für die eigenthümliche Verkettung in Bunsen's Leben, die immer das Ende mit seinen Anfangen verknüpfte, ist, daß noch wenige Monate vor seinem Tode seine Verwendung in Berlin, von Cannes aus, im April 1860, die Unterstützung der preußischen Regierung demjenigen verschaffte, der jenes Werk auszuführen bestimmt scheint: Gregorovius.

Zeit mit dem französischen Botschafter, dem Grafen Sainte-Aulaire, der altfranzösische Grazie und Feinheit des Wesens mit einem reichen Geiste (er war der erste Übersetzer des Faust ins Französische) und einem edeln Gemüth vereinte, und mit dessen ausgezeichneter Gattin; während mit den frühern französischen Botschaftern, Châteaubriand und dem Herzog von Blacas, sich wol interessante Beziehungen, die bei letzterm namentlich dem aufblühenden Archäologischen Institut zugute kamen, aber kein näheres persönliches Verhältniß gebildet hatte.

Wir haben schon oben der Verhandlungen erwähnt, welche seit Jahren über die Regulirung der Frage über die gemischten Ehen geschwebt und im Jahre 1827 die erste Reise Bunsen's von Rom nach Berlin veranlaßt hatten. In den östlichen Provinzen der Monarchie hatte dieses Verhältniß bisher keine Schwierigkeiten dargeboten; in den westlichen galt eine sehr mannichfaltige Praxis; die Schwierigkeit lag in dem Gegensatz zwischen der auf ein bindendes Versprechen über die Kindererziehung in der katholischen Kirche gerichteten Forderung der katholischen Geistlichkeit, und dem Staatsgesetz, welches die Erziehung der Kinder ganz in die Hand des Vaters legte, und solche Versprechungen nicht allein für nicht bindend erklärte, sondern geradezu verbot. In eben jenem Jahre kam die Regierung mit den westlichen Bischöfen überein, daß sie den Papst um neue Bestimmungen bitten, und dies Gesuch durch die Gesandtschaft unterstützt werden sollte. Die Verhandlungen wurden hauptsächlich durch den nachherigen Papst Gregor, damals Cardinal Mauro Capellari, geführt, und gediehen unter der kurzen Regierung Pius' VIII. zu einem Abschluß durch das bekannte Breve des letztern vom 25. März 1830. Die preußische Regierung war damit anfangs nicht zufrieden; fortgesetzte Verhandlungen zeigten indeß, daß von dem inzwischen als Gregor XVI. auf den päpstlichen Thron erhobenen und immer strenger werdenden eigentlichen Autor des Breve Veränderungen und weitere Concessionen nicht zu erlangen waren; und so rieth im Anfang des Jahres 1834 Bunsen der Regierung das Breve, welches er im Frühling dieses Jahres selbst nach Berlin brachte, anzunehmen und sich mit den Bischöfen über die Ausführung zu verständigen. Auf Befehl des Königs trat er hierüber selbst mit dem Erzbischof von Köln, Frhrn. von Spiegel, in Verhandlung. Letzterer, ein kluger und edler Mann, aber allerdings mehr Weltmann als Geistlicher und Kirchenfürst, kam den Wünschen der Regierung bereitwillig entgegen, wobei ihm besonders sein geistlicher Rath, der Kanonikus Dr. München, durch gewandte Deductionen über die Auslegung des Breve und der kanonischen Forderungen behülflich war.

Hierbei trat allerdings die Verschiedenheit des römischen Standpunkts und der Praxis, die sich in Deutschland im Zusammenleben der Katholiken und Protestanten gebildet hatte, zu Tage. Die strengen Kanones der Kirche sind gegen jede Ehe mit Akatholiken und bezeichnen sie als strafbar, wenn auch nicht als ungültig; darum läßt die römische Praxis, wo sie einigermaßen streng gehandhabt wird — also bisher in ganz Italien —, auch keine priesterliche Einsegnung irgendeiner gemischten Ehe zu, selbst wenn die Erziehung der Kinder in der katholischen Kirche gesichert erscheint, durch Versprechen oder Landesgesetz. In Deutschland dagegen war es, bei mannichfacher lokaler Abweichung der Praxis, doch im allgemeinen zur Regel geworden, daß, wo ein solches bindendes Versprechen gegeben, da auch die priesterliche Einsegnung nicht verweigert wurde. Daß dieses Versprechen zur Bedingung der Einsegnung gemacht wurde, war der Anstoß, den die preußische Regierung heben wollte.

Der römische Stuhl konnte ihr hierin nicht unmittelbar und ausdrücklich willfahren. Das Breve Pius' VIII. ging vom römischen Standpunkt aus; und auf diesem mußte es schon als eine große Concession erscheinen, daß da, wo die Kindererziehung in der katholischen Kirche nicht gesichert erschien, von kirchlichen Censuren abgesehen und die sogenannte „passive Assistenz" erlaubt wurde. Dies ist die Entgegennahme der Erklärung der Brautleute seitens des Pfarrers in Gegenwart zweier Zeugen, jedoch ohne alle priesterliche Einsegnung: eine Form, wodurch den Erfordernissen der katholischen Kirche zu einer gültigen, auch sakramentalen Ehe vollkommen, nicht aber dem frommen Bedürfniß des Volks genügt wird, in dessen Augen diese ungesegnete Eheschließung als eine Art von Nothehe immer mit einem gewissen Makel behaftet ist. Eigentlich war die deutsche Praxis über diese Concession schon hinausgegangen. Dennoch sollte das Breve noch eine Milderung dieser Praxis gewähren! Das war selbst in Rom die Absicht gewesen, und man hatte dort an autoritativer Stelle Bunsen gesagt: Warum verlangt ihr alles von Rom? laßt doch die Bischöfe auch das Ihrige thun; euere Verständigung mit ihnen wird uns genügen.

Das Breve nun stellt die Forderung eines vorherigen Versprechens über die Erziehung der Kinder nicht ausdrücklich auf. Es scheidet die Fälle nicht nach der Abgabe oder der Verweige-

rung dieses Versprechens seitens des protestantischen Bräutigams. Es berührt diesen letztern gar nicht, sondern beklagt und tadelt nur die Gesinnung der katholischen Braut, welche leichtsinnigerweise (temere) sich selbst und ihre Kinder der Gefahr der Entfremdung von der Kirche aussetze, wo sie wisse, daß die Erziehung ganz in der Hand des unkatholischen Gatten liege. Solchem Leichtsinn sollen die Geistlichen, nicht durch kirchliche Censuren, sondern durch Ermahnungen entgegenarbeiten; gelingt ihnen dies nicht, so sollen sie nur die passive Assistenz, nicht die Einsegnung gewähren. Die passive Assistenz also war für die Fälle constatirten Leichtsinns — daraus folgerten die erzbischöflichen Ausleger des Breve, daß für alle andern Fälle, d. h. wo die Braut sich nicht geradezu gewissenlos, gleichgültig und ganz unbekümmert um die religiöse Erziehung ihrer Kinder zeige, die Einsegnung zulässig sei. Nicht nach den äußerlich gegebenen Garantien, sondern nach dem Gemüthszustande der Braut sollte die Gewährung oder Versagung der Einsegnung ermessen werden; und man glaubte sich keineswegs verpflichtet, Leichtsinn in allen den Fällen anzunehmen, wo die Katholikin ohne solche äußere Garantie eines Versprechens die Ehe eingehe. Es ist klar, daß hiernach die Pfarrer von den Bischöfen zur Einsegnung beinahe aller gemischten Ehen angewiesen werden konnten. Denn welche Braut wird eine gänzliche Unbekümmertheit um die Religion ihrer Kinder empfinden oder zur Schau tragen? Die passive Assistenz war hiernach fast ganz ausgeschlossen; ebenso wie jede Verhandlung des katholischen Geistlichen mit dem protestantischen Bräutigam.

In Rom hat man diese Auslegung, da sie zur Sprache kam, verworfen, und den Leichtsinn in allen Fällen gesehen, wo nicht die positivsten äußern Garantien über die Kindererziehung gegeben seien. Kann man aber der preußischen Regierung und ihrem Unterhändler einen Vorwurf daraus machen, daß sie eine Auslegung annahmen, die von dem Erzbischof und seinem geistlichen Rath für gerechtfertigt erklärt wurde? War doch in anderer Weise das Breve auf die deutschen Verhältnisse kaum anwendbar, wie man es ja in Rom selbst gewollt hatte!

Die gemischten Ehen glaubte man damals gerade um des confessionellen Friedens willen befördern zu sollen; lebte doch Deutschland im ganzen und großen seit dem Westfälischen Frieden gleichsam in einer gemischten Ehe, und in dieser und mittels ihrer den religiösen Frieden aufrecht zu erhalten, hielt Bunsen mit den meisten Staatsmännern seiner Zeit für geboten.

Dies war der wesentliche Inhalt der vielberufenen Übereinkunft vom 19. Juni 1834, welcher die übrigen Bischöfe der westlichen Provinzen auf die vom Erzbischof gegebenen Erläuterungen beitraten.

Andere, geringere Punkte derselben, wie des Breve selbst, so die in letzterm enthaltene Erklärung über die Gültigkeit von Ehen, die nicht vor dem katholischen Pfarrer geschlossen, übergehen wir; den Hauptpunkt aber glaubten wir möglichst klar auseinandersetzen zu müssen, weil an ihn sich der spätere Conflict knüpfte, der in Bunsen's Leben wie in der Stellung des Staats zur Kirche einen wichtigen Wendepunkt herbeiführte, und weil er Verhältnisse berührt, die noch jetzt die Gemüther bewegen und aufregen.

Man glaubt kaum, daß erst ein Vierteljahrhundert seit jener Zeit verflossen ist, wenn man liest, wie in jener Convention die Aufhebung der Civilehe am Rhein als Lohn für die Concessionen der Bischöfe versprochen wird!

In Rom hätte man, trotzdem, daß dort die strengere Partei nach Bernetti's Abgang mit dem Cardinal-Staatssecretär Lambruschini, dem ebenso gewandten als leidenschaftlichen Genueser, ans Ruder gekommen war, die Sache ignorirt, hätte sie in Deutschland Boden gefaßt. Aber in Deutschland selbst war ein anderer Geist erwacht, in dessen Tendenzen Freiheit und Herrschaft, Autonomie und Hierarchie sich zusammenfanden. Die schlimmern Bestrebungen wurden von dem benachbarten Belgien aus eifrig geschürt; von da kamen nach Rom entstellte und entstellende Nachrichten über die Transaction, denen gegenüber die kurzen günstigen Berichte der Bischöfe wenig Glauben fanden. Einer der letztern, ein sonst ehrwürdiger Greis, ward auf dem Todtenbette durch Gewissensscrupel verleitet, in einem geheimen Brief an den Papst sich und die andern über dasjenige anzuklagen, was er mit ihnen in seinem officiellen Bericht gebilligt, ja gelobt und dankbar anerkannt hatte. Spiegel dagegen war schon ein Jahr nach jener Convention gestorben, ehe noch die Ausführung derselben in der Praxis einen festen Boden gewinnen, ehe er auch nur seinen eigenen erklärenden Bericht hatte nach Rom erstatten können.

Unter diesen Umständen hatte Bunsen einen schweren Stand in Rom. Er war dahin zurückgekehrt im Sommer 1834; in wenigen Monaten folgte ihm dahin die Ernennung als außer-

ordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister (Januar 1835) — die höchste Stufe, die es in der preußischen Diplomatie gibt. Als Legationssecretär hatte er sich vom König den jungen Usedom erbeten, durch den auch der Kronprinz schon lebendig angezogen war, und der eben von München aus durch eine Darstellung des Schicksals der Zillerthaler zu der so erfolgreich bethätigten Theilnahme Preußens für diese den Anstoß gegeben hatte. Mit ihm bildete sich bald ein besonders inniges Verhältniß; und wie Bunsen dem jüngern Mann an Charakter und Geist sich verwandt fühlte, so hat Usedom durch alle Phasen seines Lebens treu, fest und besonnen zu ihm gestanden, und sich ihm und den Seinigen zu allen Zeiten als Freund bewährt.

Die nach Rom gelangten Berichte waren in der That so entstellt, daß der preußische Gesandte ihnen ein volles Démenti geben konnte, ohne den Vorwurf der Unwahrhaftigkeit zu verdienen, den man ihm darüber gemacht hat. Die Ankläger scheinen fast selbst schlecht unterrichtet gewesen zu sein; sie hatten eine bischöfliche Instruction an die Generalvicare mit einer das Breve begleitenden und erläuternden Instruction des römischen Cardinalvicars Albani — absichtlich oder unabsichtlich — verwechselt, und erstere als ein verfälschtes Exemplar der letztern nach Rom gesandt. Darauf beruhten die Anfragen, die Bunsen in Rom entgegentraten und die er mit vollem Recht mit Indignation und mit der entschiedensten Ableugnung einer solchen Fälschung abwies. Natürlich wuchs indeß in Rom Mistrauen und Argwohn; aber der Conflict brach in Deutschland aus.

An Spiegel's Stelle hatte man einen frommen und kirchlichen Mann gewünscht — man erhielt einen solchen in dem starren und beschränkten Droste-Vischering, auf dessen sonst geachtete Ehrlichkeit nur das über die Ausführung jener Convention, die er kennen mußte, gegebene Versprechen einen Schatten wirft. Er hielt es nicht; über sein ihr ganz entgegengesetztes Verfahren liefen bald von Protestanten und Katholiken, Brautleuten und Beamten Klagen bei der Regierung ein. Gleichzeitig begann er mit dieser einen neuen Streit durch die auf ein in Preußen nicht publicirtes Verdammungsbreve des Papstes gestützten Maßregeln gegen die der Doctrin des verstorbenen Professors Hermes anhängenden Lehrer der Universität Bonn und des dortigen katholischen Studentenconvicts, welche von seinem Vorgänger begünstigt waren. Hermes' Lehre wich in keinem Punkt materiell von der katholischen Kirche ab; es handelte sich bei ihr nur um eine, rationell und allerdings rationalistisch zu nennende Methode; die Verdammung derselben durch den päpstlichen Stuhl beruhte auf einer Verkennung ihrer Bedeutung sowol als der deutschen Zustände, und war nur durch persönlich feindselige Einwirkung auf römische Unwissenheit erlangt. Aber es war in ihr auch nichts enthalten, was die Gemüther zum Widerstand hätte begeistern können. Für die hierarchische Partei aber war sie der Vorwand, um die Universität, wenigstens die theologische Bildung auf derselben, in ihre Hände zu bringen; selbst die Personenfrage war Nebensache, und für Erzbischof und Regierung handelte es sich in der That darum: von wem die Universität, von wem die Erziehung und Bildung der künftigen Geistlichen abhängen solle.

Da die Verhandlungen der Regierung mit dem Erzbischof resultatlos blieben, berief der König im Sommer 1837 Bunsen aus Rom, um durch Rath und That sie zu fördern. Seine, in Gemeinschaft mit dem Grafen Stolberg, mit dem Erzbischof über beide Punkte, die gemischten Ehen und den Hermesianismus gepflogenen Verhandlungen schienen einen Augenblick zu einem günstigen Ergebniß gelangen zu wollen; namentlich glaubte man über den Hermesianismus zu einer Verständigung gelangt zu sein. Sie scheiterte an den gemischten Ehen — die Differenz ward jetzt wenigstens klar ausgesprochen. Die Einwirkungen des Erzbischofs auf den Klerus, deren Folgen allerdings der Regierung Besorgnisse einflößen mußten, und Befürchtungen über Verbindungen der katholischen Partei mit dem Auslande, namentlich Belgien, deren Grund oder Ungrund nicht ganz klar geworden, die aber die Regierung in der That hegte, führten, da der Erzbischof weder in ein Niederlegen seiner erzbischöflichen Würde — was er allerdings nicht konnte — noch auch in ein vorgeschlagenes provisorisches Enthalten von der Ausübung derselben bis zur Entscheidung des Papstes willigen wollte, zu der gewaltsamen Abführung desselben von Köln am 20. Nov. 1837. Die Regierung erachtete sich für verpflichtet, durch einen solchen Act ihre Autorität und ihre Macht zu constatiren; Bunsen vertheidigte das Verfahren vor dem Publikum in einer Staatsschrift, welche für die Zeit wie für Bunsen charakteristisch ist, weil sie ganz auf dem oben angedeuteten Standpunkt des gleichsam ehelichen, häuslichen Zusammenlebens beider Kirchen in Deutschland, sowie einer andern hergebrachten Verbindung, der des Staats mit der Kirche, steht. Sie erschien gewissermaßen im Wendepunkte dieser Anschauun-

gen. Die katholische Kirche arbeitete schon damals auf die Lösung beider Verbindungen hin; der Staat mußte ihr seinerseits darin entgegenkommen, sobald er aus einem absoluten ein constitutioneller wurde; und in Betracht des Verhältnisses der Confessionen führten bittere Erfahrungen, zu denen eben die damalige mitgehörte, Bunsen selbst bald zu der Überzeugung, daß die alten äußerlichen Grundlagen des Bundes nicht mehr ausreichten, und neue, innerliche durch Kampf gewonnen werden müßten.

Noch war er von jenem Gedanken so durchdrungen, daß er vertrauensvoll auch in Rom die Auslegung des Breve und sogar die Maßregeln gegen den Erzbischof nicht allein vertheidigen, sondern wirklich annehmbar machen zu können glaubte. Er reiste im December dahin ab, sah in Wien den Fürsten Metternich und glaubte in ihm eine Unterstützung für sein Auftreten in Rom gefunden zu haben. Zwei Tage vor dem Christfest kam er, von dem an Usedom's Stelle getretenen Legationssecretär von Thile begleitet, in Rom an, und nun begann die schwerste Zeit seines Lebens. Er hatte die Wendung, welche die Stimmung in Rom und in Deutschland genommen, nicht hoch genug angeschlagen. Nicht Leo XII. und Bernetti, sondern Gregor XVI. und Lambruschini standen ihm gegenüber, unterstützt durch den Sturm, der im katholischen Deutschland sich im Sinne der Freiheit und Selbständigkeit der Kirche erhoben hatte, und vor dem der Einfluß hermesianischer Theologie, welche keine Wurzel im Volk hatte, rasch verstummte. Auch in Rom konnten weder die dort schon seit Monaten anwesenden hermesianischen Professoren noch der Regierungsrath Brüggemann, der ihm als katholischer Vertheidiger der Regierung nachgesandt war, irgendeinen Einfluß ausüben. Rom konnte nicht mehr ignoriren; es konnte auch nicht gutheißen, was in Deutschland geschehen war, weder die Auslegung des Breve in der Kirche noch das Einschreiten des Staats gegen die Kirche. Der päpstliche Stuhl wies jede Transaction auf das schroffste ab, und ließ dabei den Unterhändler auf das empfindlichste merken, daß man ihn persönlich als die eigentliche Seele des Streichs ansehe, den man gegen die katholische Kirche beabsichtigt wähnte. Der Papst sah ihn nicht; der Cardinal weigerte zu unterhandeln, wenn Preußen nicht zuvor sich beuge. Öffentliche Acte geistlicher Institute überboten sich in Verletzungen gegen Preußens Regierung und Vertreter; Österreichs Einfluß, auf den man gerechnet hatte, wurde nur so weit geübt, daß der äußerste Bruch verhindert, der Gesandte nicht zum Abbrechen der diplomatischen Beziehungen, zur Abreise von Rom gezwungen wurde. Mit Bezug auf Lambruschini hatte ein Römer gesagt: der Haß der Priester sei schlimmer als der der Weiber; das zeigte sich in kleinlicher Rache, die das sonst feste und energische Betragen der Römischen Curie, wodurch sie in der öffentlichen Meinung den Sieg gewann, verunstaltet. Ein römischer Fürst wurde unter Sequester gestellt, weil er von dem Kronprinzen von Preußen ein Darlehn genommen, das diesem den künftigen Besitz des Palastes Caffarelli sichern sollte; der Name des Darleihers wurde aus den Hypothekenbüchern Roms getilgt. Bunsen's Hoffnungen waren gescheitert; er empfand und sprach es aus, daß im öffentlichen Leben niemand ohne Wunden und ohne Niederlagen auskomme!

Die preußische Regierung gab zwar nicht nach; aber doch wurde die ganze Sache als eine Niederlage empfunden. Es fehlte ihr alle und jede Stütze in der öffentlichen Meinung; es fehlte ihr vor allem jene Stütze verfassungsmäßiger Institutionen, deren Macht sich im Jahre 1860 in Baden so groß erwiesen hat. Die Aufregung in Deutschland im Jahre 1837 galt viel weniger den Interessen der Kirche als dem Widerwillen gegen den Polizeistaat und den Absolutismus.

Man möchte es ein tragisches Geschick nennen, daß Bunsen der Vertheidigung dieses Staats gegen die Kirche, einer Stellung, die seiner eigensten innern Natur zuwider war, zum Opfer fallen mußte. Oft genug hatte er selbst sich einer freiern Stellung der katholischen Kirche angenommen, und noch vor kurzem erst vom König persönlich erbeten und erlangt, daß die katholischen Soldaten nicht mehr in den protestantischen Gottesdienst nach der Kirchenparade geführt würden! Jetzt war seine Stellung in Rom ganz unhaltbar geworden. Über die letzte, schwere Zeit half ihm hinweg, daß er mit bewundernswürdiger Elasticität des Geistes jede Stunde, die die Geschäfte ihm freiließen, der Wissenschaft, den archäologischen Studien widmete. Als seine Abberufung gekommen, auf die er selbst angetragen, verließ er am 28. April 1838, festen Schritts, ungebrochen und ungebeugt, das Capitol und schloß seinen römischen, einundzwanzigjährigen Aufenthalt mit den Worten: „Nun kommt, nun wollen wir uns ein anderes Capitol suchen!“

Um seinen Wagen standen die alten treuen Freunde und eine Anzahl junger Männer, die er meist selbst nach Rom gezogen, auf deren aller Lebensgang er bestimmend und fördernd ein-

gewirkt, deren Geist er zum Theil in neue Bahnen gelenkt, deren Herz er sich durch unermüdete Sorge, Liebe und Treue fürs Leben gewonnen hatte. Sie sahen in ihm den Mittelpunkt eines geistig angeregten Lebens scheiden, das seitdem nicht wiedergekehrt ist für Rom, und das dort nur durch einen Deutschen hatte erhalten werden können, der, nach dem geistreichen Ausdruck des Franzosen Ampère, der Repräsentant nicht nur der preußischen Regierung bei dem päpstlichen Stuhl, sondern auch der deutschen Wissenschaft bei dem römischen Alterthum gewesen war. Die hoch über Rom hinausblickenden Räume des Palastes Caffarelli, zu denen der Kronprinz eine als König bewahrte Liebe gefaßt hatte und in welche ein schweres Schicksal ihn erst in den trüben Tagen der Krankheit zurückführte, wird niemand vergessen, der in ihnen dem Zusammenfluß bedeutender Männer aller Nationen begegnet ist, welche die Anziehungskraft Bunsen's jeden Winter um ihn vereinigte; die gastliche Villa Piccolomini in Frascati aber wird in der Erinnerung und im Herzen des kleinen Kreises leben, dessen belebende und erquickende Seele während der auf jenen kühlen und schattigen Höhen immer schönen und stillen Sommermonate, im heitersten und glücklichsten Behagen des Familienlebens und in der Fülle gedankenreichster Thätigkeit der an Gemüth und Geist gleich reiche und lebendige Hausvater bildete.

Aber wenn er mit dankbarer und vielleicht wehmüthiger Erinnerung auf diese Jahre zurückblickte, so wandte sich sein strebender Geist schon der Zukunft zu. Er eilte nach Norden seiner Familie voran, die unter der Begleitung des treuen Freundes Karl Meyer langsam nachfolgte. Aber in Berlin fürchtete man seine Anwesenheit. Neider und Gegner wähnten ihn gestürzt; auf der Reise noch traf ihn der Wink, nicht nach Berlin zu kommen, und er weilte in München, wo ihm neben dem Wiedersehen alter Freunde, wie Cornelius und Schnorr während der ersten Monate des Sommers 1838, besonders der engste Umgang mit Schelling gleichsam frische Lebensluft zuführte und ihm erneute Anregung zur Vertiefung in der Philosophie der Geschichte und der Sprachen gab, welche, obwol eine Weile vor praktischen Ausführungen und der amtlichen Thätigkeit zurückgetreten, doch den eigentlichen Mittelpunkt und das Ziel seines geistigen Strebens bildete. Schelling (der ihm schon früher einmal die unpublicirten Bogen seiner „Weltalter" hatte nach Rom senden wollen, aber sie noch aus dem schon gepackten Koffer des abreisenden Freundes in bekannter unüberwindlicher Scheu sich hatte zurückgeben lassen) theilte ihm nun alles im lebendigsten Verkehr mit; und Bunsen hat diese Ideen gründlich durchgearbeitet und sie nicht nur für seine Anschauungen der ältesten menschlichen Geschichte verarbeitet, sondern auch von ihnen aus in selbständiger Weiterbildung die Grundlinien seiner Constructionen für Kirche und Staat theils befestigt, theils neu gezogen. Auch auf Stahl wurde hier zuerst seine Aufmerksamkeit gelenkt; an der Entscheidung des Königs für die spätere Berufung desselben nach Berlin hatte Bunsen wesentlichen Antheil. Daß München, welches König Ludwig zu einer wirklichen Hauptstadt deutscher Kunst und einem geachteten Sitz der Wissenschaft erhoben hatte, und wo neben den obengenannten noch Schubert, eben aus dem Morgenlande zurückgekehrt, Thiersch, Ringseis und andere den Umgang belebten, sonst reiche Nahrung und vielfältige Anregung bot, braucht kaum erwähnt zu werden.

Aber eine neue und doch schon halb bekannte Welt ging ihm auf, als er, auf einer, ebenfalls rein privaten Reise, zum ersten mal das Heimatland seiner Frau besuchte, England, mit welchem er schon durch so viele Bande verknüpft war. Hier, wo er im Anfang August 1838 eintraf und ein Jahr lang verweilte, kam ihm nicht allein von den unzähligen Bekannten, die er von Rom her dort vorfand, sondern von allen Kreisen des Volks und der Gesellschaft die freundlichste Begrüßung und Aufnahme entgegen; und in lebendigster Anschauung nahm er mit allen Organen seines vielseitigen Geistes das eigenthümliche Bild jenes Landes in sich auf, dessen Studium für einen jeden Staatsmann, der in der Politik noch etwas anderes als das Metier eines Diplomaten oder eines Bureauvorstehers sucht, eine fast unerlaßliche Schule bildet. Wie bekannt und geachtet er damals schon in England war, zeigt die großartige Demonstration des Applauses, mit dem der Name des Fremdlings ohne alle officielle Stellung von der akademischen Jugend, neben Wordsworth und andern Celebritäten, begrüßt ward, als er im Juni 1839 in Oxford bei einem jener solennen Promotionsfeste zum Doctor der Rechte creirt wurde. Unter den alten Freunden aber, die er hier wiederfand, muß vor allen Thomas Arnold genannt werden, der Rector der Schule Rugby, der während eines zweimaligen, beide mal nur kurzen Besuchs in Rom mit ihm die engste an gegenseitiger Einwirkung reichste Freundschaft geschlossen hatte — die Freundschaft zweier Männer. Arnold ist begegnet, was wol wenigen andern, daß er, der während seines Lebens mitten im Kampf der politischen und kirchlichen Parteien stand, und in schärfster Offenheit, ja Derbheit an diesem Kampf thätig theilnahm, nach seinem Tode

von allen Parteien fast kanonisirt wurde; so überwog in ihm der Mann in seiner Ganzheit, in deren bildender Kraft auch sein unübertroffenes pädagogisches Talent begründet war! Neben Arnold darf auch Philipp Pusey nicht vergessen werden, der fein, frei und deutsch gebildete, mehr in den Geschäften als in der Rhetorik des Parlaments thätige Bruder des bekannten Theologen, mit welchem Bunsen schon in Rom den Plato gelesen hatte, und dessen treue Liebe schon damals dem ältesten Sohn des deutschen Freundes eine Heimat in der englischen Kirche zu gründen sich bereitete. Arnold gehörte in Staat und Kirche der liberalen Richtung unter den Whigs an; Bunsen's Beziehungen, obgleich er mit allen Parteien verkehrte, waren sonst persönlich näher zu den Führern der Tories, zu denen damals noch Peel gehörte. In kirchlicher Beziehung erkannte er in der bischöflichen Kirche den eigentlichen gesunden und nationalen Kern des englischen Lebens; aber den hochkirchlichen Ansichten stand er schon damals mit allem Ernst seines protestantischen Bewußtseins entgegen und theilte mit seinem Freunde Arnold die schärfste Verwerfung der katholisirenden Richtung, deren Stifter der persönlich edle und fromme Edward Pusey war; ihre Hauptvertreter Newman, Froude u. a. hatte er schon in Rom kennen und durchschauen gelernt. Die Ideen, welche in der Consecration der Bischöfe und ihrer ununterbrochenen Succession eine höhere Weihe, eine kirchliche Nothwendigkeit oder ein Kennzeichen echter Kirchlichkeit sahen, hat er niemals, auch in frühern Zeiten nicht, getheilt, so oft ihm dies auch nachgesagt worden ist.

Aus dem reichen Genuß dieses ersten Aufenthalts in England, von dem er einen großen Theil auf dem Lande bei seiner Schwiegermutter in Wales zubrachte, in stillen Studien, wurde er zu einer erneuten amtlichen Thätigkeit abgerufen. Im Herbst des Jahres 1839, noch unter Friedrich Wilhelm III., ward er zum Gesandten in der Schweiz ernannt und bezog mit seiner Familie eine schöne Villa bei Bern. Ein willkommener Legationssecretär war ihm dort wiederum der schon oben genannte von Thile, der, ebenso wie aus früherer römischer Zeit von Sydow, ihm und seinem Hause eine treue Anhänglichkeit bewahrte; wie denn Bunsen gern auch in die amtlichen Verhältnisse die persönliche Wärme menschlicher Beziehungen hineintrug, wo ihm Empfänglichkeit entgegenkam. Die amtlichen Erfordernisse dieser Stellung füllten natürlich auch hier seine Thätigkeit nicht aus. Die innern Unruhen und Umwälzungen in der Schweiz hatten sich bis dahin noch fast ganz auf die einzelnen Cantone beschränkt und schienen auf die Beziehungen zu den übrigen europäischen Staaten keinen großen Einfluß ausüben zu können. Bunsen benutzte die Muße besonders für eine neue Ausgabe und Umarbeitung seines Gesangbuchs, welche (erst 1846) in der Druckerei des Rauhen Hauses zu Horn bei Hamburg herauskam. In dieser neuen Bearbeitung wurde der frühere zweite, für die häusliche Andacht bestimmte Theil durch eine Reihe von Formularen für den öffentlichen Gottesdienst ersetzt, welche, auf der oben erwähnten Liturgie der römischen Kapelle ruhend, doch sich dem Usus der evangelischen Kirche mehr zu nähern suchten und zugleich ein reiches Material aus den Schätzen der lutherischen wie der reformirten Agenden darbieten. Auch fällt in diese Zeit die Entwerfung einer reichen, eine vollständige Evangelienharmonie der Leidenszeit enthaltenden „Liturgie für die Passionswoche vom Palmsonntag bis Ostern" (Hamburg 1841), für deren musikalischen Theil die herrlichen Compositionen der alten italienischen Meister benutzt und hauptsächlich von Ritter Neukomm componirt wurden. Dieser edle und liebenswürdige Mann, ein tiefer wie gelehrter kirchlicher Componist, der, ein Schüler der beiden Brüder Haydn, sich denselben kindlichen und reinen Charakter wie diese bewahrt hatte, auch nachdem er acht Jahre Talleyrand's Hausgenosse und Schützling gewesen, war schon in Rom mit Bunsen befreundet geworden und brachte in der Schweiz wie nachher noch oft in London eine längere Zeit bei ihm zu.

Angeregt durch Mrs. Fry, die er in England kennen gelernt, schrieb Bunsen auch damals seine, in ihrem Namen redende und von der Wärme christlicher Liebe durchdrungene Anrede: „Elisabeth Fry an die deutschen Frauen und Jungfrauen" (als Handschrift gedruckt in Bern 1840, dann veröffentlicht durch das Rauhe Haus), die er darin für ähnliche Bestrebungen zu wecken sucht. Vieles von dem, was er hier erstrebt, fand er in Fliedner's Diakonissen, in den Brüdern des Rauhen Hauses, in andern Bestrebungen der Innern Mission verwirklicht. Auf das Rauhe Haus und seinen Gründer, Wichern, war er früh durch den ersten Beschützer desselben aufmerksam geworden: seinen Freund und Jugendgenossen, den geistvollen hamburger Syndikus Sieveking, der auch eine Zeit lang dem göttinger Kreise angehört hatte und mit dem er, besonders von England aus, in vielfacher Verbindung blieb. Mit nicht minderer Theilnahme begleitete er die Arbeiten der edeln Amalie Sieveking, der Schwester seines Freundes, und alle diese Gründungen, welche der evangelischen Kirche das Beste und Edelste von den Organen der

katholischen Kirche ohne die unevangelische Beimischung wiederzugeben suchen, haben in ihm sein ganzes Leben lang einen treuen Freund gefunden, der namentlich bei seinem spätern Aufenthalt in England manche Gelegenheit fand, ihnen wesentlich nützlich zu sein.

Sein Weilen am Fuße der Alpen sollte nicht von langer Dauer sein. Friedrich Wilhelm III., den er seit den kölner Wirren nicht wiedergesehen, starb am 7. Juni 1840, und Friedrich Wilhelm IV. bestieg den preußischen Thron, ein König, der durch das innigste persönliche Verhältniß ebenso sehr wie durch die Gemeinsamkeit vieler Ideen und Anschauungen, durch die productive Fülle geistigen Lebens wie durch den Sinn für ernste Wissenschaft Bunsen zugeneigt war.

Friedrich Wilhelm IV. berief Bunsen im Frühjahr 1841 nach Berlin. Ältere und verjüngte Ideen über Kirche und Staat wurden aufs lebhafteste durchgesprochen, von Bunsen in Denkschriften entwickelt und vorgetragen. Aber der König scheute es noch, die innern Verhältnisse auf beiden Gebieten rasch anzugreifen; sein Blick war zunächst auf einen fernen, allerdings für die gesammte Christenheit einen heimatlichen Boden bietenden, Fleck der Fremde gerichtet, Jerusalem. Seine durch die Krisis des Jahres 1840 zuerst auf eine politisch ausgesonderte Stellung dieser Stadt gerichteten Gedanken hatten in der diplomatischen Welt keinen Anklang gefunden, Staatsmänner der alten Schule hatten sie mit der Bezeichnung einer Cracovie religieuse abzuthun gemeint; da wünschte er wenigstens für die evangelische Kirche dort einen Punkt gemeinsamer Thätigkeit zu finden, zunächst im Verein der deutschen mit der englischen; und Bunsen ward ausersehen zur Ausführung. Der Gedanke des Königs war auf eine wirklich gemeinsame That der englisch-episkopalen und der deutsch-evangelischen Kirche gerichtet; eine geistliche Stiftung sollte als das Werk beider erscheinen. Aber Bunsen mußte sich in England bald überzeugen, daß dies unmöglich sei wegen der nationalen sowol wie der kirchlichen Eigenthümlichkeit, Abgeschlossenheit und Beschränkung der englischen Kirche. Sollte etwas zu Stande kommen, so konnte es nur durch diese letztere Kirche und durch das Land, dem sie angehört, geschehen; für Preußen und die deutsche Kirche konnte das einen Anlehnungspunkt bilden, aber nicht mehr. So wurde durch eine Parlamentsacte das englische Bisthum in Jerusalem gegründet, zu dessen, in England durch freiwillige Beiträge gesammelten Kosten der König von Preußen die Hälfte darbot; innerhalb dieses Bisthums sollten deutsche Gemeinden und Geistliche Fürsorge und Schutz finden. In England trat die hochkirchliche Partei dem Werke schroff entgegen, weil sie doch auch in dieser Art der Ausführung noch den ursprünglichen Gedanken des Königs, eine Gemeinsamkeit der englischen mit der nicht bischöflichen Kirche des Continents sah; gefördert dagegen wurde das Werk von dem milden und ehrwürdigen Erzbischof von Canterbury, Dr. Howley, und dem energischen Bischof von London, Dr. Blomfield, und von der ganzen evangelischen Partei, besonders dem ausgezeichneten politischen Führer derselben, Lord Ashley (jetzt Lord Shaftesbury). Wie Bunsen überall für seine höchsten Ideen die realen Anknüpfungen in der Wirklichkeit suchte, so fand er einen Boden für das Bisthum in der schon vorhandenen Thätigkeit der Judenmission, deren Leiter, Dr. M'Caul, die Sache lebendig, aber allerdings mit einseitigen Tendenzen ergriff. In Deutschland fand besonders die ursprüngliche, durch Bunsen's Bemühungen später auch rückgängig gemachte Bestimmung Widerspruch, daß Deutsche, die in Jerusalem arbeiten wollten, erst dort ihre Ordination empfangen sollten. Von einer Reordination ist nie die Rede gewesen, und der dem Unternehmen vielfach untergelegte Gedanke, dadurch wie auf einem Umweg bischöfliche Ordination und das Episkopat überhaupt in Preußen einzuführen, ist weder dem König noch Bunsen je in den Sinn gekommen. Gegen Ende des Jahres 1841 ging der neue Bischof, Dr. Alexander, ein aus Preußen stammender wahrhaft bekehrter Judenchrist, nach Jerusalem ab. Nicht die weitreichenden Ideen, welche von einer Seite an diese Sendung geknüpft wurden, namentlich auch in der Hoffnung einer Einwirkung auf die alten orientalischen Kirchen, aber auch nicht die höhnenden Voraussagungen, womit sie von anderer Seite überschüttet wurde, haben sich verwirklicht; das Bisthum und in ihm deutsche und englische Gemeinden bestehen in Frieden als eine Thatsache, welche bei der vielleicht nahen Entwickelung der orientalischen Dinge nicht unberücksichtigt bleiben kann.

Diese Sendung bildete wiederum einen der Wendepunkte im Leben Bunsen's. In diesem Sommer 1841 waren seine alten Freunde, damals noch Tories unter Sir Robert Peel, zu denen wie zu dem englischen Hofe Bunsen schon in nahe und herzliche Beziehungen getreten war, ans Ruder gekommen. Fast gleichzeitig wurde durch die Abberufung des bisherigen preußischen Gesandten, Frhrn. von Bülow, des Schwiegersohns Wilhelm von Humboldt's, der denn noch im Jahre 1842 Minister der auswärtigen Angelegenheiten wurde, der Posten in London

frei. Gegen Ende des Jahres 1841 sollte er wieder besetzt werden. Die preußische Regierung hatte neben Bunsen zwei andere Candidaten für denselben; der König, der die innigsten Beziehungen mit England beabsichtigte, wünschte den zu wählen, der der Königin Victoria der angenehmste sein würde. Die Königin sprach sich für Bunsen aus — so wurde ihm dieser glänzende und wichtige Posten zu Theil, durch die Achtung zweier Monarchen! Im Jahre 1845 folgte dann seine Ernennung zum Wirklichen Geheimrath, durch welche der Sohn des waldeckischen Bürgers und Fähnrichs auf die höchste Rangstufe in Preußen gestellt ward.

Auf das glänzendste eingeweiht wurde dieser neue Lebensabschnitt durch die Reise des Königs zur Taufe des Prinzen von Wales im Januar 1842. Bunsen's Stellung war schon damals eine solche, daß er mehr als irgendein anderer dem König alles vorführen konnte, was England an Geist und Talent besaß. Er hatte nun gleichsam ein neues Capitol in der modernen Weltstadt gefunden, in deren Mittelpunkt, Carlton Terrace, er bald für die preußische Gesandtschaft einen festen Sitz erwarb, welcher über die schönen grünen Parks nach der ehrwürdigen Westminsterabtei und den neuen Parlamentshäusern einen großartigen Ausblick bot, allerdings in anderer und wol weniger poetischer Weise als das alte Capitol. Hier weilte er drei Lustren, von denen er nur kürzere und ununterbrochene Zeiten kleinern Reisen und dem Aufenthalt bei Verwandten und Freunden widmen konnte. Für seine Familie hatte er abwechselnd einen Landaufenthalt, in dem er sie zeitweise und immer Sonntags besuchen konnte; in den ersten Jahren bis zum Frühling 1844 Herstmonceur, bei Lewes und Hastings, unweit dem Schlachtfelde Wilhelm's des Eroberers, wo er des Archidiakon Hare Nachbar war, dann Oakhill bei Barnet und zuletzt, bis 1849, Totteridge Park in der Nähe Londons. Es würde eine größere Ausführlichkeit erfordern, als hier erlaubt ist, um eine anschauliche Schilderung des Lebens zu geben, welches ein Mann, der in der That zugleich der Repräsentant Preußens in politischer, und der Repräsentant Deutschlands in geistiger Beziehung war, in der neuen Weltstadt führte. Es gehörte die ganze Elasticität und die physische und geistige Kraft und Fülle des Daseins, des Körpers wie des Geistes, wie Bunsen sie besaß, dazu, um diese doppelte Stellung auszufüllen.

Der funfzigjährige Mann stand nun auf der Höhe des Lebens. Seine äußere Erscheinung entsprach seiner innern, geistigen Bedeutung. Er war ein Muster des germanischen Typus, wie die alten Schriftsteller ihn schildern. Ursprünglich von eher schlankem, nicht übergroßem, wohl proportionirtem Bau, neigte er sich damals schon zu einer größern Fülle; dem Antlitz, dessen frische Farben geringe Spuren von dem langen Aufenthalt im Süden zeigten, wurde das noch volle Haar, bei immer zunehmender, zuletzt glänzender Weiße, zu einem ebenso schönen als ehrwürdigen Schmuck. Unter der hohen, mächtigen Stirn leuchtete aus dem blauen Auge das Feuer des Geistes, aber auch ebenso oft die Wärme des Herzens; Mund und Kinn waren im Vergleich zu dem Obertheile des Gesichts fein und zierlich geschnitten. Zur geselligen und amtlichen Repräsentation war seine ganze Erscheinung gemacht; er war, mit dem Italiener zu reden, di grande e bella presenza, im Sinne einer harmonisch ausgeprägten würdigen Persönlichkeit, ohne die specielle militärische Haltung, welche in neuerer Zeit oft die natürliche Würde ersetzen muß. Bei aller imponirenden Haltung aber war er, wenn nicht eine bestimmte Absicht ihn abhielt, schon bei dem ersten Begegnen von einnehmender Freundlichkeit; wenn er gewinnen wollte, von fast unwiderstehlicher Anziehungskraft; niemals liebenswürdiger, als in der unbefangenen Hingebung an den engern Freundeskreis, den er oft mit übersprudelnder Heiterkeit und Laune erfüllte; Wort und Rede immer bereit zu Witz und Scherz wie zu eingehendem ernst wissenschaftlichem Gespräch, nicht nur in der deutschen Muttersprache, in der ihm die Gedanken wie die Worte in beredter Fülle zuströmten, sondern auch in der englischen, die er, wie früher die italienische, zu jedem Gebrauch und in den nationalsten, eigenthümlichsten Wendungen vollkommen beherrschte. Über seinen Körper hatte er eine große Gewalt, und theilte mit andern großen Männern das Vorrecht, sich den Schlaf, wann und wie er wollte, gebieten zu können, auf eine Stunde, eine halbe Stunde, und dann aus der intensivsten, vergessenden Ruhe in voller Frische zur Thätigkeit im bestimmten Augenblick zu erwachen. Er bedurfte solcher Kräfte, um den Anforderungen, die er selbst an sich, die seine Stellung an ihn machte, zu genügen. Wer England und London kennt, weiß, was schon allein das sagen will, daß Bunsen auch dort, wie in seinem ganzen Leben, es durchsetzte, früh aufzustehen — im Winter lange vor Tag — und die Stunden vor dem Frühstück seinen literarischen Arbeiten zu widmen, während der spätere Tag seinen amtlichen Geschäften und dem Verkehr mit den Menschen gehörte, welcher letztere oft schon mit den an dem Familienkreis des Frühstücks theilnehmenden Gästen begann. Dieser Verkehr, bedingt sowol durch die hohe amtliche Stellung als durch die geistigen Berüh-

rungspunkte, umschloß alles, was England an politischer und socialer, wissenschaftlicher und künstlerischer und vor allem auch an kirchlicher und religiöser Bedeutung aufzuweisen hatte: Elisabeth Fry, die Quäkerin (mit deren Familie Bunsen durch die Heirath eines Sohnes innig verknüpft wurde), wie die Bischöfe und Erzbischöfe der Hochkirche; Carlyle und Kingsley und die Künstlerfamilie der Kemble wie die Männer des alten und hohen Adels, Sir Robert Inglis (den Typus des alten englischen Gentleman), Sir Thomas Acland, Herzog und Herzogin von Sutherland und andere Herzoge und Marquis von England; die Freunde Afrikas und der Negeremancipation, wie den edeln Fowell Burton, sowol wie die amerikanischen Gesandten Bancroft, Everett, Lawrence (die übrigens persönlich keine Freunde der Sklaverei waren). Dazu kamen die Menge der London besuchenden Fremden, Staatsmänner, Gelehrte, Künstler, Missionare, Reisende aus allen Nationen, namentlich auch zur Zeit der Weltausstellung im Sommer 1851; die Hülfe, Beistand, Schutz für sich oder für gemeinnützige Unternehmungen Suchenden, die nie umsonst an ihn sich wandten, wenn ihr Unternehmen oder ihr Bedürfniß irgendeinen wirklichen Kern oder Grund darbot. Infolge dieser vielseitigen Berührungen entging ihm nichts, was in Kunst und Wissenschaft irgendwo Bedeutendes auftauchte. Dies kam auch den Sammlungen des Vaterlandes zugute, deren befreundeter Generaldirector von Olfers, wie der kunstsinnige König selbst, ihm immer mit großem und freiem Sinne für jede solche Bestrebung entgegenkamen. Durch seine Vermittelung war schon während seines römischen Aufenthalts für das berliner Museum Rafael's Anbetung der Könige aus dem Hause Ancajani (die angebliche Kirchenfahne von Spoleto) erworben; von London aus verdankt das Museum jenem Zusammenwirken besonders die Teppiche Rafael's, ein besseres Exemplar selbst als die Arrazzi in Rom, und die Sammlung von assyrischen Alterthümern aus Ninive, die einzige außer Paris und London in Europa vorhandene. Sein hauptsächlichstes Streben aber in diesem lebendigen Verkehr war, wie in seinen literarischen Arbeiten, von denen wir später reden werden, immer auf eine Annäherung, einen Austausch, eine Ausgleichung des britischen und des deutschen Geistes gerichtet; in diesen beiden Nationen sah er — ohne die andern Nationen gering zu achten — doch die eigentlichen künftigen Träger der Entwickelung der Weltgeschichte; er selbst bildete gleichsam eine lebendige Brücke zwischen beiden. So hat ihn in einem lebensvollen Bilde Kingsley, vielleicht neben Carlyle der geistvollste neuere Autor Englands, in seinem „Alton Lock" — unververkennbar, ohne daß der Name genannt wäre — hingestellt. Und nicht blos im Gedanken, sondern auch im Handeln suchte er die Gemeinsamkeit dieser beiden Nationen zu fördern. Wir erinnern hier gleich an die Verbindung des Deutschen Barth mit dem Engländer Richardson zu der großen Erforschungsreise in das Innere Afrikas, welche durch den Deutschen allein, aber im Auftrage der englischen Regierung zu Ende gebracht wurde. Von Bunsen war der Gedanke zu dieser Verbindung ausgegangen; auf seine Empfehlung hin wurde sie von der englischen Regierung zur Ausführung gebracht, er vermittelte Overbeck's Begleitung, Vogel's Nachsendung. Vor allem aber muß hier Max Müller's gedacht werden, des Sanskritaners, der in der Hoffnung auf die Herausgabe der Veden nach London gekommen war, aber durch die kühle Aufnahme der Engländer entmuthigt zurückkehren wollte, als Bunsen ihn durch eine glückliche Begegnung kennen lernte, seine Bedeutung erkannte, durch seine Empfehlung ihm Anstellung und Gunst verschaffte und so den Grund zu seiner glänzenden Laufbahn, wie zu einem in persönlicher Liebe und Freundschaft dauernden Verhältniß legte. Mannichfache ähnliche Förderungen für deutsche Männer oder Unternehmungen durch englische, ihm zu dankende Beihülfe müssen wir übergehen; aber der Fürsorge für alle deutschen Landsleute dürfen wir nicht vergessen, namentlich der Stiftung des Deutschen Hospitals in London nicht, welche segensreiche Anstalt der König von Preußen durch die Übernahme des Protectorats, zahlreiche und hochgestellte Engländer durch großartige Munificenz förderten. Neben diesem Deutschen Hospital muß die englische weibliche Krankenpflege erwähnt werden. Miß Florence Nightingale, diese edle Lichterscheinung auf dem dunkeln Grunde des Krimkriegs, hat ihm ein Exemplar ihres Berichts an die englische Regierung vom Jahre 1857 mit den Worten auf dem Titel gesandt: „From his devoted and grateful pupil." Sie hatte ihn gefragt: „Was muß ich thun, um Pflegerin zu werden?" und er hatte ihr geantwortet: „Nun, Sie müssen es eben lernen", und darauf hin war sie nach Kaiserswerth gegangen und hatte dort drei Monate lang gelernt, was sie nachher so schön geübt.

Erleichtert wurde ihm seine Stellung, neben den wechselnden englischen Ministern, durch das Vertrauen und die Gunst, welche die Königin Victoria und der Prinz Albert ihm bis ans Ende persönlich bewiesen. Unter den Staatsmännern verband ihn eine wirkliche Freundschaft

mit Sir Robert Peel, den, wenn auch unter sehr verschiedenen Verhältnissen, wie Bunsen das Schicksal getroffen hat, daß die reife, gewissenhafte Erkenntniß und Entwickelung des Geistes von alten Freunden und Genossen als Wandelbarkeit geschmäht worden ist. In den wenigen bewußten Stunden zwischen seinem Unfall und dem Tode hat Peel mehrmals nach Bunsen gefragt und ihn, der leider zu spät aufgefunden wurde, sehnlich zu sprechen verlangt. Eine enge Verbindung Englands mit Preußen war auch sein dringender Wunsch immer gewesen. Unter den Freunden aber muß neben dem schon 1842 gestorbenen Dr. Arnold vor allen Julius Hare genannt werden, der wahrhaft fromme und erleuchtete Geistliche, der gründliche Kenner deutscher Wissenschaft, aus welcher er mit Thirlwall Niebuhr's „Römische Geschichte" durch Übersetzung den Engländern aneignete, wie Arnold sie, mit selbständiger Forschung verbunden, in bewundernswürdiger populärer Darstellung zu einem Gemeingut der Gebildeten, nicht nur der Gelehrten, zu machen bemüht gewesen war. Und nicht unerwähnt darf die edle Lady Raffles bleiben, die Witwe Sir Stamford Raffles', eines der größten Männer, die England in Ostindien je gehabt hat, des Gründers von Singapore und des Zoologischen Gartens in London, sie selbst die Biographin ihres Mannes, eine Frau erinnernd an die großartigsten Frauen der englischen Geschichte.

In politischer Hinsicht ging es mit dem Aufenthalt in London fast wie mit dem römischen. Die ersten Jahre waren eine Zeit politischer Windstille, hinter der die kommenden Stürme sich bargen, deren Anzeichen schärfere Augen nicht täuschten, wenngleich niemand ihren Charakter und ihre Ausdehnung hatte ahnen können. Der Ernst der Zeiten, die Bedürfnisse Preußens und Deutschlands wurden in jenen Jahren zwischen dem König und Bunsen der Gegenstand öftern schriftlichen, auch bei zeitweiliger Anwesenheit Bunsen's in Deutschland, im Frühjahr und Sommer 1844 in Berlin, im Sommer 1845 bei dem Besuch der Königin in Stolzenfels, mündlichen Gedankenaustausches, auch mancherlei eingehender Ausarbeitungen Bunsen's, deren Manuscript wol noch als reichliches Material für eine künftige ausführlichere Darstellung jener erwartungsreichen Zeit vorhanden ist. In der äußern Politik war das Ziel, welches Bunsen erstrebte, natürlich ein immer innigerer Verband Preußens und Englands, als der beiden protestantischen Großmächte. Er durfte um so mehr auf Erfolg hoffen, als das Auftreten Friedrich Wilhelm's IV. in England ihn dort außerordentlich populär gemacht hatte, und als andererseits England damals in Preußen selbst der conservativen oder reactionären Partei — wir lassen die Bezeichnung dahingestellt sein — noch nicht so verdächtig war wie jetzt. In der innern preußischen und deutschen Politik gehörte Bunsen zu denen, welche einen raschern Fortschritt auf dem Wege wahrhaft freier Institutionen, welche sich damals mit dem ständischen Princip nicht ausschlossen, gewünscht hätten, und welche beständig darauf drangen, die Zögerung für unheilschwanger erkennend. Seine eigenen Ideen, die früher mehrfach doctrinär und den nicht ganz mit Unrecht als romantisch bezeichneten Tendenzen sich annähernd gewesen waren, läuterten sich unter dem Eindruck des englischen Lebens immer mehr und mehr. Es war ihm nicht vergönnt — und welchem preußischen Staatsmann wäre es bis dahin, wie den englischen, vergönnt gewesen? — in dem Kampfe eines großen öffentlichen nationalen Lebens sich auszubilden; selbst dem eigentlichen geschäftlichen Leben in der praktischen Behandlung heimischer Zustände hatte sein Lebensgang ihn fern gehalten. Wenn ihm dadurch manche praktische Geschäftskenntniß entzogen war, so war doch auch gerade dadurch jene geistige Frische und Ursprünglichkeit in der Auffassung politischer Zustände ihm erhalten geblieben, welche auch dem trefflichsten preußischen Beamten zu leicht im Actenstaube des Bureau verloren geht. Welch eine andere Schule macht der englische Politiker im Parlament und seinen Vorstufen des Selfgovernment durch als der preußische in seiner Beamtencarrière! — Gegenwart und Zukunft enthalten schon ganz andere Elemente.

Freudig empfing Bunsen die Gaben des Jahres 1847 — auch er ahnte nicht, daß der rechte Zeitpunkt damals schon versäumt war. Das Jahr 1848 kam — „der Thauwind schnob vom Mittelmeer" und das erste Wehen desselben, wie es über Deutschland dahinging, wurde von den edelsten Gemüthern als ein, freilich im Sturm sich verkündender Frühlingshauch begrüßt! Wie viel mehr mußte es mit Hochgefühl ein warm und lebendig schlagendes deutsches Herz durchdringen, das aus der Ferne mit allen Pulsen der Heimat zustrebte, und die vernichtenden, zerstörenden und allen Schmuz und alle Gemeinheit aufwühlenden Wirkungen des Sturms in der Nähe nicht mit anzuschauen hatte! Wer in Berlin den 19. März und die folgenden Tage mit durchleben und tragen mußte, dem wurde es schwer genug ideale Hoffnungen festzuhalten; von London aus sah sich die Sache anders an, empfand sich vor allem nur der innerste, echte Kern der Bewegung des deutschen Volks. Bunsen wurde aufs lebhafteste von ihr ergriffen; er war Deutscher durch und durch, ohne daß er aufhörte Preuße zu sein, wie nur Übelwollende ihm vorgeworfen;

das beste Zeugniß dafür gibt das innige Verhältniß, welches sich gerade in jenen Tagen zwischen ihm und dem Prinzen von Preußen, den diese Zeit nach London führte, gebildet hat. Der edle Prinz, dem Bunsen bisher fern stand, erkannte gerade in jenen Tagen seinen Werth und seine Treue; er ließ sich durch ihn in die Anschauung des englischen freien Lebens einführen, die er mit reinem Sinn und ernster Treue ebenso fest bewahrt hat wie die persönliche Huld für den Mann, der in schwerer Stunde ihm näher getreten war. Es war dies Verhältniß ein großer Gewinn jener ernsten Tage; und wie viel Hoffnungen und Erfüllungen haben sich an jenen Aufenthalt des Prinzen in England angeschlossen!

Allerdings aber hoffte Bunsen — und wer nicht? — von der damaligen deutschen Bewegung mehr, als sie erfüllt hat. Er hoffte eine Durchdringung der deutschen Stämme von der Nationalversammlung in Frankfurt; er hoffte von der Centralgewalt, daß sie der Übergang zu der Hegemonie Preußens in einem deutschen Bundesstaat an der Stelle des alten Staatenbundes werden sollte, und suchte sie in diesem Sinne zu stützen und zu fördern. Seine Gedanken über die Umwandelung Deutschlands aus einem Staatenbund in einen Bundesstaat sprach er, nach seiner Weise das Bedürfniß rasch in ein System gestaltend (was doch nicht leichthin, wie man wol meint, das Erzeugniß des Augenblicks zu sein pflegte, sondern dessen Keime und Grundlinien meist schon lange sich in ihm herausgearbeitet hatten), im Sommer in Sendschreiben an die Nationalversammlung aus, in welche er selbst von Schleswig aus gewählt war, ohne daß die Umstände ihm erlaubt hätten, seinen Sitz einzunehmen.

Die schleswig-holsteinische Frage ergriff ihn auf das lebhafteste. Neben seiner amtlichen Thätigkeit suchte er auf das, über fremde Verhältnisse so wenig unterrichtete englische Publikum durch eine rasch hingeworfene, die Frage in ihren großen Grundzügen erörternde Schrift zu wirken. Wenn sie nicht den vollen Erfolg zur Umwandelung der Stimmung in England gehabt hat, welches in diese ganze Angelegenheit von Anfang an seine eigene Interessen verkannt oder nur in der engherzigsten Weise aufgefaßt hat, statt Preußen eine Stütze zu leihen, welche den ganzen, England wahrlich bisher auch nicht günstigen Gang der europäischen Entwickelung hätte verändern können — so ist doch seiner unermüdlichen Thätigkeit wenigstens das geringe Günstige zuzuschreiben, was England in dieser Angelegenheit für Deutschland geboten hat.

Die Wendung der Dinge in Preußen im November 1848 konnte nicht anders als seine herzliche Zustimmung haben. Im Januar 1849 kam er nach Berlin; er war hier mit dem Grafen Brandenburg vollkommen einig, und seine Mitwirkung war es ganz besonders, welche diesen in den Stand setzte, den Versuch einer Verständigung mit der Nationalversammlung in Frankfurt, im Januar und Februar jenes Jahres, zu machen, welche Preußen die Führerschaft und den deutschen Fürsten den Anschluß ermöglichen sollte; ein Versuch, der, gegen das Abrathen ängstlicher oder widerwilliger Geister, gemacht werden mußte — wenngleich er nicht gelang, und es jetzt leicht scheinen mag die Ursachen nachzuweisen, warum er nicht gelingen konnte. Die Art der Darbietung und Ablehnung der Kaiserkrone, das folgende Verfahren der Nationalversammlung, die Aufstände in Baden und in Sachsen und ihre Niederschlagung durch Preußen zeigten auch Bunsen, daß auf dieser Seite gar nichts mehr zu hoffen war. Mit den Planen von Radowitz für die deutsche Union war er im wesentlichen einverstanden; auch er hielt die Möglichkeit der Ausführung bis zum letzen Augenblick fest und war nur immer bestrebt, das Interesse Englands an einer Einigung Deutschlands unter Preußens Führung zu erwecken. Welches Wiedersehen war es dann, als Radowitz nach dem Umschwunge, der sich an den Namen Olmütz knüpft (obwol das, was geschah, zum großen Theil das directe Gegentheil von dem war, was in Olmütz abgemacht worden), nach England kam, um in einem Exil, das ihm zur Ehre gereichte, über den Bau der Röhrenbrücken mathematische Studien zu machen! Wie anders standen beide Männer da, als zu der Zeit, wo sie in geistreich sprudelnder Jugend sich in der Umgebung des Kronprinzen und später (1832) in Rom getroffen hatten! Sie waren beide jetzt manchem alten Freund nicht nur fremd, sondern fast verhaßt geworden — sie hatten beide, nicht in ihrer Gesinnung, wol aber in manchen Ansichten, eine Wandelung eintreten lassen, die bei ruhigern, kältern Naturen entweder nie oder unmerklicher sich vollzieht; die Zeit hatte sie gereift, durch Niederlagen mehr als durch Siege — aber ihr Muth und ihr Glaube wie ihre Liebe zum König und zum Vaterland war ungebrochen, obwol Radowitz' Herz gebrochen war.

Die Folgen jenes Umschwungs entwickelten sich erst allmählich, nicht nur in der Ausführung, sondern auch in dem Bewußtsein derer, welche dazu beigetragen, ihn herbeizuführen. Daher konnten auch damals die meisten Organe der Regierung, auch die diplomatischen, auf

ihren Posten verharren und belassen bleiben. Auch Bunsen blieb in London, obwol er für eine Hauptstütze der nun aufgegebenen Politik galt. Besonderer Gunst konnte er sich natürlich nicht zu erfreuen haben; aber gelegentliche Versuche ihm zu schaden hatten weder bei seinem neuen Chef noch bei dem König Erfolg. Er suchte in England das Vertrauen auf Preußen zu erhalten. In der schleswig-holsteinischen Sache bot er alles auf, um zu retten, was zu retten schien; aber es war ein dunkler Punkt in seinem Leben — und viele seiner Freunde wünschten, daß er sich dem hätte entziehen mögen — als er im Gehorsam gegen seinen König und als Diener, der die eigene Meinung zurückstellt, nicht als Staatsmann das bekannte Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 über die Integrität der dänischen Monarchie und die Mittel zur Erhaltung derselben unterzeichnete. Man hätte es nicht ihm, er hätte es vielleicht nicht sich selbst, niemand hätte es irgendeinem preußischen Gesandten zumuthen sollen!

Jener ungebrochene Muth und Glaube, und die natürliche Elasticität seines Geistes, das sanguinische Temperament hielten ihn aufrecht in dieser Zeit und unter so schweren Prüfungen; zugleich auch die unerschütterte Liebe zu seinem König und das Vertrauen zu dessen Bruder, in welchem er in schwerer Zeit den Mann und den Fürsten kennen gelernt hatte. Ein neuer Stern schien seinen politischen Wünschen aufzugehen, als die Anfänge des orientalischen Kriegs, des Kampfes der Westmächte gegen den Koloß des Nordens, Preußen noch einmal die Gelegenheit zu einer großartigen Politik darzubieten schienen. Durch sein vertrautes persönliches Verhältniß zu höchststehenden Personen in manche ferner blickenden Gedanken und Eventualitäten eingeweiht, redete er einem engen Bündnisse mit den Westmächten eifrig das Wort und ging im Glauben an die Nothwendigkeit und Unvermeidlichkeit solcher Politik weiter vor, als die, scheinbar wenigstens, eine Weile auch in dieser Richtung sich bewegende berliner Politik es rechtfertigen mochte. Wer mag sagen, welche Erfolge ein energisches Handeln Preußens hätte hervorrufen können — vielleicht den Krieg verhüten, vielleicht zur Umgestaltung der Karte Europas führen! Aber der König wollte seinem Lande den Frieden erhalten; der Erfolg hat ihm nicht unrecht gegeben. So wurde jener Stern zum Abendstern für Bunsen's politisches Leben. Die Hoffnungen, die in London erweckt und gehegt worden waren, glaubte man in Berlin nur durch seine Desavouirung berichtigen zu können. Der König selbst wünschte ihn zu halten — aber auf eine zeitweilige Abwesenheit, einen Urlaub wollte Bunsen nicht eingehen, sondern bat um seinen Abschied, der ihm im Sommer 1854 gewährt wurde.

Er verließ London am 17. Juni 1854, begleitet von den unzweideutigsten Zeichen der Theilnahme, Achtung, ja Verehrung von allen Klassen der Gesellschaft, von den Ministern und der Stimme der Presse bis zu den Arbeitern im Volke, die in ihm das verwandte Element erkannten; die Träger und Watermen bei der Einschiffung drängten sich darum, ihm Dienste zu leisten. Aber wie groß und hoch auch seine Stellung in England gewesen, als er nun — unterwegs in Bonn in die Bürgerrolle eingeschrieben, um sein Domicil in Preußen zu wahren — sich in dem schönen Heidelberg niederließ, da war sein Gefühl das einer endlich befriedigten, langgenährten Sehnsucht nach der Lebensluft des deutschen Vaterlandes und der Freiheit einer Muße, die er nun ganz dem freien Worte, jener höchsten geistigen Macht unserer Zeit, widmen durfte.

Nicht als ob er dieser Thätigkeit bisher entfremdet gewesen wäre. Auf die literarische Zurückgezogenheit der römischen Jahre war mit dem Eintritt in das bewegtere Leben Englands auch der Anfang einer literarischen Fruchtbarkeit gefolgt, die denjenigen in Staunen versetzen muß, der die Anforderungen kennt, welche in England das äußere Leben an den Mann macht.

Noch eine verspätete Frucht seines römischen Aufenthalts war das 1843 erschienene Werk über die „Basiliken des christlichen Rom", als gediegener Text zu den trefflichen Kupfertafeln von Knapp und Gutensohn.

Nur im Vorübergehen erwähnen wir kleinere Aufsätze, wie eine kurze Charakteristik Niebuhr's als Vorwort zu einer englischen Übersetzung der Correspondenz desselben; ferner eine höchst bedeutende Darstellung Luther's für die englische Encyklopädie („Encyclopaedia Britannica"), welche, da sie in sehr eigenthümlicher, über die herkömmliche theologische weit hinausgehender Auffassung das Wirken des großen Reformators und seine Zeit beleuchtet, in Deutschland bekannt und beachtet zu werden verdient, sowie manche andere Vorreden und Artikel zu Arbeiten englischer oder deutscher Freunde.

Sein erstes umfassendes Buch aber fand seine Veranlassung noch in dem Bisthum von Jerusalem, über welches sich zwischen ihm und dem geistreichen hochkirchlich gesinnten Gladstone ein Briefwechsel entsponnen hatte, den Bunsen mit dessen Zustimmung veröffentlichte, und in der „Kirche der Zukunft" (Hamburg 1845, im Rauhen Hause) mit einer ausführlichen Darlegung

seiner eigenen Ansichten über die Verfassung der evangelischen Kirche begleitete. Wäre das Buch in Deutschland bekannter geworden, so würden die spätern Schriften Bunsen's vielleicht mit weniger Verwunderung betrachtet worden sein; es steht schon ganz auf demselben Standpunkt der Anerkennung der Gemeinde und ihres Gewissens in der sittlichen Persönlichkeit als des höchsten irdischen Richters in kirchlichen und geistlichen Dingen. Nicht eine Staatskirche, wol aber eine nationale Kirche in organischer Gliederung von der Ortsgemeinde durch kirchliche Kreise zur Landesgemeinde (Provinzialsynode), ja zur Reichsgemeinde hinauf; nicht ein Episkopat im katholischen oder misverstandenen anglikanischen Sinn mit einer Weihe als Tradition der Macht, des Rechts oder gar der Kraft, sondern Bischöfe als Persönlichkeiten, mit einer verantwortlichen, lebendigen, nicht bureaukratischen Thätigkeit — Bischöfe, nicht als Kirchenfürsten, sondern mit mäßigem Sprengel (etwa 60 für Preußen); weitgreifende Theilnahme der Laien und Mitwirkung derselben nicht nur in den äußerlichsten Dingen, im Gemeindevorstand wie in den Kreis- und Landessynoden und in den Verwaltungsbehörden bis zum Reichskirchenrath hin; kirchliche Gerichtshöfe, mit Laien besetzt; für den Staat ein Oberaufsichtsrecht; für die Beschlüsse der Synoden königliche Bestätigung; über allem, in diesem allen als höchste Instanz die lebenskräftige freie Thätigkeit des Geistes Gottes in den Gemeinden: dies sind in der Kürze die wesentlichsten Gedanken — Gedanken, die mit den Ideen des Königs in der Hauptsache übereinstimmten. Die Absichten des Königs auf eine Organisirung der preußischen Landeskirche in diesem Sinne sind nicht zur Ausführung gelangt; Zögerung und Zaghaftigkeit der Menschen, Überstürzung der Ereignisse haben daran gehindert; Bunsen's Name aber erweckte damals in Deutschland noch zu wenig Vertrauen, um seiner Stimme bedeutenden Einfluß zu verschaffen. Wer auf eine Nation wirken will, muß mitten in ihrer Atmosphäre leben; nur in Deutschland, und nicht auf dem Capitol und nicht an der Themse können sich, auch aus dem frischesten Geiste heraus, die Worte und die Gedanken erzeugen, welche auf das deutsche Volk wirken sollen.

In gewissem Sinne gilt das auch selbst von gelehrten Arbeiten, wie es die nächsten von Bunsen waren. Er war frei geblieben von dem Einfluß der gelehrten Stubenluft, und hatte Anlaß genug in die oft gehörten Klagen über die deutsche Trennung der Gelehrsamkeit vom Leben, über die Fachmänner, die nur für Fachmänner schrieben, einzustimmen; seine eigenen umfassendsten Untersuchungen hat er immer auch für ein gebildetes Publikum mit bestimmt; aber nach dem Wechselverkehr mit deutscher Gelehrsamkeit, nach der Lebensluft deutscher Wissenschaft, deren Mangel man überall außer Deutschland empfindet, hat er sich in dem sonst geliebten England oft gesehnt.

Die erste unter seinen größern Arbeiten war die Herausgabe der „Briefe des Ignatius von Antiochien" (Hamburg 1846, im Rauhen Hause). In einer der Handschriften, welche Tattam in dem ägyptischen Kloster der Natronseen erworben hatte, fand sich eine syrische Übersetzung von dreien der bisher angenommenen sieben Briefe des Ignatius, und zwar in einer noch kürzern Form als selbst die kürzere der beiden früher bekannten Recensionen. Bunsen ergriff mit Lebhaftigkeit diesen von Cureton herausgegebenen Fund, und glaubte nicht allein die Echtheit jener drei, und nur dieser Briefe in ihrer kürzesten Form beweisen, sondern auch aus der syrischen Übersetzung das echte Original des griechischen Urtextes vollständig herstellen zu können. Er gab die Briefe in dieser Form und in vergleichender Zusammenstellung heraus und begleitete sie mit Anmerkungen und mit sieben Sendschreiben an August Neander, in welchen er theils seine Ansichten über die Echtheit und Kritik der Briefe entwickelte und begründete, theils den Gewinn darzulegen suchte, welcher aus ihrer Herstellung für die Anschauung und Geschichte der ältesten christlichen Kirche zu ziehen sei. Die Verfassung, die er für die Kirche der Zukunft gefordert hatte, suchte er hier als in der ältesten christlichen Kirche begründet und im wesentlichen verwirklicht nachzuweisen, zugleich die freie und lebendige Auffassung und Durchdringung des Evangeliums bei den ältesten Vätern der spätern Entwickelung in dogmatischer und hierarchischer Starrheit entgegenzustellen. Die Frage über die längere oder kürzere Recension scheint bei den Theologen noch nicht entschieden; dagegen gewann Bunsen für seine Auffassung die entschiedene Zustimmung des Philologen Lachmann, dem die Herausgabe dedicirt war, und der nur zweifelte, ob auch die drei echten Briefe nicht vielleicht von einem Schüler des Ignatius seien. Lachmann's kritische Arbeiten und Grundsätze, namentlich auch ihre Anwendung auf das Neue Testament, stellte Bunsen vor allem hoch; er pflegte bitter zu klagen, daß die Theologen so lange zögerten, Lachmann's einzig richtige Methode anzunehmen oder auch nur zu verstehen.

Die zweite größere Arbeit hatte einen ähnlichen Anlaß und einen verwandten Gegenstand. Eine auf dem Berge Athos für die pariser Bibliothek erworbene Handschrift „über sämmtliche

Häresien" wurde von dem französischen Gelehrten Miller im Jahre 1851 als ein bisher unbekanntes Werk des Origenes herausgegeben; Bunsen erkannte darin ein Werk des berühmten Kirchenvaters und Märtyrers Hippolytus, Presbyters der römischen Kirche und Bischofs der römischen Hafenstadt Portus im 3. Jahrhundert, und aus seinen Untersuchungen entstand ihm das Werk „Hippolytus und seine Zeit", welches 1852 zuerst englisch als „Hippolytus and his age" in vier Bänden, dann deutsch in zwei Bänden bei Brockhaus erschien. Die deutsche Ausgabe ist hier Übersetzung; Bunsen schrieb englisch mit derselben Fülle und Leichtigkeit wie deutsch, und nach dem Urtheile von Engländern vortrefflich, wenngleich mit einer durch die Deutschheit der Gedanken bedingten Eigenthümlichkeit, die neben der Neuheit an die quaintness älterer englischer Schriftsteller erinnerte. Hatte doch erst Coleridge mit ernstem Ringen der englischen Sprache, die durch ihre Synonymik aus sächsischen und romanischen Elementen für Klarheit und Schärfe der Begriffe einen fruchtbaren Boden bietet, die Tiefe deutschen Gedankenausdrucks anzueignen gesucht. Bei Bunsen empfanden die Engländer den Deutschen mehr am Gedanken als an der Sprache. In fünf Sendschreiben an seinen obengenannten Freund Julius Hare entwickelte er seine Ansichten über Inhalt, Bedeutung und Autorschaft des Buchs, sowie über das Leben des Hippolytus und seine Stellung in der Kirche. Hier legte er besonderes Gewicht auf den Umstand, daß Hippolytus zugleich Bischof der nahen Hafenstadt Roms, Portus, gewesen, und Presbyter der römischen Gemeinde geblieben; ein allerdings für die Entwickelungsgeschichte der Verfassung bedeutendes Moment. Mit schmerzlichem, aber nur der Wahrheit dienendem Ernst wies er auf das merkwürdige Bruchstück aus der innern Geschichte der römischen Gemeinde hin, das in dem Buch des Hippolytus enthalten ist, und ein trauriges Licht auf die Zerrüttungen, ja auf die sittliche Verderbniß wirft, welche sich schon damals in der christlichen Gemeinde einer großen Stadt finden konnte. Er hatte allerdings keinen Grund, den heilig gesprochenen Papst der römischen Kirche, den Hippolytus mit der Leidenschaft der Partei und daher gewiß nicht ohne Übertreibung schildert, zu schonen; aber es war ihm dabei nicht um den Angriff, sondern um die Geschichte und ihre Wahrheit zu thun.*) An diese Einzelheiten nun fügte er eine unglaublich reiche Fülle von Darstellungen des Lebens der alten Kirche. Was er in dem Werke über Ignatius nur angedeutet hatte, führte er hier aus; er suchte ein vollkommen anschauliches Bild jener ältesten Gemeinden zu geben in ihrem häuslichen und Familienleben wie in ihrem kirchlichen, in ihrem sittlichen wie in ihrem dogmatischen Bewußtsein. Die Constitutionen und Kanones der alten Kirche, welche uns in einer erst in späterer Zeit ihnen gegebenen Form überliefert sind, behandelte er nicht allein kritisch, sondern suchte ihre älteste Form wiederherzustellen; ebenso verfuhr er mit der Liturgie, in deren Behandlung er nun zum ersten mal Gelegenheit fand, das reiche Material, welches sich von Rom her bei ihm aufgehäuft hatte, sowie das Ergebniß seiner langjährigen Studien und Betrachtungen dem Publikum hinzugeben. Während schon die geschichtliche Darstellung immer von Gedanken und Ideen durchzogen ist, fügte er noch außerdem philosophische Betrachtungen und Aphorismen über die innere philosophische Entwickelung, die dogmatische und praktische Bedeutung des geschichtlich Gewonnenen hinzu; die Ideen über die christliche Anbetung, den evangelischen Gottesdienst und das rechte Opfer in demselben, welche er 1827 in der capitolinischen Liturgie praktisch dargestellt hatte, konnte er ebenso wie die Auffassung des Abendmahls in seiner geschichtlichen Fortbildung in der alten Kirche hier zum ersten mal entwickeln und die tiefere Begründung dieser Auffassung in seiner ganzen Anschauungsweise zeigen, und zwar so, daß er dafür ältere Aufsätze aus dem Anfang des römischen Aufenthalts unmittelbar und unverändert benutzen konnte. Seine Ansichten hatten sich seitdem wol im einzelnen, nicht im wesentlichen modificirt; sie waren nur freier von Elementen geworden,

---

*) Bunsen's Darstellung ist von Döllinger in München mit vielem Scharfsinn und einem ungeheuern Aufwande von scholastisch-patristischer Gelehrsamkeit, aber auch mit ebenso viel Feindseligkeit angegriffen worden. Bei dem so oft gegen Bunsen vorgebrachten, und hier und da nicht ganz unbegründeten Vorwurfe eines zu flüchtigen Arbeitens, zu rascher Schlüsse und zuversichtlicher Annahmen, ist es der Mühe werth, einmal darauf aufmerksam zu machen, wie es denn mit seinen Gegnern steht, die ihm im einzelnen so manches am Zeuge zu flicken wußten. Wenn man Döllinger's Beweisführungen genauer verfolgt, so erstaunt man über die Kunst, mit welcher derselbe durch eine Häufung eigentlich nichts beweisender, weil secundärer und später Zeugnisse und angeblicher Quellen zu imponiren und durch die Wolken von Anführungen die Kritik ins Dunkle zu bringen versucht; und wie er dabei selbst sich ganz unglaubliche Willkürlichkeiten und Schlußfolgerungen erlaubt, welche ihre Kühnheit nur hinter der trockenen Miene verstecken, womit sie vorgebracht werden. Seine Annahme, daß Hippolytus schismatischer römischer Bischof gewesen, ist viel mehr Hypothese als die Bunsen's — eine ingeniöse, aber verzweifelte und in der That ganz unnöthige Ehrenrettung des Calixtus.

die, an Traditionelles sich anschließend, seinem innersten Wesen nicht angehörten. Seine eigenste persönliche Anschauung aber von der kirchlichen und dogmatischen nicht nur, sondern von der religiösen Grundlage des Christenthums, seine eigene Stellung zum Evangelium sprach er in einem Aufsatz aus, dessen eigenthümliche künstlerische Form — es war die einer Anrede, einer „Vertheidigungsrede des Hippolytus, gerichtet an das englische Volk", vielleicht mit Ursache war, daß sie weniger verstanden worden ist. Er läßt den Kirchenvater reden als den tiefsinnigen und gebildeten, aber vor der ganzen, durch Geschichte und Polemik bedingten Entfaltung des kirchlichen und dogmatischen Bewußtseins stehenden Christen, der von diesem Standpunkt aus die ihm nun nachträglich bekannt gewordenen Gegensätze in dieser Entwickelung richtend überschaut, ihr Festhalten für Gegenwart und Zukunft als eine Verirrung bezeichnet, und das neue Leben der Gemeinde an die Freiheit der ältesten Urkirche nicht in äußerlicher Nachahmung, sondern in innerlicher Vertiefung anzuknüpfen sucht. Neben der fremdartigen Form wurde die volle Wirkung dieser Erklärung Bunsen's über sich selbst für Deutschland vielleicht gehindert durch die speciellen Rücksichten, die darin auf England und englische Geistesrichtungen genommen waren; für die deutsche Ausgabe ist dies reichlich aufgewogen durch die von ihm für diese hinzufügte Vorrede, in welcher er zum ersten mal seine Stellung zu den großen Fragen der Gegenwart aussprechen konnte. Sie ließ keinen Zweifel mehr über den Standpunkt, auf den ihn gereifte Jahre, praktische Erfahrung und unermüdetes Denken und Forschen gestellt hatten — ein Standpunkt, auf dem schon damals die meisten, zu Lob oder Tadel, den alten Bunsen nicht wiedererkennen wollten, obwol im innersten Kern seiner Geistesrichtung wie seines Glaubens nichts geändert war.

Schon im Jahre 1854 erschien eine neue Ausgabe des englischen Werks, vermehrt mit einer ungeheuern Masse Material, in ganz veränderter Ordnung, und mit viel Ausführungen auch des Gedankens — eigentlich drei selbständige Werke bildend. Das erste dieser Werke, in zwei Bänden, enthielt eine ausführliche kirchenhistorische Schilderung des Hippolytus und der hervorragendsten christlichen Männer unter seinen Zeitgenossen und seiner Vorgänger, sowie eine Darstellung des christlichen Lebens seiner Zeit, wonach es mit Recht auch den besondern Titel „Hippolytus and his age" beibehielt. Die Briefe an Hare aus der ersten Ausgabe erschienen hier nur noch als Anhang, die Apologie als der Schlußstein. Die philosophische Betrachtung war zu zwei andern Bänden ausgedehnt, welche den Titel führten: „Christianity and mankind", oder „Outlines of the philosophy of universal history", und von denen der erste, in einer Reihe von Aufsätzen, welche zum Theil von Bunsen selbst, zum Theil von Dr. Max Müller und Dr. Aufrecht herrühren, den ganzen Stand der vergleichenden Sprachwissenschaft umfassend und mit Bezug auf alle historischen Sprachen darlegt, der zweite daraus die historisch-philosophischen Resultate über die Geschichte und Entwickelung der Menschheit zieht, und besonders bemüht ist, den innigen Zusammenhang darzulegen, welchen Bunsen zwischen der sprachlichen und der religiösen Entwickelung, als zwei Organen einer und derselben Offenbarung des göttlichen Geistes im menschlichen, annahm — eine Ausführung der Ideen, deren Keime schon in dem früher erwähnten im Jahre 1816 an Niebuhr überreichten Aufsatze sich finden. Drei andere Bände unter dem Titel „Analecta Ante-Nicaena" dienen gleichsam als Urkundenbuch für die beiden ersten Bände, die Geschichte der nachapostolischen Kirche; sie geben in kritisch behandelten Texten die wichtigsten Fragmente der kirchlichen Literatur des 1. bis 3. Jahrhunderts, die Kanones und die sogenannten Constitutionen der Apostel (nach Bunsen ein traditionelles Kirchen- und Hausbuch jener frühen Gemeinden, nicht von den Aposteln, aber früh und unter apostolischem Einfluß in der Gemeinde entstanden und gewachsen) und eine höchst wichtige Sammlung der alten Liturgien, für deren Zurückführung auf die älteste Gestalt Bunsen's Arbeiten im wesentlichen gewiß maßgebend bleiben werden. Der letzte Band ist dem „Namen Niebuhr's" dedicirt, als das Werk, das im Jahre 1817 in Rom entworfen und unternommen, jetzt 1852 in London vollendet sei. Diese zweite Ausgabe ist in Deutschland wenig bekannt geworden, auch nicht ins Deutsche übersetzt, obgleich sie ebenso viel werthvolles Material für den Gelehrten wie anziehend Interessantes für den Laien enthält. Gerade diese Mischung mag ihrer Wirkung in Deutschland entgegengestanden haben. Bunsen's Art, die Resultate seiner Forschung und Kritik sofort in anschaulicher Form als ein Positives darzustellen und, allerdings oft mit seiner schöpferischen Phantasie die Lücken ausfüllend, ein lebendiges Ganze dem Auge des Lesers vorzuführen, erweckt dem deutschen Gelehrten, der mehr bemüht ist, nur die Lücken aufzuzeigen, leicht Misstimmung; während der Laie wiederum abgeschreckt wird durch den Apparat, mit dem Bunsen den Weg seiner Forschung und die Gründe seiner Resultate darzulegen immer be-

müht war. Eine Bearbeitung dieses Werks für Deutschland, mit Sonderung dieser beiden Theile, würde manchen Nutzen bringen. Wenngleich englisch geschrieben (die „Analecta Ante-Nicaena" lateinisch) — und an vielen Stellen englisch gedacht, und in seiner Polemik, namentlich über die Auffassung der englischen Kirche, gegen englische hochkirchliche Ansichten in Betreff des Episkopats und der Sakramente gerichtet, steht das Werk doch in der Forschung wesentlich auf deutschem Boden und knüpft an deutsche Wissenschaft an, deren Geist Bunsen auch in der tübinger Schule und in vielen ihrer Ergebnisse offen anerkennt, während er diese zugleich in ihren negativen Elementen, namentlich in ihrer Verwerfung der Echtheit des Evangeliums Johannis, auf das entschiedenste bekämpft.

Neben dieser umfassenden Arbeit, die allein seine ganze Thätigkeit in Anspruch zu nehmen geschienen hätte, ging nun die Förderung seines Werks über Ägypten, „Ägyptens Stelle in der Weltgeschichte", ebenfalls englisch und deutsch, ungehindert, vielmehr mit eingehender Benutzung aller inzwischen massenhaft sich mehrenden Hülfsmittel fort. Der erste Band der deutschen Ausgabe erschien 1845, der letzte (sechste Band, des fünften Buchs zweite Hälfte) 1857; von der englischen Ausgabe erschien der erste Band 1848, der neueste, vierte, 1860; ein fünfter steht zu erwarten, welcher in ägyptischen Lesestücken und einer Übersetzung des „Todtenbuchs" von Birch ein werthvolles, der deutschen Ausgabe mangelndes Material bieten wird. Überhaupt ist die englische Ausgabe, obwol sie sich als Übersetzung ankündigt (von Ch. H. Cottrel), doch ein selbständiges Werk, weil die Übertragung nicht nach dem gedruckten Text, sondern nach einer gründlich durchgearbeiteten, mit Zusätzen vermehrten, durch Umstellungen klarer gemachten Revision des Autors gemacht ist, welcher zugleich in eigenen englischen Vorreden und Einleitungen sich aussprach. Der Titel des Buchs ist nicht zu großartig für den reichen und mannichfachen Inhalt. Es geziemte Bunsen, dem ersten deutschen Schüler Champollion's, Ägypten in die deutsche Wissenschaft einzuführen; das Genie des Franzosen, der nicht nur mit divinatorischem Scharfsinn eine glückliche Entdeckung gemacht, sondern mit mächtigem und schöpferischem Geiste die Hallen und Säle des weiten Gebäudes, zu dem er den Schlüssel gefunden, rasch durchmessen und mit sicherer Hand aufgezeichnet hatte, kann auch von Deutschen nicht dankbare Bewunderung genug finden. Italiener und Engländer hatten reichlich Material herbeigetragen und auch im einzelnen verarbeitet. Die deutsche Wissenschaft hatte sich, mit vielleicht zu entschuldigendem Mistrauen, fern gehalten. Bunsen, nachdem er in Lepsius die rechte Verbindung von combinatorischem Scharfsinn und gewissenhafter Enthaltsamkeit für ein solches neues verlockendes Feld gefunden und auf den Weg gerufen, trat nun selbst zuerst mit einer umfassenden wissenschaftlichen Bearbeitung auf, in welcher er die Grundlage und die Ziele der ägyptischen Forschung zeichnet und diese als ein fortan nicht mehr zu umgehendes Element in die classische Bildung einreiht. An die Construction der ägyptischen Geschichte und Chronologie, welche die Basis des Ganzen bildet, und welche er mit Benutzung alles vorhandenen Materials bis ins einzelnste zu prüfen sucht, immer den Gang seiner Untersuchung offen darlegend, schließt sich eine auf wissenschaftlichen Grundsätzen beruhende grammatisch-lexikalische Entwickelung der Sprache, und eine Darstellung der Mythologie und Religion, die in diesem schwierigen Gebiet wenigstens einige Haltpunkte zu gewinnen sucht; sie hält sich, bei aller Kühnheit des Gedankens, frei von den Phantasmen, welche z. B. Röth, hoffentlich ohne dauernden Erfolg, in die mythologische Forschung einzuführen versucht hat. In den Ergebnissen seiner durchaus selbständigen Forschung trifft er in der Chronologie oft mit Lepsius, dessen Freundschaft ihm sein reiches Material auch vor der Veröffentlichung ganz zu Gebote stellte, zusammen, oft und in nicht unwesentlichen Punkten weicht er ab; die wissenschaftliche Grundlage aber ist bei beiden dieselbe. Diese Darstellung des eigentlichen Ägypten nun wird nicht blos durch eine synchronistische Vergleichung mit der Zeitrechnung der übrigen die Weltgeschichte fortleitenden Völker in Verbindung gebracht, sondern die Stelle der ägyptischen Bildung innerhalb dieser Entwickelungsreihe aufgewiesen und ihre Beziehungen zu den übrigen historischen Stämmen und Rassen untersucht; ja sein kühner Gedanke glaubte auf diesem Wege geschichtlicher Forschung zuletzt auch die Anfänge und das Alter der menschlichen Welt und die Epochen der Weltalter bestimmen zu können. Die iranischen, indischen und hellenischen Arier, die hebräischen, phönizischen und babylonischen Semiten, die Sinesen selbst werden in diesen Kreis gezogen, in welchem das khamitische Aegypten einen der wichtigsten Übergangspunkte bildet. Wie für das Aegyptische die Arbeiten von Lepsius und Birch, so hat Bunsen für die iranischen Arier besonders die verdienstlichen Forschungen von Haug benutzt, den er, wie andere junge Gelehrte, zu Vorstudien heranzog; Vorstudien, welche er immer, mit eisernem Fleiß selbständig nacharbeitend und prüfend,

auf seine Weise verarbeitete. Es war ein kühnes Unternehmen, diese Darstellung der Weltalter; sie war die Erfüllung jugendlicher, oben angedeuteter Ideen, die durch den Umgang mit Schelling (dem die letzten philosophischen Theile derselben gewidmet sind) neu befruchtet waren. Die eigentliche Basis und der Leitfaden seiner Untersuchungen blieb immer der sprachwissenschaftliche Theil, und die früh geahnte Methode, aus dem Charakter der Sprachen gleichsam die Knoten und Ansätze der Sprach- und Volkszweige an dem allgemeinen Stamm der Menschheit, die Epochen und Perioden zu bestimmen, in denen sich jede neue Bildung successiv von diesem Stamm abgelöst und zu einem selbständigen Ganzen krystallisirt hatte. Sein Blick versucht auch in diesem Werk vielleicht oft zu tief in das Dunkel der Urzeiten einzudringen, und seiner schöpferischen Phantasie erschienen wol oft plastische Gestalten und lebensvolle, farbige Bilder da, wo dem nüchternen Blick des kritischen Forschers nur schwache, im Nebel verschwimmende Umrisse sich darbieten; die Fülle des Stoffs, die rasche Arbeit des Denkens konnte hier und da zu Ungenauigkeiten und Übereilungen führen; aber der Reichthum fruchtbarer Gedanken, die anregende Anschaulichkeit der Darstellung, die sich nie mit einem nur negativen Ergebniß begnügt, auch die nicht geringe Zahl eingehender und gewissenhafter selbständiger Untersuchungen sichern diesem Buche seine Bedeutung in der ägyptischen Wissenschaft, deren Entwickelung sich in Bestätigung und Widerlegung, in Fortbildung und Erweiterung an diese ihre Erstlingsfrucht auf deutschem Boden (es war begonnen, ehe Lepsius etwas von seinen größern Werken veröffentlicht hatte) angeschlossen hat und anschließen wird.

Die letzten Theile dieses Buchs gehören schon nicht mehr der londoner Periode, sondern seinem deutschen Leben an; sie stehen zugleich in engem geistigen Zusammenhang mit den Werken dieses letzten Lebensabschnitts: seinem „Gott in der Geschichte" und seinem „Bibelwerke".

Es war als ob aus dem Betreten des vaterländischen Bodens eine neue Kraft ihm zugeströmt wäre. Wie hoch er auch die praktische Thätigkeit des Staatsmanns stellte — Plato's königliche Tugend —, wie voll er auch in seiner amtlichen Wirksamkeit, in dem Dienste seines Königs und des Vaterlandes gelebt: die Entbindung von den Äußerlichkeiten der diplomatischen Stellung, von dem Zwang, den sie dem Menschen auferlegt, die Rückkehr zu der reinen Wissenschaft fühlte er als eine Befreiung: „Strick ist entzwei, Vogel ist frei!" rief er einem Freunde noch im Jahre 1854 zu. Nach dem Lebenshauch deutscher geistiger Freiheit hatte er sich, wie wir oben gesagt, auch innerhalb des gigantischen praktischen Lebens Englands oft gesehnt; nun sog er ihn mit vollen Zügen ein, in dem festen Vertrauen, daß die reinere Luft auch die schwülern Strömungen überwinden und beherrschen werde.

Wie gewaltig ergriffen ihn sogleich diese Strömungen des deutschen Lebens nicht nur auf dem wissenschaftlichen, sondern auf dem allgemeinen geistigen Gebiete, im Staat, in der Kirche! Seine ganze bisherige Entwickelung erschien ihm nur wie eine Vorbereitung für den geistigen Kampf, in welchen einzutreten er sich berufen fühlte: den Kampf für die Freiheit des Geistes, eine Freiheit aber, die nicht zerstörend, sondern schaffend und in der Liebe thätig sei. Die erste Frucht seines deutschen Lebens waren 1855 die zehn Briefe an Ernst Moritz Arndt über die „Zeichen der Zeit", die zum ersten mal unter seinen Büchern eine ganz allgemeine weitgreifende Wirkung hervorbrachten — alle diejenigen überraschend, welche ihn nur vom Hörensagen kannten, oder welche seiner innern Entwickelung nicht gefolgt waren. In der deutschen Lebensluft hatte er auch den Ausdruck und die Worte gefunden, die lebendig zu der Nation sprachen. Diese „Zeichen der Zeit" waren recht eigentlich eine Gelegenheitsschrift, und sie sind den meisten wol auch noch genug in der Erinnerung, daß wir nicht nöthig haben, auf ihren Inhalt näher einzugehen. Sie sind hervorgegangen aus dem Bedürfniß des Kampfes gegen das hierarchische Element, das „jetzt durch die ganze Welt gehe", und das er sowol in den Bestrebungen der katholischen Hierarchie, die zu neuem, zum Theil auf wahrhaft ernstem und frommem Grunde ruhendem Leben in Deutschland erwacht waren, als in den Tendenzen protestantischer Dogmatiker in Kirche und Staat bekämpft. Von diesem Gesichtspunkte aus beleuchtet er Zeitereignisse und Zeitfragen: auf katholischer Seite die Feier des Bonifaciusfestes, mit allem was sich daran knüpfte, die Verfolgungen evangelischer Regungen in Toscana, in Frankreich, leider auch in Österreich; den badischen Kirchenstreit, dessen Lösung (denn es war eine Lösung, obgleich es ein Anfang zu neuen Verwickelungen schien) durch den freiherzigen Entschluß des Großherzogs im Jahre 1860 er später noch erlebte; auf protestantischer Seite den Streit der Union und der Confession, die Anfänge freier Kirchenverfassung in Preußen, die Kämpfe um Befreiung der Kirche wie des Staats im Eherecht, die Lehren Stahl's und seiner Anhänger und Gönner von Toleranz und vom christlichen Staat. Dem seiner Ansicht nach pseudo-christlichen Staate dieser Richtung

stellt er einen „wahrhaft christlichen Staat" entgegen, und sucht und findet die Lösung aller Widersprüche und die Hoffnung der Zukunft nur auf dem Standpunkte dieses Staats. Die zwei großen Zeichen der Zeit waren ihm „der Vereinsgeist und seine Freiheit als Genius wie Dämon des anbrechenden Tages", und die „Hierarchie und ihre Tyrannei als der erlöschende Stern der weichenden Nacht". Aber er identificirt die Hierarchie nicht etwa mit der katholischen Kirche; katholische wie protestantische, romanische wie germanische Völker ringen nach einem gemeinsamen Ziele: „gesetzliche, religiöse Freiheit und ihre Folgen." Natürlich war es besonders dieses Buch, an dessen zündende Wirkung sich das Erstaunen über die Umwandelung knüpfte, die zum Theil wirklich in seinem eigenen gereiften Geist, zum großen Theil in der Meinung der Menschen von ihm vorgegangen war; es war dies Buch, das ihm viele neue Freunde gewann, manche alten Freunde entfremdete. Auf den Streit, den es hervorgerufen, auf die Widerlegungsschrift Stahl's, auf die mannichfachen andern Stimmen gehen wir hier, wo wir es zunächst mit Bunsen selbst zu thun haben, nicht näher ein. Aber zwei Stellen aus den Briefen selbst, in denen sein innerstes Wesen sich ausspricht, können wir uns nicht versagen, zur Charakteristik des Buchs wie des Mannes selbst herzusetzen: „Die Rettung liegt in dem Glauben an die ewige und göttliche Wahrheit dessen, was wir erkennen, was wir bedürfen und verlangen, vor allem an die Persönlichkeit als das Ebenbildliche der Gottheit im Menschen, als das alles Überwindende und Neugebärende in der Menschheit, als Ziel und Ende der Schöpfung und des Lebens." — „Die wahre Erkenntniß aber ist die Erkenntniß jener göttlichen Weltordnung, deren Mittelpunkt uns Christus, deren Ziel uns die Menschheit heißt und deren Geheimniß in jeder gottsuchenden Menschenseele schlummert. Der Schlüssel der Weltgeschichte ist die Erkenntniß der Verwirklichung Gottes in der Entwickelung der Menschheit."

Diese letzten Worte führen uns schon hinüber zu seinem zweiten deutschen Werke: „Gott in der Geschichte" (3 Bde., 1857—58), in dessen dritten Theil er manches hinübernahm, was ursprünglich für eine Fortsetzung der Zeitbriefe bestimmt gewesen sein mochte, welche unterblieb, vielleicht auch zum Theil mit auf Zureden von Freunden, die ihm die Bitterkeit der Opposition ersparen mochten, hauptsächlich aber, weil seiner eigenen Natur mehr das Schaffen und Darstellen als der Kampf entsprach. „Gott in der Geschichte" aber sollte gleichsam den Grundaccord für alle übrigen Werke anschlagen. Wenn die sprachlichen und historischen Forschungen und Darstellungen im „Hippolytus" und in „Aegypten" die lebendige Entfaltung der Menschheit, die Ausgestaltung ihres Gottes- und Weltbewußtseins in Sprache und Mythologie zu geben versuchten, so will dies letztere Buch die sittliche Seite, also den innersten tiefsten Kern des menschlichen Lebens und seiner Beziehungen zu Gott erfassen und aufweisen. Die sittliche Persönlichkeit als Grundlage und zugleich höchstes Ziel jeder Entwickelung, und das unmittelbare und darum freie Verhältniß dieser sittlichen Persönlichkeit zu Gott; die Selbstoffenbarung Gottes in den sittlichen, die Geschichte der Völker wie der Einzelnen beherrschenden Gesetzen (dem sittlichen Kosmos, wie Bunsen diese in Anknüpfung an Humboldt's physischen Kosmos gern nannte) und der Glaube der Menschen an diese Offenbarung, ihr Bewußtsein von dieser sittlichen Weltordnung; endlich das Einswerden beider, der sittlichen Weltordnung selbst und des menschlichen Glaubens daran in der höchsten, menschlich-göttlichen Persönlichkeit Christus und in der von seinem Geiste erfüllten christlichen Gemeinde, in welcher die Verwirklichung dieses sittlichen Kosmos zugleich die freie That der Gemeinde und die Schöpfung des göttlichen Geistes ist: dies darzustellen war die Aufgabe des Buchs, welches, von dem Gottesbewußtsein der Hebräer ausgehend, auch mit der Aussicht in die Zukunft des christlichen Staats schließt, in welcher eben jene Verwirklichung gegeben sei. Es konnte wol nicht fehlen, daß auch dieses Buch nicht nur durch einzelne kühne Hypothesen Widerspruch und Misdeutung hervorrief; aber die ihm Pantheismus oder eine Hinneigung dazu vorwarfen, die konnten doch höchstens auf einem Misverständniß nicht immer genau abgewogener Worte fußen, und verkannten, daß ihm auf dem philosophischen Gebiet das Festhalten an dem sittlichen Kosmos als dem Ausfluß der Persönlichkeit Gottes gerade den Sieg über den Pantheismus sowol wie über den Materialismus bedeutete, sowie der Glaube an diese Persönlichkeit ihm die Grundlage aller Religion war. Die reiche, übermäßige Fülle des Detail in der Darstellung der einzelnen Phasen dieses Gottesbewußtseins, unter welchen der Darstellung des theologisch-religiösen Gegensatzes der mittelalterlichen und der evangelischen Kirchen namentlich in Bezug auf das Abendmahl ein großer Theil des dritten Bandes gewidmet ist, macht es uns ebenso unmöglich, eine nähere Andeutung des Inhalts als in den obigen allgemeinen Sätzen zu geben, wie sie es allerdings auch bisweilen dem Leser erschwert,

den Gedankenfaden rasch aufzufassen und leicht festzuhalten. Als charakteristisch müssen wir erwähnen, daß auch dies Buch sich wieder an die frühesten Bestrebungen und Studien Bunsen's anschließt, vor allem, indem es die Entwickelung von Ideen ist, die schon in Göttingen in ihm keimten, dann aber auch äußerlich, indem er in den Ausführungen über das Gottesbewußtsein der Germanen seine im Jahre 1815 in Kopenhagen unter Finn Magnusen gemachten Forschungen und Sammlungen über die Edda und namentlich über die Wöluspa, die so lange geruht hatten, verwerthen konnte.

Der Schlußstein aber, nicht blos seiner literarischen und wissenschaftlichen, sondern seiner ganzen geistigen Thätigkeit, seines ganzen Lebens ist das „Bibelwerk". Es war die Frucht seiner innersten Arbeit, an welcher der ganze Mensch theilnahm, mit dem Herzen wie mit dem Geiste; gewissermaßen waren alle seine andern Forschungen nur Vorarbeiten dazu.

Mit einzelnen Theilen der Bibel hatte er sich schon lange beschäftigt. In Rom hatte er Studien gemacht über die Propheten, so über Jesaias, über Joel und Jonas; auf die Psalmen und eine sorgfältigere und genauere Übersetzung derselben hatten ihn schon seine liturgischen Zwecke geführt; zu den ältesten Büchern und den Anfängen des Menschengeschlechts trieben ihn seine ägyptischen Forschungen — und schon früh, ebenfalls in Rom, sein eigenes Herz zu einer Bearbeitung des Lebens Christi und einer Evangelienharmonie, aus der die Darstellung der Leidenszeit für den Gebrauch der heiligen Woche nur ein Bruchstück war. Im stillen hatte er durch eigenes Arbeiten und die jüngern Gelehrten in seiner Nähe aufgetragenen Vorarbeiten diese Studien immer neben seinen übrigen hergehen lassen und sie mehr und mehr ausgebildet. Jetzt erst, in der durch sein Zurücktreten vom öffentlichen Leben gewonnenen Muße, konnte er sich dem Gedanken an eine revidirte und verbesserte, von einem zum Verständniß erforderlichen Apparat begleitete Herausgabe der ganzen lutherischen Bibelübersetzung hingeben.

Er hielt diese für das größte, dringendste Bedürfniß der evangelischen Kirche.

Von verschiedenen Seiten her hatte er im Laufe seines Lebens für die Kirche fruchtbare und heilsame Anregungen zu finden gesucht: durch die Neubelebung liturgischer Elemente zu vergeistigter Anbetung, durch die Förderung der Bestrebungen der Innern Mission zu schaffender Liebesthätigkeit, durch die Anbahnung geordneter Verfassungsformen zu freier Regung des Gemeindelebens, durch anschauliche Darstellung des ältesten Bildes der Kirche zur Vertiefung in ihre eigene Geschichte; aber durch Erfolge wie durch das Zurückbleiben der Erfolge hinter seinen Wünschen war er zu der Erkenntniß gekommen, daß eine Regeneration der Kirche nur durch das Wort Gottes, durch die Heilige Schrift bewirkt werden könne: dadurch, daß diese Heilige Schrift nicht länger für einen großen Theil der Gemeinde eine fremde, mit zweifelndem oder gleichgültigem Achselzucken ignorirte Welt, für einen andern großen Theil ein altes, in verschlossener Truhe bewahrtes, ehrfürchtig angebetetes Kleinod bleibe — beides, weil sie mit dem ganzen übrigen geistigen Leben der Zeit unvermittelt, ja in scheinbaren Widersprüchen sich bewegte —, sondern daß sie für die Gemeinde wieder ein lebendiger, weil verstandener und mitten in den ganzen Kreis des Denkens und Empfindens der Zeit hineingelegter Schatz und Brunnen frischen Wassers werde. Wie Luther durch seine Übersetzung die Bibel dem deutschen Volke, so wollte er sie durch seine Herstellung den Gemeinden wiedergeben. „Die Bibel wird nicht verstanden, wo sie vom Volke gelesen wird, und sie wird nicht gelesen, wo sie verstanden werden könnte." *) Das war seine Klage, und diesem abzuhelfen war sein Zweck.

Hierbei war es ihm nun natürlich zunächst um eine Herstellung der wörtlichen Treue, eine Berichtigung der Fehler oder Ungenauigkeiten in der Übersetzung selbst zu thun. Es läßt sich jetzt nicht verkennen, daß durch diese zu Luther's Zeit natürlichen und ihm keineswegs zum Vorwurf gereichenden Fehler, Sinn und Verständniß in vielen Fällen berührt werden. Daß Bunsen nun in dieser Beziehung die mögliche Treue und Genauigkeit erstrebt, versteht sich von selbst; ebenso daß er sich hier nur die umfassendste Berichtigung des Ganzen zur Aufgabe stellen konnte; mit einer in willkürlichen Grenzen gehaltenen Ausmerzung des Auffallendsten konnte sein philologisches Gewissen sich nicht begnügen. Dennoch mußte dabei — und konnte — Luther's Sprache festgehalten werden. Er hatte sich hierüber feste Grundsätze gemacht. Hiernach wurde von ihm die ganze Bibel von Anfang bis zu Ende durchzuarbeiten unternommen. Er bediente sich dabei besonders der Hülfe zweier jüngern Gelehrten, Dr. Camphausen und Dr. Haug. Diese mußten Text und Übersetzung mit allen dahin einschlagenden Fragen für die Untersuchung vor-

*) Vorwort zu den Bibelurkunden, S. VI.

bereiten, das Material und die Argumente möglichst vollständig herbeibringen; dann ging er selbst in regelmäßigen Sitzungen, welche die Morgenstunden einzunehmen pflegten, in sorgfältigster umfassendster Besprechung in jedes Detail ein, um sich schließlich nach eigener begründeter Überzeugung für das Aufzunehmende zu entscheiden. So hoffte er, ohne den Hauch des Geistes zu bannen, der Luther's Bibel durchweht, eine richtige, treue Übersetzung der Gemeinde in die Hand geben zu können, begleitet von kurzen Anmerkungen unter dem Text, die das Wortverständniß erleichtern sollten. Jene philologische Gewissenhaftigkeit erlaubte ihm dabei nicht, selbst an sehr ins Auge fallenden Stellen, wie gleich im Anfang der Genesis, an der gewohnten, vertraut gewordenen Übersetzung festzuhalten, wenn er dieselbe — vielleicht zu schnell — für unrichtig erkennen zu müssen glaubte; er hat dadurch im einzelnen manchen Anstoß gegeben, den zu scheuen nicht seine Art war. Diese Übersetzung sollte die erste Abtheilung des ganzen Werks in vier Bänden bilden.

Aber diese treuere Übersetzung war ihm nicht genug. Seine Hauptaufgabe war ihm, wie angedeutet, diejenige, das Buch der Bücher wieder in das Leben der Gemeinde, namentlich der Gebildeten, einzuführen. Dazu gehörte ihm nun zuerst und vor allen Dingen die vollste Wahrhaftigkeit. Die Untersuchungen der Wissenschaft und ihre Ergebnisse auf dem Felde der wissenschaftlichen Forschung waren bisher sowol was Form als Inhalt der Bibel betrifft, fast nur ein Eigenthum der Gelehrten, der Theologen geblieben; wie man die lutherische Übersetzung immer wieder mit allen ihren Fehlern abdruckte für den Gebrauch der Gemeinde, so verlangte der Theolog von dieser letztern auch, daß sie das ganze Buch ohne Rücksicht auf alles andere Menschliche, Geschichtliche, ohne Frage und ohne Erklärung, gleichsam nur wie ein Andachtsbuch zu Erbauung und praktischem Gebrauch annehmen sollte. Gerade dadurch aber war es, nach Bunsen's Meinung, unpraktisch geworden, und die Laien mußten glauben, die wissenschaftliche Kritik habe noch ganz andere schlimmere Dinge bewiesen, als wirklich der Fall war. Er wollte darum der Gemeinde nichts von den Ergebnissen dieser Kritik vorenthalten, sie vielmehr soviel wie möglich in den Stand setzen, dem Wege derselben selbst zu folgen.

Dies galt ihm zunächst von der Form der Bibel. Nicht als ein fertig abgeschlossenes Ganzes, sondern als ein lebendig Gewordenes, auf geschichtlichem, natürlichem Wege, durch Menschen Gewordenes, sollte das Buch der Bücher auch in der Gemeinde erkannt werden, und die Entstehung und das Werden sollte auch für das Volk nicht ein Mysterium sein wie der Ursprung des Koran für den Mohammedaner; am allerwenigsten sollte jener buchstäbliche Inspirationsbegriff, auf den eben nur der Koran, nirgends aber die Bibel selbst, Anspruch macht, noch irgendwie geduldet werden. Gegen diese mechanische Inspirationstheorie tritt er mit einer fast bittern Polemik auf — einer Polemik, die man gerechtfertigt finden muß, wenn man jene Theorie jetzt so vielfach wieder nicht in kindlich gläubiger Naivetät des Volks, sondern unter Theologen als eine geistliche Fessel auftauchen sieht. Er geht daher vollständig in alle Untersuchungen ein über die Entstehung der biblischen Bücher, aus mündlicher Überlieferung und Aufzeichnung einzelner Urkunden, durch die Sammlung dieser Urkunden bis zur zusammenhängenden Erzählung hin. Um diese Form der Bibel anschaulich zu machen, sollten in den Bibelurkunden die ältern Urkunden selbst, aus welchen die Sammlung entstanden — Gesetze, Lieder, Verzeichnisse u. s. w. noch einmal vollständig in ihrer möglichst ursprünglichen Gestalt zusammengestellt werden; er bezeichnet diese zweite Abtheilung seines Werks, welche vom fünften Band anfangend drei Bände bilden sollte, als „Geschichte der Bücher und Herstellung der urkundlichen Bibeltexte".

Vor allem aber war es ihm auch hierbei um den Inhalt zu thun, der lebendig, d. h. verständlich und verstanden werden sollte. Bunsen unterschätzte nicht die Wirkung, welche die Schrift durch gläubige, einfache Annahme ihrer Heilsbotschaft auf das fromme Gemüth hervorbringt; aber für ihre volle Wirkung in der evangelischen Gemeinde forderte er mehr, er forderte Verständniß, d. h. sowol ihrem geschichtlichen wie ihrem idealen Inhalt nach Anknüpfung an unser übriges Wissen und Denken. Er sah in der Bibel Geschichte, menschliche Geschichte, und wollte für ihr äußerliches Geschehen an sie denselben Maßstab anlegen wie an alle andere menschliche Geschichte; bisher sei sie, klagte er, von Vertheidigern und Gegnern „mehr oder weniger als eine Legende behandelt, als wäre sie nie geschehen, ja als läge gerade darin ihr besonderer göttlicher Vorzug, daß sie auf denkbare Weise nie hätte geschehen können". Aus der Form der Überlieferung wollte er nun den geschichtlichen Kern herausschälen; er sah in diesem Kern die urkundliche Wahrheit einer Überlieferung über wirkliche, natürliche Vorgänge, denen die Form der Wundergeschichte meist nur durch Misverstand aufgeprägt sei, und er wollte diese Vorgänge

in Verbindung und Zusammenhang bringen mit allem, was wir sonst von der Geschichte der Menschheit wissen. Daher bringt er in den Ausführungen zu den Bibelurkunden die Ergebnisse seiner Forschung über die ältesten Menschengeschichte überhaupt, über die Überlieferungen der Aegypter, der Babylonier, der Iranier, über die Kosmogonien der alten Völker und ihre Zeitrechnungen; er faßt das hebräische Volk als einen Theil des großen semitischen Stammes und in lebendigem, geistigem Zusammenhang mit demselben auf, nur durch das ungetrübt erhaltene und immer lebendiger sich herausringende Bewußtsein von Gott als dem Ewigen, dem persönlichen und dem sittlichen Ordner und Erlöser der Welt hoch über die übrigen Glieder dieses Stammes erhaben. Er gibt genaue Zeittafeln zur Vergleichung mit dem übrigen Strome der Weltgeschichte; kurz er sucht überall anzuknüpfen, und dabei ein lebensvolles und anschauliches Bild der Zustände, des Positiven, zu geben. Zugleich aber will er dem Bibelleser gerade in der äußern historischen Wahrheit und durch dieselbe den innern, geistigen, religiösen Gehalt gegenwärtig erhalten; dieser liegt ihm eben in der unverbrüchlich, wie in keiner andern überlieferten Geschichte festgehaltenen Beziehung des Menschen als freier sittlicher Persönlichkeit zu Gott. Denn „allerdings unterscheiden sich die biblischen Geschichten specifisch von allen andern; aber es fragt sich, wodurch dies geschehe? ob durch die ewigen Wunder, welche sie enthüllen, oder durch irgendwelche Mirakel? Die ewigen Wunder sind: die Welt als Darstellung des Willens Gottes und die Entwickelung des Göttlichen in der Menschheit durch die Thaten des freien sittlichen, also gottgemäßen Willens. Wer an diese Wunder glaubt, wird sie rein nur in der Bibel finden, während alle andern Religionsbücher Mirakel die Fülle haben". In diesen Worten finden wir Bunsen's Schriftglauben am klarsten ausgesprochen. Die Offenbarung Gottes in der sittlichen Weltordnung und das Bewußtsein der Menschen von dieser Offenbarung, das war ihm der Inhalt der Bibel. „Die Menschheit hat keine geschichtliche Urkunde für ihr Gottesbewußtsein als die Bibel. Sie besitzt in ihr eine wahrhaftige Gottesgeschichte, mit dem Evangelium als ihrer Blüte und mit der Persönlichkeit Jesu Christi, des Sohnes Gottes, als ihrem Heiligthum."

Wir haben ihn hier mit seinen eigenen Worten reden lassen, und sind überhaupt bei dem Zweck und der Idee seines Bibelwerks etwas länger verweilt, da diese Ideen sein innerstes Wesen am lebendigsten aussprechen. In das Einzelne der Ausführung haben wir natürlich hier nicht einzugehen; auch kommt es nicht darauf an, wie viel von seinen Forschungen im einzelnen als unangreifbarer Gewinn bleiben oder von weitern Arbeiten überholt werden mag. Die große Bedeutung des Werks liegt vielmehr darin, daß es mit der ganzen Wahrheit, so weit der Verfasser sie erkannte oder erkennbar hielt, vor die Gemeinde tritt; daß es dasjenige, was bisher nur als Werkzeug und Vorrecht der Theologen galt, zum Gemeingut für alle Gebildeten machen will; daß es „das Geschichtliche bei jedem Falle so behandeln will, daß jedes lesende Glied der Gemeinde in Stand gesetzt werde, die Bibel in der Hand, sich ein selbständiges Urtheil darüber zu bilden". Ob diese Absicht in jedem Falle erreicht ist, ist eine andere Frage; die Hauptsache ist hier die Absicht selbst, und zwar die Absicht als hervorgegangen aus einem gläubigen Sinn. Vor das gebildete, nicht gelehrte Publikum sind die Fragen, die sich an diese biblischen Untersuchungen knüpfen, bisher fast nur in ungläubiger, zerstörender Absicht gebracht worden; sonst geht man ihnen in bester Absicht sowol wie im schlimmen Sinne gern aus dem Wege. Das thut Bunsen nicht; er geht den Fragen gerade auf den Leib, offen vor aller Welt, vor der Gemeinde. Vielleicht hat er in manchen Fällen zu früh schon ihre Lösung zu finden geglaubt, vielleicht hier und da die Warnung, die er in einem oben angeführten Jugendbrief vor gewaltsamer Vereinigung der göttlichen und der menschlichen Geschichte ausspricht, selbst nicht genug beobachtet. Aber die rechte Vereinigung auf dem Grunde gereifter und wachsender Erkenntniß war der Kern seines Strebens, war die Erfüllung der Ahnungen seiner Jugend, war der Glaube des Mannes. Das feste Vertrauen, daß die Lösung jener Fragen gefunden werden könne und müsse, gefunden auf diesem Wege freier Forschung, gefunden für die Gemeinde, vor der Gemeinde, von der Gemeinde selbst — das ist seine Stärke und sein Halt; und daß dieses Vertrauen auf die Lösung auch in der Gemeinde selbst wachse, würde er selbst als einen reichen Lohn seiner Arbeiten ansehen. Darum darf dieses Buch, selbst in der unvollendeten Gestalt, in der es vorliegt, die aber hoffentlich ihren Abschluß durch angemessene Kräfte finden wird, als ein der ganzen Gemeinde, dem Laien wie dem Theologen unentbehrliches, als eine Epoche nicht nur in der theologischen, sondern in der kirchlichen Entwickelung bezeichnet werden, und wird in seiner, auch von den Gegnern nicht zu umgehenden Bedeutung immermehr heraustreten. Daß seine Wirkung auch über Deutschland, ja über Europa hinaus sich erstrecken werde, durfte schon er selbst voraus-

sehen; zur Übersetzung ins Englische waren ihm mehrfache Anträge von England und Amerika aus gemacht, die er aber bis nach Vollendung des Buchs ablehnte.

Von der Bibelübersetzung waren bei seinem Tode zwei Bände erschienen: außer einer Einleitung (Vorerinnerungen und Zeittafeln) das Gesetz und die Propheten enthaltend, d. h. die fünf Bücher Mosis, die Bücher Josua, der Richter, Samuel's und der Könige; ferner Jesaias, Jeremias, Ezechiel und die kleinen Propheten; die Psalmen lagen von seiner Hand fast druckfertig; die übrigen Bücher des Alten Testaments wollte er selbst schon von seinem obengenannten Mitarbeiter Dr. Camphausen bearbeiten und herausgeben lassen. Von den Bibelurkunden sind die entsprechenden Theile als vollständiger fünfter Band gedruckt.

Die Bücher des Neuen Testaments beschäftigten ihn in dem letzten Jahre seines Lebens. Hoffentlich werden sie aus seinen Papieren zum Druck gelangen können.

Den Schluß sollte als eine dritte Abtheilung in Einem Bande „die Bibelgeschichte" bilden: „die Betrachtung der großen Ereignisse und Persönlichkeiten des Alten und Neuen Bundes", und in diesem wieder ein „Leben Jesu", eine Lieblingsarbeit, zu der der Keim früh gelegt, zu der er immer von Zeit zu Zeit zurückgekehrt war und deren Vollendung er sich als die Krone seiner ganzen Thätigkeit, als die reiffste Frucht seines Lebens aufsparte. Gegenüber den negativen Ergebnissen einer modernen Kritik, welche das Bild Christi in den Evangelien zu einem Product der Sage und der mythenbildenden Religiosität macht, und von dem wirklichen Leben Jesu so gut wie nichts zu wissen vermag, wollte Bunsen zeigen, daß auf Grund der evangelischen Berichte und gerade durch die strengste Kritik derselben ein wirkliches, lebendiges, historisches Bild der Persönlichkeit Jesu, sowol ihrem äußern Lebensschicksale nach in lebendigster menschlicher Wirklichkeit, als nach ihrer innern, in dem Einssein seines sittlichen und persönlichen Bewußtseins mit Gott begründeten, einzigen Bedeutung sich gewinnen lasse. Er hielt sich dabei nicht nur für diese ideale Bedeutung, sondern gerade auch für die menschliche Seite, das Bild Christi, an das Evangelium Johannis, dessen Echtheit und Ursprung von dem Jünger und Augenzeugen Johannes er als den Kern- und Angelpunkt aller Forschung über den historischen Christus und das historische Christenthum gegen die Anfechtungen der tübinger Schule mit nie erschütterter Überzeugung festhielt. Eine Ansicht, welche die Entstehung des Christenthums gleichsam aus dem Zusammenschießen und Krystallisiren vorhandener Elemente, oder aus einer pflanzenartig organischen Entwickelung erklärt, und in dem angeblichen Stifter nur das zurückgeworfene Spiegelbild dieser Entwickelung sieht, war seinem innersten Wesen zuwider; ihm war jede Entwickelung innerhalb der Menschheit das Werk einer freien sittlichen That, einer individuell lebendigen Persönlichkeit; wie hätte er je zweifeln können, daß die größte Entwickelung, die Erlösung der Menschen durch das Evangelium von der Liebe Gottes, selbst etwas anderes sei, denn eine solche freie sittliche That einer wahrhaften Persönlichkeit, und zwar als die höchste der höchsten, als die göttliche der göttlichen Persönlichkeit!

Wie er diese letzte größte Aufgabe behandelt haben würde, darauf können wir nur aus seiner ganzen übrigen Auffassung der Geschichte, zunächst aus den wenigen Blättern schließen, in denen er am Anfang des dritten Bandes von „Gott in der Geschichte" auf die weltgeschichtliche Stellung dieser gottmenschlichen Persönlichkeit hinweist. Den lebendigen Menschen Jesus inmitten seiner Zeit und seines Volks, in diesem Menschen ganz von Gott erfülltem Bewußtsein aber die volle und persönliche Offenbarung und Gegenwart Gottes anschaulich zu machen; die höchste sittlich freie That im Leben und im Tode als die erlösende That Gottes darzustellen: das würde das Ziel seines Strebens gewesen sein. Es ist ein tiefes Bedürfniß der Zeit, ja der Kirche, welches eine solche Arbeit fordert. Die gewöhnliche theologische Auffassung des Bildes Christi, wo sie über die Liebe des kindlich gläubigen Gemüths hinausgeht, streift in der That nur zu oft an den Doketismus, der den Schein eines menschlichen Lebens an die Stelle der Menschwerdung setzt, und der alte Rationalismus, der in dem Menschen den Gott verkennt, wie der moderne mythische Unglaube an den historischen Christus sind nur unvermeidliche Reactionen gegen diesen Doketismus. Sie können nur durch Herstellung des wahren Bildes beseitigt werden, das der einzelne in naivem Glauben erfassen kann, dessen allgemein gültige Begründung aber immer das höchste Ziel einer christlichen Theologie bleiben wird.

Dieses Bild, wie es seinem Geiste vorschwebte, darzustellen, war ihm nicht vergönnt; er hat nur Bruchstücke niedergeschrieben, hauptsächlich über die letzten Tage, das Leiden und den Tod.

Wir kehren zu seinem äußern Leben, zu seinem eigenen Ende zurück.

In der schönen Villa Charlottenberg, gegenüber dem heidelberger Schloß, brachten die Sommermonate reichen Verkehr mit deutschen und englischen Freunden, denen er wie sonst die

Abende widmete, während der Tag der strengen Arbeit gehörte. Mit bedeutenden Männern, welche die Universität zieren, stand er in mannichfachen Beziehungen. Ein oft und gern gesehener Gast war in dieser Zeit Jakob Bernays, der durch echte classisch-philosophische Wissenschaft wie durch Charakter ausgezeichnete Jude, der ihm schon in London, auch durch einen Beitrag zur Kritik des Hippolytus, näher getreten war. Besonders erfreulich war ihm in Heidelberg noch die Nähe von Karl Meyer, den wir oben unter den jüngern Freunden genannt, die in Rom die Anziehungskraft seines Geistes und seines Hauses empfunden hatten, und der mehr als irgendein anderer auf seinem wechselnden Lebensgange ihm hatte folgen und, oft als Hausgenosse, immer als treuer Freund nahe bleiben können. Für Meyer's Studium der gälischen Sprache, die leider für das deutsche Publikum lange nicht genug verwerthet worden, wie für seine poetischen Schöpfungen („Bellona Orientalis" und viel anderes bedeutendes Ungedrucktes) hatte Bunsen immer die lebhafteste Theilnahme. Innig bewegt aber, wie überrascht, wurde er in Heidelberg durch den Besuch seines frühern Zöglings Astor, der aus Amerika nach Deutschland herbeigekommen war, um seinen alten Lehrer, „seinen ältesten und besten Freund" noch einmal zu sehen, auf dessen Geschick er durch das Zusammenleben wie durch das Scheiden einst einen so großen Einfluß geübt hatte. Keine Wolke war zwischen den beiden Männern, die sich in herzlicher Liebe, Achtung und Dankbarkeit wieder begegneten. Nach Berlin führte ihn erst im Herbst 1857 die Versammlung des Evangelischen Bundes auf die Einladung seines Königs, als dessen Gast er im berliner Schlosse wohnte. Es war ein letztes, schönes Zusammentreffen, welches bewies, wie ungetrübt des Königs Liebe und Vertrauen zu ihm sich erhalten hatte, unbeirrt durch die Auslegungen, welche auch vor den Ohren des Königs oft genug seinen neuern Schriften: „Die Zeichen der Zeit" und „Gott in der Geschichte", gegeben sein mochten, Auslegungen, denen Alexander von Humboldt einmal durch Vorlesen bedeutender Stellen als Vertheidiger der Religion seines Freundes entgegengetreten sein soll. Noch einmal wurden bei jenem Aufenthalt namentlich religiöse und kirchliche Dinge und Plane in alter vertraulicher Weise durchgesprochen; der König verstand seinen Freund und die Wandelungen, die in ihm vorgegangen waren und ihn wol der Dogmatik, aber nicht dem Christenthum entfremdet hatten, besser als manche Theologen und Geistlichen. An dem Generalsuperintendenten Hoffmann, der in den letzten Jahren dem König besonders nahe gewesen, hatte er immer einen, wenn auch nicht in allen Ansichten übereinstimmenden, doch anerkennenden und vertrauenden Freund gehabt. Unmittelbar nach Bunsen's Abreise von Berlin ergriff den König, den er nicht mehr wiedersehen sollte, jene Krankheit, deren trübe Wolken auch für ihn wie für alle Getreuen nur durch das milde Licht der Liebe einer Frau, die auf dem Throne zugleich das Bild einer Barmherzigen Schwester und einer christlichen Ehefrau darbietet, erträglich gemacht, ja verklärt werden konnten.

An diese Reise knüpft sich seine Ernennung zum Mitglied des Herrenhauses und seine Erhebung in den Freiherrenstand. Schon der Hof Friedrich Wilhelm's III. hatte ihm oft den Adel angeboten, ja aufdringen wollen, und ihm die stete Ablehnung schwer verdacht. Seiner innersten Natur, seinem bürgerlich freien Stolz war das Adelsprädicat, ohne festen Besitz und ohne politische Rechte, streng zuwider; darin stand er Niebuhr gleich. Oft hatte er gedacht, sich einmal in Deutschland anzukaufen, einen Familienbesitz zu gründen; mit einem solchen verbundene Rechte und Würden schienen ihm weder dem Charakter eines freien Bürgers noch dem Organismus eines freien Staats zuwider. Jetzt hatte er für sich die Gedanken eines solchen Erwerbs wol aufgegeben; er hoffte sie einst durch einen seiner Söhne verwirklicht zu sehen; in dieser Aussicht hauptsächlich nahm er jetzt zu dem Sitz im Herrenhause auch das Prädicat eines Freiherrn für sich, des Adels für seine Söhne an. Auf dem Titel seines Bibelwerks blieb er Christian Karl Josias Bunsen.

Den Sitz im Herrenhause hat er nur einmal eingenommen, in jenem denkwürdigen, Preußen zur Ehre wie zum Heil gereichenden Augenblick, wo die Regentschaft des Prinzen von Preußen, am 25. Oct. 1858, von den beiden Häusern des Landtags verkündet wurde. Die Regentschaft und das neue, zum Theil aus seinen alten Freunden gebildete Ministerium, in welchem namentlich Bethmann-Hollweg ihm seit langer Zeit persönlich nahe stand, begrüßte er mit Freuden; die Änderung hatte er, der den Prinzen von Preußen kannte, mit voller Zuversicht erwartet. Für sich selbst hat er bei diesem Umschwunge nichts gewünscht oder erbeten, als — Förderung für ein neues großes Unternehmen, wozu er den Gedanken gefaßt: die Herausgabe einer „Triglotte", d. h. des Bibeltextes in hebräischer, griechischer (Septuaginta) und lateinischer (Vulgata) Sprache, wofür er wichtige unedirte Hülfsmittel besaß. Zu einer Ausführung dieses Gedankens ist es nicht gekommen.

Dies war sein letzter Aufenthalt in Berlin. Den Prinz-Regenten und dessen Familie, die ihm ein gleiches persönliches Wohlwollen erhielt, hat er seitdem oft am Rhein wiedergesehen. Wünsche, ihn bleibend nach Berlin zu ziehen, damit er dort in der Nähe des Herrscherpaars in einer freiern Stellung jenen belebenden, alle geistigen Interessen fördernden Einfluß übe, durch den Alexander von Humboldt einst manche an seine höfische Stellung sich knüpfenden Schwächen mehr als aufgewogen hatte, scheiterten an der Schwierigkeit, die Form für eine solche Stellung zu finden, mehr noch an dem Bedürfniß seiner eigenen Gesundheit, welche, bei seiner starken und in den letzten Jahren zu übermäßiger Fülle entwickelten körperlichen Constitution, mäßige aber freie Bewegung in frischer Luft erforderte, um den asthmatischen Beschwerden, an denen er seit längerer Zeit litt, entgegenzuwirken. Um jene auch in der kältern Jahreszeit genießen zu können, brachte er den Winter von 1858 auf 1859 in Cannes zu mit seiner Gattin und einem Theil seiner Familie, von der namentlich sein zweiter, mit einer Nichte der Mrs. Fry verheiratheter Sohn Ernst, durch keine Geschäfte in England gebunden, dem Vater während der letzten Jahre die unermüdetste Sorgfalt und Liebe zu widmen Gelegenheit hatte. Dieser Aufenthalt in einem südlichen Klima, am Strande des Mittelmeers, wo Himmel, Erde und Meer ihm die glücklichsten römischen Jahre der Jugend zurückrief, hatte den besten Erfolg, sodaß er auch im Herbst 1859 dahin zurückkehrte. Ein kurzer Besuch in Paris auf der Reise im November 1859 gab ihm, im Wiedersehen alter christlicher und wissenschaftlicher Freunde, in reichem Verkehr mit alten und neuen Schützern und Förderern der Wissenschaft und Kunst, erfreulichen Genuß. Der zweite Aufenthalt in Cannes brachte ein näheres Verhältniß zu dem schon sterbenden Tocqueville, und schien in der ersten Hälfte gleich günstige Wirkung zu thun wie der frühere. Aber die ersten Monate des Jahres 1860 führten eine schmerzliche Veränderung herbei, sodaß er im Frühjahr, am 14. Mai, mit gebrochener Gesundheit und unter großen Leiden, obwol frischen Geistes, die Rückreise antrat, über die Schweiz, wo in Basel schon eine bedenkliche Wendung, doch glücklich beseitigt, drohte, durch Baden den Rhein entlang — nicht mehr nach Heidelberg, wo er die Wohnung aufgegeben hatte — sondern nach Bonn, wo er am 24. Mai eintraf. Er wollte in Preußen, der eigentlichen Heimat seines Geistes, leben und sterben. Zugleich war ihm Bonn besonders lieb, weil dort in der Nähe sein vierter Sohn Georg, der sich früher der Wissenschaft, dann, infolge eines Augenleidens, der Agricultur gewidmet hatte, aber mit Eifer allen geistigen Bestrebungen zugewandt blieb, schon seit längerer Zeit auf schöner ländlicher Besitzung angesiedelt war. Und hier wurde ihm, durch eine freundliche Fügung, ein alter Wunsch erfüllt: im eigenen Hause zu wohnen. Es gelang ihm, sich in Bonn in der angenehmsten Weise anzukaufen, mit Haus, Garten und Aussicht nach dem Rhein und Siebengebirge, und so, daß ein großer Theil seiner Familie mit ihm zusammenwohnen konnte.

Hier konnte auch sein dritter Sohn Karl, preußischer Legationsrath in Turin, einen Theil des Herbstes bei ihm weilen; sein jüngster Sohn Theodor war als Attaché der ostasiatischen Expedition in Japan.

In Bonn brachte er die Sommermonate 1860 zu, wieder vereint mit seinem alten Freunde Brandis, der inzwischen in Athen die Berührungen deutschen und hellenischen Geistes zu pflegen berufen gewesen war, in lebendigem Verkehr auch hier mit den deutschen Männern der Wissenschaft, mit ab- und zureisenden Freunden und Familiengliedern, mit Fremden, besonders Engländern, die immer sein Haus als eine Brücke zwischen beiden Ländern ansahen; in fortwährender Arbeit an seinem großen Bibelwerk, besonders jetzt dem Neuen Testament, wobei ein Besuch seines ältesten, als praktischer Geistlicher in England lebenden Sohnes Heinrich, ihm die Freude gewährte, auch diesen als Mitarbeiter in seine Studien hineinzuziehen; in regster Theilnahme an den Ereignissen der Weltgeschichte, besonders der Umgestaltung Italiens, an welche er, der besser als irgendjemand die gänzliche Verrottung der alten Zustände, die Nothwendigkeit, daß alles neu werde, kennen gelernt hatte, die besten, vertrauensvollsten Hoffnungen knüpfte. Er kannte die Schwäche wie die hohe Begabung des italienischen Volks; enthusiastische Naturen wie Garibaldi waren einer Seite seines eigenen Wesens zu verwandt, um nicht mit Liebe von ihm begrüßt zu werden; Gedanken und Hoffnungen, die er in frühern Jahren nur als Träume hatte ansehen dürfen, schienen nun zur Wirklichkeit werden zu sollen — er sah ein großes Ziel vor sich, dem die Vorsehung dieses schöne Land zuführen wolle, während andere, über den menschlichen und irdischen, allerdings oft sehr staubigen und verworrenen Wegen dazu, dieses göttliche Ziel verkennen. Das dürfen wir überhaupt als einen Charakterzug seines innersten Wesens bezeichnen, und darin seine Größe wie einen Anlaß für Schwächen und Irrthümer suchen: daß ihm die großen, idealen Ziele immer, im Gedränge und Getriebe des Lebens, leben-

dig und gegenwärtig blieben, oft aber auch zu nahe vor dem Auge schwebten, und dadurch ihm über die nächste erreichbare Wirklichkeit Illusion machten. Es war etwas Prophetisches in seiner Natur — möchten seine Hoffnungen für Italien, Preußen, Deutschland sich als Prophezeiungen bewähren, wenn die Erfüllung auch, wie alle Weissagungen, von dem Vorbilde der Phantasie weit abweichen mag!

Sein Geburtstag, der 25. Aug. 1860, versammelte einen großen Kreis der Familie und der Freunde um ihn, und gab ihm noch einmal das volle Gefühl des reichen, von Schätzen des Gedankens wie der That, des Glücks wie der Liebe erfüllten Lebens. Noch konnte er, wenn er auf dieses, nun mit seinen Kämpfen, Wunden und Erfolgen klar und offen vor ihm liegende Gestern hinblickte (um mit dem Altmeister Goethe zu reden, den er selbst unter die Propheten der Neuzeit rechnete), sich heute kräftig und frei wirkend fühlen, noch auch auf ein Morgen hoffen — nicht blos das ewige Morgen drüben, sondern auch hier auf einen Tag des Wirkens. Aber er wußte auch, daß jenes andere Morgen bald, sehr bald kommen könne, und blickte getrost da hinein, während die Seinen mit tiefem Kummer ihn täglich sinken sahen, und ihre Hoffnung fast nur noch auf eine schmerzlose Auflösung zu richten sich gewöhnten, da die Ärzte sein Leiden jetzt für ein unheilbares Herzübel erklärt hatten, das mit einer schmerzreichen Wassersucht langsam zu enden drohe. Von seiner Familie umgab ihn alles, was nicht durch bestimmte Pflichten anderswo gebunden war. Ein Besuch der Prinzessin von Preußen, deren hohen Geist und edeln Sinn er seit langem erkannt und verehrt hatte, gab ihm noch einmal den Beweis, wie in dem königlichen Hause seiner gedacht wurde, dessen dreien Häuptern er treu gedient hatte. Freunde kamen und gingen; er konnte sich ihrer auf Stunden erfreuen, auf Stunden noch in alter Weise thätig sein; der Geist war immer frisch, und jeden Augenblick, wo der Körper es erlaubte, zu regstem Eingehen in allen Gedankenverkehr bereit. Aber die Nächte wurden immer ruheloser durch die vermehrten Beklemmungen; infolge davon die Schwäche größer, die Stunden der Frische seltener. In der Nacht vom 28. zum 29. Oct. war der Zustand so, daß der Arzt, die Seinen, er selbst das Ende unmittelbar bevorstehend glaubte. Da schien sein Geist über dem Reste irdischen Lebens, das noch in ihm war und durch die mächtige Constitution eines nie durch Vergeudung der Kräfte angegriffenen Körpers festgehalten wurde, in freier Ahnung des Jenseits zu schweben, und sprach sich in Worten aus, von denen wir einige anführen dürfen, weil sie schon von befreundeten Federn öffentlich mitgetheilt sind. Er gedachte der irdischen Hoffnungen — der Hoffnungen Italiens, des Landes, in dem er so lange ein Gast gewesen; inniger der Hoffnungen des Vaterlandes, Deutschlands, Preußens, des preußischen Königshauses, des stammverwandten England! Er gedachte der Freunde der Jugend wie des Alters, der Familienglieder, für deren jeden er ein Wort des Segens hatte.

Auch die Erinnerung an die Kämpfe seines Lebens konnte nicht ausbleiben; aber er weilte nicht auf ihr. „Ich scheide aus dieser Welt ohne Haß gegen irgendjemand." Ob er seines unvollendeten Werks gedachte? Schwer hatte ihm in den letzten Monaten die Frage auf der Seele gelegen, ob es ihm vergönnt sein werde, diese höchste Aufgabe seines Lebens zu Ende zu führen; jetzt, da die Stunde gekommen, da er wußte, daß es ihm versagt sei, keine Klage, kein schmerzlicher Rückblick auf das Unvollendete, nur stille Ergebung. Auch das Höchste des irdischen Lebens, die Arbeit im Dienst des Reichs Gottes, war ihm keine Fessel ans Leben. Und wie hätte er im Tode nicht die Befreiung vom Bann des Irdischen und Sündhaften, die Erfüllung alles Sehnens und Strebens willkommen heißen sollen? „Es ist süß zu sterben; denn bei allen Mängeln und Schwächen, gelebt, gewollt, gestrebt habe ich nur für das Edle allein. Das Schönste aber war Jesum Christum gekannt zu haben." Denn in Christo hatte er persönlich angeschaut, was er als das Höchste erkannte: „Ewige Liebe, das ist das Älteste; wollendes Lieben, liebendes Wollen!" Wie hoch hatte er diese Erde und das menschliche Dasein auf ihr gehalten! Wie hatte er diesem die höchsten Ziele gesteckt! Nun lagen auch diese hinter ihm, unter ihm. „Das ist ein wunderbarer Rückblick von oben auf dieses Leben und diese Welt. Jetzt erst erkennt man, was für ein dunkles Dasein wir hier geführt haben. Auf, auf, empor, empor — nicht dunkler, nein, heller, immer heller! Ich lebe im Reiche Gottes! — Es war doch nur ein Ahnen hier unten! Wie lieblich sind deine Wohnungen, Herr Zebaoth!"

Aber noch sollte er nicht eingehen in diese Wohnungen. Eine Ableitung des Übels auf die Füße gab augenblickliche Linderung und einige leidenfreie Tage, die mit schweren Kämpfen und einem schmerzensvollen Leiden in den innern Theilen des Mundes abwechselten; die zunehmende Schwäche machte jede zusammenhängende Äußerung und Mittheilung immer schwerer, zuletzt fast unmöglich, während viele Zeichen und einzelne Worte verriethen, wie der Geist innerlich

lebendig war. So ging es einen Monat fort. Früh am Morgen des 29. Nov. senkte er entschlafend das müde Haupt auf die treue Brust der Gefährtin, die jetzt wie seit dreiundvierzig Jahren neben ihm stand.

Am 1. Dec., nachmittags bei dem scheidenden Strahl einer freundlichen Wintersonne, wurde er, unter großer Theilnahme der Universität, der Stadt und vieler Fremden begraben, auf dem bonner Kirchhofe, auf dem vor einem Menschenalter Niebuhr, vor einem Jahre Ernst Moritz Arndt die Ruhestätte gefunden, und Dahlmann ihm in wenigen Tagen nachfolgte.

Die Empörung im angloindischen Reiche und deren Folgen.

Dritter Abschnitt.*)

Nana Sahib und das erste Gemorde zu Cawnpore.

Die Behörden zu Kalkutta waren von den Ereignissen in Audh und in den Nordwestlichen Provinzen nur sehr mangelhaft, zum Theil gar nicht unterrichtet. Es fehlte an allen Verbindungsmitteln. Die Bevölkerung Hindostans schien entschlossen, jede Einrichtung der Engländer, und mochte sie dem Lande auch die größten Vortheile gewähren, vollständig auszurotten. „Von der verruchten Herrschaft der Ungläubigen soll nicht die geringste Spur übrig bleiben." Die Telegraphendrähte wurden zerhauen, auf dem Boden herumgestreut und davongetragen; die Telegraphenstangen wurden ausgegraben und umgestürzt, die Hütten der Telegraphisten eingerissen und verbrannt. Selbst die Meilensteine hatten sie beschmuzt und umgeworfen, die neugebauten Straßen aufgerissen und mittels Gräben durchschnitten.**) Nur Henry Lawrence war im Stande, mittels seiner gutorganisirten und überreich bezahlten Spionenbande der abgeschnittenen Regierung von Zeit zu Zeit Kunde zukommen zu lassen. Und so konnte es geschehen, daß selbst noch während des Juli nur schwankende Sagen herumliefen über die bereits vor mehreren Wochen zu Cawnpore verübten Schandthaten.

Gegen Mitte des Monats Mai bemerkte der Befehlshaber zu Cawnpore, General Sir Hough Wheeler, eine unheimliche Bewegung unter den drei eingeborenen Regimentern. Die geringe europäische, blos 200 Mann starke Mannschaft konnte bei einem Aufruhr keinen Schutz gewähren. Man mußte Maßregeln der Vorsicht ergreifen. Wheeler ließ ein verschanztes Lager aufwerfen, Kriegsgeräthe und Lebensmittel hineinlegen, dann auch die öffentlichen Gelder und alle wichtigen Papiere dahin bringen. In den ersten Tagen des Juni bezogen alle zu Cawnpore anwesenden Europäer, 210 Soldaten, 100 Offiziere, 590 Personen, welche nicht zum Militär gehörten, im ganzen 900 Seelen, Männer, Frauen und Kinder das Lager. Es war dies blos eine offene Umzäunung mit wenigen Baracken zum Schutz gegen die Geschosse, gegen Kugeln und Bomben.

Die einheimischen Truppen waren abgezogen, in der Absicht, sich den Genossen zu Delhi anzuschließen. In Bithur — der Ort ist kaum 10 englische Meilen von Cawnpore entfernt — wurden sie von Dandy Pant, bekannt unter der Ehrenbenennung Nana Sahib, Herr Großvater, freundlich empfangen und unter seine Haupttruppen eingereiht. Dandy Pant, der Sohn eines Brahmanen im Dekhan, ward von Badschi-Rao, dem letzten Peschwah der Maharatten (1827) an Kindesstatt angenommen. Beim Tode des Peschwah (1851) verlangte Nana Sahib, gemäß dem Hindugesetze, alle Lehne und andere Befugnisse des Vaters, worunter die Auszahlung der jährlichen Pension von 8 Lakh Rupien, welche Badschi-Rao, vermöge des Vertrags von Salbeie (1818), bis zu seinem Tode bezogen hatte. Die indische Regierung hat aber diese Ansprüche zurückgewiesen. Sie gestattete dem Sohne des Peschwah blos eine Haustruppe von 200 Mann, den Besitz von drei Kanonen und eine Wohnung in der Hofburg zu Bithur. Seine Berufung an den Geheimrath in London kostete große Summen und ist, wie gewöhnlich bei solchen Angelegenheiten, erfolglos geblieben. Der Haß des Maharatten gegen seine und seines Volks Unterdrücker war grenzenlos. Er wußte aber in östlicher Weise sich derart zu beherrschen, derart zu heucheln, daß niemand eine Ahnung davon haben konnte. Nana Sahib lebte auf gutem, man könnte sagen auf freundschaftlichem Fuße mit den britischen Offizieren und schien in vielen Beziehungen der europäischen Civilisation, den englischen Sitten zu huldigen. Der Maharatte ver-

---

*) „Erster Abschnitt" S. 81—107, „Zweiter Abschnitt" S. 209—237 dieses Bandes. D. Red
**) Vgl. „Calcutta Review", März 1859, S. 28.

stand und sprach englisch, hielt die „Illustrated News“ von London und andere Zeitungen, trank Champagner, gab Festessen am Geburtstage Ihrer Majestät der Königin und bei andern feierlichen Gelegenheiten. Mit solchem gleisnerischen Scheine umhüllte der Sohn des Badschi seit langer Zeit seinen ingrimmigen Haß gegen die „räuberische“ Fremdherrschaft. Beim Ausbruche der Empörung ward sein Benehmen noch freundlicher. „Ihm könne man vertrauen, wenn alles ringsherum zusammenbräche, wenn Muselmanen und Hindu, der Wohlthaten Englands vergessend, sich der Rebellion anschließen. Thörichte, welche keinen Begriff haben von der Übermacht der Franken. Er selbst, der englischen Sprache kundig, verstehe diese Verhältnisse besser zu beurtheilen. Schon des eigenen Vortheils wegen werde er, der den Engländern so vieles verdanke, den Gebietern treu ergeben bleiben.“ Wheeler glaubte, wie es heißt, dieser Heuchelei; er habe sich sogar eine Truppe von der Lehnsmannschaft des Nana Sahib zur Bewachung des Schatzamts erbeten. Wahrscheinlich hielt es der General der Klugheit gemäß, unter den schwierigen Umständen kein Mistrauen, keine Besorgniß zu äußern.

Nana Sahib bewog die Garnison von Cawnpore — sie bestand aus drei Regimentern Fußvolk, aus einem Regiment Reiterei und einer Compagnie Artillerie — zur Umkehr. Zuvor müßten die Europäer gefangen und vernichtet sein, dann erst sollte der Zug nach Delhi beginnen. Der Angriff gegen die Umzäunung des Generals Wheeler mittels zahlreicher und trefflicher Artillerie, worunter mehrere 24-Pfünder, begann am 7. Juni und dauerte, blos mit Unterbrechung weniger Stunden, Tag und Nacht fort bis zum 24. Juni. Die wiederholten Sturmversuche der viele Tausende zählenden Rebellen wurden immer von dem geringen und ermatteten Häuflein der Engländer zurückgeschlagen, und zwar unter den mislichsten Zuständen. Kaum, daß ein sicheres Obdach für Frauen und Kinder gegen die in Masse hereinfallenden Bomben und Granaten aufgefunden werden konnte.

„Wir hatten innerhalb der Umzäunung“, erzählt ein Ostindier, welcher durch zufällige Umstände sein Leben errettete, „blos einen einzigen Brunnen. Ringsum fielen Feuerkugeln nieder. Nur mit Lebensgefahr konnte Wasser geschöpft werden. Wir litten alle Qualen des Durstes mitten unter der brennenden Junisonne. Ein Glas Wasser wurde mit theuerm Gelde bezahlt. Viele sind erschöpft niedergefallen; der Raum fehlte, um das Vieh unter Dach zu stellen; Pferde, Ochsen, Schafe waren gleich nach den ersten drei Tagen zusammengeschossen; Fleisch für Europäer war nicht mehr vorhanden. Das Sterben war furchtbar, namentlich unter den Weibern und Kindern. Die Leichname wurden unter Lebensgefahr bei Nachtzeit in einen Brunnen außerhalb der unvollendeten Baracken hinabgelassen. Bei Tag hätte man sich nicht so weit hinauswagen dürfen. Kein Freund konnte dem andern helfen; kein Wort des Trostes und Mitleids wurde gesprochen. Der 13. Juni war unser schrecklichster Tag. Die Baracken geriethen in Brand, kaum daß die Frauen und Kinder weggebracht werden konnten. Die Verwundeten und Kranken mußten wir liegen lassen; sie sind sämmtlich zu Asche verbrannt; es mögen einige vierzig gewesen sein.

„Die stehen gebliebenen Hütten waren derart durchlöchert, daß sie gar keinen Schutz mehr gewährten. Da haben wir uns Höhlen gegraben, sie mit Bretern, mit Koffern und andern Geräthen zugedeckt. Hier konnten uns zwar die brennenden Bomben nicht schaden, aber wir litten furchtbar von der Hitze und der schlechten Luft. Schlaganfälle waren häufig. Bei Nacht mußten die Männer die Höhlen verlassen und außerhalb schlafen, damit die Wachen, traf sie die Reihe, schnell bezogen werden konnten. Viele Frauen und Kinder wollten nicht allein unter der Erde zurückbleiben. Sie legten sich an der Seite ihrer Männer auf die bloße Erde nieder, wo sie von den herumzischenden Kugeln in unaufhörlicher Angst und Schreckniß erhalten wurden. Von irgendeiner Bedienung war keine Rede. Die wenigen vorhandenen Köche kochten blos für die Soldaten. Die zartesten Frauen und Mädchen standen am Herde, wuschen und thaten alle andere Hausarbeit. Jedem war überlassen, sich die spärlich ausgetheilten rohen Nahrungsmittel, so gut er konnte, zuzubereiten. Man mußte häufig das kaum Genießbare zu sich nehmen, um nur den peinigenden Hunger zu stillen.“

Im letzten Drittel des Juni wurden die Sipahis müde. Sie verzweifelten die Umzäunung brechen zu können und beschlossen in den nächsten Tagen weiter zu ziehen nach Delhi. Nana Sahib, fürchtend, die Beute möchte entrinnen, griff zu Lug und Trug, zu Verrath und Hinterlist. Der Maharatte sandte eine Botschaft an Wheeler. „Gegen Auslieferung der Kassen und anderer Vorräthe solle den Europäern freier Abzug nach Allahabad gestattet sein. Für Boote und andere Bedürfnisse werde Nana Sahib selbst Sorge tragen.“ Bei weitem die größere Zahl der Belagerten wollte dem treulosen Maharatten nicht mehr trauen. Es sei besser, auch bei diesem

gräßlichen Elend auszuharren, als freiwillig dem sichern Tode entgegenzugehen. Der General war anderer Ansicht; er vertraute oder hoffte wenigstens vertrauen zu können. Wheeler war Vater zweier blühender Töchter; es jammerten ihn ihre gräßlichen Leiden und Entbehrungen. In der Hoffnung, sie zu retten, so lautet die Sage, hätte er alle Widerrede und die eigenen trüben Ahnungen niedergekämpft. Die Vorschläge des Dandy Pant wurden angenommen.

Einen Bericht über die Zusammenkunft und die Unterredung der beiden Führer hat ein Hindu welcher gegenwärtig und im Dienste eines Engländers stand, niedergeschrieben. Das ganze orientalische Wesen, die Nichtigkeit aller Religionsformen ohne höhere menschliche Bildung tritt klar und lebendig hervor aus dieser naiven anschaulichen und eigenthümlich bezeichnenden Darstellung.

Als General Wheeler und Nana Sahib beisammen waren, sagte dieser: „General, bringen Sie alle Frauen und Kinder nach Allahabad. Die Männer können selbst zurückkommen und gegen uns kämpfen. Wir sind Männer. Wir halten unser Wort." Wheeler. „Schwört darauf nach euerer Sitte, ich schwöre auf meine Bibel." Nana Sahib. „Unser Eid besteht darin: Wenn wir einen bei der Hand nehmen, der uns vertraut, so betrügen wir ihn niemals. Geschähe dies, so würde Gott uns strafen." Wheeler. „Wollen Sie mich betrügen, so tödten Sie mich auf der Stelle. Ich stehe da ohne Waffen." Nana Sahib. „Vertrauen Sie mir; ich betrüge Sie niemals. Ich werde für Lebensmittel sorgen, Sie und die Ihrigen nach Allahabad bringen lassen." Wheeler. „Lassen Sie uns nur nach Fattihpore bringen, von dort kommen wir leicht nach Allahabad." Nana Sahib. „Nein, mein Herr, ich thue es nicht anders. Ich wache über Ihre Sicherheit und über die Sicherheit aller Engländer bis nach Allahabad. Ich werde für 20 bedeckte Boote sorgen. Den Schatz und alle Munition sollen Sie aber mir schicken." Wheeler. „Sie können alles Geld und Kriegsgeräthe nehmen. Dürfen wir unsere Bedienten mitnehmen?" Nana Sahib. „Warum nicht? Ich kann die Leute nicht brauchen."

Den andern Tag frühmorgens ließ Nana Sahib sagen, die Dienerschaft müsse zurückbleiben. Dies erregte Bestürzung. Bereits gegen 7 Uhr (27. Juni) war die ganze Umzäunung von Soldaten umstellt. Die Bedienten suchten nach allen Seiten zu entfliehen; sie wurden bis auf wenige eingeholt und ermordet. Um 8 Uhr ließ man Wheeler wissen, die Boote stünden bereit und alle andern Vorkehrungen zur Abreise wären getroffen. Die Frauen und Kinder wurden auf Elefanten zum Fluß hinabgebracht; die Männer gingen zu Fuß und durften ihre Waffen mitnehmen. Im ganzen sollen es 450 Personen gewesen sein, welche die Umzäunung verließen. Das Frühstück war aufgetragen. „Als die Europäer dies sahen, glaubten sie, Nana Sahib hielte Wort, und freuten sich gewaltig." Kaum aber hatten sie die Boote bestiegen, so erblickte man einige längs der Ufer aufgestellte, bisjetzt versteckt gehaltene Kanonen, aus welchen sie mit Feuerkugeln beschossen wurden. Die Barken geriethen in Brand. Die Männer, welche schwimmend zu entkommen suchten, wurden durch Flintenschüsse getödtet oder durch die zahlreich herumsprengenden Reiter eingeholt und niedergemacht. So haben die Engländer auf 15 Booten ihren Tod gefunden. Nur 108 Frauen und Kinder wurden gefangen genommen und fortgeführt. Das Boot, worauf General Wheeler, schwamm schnell flußabwärts, verfolgt von der Infanterie und Cavalerie auf beiden Ufern. Die Männer vertheidigten sich tapfer und tödteten mehrere Sipahis. Da schickte Nana Sahib seinen Leuten ein ganzes Regiment Verstärkung. Jeder Widerstand war vergeblich. Alle wurden ergriffen und nach Cawnpore zurückgebracht, 50 Männer, 25 Frauen und 3 Kinder.

Nana Sahib hatte längst seinen Entschluß gefaßt. Er befahl, alle Personen männlichen Geschlechts sollen von den Frauen getrennt und gleich erschossen werden. „Nein, das thun wir nicht", sprach das 1. Infanterieregiment. „Nein, wir erschießen Wheeler nicht, welcher unsern Namen berühmt machte, dessen Sohn unser Quartiermeister ist; auch Hrn. Corry tödten wir nicht. Nana Sahib möge die Männer ins Gefängniß bringen lassen." „Was sind das für unnütze Reden", schrien die andern Eingeborenen, „wir wollen alle die Engländer umbringen." Die Gefangenen wurden der Reihe nach aufgestellt. Der Geistliche sprach mit Erlaubniß Nana Sahib's einige Gebete, worauf sie sich gegenseitig die Hände gaben und erschossen wurden.*) Die

---

*) They ranged themselves to die, hand clasping hand,
That mournful brotherhood in death and woe,
While one with saddened voice, yet calm and slow,
Read holy words about jour better land.

Miß Leslie in ihrem Gedichte „Kanpore". Dies stimmt ganz überein mit dem Bericht eines Einheimischen in der „Times" vom 2. Oct. 1857.

blos Verwundeten ließ der Befehlshaber durch Säbelhiebe ganz niedermachen. Die Frauen, Mädchen und Kinder brachte man in ein Haus, so enge, daß sie kaum Platz nebeneinander hatten.*) Nur die Frau des Dr. Harris, welche sich vom Leichnam ihres Mannes nicht losreißen wollte, haben die Sipahis auf der Stelle niedergemacht. Alle diese britischen Männer sind muthig und mit christlicher Ergebenheit in den Tod gegangen. Dr. Harris redete in Hindostani zu den Sipahis und sprach: „Unsere Landsleute werden bald kommen und uns rächen. Ich zweifle nicht daran. Unsere Herrschaft wird von neuem und auf festerer Grundlage aufgerichtet werden." Das Wort ist schnell in Erfüllung gegangen. Die Engländer sind gekommen und haben furchtbare Rache genommen. Und nach zweier Jahre Verlauf konnten sie am Ermordungstage der Cawnpore-Gefangenen (27. Juni 1859) in ganz Indien der Gottheit wegen Unterdrückung der Rebellion Dankgebete darbringen. Die Christen aller Kirchen betheiligten sich hierbei äußerst zahlreich, gleichwie die Juden, Parsen und Hindu. Nur die Muselmanen sind fern geblieben. Ein Theil hat sich, vom Schmerz ergriffen, in den Behausungen gehalten, ein anderer mit grimmigem Gesicht den aus den Tempeln Zurückkehrenden drohende Blicke zugeworfen. Man bemerkte, nach Weise der Menge, die am liebsten das Zufällige hervorhebt und bewundert, daß der Monat Juni von besonderer Wichtigkeit ist in der angloindischen Geschichte. Im Juni wurde die Schlacht bei Plaßey geschlagen; im Juni sollte die englische Macht in Indien vernichtet werden; am 23. Juni war der Hauptkampf vor Delhi, und jetzt, am 27. Juni, ward gleichsam das zweite Jahrhundert des angloindischen Reichs durch ein Dankgebet eingeweiht.

Aus diesen Tagen des Juni besitzen wir eine Anzahl Briefe und Proclamationen des Nana Sahib, Zeugnisse seines Treubruchs, seiner Politik und Lügenhaftigkeit. „Alle Leute", so schreibt er dem Kotwal oder Polizeidirector von Cawnpore, „welche Engländer, Männer, Frauen und Kinder, im Hause verborgen halten, müssen sie herausgeben. Wer dem zuwiderhandelt, wird vor der Mündung der Kanone weggeblasen in ewige Vernichtung." — „Alle die Weißgesichter", heißt es in einem Schreiben am Tage des Blutbades in den Booten an einige Häuptlinge, „wurden durch Gottes Gnade und durch den Glücksstern des Padischah hinab zur Hölle gesandt." Wie gewöhnlich wurde dieses Fest durch eine Ehrensalve gefeiert. „Auch ihr Grundholden müßt Freudenfeste und Kanonendonner veranstalten. Vergeßt niemals, daß die Bevölkerung zwei verschiedene Religionen befolgt. Thut nichts, um Widerspruch und Haß zu erregen." — „Durch Gottes Gnade und das Glück des Padischah sind jetzt", liest man in einem andern Schreiben an den Kotwal, „alle Engländer in Punah, in Sattarah und an andern Orten zur Hölle gefahren. Auch die 5000, welche sich zu Delhi verborgen, hat man hinab zur Hölle gesandt. Verkünde dies durch Trommelschlag in allen Städten und Dörfern, damit das Volk es erfahre und sich freue." — „Deinem Gesuch", wird einem Fürsten in Audh geschrieben, „ist willfahrt. Der mitgesandte Europäer wurde alsbald zur Hölle geblasen. Mein Herz freute sich." Nana Sahib ließ nun nach allen Richtungen Streifcorps ausziehen, um die zersprengten, in kleinen Häuflein oder einzeln herumirrenden Europäer aufzufangen. Unter anderm wurde eine Mutter mit einigen Kindern vorgeführt. Ihren Mann hatten sie bereits auf der Straße ermordet. Die Frau flehte um Gnade. Vergebens. Der Maharatte ließ sie auf den Marktplatz bringen und niederschießen. Das jüngste Kind kroch über die Leichen hinweg, weinte und schrie: „Warum fallt ihr hin, warum wollt ihr nicht aufstehen?" Die Sipahis sahen einige Zeit dem Schauspiele zu und haben dann das Kleine in Stücke gehauen.**)

In einem ausführlichen Erlaß suchte Nana Sahib seine Truppen noch mehr zu fanatisiren und Hoffnungen des Erfolgs zu erregen. Dem Heere und der Bevölkerung wurde verkündet, ein Reisender sei aus Kalkutta nach Cawnpore gekommen, welcher folgende Merkwürdigkeiten erzählte. „Die Engländer hätten in einer Rathsversammlung beschlossen, alle Bewohner Hindostans zu Christen zu machen. Deshalb vertheilten sie Patronen mit Schweins- und Ochsenfett. Sind einmal die Sipahis Christen — und wer nicht gehorcht, wird hingerichtet — so gedenken sie mit dem Bauernvolk bald fertig zu sein. Zur Vorsicht wären jedoch 35000 Mann frischer Soldaten nach Indien beordert worden. Der Sultan von Konstantinopel habe hiervon gehört und ge-

*) Es heißt, eine junge schöne Dame, es soll die Tochter des Generals Wheeler gewesen sein, wäre von einem Soldaten nach seiner Wohnung gebracht worden. Als der Räuber einschlief, habe die Dame sein Schwert ergriffen und ihm den Kopf abgeschlagen. Die Geschichte wird von mehreren erzählt und auch von dem genauen Shepherd („Times", 7. Nov. 1857). Miß Wheeler und ihre blutige That sind bereits ein Gegenstand poetischer Darstellung geworden.

**) Vgl. Mead, S. 137; Allen's „Indian Mail", Nr. 372. 6. Dec. 1858.

sprochen: «Das sind gefährliche Zeiten. Sind die Indier einmal Christen, so werden die Engländer auch mich und meine Unterthanen zwingen, das Christenthum anzunehmen. Sie werden diese neuen indischen Christen nach Europa herüberbringen und mittels ihrer Stärke die ganze Welt unterjochen. Es sind gar habsüchtige, eroberungslustige Leute diese Engländer.» Da schreibt der Sultan dem König von Ägypten. Kommen diese englischen Soldaten nach Alexandria — das ist der Weg nach Hindostan — so rotte sie aus bis zum letzten Mann. Und so ist es geschehen vom ägyptischen König. Nicht ein Europäer aller der 35000 Mann ist am Leben geblieben. Als die Nachricht von diesem Untergange der londoner Armee nach Kalkutta gelangte, wurde der Generalgouverneur gar sehr betrübt. Folgende Jammerworte hat er ausgesprochen: «In der Nacht Mord und Räuberthum, des Morgens keinen Kopf auf dem Körper, keine Krone auf dem Kopfe. Der blaue Himmel hat sich auf einmal herumgedreht; weder der Nadir noch die leiseste Spur davon ist zurückgeblieben.»"*)

Der Blutdurst des schrecklichen Mannes fand einige Tage später neue Nahrung an den Flüchtlingen von Fattighar. In dieser Garnisonsstadt auf der rechten Seite des Ganges, ungefähr 100 englische Meilen oberhalb Cawnpore, hatten sich die Sipahis nach langem Schwanken und Zögern, worüber wir ausführliche Berichte besitzen**), ebenfalls erhoben. Eine Anzahl europäischer Offiziere und Gemeinen wurde erschossen; ihre Frauen warfen die Kinder ins Wasser, und sprangen dann nach, um nicht in die Hände der wüthenden Soldateska zu fallen. Andere Engländer konnten sich in Booten stromabwärts nach Bithur flüchten, in der Hoffnung ein sicheres Geleite nach Allahabad zu erhalten. Von den Ereignissen zu Cawnpore hatten sie auch nicht die leiseste Kunde erhalten. Die Flüchtigen wurden sämmtlich, 136 oder 200 Personen, die Angaben lauten verschieden, Männer, Frauen und Kinder, auf Befehl Nana Sahib's ermordet. „Du schändlicher Mann", sprach eine muthige Dame, „bietest vergebens alle deine Macht auf zu unserer Ausrottung. Du bist ein Heuchler durch und durch. Du sprichst immer im Namen Gottes, im Namen der Religion. Welch ein Gott, welch eine Religion gestattet die Ermordung der Gefangenen, der Frauen und Kinder? Die Rache der göttlichen Vorsehung, welcher du spottest, wird dich sicherlich erreichen. Gegen dich, gegen deine Angehörigen und deine zahlreichen Mörderbanden wird in gleicher Weise verfahren, wie du verfährst gegen meine unglücklichen Landsleute." Nana Sahib zog sich jetzt nach der Hofburg Bithur zurück, ließ zur Verehrung des Padischah von Delhi 100 Kanonenschüsse abfeuern, 80 zum Andenken an seinen verstorbenen Vater, den ehemaligen Peschwah Badschi-Rao, 60 für sich selbst zur Feier seiner Thronbesteigung, 21 für seine Gemahlin und eine gleiche Anzahl für seine Mutter.

Havelock's Siegeszug und das zweite Gemorde zu Cawnpore.

Am letzten Tage des Monats Juni traf General Havelock in Allahabad ein, um den Oberbefehl über die Errettungstruppe für Cawnpore und Laknow anzutreten. Allahabad, vor kurzem noch eine volkreiche und belebte Stadt, wurde traurig und öde gefunden in hohem Grade. Eine geringe Heersäule unter Major Renaud von der Madras-Armee, tapfer bis zur Tollkühnheit, zog voraus auf der Straße nach Cawnpore, um die Landsleute, welche man noch am Leben glaubte, so schnell als möglich zu erlösen. Einige Tage später (7. Juli) folgte Havelock selbst mit einer in der Eile zusammengerafften Truppe von 1200 Mann, 1000 Europäer, 150 Sikh und einige einheimische leichte Reiterei. Nach einem bei der Julisonne Hindostans äußerst anstrengenden Marsche von fünf Tagen fand unter großem Jubel die Vereinigung der beiden Corps statt, welche jetzt zusammen 1400 britische Bajonnete zählten. Die Musikbande des 76. Regiments der Bergschotten spielte auf ihren Sackpfeifen die Weise: „Die Campbells marschiren heran, die Campbells marschiren heran", und ringsum ertönte Freudengeschrei. Fort zogen sie ohne Aufenthalt 17 (englische) Meilen weiter nach Belindah in der Nähe von Fattihpore***), wo ihnen der Feind in überlegener Anzahl entgegentrat. Havelock wollte eben

*) Vgl. Allen's „Indian Mail", 1858, S. 968; „Friend of India", 29. Oct. 1857; „Annual Register", 1857; „History", S. 288. Der Bericht eines Offiziers, welcher sich mit einigen andern retten konnte, dann von einer Dorfschaft in Audh freundlich aufgenommen und bewirthet wurde, ist der ausführlichste und ergreifendste. „Times", 3. Nov. 1857.

**) Mead, S. 146.

***) Pore oder Pura, Ghar und Gandsch — die Engländer schreiben Ganj und Gunj — heißt Stadt, Ort. Unter Gandsch verstand man in Indien ursprünglich einen Ort, wo Lebensmittel verkauft werden. Fattihgar und Fattihpore aus Fatiha, der Sieg; Ghar und Pura sind nur im Namen verschieden. Sie bedeuten dasselbe: Siegesort, Siegesstadt.

seinen Leuten, welche in einem Zuge ohne ordnungsgemäße Mahlzeit 24 Meilen marschirt waren, einige Ruhe gönnen und den Feind vor der Hand gewähren lassen. Als jedoch die Sipahis immer näher herandrängten, mußte der General, schon des moralischen Eindrucks wegen, die Schlacht annehmen.

Lärmsignale erschallen, die auf dem Boden gelagerten Truppen erheben sich mit Macht, greifen zu den Waffen und bilden unter Vorschiebung einzelner Guerrillas regelmäßige Schlachtlinien. Die Feinde, mit zahlreicher Cavalerie in imponirender Macht hereinbrechend, schienen sich leichten Sieg zu versprechen. Sie rückten ganz nahe den englischen Linien und machten, unter dem Donner zahlreichen Geschützes, einen Frontangriff. Die Sipahis erfreuten sich einer äußerst günstigen Stellung. Fattihpore wird von der harten und trockenen Hauptstraße, welche in einer Ausdehnung von 1423 englischen Meilen von Kalkutta nach Lahore und Peschawer läuft, durchschnitten. Weithin auf beiden Seiten erstrecken sich Sumpf- und Moorgegenden, zu jener Zeit mit Gewässern überzogen, von 2—5 Fuß Tiefe. Die Stadt selbst war von starken Gartenumzäunungen sowie mit hohen Wällen umgeben und zählte viele feste gutgemauerte Häuser. Die Hauptstraße bildete das Centrum der englischen Schlachtlinie, deren beide Seiten in Morast und Wasser standen, was eine schnelle Vorwärtsbewegung hinderte. Die im Centrum aufgestellte Batterie mähte die heranrückenden Feinde massenhaft nieder, während sie auf beiden Seiten mit einem wahren Kugelregen aus den Enfieldsflinten empfangen wurden. Die Sipahis, wahrscheinlich glaubend, nur Renaud's schwaches Corps stünde ihnen entgegen, geriethen nach kurzer Zeit in große Verwirrung. Sie ließen ihre Kanonen und vieles andere Kriegsgeräth im Stiche und flohen nach allen Richtungen. Noch in der Nacht und früh am Morgen wurden die mittels zahlreicher Karren errichteten Barrikaden weggeräumt, und die Engländer hielten unter Trommelschlag ihren Einzug in die verödete, verlassene Stadt Fattihpore (13. Juli). Kein einziger Europäer ist in der Schlacht gefallen. Nicht einmal eine bedeutende Verwundung ist vorgekommen.*)

Die Rächerarmee, so liebten sich die Briten zu nennen, eilte schnell weiter gegen Cawnpore. Vorher mußte zur Vorsicht die einheimische Reiterei des 13. Regiments, welche sich bei Fattihpore schlecht gehalten hatte, entwaffnet werden. Unterdessen sammelte sich der Feind wieder und versuchte von neuem Widerstand zu leisten. Er wurde zweimal mit großem Verlust zurückgeschlagen, bei dem Dorfe Aong und bei der Brücke über den Panduflußk**), acht Meilen von Cawnpore. Die mittels Verschanzungen und zweier Kanonen vertheidigte Brücke wurde nach kurzer Gegenwehr genommen, und am folgenden Tage sollte es rasch vorwärts gehen gegen die gebannte Stadt und ihre zahlreichen Mörderhaufen. Nana Sahib, außer sich vor Wuth, befahl die augenblickliche Hinrichtung der eingesperrten Frauen und Kinder. Die Engländerinnen hörten das Blutgebot, zerrissen ihre Kleider und verschlossen die Thüren mittels deren Streifen. Es half dies nichts. Eine zahlreiche Reitertruppe überstieg die Mauern des Gebäudes, andere sprengten die Thüren, begannen und vollendeten innerhalb weniger Minuten das Mordgeschäft. Die Leichen wurden in einen nahen Brunnen geworfen. Fünfundzwanzig Frauen, welche nicht ganz todt waren, ließ Nana Sahib durch Henker hinrichten; ein Kind wurde gewaltsam auf den Boden geschleudert und zerschmettert.

Früh am Morgen des 16. Juli, lange bevor der Tag graute, wurden die ermüdeten Truppen, welche rings um den Pandufluß in dichten Mangogrotten lagen, mittels Trompetenschall aufgerufen zum Zuge gegen Cawnpore. Nana Sahib an der Spitze seiner Scharen hatte, innerhalb mehrerer mit Verschanzungen umgebener Dörfer eine feste Stellung eingenommen. Die von Gräben durchschnittenen Straßen sperrten den Heranzug. In der Fronte standen acht Kanonen, fünf Belagerungsgeschütze vom schwersten Kaliber, hinter ihnen zahlreiche im englischen Dienste geschulte Truppen, Infanterie und Cavalerie. Ein Frontangriff wäre schwierig und gefahrvoll gewesen. Havelock beschloß alle seine Kraft auf den linken Flügel des Feindes zu wer-

*) Das bedeutendste Werk über die Feldzüge Havelock's ist das „Journal of an english officer in India. By major North, 60. riffle, deputy judge, advocate general and aid-de-camp to general Havelock" (London 1858). Im „Calcutta Review", März 1859, gibt ein anderer Gefährte Havelock's eine nicht minder treffliche Darstellung dieser berühmten indischen Feldzüge. Die amtlichen Berichte des Generals und seine Privatschreiben in der angeführten Biographie von Brock wurden ebenfalls benutzt. Ich mußte vom Standpunkte einer allgemeinen Darstellung viele denkwürdige Thaten des außerordentlichen Mannes und noch mehrere anziehende Einzelheiten übergehen.

**) Die Schlacht heißt gewöhnlich die von Pandoo Nudder, richtiger Pandu Nadi. Nadi heißt Fluß im Sanskrit und Pandu ist der Eigenname des Flusses.

fen, ihn womöglich zu umgehen und den Rückzug nach der Stadt abzuschneiden. Zuvor wurde den Truppen unter den dichten Mangogrotten noch einige Stunden Rast gestattet, wo sie sich ihre Speisen kochen und gegen die brennende Sonne schützen konnten. Die Linie zog dann langsamen, festen Schritts gegen die Fronte und machte plötzlich eine Schwenkung nach der linken Seite. Der Feind ward überrascht und gerieth in Bestürzung. „Da erschien die Gelegenheit", schreibt der General, „worauf ich schon lange mit Sehnsucht wartete. Die Bergschotten vom 78. Regiment sollten ihre Tapferkeit zeigen. In einem hochgelegenen verschanzten Dorfe standen drei Kanonen, welche ein tüchtiges Feuer unterhielten. Die Bergschotten erhielten den Befehl vorzurücken, was sie mit bewunderungswürdiger Ruhe ausführten. Unter dem Kugelregen der Feinde kamen sie zum Dorfe heran, erhoben ein Freudengeschei, machten unwiderstehliche Bajonnetangriffe, während die Pfeifer die kriegerische Weise des Pibroch aufspielten. Die Feinde entflohen, die Kanonen wurden erobert und das Dorf war in unsern Händen." Derlei Angriffe gegen andere befestigte Höhen, Wälle und Häuserreihen mußten mehrere unternommen werden. Sie sind von gleicher Tapferkeit und mit gleichem Erfolge begleitet gewesen. Beim Einbruch der Nacht standen die Sieger vor den Stadtwällen; sie sahen bereits die dachlosen Baracken der englischen Cantonnirungen. Die Schlacht bei Cawnpore, welche kundige Krieger der von Firusscheher im zweiten Sikhkriege an die Seite stellen, zeigte zu wiederholten malen die Überlegenheit der Europäer über die Asiaten in Betreff der Anordnung, der moralischen Macht, des persönlichen Muthes und der körperlichen Kraft. Die Sipahis haben hier und da tapfer gefochten; sie standen fest bei ihren Kanonen und bedienten sie mit Genauigkeit. Selbst persönliches Handgemenge scheuten sie nicht; sie sind sogar wuthentbrannt auf ihre Gegner losgefahren. Und doch wurde diese Menge Asiaten in 140 Minuten aus allen ihren starkbefestigten Positionen von einer geringen europäischen Macht vertrieben und unter schwerem Verluste in ungeordneter Flucht einhergejagt. Nana Sahib, welcher, wie wir aus seinen aufgefangenen Briefen wissen, nach vielen Seiten um Zuzug schrieb, aber keinen erhalten konnte, ließ das Pulvermagazin zu Cawnpore in die Luft sprengen und flüchtete (17. Juli) mit dem Rest seines Heeres zur Hofburg Bithur. Er wagte jedoch keine zweite Schlacht. Bithur mit einer Anzahl Kanonen fiel ohne Schwertstreich in die Hände der Engländer. Nana Sahib und die Seinigen flohen jenseit des Ganges nach Audh. Sein Palast wurde angezündet und der gänzlichen Verwüstung preisgegeben.

Die Engländer durchforschten Cawnpore nach allen Richtungen, um Sipahis einzufangen. Die Aufgefundenen — es waren nur wenige — wurden gehängt, so auch einige andere als Verräther erkannte Hindu und Muselmanen. Den übrigen Einwohnern widerfuhr vor der Hand kein Leid. Ein Ostindier, Shepherd geheißen, dessen Bericht als der vollständigste und zuverlässigste betrachtet wird*), kam herbei und diente als Führer in den verödeten und traurigen Straßen der einst so blühenden und volkreichen Stadt. Der Anblick des Schlachthauses, wo am vorhergehenden Tage die Frauen und Kinder ermordet wurden, war ergreifend im höchsten Grade. Man gedachte der furchtbaren Leiden dieser schönen und unschuldigen Geschöpfe, und wilde Gefühle erwachten in den Herzen der Krieger. Tolle Rachegedanken traten hervor. Hindostan sollte in einen Leichenacker verwandelt werden, zur Sühne der grenzenlosen, über englische Frauen und Kinder verhängten Qualen. „Wer die Greuel gesehen, dem kann das Wort Gnade", so schreibt Neill aus Cawnpore (1. Aug.), „das Wort Barmherzigkeit gegen diese Teufel nicht in den Mund kommen."**) Der Boden strotzte noch von geronnenen Bluthaufen, welche hier und da bis zum Fußknöchel reichten. Lange Haarlocken lagen massenhaft umher, mitten unter Fetzen weiblicher Kleidungsstücke, unter Kinderhüten und Schuhen, unter zerrissenen Büchern und zerbrochenem Spielzeug. Furchtbarer noch war der Anblick des tiefen und engen Brunnens, wo die verstümmelten Leichen aufgethürmt übereinander lagen. „Ich sah hinab", schreibt ein Offizier, „solch Ungeheuerliches habe ich niemals gesehen und hoffe Ähnliches niemals wieder zu sehen in meinem ganzen Leben. Die Körper waren nackt, die Glieder abgehauen. Ich habe den Tod in allen möglichen Formen gesehen; hinab in dieses Brunnenloch konnte ich nicht mehr sehen." Allerlei Geschriebenes in zerstreuten Papierblättchen, in Gebet- und Taschenbüchern wurde vorgefunden und als heilige Reliquien aufgelesen und bewahrt für alle Zeiten. Auf einem mit Blut bespritzten Papiere las man in der Handschrift einer jungen Dame, einer Miß Karoline Lindsay, nach einer Angabe***): „Einzug in die Baracken, 21. Mai;

*) Der Bericht steht in der „Times" vom 7. Nov. 1857.
**) „Times", 28. Sept. 1857.
***) „Times", 25. Sept. 1857

die Reiterei verließ uns, 5. Juni; der erste Schuß wurde abgefeuert, 6. Juni; Onkel Willy starb, 18. Juni; Tante Lilly, 17. Juni; Georg starb, 27. Juni; Mama starb, 12. Juli; Alice starb, 9. Juli." Auf einem andern Blatte fand man folgende Zeilen: „Als wir zum Fluß kamen, schoß der Feind auf uns, ermordete die Männer und auch einige Frauen. Die Boote wurden angezündet und mehrere von uns sind ertrunken. Wir andern wurden gefangen genommen und in einem Zimmer eingesperrt." Eine Gedenkkirche wird auf dem Platze des Schlachthauses errichtet.

Hätte sich nicht ein Mann so bedeutenden Ansehens, wie der berühmte Reisende und Archäolog Layard, an die Spitze derjenigen gestellt, welche die Greuelthaten der Sipahis für böswillige Erfindungen halten oder ausgeben, es wäre kaum der Mühe werth, solche grundlose Reden zu beachten. Layard, welcher (1857) nach Indien ging, um die Ereignisse an Ort und Stelle kennen zu lernen und die Landeszustände zu erforschen, erklärte bei seiner Rückkehr alle die Angaben über Mishandlungen englischer Frauen und Kinder zu Delhi, Cawnpore und Dschansi für grundlose Märchen der indischen Presse, um die öffentliche Meinung gegen den milden Oberstatthalter Lord Canning aufzuregen.*) Ist es denn die angloindische Presse allein, welche die Greuelthaten berichtet? Sind nicht viele unglückliche Augenzeugen, worunter römisch-katholische, den Engländern feindlich gesinnte Sendboten, mit solchen grausenhaften Berichten hervorgetreten? Andere Betheiligte erklärten, sie möchten nichts erzählen, weil sie die Schande und Schmach der lieben Angehörigen nicht aufdecken wollen.**) Überdies finden sich auch Eingeborene Hindostans, Freunde und Feinde der Engländer, welche die Verbrechen bezeugen. Schah Hidayat-Ali spricht von der Schändung und dem Mord der Weiber, von der Verstümmelung der Kinder. Einer der vielen Söhne des Padischah, Prinz Mohammed-Firos, welcher zu den tüchtigsten und ärgsten Feinden der Engländer zählt, verkündet in einer Proclamation (17. Febr. 1858) an die Bewohner Hindostans: er habe eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, um sich dort auf den heiligen Krieg gegen die Ungläubigen vorzubereiten. Diese Engländer sind in gleichem Grade die Feinde der Hindu und Muselmanen. Vernichtung der Religion und der einheimischen Fürsten; Entwaffnung der geknechteten Völkerschaften; Austreibung der einheimischen Geistlichen und der einheimischen Ärzte; Abschaffung der angestammten Gesetze, Sitten und Gebräuche — dies und noch vieles andere Schlechte führen diese schlauen und böswilligen Engländer im Schilde. Und warum sind wir bisjetzt unterlegen? Weil unschuldige Weiber und Kinder von unsern Sipahis umgebracht wurden, deshalb sind wir bisjetzt in diesem heiligen Kampfe unterlegen.***)

Auf Havelock's Wunsch kam Neill von Allahabad herauf, freilich blos mit der geringen Truppe von 270 Mann. Mehr durften aus der Burg nicht weggenommen werden, wollte man die Sicherheit Allahabads nicht gefährden. Neill, zum Befehlshaber über Cawnpore ernannt, verfuhr in seiner gewaltigen und gewaltthätigen Weise. Aus seinen eigenen Worten geht hervor, daß er sämmtliche Einwohner als Rebellen betrachtete und behandelte. „Wer seine Unschuld nicht nachweisen konnte, was natürlich sehr schwierig, der wurde aufgehängt. Die Anstifter der Rebellion mußten zuerst eine Blutlache im Schlachthause der unschuldigen Opfer leeren und reinigen, weil die höhern Kasten glauben, sie würden dadurch in ewige Verdammniß hinabsinken. Diese Bösewichter sollten erfahren, sie sollten glauben, daß ihre Bestrafung hinüberreicht in jene Welt, und der Verzweiflung verfallen. Der erste, welcher aufgegriffen wurde, war ein einheimischer Offizier brahmanischer Kaste. Er widersetzte sich. Er wollte das Blut nicht auftrocknen, zu dessen Vergießen er geholfen hatte. Der Profoß that seine Schuldigkeit. Kaum hatte der Feigling einige Streiche erhalten, so gehorchte er meinem Befehle. Dann ließ ich ihn aufhängen und in einem Graben, seitwärts an der Straße, einscharren. Den Brunnen, wo die verstümmelten Leichen von mehr als 200 Frauen und Kindern lagen, ließ ich zudecken und ein anständiges Grabmal darüber errichten." Neill nahm eine zahlreiche Polizeimannschaft aus den untersten Klassen der indischen Bevölkerung in Dienst. Auf ihre Angaben hin wurden eine Menge Einwohner, ohne irgendein förmliches Gerichtsverfahren, als Aufwiegler eingezogen und hingerichtet. Vieles vom gestohlenen Gute der britischen Kaufleute und Beamten wurde auf-

---

*) Sein Schreiben an die „Times" vom 25. Aug. 1858. Auch in öffentlichen Versammlungen hat Layard diese Ansicht ausgesprochen.

**) Vgl. „Times", 1. April 1858; Mead, „The Sepoy revolt", Kap. X.

***) „Times", 17. Mai 1858. Auch W. Edwards, seine Begleiter und die treuen Sikh geben in dem mehrmals angeführten Werke über die Ereignisse in Rohilkand, Fattihgar u. s. w. Zeugniß von den Schändlichkeiten.

gefunden und, wenn sie nachgewiesen werden konnten, den ehemaligen Eigenthümern zurückgegeben. Auf einer Anhöhe nahe beim Flusse ließ Neill ein verschanztes Lager aufschlagen und andere Maßnahmen der Vorsicht ergreifen, um der Wiederkehr so furchtbarer Ereignisse und jeder Überraschung vorzubeugen.*)

Die Einnahme Cawnpores wirkte vortheilhaft zurück auf die ganze Stellung der Engländer in den Nordwestlichen Provinzen. Mehrere wankende Große wendeten sich wieder zu ihrer Erlaucht der Compagnie und verhalfen den verborgenen Flüchtlingen, wie William Edwards und Genossen, auf geheimen Wegen den Freunden entgegenzueilen. Sie haben auf ihren Wanderungen bei manchem Gaugrafen Schutz und Obdach gefunden, und menschliche barmherzige Seelen theilten mit ihnen, ohne irgend Entgelt dafür zu nehmen, ihre kärglichen schlechten Nahrungsmittel. „Nein", sprach ein pensionirter Invalide aus dem afghanischen Kriege, „ich nehme nichts. Ihr seid jetzt elender daran als ich. Habt ihr die Herrschaft wiedererlangt, so werdet ihr euch wol des kleinen Dienstes erinnern, welchen ich euch heute erweise."

Die größte Verwirrung, Raub und Mord herrschten aller Orten in den nordwestlichen Gauen, wo die englische Verwaltung die Macht der großen Grundbesitzer und aristokratischen Klassen, welche einige Ordnung hätten erhalten können, zum großen Theile vernichtet hatte. Die Aufständischen begannen in ihrem Unverstande allenthalben mit Erbrechung der Gefängnisse; die Tausende der Verbrecher ergossen sich über alles Land — eine völlige Auflösung der bürgerlichen Gesellschaft stand bevor. Mächtige Dorfschaften traten wie zur Zeit der Französischen Revolution zusammen, überfielen die Burgen und plünderten und tödteten nach Herzenslust. Alle Einsichtsvollen sehnten sich nach Rückkehr der Ruhe, nach den britischen Gebietern. „Wann", fragten sie die Flüchtigen, „wird euer Radsch, euere Regierung wieder eingerichtet? Vielleicht in 10, vielleicht in 15 Tagen? Wir sind es müde, immer und immer Schildwache zu stehen, immer und immer Räuber und Mörder auf dem Halse zu haben. Das ist kein Leben mehr. Wir wollen Ruhe und Ordnung haben. Und über was beklagen sich unsere Krieger? Sie wollen einen längern Urlaub, sie wollen auf der Heimreise, wie früher, kein Fährgeld mehr zahlen, sie wollen keine Feldzüge so weit weg von ihrem Vaterlande. Das sind Kleinigkeiten." Die Bauern und Junker sprachen nicht von befetteten Patronen; sie klagten nicht über Beeinträchtigung ihrer Religion.

An vielen Orten wüthete der Religionskrieg zwischen Hindu und Muselman. Wo die Muselmanen zahlreicher, tödteten sie die heiligen Kühe, zerstörten die Hindutempel und verboten die Ausübung der brahmanischen Bräuche. Die Hindu griffen zu den Waffen und lieferten ihren Gegnern blutige Kämpfe. Vergebens suchten die Einsichtsvollern den Frieden herzustellen, sämmtliche Eingeborene zum Ausrottungskampfe gegen den auswärtigen Feind, gegen die fränkischen Ketzer anzufeuern und zu vereinigen. Sie ersannen zu dem Ende allerlei Lügen. „Nach Niederschlagung der Kämpfer für Religion und Vaterland werden die Engländer ihre Religion mit Gewalt zur herrschenden machen. Die Leute höherer Kasten werden mit den untersten, den Wäschern und Straßenkehrern, essen und trinken müssen, damit sie für ewige Zeiten ihre Kaste, ihr Erbe und jede bevorzugte Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft verlieren." Edwards, dem wir alle diese Nachrichten verdanken, ist wie Havelock ein gläubiger Christ, dem die Bibel zur endlosen Quelle der Stärkung und des Trostes wurde. Mehrere Verse der Psalmen fand er für sich und seine Unglücksgenossen derart passend, als wenn sie eigens für sie geschrieben wären. „Unendlichen Trost", sagt er, „habe ich aus dem 15. und 20. Vers des 25. Psalm geschöpft, wo es heißt: «Meine Augen sehen stets zu dem Herrn, denn er wird meinen Fuß aus dem Netz ziehen; bewahre meine Seele und errette mich; laß mich nicht zu Schanden werden, denn ich traue auf dich, o Herr!» Auch mehrere Verse im 27. Psalm paßten vortrefflich auf unsere Lage und erfüllten unser Herz mit freundlichen Hoffnungen."

Havelock und Outram. Dinapore und Arrah.

Nach einigen Tagen verließ General Havelock Cawnpore (21. Juli), überschritt den Ganges und zog weiter auf der Straße von Laknow, um der bedrängten Besatzung eilige Hülfe zu bringen.

*) Dem Mordgewirr in Cawnpore sind blos vier Europäer entronnen, zwei Soldaten und zwei Offiziere, Delafosse und Mowbray Thompson. Von diesen Offizieren besitzen wir im wesentlichen übereinstimmende Berichte. Die Erzählung einer Frau Murray ist zum großen Theil eine Erfindung. „Times", 16. Oct. 1857, wo sich auch eine sehr anschauliche Darstellung eines Eingeborenen vorfindet. „Times", 11. Aug. und 11. Sept. 1858.

Seine 1500 Mann — eine starke Truppe mußte unter Neill zurückgelassen werden — litten unter mannichfachen Bedrängnissen und Entbehrungen. Es fehlte an Zelten, es fehlte an den nothwendigen und kräftigen Nahrungsmitteln. Die Regenzeit stand auf ihrem Höhepunkt. Das Land war sumpfig, hier und da selbst mit hohem Wasser bedeckt. Fieber, Cholera und andere Krankheiten herrschten unter der Mannschaft, sodaß die Sterblichkeit in erschreckender Weise zunahm. Und in diesem Zustande wurden die Briten auf allen Seiten von feindlichen, des Klimas und aller Entbehrungen gewohnten Massen bedroht, welche bald plötzlich hereinbrachen, bald in festen Stellungen ihren Marsch zu hindern suchten. Trotz aller dieser Ungunst haben sie die Sipahis wiederholt aus allen ihren Verschanzungen geschlagen, zu Onao, zu Basarathgandsch sowie an andern Plätzen, und ihre Geschütze weggenommen. Die aufrührerischen Dörfer längs der Heerstraße hat man angezündet und den Flammen preisgegeben. Das Treffen bei Onao war wol das schwierigste während der ganzen Empörung. Die Häuser des Orts steckten voll Sipahis, welche hinter sicherm Versteck aus den kurz vorher bereiteten Schießscharten die Engländer mit einem furchtbaren Feuer empfingen. Achtundachtzig der kleinen Truppe sind theils stark verwundet, theils todt am Eingange der Häuser niedergefallen, bis der kleine Ort genommen und der Vernichtung preisgegeben werden konnte. Die hier eingezogenen Nachrichten von Audh lauteten sehr betrübend. „Das ganze Königreich stehe unter den Waffen und die Residentschaft zu Laknow sei von einem zahlreichen Heere eingeschlossen." Dessenungeachtet durfte Havelock nicht wagen, weiter vorzudringen; er zählte kaum 1200 gesunde Soldaten, und die Entfernung von Laknow betrug immer noch 36 englische Meilen. Um die Kranken, welche man unmöglich weiter mitnehmen konnte, nach Cawnpore zurückzubringen, hätte es einer zahlreichen Bedeckung bedurft, welche nicht entbehrt werden konnte. Der General zog sich eilends zurück (2. Aug.) und ließ seine Truppe erst zu Mangalwar, sechs Meilen nördlich des Ganges, halt machen, dort auf der Straße nach Audh, Cawnpore gegenüber. „Wäre ich vorwärts gegangen", schreibt Havelock dem Oberbefehlshaber, „so hätte ich mein ganzes Corps einem sichern Verderben preisgegeben."

Die nachrückenden Sipahis besetzten alsbald die von den Engländern aufgegebenen Positionen, was Havelock, schon des nachtheiligen moralischen Einflusses wegen, nicht gestatten wollte und konnte. Am 5. Aug. verließ der General, verstärkt durch einige Hunderte, welche Neill sendete, zum zweiten mal Mangalwar, griff den Feind nochmals an, trieb ihn aus Basarathgandsch, tödtete ihm eine große Anzahl Leute und kehrte dann auf seine frühere Stellung in Mangalwar zurück. Eine weitere Verfolgung des fliehenden Feindes konnte hier, wie früher und später, nicht stattfinden, weil es den Engländern gänzlich an Reiterei fehlte. Die Bagage war schon über dem Ganges in Cawnpore, und die ganze Heeresabtheilung sollte den andern Tag nachfolgen, als Havelock hörte, die Sipahis stünden nochmals mit starker Macht vor Basarathgandsch und würden den Ort unfehlbar einnehmen. „Obgleich es uns an allem fehlte", so lauteten die Worte im amtlichen Bericht, „keine Bagage, keine Tragbahren, selbst ein Theil der Munition war bereits zu Cawnpore, so beschloß ich doch dem Feinde zum dritten mal eine Niederlage zu bereiten. Mein Vordertreffen zog im Eilmarsch gegen Onao, vertrieb die feindlichen Streifcorps und bivouakirte während der Nacht unter dichten Mangobäumen. Früh am Morgen zogen wir weiter, stießen bald auf den Feind und schlugen nochmals eine Schlacht bei Basarathgandsch — die achte seit dem 12. Juli. Der Rebellen waren ungefähr 4000 mit sechs Kanonen. Wir erlitten, bis wir unser besseres Geschütz über die breiten und tiefen Moräste gebracht hatten, einige Verluste. Kaum war jedoch dies geschehen, so konnten sich die Feinde nicht mehr halten. Sie ließen an 300 Todte auf dem Platze und flohen von dannen." Die Briten kehrten zum alten Standquartier zurück nach Mangalwar und setzten an den folgenden Tagen (12. und 13. Aug.) über den Ganges nach Cawnpore, erschöpft und gelichtet durch die vielen Mühseligkeiten dieser wiederholten Züge und Kämpfe, durch Cholera und andere Krankheiten, durch die brennende Sonnenhitze und die schädlichen Ausdünstungen jener ringsum stehenden Gewässer. Es war hohe Zeit. Der Peschwah Nana Sahib hatte von neuem eine große Macht angesammelt, Bithur genommen und Streifscorps bis in die Vorstädte Cawnpores hinausgeschoben. Die Sipahis konnten nur durch die größten Anstrengungen aus ihren vortheilhaften, befestigten Positionen geworfen werden; die Artillerie reichte nicht hin. Die Überlegenheit des Westens über den Osten zeigte sich jedoch wieder im höchsten Glanze (16. Aug.) Der Feind konnte dem Andrange nicht widerstehen. Die Entschlossenheit und der feste Blick des Europäers wirkt wie ein vernichtender Zauberspruch auf die Orientalen. Sie kommen aus der Fassung und laufen so weit sie können.

„Das sind harte Zeiten", schreibt Havelock an seine Familie nach Bonn, „ganz Indien hat sich gegen uns erhoben; alles sieht schwarz aus ringsumher. Ich habe zwar die Feinde in neun Schlachten geschlagen und ihnen 42 Kanonen abgenommen; sie sammeln sich aber immer wieder und wieder und erscheinen zahlreicher als zuvor. Frische Truppen kommen jetzt, Ende August, herauf nach Cawnpore; ich fürchte aber, es dürfte zu spät sein für die Erlösung der Unglücklichen in Laknow. Feldzüge sind äußerst mühsam während der Regenzeit. Obgleich meine tapfern indischen Truppen schnell hinsterben an der Cholera, so konnte ich ihnen doch erst hier einige Ruhe gönnen. Schon seit zwei Monaten habe ich die Macht über Leben und Tod in Händen; denn alle die obern Provinzen stehen unterm Kriegsrecht. Ich hoffe, daß Gott mich befähigte, diese schrankenlose Gewalt mit Mäßigung zu gebrauchen."*) In der That, dies waren gar furchtbare Tage hier zu Cawnpore für das kleine Häuflein der Tapfern, welches auf Zuzug aus dem Unterlande warten mußte. Die Cholera wüthete stärker denn jemals; sie fraß den zehnten Mann. Jeden Tag ertönte die melancholische Weise des Pibroch, als einer nach dem andern dahinsank und ins Grab gelegt wurde.**)

Mehrere Offiziere hatten unter diesen außerordentlichen Ereignissen ihre Unfähigkeit kund gegeben und mußten ersetzt werden. Zu Dinapore, einer bedeutenden Stadt in der Provinz Bihar, lagen neben einem britischen vier Bengali-Regimenter. Sie empörten sich, überfielen die Europäer (30. Juli), blieben siegreich und konnten mit Waffen und Gepäck abziehen, wohin sie immer wollten. Der General Lloyd gehörte zu jener nicht geringen Zahl alter kindisch gewordener Generale und Admirale, welche, durch die herkömmliche Nachlässigkeit der Oberbehörden im activen Dienste gelassen, dem Staate zum größten Nachtheile gereichen. „Alle Baracken der Sipahis", schreibt eine Dame aus Dinapore, „stehen in Flammen. Dreitausend Sipahis haben sich erhoben und wendeten sich nach dem 25 Meilen entfernten Arrah und andern Garnisonen, um sich mit diesen zu vereinigen. Stellen Sie sich dieses alte Weib von einem General vor, der diesem allen ruhig zusieht, zusieht und sich nicht rührt, als die Sipahis 60 Patronen nehmen und abziehen." „Ich litt so stark an Gicht", schreibt General Lloyd in seiner Vertheidigungsschrift, „daß ich mich gar nicht bewegen konnte. An Urtheil und Verstand fühlte ich mich nicht blos ebenbürtig, sondern überragte noch jeden jüngern Offizier zu Dinapore." Wäre dem auch so gewesen, so ist dies nicht genug; ein General muß auch marschiren und reiten können.

Dem traurigen Ereigniß zu Dinapore folgte alsbald das noch traurigere zu Arrah. Und doch zeigte sich auch hier die europäische Thatkraft in solch herrlicher, alles Asiatische weit überragender Weise, wie kaum jemals geschehen während der ganzen Empörung. Zu Arrah befanden sich damals blos zwölf Europäer, ein Richter, ein Steuereinnehmer, ein Ingenieur und neun Eisenbahnbeamte. Sie zogen sich mit 45 Sikh in ein befestigtes Haus zurück, wo sie dem Andrange der Tausende von Rebellen einen kaum glaublichen und erfolgreichen Widerstand mit den Waffen leisteten. Die Sikh wiesen mit Verachtung alle die großen Bestechungssummen zurück, womit die Rebellen ihren Abfall erkaufen wollten. Fehlte es an Nahrungsmitteln, so wurden nächtliche Ausfälle gemacht und Schafe hereingebracht. Mangelte es an Wasser, so gruben die Belagerten neue Brunnen. Gegen die Minen bauten sie Contreminen und erschlugen die feindlichen Mineurs unter der Erde. Die 400 Mann, welche diesem tapfern Häuflein aus Dinapore zu Hülfe eilten, fielen durch die Unvorsichtigkeit ihres Führers, des Hauptmanns Dunbar, in einen Hinterhalt, wo sie große Verluste erlitten; 135 blieben auf dem Platze und der Rest kehrte unverrichteter Dinge nach Dinapore zurück. Die geringe Mannschaft im befestigten Hause zu Arrah, obgleich in der Hoffnung, erlöst zu werden, getäuscht, blieb standhaft. Sie wiesen alle Anträge zur Übergabe zurück und wurden endlich (2. Aug.) durch Major Eyre, welcher mit drei Kanonen und 200 Mann herbeieilte, befreit. Eyre hat mittels der kleinen Truppe die 3—4000 Sipahis unter Führung des Kuer-Singh — ein Name, der später häufig vorkommt bei den mannichfachsten Ereignissen der Empörung — vollkommen geschlagen und sie nach nordwestlicher Richtung, gegen Agra und Delhi in die Flucht gejagt. Der Sieg des Majors Eyre war von großen Folgen. Bihar, wo sich die Flamme der Empörung leicht verbreitet hätte, ist in Ruhe erhalten worden; dem Hinaufzuge der Truppe längs der Hauptstraße nach den nordwestlichen Ländern und Audh sind keine Hindernisse entgegengetreten. Bemerkenswerth erscheint, daß keiner der zu Arrah Belagerten von den zahlreichen gegen das

*) Brock, „Biographical sketch", S. 173, 195.
**) „Calcutta Review", März 1859, S. 35

Gebäude geschleuderten Kugeln getödtet oder auch nur gefährlich verwundet wurde. Derart unkundig zeigten sich die Sipahisrebellen in der Leitung der Geschütze.

„Die Stadt der Paläste" und ihre Umgegend wurden nach und nach von britischen Truppen angefüllt, welche von Mauritius und Australien, vom Cap und den verschiedenen Garnisonen Europas herbeiströmten. Selbst die nach China beorderte Mannschaft wurde, wie man weiß, von Ceylon nach Hindostan hinübergebracht. Am 1. Juli segelte das erste Schiff mit Verstärkung aus England nach Hindostan. Gegen Ende September waren bereits 80 Schiffe, welche 30000 Mann aller Waffengattungen am Bord führten, zu Kalkutta angelangt. Unterdessen war auch Outram aus Persien zurückgekehrt und hatte seine frühere Stelle in Audh und den Oberbefehl in den Nordwestlichen Provinzen übernommen. An der Spitze eines Regiments und mit starken Abtheilungen von einigen andern zog der General hinauf gen Allahabad, dann weiter nach Cawnpore, wo er sich am 16. Sept. mit Havelock vereinigte. Der Bayard Hindostans entsagte zu Gunsten des Freundes seinem höhern Range. „Die wichtige Pflicht der Entsetzung Laknows", erklärte Outram in einem Armeebefehl, „wurde dem Generalmajor Havelock anvertraut. General Outram hält es für seine Schuldigkeit, diesem ausgezeichneten Offizier, welcher bereits solche außerordentliche Anstrengungen machte, um die Aufgabe zu lösen, die Ehre dieser Waffenthat zu überlassen. Aus Dankbarkeit und Bewunderung der vollführten glänzenden Waffenthaten des Generals Havelock und seiner tapfern Truppen wird General Outram mit Vergnügen seinen höhern Rang aufgeben und die Armee nur in der bürgerlichen Eigenschaft als erster Geschäftsführer im Reiche Audh begleiten. Seine militärischen Dienste wird er dem General Havelock als Volontär anbieten. Erst nach dem Entsatze von Laknow wird Outram seine Stellung als Haupt der Armee einnehmen."

Laknow und die erste Belagerung der Residentschaft.

Laknow ist eine sehr alte, unregelmäßig angelegte und schlecht gebaute Stadt von großem Umfange, an einem Flusse, der wegen seiner vielen Windungen Gumty, der Gewundene, heißt. Sie besteht aus mehreren Abtheilungen: die Altstadt, wo die untersten Klassen wohnen; die Neustadt längs des Gumty, erbaut unter der Regierung des Königs Saadet-Ali. Hier findet man die herrlichen, umfangreichen Gebäude und Parkanlagen, welche während der Kämpfe häufig genannt wurden: der Mottie-Mahal oder Perlenpalast, berühmt wegen seiner zahlreichen Sammlung orientalischer Handschriften, welche ein Deutscher, Dr. Sprenger, verzeichnete; der Ferad-Bagh oder Freudengarten, ein Privatpalast des Königs; der Kaiser-Bagh oder Fürstengarten, ehemals voll von Weibern; der Secander-Bagh oder Alexandergarten; die Erziehungsanstalt Lamartinière*) und die weiten Parkanlagen Dilchosa oder die Herzerweiternde genannt, dann jene von Mohammed. In der nordöstlichen Abtheilung der Stadt sind die Menge religiöser Gebäude, unter welchen die Imambarah oder Moschee, erbaut auf Befehl des Königs Asaf-ed-Dauleh, hervorragt. In dieser Richtung sind auch die Gebäude Matschi-Bhaom und die Residentschaft, wohin sich die Engländer zurückgezogen hatten. Zwei Brücken, eine von Stein, die andere von Eisen, führten über den Gumtyfluß, sowie eine Schiffbrücke zur Verbindung der östlichen und westlichen Stadttheile.

Nach dem Tode des Henry Lawrence hatte der nächste im Range, Brigadier Sir John Inglis, den Oberbefehl über die Truppen übernommen. Major Banks, der Hauptgeschäftsführer in den bürgerlichen Angelegenheiten, wurde am 21. Juli von einer Kugel getroffen und ist, ohne einen Laut des Schmerzes von sich zu geben, gestorben. Alle Gewalt, die bürgerliche sowol als die militärische, war nun in Sir John Inglis vereinigt. Sein klarer und einfacher Bericht über die Vorfälle in und um Laknow liegt unserer Darstellung zu Grunde.**)

Um die Angriffe und die Vertheidigung zu verstehen, ist eine Kenntniß der Festungswerke rings um die Residentschaft nothwendig. Sie bildeten ein unregelmäßiges Fünfeck über 2200 englische Fuß in der Länge und 1300 in seiner größten Breite. In diesem engen Raume lagen hinter einem Netze von Gräben, von Parapets und Burgen 600 Bewaffnete übereinander gehäuft, gegen 250 europäische Frauen und ungefähr ebenso viele Kinder, der Waffen Unkundige

*) Dieses Collegium wurde von einem Franzosen, Claude Martin, begründet. Martin ging als Abenteuerer nach Indien und hat im Dienste der Ostindischen Compagnie große Reichthümer erworben, die er theilweise zur Errichtung dieser Erziehungsanstalt verwendete. Auch seiner Vaterstadt Lyon vermachte er bedeutende Summen.

**) Der Bericht ist an den Kriegsminister zu Kalkutta gerichtet und datirt: Laknow, 26. Sept. 1857.

und Bediente die Zöglinge des Collegiums Lamartinière und andere. Nach der Berechnung des Hrn. Rees mögen es zusammen gegen 2400 Personen gewesen sein.

Im Norden der Befestigung (compound) fließt der Gumty. Zwischen dem Fluß und der Festung liegen zwei Moscheen, ein großer Bazar und mehrere einen weiten Raum umfassende Paläste. An der äußersten Nordseite des Pentagons erhebt sich ein Hügel, wobei der aus dem Gumty abgeleitete Kanal einen natürlichen Schutzgraben bildet. Hier befanden sich die verschiedenen Behausungen der Offiziere mit gesonderten Garnisonen, wie die Garnison Innes, so genannt nach dem Befehlshaber.*) Die gegen Cawnpore gewendete Südseite war dem Angriff am meisten ausgesetzt. Hier war die sogenannte Cawnpore-Batterie aufgestellt, womit zwei andere Werke, Judicial- und Sago-Garnison in Verbindung standen. Bei dem Sagohause stand die Wache Baily-Guard, deren Aufgabe war, eins der zwei Thore der Befestigung zu vertheidigen. Auf der äußersten Seite der Befestigungslinie folgte eine Art Vorgebirge, wovon der Fluß und die darüberführende Brücke beherrscht wurden. Hier öffnete sich auch das Wasserthor, hinabführend zum Gumty. Etwas weiter hinausgerückt war die Alexanderbatterie, welche, in Verbindung mit den Kanonen des Redan, die Rebellen im Hauptbazar und bei den Moscheen im Zaume hielt. An andern Stellen zwischen dem Gumty, zwischen den äußersten Werken und Vorposten lagen, mitten im sumpfigen Boden, die Ruinen zerfallener Häuser, welche den Angreifenden allerlei Hindernisse entgegenstellten — der Grund, weshalb diese Seite am meisten verschont blieb während der ganzen Belagerung.

Die Residentschaft war vollkommen eingeschlossen. Bomben, Kugeln und Granaten fielen massenhaft herein aus den Batterien, welche die Sipahis rings um die Befestigungen errichtet hatten. Dann wurde aus den mit Schießscharten durchlöcherten Häusern ein unaufhörliches und gutgeleitetes Gewehrfeuer unterhalten, was jeden, welcher sich außerhalb zeigte, sicherlich hinstreckte. Nirgendwo Sicherheit. Eine schöne junge Dame, Miß Palmer, wurde gleichwie Lawrence innerhalb der Feste tödlich verwundet. Die Kranken wurden im Hospital, die Beamten in ihren Arbeitszimmern, Soldaten und Offiziere während des Essens von feindlichen Geschossen getroffen. Zehntausend Scharfschützen haben aus den Häusern in der Nachbarschaft ohne Unterlaß ihre Kugeln aus allen Richtungen hereingeschleudert. Im Tagebuch einer Dame liest man, daß täglich Flintenkugeln in ihr Zimmer fielen; sie verzeichnete ihre Anzahl und den Schaden, welchen sie anrichteten. Als man die Geschosse aus den Batterien zählte, wurden in kurzer Zeit allein auf dem Dache des Brigadespeisehauses 280 Kugeln zusammengelesen, von 3 — 24 Pfd. Nach und nach stürzten die verschiedenen Behausungen zusammen. „Früh am Morgen", schreibt ein Stabsoffizier**), „schlugen eine Menge Rundkugeln auf die bereits sehr zersplitterte Residentschaft. Gegen Mittag erhob sich ein starker Wind, welcher einen großen Theil des linken Flügels herabriß und die dort Ausruhenden unter Trümmern, unter Steinen und Schmuz begrub. Nur einige konnten hervorgezogen und mühsam zum Leben zurückgebracht werden. So ist es auch in vielen Nebenwohnungen geschehen. Die Ingenieure erklärten, auch der übrige äußere Theil der Residentschaft sei dem Einsturz nahe; die Europäer, Frauen und Kinder, sollten entfernt werden. Viele wollten jedoch lieber da bleiben, wo sie waren, und sich den Kugeln aussetzen, als nach den bereits überfüllten Hütten im Innern übersiedeln, wo Ausdünstung, Geruch und Gestank kaum erträglich waren.

Alle diese und andere für den civilisirten Menschen äußerst schmerzlichen Mühen und Entbehrungen wurden namentlich auch von den Damen mit Herzensstärke und Geistesfrieden, man könnte sagen, mit wahrhafter Gottergebenheit ertragen. Die ruhige, besonnene Weise des Angelsachsen, die eigenthümliche Frömmigkeit des gebildeten Engländers zeigte sich hier und dort während der indischen Empörung in ihrem größten Glanze. Kein Unwille, kein verzweifelter Ausbruch wegen fehlgeschlagener Hoffnungen. Die Sipahis ersannen die verschiedensten Mittel, um die Eingeschlossenen zu plagen, zu erschrecken, um jede Erholung unmöglich zu machen. Kaum hatte man sich gegen Abend dem Wahne hingegeben, die Stille werde eine Zeit lang fortdauern, man werde sich einige Stunden erquickenden Schlafs erfreuen können, so entstand plötzlich rings um die Werke ein betäubendes Gelärm. Ohr- und herzzerreißende Musik ertönte von allen Seiten. Das grobe Geschütz krachte mitten unter dem Geknalle des Kleingewehr-

*) Von Innes ist erschienen: „Rough narrative of the siege of Laknow. By lieutenant J. J. Mac Leod Innes, Bengal engineers" (Kalkutta 1857).

**) „The defence of Laknow, a diary from 30 May to 25 Sept. 1857. By a staff officer" (London 1858).

feuers und die zerlöcherten Mauern und Gebäude drohten den Zusammensturz. Die zahllosen Geschosse haben bald diesen, bald jenen getroffen, sind bald an diesem, bald an jenem vorübergebraust, wo dann die der Gefahr Entronnenen von einer durch die göttliche Vorsehung geleiteten Errettung sprachen.

Bis zur Ankunft des Heeres unter Havelock und Outram litt die Garnison unter einem sehr fühlbaren Mangel an Lebensmitteln. Im Beginn des Monats August wurden zwar die Streiter auf dreiviertel Rationen gestellt und die Nichtcombattanten noch weiter beschränkt. Dies war jedoch keine große Entbehrung. Die Rationen sind in Indien so groß, daß die Truppen auch unter schwerer Arbeit bei drei Viertel bestehen können. Bier und Rum wurden blos an die gemeinen Soldaten ausgetheilt; dann an einige andere, welche vorzüglich schwere Arbeit zu verrichten hatten. Bei der Versteigerung des Nachlasses von Sir Henry sind 12 Bouteillen Rum für 180 und 12 Bouteillen Bier für 100 Rupien verkauft worden. In diesem Verhältnisse wurde für alle Gegenstände bezahlt. Das Geld hat keinen Werth mehr für Leute, welche jede Minute dem Tode entgegensehen.

Alle nicht auf der Krankenliste verzeichneten Personen waren genöthigt, neben dem Kriegsdienste noch andere schwere Arbeiten zu verrichten. Die den Einsturz drohenden Vertheidigungswerke mußten ausgebessert und die Todten begraben werden, nicht allein die Menschen, sondern auch Pferde, Ochsen und anderes Vieh. Sie mußten Vorräthe und Munition dahin tragen, wo sie nothwendig, mit einem Worte sich zu aller Arbeit bereit finden lassen. Eingeborene Arbeiter, die Sipahis ausgenommen, waren gar nicht vorhanden; sie hatten gleich im Beginn der Belagerung die Residentschaft verlassen und selbst ihre Werkzeuge mitgenommen. Um sich mehr gegen die feindlichen Geschosse zu schützen, wurden die schwierigen Arbeiten bei Nacht ausgeführt. Und auch dann hatte man mit großer Vorsicht zu verfahren. Der Feind, immer auf der Lauer liegend, fand schnell heraus, was vorging, und richtete sein Feuer gegen die Arbeitsleute. An Bedienung war derart Mangel, daß die Damen alle Arbeiten, auch die gemeinsten, selbst verrichten mußten. Viele hatten keine andere Kleidung als diejenige, welche sie bei der Flucht in die Verschanzungen trugen. So namentlich die von den äußersten Stationen und dem Matschi-Bhaom hereingeströmten Leute. Frische Wäsche war ein unmöglicher Luxusartikel. Wäscher, Seife und andere Waschmittel waren nicht vorhanden. Diesen Mangel fühlte man in hohem Grade bei den Hospitälern. Manche Genesung wurde dadurch allein hinausgeschoben, weil man neuer Verbände und frischer Wäsche ermangelte. Überdies konnten die Hospitäler nicht gehörig gelüftet werden, aus Besorgniß, die feindlichen Kugeln möchten massenhaft hineinfliegen. Die schlechte Luft, der Mangel an geeigneten Lebensmitteln, an Arzneien und Bequemlichkeiten aller Art äußerten solch einen nachtheiligen Einfluß auf angegriffene Constitutionen, daß in der letzten Zeit bei Amputationen ein sicherer Tod erfolgte. Während der ganzen Belagerung gab es nur drei Tage, wo keine Todesfälle vorkamen. Namentlich hat bei den Kindern große Sterblichkeit stattgefunden. Von allen Plagen, welche die armen Kleinen und die ganze Garnison zu ertragen hatten, war jedoch der Fliegenunfug die unerträglichste Pein. Die Fliegen überfielen alles und alle in ganzen Schwärmen; sie gaben keine Ruhe bei Tag und Nacht und machten jeden Bissen streitig. Die zahlreichen Kranken in den Hospitälern, welche vorzüglich an Cholera, Pocken und Dysenterie litten, hatten am meisten von diesen Bestien zu leiden. Hierzu kam der furchtbare Gestank von den vielen faulen, allenthalben herumliegenden animalischen Stoffen, welche nicht weggebracht werden konnten.

Nur viermal während der langen, 87 Tage dauernden Belagerung haben die Audhier versucht, ihre Feinde mittels Sturmlaufens auf einen Schlag zu vernichten. Diese Tage waren immer seit Wochen vorbereitet. Minen mit langen Gängen wurden versucht, um wenigstens die Außenwerke zu brechen. Vergebens. Die Minen reichten nur einmal zu den befestigten Linien, und die Heranstürmer wurden immer mit großem Verlust zurückgeschlagen. Beim ersten Sturm, am 20. Juli gegen 9 Uhr morgens, begannen die Sipahis ein furchtbares Feuer aus allen ihren zahlreichen Batterien, während die Heersäulen massenhaft gegen die Residentschaft heranwogten. Zu derselben Zeit krachte eine von den Engländern unbemerkte Mine, welche glücklicherweise nicht bis zum Redan reichte. Die Kanonen der Angegriffenen spielten in furchtbar mörderischer Weise hinein in die dichten feindlichen Massen. Auf allen Seiten hatte sich der Kampf entsponnen. Selbst Kranke und Verwundete kamen blaß und fieberhaft zitternd herbei, um den geringen Rest ihres Lebens so theuer als möglich zu verkaufen. Ein Kranker, welcher erst vor kurzem einen Arm und beide Beine verloren hatte, kam herbeigekrochen, ließ sich eine Flinte

nach der andern laden und schoß hinab in die Feinde. Der bereits erschöpfte Körper konnte die Anstrengung nicht ertragen; noch an demselben Tage ist der Mann gestorben.

Auch die Sipahis gingen tapfer und unerschrocken in die Schlacht und in den Tod. Die Führer standen an der Spitze ihrer Leute und schritten voran mit muthigem Beispiel. Sie drangen so bei der Garnison und Burg Innes bis zu den Palissaden heran, klammerten sich unter die Wälle, wo sie die Kugeln und Bomben schwerlich erreichen konnten. Nur manchmal wurden sie durch Granaten weggetrieben. Den Mangel der Granaten ersetzte bei den Belagerten Menschenkoth, und zwar in sehr wirksamer Weise. Solche Beschmuzung fürchteten die Sipahis mehr als den Tod; sie ließen los und flohen unter dichtem Kugelregen von den Wällen. Eine unglaubliche Zahl wurde getödtet; über 1000 Mann, erzählten die Spione. Gegen 4 Uhr bereits traten die Audhier ihren Rückzug an; die Engländer, unsicher über die Bewegungen des Feindes, blieben noch längere Zeit auf ihren Posten stehen. Von 8 Uhr morgens bis 8 Uhr abends standen sie unter den Waffen auf den Wällen, wo sie dann ermüdet und erschöpft sich hineinzogen in die innern Behausungen.

Während der Kämpfe haben die Sipahis ihre Todten und Verwundeten davongetragen. Nach dem Sturm baten sie um Erlaubniß, die übrigen wegbringen zu dürfen. Man gewährte die Bitte, wenn nicht aus Menschlichkeit, doch aus Furcht, die vielen durch die Sonnenhitze schnell zersetzten Leichen möchten pestilenzialische Ausdünstungen verursachen. Von den vielen anziehenden und bezeichnenden Vorfällen dieses furchtbaren Tages können wir nur einige herausheben. Sie sind dem Werke des deutschen Landsmanns, Hrn. Rees, entnommen. Hrn. Hardingham, einem freiwillig Kriegsdienst leistenden Beamten, zischt, während er hinter einem Schießloch auf der Lauer liegt, eine Flintenkugel vorüber. Schnell dreht er sich um, blickt wüthend einem Sipahi der Garnison ins erschrockene Angesicht, rennt mit dem Bajonnet auf den vermeintlichen Verräther, um ihn zu durchstechen. „Noch nicht, Hr. Hardingham", schreit der Befehlshaber, „dazu ist später noch Zeit genug." Bei der Untersuchung hat sich herausgestellt, daß das Gewehr zufällig losgegangen. Ein Gespräch zwischen einem englischen Soldaten und den von unten heranstürmenden Sipahis trägt eine homerische Färbung. Diese hielten den Engländer Baily, welcher vortrefflich Hindostani sprach, für einen Eingeborenen, redeten mit ihm durch die Palissaden und suchten den Mann zur Flucht zu bereden. „Sieh", sprach ein Audhier, „komm zu uns, wir bürgen für dein Leben, für dein Wohlergehen. Verlasse diese verruchten Franken, deren Mütter und Schwestern wir schändeten, und die wir heute noch bis zum letzten Mann ausrotten. Komm zu uns! Was hoffst du von ihnen, willst du auch Christ werden?" Zwei Flintenkugeln pfiffen durch die Palissaden. Baily hatte losgeschossen und sprach dann die Worte: „Was meint ihr? Glaubt ihr wol, auch ich werde, wie ihr Feiglinge, mich entehren und meinem Salze untreu werden? Das dir, du Hundsfott!" Baily schießt nochmals. „Das dir, ich habe das Grab deines Großvaters beschmuzt, das dir, du Hundsfott!" Baily schießt nochmals. „Warte, du unreiner Schuft einer entehrten Mutter, warte" — einige Flintenkugeln zischen herein — „wir werden dich bald haben. Diese Mauer ist schnell erstiegen, sieh nur, wie scharf die Schneide dieses Schwerts." „Ja", antwortet Baily, „wenn du ein Herz im Leibe hättest, du bist aber ein feiger Kerl. Komm, du Prahlhans, mein Bajonnet ist bereit. Steigt herauf! Sieh die Spitze dieses Bajonnets! Bis ihr Muth faßt und kommt, da habt ihr euern Theil." Baily schießt nun nacheinander die 12 Flinten los, welche zwei Sipahis der Garnison unterdessen für ihn geladen hatten. Einige Minuten vor dem Aufhören des Sturms ward der tapfere Brite von einer Kugel getroffen, die ihm das Kinn zersplittert, durch den Hals geht und hinten hinausfährt. Baily ist todt niedergefallen.

Rees beschreibt seine eigenen Gefühle während dieses furchtbaren Tags, „welcher nur angenehme Erinnerungen zurückgelassen habe". „Ich gestehe es offen, im Anfange war ich von Todesfurcht ergriffen. Wir glaubten alle, unsere letzte Stunde habe geschlagen. Ich verrichtete ein Gebet, ergab mich in den Willen Gottes, nahm im Geiste Abschied von meinen Lieben und lud meine Flinte mit dem festen Vorsatze, mich tapfer zu schlagen. Diese egoistische Furcht ist bald verschwunden. Je dichter das Feuer, je kühner die Feinde hereinbrachen, desto stärker wurde meine Aufregung. Ich kannte nur zwei Gefühle: Rachedurst und Mordlust. Den ganzen Tag über hatte ich nichts gegessen. Als der Kampf vorüber und ich des Abends einige Stücke Kuchen und Branntwein zu mir nahm, da fühlte ich ein unaussprechliches Vergnügen. Ich war furchtbar schmuzig von Rauch und Pulver. Nachdem ich mich gewaschen, wenige Minuten ausgeruht und eine Cigarre angezündet hatte, da befand ich mich in einer wahrhaft beneidenswerthen Ge-

müthsstimmung. Seit langer Zeit fühlte ich mich nicht so glücklich; selbst nicht in jener Zeit, ehe wir durch diese verdammten Rebellen eingeschlossen waren."

Die Garnison war nun vollkommen abgeschlossen. Während eines langen, langen Zeitraums von 27 Tagen (27. Juni bis 23. Juli) konnten sie auch nicht das Geringste über die Zustände in den benachbarten Orten des Königreichs, über die Ereignisse in Hindostan und Dekhan erfahren. Erst am Tage des 23. Juli kam ein seit Wochen entsandter pensionirter Sipahi aus Cawnpore zurück, mit einigen dürftigen mündlichen Nachrichten über die Bewegungen Havelock's, über die Ereignisse in den benachbarten Marken und den Heranzug der Hülfstruppen. Ein anderer Pensionär brachte bald hernach die Bestätigung. Am 27. Juli sollten die Freunde erscheinen. Der Tag und viele andere sind vorübergegangen und die rettenden Landsleute sind ausgeblieben. Diese furchtbare Enttäuschung grenzte bei einigen an Verzweiflung. Theuer wollten sie ihr Leben verkaufen, das war das einzig befriedigende Gefühl, der einzige Trost. Sie wünschten aber, daß das furchtbare Leben sobald als möglich enden möchte. Mit Neid sahen die Lebenden auf die Leichen hin, welche tagtäglich weggetragen und in die frischen tiefgegrabenen Gruben hinabgelassen wurden.

Die Geschichtschreiber der Belagerung von Laknow haben den Monat August den Minenmonat genannt. Offene Angriffe waren für lange Zeit aufgegeben. Die Audhier suchten die Festungswerke zu unterhöhlen, sie in die Luft zu sprengen, um dann bei dem Gekrache und Gewirre mit Macht hineinzudringen. Die Belagerer erfreuten sich großer Vortheile. Sie hatten im Vergleich mit den Engländern überaus zahlreiche Mannschaften; dann stand die ganze Bevölkerung der Hauptstadt zu ihrem Dienste. Nun hängt der Erfolg dieser unterirdischen Kriegführung mehr als irgendeine andere an der Arbeitskraft und an der größern Anzahl von Minen, welche gezogen werden können. Die geringe Garnison mußte sich auf den Bau einiger Gegenminen und von Galerien zum Horchen beschränken. Die Einsicht und Genauigkeit der englischen Ingenieure erhellt aus der Thatsache, daß von den vielen feindlichen Minen nur eine einzige unbemerkt bis innerhalb der befestigten Linien fortgeführt werden konnte. Die andern sind zuvor losgegangen oder in unvollendetem Zustande von der Garnison gesprengt worden. Hauptingenieur Major Anderson und Kapitän Fulton — beide haben noch in der Residentschaft ihren Tod gefunden — wußten gleichsam durch eine Art innerlicher Anschauung, was die Feinde im Schilde führten, nach welcher Richtung sie ihre Minen zu ziehen gedächten, und vereitelten diese durch Gegenarbeiten. Solche Bauten sind anstrengend und gefährlich im höchsten Grade. Man arbeitet unter der Erde, was immer Beklemmungen erregt; dann war die Hitze zu Laknow beinahe unerträglich. Dabei müssen die Arbeiter befürchten, auf feindliche Minen zu stoßen und in die Luft gesprengt zu werden. Um den Schall der irgendwo sich nähernden Feinde aufzufangen, geht alles mit der größten Ruhe von statten. Glaubt der Ingenieur, man nähere sich dem Feinde, so werden die Arbeiten eingestellt und die Mineurs fortgeschickt. Der Offizier legt sich stundenlang nieder in seiner Galerie, um zu lauern, um zu forschen, in welcher Richtung die Mine der Gegner sich hinzieht. Die Ingenieure der Residentschaft mußten ganze Tage und Nächte unter der Erde bleiben. Sie geboten nur über wenige Europäer, welche die Minenkunst erlernt hatten. Man fand es gleich anfangs für nothwendig, Einheimische herbeizuziehen, welche gar bald große Geschicklichkeit zeigten und treffliche Dienste leisteten.

Einige überraschende und denkwürdige Ereignisse aus der Darstellung des Lieutenants Innes geben ein anschauliches Bild jener zahlreichen unterirdischen Bewegungen und Kämpfe. Nachdem die Belagerten bereits eine Anzahl Minen zerstört hatten, arbeiteten die Sipahis an einer neuen Mine, dem Sagohause gegenüber. Die Engländer, welche einen Ausfall machten, um den Feind zu vertreiben, mußten sich vor der großen Masse ihrer Gegner zurückziehen. Nur die Abwehr durch Gegenmine blieb übrig. Diese wurde in Eile ausgeführt, der feindliche Bau gesprengt und 30 Sipahis unter den Trümmern begraben. Solch ein Erfolg bewog Kapitän Fulton im größern Maßstabe fortzuarbeiten. Die Arbeiten begannen von der Batterie Cawnpore aus in der Richtung zu dem blos 15 Ellen entfernten Johanneshaus, von wo die Sipahis ein sehr lästiges und gefährliches Gewehrfeuer gegen die Garnison unterhielten. Schon am folgenden Tage gewahrte man eine feindliche Mine, welche weit hereinreichte. Sie wurde zu einer Zeit, wo sich viele feindliche Sipahis eingefunden hatten, in die Luft gesprengt. Spione versicherten, es hätten hier 80—100 Mann ihren Tod gefunden. Die während der Verwirrung unternommenen Ausfälle brachten ebenfalls glückliche Ergebnisse. Einige Kanonen wurden vernagelt und die Baulichkeiten zerstört, wovon neue Minen ausgehen konnten.

Die Sprengung der Mine, womit der zweite Sturm begann (10. Aug.), vernichtete die

Vertheidigungswerke der Belagerten auf einer Strecke von 20 Fuß, sowie einen großen Theil des äußern Werks bei der Schilling-Garnison. Die Bresche war breit genug, um einem ganzen Regimente den Durchzug zu gestatten. Die muthvoll heranstürmenden Sipahis wurden jedoch mit solchem gewaltigen Kreuzfeuer aus dem Brigadespeisehause empfangen, daß sie sich schnell zurückzogen, mit Hinterlassung einer Anzahl ihrer am weitesten vorgedrungenen Kameraden auf der Breschenhöhe. Andere zahlreiche Heersäulen stürmten bei der Cawnpore-Batterie und hielten sich einige Augenblicke in den Laufgräben. Hinabgeschleuderte Handgranaten trieben sie in die Flucht. Bei Kapitän Anderson's Posten hatten sie Sturmleitern angelegt. Auch hier wurden sie mit unbeugsamer Entschlossenheit empfangen. Die Anführer blieben auf dem Platze und die übrigen, mit Zurücklassung der Sturmleitern, entflohen. Die Sipahis beschränkten sich jetzt längere Zeit darauf, den ganzen Tag über aus ihren Batterien und durchlöcherten Behausungen eine starke Kanonade und gewaltiges Flintenfeuer zu unterhalten. Am 18. Aug. sprengten sie eine neue Mine, wodurch drei Offiziere und einige Trommler in die Luft flogen, welche jedoch ohne bedeutende Verletzung wieder zur Erde herabkamen. Elf Leute der Belagerten blieben lebendig unter den Ruinen begraben. Es war unmöglich, sie bei dem furchtbaren feindlichen Feuer ganz in der Nähe der Bresche aus den Ruinen hervorzuziehen. Die Stürmer hatten sich in einem Hause festgesetzt, wo sie nur durch Bajonnetangriff vertrieben werden konnten. Beim letzten Sturm der Sipahis (5. Sept.) explodirte eine Mine, nur wenige Fuß von der 18-Pfünderbastion des Majors Apthorp entfernt. Die Feinde drangen mit großer Kühnheit herbei, legten schwere Sturmleitern an und behaupteten sich einige Augenblicke vor der Mündung der Kanonen. Handgranaten und Flintenfeuer jagten sie davon. Einige Minuten später sprengten sie eine andere Mine bei dem Brigadespeisehause und drangen kühn vorwärts. Die im Garten vor der Fronte des Postens aufgethürmten Leichen gaben Zeugniß von den Verheerungen des gutgerichteten Musketen- und Büchsenfeuers. Der Verlust des Feindes während der wiederholten und langandauernden Kämpfe dieses Tages muß sehr schwer gewesen sein. Beim Beginn der Nacht sah man, wie sie ganze Massen von Todten und Verwundeten auf die Brücke nach ihren Cantonnirungen trugen.

Die Audhier beschränkten sich jetzt wieder auf die nur wenige Stunden des Tages und der Nacht unterbrochene Beschießung. Sie hofften, das durchlöcherte Gemäuer der Residentschaft würde endlich zusammenstürzen, und die Engländer würden so verloren sein. Auf 10000 werden die täglichen Kanonenschüsse gerechnet.*) Aus der sichern Richtung gegen die bereits am meisten beschädigten Gebäude mußte man schließen, daß die Feinde mittels Spione vortrefflich bedient wären. Auch die bisjetzt treu gebliebenen Sipahis wurden unmuthig und meuterischer Gesinnung. Fielen sie ab, so war es den Belagerten unmöglich, sich zu behaupten. Ohne die Deserteurs, deren viele waren, zählte man bereits einen Verlust von mehr als 400 Streitern der Garnison seit dem Beginn der Belagerung. Das in Aussicht stehende furchtbare Ereigniß eines Siegs der Feinde wurde wiederholt besprochen, und man hatte bereits die hierauf bezüglichen Beschlüsse gefaßt. Die Engländer waren entschlossen, die Residentschaft sammt Frauen und Kindern in die Luft zu sprengen, und das Leben dann so theuer als möglich zu verkaufen. Kaum hatten sie jedoch diese verzweifelten Beschlüsse gefaßt, so überbrachte ein Spion das Schreiben Havelock's (22. Sept.) mit der frohen Botschaft, die Erlösungsarmee sei auf dem Marsche und werde nächstens vor Laknow erscheinen.

Havelock's Einzug in Laknow.

General Havelock zog nochmals aus von Cawnpore gegen Laknow an der Spitze einer Armee von zwei Infanteriebrigaden und einer Abtheilung einheimischer Sikhartillerie. Hierzu kamen drei Compagnien europäischer Artillerie, eine Compagnie freiwilliger Reiterei aus Gentlemen, dann drei Compagnien einheimischer leichter Cavalerie, im ganzen 2600 Mann. Die Armee führte 17 mittels Elefanten gezogener Kanonen und stand unter tüchtigen Führern, Outram, Hamilton, Neill und Cooper. Die beiden letztern sind jedoch schon im Beginn des Angriffs auf Laknow gefallen. Gleich beim Übergange über den Ganges (19. Sept.) umschwärmten Sipahishaufen das Heer, ohne aber einen ernsten Angriff zu wagen. Erst unfern der alten Station Mangalwar stellten sie sich und leisteten einen tapfern und hartnäckigen Widerstand. Die Schlacht dauerte über vier Stunden. Die vollständig geschlagenen Feinde entflohen in der größten Unordnung, mit Zurücklassung ihres ganzen Lagergeräths und vier Kanonen. Outram

*) „The defence of Laknow etc. By a staff officer", S. 152.

an der Spitze der freiwilligen Reiterei verfolgte die Fliehenden, nahm ihnen noch zwei Kanonen ab und tödtete viele Leute. Die entmuthigten Sipahis wagten keine Schlacht mehr und beschränkten sich blos auf Guerrillasanfälle. Vergebens suchten sie den Übergang über den Fluß Sie, welcher in den Gumty mündet, mittels zahlreicher Artillerie zu sperren. Die dort aufgestellten feindlichen Truppen wurden bald durch die besser bediente und weiter tragende Artillerie der Briten aus allen ihren Stellungen geworfen. Am 23. Sept. erschien Havelock angesichts Laknow. Um die eingeschlossene Garnison von der nahenden Hülfe zu unterrichten, hatte der General am Tage vorher beim Dorfe Bamich ein Königsschießen abfeuern lassen. Die Sipahis standen zur Gegenwehr bereit. Bei Alambagh oder dem Weltgarten, so genannt wegen der großen Schönheit, drei Meilen südlich von Laknow, hatte der Feind in starken Massen eine feste Position eingenommen. Havelock rückt heran. Der Kampf beginnt und dauert volle vier Stunden. Tapfer und hartnäckig vertheidigten die Feinde jeden Schritt. Am Ende mußten sie doch weichen und das weitläufige Gebäude mit seinen herrlichen Moscheen, seinen bedeckten Brunnen und großen Gärten den Engländern überlassen. Der Alambagh wurde zur Aufnahme der Bagage und Munition, der Kranken und Verwundeten eingerichtet, als Wache und Schutz eine Heersäule unter Major Sibley zurückgelassen. Der Offizier hatte die Weisung, erst dann, wenn die Wege zwischen dem Alambagh und der Residentschaft gesäubert, seinen Weitermarsch anzutreten. Da die Truppen drei Tage lang unter einem wahren Sündflutregen marschirt, schlecht genährt und in den Dörfern schlecht untergebracht waren, ließ der General die Zelte aufschlagen und einen Rasttag halten. *)

Früh am Morgen des folgenden Tags wurde der Vordrang nach der Residentschaft angetreten. Zwischen Alambagh und Laknow erstreckte sich dichtes Moorgebüsch in einer Höhe von 6—7 Fuß, hier und da von hohen Waldungen durchschnitten. Massenhaft standen die Sipahis hinter diesem Versteck und empfingen die Engländer mit einem mörderischen Feuer. Die Straße selbst war mit Mörsern besetzt, welche alle erdenklichen Geschosse schleuderten. Weiter vorwärts bei einem Straßeneinbug stand eine Batterie in der Weise aufgepflanzt, daß sie die Brücke, Dscharbagh oder Viergärten geheißen, beherrschte. Hinter dem Brückengemäuer eine Menge feindlicher Scharfschützen. Der Feind wurde geworfen, die Batterie genommen und die Brücke so lange von den Bergschotten besetzt, bis die bei der letzten Heeresabtheilung befindlichen schweren Geschütze herbeigefahren und hinübergebracht werden konnten. Outram, an der Spitze der ersten Brigade, erhielt einen Schuß in den Arm, welcher ihn des starken Blutverlustes wegen ungemein schwächte. Dessenungeachtet hat der General sein Pferd nicht verlassen.

Zwei Wege führen von der Brücke Dscharbagh zur Residentschaft, wovon man noch gegen zwei englische Meilen entfernt war. Der eine, in nördlicher Richtung, durch ein wahres Gewirr von Gebäuden, Gärten und öffentlichen Plätzen mit breiten und tiefen Gräben, mit zahllosen Verschanzungen und Palissaden. Die Paläste und Häuser längs dieses Wegs waren voller Soldaten, welche aus ihrem sichern Versteck die Heranziehenden mit dichten Kugelmassen empfangen sollten. Der östliche Weg, längs des Kanals, in der Richtung der großen Parkanlagen Dilchosa und der Schule Lamartinière, zieht sich viel länger, was ebenfalls von großem Nachtheil, da jede Minute kostbar war. Dann hatten die bereits über eine Woche fortdauernden tropischen Regen den Boden derart in Sumpf verwandelt und unter Wasser gesetzt, daß es zweifelhaft erscheinen mußte, ob man das schwere Geschütz und anderes Geräthe durchbringen könnte. Die Führer entschlossen sich zu einer mittlern Richtung zwischen diesen beiden Straßen, welche sich in paralleler Linie mit dem Kanal zum Kaiserbagh hinzieht. Hier hatte der Feind, wie Spione aussagten, die geringsten Vertheidigungswerke aufgeführt. Nur beim Kaiserbagh würde man auf bedeutenden Widerstand stoßen.

Der größte Theil des Tages war verflossen, und das Rettungsheer hatte sich noch durch eine große Strecke bis zum vorgesteckten Ziele durchzuschlagen. Die Sipahis leisteten verzweifelten Widerstand; jeder Schritt brachte den Engländern große Verluste an Todten und Verwundeten. Da die letztern nicht fortgebracht werden konnten, so wurden sie da und dort unter Bedeckung zurückgelassen. Einige dieser gesonderten Colonnen sind sammt ihren Verwundeten aufgerieben worden. In welcher furchtbaren Weise dies geschehen, zeigt die ergreifende Beschreibung eines Entkommenen:

„Der Feind beschoß uns mit Kugeln und Bomben und tödtete mehrere Leute. Ein Hülfsarzt bat mich, ihm bei einer Operation beizustehen. Alles gut, Bertram, sagte ich zu ihm, ich

*) Bericht des Generals Havelock vom 30. Sept. 1857 aus der Residentschaft Laknow.

wollte, ich wäre heraus aus diesem Kugelgepfeife. «Ach», sprach Bertram, «es ist gar keine Gefahr; laß sie schießen, soviel sie wollen. Ich werde Frau und Kind sicherlich in Laknow wiedersehen.» Dies gesprochen fiel er todt zu meinen Füßen nieder. Da kam der Hauptmann und sagte: «Herr Chirurg, ich gebe Ihnen 150 Mann Bedeckung, suchen Sie die Verwundeten nach der Residentschaft hinüberzubringen.» Auf dem Wege mußten wir unter gewaltigem Feuer einen etwas tiefen Fluß passiren. Mir ist das Wasser bis zur Brust gegangen und viele Verwundete sind ertrunken oder erschossen worden. Unsere Bedeckung zog voraus, aufs Gerathewohl feuernd. Es half nichts; von unserm Häuflein wurden links und rechts viele niedergeschossen. Die Sänftenträger warfen viele Verwundete auf die Straße, wo sie alsbald erschossen oder auch lebendig verbrannt wurden. Kaum konnte ich ihr herzzerreißendes Geschrei aushalten. Einige der Verwundeten brachten die Audhier zu dem Grabmal Hossein's, um mit ihrem Blute allerlei Trankopfer zu verrichten. Ähnliche Schandthaten hatten sie früher schon mit Gefangenen vorgenommen.

„Ich und einige andere suchten Schutz in einem offenen Hause, wohin wir auch Verwundete schleppten. Das Haus wurde alsbald von Sipahis umstellt, welche ein gellendes Geschrei erhoben. Es mögen an 1000 gewesen sein. Sie versuchten häufig einzudringen. So oft sie kamen, gaben wir ihnen eine Ladung, und die feigen Schurken liefen von dannen. Sie suchten nun zu den Fenstern hinaufzukriechen, um einen nach dem andern niederzuschießen. Wir legten uns auf den Boden und ließen die Kugeln über uns hinpfeifen. Dann standen wir auf und schossen die draußen hängenden Hunde nieder. Nach kurzer Ruhe hörten wir ein dumpfes rollendes Geräusch von einem Wagen, welchen die Sipahis gerade bei unserm Fenster aufstellten. Es dauerte keine halbe Stunde, so stand unser Haus in vollen Flammen. Wir liefen nun zur Scheune im Hofraum und nahmen die Verwundeten mit, wovon drei unterwegs niedergeschossen wurden. Zu unserm Schreck fanden wir die Scheune durchlöchert. Wir stellten uns nun, Gesunde, Verwundete und Kranke, jeder vor ein Schießloch, und diese tapfern Sipahis sind schnell zurückgegangen. Wir waren im ganzen, die Verwundeten mitgerechnet, blos neun Personen; sieben konnten sich noch vertheidigen und sechs, worunter ich, waren noch gar nicht beschädigt.

„Nun bestiegen die Sipahis das Dach, durchbohrten es mit Löchern und schossen auf uns herab. Die ersten zwei Schüsse waren gegen mich gerichtet, ich wurde aber nicht getroffen. Die Nacht brach herein, eine Nacht, um toll zu werden. Man denke sich nur in unsere Lage. Furchtbarer Hunger und Durst und nichts zu essen, nichts zu trinken! Dann waren wir auch von Wuth gegen die Landsleute erfüllt, welche uns, wie wir glaubten, nicht zu Hülfe eilten. Der Tag graute, wir waren alle in völlige Gefühllosigkeit versunken. Unsere während der letzten 20 Stunden furchtbar angestrengten Nerven hatten völlig nachgelassen. Wir standen da, unwissend wie und wo uns die Sipahis angreifen würden. Plötzlich hörten wir einige Schüsse fallen; dann hörten wir das scharfe Gekrach der Enfieldbüchsen. Ryan, der Schildwache stand, plärrte gerade heraus: «O, Jungens, das sind Kerle von uns!» Allen schlug das Herz hoch hinauf zum Munde und wir jauchzten laut auf. Das hörten unsere Leute da draußen und jauchzten zurück. Wir feuerten nochmals durch die Löcher, damit die Schufte nicht auf unsere Retter schießen könnten. In fünf Minuten waren wir frei, und wenige Stunden später zogen wir als Sieger ein in die Residenz des Königs von Audh."*)

Bis zur königlichen Residenz war die Armee vorgedrungen, als die Meldung eintraf, die auf der Dscharbaghbrücke zurückgelassenen Bergschotten wären derart von Sipahishaufen umringt, daß schnelle Hülfe nothwendig. Der General sandte eine Heersäule und einige Kanonen, welche alsbald mittels geladener Bomben die Herandrängenden in die Flucht jagten. Nun ging es zum Angriff gegen den Kaiserbagh. Die hier verschanzten Sipahis eröffneten ein furchtbares Kartätschen- und Flintenfeuer, unter welchem, wie Havelock in seinem Berichte über die Erstürmung Laknows sich ausdrückt, nichts am Leben bleiben konnte.**) Nur Bajonnetangriffe, welchen die Feinde nicht widerstehen konnten, vermochten zu helfen. Bei jedem weitern Schritte stießen die Engländer auf neue Verschanzungen, auf Paläste und Behausungen, die in gleicher Weise genommen werden mußten. Unter einem Bogengange, wo das Feuer stromweise herausfuhr, wurde Neill, der Abgott der Soldaten, tödlich verwundet, zu gleicher Zeit mit Major Perrin, Lieutenant Graham und andern Offizieren. Unter solchen großen Verlusten erreichte

*) Brock, „Biographical sketch", S. 232.
**) „Under which nothing could live."

man endlich in finsterer Nacht beim Lichte des Flintenfeuers die Residentschaft. Das Erscheinen der Rettungsarmee innerhalb der Festungswerke sollen Augenzeugen beschreiben.

„Um 4 Uhr nachmittags (25. Sept.) erblickten wir einige Offiziere in Jagdkleidern und in den bekannten Schirmkappen, deren langer Hintertheil auf das Genick herabfällt, um Schutz gegen die Sonne zu gewähren. Dann sahen wir ein Regiment in blauen Pantalons und blauen Hemden, sowie eine von Ochsen gezogene Batterie. Gegen 5 Uhr kam das Gewehrfeuer immer näher zur Mitte der Stadt. Endlich zischt die Kugel einer Miniébüchse über uns hinweg — ein sicheres Zeichen von der Nähe der Freunde. Fünf Minuten hernach sah man, wie sich unsere Soldaten in der Hauptstraße durchschlugen. Jeden Augenblick stürzte einer nieder. Sie rückten aber immer weiter, nichts konnte ihren Schritt hemmen. Jetzt schwanden alle Zweifel, alle Befürchtungen für sie wie für uns. Die so lange gepreßten Herzen machten sich Luft, wir erhoben ein betäubendes Geschrei. Aus jedem Loche, von jedem Graben, von jeder Batterie, hinter allen Erdsäcken, welche die halbverfallenen Häuser schützten, wiederholte sich das Geschrei und allenthalben fand es seinen Widerhall, selbst in den Krankenzimmern des Hospitals. Mehr als ein Verwundeter schleppte sich mühsam aus seinem Bett, um auch seine Stimme dem freudigen Willkomm hinzuzufügen. Sobald die Befreier dem Eingange der Residentschaft nahe kamen, beantworteten sie unsere lärmenden Hurrahs mit gleichem Freudengeschrei. Welch ein Glück, welche süße Gefühle, auf diese geliebten Gestalten hinabzusehen! Solch ein Augenblick wird niemals vergessen."

„Gestern Abend", schreibt eine Dame, die Gemahlin des Geistlichen J. P. Harris, in ihrem Tagebuche, „am Ende des 88. Tages der Belagerung, ist die langersehnte und so oft vergeblich erwartete Erlösung erschienen. Diesen Augenblick werde ich niemals vergessen mein ganzes Leben lang. Es war ganz überwältigend. Wir hatten keine Ahnung davon, daß die Befreier so nahe wären, und hatten uns wie gewöhnlich zu dieser Stunde unter dem Thorgange versammelt, um frische Luft zu schöpfen. Wir sprachen darüber, wann wol die Freunde kommen, wie viele Tage sie noch verweilen möchten, als wir plötzlich beim Einbruch der Nacht ganz nahebei ein scharfes Flintenfeuer hörten und dann ein furchtbares Freudengeschrei. Einen Moment später erklangen die Sackpfeifen, die Soldaten liefen den Weg hinauf, und in wenigen Minuten waren unsere Umzäunungen, unsere Vordächer von unsern Befreiern angefüllt. Wild untereinander schüttelten wir uns die Hände und riefen: Gott grüß euch, Offiziere, Soldaten, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, alles untereinander. Es war ein Schauspiel freudiger Aufregung über alle Beschreibung. Die dicken schmuzigen und rauhbärtigen Soldaten haben die kleinen Kinder auf ihre Arme genommen, sie, während die Thränen über ihre gefurchten Backen herabliefen, geküßt, geschluchzt und geweint und Gott gedankt, daß sie noch zeitig hereinzukommen vermocht, um die armen Kleinen vor dem Schicksale in Cawnpore zu bewahren. Alle Zungen gingen zugleich los. Wir fragten, erzählten und antworteten alles bunt untereinander. Ganz fremde Leute blickten sich mit freudeströmenden Augen an, als wenn sie die theuersten Freunde, als wenn sie Brüder wären. Bei alledem muß ich einen höchst beklagenswerthen Vorfall erwähnen. Die Bergschotten fanden bei der Baily-Batterie eine Sipahiswache. Nicht wissend, daß sie noch innerhalb unserer Befestigungen sind, glaubten sie auf Feinde gestoßen zu sein. In einem Augenblicke waren die Sipahis mittels der Bajonnete durch und durch gespießt. Auch nicht einen Schatten des Widerstandes haben die armen Leute versucht. Ein Sipahi stürzte nieder, bewillkommnete die Schotten mit grüßender Hand und sprach: «Macht nichts, gute Freunde, war gut gemeint, hat nichts zu sagen, seid willkommen, Kameraden» ... Einige Secunden später versagte die Stimme; eine Leiche ist dagelegen."

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Arenberg** (Prosper Ludwig, Herzog von), starb zu Brüssel am 27. Febr. 1861 im fünfundsiebzigsten Lebensjahre. Am 28. April 1785 auf dem Schlosse zu Enghien in Hennegau geboren, mußte er während der Revolution mit seiner Familie Frankreich verlassen. Im Jahre 1803 übernahm er die Regierung des in Norddeutschland gelegenen Herzogthums Arenberg (oder Aremberg), da sein Vater (Ludwig Engelbert, gest. 1820) freiwillig zurücktrat. Im Jahre 1806 gesellte sich der Herzog Prosper Ludwig

dem Rheinbunde zu, und 1808 vermählte er sich mit einer Nichte der Kaiserin Josephine, Stephanie Tascher de la Pagerie, welche Napoleon zur französischen Prinzessin erhob. Der Herzog kämpfte auch unter der Fahne Napoleon's in Spanien und wurde daselbst von den Engländern gefangen genommen. Dennoch beraubte ihn der Kaiser seiner Souveränetät, indem sein Gebiet theils mit Frankreich, theils mit dem Herzogthum Berg vereinigt wurde. Die Reclamationen des Herzogs auf dem Wiener Congresse hatten den Erfolg, daß er zwar seine Güter, nicht aber seine Souveränetät zurückerhielt. Als mediatisirter Fürst gehörte er seitdem zu den Standesherren in Preußen (Grafschaft Recklinghausen) und in Hannover (Herzogthum Arenberg-Meppen). Seit der Mediatisirung bekümmerte sich der Herzog wenig um seine deutschen Besitzungen, sondern lebte unausgesetzt in Brüssel. Nur ultramontane Angelegenheiten erfreuten sich seiner Unterstützung. Im Jahre 1816 ließ er seine kinderlose erste Ehe annulliren und vermählte sich hierauf 1819 mit der Prinzessin Ludmilla von Lobkowitz. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter und vier Söhne. Der älteste Sohn und Nachfolger, **Herzog Engelbert August Anton**, ist am 11. Mai 1824 geboren.

Bosquet (Pierre François Joseph), französischer Marschall, wurde am 8. Nov. 1810 zu Mont-de-Marsan (Departement des Landes) geboren. Er trat 1829 in die Polytechnische Schule und verließ dieselbe nach zwei Jahren als Unterlieutenant der Artillerie. Seine weitere Ausbildung erhielt er sodann auf der Applicationsschule zu Metz, von welcher aus er 1833 in ein Artillerieregiment eintrat. Im Juni 1834 ging er zur Armee in Algier ab, wo seine eigentliche militärische Laufbahn begann. Er ward 1839 zum Kapitän befördert und zeichnete sich als solcher im Jahre 1841 in mehreren Gefechten aus, trug auch hierbei eine Schußwunde am Kopfe davon. Am 5. Juni 1842 wurde er zum Bataillonschef bei den Tirailleurs indigènes zu Oran ernannt, deren Formation damals begann. An der Spitze dieser Truppe führte er am 14. Mai 1843 eine sehr erfolgreiche Razzia gegen den Stamm der Flittas aus. Im Jahre 1845 stieg er zum Oberstlieutenant, 1847 zum Oberst eines Infanterieregiments der Linie empor. Am 31. April 1848 übernahm er das Commando der Subdivision zu Orléansville und unterwarf in dieser Stellung verschiedene Araberstämme, die sich erhoben hatten. Die Republik ernannte ihn am 17. Aug. 1848 zum Brigadegeneral und verlieh ihm das Commando zu Mostaganem. Mit großer Auszeichnung betheiligte sich B. im Jahre 1851 an dem Feldzuge gegen die Kabylen, wurde aber an der Schulter verwundet. Nachdem er am 10. Aug. 1853 zum Divisionsgeneral ernannt worden, kehrte er gegen Ende dieses Jahres nach Frankreich zurück. Er hatte ohne Unterbrechung 20 Jahre hindurch in Algier gedient und gekämpft, und galt als einer der ausgezeichnetsten afrikanischen Generale. Beim Ausbruch des orientalischen Kriegs erhielt B. das Commando der 2. Infanteriedivision in der Orientarmee, das er mit großem Ruhm bis zu Ende des Krimfeldzugs geführt hat. In der Schlacht an der Alma (25. Sept. 1854) entschied er durch seine Bewegungen den Erfolg des Tages. Die 1. und 2. Division wurden hierauf zu einem Observationscorps vereinigt, mit welchem B. die Belagerung von Sewastopol gegen die aus dem Innern der Halbinsel andringende russische Armee zu decken hatte. Seine geschickten Dispositionen trugen wesentlich zum Siege der Verbündeten in der Schlacht von Inkerman (5. Nov. 1854) bei. Das britische Parlament votirte ihm einen Dank für die wirksame Hülfe, die er an diesem Tage den durch die russische Übermacht bedrängten Engländern unter Lord Raglan gebracht hatte. Der Sultan verlieh ihm den Medschidiehorden. Als Befehlshaber des 2. Corps der Orientarmee, zu welchem er am 10. Jan. 1855 ernannt wurde, nahm er in der Nacht vom 23. zum 24. Febr. die russischen Contreapprochen, welche die französischen Arbeiten bedrohten. Am 7. Juni betheiligte er sich an der Erstürmung des Grünen Mamelon, und der Oberbefehlshaber Pélissier erklärte in seinem Berichte, daß B. den Erfolg der Operation vorbereitet und gesichert habe. Bei dem großen Angriff der Verbündeten am 8. Sept., welcher die Räumung der Südseite Sewastopols durch die Russen zur Folge hatte, leitete B. an der Spitze seines durch eine Gardedivision verstärkten Corps den Angriff auf der rechten Flanke, gegen den Malakowabschnitt. Während der Action wurde er durch einen Bombensplitter in der rechten Seite gefährlich verwundet, sodaß er sofort nach Frankreich zurückgehen mußte. B. sah sich hier mit allen möglichen Ehren überhäuft. Die Stadt Pau, wo seine Familie lebt, verlieh ihm einen Ehrensäbel. Am 9. Febr. 1856 ward er zum Senator, am 18. März desselben Jahres mit Randon und Canrobert zum Marschall ernannt. Außerdem zeichnete ihn Napoleon durch das Großkreuz der Ehrenlegion, die Königin von England durch den Bathorden aus. Bei der Theilung Frankreichs in große Landescommandos (1858) erhielt er das Commando des Südwestens (Toulouse). Indeß konnte B. infolge seiner Verwundung vor Sewastopol nicht mehr activ auftreten, vielmehr verfiel er in ein langes Siechthum, das am 5. Febr. 1861 mit dem Tode endete. B. war nicht nur ein Militär von Energie und Tapferkeit, sondern er besaß auch alle Eigenschaften, die den wahren Feldherrn machen.

*__Dundas__ (Sir Richard Saunders), Oberbefehlshaber der englischen Ostseeflotte im Feldzuge von 1855, starb plötzlich an einem Herzübel zu London am 3. Juni 1861, im sechzigsten Jahre seines Lebens. Er war von 1852—55 und dann wieder seit 1857 einer der Lords der Admiralität und seit dem 24. Febr. 1858 Viceadmiral der Blauen Flagge. Unter seinem Commando befand sich das Linienschiff Warspite von 76 Kanonen, das erste Fahrzeug dieser Klasse, welches (1827 und 1828) eine Reise um die Welt ausführte.

*__Gortschakow__ (Fürst Michaïl Dmitriewitsch), russischer General und Statthalter von Polen, wurde 1792 geboren, trat 1807 als Junker bei der Gardeartillerie in Kriegsdienste und machte seinen ersten Feldzug 1810 gegen die Perser. Von 1812—15 nahm er an dem Kriege gegen Napoleon theil, stieg zum Obersten und 1824 zum Generalmajor. Im Türkenkriege von 1828 leitete er als Stabschef des 3. Corps den Übergang über die Donau und 1829 die Belagerungsarbeiten vor Silistria, commandirte selbständig in der Affaire von Eski-Stambul und wurde zum Generaladjutanten des Kaisers ernannt. Nach Ausbruch der polnischen Revolution ward er Stabschef des Pahlen'schen Corps, erhielt dann an Suchozanet's Stelle den Befehl über die Artillerie und wurde in der Schlacht von Grochow

am 25. Febr. 1831 verwundet. Zum Generallieutenant befördert, entschied er durch seine Entschlossenheit die Schlacht von Ostrolenka, nahm hervorragenden Antheil an dem Sturme von Warschau und hätte beim Angriff auf eine polnische Redoute, die von ihren Vertheidigern in die Luft gesprengt wurde, beinahe den Tod gefunden. Er wurde hierauf Chef des Generalstabes der activen Armee unter Paskewitsch, die ihr Hauptquartier in Warschau hatte, welchem Posten er über zwanzig Jahre vorstand. Unterdessen avancirte er 1843 zum General der Artillerie und ward 1846 auch mit dem Amte eines Militär-Generalgouverneurs von Warschau betraut. Im Jahre 1849 wohnte er dem Feldzuge in Ungarn und 1852 als Repräsentant der russischen Armee dem Leichenbegängniß Wellington's in London bei. An der Spitze eines Heeres von 60000 Mann besetzte er im Juli 1853 die Moldau und Walachei, überschritt im März 1854 die Donau und belagerte Silistria, wurde aber durch die tapfere Vertheidigung der türkischen Garnison und die drohende Haltung Österreichs gezwungen, die Belagerung aufzuheben und seine Truppen über den Pruth zurückzuführen. Im März 1855 übernahm er den Oberbefehl in der Krim, schlug am 18. Juni einen Hauptangriff der Alliirten zurück, unterlag aber am 16. Aug. an der Tschernaja und mußte nach einem mörderischen Kampfe den südlichen Theil von Sewastopol am 8. Sept. räumen und eine defensive Stellung nehmen, in der er sich den Demonstrationen Pélissier's gegenüber bis zum Winter behauptete und dadurch die Krim für Rußland rettete. Im Februar 1856 ersetzte er den verstorbenen Paskewitsch als Statthalter von Polen und Oberbefehlshaber der Ersten Armee und ward 1858 noch außerdem Generalinspector sämmtlicher Infanterie. In Polen führte er ein milderes Regiment ein und suchte die Misbräuche in der Verwaltung abzustellen, vermochte aber nicht, die Polen mit der russischen Herrschaft zu versöhnen und eine Agitation zu beschwichtigen, welche durch die Ereignisse in Italien und Ungarn neue Nahrung erhielt. Dem Conflict zwischen den Truppen und der Bevölkerung von Warschau, der am 27. Febr. 1861 auf Veranlassung einer zur Jahresfeier der Schlacht von Grochow beabsichtigten Kundgebung stattfand, folgten Bewegungen, die sich über das ganze Königreich Polen erstreckten und gegen die G. anfangs eine Nachgiebigkeit zeigte, welche ihm von einigen Seiten als Schwäche angerechnet wurde, die aber endlich zu den blutigen Scenen vom 8. April führten, welche in ganz Europa das peinlichste Aufsehen erregten und ihm den entgegengesetzten Vorwurf rücksichtsloser Härte zuzogen. Die Aufregung dieser Tage und die sich immermehr häufenden Schwierigkeiten seiner Stellung hatten auf seine von Wunden und Strapazen erschütterte Gesundheit einen verderblichen Einfluß; nach kurzer Krankheit machte ein Lungenschlag seinem Leben am 30. Mai 1861 ein Ende. Seinem letzten Wunsche zufolge wurde seine Leiche nach Sewastopol gebracht, um dort neben seinen bei der Vertheidigung dieser Feste gefallenen Kameraden ihre Ruhestätte zu finden. G. war ein durchaus wohlwollender und rechtlicher Charakter, der aber kaum den dornenvollen Aufgaben gewachsen war, die ihm in den letzten Jahren seines Lebens gestellt wurden. In der Regel zerstreut und in sich gekehrt, zeigte er nur auf dem Schlachtfelde Feuer und Lebhaftigkeit; doch war er eher ein tapferer Soldat als ein großer Feldherr. Obwol er lange die höchsten Staatsämter bekleidet hatte, hinterließ er kein Vermögen, und seiner Witwe und unverheiratheten Tochter mußte der Kaiser eine Pension aussetzen.

*__Heidegger__ (Karl Wilhelm), als Freiherr **von Heideck** genannt, bairischer General und zugleich rühmlich bekannt als Maler, starb zu München am 21. Febr. 1861 im Alter von 73 Jahren. Er war der Sohn eines Schweizeroffiziers in französischen Diensten und 1788 zu Saaralben in Lothringen geboren. Im Jahre 1801 kam er auf die Militärakademie nach München, wo er sich auch in den zeichnenden Künsten auszubilden Gelegenheit nahm. Als Artillerieoffizier wohnte er seit 1805 den Feldzügen der Baiern bei. Im Jahre 1810 ging er als Freiwilliger zum französischen Heere nach Spanien. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1813 trat er wieder in bairische Dienste und wurde zum Major befördert. Sein unstetes Kriegsleben hatte ihm eine reiche Lebens- und Naturanschauung gewährt, die ihn nun zur selbständigen Entwickelung seines Malertalents führte. Mit Bewilligung des Königs und dem Grade eines bairischen Oberstlieutenants ging er 1826 nach Griechenland, wo er theils als Kämpfer, theils als militärischer Organisator eine verdienstvolle Thätigkeit entwickelte. Nach seiner Rückkehr im Jahre 1828 ward er zum Oberst im bairischen Generalstabe ernannt und widmete nun seine Mußestunden mehrere Jahre hindurch fast ausschließend der Kunst. Die Erhebung des Prinzen Otto von Baiern auf den griechischen Thron führte ihn 1832 wieder nach Griechenland, wo er als Generalmajor und Mitglied der Regentschaft sich um die Beruhigung und militärische Organisation des jungen Staats abermals wesentliche Verdienste erwarb. Mit Eintritt der Volljährigkeit König Otto's begab sich H. 1835 nach Baiern zurück, trat wieder in seine frühere Stellung ein und ward 1844 zum Freiherrn erhoben. Später erfolgte seine Beförderung zum Generallieutenant, und seit 1850 war er auch als Referent im Kriegsministerium thätig. H. war nicht nur ein tüchtiger Militär, sondern auch ein hochbegabter Mensch und trefflicher Charakter. Als Schlachten-, Landschafts- und Genremaler bewährt er sich durch richtige Zeichnung, klare und gefällige Anordnung, sowie in den Landschaften durch wirkungsvolle Perspectiven. Er liebt die Einfachheit im Detail und sucht mit Wenigem viel zu leisten. Seine spätern griechischen Landschaften stehen indeß den frühern an Harmonie und Farbenreiz nach. Dagegen besitzen seine spätern Genrebilder neben einer schlagenden Charakteristik die Harmonie und Schönheit des Tons, die seine frühern Ölgemälde aufzeigen. Auch radirte Blätter lieferte er, und außerdem versuchte er sich in der Frescomalerei. In der Glyptothek in München ist das Viergespann am Wagen des Helios von ihm ausgeführt. Seine Werke befinden sich meistentheils in den Sammlungen der bairischen Königsfamilie.

*__Lelewel__ (Joachim), polnischer Historiker, bekannt durch seine patriotische Wirksamkeit in der Revolution von 1830—31, starb am 29. Mai 1861 zu Paris in einem Alter von 75 Jahren, von welchen er fast 30 in der Verbannung zugebracht. Als Gelehrter hatte er bis in der letzten Zeit, wo er an den Augen und an einer schmerzhaften rheumatischen Krankheit litt, eine rastlose literarische Thätigkeit entwickelt. Auf Andringen seiner Freunde ließ er sich in den letzten Tagen seines Lebens von Brüssel nach Paris bringen, um den Rath der französischen Ärzte in Anspruch zu nehmen. Hier verschied er

im Krankenhause des Dr. Dubois, im Faubourg St.-Martin. Von seinen Landsleuten wurde in der Kirche Notre-Dame des Victoires zum Andenken des um sein Vaterland und um die Wissenschaft hochverdienten Mannes ein glänzender Trauergottesdienst gefeiert.

* **Modena** (Gustavo), ausgezeichneter italienischer Schauspieler, starb zu Turin in der Nacht vom 21. zum 22. Febr. im Alter von 58 Jahren. Er war im Venetianischen (in Venedig oder in Treviso) geboren und wurde von seinem Vater, der ebenfalls ein bedeutender Schauspieler war und sich um die Hebung der italienischen Bühne verdient gemacht hat, zur juristischen Laufbahn angehalten. Nachdem er die Rechtsstudien auf den Universitäten Padua und Bologna absolvirt, wandte er sich 1821 als junger Advocat nach Rom, dann nach Bologna. Die Neigung zur Kunst, die er stets gehegt, brach jedoch mächtig durch, und im Jahre 1826 verließ er die Jurisprudenz und ging zur Bühne über. Er trat zuerst in Rom auf und entwickelte rasch sein großartiges Talent. In die politischen Bewegungen von 1831 verwickelt, mußte er sich ins Ausland flüchten. Er lebte unstet in Frankreich, in Belgien und in der Schweiz, oft in ziemlicher Dürftigkeit. Auf diesen Irrfahrten heirathete er eine Schweizerin, Julie Calame, eine Frau von seltener Schönheit, die ihm treu zur Seite stand und als Künstlerin ihm würdig und ebenbürtig war. Die Amnestie, die Kaiser Ferdinand im Jahre 1838 für die verbannten Italiener erließ, kam auch M. zugute, der damals in London weilte. Hier trug er im Kingstheater einzelne Episoden aus Dante's „Commedia divina" vor, die ungemeinen Beifall fanden und wodurch er auch die Mittel zur Rückkehr nach Italien gewann. Im Vaterlande gründete er nun aufs neue seinen Ruf als Schauspieler und wurde zugleich das Haupt einer dramatischen Schule, die vorzugsweise den nationalen und patriotischen Charakter auf der Bühne geltend machte. Die Schauspielertruppe, der er angehörte, war eine der besten Italiens, jedoch nach der Weise des Landes eine wandernde. Als Patriot betheiligte er sich mit den Waffen in der Hand an der Revolution von 1848, wurde auch in Florenz in die Constituante gewählt. Weniger trat er in den Bewegungen von 1859 und 1860 hervor, da ihm, dem starren Republikaner, die monarchische Wendung der Dinge kein rechtes Vertrauen einflößte. In der letzten Zeit lebte er zu Turin, wo sein Hintritt wie sein Leichenbegängniß große Theilnahme erregte. Seinem Wunsche gemäß durfte seinem Sarge kein Geistlicher folgen, auch wollte er auf keinem katholischen Kirchhofe begraben sein.

* **Orlow** (Fürst Alexei Fedorowitsch), russischer General und Staatsmann, verschied nach langen Leiden zu Petersburg am 21. Mai 1861. Ein natürlicher Sohn des durch seine Theilnahme an der Staatsumwälzung von 1762 bekannten Grafen Fedor O., hatte er sich durch Glück und Talent und durch die besondere Gnade des Kaisers Nikolaus zu den höchsten Würden emporgeschwungen. Er war bis zum Tode des Selbstherrschers dessen vertrauter Freund und Rathgeber und erfreute sich auch unter der neuen Regierung eines nicht geringern Einflusses. Für seine als russischer Bevollmächtigter am Friedenscongreß zu Paris geleisteten Dienste wurde er zum Präsidenten des Reichsraths und des Ministerconseil und am Krönungstage Alexander's II., 7. Sept. 1856, in den Fürstenstand erhoben. Außerdem führte er seit 1858 als Stellvertreter des Kaisers den Vorsitz im großen Leibeigenschaftscomité, in dessen Berathungen er gerade nicht sehr förderlich eingegriffen haben soll. Er starb an einer Gehirnerweichung, an der er im Jahre 1860 erkrankt und infolge deren er Anfang 1861 von allen seinen Ämtern zurückgetreten war. Seine weitläufigen Güter erbte sein einziger Sohn, Fürst **Nikolai Alexejewitsch O.**, russischer Generalmajor, Gesandter in Belgien und seit 24. Mai 1861 kaiserlicher Generaladjutant. Derselbe zeichnete sich durch Tapferkeit bei der Belagerung von Silistria aus, wo er einen Arm und ein Auge einbüßte, und ist auch als Militärhistoriker mit einem Werk über den preußischen Feldzug von 1806 („Otscherk schestinedjelnago pochoda", Petersburg 1856) aufgetreten.

Reuter (Fritz), einer der namhaftesten deutschen Dialektdichter, wurde am 7. Nov. 1810 zu Stavenhagen im Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin geboren, wo sein Vater Bürgermeister und Stadtrichter war, daneben aber eine nicht unbedeutende Landwirthschaft betrieb. Nachdem er seinen ersten Unterricht gemeinschaftlich mit zwei Vettern bis 1824 durch Hauslehrer erhalten, kam er auf das Gymnasium zu Friedland in Mecklenburg-Strelitz, wo er sich für das Studium der Rechte vorbereiten sollte. Da der junge R. aber hier wider den Wunsch seines Vaters mehr Neigung für die Malerei als für die Wissenschaft entwickelte, mußte er das Gymnasium in Friedland mit dem zu Parchim vertauschen. Hier blieb er nun bis zu seinem Abgange zur Universität Rostock (Michaelis 1831), wo er, wenn auch mit innerm Widerstreben, juristische Vorlesungen hörte. Schon Ostern 1832 wandte er sich nach Jena und trat daselbst alsbald in die Burschenschaft ein. Gleich mit Beginn der großen Demagogenverfolgung ward R. im Herbst 1833 in Preußen verhaftet, nach einjähriger Untersuchungshaft zum Tode verurtheilt, durch den König aber zu dreißigjähriger Festungsstrafe begnadigt und hierauf bis zum Sommer 1838 trotz aller Reclamationen der mecklenburgischen Regierung auf verschiedenen preußischen Festungen zurückgehalten. Nach seiner Auslieferung steckte man ihn in die mecklenburgische Festung Dömitz, bis er endlich infolge der preußischen Amnestie von 1840 seine Freiheit erhielt. Die Jurisprudenz hatte R. während seiner Gefangenschaft gänzlich aufgegeben, dagegen sich hauptsächlich mit Zeichnen, Mathematik und deutscher Literatur beschäftigt. Da er nach seiner Freilassung Landwirth zu werden gedachte, widmete er sich außerdem in der letztern Zeit seiner Haft dem Studium der in die Landwirthschaft einschlagenden Wissenschaften. Er verwirklichte sodann auch seinen Entschluß und bewirthschaftete bis 1850 das väterliche Gut. Nach dem Tode des Vaters (1845) gab er in Rücksicht auf seine Vermögensverhältnisse die Landwirthschaft auf, ging nach Preußen und ließ sich als Privatlehrer in der pommerschen Stadt Treptow an der Tollense nieder. Hier erschienen seine „Läuschen un Riemels" (1853; neue Folge, 1858), mit denen er seinen Ruf begründete. Diese kleinen plattdeutschen Dichtungen verdankten ihre Entstehung dem heitern geselligen Verkehr im Hause seines Freundes Peters zu Thalberg und der vielfachen Anregung eines andern Freundes, des Justizraths Schröder zu Treptow. Nachdem er in Treptow noch die „Polterabendgedichte" (1855), welche seit 1842 bei verschiedenen Gelegenheiten entstanden waren, und die

„Reiſ' na Belligen", eine poetiſche Erzählung (1855), veröffentlicht hatte, ſiedelte er nach Neubrandenburg über, wo er ſeitdem mit literariſchen Arbeiten beſchäftigt lebt. Hier dichtete er in plattdeutſcher Sprache mehrere Luſtſpiele und Poſſen, wie „Onkel Jakob und Onkel Jochen" und „Blücher in Tetrow" (zuſammen Greifswald 1857), die zwar Mangel an Bühnenkenntniß verrathen, aber ſich durch lebendige Charakteriſtik und raſchen dramatiſchen Gang auszeichnen. Ein anderes Werk, „Kein Hüſung" (Greifswald 1858), iſt eine Art Dorfgeſchichte in Verſen, die ein farbenreiches Gemälde des bäueriſchen Lebens gibt, wie ſich dieſes in Mecklenburg und den angrenzenden Gegenden in Wirklichkeit geſtaltet. Unter den neuern deutſchen Dichtern, welche ſich der plattdeutſchen Sprache bedienen, muß R. den beſten zur Seite geſtellt werden. Während Klaus Groth in der Mehrzahl ſeiner Gedichte weſentlich unter dem Einfluſſe der modernen hochdeutſchen Bildung ſteht und Momente hochdeutſchen Cultur- und Geiſteslebens verarbeitet, iſt R. durch und durch Plattdeutſcher: er ſchreibt nicht blos plattdeutſch, ſondern er denkt und fühlt auch in der Weiſe des niederdeutſchen Stammes. Es gelingt ihm daher auch das komiſche Genre am beſten. Er entwickelt hier einen gewiſſen derben, trockenen Humor und zugleich auch eine Plaſtik und Friſche der Geſtaltung, die ihn unſern erſten komiſchen Dichtern anreihen. In ſeinem neueſten Werke: „Olle Kamellen" (Wismar 1860), hat ſich R. auf dem Gebiete der proſaiſchen Novelle als ein vorzügliches Erzählertalent bewährt. Die Erzählung „Ut de Franzoſentied" kann für eine Perle der neueſten novelliſtiſchen Literatur gelten. Die Mundart, deren ſich R. bedient, iſt die mecklenburgiſche, welche ſich durch ihren breiten vollen Klang für das Ohr unterſcheidet von dem ſanftern, mehr liſpelnden holſteiniſchen Platt, in dem Klaus Groth dichtet.

Richartz (Johann Heinrich), ein durch ſeine verdienſtlichen und hochherzigen Handlungen ausgezeichneter Bürger zu Köln am Rhein, ſtarb in dieſer ſeiner Vaterſtadt am 22. April 1861 im fünfundſechzigſten Lebensjahre. Er gehörte einer altkölniſchen achtbaren und wohlhabenden Bürgerfamilie an und wurde am 17. Nov. 1795 geboren. Vater und Mutter ſtammten von alten Gerberfamilien her, deren Vorfahren im Rathe der alten freien Stadt geſeſſen. Sein Vater war Beſitzer einer Weißgerberei, gründete aber mit einigen andern Gerbern einen Wildhäutehandel, der ihn wohlhabend machte. Der Sohn ſetzte ſodann dieſen Handel in großartigem Stile fort. Er erwarb ſich auf dieſem Handelsgebiet ein beſonderes Verdienſt dadurch, daß er für den Bezug der Wildhäute, welcher früher für Preußen durch Holland vermittelt wurde, unmittelbare Verbindungen mit Südamerika anknüpfte und eine Commandite ſeines eigenen Geſchäfts in Buenos-Ayres gründete. Die preußiſche Regierung verlieh demſelben in Anerkennung dieſes Verdienſtes den Titel eines königlichen Commerzienraths. Die Glücksgüter, welche R. ſich durch ſeine mit der ſtrengſten Rechtlichkeit gepaarte umſichtige Erwägung der europäiſchen und amerikaniſchen Verhältniſſe als Handelsherr erwarb, verwandte er zum großen Theil in einer wahrhaft ſeltenen und edelſinnigen Weiſe, welche die Ehre ſeines Namens weit über die Grenzen Deutſchlands hinaustrug. Die öffentlichen Schenkungen, die Legate u. ſ. w., die er machte, betragen allein eine halbe Million Thaler. Durch das herrliche Muſeum, welches er in ſeiner Vaterſtadt Köln im gothiſchen Stile erbauen ließ, hat er ſich in der That ein unvergängliches Denkmal geſetzt. Die Geſellſchaft zur Beförderung der ſchönen Künſte in London erkannte ihm im Jahre 1859 die goldene Medaille zu, womit ſie jährlich den auszuzeichnen pflegt, welcher ſich in dem betreffenden Jahre am verdienteſten um die Kunſt in Europa gemacht hat. Der König Wilhelm I. von Preußen ſchmückte R. mit dem Rothen Adlerorden dritter Klaſſe. Die Akademie der Künſte in Berlin ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitglied; kurz, eine Auszeichnung folgte raſch der andern. Das R.'ſche Teſtament überraſchte die Stadt Köln durch neue Schenkungen. Es hieß in demſelben unter anderm: „Da es in meinem Leben mir ſtets die angenehme Aufgabe geweſen, meine Glücksgüter zur Verherrlichung und Erhebung meiner Vaterſtadt Köln, zur Erleichterung meiner Mitbürger zu verwenden, ſo empfinde ich ein beglückendes Gefühl darin, auch nach meinem Ableben zur Unterſtützung und zur Linderung der Noth meiner bedürftigen Mitbürger ſorgen zu können, und vermache deshalb der Armenverwaltung in Köln die Summe von 100000 Thlrn. zur Gründung einer ſtädtiſchen Irrenanſtalt u. ſ. w." Die Kunde von dem Tode des hochherzigen Mitbürgers ſetzte ganz Köln in Bewegung, die Straßen in der Nähe des Sterbehauſes füllten ſich mit Menſchen. Die Leiche ward am 25. April in wahrhaft fürſtlicher Weiſe zur Erde beſtattet. Einen ähnlichen Leichenzug hatte Köln nie geſehen. Die Schulen feierten, der Handwerker ſchloß ſeine Werkſtätte, faſt die ganze Bevölkerung der Stadt war auf den Beinen, um den edeln R., dem echten deutſchen Bürger, die letzte Ehre zu erweiſen. R. ſollte den großen Ehrentag, welchen die Stadt Köln ihm bei Gelegenheit der Einweihung des von ihm erbauten Muſeums und der Eröffnung der allgemeinen deutſchen Kunſtausſtellung am 1. Juli 1861 vorbereitete, nicht erleben. Mitten unter den ſtädtiſchen Vorbereitungen für die Feſtlichkeiten, welche nur ihm gelten ſollten, ward er abberufen. Dem Gatten ſeiner Nichte, dem Profeſſor J. M. Firmenich, blieb die traurige Pflicht, den Dahingeſchiedenen bei der Einweihung des Muſeums zu vertreten und den prachtvollen Bau der Stadt Köln zu übergeben. R. war niemals verheirathet. Schon ſeit längerer Zeit hatte er ſein Geſchäft einem andern übergeben und lebte in heiterer, aber ſchlichter und prunkloſer Bürgerweiſe. Im Sommer befand er ſich meiſt auf Reiſen oder in Bädern, den Winter verbrachte er in Köln. Er war, nach echt kölner Weiſe, wol ein jovialer Mann, doch kein Lebemann im gewöhnlichen Sinne des Worts. Er prahlte nicht mit hoher Bildung und Kenntniſſen, die er nicht beſaß, und verſchmähte es auch, Kunſtliebhabereien zu affectiren, die ſeinem Weſen fremd waren. Sein höchſter Kunſtgenuß war das Theater, das er fleißig beſuchte. Seine Mitbürger wußten wol, daß er reich ſei, doch nur wenige ahnten, wie hoch ſich ſein Vermögen belief.

Fürst Clemens Metternich,

österreichischer Staatskanzler.

Die Wege der Fürsten sind thränenreich und thränenwerth, wenn ihre Völker nicht mit ihnen gehen, sagte einst König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen bei seiner Thronbesteigung; nicht minder tragisch aber, kann man hinzufügen, ist das Los solcher Männer, welche das Glück oder ihre Geschicklichkeit zu ersten Rathgebern der Fürsten erhebt, und die es unternehmen, das Geschick der ihnen anvertrauten Völker gegen den Geist ihrer Zeit zu lenken. Wenn sie die Sturmflut der Geschichte erfaßt, werden sie gewöhnlich so heftig von ihr zu Boden geschleudert, daß sie sich nie wieder zu erheben vermögen. Die Herrschaft, welche sie auf eine granitene Basis gegründet zu haben wähnten, sinkt plötzlich in sich zusammen, als hätte sie auf Flugsand gestanden, und die Träger und Leiter derselben, die sich für mächtiger als Fürsten gehalten, verwandeln sich nach der Zerstörung dieses Traums in ganz gewöhnliche Sterbliche, die froh sein müssen, wenn sie ihr Leben aus dem furchtbaren Sturm retten und sich in den Schatten der Vergessenheit flüchten können, in dem sie von da nur noch als die lebendigen Gespenster ihrer Vergangenheit einherwandeln.

Unsere Zeit hat zwei solcher Strafgerichte erlebt: an dem Minister, welcher Frankreich durch seine doctrinäre Hartnäckigkeit unter der Regierung Ludwig Philipp's der Revolution entgegenführte, und an dem Manne, welcher seit länger als dreißig Jahren die Geschicke des österreichischen Kaiserstaats als gefürsteter Staatskanzler leitete, vor den Augen der Welt als dessen unumschränkter Gebieter galt, und selbst in dem Wahn lebte, daß mit der Begründung seines patriarchalischen Despotismus auch seine Macht eine unerschütterliche sei, und daß nur der Tod ihn zwingen könne, von seiner Höhe in ein ruhmvolles Grab zu steigen. Die Geschichte Europas kennt kein zweites Beispiel, daß ein Regierungssystem so schnell gestürzt worden ist, als es gerade mit demjenigen der Fall gewesen, welches dessen Urheber für das allein dauerhafte und erhaltende ausgab, und das er zum Kern für die europäische Staatengeschichte zu machen bestrebt war. Vierundzwanzig Stunden genügten, eine Volkserhebung zur Reife zu bringen, welche diesen stolzen Bau des Despotismus zertrümmerte und seinen Hauptträger in die Flucht jagte — so mächtig und so durchgreifend rächte sich der Geist der Geschichte für das Schweigen, zu dem er seit einer Generation in diesem Lande zum Unheil von ganz Deutschland verurtheilt gewesen war. Je größer der Druck ist, welcher auf die Völker geübt wird, desto heftiger muß auch der Gegendruck werden, den sie üben, wenn sie die Bande, welche ihre freie Bewegung einschnüren, sprengen. Die wiener Märzrevolution des Jahres 1848 war ein Phänomen, das anfangs alle Welt blendete, so vulkanisch, so unaufhaltsam und so unerwartet stieg es an dem politischen Horizonte empor; die reifere Überlegung fand jedoch bald heraus, daß die nach Befreiung ringende Bewegung gerade dort diesen kraftvollen, naturwüchsigen Charakter annehmen mußte, weil der Bevölkerung des Kaiserstaats so lange die Segnung eines vermittelnden Verkehrs mit den übrigen Nationen Europas vorenthalten war. In dem weitern Verlaufe der Revolution ist daraus freilich auch für die Völker, welche den österreichischen Kaiserstaat bilden, eine blutige Tragödie erwachsen, deren Wirkungen die völlige Neugestaltung verzögert haben. „Die Revolution", sagt Hegel, „ist ein Blutbad, aus dem die Völker gereinigt und neu gekräftigt hervorgehen." Das soll sich jetzt erst vollständig an dem österreichischen Kaiserstaate bewähren.

Über die von Österreichs Bevölkerung seit 1848 durchlebten großen, inhaltschweren Schicksalswendungen hat die Gegenwart der unheilvollen Wirksamkeit des Fürsten Metternich, welche den Grund dazu gelegt, beinahe vergessen. Hinter ihm steht schon wieder eine Reihe von Ministern, welche sich über die Beschränktheit seines Systems zu erheben und eine neue Bahn zur Begründung eines nationalen Despotismus zu eröffnen trachteten, aber auch dabei an demselben Ziel anlangten, das dem einst so mächtigen Staatskanzler eine Schranke setzte. Weder Fürst Schwarzenberg mit seiner neuen Knechtung Deutschlands, noch Graf Buol-Schauenstein mit seiner Hinwendung zu den Westmächten und der dadurch bedingten Auflösung der alten Heiligen Allianz, noch Graf Rechberg mit der Erneuerung des alten Unterdrückungssystems gegen das nach Befreiung ringende italienische Volk haben Österreich vor dem ihm aus seinem Innern drohen-

den Verderben zu retten vermocht. Der Krieg, zu welchem Österreich dadurch abermals gedrängt wurde, hat die Schäden des Regierungssystems und der Verwaltung in einer Weise bloßgelegt, vor der es keine Flucht mehr gibt, sondern die eine radicale Heilung durch das rückhaltslose Hingeben an die von dem Fortschritt der Zeit gebotenen Reformen fordert. Wie weit ihrer der verrostete Mechanismus des österreichischen Systems fähig und ob der vielgewandte Hr. von Schmerling dazu berufen ist, die Umwandelung des absolutistischen Kaiserstaats in eine constitutionelle Monarchie zu bewirken, wird die Zukunft lehren. Einstweilen schreckt uns hierbei noch die Erinnerung an das Scheitern des nicht minder gewandten Hrn. von Bach, der sich aus der Demokratie in den Despotismus flüchtete, sowie der blutige Schatten des Hrn. von Bruck, der seine zu kühnen finanziellen Wagnisse durch die Opferung des eigenen Lebens zu sühnen suchte.

Gegen dieses Los ist freilich das des Fürsten Metternich ein gelindes zu nennen. Ihm wurde gestattet, ruhig in seinem Bette zu sterben, und selbst seine Rückkehr nach Wien kann als eine halbe Sühne für die an ihm ausgeübte Gewaltthat des Volkes angesehen werden. Für einen Mann wie Metternich aber, der seit länger als dreißig Jahren gewohnt war, sich wie einen Halbgott verehrt zu sehen und wie ein solcher zu gebieten, mußte das Schattenleben, zu dem er seit 1848 verurtheilt war, eine noch größere Strafe bilden, als sie ein anderes Geschick, selbst eine Entsetzung durch ein bestimmtes Parteileben hätte abgeben können. Sogar das jüngere Geschlecht von Staatsmännern, das einen noch stärkern Despotismus übte als er, verschmähte ihn und mochte sein Geschick nicht an das seines von der Geschichte verurtheilten und gestürzten Systems knüpfen. Gleich Guizot blieb auch Metternich von aller Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen. Er war nur noch eine berühmte Figur aus einer alten Zeit, welche in die Rumpelkammer der Geschichte geworfen war. Er war schon bei Lebzeiten todt und mußte auch das Todtengericht an sich vollziehen sehen, welches Deutschland über sein System und seine Thaten hielt.

Nachdem er flüchtig Europa hatte durchirren und in dem freien England, das er bis dahin glühend gehaßt, ein Asyl hatte suchen und wieder verlassen müssen, weil das englische Volk ihn nicht auf seinem Boden neue Netze für die Knechtung der Völker wollte stricken lassen, mußte er es erleben, daß ältere sowie jüngere Geschichtschreiber Deutschlands seine Theilnahme an der Leitung der europäischen Politik einer Beurtheilung unterwarfen, in welcher ihm die rückhaltslose Stimme der Nachwelt entgegentrat. Dagegen hatte er keine Waffen, da er selbst zu lässig war, Denkwürdigkeiten über seine Thätigkeit abzufassen. Der einzige Schriftsteller, welcher ihn hätte vertheidigen können, sein einstmaliger getreuer Schildknappe, der seine Ehre und seinen literarischen Ruf an ihn für eine glänzende Bezahlung verkauft hatte, Friedrich Gentz, war längst vor ihm in das Grab gestiegen. Unter denen, welche als Staatspublicisten an dessen Stelle zu treten suchten, war kein einziger, der Gentz nur das Wasser reichte und dem der Fürst seine Sache hätte anvertrauen können, und was außerhalb dieser Sphäre von einzelnen Apologeten, wie Binder, zur Lobpreisung des Fürsten versucht ward, mußte neben der scharfen Kritik der Neuern als völlig gehaltlos und seicht in den Schatten sinken.

Metternich mußte ohne Widerspruch hinnehmen, was Hormayr in den „Lebensbildern aus dem Befreiungskriege" und in dem Fragment „Kaiser Franz und Metternich" (Leipzig 1848) zu seiner Charakteristik voll tacitischen Grimms in die Welt sandte, und was der milder urtheilende, aber darum nicht minder scharf und rückhaltslos charakterisirende Varnhagen von Ense nach seinem Tode aus seinen Gesprächen mit Metternich der Nachwelt überliefern ließ. Auch der Herzog von Ragusa, der frühere Marschall Marmont, hat in seinen „Memoiren" des Fürsten Metternich, mit dem er viel verkehrte, wenig geschont. Am schwersten muß aber die gründliche Abrechnung mit der Metternich'schen Zeit ins Gewicht fallen, welche Gervinus in seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" begonnen und ihrem wichtigern Theile nach schon ausgeführt hat. Sein ebenso gründliches als freisinniges Urtheil ist das aller gebildeten Liberalen Europas, und gegen dieses gibt es keine Appellation, denn aus ihm spricht bereits die Stimme der Nachwelt. In ähnlichem Geist beurtheilten die Geschichtschreiber, welche in neuester Zeit die Befreiungskriege gegen Napoleon zum Gegenstand ihrer Schilderungen machten, Beitzke und Friedrich Förster, die Wirksamkeit Metternich's für diese große Epoche der deutschen Geschichte, welche sich so kläglich im Sande verlief; andere, wie K. Hagen, Wirth und Zimmermann, ließen es sich in ihren Darstellungen der Bewegung des deutschen Nationalgeistes in den dreißiger und vierziger Jahren angelegen sein, das deutsche Volk für die ihm durch das Metternich'sche System in dieser

Zeit erlittene Unterdrückung zu rächen. Adolf Schmidt charakterisirte neuerdings in seinen „Zeitgenössischen Geschichten" (Berlin 1858) die österreichischen Zustände von 1830—48, wozu ihm die Archive der Schweiz ein neues reichhaltiges Material darboten. Er bemüht sich nach Kräften, so gerecht und billig als möglich über Metternich's Versuche zur Herbeiführung einer neuen Entwickelung für den österreichischen Kaiserstaat während dieser Jahre zu urtheilen, doch auch er kommt dabei zu keinem andern Ergebniß als zu dem, welches die österreichischen Publicisten und Staatsmänner der neuesten Zeit lieferten, als sie die Gründe zu der Revolution des Jahres 1848 aufsuchten, nämlich daß die Halbheit und Schlaffheit, mit welcher der Fürst Metternich seine Hinneigung zu neuen liberalen Staatsformen betrieb, ebenso wie sein früherer Absolutismus den Untergang seiner Herrschaft herbeiführte, weil er damit Wünsche in der Nation erregte, welche er nicht zu befriedigen vermochte und deren Nichterfüllung sich gegen ihn selbst kehren mußte, als die Kraft des Widerstandes in dem Volke durch die großen Ereignisse des Jahres 1848 geweckt wurde.

Die „Genesis der Revolution" vom Grafen Hartig ist auch die beredteste Rechtfertigung der Revolution, obwol ihr Verfasser der conservativen Richtung angehört. Einen gleichen, wenn auch nicht so prägnanten Eindruck bringen die Schriften von Pillersdorf und Ficquelmont über die Maiereignisse in Wien hervor. Ein neuester Biograph, Schmidt-Weißenfels, hat in einer „Lebensschilderung des Fürsten Metternich" (2 Bde., Prag 1860) ein Totalbild von dessen Thätigkeit vom liberalen Gesichtspunkte aus geliefert und damit dem allgemeinen Bedürfniß nach einer übersichtlichen Darstellung dieses inhaltreichen Lebens genügt. Man vermißt in diesem Buch jedoch die Benutzung des wichtigen Materials, das Hormayr für die rechte, männliche Würdigung des österreichischen Staatskanzlers der Geschichtschreibung geliefert hat, und empfindet damit den Einfluß, welchen der Wohnort des Verfassers auf seine Arbeit ausübte. Ein Biograph, der für Mit- und Nachwelt etwas leisten will, darf sich durch keine Rücksicht von der Mittheilung irgendeines bedeutungsvollen Zuges der Personen, welche er schildern will, abhalten lassen. „Malt mich, wie ich bin", sagte Oliver Cromwell, als er dem jungen Lely zu seinem Porträt saß. „Wenn Ihr die Narben und Runzeln weglaßt, so werde ich Euch keinen Schilling bezahlen." Dasselbe soll man allen Biographen der Neuzeit vorhalten, die sich so gern hinter Rücksichten oder Schicklichkeiten verstecken.

Wir wollen versuchen, eine Skizze zu einem solchen wahren Porträt des Fürsten Metternich zu liefern, indem wir seine Züge nach den angeführten vielseitigen Quellen in den verschiedenen Epochen seiner Wirksamkeit wiedergeben, um daraus ein möglichst sprechendes Totalbild derselben zu gewinnen.

Clemens Wenzel Nepomuk Lothar Graf von Metternich wurde am 15. Mai des Jahres 1773 zu Koblenz geboren. Er stammte aus dem rheinischen Adelsgeschlecht, das der Kaiser Ferdinand im Jahre 1635 zu Reichsfreiherren und Leopold I. im Jahre 1679 zu Reichsgrafen mit dem großen Palatinat- und dem Münzrechte ernannt hatte. Drei seiner Vorfahren waren Erzkanzler von Trier und Mainz gewesen, und sein Vater besaß, wenn auch keinen großen Reichthum, so doch alle Vorzüge, welche eine begünstigte diplomatische Laufbahn gewährt. Kaunitz hatte ihm die Stelle eines Gesandten an dem Hofe des Kurfürsten von Trier verliehen und Maria Theresia seine Verbindung mit der schönen, geistvollen Gräfin von Kageneck vermittelt. Ihn wie alle jene berühmten Vorfahren sollte jedoch der Sohn überflügeln und verdunkeln, der, mit den höchsten Reizen männlicher Schönheit ausgestattet, wie ein junger Adonis in die Laufbahn seines Vaters eintrat, auf der ihm das Glück lächelte, wie es sobald keinem Sterblichen zu Theil geworden.

„Bis an die Schwelle des Greisenalters", sagt Hormayr von ihm, „war er in Wuchs und Gestalt, Blick und Bewegung eine hergebrachte und anmuthige Erscheinung. Seine Statur war die des Mittelschlags und zeigte durchweg Ebenmaß, die hohe gewölbte Stirn, die hellen blauen Augen voll Milde, die nur mäßig gebogene Nase, die schönfarbigen, so reichen als weichen, sorgfältig geordneten Haare bildeten ein zaubervolles Ganze. Nur um den höchst einladenden Mund spielte ein halb lächelnder, sybaritischer, zugleich listiger und lüsterner Zug, der einem Antinous oder einem Lieblingsfaun des Persius oder Juvenal hätte angehören können."

Sein Vater sandte ihn schon in seinem vierzehnten Jahre nach der damals berühmten Universität Strasburg, damit er so früh als möglich cavaliermäßig seine akademischen Studien vollende und in die diplomatische Laufbahn eintreten könne. „Studirt und gelernt oder erlernt hat er eigentlich nichts, desto mehr wußten seine Mitschüler von Salon-, Bosket-, Tafel- und

Liebesgeschichten zu erzählen", sagt Hormayr. Auch ein solches Treiben gibt indessen eine Schule des Lebens ab, und die Geschichte sorgte in jener Zeit dafür, daß die Jugend aus ihr lerne.

Metternich sah in Strasburg die ersten Stürme der Französischen Revolution an sich vorüberziehen, und wenn er die Vorlesungen des berühmten Professors Niklas Vogt, auf die er vorzüglich gewiesen war, nur zuweilen besuchte, so mußten die von ihm gelehrten Grundsätze des Humanismus und die Theorie des Contract social einen gewissen Einfluß auf ihn üben. Metternich selbst rühmt sich in einem Briefe an Guizot aus den dreißiger Jahren: daß er unter der Leitung eines Lehrers erzogen worden sei, der 1792 die Rolle eines Präsidenten des Zehnerausschusses spielte, den die Marseiller ernannten, um die Ereignisse des 10. Aug. hervorzurufen und zu leiten, und der 1793 durch ein Revolutionstribunal verurtheilt wurde. „Ich habe also zur Seite aller Personen der Revolution gelebt und in einer Welt, die wol verschieden von der war, aus der man mich aller Wahrscheinlichkeit nach hervorgegangen wähnen mußte. Mein Geist hat seinen Lauf allein genommen unter dem Einfluß der Ereignisse, welchen ich beiwohnte. Dieser Lauf war die Folge der Unabhängigkeit und Ruhe, welche ich den Begebenheiten gegenüber bewahrte." Nach diesen Worten ist anzunehmen, daß der Student Metternich der Revolution eine cavaliermäßige Ruhe gegenüberstellte. Er war nicht unempfindlich dagegen und verfiel auch nicht in den Fanatismus der jeunesse dorée, aber er reservirte sich gegen sie als deutscher Reichsgraf.

In einem Briefe an Alexander von Humboldt vom Jahre 1846 sagt Metternich: „Ich habe in dem Alter, wo man einen Beruf wählt, eine unwiderstehliche Neigung für die exacten Wissenschaften und die Naturwissenschaften und einen Widerwillen gegen eigentliche Geschäfte gehabt, der mich zeitlebens beherrscht haben würde, wenn ich meinen Abscheu nicht meinen Neigungen unterworfen hätte. Das Schicksal verfügt über die Menschen, und ihre Eigenschaften sowie ihre Mängel entscheiden über ihre Laufbahn. Mich hat das Geschick von dem entfernt, was ich wollte, und mich auf die Bahn genöthigt, der ich folgen mußte." Metternich liebte es zu sagen, er hätte wol ein ganz brauchbarer Professor der Geologie oder eines andern Zweigs der Naturwissenschaften werden können, wenn er nicht Diplomat und Staatskanzler geworden wäre. Wir müssen gegen diesen Glauben indessen einige bescheidene Zweifel hegen, weil er es sich nach dem Ergreifen seiner diplomatischen Laufbahn so wenig angelegen sein ließ, die dafür nöthigen Studien zu machen.

„Noch in spätern Jahren", erzählt Hormayr, „konnte ein durchgebildeter ernsthafter Mann, dem es gelungen war, ihn reden zu machen, Metternich in seiner köstlichen Unbefangenheit veranlassen, die tollsten historisch-politischen irish-bulls zu improvisiren, worüber er nie in Verlegenheit gerieth, den Gegner aber stets in eine schlimme setzte. Nach irgendwelcher Gründlichkeit hat er nie gestrebt und nie etwas so gehaßt und geflohen als diese, bis zum eigentlichen Haß und zu feldflüchtiger Feigheit und Verzweiflung. Diese Oberflächlichkeit erbitterte namentlich den Grafen Saurau, der, obgleich er seine Richtung theilte und sein Geschäftsgenosse war, doch stets sein Opponent blieb."

Aus Strasburg rief den jungen Grafen sein Vater im Jahre 1790 zurück, damit der siebzehnjährige Alcibiades bei der Krönung des Kaisers Leopold II. als Ceremonienmeister für den katholischen Theil des westfälischen Grafencollegiums fungire. Nachher hielt er sich noch eine Zeit lang auf der mainzer Akademie Studirens halber auf, und nach Vollendung dieser schweren Arbeit sandte ihn der Vater auf eine Bildungsreise nach England. Daß der junge Alcibiades indessen von dort auch nur einige Kenntniß der englischen Verfassung zurückgebracht habe, ist nie sichtbar geworden. Wozu bedurfte er auch solcher Kenntnisse? War er doch Graf, der Sohn eines Gesandten, schön und gewandt! Als ihn der Vater im Jahre 1794 dem wiener Hofe vorstellte, fand er allgemeinen Beifall, und der alte Graf Kaunitz erklärte: „Er sei ein aimabler junger Mensch von der niedlichsten verve, der ein perfecter Cavalier sei und Carrière machen würde." Dennoch dauerte es ziemlich lange, bis diese Prophezeiung eintraf, obgleich der junge Diplomat seine Kunst dadurch bewährte, daß er sich das günstige Urtheil des einst allmächtigen Ministers zu Nutze machte und sich um die Hand von dessen Enkelin bewarb, die er auch erhielt. Diese Dame war nicht schön, aber geistvoll und hat ihrem Gatten später mannichfache diplomatische Dienste geleistet. Die Bewerbung um sie hielt den jungen Alcibiades jedoch nicht davon ab, das leichte Leben Wiens in vollen Zügen zu genießen, und die Chronique scandaleuse der Hauptstadt will wissen, daß Kotzebue den Stoff zu seinem bekannten Lustspiel „Die beiden Klingsberge" einem Abenteuer entnommen, das der junge Graf Metternich gehabt.

Über die Frivolität, mit welcher Metternich seine Ehe behandelte, hat Hormayr Mittheilun-

gen gemacht. „In Negotiationen", läßt er ihn im Jahre 1822 sagen, „gibt es nur ein einziges Unglück — nicht zu reussiren, in häuslichen Angelegenheiten wieder nur ein einziges — den Eclat. Die Fürstin entbehrt aller äußern Annehmlichkeiten, hat aber großen Verstand, und ich verschmähe keineswegs, politische Chancen mit ihr zu überlegen, wenn es der Mühe werth ist. Als wir nach Dresden kamen, gelobten wir uns festes Zusammenhalten, übrigens aber das eine das andere völlig ungenirt seinen Weg gehen zu lassen." Nach der Einleitung fügte der Fürst hinzu, daß er sich nur für den Vater seines ältesten Sohnes halte, und zählte die muthmaßlichen Urheber der übrigen Kinder auf. Bei einem solchen Verhältnisse ließ der Fürst diese Ehe beinahe dreißig Jahre lang bestehen! In den zwanziger Jahre trennte sich die Fürstin von ihm, um ihren Wohnsitz in Paris zu nehmen, von wo aus sie dem Fürsten noch verschiedene diplomatische Dienste leistete und wo sie im Jahre 1825 starb.

Als Graf Clemens Metternich im Jahre 1797 seinen Vater auf den Rastadter Congreß begleitete, um auf diesem abermals das westfälische Grafencollegium zu vertreten, machte er auf die dort anwesenden ältern Diplomaten den Eindruck eines zwar gefälligen, aber geistig unbedeutenden jungen Mannes. Der Ritter Lang rühmt es von ihm, daß er nirgends vorlaut gewesen sei. Niemand habe damals geahnt, daß er einst eine so wichtige Rolle spielen würde.

Im Jahre 1801 wurde ihm der unbedeutende Gesandtschaftsposten in Dresden zu Theil, wo es wenig mehr für ihn zu thun gab, als Verbindungen mit schönen Damen anzuknüpfen, die ihm nützlich sein konnten. Unter diesen stand die Fürstin Bagration obenan, welche man in den diplomatischen Kreisen „belle ange nue" zu nennen pflegte; sie hatte zu jener Zeit zwei sehr schöne Kinder, als deren Vater sich Metternich betrachtete.

„In Dresden", pflegte er zu erzählen, „fing meine diplomatische Laufbahn mit den Weibern an." Viele schöne Weiber hätten ihn aufrichtig geliebt, obwol er sich bewußt sei, es mit keiner ehrlich gemeint zu haben, was sie in ihrem Dünkel darunter verstanden hätten. Von alten Königinnen, Kurfürstinnen, Großherzoginnen und Herzoginnen habe er entsetzlich ausgestanden, und mit den Polinnen sei kein Ende zu finden. Er sei kein erotischer Riese gewesen, aber man habe ihn unendlich liebenswürdig gepriesen, und er müsse wol etwas Vampyrartiges an sich gehabt haben, denn mehr als eine Schöne habe ihm zugerufen: „Du hast mir das Mark meines Lebens ausgesogen!" Diese Bekenntnisse lassen uns einen Blick in seine wüste Frivolität wie in seine grenzenlose Eitelkeit thun, die es nicht verschmähte, den durch seine Stellung für zahlreiche Liebesverhältnisse begünstigten Diplomaten zu einem Don Juan zu stempeln, der seine zufälligen Triumphe seiner persönlichen Grazie und Liebenswürdigkeit zuschreibt. Mit Gentz und Adam Müller, welche der Graf Metternich zuweilen bei seinem Gesandtschaftssecretär Joseph von Buol traf, knüpfte er nur eine oberflächliche Bekanntschaft an. Zu einem nähern Umgange mit ihnen hatte der Don Juan von Dresden weder Zeit noch Lust. Sie gewannen für ihn erst Interesse, als er sie für seinen Dienst als Minister verwenden konnte.

Im Jahre 1803 trat der Ernst der Zeit an ihn heran. Das wiener Cabinet fühlte das dringende Bedürfniß nach neuen Allianzen, um dem von Frankreich drohenden Sturme gewachsen zu sein. Graf Philipp Stadion wurde nach Petersburg und Graf Metternich nach Berlin gesandt. In der preußischen Hauptstadt entwickelte nun Metternich seine erste wirkliche Thätigkeit. Er ließ es sich nach Kräften angelegen sein, die Einleitung einer neuen Verbindung Österreichs und Preußens zu fördern, und auf seine Veranlassung wurde der Bruder des Kaisers, der Erzherzog Anton, nach Berlin geschickt, um dem preußischen Hofe zu schmeicheln. Als der Kaiser Alexander im October des Jahres 1805 nach Berlin kam, fand er so großes Gefallen an dem schmiegsamen österreichischen Gesandten, daß Metternich von ihm zur Ausarbeitung des Potsdamer Vertrags hinzugezogen wurde. Um so peinlicher mußte für Metternich die Zögerung sein, der sich der Graf Haugwitz bei der Ausführung des neuen Bündnisses hingab, und durch welche Österreich sowie Preußen selbst Napoleon preisgegeben wurden. Ehe sich dies Geschick erfüllte, wurde Graf Metternich plötzlich nach Wien beschieden, um die Bestimmung zum Gesandten in Petersburg an Stadion's Stelle entgegenzunehmen. Während er auf der Reise befindlich war, wurde jedoch seine Verwendung abermals geändert, und an dieser neuen Wendung seines Geschicks, die für ihn verhängnißvoll werden sollte, war Napoleon schuld. Ihm verdankte Metternich ebenso wie der Fürst Schwarzenberg seine Laufbahn.

Dem Kaiser Napoleon misfiel der alte Graf Philipp von Cobenzl, der den Gesandtschaftsposten in Paris versah; er war ein formeller alter Pedant im Perrükenstil des alten österreichischen Kanzleigeschäftsganges, mit dem nicht fertig zu werden war. Napoleon verlangte einen jüngern Mann, mit dem er sich leichter verständigen könne, und verwies dabei auf den Grafen

Metternich, der ihm von seinem Agenten in Berlin, Laforest, empfohlen war. Der Wunsch des gefürchteten Kaisers war in Wien Befehl. Statt nach Petersburg wurde Metternich nach Paris geschickt, wohin er im August des Jahres 1806 reiste.

Der „perfecte Cavalier" gefiel auch Napoleon, weil es ihm so leicht fiel, den jungen Gesandten von seinen Ansichten zu überzeugen; indessen konnte der Kaiser doch der Bemerkung sich nicht enthalten, daß Metternich für einen so wichtigen Gesandtschaftsposten eigentlich zu jung sei. „Ew. Majestät waren bei Austerlitz drei Jahre älter als ich", erwiderte der gewandte Hofmann. Wie Napoleon über Metternich dachte, geht aus den Worten hervor, welche er an seine Schwester Karoline richtete, welcher der Gesandte den Hof machte: „Amusire den Gecken (ce niais là), wir brauchen ihn jetzt." Karoline Murat ging sehr gern auf diese Anweisung ein, weil ihr der deutsche Graf mit den blauen Augen und dem zierlichen Lockenhaar wirklich gefiel. Den Freunden des Kaisers und Murat's misfiel dieses Verhältniß. „Was die Karoline für einen schlechten Geschmack hat", rief eines Tages Lannes, als Metternich sich eben mit tiefsten Verbeugungen von dem Kaiser verabschiedet hatte, „pfui über solche hündische Kriecherei! Ich hätte ihm, während er mit dir sprach, einen Tritt von hinten geben wollen, und du würdest vorn nicht das leiseste Zucken des süßen Mundes wahrgenommen haben." Nach dieser Schilderung sahen die Bonapartisten in dem Grafen Metternich ein Musterbild der servilen Diplomatie, die sie aus vollem Herzen verachteten.

So gut der österreichische Gesandte mit Napoleon stand, hielt er es doch auch für seine Aufgabe, sich mit Fouché und Talleyrand auf guten Fuß zu setzen und selbst an deren oppositionellen Intriguen theilzunehmen. Talleyrand hatte die Bekämpfung des spanischen Volkes gemisbilligt und begünstigte im geheimen den Aufstand. In Fouché's Glashäusern traf Graf Metternich mit Leitern der Bewegung in Spanien zusammen, auf deren Energie er neue Hoffnungen für eine Erhebung Österreichs gründete, welche von den österreichischen Patrioten betrieben wurde. Hormayr ist der Ansicht, daß Metternich dabei wesentlich als Werkzeug der beiden seit dem Tilsiter Frieden von Napoleon tödlich beleidigten Männer handelte. Graf Stadion sagte nach seinem Rücktritt zu dem Fürsten von Ligne: „Könnte ich diesen abgrundlos leichtsinnigen Lebemann eines so ernsten und festen, fast altrömischen Gedankens fähig achten, ich hätte wahrhaftig geglaubt, er habe diese Riesenglut entzündet, die jetzt in ihrer Asche noch furchtbar drohend verglimmt, blos um mein Portefeuille an sich zu reißen und auf meinem Platz zu stehen." Metternich's Verhalten während der Zeit des Ausbruchs der neuen Bewegung gegen Napoleon beweist jedoch zur Genüge, daß er keine altrömischen Gedanken hegte, sondern sich in aller diplomatischer Glätte den widerwärtigsten, ja ehrverletzenden Umständen anschmiegte.

Als Napoleon von seinen Intriguen mit Fouché Kunde erhalten hatte, ließ er Metternich die ganze Schwere seines Zorns fühlen. Nach dem Eintreffen ungünstiger Nachrichten aus Spanien berief er die fremden Gesandten zu sich, um ihnen zu verkünden, daß er eine neue Conscription veranstalten und in kurzer Frist den Aufstand in Spanien niederschmettern werde. Dann wandte er sich an den neapolitanischen Gesandten und warf ihm vor, daß er ihn verleitet habe, Frieden mit Österreich zu schließen. Von diesem ging er auf Metternich zu und fragte ihn, indem er ihm drohend nahe trat: „Was will denn Ihr Kaiser?" — „Sire", erwiderte Metternich mit glücklicher Fassung, „er will, daß Sie seinen Gesandten achten." Diese geschickte Antwort frappirte Napoleon, er ließ die erhobene Hand sinken, fuhr aber gleich darauf fort, seinem Zorn Raum zu geben, indem er ausrief: „Falls das wiener Cabinet sich von seiner Aristokratie aufhetzen und zum Kriege drängen lasse, so habe das Haus Lothringen aufgehört zu regieren, das vordem nur aus übermüthigen Großoffizieren der Krone Frankreichs bestanden habe."

Solche Drohung ließ sich der Graf Metternich gefallen, ohne seine Abberufung zu verlangen! Er gab sich zu der zweideutigen, erniedrigenden Rolle her, in Paris fortwährend zu versichern, seine Regierung strebe nach der Aufrechterhaltung des Friedens, während er in Wien den Krieg schüren half. Napoleon durchschaute dies Doppelspiel und ließ ihn seine Verachtung fühlen. Er sprach nicht mehr mit ihm.

Metternich blieb selbst nach dem Erlaß des Kriegsmanifestes vom 15. April 1809 noch in Paris, und erst am 20., nachdem die österreichischen Truppen den Inn überschritten, forderte er seine Pässe. Sie wurden ihm verweigert, weil Mitglieder der französischen Gesandtschaft in Ungarn zurückgehalten wurden, und erst am 24. Mai wurde ihm die Reise unter militärischer Escorte gestattet. „Auf Napoleon's Geheiß", sagt Hormayr, „wurde er durch Gensdarmen kurz vor der wagramer Riesenschlacht auf eine Weise nach Wien und an die österreichischen Vorposten zurückgebracht, die der türkischen Einsperrung in den Sieben Thürmen nur wenig nachgab."

Während seines Aufenthalts in Wien suchte Napoleon ihn für die Leitung der Friedensunterhandlungen zu gewinnen; da Metternich sich jedoch noch halb gefangen sah, durfte er darauf nicht eingehen. Am 4. Juni traf er im Hauptquartier Napoleon's ein und blieb von da in dessen Gefolge.

In dieser Lage sah er die Schlacht von Wagram verloren gehen. Erzherzog Karl legte den Oberbefehl, Graf Stadion sein Ministerium nieder, und Graf Metternich wurde dessen natürlicher Nachfolger, da er die französischen Zustände am genauesten kannte und von Napoleon immer noch mit persönlichem Wohlwollen beehrt wurde. Nach kurzer provisorischer Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm dieselbe Metternich am 8. Oct. definitiv. Er kehrte am 10. nach Wien zurück, und am 14. Oct. wurde der Friede unterzeichnet.

Von dieser Zeit datirt die zweite wichtigere Epoche seines Lebens. Eine große Aufgabe und eine große Verantwortung wurden in seine Hand gelegt; er hatte von beiden jedoch schwerlich einen Begriff. Er schmiegte sich nur wie immer den nächsten Verhältnissen an, um sie zu verlassen und seine Handlungsweise zu ändern, sobald ihm dies vortheilhafter erschien. Es boten sich ihm zwei Wege dar. Er konnte sich mit guter Absicht der Napoleonischen Politik anschließen, um aus ihr so viel Vortheil für Österreich zu ziehen als irgendmöglich. Er konnte die Politik des alten Fürsten Kaunitz in neuer Form wieder aufleben lassen, um Preußen zu vernichten und Rußlands Macht einzudämmen und zu brechen. Dazu mußte er dem österreichischen Staate einen neuen kriegerischen Aufschwung geben und ihn zum Haupt Deutschlands erheben, um das deutsche Kaiserreich zu befähigen, sich ebenbürtig neben das französische zu stellen. Mit Napoleon vereint, mußte er die orientalische Frage lösen, an welcher die Gegenwart sich noch immer fruchtlos abmüht. Bei einer solchen Politik, die ungleich mehr Anstrengung forderte als zu Kaunitz' Zeit, hätte er sich freilich auch zur Mitbekämpfung Englands hergeben müssen. Vor einer solchen Riesenaufgabe schreckte Metternich zurück. Er entschloß sich zwar, die alte Allianz zwischen Österreich und Frankreich herzustellen, ohne jedoch eine andere politische Verbindlichkeit daran zu knüpfen, als sie in den gerade vorhandenen Zuständen Europas lag. Daß er dabei Österreich nie zu einer festen Stellung gegen den von unersättlicher Herrschsucht getriebenen Kaiser der Franzosen verhelfen würde, entging seinem kurzsichtigen Blick. Er hielt es für genügend, wenn er durch die Verheirathung der Erzherzogin Marie Luise an Napoleon diesen durch ein persönliches Interesse an Österreich kettete, und wenn er es sich selbst angelegen sein ließ, als außerordentlicher Botschafter die neue Allianz in Paris zu befestigen.

Als Lord Castlereagh von dieser Heirath hörte, sagte er lächelnd: „Dem Minotaurus muß zuweilen eine Jungfrau geopfert werden." Die Wiener urtheilten aber noch boshafter über diesen Act der Verzweiflung ihres Kaisers. Sie sagten von Napoleon: „Jetzt ist er hin, jetzt haben wir ihn doch 'rangekriegt, jetzt haben wir ihm das österreichische Unglück und die österreichische Dummheit vaccinirt!" In gewissem Sinne behielt ihre naive Prophezeiung recht. Die Verbindung mit Österreich wurde Napoleon's Unglück, aber nur dadurch, daß er durch sie zu neuer Verblendung über die Größe seiner Macht verleitet wurde.

Der zweite Weg, den Metternich zu gehen hatte, wenn er Österreich wieder zu Ansehen und Geltung bringen wollte, bestand darin, auf die innere Reform des Staats hinzuarbeiten, um ihn zu befähigen, sich mit der in dem übrigen Deutschland erwachten Bewegung zu verschmelzen, um zu rechter Zeit an die Spitze des großen Nationalkampfes gegen Napoleon zu treten, der nicht ausbleiben konnte. Die patriotische Partei, an deren Spitze der Erzherzog Johann und der Graf Stadion standen, drangen mit aller Kraft darauf, scheiterten aber dabei sowol an der Furchtsamkeit des Kaisers wie an der staatsweisen Schmiegsamkeit Metternich's, der von jetzt ab zwischen den Extremen die Mitte zu halten und zwischen den vorhandenen Schwierigkeiten hindurchzusegeln trachtete. Stein fällt um diese Zeit das scharfe Urtheil über ihn: „Er sei ein flach berechnender Mann, der sich sein Ziel nahe stecke, sich mit kümmerlichem Flickwerk behelfe und seit 1805 nichts gethan habe als den Curs zu verbessern, den Frieden zu erbetteln, die Armee zu desorganisiren und den Geist der Nation zu lähmen."

Wie unfähig Metternich war, auf die innere Reform des Staats hinzuwirken, beweist die Schlaffheit, welche er gegen die verderblichste aller bis dahin in Österreich beschlossenen Maßregeln zeigte. Die Reducirung der Bancozettel auf ein Fünftheil ihres Nennwerths, welche der Graf Wallis im Jahre 1811 als Finanzminister verfügte, kam der Erklärung eines Staatsbankrotts gleich und wurde vom Volke wie von dem ganzen übrigen Europa als ein solcher angesehen. Metternich hatte sich ihr im Anfang widersetzt, aber nachher darein gewilligt, als er sah, daß er mit seiner Opposition im Cabinetsrath nicht durchdrang. Es wäre seine Pflicht ge-

wesen, bei einer solchen Frage mit seiner Abdankung zu drohen, denn es wäre ihm bei der damaligen Stimmung des Kaisers wahrscheinlich gelungen, diesen dadurch zur Verhinderung jener verderblichen Politik zu bestimmen. Die Bevölkerung Wiens verlor alle Achtung vor dem neuen Minister, auf den sie neue Hoffnungen gesetzt hatte, als sie hörte, daß er nicht aus diesem Ministerium schied, in dem Wallis sein frivoles Wort sprechen konnte: „Was gemacht werden kann, wird gemacht!" — „Er ist auch nur ein Höfling und will um jeden Preis herrschen", sagte man von da ab von Metternich, und man hatte damit nur zu sehr das Rechte getroffen. Dem eiteln Manne galt jede Maßregel gleich, welche seine augenblicklichen Zwecke förderte, und wenn es sich um die Erhaltung seiner Stellung handelte, war ihm kein Opfer zu groß.

Wie leichtfertig Metternich ferner über die Verwendung des Staatsvermögens dachte, zeigte sich in wahrhaft erschreckender Weise bei dem Tode des Kaisers Franz. Dieser hatte ihm für die geheimen Polizeizwecke des Staats unbegrenzten Credit gegeben. Der Fürst hatte daraufhin Anweisungen auf die Geheime Cabinetskasse ertheilt, aber nie Quittungen darüber ausgestellt und nie eine Controle darüber geübt. Die auf diese Weise verausgabte Summe betrug nicht weniger als 13 Mill. Fl., und der Director der Finanzen, Baron Kübeck, weigerte sich, bei aller Freundschaft für den Fürsten, mit Recht, diesem Unwesen länger die Hand zu bieten. Auf seine Veranlassung mußte sich Fürst Metternich zu einem geregelten Geschäftsgange bequemen.

Der Feldzug Napoleon's gegen Rußland im Jahre 1812 hätte für Metternich der Wendepunkt einer entschiedenen Theilnahme an der französischen Politik werden müssen, wenn er großer Plane fähig gewesen wäre. In der mittelmäßigen Stellung, welche er sich zu Frankreich wie zu Deutschland gab, und welche nur die Erhaltung der alten Regierungsweise und des alten Elends der österreichischen Staaten bezweckte, konnte er sich nur zur passiven Unterstützung des französischen Kaisers entschließen. Österreich stellte ein Armeecorps von 30000 Mann, dem jedoch die größtmögliche Schonung zugesagt wurde. Sowie Napoleon von seinem Unstern in Moskau ereilt war, erhielt das österreichische Corps Befehl, sich auf die Vertheidigung Galiziens zu beschränken. Solange die Wage des Kriegsglücks zwischen Napoleon und Rußland schwankte, wollte Metternich in der Mitte stehen bleiben, um die Entscheidung abzuwarten, konnte darüber aber nur das Vertrauen und die Achtung beider verlieren.

Im Beginn des Jahres 1813 täuschte sich Metternich noch vollkommen über die Bedeutung des großen nationalen Umschwungs, der in Preußen vor sich ging, obwol Graf Hardenberg ihn mehr und mehr ins Vertrauen zog und für die Plane der Zukunft zu gewinnen suchte. Er nahm diese Mittheilungen zwar gern entgegen, aber nur um Napoleon's Gesandten, den Grafen Otto, soweit davon zu benachrichtigen, daß dieser seinem Herrn rathen konnte, auf Metternich's Vorschläge zur Vermittelung des Friedens einzugehen. Er verrieth ihm auch, daß England dem wiener Cabinet 10 Mill. Pf. St. geboten habe, wenn es auf die Seite von Napoleon's Gegnern treten wollte; Österreich habe dieses Anerbieten mit Verachtung zurückgewiesen, prahlte Metternich. Trotz dieser Versicherung traute Napoleon indeß seinem alten Freunde nicht, dessen Lust an Intriguen er kannte, und ließ Hrn. von Wessenberg, welchen Metternich als Gesandten über Hamburg, Kopenhagen und Gothenburg nach England sandte, um Lord Castlereagh Friedensvorschläge zu bringen, in Hamburg festnehmen und dessen Papiere durchsuchen. Als sich nichts Verdächtiges vorfand, schenkte er Metternich wieder auf eine Weile Vertrauen und entschuldigte den Vorfall. Der österreichische Minister hatte die geheimen Instructionen längst auf anderm Wege nach London gesandt und benutzte die Gewaltthat, um sich erzürnt darüber zu stellen und den französischen Kaiser zu neuer Nachgiebigkeit zu spornen. Durch den Grafen Otto ließ er wiederholt versichern, das wiener Cabinet werde fest auf seinem System beharren. Das Bündniß mit Frankreich beruhe auf den naturgemäßesten, dauerhaftesten und heilsamsten Interessen und müßte eine ewige Dauer haben. Wäre es nicht vorhanden, so müsse es abgeschlossen werden, wie es geschehen sei. Nicht Frankreich, sondern Rußland sei Österreichs Feind. „Euer Bündniß mit Rußland war eine Misgeburt, es hatte nur einen einzigen, aber unsichern Haltpunkt, die Ausschließung des englischen Handels. Das unsere gründet sich auf die natürlichsten Beziehungen und Vortheile", schreibt Metternich im Februar 1813 an Otto, den er ganz davon überzeugte, daß es ihm Ernst mit diesen Grundsätzen sei. Napoleon durchschaute dagegen Metternich's Plan, seinen Gesandten so lange zu dupiren, bis Waffenerfolge seiner Gegner ein entschiedenes Auftreten Österreichs möglich machten, und rief deshalb den Grafen Otto ab, um Metternich durch den Grafen Narbonne schärfer beobachten zu lassen, da er wußte, daß jener ebenso eifrig mit seinen Feinden wie mit ihm verkehrte. Wie Metternich zu dieser Zeit in Bezug auf die von Napoleon zu erlangenden Concessionen gesinnt war, ist aus den Worten zu ersehen,

welche der Fürst Schwarzenberg während seiner Reise als Gesandter nach Paris absichtlich in München zu dem Grafen Mercy d'Argenteau äußerte, damit sie durch diesen nach den Tuilerien berichtet würden. „Was uns jetzt noth thut, ist der Friede, ich werde alles aufbieten, den Kaiser davon zu überzeugen. Neue Unfälle können alles gefährden, glückliche Erfolge zu weit führen. Ist Frankreich nicht groß und stark genug innerhalb seiner Rheingrenze, um zu seinem Einfluß auf Deutschland noch anderer Titel zu bedürfen als die, welche seiner Machtstellung selbst angehören? Die Hansestädte müssen wieder freigegeben werden, die deutschen Fürsten ihre Unabhängigkeit wiedererhalten, und auf Illyrien muß verzichtet werden. Der gegenwärtige Zustand darf nicht bleiben. Österreich will den Frieden vermitteln. Für ihn muß der Kaiser Napoleon Opfer bringen." Deutschland in der Abhängigkeit von Napoleon zu lassen und damit der Vernichtung preiszugeben, kostete hiernach Metternich nichts. Die Bestätigung davon finden wir in den Vorschlägen, welche Metternich nach der Schlacht bei Lützen Napoleon zugehen ließ. Diese Vorschläge verlangten: die Zurückgabe von Illyrien, der zum Herzogthum Warschau geschlagenen Provinzen Preußens an dieses nebst der Festung Danzig und der nordischen Küstenländer. Das Königreich Westfalen sollte dagegen fortbestehen. Für die Schmach, welche dem deutschen Volke damit angethan wurde, hatte Metternich keine Augen. Es war daher auch kein Wunder, daß die deutschnationale Partei in Wien einen immer glühendern Haß gegen Metternich empfand. Es wurden mehrere Offiziere verhaftet, welche einer Verschwörung gegen das Leben des Ministers verdächtig waren, und seine affectirte Vertraulichkeit mit dem Grafen Otto bildete den Spott von ganz Wien. Metternich selbst verbarg sich die Gefahr nicht, welche von Norden her drohte. „Glauben Sie mir", sagte er zu dem Grafen Otto, „binnen kurzem wird sich der Aufstand über Preußen bis zum Rhein verbreiten. Die Russen werden in Polen die Wiederaufrichtung des Königreichs proclamiren. Diese Gefahr bringt selbst meinen Gebieter in Aufregung", fügte er mit Thränen in den Augen hinzu, wie der Gesandte berichtet.

Conservative Schriftsteller haben die Geschicklichkeit Metternich's gepriesen, mit der er Napoleon hingehalten und über die Rüstungen Österreichs getäuscht habe; liberale Geschichtschreiber, wie Schlosser, bezeichnen sein Verfahren dagegen als „jesuitisch-diplomatische Künste". Metternich unterhandelte mit allen Parteien, um den größtmöglichen Vortheil zu gewinnen, und mußte deshalb, als er zum Handeln gedrängt wurde, die Schmach eines doppelten Verraths auf sich nehmen. Er handelte unehrlich an Napoleon, als er dessen Armee in Polen ohne Schutz ließ, und ebenso unehrlich an den Verbündeten, als er sich dazu verstand, daß das Poniatowski'sche Corps nur scheinbar entwaffnet wurde und über die österreichische Grenze nach Sachsen ziehen durfte, um dort seine Waffen wieder in Empfang zu nehmen.

Dieser Zweideutigkeit wegen wollte Napoleon Österreich die von ihm geforderte Rolle eines bewaffneten Vermittlers nicht zugestehen, obgleich er unrecht hatte sich der österreichischen Hülfe nicht zu seinem Vortheil zu bedienen; durch sie hätte er die Sicherstellung seiner Herrschaft erreicht. Die ewigen Schlangenwindungen und Winkelzüge Metternich's waren Napoleon verhaßt. Er sprach damals ein treffendes Urtheil über diesen aus, indem er zu dem Herzog von Bassano sagte: „Hr. von Metternich verwechselt die Intrigue mit der Politik." Bignon versichert in seiner „Geschichte Frankreichs" (XI, 431): Napoleon habe erklärt, noch im Mai 1813 hätten die österreichischen Agenten die directe Correspodenz des Hrn. von Metternich gebracht, in der er dem Kaiser für die Abtretung Schlesiens an Österreich die Aufrechterhaltung des Bündnisses mit Frankreich und die sofortige Wiedereroberung der Linie an der Weichsel durch ein Hülfscorps versprach.

Am 12. Mai kam Graf Stadion in dem Hauptquartier der Verbündeten an und erneuerte die bestimmtesten Versicherungen seines Hofes, daß ihnen Österreich vor Ende des Monats beitreten werde. An demselben Tage schrieb der Kaiser Franz an den General Bubna, seinen Gesandten bei Napoleon und somit für diesen: „Ich glaubte zu dieser Sendung den lange vorhergesehenen Augenblick erwarten zu müssen, wo eine große Schlacht (bei Lützen) viele Leidenschaften abgekühlt und viel Chimären zerstört haben würde. Dieser Augenblick ist da!" Das war Österreichs Politik. Es wollte abwarten, bis Deutschland sich verblutet hätte und der mächtige, ihm bedrohliche nationale Aufschwung verraucht wäre, um zwischen die kämpfenden Parteien zu treten und möglichst viel Vortheile für sich zu erringen.

Napoleon hielt dies Metternich in dem berühmten Gespräche am 28. Juni in Dresden geradezu vor. „Ich habe Euch durchschaut!" rief er ihm zu, „Ihr Cabinet will von meinen Verlegenheiten profitiren und diese steigern, um alles wiederzugewinnen. Für Euch ist die Hauptfrage, ob Ihr mich übers Ohr hauen könnt, ohne zu schlagen, oder ob Ihr Euch entschieden in

die Reihe meiner Feinde stellen sollt. Noch wißt Ihr nicht genau, welche von beiden Parteien Euch den größten Vortheil gewährt!" Napoleon sagte bekanntlich auch in diesem Gespräche: „Metternich, wie viel hat Ihnen England gegeben, daß Sie eine solche Rolle gegen mich spielen?" Für diese Beleidigung rächte sich Metternich dadurch, daß er den Hut, welchen Napoleon bei diesen in höchster Wuth gesprochenen Worten fallen ließ, nicht aufhob. Die Verweigerung dieser Höflichkeit galt bei der in höchster Spannung lauschenden Umgebung des Kaisers als deutliches Zeichen, daß Metternich auf Abfall von der Sache Napoleon's sann. Entschieden war dieser indessen auch nach dieser Demüthigung noch nicht, und nur Napoleon selbst brachte ihn zur Reife, als er durch sein schnödes Spiel mit dem Prager Congresse Österreich in den Augen der übrigen Mächte prostituirte und es diesen mit Gewalt zutrieb.

Nach der Angabe Marmont's währte das erwähnte berühmte Gespräch zwischen Napoleon und Metternich zehn Stunden. Was davon durch die Aufzeichnung des Barons Fain in die Öffentlichkeit gelangt ist, hat Metternich als der Wahrheit nicht entsprechend bezeichnet. Später ließ es sich Thiers angelegen sein, sich von dem Fürsten Metternich selbst über den Gang des Gesprächs unterrichten zu lassen; auch seine Darstellung hat Metternich jedoch nicht als richtig anerkennen können. Um so mehr ist es zu bedauern, daß Metternich den Bericht, welchen er für den Kaiser darüber ausarbeitete, der Welt vorenthalten hat. Den Kern des Gesprächs bildete offenbar die Weigerung Napoleon's, auf eine solche Verminderung seiner Eroberungen einzugehen, wie die Alliirten sie verlangten, und durch die Frankreich kleiner geworden wäre als im Jahre 1792. Lieber wollte er bis zum Äußersten kämpfen, als sich diese Schmach gefallen lassen. Er dachte bereits wie ein legitimer Monarch, für den es keine größere Schande gibt als die, seinen Erben ein schwächeres Reich zu hinterlassen, als er ererbt hat. „Was? Illyrien, halb Italien, die Rückkehr des Papstes nach Rom, Polen, Spanien und Holland, die Rheinlande und die Schweiz — das nennen Sie Mäßigung!" rief Napoleon dem österreichischen Minister zu. „Dazu hat mein Schwiegervater Sie hergeschickt? Einen verkrüppelten Thron will er seiner Tochter und seinem Enkel zuweisen!" Diese Phrasen sind so Napoleonisch, daß man nicht anstehen darf, sie für echt zu halten.

Metternich wechselte nach diesem halben Bruch mit Napoleon noch verschiedene Noten mit dem Herzog von Bassano über den in Prag zu veranstaltenden Congreß, auf dem Österreich die Rolle eines bloßen Vermittlers übernehmen wollte, nachdem es mit der bewaffneten Vermittelung gescheitert war, um einen Weltfrieden zu Stande zu bringen. Napoleon ließ sich auf das Project nur ein, um Zeit zur Befestigung von Hamburg zu gewinnen. Seine Bevollmächtigten mußten die elendesten Formstreitigkeiten erheben, um die Verhandlungen hinzuziehen, und als diese verbraucht waren, eine Aufhetzung Rußlands gegen Österreich versuchen, wofür ihnen jedoch die gebührende Zurechtweisung von seiten Rußlands und Preußens zu Theil wurde. So ließen die Agenten Napoleon's den ihnen gesetzten Termin des 10. Aug. verstreichen, ohne auch nur einen Entwurf zum Frieden vorgebracht zu haben. Die russischen und preußischen Patrioten waren froh, daß der faule Friedensversuch ein so klägliches Ende nahm, und der Kaiser Franz und Metternich mußten sich endlich entschließen, das bereit gehaltene Manifest vom 13. Aug. zu veröffentlichen, durch das sich Österreich von der Allianz mit Frankreich lossagte und auf die Seite der Ostmächte trat. Während dieser Augusttage hatte der Kaiser Alexander seine ganze Liebenswürdigkeit aufgewandt, Metternich für sich zu gewinnen, und was dabei noch übrig blieb, gelang der schönen Herzogin von Sagan. Sie bewog den Grafen Metternich, sich der großen Sache anzuschließen, welche damals alle edeln Seelen entflammte. Stein fällte in dieser Zeit folgendes Urtheil über die Leiter der Geschicke Österreichs in seinen Briefen an den Grafen Münster: „Der enge Gesichtskreis Franz' II. und seines Ministers halten die Bewegung auf, welche Kaiser Alexander's großmüthige Ansichten den Angelegenheiten geben würden, wenn Kaiser Franz sie zuließe." So schreibt er am 5. Juli. „Zu spät", setzte er am 17. Juli hinzu, „hat sich Nesselrode überzeugt, daß Metternich flach, unmoralisch und doppelzüngig ist, er handelt entweder als ein Verräther oder, was wahrscheinlicher ist, er besitzt nicht die Kraft und auf persönliches Ansehen gegründeten Einfluß, um seinen Kaiser zu lenken. Auf Metternich ist die Äußerung Mephisto's in Goethe's «Faust» anwendbar: «Ein Kerl, der finessirt (speculirt), ist wie ein Thier auf dürrer Heide, vom bösen Geist im Kreis herumgeführt, und ringsumher ist schöne grüne Weide!»" Am 23. Aug. schreibt Stein aus Prag: „Wir verdanken den Beitritt Österreichs nächst Gott dem klugen Benehmen Humboldt's und Anstett's, den edeln Gesinnungen Alexander's, und der Beharrlichkeit des Königs von Preußen und des Staatskanzlers, nicht aber der weichlichen, eigensüchtigen Politik Metternich's und seines guten Kaasers." Den Geist des

österreichischen Volks fand Stein bei weitem nicht so gut gestimmt wie 1809, als Stadion jedes Reizmittel gebrauchte, um die edlern Gefühle unter den Menschen zu wecken. Unter dem flachen Metternich, der vor jeder kräftigen Maßregel zurückschrecke, seien sie wieder versandet und müßten von neuem geweckt werden.

Napoleon waren zuletzt durch seinen Spion Meroni Briefe Metternich's über dessen geheime Unterredungen mit dem Kaiser Alexander in die Hände gespielt worden. Von da ab gab er ihn auf. Als seine Umgebung ihn aufforderte, Opfer zu bringen, um Frieden zu erlangen, sagte er, dies würde nicht zum Ziele führen. „Österreich kann nicht vergessen", fügte er hinzu. „Nie verzichtet es auf das, was es abzutreten gezwungen wird. Ein Friedensschluß ist für Österreich nur ein Waffenstillstand, bei dem es auf neuen Krieg denkt. Seht Ihr nicht, wie gierig unsere Freunde bemüht sind, uns alles zu entreißen, was sie können, weil sie sich an keine Moral halten? (Eine sonderbare, aber erklärliche Berufung im Munde dieses habsüchtigsten, willkürlichsten aller Despoten! Auch er hielt sehr auf Moral, d. h. auf die, welche er geschaffen hatte.) Wenn ich Deutschland aufgebe und Italien behalte, wird Österreich um so hitziger kämpfen, damit es Italien erlange, und wenn ich das abtrete und Deutschland behalte, so wird es sich bemühen, uns aus Deutschland zu verjagen, um Deutschland desto sicherer zu behalten."

In diesen Sätzen spricht sich eine richtige Beurtheilung der machiavellistischen Politik des Kaisers Franz und seines Ministers aus. Um so mehr gereicht es Napoleon von seinem Standpunkt und dem Gesichtspunkt des französischen Interesses aus zum Vorwurf, daß er diesen Macchiavellismus nicht mit dessen eigenen Waffen bekämpfte, die er doch sonst so gut zu führen verstand. Er mußte im Jahre 1813 Österreich um jeden Preis an sich fesseln, um sich mit dessen Hülfe Rußlands und Preußens zu erwehren. Waren sie von neuem besiegt, so war es an der Zeit, durch Concessionen an diese Österreich zu schwächen. Der Neffe des großen Oheims hat es besser verstanden diese Politik anzuwenden. Nach Las Cases lebte Napoleon in der Täuschung, daß, falls er besiegt würde, der Kaiser Franz dafür sorgen würde, daß sein Schwiegersohn nicht erniedrigt werde. „In den letzten Zeiten seiner Herrschaft wollte Napoleon lieber alles verlieren, als nur das Geringste nachgeben", versichert der Herzog von Ragusa. „Hierin hatte sein Charakter eine große Veränderung erlitten. Das war nicht mehr der junge General von Italien, der darauf zu verzichten wußte, Mantua sofort zu nehmen, und der 150 Geschütze in den Laufgräben zurückließ, um eine Schlacht zu schlagen, sie zu gewinnen und die Ausführung seiner Plane wiederaufzunehmen. Er überließ sich dem Jähzorn seines Charakters, einer Leidenschaftlichkeit, die ihn beschränkte, und einer Art kleinlicher List, die ganz nach seinem Geschmacke war." Dabei ließ sich keine große Politik treiben.

Zur Würdigung Metternich's und Kaiser Franz' in jener verhängnißvollen Zeit dient wesentlich eine in Hormayr's „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen" mitgetheilte Beurtheilung beider, welche nach Varnhagen's Dafürhalten dem Fürsten Reuß zuzuschreiben ist. Dieser entwarf sie im Charakter eines Offiziers der englischen Befreiungsarmee der Pyrenäischen Halbinsel, um die britischen Staatsmänner darüber zu unterrichten, ob und wie weit auf den Kaiser Franz und Metternich zu wirken sei, um sie von Napoleon abwendig zu machen. Er sieht in Kaiser Franz ein Gemisch von Festigkeit und Schwäche, von Ehrlichkeit und Falschheit, von natürlichem gesunden Urtheil und gemeiner Kurzsichtigkeit, von Ehrgeiz und Gleichgültigkeit, von Kenntniß des Detail und allgemeiner Unwissenheit, und behauptet sehr richtig, daß auf einen solchen Fürsten kein Minister einen unbedingten Einfluß haben könne. Weder Thugut, noch Colloredo, noch Zichy hätten ihn gehabt, und noch weniger könne Metternich darauf Anspruch machen, da er dem Kaiser weder durch Talente noch durch Erfahrungen imponiren könne. Er habe sich ihm nur durch seine Schmiegsamkeit empfohlen und Einfluß erlangt, weil er der Schwäche des Kaisers entgegengekommen sei, als dieser nach seinem ungeheuern Fall in Hoffnungslosigkeit und Mistrauen gegen sich selbst versunken. Dennoch, sagte der scharfsinnige Beobachter voraus, werde der Kaiser sich dieser Richtung wieder entreißen. Nach Schiller's richtigem Ausspruch gebe es keine kriegslustigern Leute als geistliche Fürsten und schwache Monarchen. Das lasse sich bei Kaiser Franz erkennen, der bei dem großen Hazardspiel hoffen dürfe, ohne übermäßige persönliche Anstrengungen seine alte Macht und Unabhängigkeit wiederzugewinnen. Er gebe sich alle Mühe, diese Kriegslust, die er für strafbar halte, zu verheimlichen. „Bange vor der Verantwortung gegen Gott, bange vor dem Meister Urian, möchte er gern überredet sein, daß der Krieg unausweichlich und daß der Entschluß ihm dazu entrissen sei." Aus diesem Grunde sei Metternich gefährlich, weil er dem Kaiser vorstelle und auch wirklich meine, daß der Krieg zu vermeiden sei. Metternich sei jedoch kein unabhängiger, politischer Charakter, sondern

werde durch die Umstände bestimmt und folge überall der Stimme seines Herrn. Er müsse Minister bleiben, weil er keine andere Existenz habe. „Er hat in sich die Idee der Erhaltung seiner Stelle so identificirt mit der Erhaltung des Staats, daß sie beinahe eins geworden, worin er wieder etwas Ähnliches mit seinem Herrn hat, der sich und Österreich unaufhörlich verwechselt. Metternich wird alle kühnen und entschiedenen Maßregeln fliehen, weil er nicht verspielen kann. Die kränkliche Existenz des Staats hinhalten zwischen zwei mächtigen Nachbarn, wenn er ihn nicht thun machen kann, was er will — das scheint sein Hauptziel zu sein. Noch eine Eigenschaft hat er mit seinem Herrn gemein, so wenig sie sich sonst ähnlich sehen, eine beinahe unbesiegbare Trägheit. Beide verlieren Tage, Monate, Jahre, um nur die Mühe eines großen Entschlusses, die Unbehaglichkeit einer neuen Lage hinauszuschieben."

Solche Verbündete konnten nur ein retardirendes Element in die stürmische Bewegung bringen, von der Preußen und Rußland ergriffen waren, und die sich immer sichtbarer über ganz Deutschland erstreckte, wie Metternich es gefürchtet hatte. Die deutschen Patrioten waren zwar hoch erfreut, daß Österreich endlich zu der großen Nationalsache getreten und damit seine Kraft und Würde wiedererlangt hatte, und der König von Preußen und der Kaiser Alexander ehrten Österreichs Beitritt dadurch, daß sie dessen Feldherrn den Oberbefehl über die gesammte Bundesarmee übertrugen; aber nur zu bald zeigte es sich, daß ihre Sache dadurch den größten Schaden erlitt, ja dem Verderben ausgesetzt wurde. Die Unfähigkeit, welche der Fürst Schwarzenberg bei dem Angriff auf Dresden bewies, erschütterte die Sache der Verbündeten von Grund aus und gab der Napoleon's einen neuen Halt. Metternich wurde durch dieses erste Mislingen so erschreckt, daß er einen Unterhändler nach Dresden schickte, um bei Napoleon wieder einzulenken, und der furchtsame König von Preußen betrachtete die Coalition schon als wieder aufgelöst. So große Kräfte, wie sie den Verbündeten zu Gebote standen, konnten indeß durch einen Schlag nicht gelähmt werden, und die Erfolge, welche bald darauf durch Blücher's Armee erkämpft wurden, stellten das Vertrauen bei den Monarchen wieder her. Die Völker verließ es nicht, denn sie waren von dem Bewußtsein durchdrungen, daß sie siegen mußten. Für sie gab es keine Existenz mehr ohne die Überwindung Napoleon's.

Metternich muß es zum Verdienst angerechnet werden, daß er nach der durch die Schlacht bei Dresden entstandenen Verwirrung auf eigene Verantwortlichkeit dem Grafen Colloredo eine Änderung seines Marsches vorschrieb, wodurch dieser in den Stand gesetzt wurde, dem hartbedrängten General Ostermann auf der Straße nach Kulm zu Hülfe zu eilen. Von den 20000 Österreichern, welche bei Dresden gefangen genommen wurden, war eine große Anzahl halb verhungert und ohne Schuhe. Als Napoleon dies erfuhr, rief er aus: „Mein Gott, es ist nicht zu begreifen, was die österreichischen Generale gedacht haben. Einige Meilen von ihrer Grenze lassen sie ihre Truppen ohne Kleider und Hunger leiden!" Die schlechte Armeeverpflegung ist der alte Fluch Österreichs, der es damals wie in der jüngsten Zeit traf. Bei allen Geschichtschreibern der Befreiungskriege erfährt Schwarzenberg's Festsetzen in Böhmen und langsames Vorrücken den härtesten Tadel. Als er sich vor der Schlacht bei Leipzig als Oberfeldherr geberdete, erkannte Blücher ihn nicht an, sondern sandte seine Berichte und Pläne an den Kaiser Alexander, und dieser hatte eine heftige Scene mit Schwarzenberg, in der er dessen Dispositionen „sans rime et sans raison" nannte. Wurden doch durch diese freilich einmal die drei Monarchen selbst gezwungen, sich rasch zu Pferde zu werfen und zu fliehen, um nicht der französischen Cavalerie in die Hände zu fallen. Nachdem Alexander die Fehler der Schwarzenberg'schen Dispositionen erkannt hatte, sagte er zu ihm: „Nun, Herr Marschall, wenn Sie darauf bestehen, so können Sie mit der österreichischen Armee machen, was Sie wollen, was aber die russischen Truppen unter dem Großfürsten Konstantin und die von Barclay commandirten russischen Garden betrifft, so werden diese auf das rechte Ufer der Pleiße gehen, wo sie sein sollten und nirgends anders."

Nach solchen Vorfällen muß man sich wundern, daß die Schlacht gewonnen wurde. Sie zerfiel in eine Reihe einzelner Gefechte, denen der Zusammenhang fehlte, und nicht die Plane der Feldherren, sondern die unerschütterliche Tapferkeit der Soldaten errang den Sieg. Die Niederlage beugte Napoleon's Hochmuth so weit, daß er Unterhandlungen mit Metternich anknüpfte, auf welche dieser begierig einging. Er versicherte dem gefangen genommenen französischen Gesandten Saint-Aignan, den er zur Besprechung nach Frankfurt a. M. einlud, der Kaiser möge überzeugt sein, daß die größte Leidenschaftslosigkeit und der Geist der Mäßigung im Rathe der Verbündeten die Oberhand habe, und daß keiner von ihnen gegen den Fortbestand der Dynastie Napoleon's sei. Bei einer zweiten Besprechung, welche am 9. Nov. 1813 stattfand, übergab

Metternich im Auftrag des Kaisers einen Brief desselben an seine Tochter. Der russische Minister Graf Nesselrode erklärte sich einverstanden mit Metternich's Vorschlägen und fügte hinzu, er sei versichert, daß auch Graf Hardenberg sie billigen werde. Worin bestanden aber diese? In der Aufrechterhaltung der natürlichen Grenzen Frankreichs am Rhein, den Alpen und den Pyrenäen. Sonst sollte Deutschland freilich ebenso wie Spanien seine Unabhängigkeit wiedererhalten, aber das linke Rheinufer sollte geopfert werden. Nie hätte das preußische Volk dazu seine Zustimmung gegeben. Metternich glaubte dagegen den Frieden schon so gut wie in der Tasche zu haben. Er sagte zu Saint-Aignan: „Der Kaiser hat nicht geglaubt, daß wir Krieg gegen ihn führen werden, und selbst dann hoffte er die Elblinie zu halten. Und jetzt, wer kann die Resultate des Feldzugs berechnen? Caulaincourt weiß, daß zwischen uns unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein Actenstück existirt, das binnen 60 Stunden den Frieden herstellen kann."

Metternich war sonach fortwährend der geheime Bundesgenosse Napoleon's. Dieser versuchte den Verbündeten mit erhöhtem Trotz zu imponiren, indem er eine neue Aushebung von 300000 Mann decretirte und die Legislative und den Senat, welche ihm Opposition zu machen und zum Frieden zu drängen suchten, wie Schulknaben behandelte, die es wagten, sich gegen ihren Lehrer zu empören. „Will man etwa die Souveränetät des Volks wiederherstellen?" rief er im Staatsrath aus. „Wohlan, wenn das Volk der Souverän ist, so werde ich mich zum Volke machen, denn ich will da sein, wo die Souveränetät ist." Den Mitgliedern der Legislative sagte er: „Ihr habt versucht, mich einzuschüchtern. Ich bin ein Mann, den man tödten, aber nicht entehren kann"; der sich aber auch zu Grunde richtet, weil er nicht auf die Stimme des Volks hörte, hätte die Legislative hinzufügen können. Die Alliirten antworteten seinem Hochmuth mit der würdigen Erklärung, daß sie nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die Übermacht, welche der Kaiser Napoleon zum Unglück Europas und Frankreichs ausgeübt habe, Krieg führten, und daß sie nicht eher die Waffen niederlegen würden, als bis der politische Zustand Europas von neuem befestigt sei.

Als Metternich endlich mit Mühe und Noth den Congreß von Châtillon zu Stande gebracht und die Unterhandlungen begonnen hatte, fing Napoleon wieder dasselbe Spiel wie auf dem Prager Congreß an, indem er sich weigerte, bestimmte Vollmachten und Instructionen zu geben, und selbst Metternich hatte seinen Übermuth zu empfinden. Nachdem er am 25. Jan. 1814 in ernstester Weise an Caulaincourt geschrieben, „wenn Napoleon gegen die Stimme seines Volks und ganz Europas taub bleibe, so werde der Kaiser Franz das Schicksal seiner Tochter beklagen, aber darum den Marsch gegen Paris nicht hemmen", erwiderte Napoleon seinem Gesandten: „Der Brief des Hrn. von Metternich ist vollkommen lächerlich, aber ich ersehe daraus, daß er glaubt, ganz Europa bei der Nase herumzuführen, daß die ganze Welt ihn aber daran herumführt." Gleichzeitig ertheilte er aber Caulaincourt Vollmacht, alles anzunehmen, damit der Kaiser die Hauptstadt retten könne, ohne eine Schlacht zu wagen. Am 7. Febr. erhielt Napoleon Caulaincourt's Depesche vom 5. desselben Monats, in der letzterer dem Kaiser über den Antrag der Grenzen vom Jahre 1792 berichtete. Als Napoleon die Depesche gelesen, gab er sie dem Fürsten von Neuchâtel und dem Herzog von Bassano zum Lesen, indem er hinzufügte, er werde darauf nicht antworten. Beide baten den Kaiser unter Thränen, es zu thun, und Napoleon willigte ein, indem er Caulaincourt anwies, die Grenzen vom Jahre 1792 anzunehmen, wenn die Verbündeten ihre Feindseligkeiten sofort einstellten. Er wies den Gesandten an, diesen Brief dem Vater der Kaiserin vorzulegen, damit dieser sehe, „welche Opfer er zu bringen bereit sei". Als Metternich diesen Brief den Verbündeten vorlegte, faßte der Kaiser Alexander den Verdacht, der österreichische Staatskanzler mache diplomatische Umtriebe hinter ihrem Rücken, und rief seinen Gesandten von dem Congresse ab. Die Verhandlungen wurden vorläufig ausgesetzt, und Caulaincourt berichtete Napoleon, es herrsche große Uneinigkeit unter den Verbündeten. Wenn Österreich einen raisonablen Zweck habe, so werde dieser Umstand es zwingen, sich gegen Frankreich auszusprechen. Metternich's Einfluß war selbst bei dem Kaiser Franz gesunken. Alexander hatte sich überzeugt, daß Napoleon nur auf dem Schlachtfelde zu besiegen sei, und war völlig auf die Seite der Kriegspartei getreten. Metternich wußte dagegen Castlereagh und Hardenberg auf seine Seite zu bringen, und alle drei setzten ein Gutachten über die Nothwendigkeit des Friedens auf, das sie dem Kaiser Alexander übersandten. Die Diplomatie zeigte sich selbst in diesem wichtigen Wendepunkte so kleinmüthig als möglich. Stein schrieb um diese Zeit: „Eine Gefahr könne nur entstehen, wenn der von den Ministern Österreichs und Preußens kund gegebene Kleinmuth auf die Truppen überginge." Die Unterhandlungen wurden fortgesetzt, aber kein Waffenstillstand geschlossen. In einem neuen Protokoll wurde bestimmt, daß Holland mit

den Niederlanden zu einem Staat verbunden würde, und daß die übrigen Gebiete des linken Rheinufers unter Englands Zustimmung vertheilt werden sollten. Die Bourbons sollten durch Neapel entschädigt werden. Auf die Nachricht, daß Schwarzenberg's und Blücher's Corps auseinander gesprengt seien, eilten Metternich, Hardenberg und Castlereagh in Alexander's Hauptquartier, der sich darauf bereit erklärte, den dringenden Wünschen der Verbündeten nachzugeben.

Die Stellung, welche der Fürst Schwarzenberg am 9. Febr. bei Troyes einnahm, war eine solche, wie sie nur bei defensiven Zuständen zu rechtfertigen ist. Ihm war von seinem Hofe der Befehl ertheilt, nicht auf das rechte Ufer der Seine überzugehen, wie Danilewski in seiner Geschichte des Feldzugs von 1814 nach zuverlässigen Quellen berichtet. Der ganze Operationsplan Schwarzenberg's war nicht auf Unterstützung des Schlesischen Heeres unter Blücher angelegt, und dadurch wurde die ganze Frucht der bis dahin errungenen Kämpfe und Siege unaufhörlich wieder in Frage gestellt. Blücher ließ sich indessen nicht irre machen. Sein Wahlspruch war: „Der Kerl muß herunter! Erst müssen wir in Paris einrücken, dann wollen wir uns weiter sprechen." Seine rohe Kraft war im Rechte gegen den Machiavellismus Napoleon's und den Metternich's, denn sie hatte die Forderungen des deutschen und russischen Volks hinter sich. Metternich blieb unausgesetzt im vertraulichen Briefwechsel mit Caulaincourt und versicherte diesen, daß er für Napoleon wirke, obgleich dies sehr schwer werde. Napoleon selbst war noch so verblendet über seine Lage, daß er fortwährend hoffte, die Coalition sprengen zu können, weshalb er die Unterhandlungen nur hinzuziehen trachtete. Noch am 17. Febr. schrieb er an Caulaincourt, „er wolle lieber die Bourbons in Frankreich sehen als auf die infamen Bedingungen der Alliirten eingehen". Durch einen Brief vom 21. Febr. an den Kaiser Franz suchte er diesen wiederholt auf seine Seite zu ziehen: „Was haben Sie für Gewinn daran, daß die französische Marine vernichtet wird, und welches Interesse kann Sie bestimmen, Belgien unter einen protestantischen Fürsten zu bringen?" Kaiser Franz ermangelte nicht, diesen Brief den Alliirten zu zeigen, um ihnen zu beweisen, daß es noch bei ihm stehe, sich mit seinem Schwiegersohn zu verständigen. Alexander hielt jedoch fest an der Kriegspartei und verhinderte dadurch die Intriguen ihrer Gegner. Auch der König von Preußen legte endlich am 25. Febr. die Entscheidung in Blücher's Hand, indem er diesem unbeschränkte Vollmacht zur Offensive ertheilte. In der österreichischen Armee herrschte dagegen eine so gedrückte, trübe Stimmung, daß selbst Schwarzenberg es für nöthig erachtete, den Corpscommandanten aufzutragen, die irrige Ansicht zu berichtigen, als werde alles beim Alten bleiben, um den Geist und die Stimmung der Truppen zu heben.

Nach dem Vertrag von Chaumont vom 1. März, durch den die Verbündeten sich verpflichteten, ihre ganze Kraft an die Fortsetzung des Kriegs zu setzen, falls Frankreich den Abschluß des Friedens verweigere, und die Waffen nicht eher niederzulegen, als bis der Zweck des Kriegs erreicht sei, beschwor Caulaincourt den Kaiser, den Frieden anzunehmen, weil er die Überzeugung gewonnen habe, daß es seinem Freunde Metternich nicht gelingen werde, Österreichs Rücktritt von dem Bündniß möglich zu machen. Napoleon hörte auch da nicht. Er entschloß sich wol zur Abtretung von Brabant; das linke Rheinufer aber, selbst Mainz sollte bei Frankreich bleiben. Der 10. März war als letzter Termin für die Annahme des Friedens bezeichnet. Trotz Metternich's wohlwollenden Enthüllungen über die ihm drohenden Gefahren ließ Napoleon auch diesen Termin verstreichen. Sein Gesandter suchte die Sache durch eine mündliche Erklärung in der Schwebe zu erhalten. Sie wurde für ungenügend erachtet, und man forderte einen Gegenentwurf, für den sich Caulaincourt eine Frist bis zum 15., und als der Gegenentwurf abermals nicht genügte, einen Aufschub für das Ultimatum bis zum 19. März erwirkte. Metternich schrieb Caulaincourt zwei vertrauliche Briefe aus Troyes, in denen er ihm meldete, daß wenn die Bedingungen des Gegenentwurfs das Ultimatum des Kaisers enthielten, jeder Friede unmöglich sei. Die Sachen hätten eine schlimme Wendung genommen, und es sei die größte Gefahr für die Herrschaft Napoleon's vorhanden. Das linke Rheinufer werde unter Waffen gebracht, und der Kaiser möge die kurze Frist benutzen. Der Thron Ludwig's XIV. mit dem, was Ludwig XV. hinzugebracht, biete noch schöne Chancen dar, daß man nicht alles auf Eine Karte zu setzen brauche.

Der österreichische Staatskanzler diente Napoleon solange es anging. Selbst am 18. März, als Caulaincourt erklärte, er müsse die Befehle seines Hofs abwarten, um die Schlußentscheidung abzugeben, suchte Metternich ihm beizuspringen, indem er anführte, daß bei der Ausfertigung der Erklärung der Verbündeten durch ein Versehen eine Auslassung entstanden sei; diese war jedoch zu unwesentlich, um die Bevollmächtigten der andern Mächte von dem Schritt abzuhalten, der ihnen jetzt noch allein oblag. Sie erklärten ihre Vollmachten für erloschen und

kehrten in die Hauptquartiere ihrer Souveräne zurück. Der Congreß war aufgelöst. Als Napoleon am 25. März sich endlich entschloß, Caulaincourt zum Abschluß des Friedens zu autorisiren, trat ihm das furchtbare Stichwort der Geschichte „zu spät" entgegen, das so vielen Fürsten den Thron gekostet hat. Seine Sache war verloren. Wer so frevelhaft mit Krieg und Frieden und dem Geschick der Völker spielte wie er, verdiente keine Schonung. Seinem Trug mußte endlich ein Ziel gesteckt und dem zornentbrannten Kampfe der Völker die letzte Entscheidung überlassen werden. Auch Metternich sah ein, daß Napoleon's Sache verloren war. Er knüpfte die alte Verbindung mit Talleyrand an, und es entging ihm nicht, daß die Bourbons immermehr Chancen in den Hauptquartieren der Verbündeten gewännen. Er machte noch einen Versuch, den Thron für die Kaiserin Marie Luise zu erhalten; als aber auch dieser misglückte, fügte er sich mit seiner alten Leichtfertigkeit in das Unvermeidliche und half die Bourbons einsetzen, wie er bis dahin Napoleon zu stützen gesucht hatte. Den Marsch gegen Paris erklärte Schwarzenberg noch für eine Tollkühnheit, und als er dennoch beschlossen wurde, begaben sich Kaiser Franz und Metternich nach Dijon zurück, um sich vor dem möglichen Misgeschick der Verbündeten sicher zu stellen.

Am 31. März zogen die siegreichen Heere in Paris ein. Erst am 15. April folgten ihnen Kaiser Franz und Metternich und traten daher auch bei den ersten Anordnungen zur Herstellung der neuen Regierung Frankreichs in den Hintergrund. Die Einladung des Prinz-Regenten zum Besuch Englands lehnte der Kaiser Franz aus der für ihn charakteristischen Abneigung gegen das freie Land ab. Nur Metternich ging dahin, um die Triumphe der Alliirten zu theilen und die persönliche Abneigung des Prinz-Regenten gegen den Kaiser Alexander sowie die Unkenntniß Castlereagh's in Bezug auf die Angelegenheiten des Festlandes zu Österreichs Vortheil auszubeuten. Das englische Volk ließ ihn jedoch sehr deutlich fühlen, wie sehr ihm seine schlaue Intriguenpolitik verhaßt war. Auch die Regierung verlieh ihm keinen Orden. Die Doctorwürde, welche die conservative Universität Oxford ihm mit den übrigen Führern des Kriegs verlieh, war die einzige Auszeichnung, die er mit sich nahm, als er in Begleitung von Gentz im Juli nach Wien zurückkehrte.

Metternich betrat die österreichische Hauptstadt als Fürst wieder, denn der Kaiser Franz hatte ihm diese Würde für sein ganzes Haus nach der Schlacht bei Leipzig verliehen. Die Tage des Wiener Congresses brachten neuen Glanz für den österreichischen Kaiserstaat, seinen Hof und den Staatskanzler, der den Wirth dabei machte, aber freilich wenig Ruhm. Die Verhandlungen und das Ergebniß dieses Congresses bilden mit ihrem hohlen Glanze den dunkelsten Fleck unserer neuern Geschichte, denn durch sie wurde die große nationale Bewegung, welche Napoleon's Sturz herbeigeführt, zu Grabe getragen und der Grund zu der Reaction gelegt, welche Deutschland und Rußland um die Früchte ihres blutigen Kampfes brachte und die Entwickelung Europas um Generationen hemmte. Metternich fällt hierbei abermals der traurige Ruhm zu, der Haupturheber und Träger dieser Reaction zu sein, und er selbst that alles, Napoleon's Urtheil über ihn zu bestätigen, daß er die Intrigue mit der Politik verwechsele. Er war die Seele des Congresses, weil er unerschöpflich in Intriguen war, und nach seinen mattherzigen, überall der Mittelmäßigkeit fröhnenden und die Schärfe der Fragen abplattenden Entscheidungen fielen die letzten Ergebnisse des Congresses aus, welche uns noch heute mit Zorn oder Verachtung erfüllen müssen. Dafür traf ihn freilich schon damals manch verächtliches Urtheil der mit ihm tagenden Staatsmänner. Selbst Talleyrand nannte ihn geringschätzig einen „Wochenpolitiker, der Zwecke und Mittel ohne Rücksicht auf Ehre und Treue jeden Augenblick verwechsele". Der russische Staatsrath Merian nannte ihn mit schweizerischer Derbheit „lackirten Staub", und der preußische General Nostitz fällte in seinen Briefen folgendes noch tiefer eingehende Urtheil über ihn: „Das Mystificiren gehört zu den natürlichen Anlagen Metternich's, das er im geselligen Verkehr oft bis zur Verzweiflung treibt und welches er jetzt im Cabinet zu einer Fertigkeit gebracht hat, die durch Zartheit und studirte Unbefangenheit eine schützende Ägide für Österreichs geistige Schwächen bilden soll." — „Metternich liebte die geraden Wege nicht", sagt Gervinus. „Er fuhr fort, gegen die verbündeten Fürsten in der Unaufrichtigkeit zu handeln, die er schon früher während der Kriegführung und bei dem Abschluß seiner Verträge mit den süddeutschen Staaten bewiesen hatte. Jetzt ließ er in Wien Denkschriften herumtragen über die Nothwendigkeit einer Verbindung zwischen Österreich, Baiern und Frankreich, um der nordischen Macht ein Gegengewicht zu halten. Er steckte mit Talleyrand zusammen und wechselte Noten mit ihm, obwol die Verbündeten übereingekommen waren, die Franzosen von sich fern zu halten. Rußland und Preußen zu trennen, war ihm kein Mittel zu schlecht. Hinterlistig unterhandelte er mit Nessel-

rode im Rücken des russischen Kaisers und seiner übrigen Minister. Zweizüngig sagte er Sachsen den Preußen zu, wenn sie verhindern hälfen, daß Rußland in Polen seinen Willen durchführe, und dem Kaiser Alexander bot er an, seine polnischen Wünsche zu fördern, wenn er einwillige, daß Preußen nicht Sachsen erhalte." Als Alexander dies durch Hardenberg kund wurde, und er es dem österreichischen Staatskanzler vorhielt, leugnete dieser es ab, und der Kaiser strafte ihn Lügen. Alexander erklärte dem Kaiser Franz, er wolle mit seinem Minister nicht mehr verhandeln, und bedauerte, daß seine Stellung ihm verbiete, an dem elenden „Schreiber" Rache zu nehmen. Und doch ließ auch er sich durch die Macht der Umstände wieder dazu bewegen, sich mit Metternich zu versöhnen und bald darauf selbst ein Freundschaftsbündniß zu schließen. Sein Liberalismus war auch nur „lackirter Staub".

Hätte Napoleon nicht den Wiener Congreß zersprengt, so hätte die Welt die namenlose Schmach erlebt, daß der große Völkerkrieg in einen Cabinetskrieg für Metternich's Conservatismus verlaufen wäre. Er brachte das Bündniß zwischen Österreich, England und Frankreich zu Stande, dem sich später Baiern, Hannover, die Niederlande und Sardinien anschlossen, und das Rußland und Preußen an der Herstellung Polens und der Einverleibung Sachsens hindern sollte. Alexander wollte an diesen Vertrag nicht glauben. Da sandte Napoleon selbst an Alexander diesen Vertrag, den er bei seiner Rückkehr von Elba in den Tuilerien vorgefunden, wo ihn die Bourbons vergessen hatten. Alexander ließ Metternich zu sich bescheiden, zeigte ihm den Vertrag in Gegenwart Stein's und sagte, indem er ihn in den brennenden Kamin warf: „Sprechen wir nicht mehr davon, wir haben besseres zu thun!" Durch diese Großmuth wurde Metternich gewonnen, und von da ab neigte er sich dem Kaiser Alexander zu. War es staatsklug von Metternich, daß er die Herstellung Polens verhinderte? Sie hätte die alte Schranke zwischen Rußland und dem übrigen Europa hergestellt, welche von der Natur geschaffen war und welche die Fürsten voll Unverstand in der Habgier des Länderbesitzes niedergerissen hatten. Daß Rußland seinen Plan modificirt durchsetzte und ein Königreich Polen unter russischer Oberherrschaft mit einer Scheinverfassung herstellte, konnte er doch nicht verhindern, erlebte aber dafür, daß Rußland dieses schwache Polen mehr und mehr absorbirte und damit seine Grenzen bis auf hundert Meilen von Wien und Berlin vorschob. Napoleon erklärte auf St.-Helena, es sei ihm unbegreiflich, wie man dies in Wien habe zugeben können. Von Sachsen bot Metternich zuerst drei Viertheile an Hardenberg, dann als dieser mit der Forderung seines Staats in Noth gerieth, nur ein Fünftheil, und die Theilung des Landes wurde von Österreich erdacht, um Preußen zu prellen. Als der Herzog von Weimar über diese Entscheidung der Sache brummte, sagte der Kaiser Franz zu ihm: „Nu, nu, was brudeln's mit dem Kopfe? Sie verstehen die Sache nicht. Wenn das Land getheilt wird, kommt es am ersten wieder zusammen."

Während des Krieges ließ sich Metternich auf die von Stein und Hardenberg vielfach besprochene Idee ein, daß Deutschland der Herrschaft Österreichs und Preußens untergeben werden solle, wobei die Mainlinie als Grenzlinie angenommen und Preußen die eigentliche Leitung der Geschäfte zugedacht wurde, um diesen Plan zu benutzen, Baiern an Österreich zu ketten. Nachdem er dies erreicht hatte, erklärte er Hardenberg in Wien: „Sein Kaiser werde kein preußisches Directorium und überhaupt keine Theilung Deutschlands in Nord und Süden dulden, der Bund müsse in vollkommener Einheit gebildet werden." Österreich bedurfte dieser, um sich durch seine größere Macht als Kaiserstaat einen Einfluß zu sichern, der den Preußens überragen und beiseite drängen konnte. Metternich erklärte auch geradeheraus: „Wenn Deutschland ein Bundesstaat werden solle, müsse Österreich darin herrschen. Wolle man dies nicht zugestehen, so müsse ein möglichst lockerer Staatenbund errichtet werden, welcher für die einzelnen Theile den Einfluß der Mächtigen offen lasse." Wir haben diesen lockern Staatenbund noch vor uns. In seinen Erklärungen über den Zweck des Bundes sagte Metternich ebenfalls ganz unverhohlen, daß er dazu dienen solle, „in dem Centrum Europas eine große defensive Vereinigung zur Erhaltung der Ruhe des Welttheils zu bilden". — „Er legte ihm", sagt Gervinus sehr treffend, „die einem kleinen Lande natürliche, einem großen Volke schimpfliche Rolle eines regungslosen neutralen Staats auf." Der fremden Arglist arbeitete er damit trefflich in die Hände, die jeden deutschen Bund seiner Natur nach unschädlich zu machen wußte, die aber auch, wie aus Castlereagh's Briefen hervorgeht, das Zusammengehen Österreichs und Preußens als das beste Mittel ansah, beide deutsche Großmächte für andere Großmächte unschädlich zu machen. Die Krönung des ganzen Werks war, daß Metternich die Bundesacte, eine Verfassungsurkunde, die Deutschlands eigenste Angelegenheit betrifft, in die allgemeine Wiener-Congreß-Acte einrücken ließ, unter lauter Urkunden, die lauter äußerliche Gebietsverhältnisse betrafen, daß er neben dem Besitzstande der europäischen

Staaten auch die Entwickelung und Verfassung Deutschlands unter die Einsprache der fremden Mächte stellte.

Mit dieser deutschen Politik leitete Metternich das System ein, durch welches er Europa zu beherrschen trachtete und hoffte. Indem er Österreich seine alte gebietende Stellung wieder verschaffte, zwang er Preußen mit ihm zu gehen. Nur um den Preis eines Kampfes gegen Österreich hätte der Staat Friedrich's des Großen die nationale Bewegung in seinem Innern erhalten und sich mit den constitutionellen süddeutschen Ländern verbinden können. Dazu war jedoch der Charakter des Königs Friedrich Wilhelm III. nicht angethan, wie Metternich wohl wußte, und weit eher ließ er sich in die Reaction der alten Zeit zurückdrängen, als zum entschiedenen Fortschritt spornen.

Auch der Kaiser Alexander war zu gewinnen und zu bestimmen, nachdem er sich einmal durch Frau von Krüdener für den Pietismus und die Idee der Heiligen Allianz begeistern lassen und in dieser Richtung dem Liberalismus, mit dem er bis dahin gespielt, seine wahre Gestalt gegeben hatte. Hatte sich Alexander doch schon auf der Fortsetzung des Wiener Congresses so sehr von Metternich umstricken lassen, daß er den einst von ihm so tief verachteten „Schreiber" zu einer Privatcorrespondenz mit sich aufforderte und aus dieser seine Hauptansichten über die Lage Europas schöpfte! Metternich ließ es sich in seiner Frivolität gefallen, daß ihm für diese Correspondenz jährlich 50000 Dukaten Honorar gezahlt wurden. Ein österreichischer Staatskanzler für seine Briefe an den Kaiser von Rußland besoldet, das ist ein Gedanke, den wir heutzutage kaum zu fassen vermögen. Metternich war er vermuthlich so wenig anstößig als die Zahlung von 60000 Dukaten jährlich, mit welchen der König von Neapel die Verleihung des Titels eines Herzogs von Portella an Metternich begleitete. Auch die Schenkung des Johannisbergs durch den Herzog von Nassau und der Abkauf der schwäbischen Reichsabtei Ochsenhausen für eine hohe Summe durch den König von Würtemberg gehören in diese Reihe. Diese Fürsten werden wol gewußt haben, wozu ihnen die Opfer dienten, welche sie damit brachten.

Die Bourbons in Frankreich konnten nur damit zufrieden sein, wenn Metternich's Förderung der conservativen Interessen ihrer Herrschaft eine neue Stütze gab, und die Tories in England hatten nichts dawider, wenn der Continent Europas sich durch Österreich von seiner nationalen Erhebung ablenken und in sich schwächen ließ. Um so sicherer konnte England darauf rechnen, ihm durch die freie Entwickelung seiner Kräfte im Handel und der Industrie den Rang abzulaufen.

Unter solchen Verhältnissen mußte die Intriguenpolitik die Oberhand gewinnen und Metternich deren Leitung in die Hand bekommen. Die Geschichte der Congresse von Aachen, Karlsbad, Troppau, Laibach und Verona bildet zugleich die Geschichte des österreichischen Conservatismus und des Metternich'schen Machiavellismus. Nachdem Metternich die Welt damit zu blenden gesucht, daß nicht die Rückkehr zu dem Alten, sondern die Erhaltung des Bestehenden gesucht werden müsse, um den rechten Übergang zu dem Neuen zu finden, kehrte er die Bekämpfung der liberalen Ideen, welche Europa durchdrangen, immer entschiedener hervor, bis sich seine ganze politische Weisheit in die raffinirteste Polizeiherrschaft auflöste, welche die Welt bis dahin gekannt hatte. Damit die Revolutionen vermieden werden könnten, sollte nach Metternich's Plan die Diplomatie eine Art Vorsehung werden, welche über die Geschicke der Völker und die Sicherheit der Throne wachen möchte. Wo sich irgend liberale Bewegungen zeigten, war Metternich mit dem Vorschlage eines allgemeinen Congresses bei der Hand, und auf seine Veranlassung wurden die Interventionen in Neapel und Spanien vorgenommen, welche die Völker beider Länder ihrer Verfassungen beraubten und sie in die Ketten des alten Absolutismus schmiedeten. Sowie Metternich Deutschland mit einem Polizeinetz umspann, um es in Knechtschaft und Abhängigkeit von Österreich zu erhalten, suchte er ganz Europa zu beherrschen, und es gelang ihm nur zu gut, solange Frankreich in seiner Ohnmacht und England in dem Egoismus seiner aristokratischen Handelspolitik ihm kein Hinderniß in den Weg legten.

In dem zersplitterten Deutschland gelang das Werk der Intrigue vollständig. Wie männlich und entschlossen ihm auch anfangs die süddeutschen Fürsten entgegentraten, welche mit ihren Völkern gingen und die aus freiem Willen von ihnen gewährten Verfassungen und die Preßfreiheit gegen die Angriffe des österreichischen Staatskanzlers vertheidigten, so mußten sie doch unterliegen, als Preußen auf die Seite Österreichs trat und durch die Karlsbader Beschlüsse die junge Saat der eben erst begründeten constitutionellen Freiheit zertreten half. „Schritt für Schritt", sagt Gervinus, „suchte Metternich's Staatskunst die Bundesbehörde brach zu legen,

alle Thätigkeit zersplitternd in den Einzelstaaten zu schrecken und unter der Pflege des Sonderwesens, dem lähmenden Einfluß und dem Beispiel seiner Mittelstaatspolitik zu dem einzigen einheitlichen Princip im Bunde zu machen." Schon im Jahre 1815 sandte Metternich dem österreichischen Gesandten in München die Weisung, möglichst jeder Art von Verfassung entgegenzuwirken. Durch seine Auslegung des 13. Artikels der Bundesacte suchte er die ins Leben getretenen constitutionellen Volksvertretungen auf die Linie der österreichischen Postulaten-Landtage herunterzubringen. Gentz mußte die Darlegung des badischen Abgeordneten Winter, der aus dem preußischen Entwurf der Bundesacte unwiderlegbar nachwies, daß nicht altständische, sondern das neuere constitutionelle Vertretungssystem mit dem 13. Artikel gemeint sei, für anarchisch und mit dem monarchischen Regierungssystem unverträglich erklären.

Metternich wußte seine Absichten bei dem Bundestage durchzusetzen, indem er sich der einzelnen Höfe versicherte, ehe die Sache an die Bundesversammlung gelangte. So geschah es vor allem mit den Karlsbader Beschlüssen, die dem Bundestag nur zum Registriren vorgelegt wurden. Als dieser sich dazu hergab, war es um seine Autorität in Deutschland geschehen. „Was sollte man von einer Versammlung erwarten, die, statt in stolzer Kraft aufzustehen, sich stumm zum Diener eines schlechten Princips und einer illiberalen, terroristischen Faction erniedrigte", sagt Gervinus. Als Niebuhr um diese Zeit aus Rom nach Deutschland zurückkehrte, sah er voraus, „daß ein Leben ohne Liebe, ohne Patriotismus, ohne Freude, voll Mismuth und Groll zwischen Regierungen und Unterthanen aus solchen Verhältnissen entstehen würde".

Was die Karlsbader Beschlüsse mit ihrer Herstellung der Censur und Unterdrückung des freien Geistes der Universitäten noch übrig ließen, wußte Metternich durch die Wiener Schlußacte zu erreichen, die er mit den reactionären Regierungen berieth, ohne auf die liberalen zu achten. In ihrem Eingange ist scharf hervorgehoben, daß der deutsche Staatenbund nicht zu einem Bundesstaat übergehen dürfe. Bei Ruhestörungen in einem Bundesstaate sollte im Nothfall auch ohne Aufforderung des Fürsten der Bundesschutz eintreten dürfen. Die landständischen Verfassungen sollten nach den gegebenen Vorschriften geändert werden. Damit war dem Despotismus Thür und Thor geöffnet und Deutschland Österreich preisgegeben, sobald dieses es in seinem Interesse fand, den Liberalismus in irgendeinem deutschen Staat zu unterdrücken.

Dem Plenum der Bundesversammlung wurden die wiener Beschlüsse nur als Resultat der gemeinsamen Berathung der dabei betheiligten Staaten zur Bekanntmachung, jedoch als Ergänzungsact zur Bundesverfassung vorgelegt. In Würtemberg wurde die Wiener Schlußacte darauf zwar nicht veröffentlicht, sie war aber darum nicht minder vorhanden. In welchem Ideenkreise sich Metternich in dieser Zeit bewegte, geht aus seinem Briefe an Berstett vom Mai 1820 hervor, in dem er sagt: „Die Zeit rückt unter Stürmen vorwärts, und es ist ein vergebliches Bemühen, sie aufzuhalten", gleich darauf aber hinzufügt: „man müsse das Bestehende aufrecht erhalten, um vielleicht mittels dessen das Verlorene wiederzuerhalten."

Aus dem Material, welches Metternich nach Petersburg lieferte, ging die Denkschrift Stourdza's über den Zustand Deutschlands hervor. Varnhagen erzählt in seinen Memoiren, daß, als aus seinem Gesandtschaftsbericht nach Berlin die Nachricht über Kotzebue's Ermordung durch Sand nach Wien an Metternich gelangte, dieser bei weitem nicht so erschrocken gewesen sein soll wie die preußischen Staatsmänner, weil er wohl wußte, daß er von den Studenten seines Landes nichts zu fürchten hatte, daß er aber in die Worte ausgebrochen sei: „Es kommt darauf an, was man aus der That macht." Gleich darauf erließ er ein vertrauliches Rundschreiben an Hardenberg, in welchem er auf die zunehmende Demoralisation des Volks hinwies, und schließlich sagte: „Es sei die höchste Zeit, durch energische Maßregeln das Übel bei der Wurzel zu fassen und gegen die demagogischen Umtriebe die Mittel gerechter Nothwehr zu ergreifen." Gentz schrieb um diese Zeit: „Zuerst muß das Turnen wieder aus der Welt; dies sehe ich wie eine Art Eiterbeule an, die geradezu weggeschafft werden muß, ehe man zu einer gründlichen Cur schreitet."

Hardenberg wurde ein gelehriger Schüler Metternich's und Gentz'. Für den österreichischen Staatskanzler waren die Verfolgungen der Demagogen ein Bedürfniß, ein unabweisbares Mittel zum Zweck. Bei der Anstellung dieser Razzia auf revolutionäre Gesinnungen wurden aber auch die Führer der nationalen Bewegung in Preußen in halben Anklagezustand versetzt, und die Denunciation, welche der berüchtigte Janke schon auf dem Wiener Congreß erhob, ging bis auf Fichte's „Reden an die deutsche Nation" zurück. Österreich verfolgte den Liberalismus des 19. Jahrhunderts, wie es den Protestantismus des 16. Jahrhunderts verfolgt hatte, und Preußen gab sich zu der erniedrigenden Rolle her, ihm dabei hülfreiche Hand zu leisten.

Aus Varnhagen's „Denkwürdigkeiten" ist zu ersehen, daß es die Absicht des Kaisers Franz und

Metternich's war, Baden nach dem Aussterben des zähringer Fürstenstammes zwischen Baiern und Österreich zu theilen, um sich im Südwesten Deutschlands festzusetzen und durch die Vergrößerung Baierns dieses zum österreichischen Vasallenstaat zu machen. Nur die Drohung des Großherzogs von Baden, es auf den Krieg mit Baiern ankommen zu lassen, und die wirkliche Rüstung dazu wendeten die Gefahr ab. Als der General Tettenborn als badischer Abgesandter in dieser Angelegenheit in Wien war, sagte der Kaiser Franz mit der größten Naivetät zu ihm, es habe ihn immer geschmerzt, daß er den alten Antheil Österreichs an der Pfalz habe aufgeben müssen, und er wisse, daß sich die Bevölkerung noch nach der österreichischen Herrschaft sehne, worauf ihm Tettenborn geradezu erwiderte, daß dies nur von einigen wenigen reactionären Familien gesagt werden könne. „Den Grafen Hochberg werde ich nie anerkennen", erklärte der Kaiser.

Metternich war weniger naiv und deshalb zugänglicher. Sobald ihm die wirkliche Kriegsgefahr nahe gerückt wurde, stand er von dem Plane ab. Zur Zeit des Wiener Congresses ging er ernsthaft mit dem Gedanken um, den König von Baiern zum König der Lombardei zu machen und Baiern dafür an Österreich zu bringen. Wäre ihm dies gelungen, so wäre Österreich vollends Herr von Deutschland geworden und hätte auch die geringe Opposition, welche ihm Süddeutschland entgegenstellte, im Keim erstickt.

Wie Österreich dabei verfahren sein würde, zeigt seine Knechtung Italiens, bei der es sich nicht einmal die Mühe gab, den Schein zu wahren. Nachdem im Jahre 1814 „im Namen der italienischen Unabhängigkeit" von der Lombardei und Venetien Besitz ergriffen und das Versprechen nationaler Institutionen gegeben war, erklärte der Kaiser Franz einer Deputation von Lombarden in demselben Jahre: „Die Lombarden müssen vergessen, daß sie Lombarden sind. Meine italienischen Provinzen brauchen nur durch das Band des Gehorsams gegen den Kaiser vereinigt zu sein." Zu Ende des Jahres 1815 sprach Kaiser Franz nur noch von „seinem Italien", und Metternich sagte zu dem Marchese Stellario: „Der Kaiser will den Geist des italienischen Jakobinismus zerstören, um so die Ruhe Italiens herzustellen." Die österreichischen Gesetzbücher wurden in der Lombardei eingeführt, die höchsten Beamtenstellen nur an Deutsche gegeben und unverhohlen erklärt, daß man Italien germanisiren wolle. Dem Volke wurde die verhaßte Conscription auferlegt und die Dienstzeit verdoppelt. Das im Jahre 1816 geschlossene geheime Bündniß mit Neapel, nach welchem dieser Staat keine Verfassungsveränderung ohne Österreichs Zustimmung vornehmen durfte, bewies deutlich, daß Österreich es auf eine vollständige Beherrschung Italiens abgesehen habe. Nach dem Erlaß der Karlsbader Beschlüsse kündigte Metternich den italienischen Fürsten an, „daß sein Kaiser beschlossen habe, die bestehende Ordnung nicht nur in dem österreichischen, sondern auch in dem übrigen Italien zu schützen". Demgemäß ließ er den Eintritt in die „hochverrätherische" Verbindung der Carbonari bei Todesstrafe verpönen, sorgfältige Listen der neuen Jakobiner anfertigen, und befahl die letztern überall einzuziehen, indem er die Behörden zum Ausschluß jeder unzeitigen Schonung ermahnte.

Mit diesem herrischen Auftreten, das allgemeine Unzufriedenheit in Italien erweckte, konnte England nicht zufrieden sein, und Castlereagh bemühte sich, Rußland ebenso zu stimmen und es von Österreich zu trennen. Der Kaiser Alexander schwankte selbst, als er sich nach Troppau zu dem von Metternich berufenen Congresse begab, ob er nicht der österreichischen Herrschgier, welche verlangte, daß ihm Neapel und Italien ohne Bedingung ausgeliefert würden, eine Schranke ziehen sollte. Da gab der Zufall dem Fürsten Metternich ein Mittel in die Hand, den russischen Kaiser aufs neue für seine Plane zu gewinnen. Durch eine rasche Benachrichtigung durch den österreichischen Gesandten in Petersburg war er im Stande, die Nachricht von der Widersetzlichkeit des Garderegiments Semenow dem Kaiser früher mitzutheilen als sein eigener Gesandter, und an diese Mittheilung knüpfte er die Warnung vor der Fortpflanzung der Revolutionsseuche und der Soldatenempörungen. Von da ab war Alexander von steter Furcht vor den Dolchen der Carbonari erfüllt und stimmte allem bei, was Metternich als unabweisbar forderte. Hinter dem Rücken Frankreichs und Englands wurde ein Protokoll aufgenommen, durch das Österreich, Preußen und Rußland sich als Centrum der Union der europäischen Staaten und diese Union selbst als weitere Entwickelung der gegen die Französische Revolution geschlossenen Bündnisse hinstellten. In Neapel sollte die Revolution zuerst unterdrückt und der König dieses Landes zu einer Zusammenkunft nach Laibach eingeladen werden. Metternich erklärte dort an Kapodistrias, daß sein Kaiser eher den Krieg gegen Neapel eröffnen als die Einführung der Verfassung dulden werde.

Die kleinern Staaten fühlten sich mit Recht durch dieses Auftreten der Ostmächte verletzt, und in München, Stuttgart und Karlsruhe drohte man mit einem Gegencongreß, während die englische Presse die rückhaltslosesten Ausfälle gegen die legitimistische Propaganda machte. Metternich setzte seinen Willen in Neapel jedoch nur zu gut durch, weil der König dieses Landes mit ihm unter Einer Decke spielte. Bei den Verhandlungen über diese Angelegenheit bestritt Metternich die Möglichkeit, aus dem Buchstaben der Verträge die Verpflichtung zur Bekämpfung der Revolution herzuleiten, sowie er auch die Möglichkeit und Nützlichkeit einer Einmischung in die innere Organisation Neapels bestritt. Das Recht der Initiative müsse sich auf die einzige Thatsache beschränken, die Freiheit des Königs herzustellen, um es zum unabänderlichen Princip zu erheben, daß jede rechtmäßige Gewalt geschützt werden solle, welche die Hülfe der Mächte verlange. Was der König von Neapel seinen Interessen und damit den Wünschen des „gesunden" Theils der Nation entsprechend finde, müsse als die gesetzliche Grundlage der künftigen Ordnung der Dinge gelten. Es macht einen tragikomischen Eindruck, Metternich unablässig von der „Gesundheit" des Volks sprechen zu hören. Was sich seinem System des Despotismus unterwarf, galt ihm allein für gesund, während er selbst alles that, den natürlichen Entwickelungsgang ganz Europas zu hemmen und ihm dadurch die verderbliche Krankheit der allgemeinen Unzufriedenheit einzuimpfen, von der es sich nur durch revolutionäre Ausbrüche heilen konnte. England verweigerte den despotischen Absichten Österreichs seine Zustimmung, Frankreich und Rußland drangen auf eine friedliche Vermittelung mit Neapel, welche für jeden verständigen Politiker vollkommen ausreichte. Metternich ließ dem Kaiser Alexander jedoch keine Ruhe, als bis er in die gewaltsame Unterdrückung der Revolution in Neapel willigte. Wie viel diese nützte, hat die Wiederholung der Revolution in den Jahren 1830, 1847 und 1860 gezeigt.

Als die österreichischen Truppen gleichzeitig den in Piemont zur Herstellung einer Constitution unternommenen Versuch unterdrücken halfen, sagte Metternich triumphirend zu Alexander: „Da sehen Sie, was eine Revolution bedeutet, die beizeiten gefaßt wird!" In der laibacher Erklärung der drei Mächte, welche Pozzo di Borgo abfaßte, wurde der Sieg der Verbündeten über die Revolution der Vorsehung zugeschrieben, welche die Gewissen der Schuldigen mit Schrecken erfüllt und geschlagen habe. In der österreichischen Circulardepesche ward dagegen mit Wohlgefallen auf die Gebrechlichkeit der Revolution hingewiesen, „die bei der ersten Berührung in Staub zerfallen sei", und der Beruf der Mächte betont, Europa vor Anarchie zu bewahren, den sie zu entweihen glaubten, wenn sie sich durch die engen Berechnungen einer vulgären Staatskunst leiten ließen, und daß nützliche Änderungen in der Gesetzgebung und Verwaltung nur von dem freien Willen derer ausgehen sollten, die Gott für ihre Gewalt verantwortlich seien. In Italien begannen von da ab neue Verfolgungen, Verhaftungen und Verurtheilungen der angesehensten Bürger, welche den Haß gegen Österreich verstärkten. Dreizehn Verurtheilte aus Brescia wurden vor ihrer Abführung auf einer Bühne öffentlich an den Pranger gestellt. Als der Graf Confalonieri auf dem Wege nach dem Spielberge nach Wien gebracht wurde, suchte ihn Metternich persönlich auf und versprach ihm eine Änderung seines Schicksals, wenn er seine Mitverschworene und die Hauptförderer der Revolution enthüllen wolle. Der Graf wies das Anerbieten mit Verachtung von sich und wanderte lieber in den Kerker, aus dem er erst nach dem Tode des Kaisers Franz im Jahre 1836 entlassen wurde. Seine Frau und sein Bruder waren unterdessen gestorben. Viele von den Verurtheilten starben im Kerker, andere wurden wahnsinnig. Alle aber trugen ihr Schicksal mit Würde, und es war der Stolz der Italiener, „daß die österreichische Verfolgung den Kohlensack zwar geschüttelt, aber nicht geöffnet habe". Auf die Carbonari folgte das Junge Italien und auf dieses der Nationalverein, welcher die Befreiung Italiens mit Hülfe Piemonts vollführte, und Österreich unterlag schließlich und mußte dem italienischen Volke das Feld räumen.

Auf dem Congresse zu Laibach wurde Metternich von dem Kaiser Alexander so günstig und vertrauensvoll behandelt, daß er fast täglich zu diesem wie zu seinem Herrn zum Vortrag ging. Der Kaiser zog Metternich über alles zu Rathe und richtete sich meistentheils nach seinen Ansichten. Kapodistrias' Einfluß wurde dadurch ebenso vermindert als der Nesselrode's stieg, sodaß Metternich auf die gänzliche Entfernung des Griechen aus allen Geschäften hinarbeitete. Alexander lebte auch mit dem Kaiser Franz auf dem vertraulichsten Fuß und pries es als eine Fügung Gottes, daß er gerade um diese Zeit Gelegenheit zum persönlichen Zusammensein gehabt, da ohne dies durch die griechische Sache Misverständnisse von schweren Folgen zwischen ihnen hätten entstehen können.

Der Congreß von Verona gab Metternich neue Gelegenheit, seine Kunst im Intriguiren zu zeigen. In der spanischen Frage kreuzten sich die verschiedenen Interessen noch mehr als in der italienischen Politik, wo Österreich das Feld überlassen werden mußte, weil Rußland mit ihm ging. In Spanien suchte dagegen Frankreich die Intervention, um seinen alten Einfluß über dieses Land wiederzugewinnen, während England daran liegen mußte, die Intervention abzuwehren, um den französischen Einfluß abzuwehren, der seinem Handel mit Spanien schädlich werden konnte. Metternich hatte die Beweise, daß Frankreich die spanische Revolution zu einer Propaganda für seine Charte, zur Vergrößerung seines Einflusses zu benutzen trachtete, und sein Bestreben mußte daher dahin gehen, dem Interventionsgelüste Frankreichs die Zwecke der Heiligen Allianz unterzuschieben. Englands halb feindliche Haltung verbot die strengen Congreßformen. Metternich theilte die Sitzungsprotokolle den Gesandtschaften nicht mit und führte kein allgemeines Protokoll. Wellington nahm deshalb an den Beschlüssen der Sitzungen keinen Theil und verlangte im Auftrage seiner Regierung die Vertagung der Sache, weil nach deren Ansicht die Einmischung in die spanischen Angelegenheiten die Gefahren des Kriegs nur vermehren könne. Gleichzeitig legte er Anträge über die Unterdrückung des Negerhandels, über die spanischen Colonien und die Rheinschiffahrt vor, und reiste gleich darauf ab, um in Paris die Regierung vor den Planen der Heiligen Allianz zu warnen. In Bezug auf die spanischen Colonien erfolgten sofort gereizte Antworten der vier Mächte. Metternich drängte zur Entscheidung, weil die Mächte zu beweisen hätten, daß sie den vollständigen Sieg der Royalisten in Spanien nicht abzuwarten brauchten, um ein verspätetes Bekenntniß ihrer Principien zu machen. Siegte aber etwa die Revolution, so wären die Mächte einmüthig entschlossen, sie zu bekämpfen. Da die Regierung Ludwig's XVIII. sich nicht zeitig genug nach der Forderung der Ostmächte entschieden, wurde sie genöthigt, ihren ersten Geschäftsträger abzurufen und an dessen Stelle Châteaubriand den traurigen Ruhm zu verschaffen, die reactionäre Invasion in Spanien zu Stande bringen zu helfen. Solange der berühmte Minister die liberalen Interessen in Spanien vertrat, stellte sich ihm Metternich ebenso hochmüthig gegenüber, wie er es gegen Canning gethan und wie er sich früher gegen Humboldt und Kapodistrias benommen hatte.

Wellington berichtete an Canning über Metternich: derselbe „sei von dem Ehrgeize beseelt, sich an die Spitze der Politik des Festlandes zu bringen", und Canning ließ sich diese Gelegenheit nicht entgehen, Metternich die Schranke seiner Macht zu zeigen, indem er ihm nachwies, daß er den englischen Einfluß auf Europa nicht zu würdigen verstehe. Metternich hatte sich zu der Äußerung hinreißen lassen, die Politik der englischen Nation sei nicht mehr das, was sie vor dem Frieden gewesen. Die Versammlungen, Unterzeichnungen und Einmischungen der Engländer zur Unterstützung aller Revolutionen in Europa verriethen die feindselige Stimmung der Nation gegen die alten Regierungen und Systeme; die Reden im Parlament hielten die Sache der Revolution aufrecht und verursachten eine veränderte Politik der Regierung. Deshalb sei der Einfluß Englands auf dem Festlande in Verfall. Auf diese beschränkte Klage ließ ihm Canning in einer vertraulichen Note eine ausführliche Zurechtweisung zugehen, indem er ihm nachwies, daß er das englische Staatsleben nicht verstehe. Die nach dem Kriege geschlossene Allianz sei nur gegen eine bonapartistische Revolution in Frankreich gerichtet gewesen, belehrte er ihn. Die Verbündeten hätten kein Recht, bei ihren Interventionen zur Mitwirkung aufzufordern, da England seinen Grundsätzen gemäß jedem Staat das Recht zugestehen müsse, seine Angelegenheiten selbst zu ordnen und Angriffen zu widerstehen. In Bezug auf den englischen Einfluß müsse der fünfundzwanzigjährige Kampf gegen Frankreich Europa wol belehrt haben, wo es Schutz gegen Übermacht zu suchen habe. Ein Antheil an Congressen über Carbonari und Freimaurer werde ihm vermuthlich weniger Vertrauen erwecken als solch ein Krieg. Englands Einfluß könne nicht durch Einmischen in armselige Interessen und innere Händel anderer Länder erhalten werden, sondern müsse sicher in der Quelle seiner Stärke im Innern sein, und diese liege in der Eintracht zwischen Volk und Regierung, zwischen Parlament und Krone. Wenn Metternich glaube, das Haus der Gemeinen sei ein bloßer Hemmschuh für die freie Handlung der Räthe der Krone, so sei er im Irrthum. Wehe dem Minister, der die Geschäfte des Landes auf den Grundsatz hin führen wolle, den Gang seiner äußern Politik nach den Entscheidungen der großen Allianz zu bestimmen, während er dem Parlament Sand in die Augen zu streuen suche, wie Metternich für möglich halte! Es gebe in England nicht eine Sprache für das Cabinet und eine für das Parlament. Die Minister könnten verschiedener Ansicht mit dem Parlament sein, wenn dieses aber auf der seinen beharre, hätten die Minister sie anzunehmen oder abzugehen. Metternich täusche sich, wenn er sich einbilde, daß es blos die Neutralität gewesen was Parlament und Nation in

der spanischen Frage gebilligt hätten, und nicht vielmehr die Motive, auf welche die Neutralität gegründet sei. Es wäre nicht blos die Sprache der Regierung, es wäre der feste Glaube an deren Aufrichtigkeit, es wären nicht blos Lord Liverpool's Reden, die Metternich so viel Unbehagen gemacht, sondern das Vertrauen auf die Gesinnung der Minister gewesen, welche das Land befriedigt hätten. Er, Canning, halte es für sehr unrathsam, die Grundsätze der Monarchie und Demokratie in den Kampf zu führen, und er meine, die Schlacht des monarchischen Princips hätte nicht mit mehr Nachtheil geführt werden können als für einen Ferdinand VII. Doch das sei Metternich's Sache, die Sache Englands sei, den Frieden der Welt zu erhalten. Metternich scheine die Ansicht zu hegen, daß es keinen sichern Frieden gebe, außer unter den Zaubersprüchen der reinen Monarchie. In England glaube man, daß die Harmonie der politischen Welt durch die verschiedenen Einrichtungen in verschiedenen Staaten nicht mehr gestört werde als die der physischen Welt durch die verschiedene Größe der Körper.

Wie tief stehen neben dieser gediegenen Weltanschauung des liberalen Staatsmanns die hohlen, unwahren Phrasen des Intriguanten Metternich über die alleinseligmachende absolutistische Regierungsform! Wie schulknabenmäßig muß er sich von dem gewandten, kampfbereiten Helden des Parlaments zurecht weisen lassen. Die Feindschaft, welche aus diesem Notenwechsel zwischen beiden Männern entstehen mußte, übertrug sich auch auf die Angelegenheit der spanischen Colonien in Südamerika. Auf dem Congreß von Verona erklärte Metternich, daß die Heilige Allianz die Losreißung der Colonien von der spanischen Herrschaft nie anerkennen, sondern bekämpfen werde, während Canning am 9. Oct. 1823 die Erklärung abgab, daß er keine Intervention in Südamerika, wofern sie nicht von Spanien allein ausgehe, dulden werde. Metternich suchte auch diese Opposition durch sein gewöhnliches Kunststück, durch den Vorschlag zu einem Congreß zu brechen. Canning lehnte die Einladung dazu ab. Darauf forderte Metternich, daß die Heilige Allianz nicht compromittirt werde. Canning erwiderte: England werde die Unabhängigkeit der Colonien anerkennen. Metternich eilte nach Paris, um von dort aus gegen Canning zu agitiren, und erklärte dort: die Unabhängigkeit der Colonien sollte anerkannt werden, wenn das monarchische Princip geachtet und ein legitimer Fürst gewählt werde. Canning antwortete darauf mit der formellen Anerkennung der südamerikanischen Freistaaten. Diese Niederlage, an welche sich die in der portugiesischen Angelegenheit knüpfte, wo Metternich seinen Schützling Dom Miguel durch Englands Unterstützung von dessen liberalen Gegner vertreiben sehen mußte, nachdem es Canning gelungen war, das pariser Cabinet für Dom Pedro zu gewinnen, setzte den österreichischen Staatskanzler in Wuth, und er ergoß sich in maßlose Schmähungen gegen Canning, denen Gentz im „Österreichischen Beobachter" Worte gab. Er nannte die englische Regierung die erbärmlichste der Welt. Metternich pflegte Canning einen Flachkopf und liberalisirenden Gecken zu nennen, „der sich spreizen wolle, aber von den politischen Zuständen Europas nichts verstehe". Dafür nannte Europa den englischen Premierminister den hellsten Kopf, der jemals über das Schicksal der Staaten entschieden hatte. Canning selbst steigerte seinen Liberalismus bis zur Drohung gegen die Heilige Allianz, indem er erklärte, wenn diese ihre Feindschaft gegen England bis zum Kampf treibe, so werde dieser nicht blos zwischen zwei fechtenden Heeren, sondern zwischen zwei kämpfenden Principien entbrennen, wobei Großbritannien unter seinem Panier alle unzufriedene und unruhige Geister, alle über den gegenwärtigen Zustand ihrer Länder Misvergnügte sammeln werde. Der schlechte Eindruck, welchen Dom Miguel's Sache in ganz Europa hervorbrachte, nöthigte den Fürsten Metternich ableugnen zu lassen, daß er die von ihm angezettelte Revolution unterstützt habe.

Nach dem Congreß von Verona that Metternich Deutschland noch einmal die Schmach an, die deutschen Angelegenheiten der Entscheidung des russischen Einflusses anheimzugeben. Da der König von Würtemberg lebhaftere Opposition als je gegen Österreich machte, und sogar gegen das veroneser Rundschreiben Metternich's ein Gegenschreiben erließ, von dem dieser sagte: „es sei eine durch Inhalt und Form gleich auffallende Depesche, durch welche der König seine längst bekannten feindseligen Gesinnungen gegen die verbündeten Mächte ohne Scheu an den Tag lege"; so veranlaßte Metternich den Kaiser Alexander, seinen Einfluß bei seinem Schwager zu verwenden, daß dieser eine andere Richtung einschlage, und zunächst dahin zu wirken, daß der würtembergische Minister Wangenheim aus Frankfurt abberufen werde. Metternich selbst wirkte in München auf Wrede und berief darauf die ihm befreundeten Minister zu neuen wiener Unterredungen zusammen. Bei diesen legte er Bernstorff einen Plan vor, nach welchem außer der Erneuerung der Bundespreßgesetze die Befugniß zum Einschreiten in die innern Angelegenheiten der deutschen Staaten auf die Beschränkung der Öffentlichkeit der Kammerverhandlungen aus-

gedehnt werden sollte. Diese Unersättlichkeit der Reactionssucht ging jedoch selbst dem servilen Bernstorff zu weit. Er sah Verwickelungen voraus und meinte, dadurch werde die zarte Mittellinie zwischen dem Recht der Gesetzgebung in den Einzelstaaten und der Einwirkung des Bundes verletzt. Die österreichische Maßregel blieb auf die Verlängerung der Preßgesetze beschränkt. Metternich hatte jedoch aufs neue gezeigt, wie weit seine reactionären Plane gegen die Unabhängigkeit der deutschen Staaten gingen.

Canning hatte dem österreichischen Conservatismus in der südamerikanischen wie in der portugiesischen Angelegenheit empfindliche Niederlagen bereitet; eine noch schlimmere Opposition sollte Metternich jedoch von dem Staate erfahren, an den er sich am festesten anklammerte und auf den er sich am sichersten stützen zu können wähnte. Mit der Begünstigung der griechischen Revolution eröffnete der Kaiser Alexander die Reihe von Intriguen, welche wir seitdem haben abspielen sehen, um die Zerklüftung des türkischen Reichs und mit ihr die Aneignung ihres besten europäischen Theils durch Rußland zu Wege zu bringen. Metternich handelte wol im österreichischen und selbst im europäischen Interesse, als er sich dieser Eroberungspolitik widersetzte, aber sein falscher Conservatismus machte ihn auch hierbei unfähig, die rechte Bahn zu finden. Er fand so wenig gegen Rußland wie gegen das Napoleonische Frankreich die rechten Mittel der Bekämpfung. Indem er sich der Befreiung Griechenlands widersetzte und mit allen Kräften widersetzte, zog er Österreich aufs neue den Haß aller Liberalen Europas zu. Die Türkei war nur auf dem Wege zu retten, daß die ihr unterworfenen Nationalitäten durch innere Befreiung gestärkt und dadurch befähigt würden, für ihren Souverän in die Schranken zu treten, wenn dieser durch Rußland bedroht würde und das übrige Europa ihm zu Hülfe eilen wollte. Diese Einsicht mangelte Metternich. Er wollte auch in der Türkei alles beim Alten erhalten wissen und suchte Rußlands Plane, statt sie in der Türkei selbst zu durchkreuzen, durch Intriguen in Paris und London zu paralysiren.

Nur zu bald sollte er jedoch erfahren, daß weder Frankreich noch England, geschweige denn Preußen Lust hatten, mit ihm zu gehen. Er blieb allein, und Rußland stellte seinen Intriguen andere entgegen, wobei selbst das Fortbestehen der österreichischen Macht in Frage gestellt ward. Nachdem Österreich seine Theilnahme an dem Bündniß Rußlands, Frankreichs und Englands zur Pacification Griechenlands verweigert hatte, und Metternich sich bald darauf die größte Mühe gab, ein Bündniß der vier Mächte gegen Rußland zur Erhaltung der Türkei zu Stande zu bringen, trat ihm Pozzo di Borgo in Paris und Berlin mit solcher Energie und solchem Erfolge entgegen, daß alle Bestrebungen des österreichischen Staatskanzlers scheiterten. Welche Regierung hätte es auch gewagt, damals dem allmächtigen Rußland Widerstand zu leisten! Pozzo di Borgo nahm keinen Anstand, Österreich in seiner berühmten Depesche vom Jahre 1825 direct zu bedrohen. „Unsere Politik gebietet uns, uns Österreich in einer fürchterlichen Gestalt zu zeigen, um es durch unsere Vorbereitungen zu überzeugen, daß, wenn es eine Bewegung gegen uns macht, der wildeste Sturm, den es je erlebt hat, über seinem Haupte losbrechen wird." — „Hätte der wiener Hof unsern guten Zwecken und Absichten nachgegeben, so würde der Plan des kaiserlichen Cabinets lange erfüllt sein, ein Plan, der sich nicht nur auf die Besitzergreifung der Donaufürstenthümer und Konstantinopels, sondern selbst auf die Vertreibung der Türken aus Europa erstreckt." Das hieß deutlich genug sprechen und locken. In spätern Depeschen macht Pozzo di Borgo dem Fürsten Metternich zum Vorwurf, daß er keine seiner Versprechungen gehalten und das ihm geschenkte Vertrauen gemisbraucht habe. Er habe England gegen Rußland zu waffnen gesucht und dem französischen Ministerium im Innern Verlegenheiten bereitet, um es zu seinem Willen zu zwingen. Er habe den Bonapartisten geschmeichelt und die „Quotidienne" und die „Gazette de France" gekauft, um die Sache der Türkei von diesen Organen des reinen Königthums und des Jesuitismus vertheidigen und eine Flut von Schmähungen und Lügen auf Rußland werfen zu lassen.

Dem Metternich'schen Allianzplane stellte Pozzo di Borgo einen andern entgegen, wonach sich die übrigen Großmächte mit Rußland gegen Österreich verbinden sollten, und durch welchen Frankreich und Preußen Vergrößerungen in Aussicht gestellt wurden. Im Jahre 1829 ging aus diesen Ideen Pozzo di Borgo's ein neuer Plan hervor, nach welchem Frankreich die Rheinprovinzen wiedererhalten und Preußen durch einen Theil Hollands, Hannovers und Sachsens entschädigt werden sollte. Österreich sollte Serbien und das eine Donauufer, Rußland aber das andere nebst Konstantinopel erhalten. Nach Louis Blanc's Versicherung sind hierüber zwischen Karl X. und dem Kaiser Nikolaus sehr ernste Unterhandlungen gepflogen worden, welchen die Julirevolution ein Ende machte. Bei dem drohenden Ausbruch des Kriegs zwischen Rußland

und der Türkei im Jahre 1828 trat Metternich wieder mit seinem alten Vorschlag eines Congresses für diese Frage hervor, konnte aber keinen Beistand mehr dafür finden. Er mußte schon zufrieden sein, als nach den raschen Erfolgen der Russen die übrigen Mächte sich beeilten, dem Sultan zum Frieden zu rathen, um das weitere Vorgehen Rußlands zu hindern. Metternich verhehlte sich nicht, daß seine Stellung durch die neue Wendung der russischen Politik eine große Erschütterung erlitte. Der Kaiser Nikolaus ließ ihm im Jahre 1829 durch den Grafen Krasinski melden: „Der petersburger Hof sei nicht wenig erstaunt, den Fürsten Metternich in einer den Interessen Rußlands entgegengesetzten Richtung sich bewegen zu sehen, da nach der ganzen Lage Europas nur die innigste Verbindung zwischen Österreich und Rußland die Stabilität und Festigkeit der Throne sichern könne." Metternich erwiderte zwar darauf: „Österreich werde sein System niemals und unter keiner Bedingung ändern. Er sei ein Feind aller Neuerungen und werde allen solchen, welche den Frieden Europas trübten, entgegen sein", wagte aber keine weitern Schritte gegen Rußland und ließ es ruhig geschehen, daß dieses durch den Frieden von Adrianopel seine Suprematie über die Türkei vollendete. Metternich war damals äußerst verstimmt, und Gentz erklärte, „daß mit den Kriegsrüstungen Rußlands der letzte Abschnitt seines Lebens anfange, und daß die Aussicht in die Zukunft nicht finsterer sein könne, als die Gegenwart es sei".

Die Julirevolution brachte noch trübere Tage für den Fürsten wie für seinen berühmten Cabinetssecretär und Publicisten. Wie sehr Metternich dadurch erregt wurde, spricht sich nicht nur in den von ihm betriebenen Maßregeln gegen die liberale Bewegung in Deutschland, sondern selbst in seinen officiellen Schreiben an die österreichischen Geschäftsträger aus, in denen er sich kaum in den Schranken hergebrachter Höflichkeit hielt. In einem solchen Schreiben an den österreichischen Gesandten in Dresden, Grafen Colloredo, vom 28. Sept. 1830, der im zweiten Bande des „Portfolio" abgedruckt ist, spricht er die Hoffnung aus, „daß der sächsische Hof weder dem unsinnigen Pöbel noch den irre geführten Bürgern etwas nachgebe". Diese Ausdrücke sagen alles. Der österreichische Gesandte am Bundestage, Graf Münch-Bellinghausen, mußte in einer vertraulichen Sitzung den übrigen Gesandten den Vorschlag zur schleunigen Unterdrückung der in Deutschland ausgebrochenen Unruhen machen. Es sollte eine Bundesmilitärmacht aufgestellt, die Beschränkung der Presse ausgesprochen und alle Zugeständnisse für nichtig erklärt werden, zu welchen die Fürsten durch ihre Völker gezwungen worden seien. Dieser Politik, durch welche Österreich sein Unterdrückungssystem vollendet und sich zum Herrn von Deutschland gemacht haben würde, widersetzten sich jedoch sämmtliche liberale Staaten sowie auch Preußen, das die Zeitumstände zu benutzen suchte, Österreich aus seiner einflußreichen Stellung zu verdrängen. Leider machte es dazu nur den Versuch. Wie im Jahre 1819 ließ es sich nach kurzer Frist abermals durch Österreich in die Reaction drängen und theilte dessen Maßregeln, freilich in etwas abgeschwächter Weise. Ein österreichischer Vorschlag im Jahre 1830 ging dahin, daß jede vom Aufruhr bedrohte Regierung bei dem Bunde Anzeige zu machen habe. Könne sie sich nicht selbst helfen, so müßten die benachbarten Staaten Hülfe senden. Wäre dieser Vorschlag durchgedrungen, so würde Österreich in kurzer Frist mit den deutschen Mittel- und Kleinstaaten umgegangen sein wie mit den italienischen Ländern, die es als seine Vasallenstaaten ansah, und in denen es jede Bewegung mit eiserner Faust erdrückte. Bei der in Deutschland vorhandenen Opposition fügte sich Metternich dagegen in die Verhältnisse, und willigte selbst darein, daß der von seinem Volke vertriebene Herzog Karl von Braunschweig der Regierung für unfähig erklärt wurde.

Der Erfolg der Julirevolution, die von den Westmächten begünstigte Trennung Belgiens von Holland und die Erhebung Polens machten den Fürsten Metternich noch gefügiger. Er gelangte durch sie zu der Einsicht, daß er von der Starrheit seines Systems ablassen müsse, um nicht völlig allen Zusammenhang mit der diplomatischen Welt zu verlieren. Er stellte das neue Princip auf: „daß Österreich zwar den Grundsatz der Legitimität theoretisch für immer festhalten, in der Praxis aber ihn nur bis an die Grenze der Möglichkeit verfolgen müsse." Gentz suchte sich mit dieser Sophistik dadurch abzufinden, daß er sagte: „es sei falsch, daß die einander entgegengesetzten Systeme der Legitimität und Volkssouveränetät nicht nebeneinander bestehen könnten. Sie befänden sich wol im abstracten Gegensatz, in der Praxis aber werde die Differenz beider verwischt." Die polnische Revolution erweckte in Metternich sogar die Lust, auf diese Bewegung zu speculiren, um Rußland aus Polen zu verdrängen und dieses an Österreich zu ketten. Er trat mit der revolutionären Regierung in Unterhandlung und schlug ihr vor, daß Österreich seine Hand zur Wiederherstellung Polens leihen und Galizien abtreten wolle, wenn 1) die Polen einen österreichischen Prinzen zum König wählen wollten, und 2) die West-

mächte zu dieser Neuerung ihre Einwilligung gäben. Der Graf Walewski wurde nach Paris geschickt, um mit Ludwig Philipp darüber zu unterhandeln. Dieser ging auf den Plan ein, Palmerston leistete ihm jedoch keinen Beistand, wenn er auch nicht entgegen war, und infolge dieser Lauheit Englands erkaltete auch Metternich's Eifer. Im Laufe des Sommers nahm Metternich eine andere Haltung zur polnischen Sache an, und schrieb an Skrzynecki: „er könne den Polen keinen andern Rath geben, als daß sie sich ihrem rechtmäßigen Herrn unterwerfen." Österreich sprach sich für das Princip der Nichtintervention und strenge Neutralität aus, doch wurden nach dem Unterliegen der Revolution die polnischen Flüchtlinge mit großer Milde behandelt und selbst Skrzynecki ein Asyl in Linz gestattet.

In der Schweiz wandte Metternich seine ganze diplomatische Kunst auf, deren Annäherung an Frankreich zu verhindern. In seinen Unterredungen mit dem Geschäftsträger der Tagsatzung in Wien ging er sogar so weit, zu erklären, „daß, wenn die Neutralität der Schweiz verletzt werden sollte, der Kaiser bereit sei, zur Vertheidigung seiner eigenen Provinzen in Italien die Waffen zu ergreifen". Die Eidgenossenschaft war so klug, ihre Neutralität als Schild gegen solche Zudringlichkeiten zu gebrauchen, indem sie erklärte, sie werde sich genau an ihr altes Princip halten und die neue französische Dynastie nicht eher anerkennen, als bis die Großmächte sie anerkannt hätten. Nachdem Metternich dies bewirkt, suchte er die Verbündeten, welche die Declaration vom 20. Mai und 20. Nov. unterzeichnet hatten, zu der Erklärung zu veranlassen, daß, wenn die Grundbestimmungen der Tagsatzung geändert würden, die Mächte nicht im Stande seien, eine infolge derartiger Ereignisse eingesetzte Gewalt anzuerkennen. Die Vertreter der Mächte sollten sich hierüber verständigen; der Antrag forderte jedoch zu viel, als daß dies sobald hätte geschehen können. Inzwischen zeigte sich, daß sich der österreichische Gesandte in Bern an den reactionären Umtrieben in dieser Stadt betheiligte, und Österreichs Ansehen in der Schweiz mußte dadurch wesentlich erschüttert werden.

In Deutschland gelangte die österreichische Reaction mit den Bundesbeschlüssen des Jahres 1832 zum vollständigen Durchbruch. Preußen hatte sich zu der Ansicht bekehren lassen, daß die Richtung, welche die Landstände in der neuesten Zeit genommen, eine bedauerliche Erscheinung sei, und daß die Preßfreiheit wieder aufgehoben werden müsse. Alle Druckschriften unter 20 Bogen wurden für censurpflichtig erklärt, das Vereinsrecht vernichtet und den Fürsten die alleinige Initiative zur Gesetzgebung zuerkannt. Das Frankfurter Attentat bot eine willkommene Veranlassung, die Vorschriften zur Verfolgung der Demagogen auf die Liberalen zu übertragen. Es wurden zu jener Zeit 1800 Menschen in Deutschland in Untersuchung genommen, und doch brachten die Bemühungen der vom Bunde eingesetzten Centraluntersuchungscommission zu Mainz so gut wie kein Resultat zu Wege. Als dies Metternich mitgetheilt wurde, erwiderte er Münch-Bellinghausen: „bei einem mangelhaften Ausgange dieser Untersuchung ginge vielleicht eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Übels, welches seit Jahren feindselig auf den Fürsten wie auf den Völkern laste, zu kommen." Die Freisprechung Garnier's durch das Hofgericht zu Rastadt veranlaßte die Centraluntersuchungscommission zu dem Antrage bei dem Bundestage, daß keine Regierung einseitig einen politischen Angeklagten, den die Gerichte freigesprochen, freilassen dürften, ehe nicht die Erklärung der Centraluntersuchungscommission darüber eingeholt sei. Die Bundesversammlung erhob diesen Antrag am 5. Juni 1834 zum Beschluß, und erklärte damit, daß die Unabhängigkeit der Gerichte in den einzelnen Staaten aufgehoben sei.

Mit den geheimen Beschlüssen der Wiener Ministerconferenz vom Jahre 1834 krönte Metternich das Werk der Reaction für Deutschland. Durch sie wurde jede Theilung der Staatsgewalt für unvereinbar mit den Bestimmungen der Bundesacte erklärt. Für den Fall eines Zwiespalts zwischen Regierungen und Ständen sollte ein Schiedsgericht entscheiden, wozu jede der 17 Stimmen der engern Bundesversammlung zwei Vertreter ernennen sollte. Die Verordnungen der Regierungen sollten verbindliche Kraft für die Unterthanen haben, die Nichtanerkennung ihrer Beschlüsse die Regierungen in ihren Handlungen nicht hemmen dürfen. Den Regierungen, welche die Ständeversammlungen auflösten, wurde die Hülfe des Bundes zugesagt. Das Recht der Steuerbewilligung wurde für nicht gleichbedeutend mit dem Recht der Steuerverweigerung erklärt. Würden Ausgaben von den Ständen nicht anerkannt, so sollten diese nur Verwahrung gegen künftige Verwendung einlegen. Die Civillisten sollten auf die Domänialgefälle gegründet werden. Staatsbeamte sollten der Genehmigung der Regierung zum Eintritt in die Kammern bedürfen. Das „Schiedsgericht" war die besondere Erfindung Metternich's, auf welche er sich viel zugute zu thun pflegte. In der Eingangsrede zu den Conferenzen wurde

die constitutionelle Partei geradezu als revolutionäre Faction bezeichnet, deren Wirksamkeit abzuschneiden und allmählich zu vernichten sei.

Die Jahre 1833 und 1834 waren die Blütezeit der Reaction. Bei Gelegenheit des Besuchs, welchen der Kaiser Nikolaus 1833 in Deutschland abstattete, fand die Zusammenkunft mit dem Kaiser von Österreich und Metternich in Münchengrätz statt, nachdem der Fürst schon vorher auf seinem Gute in Königswart (Kreis Eger in Böhmen) eine Conferenz der Minister Rußlands, Preußens und Österreichs veranstaltet hatte. In Münchengrätz, wo auch der Kronprinz von Preußen gegenwärtig war, wurde beschlossen, der Regierung Ludwig Philipp's die Nothwendigkeit darzuthun, mit der Propaganda ein Ende zu machen. Ferner wurde bestimmt, daß, wenn in irgendeinem Lande eine Revolution ausbrechen sollte, auf Anrufen des betheiligten Souveräns eingeschritten werden solle, und eine Macht, welche eine solche Intervention nicht dulden wolle, sollte alle übrigen zu Gegnern haben. Die französische Regierung war damit einverstanden, sofern diese Beschlüsse nicht auf Belgien und die Schweiz Anwendung fänden. Ludwig Philipp nahm es jedoch sehr übel, daß seine Regierung nicht zu dem Congresse hinzugezogen worden war. Metternich urtheilte um diese Zeit sehr milde über Frankreichs Bürgerkönig: „Er hat eine harte und schwere Aufgabe. Aus einer Revolution entsprungen, kann er nicht ohne weiteres mit ihr brechen. Man muß Geduld haben; aber schon rüstet er sich, die Associationen anzugreifen und den gesetzlichen Kampf mit den Republikanern zu beginnen." Um diesen Preis fand der revolutionäre Bürgerkönig Duldung unter den alten conservativen Cabineten. In Münchengrätz wurde bestimmt, daß, falls Krakau wiederholt der Herd von Verschwörungen werde, dasselbe aufhören solle, selbständiger Staat zu sein. Der Kaiser Nikolaus forderte Metternich auf, in diesem Falle die Besetzung vollstrecken zu lassen. Dieses Verlangen erschreckte den Fürsten, und er schwankte längere Zeit, bis er endlich erklärte, er wolle der politischen Nothwendigkeit nachgeben. Im Jahre 1836 wurde diese Maßregel zum ersten mal vollstreckt. England und Frankreich protestirten dagegen, und die conservative Partei mußte zugestehen, daß durch diesen Schritt abermals eine Bresche in ihr Staatsrecht gelegt sei. Die Wiener Verträge verloren ihre Kraft, da sich zeigte, daß die Österreicher keinen Anstand nahmen, diese Verträge zu verletzen, sobald sie dies ihren Interessen für entsprechend hielten. Je länger die Wirksamkeit Metternich's als erster Minister und Hauptleiter Österreichs währte, desto deutlicher trat es in ihr hervor, daß es keine absolute Form der Politik gibt, und daß auch der starrste Vertreter des Legitimismus und Conservatismus durch die Geschichte zu Concessionen gezwungen wird, welche sein System erschüttern und allmählich umgestalten. Der „Wochenpolitiker" war nicht dazu angethan, der starre Partisan des Absolutismus und Legitimismus zu bleiben. Wie er sich vor der Julirevolution gebeugt hatte, verstand er sich auch zur Anerkennung des Princips der Volksvertretung und der Preßfreiheit, als die Verhältnisse dies erforderten, und es hätte Metternich gewiß keine so große Überwindung gekostet, auch constitutioneller Minister zu werden. Ja, gerade in dieser Stellung hätte sein Ehrgeiz sich vielleicht am meisten befriedigt gefühlt.

Am 2. März des Jahres 1835 starb der Kaiser Franz. In seinem Testament empfahl er seinem Sohne Ferdinand, nichts an den Grundlagen der Staatsverwaltung zu ändern und ganz dem Fürsten Metternich zu vertrauen, der unter allen Umständen sein bester Freund und treuester Diener gewesen sei. Bei der Unfähigkeit des Kaisers Ferdinand, die Regierung selbst zu leiten, mußte die Macht des Staatskanzlers bedeutend vergrößert werden, er hatte sie aber zugleich mit dem Erzherzog Ludwig zu theilen, welcher an die Spitze des Familienraths trat. Die Verhältnisse des österreichischen Staats änderten sich dadurch wesentlich, obgleich die Grundlagen desselben nicht verrückt wurden. Unter dem Kaiser Franz hatte Metternich auf die innern Angelegenheiten einen nur beschränkten Einfluß geübt. Er wurde in Bezug auf diese selten gehört und absichtlich fern gehalten, weil der Kaiser Franz sie selbst beherrschen wollte. Der Kaiser selbst arbeitete in diesem Geschäftszweige wie ein Bureauchef und that sich etwas darauf zugute, „daß er wol ein brauchbarer Hofrath geworden wäre, wenn er nicht Kaiser wäre".

Bis zum Jahre 1848 gab es in Österreich keine Ministerien, sondern nur Hofstellen, deren oberste Leitung die Hofkanzlei innehatte. Die Chefs der Hofstellen wurden zwar vom Kaiser Franz bisweilen zu Conferenzen berufen, diese fanden aber unter seinem Vorsitz statt, und der Kaiser behielt sich die Entscheidung über sämmtliche Angelegenheiten vor. Die Hofstellen sanken zu bloßen Verwaltungsbehörden herab, für die es kein solidarisches Zusammenwirken gab. Auch der Staatsrath, welcher den Brennpunkt der Regierung hätte bilden sollen, entsprach seiner Bestimmung nicht. Die Masse von Detailgeschäften hatte eine Vermehrung desselben durch Referenten aus den besondern Abtheilungen nöthig gemacht, und ihre Berichte bildeten die einzige

Thätigkeit dieser Behörde. Alle Gegenstände ließ der Kaiser erst im Cabinetswege ohne Dazwischenkunft des Staatsraths durch ein Mitglied desselben oder einen Sachverständigen bearbeiten, und entschied danach, um die Sache alsdann dem langen Instanzenzuge der Hofstellen zu übergeben, auf dem sie, wenn sich Bedenken erhoben, wieder an ihn zurückgingen. Der Staatsrath gelangte nie zur Übersicht der Regierungsangelegenheiten. Die Behandlung der Geschäfte war für die Person des Kaisers berechnet, und durch servile Juristen, welche stets in dessen Nähe gehalten wurden, ließ er sich die Überzeugung geben, daß in seinem Staate alles nach den schärfsten Rechtsbegriffen geordnet werde. „Der Kaiser Franz war ein religiöser Mann und hatte das innere Bewußtsein, nur das Rechte und Gute zu wollen", sagt Graf Hartig in der „Genesis der Revolution". — „Die Gewissenhaftigkeit war sein Glanzpunkt als Mensch, zugleich aber sein Unglück als Herrscher. Überzeugt von der Loyalität seines Willens, aber der eigenen Einsicht weit über Gebühr mistrauend, verlor er sich oft in Zweifel, die ihn nicht zum Handeln kommen ließen." In den auswärtigen Angelegenheiten ließ der Kaiser dem Fürsten Metternich den freiesten Spielraum, weil dieser seine Ansichten am gefügigsten auszuführen und durch sein geschicktes Anschmiegen an die Verhältnisse die österreichische Staatspolitik in Ansehen zu bringen wußte. In einigen Punkten dachte er jedoch weit strenger als Metternich, und zwang diesen, sich seinem Willen zu fügen. Nie gewährte er politisch Verurtheilten Begnadigung, obwol er Dieben, Räubern und Mördern einen Theil ihrer Strafen erließ. „Ich weiß nicht, das Pardonniren ist gegen meine Natur, der Metternich ist weit milder als ich", pflegte er zu sagen. Erst nach dem Tode des Kaisers konnte Metternich die Amnestie für die italienischen Patrioten erlassen, welche er schon lange vorher beabsichtigt hatte. Ferner unterschied sich der Kaiser Franz darin in seinen Grundansichten von Metternich, daß er die vollkommene Einigung zwischen Staat und Kirche wollte, Metternich aber ein Feind jeder Priesterherrschaft war. Daß er neben dem Einflusse der Priester seine Stellung nicht behaupten und seinem System nicht den liberalen Schein geben könne, mit dem er gegen das Ausland prunken mußte, um Österreich wieder zum Ansehen zu bringen, war Metternich klar, und der Kaiser ließ sich so weit davon überzeugen, daß er mit dem Staatskanzler übereinkam, gar nicht über religiöse oder kirchliche Angelegenheiten zu reden. Metternich vermochte jedoch auch nach dieser Seite hin so wenig consequent zu bleiben, daß er allmählich nachgab und z. B. in die bedingte Zulassung des Jesuitenordens willigte, nachdem er im Jahre 1822 durch die „Allgemeine Zeitung" schon einmal hatte verkünden lassen, die Jesuiten würden die österreichischen Staaten verlassen müssen. Kaiser Franz dagegen leistete der Priesterherrschaft soviel als möglich Vorschub, und forderte auf dem Todtenbette seinen Erben zur Ausführung dessen auf, was er nicht vermocht hatte. Das Concordat vom Jahre 1855 hat später die Welt belehrt, was damit gemeint war.

„Metternich verhehlte sich nicht, daß das Hauptübel der Regierung des Kaisers Franz in dem Nichtregieren bestand und aus der Verwechselung der Verwaltung mit dem Regieren entsprang. Diese Erkenntniß mußte, um fruchtbringend zu werden, sich durch die That verkörpern; aber zum Thun ließ es theils die Macht der Gewohnheit, theils Unentschlossenheit und Uneinigkeit über das zu Thuende nicht kommen. Man hielt den Sturm für nicht so nahe, und als er hereinbrach, vermochte die abgenutzte Maschine das Staatsschiff nicht mehr zu lenken. Wind und Wellen trieben damit ihr Spiel." So sagt Graf Hartig. Hiernach erklärt sich Metternich's Ausspruch an Guizot, „daß er wol zuweilen das Geschick von Europa, aber niemals Österreich gelenkt habe". Ihm war die Macht über die innere Verwaltung entzogen. Aber als erster Minister des Landes und Leiter der auswärtigen Angelegenheiten hätte er seinen Einfluß benutzen müssen, ein System zu durchbrechen, bei dem keine fortschreitende Entwickelung möglich war und alle alten Übel der Vergangenheit erhalten werden mußten. Die Unterlassung des Guten ist für Staatsmänner eine gleich große Sünde wie das Nichtwollen desselben, und der Fürst Metternich bleibt mit seinem Ruf und Namen der Nachwelt auch dafür verantwortlich, daß die innere Verwaltung des Staats zu einer ebensolchen Stabilität verurtheilt wurde, wie es mit der auswärtigen Politik ihrem Grundprincip nach geschah. „Nicht Schlauheit, nicht Hinterlist war in seinem Wesen oder in seinen Handlungen", sagt Schmidt in seiner Beurtheilung Metternich's. „Wie er handelte, so glaubte er handeln zu müssen, aus Überzeugung oder als ergebener Minister seines Kaisers, aber daß er dies glaubte, das war die Quelle des Unheils, denn nicht glauben — in dieser Sphäre der Regierungskunst — was er bekannte, nicht wollen, was er begehrte, nicht thun oder das Gegentheil von dem thun, was er that, das allein konnte, wie die Folge lehrte, der Monarchie eine probehaltige Bürgschaft geben."

Mit dem Tode des Kaisers Franz war ein Zeitpunkt gegeben, in welchem zu Reformen in

der Regierungsweise des Kaiserstaats geschritten werden konnte. Metternich selbst erklärte öfter: „die Sache könne nicht so weiter gehen, und man dürfe das Princip der Erhaltung nicht so weit ausdehnen, daß die Nothwendigkeit einzelner Abänderungen und Hebung von Mißständen übersehen würde." Auch die einsichtigern und liberalgesinnten Beamten drangen darauf, daß mehr Zusammenhang und dadurch eine größere Kraft in die Verwaltung gebracht werde. Sie verlangten, daß die Präsidenten der einzelnen Abtheilungen das unmittelbare Referat bei dem Kaiser erhielten. Dieser Änderung widersetzten sich jedoch Metternich und der Erzherzog Ludwig, weil dadurch ihr alles entscheidender Einfluß bei dem Kaiser verkürzt worden wäre. Metternich verlangte dagegen eine Verstärkung des Conferenzraths durch den Erzherzog Franz und die Erhebung desselben zur entscheidenden Staatsbehörde. Dieser Änderung widersetzte sich jedoch der Graf Kolowrat, welcher neben Metternich als höchster Staatsbeamter in dem Conferenzrath saß, indem er sich für den Reformantrag der Beamten in Bezug auf die Referate erklärte. Daraus entstand ein heftiger Zwiespalt zwischen Kolowrat und Metternich, welcher den erstern veranlaßte, im Jahre 1836 auf seine Güter zu reisen und sich aus den Geschäften zurückzuziehen. Auf das Zureden der Erzherzoge ging Metternich indessen auf eine Aussöhnung mit Kolowrat ein, und es wurde gegen Ende des Jahres 1836 ein Compromiß geschlossen, nach welchem Kolowrat den Antrag des Fürsten in Bezug auf den Conferenzrath annahm und Metternich die Referate zugestand. Die Plenarsitzungen des Staatsraths, auf welche ebenfalls angetragen war, wies er jedoch entschieden zurück, womit er dem Reformbestreben die Spitze abbrach.

Einen ähnlichen, noch mattern Verlauf nahmen seine Bestrebungen für den Anschluß Österreichs an den Deutschen Zollverein. Bei seinem häufigen Aufenthalt auf dem Johannisberg konnten ihm die großen Fortschritte nicht entgehen, welche der deutsche Handel durch den Zollverein machte, und als Staatsmann mußte ihm der wichtige Zusammenhang dieser Entwickelung mit den politischen Verhältnissen in die Augen springen. Er verhehlte sich nicht, daß Preußen mit dem Zollverein für sich und Deutschland den größten Fortschritt begründet habe, der unter den damaligen Verhältnissen möglich war. Preußen hatte damit den ersten festen Mittelpunkt für die Vereinigung der deutschen Interessen geschaffen und sich die Aussicht auf die Oberleitung Deutschlands eröffnet. Wollte Österreich nicht völlig hinter ihm zurückbleiben, so mußte es sich dieser Richtung anschließen. Metternich stellte deshalb im Jahre 1841 bei der Staatsconferenz den Antrag, daß der Anschluß an den Deutschen Zollverein in ernstliche Erwägung gezogen werde. Er hatte dabei die Genugthuung, daß sich der Präsident der allgemeinen Hofkammer, Baron Kübeck, der intelligenteste unter den höhern Staatsbeamten, mit dem größten Eifer für Metternich's Plan entschied und mit allen Kräften dafür wirkte, und auch in dem Volke gab sich allgemeine Freude über die liberale Wendung der Regierungspolitik kund. Als aber die Berichte der betreffenden Behörden über die Sache einliefen, ergab sich das Resultat, „daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen der Anschluß unausführbar sei". Das Tabacksmonopol, das dem Staate allein 8 Mill. Fl. eintrug, sowie das Grenzsteuersystem, das gegen Ungarn eingeführt war, um den Ausfall der dort fehlenden Grundsteuer zu ersetzen, boten unübersteigliche Hindernisse dar. Es hätte vor allem der Annahme des österreichischen Abgabesystems durch den ungarischen Landtag bedurft, und um diese zu erreichen, wären Concessionen an Ungarn nöthig gewesen, welche man nicht machen wollte. Wäre Metternich ein genialer, wahrhaft intelligenter Staatsmann gewesen, so hätten ihn diese Schwierigkeiten reizen müssen. Er hätte keine Mühe scheuen dürfen, seine ganze Kraft an die Erkämpfung dieser Reform zu setzen, in der er sehr richtig eine Existenzfrage für die Macht des Kaiserstaats sah. Er ließ sich jedoch durch den ersten Widerspruch abschrecken und begnügte sich, eine andere, schwächere Ausbildung seines Plans zu versuchen, indem er die Idee faßte: eine mitteleuropäisch-österreichische Zollgruppe aufzustellen, welche sich neben die russische, französische und preußisch-deutsche stellen sollte. Die Prohibitivzölle sollten aufgehoben werden, um einen umfassenden Handelsvertrag mit Deutschland zu ermöglichen. Es wurden Eröffnungen darüber an die italienischen Höfe gesandt, welche sich gern darauf einließen, und es erzeugte sich auch für diesen Plan ein vielseitiges Interesse bei der Bevölkerung Österreichs und namentlich Wiens, da das Volk am meisten unter den theuern Preisen litt, welche die Prohibitivzölle hervorbrachten. Die Fabrikanten dagegen erhoben eine so laute Opposition gegen die Neuerung, daß die Staatsconferenz abermals schwankte und die Sache wie gewöhnlich unentschieden blieb. Es wurde durch diese wichtige Agitation nichts erreicht als die Anregung, daß eine allmähliche Annäherung beider Systeme, des österreichischen und preußisch-deutschen, zu erzielen sei, falls mit der Zeit Ungarn die österreichische Besteuerungsweise annehme.

Der Mangel an Consequenz in den liberalen Bestrebungen, welche Metternich doch für unabweisbar erachtete, war sein schlimmster Feind. Dies zeigte sich auch in seinem Verhältniß zu Ungarn. Nachdem er die Regierung veranlaßt, in den Jahren 1832—36 den ungarischen Landtagen Zugeständnisse zu machen, wurde die daraus erwachsene Opposition plötzlich für gefährlich erachtet, und man schritt zur Verhaftung der hervorragendsten Vertreter der Opposition. Dadurch wurde die Lage der Regierung wesentlich verschlimmert, denn Ungarn besaß in seiner Verfassung das Mittel, jeden Versuch auf deren Untergrabung zurückzuweisen. Die radicale Opposition verdoppelte nun ihre Anstrengungen, und die Regierung wurde zu neuen Concessionen genöthigt, welche man benutzte, um noch größere Rechte zu verlangen. Metternich täuschte sich völlig über die Kraft dieser Opposition, indem er wähnte, Herr der Bewegung in Ungarn zu bleiben, wenn die Regierung einige materielle Verbesserungen für das Land beantragte. Als von Ultraconservativen im Jahre 1844 ein Staatsstreich gegen Ungarn verlangt wurde, rieth Metternich davon ab und sprach seine Ansichten über die ungarischen Zustände in einer Denkschrift aus, von der noch 1852 Auszüge in der „Allgemeinen Zeitung" erschienen. „Gesetzliche Begriffe und Formen, welche Jahrhunderte durchlebt haben", sagte er darin, „lassen sich nicht durch Machtsprüche auslöschen. Ungarns Verfassung sei von jeher eine repräsentative gewesen, der richtigste Weg, sie zu behandeln, sei der, welchen der König Ferdinand eingeschlagen habe, daß er nicht die repräsentative Verfassung zu Gunsten eines absoluten Monarchieprincips, sondern für die ihm zur Hälfte zugestandene Berechtigung der Initiative benutze, und selbst mit Reformen vorangehe, nicht aber solche anzustreben den vulgären Parteien überlasse." Mit welchem Hochmuthe die Regierung dabei der Fortschrittspartei gegenüber stehen blieb, geht am schlagendsten aus einer Audienz hervor, welche Kossuth im Jahre 1843 bei Metternich hatte. Als der berühmte Agitator, der Führer der Volkspartei, für den Landtag gewählt war, konnte er in den ersten sechs Wochen seinen Sitz wegen mangelnden Nachweises eines Besitzthums nicht einnehmen. Die Regierung hatte ihm die Concession einer Zeitung versprochen, nachdem er sich zum Verkauf seines Antheils an dem „Pesti Hirlap" verstanden; die Ausfertigung blieb aber aus. Kossuth reiste deshalb selbst nach Wien, um die Sache bei der ungarischen Hofkanzlei zu betreiben. Die Hofräthe erschraken jedoch und wollten von nichts wissen. Der Minister Cziraky wußte nicht, was er sagen sollte, sodaß sich Kossuth entschloß, direct zum Staatskanzler zu gehen, um diesen zu befragen. Metternich ließ den Agitator vor, sagte ihm aber nichts als folgende hochmüthige Worte: „Mein Freund, Sie haben sich um die Regierung keine Verdienste erworben. Streben Sie erst dahin, sich solche Auszeichnung zu verdienen, dann wollen wir sehen, was sich für Sie thun läßt. Adieu!" Also erst, wenn Kossuth sich dazu hergegeben hätte, ein Advocat der Regierungsinteressen zu werden, wollte Metternich ihn begünstigen und das von der ungarischen Regierung gegebene Versprechen einlösen. Bei solcher Stellung gegen den Hauptführer der Bewegung war kein Verständniß zwischen der Opposition und der Regierung und kein constitutionelles Verhältniß möglich. Der Kampf zwischen beiden konnte sich nur steigern und mit der Niederlage der Regierung enden.

Die Bewegung, welche der Kampf Mehemed-Ali's gegen die Pforte hervorrief, richtete Metternich's Aufmerksamkeit wieder völlig auf die auswärtige Politik. Er suchte bei diesem Conflict nach den beiden Richtungen, welche dabei für Österreich in Frage kamen, thätig zu sein, und es gelang ihm die Hauptsache für beide. Er half den Frieden im Orient herstellen und die Einigkeit in Deutschland gegen den drohenden Angriff Frankreichs befestigen, sodaß Ludwig Philipp die Lust verging, die Vergrößerungssucht der Franzosen im Orient durch einen Krieg am Rhein zu stillen. Auch bei diesen Verhandlungen hatte Metternich jedoch das Unglück, das Misfallen des Kaisers Nikolaus zu erregen, sodaß dieser abermals eine sehr drohende Sprache gegen Österreich annahm. Auf dem Congresse in Teplitz im Jahre 1835, welcher der großen Heerschau in Kalisch zur Verbrüderung der russischen Armee mit der preußischen folgte, hatte der Fürst Metternich mehrfache Besprechungen mit dem Kaiser gehabt, und dieser glaubte mit ihm ganz einig geworden zu sein. Metternich sprach sich dort dahin aus, daß Österreich im Orient für niemand Partei nehmen, sondern im Fall eines Conflicts den Ereignissen zuschauen werde, um schließlich als vermittelnde und mäßigende Macht aufzutreten. Vor allen Dingen müsse man suchen, eine Schlacht zwischen den Aegyptern und Türken zu verhindern, da, wenn man die Sache diplomatisch ordnen könne, dies Resultat für den allgemeinen Frieden ersprießlich sein würde. In ähnlichem Sinne erklärte sich Metternich gegen Frankreich, hielt es aber dennoch für nöthig, im geheimen Kriegsrüstungen zu beginnen. Daß in Teplitz übrigens nicht blos über die orientalische Frage verhandelt wurde, geht aus einem Briefe hervor, den Alexander von Humboldt von dort

über den Congreß an Varnhagen von Ense nach Berlin schrieb: „Der Kaiser von Rußland sprach bei mehreren Anlässen ganz verächtlich von dem jetzigen Regierungswesen und noch schlimmer von dem Könige Ludwig Philipp insbesondere. Der Fürst Metternich war leicht und zerstreut, für die Gegenwart völlig außer Sorge, nährte aber stets den düstern Gedanken, daß mit dem Tode Ludwig Philipp's eine neue Wendung beginnen und der Krieg unvermeidlich sein werde. Will er dies und den andern füreerst einreden? frage ich. Bei Metternich muß man immer zuerst prüfen, wiefern eine Meinung gerade im Augenblick für seine Stellung taugt." ... „Humboldt", bemerkte Varnhagen bald darauf, „sieht die Sachen in Frankreich für sehr bedenklich an und hat in diesem Sinne zuletzt an den Fürsten Metternich geschrieben. Heute sei die französische Krise noch ganz eine innere, aber morgen schon könne sie sich nach außen wenden, und wie nöthig sei es da, daß Deutschland in sich befestigt dastehe, und daß die kölnische und hannoverische Dummheit abgethan sei."

Der Herzog von Ragusa, welcher die Verhandlungen Mehemed-Ali's mit den Großmächten als dessen geheimer Geschäftsträger vermittelte, macht in seinen „Memoiren" dem Fürsten Metternich den Vorwurf, daß er mit seiner ersten falschen Opposition gegen den Friedensabschluß der Sache einen großen Schaden zugefügt habe. Als nämlich nach der Schlacht von Nisib Mehemed-Ali die Entlassung Khosrew-Pascha's von dem jungen Sultan verlangte, und der Sultan bereit stand, diese zu gewähren, war alles im besten Zuge, und der Friede würde unterzeichnet worden sein, wenn nicht eine österreichische Note alles gehemmt und wieder verwickelt hätte. Metternich glaubte plötzlich, Ibrahim-Pascha werde gegen Konstantinopel marschiren, obgleich 40 Tagereisen dazu nöthig waren, und ließ deshalb den Sultan auffordern, die Friedensbedingungen abzulehnen und die Hülfe der Großmächte anzurufen. Der englische Gesandte war damit völlig einverstanden, weil seine Regierung feindlich gegen Mehemed-Ali gesinnt war, der französische Admiral Roussin that es aus persönlicher Abneigung gegen den ägyptischen Pascha, und der russische und preußische Gesandte erklärten sich aus allgemeinen Gründen für Metternich's Schritt. Das russische Cabinet war aber in solchem Maße dagegen, daß es den eigenen Gesandten desavouirte. Der Kaiser Nikolaus gerieth in einen Zorn, wie sich ihm ein Souverän selten hingibt. Er erklärte, daß er in diesem Benehmen des Fürsten Metternich einen wirklichen Verrath erblicke und Lust habe, eine Armee über Galizien einrücken zu lassen. Als der Graf Ficquelmont diese Nachricht nach Wien brachte, überlief Metternich ein starres Entsetzen. Er verfiel in eine Krankheit, welche 20 Tage währte und ihn in Lebensgefahr brachte.

Von dieser Zeit ab war es Metternich klar, daß er sich nur auf England stützen dürfe. Nachdem er die Leitung der Geschäfte eine Zeit lang dem Grafen Ficquelmont überlassen hatte, machte er von Johannisberg aus den Vorschlag zu Conferenzen, durch welche die Entscheidung verzögert werden mußte. Die Conferenzen wurden eröffnet, führten aber zu keiner Verständigung, bis der Kaiser Nikolaus den Entschluß faßte, durch den Zutritt zur englischen Politik die Allianz der Westmächte zu trennen. Die Quadrupelallianz vom 15. Juli sicherte das Fortbestehen der Pforte, brachte aber Deutschland in die Gefahr eines Kriegs mit Frankreich, der sich sehr bald über ganz Europa verbreitet haben würde. „Ich war in Wien, als der Tractat vom 15. Juli und die Nachricht von den Rüstungen Frankreichs dort ankam", erzählt der Herzog von Ragusa. „Nie und nirgends hat ein solches Ereigniß einen größern Schrecken und eine allgemeinere Unzufriedenheit hervorgerufen. Man fragte, mit welchem Recht und warum man so plötzlich opponirend und feindselig gegen Frankreich aufgetreten sei. Der Credit schwand im Augenblick, und der Fall der Banknoten um 30 Proc. führte verschiedene Katastrophen in der Handelswelt herbei. Es war nicht möglich, an eine Anleihe zu denken, und die Regierung blieb ohne Geld. Der Erzherzog Ludwig forderte den Fürsten Metternich auf, den Staat, den er in so große Gefahr gebracht, nicht ohne Hülfe lassen zu wollen. Es gab keine Regierung mehr, und der Fürst Metternich verlor auf immer seine Macht und seinen Geschicklichkeitsruf, den man ihm verschafft hatte. Er verschwand für immer aus der hohen Sphäre, in der er sich bewegt hatte."

Muß man von dieser Schilderung auch manches abziehen, was der Herzog von Ragusa seiner französischen Natur nach zu lebhaft sieht und beurtheilt, so läßt sich nicht leugnen, daß ein Krieg gegen Frankreich zu jener Zeit äußerst verderblich für das geld- und creditlose Österreich gewesen wäre und selbst für das übrige Deutschland sehr leicht hätte verhängnißvoll werden können, weil die liberalen Deutschen ebenso wenig wie die Bevölkerung Wiens einen Krieg zur Erhaltung der Pforte wollten, und Mehemed-Ali's kühnes Vorgehen gegen die verrottete Herrschaft der Türken allgemeinen Beifall in der öffentlichen Meinung fand. Die augenblickliche Begeisterung, welche sich an das Rheinlied von Nikolaus Becker knüpfte, hätte die möglichen Niederlagen,

denen die deutschen Heere durch die kriegsgeübtere französische Armee ausgesetzt waren, nicht gut gemacht, und es hätte jedenfalls längerer Zeit und großer Concessionen an die Volkspartei von seiten der deutschen Fürsten bedurft, um Deutschland die rechte Stellung in diesem Kriege zu geben. Ludwig Philipp ließ eine große Gelegenheit zur neuen Befestigung seiner Herrschaft fahren, als er dem Kriege entsagte. Seine Furcht vor den wichtigen Folgen desselben war jedoch größer als die Lockung auf den Gewinn, und dieser Furcht hatte Europa die Erhaltung des Friedens zu danken.

Während der Kriegsaufregung traf der neue König von Preußen, Friedrich Wilhelm IV., mit dem Fürsten Metternich in Dresden zusammen, um mit ihm die Kriegsrüstungen Deutschlands und die Neugestaltung des Deutschen Bundes zu besprechen, welche für die einige Leitung des Kriegs erforderlich war. Metternich ging auf alles bereitwillig ein. Als jedoch der General Grolman und der Oberst von Radowitz nach Wien geschickt wurden, die Unterhandlungen festzustellen und abzuschließen, wollte Metternich von einer deutschen Nation und einer Leitung der allgemeinen Angelegenheiten nichts wissen. Wenn die Kriegsgefahr vorbei, meinte er höflich, werde man sich wol über den einzuschlagenden Weg verständigen, für jetzt habe man nur an den Kampf zu denken. Deutschland hatte Ursache, dem Geschick für die Erhaltung des Friedens zu danken. Ein wie klägliches Schauspiel hätte sich selbst nach dem Siege aus den deutschen Angelegenheiten bei solcher Gesinnung eines der beiden Hauptleiter ergeben müssen! Die Entwickelung der preußischen Verhältnisse wurde für Metternich alsbald der Gegenstand „der Sorge". In dem Schreiben an einen deutschen Souverän vom Jahre 1841 sprach er die Befürchtung aus, der König werde für die Interessen des alten Systems zu viel, für die Hoffnungen der Nation zu wenig bieten, und es würden daraus Verlegenheiten für alle Regierungen, Aufregung in ganz Deutschland, Unruhen, Gefahren und Ohnmacht der monarchischen Autorität hervorgehen. Als der König im Jahre 1842 nach seiner Anwesenheit in Köln mit dem Fürsten Metternich in Koblenz zusammentraf, machte dieser ihn in ähnlichem Sinne auf die Gefahren für die Regierungsgewalt, welche aus seinem System fließen würden, aufmerksam. Auch im Jahre 1845 erneuerte Metternich diese Vorstellungen, und es war sonach seine Absicht, die geringe Erweiterung der ständischen Vertretung und der Preßverhältnisse, welche bis dahin in Preußen aus den Concessionen des Königs hervorgegangen, zu hemmen und den preußischen Staat in eine gleiche Stabilität zu zwängen, wie sie Österreich einschnürte. Dieses Streben verhinderte den Fürsten Metternich jedoch auch wieder nicht, ganz denselben Weg einzuschlagen, welchen der König Friedrich Wilhelm von Preußen gewandelt war, als er fühlte, daß der Boden unter seinen Füßen zu wanken begann.

Ehe wir auf diese letzte Katastrophe in Metternich's Leben eingehen, haben wir einen Blick auf seine letzte Thätigkeit für die auswärtige Politik in der Schweiz und Italien zu werfen. In dem Verhalten zu der Sonderbundsangelegenheit culminirte Metternich's Inconsequenz und Wankelmüthigkeit. Nachdem er sich zuerst auf das entschiedenste gegen den Sonderbund erklärt und von dem Papst Gregor verlangt hatte, daß er die Berufung der Jesuiten nach Luzern verhindere, sprang er nach der Weigerung des Papstes innerhalb acht Tagen von dieser Politik ab, nahm sich des Sonderbundes wieder an und suchte die Schweiz zum Anrufen der Vermittelung der Großmächte für ihre innern Zwistigkeiten zu bestimmen, um die Neugestaltung ihrer Bundesverfassung zu hintertreiben. Palmerston wußte diese Bestrebungen Metternich's jedoch mit geschickter Hand zu kreuzen, indem er die Schweiz auffordern ließ, rasch an die Bewältigung des Sonderbundes zu gehen. Von da verfolgte das Schweizervolk unbekümmert um die Intriguen Metternich's seine natürliche Bahn, und sein gutes Recht behielt die Oberhand. Noch zuletzt hatte Metternich den Plan entworfen, daß, nach der Aufforderung an die schweizer Regierungen, sich aller Reformen ihrer Bundesverhältnisse zu enthalten, auf die zu erwartende Weigerung, dies zu thun, österreichische Truppen in die Schweiz einrücken und den östlichen Theil des Landes besetzen sollten. Frankreich sollte dagegen, scheinbar hierüber empört und unter dem Vorgeben, die Schweiz zu befreien, den westlichen Theil besetzen. Dann sollten beide Großmächte sich verständigen und die Regierungen der Cantone zum Nachgeben und zur Wiederannahme ihrer alten Verfassungen zwingen. Die Ratification dieser geheimen Allianz sollte nach der Versicherung d'Haussonville's im März 1848 vollzogen werden. Eine solche Politik, welche zur Theilung der Schweiz hätte führen müssen, würde England nie zugegeben haben, und sie hätte deshalb zu einer Brandfackel für Europa werden müssen, die eine ähnliche Wirkung wie die Februarrevolution geübt hätte. Daß durch die Angelegenheit die Gemüther in Frankreich auf das heftigste erregt und der Parteikampf dadurch beschleunigt wurde, ist Thatsache.

Eine nicht mindere Sorge als die Niederhaltung der Jesuitenpartei in der Schweiz bereitete Metternich die Erneuerung der nationalen Bewegung in Italien, welche mit der Einsetzung des Papstes Pius IX. von Rom ausging. Als dieser mit den Reformen Ernst machte, welche sämmtliche Großmächte im Jahre 1832 von seinem Vorgänger gefordert hatten, gerieth Metternich in die größte Unruhe darüber. Er ließ die Garnison von Ferrara verstärken, obwol der Papst dagegen protestirte, und richtete eine höchst besorgliche Note nach Rom, um den Papst zur Umkehr zu bringen. „Die Revolution werde ihre Kraft aus der Reform ziehen", hieß es darin, „und der Papst sehr bald weiter gedrängt werden. Als Haupt der Christenheit habe er kein Recht, alles Irdische zu vergeben, und er möge sich nicht durch die Lehren von Gioberti und Lamennais verführen lassen, die ihre Grundprincipien geradezu auf den demokratischen Theil der katholischen Ideen stützten. Das sei eine falsche und unheilvolle Kraft, welche große Gefahren für Europa in sich schließe."

Im Juli 1847 sprach sich Metternich an Lord Ponsonby über die italienische Bewegung aus, welche er als Revolution bezeichnete. Die Vereinigung aller italienischen Staaten erklärte er für unmöglich und die Idee dazu für absurd. Die Rivalität und innere Uneinigkeit der italienischen Staaten verhindere die Einheit. Nur durch Gewalt werde sich eine solche herstellen lassen, und die Großmächte Europas würden eine solche nicht gestatten. Möge sie monarchisch oder republikanisch sein, so werde Österreich sie nie dulden. In der Note vom 2. Aug. 1847 an die englische Regierung wiederholt Metternich noch seinen bekannten Ausspruch, daß Italien nur ein geographischer Name sei. Die italienische Halbinsel sei aus souveränen Staaten gebildet, die Existenz dieser Staaten beruhe auf dem Princip der allgemeinen öffentlichen Ruhe und sei durch politische Transactionen gerechtfertigt. Sein Kaiser sei entschlossen, diese zu achten und mit seinem ganzen Ansehen aufrecht zu erhalten. Mit andern Begriffen als denen einer so kurzsichtigen Politik mußte Lord Palmerston die Zustände Italiens beurtheilen. Er erklärte wiederholt, daß er Reformen für Italien für dringend nöthig erachte, und sandte Lord Minto nach Italien, um durch die Vermittelung dieser Reformen womöglich die Revolution abzuwehren. Was Metternich that, mußte den Ausbruch der Revolution dagegen beschleunigen. Während er Modena und Parma besetzen ließ, forderte er den König von Neapel auf, sich den Forderungen des Volks auf das energievollste entgegenzustemmen. Er war auch zur Intervention in Neapel entschlossen, und gab sie nur auf, weil der Papst auf Befragen sich weigerte, den Durchzug der österreichischen Truppen durch den Kirchenstaat zu gestatten. Nach dem Ausbruch der Unruhen in Mailand spricht Metternich in einer Depesche vom 23. Febr. an den Grafen Dietrichstein seine Befürchtung aus, daß der Aufstand allgemein werden würde, beschuldigt aber dabei zugleich England, daß es durch seine Politik die Revolution befördert habe. Durch sein freies Staatsleben, ja, aber durch seine Politik — darauf gibt das zaghafte Verhalten der Whigs während der Jahre 1848—49 eine klägliche Antwort.

Nach der Februarrevolution hatte Metternich eine Unterredung mit Lord Ponsonby, in welcher er die Hoffnung aussprach, England werde Österreich in der Unterdrückung der revolutionären Bewegung beistehen. „Nicht nur Österreich allein, ganz Europa sei um ein halbes Jahrhundert zurückgebracht und befinde sich im Angesicht der furchtbarsten Jahre der ersten Französischen Revolution. Er wisse ganz genau, daß die Parteiführer, welche in den verschiedenen italienischen Staaten zur Macht gelangt, dieselben Männer seien, welche in der Schweiz gesiegt, die den Thron von 1830 gestürzt und willens wären, ganz Europa zu erschüttern. Unter dem Vorgeben, ganz Oberitalien an Karl Albert zu überlassen, suchten sie diesen Fürsten zu bestimmen, Österreich aus seinen italienischen Besitzungen zu vertreiben. Der König werde nicht Kraft genug haben, solchem Andrange zu widerstehen." Die böse Propaganda! Sie war die Fata-Morgana, welche Metternich in die Sümpfe seiner falschen Vorstellungen trieb, zwischen denen er wie ein irrer Geist umherirrte, bis ihn die allgemeine Sündflut erfaßte, von der er gehofft hatte, daß sie erst nach seinem Tode zum Durchbruch gelangen würde.

Bei der ersten Nachricht über den Ausbruch der Februarrevolution, welche am 28. in Wien eintraf und die Abdankung Ludwig Philipp's meldete, sagte Metternich: „Abdanken darf jeder, die Regentschaft ist nicht verfassungswidrig, das hat Frankreich mit sich auszumachen." Nach dem Eintreffen eines zweiten Kuriers, welcher die Proclamirung der Republik meldete, blieb Metternich mehrere Minuten lang leichenblaß und sprachlos in seinem Sessel sitzen. Er hatte geglaubt, daß mit Guizot's Sturz alles vorüber sein würde, und auf eine Contrerevolution gehofft. Bei den Namen der Mitglieder der Provisorischen Regierung schüttelte er den Kopf, über Lamartine's Manifest lächelte er.

Einzelne Mitglieder des wiener Hofs dachten an eine Coalition gegen Frankreich, der auch das berliner Cabinet sich zuneigte und zu deren Betreibung es Hrn. von Radowitz nach Wien sandte. Metternich war jedoch dagegen, weil er von dem richtigen Grundsatz ausging, eine Coalition büße ihre Stärke ein, wenn sie zum Angriffe schreite. Sie müsse einen defensiven Charakter haben, und man habe daher erst den Verlauf der Revolution abzuwarten. Infolge dieser Opposition des Staatskanzlers gaben Österreich und Preußen im März die Erklärung, daß sie sich nicht in die innern Angelegenheiten Frankreichs mischen würden.

So richtig Metternich über dies Verhältniß zum Auslande dachte, so falsch war sein Urtheil über die Bewegung, welche in Deutschland emporwogte und ihre brandenden Wogen bald bis an die wiener Hofburg entsenden sollte. Der Fürst kam mit dem Erzherzog Ludwig überein, daß die österreichische Regierung keine weitern Concessionen mache, als in jüngster Zeit zugestanden worden, und daß man die beschlossenen nicht übereilen solle. Metternich machte als Grund hierzu geltend, daß Concessionen, welche im Sturm der Zeit gegeben werden, keinen Werth haben, weil sie als unfreiwillig und als Eingeständniß begangener Fehler und Unterlassungssünden erscheinen, was der Würde der Regierung Eintrag thue. Die Richtigkeit dieser Behauptung ist nicht zu leugnen. Wenn den Regierungen aber ein solches Opfer von der Zeit auferlegt wird, so müssen sie sich zu ihm verstehen, oder gewärtigen, daß sie durch die Starrheit ihrer Opposition die Revolution provociren. Dem Sturme, den die Geschichte über die Länder dahinbrausen läßt, auszuweichen, ist keine Schande, sondern eine Ehre für die Regierungen, welche zu rechter Zeit nachzugeben und den Völkern ihre natürlichen Rechte zuzugestehen wissen. Schon im Jahre 1847 war in der Staatsconferenz die Überzeugung ausgesprochen worden, daß Österreich einer Verfassung bedürfe, und es war ein Plan dazu entworfen worden, nach welchem Vertretungen für jede Provinz wie für den Gesammtstaat eingeführt werden sollten. Der preußische Landtag sollte als Muster dazu dienen, und Metternich war im Januar des Jahres 1848 bereits eifrig mit der Ausarbeitung der Verfassung für die deutschen Provinzen und Böhmen beschäftigt. Wie fruchtbar hätte die Verkündigung dieser Verfassungen für den Kaiserstaat werden können! Die gewaltsame Forderung einer Reichsverfassung wäre dadurch unterblieben. Es war ferner auf die Petition der Schriftsteller Wiens gegen die bestehende Censur im Jahre 1845 ein Censuroberdirectorium ins Leben gerufen worden, das gleich dem Obercensurgericht in Preußen die Beschwerden der Schriftsteller untersuchen und sie gegen die zu große Ängstlichkeit der Censoren in Schutz nehmen sollte. Metternich verhandelte mit der preußischen Regierung in Bezug auf die Einbringung eines Antrags beim Bundestage über die facultative Einführung der Preßfreiheit in Deutschland. Wie leicht hätte es ihm daher werden müssen, diese Art von Preßfreiheit auch Österreich zu gewähren! Er stand dem Volke jedoch zu fern, um den Eindruck ermessen zu können, den derartige Concessionen in bewegter Zeit machen mußten.

Metternich schritt dem Abgrunde blindlings entgegen wie Guizot, dessen Sturz er eben erst erlebt hatte. Er hatte selbst keine Augen für die Gefahr, die sich für ihn erhob, als die altconservative Partei, an deren Spitze die Erzherzogin Sophie stand, sich mit den Liberalen zu seinem Sturze verband. Diese Partei haßte Metternich wegen seiner Opposition gegen die Ausdehnung der kirchlichen Herrschaft, und mit diesem alten Hasse verband sich die schon im März gefaßte Absicht der Erzherzogin, den Kaiser Ferdinand zur Abdankung zu bewegen und an dessen Stelle ihren Sohn Franz Joseph als den legitimen Nachfolger auf den Thron zu bringen. In dem Familienrath entstand eine heftige Debatte, in welcher der Erzherzog Johann den Rücktritt des Staatskanzlers forderte, wenn dieser sich nicht zu Concessionen verstehen wolle. Metternich verweigerte dies wiederholt. Darauf folgten die Adresse des Gewerbevereins, welche ein Mistrauensvotum gegen den Staatskanzler enthielt, und die Petition der Studirenden, in der sie außer den Hauptforderungen einer Verfassung den Rücktritt Metternich's verlangten. Den Professoren Hye und Endlicher gelang es, am 12. März Zutritt zu dem Erzherzog Ludwig zu erlangen, welcher sie zwar mit ersichtlichem Unwillen und ohne Bescheid entließ, aber sich doch veranlaßt sah, den Staatsrath zu berufen. In diesem erklärte der Staatskanzler: „Wenn es der Wunsch des Kaisers sei, ihn seiner Stellung zu entheben, so werde er demselben augenblicklich nachkommen. Er sei zu alt, um noch ehrgeizig zu sein, und zu lange an seinem Platz, als daß er nicht bereit, ihn höhern Rücksichten zu opfern. Er habe nie nach Popularität gestrebt, doch werde er ebenso wenig wie bei frühern Anlassen aus seiner möglichen Unbeliebtheit das Motiv ableiten können, von einem Posten zurückzutreten, den ihm der Kaiser anvertraut habe, und den er mit der ihm gebührenden Würde verlassen wolle."

Metternich rechnete nach dieser Antwort offenbar darauf, daß der Kaiser sich nie dazu entschließen werde, ihn ohne seinen Willen zu entlassen. Inzwischen war die Petition der Studenten durch den Professor Endlicher dem Kaiser übergeben worden, und dieser hatte versprochen, sie zu erwägen. Nach diesem Zugeständniß ließ der Fürst Metternich sich bewegen, mit dem Landtagsmarschall Grafen Montecuculi in Unterhandlung zu treten und das Versprechen zu geben, daß die provinzialständischen Ausschüsse so schleunig als möglich berufen werden, die Stände aber dafür die Verpflichtung übernehmen sollten, versöhnlich zu wirken. Darüber hinaus wollten er und der Erzherzog Ludwig sich zu keiner Concession verstehen und jede ernstliche Demonstration gegen die Regierung mit Energie zurückweisen. Dabei dachte aber keiner von beiden daran, die Truppen consigniren zu lassen; so wenig hielten sie einen Kampf für möglich.

Graf Hartig erzählt, daß mehrere Mitglieder auswärtiger Gesandtschaften sich zum 13. März zu einem dem Ständehause gegenüberwohnenden Diplomaten einluden, um aus seinen Fenstern einmal eine wiener Emeute anzusehen; so allgemein war die Nachricht verbreitet, daß es an diesem Tage, wo in Wien die Stände zusammentreten sollten, zum Ausbruche kommen werde. Als der Fürst Metternich an diesem Tage in seinem Palast am Fenster stand, hörte er unter demselben einen Polen: Nieder mit Metternich! rufen. Der mächtige Staatskanzler erbleichte, hörte aber den Ruf ruhig mit an. Er hielt die furchtbare Bewegung, welche Wien bereits durchwogte, für eine gewöhnliche Emeute. Die kaiserliche Familie war dagegen von düstern Befürchtungen erfüllt, und die Mehrzahl der Erzherzoge bestürmte den Fürsten, daß er abdanken möge. Als dieser sah, daß man sich immermehr gegen ihn wandte, färbte eine leichte Röthe seine Wangen und er behielt die äußere Fassung nur mit Mühe bei. Rasch ging er in das Zimmer der Staatsconferenz, um sich dort zu entscheiden. Darauf kam die Nachricht, daß Blut geflossen sei und überall der Ruf nach Waffen ertöne. Der Entschluß der Stände, dem Kaiser eine Petition in feierlichem Zuge, den Landtagsmarschall an der Spitze, zu überbringen, gab dem Tumult eine höhere politische Bedeutung. Als der Zug nach der Burg gelangte, waren die Mitglieder des Staatsraths in Berathung. „In diesem kritischen Moment", sagt Graf Hartig, „zeigte sich der Mangel eines gehörig organisirten Ministerraths. Kein Träger der obersten Executivgewalt befand sich bei der Berathung, keiner, der berechtigt war, der Executive Befehle zuzustellen." Der Kaiser ließ den Ständen versprechen, daß ein eigens dazu niedergesetztes Comité sogleich prüfen solle, was den gegenwärtigen Zeitverhältnissen entspreche. Durch diese unbestimmte Verheißung wurde die Ungeduld des Volks vermehrt, der Zorn der Masse gegen Metternich gesteigert. Dieser sagte zu einer Deputation von Bürgeroffizieren, welche in der Burg erschienen, „es wäre eine Schande für die wiener Bürgergarde, wenn sie nicht im Stande wäre, im Verein mit dem Militär einen Straßenkrawall zu besiegen". Die Deputirten erwiderten, es sei kein solcher, sondern eine Revolution, an der alle Stände theilnähmen. „Das ist nicht wahr, es sind Italiener, Polen und Schweizer, die das Volk aufwiegeln", sagte darauf Metternich. Die Offiziere verwiesen ihn jedoch auf die Petition, welche Unterschriften aus allen Ständen enthielt. Die Deputation wurde ohne Bescheid entlassen.

Nach ihrem Abgange begab sich Metternich, innerlich gebrochen, in sein Cabinet, um den Entwurf zu der dem Kaiser vorzulegenden Antwort auf die Petition abzufassen. Unterdeß wuchs mit der drohenden Gefahr der Kampflärm in der Nähe der Burg, und es drangen immer neue Wortführer in diese, welche die Entfernung des Fürsten verlangten. Der Lärm rief den Fürsten vom Schreibtische, er trat zum Erzherzog Ludwig, fragte diesen nach der Ursache, und als er erfuhr, worum es sich handele, sagte er zu den Volksführern, nach dem Bericht des Grafen Hartig, mit unerschütterlicher Ruhe und würdevoller Gelassenheit: „Es sei die Aufgabe seines Lebens gewesen, für das Heil der Monarchie auf seinem Standpunkte zu wirken; glaube man, daß sein Verbleiben für dieselbe dieses Heil gefährde, so könne es für ihn kein Opfer sein seinen Platz zu verlassen." Darauf kehrte er sich zu dem Erzherzog Ludwig mit der Erklärung, daß er seine Stelle in die Hände des Kaisers niederlege, und richtete an die Wortführer die inhaltschweren Abschiedsworte: „Ich sehe voraus, daß sich die falsche Behauptung verbreiten wird, ich hätte bei meinem Austritt aus meiner Stelle die Monarchie mit mir davongetragen. Gegen eine solche Behauptung lege ich feierlich Protest ein. Weder ich noch irgendjemand hat Schultern, die breit genug sind, einen Staat davonzutragen. Verschwinden Reiche, so geschieht dies nur, wenn sie sich selbst aufgeben." Nach diesen Worten ist nicht zu bezweifeln, daß der Fürst in jenem Augenblick die Überzeugung hegte, der österreichische Kaiserstaat werde mit seiner Entfernung in sich zusammenbrechen und als Großmacht verschwinden. Die Wortführer, an welche er seine Rede gerichtet, gaben ihm die Versicherung, die wiener Bevölkerung hätte nichts gegen seine Person, wol aber

gegen sein System, und in dieser Beziehung werde sein Rücktritt allgemeine Freude hervorrufen. Ehe der Fürst seinen Entschluß verkündete, haben wir noch zu bemerken, war der Erzherzog Johann bei ihm erschienen, um ihm zu sagen, daß der Kaiser ihn ersuchen lasse, zur allgemeinen Beruhigung nachzugeben. Der Erzherzog soll ihm zugleich mit dürren Worten gesagt haben, daß es jetzt seine Pflicht sei zurückzutreten.

Die Villa des Fürsten Metternich auf dem Rennwege war von dem Volke erstürmt und nur mit Mühe von den Studenten vor gänzlicher Zerstörung bewahrt worden. Der Fürst hatte sich nach der Abdankung nach seinem Palast auf dem Ballplatze begeben, und sah weder den Kaiser noch die übrigen Mitglieder des Kaiserhauses mehr. Als man ihm zur Flucht rieth, sagte er: „Das hieße einem Hügel die Bedeutung eines Gebirges beilegen, den Triumph einer über ihren Erfolg sicherlich sehr erstaunten Menge erhöhen und der ganzen Bewegung den Charakter einer wirklichen Revolution beilegen." Als ihm ein Freund die Nachricht von der Erstürmung seiner Villa brachte und daran Besorgnisse knüpfte, sagte der Fürst: „Fürchten Sie nichts. Ich hoffe, morgen wird alles besser sein und die Wiener werden sich über diesen Tag am meisten selbst wundern."

So seltsam verkannte Metternich den ernsten Charakter des Aufstandes bis auf den letzten Augenblick. Seine alte Unfähigkeit, Volksbewegungen richtig zu beurtheilen, rächte sich an ihm selbst wie eine furchtbare Nemesis. Er bereitete sich selbst eine noch schlimmere Demüthigung, als sie ihm durch das Volk zu Theil geworden war. Ein Auflauf, der am nächsten Morgen vor seinem Palast entstand und nicht gedämpft wurde, nöthigte ihn, sich nach dem Palast des Fürsten Liechtenstein zu flüchten, wo er bis zur Dunkelheit blieb. In einem Fiaker fuhr er alsdann nach der Jägerzeil und von da zum Thor hinaus, um sich auf Umwegen nach der Eisenbahn zu bewegen, die nach Olmütz führt. Da er sich nachgerade überzeugt hatte, daß es nicht gerathen für ihn sein würde, unter seinem Namen zu reisen, gab er sich für einen Engländer aus und veranlaßte die Eisenbahnbeamten, ihn mit seiner Gemahlin in seinem verschlossenen Reisewagen zu lassen, der als Frachtgut befördert wurde. Nachdem Metternich 17 Stunden auf solche Weise zugebracht, zwang der Durst ihn den Wagen zu öffnen und ein Glas Wasser zu verlangen, worauf er hinzufügte: „es sei am Ende gleich, ob man verdurste oder einen andern Tod sterbe." Das Öffnen des Wagens erregte Verdacht, die Mitreisenden dachten augenblicklich an den Fürsten Metternich, und er wäre in Gefahr gerathen, wenn der Locomotivführer nicht rasch das Zeichen zur Abfahrt gegeben und den Zug in Bewegung gesetzt hätte. Der Fürst reiste über Dresden nach Frankfurt a. M. Dort wurde er erkannt, als er einem Bekannten, dem Obersten von Nobili, einen Besuch abstattete. Es entstand ein Auflauf, und Metternich sah sich genöthigt, durch eine Hinterthür in den anstoßenden Garten des jungen Rothschild zu flüchten.

Über Holland begab er sich nun nach England und nahm seinen Sitz in Richmond in der Nähe von London. Dort setzte er seine politische Thätigkeit fort, indem er theils eine ausgebreitete Correspondenz begann, theils einen Plan für den Kaiser Franz Joseph ausarbeitete, wie das Centralisationssystem für den österreichischen Kaiserstaat in ersprießlicher Weise durchgeführt werden könne. Diese Thätigkeit konnte nicht geheim bleiben, da Metternich beinahe täglich vier Schreiber in Richmond beschäftigte. Die Presse wies darauf hin, und in kurzem erzeugte sich in der englischen Volkspartei der Glaube, daß Metternich an einem Netz der Reaction spinne, das wieder über den Continent von Europa geworfen werden und die junge Freiheit desselben ersticken solle. Die radicalen Blätter erklärten es für eine Schmach, daß diese Reaction von England ausgehen solle, die Chartisten in London drohten, daß sie Metternich mit Gewalt aus Richmond und London vertreiben würden, und Palmerston sah sich dadurch veranlaßt, den Fürsten ersuchen zu lassen, seinen Aufenthalt in England freiwillig aufzugeben.

Die Alienbill ermächtigte das Ministerium zu diesem Schritt, der nöthig war, um größeres Unheil von dem Fürsten Metternich abzuwehren. Er selbst erkannte dies durch seine schnelle Abreise an und begab sich Anfang November 1849 nach Brüssel, um dort die Durchführung der Reaction, welcher er mit Sicherheit entgegensah, abzuwarten. Erst im Sommer des Jahres 1851 hielt er es indeß für gerathen, nach Deutschland zurückzukehren und sich allmählich Wien zu nähern. Er begab sich zuerst nach seinem Schloß auf dem Johannisberg, wo er alsbald von dem Herzog von Nassau, dem König von Preußen und vielen Ministern und Diplomaten besucht wurde. Im September ging er sodann über Dresden nach seinen Gütern in Böhmen und von da nach Wien. Die einst so heitere und lebenslustige Kaiserstadt hatte sich ebenso verändert wie der Fürst, der sie sehr gealtert wieder betrat. Wien nahm in seiner Verdüste-

rung und in seinem Kummer um die verlorene Freiheit keine Notiz mehr von dem einst so mächtigen Manne, und wenn es die regierende Partei auch nicht an Höflichkeiten gegen ihn fehlen ließ, so hütete sich doch auch sie, ihm seine frühere Stellung zurückzugeben. Seine alte lockere, halb frivole Regierungsweise paßte nicht mehr für die eiserne Zeit der Reaction, die es nach der Niederwerfung Ungarns unternahm, alle dem Kaiserstaat unterworfenen Nationalitäten unter dem scharfen Drucke des Centralisationssystems zu halten, um jeden Versuch zu erneuten revolutionären Bewegungen im Keim ersticken zu können. Damit konnte freilich das alte Elend des Kaiserstaats, der Mangel an innerer Bewegung und Entwickelung, nur fortgesetzt und vergrößert werden, und die erdrückende Schuldenlast des Staats mußte durch die vermehrte Militär- und Polizeimacht unverhältnißmäßig wachsen. Als aber der unnatürliche Druck endlich, nach zehn langen Jahren, zu dem Kriege mit Italien und Frankreich führte, mußte ein vielleicht noch verderblicherer Zusammenbruch im Innern des Staats folgen, als ihn im Jahre 1848 die allgemeine Bewegung Europas herbeigeführt hatte.

Metternich durchschaute auch dieses unheilvolle Verhältniß nicht. Wie er dem jungen Kaiser selbst das Centralisationssystem empfohlen hatte, billigte er auch dasselbe und erwartete von ihm eine Neubegründung der Staatsgewalt. Nur gegen die Begünstigung der katholischen Kirche und das Concordat mußte er sich erklären, weil sie seinem innersten Wesen und seiner Überzeugung von der Nothwendigkeit einer Unterordnung der Kirche unter die Autorität des Staats widersprachen. Er sah in dem Concordat „ein Zwittersystem, das zu Parteikämpfen führen könne, die freilich das politische Leben fordere, aber den Staat in Zeiten der äußern Gefahr leicht ins Verderben stürzen können". Wie wenig aber die Erfahrung seinen politischen Blick geschärft und seine alten despotischen Gelüste geschwächt hatte, zeigte sein Verhalten zu der in Italien nahenden Katastrophe. Als der Kaiser Franz Joseph es sich angelegen sein ließ, wie er öfter in wichtigen Fragen that, den Rath des greisen Staatskanzlers, der früher so viel gegolten und so wichtige Entscheidungen ausgeübt hatte, einzuholen, sprach sich Metternich dahin aus, daß der Kaiser den Krieg nicht vermeiden und sich auf kein Compromiß mit der Revolution einlassen dürfe. Auch er billigte sonach den Kreuzzug, welchen der Kaiser gegen das constitutionelle Sardinien und gegen das revolutionäre Kaiserthum in Frankreich begann.

Für solchen Rath sollte dem alten Staatskanzler eine letzte Demüthigung vom Schicksale nicht erspart werden: noch wenige Tage vor seinem Tode erlitt Österreich die erste große Niederlage durch die französisch-sardinische Armee bei Magenta. Nach kurzem, infolge der Altersschwäche herbeigeführtem Krankenlager starb Fürst Metternich am 11. Juli 1859 in seinem sechsundsiebzigsten Lebensjahre in Wien, nachdem er als Frucht seines Raths erfahren hatte, daß die Lombardei für Österreich verloren sei. Wenn ihn die alte Frivolität nicht bis an sein Ende begleitete, muß ihm diese Nachricht das Scheiden von der Erde gerade in so bewegter, verhängnißvoller Zeit schwer gemacht haben. In Wien wurden ihm bei seiner Bestattung die seinem frühern Stande gebührenden Ehrenbezeigungen gewidmet, das Volk der Hauptstadt nahm jedoch von seinem Hinscheiden so wenig Notiz als das übrige Europa. Für beide war er seit dem Jahre 1848 ein todter Mann, und was von ihm bestattet wurde, der überlebte Leib und der ehemalige Rang, konnten keine Sympathie erwecken. Außer seiner Familie konnten ihm nur seine nähern Freunde, denen er ein liebenswürdiger Gesellschafter war, oder Fremde, denen er durch zuvorkommende Freundlichkeit zu imponiren suchte, vermissen.

Nach seiner ersten Ehe, aus der zwei Töchter zurückblieben, war Fürst Metternich noch zweimal vermählt gewesen: mit dem Fräulein von Leykam, aus welcher Ehe der Fürst Richard Metternich stammt, und dann mit der schönen Gräfin von Zichy-Ferraris, die ihm eine Tochter und zwei Söhne geboren hat.

Es bleibt uns noch übrig, zur Ergänzung unserer Charakteristik des Fürsten die Urtheile der Schriftsteller über ihn anzuführen, deren wir bisher nicht gedenken konnten, weil sie sich mehr im allgemeinen als bei besondern Gelegenheiten über ihn ausgesprochen haben. Zu diesen gehören vor allen der Herzog von Ragusa und Varnhagen von Ense. In der Denkschrift, welche ihm der erstere in seinen „Memoiren" gewidmet hat, heißt es: „Seine elegante Tournure in der Jugend und seine ungezwungene Artigkeit haben ihn zum Typus des echten Cavaliers gemacht. Sein wohlwollender Charakter macht den Verkehr mit ihm angenehm. Fürst Metternich ist sehr freigebig mit Versprechungen, nur schwer aber denkt er daran, sie zu halten. Der geringste Umstand hält ihn davon ab, das kleinste Hinderniß macht ihn ängstlich. Nie bietet er einer Schwierigkeit offen die Stirn, stets sucht er sie zu umgehen, und wenn ihm das Vergessen der Wahrheit in seiner Rede nützlich erscheint, so nimmt er keinen Anstand, davon

Gebrauch zu machen, und zwar mit unerschütterlichem Aplomb. In wesentlichen Dingen, und wenn er seinen Ausdruck wohl erwägt, verdient sein Wort Vertrauen, in unwesentlichen Dingen aber muß man die Ursache seines Mangels an Aufrichtigkeit in dem Wunsche suchen, seine Machtlosigkeit und sein geringes Gewicht bei den innern Regierungsmaßregeln zu verdecken. Nur in der auswärtigen Politik ist er absoluter Gebieter, weiter reicht seine Macht nicht. So kommt es, daß der Mann, der den Staat in einen Krieg verwickeln kann, welcher Tausende von Menschen und Hunderte von Millionen verschlingt, den Maßregeln, welche die Entwickelung der Kräfte des Staats und die innere Verwaltung der Gesellschaft unterstützen sollen, völlig fremd ist." ... „Der charakteristische Zug des Fürsten Metternich ist die Mäßigung. Er scheint frei von jeder Leidenschaft zu sein, hört alles mit Ruhe und weiß sich in die Lage eines jeden zu versetzen. Widerspruch ist ihm unangenehm, und selten läßt er sich mit denen, die seine Ansicht nicht theilen, in eine Discussion ein." ... „Er ist eitel, von seinem Genie eingenommen. Wer könnte dem Vergnügen widerstehen, die süße Musik der Lobpreisungen zu hören, welche der Macht und dem Erfolge stets gespendet werden! Der Verdruß, den ihm Widersacher und Tadler veranlassen, äußert sich bei ihm nicht durch gereizte Stimmung, sondern durch eine gewisse Geringschätzung und ein Stillschweigen, das ihm in seinen Augen einen leichten Sieg verschafft; auch gibt er sich oftmals den Illusionen hin, alles vorausgesehen zu haben, selbst wenn seine Prophezeiungen nicht eintreten. Sowie viele Menschen glaubt er selbst gern, was er wünscht. Auch hegt er den sonderbaren Wahn, mit militärischem Genie geboren zu sein, und doch hat er, obwol er eine so lange Kriegsperiode durchlebt und mit so viel ausgezeichneten Charakteren seiner Zeit auf freundschaftlichem Fuß gestanden hat, nie ein Wort von der moralischen Seite des Kriegs begriffen. Obgleich vorzugsweise der Mann der Concessionen, spricht er doch beständig von Principien und von Anwendung der Gewalt; obgleich ein Mann der Versöhnung, macht er sich lustig über das Justemilieu, während doch sein ganzer Lebenslauf eine Apologie desselben ist."

Diese Eigenschaften, welche der Herzog von Ragusa treffend hervorhebt, finden wir in den Unterredungen, welche Varnhagen von Ense mit dem Fürsten Metternich im Jahre 1834 gehabt und aufgezeichnet hat, auf das ausführlichste wieder, und wir hören in diesen Unterredungen den in stolzer Selbstverblendung dahinlebenden Mann gewissermaßen selbst bestätigen, was jeder Freigesinnte über ihn urtheilen mußte.

Er rühmte sich, daß er ein Principienmensch sei und als solcher weit über den beschränkten Doctrinären stehe. Er hielt sich für den einzigen festen Politiker, und damit für den wahren Mittelpunkt Europas. „Wo alles wankt und wechselt", sagte er, „ist vor allem nöthig, daß irgendetwas beharre, wo das Suchende sich anschließen, das Verirrte seine Zuflucht finden könne. Das Beharrende bin ich gewesen, hier hat alles Bedürftige seine Anlehnung gehabt, hier hat das früher Feindliche friedlich sich vereinigt." Es habe Zeiten gegeben, wo Rußland, andere wo Frankreich ihn hätte stürzen mögen, sie hätten aber beide einsehen lernen, daß er für sie der rechte Mann sei. „Durch mein Feststehen und ruhiges Beharren, durch meine stete Gleichmüthigkeit habe ich Vertrauen erworben. Die bedeutendsten Männer aller Parteien — hören Sie wohl, ich sage aller — haben sich mir genähert, mehr oder minder mit mir angeknüpft, ihre geheimsten Plane mir eröffnet, und keiner hat sich schlecht dabei befunden, jedem habe ich das ihm Nöthige gesagt, keinen je dem andern verrathen." Die italienischen Patrioten, welche Metternich auf das grausamste verfolgen ließ, die deutschen Liberalen, denen er mit der constitutionellen Entwickelung ihrer Länder die eigene abschnitt, und die Führer der polnischen Revolution, mit denen er buhlte, um sie gleich darauf fallen zu lassen, geben den Commentar zu diesem kurzsichtigen Selbstlob des Fürsten. Es ist wol kaum ein Mann in der Geschichte so gehaßt worden wie er, und dieser Mann bildete sich ein, keinen persönlichen Feind zu haben! Auf seiner Flucht nach England werden ihm wol die Augen über diesen Irrthum aufgegangen sein.

„Ich habe ein Princip und nach diesem handele ich unwandelbar", sagte der Fürst. „Ein Princip aber ist keine Doctrin, beide sind im Gegentheil sehr verschieden, jenes ist in der moralischen Welt was in der physischen ein Felsen, fest, unbezwinglich, überall sich gleich, eine Doctrin ist immer willkürlich und in ihrer Folgerichtigkeit gewaltsam, für den Staatsmann ein schlechtes Werkzeug. Im Princip darf der Staatsmann nie wanken, er muß dasselbe unerschütterlich festhalten, dagegen in der Anwendung darf er sich tausend Modificationen gestatten, ja er muß sie von selbst aufsuchen und wählen, wenn er seine Sache und sich nicht freventlich in die Luft sprengen will, der Staatsmann darf keine Stange Eisen sein, er muß eine Stahlfeder sein, die sich unter jedem Drucke biegt, ihm aber auch widersteht und gleich wieder, sowie er aufhört, die frühere Gestalt annimmt."

Ein treffenderes Bild für seine Schmiegsamkeit und seine staatsmännische Wirksamkeit konnte Metternich nicht finden. Sein großes Princip gestattete ihm, sich allen Umständen zu fügen, welche die Zeit hervorrief, und sich zu allen möglichen Concessionen zu verstehen, leider aber, ohne etwas daraus zu lernen. Für den eigenen Staat ließ er das alte System der Niederhaltung des Volksgeistes bestehen und setzte den Druck fort, der sich zuletzt in der gewaltsamen Sprengung der ihm auferlegten Bande Luft machen mußte. Metternich durfte sich dagegen verwahren, daß er ein Mann des sogenannten Justemilieu sei, indem er hinzufügte, daß diese Richtung ein elendes Zusammenhalten widerstrebender Enden, und deshalb in Wahrheit keine sei, aber sein eingebildetes „Maßhalten" stand noch unter dem Justemilieu, denn es bestand nur in der feigen Flucht vor den Zeitforderungen und dem schlauen Warten auf die günstige Gelegenheit zur Reaction. Der Doctrinär ruft wenigstens den Kampf hervor und muß selbst kämpfen. Metternich's Kunst bestand in der Schmiegsamkeit, sich jedem Kampf dadurch zu entziehen, daß er die Kämpfer rücklings überfallen und kampfunfähig machen ließ.

Varnhagen von Ense bemerkt zu jenen Äußerungen, daß er sich ihnen gegenüber auf die stumme Rolle des Zuhörens habe beschränken müssen. Der Fürst bediente sich dabei eines Lehrtons, der den Widerspruch ausschließt, und der im Verlauf großer Erörterungen äußerst ermüdend wirkte. „Der Fürst sprach vortrefflich, fließend und gemessen, in gewähltem, oft überraschend beziehungsvollem Ausdruck, aber es gab doch Stellen, wo ihm der Faden ausging, der Gedanke gleichsam ausblieb, und in solchem Falle nahm er dann ungezwungen einen neuen Anlauf" — ein deutlicher Beweis, daß Metternich eine mühsam angeeignete Staatsweisheit vortrug, die er sich aus Gentz' „Ideen" zurecht gemacht, und die er gelegentlich durch die eigene alte Frivolität ausfüllte.

Metternich versuchte seinem berühmten Zuhörer das Wesen des österreichischen Staats auseinanderzusetzen. Mitten darin blieb er stecken, und die große Definition zerrann in kleine Bemerkungen über die Vielheit der Sprachen in Österreich. Gerade so hatte ihn Justus Gruner einmal über England radebrechen hören. Metternich hatte eine kindische Freude an dem Lobe, das ihm Heinrich Heine durch die Bemerkung gespendet, daß er nie mit dem Liberalismus gebuhlt habe, obwol er sich dabei nicht verhehlte, daß Heine ihn nur gelobt habe, um andere zu ärgern. Charakteristisch ist folgende Äußerung des Fürsten: „Ich stehe im Grunde sehr allein. Gleichgesinnte habe ich gewiß viele, aber Gleichdenkende schon weniger und Gleichhandelnde sehr wenige. Ich bin für die Erhaltung des gesetzmäßig Bestehenden; wer das auch will, der ist mit mir, wer der Unordnung und Zerrüttung Vorschub thut, der ist wider mich und ich wider ihn." Die Erhaltung des Bestehenden und Fortbildung, fügte Varnhagen von Ense hinzu, aber der Fürst nahm den Zusatz nicht auf, sondern wiederholte trocken und fest: „Die Erhaltung des Bestehenden, davon gehe ich unter jeder Bedingung aus."

„Ich bin der Mann der Wahrheit", sagte Metternich ferner, „und brauche das Tageslicht nicht zu scheuen, ich kann jedem Rede stehen und von allem meinem Thun Rechenschaft ablegen, es gibt keine Verhandlung und Erörterung, auf die ich nicht freien Muthes eingehen dürfte. Für mich ist es der größte Nachtheil, daß meine Arbeiten im engen Kreise der Cabinete bleiben, ich würde bei der Öffentlichkeit gewonnen haben, auch die Rednerbühne scheue ich in persönlichem Betreff gar nicht, ich darf sie für mich sogar wünschen, wenn ich sie gleichwol auch hasse, so ist es aus Gründen, die in der Sache liegen." Welcher eigenthümliche Widerspruch! „Ich bewundere die Institution der Jesuiten, wie viele Protestanten auch thun, aber den Jesuitismus hasse ich wie die Pest, der hat keinen größern Feind als mich, in der Religion bin ich ein gläubiger Katholik, doch den Pietismus verabscheue ich; ebenso geht es mir mit dem Liberalismus, ich bin ihm ein unversöhnlicher Feind, aber im besten Sinne liberal zu sein, darf ich mich wol rühmen."

Metternich ein Liberaler — aber als politischer Jesuit, wie er sich selbst charakterisirt! Als er davon sprach, daß er in Deutschland leitende Organe für die Öffentlichkeit vermisse, und er sich wunderte, daß diese unter so vielen begabten Geistern nicht von selbst aufständen, erklärte ihm Varnhagen, daß die Literatur dazu Freiheit haben müsse, unter dem Druck der Censur lasse sich nichts entwickeln. Metternich hörte dies ruhig mit an, bemerkte aber nichts darauf, sondern sprach von der Akademie der Wissenschaften, welche er gründen wolle. Dann ging er zu einem Bericht über, der ihm über den Verlauf eines Handwerkerfestes in Bern zugegangen sei, und knüpfte daran die Mittheilung, daß er die andern Regierungen zu gemeinsamem Einschreiten gegen die Schweiz auffordern werde. „Wollen sie es nicht, so wird der Kaiser auch für sich allein die Rüge durchsetzen, und die berner Regierung soll recht in die Klemme kommen. Zunächst werde ich ihnen eine Note schicken, wie sie noch keine empfangen haben, nämlich lauter

Fragen, die ich hier schon zusammengestellt: ich bin doch begierig, was mir diese Canaillen darauf antworten werden." Damit hatte der Fürst eine Probe seines Liberalismus abgelegt.

Von historischem Interesse ist, was Tettenborn an Varnhagen über das Verhältniß zwischen Metternich und Gentz mittheilte. Dasselbe war nicht immer friedlich, sondern oft gespannt, bisweilen stürmisch. Seit der Julirevolution war der Widerstreit besonders heftig und brach bei allen Gelegenheiten aus. Bei solcher Gelegenheit sagte Metternich ihm einmal ganz herbe: „Das muß ich besser wissen, das verstehen Sie nicht. Sie sind zwar ein Publicist, aber kein Diplomat." In andern Fällen behielt Gentz die Oberhand und wurde noch derber als der Fürst. Tettenborn war Zeuge eines solchen Auftritts, in dem Gentz den Fürsten wie einen Schulbuben behandelte und sich immerfort solcher Ausdrücke bediente, als ob er der Vorgesetzte, der Fürst der Untergebene sei, z. B.: „Das geht nicht! Ich habe es Ihnen ja schon gesagt, ich begreife nicht, wie Sie mir damit nochmals kommen können, nachdem Sie schon meine Ansicht wissen, ich dächte das sei genug." Und weiter: „Was soll das heißen? Muß ich Sie an alles erinnern. Das ist ja gar nichts, das ist abgedroschen und leer, das ist nicht werth, daß ich es widerlege" u. dgl. m. Metternich blieb lange gelassen, bekam aber, wie in solchen Fällen öfters, ein ganz überglastes Gesicht und wurde endlich auch seinerseits heftig, ja sagte zuletzt mit Ungeduld, Gentz solle ihn verlassen, worauf dieser mit seinen Papieren ging. Tettenborn versöhnte die Entzweiten wieder, was um so leichter zu vollbringen war, als beide das Bedürfniß dazu in gleichem Grade empfanden und nicht voneinander lassen konnten.

Gentz wandte sich seit dem Jahre 1831 dem Liberalismus zu. „So wie bisher geht es nicht mehr, man muß Schritte vorwärts thun, die Zeit verlangt ihre Rechte, sie muß anders behandelt werden — hat man sich über Katholicismus und Protestantismus zu vereinigen gewußt, daß einer neben dem andern bestehen konnte, warum sollte es nicht mit dem Aristokratismus und Liberalismus zu Stande kommen?" Gentz' scharfer Geist hatte eine richtige Ahnung der Zukunft. Hätte der Fürst auf ihn gehört, so würde er sich nicht den jähen Sturz bereitet haben, der ihn ereilte. Sein absonderlicher Liberalismus ließ es dazu jedoch nicht kommen. Er blieb bei seinem Stahlfedersystem, das sich immer wieder in die alte Lage der Dinge zurückschnellt, und beharrte darin, bis ihn die Sündflut ereilte, von der er gehofft hatte, daß sie erst nach seinem Tode hereinbrechen würde.

Der heftige Auftritt zwischen Gentz und Metternich zeigt, wie gering jener von der Denkfähigkeit des Fürsten dachte, und mit wie sicherm Bewußtsein er ihm gegenüberstand, weil er wußte, daß Metternich ihm die wenigen Ideen verdankte, welche er sich als diplomatische Staatsweisheit zurecht gemacht hatte, und daß der Staatskanzler seiner nicht entbehren konnte. Nach Gentz' Tode suchte sich Metternich an dessen Grobheiten dadurch zu rächen, daß er sich das Ansehen gab, als habe er hoch über ihm gestanden. Er sagte in einem seiner letzten Lebensjahre zu Schmidt-Weißenfels, seinem spätern Biographen, den er sehr gnädig aufgenommen zu haben scheint: „Gentz war ein Phantast, ein Idealist, der alle Augenblicke neue Plane hatte und sich von jedem leicht einnehmen lassen konnte. Dann deducirte er blos, entfaltete seine Kunst als Sophist und brachte sich gern durch seine Phantasien ins Feuer. Ich konnte in solchen Krisen gar nicht mit ihm verkehren, denn alle Vernunftgründe nahm er nicht an. Besonders in der letzten Zeit seines Lebens gab es heftige Scenen, und doch konnte ich ihm nicht grollen, weil ich seine Natur kannte, denn nach acht Tagen kam er gewöhnlich ernüchtert auf dieselbe Sache, und dann einigten wir uns ohne Schwierigkeit, und er behandelte den Gegenstand mit demselben Talent, das mit Recht als ein gelungenes anerkannt wurde." Diese Schilderung paßt wenig auf den heißblütigen Gentz, der sich überall ein Princip zurecht machte, von dem er nicht abließ, und dem sich der Fürst Metternich fügen mußte, wenn er es sich vornahm, es durch den „Österreichischen Beobachter" zur Staatsansicht zu erheben.

Die aus dem Nachlaß von Varnhagen von Ense herausgegebenen „Tagebücher von Friedrich von Gentz" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861) liefern den Beweis, in welchen engen Beziehungen Gentz zu Metternich gestanden, und wie häufig er mit ihm in den bewegtesten und wichtigsten Zeiten lange Unterredungen über die große und kleine Politik Österreichs gehabt hat. Schade, daß der Inhalt dieser Unterredungen nicht umständlicher von ihm angegeben ist! In den ältern Jahrgängen, als Gentz noch die Absicht hatte, Memoiren zu verfassen, finden wir indessen Urtheile über den Fürsten, welche uns nicht in Zweifel darüber lassen, daß Gentz von der Denkkraft des Fürsten wie von seiner staatsmännischen Geschicklichkeit keine große Meinung hatte. Nach der Übernahme des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten durch Metternich bemerkt Gentz im März 1810: „Er hält sich für glücklich; das ist eine gute Eigenschaft.

Er hat Mittel und weiß sich zu benehmen. Er imponirt durch seine Persönlichkeit, aber er ist leichtfertig, zerstreut und vorurtheilsvoll. Wenn sein Glücksstern ihn ein paar Jahre lang begünstigt, kann er dem Staate gute Dienste leisten. Er mag sich jedoch vor neuen Krisen hüten. Sie würden ihn stürzen!" Am Schlusse des Jahres 1814 faßt Gentz sein Urtheil über die Zeitlage folgendermaßen zusammen: „Der politische Horizont ist trübe, aber er ist es nicht mehr, wie früher, weil ein niederdrückendes Gewicht über unsern Häuptern schwebt, sondern weil beinahe sämmtliche Leiter der Ereignisse von grenzenloser Unfähigkeit und Mittelmäßigkeit sind. Da ich mir indessen nichts vorzuwerfen habe, so macht mir die genaue Kenntniß dieser erbärmlichen Entwickelung und der kleinlichen Wesen, welche die Welt regieren, Spaß, und ich ergötze mich daran wie an einem Schauspiel, das zu meinem besondern Vergnügen aufgeführt wird." Diese frivole Lust wurde aber sehr bald auch bei Gentz zum Reactionsgelüst, als die ernste Richtung, welche der deutsche Nationalgeist nahm, ihn mit der Furcht erfüllte, diese könne mit der Lug- und Trugwelt der Diplomatie auch seine Stellung und seine Einnahmen über den Haufen werfen.

Zur Zeit der Karlsbader Conferenzen war niemand thätiger zur Unterdrückung der deutschen Nationalfreiheit als Gentz, und er rühmt sich in seinem Tagebuche, daß er durch eine Art von Inspiration zu jener Erklärung des Art. 13 der Bundesacte gekommen sei, durch welche die Preßfreiheit Deutschlands untergraben wurde. Am 5. Dec. 1819 bemerkt er: „Höchst wichtige Unterredung mit Metternich über unsere Verhältnisse gegen Rußland, Preußen und das Militärsystem des Deutschen Bundes." Am 14. Dec. ruft er jubelnd aus: „Der letzten und wichtigsten Sitzung der Commission zur Bestimmung des Art. 13 der Bundesacte beigewohnt, meinen Theil an einem der größten und würdigsten Resultate der Verhandlungen unserer Zeit gehabt. Ein Tag, wichtiger als der bei Leipzig!" Das war die Sphäre der wiener Reactionsanschauung, in die Gentz sich allmählich hatte herabziehen lassen. Varnhagen nennt diesen Ausspruch mit Recht den Ausbruch eines frivolen und wahnsinnigen Übermuths. „Nicht ohne Schaudern", setzt er hinzu, „und jetzt, nach so viel Jahren, bei freiem Rückblick, nicht ohne Erbarmen, sieht man (in solchen Aufzeichnungen wie denen von Gentz) die stumpfen, herzlosen Diplomaten am traurigen Werk, der eigenen Nation schmachvolle Fesseln anzulegen, und sieht sie in Dünkel und Wohlleben sich freuen und rühmen, alle Vortheile der Zwangsherrschaft nun auf ihrer Seite zu haben! Nicht ohne Schaudern, wenn man bedenkt, daß solche Nichtswürdigkeit, zwar immer bekämpft und oft durchbrochen von frischer Kühnheit, doch ein ganzes Menschenalter hindurch sich über uns herrschend behauptet hat; nicht ohne Erstaunen, wenn man erwägt, wie plötzlich und schmachvoll sie doch endlich in eigener Schande zusammengestürzt und mit ihren Urhebern den Verwünschungen von ganz Europa verfallen ist."

Von Varnhagen sagte Metternich: „Er habe sich über ihn und die österreichische Politik Ideen in den Kopf gesetzt, die ihm nicht zu nehmen waren, wie er denn jeden Irrthum von seiner Seite für unmöglich hielt." Das ist ebenfalls eine schlechte Charakteristik für den überall auf das gefälligste mit andern verkehrenden Varnhagen, der sich am allerwenigsten dem Fürsten gegenüber rechthaberisch benehmen konnte. Dieser hielt ihn demnach dafür, weil Varnhagen überhaupt feste principielle Anschauungen über die Politik und den Irrweg des österreichischen Staatswesens hatte.

Schmidt-Weißenfels erwähnt ferner folgender Aussprüche des Fürsten über die jüngsten Zeitbegebenheiten. Nach dem Staatsstreich vom Jahre 1851 sagte er: „Nie hätte ich geglaubt, daß sich die Weltgeschichte so schnell und so genau wiederholt, am allerwenigsten daß der Bonapartismus wieder zu einer Macht gelangte, die immer für Europa etwas Gefährliches hat, weil sie um alles spielt und die merkwürdigste Verbindung von Umständen sie zum Symbol des Ehrgeizes und der Ruhmessucht gemacht hat. Der Bonapartismus ist immermehr eine Drohung gegen die Monarchie als gegen die Völker." Später sagte er: „Der Kaiser Napoleon hat schöne Karten in Händen, er spielt sein Spiel geschickt und wird es weit bringen. Aber es gibt eine Klippe, die er vermeiden muß, er würde als revolutionärer Kaiser umkommen. Ich denke an 1831, das ist ein böses Blatt in seiner Geschichte. Wenn er als revolutionärer Kaiser umkommt, so wird es in Italien sein, und an dem Tage, wo er seine Politik von der Österreichs trennen wird." Mit dieser Ansicht hat sich Metternich als schlechter Prophet bewährt, wie es ihm freilich oft begegnet ist.

Metternich glaubte auch, Frankreich werde sich in innern Kämpfen aufreiben und zerfallen, wenn das übrige Europa sich von ihm emancipire. Die romanischen Stämme gingen ihrem Verfall entgegen, alles sei bei ihnen vorübergehend und keine Consolidation einer Regierung

möglich, weil sie keine zwei Generationen überdauere. Für das zerfallende Frankreich hatte Metternich einen Theilungsplan entworfen. England sollte den nördlichen, Deutschland den westlichen Theil desselben erhalten, und aus dem Rest sollten zwei französische Staaten gebildet werden, ein bourbonischer mit Paris und ein napoleonischer mit Marseille als Hauptstadt. Wenn der Fürst diese Ansichten Gentz mitgetheilt hätte, würde dieser berechtigt gewesen sein, den Fürsten der Phantasterei zu beschuldigen, ja ihm den Vorwurf zu machen, daß es ihm nicht nur an jeder richtigen politischen Einsicht, sondern selbst an geschichtlicher Bildung fehle, denn diese verbietet dem Politiker, von irgendwelcher Nationalität, die ein eigenthümliches Leben zeigt, gering zu denken. Italien hat gezeigt, mit welcher Kraft es sich aus dem Verfall zu erheben vermag, in den es der österreichische Despotismus hineingedrängt hatte, und an Frankreich darf nie ein Politiker verzweifeln, da es sich unter jeder Regierungsform die Elasticität zu einer neuen Entwickelung zu bewahren weiß. Auch die Erneuerung des Bonapartismus hat ihm den Vortheil der Concentrirung seiner Kraft für die auswärtigen Verhältnisse gebracht, und wenn Deutschland sich dagegen sichern und in den Stand setzen will, Frankreich an dem Überschreiten der ihm gebührenden Macht in Europa zu verhindern, so hat es zuerst alle die bösen Folgen von sich abzuwälzen, welche die Metternich'sche Zeit über seine innern Verhältnisse gebracht hat.

Metternich hatte weder Sinn für die romanischen, noch für die germanischen Völkerverhältnisse, und ihm konnte es daher auch begegnen, daß er sich in solche leere Phantastik der Herrschaft eines dieser Elemente über das andere verlor, während die ganze bisherige Geschichte Europas ihm hätte sagen sollen, daß sie dazu berufen sind, nebeneinander zu bestehen und sich zu ergänzen, nicht aber sich gegenseitig zu zerstören und dadurch der Herrschsucht und dem Despotismus immer neue Nahrung zu geben. Die gleichmäßige freie Entwickelung ist der natürliche Beruf der Völker und kann daher auch nur die Aufgabe ihrer Zukunft bilden. Der Fürst Metternich hat in dem obigen Urtheil wiederholt gezeigt, wie wenig er geeignet war, einen klaren Blick in die Zukunft zu richten. Der Umfang seiner politischen Anschauungen und sein Princip bleiben ewig auf die Erhaltung der reinen Monarchie und die ins Endlose fortzuführende Unterdrückung der Völker beschränkt.

Der Feldzug Garibaldi's und der italienischen Südarmee.

Zweite Abtheilung.*)

Die Eroberung des neapolitanischen Festlandes.

Der Übergang auf das Festland. Die Gefechte von Reggio und Piale.

Garibaldi ließ sich durch den abmahnenden Brief König Victor Emanuel's vom 23. Juli 1860 keineswegs bestimmen, das Unternehmen auf das neapolitanische Festland aufzugeben. Nachdem infolge der Convention vom 28. Juli die Königlichen auch Messina bis auf die Citadelle und einige Nebenwerke aufgegeben hatten und die Insel Sicilien somit im wesentlichen frei war, bereitete Garibaldi vielmehr alles zum Übergange auf das Festland vor. Seine verfügbaren Truppen vereinigte er nach der Einnahme von Messina zum größern Theil an der Meerenge, zum kleinern im Ätnabezirk.

Nach Abschlag der in Sicilien, namentlich zur Beobachtung Messinas, zurückzulassenden Garnisonen blieben dem Dictator Siciliens zum Übergange auf das Festland noch etwa 12000 Mann, wovon gegen 8000 Mann in der ersten und in den folgenden Expeditionen unter Medici, Cosenz, Sacchi (letztere erst Anfang August) herübergekommen waren, während den Rest sicilische Bataillone bildeten. Diese Truppenmacht erschien im Vergleich zu der neapolitanischen Armee, die man jetzt schwerlich noch überraschen konnte und deren numerische Schwächung durch die bisherigen Kämpfe nicht hoch anzuschlagen war, gar zu unbedeutend.

Doch stand allerdings schon damals eine erhebliche Vermehrung der Streitkraft Garibaldi's in Aussicht. Im Juli war zu Genua und in Toscana die Organisation der Expedition Terranova begonnen worden, welche, gegen 9000 Mann stark, die Bestimmung hatte, theils von der

*) Vgl. die „Erste Abtheilung" S. 170—197 dieses Bandes. D. Red.

Land-, theils von der Seeseite her in den Kirchenstaat einzufallen, diesen zu insurgiren, Lamoricière zu schlagen und dann ins Neapolitanische von Norden her einzudringen und sich hier mit dem von Süden hinaufrückenden Garibaldi zu vereinigen. Das turiner Cabinet wollte diese Expedition direct vom piemontesischen Gebiete aus nicht zulassen, sondern verlangte, daß die ihr angehörigen Truppen zuerst wenigstens nach Sicilien hinübergingen, wo dann Garibaldi sie verwenden möge, wie er wolle. Garibaldi, sobald er die wahre Stärke oder Schwäche seiner verfügbaren Streitkraft erkannt hatte, beschloß, die Expedition, im Verein mit seinen bereits versammelten Truppen, zu dem Angriff des neapolitanischen Festlandes von Süden her zu verwenden, sodaß die Absichten des turiner Cabinets und Garibaldi's in diesem Punkte übereinkamen. Die ersten Truppen dieser Expedition verließen Genua und La Spezzia am 8. Aug.

Am Faro ließ Garibaldi Ende Juli und Anfang August mehrere Batterien anlegen, um das neapolitanische Geschwader, welches in jenen Gewässern kreuzte, im Zaume halten zu können, und zugleich versammelte er eine große Anzahl von Barken, um den Übergang mit den Seinigen aufs Festland zu bewerkstelligen. Außerdem sendete er Emissare in die verschiedenen Provinzen des Festlandes, namentlich nach Calabrien und in die Basilicata, mit dem Auftrag, die Insurrection vorzubereiten und den Anfang zu ihrer militärischen Organisation zu machen.

Vom 8. Aug. ab ließ er auf verschiedenen Punkten des Festlandes kleine Detachements landen, um die Königlichen über den Landungspunkt irre zu führen. Eins dieser Detachements unter dem Chef seiner Guiden, Major Missori, stieg in der Nähe von Cannetello ans Land und schlug sich ins Innere des jenseitigen Calabrien nach den Höhen des Aspromonte, wo sich alsbald mehrere tausend Calabresen um das Detachement sammelten.

Die Königlichen, obwol sie noch immer mit einem gewissen Vertrauen sich schmeichelten, daß Piemont und Frankreich einen Übergang Garibaldi's nach dem Festlande verhindern würden, konnten sich diesem Vertrauen doch unmöglich ganz und gar hingeben. Sie hatten daher auch militärische Vorbereitungen zur Vertheidigung Calabriens getroffen. Zwölftausend Mann, in den beiden Brigaden Briganti und Melendez, bildeten einen Küstencordon von Reggio bis Palmi; sie waren zur directen Vertheidigung der Gegend des Faro bestimmt. Dann waren andere 12000 Mann unter General Vial in der Gegend von Monteleone concentrirt, um theils die nördlichern Küsten zu bewachen, theils eine Reserve für Melendez und Briganti abzugeben. Noch weiter nördlich im diesseitigen Calabrien stand die damals 5000 Mann starke Brigade Caldarelli bei Cosenza.

Längs der Ostküste commandirte in Apulien General Flores; in den Abruzzen General Benedictis. Die beiden Generale verfügten zusammen über etwa 15000 Mann. In der Basilicata und dem diesseitigen Principat standen nur kleine Garnisonen. Die größte Truppenansammlung, etwa 50000 Mann, befand sich in den Provinzen von Neapel mit dem nächstanstoßenden Theile des diesseitigen Principat, im jenseitigen Principat und der Terra di Lavora. Zu den hier vereinigten Truppen gehörten auch die sämmtlichen königlichen Garden und die neuerrichteten, gewöhnlich „Baiern" genannten Fremdtruppen. Die Hauptconcentrationspunkte waren die Städte Salerno, Avellino, Neapel und die Festungen Capua und Gaeta. Im allgemeinen wird man eine sehr bedeutende Truppenzersplitterung erkennen. Diese Zersplitterung war die Folge davon, daß man sich auf keinem Punkte sicher fühlte, überall Landungen fürchtete.

Einen großen Schrecken verbreitete Garibaldi in der Stadt Neapel selbst, als er in der Nacht vom 13. auf den 14. Aug. plötzlich in Person im Hafen von Castellamare erschien und einen, allerdings mislungenen, Versuch machte, sich des königlichen Kriegsschiffs Monarca zu bemächtigen. Garibaldi befand sich eben auf dem Wege nach der Bucht Terranova an den Küsten Sardiniens, um dort alle Truppen der gleichnamigen Expedition, welche er vorfinden würde, in Empfang zu nehmen und sie zu seiner directen Verstärkung nach Sicilien zu ziehen. In der That vereinigte er am 18. Aug. zu Milazzo unter dem Oberbefehl des Obersten W. Rüstow drei kleine Brigaden dieser Expedition, zusammen etwa 4000 Mann. Eine andere Brigade derselben Expedition, Eberhard, war schon vorher nach Palermo gezogen, dort auf 1500 Mann verstärkt und nun zu Schiff um die West- und Südküste Siciliens an deren Ostküste nach Giardini bei Taormina gesendet worden, um dort die schwache Division Bixio zu verstärken, sodaß Bixio jetzt etwa 4000 Mann befehligte.

Nachdem Garibaldi die Division Rüstow nach Milazzo gesendet hatte, begab er sich selbst nach dem Faro und von dort nach Giardini. Die Aufmerksamkeit der Neapolitaner war durch die bei Torre di Faro getroffenen Übergangsvorbereitungen sowie durch die verschiedenen klei-

nen Landungen ganz auf die Gegend des eigentlichen Faro gelockt, und Garibaldi benutzte dies, um die erste Hauptlandung nun gerade auf einem andern Punkte zu bewerkstelligen.

Am Abend des 19. Aug. führte er die 4000 Mann Bixio's auf zwei Dampfern, Torino und Franklin, von Giardini nach der Gegend von Capo dell' Armi über und ließ sie hier landen. Zwei neapolitanische Kreuzer kamen zu spät, um die Landung zu hindern, sie konnten nur noch den auf den Grund gerathenen Dampfer Torino in Stücken schießen.

Am 20. Aug. rückte Bixio nordwärts und griff am 21. morgens die Garnison von Reggio an, welche auf Andringen der Bewohnerschaft, um der Stadt die Schrecken des Kampfes zu ersparen, südlich derselben Stellung genommen hatte. Nach kurzem Kampfe war die Garnison zerstreut, theils in die Stadt gejagt, theils in das kleine Fort getrieben. Dieses ward nun sogleich eingeschlossen, wobei auch Missori mit seinem Detachement und den Calabresen, die es zu Aspromonte verstärkt hatten, mitwirkte. Am 22. Aug. kam es zu Verhandlungen, in deren Folge sich das Fort am 23. morgens mit sämmtlichem Kriegsmaterial ergab. Die Mannschaft durfte gehen, wohin sie wollte.

Auf die Kunde vom Anmarsche Bixio's auf Reggio hatten die Generale Briganti und Melendez den größten Theil ihrer Streitkraft bei Villa San-Giovanni concentrirt. Bixio mußte von Reggio her sofort gegen sie vorrücken. Seine Streitmacht war aber nicht die einzige verfügbare zu dem Angriff auf Briganti.

Sobald nämlich der Kampf bei Reggio sich entsponnen, hatten dem Befehle Garibaldi's gemäß Cosenz und Medici unter dem Schutze der Strandbatterien von Torre di Faro gegen die königlichen Kreuzer die Einschiffung ihrer Truppen begonnen, landeten bei Scilla und besetzten in der Nacht vom 22. auf den 23. Aug. die Höhen von Piale oberhalb Villa San-Giovanni und im Rücken Briganti's. Von allen Seiten angegriffen, capitulirte nach kurzem unbedeutenden Kampfe Briganti. Derselbe überlieferte alle seine Waffen an Garibaldi. Seine Mannschaft machte von der Erlaubniß, heimzugehen, den ausgedehntesten Gebrauch, und bedeckte in den nächsten Tagen in kleinen ungeordneten Gruppen die Consularstraße nach dem Norden. Alle Bande der Disciplin waren natürlich zerrissen, und Briganti, der sich gleichfalls heimbegeben wollte, ward am 25. Aug. zu Monte-Mileto von seinen eigenen Soldaten ermordet. Garibaldi, zufrieden mit den ihm überlassenen Waffen, trieb die Gefälligkeit gegen die Königlichen so weit, daß er mehrere hundert derselben auf ihren Wunsch auf einem seiner eigenen Dampfer nach Neapel sendete, wo dies auch wieder, wenn es überhaupt noch nöthig war, Propaganda für ihn machte.

Der Marsch nach Neapel.

Gleichzeitig mit dem Übergange Garibaldi's auf das Festland brach die Insurrection nicht blos in Calabrien, sondern auch in den übrigen Provinzen Neapels aus und bereitete der italienischen Südarmee den Weg.

Potenzas, der Hauptstadt der Basilicata, bemächtigten sich die Insurgenten schon am 18. Aug., indem sie die dort aufgestellte Gensdarmerie vertrieben. Eine provisorische Provinzialregierung ward eingesetzt, und der Oberst Camillo Boldoni mit der militärischen Organisation beauftragt. Die königlichen Truppen, welche von Salerno ausgesendet wurden, um die Insurrection zu unterdrücken, weigerten sich, bei Auletta an der Grenze der Basilicata angekommen, weiter zu marschiren und mußten zurückgezogen werden.

Auch in Foggia in Apulien brach der Aufstand am 18. Aug. aus. Die dort stehenden königlichen Reiter schlossen sich der Bevölkerung an, und einige Infanteriecompagnien, welche der Militärcommandant von Apulien, General Flores, von Bari nach Foggia sendete, folgten dem bösen Beispiel. Bald gewann die Insurrection in Apulien eine solche Ausdehnung, daß Flores es für gerathen hielt, mit den ihm noch treu gebliebenen Truppen Apulien zu räumen und sich gegen die Grenzen des Principat in der Richtung auf Ariano zurückzuziehen.

In Calabrien zwangen die Insurgenten am 23. Aug. den General Caldarelli zu einer Capitulation, vermöge welcher derselbe sich verpflichtete, nicht gegen Garibaldi zu kämpfen und sich in elf Märschen in aller Ordnung und mit Schonung des Landes nach Salerno zurückzuziehen.

Auch das diesseitige Principat bis nach Salerno hinab ward, unterstützt von der Basilicata her, bald vom allgemeinen Brande ergriffen, und nur der Norden blieb von den starken Garnisonen noch im Zaume gehalten. Doch bildeten sich auch hier, namentlich in den Abruzzen und dem päpstlichen Benevent, bald einzelne Banden, die einer spätern ausgedehntern Organisation als Kern dienen konnten.

General Vial, der einen schwachen Versuch gemacht hatte von Monteleone aus den Brigaden Melendez und Briganti zu Hülfe zu eilen, kehrte alsbald nach Monteleone zurück, als er diesen Versuch mislungen sah. Er ward krank oder stellte sich krank, und übergab das Commando seiner Division dem General Ghio.

Ghio trat auf die Kunde von dem Vorrücken Garibaldi's und der Capitulation Caldarelli's sogleich den Rückzug gegen Norden an, und erreichte auf demselben am 29. Aug. Soveria-Manelli an der äußersten Nordgrenze des zweiten jenseitigen Calabrien. Hier nahm er eine sonderbare Stellung, Gebirge im Rücken, Gebirge in jeder Flanke, mit der Absicht sich gegen den verfolgenden Garibaldi zu schlagen. General Stocco mit den Insurgenten aus dem diesseitigen Calabrien hatte bereits alle Wege nordwärts verhauen und verbarrikadirt und Stellung genommen, um Ghio den weitern Rückzug zu verwehren.

Von Süden rückten die Truppen Garibaldi's vor; der Dictator persönlich eilte ihnen vorauf. Am 29. Aug. zu Tiriolo vom Stande der Dinge unterrichtet, sendete er allen seinen Divisionen telegraphisch den Befehl, ihren Marsch aufs äußerste zu beschleunigen. Er selbst aber begab sich zu Stocco und griff am 30. Aug. an der Spitze der Calabresen Ghio's Stellung bei Soveria vom Rücken und den Flanken her an. Als auch die Avantgarde der Südarmee, die Division Cosenz, herankam, und ehe sie noch in den Kampf eingreifen konnte, capitulirte Ghio mit noch etwa 10000 Mann auf dieselben Bedingungen, welche Melendez und Briganti erhalten hatten.

Nach diesem Erfolge und einiger Ruhe setzte das Gros der Südarmee seinen Marsch nordwärts auf der Consularstraße fort.

Die Division Rüstow ward gleichzeitig auf dem linken Flügel vorgezogen und bald zur Avantgarde der Armee. Am 26. Aug. rückte Rüstow von Milazzo ab, kam über Gesso und Messina am 28. Aug. nach Torre di Faro, schiffte hier die beiden Brigaden Parma und Milano, für welche die Schiffe reichten, ein und steuerte nach dem Golf von Santa-Eufemia. Am 29. Aug. infolge der Gerüchte von neapolitanischen Kreuzern bei Tropäa zur Landung gezwungen, marschirte er in der Nacht von Tropäa nach Monteleone, von Monteleone noch am 30. Aug. nach dem Pizzo, schiffte hier seine Truppen von neuem ein, soweit die Schiffe reichten, und kam am 31. Aug. morgens mit etwa 1500 Mann, denen der Rest am 1. Sept. folgte, nach Paola. Hier erhielt er durch Türr den Befehl, sich nach Sapri einzuschiffen. Am 2. Sept. morgens landeten die Brigade Milano und etwa die Hälfte der Brigade Parma bei Sapri. Hier erschien am 3. Sept. nachmittags Garibaldi in Person und ertheilte Rüstow den Befehl, mit der einzig vollständigen Brigade Milano noch am Abend aufzubrechen, während die Brigaden Parma und Bologna folgen sollten, sobald sie vollständig bei Sapri eingetroffen wären. Die etwa 1000 Mann starke Brigade Milano marschirte noch am 3. Sept. nachts nach Vibonate, am 4. von dort über die Gebirge auf die Consularstraße, welche sie bei Fortino erreichte, von wo sie noch am gleichen Tage nach Casalnuovo vorrückte. Am 5. Sept. morgens näherte sich Rüstow Padula, wo die Brigade Caldarelli angekommen war, die auf die Kunde von der Annäherung der Brigade Milano sogleich nun auch mit Garibaldi capitulirte und, statt nach Salerno weiter zu marschiren, bei Padula stehen blieb. Rüstow erreichte am 5. Sept. La Sala, am 6. Auletta.

Am 6. Sept. verließ Franz II. seine Hauptstadt, nach manchem Hin- und Herschwanken. Auf die erste Kunde von der wirklichen Landung Garibaldi's auf dem Festlande hatte er immer noch, in der Hoffnung, daß Frankreich und Piemont sich gegen Garibaldi ins Mittel legen würden, den Rath des französischen Gesandten Brenier eingeholt, was er nun thun solle. Brenier rieth dem König, sich an die Spitze der Truppen zu stellen, das Glück der Waffen zu versuchen und falls es ihm nicht günstig sei, sein Land zu verlassen. Franz II. versprach, diesem Rath zu folgen, sobald er nur einen ersten Erfolg sähe. Die Erfolge sollten aber nicht kommen.

Der Rath, sein Land zu verlassen, wurde Franz II. von allen Seiten ertheilt. Sein eigenes Ministerium gab ihn am 22. Aug. auf Betreiben Liborio Romano's: es verlangte die Einsetzung einer provisorischen Regierung, gebildet aus Männern, die das allgemeine Vertrauen besäßen, und stellte unter solchen Umständen dem König eine dereinstige Rückkehr auf den Thron durch Vermittelung der Mächte in Aussicht. Für den Fall, daß der König sich anders entscheide, verlangte das Ministerium seine Entlassung.

Am 24. Aug. richtete der Oheim des Königs, der Graf von Syrakus, einen Brief an seinen Neffen, in welchem er ihn beschwor, die Krone freiwillig niederzulegen, da die Zeit der neapolitanischen Bourbonen vorüber sei. Der König folgte dem Rath seines Oheims, der längst in Verdacht stand, mit Cavour zu conspiriren, ebenso wenig als demjenigen des Ministeriums, gab aber auch diesem seine Entlassung nicht. Vielmehr beschäftigte er sich mit der Vorbereitung

sogenannter energischer Maßregeln und ließ sich in eine reactionäre Conspiration ein, an deren Spitze ein anderer Oheim, der Graf von Aquila stand.

Cutrofiano ward alsbald wieder zum Commandanten von Neapel ernannt und erneute die Verkündung des sogenannten Belagerungsstandes. Das reactionäre Complot ward jedoch von Liborio Romano entdeckt, bevor der Tag, an welchem es sich auf der Straße zeigen sollte, der 30. Aug., herangekommen war. Reactionäre Proclamationen wurden bei einem französischen Priester vorgefunden. Das Ministerium verlangte die Ausweisung des Grafen von Aquila, und Franz II. gab in diesem Punkte ohne großes Widerstreben nach; er sendete seinen Oheim mit einer „besondern Mission" nach England. Dagegen wollte er weder den reactionären Platzcommandanten Cutrofiano noch den Prinzen Ischitella, Commandanten der Nationalgarde, entlassen.

Das Ministerium Spinelli erneute nun am 30. Aug. sein Begehren um Entlassung, und diesmal ward ihm entsprochen. Der Rath Ulloa ward mit der Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt. Da sich aber bald erkennen ließ, daß dieses nicht sobald zu Stande kommen werde, verstanden sich die alten Minister zu vorläufiger Fortführung der laufenden Geschäfte unter der Bedingung, daß Cutrofiano keinen Befehl gebe, ohne vorher ihre Zustimmung eingeholt zu haben.

Zu dieser Zeit war der König noch zum Widerstande vorwärts Neapel entschlossen. Die Hauptmacht der in erster Linie verwendbaren Truppen, etwa 24000 Mann unter Scotti, concentrirte sich auf Salerno, um von dort in die Ebene von Eboli vorzurücken. Eine Brigade unter Perez ward in Avellino aufgestellt, um die linke Flanke der Hauptmacht zu decken, und auf der äußersten linken Flanke zu Ariano zog Flores seine aus Apulien zurückgehenden Truppen zusammen.

Gleichzeitig ward das abenteuerliche Project besprochen, die Hauptstadt des Landes zu neutralisiren. Die Truppen des Königs sollten dieselbe räumen, den Schutz der Ordnung der Nationalgarde überlassen; die Truppen Garibaldi's sollten die Hauptstadt ebenso wenig besetzen dürfen als jene des Königs. Durch die Fassung des Projects suchte das Ministerium, ob blos zum Schein, ob im Ernst bleibt dahingestellt, sich zugleich eine Art Intervention der Mächte zu sichern. Obgleich sich der piemontesische Gesandte Villamarina erbot, mit der erst einzuholenden Erlaubniß seiner Regierung die Zustimmung Garibaldi's zur Neutralisirung Neapels zu erwirken, ward doch aus dem ganzen Project nichts. Die Gesandten Österreichs und des Papstes erklärten es für absolut unzulässig, daß die Regierung des Königs mit einem Bandenchef wie Garibaldi unterhandele; der englische Gesandte wollte sich auf nichts einlassen, was stark nach einer Intervention der Mächte aussehe. Garibaldi aber marschirte viel zu rasch, als daß langwierige diplomatische Verhandlungen erst noch hätten können zum Abschluß gebracht werden, bevor er die Hauptstadt erreichte.

Auch aus dem Kampfe auf der Linie Salerno=Avellino=Ariano wurde nichts. Je näher Garibaldi rückte, desto kleiner wurde die Zahl der kriegslustigen Generale, welche einen Widerstand für ganz gut thunlich hielten (obwol sie Garibaldi's Streitmacht doppelt so groß schätzten, als sie in der That war), welche den guten Geist der Truppen lobten, einen sichern Erfolg verhießen. Desto schüchterner traten diejenigen auf, welche noch übrig blieben. Einige Generale erklärten bald gerade heraus, daß man sich nicht mehr schlagen könne, mindestens nicht vorwärts oder unter den Mauern Neapels.

Nacheinander kamen traurige Nachrichten aus dem Süden, und immer weiter rückte ihr Ursprung nach dem Norden hinauf. So hieß es: Briganti und Melendez haben bei Villa San=Giovanni capitulirt. Caldarelli hat zu Cosenza mit den Calabresen capitulirt, indeß es ist noch Hoffnung, er hat sich den freien Rückzug nach Salerno vorbehalten. Ghio hat bei Soveria=Manelli capitulirt. Drei Brigaden Garibaldi's sind bei Sapri gelandet. Diese Brigaden marschiren auf der Consularstraße vorwärts. Schon haben sie La Sala erreicht, und Caldarelli hat sich ihnen angeschlossen; er rückt mit ihnen vereint gegen Salerno vor.

So lauteten nach einander die Gerüchte. Dieselben erfüllten den Hof von Neapel mit Schrecken; wie sehr mit Unrecht wenigstens die letzterwähnten, geht aus unserer Erzählung hervor. Aber die kleine Brigade Milano, welche zunächst in der That allein vorrückte, ward vom Gerüchte bis zu 15000 Mann hinaufgeschraubt, und mit Caldarelli vereinigt gab sie eine Truppenmacht von etwa 20000 Mann.

Dazu kam nun die Demoralisation der königlichen Truppen bei Salerno; selbst in den Fremdenregimentern zeigte sich Insubordination, die sich sogar in Thätlichkeiten gegen Offiziere Luft machte. Die schlechte Führung, das Mistrauen in die Offiziere, die Brandbriefe, welche

der ganz und gar in Cavour's Hände gerathene frühere neapolitanische General Nunziante vom Bord eines piemontesischen Kriegsschiffs aufs Land schleuderte, in denen er ohne Umschweife die Armee zum Abfall von Franz II. ermahnte — dies alles hatte seine Wirkung gethan.

So ward denn zuerst der Plan eines Kampfes vorwärts Salerno aufgegeben. Die Hauptmacht sollte vielmehr in den Défilés von La Cava eine Vertheidigungsstellung nehmen und hier den Feind erwarten. Aber auch davon ging man, auf die letzten Nachrichten über die Landung bei Sapri und Garibaldi's Vorrücken an der Consularstraße über La Sala, bald ab, und am 5. Sept. beschloß der König seine Hauptstadt zu verlassen, sich selbst nach Gaeta zu begeben, seine Truppen von Salerno und Avellino hinter den Volturno zurückzuziehen und hier, gestützt auf Capua und Gaeta, ernstlichen Widerstand zu leisten. Noch ward zu dieser Zeit darauf gerechnet, daß Lamoricière seine Scharen mit denen Franz' II. vereinigen und dem vereinigten Heere seinen Namen zubringen werde.

Am 6. Sept. ward der Beschluß ausgeführt. Franz II. verließ mit seiner Gemahlin und kleinem Gefolge Neapel, um zur See nach Gaeta zu gehen. Die Truppen aus der ersten Linie und die Garden aus der Hauptstadt marschirten nordwärts ab. In der Hauptstadt und deren Schlössern blieben nur wenige Bataillone zurück, die angewiesen waren mit Garibaldi, sobald dieser herankam, zu capituliren.

Der König hinterließ seinen Völkern und den Bewohnern der Stadt Neapel insbesondere eine Proclamation, in welcher er ihnen verkündete, daß er seine Hauptstadt aufgebe, um sie nicht den Schrecken des Kriegs auszusetzen, daß er die freien Institutionen, welche er ihnen wiedergegeben, niemals zurückziehen werde, wenn er dereinst auf seinen Thron zurückkehre. Dem diplomatischen Corps hinterließ er einen Protest gegen alle die Unbill, welche ihm geschehen war, und welche ihm noch zugefügt werden könnte; in demselben behielt er alle seine legitimen Rechte vor.

Noch am 6. Sept. ward Garibaldi von dem Gange der Dinge benachrichtigt, und er eilte sogleich den Truppen nach Salerno voraus, um dort die Aufforderung zum Einzug in Neapel zu erwarten. Diese blieb nicht lange aus. Am 7. Sept. morgens stellte sich zu Salerno bereits eine Deputation von Neapel beim Dictator ein. Am gleichen Tage mittags betrat Garibaldi die Hauptstadt, empfangen mit einer Rede Liborio Romano's, welche dieser — in weiser Voraussicht — längst ausgearbeitet hatte, und ergriff ohne Säumen die Zügel der Landesregierung im Namen Victor Emanuel's, begrüßt von dem Jubel der gesammten Bevölkerung.

Die Expedition von Ariano. Concentrirung der Avantgarde der Südarmee gegen die Volturnolinie.

Während der Dictator am 7. Sept. in Neapel einzog, war Rüstow mit der Brigade Milano nach Eboli marschirt. Hier erhielt er spät am Abend des 7. Sept. den Befehl, mit der Brigade Milano und allem, was von seinen Truppen sonst noch herangekommen sein möchte, sobald und so schnell als möglich nach Neapel aufzubrechen, damit es Garibaldi nicht ganz an einer Bedeckung fehle. Am 8. Sept. morgens um 1 Uhr brach Rüstow mit der Brigade Milano nach Salerno auf und erreichte dieses mit Zuhülfenahme requirirter Fahrzeuge am frühen Vormittag. Erst am Abend konnten die Truppen auf die Eisenbahn gesetzt werden, und am 9. Sept. morgens um 2 Uhr rückte die Brigade in Neapel ein und erhielt Quartiere in den Kasernen von Pizzofalcone.

Am Abend des 8. Sept. schon hatte aber der Dictator beschlossen, zum Angriff des linken Flügels der königlichen Macht zu schreiten. Diesen linken Flügel bildete die Brigade Bonannos, welche der General Flores nach Ariano verlegt hatte. Als Flores Ariano erreichte, war gegen die liberale Bewegung im jenseitigen Principat sofort eine reactionäre, von den Pfaffen und namentlich dem Bischof von Ariano geschürt, ausgebrochen. Viele Greuelthaten waren gegen die Glieder der liberalen Partei verübt worden, insbesondere in der Gegend von Monte-Mileto. Die liberalen Nationalgarden aus dem jenseitigen Principat und aus dem Benevent traten sogleich zusammen; zugleich aber wendete die leidende Bevölkerung sich um Hülfe und Rettung an den Dictator. Dieser übertrug dem General Türr den Oberbefehl im jenseitigen Principat und sendete dahin außer den Nationalgarden auch die Brigade Milano, welche solchergestalt bereits am 9. Sept. nachmittags wieder von Neapel aufbrechen mußte. Auf der Eisenbahn kam sie am gleichen Tag nach Nola, von dort zu Fuß nach Mugnano; am 10. Sept. rückte die Avantgarde mit Türr selbst zu Wagen nach Denticane vor, während die Reserve unter Rüstow bis Pratola folgte; am 11. Sept. ging die Avantgarde nach Grottominarda, die Reserve nach Campanerella und Denticane vor.

Flores, sobald er von dem Anmarsch der Garibaldianer hörte, floh von Ariano; die Brigade Bonannos aber capitulirte noch am 11. Sept., was den Garibaldianern außer vielen Handfeuerwaffen auch vier Geschütze und 150 Pferde eintrug. Viele Gefangene vom Civilstande, verschiedener Greuelthaten gegen Leute der liberalen Partei und deren Familien angeklagt, waren am 10. und 11. Sept. gemacht worden, und der Zweck der kleinen Expedition war vollständig erreicht. Die Nationalgarden wurden entlassen, und die Truppen der Brigade Milano sollten nach Neapel zurückkehren.

Unterdeß aber hatten die Königlichen feste Stellung an der Volturnolinie genommen. Am linken Ufer des Volturno hatten sie nur noch die Festung Capua; von dort als rechten Flügelpunkt dehnte sich ihre Stellung am rechten Ufer des Flusses über die Höhen von Gerusalemme und die Gegend von Cajazzo bis nach Alife aus. Die Reserven standen auf den Straßen von Capua nach Gaeta einerseits, nach San-Germano andererseits. Die gesammte königliche Truppenmacht in der Terra di Lavora belief sich auf etwa 60000 Mann, und es wurde mit Eifer an deren Verstärkung durch die Bildung von Freiwilligenbataillonen gearbeitet.

Garibaldi, welcher sich ohne Schwertschlag durch Capitulation der Schlösser der Hauptstadt Neapel bemächtigt hatte, schob zunächst seine Avantgarde theils von Neapel, theils über Nola (die Brigade Milano) nach Caserta und gegen die Volturnolinie vor und bereitete sich, diese anzugreifen. In den ersten Tagen nach der Mitte des September waren etwa 7500 Mann in der Gegend von Caserta unter dem Befehl Türr's vereinigt.

Das Gefecht von Capua und die Besetzung von Cajazzo.

Am 15. Sept. begannen die Vorpostenscharmützel auf der Linie des Volturno. An diesem Tage hatte ein solches vorwärts Santa-Maria zwischen den Vortruppen der Brigade Eber und La Masa und denen der Besatzung von Capua statt; am 16. Sept. ein anderes zwischen den Vorposten der Brigade Sacchi, welche bei San-Leucio stand, und den ihr am rechten Volturnoufer gegenüberstehenden Königlichen.

Am 16. Sept. entsendete Türr 300 Mann unter dem Major Csudafy von Maddaloni nach Piedimonte, von wo aus sie über den obern Volturno, sich durch Landsturm verstärkend, gegen die Höhen von Vairano vordringen sollten, um den Königlichen Besorgnisse wegen ihres Rückens zu erregen.

Am 18. Sept. kam Garibaldi, der auf einige Tage nach Palermo hinübergegangen war, um den in Sicilien von neuem sich heftiger regenden Intriguen für sofortige Annexion an Piemont zu begegnen, von dort zurück, und am 19. Sept. sollte ein größeres Unternehmen ausgeführt werden.

Der 19. Sept. ist der Tag des heiligen Januarius, des Schutzpatrons von Neapel. Garibaldi wollte an demselben der Ceremonie der Flüssigmachung des Blutes dieses Heiligen beiwohnen, und Türr sollte unterdeß an der Volturnolinie angreifen, um einer etwa für diesen Tag beabsichtigten Offensive der Königlichen zu begegnen und um zugleich eine Avantgarde nach Cajazzo ans rechte Ufer des Volturno hinüberzuwerfen, der in den nächsten Tagen andere Truppen, und zwar zuerst die Division Medici folgen sollten.

Zur Avantgarde, die Cajazzo besetzen sollte, ward das damals etwa 340 Mann starke Bataillon Cattabene bestimmt. Um die Truppen der Königlichen von Cajazzo und vom obern Volturno abzuziehen, wollte Türr mit der etwas verstärkten Brigade Sacchi, 1700 Mann mit zwei Geschützen, vorwärts San-Leucio am Gradillo eine Kanonade beginnen. Rüstow, der unterdeß zum Chef des Generalstabs der Avantgarde ernannt war, sollte mit ungefähr 5000 Mann, von denen 500 zur Besetzung von Santa-Maria zurückbleiben mußten, vorwärts dieses Ortes in drei Colonnen gegen Capua vordringen, die Vortruppen der Neapolitaner in die Festung hineinwerfen, die Macht der Königlichen soweit möglich auf sich lenken, etwa ihm sich bietende günstige Momente ausnutzen. Da eine Colonne von 1500 Mann bestimmt war, auf der Straße von Santa-Maria nach San-Angelo die Verbindung zwischen Rüstow's Hauptcolonne und Türr zu erhalten, eine andere von 1000 Mann, von San-Tammaro vorgehend, die linke Flanke der erwähnten Hauptcolonne decken und die Straße nach Aversa gegen etwaige Bewegungen der königlichen Reiterei gegen die Hauptstadt hin sichern sollte, so blieben Rüstow zu dem eigentlichen Angriff an der großen Straße von Santa-Maria nach Capua nur 2400 Mann mit zwei Geschützen. Auch von dieser Mannschaft konnten 300 Mann nur im Verlauf des Gefechts verfügbar gemacht werden.

Rüstow griff am 19. Sept. morgens die Vortruppen der Neapolitaner bei der Taverne

Virilasci an, warf sie alsbald auf ihr Gros, etwa 5000 Mann aller Waffen zurück, welche von Capua ausgerückt waren, um in der That am Tage des heiligen Januarius einen Angriff auf Santa-Maria zu unternehmen, und schlug alsbald auch dieses Gros, das sich in dem günstigen Abschnitt beim Hofe Saullo gesetzt hatte, durch einen lebhaften Flankenangriff in die Festung zurück. Die Königlichen wichen in Verwirrung nach Capua, und es fehlte wenig, daß Rüstow mit ihnen in die Festung eingedrungen wäre. Doch war es den Neapolitanern, als er mit seiner Spitze das Glacis erreichte, gelungen, sich in Sicherheit zu bringen und die Zugbrücke aufzuziehen.

Da unter solchen Umständen von einem Eindringen in Capua abgestanden werden mußte, zog Rüstow seine Truppen aus dem Geschützfeuer der Festung zurück nach der Gegend der Taverne Virilasci. Die Königlichen waren durch seinen erfolgreichen Angriff so eingeschüchtert, daß sie alsbald mehrere Brigaden vom obern Volturno herbeiriefen, und sie sandten, als die Garibaldianer nach der Taverne Virilasci zurückgegangen waren, eine große Recognoscirung vor, um sich vom Stande der Dinge zu überzeugen. Rüstow schritt alsbald wieder zum Angriff und warf auch diese Recognoscirung nach kurzem Kampf in die Festung, was die Königlichen in ihrer Furcht bestärkte.

Nachdem gegen Mittag vollständige Ruhe eingetreten war, versah Rüstow seine Mannschaft zu Santa-Maria mit Speise, Trank und neuer Munition und rückte nachmittags zu einem abermaligen Angriffe gegen die Neapolitaner vor, welcher ebenso glücklichen Erfolg hatte als die beiden vorigen.

Die lebhaften Angriffe der kleinen Schar Rüstow's und die Besorgnisse um ihre *vollständig armirte* Festung, welche sie bei den Königlichen erweckten, hatten zur Folge, daß die Gegend von Cajazzo fast ganz von königlichen Truppen entblößt ward und die genannte Stadt deshalb fast ohne Widerstand von dem einzigen Bataillon Cattabene besetzt werden konnte. Alle die Erfolge des 19. Sept. waren von den Garibaldianern mit dem verhältnißmäßig äußerst geringen Verlust von kaum 150 Todten und Verwundeten erkauft worden.

Die Wiedereroberung von Cajazzo durch die Königlichen.

Die Erfolge des 19. Sept. wurden selbstverständlich unfruchtbar, wenn Cajazzo nicht sofort mit starker Truppenmacht besetzt ward. Dies unterblieb aber; erst spät am 20. Sept. kam endlich ein einziges schwaches Regiment (Vacchieri) der Division Medici aus rechte Volturnoufer nach Cajazzo, sodaß dessen ganze Besatzung nun aus wenig über 900 Mann bestand. Die Königlichen, von der Saumseligkeit in Besetzung Cajazzos unterrichtet, griffen am 21. Sept. mit der Brigade Colonna, welcher die Brigade Mechel auf dem Fuße folgte, d. h. mit zusammen 5—6000 Mann oder mit der fünf- bis sechsfachen Übermacht die schwache Streitmacht Vacchieri's und Cattabene's an, schlugen dieselbe nach einem äußerst hartnäckigen und ruhmvollen Widerstand aufs Haupt, nahmen ihr 230 Gefangene ab und besetzten Cajazzo wieder.

Unter allen Umständen wäre es äußerst wünschenswerth gewesen, daß die Südarmee ohne Säumen sich sogleich wieder am rechten Volturnoufer festsetzte nicht blos, sondern dort auch die Offensivoperationen fortführte. Wünschenswerth war dies, damit die Südarmee den Ruf ihrer Sieghaftigkeit bewahrte, damit den Königlichen nicht Muth gemacht und Zeit gegeben würde, sich zu verstärken, und damit die in der Terra di Lavoro sich regenden Reactionsgelüste auf die sicherste Weise niedergeschlagen würden. Bei dem unvollkommenen Zustande der Artillerie und des Genie der Südarmee war eine förmliche Belagerung Capuas, wenn auch nicht ganz unmöglich, doch immer ein Unternehmen, welches nur sehr langsam zum Ziele führen konnte, wogegen eine Wirkung auf die Rückzugslinie der Königlichen nach Gaeta bei dem Zustande der neapolitanischen Armee große Wahrscheinlichkeit des Erfolgs für sich hatte. Wie schwach numerisch auch der active Theil der Südarmee war, ihre große Mobilität gab ihr gegen die Königlichen um so mehr eine unverkennbare Überlegenheit, als diese in neuester Zeit ihre Kräfte noch bedeutend verzettelt hatten. Besser als wiederum nach Cajazzo überzusetzen, wäre es noch gewesen, näher an Capua den Fluß zu überschreiten und sofort noch am Tage des Übergangs alle von Capua vorgeschobenen königlichen Truppen anzugreifen.

Die Ereignisse von Cajazzo konnten vortheilhaft ausgebeutet werden, um einer Demonstration in dieser Richtung größere Wahrscheinlichkeit, daß sie ernst gemeint sei, zu geben, und dadurch die Aufmerksamkeit der Königlichen desto sicherer von dem wirklichen Übergangspunkte abzulenken. Ein Vorschlag für eine Offensive in solchem Sinne ward auch gemacht; indessen unterblieb deren Wiederaufnahme vorläufig ganz. Die Südarmee stand fest in ihrer abwar-

tenden defensiven Stellung gegen das linke Ufer des Volturno. Dies hatte bei der numerischen Schwäche des kleinen Heeres und der Ungeübtheit der Truppen im Vorpostendienst eine große Ermüdung und Abspannung der Soldaten zur Folge, da bei dem geringsten Alarm — und Alarmirungen kamen täglich mindestens eine vor — stets alles unter die Waffen gestellt wurde und dann stets mehrere Stunden unter den Waffen blieb. Dieser Nachtheil wäre bei einer concentrirten Offensive, die dem ganzen Charakter der Südarmee weit mehr entsprach, leicht zu vermeiden gewesen.

Doch war in der Oberleitung der Südarmee eine gewisse Erschlaffung nicht zu verkennen. Die von Turin aus angezettelten Intriguen, welche in Neapel wie in Palermo immer wieder zu Tage traten und sich wesentlich um die sofortige Annexion der eroberten Provinzen an das Reich Victor Emanuel's drehten, wirkten auf Garibaldi um so mehr ermattend, als sie durch den neuesten Einfall eines piemontesischen Heeres vorerst allerdings nur in die päpstlichen Staaten deutlicher ins Licht gestellt wurden. Die Annexionisten riefen es aus, daß die piemontesische Armee durch die päpstlichen Staaten sich nur den Weg bahne, um auch hier die „Anarchie" zu bekämpfen, mit den Waffen in der Hand, wenn es sein müsse, und um den „verderblichen" Absichten Garibaldi's die Möglichkeit der Ausführung zu nehmen. Vor Italien verhüllten die Blätter Cavour's seit längerer Zeit, seitdem Garibaldi auf das Festland übergegangen war, die eigentlichen Absichten des turiner Ministeriums, indem sie den Dictator durch erfundene Niederlagen, die er erlitten haben sollte, als in einer übeln militärischen Lage befindlich darstellten, und die Nothwendigkeit, ihm gegen die Königlichen zu Hülfe zu kommen, zu entwickeln suchten. Daß auch von einzelnen Persönlichkeiten in der Südarmee selbst, welche von dem königlichen Regiment Victor Emanuel's bleibendere persönliche Vortheile erwarteten als von dem dictatoriellen Garibaldi's, den Absichten Cavour's in die Hände arbeiteten, kann jeder sich leicht vorstellen, der die Masse der Menschen kennt. Garibaldi durchschaute die Absichten Cavour's wohl, und ihn würde dies ohne Zweifel gerade zu einem entschiedenen offensiven Vorgehen gegen die Neapolitaner bestimmt haben, um mit Einem Schlag das Lügengewebe von der übeln militärischen Lage der Südarmee zu zerreißen, wenn ihm nicht aus seinem eigenen Heere heraus beständig zugeraunt worden wäre, daß die Südarmee in ihrem jetzigen Zustande zu einer Offensive sich nicht eigene, während freilich gerade das Gegentheil das Richtige war.

Bald sollte nun eine Offensive der Königlichen selbst der Südarmee die Gelegenheit zu dem Beweise bieten, daß sie sich keineswegs trotz der zehn Tage, die nur angewendet waren, sie zu verstimmen und zu ermüden, in einer übeln militärischen Lage befinde.

Die Schlacht am Volturno.

Die Königlichen, welche die Wiedereroberung von Cajazzo für eine große Waffenthat hielten, waren dadurch und durch die Unthätigkeit der Garibaldianer ermuthigt und beschlossen einen großen Schlag zu versuchen.

Auf eine Vereinigung der päpstlichen Armee Lamoricière's mit der königlich neapolitanischen war seit dem Einfalle der Piemontesen unter Fanti in die römischen Staaten und deren leichten Siegen bei Perugia und Castelfidardo, welche Lamoricière's kleine Armee vernichteten, und vollends nach der Einschließung Anconas nicht mehr zu rechnen. Jede Veranlassung länger zuzuwarten, war also für die Königlichen verschwunden. Auf sich allein gestellt, mußten sie so schnell als möglich handeln, wollten sie überhaupt noch etwas thun und versuchen. Gelang es ihnen die Garibaldi'sche Armee entscheidend zu schlagen, so stand ihnen auch Neapel offen, und zog Franz II. wieder in Neapel ein, hielt er an seinem Versprechen, die Constitution zu achten, fest, so ging wol für Piemont jeder scheinbare Anlaß, der anderswie der Diplomatie vorgeschwindelt werden konnte, verloren, seine Truppen ins Königreich Neapel einrücken zu lassen.

Am 4. Oct., seinem Namenstag, hoffte König Franz II. wieder in die Hauptstadt einzuziehen, welche er am 6. Sept. verlassen hatte. Am 1. Oct. sollte der große Schlag gegen die Garibaldi'sche Armee geführt werden, und um die Truppen desto mehr dafür zu befeuern, ward ihnen freie Plünderung auf dem ganzen Wege von Capua nach Neapel verheißen.

Die Anstalten der Königlichen zu dem Kampfe, den sie sonach am 1. Oct. begannen, waren folgende: Brigadier von Mechel mit 8000 Mann sollte über Ducenta und Maddaloni in den Rücken der italienischen Südarmee gehen; Oberst Perrone mit 1200 Mann über Castelmorrone auf Caserta; General Afan de Rivera mit 10000 Mann von Capua auf die Höhen von San-Angelo; General Tabacchi mit 8—9000 Mann gegen Santa-Maria und San-Tam-

maro. Die Reserve des linken Flügels bildete Riuz mit 3000 Mann zu Cajazzo; die Reserve des rechten Flügels Colonna mit 5000 Mann an der Scafa di Triflisco und gegen 10000 Mann zu Capua und auf der Esplanade von Capua. Den Oberbefehl über diese 45000 Mann führte der General Ritucci.

Die Garibaldianer waren in den letzten Tagen des September folgendermaßen vertheilt: Birio mit 5600 Mann an der Straße nach Ducenta vorwärts Maddaloni gegen Valle; ein Observationsposten von 227 Mann unter Bronzetti bei Castelmorrone; Sacchi mit 1500 Mann bei San-Leucio; Medici mit 4000 Mann auf den Höhen von San-Angelo; Milbitz mit 4000 Mann bei Santa-Maria und San-Tammaro; Corte bei Aversa zur Sicherung der linken Flanke mit 1500 Mann; die Reserve, 4500 Mann dienstfähiger Stand, zu Caserta. Die ganze verfügbare Streitmacht Garibaldi's kam demnach auf ungefähr 20000 Mann.

Schon lange waren Gerüchte über einen beabsichtigten großen Ausfall der Königlichen im Umlauf und hatten beständige Alarmirungen der Südarmee zur Folge. Am 30. Sept. schien endlich Ernst werden zu wollen. Es entspann sich eine heftige Kanonade an der Scafa di Triflisco zwischen den Truppen Colonna's und Medici's. Indessen hörte dieselbe gegen Dunkelwerden auf, und im Garibaldi'schen Heere glaubten viele schon wieder, es nur mit einer der gewohnten unnützen Alarmirungen zu thun zu haben. Dem war aber nicht so.

Am 1. Oct. morgens erfolgte fast gleichzeitig auf der ganzen Linie der Südarmee der Angriff der Neapolitaner. Um 5 Uhr morgens entspann sich der Kampf vor Santa-Maria zwischen den Vortruppen von Milbitz und Tabacchi. Der erstere war auf seiner Hut, und trotz wiederholter Angriffe der Königlichen, und obgleich diese zu wiederholten malen bis an das capuaner Thor von Santa-Maria vordrangen, vermochten sie doch nicht, Milbitz aus seiner Hauptposition zu verdrängen.

Weniger glücklich als Milbitz kämpfte Medici bei San-Angelo. Ein Theil seiner Vortruppen ward von den Colonnen Afan de Rivera's vollständig im ersten Anlauf überfallen und abgeschnitten. Mit Mühe sammelte Medici einige schwache Abtheilungen und setzte mit diesen den Neapolitanern einen hartnäckigen Widerstand entgegen. Der Kampf wogt nun lange unentschieden hin und her; indessen bei der Überlegenheit der Königlichen ist fast mit Sicherheit anzunehmen, daß die Garibaldianer allmählich ermatten müssen. Garibaldi, der beim Beginn des Gefechts sich zu Santa-Maria befunden, eilt, nachdem er Milbitz seine Instructionen ertheilt, schleunigst nach San-Angelo. Er findet die Straße dorthin von den Neapolitanern besetzt, aber eine äußerste Kraftanstrengung des linken Flügels von Medici öffnet sie ihm. Nachdem der Dictator die Truppen ermuthigt, Medici den Befehl gegeben hat, sich um jeden Preis zu behaupten, ersteigt er die Höhen des Monte-Tifata über San-Angelo und findet dieselben bereits in der Gewalt einer Colonne der Königlichen, welche sich ihrer unbemerkt und also ohne Widerstand bemächtigt hat.

Garibaldi rafft schnell einige Compagnien, theils von Medici, theils von Sacchi zusammen und säubert mit ihnen die Höhen, doch bleiben die Königlichen immer im Besitz der Straße südlich von San-Angelo, der Verbindung dieses Orts mit Santa-Maria, zwischen Medici und Milbitz, und alle Anstrengungen von aus der Reserve zu Caserta herangezogenen Abtheilungen vermögen dies nicht zu ändern.

Um Mittag endlich schläft der Kampf ein. Den Truppen Medici's ist die Ruhe höchst nöthig; ebenso nothwendig aber scheint sie den Truppen Afan de Rivera's, welche schon seit Mitternacht unter dem Gewehr sind. Afan de Rivera benutzt die Pause des Kampfes, um von Capua und der Scafa di Triflisco frische Truppen heranzuziehen, und um 1 Uhr nachmittags erneut er mit diesen seinen Angriff. Medici wird nach kurzem Kampfe völlig aus San-Angelo geworfen und auf die Abhänge des Monte-Tifata zurückgejagt. Glücklicherweise lassen sich die Königlichen durch die für die Garibaldianer im Orte bereiteten Speisen, welche sie bereit finden, von der energischen Fortführung des Angriffs abhalten. Medici kann wieder einige Abtheilungen am Monte-Tifata sammeln, um einigermaßen dem endlich von neuem aufgenommenen Angriff einen geordneten Widerstand entgegenzusetzen.

Als San-Angelo bereits rings von den Königlichen umgeben war, hatte Garibaldi den Befehl ertheilt, die letzte Reserve von Caserta nach Santa-Maria vorrücken zu lassen. Jetzt, da San-Angelo in die Hände des Feindes gerathen, beschließt er in Person nach Santa-Maria zu eilen, um diese letzte Reserve vorzuführen. Dieselbe ist durch die von ihr am Vormittag abgetrennten Corps auf 2300 Mann, die Brigaden Eber und Milano, reducirt. Türr, der sie commandirt, läßt Rüstow auf der Landstraße nach Santa-Maria vorauseilen. Rüstow folgen die

noch verfügbaren Husaren und die Brigade Eber. Türr mit der Brigade Milano setzt sich auf einen in Caserta bereit stehenden Eisenbahnzug.

Rüstow mit den Offizieren seines Stabs allen Truppen weit voraus, trifft in Santa-Maria mit dem eben von San-Angelo herbeigeeilten Dictator zusammen; bald darauf erscheint von der Eisenbahn her im Laufschritt die Brigade Milano. Der Dictator ertheilt nun Rüstow den Befehl, diese kaum 800 Mann starke Brigade auf der Straße von San-Angelo vorzuführen. Dies geschieht sogleich. Garibaldi wirft dem linken Flügel Tabacchi's, der die linke Flanke der Brigade Milano bedroht, einige kleine Abtheilungen Calabresen entgegen, welche er in den Büschen an der Straße von San-Angelo findet. Rüstow aber, nachdem er sich orientirt hat, lenkt die ganze Brigade Milano, ihre Scharfschützen an der Spitze, in die Richtung gegen die Höfe Virilasci und Saullo, das Schlachtfeld vom 19. Sept., zwischen die Colonnen Tabacchi's und Afan de Rivera's. Tabacchi wirft seine Reservecavalerie der Brigade Milano entgegen, aber deren Angriff wird abgeschlagen. Unterdessen ist auch die Brigade Eber in Santa-Maria angekommen. Türr sendet deren eine Hälfte auf die Straße von San-Angelo, mit der andern geht er selbst ans capuaner Thor von Santa-Maria. Die Spitze derjenigen Hälfte der Brigade Eber, welche auf dem Wege nach San-Angelo vorgeht, gebildet von der ungarischen Legion und der Fremdencompagnie, angezogen von dem lebhaften Gefecht der Brigade Milano, setzt sich alsbald auf deren rechten Flügel. Rüstow führt nun diese Truppe mit der Brigade Milano lebhaft in der von ihm erwählten entscheidenden Richtung vor.

Tabacchi hat unterdessen den Kampf aufgegeben, sobald der Angriff seiner Reservereiterei von der Brigade Milano abgeschlagen war; er tritt den Rückzug an unter Zurücklassung von zwei Geschützen, deren sich die aus dem capuaner Thor hervorbrechenden, von Türr mit der einen Hälfte der Brigade Eber gefolgten Husaren bemächtigen.

Das unausgesetzte Vordringen Rüstow's, dessen Kräfte von den Königlichen weit überschätzt werden, zwischen dem linken Flügel Tabacchi's und dem rechten Afan de Rivera's hat auch den letztern zum eiligen Rückzug, zum Ablassen von Medici bestimmt. Um diesen zu decken, wirft Ritucci die ganze noch auf der Esplanade von Capua zurückgehaltene Reservereiterei Rüstow entgegen, der unterdessen mit seinem äußersten rechten Flügel, den Tirailleurs der ungarischen Legion (meist aus Norddeutschen bestehend), bis an den Hof Ambrosio nahe der Esplanade vorgerückt ist. Es kommt hier zum Einhauen, aber das endliche Erscheinen der geschlossenen Reserven bestimmt auch die königliche Cavalerie zum Rückzuge.

Um 5 Uhr abends ist der Kampf auf den Feldern zwischen Capua, San-Angelo und Santa-Maria siegreich für die Garibaldianer entschieden. Und denselben Ausgang hatte er bei Maddaloni gehabt.

Hier hatte von Mechel um $7\frac{1}{2}$ Uhr vormittags den Angriff ernstlich begonnen und nach kurzem Kampfe den rechten Flügel Virio's in Unordnung auf Maddaloni zurückgeworfen, während dessen linker Flügel unter dem tapfern Oberst Dezza die Höhen des Monte-Caro tapfer hielt und sogar Vortheile über die Neapolitaner erfocht. Um Mittag war auf diese Weise Virio in eine Stellung zurückgedrängt, deren Fronte etwa senkrecht zu derjenigen stand, welche er am Morgen besetzt gehalten hatte.

Am Nachmittage, als Virio sich versichert hatte, daß durch die Behauptung des Monte-Caro seine Verbindung mit Caserta gedeckt sei, und als er erkannte, daß die Königlichen, durch Dezza selbst um ihren Rücken und ihre Flanke besorgt gemacht, die Vortheile nicht verfolgten, welche ihr linker Flügel gewonnen hatte, schritt der General Garibaldi mit seinem Centrum selbst zum Angriff, warf die Neapolitaner in Verwirrung zurück, nahm ein am Vormittage verlorenes Geschütz wieder und eroberte zwei gezogene Kanonen des Feindes dazu. Sobald Dezza dies Vorgehen des Centrums wahrnahm, fiel auch er wieder in den Angriff, und das ganze Corps von Mechel's suchte alsbald sein Heil in der Flucht über Valle auf Ducenta, indem es mehrere hundert Gefangene in den Händen Virio's ließ.

Bronzetti's schwaches Detachement bei Castelmorrone war schon am Morgen des 1. Oct. von der fünffach überlegenen Schar Perrone's angegriffen worden. Von allen Seiten umzingelt, hielt es sich doch standhaft bis in den Nachmittag hinein, mußte aber endlich, nachdem es harte Verluste erlitten hatte, die Waffen strecken.

Indessen hatte die Vertheidigung Bronzetti's nicht blos die Colonne Perrone's in ihrem Vorgehen gegen Caserta aufgehalten, sondern dieselbe auch dermaßen geschwächt, daß Perrone nicht glaubte ohne weitere Verstärkungen ernstlich weiter vorgehen zu können. Er verlangte

solche von Ruiz zu Cajazzo und erhielt sie. Noch im Laufe des Nachmittags des 1. Oct. schob er darauf seine Avantgarde vorwärts, welche ein leichtes Scharmützel mit einem Theil der Vorposten Sacchi's bestand.

Auf die Nachricht vom Vordringen Perrone's gegen die Höhen von Alt-Caserta sendete Garibaldi dorthin die Brigade Assanti und einen Theil der Calabresen der Brigade Pace zurück. Er selbst marschirte eben dorthin am Morgen des 2. Oct. mit etwa 600 Mann der Truppen Medici's und ertheilte Bixio den Befehl, sich mit seiner hierzu verfügbaren Streitmacht auf den Monte-Viro und die Höhen von Alt-Caserta in den Rücken und die linke Flanke der Neapolitaner zu werfen.

Alle diese Bewegungen wurden schnell und zweckmäßig ausgeführt. Während Perrone in Neu-Caserta selbst eindrang, an dem Mercatoplatze von den Garibaldianern aufgehalten ward, während die Spitze seiner Truppen dort plünderte, fielen Bixio, Sacchi und die von Garibaldi selbst herangeführten Truppen den Neapolitanern in den Rücken, und diese wurden zu einer schimpflichen Capitulation auf den Höhen von Alt-Caserta gezwungen.

An dem Gefechte von Neu-Caserta am 2. Oct. nahmen auch 400 piemontesische Bersaglieri in unbedeutender Weise theil, welche Sirtori, der Stabschef der Südarmee, ungerechtfertigterweise aus Neapel herbeigerufen hatte, wohin sie von Cavour zur Förderung und Benutzung der annexionistischen Partei gesendet worden waren. Dieser Umstand gab den Blättern Cavour's den Anlaß zu der Behauptung, daß die Schlacht am Volturno von den Piemontesen gewonnen sei, daß die Piemontesen am 1. Oct. die italienische Südarmee gerettet hätten. Die Blätter des Königs von Gaeta heulten diese ihnen willkommene Lüge in allen Tonarten nach; ja sie kam selbst in officiellen Actenstücken aus Gaeta zum Vorschein, wobei bemerkt zu werden verdient, daß die Königlichen die Brigade Milano und die sie verstärkenden Ungarn für piemontesische Truppen gehalten hatten.

Der Verlust der italienischen Südarmee in der Schlacht am Volturno belief sich auf 506 Todte, 1328 Verwundete, 1389 Vermißte, im ganzen ungefähr 3000 Mann. Den Verlust an Todten und Verwundeten auf seiten der königlichen Truppen wird man bei deren überlegener Artillerie schwerlich so hoch ansetzen dürfen als jenen der Garibaldianer; dagegen hatten dieselben über 3000 Gefangene und sieben Feldgeschütze verloren.

Übergang eines Theiles der italienischen Südarmee an das rechte Ufer des Volturno.

Trotz des Sieges am Volturno behielt Garibaldi seine Vertheidigungsstellung am linken Ufer dieses Flusses bei. Allerdings war dieser Sieg ein so glänzender, als kaum einer in der neuern Kriegsgeschichte vorgekommen ist, aber gleichzeitig unter so ungünstigen politischen Verhältnissen erfochten, als sie sich für einen siegreichen Feldherrn nur immer denken lassen.

Victor Emanuel stellte sich nach der leichten Eroberung Umbriens und der Marken, von welcher mit gutem Vorbedacht in ganz Europa großer Lärm gemacht wurde, als hätte Alexander der Große eben die persische Weltmonarchie mit ihren nach Millionen gezählten Streitern niedergeworfen, selbst an die Spitze des Cavour-Fanti'schen Heeres, ließ sich eine annexionistische Deputation von Neapel zusenden und rückte am 9. Oct. in das Gebiet des neapolitanischen Königreichs ein.

Was sollte Garibaldi thun? Narren, die ihn nicht kennen, haben ihm die Absicht zugeschrieben, auch Victor Emanuel bekämpfen zu wollen, damit er dann seine Plane in ihrer ursprünglichen Gestalt ungehindert durchführen könne.

Wie man nun auch über den Erfolg eines solchen Kampfes Garibaldi's gegen das piemontesische Heer denken möge, so viel steht doch fest, daß mit ihm in Italien der Bürgerkrieg entzündet und dieses in einen Zustand der Schwäche versetzt worden wäre, der es seinen Feinden leicht machen mußte, mit ihm zu beginnen, was ihnen beliebte. Ein Kampf Garibaldi's gegen die Piemontesen würde vom Ziele des erstern, von der Einheit Italiens abgeführt haben, nicht zu ihm. Dem wahren Patrioten blieb unter den vorliegenden Umständen nichts anderes übrig als sich zu beugen, zu weichen.

Garibaldi ordnete auf Sonntag den 21. Oct. die Abstimmung über die Annexion an das Reich Victor Emanuel's für das Festland von Neapel und für die Insel Sicilien an. Sie fand in aller Ordnung statt, und wie zu erwarten war, verschwand die Zahl der „Nein!" gänzlich gegen die Zahl der „Ja!"

Gegen Capua waren nach dem 1. Oct. auf und an den Höhen von San-Angelo mehrere Batterien erbaut, auch einige Laufgräben zur Verbindung der verschiedenen Vorpostenstellun-

gen angelegt worden. Außer unbedeutenden Vorpostenscharmützeln fiel um Capua nichts vor. Vom 14. Oct. ab unterstützten bereits piemontesische Truppen, die zur See von Genua nach Neapel herübergekommen waren, die Südarmee im Vorpostendienst gegen Capua.

Unterdessen zog Cialdini von Norden her auf Isernia heran, während eine linke Flügelcolonne unter Sonnaz die Richtung auf Benevent nahm. Die Neapolitaner warfen Cialdini eine 8000 Mann starke Abtheilung unter Scotti entgegen; es kam zum Gefechte bei Isernia, und dieses entschied sich schnell zu Gunsten der Piemontesen.

Die Stellung der königlichen Hauptmacht am untern Volturno ward hierdurch unhaltbar. Die Neapolitaner ließen daher in Capua nur eine Besatzung von 10000 Mann zurück und begannen den Rückzug gegen die Linie des Garigliano. Die Piemontesen konnten über Venafro frei gegen diese Linie vorrücken.

Garibaldi ließ nun eine Brücke über den Volturno bei der Scafa di Formicola, drei Miglien oberhalb Capua, schlagen, schob eine Brigade der Division Medici am 25. Oct. morgens über die Mühlen von Triflisco am rechten Volturnoufer gegen Capua vor, und rückte selbst zu gleicher Zeit mit etwa 5000 Mann, nämlich der schwachen Division Bixio und der Division Rüstow (Brigaden Eber, di Giorgio und englische Legion) am rechten Volturnoufer nach Calvi.

Der Zweck dieses Marsches war, dem vorrückenden Cialdini den Rücken und die linke Flanke zu decken und das Land zunächst dem rechten Ufer des Volturno zu säubern. Viele Gefangene, meist krank zurückgelassene Mannschaft, wurden ohne Widerstand gemacht. Am Abend des 25. Oct. rückte Garibaldi noch nach der Taverne beim Wald von Cajanello vor, und am 26. Oct. morgens marschirte er nach den Höhen von Marzanello. Hier übergab er das Truppencommando an Rüstow, um sich selbst auf die große Straße zu verfügen und dem König Victor Emanuel zu begegnen, der an der Spitze seiner Truppen von Venafro herankam.

Eine halbe Schwadron Husaren, von Rüstow am Morgen des 26. Oct. als Seitendetachement entsendet, bestand an diesem Tage ein glückliches Reitergefecht bei und in Teano, welche Stadt sie von den Neapolitanern säuberte, die sie noch besetzt gehalten hatten.

Bei der Taverna della Catena, wo sich der Weg nach Teano von der großen Straße nach Capua abzweigt, begrüßten sich Victor Emanuel und Garibaldi, und dieser begleitete den König nach Teano. Dem König folgten die starken Colonnen des Cialdini'schen Corps, welche die Garibaldianer von ihrem Bivouak auf den Höhen aus vorbeiziehen sahen. Als der lange Zug ein Ende hatte, führte Rüstow noch am 26. Oct. nachmittags die Truppen der Südarmee nach Calvi zurück. Dieser Ort, Sparanise, Pignataro und die Taverne della Torrivella wurden mit Detachements belegt, da es bei der traurigen Beschaffenheit der Brücke an der Scafa di Formicola, welche jeden Augenblick brach, an mitgeführten Lebensmitteln fehlte und die von den Neapolitanern hart mitgenommene Gegend nirgends, auch nicht einmal die nothwendigsten, Hülfsmittel bot.

Am 27. Oct. blieb das Expeditionscorps in den genannten Quartieren stehen, und am 28. marschirte es über den Volturno und alsbald nach Caserta zurück, während die Piemontesen weiter an den Garigliano vorgingen.

Der Fall von Capua und das Ende des Feldzugs.

Am 3. Nov. capitulirte das nach dem Vordringen der Piemontesen über den Garigliano allerdings ziemlich hoffnungslose Capua, obschon sich der Platz, was seine Ausrüstung und die Stärke seiner Besatzung betraf, freilich noch lange, auch gegen eine regelmäßige Belagerung hätte behaupten können, zu welcher es niemals gekommen ist.

Damit war für die Südarmee der Feldzug beendet, und sie selbst hatte ihr Ende gefunden. Obwol der König dieser Armee seine höchste Zufriedenheit mit ihren Leistungen ausdrücken ließ, konnte doch kein einigermaßen Eingeweihter auch nur kurze Zeit im Zweifel darüber sein, daß die Cavour, Farini und Fanti die persönliche Feindschaft und den persönlichen Neid, mit welchem sie Garibaldi beehrten, auch auf seine Armee übertragen und damit durchdringen würden.

Vielfach hatte man durch ganz Italien gehofft und gewünscht, der König Victor Emanuel werde Garibaldi für einige Jahre zum Militär- und Civilgouverneur Süditaliens ernennen und ihm damit die Mittel liefern, diese Länder selbst ihren Bedürfnissen gemäß zu organisiren und die Südarmee in Ruhe gleichfalls den wahren Bedürfnissen der neapolitanischen und sicilischen Provinzen gemäß zu ordnen. Wer da erwägt, wie verehrt Garibaldi im ganzen Süditalien war, wie viel er in der unruhigen und kurzen Zeit seiner Dictatur wirklich schon in diesen Ländern geschaffen hatte, wie wenig die piemontesische Conscription mit den Neigungen und

Eigenthümlichkeiten der Bewohner Neapels und Siciliens im Einklange ist; wer sich mit Unbefangenheit vergegenwärtigt, wie wenig die nachfolgenden Piemontesen in Süditalien ausrichteten, wie wenig sie vermochten sich die Liebe der Süditaliener zu erwerben, wie viele Personenwechsel seit ihrer Regierung dort nothwendig wurden, ohne daß auch nur einer etwas geholfen hätte, der wird heute wol kaum im Zweifel darüber sein, daß es das Zweckmäßigste gewesen wäre, Garibaldi im November 1860 zum Generalgouverneur Süditaliens auf eine nicht zu lange, aber im voraus bestimmte Zeit zu ernennen. Indessen alle diejenigen, welche nicht blos gewünscht, sondern auch gläubig erwartet hatten, daß diese Maßregel zum Besten von ganz Italien werde ergriffen werden, sollten sich bald schmerzlich getäuscht sehen. Den Gläubigen, welche sich nicht absolut selbst verblenden wollten, mußte dies bereits klar werden, als eine Musterung der Südarmee vor dem König, welche angesagt ward, in Wirklichkeit nicht stattfand.

Am 7. Nov. fuhr Garibaldi an der Seite des Königs in das geschmückte Neapel bei strömendem Regen ein. Der König, obgleich es zuerst den Anschein hatte, ging doch auf keinen der Vorschläge des Dictators im Ernste ein. Garibaldi, welcher sich nicht zum gehorsamen Diener Cavour's machen wollte, der mit dem, was ihm geboten wurde, jede Möglichkeit für sich schwinden sah, jenes süditalienische Heer zu organisiren, wie er sich dachte, sodaß es, mit dem Nordheer vereint, Italien zu einer wirklichen Großmacht erhoben haben würde, die von keinem andern Gesetze anzunehmen hatte, auch von Napoleon III. nicht — Garibaldi bestieg am 9. Nov. morgens ein Schiff und steuerte, arm und groß, wie er gekommen, nach seinem einsamen Caprera, indem er den Oberbefehl über die Südarmee vorläufig in den Händen des Generals Sirtori ließ.

Am 12. Nov. erschien dann das vom König Victor Emanuel bestätigte Decret, welches die Verhältnisse der Südarmee regeln sollte. Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, welche ihren Abschied verlangten, sollten denselben mit einer Gratification von sechs Monaten Friedenssold erhalten, die Unteroffiziere und Soldaten außerdem freie Reise. Die Unteroffiziere und Soldaten, welche im Dienst bleiben wollten, sollten sich auf zwei Jahre fest verpflichten. Die sämmtlichen im Dienst bleibenden Volontäre sollten ein eigenes Corps der regulären italienischen Armee bilden mit eigener Anciennetät für die Offiziere. Eine gemischte Commission aus Generalen des Nordheeres und der Südarmee sollte die Ansprüche der Offiziere prüfen, und diejenigen Offiziere ausscheiden, welche nicht geeignet zum Dienst oder nicht geeignet wären, ihren Grad zu bekleiden. Auf die Verwundeten der Südarmee sollte das Pensionsgesetz für die alten Provinzen angewendet werden.

Dieses Decret hieß weiter nichts als Auflösung der Südarmee; es war die Bestätigung, daß es darauf abgesehen sei. Daß die Soldaten der Südarmee zum allergeringsten Theile Lust hatten, sich auf zwei Jahre fest in piemontesischen Sold zu begeben, mußte man voraus wissen. Auch die gemischte Commission zur Prüfung der Ansprüche der Offiziere misfiel. Daß eine Purification der Offiziercorps der Südarmee nothwendig war, ward allgemein anerkannt, aber diese Purification mußte der Südarmee selbst überlassen bleiben, welche ihre Leute sicherlich am besten kannte. Alle Anstalten zu dieser nothwendigen Purification waren bereits Ende October getroffen, indem in jeder Division eine Commission, aus dem zeitigen Divisionscommandanten, mehreren Stabsoffizieren und Hauptleuten zusammengesetzt, zusammentrat und auf Grund der genauen Berichte der Brigaden und Dienstzweige eine Classification sämmtlicher Offiziere vornahm, nach welcher gewissenhaften Arbeit es leicht war, theils unbrauchbare Offiziere gänzlich zu entfernen, theils diejenigen, welche ohne Verdienst und Fähigkeit doch zu schnell befördert worden, in bescheidenere Verhältnisse zurückzuweisen.

Der Mangel einer tüchtigen militärwissenschaftlichen Vorbildung bei vielen Offizieren der Südarmee ward von den bessern unter ihnen selbst lebhaft empfunden. Auch diesem Schaden abzuhelfen, waren bereits Voranstalten getroffen. Wenn die Südarmee als eigene Armee Süditaliens oder Kern einer solchen bestehen blieb, und so die Freiheit erhielt, sich aus eigener Kraft zu entwickeln, so hätte man wol im Winter von 1860 auf 1861 im Königreich Neapel eine Kriegsakademie entstehen sehen, mit der schwerlich eine piemontesische sich messen konnte, und auf der sämmtliche Offiziere dieser Armee, welche mangelhaft militärisch vorgebildet waren, das Versäumte nachholen konnten.

So wie die Dinge kamen, forderten die Soldaten und Unteroffiziere der Südarmee fast sämmtlich ihre Entlassung; nur wenige blieben zurück, meist nur solche, welche gar nicht wußten, wo sie bleiben sollten, zum Theil heimatlose Flüchtlinge aus Venetien, dem Römischen und dem Auslande. Von den Offizieren verließ eine Anzahl die Armee sofort mit Garibaldi; andere for-

derten in aller Ordnung ihre Entlassung mit der Bemerkung bleiben zu wollen, bis die Auflösung der Truppenkörper vollendet sei, um bei dieser noch mitzuwirken, damit sie gehörig vor sich gehe.

Doch blieben von den Offizieren der vier ersten Divisionen, zu welchen erst neuerdings eine neue, die neunzehnte, getreten war, etwa zwei Drittel im Dienst, von der Mannschaft etwa nur ein Procent. Diese Überreste der Südarmee wurden Anfang 1861 unter dem Titel eines Volontärcorps in verschiedene Ortschaften in Piemont verlegt und hier zum Danke für die Eroberung der beiden Sicilien mit einer Menge elender Tracasserien ermüdet, welche endlich selbst den Löwen von Caprera aus seiner Höhle in das turiner Parlament riefen, ohne daß er jedoch irgendetwas Wesentliches in der Lage geändert hätte. Daß sich in bloßen Offiziercorps ohne Soldaten die bessern Eigenschaften der erstern nicht eben entwickeln und zeigen können, versteht sich so ziemlich von selbst.

Nachdem wir die Reste der Südarmee noch bis hierher begleitet haben, schließen wir diesen Überblick ihres Feldzugs von 1860. Diejenigen, welche sich mit den Einzelheiten des Feldzugs bekannt zu machen wünschen, verweisen wir auf Rüstow's Werk: „Der italienische Krieg von 1860" (Zürich, Friedrich Schultheß, 1861), und auf desselben Verfassers „Erinnerungen aus dem italienischen Feldzug von 1860" (2 Bde., Leipzig, F. A. Brockhaus, 1861).

Abraham Lincoln,

Präsident der Vereinigten Staaten.

Abraham Lincoln (sprich: Lincun) stammt von einer obscuren und armen Familie, und war von Jugend an darauf angewiesen, sich auf seine eigenen Kräfte und Hülfsquellen zu verlassen. Er schritt rasch von einer Beschäftigung zur andern, von den niedrigsten mechanischen Arbeiten allmählich zu solchen, welche die höchste Intelligenz erfordern — Übergänge, die allerdings durch die amerikanischen Sitten und Anschauungsweise im allgemeinen nicht unwesentlich erleichtert werden. So hat er sich durch die Kraft seines Geistes und die Stärke seines Willens, ohne durch die Gewalt der Waffen oder die Wechselfälle einer Revolution unterstützt oder gefördert zu werden, zu der höchsten Würde emporgeschwungen, die ein Amerikaner erstreben kann. Ehre für den Mann, der diesen wunderbaren Erfolg erreichte! In seinem raschen Aufsteigen von den dunkelsten Verhältnissen zu der höchsten Stellung gleicht Lincoln in der That dem Lande, das er berufen ward zu leiten, und dessen materielle Fortschritte in der Geschichte aller Zeiten und Länder unerhört sind und die kühnste Phantasie überboten haben.

Die Vorfahren Lincoln's waren Quäker und lebten in Pennsylvanien und Virginien. Sein Großvater, Abraham, der 1782 aus Virginien nach Kentucky übersiedelte, wurde 1784 von Indianern getödtet, als er gerade beschäftigt war, Land urbar zu machen. Der Vater des Präsidenten, Thomas Lincoln, in Virginien geboren, ebenfalls ein armer Mann, heirathete 1806 Nancy Hanks, auch eine Virginierin. Aus dieser Ehe nun ging der gegenwärtige Präsident Abraham Lincoln hervor, der am 12. Febr. 1809 in Hardin County in Kentucky geboren wurde. Im Jahre 1816 wanderte der Vater Thomas mit seiner Familie nach Indiana aus und gründete sich in Spencer County eine kleine Farm. Der Sohn Abraham, für sein Alter ungewöhnlich groß und kräftig, half hier bereits den Vater bei der Fällung des Waldes und Klärung des Bodens, und diese harte Arbeit blieb auch für die nächsten zehn Jahre seine Beschäftigung. Abraham besuchte nur zeitweise eine in der Nachbarschaft damals neu begründete Schule, und die ganze Zeit zusammengerechnet, in welcher er diesen Unterricht genoß, betrug noch kein volles Jahr. Einen andern Unterricht durch Lehrer hat er niemals genossen; er hat alle Kenntnisse und alle Bildung, die er besitzt, nur durch eigene Bemühung errungen. Im Alter von 19 Jahren machte Abraham Lincoln auf einem Flachboot, als gemietheter Arbeiter, einen Ausflug herab nach Neuorleans. Sein Vater Thomas verlor damals sein kleines, mühsam begründetes Grundstück, indem er für einen Freund einen Schuldbrief unterschrieb. Die ganze Familie Lincoln verließ darum 1830 Indiana und wendete sich in den Staat Illinois, und hier erwarb Thomas in Coles County ein Stück Regierungsland, um sich eine neue Wirthschaft zu gründen. Der Sohn Abraham half das Wohnhaus der Familie errichten und fällte

und spaltete die Fenzriegel, die zur Einzäunung des Wohnsitzes nöthig waren. Er führte bei dieser Arbeit die Axt mit solcher Kraft und Gewandheit, daß er unter den Hinterwäldlern einen großen Ruf als „Fenzriegelspalter" erlangte, der noch jetzt nicht erloschen ist und ihn bei den kleinen Farmern und Arbeitern bis auf den heutigen Tag in Gunst erhalten hat. Der unternehmende Abraham Lincoln verließ 1831 seine nothdürftig angesiedelte Familie und begab sich nach Macon County (Illinois), wo ihm ein Herr Hawks mit der Anfertigung von 3000 Fenzriegeln beauftragte. Zu derselben Zeit machte er die Bekanntschaft eines andern Mannes, der ihn aufforderte, ein Flachboot zu bauen. Dieses Boot, mit Getreide und andern Lebensmitteln befrachtet, sollte den Saugamonsluß herab in den Illinois, aus diesen in den Mississippi und so weiter nach Neuorleans herab geführt werden, wo man Fahrzeug und Ladung mit Nutzen zu verkaufen gedachte. Lincoln baute das Boot und trat dann auch mit demselben als „Kapitän" die Reise an. Er erreichte wohlbehalten Neuorleans, verkaufte dort Boot und Ladung und kehrte als Deckarbeiter auf einem Mississippidampfer in die Heimat zurück. Das Unternehmen ward noch einigemal wiederholt, und auch Lincoln gewann dadurch einige hundert Dollars.

Lincoln trat unterdeß auch als Buchführer bei demselben Manne ein, der in Neusalem (damals Sangamon County, jetzt Menard County) einen Kaufladen und eine Mühle unterhielt. Im Jahre 1832 wurde zu Neusalem eine Freiwilligencompagnie errichtet, die gegen die Indianer, welche unter dem gefürchteten Häuptlinge „Der schwarze Falke" Feindseligkeiten eröffnet hatten, zu Felde ziehen sollte. Gegenüber von mehreren Concurrenten um die Würde wurde Lincoln zu seiner eigenen Überraschung von der Mannschaft zum Hauptmann gewählt. Man schätzte ihn bereits als ebenso energischen wie besonnenen Charakter. Lincoln hat später selbst geäußert, daß ihm gerade diese Erhebung mehr als die übrigen Erfolge seines Lebens Freude gemacht habe. Der Feldzug dauerte drei Monate, es ist aber nicht bekannt, ob das Corps und sein Anführer zu Großthaten Gelegenheit hatten. Nach seiner Rückkehr, noch in demselben Jahre, wurde er in seinem County von den Whigs als Candidat für die Legislatur des Staats aufgestellt, er fiel aber durch, weil die Majorität der Wähler aus Demokraten bestand. Lincoln wandte sich jetzt dem Handel zu und gründete in Gemeinsachaft mit einem andern zu Neusalem einen Kramladen. Das Geschäft vermochte jedoch nicht zu prosperiren. Der Associé wollte zur Hebung desselben durchaus Schnapsausschank treiben, was Lincoln verweigerte. Er war nämlich von jeher ein strenger Anhänger des Enthaltsamkeitsprincips und hat niemals von geistigen Getränken noch von Taback Gebrauch gemacht. Der Associé übernahm am Ende den alleinigen Betrieb des Kramladens und richtete das Geschäft in kurzer Zeit gänzlich zu Grunde. Lincoln verlor dabei nicht nur alle seine Ersparnisse, sondern wurde auch für eine Schuldenlast von 1100 Dollars verantwortlich.

Lincoln begriff, daß er als gemeiner Arbeiter, mit der Axt in der Hand, kaum jemals die Schuld würde tilgen können, und dieser Umstand bewog ihn um so mehr, sich einen höhern und gewinnreichern Lebensberuf zu suchen. Das Unglück, statt ihn zu beugen, regte alle geistigen Kräfte des Mannes auf. Er wurde zunächst Postmeister in Neusalem, und zugleich legte er sich auf das Studium der Jurisprudenz. Da er zu arm war, um sich Bücher zu kaufen, borgte er sich dieselben bei einem benachbarten Rechtsgelehrten. Abends holte er sich das Buch, in welchem er während der Nacht studiren wollte, und am frühen Morgen trug er dasselbe zurück, weil es sein gütiger Freund am Tage vielleicht selbst brauchen konnte.

Zu solchen Anstrengungen gehörte nicht nur große Willenskraft, sondern auch eine körperliche Constitution, wie sie nur Lincoln besaß. „Er war damals", wie später sein großer politischer Gegner Douglas in einer Volksversammlung erzählte, „ein Läufer ohne gleichen und besiegte jeden im Ringkampf. Bei den Pferderennen und Boxerkämpfen in der Umgegend pflegte man ihn zum Präsidenten zu wählen, und er versah dieses Amt mit einer Würde und Unparteilichkeit, die stets über alles Lob erhaben war." Trotz seiner nächtlichen Rechtsstudien entschloß er sich auch, als Feldmesser thätig zu sein. Der Landvermesser von Sangamon County beauftragte ihn mit den Vermessungsarbeiten in der Umgegend von Neusalem. Lincoln verschaffte sich einen Kompaß, eine Meßkette und ein gutes Buch über Feldmeßkunst und ging an die Arbeit, ohne seinem höhern Ziele untreu zu werden. Im Jahre 1834 wurde er in die Legislatur von Illinois gewählt, und in den Jahren 1836, 1838 und 1840 erfolgte seine Wiederwahl. Er hielt zur Whigpartei und zeichnete sich auf der Tribüne durch eine einfache, klare, gewandte und eindringliche Beredsamkeit aus.

Inzwischen hatte Lincoln schon im Jahre 1836 die Erlaubniß zur juristischen Praxis erhalten, und im April 1837 war er nach Springfield übersiedelt, der Hauptstadt des Staats Illinois,

wo er in Gemeinschaft mit dem Major F. Stuart als Rechtsconsulent ein Bureau eröffnete. Er heirathete auch zu dieser Zeit eine Kentuckyerin, eine einfache, fleißige Hausfrau, die ihm mehrere Kinder geschenkt hat. Rasch stieg er in seinem advocatorischen Berufe zu Ansehen, und insbesondere erlangte er Ruf als geschickter Anwalt in den Juryverhandlungen. Ohngeachtet einer ausgebreiteten Praxis zog er sich doch nicht von der Politik zurück, sondern blieb noch für eine Reihe von Jahren ein hervorragender Führer der Whigpartei in Illinois. Durch seinen Fleiß und die Bewahrung eines bescheidenen Hausstandes wurde Lincoln im Laufe der Jahre auch ein wohlhabender Mann. Mehrmals ward er von der Whigpartei seines Staats zum Präsidentenwähler (Elector) ernannt. In dieser Eigenschaft trat er 1844 mit großem Eifer zu Gunsten Henry Clay's auf, indem er für denselben in Illinois und einem Theile von Indiana Stimmen warb und auf Rundreisen vor dem Volke fast täglich Reden hielt. Doch erhielt der Demokrat Polk bei der Präsidentenwahl von 1844 die Majorität. Im Jahre 1846 wurde Lincoln zum Abgeordneten in den Congreß gewählt, und er nahm im December 1847 seinen Sitz im Repräsentantenhause ein. Er erwies sich hier als ein entschiedener Antisklavereimann und unterstützte alle Anträge und Petitionen, die auf Einschränkung des Sklavenwesens hinausliefen. In Hinblick auf die Sklavenangelegenheit war er auch ein Gegner der Annexion von Texas, stimmte jedoch für das Anleihegesetz, durch welches die Regierung ermächtigt wurde, die Kosten des mexicanischen Kriegs zu bestreiten. Im Jahre 1848 war er Mitglied der Nationalconvention der Whigpartei und betrieb mit Eifer die Erwählung des seiner Partei angehörenden Generals Taylor zum Präsidenten. Sodann trat er 1849 bei der Wahl für den Vereinigten-Staaten-Senat als Candidat auf, erlag aber gegen den General Shields, weil in der Legislatur von Illinois die demokratische Partei das Übergewicht hatte.

Nach Ablauf der Congreßzeit wandte sich Lincoln wieder seiner Berufthätigkeit zu, während der Kampf in der Sklavenangelegenheit immer heftiger entbrannte und 1853 der Demokrat Pierce den Präsidentenstuhl bestieg. Erst 1854 erschien Lincoln wieder in der politischen Arena, indem er im Staate Illinois an der Spitze der Whigs die Wahl seines Parteigenossen Trumbull zum Vereinigten-Staaten-Senator an der Stelle des demokratischen Generals Shields bewirkte. Es geschah dies unter den gespanntesten Parteiverhältnissen. Bei Gelegenheit der Nebraska-Kansasbill nämlich hatte der Senator Douglas von Illinois im Congreß den Widerruf einer Clausel des Missouri-Compromisses von 1820 durchzusetzen gewußt, die bisher die Bestimmung aufrecht erhielt, daß in dem Gebiete nördlich von 36° 30′ die Sklaverei für immer ausgeschlossen bleiben solle. An die Stelle dieser Clausel ward dagegen der Grundsatz gestellt, wonach es fortan dem Volke in jedem sich organisirenden Gebiete zustehen solle, alle seine Angelegenheiten, also auch die Sklavensache, nach Gutdünken zu regeln, vorausgesetzt, daß die bestehende Bundesverfassung nicht verletzt würde. Das hieß im Grunde der Sklaverei Thor und Riegel über alle Gebiete der Union öffnen. Das übermüthige und gewaltthätige Auftreten der südlichen Sklavereipartei nach Beseitigung jener Compromißclausel führte jedoch in dem amerikanischen Parteigetriebe eine mächtige Umwälzung herbei, die für die Geschicke der Union und speciell für die politische Laufbahn Lincoln's von großen Folgen werden sollte. Die demokratische Partei, die ursprünglich die Volksfreiheit gegen aristokratische Gelüste vertheidigt und seit Jefferson mit geringen Ausnahmen die Oberhand in der Union gehabt hatte, war im Laufe der Jahre mehr und mehr zum bloßen Werkzeug der südlichen Sklavereipartei herabgesunken und damit in innere Demoralisation, Auflösung und Zersplitterung verfallen. Ihr gegenüber konnte sich so seit 1854 hauptsächlich im Norden und Nordwesten der Union eine neue große Partei bilden, welche den Namen der republikanischen erhielt, und die allmählich alles umfaßte, was sich gegen das Vordringen des Sklavenwesens und den Egoismus und Terrorismus der südlichen Sklavenhalter eingenommen fühlte. Die neue Partei stellte sich zum Ziel, die Macht der Bundesregierung und die Rechte der einzelnen Staaten in ein rechtes Verhältniß zu bringen, d. h. sie wollte die Bundesregierung befähigen, im Interesse der Erhaltung des Ganzen das Übergewicht der Sklavenstaaten und die weitere Ausbreitung der Sklaverei niederzuhalten. Auch gegen die Angriffsprojecte auf Cuba, Mexico und Centralamerika, die eben nur den Fortschritt des Sklavereiwesens bezweckten, erklärte sich die Partei. Die republikanische Nationalconvention im Jahre 1856 stellte den Oberst Fremont als Präsidentschaftscandidaten auf, und die Republikaner des Staats Illinois wirkten dahin, Lincoln die Würde des Vicepräsidenten zu sichern. Allein die Furcht vor der Sprengung der Union, womit die südlichen Sklavenstaaten drohten, brachte die noch nicht gefestete republikanische Partei um einen großen Theil der Stimmen in den nördlichen Staaten, sodaß der Demokrat Buchanan 1857 den Präsidentenstuhl besteigen konnte. Im Juni 1858

ward Lincoln von den Republikanern Illinois bei der Wahl eines Vereinigten-Staaten-Senators als Candidat aufgestellt, während die demokratische Partei für die Wahl Douglas' wirkte. Beide Opponenten machten damals eine Rundreise durch den Staat und führten ihre Sache vor dem Volke oft gleichzeitig an demselben Tage und demselben Orte. Dieser Wettstreit, in welchem sich Lincoln offen gegen das Sklavenwesen und die Politik der Südstaaten erklärte, wurde von beiden Seiten mit vielem Eifer und Geschick geführt und erregte allgemeines Interesse. Doch behielt Douglas schließlich die Oberhand. Lincoln trug nur den Vortheil davon, daß sein Name für die Zukunft eine große Popularität erlangte. Im Mai 1860 trat die republikanische Nationalconvention zu Chicago in Illinois zusammen, und aus ihren Abstimmungen ging einige Tage später Lincoln als ihr Präsidentschaftscandidat hervor. Es gelang diesmal den vereinten Anstrengungen der Republikaner, die schließliche Wahl Lincoln's zum Präsidenten der Union durchzusetzen. Seine Gegner, welche erlagen, waren: Breckenridge, Vicepräsident unter Buchanan's Verwaltung und südlicher Prosklavereimann, Douglas, Senator und eigentlicher Candidat der Demokratie, Bell, Senator und Candidat der sogenannten Unionspartei, ein farbloses Mittelding zwischen Demokraten und Republikanern. Der wirkliche Wahlkampf wurde indeß nur zwischen Republikanern und Demokraten geführt.

Am 20. Nov. 1860 wurde infolge von Lincoln's Wahl in Springfield ein großes Fest gefeiert, bei dem es zu bedeutsamen Demonstrationen kam. Lincoln selbst sprach sich bei dieser Gelegenheit zwar nur in allgemeinen Ausdrücken, aber doch in versöhnlicher und besonnener Weise aus, insoweit sich seine Äußerungen auf die den Frieden der Union bedrohende Agitation im Süden bezogen. Dennoch konnte sein hier wie anderwärts gemäßigtes Auftreten den Abfall, die Secession, der südlichen Sklavenstaaten, unter dem Vortritt Südcarolinas, nicht hindern. Der gegenseitige Haß der sich für oder gegen die Sklavensache erklärenden Parteien hatte das Zerfallen der Union in eine südliche und nördliche Hälfte schon lange befürchten lassen, nur war der entschiedene Bruch durch die Nachgiebigkeit der nördlichen Staaten und die Schwäche des Präsidenten hinausgeschoben worden. In Lincoln nun kam ein Mann auf den Präsidentenstuhl, von dem man sich, wie sein Charakter und sein bisheriges öffentliches Wirken erwarten ließ, scharf einschneidender Thaten versehen konnte, welche die brennende Frage, wenn auch nicht im Sinne abstracter philanthropischer Ideen, doch schwerlich im Sinne der Sklavenstaaten lösen würden. Daß Lincoln sich der Schwierigkeit seiner neuen Stellung wohl bewußt war, zeigen die Worte, die er sprach, als er Springfield verließ, um das Weiße Haus, die Residenz des Präsidenten, in Washington zu beziehen: „Die Aufgabe, die mir zugefallen, ist vielleicht größer als die irgendeines Präsidenten seit Washington." Die Antrittsrede Lincoln's, obwol große Mäßigung athmend, sprach doch klar und nachdrücklich den Entschluß aus, die Unverletzlichkeit der Union aufrecht zu erhalten. Der neue Präsident gab eine entschiedene Erklärung gegen die Acte und Beschlüsse der südlichen Staaten, obschon er die Concession machte, daß er bereit sei, ein wirksames Gesetz in Bezug auf flüchtig gewordene Sklaven — ein wesentlicher Punkt in den Beschwerden der Südstaaten — zu veranlassen. Was nun seit Lincoln's Amtsantritt unternommen worden, um die gestörte Einheit und Ordnung in der Union wiederherzustellen, und welchen Widerstand die abtrünnigen Staaten diesen Bemühungen entgegengestellt haben, das muß einem Überblick der neuesten Geschichte der Vereinigten Staaten vorbehalten bleiben.

Lincoln ist ein Mann von fast riesenhafter Gestalt; er mißt 6 Fuß 4 Zoll englisch Maß. Sein Körper erscheint nicht voll und muskulös, sondern vielmehr hager; seine Arme sind lang, aber nicht außer Verhältniß zu seiner Länge. Er geht langsam und bedächtig einher, den Kopf geneigt, die Hände auf dem Rücken. Auf seine Kleidung legt er wenig Werth; obwol immer sauber, richtet er sich doch nicht nach der Mode. In seinen Manieren ist er einfach und herzlich. Im geselligen Verkehr erzählt er gern und mit Erfolg Anekdoten. Seine Höflichkeit ist aufrichtig, nie berechnet und aufdringlich. Seine Freunde grüßt er mit einem warmen Schütteln der Hand und einem noch freundlichern Lächeln. Seine Gesichtszüge verrathen einen bedeutenden Charakter, sind aber nicht hübsch. Sein Haar ist schwarz und dünn, sein Kopf wohlproportionirt. Seine Nase ist römisch, sein Mund breit, seine Gesichtsfarbe gebräunt.

Abraham Lincoln ist der sechzehnte in der Reihe der nordamerikanischen Präsidenten.

Graf Titus Dzialynski.

Graf Titus Dzialynski, durch seine nationalen Sammlungen und Bestrebungen in Bezug auf die Geschichte Polens auch außerhalb seines Vaterlandes rühmlich bekannt, war ein Sohn Xaver's, des Wojwoden von Polen, und einer Dziedusƶycka. Er wurde 1797 geboren, verlebte die ersten Jahre seiner Kindheit in Konarzewo und wurde, nach dem nothwendigen vorbereitenden Unterrichte, welchen er im väterlichen Hause genoß, zu weiterer Ausbildung zuerst nach Wien, dann nach Paris geschickt, woselbst er sich vorzugsweise mit mathematischen Studien beschäftigte und das Patent eines Ingénieur civil erlangte. Nach der Rückkehr ins Vaterland hielt er sich meist in Warschau auf und schloß sich daselbst an wissenschaftlich gebildete Männer, die ihm in allem, was Kenntniß des Heimatlandes sowie dessen Geschichte betraf, zu einflußreichen Führern wurden. Unter ihnen leitete ganz besonders Felix Bentkowski (geb. 1781, gest. 1852), Professor an der ehemaligen warschauer Universität, ein tüchtiger Bibliograph, Numismatiker und Archäolog, dem Polen auch seine erste Literaturgeschichte verdankt, den jungen Grafen auf den Weg des Sammelns und Forschens, welchen er denn auch bis zu seinem Lebensende mit Liebe und Beharrlichkeit verfolgte.

Ob sich Dzialynski als Mitglied der warschauer Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften durch irgendwelche schriftliche Arbeiten bemerklich machte, ist unbekannt, wol aber weiß man, daß als die Mitglieder sich die Aufgabe stellten, die Lebensbeschreibung der polnischen Könige auszuarbeiten und auf diese Weise Naruszewicz' (1733—96, eines Mannes von ungewöhnlicher Gelehrsamkeit und Liebling König Stanislaus August's) „Geschichte der polnischen Nation", welche mit Kasimir dem Großen (1370) schließt, weiter zu führen, Dzialynski die der Zeit nach kurze, an Ereignissen jedoch reiche Regierungsperiode Michael Korybut Wisniowicki's (1669—73), des Enkels des berühmten Johann Zamojski, zufiel. In der Anschauungsweise sich den Geschichtsforschern der neuen Schule anschließend, bemühte er sich, aus den vorhandenen Quellen der damaligen Zeit zu schöpfen, und spähte demzufolge aufs emsigste nach alten auf die erwähnte Epoche sich beziehenden Documenten. Die Frucht seiner Bemühungen war eine ansehnliche Sammlung von Broschüren, Berichten, Briefen, Tagebüchern u. s. w., die zur Arbeit ausreichendes Material bieten konnten. Von den Gewohnheiten anderer Sammler abweichend, benutzte er jedoch dieses Material nicht zu eigener Schöpfung, die ihm unbezweifelt sehr leicht gewesen wäre, da er sich mit dem Gegenstande selbst aufs innigste vertraut gemacht hatte. Brachte man ihn gesprächsweise auf dieses Thema, so konnte er stundenlang darüber sprechen und das Angeführte bis in die kleinsten Einzelheiten hinein durch Daten, Citate, Bruchstücke aus Reichstagsreden u. s. w. belegen. Hätte Dzialynski nur dasjenige dem Papiere anvertraut, was in seinem Gedächtniß lebte, wir besäßen ohne Zweifel manchen Abschnitt aus der polnischen Geschichte, der in Bezug auf Ausführlichkeit und gründliche Studien gewiß nichts zu wünschen übrig ließe.

Wenige Jahre vor den denkwürdigen Ereignissen des Jahres 1830 vermählte sich Dzialynski mit Celina Zamojska. Die Hochzeit fand in Pulawy, dem als Zufluchtsstätte für Wissenschaft und deren Pflege bekannten und später von der Regierung in Beschlag genommenen Besitzthum der Fürsten Czartoryiski statt und machte, da sie nach altpolnischer Art und in der Nationaltracht abgehalten wurde, damals nicht wenig Aufsehen. Die glänzende Vergangenheit der Republik Polen war stets Dzialynski's Ideal, das ihn jedoch für die Gegenwart nichts weniger als gleichgültig machte. In dem golddurchwirkten Gewande und der mit Zobel verbrämten Mütze, in welchen er zum Altare trat, barg sich eins der thätigsten Mitglieder des patriotischen Bundes, dem später Moritz Mochnacki, einer der eifrigsten Clubisten, in seiner „Geschichte des Aufstandes der polnischen Nation" Worte von tiefer Bedeutung widmete. Nach einer gewissen Richtung hin sind diese Worte freilich nur mit Vorsicht aufzunehmen, insofern wenigstens, als sie sich auf die Aussagen Adam Gurowski's stützen, der ein politischer Intriguant, wie es sich später herausstellte, danach strebte, das Samenkorn der Zwietracht auszustreuen.

Im Jahre 1831 trat Dzialynski in die Reihen der Kämpfer für die Unabhängigkeit Polens, und schonte sich dabei durchaus nicht. Nach dem unglücklichen Ausgange des kaum ein Jahr dauernden Kriegs begab er sich nach Österreichisch-Galizien, woselbst ihm der Aufenthalt gestattet

wurde. Hier wohnte er in Oleszyce, das ihm seine Gemahlin zugebracht hatte, und machte von da aus als Archäolog und Bibliophile Ausflüge nach verschiedenen Richtungen hin. Unermüdlich in seinem Streben, brachte er im Verlauf von zehn Jahren eine Sammlung zusammen, gegen welche selbst die an sich so reiche Bibliothek in Kurnik zurückstehen mußte. Die Thronbesteigung des Königs Friedrich Wilhelm IV. verschaffte Dzialynski neben der Amnestie auch die Rückgabe der im Großherzogthum Posen belegenen sequestrirten Güter. Er kehrte nach dem heimatlichen, halbwegs zwischen Posen und Schrein in einer großen Thalebene des rechten Warthaufers liegenden Kurnik zurück und legte hier zuerst Hand an die Wiederherstellung des Schlosses, welches er, unterstützt ausschließlich von Arbeitern seiner Nation, ganz im polnischen Geschmack, und zwar nach Mustern, welche bis ins 14. Jahrhundert zurückreichen, restaurirte. Daneben beschäftigte er sich angelegentlichst mit dem Ordnen und Aufstellen der zusammengetragenen Schätze, wobei ihn der Kupferstecher und Archäolog Kielisinski aufs thätigste unterstützte. Die kurniker Bibliothek hatte schon im 16. Jahrhundert unter Stanislaus Gurka manches seltene und kostbare Werk aufzuweisen, unter Dzialynski wurde sie die bedeutendste des polnischen Landes, nicht nur in Betreff der Reichhaltigkeit der in derselben enthaltenen Schriften, sondern auch der Vollständigkeit der zu Polen in irgendwelcher Beziehung stehenden Materialien.

Durchdrungen von der Wahrheit, eine Sammlung erfülle erst dann ganz ihren Zweck, wenn jedermann Nutzen aus ihr ziehen könne, machte er sich daran, die Öffentlichkeit mit demjenigen, was sein Bienenfleiß zusammengetragen hatte, bekannt zu machen. Bereits im Jahre 1842 gab er den „Diplomatischen Codex Großpolens" heraus, und zehn Jahre später erschienen die seit lange schon vorbereiteten „Denkwürdigkeiten der Familie Szydlowiecki" („Pomniki rodziny Szydłowieckich"), geziert mit Kupfern, nach Miniaturbildern aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts. In demselben Jahre beginnt die Herausgabe der unter dem Namen „Acta Tomiciana" bekannten höchst wichtigen Quellen zur Geschichte der Jagiellonen Sigmund I. und Sigmund August (1506—72), von denen bisjetzt sechs prachtvoll ausgestattete Bände vorliegen. Außerdem zeigten sich noch: „Erinnerungen aus dem Hause der Orzelski" („Pomniki domu Orzelskich"), „Diarius der lubliner Union" („Dyaryusz unii lubelskiéj"), „Orzechowski's Polizei" („Policya Orzechowskiego") und „Lites ac res gestae Cruciferorum", nach einem Manuscripte Dlugosz', des Lehrers der Kinder Kasimir's des Jagiellonen und Verfassers einer bis zum Jahre 1444 reichenden „Geschichte Polens". Werke, wie die genannten und noch dazu in so prachtvoller Ausstattung herauszugeben, ist nicht Sache irgendeiner Verlagshandlung und darf einer solchen auch nicht zugemuthet werden. Hier muß die Regierung oder der reiche, von Liebe zur Wissenschaft und echtem Patriotismus durchdrungene Privatmann vortreten. Zu den letztern gehörte unbedingt Dzialynski, der nie Bedenken trug, seine Kasse zu öffnen, wenn es darauf ankam, einen guten Zweck zu fördern. Was er begonnen, leider jedoch nicht zu vollenden vermochte, geht auf den Grafen Alexander Przezdziecki über, der es sich unter andern angelegen sein läßt, Dlugosz' sämmtliche Werke, im Original sowol wie auch in der Übersetzung, herauszugeben, und so sich damit an die Spitze eines Unternehmens stellt, welches in Polen bisjetzt noch nicht seinesgleichen gefunden hat. Noch bei Lebzeiten erbot Dzialynski dazu Hülfe und Mitwirkung, wie er denn überhaupt nie die Gelegenheit vorübergehen ließ, wo es galt, irgendetwas zu fördern, was der Nation Nutzen bringen und ihr zum Ruhme gereichen konnte. Führte den Gelehrten oder Freund der Wissenschaft der Weg nach dem kurniker Schloß, so begegnete er daselbst nicht nur der allbekannten polnischen Gastfreundschaft, die im ausgedehntesten Sinn des Worts geübt wurde, sondern er fand auch in dem Grafen selbst einen ebenso zuvorkommenden wie unermüdlichen Führer durch die Schätze, welche in dem Museum aufgehäuft sind, das mit Recht eine Perle Großpolens genannt wird.

Von größern literarischen Werken eigener Schöpfung hinterließ — wie schon erwähnt — Dzialynski nichts; die Erfüllung anderweitiger Pflichten gestatteten ihm nicht Muße genug, auch auf diesem Felde thätig zu sein. Dafür aber war er bemüht, dasjenige, was andere Bedeutendes geschaffen hatten, zum Gemeingut zu machen, und schickte den Werken, die er drucken ließ, mehrfach Worte der Einleitung voraus, die in so trefflichem Latein geschrieben sind, daß man sie den besten polnischen Autoren des 16. Jahrhunderts an die Seite setzen darf. An den Arbeiten der neugegründeten Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften in Posen, zu deren Präsidenten man ihn wählte, nahm Dzialynski gleichfalls thätigen Antheil.

Als Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses trat Dzialynski mit aller Entschiedenheit auf, wo es galt die Rechte der Stammgenossen zu verfechten, oder überhaupt Ansprüche zu vertheidigen, welche seiner Meinung nach gerecht waren. Wie hoch er in der Liebe seiner Lands-

leute stand, erhellt schon aus dem Umstande, daß er einstimmig wiedergewählt wurde, als er aus Gesundheitsrücksichten sein Mandat niedergelegt hatte.

Großpolen, oder richtiger gesagt, das ganze polnische Land hat durch den am 12. April 1861 erfolgten Heimgang des Grafen Titus Dzialynski einen schweren Verlust erlitten. Kann etwas aber trösten, so ist es die Überzeugung, der hinterlassene Sohn des Verstorbenen, Johann, werde sorgsam pflegen und fördern, was ihm als Erbe von einem Vater zufiel, dessen Andenken in dem, was er geschaffen, für immer fortlebt.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Beauregard (Peter G. T.), General der conföderirten Südstaaten in Nordamerika, stammt aus einer französischen Creolenfamilie, und zwar aus einer sehr aristokratischen in Louisiana, und wurde um das Jahr 1818 geboren. Sein Vater, ein reicher Pflanzer in der Umgegend von Neuorleans, schickte den Sohn 1833 auf die berühmte Militärschule von Westpoint, die er, nach Absolvirung seiner Studien, mit dem Range eines Unterlieutenants in der Artillerie verließ. Den Krieg der Vereinigten Staaten mit Mexico machte er als Oberlieutenant mit und wurde auf dem Schlachtfelde von Contreras und Churubusco (20. Aug. 1847) zum Kapitän ernannt. Bei der Erstürmung von Mexico im September desselben Jahres ward er verwundet. Nach Beendigung des Kriegs übertrug die Regierung zu Washington B. die Leitung verschiedener öffentlicher Arbeiten, unter andern die der Befestigungsarbeiten an der Mündung des Mississippi. Unter der Präsidentschaft Buchanan's beabsichtigte man seine Ernennung zum Director der Schule von Westpoint, jedoch verlor B. die Gunst des Präsidenten infolge einer der Regierung sehr feindlichen Rede, die von seinem Schwager, dem Senator Slidell, im Congreß gehalten wurde. Er nahm darauf seinen Abschied und war einer der ersten, die an der insurrectionellen Bewegung des Südens theilnahmen. Am 24. Febr. 1861 ward B. als Brigadegeneral zum Befehlshaber der Forts und Truppen des südlichen Sonderbundes ernannt und trat am 4. März seine Functionen an. In dieser Eigenschaft hatte er die Befestigungsarbeiten um Charleston zu leiten, wodurch die Übergabe des Fort Sumpter, des Schlüssels zum Hafen von Charleston und zu dessen Zollrevenuen, erzwungen wurde. B. wird als ein geschickter Genieoffizier, als ein Meister in der Taktik und Strategie gerühmt, man schreibt ihm ebenso viel Tapferkeit wie Umsicht zu. Auch als Privatmann genießt er einen guten Ruf. Mitte Juni 1861 stand B. mit der Hauptmacht der Conföderirten, gegen 15—20000 Mann, in festen Verschanzungen zu Manassas Gap Junction, einem wichtigen Knotenpunkte der südlichen Position, etwa 5½ deutsche Meilen von Alexandria (in Virginien). Er beherrschte in dieser Stellung die Eisenbahnverbindung von Richmond nach dem Norden und bedrohte zugleich Washington, den Sitz der Unionsregierung. Seine Tagesbefehle an die Truppen zeichneten sich durch einen beispiellosen Fanatismus aus.

***Caussidière** (Marc), ein französischer Demagog, insbesondere bekannt als Präfect der pariser Polizei in der Revolution von 1848, wurde gegen das Jahr 1809 zu Lyon in niedrigen Verhältnissen geboren und starb am 27. Jan. 1861 zu Paris. Er war in seiner Jugend als Commis und Agent in Fabrikgeschäften thätig, betheiligte sich 1834 an den republikanischen Aufständen zu Lyon und St.-Etienne und wurde deshalb in dem vor der Pairskammer geführten Monstreproceß zu mehrjährigem Gefängniß verurtheilt, aber 1837 unter dem Ministerium Molé begnadigt. Seitdem lebte er zu Paris vornehmlich als Abonnentensammler für das republikanische Blatt „La Réforme" und erlangte durch diese Beschäftigung eine ausgebreitete Bekanntschaft. Daß er während dieser Zeit auch geheimer Polizeiagent gewesen, wird behauptet, ist aber keineswegs erwiesen. Am 24. Febr. 1848 stellte er sich, zugleich mit dem Demagogen Sobrier, aus eigener Machtvollkommenheit an die Spitze der pariser Polizeipräfectur und wußte sich auch für seine Person in dieser wichtigen Stellung zu behaupten. Ohne Bildung, aber klug, von vulgärem, doch zutraulichem Wesen, überdies von hervorragender, imponirender Gestalt, führte er sein Amt nicht ohne Geschick und Erfolg. Er suchte, wie er selbst sagte, die „Ordnung durch die Anarchie" zu begründen und bemühte sich, die pariser Bevölkerung zur Arbeit zurückzuführen. Durch diese Bestrebungen verlor er bei der revolutionären Hefe alsbald sein Ansehen, und als er der von Blanqui und andern Rothen geleiteten Demonstration vom 17. März entgegentrat, ward er von seinen frühern Genossen als Reactionär bezeichnet. Dafür sah er sich am 4. Mai im Seinedepartement als ein Mann der Ordnung in die Nationalversammlung gewählt. In den Vorgängen vom 15. Mai bewies sich jedoch C. als Polizeipräfect unthätig und zweideutig, sodaß ihn die Nationalversammlung seines Verhaltens wegen zur Rechenschaft zog. Seine Vertheidigung fiel ungenügend aus, und er war klug genug, sowol sein Amt als auch sein Mandat als Abgeordneter niederzulegen. Mit großer Majorität ward er bei den Nachwahlen vom 4. Juni aufs neue in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich nun auf dem Gipfel des Berges niederließ und unter der Leitung von Louis Blanc manövrirte. Nach der großen Juniemeute, in die er ohne Zweifel verwickelt war, setzte ihn die Versammlung mit Blanc, Albert u. a. in Anklagestand, dem er sich jedoch mit den übrigen durch die Flucht nach England entzog. Hier widmete er sich dem Maklergeschäft in Wein und Spirituosen und hatte ein gutes Auskommen. Später wandte er sich nach Amerika, wo er in misliche Verhältnisse gerieth

und Ende 1859 infolge einer Lungenentzündung sehr herunterkam. Kaum genesen, begab er sich zurück nach England und, von der allgemeinen Amnestie Gebrauch machend, von da im Januar 1861 nach Frankreich, wo er bald darauf starb. In seinen letzten Tagen unterstützte ihn aus Dankbarkeit der Baron Rothschild, gegen den er sich im Jahre 1848 sehr edelmüthig benommen hatte. Sein Grab umstanden eine Menge alter, schicksalsgeprüfter Parteigenossen, hinter welchen sich auch ein ganzer Schwarm von Polizeiagenten aufgestellt hatte. Von England aus veröffentlichte C. zu seiner Vertheidigung die „Mémoires de Caussidière" (2 Bde., Paris 1848), die jedoch kein bedeutendes Interesse darbieten.

* **Cotta** (Friedrich August von), ausgezeichneter deutscher Forstmann, Professor an der Forstakademie zu Tharand, starb daselbst am 18. Oct. 1860 im zweiundsechzigsten Lebensjahre. Er war der zweite Sohn des berühmten königlich sächsischen Geheimen Oberforstraths Heinrich von C. und wurde am 17. März 1799 zu Zillbach im Eisenachschen geboren. Mit seinen Ältern übersiedelte er 1811 nach Tharand, erhielt theils durch Hauslehrer, theils in einer Erziehungsanstalt seine erste Bildung, und bezog am 17. Juni 1816 die seit dem Jahre 1811 daselbst bestehende forstliche Lehranstalt, die gerade an dem genannten Tage als königlich sächsische Forstakademie ins Leben trat. Auf dieser Anstalt blieb er bis 1819 und nahm dann in den Jahren 1819 und 1820 an den Forstvermessungsarbeiten im Königreiche Sachsen theil. Die Jahre 1822 und 1823 brachte er, ebenfalls vorzüglich mit Forsteinrichtungsarbeiten beschäftigt, bei dem Forstrath König in Ruhla zu. Hierauf wurde er am 2. Juni 1824 bei der Akademie zu Tharand als Jagdlehrer und für den Unterricht in der Forstverwaltungskunde angestellt. Im Jahre 1825 machte er in Begleitung seines Vaters eine größere forstliche Reise nach dem Harz, nach Braunschweig, Hessen, Hannover und Mecklenburg, im Jahre 1832 in ähnlicher Weise nach Süddeutschland, namentlich nach Schwaben, wo es sich um ein Gutachten über die fürstlich Öttingen-Wallerstein'schen Waldungen handelte. Im Jahre 1843 unternahm er mit seinem Bruder, dem Geologen Bernhard von C., eine auch in forstlicher Beziehung interessante Reise nach der Schweiz, Italien und Steiermark. Auf dieser Reise erkrankte Bernhard zu Graz am Nervenfieber, und August's aufopfernde Pflege trug hauptsächlich dazu bei, das Leben des ausgezeichneten Geologen zu erhalten. August von C. hatte sich 1828 verheirathet und sah sich von blühenden Kindern umgeben. Mit Befriedigung erfüllte ihn das Gefühl, seinem alternden Vater, dem Director der tharander Forstakademie, eine Stütze sein zu können. Die Vorträge des Vaters gingen nach und nach an den Sohn über, der sie auch nach dem Tode des Vaters (1844) bis zum Eintritt des neuen Directors (1845) behielt. Bei der Vorliebe August von C.'s für das Praktische und die Ausführung gereichte es ihm zur Freude, versehen mit dem Titel eines Forstinspectors, im Jahre 1848 außer seinem Lehramte auch die Verwaltung des tharander Reviers übertragen zu erhalten. Freudig schüttelte er den Staub der Collegia im frischen Walde ab und suchte dort manche Vernachlässigung zu vergessen, die der überaus verdiente, aber bescheidene, stille Mann erfahren hatte. Besonders schmerzlich berührte es ihn, als man im Jahre 1852, wo das gesammte sächsische Forstpersonal mit erhöhten Titeln versehen wurde, ihm seinen forstlichen nahm und dafür zum Professor machte. Aber auch anderes Leid begann seitdem das Leben des früher so rüstigen und kräftigen Mannes zu verkümmern. Er stellte sich ein Rückenmarkleiden ein, was nach und nach die körperlichen wie später auch die geistigen Kräfte lähmend untergrub und ihn nöthigte, vom Frühjahr 1860 an, wo zu der eigenen Gebrechlichkeit sich noch tiefer Familienkummer gesellte (die sorgende Gattin wurde durch einen Nervenschlag hart betroffen), die Lehrthätigkeit einzustellen. Am 11. Oct. 1860 ließ sich der täglich mehr Ermattende noch einmal in den Wald fahren, wie es schien, um Abschied von diesem zu nehmen. Sieben Tage später verschied er sanft nach kurzem Krankenlager. August von C. war ein Mann voll Milde und Wohlwollen; er besaß im hohen Grade die Zuneigung seiner Umgebungen, vorzüglich aber auch das Vertrauen seiner Zuhörer und Schüler, die ihn sehr bald als väterlichen Freund erkannten. Sein Wissen im Forst- und Jagdfach war ungemein reich, sein praktischer Sinn und Blick ausgezeichnet, sein Vortrag überaus klar und einfach. Dennoch hat er die Mittheilung seiner Kenntnisse fast lediglich nur auf das mündliche Wort beschränkt. Wesentlich trug hierzu, in seltsamer Weise, eine mechanische Behinderung bei. Er hatte sich nämlich niemals eine geläufige Handschrift anzueignen vermocht und konnte nur langsam und mit einer gewissen körperlichen Anstrengung schreiben, sodaß ihm alle schriftliche Mittheilung verleidet war.

Davis (Jefferson), Präsident der conföderirten Südstaaten in Nordamerika, ist am 3. Juni 1808 in Kentucky geboren. Noch sehr jung folgte er seinem Vater, einem Pflanzer, nach Mississippi, welches damals noch ein Territorium war und erst 1817 als Staat in die Union aufgenommen wurde. Nachdem er eine gute Vorbildung erhalten, trat der junge D. im sechzehnten Lebensjahre als Zögling in die Kriegsschule von Westpoint ein, welche er vier Jahre später mit dem Grade eines Unterlieutenants der Vereinigten-Staaten-Armee verließ. Auf seinen Wunsch im activen Dienst verwendet zu werden, schickte man ihn nach dem Westen und stellte ihn zur Disposition des Obersten Zachary Taylor, der später General und 1849 Präsident wurde. In den Scharmützeln, die täglich mit den Indianern vorfielen, zeichnete sich D. so aus, daß er bei der Bildung eines neuen Dragonerregiments in demselben den Rang eines Oberlieutenants erhielt. Der berühmte Indianerhäuptling „Schwarzer Falke", ein fanatischer Feind der Amerikaner, ward in diesen Kämpfen gefangen und fühlte sich so von Bewunderung für D. ergriffen, daß er einen innigen Freundschaftsbund mit dem jungen Offizier schloß und erklärte, um seinetwillen dem Hasse gegen die Weißen entsagen zu wollen. Dieser Freundschafsbund konnte erst durch den Tod des „Schwarzen Falken" gelöst werden. Im Juni 1835 verließ D. die Armee und ließ sich auf einer Baumwollpflanzung in Mississippi nieder. Hier widmete er sich nicht blos mit Eifer der Cultur des Bodens, sondern auch staatsökonomischen und politischen Studien. Seit dem Jahre 1843 wandte er sich auch der praktischen Politik zu, und zwar in demokratischer Richtung. Er wurde 1844 in Mississippi zum Präsidentenwähler (Elector) ernannt und unternahm nun eine Rundreise zu Gunsten der Candidatur Polk's

für die Präsidentenwürde der Vereinigten Staaten. D. der für seinen Zweck an verschiedenen Orten als Redner auftreten mußte, machte sich zugleich durch die Anmuth wie durch die männliche Kraft seiner Rede so bemerkbar, daß seine Mitbürger in Mississippi ihn im November 1845 als ihren Repräsentanten in den Congreß wählten. Einige Jahre vorher schon hatte er die Tochter Zachary Taylor's geheirathet, unter dessen Befehlen er sich noch einmal durch glänzende Thaten auf den Schlachtfeldern von Mexico auszeichnen sollte. Als nämlich der Krieg mit Mexico ausgebrochen war, gab D. im Juli 1846 seine Entlassung als Mitglied des Congresses, um sich an die Spitze der freiwilligen Carabiniers von Mississippi zu stellen, die ihn zu ihrem Oberst erwählten. Bei der Erstürmung von Monterey (September 1846) war D. einer der Unterhändler, welche die Bedingungen der Capitulation der Mexicaner feststellten. Den Erfolg in der Schlacht von Buena Vista (22. und 23. Febr. 1847) hatten die Amerikaner wesentlich seinen heroischen Anstrengungen und dem Feuereifer, den er den Seinen einzuflößen wußte, mit zu verdanken. Beim Anfang der Schlacht verwundet, blieb D. dennoch zu Pferde bis zur gänzlichen Niederlage der Mexicaner. Im Juli 1847 war die Dienstzeit seines Regiments abgelaufen, und D. führte dasselbe nach Mississippi zurück. Der Präsident Polk wollte ihn jetzt zum Freiwilligen-Brigadegeneral ernennen, allein D. schlug dies aus, weil er meinte, daß eine solche Ernennung von seiten der Unionsregierung gegen das Recht der Einzelstaaten verstoßen würde. Oberst D. hatte sich auf dem Kriegsschauplatze einen geachteten Namen erworben, weniger ehrenvoll erscheint indeß seine Wirksamkeit, welche er in den finanziellen Angelegenheiten des Staats Mississippi entwickelte. Der Staat hatte sich nämlich eine im Verhältniß zu seinen spärlichen Einnahmequellen bedeutende Schuld aufgeladen, die besonders aus der Unterstützung leichtsinnig unternommener und geleiteter Banken, besonders der Plantersbank entstanden war, zu deren Besten der Staat Bons verkaufte, die er nicht wieder einlösen konnte. D. machte sich nun zum eifrigen Fürsprecher der „Repudiation" dieser Bons, d. h. Nichtanerkennung der Verpflichtungen, die der Staat übernommen hatte. Trotz der erstaunlichen Unbefangenheit amerikanischer Denkweise gegenüber solchen Verbindlichkeiten und trotz der nicht ungewöhnlichen einfachen Lösung durch factische Ignorirung derselben, widersetzte sich dennoch die legislative Versammlung von Mississippi durch eine fast einstimmige Resolution der „Repudiation" dieser Bons, und beschloß, „daß irgendein Finanzplan zur Zahlung der Bons und zur Wiederherstellung des Staatscredits ersonnen werden solle". Der für wünschenswerth erklärte Finanzplan ließ sich jedoch nicht ersinnen, und so nahm man zu der von D. vertheidigten Repudiation der Staatsschuld seine Zuflucht. Im Jahre 1848 wurde D. in den Vereinigten-Staaten-Senat in Mississippi erwählt. Er widmete als Senator seine Thätigkeit hauptsächlich den militärischen Angelegenheiten, trat als Vertheidiger des Sklavenwesens auf und strebte dahin, die Bundesmacht gegenüber den Einzelstaaten so viel als möglich zu beschränken. Im Jahre 1851 gab er seinen Sitz im Senate auf, um als demokratischer Candidat für das Amt des Gouverneurs seines Staats aufzutreten. Er ward jedoch von seinem Mitbewerber Foote, dem Candidaten der sogenannten Unionspartei, aus dem Felde geschlagen und zog sich nun vor der Hand wieder ins Privatleben zurück. Im Jahre 1852 leistete D. der demokratischen Partei in Mississippi, Tennessee und Louisiana große Dienste, indem er die Wahl Pierce's zum Präsidenten durchsetzen half. Pierce, als er 1853 den Präsidentenstuhl bestieg, ernannte ihn dafür zum Kriegssecretär. In dem Cabinet dieses schwachen Präsidenten war er das mächtigste Mitglied der Administration und beherrschte nicht blos den Präsidenten selbst, sondern auch die meisten Cabinetsmitglieder. Marcy, der an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten stand, war fast der einzige, der sich von seinem Einflusse unabhängig zu halten wußte. In seiner einflußreichen Stellung beförderte D. auf das kräftigste die Interessen der Sklavenstaaten und zeigte sich als eifrigen Gegner der Abolitionisten. Unter Buchanan's Präsidentschaft wurde D. aufs neue Mitglied des Vereinigten-Staaten-Senats. Als im Januar 1861 auch der Staat Mississippi seinen Abfall von der Union erklärte, verließ D. mit den übrigen Secessionisten den Senat und kehrte nach Hause zurück. Einige Wochen nachher erwählte ihn der Congreß der abgefallenen Staaten zu Montgomery in Alabama zum Präsidenten der Conföderation des Südens. Die Fahrt D.'s nach Montgomery war eine Art Triumphzug. An 24 verschiedenen Orten wurde er genöthigt, sich den zahlreich versammelten und aufgeregten Massen zu zeigen und Reden zu halten, wobei die Marseillaise die Gefühle und Gesinnungen der Versammelten musikalisch versinnlichen mußte. Am 16. Febr. wurde er in sein neues Amt eingeführt, das er nach der Bestimmung der Constitution des südlichen Bundes sechs Jahre verwalten soll. Von seinen Gesinnungsgenossen wird D. als ein zugleich sanfter und ernster Mann geschildert, der alle die physischen und geselligen Eigenschaften besitzt, die der Welt gefallen. Wenn er redet, ist seine Stimme klar, sein Ausdruck feurig, seine Haltung würdig. In seinen Schriftstücken weiß er die Sache der Sklavenstaaten mit gewandter und einschmeichelnder Sophistik zu vertreten.

Georg (Friedrich Karl Joseph), Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, starb am 6. Sept. 1860 in seiner Residenz Neustrelitz im zweiundachtzigsten Lebensjahre, infolge eines Bruchschadens. Er wurde als der dritte Sohn des nachmaligen Großherzogs Karl Ludwig Friedrich am 12. Aug. 1779 zu Hannover geboren und folgte seinem Vater am 6. Nov. 1816 in der Regierung. Während seiner langen Regierungszeit erwies er sich unter allen Verhältnissen als ein Fürst von großem persönlichen Wohlwollen. Er hob in seinem Lande die so lange noch geduldete Leibeigenschaft der Bauern auf und unterstützte auch sonst manche nützliche Verbesserungen. Dagegen hielt er fest an der alten Feudalverfassung, welche den beiden mecklenburgischen Landen gemeinsam ist, und widersetzte sich den Bestrebungen, die auf sociale und politische Reform der veralteten Zustände ausgingen. Im Jahre 1848 mußte er zwar den Versuch zur Herstellung einer gemeinsamen Constitution dulden; doch als Anfang August 1849 das „Staatsgrundgesetz" wirklich zu Stande gebracht worden, wollte er von der Union seines Landes mit Mecklenburg-Schwerin nichts mehr wissen, und die strelitzischen Abgeordneten mußten die constitutionelle Landesversammlung verlassen. Mit den übrigen Agnaten erhob nun Großherzog Georg Protest gegen die neue mecklenburg-schwerinische Verfassung, und betheiligte sich an allen den Schritten, welche den

Umsturz dieser Verfassung und die Wiederherstellung der alten Zustände zur Folge hatten. Nach vollbrachter Restauration erwies er sich jedoch gemäßigt, und namentlich vermied er die nachträgliche Verfolgung der Liberalen, in welche sich alsbald der mecklenburg-schwerinische Hof verwickelte. Der Großherzog Georg war bei seinem Tode der älteste Monarch Europas und das letzte der Geschwister der preußischen Königin Luise. Aus seiner am 12. Aug. 1817 geschlossenen Ehe mit Marie Wilhelmine Friederike (geb. 1796), Tochter des verstorbenen Landgrafen zu Hessen-Kassel, hinterließ er drei Kinder: 1) **Friedrich Wilhelm**, geb. 17. Oct. 1819, der ihm als Großherzog folgte; 2) Herzogin **Karoline**, geb. 10. Jan. 1821, vermählt 1841 mit dem jetzigen König Friedrich von Dänemark und seit 1846 von diesem geschieden; 3) Herzog **Georg**, geb. 11. Jan. 1824, russischer General und Gemahl der Großfürstin Katharina Michailowna.

Georg (Wilhelm), Fürst zu Schaumburg-Lippe, starb am 21. Nov. 1860 zu Bückeburg infolge eines Herzschlags im Alter von fast 76 Jahren und im dreiundfunfzigsten Regierungsjahre. Er wurde am 20. Dec. 1784 geboren und war der Sohn des Grafen Friedrich Christian, aus dessen (zweiter) Ehe mit Juliane, Prinzessin von Hessen-Philippsthal. Der Vater starb bereits am 13. Febr. 1787, und die einsichtsvolle Mutter führte die Verwaltung der Grafschaft als Vormünderin mit großem Erfolge fort. Sie ließ den Sohn in Salzmann's Anstalt zu Schnepfenthal erziehen, starb aber schon 1799. Der hannoverische Feldmarschall Graf von Walmoden-Gimborn, der Mitvormund gewesen war, übernahm sodann allein die Verwaltung des Landes und brachte seinen Pflegebefohlenen und dessen Schwestern nach Hannover, um ihre Erziehung unter seiner unmittelbaren Aufsicht zu vollenden. Im Jahre 1802 bezog der junge Graf die Universität Leipzig. Der Vormund ließ den Grafen aus Rücksicht auf die politischen Verhältnisse noch durch den deutschen Kaiser unterm 10. Juli 1806 mündig erklären; doch die öffentliche Proclamation des Regierungsantritts erfolgte erst am 8. Mai 1807, nachdem zuvor im April der Graf zum Rheinbunde getreten und damit den Fürstentitel angenommen hatte. Nach der Errichtung des Deutschen Bundes führte der Fürst in seinem Ländchen eine neue und den beschränkten Verhältnissen angemessene Verfassung ein, und das Fürstenthum trat in eine ruhig fortschreitende Entwickelung. Dies und der humane, wohlwollende Charakter des Fürsten waren Ursache, daß in der Umwälzung von 1848 in Schaumburg-Lippe die politische Bewegung sich weniger stürmisch zeigte als in den meisten andern deutschen Kleinstaaten. Hauptsächlich forderte man die Erklärung der Domänen zu Staatsgut, was jedoch der Fürst mit Entschiedenheit verweigerte. Seit dem 23. Juni 1816 war Fürst Georg vermählt mit Ida, Prinzessin von Waldeck (geb. 26. Sept. 1796), die ihm vier Söhne und zwei Töchter geboren hat. Der älteste Sohn, Fürst **Adolf** (Georg), geb. 1. Aug. 1817, folgte dem Vater in der Regierung.

***Russell** (Francis), Herzog von Bedford, starb am 14. Mai 1861 auf seinem Landsitz Woburn-Abbey in Bedfordshire, einem alten Cistercienserkloster, das bei Einziehung der Kirchengüter durch Heinrich VIII. seinem Günstling John Russell geschenkt wurde und auf welchem dessen Nachkommen seitdem einen fürstlichen Haushalt geführt haben. Francis R. wurde am 13. Mai 1788 geboren, erhielt seine erste Erziehung in der Westminsterschule und bezog alsdann die Universität Cambridge, wo er 1808 als Magister artium promovirte. Bald darauf vermählte er sich mit einer Tochter des Grafen von Harrington, trat für Bedfordshire ins Parlament und war über zwanzig Jahre hindurch Mitglied des Unterhauses, bis er im December 1832 ins Oberhaus berufen wurde. In der Herzogswürde folgte er seinem Vater erst 1839, ward 1846 Mitglied des Geheimraths, 1847 Ritter des Hosenbandordens und 1859 Lordlieutenant von Bedfordshire. Im öffentlichen Leben hat er sich nie bemerklich gemacht, besaß aber durch seinen Reichthum und seine Familienverbindungen großen Einfluß, den er zu Gunsten seines Bruders, Lord John Russell, verwendete. Seine Gemahlin, die im Juli 1858 starb, spielte eine Zeit lang als Lady of the Bedchamber der Königin Victoria eine nicht unbedeutende politische Rolle, namentlich bei der sogenannten Verschwörung der Kammerfrauen, welche 1839 den Eintritt der Tories ins Ministerium verhinderte. Ihr einziger Sohn, **William**, Marquis von **Tavistock**, geb. 1. Juli 1809, folgte dem Vater als achter **Herzog von Bedford**. Derselbe war von 1832—41 Parlamentsmitglied für Tavistock, verfiel aber später in eine Gemüthskrankheit und lebt seitdem in tiefster Zurückgezogenheit. Da er unverheirathet ist, so werden die Titel und Güter des Hauses voraussichtlich auf seinen Vetter, **Francis Charles Hastings R.**, den ältesten Sohn des verstorbenen Lord William R., geb. 16. Oct. 1819 und vermählt seit 1844 mit Lady Elizabeth Sackville-West, Tochter des Grafen Delaware, übergehen.

Stephens (Alexander H.), Vicepräsident der conföderirten Südstaaten in Nordamerika, ist am 11. Febr. 1812 in Georgia geboren. Seine Jugend verlebte er in so ärmlichen Verhältnissen, daß er seine Erziehung der Großmuth Fremder verdankte. Im Jahre 1834 trat er als Advocat auf und zog durch sein Talent bald so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, daß man ihn für den „geschicktesten Mann des Südens" hielt. Als Whig wurde er 1843 in den Congreß gewählt. Bei der Auflösung der Whigpartei schloß er sich den Demokraten des Südens an und wurde bald ihr Haupt im Congreß. In dieser Stellung erhielt er sich bis zu den Wahlen von 1858. In diesem Jahre verschmähte er es als Candidat bei den neuen Wahlen aufzutreten und zog sich, wie er damals glaubte, für immer vom öffentlichen Leben zurück. Die Lossagung der südlichen Staaten von dem Norden berief ihn indeß zu neuer öffentlichen Thätigkeit, da er im Februar 1861 zum Vicepräsidenten der Conföderation gewählt wurde. S. ist ein bemerkenswerthes Beispiel von der Kraft des Willens über körperliche Leiden. Er ist nämlich stets kränklich gewesen, sein Körper so mager, daß er nie mehr als 96 Pfd. gewogen hat. Seine Stimme ist durchdringend, scharf und beim ersten Eindruck dem Ohre sehr unangenehm; aber seine Beredsamkeit ist praktisch und ihres Erfolgs gewiß, sein Urtheil treffend, sodaß man ihm überall, wo er wirkte, bereitwillig eine entscheidende Stimme zuerkannte.

Die Empörung im angloindischen Reiche und deren Folgen.

Vierter Abschnitt.*)

Die zweite Belagerung der Residentschaft und Lord Clyde.

Havelock's Einzug in die Residentschaft zu Laknow am 25. Sept. war für alle ein großer Freudentag, aber dieser Freude folgte bald große Niedergeschlagenheit. Outram und Havelock mit ihren tapfern Streitern hatten keinen Entsatz, keine Errettung gebracht. Die Residentschaft blieb belagert und eingeschlossen, enger, wie General Havelock nach Bonn schreibt, als zu Dschelallabad im Kriege gegen Afghanistan.**) Hinauszuziehen und Laknow zu nehmen, dazu fehlte die Macht. Von den 2600 Mann, welche Cawnpore verließen, war der dritte Theil gefallen oder verwundet. In einer Hinsicht hatte sogar der Zuzug die Lage verschlimmert. Der Menschen waren mehr geworden, nicht aber der Lebensmittel. Havelock dachte nicht daran, in der Residentschaft eingeschlossen zu werden. Seine Lebensmittel reichten blos für drei Tage; das übrige Commissariat ward außerhalb Laknows zu Alambagh zurückgelassen. Man mußte mehr sparen als früher; die Rationen wurden kleiner. „Wir bekommen", schreibt Havelock seiner Frau (November 1857), „eine geschmälerte Portion Ochsenfleisch von der Artilleriebespannung, Reis und Dschapati oder ungesäuerte Kuchen von Mehl und Wasser. Thee, Kaffee, Zucker, Seife sind für uns unzugängliche Luxusartikel." Rees sagt, er habe sich häufig mit leerem Magen niedergelegt, und im Tagebuche der Dame lesen wir, daß sie und die andern gewöhnlich hungerig vom Essen aufgestanden sind. Bei alledem habe es auch hier nicht an Speculanten gefehlt, welche goldeingewobenen Brocat und Diamanten gegen Zucker eintauschten. Diese Leute haben in wenigen Wochen große Reichthümer erworben.

Der Feind unterhielt, gleichwie früher geschehen, ein ununterbrochenes Feuer mittels Kanonen, Kartätschen, Flinten und andern Waffen, ohne jedoch der Garnison bedeutenden Schaden zuzufügen. Die wichtigsten Operationen der Belagerer und Belagerten beschränkten sich wieder auf Minen und Contreminen, woran von beiden Seiten mit großem Eifer und Beharrlichkeit gearbeitet wurde. „Wir haben", berichtet Outram dem General Mansfield, erstem Stabsoffizier des Oberfeldherrn Sir Colin Campbell, „21 Schachte gegraben, zusammen 209 Fuß in der Tiefe mit Galerien in der Länge von 5291 Fuß. Die Feinde haben 20 Minen gegen unsere Befestigungen und Außenwerke gezogen. Fünf sprengten sie, ohne uns bedeutenden Schaden zuzufügen, sieben sprengten wir, und aus sieben andern haben wir die Arbeiter vertrieben und ihre Galerien in Besitz genommen, ein Ergebniß, worauf unsere Ingenieure mit Recht stolz sein können."***) Ähnliches fand bei dem Alambagh statt. Auch die dort Zurückgelassenen waren eingeschlossen, sodaß nur durch Spione eine Verbindung mit der Residentschaft unterhalten werden konnte. Die Lebensmittel schwanden an beiden Orten in erschreckender Schnelle zusammen. Mit Sehnsucht sahen sie alle dem Hülfscorps entgegen, welches sich zu Cawnpore ansammelte und unter der Führung des Oberfeldherrn Sir Colin Campbell herbeikommen sollte.

Wenn nicht gleich vom Beginn, so war doch bereits während der Herbstmonate 1857 in den Augen aller Kundigen das Schicksal der Empörung und der Empörer entschieden. Bis zu der Zeit waren die Angloindier beinahe einzig und allein auf ihre eigenen Hülfsquellen angewiesen. Manchmal ist's ihnen wol hart ergangen. Sie haben sich aber nicht blos aufrecht erhalten, sondern ihre zahlreichen Gegner einzeln und vereinigt immer niedergeschlagen. Delhi war erstürmt, die Garnison in Laknow gerettet; die Aufstände im Pendschab wurden niedergeschlagen, Bombay und Madras in Ruhe erhalten. Die Feinde mußten fühlen, daß sie im Kriege gegen die Engländer, mochte er auch noch eine Zeit lang dauern, immer den kürzern ziehen, endlich unterliegen würden. Und jetzt strömten erst die Verstärkungen herein nach Hin-

---

*) „Erster Abschnitt", S. 81—107, „Zweiter Abschnitt", S. 209—237, „Dritter Abschnitt", S. 377—396, dieses Bandes. D. Red.

**) Brock, „Biographical sketch", S. 247.

***) Rees, S. 288.

dostan, Massen über Massen und ausgerüstet mit den neuesten Verbesserungen im Geschützwesen. Gleich nach ihrer Ankunft in Kalkutta wurden sie hinaufgesandt nach Cawnpore, wohin Sir Colin Campbell, später zum Lord Clyde erhoben, nachfolgte.

Der neue Feldzeugmeister im angloindischen Reiche hatte sich bereits in den verschiedensten Ländern der Erde als einsichtsvoller und tapferer Kriegsheld bewährt. Sir Colin hatte als junger Mann im englisch-amerikanischen Kriege (1814—15) Ruhm erworben. Er diente im Kriege gegen China, gegen die Sikh, wo er bei Dschillianwalah verwundet wurde, und endlich im Krimfeldzuge. „Wann können Sie nach Indien abreisen?" ließ der Kriegsminister in London bei ihm anfragen. „Morgen", antwortete Sir Colin, und die That war ebenbürtig dem Worte.*) Der Feldzeugmeister, auf dem Landwege nach Kalkutta eilend und von dort den Ganges aufwärts, stand bereits am 3. Nov. 1857 an der Spitze der gegen Laknow und Audh bestimmten Armee. Zu gleicher Zeit war auch General Sir Hugh Rose in Indien angekommen, um in Bombay die Vorbereitungen zu seinem Siegeszuge gegen Mittelindien zu beschleunigen. Nach dem Falle von Delhi (23. Sept.) war Hauptmann Greathed alsbald an die Spitze einiger fliegender Heersäulen gestellt worden, um die in südöstlicher Richtung fliehenden Sipahis zu verfolgen und ihnen den Übergang über die Dschamna abzusperren. Man wollte ihre Einfälle in das Zwischenflußgebiet, das Doab, zwischen dem Ganges und der Dschamna, verhüten, wo sie sich den dort herumziehenden Rebellenhaufen anschließen konnten. Greathed, nachdem er nacheinander mehrere Rebellenhaufen zu Bolandscheher, zu Allyghar und an andern Orten geschlagen hatte, gelangte am 9. Oct. nach Agra, wo er von einem starken feindlichen Corps — es sollen 7000 Mann gewesen sein — überfallen war. Die Sipahis wurden geworfen und mittels der Reiterei in solch kräftiger Weise verfolgt, daß die Straße nach Gwalior, auf einer Strecke von 10 Meilen, mit Leichen bedeckt wurde. Greathed setzte (12. Oct.) über die Dschamna, wo der Brigadegeneral Hope Grant die Führung der fliegenden Heersäulen erhielt. Hope Grant kam nach Cawnpore, überschritt zwei Tage später den Ganges und gelangte am 8. Nov. in die Nähe von Alambagh, wo sich der Feldzeugmeister mit ihm vereinigte (12. Nov.). Die von Havelock zu Alambagh zurückgelassenen Kranken und Verwundeten wurden unter starker Bedeckung nach Cawnpore entsandt und alle Vorbereitungen getroffen, um während der folgenden Tage nach der Residentschaft vorzudringen, sich durchzuschlagen.

Auch das Erlösungsheer unter Sir Colin war, im Verhältniß zum Feinde, klein an Zahl; es bestand blos aus 5000 Mann, aber frische erlesene Leute und ausgerüstet mit den verbesserten Schußwaffen. Auf Anrathen des Generals Outram, welcher durch Spione und allerlei Zeichen eine Verbindung mit dem Feldzeugmeister unterhielt, wurde ein Umweg auf der rechten Seite des Kanals, durch die drei Meilen von der Residentschaft entfernten Parkanlagen Dilchosa und dem Sicanderbagh eingeschlagen, um den Marsch durch Laknow, welcher Havelock so viele Leute kostete, zu vermeiden. Den Stadtplan und eine genaue Bezeichnung der Straße überbrachte ein Beamter der Residentschaft, Hr. Kawanach, welcher sich zu diesem wichtigen, gefährlichen Dienste freiwillig erboten hatte. Der tüchtige Mann verließ, als Einheimischer verkleidet, die Garnison, gelangte glücklich nach dem Alambagh und diente allenthalben während des langen drei Tage umfassenden Zugs als Führer, wozu ihm seine örtliche Kenntniß der Stadt vorzüglich befähigte.**)

Früh am Morgen (15. Nov.) verließen die Heersäulen den Alambagh, die Sommerresidenz der Königin-Witwe, zogen durch morastige Wiesen und Felder, mit jungem Zuckerrohr bewachsen, hinab nach Dilchosa, wo sie von einem starken Flintenfeuer empfangen wurden. Nach einem unregelmäßigen Kampfe von zwei Stunden wurden der Park und auch das Collegium Lamartinière genommen, wo Sir Colin halt machte und seine Truppen ansammelte. Am folgenden Tage (16. Nov.) setzte das Heer, unter einem starken Kanonen- und Musketenfeuer der Sipahis, welche das jenseitige Ufer besetzt hielten, über den Kanal und marschirte gegen den Sicanderbagh, ein starkes, massives, viereckiges Gebäude, ringsum mit Schießscharten versehen, gleichwie alle die andern Baulichkeiten zu Laknow. Der Sicanderbagh war angefüllt von Feinden, so auch das gegenüberliegende Dorf, welches die Straße beherrschten. Zwei Batterien fuhren rasch durch das stromweise sich ergießende Kreuzfeuer der Feinde, welche im Augenblicke mittels Bajonnetangriffs aus den durchlöcherten Häusern des Dorfes vertrieben wurden. Die schwere Artillerie mußte einige Stunden lang gegen die festen Mauern des Sicanderbagh andonnern,

*) Lord Palmerston im Parlament. „Annual Register", 1857; „History", S. 136.

**) Diese Thatsachen fanden wir blos im „Calcutta Review", September 1858, in dem trefflichen Artikel „Siege of Laknow", S. 146.

bis sich endlich eine Öffnung von 2 Fuß Breite zeigte. Es wurde beschlossen, durch diese schmale Bresche zu dringen und das Gebäude im Sturm zu nehmen. „Eine kühnere Waffenthat", sagt der Feldzeugmeister in seinem Berichte, „ist niemals ausgeführt worden. Das Gemorde war grenzenlos; 2000 Sipahisleichen schwammen in ihrem Blute; die Gräßlichkeiten Cawnpores haben wir furchtbar gerochen. Zunächst in der Reihe folgte die Erstürmung der Moschee Schah Nadschif, ein gewölbtes Gebäude mit Garten, woraus die Feinde das Möglichste gemacht hatten. Der Eingang war durch regelmäßige Festungswerke geschlossen und die Mauern sorgfältig mit Schießscharten versehen. Rings um das Dach hatten sie Brustwehren angebracht, von welchen herab, wie aus den gebüschigen Gärten, ein ununterbrochenes Gewehrfeuer unterhalten wurde. Kapitän Peel, Sohn des Ministers — er wurde zur Belohnung seiner Verdienste zum Baronet erhoben — rückte mit der Seebrigade und dem Belagerungsgeschütz aus seinem Schiffe Schanon heran, unterstützt von einem Feldbataillon und einigen Mörsern. Während einer anhaltenden und schweren Kanonade von drei Stunden vertheidigten die Feinde diese so befestigte und vortheilhafte Stellung mit Muth und Entschlossenheit. Peel kam bis auf einige Schritte vor das Gebäude und hämmerte dann unausgesetzt gegen die massiven Steinwälle. Die Bergschotten stürmten und schützten die Seebrigade mittels ihres vernichtenden Feuers vor größerm Verluste. Dies ist eine beispiellose Waffenthat, kaum irgend jemals ausgeführt in frühern Kriegsläufen. Mit der Einnahme der Moschee endigten unsere Operationen am zweiten Tage."

Am Morgen des folgenden Tages (17. Nov.) wurde ein ziemlich weitläufiges Gebäude, das Speisehaus genannt, ebenfalls im Sturm genommen, und die Truppen drangen vorwärts gegen die den weiten Raum und die Häuserreihe des Mottie Mahal umgebenden Wälle. Hier versuchte der Feind den letzten Widerstand. Nach einer Stunde war auch in diesem Gebäude mittels der Sappeurs eine Öffnung gegraben. Die Engländer drangen hinein und tödteten alle Sipahis, welche sich nicht durch eilige Flucht retten konnten. Jetzt erst durften Outram und Havelock, ohne die Garnison in augenscheinliche Gefahr zu bringen, dem Befreiungsheere entgegeneilen. „Es war beschlossen", dies sind die Worte Havelock's in seiner letzten Depesche, „sobald der Feldzeugmeister gegen den Sicanderbagh heranrücke, die Außenwälle am Vorgarten der Königsburg mittels Minen in die Luft zu sprengen und dann einige nahe Gebäude, worunter ebenfalls Minen gezogen waren, im Sturmschritt zu nehmen. Die Minen gingen los, jedoch mit geringem Erfolge. Der Befehl vorzugehen ward von den Truppen, welche sechs lange Wochen müßig den Angriffen zusehen mußten, mit großer Begeisterung vernommen. Die langersehnte Stunde der Rache, der Wiedervergeltung war endlich gekommen. Das Jägerhorn rief zum Angriff; drei Freudenschreie erschollen durch den Palast, und fort ging es zur Schlacht, zum sichern Sieg. Der Feind entflieht, die Königsburg ist in unsern Händen und schnell mit Kanonen besetzt." Hier an dieser Stelle trafen nun die drei Kriegshelden zusammen: Sir Colin Campbell, Sir James Outram und Sir Henry Havelock. Der Verlust des Feldzeugmeisters war, im Verhältniß zu den drei Tage lang dauernden Kämpfen, nicht groß. An Gemeinen zählte man blos 467 Todte und Verwundete; Offiziere waren 10 geblieben, und 33 erlitten theils schwere, theils leichte Verwundungen.

Havelock fühlte sich seit längerer Zeit unwohl; er litt in stiller Ergebenheit, hoffend, seine eiserne Natur, welche so vieles ertragen hatte, würde sich auch diesmal durchkämpfen. Allein schon einige Tage nach Ankunft der Befreiungsarmee starb der Held eines sanften Todes. Havelock, dessen Abstammung biographische Schmeichler auf einen tapfern Normann der mittlern Jahrhunderte zurückführen wollen, zeigt in unsern Tagen ein getreues Bild jener Helden, wie sie zur Zeit der Bürgerkriege in England und Schottland häufig erschienen. Unter Cromwell würde der General zur ergebenen Schar gezählt haben. Fromm und tapfer, Soldat und Verkünder des Worts, war ihm beides innige heilige Pflicht, den Feind zu tödten und den Freund zu bekehren. Dabei hing sein gefühlvolles liebendes Herz, in echt puritanischer Beschränktheit und aristokratischem Hochmuthe, an den Eitelkeiten der Welt, an Auszeichnung mittels kleiner und kleinlicher Wörtlein sowie an verwunderlicher Titelsucht. Der Mann, welcher Freund Outram mit den Worten anredete: „Seit vierzig Jahren habe ich mein Leben so eingerichtet, daß ich dem Tode furchtlos entgegengehe, ich bin frei von aller Furcht, Sterben ist Gewinn, ich bin zufrieden und glücklich"; der Mann, welcher zu seinem ältesten tapfern Sohne, der, selbst stark verwundet und der Pflege bedürftig, den Vater mit beispielloser Liebe und weiblicher Sorgfalt pflegte, einige Augenblicke vor dem Tode (22. Nov.) folgende Abschiedsworte sprach: „Komme, mein Sohn, komme näher heran, und sieh, wie ein Christ sterben kann"; derselbe Havelock schrieb

einige Tage vorher (19. Nov.) seiner Familie: „Ich habe von meiner Standeserhöhung als Baron gehört, doch kann ich sie in der «Gazette» nicht finden; aber, aber, Sir Colin gibt mir den Titel Sir Henry Havelock.“ *) Die Bibelgesellschaften verbreiten die religiösen Aufsätze des Kriegers vor dem Herrn zu Tausenden von Exemplaren, und seine Biographen, deren mehrere sind, in England und Amerika, finden einen Trost darin, daß der Baronetstitel forterbt auf den ältesten Sohn, einen der tüchtigsten Offiziere der angloindischen Armee.**) Havelock, dessen Leiche im Alambagh beigesetzt wurde, ist der jüngste Heilige der über die ganze Erde verbreiteten angelsächsischen Völker. Als die Nachricht von seinem Tode nach Neuyork gelangte, haben alle englischen und amerikanischen Schiffe im Hafen zum Zeichen der Trauer ihre Flaggen auf den halben Mast herabgelassen, eine Ehre, welche niemals zuvor in Amerika einem fremden General widerfahren.

Der Beschluß des Feldzeugmeisters, die Residentschaft zu räumen und nur zu Alambagh eine starke Besatzung unter Outram zurückzulassen, wurde mannichfach getadelt, vorzüglich von den Kundigen indischer Verhältnisse, indischer Denkweise. Das Erstaunen und der Unwille der Tapfern in der Residentschaft waren außerordentlich. Mußten sie doch dem Feinde eine zusammenhängende Masse von Gebäuden überlassen mit vielem Hab und Gut, was sie nicht mitnehmen konnten, einem Feinde, der wiederholt vergebliche Stürme versucht, den sie wiederholt gedemüthigt hatten. „Warum“, sagte man, „sollte die Residentschaft nicht ebenso gut behauptet werden können wie der Alambagh? Welche prahlerische Worte wird man nicht allenthalben in Indien von den zahlreichen Gegnern der britischen Majestät hören müssen! Sie werden verkünden, daß wir geschlagen worden, daß wir Laknow und das ganze Reich Audh haben räumen müssen. Die Aufständischen werden neuen Muth fassen und uns mit größerer Zuversicht entgegentreten.“ Mag auch die Räumung Laknows nach den Regeln der europäischen Kriegskunst geschehen sein — sicher ist, daß sie dem britischen Namen in Indien auf längere Zeit zum größten Nachtheil gereichte. Es war eine Handlung übertriebener Vorsicht, ein Mangel an Thatkraft und Unternehmungsgeist, ganz im Widerspruch mit den Wagnissen und dem Heldenwesen der vorhergegangenen Monate.***)

Am 18. Nov. wurden die Kranken und Verwundeten desselben Wegs durch die Stadt, den man gekommen, über Sicanderbagh und Dilchosa auf die Straße nach Cawnpore gebracht. Längs des ganzen Zugs waren Wachtposten aufgestellt, und der Feind wurde durch allerlei Scheinangriffe getäuscht, damit er die Räumung nicht vermuthen und im Gegentheil glauben sollte, die Engländer wollten gegen die Stadt Laknow ziehen und die Sipahis austreiben. Am 19. Nov. folgten die Frauen und Kinder, welche durch ein feindliches Feuer laufen, hier halten, dort umkehren und warten mußten, bis die andrängenden Sipahis zurückgeschlagen waren. Und so brauchten sie für die wenigen Meilen 18 lange Stunden. Erst um 2 Uhr des Morgens (20. Nov.) langten Frauen und Kinder in Dilchosa an. Nachdem noch die Kanonen und alles andere, was man mitnehmen wollte und konnte, vorausgesandt war, trat auch die Armee, bei größter Stille und Schweigsamkeit um Mitternacht (22. Nov.) ihren Marsch an. Sie gelangte bei der vollkommenen Täuschung des Feindes, ohne besondern Widerstand, gegen Abend des folgenden Tages nach Dilchosa, wo ein Rasttag gehalten wurde. General Outram verblieb mit einer Garnison von 4000 Mann zu Alambagh. Das übrige Heer ging im Eilmarsch nach Cawnpore, wo dann Frauen und Kinder sowie die Kampfunfähigen, im ganzen 2000 Personen, alsbald hinab nach Allahabad gebracht wurden.

Sir Colin hatte bei seinem Abzuge nach Laknow den General Windham mit einer Truppe von 500 Mann als Befehlshaber zu Cawnpore zurückgelassen, unter der Weisung, im Nothfall andere Heersäulen an sich zu ziehen. Die Umgegend von Cawnpore ward alsbald, wahrscheinlich auf Nena Sahib's Anordnung, zum Sammelplatz der Rebellion auserkoren. Hier vereinigten sich die Reste vieler zersprengten Sipahishaufen; dorthin zogen die vielen Tausende der aufrührerischen Armee des Sindhia und andere Haustruppen der umwohnenden Grafen und Herzoge. General Windham ward nach und nach mit seiner geringen Truppe förmlich ein-

---

*) „Brock, „Biographical sketch“, S. 264, 268, 269.

**) „Calcutta Review“, September 1858, S. 148. Havelock's Sohn und seine Witwe erhielten überdies eine lebenslängliche Pension von 1000 Pf. St., so auch die Familien von Nicholson, Neill und Henry Lawrence.

***) Man ersieht aus dem amtlichen Bericht des Feldzeugmeisters vom 2. Dec. 1857 („Times“, 30. Jan. 1858), daß er blos nach den Verhaltungsbefehlen des Oberstatthalters handelte.

geschlossen. Und jetzt stürmten die Sipahis zu gleicher Zeit aus verschiedenen Richtungen heran gegen die Stadt. Der 28. Nov. war ein höchst gefährlicher Tag; der Feind wiederholte seine Angriffe zugleich vom Süden und vom Westen. Hier siegten die Briten, dort mußten sie der bei weitem größern Übermacht weichen und sich zurückziehen. Die Gefahr war groß. Sir Colin, welcher von fern Kanonendonner hörte, rückte im Eilmarsch heran und erschien plötzlich auf dem Kampfplatz. Die ermüdete, hartgeplagte Garnison von Laknow mußte nochmals furchtbare Schlachten schlagen. Die Sipahismassen waren nicht zu zählen; es sollen an 25000 mit 36 Kanonen gewesen sein. Sie wurden endlich (6. Dec.) über die Dschamna zurückgeworfen und weithin verfolgt nach allen Richtungen.*) Das Zwischenflußgebiet war neuerdings frei von feindlichen Streifcorps und der Feldzeugmeister konnte seinen Truppen einige Ruhe gönnen. Unterdessen sannen die Machthaber auf Plane, um im Verlaufe des nächsten Jahres die Rebellion vollkommen niederzuschlagen und eine neue Ordnung im angloindischen Reiche zu begründen. In welcher Weise dies geschehen sollte und könnte, darüber herrschten die verschiedensten und widersprechendsten Ansichten.

Die verschiedenen Feldzugsplane; Lord Clyde und Sir Hugh Rose.

Im ersten Jahre der Empörung konnte kein übereinstimmender Feldzugsplan entworfen werden. Die Führer, zerstreut im weiten Reiche Hindostan, mußten alle ihre Kräfte aufbieten, um sich zu behaupten, sich durchzuschlagen oder im günstigsten Falle eine Strecke weiter angriffsweise zu verfahren. Ganz anders im zweiten Jahre. Der Feldzeugmeister konnte über eine große Truppenmasse, Europäer und Einheimische, gebieten und allenthalben die Offensive ergreifen. Sir Colin wollte dem Feinde nur Entscheidungsschlachten liefern; der Aufstand sollte mit Einem Schlage niedergeworfen werden. Zu diesem Ende, hieß es, müssen die Sipahis aus ihren verschiedenen Stellungen vertrieben und durch klug berechnete Maßregeln nach Audh gejagt werden. Sind die Länder dieses Reichs auf allen ihren Marken umstellt und die Feinde gleichwie in einem Netze gefangen, dann mag die furchtbare Treibjagd beginnen, und die Aufständischen sollen mittels der von allen Seiten hereinbrechenden Macht vertilgt werden. Geschähe dies nicht, so sei — das Gefährlichste in der Kriegführung mit barbarischen Völkern — ein Guerrillaskrieg zu befürchten, in Weise der Franzosen zu Algier und der Russen im Kaukasus. Vorbereitungen zum Vollzuge dieses umfassenden Plans wurden bereits während der letzten Monate des Jahres 1857 getroffen. Die Statthalter im Pendschab, zu Bombay und Madras erhielten Befehl, alle ihre entbehrlichen Streitkräfte herbeizuführen, damit in den dichtgeordneten Reihen keine Lücken verbleiben und der Kreis geschlossen werden könnte. Die Zuzüge aus dem Fünfflußgebiete sollten über Amballah und Hurdwar in Rohilkand einbrechen, um die Nordseite des Reichs Audh zu umziehen. Zu gleicher Zeit sollten sie mit dem Truppencorps zu Delhi in Verbindung treten, um die Maßnahmen gegen die Rebellion im Radschastan zu unterstützen. Dort hatten sich die europäisch geschulten Truppen im Fürstenthum Dschudpore, über 8000 Mann aller Waffengattungen zählend, empört und in Mittelindien dieselbe Rolle gespielt wie die Haustruppen des Sindhia zu Bandelkand. Gegen diese waren bereits mehrere glückliche Züge ausgeführt. Der Brigadegeneral Showers, welchem der Auftrag geworden, das rechte Ufer der Dschamna zu säubern, hatte sie wiederholt geschlagen, namentlich am 25. Nov. bei Karnal. Und so auch Hauptmann Seaton auf dem linken Ufer des Flusses (27. Dec. 1857), mittels einer von dem Delhi-Corps gesonderten Truppe.

Der Armee von Mittelindien war im Plane des Feldzeugmeisters eine große Rolle zugedacht. General Roberts erhielt den Auftrag, die Ordnung im südlichen Radschastan herzustellen, dann nordöstlich nach Kotah abzubiegen, wo sich eine starke Rebellenmacht gesammelt hatte, um den linken Flügel der Armee von Mittelindien unter Sir Hugh Rose zu decken. Ende Januar (1858) hatte Roberts den ersten Theil seiner Aufgabe gelöst und stand bereit, in den umfassenden Feldzugsplan einzugreifen.

Sogor und die andern Gemarkungen der Nerbadda hatten die Rebellen aus dem Holkargebiete, aus Indore, Mhow und Mandisore überzogen. Die wenigen Engländer im gleichnamigen Hauptorte der Grafschaft Sogor — sie zählten blos gegen 123 Waffenfähige — mußten sich (Juni 1857) in die Burg zurückziehen, wo sie alsbald sammt einer großen Anzahl Frauen und Kinder ringsum belagert und von aller Verbindung mit der Außenwelt abgeschlossen waren. Die Entbehrungen und Nöthen in der Sogorburg waren nicht geringer als jene in der Residenz=

*) Die amtlichen Berichte. „Times", 30. Jan. 1858.

schaft zu Laknow; sie wurden von Männern und Frauen mit derselben Kraft und Ausdauer ertragen. „Ich finde kaum Worte", schreibt ein Offizier, „um meine Bewunderung über das Benehmen unserer Landsmänninnen auszudrücken. Arme Geschöpfe, da standen sie da ohne Bedienung, ohne abgetheilte Zimmer, in einem und demselben engen Raume zusammengedrängt; sie mußten sich selbst alles thun und überdies Pulversäcke für die Kanonen nähen. Sie wissen, welch ein furchtbares Geschick sie trifft, würde die Burg genommen, und doch zeigen sie nicht die mindeste Furcht und Unruhe. Im Gegentheil, sie sind immer heiter und helfen uns, wo sie können. Hätten wir's zugegeben, sie würden sogar die Wachen auf den Bastionen bezogen haben." In dem Flecken Nagode, längs der Straße von Sogor nach Allahabad, setzte sich ein Hr. Tucker auf das Dach seines Gerichtshofs und schoß, mit ruhiger Entschlossenheit und sicherm Auge, auf die herbeikommenden Sipahis; 13 waren getödtet, bevor die Leiche des Angelsachsen, von vielen Kugeln durchbohrt, herabstürzte. Tucker hätte entfliehen können; er verschmähte dies. Ihn beseelte blos das Rachegefühl gegen die empörten Schufte.

Nach dem Plane des Feldzeugmeisters sollte Brigadegeneral Stuart die Belagerer vertreiben und die in der Sogorburg Eingeschlossenen befreien. Seine später verstärkte und unter Sir Hugh Rose gestellte Armee möge sich dann gegen Kalpi und die Umgegend wenden, die dort umziehenden Gwalior-Sipahis vertreiben und Audh auf dieser Seite bewachen, damit die Rebellen nicht herausbrechen und sich in die Richtung nach Baudelkand werfen könnten. Einer Abtheilung der Madras-Armee war befohlen, den rechten Flügel der Armee des Sir Hugh Rose in den Operationen gegen Banda, Kalpi und Dschansi zu unterstützen. Die Gemarkungen im Süden waren vom Brigadegeneral Franks umzogen, welcher dafür sorgen sollte, sich mit den vom Norden herabsteigenden und von Segowli unter Dschong Bahadur's Führung operirenden Gorkha zu verständigen. Beide, Franks und Dschong Bahadur sollten dann, soweit es immer anging, ihre Bewegungen nach einem übereinstimmenden Plane ausführen. In solcher Weise sollten alle Maschen geknüpft und das ganze Netz im Verlaufe der nächsten Monate vollendet sein, um es über Audh und die Rebellion auszuspannen. Der Feldzeugmeister selbst wollte mit dem Hauptquartier zu Fattighar oder Cawnpore bleiben, um zu gelegener Zeit, wenn das übrige Hindostan von den Rebellen gesäubert, auf der geraden Straße gegen Laknow vorzurücken. Dort sollten sich alle die von verschiedenen Seiten einbrechenden Truppencorps vereinigen, die Meuterer in einem engen Raume zusammengedrängen und jeden Ausgang, jede Flucht absperren. Dieser klug ersonnene Feldzugsplan konnte, zum großen Nachtheile des angloindischen Reichs, nur theilweise zur Ausführung gelangen.

Zwei lange Monate, von Mitte Januar bis Mitte März (1858), sind der Hauptsache nach in Unthätigkeit verflossen. Ein Schwanken, eine Art Unsicherheit ist in den britischen Operationen eingetreten; die Gründe sind noch in Dunkel gehüllt. Der Oberstatthalter Lord Canning, welcher hinaufkam nach Allahabad, so wird von mehreren Seiten berichtet, und sein Rath zu Kalkutta widerstrebten dem Plane des Feldzeugmeisters. Laknow, meinten sie, sollte ohne Verzug angegriffen werden. Hier, hieß es, ist der Hauptsitz der Empörung. Ist die Stadt genommen, dann sind die übrigen Banden entmuthigt. Solange die Rebellion in der Residenz des Reichs Audh nicht gebrochen, solange steht ihre Standarte aufrecht da als Anhaltspunkt und Sammelplatz aller Unzufriedenen, aller Empörer, aller auf Empörung Sinnenden in Hindostan und Dekhan. Hierauf erwiderte man: es sei doch wenigstens vor dem Hinaufzuge gegen Laknow nothwendig, Rohilkand und die andern an Audh grenzenden Marken zu säubern. Geschähe dies nicht, so könnten die in jenen Ländern zurückbleibenden Banden alle Ergebnisse in Laknow beeinträchtigen, die Verbindung der verschiedenen Armeecorps unterbrechen und den flüchtigen Sipahis Anhaltspunkte gewähren. Würden hingegen mittels der bestimmten combinirten Operationen die Rebellen gezwungen werden, sich auf Audh und Laknow zurückzuziehen, so wäre es möglich, sie mit Einem Schlage zu vernichten. Die zusammengezogenen angehäuften Massen der Feinde seien ungefährlich. Einem europäischen mit Artillerie versehenen Heere, möge ihre Anzahl noch so groß sein, könnten sie keinen Widerstand leisten. Diese Einrede des Feldzeugmeisters blieb, wie berichtet wird, unbeachtet. Der Marsch gegen Laknow mußte angetreten werden, bevor noch die Umschließung Audhs vollendet und alle die den einzelnen Armeecorps gestellten Aufgaben gelöst waren. Der Oberstatthalter ist nämlich unumschränkter Gebieter des angloindischen Reichs, in den militärischen gleichwie in bürgerlichen Angelegenheiten. Alle die Folgen, welche Sir Colin vorhergesehen, sind eingetroffen; Lord Canning und sein Rath tragen die Verantwortung. Laknow wurde zwar genommen und ganz Audh militärisch besetzt, aber die Empörung war dadurch nicht niedergeschlagen. Der Krieg

zog sich blos nach andern Gegenden und zwar in einer für die Engländer nachtheiligern und gefährlichern Gestaltung. An die Stelle der regelmäßigen Belagerungen und Feldschlachten traten plötzliche Überfälle und Guerrillaskämpfe.*)

Während des Streits über die Feldzugsplane, der Hin- und Herzüge und vereinzelten Gefechte in den Nordwestlichen Provinzen, während des Heranmarsches der verschiedenen Armeecorps und aller andern Vorbereitungen zum Entscheidungskampfe gegen Laknow, brachte Sir Hugh Rose zu Bombay eine Kriegsmacht von 6000 Mann, wovon 2500 Engländer, zusammen, die Malwa- oder Nerbadda-Armee geheißen. Sie war bestimmt, die Rebellion in einigen Theilen des Westens und in Mittelindien niederzuschlagen. Die erste Brigade unter General Stuart besiegte wiederholt die Rebellen in der Umgegend von Mandisore, wo der letzte Vertrag mit Malhar-Rao-Holkar (1818) geschlossen worden, entsetzte Nimatsch, zog dann nach Mhow und weiter nach Indore selbst, wo der vertriebene Resident wieder eingesetzt und einige verdächtige Regimenter Holkar's entwaffnet wurden. In Radschastan waren keine bedeutenden und längere Zeit andauernden Ruhestörungen vorgefallen. Die Bengali-Garnisonen waren zwar ebenfalls abgefallen; die zahlreichen Landesfürsten hingegen, selbst der muselmanische Nawab von Tonk nicht ausgenommen, hielten mit nie wankender Treue an ihrem obersten Lehnsherrn. Es war der eigene Vortheil, der sie leitete. Ihr landsässiger Adel strebte die Wirrnisse zu benutzen, um, in Weise der Fürsten, die Reichsunmittelbarkeit zu erlangen, was nur durch englischen Beistand vereitelt werden konnte. Nach dem Falle von Kotah (April 1858) wurde die herkömmliche Ordnung in der Provinz niemals mehr unterbrochen.

Sir Hugh Rose zog mit dem übrigen Theile des Heeres in anderer Richtung, um das ganze schwer zugängliche Land Mittelindien den Rebellen zu entreißen. Die innern Gemarkungen Mittelindiens bilden ein von kreuzenden Bergketten durchbrochenes unwegsames Hochland mit einer großen Anzahl Naturburgen, umgeben von tiefen Schluchten und wilden Berggewässern. In dieser Beschaffenheit des Landes findet seine mannichfache Getheiltheit in kleine Fürstenthümer, in die Herrschaften zahlreicher Gaugrafen und Raubritter ihre Begründung. Eine Bergfeste so wilder steiler Art ist Ratghar, auf der Straße von Sogor nach Bhopal. Die Bergkoppe, in Form einer Birne, ist ringsum von Schluchten umgeben, wozu nur ein enger Hohlweg hinaufführt. Ratghar war überdies mit zahlreicher Besatzung und allem erdenklichen Kriegsgeräthe versehen. Während eines Scheinangriffs gegen die Burg zog Sir Hugh Rose durch den Hohlweg und bombardirte mit dem stärksten Belagerungsgeschütz zwei Tage lang (26. und 27. Jan. 1858) die massiven Wälle, bis eine Bresche geschossen. Die fliehende Besatzung wurde großentheils eingeholt und niedergemacht. In den nächsten Tagen erfolgte auch der Entsatz von Sogor. Die unter General Whitlock aus Madras herbeieilende Heersäule war unterdessen bis Dschabbalpure vorgedrungen, wo sie sich der Hauptarmee anschließen konnte. Jetzt versuchten die vereinigten Bombay- und Madras-Truppen eine Säuberung aller der Berggruppen und Bergthäler bis hinauf zur Dschamna, was eine vorragende Kriegführung und ausdauernde Anstrengung erheischte.

Auf einer Bergkoppe innerhalb des Winkels, wo die beiden Flüsse Sonar und Gaddari zusammenfließen, erhebt sich 25 Meilen von Sogor die Burg Garakota, welche 1818 einem Heere von 11000 Angloindiern längern und erfolgreichen Widerstand leistete. Die Briten mußten damals unverrichteter Dinge abziehen. Beim Herannahen Sir Hugh Rose's flüchteten die Sipahis und leerten ohne Schwertstreich die überaus feste Stellung. Der Weg von Sogor nach Dschansi, im Lande der Bandelas, führt mittels dreier Engpässe über eine ziemlich steile, links und rechts von Schluchten eingeschlossene Bergkette, wo der Feind an vielen Stellen allerlei Hindernisse, tiefe durch die Straße gezogene Gräben, hohe herabgewälzte Felsenblöcke angebracht hatte. Alle diese Hindernisse wurden in einigen Wochen überwunden, die Feinde wiederholt geschlagen und in großer Anzahl umgebracht. Nach Ankunft der ersten Brigade unter Stuart ging es weiter gegen die Festung Dschansi, worin eine Garnison von 12000 Sipahis lag, auserlesene tapfere Männer, unter Führung ihrer einsichtsvollen und muthigen Fürstin, der berühmten

*) „Indian News", 1858, Nr. 380, 386, 389. In dem erwähnten Aufsatze des „Calcutta Review", März 1859, welcher die Feldzüge von 1857 und 1858 übersichtlich zusammenfaßt, heißt es S. 231: „The first movements of Sir Colin Campbell induce us to believe, that such was his own opinion (of striking the last and overwhelming blow at Laknow), but that he was overruled by some higher power, who directed that the attak on Laknow should be the initiatory movement." Auch W. Russell bestätigt („Diary", I, 174), daß Lord Clyde auf Befehl des Oberstatthalters seinen Feldzugsplan gegen Audh aufgeben mußte.

Rani *) von Dschansi. Diese von herrlichem und äußerst massivem Mauerwerk erbaute Festung, auf einer steilen aus der Ebene plötzlich emporsteigenden Felsengruppe sich erhebend, beherrscht die Stadt und weithin das umgebende Gebirgsland.

Die Festung war von großen und sorgfältig gearbeiteten Außenwerken umgeben, worin größere und kleinere Öffnungen für Artillerie- und Musketenfeuer. Die Kanonen auf den Thürmen bestrichen die ganze Umgegend. Vom Westen ist die Dschansiburg durch die kühne und senkrecht emporsteigende Linie des Felsens vollkommen geschützt; auf der Südseite liegt die enge Stadt, in deren Mitte ein starkbefestigter von Bastionen rings umgebener Hügel emporragte. „Ich suchte nun", schrieb Sir Hugh Rose, „mittels einer starken Beschießung des Hügels und der Stadt den Feind daraus zu vertreiben. Zu gleicher Zeit ließ ich stürmen und gewann die Stadt (2. April 1858), nicht ohne blutigen hartnäckigen Streit, wo häufig Mann gegen Mann kämpfte. Ein Vorfall im fürstlichen Palast ist denkwürdig. Reiterhaufen der Leibgarde vertheidigten die Stallungen mit verzweifeltem Muthe. Die vom Opium berauschten Leute feuerten ihre Flinten, Pistolen und Büchsen aus den Fenstern und stießen mittels zweischneidiger Dolche auf die Eindringenden. Zurückgetrieben, flüchteten sie hinter ihre Pferde, feuerten und fochten immerfort, ein Schwert in jeder Hand, bis sie sämmtlich niedergeschossen oder mit dem Bajonnet durchstochen waren. Auch die Sterbenden hieben noch um sich nach allen Seiten. Eine Anzahl hielt sich lange in einem Gemache hinter den Stallungen, bis sie mit brennenden Kleidern herausstürzten. Mit der einen Hand hielten sie den Schild über dem Kopfe, mit der andern hackten sie gegen die Feinde."

Jetzt nach der Einnahme der Stadt entfloh auch die Fürstin an der Spitze ihrer Truppen aus der Feste und zog sich in die Richtung nach Gwalior. Der Verlust der Aufständischen in Dschansi wird auf 5000 gerechnet. Ebenso erfolgreich waren die andern Operationen der Angloindier im östlichen Radschputana, wo eine große Anzahl geringerer Burgen gebrochen und die Feinde theils vertrieben, theils niedergemacht wurden. Die große Feste Kotah auf dem rechten Ufer des Dschambalflusses, in dem gleichnamigen Fürstenthume — der Fürst selbst ist den Engländern treu geblieben — wurde ohne besondern Widerstand (30. März 1858) unter der Führung des über Nassirabad, in der Gemarkung Adschmir, hereinbrechenden Generals Roberts genommen. Auch die Rebellen von Kotah flohen in östlicher Richtung gegen Gwalior. Banda, in dem gleichnamigen Bezirke Bandelkands, ward ebenfalls (19. April) gebrochen. So konnten die verschiedenen Abtheilungen der Malwa- oder Nerbadda-Armee ungehindert gegen Kalpi ziehen, wo der Feind eine große Macht gesammelt hatte.

Kalpi, eine zwischen steilen Abhängen erbaute Stadt auf dem rechten Ufer der Dschamna, in der Provinz gleichen Namens, war seit längerer Zeit der Sammelplatz aller aus Hindostan und Mittelindien zersprengten Rebellen. Hier hatten sich ihre tüchtigsten Führer eingefunden, Tantia Topi und die Fürstin von Dschansi. War es unmöglich sich hier zu halten, so konnten sie über den Ganges nach Audh und von dort weiter in die nördlichen Gebirge entkommen, was auch geschehen. Von dem Heraufmarsche der Engländer unterrichtet, zogen sie bis drei Meilen aus der Stadt entgegen und überfielen ihre Gegner mit großen Massen und verzweifeltem Muthe (22. Mai). Die Sipahis, durch Bajonnetangriffe zurückgetrieben, wurden jedoch so entmuthigt, daß sie es nicht wagten, Kalpi selbst zu vertheidigen. Sie entflohen mit ihren Führern nach Gwalior. Zu Kalpi ward ein unterirdisches Magazin mit 500 Fässern Pulver und eine große Menge schwerer Geschütze aufgefunden, sowie vier Kanonengießereien, wo die meisten Kanonen für die Sipahisarmee gegossen wurden. Es war vergebens, daß Sindhia den aus Kalpi Flüchtenden den Einmarsch in sein Fürstenthum zu versperren suchte. Die Haustruppen verließen ihn, vereinigten sich mit den Rebellen und decretirten seine Absetzung. Rao Sahib, ein Neffe des Nana, wurde auf den Thron von Gwalior erhoben. Nachdem Sir Hugh die links und rechts manövrirenden Heersäulen vereinigt hatte, zog er den Feinden entgegen, schlug sie vollkommen (19. Juni), führte den Maharadschah Sindhia zurück in seine Residenz und setzte ihn von neuem auf den Thron von Gwalior. Das Niederschlachten der vom Schreck ergriffenen Sipahis war grenzenlos; viele Tausende fanden ihren Tod; eine Menge Kanonen und unermeßliches Kriegsgeräthe fiel in die Hände der Engländer. Auch die Fürstin von Dschansi hat hier, an der Spitze ihrer Truppen kämpfend, den wol gesuchten Tod gefunden. Vergebens forschten die Engländer nach dem Leichnam; er ist wahrscheinlich noch während der Schlacht den Flam-

---

*) Der Fürst heißt in Mittelindien Rana, wahrscheinlich blos eine andere Form des Wortes Radschah. Die Fürstin heißt Rani.

men übergeben worden. Tantia Topi war glücklicher: er konnte über den Ganges zu seinen Freunden in Audh entfliehen. Die meisten Sipahis wendeten sich nach Radschastan, wo sie, gleichwie zersprengtes Wild, durch englische Streifcorps nach und nach im Kampfe aufgerieben, erschossen, gehängt oder vor der Kanonenmündung weggeblasen wurden.

„Mein Auge", schreibt ein Offizier, welcher solchen Hinrichtungen beiwohnte, „ruhte unverrückt auf den Leuten, die mit den Armen an den Kanonenrädern angebunden. Füße und Schenkel blieben frei. Die Verurtheilten lehnten sich mit dem Rücken vor die Mündung hin, als wenn sie den Tod kaum erwarten könnten. Jetzt wurde das Signal gegeben. Ein Gedonner rollte und Kugeln pfiffen weit hinaus in die Ebene. Weiße Rauchsäulen stiegen empor und schwarze, kantige Stücke tanzten auf und ab ringsum in der Luft. Aus der Zuschauermenge tönte einen Augenblick der zerreißendste Jammerschrei; sie standen dann wie versteinert da; Entsetzen zeigte jedes Gesicht, eine fürchterliche Stille. Ich ging zum Platze vor die Kanonenmündung, wo allerlei rauchende und bluttriefende Trümmer herumlagen; ein am Elnbogen abgerissener Arm mit geballter Faust und Knochen, welche hoch über das zerrissene Fleisch heraus standen; allerlei rothe und gräßliche Trümmer, ein schwarzhaariger Kopf und noch ein anderer unverletzter Arm. Seitwärts sah man den vollständig zerrissenen Unterleib eines Körpers, und langgewundene Ballen von Eingeweiden. Die Kleidungsstücke brannten noch lichterloh. Weiter hinweg zeigte sich ein vollkommen zerrissener Fleisch- und Knochenhaufe, nur die Arme waren ganz geblieben. Dort standen Schenkel weit auseinander gereckt und dazwischen der zersplitterte Körper mit bloßgelegtem Rückgrate, der Kopf berührte die blutenden Zehen. Dann folgte der Körper des eingeborenen Offiziers, ein Wütherich gegen alles Europäische mit glatt abgeschnittenem Kopfe; die Muskeln waren wie eine Hemdkrause um die Kehle herumgewunden, das aufwärts gerichtete Gesicht ruhigen Ausdrucks und die Augen geschlossen. Von den aufrecht stehenden Schenkeln hatte sich das Fleisch vollkommen abgelöst und lag am Ende in Haufen da übereinander gewickelt. Die Umgebung stimmte vollkommen zu diesem grausenhaften Anblicke. Links und rechts die Leichname der Erschossenen, und über dem Blutfelde schwangen die blassen Figuren an den in langen Reihen aufgestellten Galgen."*)

In Mittelindien stand kein Feind mehr im Felde und die wichtigsten Bergfesten waren gebrochen. Die Malwa- oder Nerbadda-Armee konnte aufgelöst, Abtheilungen derselben nach verschiedenen Garnisonen, Gwalior, Dschansi, Sogor und andern verlegt werden, und Sir Hugh Rose nach Bombay zurückkehren. „Die Wiedereinsetzung des Maharadschah Sindhia", heißt es im Armeebefehl des Feldzeugmeisters, „bildet einen herrlichen Schluß der glänzenden Feldzüge der Armee in Mittelindien, unter der tüchtigen Leitung des Generalmajors Sir Hugh Rose, welche jedoch nur durch das Zusammenwirken der verschiedenen Heeressäulen, mittels einer umfassenden Combination möglich wurden." Die Worte „umfassende Combination" zielen wol auf den ursprünglichen und in der Hauptsache vereitelten Feldzugsplan.**)

Die Eroberung des Reiches Audh und dessen Feudalherren.

Der Feldzeugmeister suchte, solange es nur angehen konnte, den Zug gegen Laknow zu verzögern. „Bandelkand", wurde der drängenden Regierung zu Kalkutta erwidert, „ist noch nicht beruhigt; Rohilkand gehorcht dem Gebote der Aufständischen, welche gen Osten in der Richtung nach Gorekpure, Benares und Allahabad hinausstreifen." Nun hatte aber General Franks eine feindliche Armee von 25000 Mann bei Sultanpure in Audh, auf dem linken Ufer des Gumtiflusses, geschlagen und konnte sich mit dem Oberfeldherrn vereinigen. Auch das schwere Belagerungsgeschütz war von Agra angekommen, Ausflüchte waren jetzt unmöglich. Die Regenmonate mit der starken Hitze rückten näher; der gegen Laknow gerichtete Schlag, sollte er überhaupt in der nächsten Zeit geschehen, dürfte, so hieß es in Kalkutta, nicht länger verschoben werden. Sir Colin verließ Cawnpore (4. März 1858) an der Spitze einer Armee von 25000 Mann, wovon 15000 Europäer aller Waffengattungen, versehen mit zwei Batterien, Kanonen und Mörsern des schwersten Kalibers, und 63 Feldstücken. Heere von solcher Stärke, vorzüglich an europäischer Mannschaft und gleicher Ausrüstung, sind seltene Erscheinungen in der angloindischen Geschichte. In Verbindung mit dieser Hauptarmee standen andere Truppen-

---

*) „Times", 3. Dec. 1857.

**) Das vorzüglichste Werk über den Feldzug ist das von Thomas Lowe: „Central India, during the rebellion of 1857 and 1858" (London 1860). Lowe begleitete die Armee Sir Hugh Rose's als Arzt von der Unterdrückung des Aufstandes zu Orangabad bis zur Wiedereinsetzung des Sindhia.

corps, sowie die Gorkha unter Dschong Bahadur, welche innerhalb den südlichen und östlichen Markgrafschaften Audhs umherzogen und sich in der Umgegend von Laknow concentriren sollten. Auch die Besatzung von Alambagh, wo sich General Outram gegen alle die wiederholten Angriffe der Feinde immer noch behauptete, stand zur Verfügung. Bei allen diesen Heeresabtheilungen befanden sich Kameelcorps, welche gute Dienste leisteten. Die Kameele werden wie die Pferde einexercirt und taugen dann zu allen Bewegungen der gewöhnlichen Reiterei. Bei einem bestimmten Zuge des Zaumes stürzen sie auf ihre Knie; der auf dem Rücken sitzende Schütze steigt ab, eilt ins Treffen, springt zurück und hinauf auf sein Kameel. Nun erheben sich die Thiere, eine braune Masse, in linkischer Weise vom Boden empor und stehen wieder aufgerichtet auf den Beinen.

Bis zum Gumti war der Feldzeugmeister, ohne Widerstand zu finden, vorgedrungen. Hier hatten die Feinde große Werke errichtet, als deren Mittelpunkt der Kaiserbagh betrachtet werden konnte; die äußersten Festungslinien reichten bis über den Kanal. Nachdem die Vorbereitungen vollendet (9. März 1858), konnte der gleichzeitige Angriff auf beiden Seiten des Gumtiflusses beginnen. Fünf Tage lang ununterbrochen fortdauernde Kämpfe waren nothwendig, bis die Engländer einen größern Theil der Stadt unter ihre Botmäßigkeit zu bringen vermochten. Erst am 21. März wurde die letzte Burg inmitten Laknows, wo sich der Mulla oder Richter von Audh, Ahmed Allah=Schah, ein Hauptführer der Rebellion, eingeschlossen hatte, gebrochen. Die Sipahisleichen lagen da hoch übereinander geschichtet; bis zum Halse reichten die Haufen manchmal den eindringenden Engländern, welche hindeuteten und ausriefen: „Nochmals Rache für Cawnpore!" Die Plünderer sahen Todte und Sterbende in jedem Hause, die Anzahl der Gefallenen konnte nicht ermittelt werden.

Die Flüchtlinge der unglücklichen Stadt, welche nach der Heimat zurückkehrten, mögen von ihrem Eigenthum wenig mehr als die leeren Wände vorgefunden haben. Die englischen und einheimischen Soldaten, das an 20000 Mann zählende Lagergefolge und Diebsgesindel aller Art, trugen alles und alles davon: Gold, Silber, Edelsteine, Schwerter, Flinten, Gemälde, Spiegel, Kleidungen, kostbare Shawls und was nur immer abgerissen und weggebracht werden konnte. Die wilden Sikh und die geizigen Gorkha suchten sich im Stehlen den Rang abzulaufen; jeder wollte Kopf und Rücken soviel als möglich aufladen, unter den Armen und mit den Händen soviel als möglich zusammenzuraffen. Alle die Soldaten gedachten als reiche angesehene Leute aus dem Felde heimzukehren. Die Beute war unermeßlich; die stürmenden und plündernden Feinde drangen hier zum ersten male ins Innere der Residenzen und Frauengemächer vor. Solchen Prunk und Schmuck, solche Massen Juwelen und Gold hatten sie noch niemals vereinigt gesehen. Da lagen in einem Kästchen Armbänder, besetzt mit Diamanten, Rubinen, Opals und andern kostbaren Steinen solcher Größe, daß sie anfänglich für Glas gehalten wurden. Die Juwelen eines andern Kästchens, im Werthe von 100000 Pf. St., wurden von einer Bewohnerin des Serail dem eintretenden Offizier übergeben. Auch die Schuldverschreibungen der Ostindischen Hansa an die Könige von Audh wurden aufgefunden und mitgenommen. Die Plünderer waren wie berauscht von ihrem kostbaren Raube, sodaß sie jeder Ordnung spotteten, das prächtigste Porzellan, die kostbarsten Jaspisgefäße muthwillig zertrümmerten.*)

Die klug berechneten Maßnahmen, um den Sipahis alle Wege zur Flucht abzuschneiden, waren, wie man weiß, nicht vollzogen, konnten zum Theil noch nicht vollzogen sein. Die Feinde vermochten großentheils zu entrinnen. Die vorzüglichste Schuld wird in einem Bericht dem Brigadegeneral Campbell zugeschrieben.**) An der Stelle des großen Kriegs begann der kleine, ein Guerrillaskrieg, welcher lange Zeit fortdauerte. Der Feldzeugmeister mußte suchen die nach allen Seiten flüchtenden Feinde zu vernichten, Laknow gegen Überfälle zu schützen und die zahlreichen Burgen, wo sich einzelne Grafen und Raubritter mit ihrem bewaffneten Gefolge eingeschlossen hielten, zu brechen. Audh und die benachbarten Länder derart zu beruhigen, daß die bürgerlichen Beamten, gleich wie in frühern Zeiten, ihre Geschäfte beginnen könnten, war eine höchst schwierige Aufgabe.

Mit der Errichtung starker Festungen in der Hauptstadt wurde begonnen. Sie umfassen das weitläufige Gebäude des Madschi Bhom, die große Moschee Imambarrah und streichen

*) Eine lebendige anschauliche Beschreibung der Einnahme und Plünderung Laknows gibt der Augenzeuge W. Russell in der „Times" vom 6. Mai 1858, sowie auch in seinem angeführten Buche.
**) „Calcutta Review", März 1859, S. 236.

herab bis zur Steinbrücke, welche sie beherrschen. Eine Linie von Vertheidigungswerken wurde auch auf dem Grunde der alten Verschanzung der Residentschaft errichtet und so weit herabgeführt, daß sie die Eisenbrücke beherrschen. Diese beiden Werke sind durch eine breite Straße mit den andern militärischen Punkten der Stadt und der Tscharbaghbrücke in Verbindung gebracht. Nach Vollendung aller dieser Befestigungen und Bauten ward es möglich, eine große Truppenzahl aus Laknow zu ziehen, ohne die Sicherheit der Stadt zu gefährden.

Die Hauptmassen des Feindes hatten sich gegen Rohilkand und in der Richtung nach Nepal gewendet, wo sie sich über die nordwestlichen Gemarkungen zerstreuten. Alle diese Länder mußten gesäubert, nochmals erobert werden. Eine dreifache Heersäule wurde in verschiedenen Richtungen gegen Barilly, die bedeutendste Stadt in Rohilkand von 100000 Einwohnern, entsandt, über die nach ihrer Vereinigung Sir Colin selbst den Oberbefehl übernehmen wollte. Die einzelnen Corps stießen auf bedeutenden Widerstand. General Penny, welcher den Ganges bei Nadowli überschreiten und durch den Budaonbezirk in Rohilkand marschiren sollte, ließ sich überraschen und fiel im Treffen (30. April). Der später eingefangene Häuptling der Feinde, Ahmed Allah-Khan, wurde, wie mit vielen andern geschehen, vor der Kanone weggeblasen. Der combinirte Plan erlitt indessen durch Penny's Unglück keine Störung. Der Feldzeugmeister stand im Beginn des Mai vor Barilly, was nun von verschiedenen Seiten angegriffen und nicht ohne bedeutenden Widerstand genommen wurde. Die über die Provinz ausgesandten Streifcorps brachen schnell eine Burg nach der andern, sodaß gegen Ende des Monats ganz Rohilkand unterworfen und der unbestrittenen Herrschaft des angloindischen Reichs wieder eingefügt war. Die flüchtigen Feinde, welche hier Halt und Schutz suchen wollten, mußten nach Audh umkehren. Bei alledem hat die ganze Kriegführung des Oberfeldherrn großen Tadel erfahren. „Wäre nur Laknow ringsum eingeschlossen worden, dann hätten die Feinde nicht entkommen können. Die Guerillaskriege in der heißen Jahreszeit, welche so viele Europäer hinrafften, hätte man sich, zum großen Theil wenigstens, ersparen können."*)

Die Sipahis sammelten sich in einzelnen starken Haufen innerhalb der Grenzmarken vorzüglich im Nordwesten und Nordosten des Reichs, unter den hervorragenden Leitern der Empörung, Nana Sahib, der Begam oder Fürstin von Audh und einer Anzahl großer Grundbesitzer, welche mit gutem Grunde befürchten mußten, ihre bevorrechtigte Stellung, ihre Willkürherrschaft und ihr Fehderecht unter der englischen Regierung einzubüßen. Diese Vorrechte, diese Willkürherrschaft sind im Osten in ähnlicher Weise entstanden, gleichwie im Westen.

Die innere Geschichte des arischen oder brahmanischen Hindostan kann, in Betracht der wechselnden Stellung und Geschicke der gemeinen Landeigenthümer, in mehrere verschiedene große Perioden abgetheilt werden. Im ersten Zeitraume saß jeder Ackersmann auf seinem eigenen freien Grund und Boden, wovon er dem Landbeschützer, wie die Herrschaft ursprünglich genannt wurde, eine gewisse Abgabe entrichtete.**) Dieser Landbeschützer oder Fürst ernannte, zur Erhebung der Abgaben, eine Anzahl Diener, Grafen und Vögte, im Sanskrit wie heutigen Tags noch im Hindostani Adikar genannt, ein Wort, welches ursprüglich einen Diener, Ministerialen oder Beamten bedeutet. Die größern Grundbesitzer eines Bezirks mochten gleich im Beginne die Adikars oder Steuereinnehmer geworden sein, was zur Folge hatte, daß Adikar noch in der Bedeutung von Grundhold und Grundherr genommen wird. Die Muselmanen übersetzten das Wort ganz richtig durch Semindar und Talukdar, Land- und Grundbesitzer. Talukdar ist jedoch großentheils nur für Herrschaften geringern Umfangs im Gebrauche.***) Diese Steuereinnehmer und Reichsvögte haben, in Hindostan wie in Deutschland, ihre Macht und die Umstände dazu benutzt, um immermehr Land zu erwerben, ihr persönliches Amt in der Familie zu vererben und die frei auf ihren Ackerhöfen sitzenden Grundholden zur Stufe der Zinsbauern und Knechte hinabzudrängen, was ihnen häufig gelungen. Die Beamtengrundbesitzer sind zu Landesherren geworden und haben anmaßlicherweise, unter allerlei Benennungen, eine Anzahl Rechte, endlich sogar die Souveränetät über Land und Leute in Anspruch genommen.

---

*) Die ganze Kriegführung Lord Campbell's wird in schonungsloser Weise verurtheilt in einem ausführlichen Aufsatze eines höhern Offiziers. „Times", 5. und 6. Aug. 1858.

**) Lassen, „Indische Alterthumskunde", I, 807. Das Wort Despot hat wol ursprünglich dieselbe Bedeutung. Des ist das sanskritische Wort dêsa (Land), welches schon in den indischen Mundarten in Des verkürzt wird; Pot hängt mit der Wurzel pa zusammen und bedeutet beschützen. Aus dem Landesbeschützer ist ein Landesherr geworden.

***) Semindar ist ganz persisch; in Talukdar ist das erste Wort arabisch und bedeutet abhängiges Besitzthum.

Ähnliche Zustände haben während der letzten Jahrhunderte des Mongolenreichs in Audh und andern Ländern Hindostans stattgefunden. Die Engländer vernichteten diese Nawab und Peschwah, diese Radschah und Maharadschah. Hier und da gestatteten sie ihnen eine Scheinmacht. Der anmaßlichen Aristokratie wurden die sogenannten Rechte genommen und ihre Steuerbefreiung aufgehoben, eine tiefgreifende staatliche und bürgerliche Revolution, deren volle Segnungen, wäre sie allenthalben durchgeführt und aufrecht erhalten worden, die künftigen Geschlechter eingeerntet hätten. Im Jahre 1801 mußte der Vezier von Audh die Theilung seines Reichs zugeben und die eine Hälfte den Engländern überlassen. Diese verstanden es, innerhalb weniger Jahre, die Feudalherren und die Raubritter, das Fehdewesen und Faustrecht zu entfernen, zu unterdrücken. Die verderbliche Aristokratie und ihr zahlreiches bewaffnetes Gefolge ist verschwunden, nach einem halben Jahrhundert war kaum eine einzige Familie dieser Art vorhanden. Im Königreich Audh dauerte das Unwesen nicht blos fort, sondern steigerte sich noch in wahrhaft erschreckender Weise. Die freien Wehre, die gemeinen Freien innerhalb ihrer Ackerhöfe, schwanden immermehr zusammen, sodaß bei der Einziehung des Reichs blos sonderrechtliche Landesherren, Lehnsleute und zinspflichtige Bauern vorhanden waren. Die Landesherren wohnten auf ihren befestigten Burgen (man zählte deren gegen 250 mit ungefähr 500 Kanonen), umgeben durch eine bewaffnete in allem Kriegswesen gutgeschulte Soldateska von ungefähr 100000 Mann. Dieses Gefolge stand jeden Augenblick bereit, die Befehle seines Brotherrn zu vollziehen, mochte er nun gegen seine Freunde, gegen seine Nachbarn und die Staatsregierung eine Fehde beginnen, mochte er nach dieser oder jener Richtung Raub- und Plünderungszüge unternehmen wollen. Noch mehr. Alle Lehnsleute und Bauern waren verpflichtet, Haus und Hof zu verlassen und dem willkürlichen Aufgebote des Grundherrn zu folgen. „Sind alle diese Bauern", sprach Sleeman zu Beni Madho (einem großen Landesherrn in Audh, welcher selbst den Titel Rana führte) „gezwungen auch dann euerm Ruf zu folgen, wenn ihr die königliche Regierung bekriegen wollt?" — „Sicherlich, sie müssen mitziehen oder ihre Lehn verlassen." — „Und wenn diese Leute widerstreben, so werden Sie es gewiß für einen Ehrenpunkt halten dieselben auszuplündern?" — „Das wird er gewiß thun", sprach sein Freund, „die Widerspenstigen werden als die ersten Opfer fallen." — „Und wenn die Leute im Kriege umkommen, werden Sie es auch als Ehrenpunkt halten für ihre Familien zu sorgen?" — „Das thun wir alle, die Angehörigen der Gefallenen werden mit der größten Sorgfalt behandelt."

Diese Grafen und Barone hielten das Reich unter einem unaufhörlichen Kriegszustande und Fehdegetümmel. Keine Straße, kein Dorf, keine Stadt war sicher vor ihren Raub- und Plünderungszügen, vor Mord und Todtschlag, sodaß das herrliche fruchtreiche Land, im Heldenliede wird es Kosala, das glückliche genannt, zum großen Theil verlassen wurde. Die Leute sind massenhaft über die Grenze geflüchtet und in die Dienste der Engländer getreten. Wenigstens 40000 Audhier standen, seit mehreren Jahrzehnden, in den Heeren der drei Präsidentschaften. Dem verderblichen Beispiele der größern Landbesitzer folgten die kleinern Grundholden. Ward einer mit dem andern in Streithändel verwickelt, so erklärte er sich in Kriegszustand, überfiel den Gegner, raubte sein Gut und mordete seine Angehörigen. Er warb dann wol auch allerlei Gesindel, zog als gefürchteter Räuberhauptmann im Lande herum und ward endlich ein angesehenes Mitglied der herrschenden Aristokratie. „Wie könnt ihr nur", sprach Sleeman*) eines Tags zu einem hochgestellten Eingeborenen, „solche Verbrecher dulden und mit ihnen freundlich verkehren?" Der Mann machte ein ernstes sorgliches Gesicht und recitirte den Spruch: „Die Leute verehren den schlechten Menschen, sie opfern dem bösen Gestirne; beim guten Manne gehen sie unachtsam vorüber oder grüßen ihn blos aus Artigkeit."

Diese furchtbaren Zustände, diese Zerrüttung der ganzen bürgerlichen Gesellschaft, die volle Demoralisation der Hindu- und Muselmanenmassen müssen erkannt, müssen im Auge behalten werden, will man die Züchtigung, welche die Engländer über die Aufständischen verhängten, mit kaltem Blute lesen, will man sie sich erklären und theilweise selbst berechtigt finden.

Lord Canning's Straferlaß in Audh wurde bei alledem zu hart und selbst unausführbar be-

*) Der tüchtige, menschenfreundliche und kundige General Sleeman verlebte gegen vierzig Jahre in Indien, bekleidete dort die verschiedensten Ämter und ist 1856 auf der Heimkehr gestorben. Sleeman hatte als Resident zu Laknow im Auftrage des Oberstatthalters Lord Dalhousie Audh bereist und im einzelnen beschrieben. Sein lehrreiches Tagebuch ist 1852 als Manuscript gedruckt erschienen und erst 1858 unter der Aufschrift: „A journey through the kingdom of Oude in 1849—50" (2 Bde., London 1858), der Öffentlichkeit übergeben worden. Die im Text angeführten Thatsachen stehen I, 245, 253, 322; II, 210, 339, 379, 415.

funden. Nur sechs namentlich aufgeführte Talukdars sollten ihren Grundbesitz, wie sie ihn hatten zur Zeit der Besitznahme Audhs durch die Engländer, behalten. Alles andere Land betrachte die britische Regierung als ihr Eigenthum und werde darüber nach Gutdünken verfügen. General Outram, neuerdings zum Statthalter von Audh erhoben, machte Vorstellungen und wollte den Erlaß nicht veröffentlichen. „Vernehmen die Grundbesitzer und Häuptlinge, daß die Regierung alle ihre Güter und Rechte einziehe, dann möchten sie sich auf ihre Stammsitze zurückziehen und einen Kampf der Verzweiflung beginnen. Die grundbesitzende Aristokratie sei ohnedies durch Steueransätze sehr ungerecht behandelt worden. Und wer könnte wol unter diesen Umständen verlangen, daß sie den Briten die Treue bewahren sollen? Dies wäre eine dem asiatischen Charakter völlig unangemessene Forderung. Die Landadelichen von Audh sollten deshalb nicht als Rebellen, sondern als ehrenwerthe Feinde betrachtet werden, welchen man Bedingungen bietet, die sie, ohne ihrer Würde zu entsagen, annehmen könnten.“ Der Straferlaß ward derart gemildert, daß allen Talukdars und Häuptlingen, welche sich alsbald unterwerfen und den Behörden zur Herstellung des Friedens und der Ordnung im Lande behülflich sein würden, die Rückgabe ihrer Ländereien versprochen wurde. Über die Verhandlungen und Zwischenfälle, welche der Beschluß Lord Canning's in England zur Folge hatte, und die Weise, wie er später beschränkt, wenn nicht vollkommen aufgehoben wurde, werden wir später berichten.

Die Königin von Audh und der Hausmeier in Nepal.

Nana Sahib, die Königin von Audh, alle die Wilden und Tapfern, welche für ihre Religion und die Befreiung des Vaterlandes das Leben eingesetzt hatten, mußten nach diesen wiederholten Niederlagen die Überzeugung gewinnen, daß sie dem Kampfe nicht gewachsen, daß sie am Ende unterliegen würden. Sie suchten Hülfe und Rettung bei Nepal, dem einzigen indischen Staate, welcher, mitten unter dem allgemeinen Zusammensturz, noch einen Schein von Selbständigkeit zu bewahren wußte. Drei Heldenfrauen Hindostans haben sich großen Ruhm errungen während der wirrenvollen Jahre: die zwei Königinnen von Audh und die Fürstin von Dschansi. Die Königin-Witwe von Audh verließ ihre mit aller ersinnlichen östlichen Pracht geschmückten Gemächer zu Laknow. Sie trotzte den wirklichen und vorgeblichen Gefahren des Weltmeers, kam nach den „dunkeln westlichen Ländern“, ertrug die vielen ihr verhaßten Sitten und Bräuche, bis sie den Mühen unterlag und zu Paris vom Tode hinweggerafft wurde. Alles dies unternahm sie aus Liebe zum Sohne, in der Hoffnung, ihm und der Familie das angestammte Reich zu erhalten. Die Fürstin von Dschansi fiel, wie schon berichtet, im Kampfe. Die Begam, die regierende Königin von Audh, weit hervorragend unter den andern Führern und tapfern Männern, stellte sich an die Spitze des flüchtigen Patriotenheeres. Heynat Mahal, wie ihr Eigenname lautet, war als Sklavin des Königs Wadjid-Ali ins Serail gekommen, wo sie, wegen ihres sylphenartigen Wesens und bräunlicher Farbe, die schwarze Fee genannt wurde. Diese Frau ward nun als Vermittlerin mit Nepal erkoren, weil altväterliches Herkommen gebietet, dem Gesuche der Frauen und Fürstinnen zu willfahren.

Bereits im Monat Mai (1858) hatten die Begam, „der einzige Mann ihrer Familie“, und andere Große Audhs Briefe an den Maharadschah Dschong Bahadur gesandt, worin sie an die freundlichen Verhältnisse erinnerten, welche seit alten Zeiten bestanden zwischen den beiden Reichen Audh und Nepal. „Möge jetzt die glückverheißende Verbindung erneuert werden! Laßt uns den Bund schließen zur Ausrottung der schmuzigen Ungläubigen, damit wir wieder nach der Väter Weise leben und handeln können.“ Dschong Bahadur, welcher längere Zeit in London gelebt und die Macht des britischen Reichs mehr als ein anderer Hindu kannte, übergab die Schrift seinen englischen Freunden und sandte, sicherlich mit ihrem Beirathe, im wesentlichen folgende Antwort:

„Sie sagen, die Engländer wollen die bürgerliche Gesellschaft, die Religion und den Glauben der Hindu und Muselmanen vernichten. Nein, dem ist nicht so. Die Engländer herrschen schon länger als hundert Jahre über Hindostan, und weder Muselmanen noch Hindu können sagen, sie haben der Ausübung ihrer Religion Hindernisse in den Weg gelegt. Im Gegentheil. Diese Hindu und Muselmanen sind undankbar und treulos, weshalb wir uns von ihnen entfernt halten. Solange der Stern der Treue und des ehrenhaften Wesens, der Wahrhaftigkeit in Wort und That, die Einsicht und Weisheit dieser Engländer in jedem Welttheile hell emporleuchtet, wie das Sonnenlicht, solange werden wir der Freundschaft der erhabenen britischen Regierung nicht entsagen und mit keinem andern Fürsten uns verbinden, möge er auch zum Himmel hinaufreichen. Aus welchen Gründen sollen wir auch mit den Hindu und Muselmanen

ein Bündniß schließen? Wären wir dem geneigt, wir hätten auf unserm Zuge gegen Laknow nicht 5—6000 dieser Hindu und Muselmanen erschlagen. Ich ermahne die Königin und alle ihre Landsleute, welche keine britische Frau, kein britisches Kind ermordet haben, alsbald vor dem Statthalter in Audh, Hrn. Montgomery, zu erscheinen, die Waffen abzuliefern und sich zu unterwerfen. Sie werden Verzeihung ihrer Verbrechen, die verlorenen Würden und Besitzthümer wiedererlangen." *)

Diese Treue des Dschong Bahadur — er ist der wirkliche Gebieter von Nepal, dem königlichen Schwächling wird blos die Scheinmajestät gestattet — ward später in mannichfacher Weise belohnt. Der Hindu hat einen höhern Orden der britischen Krone erhalten und kann denselben seinem Namen anfügen. Auch sind Nepal einige im Friedensschlusse mit den Engländern (März 1816) verloren gegangene Marken, das sogenannte Tenai, zurückgegeben worden.

Die Maßnahmen in Audh und das Ende der Rebellion.

Die Regenmonate gingen zu Ende, die kühle Jahreszeit nahte heran, und alle Vorbereitungen für den kriegerischen Umzug in Audh waren vollendet. Die Bevölkerung wurde, mittels öffentlicher Erlasse (October 1858) aufgefordert, sich dem Gesetze und der Ordnung zu fügen. Auf die Widerstrebenden, seien es die reichsten und ersten Talukdars oder die ärmsten Bauern, werde furchtbare Rache herabfallen; ihre Häuser werden geplündert, Dörfer und Städte abgebrannt. Alles Kriegszeug, Feuerwaffen, Flinten und Kanonen, Schwerter, Bogen, Pfeile und Keulen, so auch Pulver, Kugeln, Bomben, Schwefel und Salpeter sind den Regierungsbeamten zu übergeben. Werden, nach monatlichem Verlauf, derlei Gegenstände vorgefunden, so verfällt der Eigenthümer in eine Strafe von 500 Rupien, kommt auf ein Jahr ins Gefängniß und erhält Schläge! Sind es Talukdars, so verlieren sie überdies ihre Besitzungen. Talukdars und andere Einwohner Audhs, welche versuchen ihre zerstörten Burgen wieder aufzubauen und Kanonen zu gießen, verlieren ebenfalls ihre Ländereien und sind andern Strafen unterworfen. Kundschafter, die verborgene Waffen oder Kriegsmunition nachweisen, bekommen die Hälfte der Strafgelder und verschiedene Belohnungen. Die bürgerlichen und Militärbeamten erhielten ins einzelne gehende Verhaltungsbefehle. Jeder Bezirk müsse kartographisch dargestellt und der Offizier auf alle, in militärischer Beziehung wichtigen Punkte aufmerksam gemacht werden. Die Karte soll den Nachweis erhalten über die Burgen, Furten, Bäche, Weiher, Moore, Straßen, Brunnen, Dörfer und Marktplätze, wo Betten, Stroh und Lebensmittel zu erhalten sind. Eine ausführliche Beschreibung muß der Karte beiliegen. Die eroberten Burgen werden abgebrochen und ihre Brunnen zerstört; niemand sei gestattet, darin zu wohnen; das Moorgebüsch ringsherum bis zur Entfernung von 400 Ellen werde abgehauen und verbrannt. „Die völlige Entwaffnung des Volks und die Zerstörung der Burgen, das sind die zwei großen Aufgaben, welche wir, innerhalb der nächsten sechs Monate, gelöst haben müssen. Alle andern Geschäfte stehen in zweiter Reihe und können als Nebensachen betrachtet werden." **)

Im November wurde mit den combinirten Operationen begonnen. Der reiche Häuptling Lall Madho Singh gehorchte dem Machtgebote, stellte sich und seine Burgen zur Verfügung. Sie wurden abgebrochen. Bini Madho, bereits früher erwähnt, überließ dem Feinde sein festes Castell Schankerpore, zog mit einem starken Gefolge nach der Gogra, wo ihm Brigadier Hersford den Weg abschnitt, über den Gumtifluß zurückwarf und zwang, sich in den nordwestlichen Moorgegenden, unfern der Rapti und der nepalischen Grenzlande, zu verbergen. Sir Hope Grant überschritt die Gogra (25. Nov.), schlug die zahlreichen feindlichen Haufen unter Führung des Radschah von Gonda, brach dessen Burgen und verjagte die Rebellen nach Tulsipore, nördlich der Rapti, wo sie in den Moor- und Gebirgsmarken an der Grenze von Nepal eine Zuflucht suchten. Nana, die Begam und andere Führer zogen sich ebenfalls mit ihren ungeordneten Haufen nach jenen Gegenden zurück und unternahmen von Zeit zu Zeit in die Niederlande Audhs und in die Bezirke Gorakpores Streifzüge. Die meisten Häuptlinge fügten sich dem Machtgebote. Gegen Ende des Jahres (1858) war das Königreich unter die Botmäßigkeit der Engländer zurückgebracht, 150000 Sipahis in die Flucht geschlagen, mit einem verhältnißmäßig sehr kleinen Verluste von seiten der Engländer. „Der Feldzug," schreibt Lord Clyde, „ist zu Ende. In der Provinz Audh ist (December 1858) auch keine Spur der

*) „Times", 19. Aug. 1858.

**) Allen's „Indian Mail", 15. Dec. 1858. Über den Operationsplan wurde ein eigenes Memorandum ausgegeben, welches ebenfalls in der „Indian Mail" steht, 19. Nov. 1858.

Rebellion übrig geblieben. Wir haben die letzten Überbleibsel der Meuterer über die Berge getrieben, welche die Grenze bilden zwischen Nepal und dem Reiche Ihrer Majestät in Hindostan." Diese Flüchtlinge wurden nach und nach, durch Hunger und klimatische Einflüsse, durch Verräthereien und combinirte Überfälle der Engländer und Gorkha bis auf geringe Reste aufgerieben. Ein Theil der Kühnen wurde gefangen, ein anderer suchte die Gnade des Siegers, noch andere sind, wie Nana, den Krankheiten erlegen. Nur die Königin von Audh, die Familie des Nana mit einer geringen Anzahl Getreuen sind dem mannichfachen Elende entkommen, haben in Nepal eine Zuflucht gesucht und gefunden. Mit dem herannahenden Ende des folgenden Jahres (1859) konnte auch das britische Beobachtungscorps an der nordöstlichen Grenze, gegen Nepal, zurückgezogen und aufgelöst werden. Bald nachher legte der Feldzeugmeister seine Stelle nieder und kehrte nach der Heimat zurück, wo er mit Ehren überhäuft wurde. „Die Arbeiten zur Beruhigung des Landes", sagt Lord Clyde in seinem Tagesbefehl (26. Mai 1860), „sind vorüber; ich kann nach Hause gehen und mir die Ruhe gönnen, welche mein Alter erheischt. Sir Hugh Rose, welcher solch einen rühmlichen Antheil an der Niederschlagung der Rebellion genommen, ist mein Nachfolger."

Die Entwaffnung war unterdessen ebenfalls vollzogen. Man zählte Gewehre aller Art 1,426805, eine außerordentliche Zahl bei einer erwachsenen männlichen Bevölkerung von höchstens 200000 Seelen.*) Burgen waren 1327 eingerissen. So wurde das Reich Audh gewaltsamerweise aus den mittelalterlichen Wirrnissen des Faustrechts und aristokratischer Willkür in den modernen Zustand der Gesetzlichkeit und Ordnung herübergebracht.**) Die Eisenbahnen, wozu vorbereitende Aufnahmen geschehen, müssen die begonnene Umgestaltung vollenden und die Macht der Engländer zu Audh wie über ganz Indien in großem Maße mehren und stärken.

Der Bau der bürgerlichen Ordnung auf einer neuen Grundlage hat auch in anderer Weise begonnen. Das bürgerliche Gesetzbuch vom Fünfflußgebiete ist in Audh eingeführt, wodurch die muselmanischen und Hindugesetze zum großen Theile aufgehoben wurden. Der Pendschab-Coder, welcher einsichtsvolle Liebe für herkömmliche Vorrechte mit entschlossener Feindschaft gegen veraltete, ungerechte und durch unsere Civilisation gebrandmarkte Verbrechen und Vorurtheile verbindet, bildet jetzt das Gesetz für 20 Millionen Hindu und Muselmanen. Der Gesetzgeber des Pendschab war auch vom Glücke begünstigt. Männer wie Sir John Lawrence und Montgomery fanden sich vor, welche die einzelnen Bestimmungen mit starker Hand ausgeführt haben. Gleiches Glück scheint den Millionen in Audh zu widerfahren; derselbe tüchtige Montgomery ist der Statthalter im Reiche. Die Regierung zu Kalkutta wird wol nicht lange zögern, auch in den jetzt mit Audh politisch verbundenen weitgestreckten „Verordnungsländern", auf beiden Seiten des Ganges, passendere Gesetze einzuführen. Hier, in den Nordwestlichen Provinzen, eine Sühne vorzunehmen, ist nothwendig im hohen Grade. „Wir waren zu vergangenen Zeiten", dies sind die Worte kundiger Männer in Hindostan, „vieler Thaten Zeuge von unsern europäischen Beamten, wir waren Zeuge vieler Handlungen in unsern Gerichtshöfen, welche bei einem Volke, das nur einen Funken von Geist und Selbständigkeit besäße, gerechte Entrüstung hätten hervorbringen müssen. Die Leute haben alles ruhig hingenommen und ihre Zeit abgewartet. Endlich, endlich sind die Prätorianer losgebrochen und die lange zurückgehaltenen Gefühle hervorgebrochen. Der finstere Groll einer gebrochenen Aristokratie, der wilde Haß einer beraubten Priesterschaft, die Wuth der entsetzten regierenden Familien, der getäuschte hoffnungslose Ehrgeiz von Millionen, die Klagen vertriebener Grundbesitzer und an Bettelstab gebrachter Familien, die Raub- und Habgier des verworfenen Gesindels in den Städten: alles ist hereingestürzt und hat unsere Nordwestlichen Provinzen mit den dichtesten und schwärzesten Wolken umzogen. Über uns, über unsere Kinder ist die aufgehäufte Rache für die Missethaten der Väter gekommen. Die Völker verfolgten uns mit einem Hasse, stärker als derjenige, mit welchem sie sich gegenseitig verfolgen. Sie haßten unsere Religion in unsern schlechten Sitten, in unserm beleidigenden Hochmuth. Mögen wir dies und anderes jetzt nach dem Siege genau erwägen, wir haben viel zu vergessen und viel zu lernen."

Die Rückgabe der Ländereien an die großen Grundbesitzer, soweit möglich nach dem Maßstabe vor Einziehung des Reichs, und die Wiederherstellung gewisser Feudal- und Pachtverhältnisse (October 1859) stehen nur zum Theil mit diesen Reformbestrebungen im Widerspruch. Die

*) Die Waffen zerfielen in folgende Abtheilungen: Kanonen 675, Feuerwaffen 183904, Schwerter 559480, Speere 49717, allerlei andere Waffen 633029; zusammen 1,426805.

**) „Times", 27. Sept. 1859.

Bauern selbst hätten, so berichtet Montgomery, ihre gänzliche Freigebung von der Gutsherrschaft wenigstens nicht allgemein gewünscht, und die in das englische Interesse gezogenen Talukdars wären am besten geeignet zur Erhaltung der Ruhe und gesetzlichen Ordnung.*) Die festgestellten Abgaben der Talukdars an die Regierung können, je nach dem Erträgniß der Ländereien und den veränderten Umständen, erhöht werden. Die Barone und Grafen müssen mit ihren Bauern über die Leistungen Verträge abschließen und sie menschlich behandeln. Geschieht dies nicht, so können sie ihrer Herrschaft entsetzt werden. Letzteres scheint jedoch, nach der freilich kurzen Erfahrung von kaum zwei Jahren, nicht nothwendig.

Die Treibjagd auf die Rebellen und Tantia Topi. Der Vicekönig Lord Canning.

Seit dem Beginne der trigonometrischen Aufnahme des angloindischen Reichs ist mehr als ein halbes Jahrhundert verflossen. Natürlich ist bisjetzt nur ein kleiner Theil vollendet, denn eine Aufgabe dieser Ausdehnung ist niemals gestellt worden. Der Flächenraum beträgt nach den zuverlässigsten Schätzungen 1,309200 englische Geviertmeilen. In einem solchen weitgestreckten Lande wird es niemals, wären auch die religiösen und bürgerlichen Verhältnisse nicht so schwierig, an theilweisen Unruhen und vereinzelten Aufständen fehlen. So auch jetzt, nachdem die Flammen der Empörung gelöscht waren, glimmte das Feuer noch fort und loderte hier und da bei günstigem Windzuge wieder zur hellen Lohe empor. Dies namentlich in Mittelindien und Bandelkand, bei den wilden Gebirgsstämmen, an den Grenzen Audhs und in andern westlichen Marken. Solche gesonderte Störungen blieben aber ohne Einfluß auf die im allgemeinen wieder ruhigen gewöhnlichen Zuständen sich zuneigenden Landesverhältnisse. Längst schon fehlte jede Verbindung unter den zerstreuten Banden, die sich noch herumtrieben; selbst in den vereinzelten Haufen herrschten Zwist und Verrath. Eigentliche Feldzüge haben seit dem Frühjahr 1859 aufgehört; an ihre Stelle trat eine Treibjagd auf Rebellen. Die Sipahis, welche den Jägern lebendig in die Hände fielen, wurden umgebracht bald in dieser, bald in anderer Form. Vorzüglich traf das Todeslos die Führer, deren mehrere von ihren durch Hab- und Selbstsucht verlockten Freunden und Genossen verrathen wurden. Auch der einsichtsvolle General und in jeder Beziehung tüchtigste Mann unter den Rebellen, der Maharatte Tantia Topi, ist mittels Verraths den Engländern überliefert worden.

Tantia Topi hatte in jungen Jahren seine Vaterstadt Punah verlassen und bei dem pensionirten Peschwah Badschi-Rao zu Bithur Dienste genommen. Tantia Topi gehörte zu den Brahmanen, welche aus Überzeugung oder zum Scheine alle Vorschriften der Kaste bis auf das genaueste befolgten. Verließ der Brahmane das Zelt, um mit Hülfe dienender Kastengenossen seine Speise zu bereiten, so hing ihm beständig die heilige Schnur über dem linken Ohre. Alle die Waschungen, Kniebeugungen und andere religiösen Bräuche wurden mit der größten Gewissenhaftigkeit vollzogen. Die gläubige Menge hielt den klugen oder frommen Mann für einen Heiligen und widmete ihm grenzenlose Verehrung.

Beim Ausbruche der Rebellion bekleidete Tantia Topi ein höheres und einträgliches Amt am Hofe des Nana Sahib, des Erben des Badschi-Rao. Tantia Topi mochte damals 47 Jahre zählen. Sein Körper war, wie gewöhnlich bei Maharatten, untersetzt und kräftig, der Kopf groß, die Augen scharf und durchdringend, das Antlitz breit mit hervorragenden Backenknochen. Seine ausdrucksvollen Gesichtszüge zeugten von Einsicht und Thatkraft, von Geist und Entschiedenheit. Der Maharatte bewährte alle diese Eigenschaften innerhalb seiner zweijährigen, so thatenreichen kriegerischen Laufbahn. Hätten ihm bessere Truppen zu Gebote gestanden, wären die Feinde nicht so tüchtige, so wohl ausgerüstete Europäer gewesen, Tantia Topi, der gefährlichste aller Rebellenhäuptlinge, hätte wol seines Volkes Herrschaft von neuem aufgerichtet über Hindostan.

Wenige Monate waren seit dem Ausbruche der Empörung verflossen, so verzweifelte der einsichtsvolle Brahmane bereits am günstigen Erfolge. Und doch ist er der Sache des Vaterlandes bis zum Ende treu geblieben. An der Spitze einiger tausend Getreuen flüchtete er von Landschaft zu Landschaft und suchte dem nachsetzenden Feinde durch Überfälle und Überraschungen soviel als möglich zu schaden. Die Engländer wähnten zu wiederholten malen, sie hätten Tantia Topi und seine Scharen derart umzingelt, daß die Flucht unmöglich. Der gewandte Guerillashäuptling ist immer entkommen. Nicht durch Gewalt, nicht durch List, durch Verrath des Freundes ward Tantia Topi den Händen seiner Feinde überliefert. Môn-Singh,

*) Schreiben des Oberstatthalters an Lord Stanley in Allen's „Indian Mail", 1. Sept. 1859.

der Verräther, ist von den Engländern begnadigt und reichlich belohnt worden. Das große väterliche Erbe in Audh, alle frühern Titel und Feudalrechte haben sie dem treulosen Manne zurückgegeben.

Der gefangene, in Fesseln geschlagene Feldherr wurde (15. April 1859) zu Sippeih, einer kleinen Stadt im Fürstenthum Gwalior, vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Galgen verurtheilt. „Macht doch keine solchen langen Vorbereitungen und Verhandlungen", sprach Tantia Topi mit großer Fassung. „Ich weiß, daß ich hingerichtet werde, und wünsche, daß dies ohne Verzug geschehe. Das Kriegsgericht ist überflüssig; blast mich vor der Kanone weg, hängt mich auf, gleichviel, gleichviel. Ich bin des Lebens überdrüßig. Ich verlange keine Gnade; nur bitte ich, daß ihr meine Familie nicht für Dinge bestraft, woran sie vollkommen unschuldig. Mein Vater lebt zu Cawnpore. Habt Mitleid mit ihm. Ich selbst will und kann meine Familie nicht sehen."

An der Anklageschrift, welche ihm vorgelesen wurde, machte Tantia Topi viele Ausstellungen. „Bei dem Blutbade zu Cawnpore", sprach er unter anderm, „sind wir beide, Nana Sahib und ich, im strengsten Sinne des Worts nicht betheiligt. Was geschehen, haben die Sipahis gethan; sie allein konnten Befehle geben; wir waren vollkommen machtlos. Ich war dem Range nach blos der vierte Befehlshaber und konnte gar keine selbständigen Anordnungen treffen. Zu Kalpi war dies anders. Dort bin ich vier Monate lang als Befehlshaber gestanden. Kalpi war für uns eine gar wichtige Station. Kalpi durchschneidet die Verbindungslinie zwischen dem östlichen und westlichen Indien. Auch war uns die Bevölkerung der umliegenden Ortschaften innig ergeben.*) In der Schlacht am Flusse Betwa commandirte ich die zahlreichste Armee. Die 22000 Mann mit 130 Stück Geschütz, welche ich dort befehligte, sind aber schon im Treffen bei Kundsch zu 8000 zusammengeschmolzen." Tantia Topi bestieg, soweit Handschellen dies gestatteten, die wankende Leiter festen Schrittes. Er wurde, was er für ganz überflüssig erklärte, an Händen und Füßen gefesselt und legte den Kopf ruhig in die Schlinge, welche der Henker schnell und kräftig zusammenzog. Der Todeskampf schien kurz; nur einige und geringe Zuckungen wurden bemerkt. Bei der Herabnahme der Leiche kamen die Offiziere und andere Engländer herbei und stritten sich um die Haarlocken des am Galgen gestorbenen Patrioten.**) Das einstens zur Selbstregierung erzogene und freie Hindostan wird seinen edeln aber zu früh erschienenen Vorkämpfer nicht vergessen. Und bis künftige Geschlechter ihm öffentliche Monumente errichten, solange wird Tantia Topi fortleben im Andenken der indischen Bevölkerung. Andere Führer der Empörung sind keines solch ruhigen Heldentodes gestorben. Khan Bahadur-Khan, Haupt der Mordbanden zu Barilly, ward auf der Stelle, wo die unerhörten Grausamkeiten gegen die Engländer verübt worden, aufgehängt (14. März 1860). Am Galgen bekannte der Khan, welcher früher geleugnet hatte, alle seine Verbrechen und rühmte sich derselben. Unter Verwünschungen und Flüchen gegen die Königin von England und die ganze englische Nation gab der Muselman seinen Geist auf.***)

Vor dem Glanze großer unleugbarer Erfolge mußten alle Gegner des Oberstatthalters zurückweichen. Dieselben Tories, welche früher der Dankbezeigung widersprachen, beantragten sie (14. April 1859) nun selbst, und beide Häuser nahmen sie einstimmig an. Regierung und Parlament erkannten und erklärten, daß Lord Canning sowie eine Menge anderer, namentlich aufgeführter Generale und Beamten, dann das ganze Heer in seinen verschiedenen Waffengattungen sich um das Vaterland große Verdienste erworben und auf den Dank der Nation Anspruch haben. Der Oberstatthalter bestimmte seinerseits einen Tag (28. Juli 1859), wo der Gottheit wegen ihres sichtbarlichen Beistandes zur Niederschlagung der Rebellion der Rettungsdank ausgesprochen wurde. In England selbst war dies am 1. Mai geschehen. Die einheimische Bevölkerung Hindostans hat sich natürlich nur gering an dieser Dankfeier betheiligt. Die Muselmanen haben nicht blos keinen Antheil genommen, sondern wilden, rachedurstigen Blicks auf die zur Kirche ziehenden Christen hingesehen — ein Gefühl, welches alle Muselmanen durchzuckt, von den Ufern des Mittelmeers und der Donau bis nach Java, Celebes und Borneo, wo allenthalben

*) Bericht Sir Hugh Rose's aus Gwalior vom 22. Juni 1858. Die Berichte des Oberfeldherrn in Mittelindien von 1858 sind erst 1859 bekannt gemacht worden.

**) „Bombay Gazette" in Allen's „Indian Mail", 20. Mai 1859.

***) Wir übergehen die Hinrichtung vieler anderer Häuptlinge, so die Hinrichtung des Radschah Jyn Lall Singh, welcher am 1. Oct. 1859 aufgehängt wurde.

die Mullah während der Sipahis-Rebellion ihre Gläubigen zum Aufstande gegen die Christen emporriefen. Im Herbst erfolgte die Umreise, nach östlicher Weise, mit einer zahlreichen prachtvollen und kriegerischen Begleitung. Die Hofhaltungen des Lord-Vicekönigs, nach Weise der Padischah oder Großmongolen, in den Städten, welche Brennpunkte waren des Aufstandes, die Austheilung der Ehrengeschenke im Namen der Königin an die zur Aufwartung befohlenen Großen, welche dem obersten Lehnsherrn die Treue bewahrten oder reumüthig zurückkehrten; dann die Versicherung, daß sie künftig nach altherkömmlicher Weise Erben annehmen dürften: dies alles diente gleichsam als reinigender, sühnender Schluß der furchtbaren angloindischen Tragödie. Zu gleicher Zeit wollte Großbritannien mittels dieses feierlichen Umzugs des Oberstatthalters den indischen Völkerschaften und der übrigen Welt ein unbestreitbares Zeugniß geben von der neuerworbenen Oberherrlichkeit, von seiner großen Machtstellung im ganzen Morgenlande. Von „Bundesgenossen", wie früher, ist fortan keine Rede mehr; alle Fürsten, alle Großen Hindostans sind die Lehnsleute, sind die Unterthanen der britischen Majestät.

Bei alledem muß und wird man sich hüten, in neue Täuschung zu verfallen. Frische Kämpfe stehen bevor, und dies wol innerhalb der nächsten Jahrzehnde, wobei sich die Bewohner Hindostans, mehr als bisjetzt geschehen, betheiligen werden. Die Rebellion war kaum zum Theil niedergeschlagen, so sind den indischen Völkerschaften neue Hoffnungen, neue Prophezeiungen aufgegangen. Fünf Jahre, heißt es, müsse man noch ausharren unter dem unsaglichen Drucke; dann wird sich die Gottheit, dann werden sich die Götter Indiens erbarmen. „Noch ist das fünfte Jahr nicht zu Ende und wir werden, theils durch eigene Kraftanstrengung, theils durch Hülfe der Perser und Russen die Freiheit errungen haben." Verkündigungen solcher Art werden von Büßern und Einsiedlern, von Mönchen und Geistlichen in Masse verbreitet. Ein Muselman wollte selbst ein Werk in persischer Sprache ausgehen lassen, worin die Ausrottung aller Christen als heilige Pflicht anempfohlen ward. Der Mann war fanatisch oder kühn genug, seinen Namen auf den Titel zu setzen. Mag die britische Regierung noch so viele dieser Propheten und Aufwiegler hinrichten lassen, die im Volke lebende Idee und Sehnsucht zur Befreiung wird von Zeit zu Zeit immer wieder herausbrechen. Sollten äußere Umstände, wie ein europäischer Krieg, begünstigend hinzutreten, so könnte das ganze angloindische Staatsgebäude wiederholt auf längere oder kürzere Zeit erschüttert werden. Großbritannien muß sorgfältige Wache halten; eine zweite Überraschung würde sicherlich bleibendere Folgen nach sich ziehen. „Wäre die Empörung erst nach zehn Jahren ausgebrochen, wir hätten uns besser auf ihre Organisation verstanden und ihr Engländer wäret verloren gewesen." Solche kühne, zukunftsschwere Worte sprach ein gebildeter und einflußreicher Hindu zu einem hochstehenden Beamten in Kalkutta.

Das Ende der Ostindischen Hansa und eine Debatte über Indien.

Die Empörung im angloindischen Reiche war nicht das einzige Unglück, welches über Großbritannien im Verlaufe des Jahres 1857 hereingebrochen. Industrielle, das Bedürfniß weit übersteigende Unternehmungen, überspannte Handelsgeschäfte und die mit fremden Mitteln speculirende Gewinnsucht bewirkten diesseit wie jenseit des Atlantischen Ocean eine gewaltige Erschütterung der bürgerlichen Ökonomie und infolge dessen die Störung aller Verkehrsverhältnisse. Um die mannichfachen Bedrängnisse zu mildern, hatte das Ministerium einige Änderungen im Bankgesetze vorgenommen, welche die nachträgliche Genehmigung des Parlaments erheischten. Das Parlament wurde bereits im December (1857), einige Monate vor der gewöhnlichen Zeit, zusammengerufen. Die Thronrede deutete in dunkeln Worten auf Maßnahmen in Betreff der Stellung des angloindischen Reichs zum Mutterlande. „Die Angelegenheiten der ostindischen Länder", sprachen die Minister durch den Mund der Königin, „werden die ganze Aufmerksamkeit der Nationalvertretung in Anspruch nehmen, und ich empfehle sie Ihrer ernstlichsten Betrachtung." Es herrschte die Ansicht, die Session würde sich vorzüglich mit den indischen Angelegenheiten, mit der Errichtung einer neuen und bessern Regierung im angloindischen Reiche beschäftigen. Die Parlamentsreform wurde vertagt, um die ganze Zeit für die wichtige und brennende Frage in Hindostan zu gewinnen. Daß das Ende der Ostindischen Compagnie bevorstehe, wurde gleich im Beginne ausgesprochen bei den Verhandlungen über die Aufnahme eines neuen indischen Anlehens, zur Deckung des Deficits im laufenden Rechnungsjahre.

Lord Palmerston bat um Erlaubniß einen Gesetzvorschlag „zur bessern Regierung Indiens" einbringen zu dürfen, was mit großer Mehrheit bewilligt wurde. „Die Bill beziehe sich blos

auf die Regierung in der Heimat; in Indien selbst würden keine Veränderungen vorgenommen. An die Stelle des Hofs der Directoren und der Eigenthümer soll ein Präsident, der indische Minister und sein Rath treten. Der indische Minister werde ein Mitglied des Cabinets sein, das Organ der Regierung." Die Widersacher der Compagnie unterstützten den Gesetzvorschlag, erhoben schwere Anklagen gegen diese „veraltete, unnütze, lästige Körperschaft", und belegten sie mit Thatsachen eigener Erfahrung. „Als ich in Indien war", sprach Sir Erskine Percy, „hatte ich das unbezahlte Amt eines Vorstandes der Erziehungscommission in der Präsidentschaft Bombay übernommen. Wir verlangten eine Unterstützung von 5000 Pf. St. Drei Jahre lang erhielten wir keine Antwort; dann sind wir abschlägig beschieden worden." „Die Bittschrift der Compagnie gegen ihre Aufhebung", sprach der Kanzler der Schatzkammer, Sir George Lewis, „enthält zwei durchaus ungegründete Voraussetzungen. Die Compagnie hat unser indisches Reich nicht erworben, und sie hat dort keine gute Regierung aufgerichtet. Indien ist gegen ihre ausdrücklichen Gebote, kein Land zu erwerben, von den meuterischen Beamten erobert worden. Und niemals hat es auf Erden eine civilisirte Regierung gegeben, welche verdorbener, treuloser und raubsüchtiger gewesen wäre als diese Regierung der Compagnie in dem Zeitraume von 1758—84. Vor dem Jahre 1784 hat sie thatsächlich aufgehört, eine Länder beherrschende Körperschaft zu sein. Sie war der von Pitt errichteten Oberaufsichtsbehörde unterworfen." Unter diesen Umständen gab es die Compagnie auf, gegen die feindselige Stimmung des Parlaments und des englischen Volkes länger anzukämpfen. Sie suchte blos Zeit zu gewinnen. „Man möchte doch jetzt", sprach Colonel Sykes, „keine andere Regierung einrichten, im Augenblicke, wo dem Parlament 105 Bittschriften für die Aufhebung der Kaste und 97 für die Ausbreitung des Christenthums vorlägen. Die Eingeborenen Hindostans könnten glauben, England wolle blos zur Erreichung dieser Zwecke Änderung vornehmen."*)

Die Fügsamkeit des Cabinets gegen die Wünsche Napoleon's III. wurde seit längerer Zeit von der britischen Nation misfällig aufgenommen. Die in England vorbereitete Verschwörung, um den Kaiser der Franzosen zu ermorden (14. Jan. 1858), veranlaßte allerlei Anklagen und Beschuldigungen; die Freundschaft zwischen England und Frankreich war gelockert und selbst ein Bruch zwischen den beiden Ländern erschien nicht unwahrscheinlich. Lord Palmerston wollte sich durch wesentliche Änderungen der peinlichen Gesetze über Complote und Mordversuche die Geneigtheit Ludwig Napoleon's erhalten. Die Whigverwaltung blieb bei den hierüber im Parlament gepflogenen Verhandlungen in der Minderheit und mußte zurücktreten. Lord Derby und Genossen ergriffen nochmals das Staatsruder. Dieser Wechsel machte nur geringen Eindruck im Lande. Das Parteigetriebe wird von der großen dem Fortschritte huldigenden Masse mit Gleichgültigkeit aufgenommen. „Nicht Leute, sondern Maßnahmen." Solche Rede ist jenseit des Kanals seit längerer Zeit zum Sprichworte geworden. Und die freisinnige Fortschrittspartei fühlt sich mächtig genug, ihre Ziele zu erreichen, gleichviel ist die Regierung in den Händen einer Tory- oder Whigverwaltung. Zeugniß hiervon gibt die Indiabill. Die Nation wollte die Aufhebung der Ostindischen Compagnie. Lord Derby und Genossen mußten sich, wenn auch mit Widerstreben, dem Begehr fügen, gleichwie die abgetretene Whigverwaltung.

Die Tories hielten nicht für angemessen, mit dem von ihren Gegnern vorgeschlagenen Gesetzentwurf fortzufahren. D'Israeli brachte (26. März 1858) einen neuen Entwurf ins Haus — die sogenannte zweite Indiabill, die Lord Palmerston's heißt die erste — welcher vom Volke und seinen Vertretern vollkommen ungenügend befunden wurde. Die Verwaltung mußte ihn zurückziehen. Eine neue Vorlage, in der Form von Beschlüssen, die dritte Indiabill, wurde unternommen, welche in allen wesentlichen Punkten mit jenen der Whigverwaltung übereinstimmte. Die Verhandlungen waren kaum so weit vorgeschritten, als eine andere indische Angelegenheit der neuen Verwaltung Umsturz drohte.

Lord Canning, der Freund des Lords Granville, hatte durch Palmerston's Gunst die Stelle eines Oberstatthalters im angloindischen Reiche erhalten. Derby und Genossen fühlten große Abneigung wider den gegnerischen Schützling, welcher in der That bei vielen Fällen auffallenden Mangel an Kenntniß und Fähigkeit gezeigt hatte. Als das Parlament seine Dankbezeigung für die bürgerlichen und militärischen Beamten in Hindostan erklärte (Februar 1858), beschlossen die Tories, Lord Canning hiervon auszunehmen, und führten auch ihren Vorsatz durch. Nun erschien der bereits erwähnte Straferlaß Lord Canning's, welcher die ganze Bevölkerung

*) „Annual Register", 1858; „History", S. 83.

Audhs mit geringer Ausnahme enterbte — eine freudige Veranlassung, um allen Groll über den verhaßten Oberstatthalter auszuschütten. Lord Ellenborough, Vorsitzender im Controlamte unter der neuen Verwaltung, verurtheilte mittels einer durch den geheimen Ausschuß des Directorenhofs (19. April 1858) nach Indien gesandten Depesche solches Verfahren; er verurtheilte überdies in herber und bitterer Sprache die ganze Politik der indischen und heimatlichen Regierung während der letztern Jahre. „Wir haben", dies sind die Worte der Depesche, „den König von Audh abgesetzt und sein Reich eingezogen, was alles mittels eines Vertrags geschehen, welcher nicht zu Recht bestand. Der Fürst wie seine Vorfahren verblieben unwandelbar in Treue gegen uns, mögen sie auch ihre Unterthanen noch so schlecht regiert haben. Sie haben uns mehr als einmal in unsern Nöthen beigestanden; sie sind frei von dem leisesten Verdacht einer Feindschaft gegen unsere Regierung. Die Erhebung der Bewohner Audhs muß als ein rechtmäßiger Krieg und nicht als eine Rebellion angesehen und bestraft werden. Eine ganze Bevölkerung, mit Ausnahme von sechs Familien, ihres Grundbesitzes, ihres väterlichen Erbes zu berauben, ist eine in der Weltgeschichte unerhörte Thatsache. In diesem Betracht ist früher schon vielfach gefehlt worden. Die angloindischen Beamten haben eine Art Landordnung eingeführt, welche die herkömmlichen lieb gewordenen Rechte der vorzüglichen Grundbesitzer schmälerte. Sollten doch die großen Gutsherren, wie Mön-Singh, durch Briefschaften die Rechtmäßigkeit ihres Besitzthums nachweisen. Dadurch hat der Krieg, welchen die Audhier gegen uns führten, seine volksthümliche Richtung erhalten."

Diese in Wahrheit begründeten, aber im Augenblick höchst ungeeigneten Vorwürfe erlitten heftigen Tadel. Solch ein Erlaß, hieß es, würde unter den gefährlichen Zeitläufen von großen und nachtheiligen Folgen sein. Das Ansehen des Oberstatthalters und der ganzen Regierung wird herabgesetzt und diejenigen, welche noch unter den Waffen stehen, zum beharrlichen Widerstande ermuthigt. Lord Ellenborough, welcher die Einfügung Audhs verurtheilt, sollte sich erinnern, daß er selbst es war, der alle Länder der Fürsten von Sindh und andere große Gemarkungen eingezogen hat. Nicht in Audh allein, hieß es weiter, wurden die Grundholden durch Einführung allzu strenger ungerechter Gesetze vernichtet. Dies ist in allen Ländern von Kalkutta nach Karnal geschehen, von dem gleichsam fürstlichen Semindar Bengalens bis zum Radschputenhäusler im Zwischenflußgebiete des Ganges und der Dschamna. Die Debatten waren äußerst heftig und voller Persönlichkeiten. „Diese ganze, scheinbar indische Angelegenheit", entgegnete Lord Derby im Oberhause, „ist blos ein Parteigetriebe, vielleicht gar ein Familiengeschäft. Der Antrag des Lords Shaftesbury, Schwiegersohns der Lady Palmerston, wurde vergangenen Sonntag bei Palmerston abgeredet und beschlossen." — „Solch eine Beschuldigung, der Vorwurf eines Familiengeschäfts", erwiderte Earl Granville, „ist unwürdig des Hauptes der britischen Regierung."

Trotz aller schlauen Anschläge konnten die Whigs ihr Ziel nicht erreichen. Die Derby-Verwaltung blieb zunächst am Ruder. Nur Ellenborough mußte abtreten. Seine Stelle erhielt Lord Stanley, der älteste Sohn des Grafen Derby.

Mitten unter diesem parteiischen Wortgepränge und nutzlosen Gerede ragte die Stimme der Tugend und Gerechtigkeit eines einzelnen unabhängigen Mannes hervor, und zwar unter wiederholtem Beifallsrufe der Volksvertretung. „Ich höre immer", sprach Roebuck, „von unserer Macht, von unserer Oberherrlichkeit reden, wie sie zu erhalten, wie sie zu mehren. Das scheint mir nicht das Wesentliche. Wir müssen die 200 Millionen indischer Völkerschaften erziehen; das ist unsere Aufgabe, erziehen zur Einsicht und Rechtlichkeit, damit sie einstens des höchsten Ziels der Menschheit, der Selbstregierung fähig werden. Dies ist das Ende, welches wir bei unserer Herrschaft in Hindostan, wie allenthalben auf Erden, verfolgen müssen. Die englische Nation, das Haus der Gemeinen, übernimmt eine große Verantwortung. Leeres Gerede ist es, von der Krone zu sprechen. Was ist die Krone? Die Krone ist das Haus der Gemeinen." Die rücksichtslose Offenheit, mit welcher dieses allbekannte und doch niemals ausgesprochene Reichsgeheimniß verkündet wurde, ist freilich von mancher Seite sehr übel aufgenommen worden.

Diese Verhandlungen über Indien, über die Ostindische Compagnie und Lord Ellenborough sind auch wegen eines andern damit eng verbundenen Ereignisses denkwürdig in der europäischen Geschichte. Der berühmte Redner Frankreichs, Graf Montalembert, knüpfte hieran seinen Schmerz über die verlorene Freiheit, über die Entwürdigung seines Vaterlandes unter der Willkürherrschaft Napoleon's III., welche der Graf bei ihrem Beginne mit Freuden begrüßt hatte. In seiner Darstellung dieser indischen Debatte im englischen Parlament, welche bezeichnend genug nur in der englischen Übersetzung zugänglich ist — das französische Original wurde

weggenommen und vernichtet — hat Montalembert den scharfen Gegensatz zwischen Großbritannien und Frankreich, zwischen Freiheit und Sklaverei hervorgehoben und vom Anfang bis zum Ende durchgeführt.*) „Wenn ich mich krank fühle", so beginnt der Graf, „geplagt durch das Gemurmel der Neuigkeitskrämer aus den Vorzimmern, durch das Getöse der Fanatiker und der Heuchler, welche wähnen, wir wären die Getäuschten; wenn ich mich dem Ersticken nahe fühle in einer Atmosphäre, angefüllt durch die Ausdünstung derjenigen, welche sich in die Sklaverei und in alle Schändlichkeit drängen, da mache ich mich auf, um eine reinere Luft zu athmen, ich reise schnell hinüber und nehme ein Lebensbad im freien England."

„Das letzte mal, wo ich eine Erleichterung suchte, hat mich das Schicksal begünstigt. Plötzlich habe ich mich mitten unter den gewaltigen und ruhmvollen Kämpfen befunden, wo alle Hülfsquellen des Geistes, alle Bewegungen des Gewissens eines großen Volkes hervortreten ans Tageslicht, wo die größten Aufgaben der Nationen, der Menschheit durch die größten Männer einer großen Nation verhandelt werden, wo Menschen und Sachen, Parteien und Einzelne, Redner und Schriftsteller, die Inhaber der Macht und die Organe der öffentlichen Meinung inmitten des neuen Rom das Bild erneuern, welches ein Römer alter Zeit unter dem Einflusse ähnlicher Bewegungen vom Forum entworfen hat:

Certare ingenio, contendere nobilitate,
Noctes atque dies niti praestante labore,
Ad summas emergere opes rerumque potiri.

Gerne hätte ich jedem einzelnen Engländer, dem ich begegnete, es sagen mögen, ich gehöre nicht zu jenen Parteien, deren Journale den Mördern von Delhi und Cawnpore zujauchzen und täglich ihre Herzenswünsche aussprechen für den Triumph muselmanischer und heidnischer Horden über die heroischen Krieger einer christlichen Nation, Frankreichs Bundesgenosse. Von neuem ist mir wieder die Schmach der continentalen Presse schwer zu Herzen gegangen. Alle diese Vertheidiger der weltlichen und geistlichen Knechtschaft, wie sind sie erfüllt von dem Hasse gegen den Hort der europäischen Freiheit, gegen das glückselige Großbritannien! Die Parteinahme für die indische Empörung, das grausame Freudengeschrei, womit von sogenannten religiösen Blättern das Unglück der Engländer in Indien vernommen wurde, die schamlose Vertheidigung all des furchtbaren Gemordes bildet eine der schmachvollsten Seiten der neuesten Geschichte, schmachvoll in so vielen Beziehungen."

Graf Montalembert wurde wegen Schmähung der kaiserlichen Regierung und der Institutionen seines Vaterlandes angeklagt und, obgleich nicht einmal der Schein eines gesetzlichen Vergehens nachgewiesen werden konnte**), vom gehorsamen Gerichte zu einer Strafe von 3000 Fr. und sechsmonatlichem Gefängniß verurtheilt. Zur Verhöhnung des Mannes, welcher dem Staatsstreich seinen vollen Beifall schenkte, hat ihn der Kaiser am Jahrestage jener eidbrüchigen und blutigen Unternehmung (2. Dec.) begnadigt. Es verdient freilich bemerkt zu werden, daß Graf Montalembert für den schmachvollsten Despotismus auf Erden, für das römische Papstthum und seine weltliche Herrschaft ebenso beredt gesprochen hat und nicht blos mit dem Bonapartismus, sondern auch mit dem kurz vorher so gepriesenen Hort der Freiheit in Fehde gerathen ist. Das protestantische England wurde diesmal mit allen ersinnlichen Schmachreden überschüttet. Nur freie Menschen sind im Stande folgerichtig zu denken, folgerichtig zu handeln; nur sie werden immerdar, auf dem Fundamente religiöser und staatlicher Selbständigkeit, und zwar unter allen Umständen, folgerichtig wirken zum bleibenden Wohle der Völker und Staaten.

Das neue Indiagesetz, das Indiahaus und die letzte Versammlung der Hansa.

Unter der Leitung des neuen indischen Ministers, Lord Stanley's, welcher die Zustände Hindostans aus eigener Anschauung kannte, wurden die Verhandlungen über die Indiabill wie-

*) „Un débat sur l'Inde au parlement anglais" in der Zeitschrift „Correspondant", October 1858. Die englische Übersetzung steht in der „Times" vom 11., 12. und 13. Nov. 1858. Die denkwürdigen Verhandlungen des Preßprocesses, der gegen Montalembert angestrengt wurde, findet man in der „Times" vom 27. und 29. Nov. 1858. Die französischen Blätter durften nichts über den Gerichtshandel bringen, und die englischen, welche ihn enthielten, wurden in Frankreich weggenommen.

**) Berryer's Vertheidigung des Grafen („Times", 29. Nov. 1858) ist zu gleicher Zeit ein Meisterstück der Logik und eine furchtbare Anklage der kaiserlichen Regierung. „Nein", sprach der Redner unter anderm, „ich gebe es nicht zu, daß das Lob einer freien Regierung als Beleidigung meines Vaterlandes betrachtet wird — allein aus dem Grunde, weil diese Regierung im Widerspruche steht mit unsern jetzigen Institutionen. Nicht die Worte Montalembert's, sondern die Thatsachen, wie er sie vorgefunden und ausgesprochen hat, nur sie bilden den Gegensatz zwischen einer freien Regierung und unsern Zuständen."

der aufgenommen und rasch ihrem Ziele entgegengeführt. Viele Rednerei ward verschwendet; im wesentlichen ist alles beim alten geblieben. Jener muselmanische Steuereinnehmer Bengalens war vollkommen berechtigt, nach Anhörung des neuen Indiagesetzes zu erklären: „Welch ein Lärm! Der Oberstatthalter berichtet jetzt an die Königin und nicht an die Compagnie. Das ist alles." *) Ein bei Gelegenheit der Debatte gestellter Antrag verdient wegen seiner Tragweite hervorgehoben zu werden. „Der Bill", sprach Gladstone, „sollte ein Abschnitt beigefügt werden folgenden Inhalts: Ausgenommen um Einfälle zurückzuschlagen, dann um andern plötzlichen und nothwendigen Ereignissen zu begegnen, sollen die Truppen Ihrer Majestät zu keinem Kriegszuge jenseit der Grenzen der indischen Besitzungen verwendet werden, wenn nicht zuvor die Zustimmung des Parlaments eingeholt und gegeben wurde." Auch Lord Stanley erklärte dafür seine Geneigtheit. Der einzige Grund aber, weshalb dieser Abschnitt nicht hinzugefügt worden, sei der gewesen, weil er sich wenig praktische Folgen davon versprechen könne. Lord Palmerston widersprach und äußerte seine Verwunderung, wie das Ministerium, der natürliche Wächter königlicher Rechte, sich nicht mit aller Macht gegen diesen Zusatz erhebe. Solch ein Grundsatz in Betreff Indiens möchte mit der Zeit auf alle andern Kriege ausgedehnt und so die Prärogative der Krone bedeutend geschmälert werden. Der Antrag wurde abgelehnt zum Verdruß der Radicalen, welche wiederholt versucht haben, das Recht des Kriegs und des Friedens von der Regierung auf die auf breiterm Grunde beruhende Volksvertretung zu übertragen. Das indische Gesetz, die sogenannte dritte Indiabill, erhielt endlich am letzten Tage der Session (2. Aug. 1858), mit wenigen unbedeutenden Änderungen, die Zustimmung der beiden Häuser. Ihre Majestät versicherte, sie hoffe im Stande zu sein, das hohe Amt der Regierung Hindostans durch eine gerechte und unparteiische Handhabung der Gesetze für alle Unterthanen, jeden Stammes und jeden Glaubens, segensreich zu machen, sowie durch Förderung der Wohlfahrt ihr Reich aufzurichten und zu stärken.

Am Eingange des neuen Indiagesetzes wird die Bedeutung des Namens Indien festgestellt. Darunter sind alle Länder begriffen, deren Regierung Ihrer Majestät übertragen wird, also auch die ehemaligen Provinzen des birmanischen Reichs, der malaiischen Halbinsel, Pinang und Singapore, mit allen Rechten und Befugnissen, welche der Ostindischen Compagnie zustanden. Ausgeübt werden diese Rechte durch einen der ersten Staatssecretäre Ihrer Majestät, welchem auch die mit Indien engverbundenen persischen Angelegenheiten überwiesen sind. Ihm ist ein Rath von 15 Mitgliedern beigegeben, der Rath von Indien genannt. Die Mitglieder dieses Raths sollen zum größten Theil wenigstens zehn Jahre in Indien gedient oder gelebt haben; vom Tage ihrer Ernennung rückwärts dürfen nicht mehr als zehn Jahre verflossen sein, seitdem sie Indien verlassen. Die Mitglieder behalten ihre Stellen lebenslänglich, sie können jedoch, auf Antrag der beiden Häuser des Parlaments, ihres Amts enthoben werden. Der indische Staatssecretär ist Vorsitzer dieses Raths, mit der Befugniß, zu stimmen und nach Belieben aus den Mitgliedern einen Vicepräsidenten zu wählen und wieder zu entfernen.

Der Oberstatthalter des angloindischen Reichs und das vierte ordentliche Mitglied seines Raths, die Statthalter der indischen Präsidentschaften und ihre Generaladvocaten werden von Ihrer Majestät ernannt, die andern Rathsherren des Oberstatthalters und die Räthe der verschiedenen Präsidentschaften vom Minister, mit Zustimmung der versammelten Mehrheit des Indiaraths, die Vicegouverneure der Provinzen und Territorien vom Oberstatthalter, immer jedoch unter Genehmigung Ihrer Majestät. Die andern bürgerlichen Beamten werden vom Minister im Rathe aus den Candidatenlisten entnommen, welche vermöge der Verordnung vom 21. Mai 1855 ihre Prüfungen bestanden haben. Die Cadetten für den Land- und Seedienst erhalten jedoch nur, auf Vorschlag des indischen Ministers, ihre Anstellung unmittelbar durch Ihre Majestät. Wenigstens ein Zehntel dieser Cadetten, mit Ausnahme jener für das Geniecorps und die Artillerie, soll aus den Familien genommen werden, welche im indischen bürgerlichen oder Militärdienste gestanden haben. Die Stellung und Geschäftsführung des viceköniglichen Raths zu Kalkutta wurde später derart geändert, daß die einzelnen Mitglieder, nach dem Muster im Mutterlande, zu Staatssecretären erhoben wurden. Jeder Rathsherr bekam sein Amt, sein Ministerium in ausschließender Weise zugewiesen, wofür er persönliche Verantwortung übernimmt. Der Oberstatthalter ist gleichsam Ministerpräsident, unter welchem die verschiedenen Staatssecretäre des Kriegs, der Finanzen und der Justiz, des Innern, des Handels und der Marine arbeiten und, gleichwie in England, in selbständiger Weise verfügen. Man

*) „Calcutta Review", December 1858, S. 464.

erwartet von dieser neuen Organisation große Vortheile, in jedem Falle eine größere Schnelligkeit im ganzen Verwaltungswesen.

Der indische Minister soll innerhalb der ersten 14 Tage jeder Parlamentssession die Finanzrechnung des zweit vorhergehenden Jahres unter den herkömmlichen Abtheilungen vorlegen, von jeder Präsidentschaft im besondern; dann eine Zusammenstellung der sämmtlichen Ausgaben und Einnahmen der indischen Regierung, mögen sie in England oder außerhalb stattgefunden haben. Ebenso eine Schätzung des vorhergehenden Finanzjahres und ein Verzeichniß der Schulden, welche auf Indien lasten. Die Rechte und Befugnisse der Actionäre der Ostindischen Compagnie verbleiben in der Weise, wie sie früher durch Parlamentsbeschlüsse festgesetzt wurden; die Compagnie selbst besteht fort, wie sich englische Rechtsgelehrte ausdrückten, als ein Gemeinwesen, vermöge des Freibriefs Wilhelm's III. und der Gesetze, wodurch dieser Freibrief beschränkt, richtiger aufgehoben wurde.*) Alle Gesetze und Änderungen, welche die Ostindische Compagnie in Indien getroffen und trifft, bleiben bis zur Verkündung dieses neuen Gesetzes in voller Kraft. Die Besitzungen der Compagnie in England wie in Indien werden Eigenthum der Krone, und so auch das berühmte Indiahaus, an dessen Wandelungen die ganze Geschichte der mächtigsten und einflußreichsten Hansa der Welthistorie sich abspiegelt. Wir wollen sie in wenigen Worten zusammenfassen.

Am letzten Tage des Jahres 1600 hat die Königin Elisabeth einer Anzahl Bittsteller unter dem Namen: „Der Gouverneur und die londoner Kaufleute, welche den Handel nach Indien betreiben", zu einem Gemeinwesen erhoben und einen Freibrief gegeben. Der Gesellschaft ist hiernach in allen Ländern, nicht im Besitze christlicher Fürsten, östlich des Vorgebirges der guten Hoffnung bis zur Straße Magellan der ausschließliche Handel gestattet. Die Innung kann Länder und anderes Besitzthum erwerben, sie kann sich zu jeder Zeit und allenthalben versammeln, um Verfügungen zu treffen, solange diese den englischen Gesetzen nicht widersprechen. Die erste Versammlung der londoner Kaufherren, welche ein Sonderrecht des indischen Handelsverkehrs anstrebten, hatte bereits ein Jahr früher, am 22. Dec. 1599, in der Foundershalle stattgefunden. Der erste Vorsitzende der Compagnie war Thomas Smith, und der Antrag zur Auflösung derselben im Jahre 1858 wurde unter einem Vorsitzenden der indischen Oberaufsichtsbehörde gestellt, welcher ebenfalls diesen zahlreichen Namensgenossen angehört — Vernon Smith.**) Im Jahre 1648 kaufte die Compagnie den Palast des Lords Craven in der Leadenhallstraße, welcher später eingerissen und an dessen Stelle das jetzige Indiahaus erbaut wurde. Ein altes Gemälde im Indiahaus zeigt den Palast des Lords Craven, wie er ursprünglich gewesen. Auf dem Dache und in der Mitte dieses großen hölzernen Gebäudes steht ein Matrose von riesenhafter Größe, an dessen beiden Seiten gewaltige Delphine sich erlustigen. In der Mitte des zweiten und dritten Stockwerks ist ein großes Schiff abgebildet, mit einem kleinern auf jeder Seite. Unterhalb befindet sich das Wappen der Compagnie. Am Eingange sieht man londoner Bürger mit hochzugespitzten Hüten, mit einer Art kurzer Waffenröcke oder Kamisol und Degen — eine Kleidung, durchaus verschieden von der Kleidung der Kaufleute unserer Tage.

Die Einrichtungen im Innern des indischen Hauses wechselten mit der wechselnden Stellung der Compagnie. Der große Saal, wo die Matrosen der Compagnieschiffe ihre Löhnung ausbezahlt erhielten***), wurde nach Aufhebung des sonderrechtlichen Handels der Compagnie (1833) in ein naturhistorisches Museum verwandelt, mit großen antidiluvianischen Schildkröten und gewaltigen Knochen untergegangener Mammuth, Mastedon und Riesenelefanten. In einem andern Saale, wo sich die Kaufleute einfanden zur Prüfung der Proben von Theeladungen, Indigo und Seide, welche die Compagnie versteigern ließ, befindet sich eine Antiquitätensammlung mannichfachster Art. Buddhas in allen ersinnlichen Gestalten und Größen, indische Götter und Göttinnen, vielköpfige mit zahllosen Händen und Armen, findet man da an der Stelle der Mitglieder des Directorenhofs. Grabesstille herrscht in den steinernen Tempeln,

---

*) So lautet der letzte Abschnitt in dem Gutachten der Generalanwalte vom 24. Aug. 1858, auf Anfragen eines Ausschusses der Actienbesitzer der Ostindischen Compagnie. Allen's „Indian Mail", 2. Sept. 1858.

**) Gleichgültige Zufälligkeiten derart werden in den besten englischen Zeitungen bemerkt. Über die zahlreichen Smith spottet Lord Byron im „Don Juan" (Canto VII):

> Mongst them were several Englishman of pith
> Sixteen call'd Thomson, and nineteen named Smith.

***) Im Jahre 1831 habe dort auch ich, der Verfasser dieses, nach meiner Rückkehr aus Indien und China, meine Löhnung erhoben.

wo ehemals die auf Gewinn zielenden Gespräche der Kaufleute und das gierige Gebot der Speculanten von dem kostbaren und mannichfachen Handelsverkehr der Reiche beherrschenden Körperschaft Zeugniß gaben.

Andere Abtheilungen des Gebäudes, wo man nur mittels besonderer Erlaubniß Zutritt erhält, sind nicht weniger denkwürdig. Dort stehen in großen Zimmern und langen Gängen die gesammelten Berichte der indischen Verwaltung, die Vorschläge und Ansichten der weisesten und höchsten sowie der gewöhnlichsten und niedrigsten Compagniediener. Die Acten über den Streithandel des ärmsten Bauern und die Berufung des reichsten Grundbesitzers, die Klage eines mishandelten Schreibers, die geheime Depesche des Oberstatthalters über Krieg und Frieden, über die Entsetzung eines mächtigen Fürsten und die Einziehung seiner Länder; über die Löhnung der Sipahis und die erzwungenen Anlehen von diesem und jenem gepeinigten Sultan und Maharadschah: alles und alles steht verzeichnet da bis ins einzelnste und mit guten Blattweisern versehen. Die handschriftlichen Berichte, in einem Flügel des Indiahauses, blos von 1704—1857, füllen 160000 dicke Foliobände. Sie sind mit einem zwiefachen Inder versehen, einem nach den Präsidentschaften und einem andern nach den Verwaltungszweigen. Diese Blattweiser sind so vollständig und genau, daß jedes Schriftstück in höchstens fünf Minuten aufgefunden werden kann. Als der indische Minister, Lord Stanley, vom Vorsitzenden des Directorenhofs herumgeführt wurde, verlangte er den Bericht über eine während seiner Anwesenheit in Indien verhandelte Thatsache. Nach Verlauf einiger Secunden konnte ihm der Bericht eingehändigt werden. Der Minister untersuchte das Actenstück und fand es genau und richtig bis in die unbedeutendste Einzelheit. Und diese in der Geschichte Asiens, in der Weltgeschichte einzig dastehende Documentensammlung ist, wie mehrere englische und amerikanische Blätter berichteten, von der britischen Regierung, zum großen Theil wenigstens, an Papierfabrikanten verkauft und eingestampft worden.

Andere Abtheilungen des Hauses enthalten eine Menge nach verschiedenen Richtungen merkwürdiger Documente. Zu den ältesten zählt Cromwell's Antwort auf eine Eingabe der Compagnie an „Se. Hoheit Oliver, Lord-Protector von England und Schottland", worin um ein Geleit von Kriegsschiffen gebeten wird, um die aus Indien kommenden reichbeladenen Fahrzeuge zu schützen. Die Antwort datirt vom 6. Nov. 1657. Nebenan hängt das Schreiben Nelson's aus der Foudrayanbucht zu Neapel (3. Juli 1799), worin der Seeheld in gemüthlicher Sprache für das Geschenk von 10000 Pf. St. seinen Dank abstattet, „obgleich er unfähig ist, Worte zu finden, um die Gefühle der ihm widerfahrenen beispiellosen Ehre auszudrücken". Die Compagnie glaubte nämlich ihre Erkenntlichkeit wegen des großen Vortheils, der ihr aus der Schlacht am Nil erwachsen, durch solch ein Geschenk bezeugen zu müssen. Ein drittes denkwürdiges Schriftstück ist ein Schreiben des Königs Ludwig Philipp an Ranadschit-Singh, „den Eroberer von Kaschmir, Multan, Atak und Peschawer, den unbesiegbaren und hochherzigen Krieger". Ranadschit-Singh hoffte nämlich durch Verbindung mit dem König der Franzosen die Herrschaft der Compagnie zu stürzen, was ihm von Ludwig Philipp, dem Alliirten Englands, in dunkeln zweideutigen Worten zugesagt wurde. Das Schriftstück ist unter den geheimen Briefschaften des „Löwen vom Pendschab" aufgefunden worden. Die Bibliothek, aus allen Fächern der orientalischen Geschichte und Literatur, enthält 8000 kostbare Handschriften, vorzüglich in der Sanskrit- und der persischen Sprache. Man bemerkt unter vielen andern Kostbarkeiten einen Koran in kufischer Schrift vom Khalifen Othman, gegen das Jahr 35 der Hedschra geschrieben, mit Autographen und Siegeln vieler muselmanischen Fürsten. Dann das Bruchstück eines andern Korans von der Hand Ali's, Mohammed's Schwiegersohn, mit dem Siegel Timur's und mehrerer persischer Könige. Der Großmongol Schahdschehan bemerkt in einer angefügten Note, daß er 1500 goldene Mohur für diese Seltenheit gegeben. Alle diese Sammlungen und Denkwürdigkeiten sind nun nach dem Victoriahotel oder in das Gebäude der ehemaligen indischen Oberaufsichtsbehörde gebracht worden. Das Indiahaus soll, gleichwie die Compagnie selbst, abgebrochen werden; der Werth des Platzes wird auf 200000 Pf. St. angegeben.

Auf Montag den 30. Aug. 1858 hatten die Directoren eine Sitzung ausgeschrieben in diesem ihrem Hause in der Leadenhallstraße. Die Actienbesitzer und andere Theilhaber hatten sich, was sonst nicht gewöhnlich, in zahlreicher Menge eingefunden. Sie saßen alle da, sichtbarlich bewegt von ernsten melancholischen Betrachtungen. Es war die letzte Versammlung der Hindostan und Dekhan und einen großen Theil der Nachbarländer beherrschenden Compagnie. Die Nation hatte ihr einstens eine große Vollmacht übertragen und jetzt für geeignet gehalten,

diese Vollmacht zurückzunehmen. Die Compagnie ist in würdiger Weise vom Schauplatz der Weltgeschichte abgetreten. Ihre letzten Maßnahmen waren die Bewilligung der Pension für Sir John Lawrence und freundliche Abschiedsworte an ihre Diener aller Klassen, an die Eingeborenen ihres großen Reichs jeden Stammes, jeden Glaubens. „Die Compagnie ist der Überzeugung, die unparteiische Geschichte werde es nicht unterlassen, zu berichten, daß sie es war, welche den Mitgliedern der verschiedenen bürgerlichen und militärischen Dienstzweige, dann den tapfern Truppen Ihrer Majestät und Ihrer königlichen Vorfahren eine Laufbahn eröffnete, wo sie die höchsten Eigenschaften des Staatsmanns und des Kriegers bewähren konnten. Die Ostindische Compagnie kann mit Stolz sagen, daß die Krone keine ergebenern, keine fähigern Diener besitzt als diejenigen, welche in ihrem Dienste erzogen wurden. Es sind zum Theil Männer, deren Namen hochverehrt dastehen in allen Ländern der civilisirten Welt. Den Eingeborenen kann die Compagnie die Versicherung geben, daß sie an Ihrer Majestät eine gnädige Herrin finden werden; die Königin wird immer der Verdienste eingedenk sein, welche sich die Eingeborenen unter der Herrschaft, die bisjetzt die britische Souveränetät in Indien ausübte, erworben haben. Nach Wiederherstellung der Ordnung und der Ruhe wird Ihre Majestät sich bemühen, die Wohlfahrt ihrer Unterthanen in Ostindien zu fördern, damit sie immer und immer fortschreiten in allem, was die Menschen und Völker groß, blühend und glücklich macht.“ Beschränkt man die bekannte indische Prophezeiung von der hundertjährigen englischen Herrschaft auf die Compagnie, so ist sie buchstäblich eingetroffen.

Die Proclamation der Königin von England, das Urtheil der indischen Presse und die Antwort der Königin von Audh.

Am 1. Nov. 1858 wurde den Völkern in Hindostan und Dekhan unter großen Feierlichkeiten mittels Proclamation verkündet, die Königin habe die Regierung in unmittelbarer Weise übernommen. Der Oberstatthalter wurde zum Vicekönig oder Nawab-Wesir — ein neuer Titel — ernannt und alle Diener der Compagnie in ihren Ämtern bestätigt. Die Königin versprach, alle Verträge und Verpflichtungen gegen die einheimischen Fürsten zu erfüllen, und die Erhaltung des Reichs innerhalb der bestehenden Grenzen. Obgleich sie selbst fest an der Wahrheit des Christenthums halte, so werde sie doch ihre Überzeugung keinem ihrer Unterthanen aufdrängen. Niemand wird wegen seiner Religion begünstigt oder belästigt werden. Alle Unterthanen sollen, mögen sie dieser oder jener Abstammung, dieses oder jenes Glaubens sein, „soweit als möglich“ frei und unparteiisch zu allen Ämtern Zutritt erhalten, welche sie vermöge ihrer Erziehung, ihrer Talente und Ehrenhaftigkeit pflichtgemäß vollführen können. Die herkömmlichen Rechte und Befugnisse, welche am ererbten Grundbesitze haften, sollen fortbestehen und in keiner Weise geschmälert werden. Bei allen Gesetzen und Anordnungen wird auf Erhaltung der in Indien vorhandenen Gerechtsame, Bräuche und Sitten gesehen werden. Jenen Aufständischen, welche nicht überführt sind oder werden können, daß sie an der Ermordung britischer Unterthanen unmittelbaren Antheil genommen, wird, wenn sie bis nächsten Januar (1859) zu ihrer Pflicht zurückkehren, eine vollständige Amnestie und Vergessenheit aller Vergehen zugesichert.

Diese Proclamation und ihre Versprechungen sind von der indischen Presse, in der englischen und den einheimischen Sprachen mannichfach beurtheilt und verurtheilt worden. Die Missionare und alle christlichen Eiferer äußerten ihre Unzufriedenheit in herben Worten. Man hätte wenigstens das Versprechen der Erhaltung der einheimischen Religionen durch den Zusatz: „soweit sie nicht den Gesetzen der Menschlichkeit und Moralität widersprechen“, beschränken sollen. Die Regierung der Königin kann doch den religiösen Mord, die Ersäufung der Hexen und andere Schandthaten, welche selbst noch in Bengalen vorkommen, wie aus J. H. Crawford's Bericht über Chota oder Klein-Nagpore erhellt (1852), nicht dulden oder gar beschützen wollen?*) „Man hat die Proclamation“, sagte die Zeitung „Rast-Goftan“ (7. Nov. 1858), welche zu Bombay erscheint, „einen Freibrief genannt für die bürgerlichen und religiösen Rechte des indischen Volks. In der That würden ihre Bestimmungen ehrlich und redlich ausgeführt, diese Proclamation wäre wirklich solch ein Grundgesetz. Ihre Verheißungen sind nicht neu; die Ostindische Compagnie hat ähnliche wiederholt ausgesprochen. Sie sind jedoch auf dem Papiere stehen geblieben und einige selbst nachträglich abgeschafft worden.“ — „Die Regierung der Ost-

*) Allen's „Indian Mail“, 19. Aug. 1858. Diese hier erwähnten, jährlich im Druck erscheinenden amtlichen Berichte sind lehrreich im hohen Grade. Die indischen Völkerschaften erscheinen darin wie sie wirklich sind. Die meisten europäischen Länder entbehren solcher umfassenden lehrreichen Quellen zur Kenntniß des Bildungsstandes ihrer Bewohner.

indischen Compagnie", heißt es in einem andern Blatte, „wurde eine papierene Regierung genannt, in einem gewissen Sinne mit vollkommenem Rechte. Sie war eine Regierung der Berichte und nicht der Thaten. Alle guten Dinge wurden in Berichten niedergelegt, wo sie liegen blieben. Dort wird man die besten Versprechungen, die herrlichsten Vorsätze und keine einzige Ungerechtigkeit aufgespeichert finden. Auch für die schändlichsten Thaten werden gute und gewichtige Gründe angeführt. Dalhousie, der Oberstatthalter, hat keine Beraubung vorgenommen, welche nicht aus moralischem Pflichtgefühl, aus staatlicher Nothwendigkeit und menschenfreundlicher Gesinnung hervorgegangen wäre. Eine nach diesen Documenten geschriebene Geschichte wäre eine Lüge. Die Wirklichkeit steht, wie bei despotischen Staaten gewöhnlich, im vollkommenen Widerspruche mit diesen Verheißungen. Wir hoffen, daß künftig der heuchlerische Schein aufhört und die Regierung so gut ist wie ihre Versprechungen. Einige Dinge müssen wir gleich im Beginne tadeln. Die Worte von der Wahrheit des Christenthums scheinen ungeeignet in einer Staatsschrift. Victoria mag, soviel als sie will, an die Wahrheit des Christenthums glauben; es ist unnöthig und überflüssig, dies dem indischen Volke zu verkünden. Eine Staatsreligion ist ein Unsinn ohne gleichen. Die einzige Staatsreligion besteht darin, das Wohl der Unterthanen zu befördern. Die Einrichtung oder Erhaltung gewisser Institute für eine besondere Glaubensform steht im Widerspruche mit den Pflichten einer Staatsregierung, steht im Widerspruche mit unserm fortschreitenden Zeitalter. Solche Dinge werden und müssen früher oder später aufhören. Dann ist auch die Amnestie nicht umfassend genug; sie sollte mit wenigen Ausnahmen, wie Nana Sahib und dergleichen, alle begreifen. Wir fügen noch hinzu, daß die Bewohner Hindostans glauben, die Proclamation hätte einen wesentlichen Punkt übergangen. Warum enthält sie kein Wort über die Erziehung der indischen Völkerschaften, was man dafür thun, welche neue Anstalten man begründen wolle und in welcher Weise sie eingerichtet werden sollen?" *) Viel schärfer noch ist die über ganz Hindostan verbreitete Erwiderung der Königin von Audh. Jeder einzelne Abschnitt der Proclamation wird in schneidender vernichtender Weise beleuchtet und in bittern höhnenden Worten widerlegt. Diese denkwürdige Schrift, denkwürdig wegen ihrer Form und ihres Inhalts, verdient vollständig mitgetheilt zu werden.

„Einige schwachsinnige thörichte Leute verbreiteten dieser Tage das Gerücht, die Engländer hätten mittels einer öffentlichen Verkündigung den Bewohnern Hindostans alle Fehler und Verbrechen verziehen. Dies wäre in der That ein außerordentliches Ereigniß. Denn es ist eine sich ewig gleichbleibende Gewohnheit dieser Engländer, niemals einen Fehler, sei er groß oder klein, ungestraft zu lassen.

„Nun haben auch wir diese Proclamation vom 1. Nov. 1858 erhalten und gelesen. Sie ist klar und leicht verständlich. Da es aber doch einige schwachköpfige Leute gibt, welche sich fangen lassen und den wahren Sinn nicht begreifen, so haben wir, die immer schützende Regierung, Vater und Mutter der Bewohner von Audh, nachfolgende Schrift mit großem Bedacht ausgehen lassen, damit der Endzweck dieser Engländer allgemein bekannt und unser Volk nicht betrogen werden möge.

„In der Proclamation steht geschrieben, daß das Land Hindostan, welches der Compagnie übergeben war, von der Königin zurückgenommen wurde, und daß man in Zukunft den Gesetzen der Königin gehorchen müsse. Unsere religiösen Unterthanen können dieser Versicherung keinen Glauben schenken. Wo sind die Gesetze der Königin? Wo hat eine Veränderung stattgefunden? Die Gesetze der Compagnie, die Steueransätze der Compagnie, die englischen Diener der Compagnie, der Oberstatthalter und die Gerichtshöfe der Compagnie, alles und alles ist unverändert geblieben. Wo ist das neue, welches der Bevölkerung zum Heil gereichen und worauf sie sich verlassen könnte?

„In der Proclamation steht geschrieben, daß alle Verträge und Übereinkommen, welche die Compagnie eingegangen hat, von der Königin angenommen und gehalten werden. Möge die Bevölkerung über dieses hinterlistige Kunststück sorgfältig nachdenken. Die Compagnie hat ganz Hindostan an sich gerissen. Wenn nun diese Ordnung fortbesteht, was ist denn neues geschehen? Die Compagnie erklärte, sie wolle den Radschah von Bhartpore als ihren Sohn betrachten, und hat dann sein Land weggenommen; der Häuptling von Lahore, Dhalip-Singh, wurde nach London gebracht und durfte nicht mehr zurückkehren; Nawab-Schamseddin-Khan wurde von einer Seite gehängt, und von der andern haben diese Compagnieleute ihre Hüte abgezogen und Complimente gemacht; den Peschwah haben sie aus Puna fortgeschleppt und lebens-

*) Allen's „Indian Mail", 15. Dec. 1858.

länglich in Bithur eingesperrt; ihr Treubruch gegen Sultan Tipo ist weltbekannt; den Radschah von Benares haben sie in Agra gefangen gehalten. Unter dem Vorwande, die Länder des Häuptlings von Gwalior besser zu verwalten, haben sie dort englische Sitten eingeführt; von den Fürsten zu Bihar, Orissa und Bengalen haben sie auch keine Spur zurückgelassen; dem Fürsten von Ferrachabad gaben sie eine geringe monatliche Unterstützung und nahmen dafür seine Länder, Schahdschehanpore, Barilly, Azimghar, Dschunpore, Gorrakpore, Itawah, Allahabad und Fattihpore. Und wie ist es uns ergangen? Unter dem Vorwande der Zahlung von Rückständen haben sie einen großen Theil unserer alten Besitzungen weggenommen; sie schrieben im siebenten Artikel des Vertrags nieder und haben einen Eid darauf geleistet, daß sie uns nichts mehr nehmen wollen. Das sind alte Geschichten. Ganz neulich haben diese Engländer, im Widerspruch mit den Verträgen und den Eiden, und ungeachtet sie uns Millionen Rupien schuldig waren, ohne allen vernünftigen Grund, unter dem Vorwande der schlechten Regierung und der Unzufriedenheit unserer Völker, unser Reich und unser Eigenthum, im Werthe von vielen Millionen, weggenommen. Werden alle diese Maßnahmen der Compagnie aufrecht erhalten, wer könnte wol den leisesten Unterschied zwischen den jetzigen und den frühern Verhältnissen entdecken? Wäre unser Volk wirklich so unzufrieden mit Wadjid-Ali-Schah gewesen, weshalb ist es denn mit uns so zufrieden? Wahrlich, solcher Ergebenheit, solcher Aufopferung von Gut und Blut kann sich kein anderer Fürst rühmen. Was fehlt denn noch, daß sie uns unser Reich nicht zurückgeben?

„In der Proclamation steht geschrieben, daß die Königin keine Mehrung von Ländern bedarf, und doch können diese Engländer ihre Einfügungen nicht unterlassen. Hat die Königin wirklich die Regierung übernommen, warum gibt Ihre Majestät uns nicht unser Reich zurück, da unser Volk dieses wünscht? In Betreff der sogenannten Amnestie muß man wissen, daß kein König, daß keine Königin jemals eine ganze Armee, ein ganzes Volk wegen einer Empörung bestraft hat. Sie wurden alle begnadigt. Einsichtsvolle Leute müssen die Bestrafung der ganzen Armee, des ganzen Volks von Hindostan misbilligen. Solange dieses Wort Bestrafung bleibt, solange werden die Unruhen nicht aufhören. Man kennt die Sprichwörter: Ein Sterbender ist in Verzweiflung; die Tausende können unmöglich die Millionen angreifen und am Ende siegreich bleiben.

„In der Proclamation steht geschrieben, daß die christliche Religion die wahre ist, daß dessenungeachtet kein anderer Glaube unterdrückt und die Gesetze gegen alle unparteiisch ausgeübt werden sollen. Was haben die Gesetze, was hat die Verwaltung der Gerechtigkeit mit der Wahrheit oder Falschheit der Religion zu thun? Jede Religion ist wahr, welche einen einzigen Gott erkennt und keinen andern neben ihm. Wo sich aber in einer Religion drei Götter finden, die wird weder Muselman noch Hindu, ja nicht einmal der Jude, die Sonn- oder Feueranbeter für die wahre halten wollen. Sieht man, wie diese Engländer uns Schweineessen und Weintrinken lehren, in befettete Patronen beißen und Schweinefett mit Mehl und Süßigkeiten zu vermischen; sieht man, wie sie unter dem Vorwande, Straßen anzulegen, die Tempel der Hindu und Muselmanen einreißen, Kirchen bauen, Geistliche in Straßen und Bogengänge aussenden, um das Christenthum zu predigen; wie sie Schulen einrichten und dem Volke monatlich ein Stück Geld geben, um englisch und die englischen Wissenschaften zu erlernen, während die Bet- und Schulhäuser der Muselmanen und Hindu vollkommen vernachlässigt werden: wer könnte bei allen diesen Thaten und Vorkehrungen noch so thöricht sein zu glauben, daß diese Engländer nicht darauf ausgehen, unsere Religion zu vernichten? Die Empörung hat wegen der Religion begonnen, für ihre Religion sind Millionen in den Tod gegangen. Mögen sich unsere Unterthanen nicht täuschen lassen. Tausenden in den Nordwestlichen Provinzen hat man ihre Religion genommen, und Tausende haben sich lieber aufhängen lassen, als ihre Religion zu verleugnen.

„In der Proclamation steht geschrieben, daß nach Wiederherstellung des Friedens mit der Erbauung öffentlicher Werke, wie Straßen und Kanäle, begonnen werde, damit die Zustände des Volks gebessert würden. Man ersieht unschwer, wie diese Engländer den hindostanischen Völkerschaften keine andere Beschäftigung versprechen, als Straßen bauen und Kanäle graben. Wer nicht einsieht, was dies sagen will, dem ist nicht zu helfen. Möge sich keiner unserer Unterthanen durch diese Proclamation täuschen lassen!"

Das angloindische Reich am Ende der Empörung und die neuen Pläne.

Die Compagnie ist aufgehoben, die Empörung unterdrückt, und die Schwierigkeiten beginnen in einer Mannichfaltigkeit und Größe wie niemals vorher. Die angloindische Armee, vorzüg-

lich die europäische Abtheilung, mußte während der Rebellion zu einer außerordentlichen Höhe gesteigert werden. Gegen Mitte 1859 zählte man 431600 Mann aller Waffengattungen, wovon 110600 Europäer, 207765 einheimische Soldaten, überdies eine Gensdarmerie von 89829 Mann. Diese Armee, namentlich die große Anzahl Europäer — früher höchstens 40—45000 Mann — verschlang ungewöhnliche Summen. Vor der Rebellion betrug das Armeebudget 11—12 Millionen; im Jahre 1857—58 24 Millionen und 1858—59 25,849000 Pf. St. Mit dieser großen europäischen Armee in Hindostan hängt auch die sonst unbegreifliche außerordentliche Mehrung des Handelsverkehrs, jährlich an 2 Mill. Pf. St., zusammen; zum Theil auch mit den zahlreichen Eisenbahnbauten, welche Tausende von Arbeitern beschäftigten und beschäftigen. Die gute Löhnung setzt sie in Stand, mehr als früher geschehen, europäische Waaren anzukaufen. Die Handelsbewegung (nach Kror, Lakh und Rupien berechnet) betrug während der Jahre:

	Einfuhr.	Ausfuhr.	Summe.
1855—56	13,8708627	13,7520947	27,6229574
1856—57	14,7002315	14,6637449	29,3639764
1857—58	15,2145131	14,2407413	29,4552544
1858—59	15,4649766	15,2567555	30,7217321

In früherer Zeit war die jährliche Steigerung der Einfuhr von England nach Indien im Durchschnitt blos zehn vom Hundert, ein Verhältniß, welches sich jedoch schon im Beginne der funfziger Jahre viel günstiger gestaltete. Im Jahre 1850 war die Einfuhr in runder Zahl 5, 1854 10 und 1859 20 Mill. Pf. St. Die Ausfuhr aus Indien nach England ist seit 1854—59 von 10 auf 18 Millionen gestiegen. Bei allen diesen Angaben ist die Einfuhr an edeln Metallen nicht eingeschlossen. Sie betrug während der letzten fünf Jahre, 1855—60, ausschließend in Silber nicht weniger als 38,005698 Pf. St. Überdies ist eine große Summe dieses Metalls, 15,593750 Pf. St., in demselben Zeitraum nach China gegangen, im ganzen also nach Indien und China 53,593752 Pf. St., was, neben den außerordentlichen Goldfunden, ein vorzüglicher Grund der Silbertheuerung.

Die Einnahmen sind hinter den Ausgaben bedeutend zurückgeblieben. Im Rechnungsjahre 1856—57 betrugen die Einnahmen in Indien 31,691015 Pf. St.; die Ausgaben in Indien 28,079202 Pf. St., in England 3,529673, sodaß ein reiner Rest von 82140 Pf. St. geblieben. Im Jahre 1857 — 58 hatte man Ausgaben 40,226000 Pf. St., Einnahmen 31,706000, also ein Deficit von 8,520000. Im Jahre 1858—59 betrugen die Ausgaben 48,500000 Pf. St., die Einnahmen 33,800000, also ein Deficit von 14,700000. Der amtliche Voranschlag der indischen Staatsrechnung für 1859—60 ergibt eine Ausgabe von 46,131500 Pf. St., eine Einnahme von 33,850000, Deficit 12.500000 Pf. St.; dann für 1860—61: Ausgabe 46,000000 Pf. St., Einnahme 36,000000, wobei demnach ein endloses Deficit, eine endlose Mehrung der Staatsschuld in Aussicht gestellt wurde. Die Zahlen der indischen Budgets sind jedoch nicht zuverlässig und bei einzelnen Angaben gar sehr verschieden, was eine stehende Klage in der indischen Presse und im englischen Parlament abgibt. Die indische Schuld betrug am 30. April 1857 (die Rupie zu 2 Sh. gerechnet) 59,462000 Pf. St. und deren Verzinsung 2,525000 Pf. St. Zwei Jahre später, 30. April 1859, waren die Schuld auf 81,580000 Pf. St. und die Zinsen auf 3,564000 Pf. St. gestiegen. Bis Ende 1860 berechnete der indische Minister, Sir Charles Wood, in einem dem Unterhause erstatteten Berichte (1. Aug. 1859) die Schuld in Indien und England auf 95,856000 Pf. St. und die Zinsen zu 3,900000 Pf. St., die Zinsenbürgschaft für Eisenbahnen nicht mitgerechnet. Die indische Schuld hat sich aber in Wahrheit als viel höher erwiesen. Ende 1860 betrug sie 97,851807 Pf. St., wofür an Zinsen 4,461029 Pf. St. bezahlt wurden. Seit dieser Zeit sind einige neue Anleihen von 7—8 Millionen hinzugekommen! Bei alledem ist die Finanznoth derart, daß das Silberzeug des Oberstatthalters zu Kalkutta, welches Staatseigenthum ist, in die Münze gesandt und durch ein anderes wohlfeileres Metall ersetzt wurde.

Die in Vorschlag gebrachten, in der Ausführung begriffenen und vollendeten Eisenbahnen und Bahnstrecken hatten gegen Mitte 1859 eine Länge von 8000 (englischen) Meilen — das herrlichste Denkmal, welches sich die Briten in Indien errichten, die größte Wohlthat, welche sie dem indischen Volke einstens hinterlassen werden. Die Summen, welche die verschiedenen Compagnien für indische Eisenbahnen von 1849—53 zusammengebracht und bis auf einen geringen Rest ausgegeben haben, betrugen 23,250480 Pf. St., wofür sie während derselben Zeit 2,739453 Pf. St. an Zinsen gezogen haben. Man baut in Hindostan verhältnißmäßig sehr

wohlfeil. Während die Meile in England durchschnittlich 39275 Pf. St. kostet und in Amerika 8275, braucht man in Indien blos 8253 Pf. St. In demselben günstigen Verhältniß sind auch die Betriebskosten, welche sich überdies regelmäßig vermindern mit der Länge der Bahn. Allem Anschein nach steht dem indischen Eisenbahnwesen eine große Zukunft bevor; jetzt schon tragen einzelne Bahnstrecken einen Gewinn von 6—7 Proc. des Anlagekapitals. Sind einst die projectirten Bahnen vollendet und eine Anzahl Zweigbahnen eröffnet, so werden Dividenden und Gewinste erzielt werden von einer kaum geahnten Höhe. Dasselbe gilt von den elektrischen Telegraphen, deren Erträgnisse sich, im Verhältniß zur Herabsetzung des Preises, mit jedem Jahre mehren.

In den großen, mit jedem Jahre sich voraussichtlich steigernden Nöthen nahm die Regierung zu Finanzmaßregeln ihre Zuflucht, welche unerhört sind im Morgenlande. Die Steuerlast beruhte bisjetzt beinahe ausschließend auf dem Grundbesitze. Von der reinen Einnahme im Jahre 1855—56 mit 28,812097 Pf. St. betrug die Landsteuer 17,817299 Pf. St.; die andern Klassen des Gemeinwesens, Gewerbs- und Kaufleute, Actiengesellschaften, Bankiers und Kapitalisten, haben in unmittelbarer Weise nichts zu den Staatsbedürfnissen beigetragen. Diesen Misstand wollte die Regierung für die Zukunft aufheben. Stempeltaxen, Opiumaufschlag, Erhöhung der Eingangszölle, Gewerbs- und Einkommensteuer wurden zur Ausführung vorbereitet und letztere, bereits mit einem Einkommen von 24 Pf. St. beginnend, so hoch gegriffen, daß vom Pfund Sterling 7 Sh. oder 35 Proc. bezahlt werden sollten — eine Steuerqual, wie sie wol höchst selten vorkommt in civilisirten Staaten. Auf solche Weise hoffte man die Einnahmen um 4—6 Millionen zu mehren, im Verlauf der Zeit selbst ein annäherndes Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben zu erzielen und die Baarsendungen von England nach Indien zu mindern, wenn die mittels des englisch-chinesischen Vertrags zu Tientsin (26. Juni 1858) bedungene Freigebung des Opiumgeschäfts im Mittelreiche nicht neue Verlegenheiten bereitet. Durch die Ausfuhr des Opiums erzielte die indische Regierung im letzten Rechnungsjahre (1858—59) eine Einnahme von 7,056630 Pf. St., wovon aus China allein 6,505586 Pf. St. Jetzt und schon früher hat man aber auch viel Opium in China gewonnen. Würde der Anbau des Mohns von den Mandarinen befördert und eine feinere Zubereitung vorgenommen, so könnten die Einfuhr und hiermit die Erträgnisse des indischen Schatzamts bedeutende Schmälerungen erleiden.

Von nicht geringerer Wichtigkeit als die Ordnung der Finanzen ist die neue Organisation der Kriegsmacht. Die ersten und erfahrensten Offiziere wurden (15. Juli 1858) in London zu einem Ausschuß vereinigt, um über die künftige Weise und Stellung der angloindischen Armee ihre Ansichten auszusprechen und der Regierung bestimmte Anträge zu machen. Die Berathungen und Ergebnisse dieses Ausschusses, niedergelegt in einem umfangreichen Blauen Buche, erstreckten sich über alle Verhältnisse, Zustände und Neigungen der indischen Bevölkerung. Eine Menge hierauf bezügliche Berichte und Denkschriften sind hinzugefügt. Lehrreichere, wichtigere Stoffe, in indischer Beziehung, werden kaum in irgendeinem andern Werke besprochen und mitgetheilt. Wir müssen uns auf die wichtigsten Ergebnisse beschränken.

Eine größere europäische Armee, erklären die Mitglieder des Ausschusses, ist künftig nothwendig, wenigstens 80000 Mann, wovon 50000 für Bengalen, 15000 für Madras und 15000 für Bombay. Das einheimische Heer, Reiterei und Fußvolk, dürfe in keinem stärkern Verhältnisse sein, wie 2 : 1 in Bengalen, wie 3 : 1 in Madras und Bombay. Die Artillerie bestehe durchgängig in Europäern. Nur da wo Stationen des Klimas wegen den Europäern sehr nachtheilig, seien Ausnahmen gestattet. Die einheimische Polizeimannschaft oder Gensdarmerie könnte dem Reiche ebenfalls gefährlich werden. Ihre militärische Einrichtung, welche jetzt der regelmäßigen einheimischen Armee gleicht, möge deshalb nur insoweit gestattet sein, als nothwendig zur Erhaltung der Disciplin.

Die angloindische Armee, sowol die europäische wie die einheimische Abtheilung, müsse, wie bisjetzt geschehen, auch in Zukunft von dem übrigen britischen Heere vollkommen getrennt bleiben. Eigenthümliche klimatische und ethnographische, religiöse und politische Zustände machen dies unbedingt nothwendig. Wie könnte man auch eine größere Anzahl Offiziere, bekannt mit den Landesgewohnheiten und Sprachen, ohne die größten Nachtheile plötzlich mit andern, mit unerfahrenen Leuten ersetzen? Obgleich diese Trennung der indischen Armee in zwei streng gesonderte Abtheilungen nur von einer Minorität des Ausschusses in Vorschlag gebracht wurde, so glaubte man doch, sie werde beibehalten werden. Es sprachen dafür die Natur der Sache und die größten Autoritäten in den angloindischen Angelegenheiten: James Outram, John

Lawrence, Ellenborough, Canning, die Befehlshaber der Armeen von Madras und Bombay, der indische Kriegsminister und viele erfahrene Generale und Obersten. Die Regierung hat aber dessenungeachtet, wie man sehen wird, der Majorität des Ausschusses zugestimmt und die Amalgamation der angloindischen Armee mit dem übrigen britischen Heere vorgenommen.

Die einheimische Armee, so fährt der Ausschuß fort, möge künftig aus den mannichfaltigen Nationalitäten und Kasten bestehen, derart, daß selbst in jedem Regimente ein gleiches numerisches Verhältniß dieser Verschiedenheiten stattfinde. Und alle diese Sipahis von Bengalen, Madras und Bombay sollen blos für den allgemeinen Dienst angeworben werden, sodaß man sie, wohin immer die Umstände es erheischen, entsenden könne. Die einheimische Cavalerie sei vorzüglich eine irreguläre, hierzu seien die Eingeborenen am besten geeignet. Ihre Uniform müsse der indischen Landestracht näher gebracht werden. Die wissenschaftlichen Stellen im Heere sollen blos Europäern zukommen, nur möge ein eingeborenes Pioniercorps herangebildet werden, um die europäischen Sappeurs der Arbeiten zu entheben, welche des Klimas wegen nachtheilige Folgen bringen. Die Macht der commandirenden Offiziere werde derart erweitert, daß sie zu Corporalen und andern untergeordneten Stellen erheben können. Nicht der längere Dienst, wie bisjetzt geschehen, sondern Tüchtigkeit und Auszeichnung seien der Maßstab zum Avancement. Die Sitte, europäische Offiziere aus ihren Regimentern zu andern Geschäften abzurufen, brachte mannichfachen Nachtheil. Sie möge künftig unterbleiben, und man solle für besondere Dienste einen eigenen Stab einrichten.

Die Einrichtungen, welche getroffen werden könnten und müßten, um die indischen Völkerschaften mit der britischen Regierung auszusöhnen, bilden eine andere, eine noch größere Schwierigkeit als die Herstellung des Gleichgewichts im Staatshaushalte und die Umgestaltung der Armee. Im Grunde hängen alle diese Aufgaben zusammen. Nur durch Minderung der Armuth, durch Eröffnung der im Lande verborgenen reichen Hülfsquellen werden die Völker Hindostans den an sie gestellten Forderungen genügen und die Fremdherrschaft mit geringerm Hasse ertragen können. Um diese Ziele zu erreichen, sind gar abenteuerliche Vorschläge, in Indien wie in England, zu Tage gekommen. Selbst kundige Leute sprachen sogar von Rückgabe einer Anzahl weniger einträglicher Gemarkungen Hindostans an einheimische Fürsten. Hiermit würde aber ohne Zweifel die oberherrliche Würde und Macht Großbritanniens nicht blos in Asien, sondern allenthalben beschädiget sein! Und wer sollte denn Friede und Ordnung in diesen neuerrichteten Fürstenthümern bewahren? Ist dies den alten angestammten Fürsten, dem Nisam, Sindhia und Holkar kaum möglich, wie könnten die neuen von England eingesetzten Lehnsleute diesen in Hindostan zu allen Zeiten so schwierigen Aufgaben genügen? Andere wünschten die Begründung zahlreicher englischer Colonien in Hindostan, vorzüglich mittels großer Landschenkungen. Sie bedachten oder wußten nicht, daß bereits alle einträglichen fruchtbaren Ländereien ihre Herren haben, und daß Europäer, schon wegen der geringen Arbeitslöhne, mit den Einheimischen nicht wetteifern können. Weitere, in den klimatischen Verhältnissen begründete Nachtheile sind überdies in Menge vorhanden. Wohlhabende Leute werden niemals nach Indien übersiedeln, um dort zu bleiben. Die Beamten gehen hoher Besoldungen wegen dahin, und suchen sobald als möglich mit Ersparnissen und Pensionen nach der Heimat zurückzukehren.

Gelehrte Staatsmänner haben die ganze Weltgeschichte durchforscht, vorzüglich das Römerwesen, um nachahmungswürdige Beispiele zur Regierung auswärtiger Besitzungen aufzufinden. Man glaubte mit einigem Grunde, in der römischen Provinz Ägypten Verhältnisse nachweisen zu können, ähnlich denjenigen der Briten in Hindostan. Ägypten hatte eine dichte Bevölkerung; seine staatlichen und bürgerlichen Institutionen waren eigenthümlich, sehr alt und ehrwürdig; ihre Besonderheiten übten großen Einfluß auf die Ansichten und Einbildungskraft der Einheimischen wie der Fremden. Die Ägypter waren verschieden in Herkunft und Farbe von allen andern Unterthanen des Römischen Reichs, waren erregbarer und unruhiger Weise. Unter der Herrschaft religiöser Vorurtheile und fanatischer Aufregungen ließen sie sich zu den sonderbarsten Launen und gewaltigsten Ausbrüchen hinreißen. Mild, geduldig und verständig bei gewöhnlichen Zuständen, konnte der Ägypter, von der Wuth religiösen Grolls ergriffen, morden, peinigen und seinen Gegner zerfleischen. Man erkennt leicht an allen diesen Eigenthümlichkeiten eine gewisse Übereinstimmung der ehemaligen Bevölkerung der Nilgegenden und der heutigen Bewohner Hindostans. Das Land Ägypten mußte demnach in anderer Weise regiert werden wie die westlichen und östlichen Eroberungen, welche theils von ganzen oder Halbbarbaren, theils von civilisirten und verweichlichten Völkerschaften bewohnt waren. In Ägypten sind die Römer von ihrer herkömmlichen, gewohnten Weise vollkommen abgegangen. In den Gemarkungen

des Nil haben sie keine Ansiedelungen begründet; es durften sogar römische Bürger ohne besondere Erlaubniß sich in Ägypten nicht niederlassen; die Regierung hing einzig und allein vom Kaiser ab und der Senat hatte keinen Antheil daran; die Eingeborenen lebten ungehindert fort in ihren hergebrachten Gebräuchen und ererbtem Aberglauben. Die zahlreiche römische Garnison war blos auf Erhaltung der Ruhe im Lande angewiesen. In Ägypten wurde nicht einmal der Versuch gemacht, was sonst mit so großem Erfolge geschehen, die beiden von Grund aus so verschiedenen Rassen, die Eroberer und Unterworfenen, zu vermischen. Die Römer haben weder die gesunkenen Ägypter zu sich emporgehoben, noch sich selbst zu ihnen hinabgelassen. Beide Völker lebten in vollkommener Trennung nebeneinander. Die Gebieter begnügten sich mit einem starken Tribut und suchten auch in anderer Weise so viel als möglich aus dem Lande zu ziehen. Ähnliche Zustände haben in Indien ähnliche Stellungen hervorgerufen. Die Compagnie hatte früher ihre Eroberungen regiert, gleichwie die Römer Ägypten. Während der letzten Jahre, fuhren solche Staatsmänner und Lobredner der Compagnie fort, kamen theils in England, theils in Indien selbst andere fremdartige Einflüsse zur Geltung; die herkömmlichen weisen Normen der Compagnie mußten den Bekehrungsversuchen zur westlichen Bildung und dem Christenthum weichen. Dies der Grund aller früher vereinzelten Aufstände, der allgemeinen Misstimmung und der Rebellion in unsern Tagen. „Das einzige Mittel, unsere indischen Besitzungen zu behaupten und sie zu unserm Vortheil auszubeuten, heißt: unbedingte Rückkehr zur frühern Regierungsweise, zum Compagnieregiment."

Solcher großartigen Selbstsucht sind die Edlern unter dem britischen Volke mit Entschiedenheit entgegengetreten. „Die Vorsehung", sagten und sagen sie, „hat uns als die Beherrscher der vielen Millionen eingesetzt, um diese Millionen aus der tausendjährigen Erniedrigung emporzuheben, damit sie einstens als ebenbürtige Glieder in den weltumspannenden Reigen civilisirter Völker eintreten mögen. Je schwerer unsere Aufgabe, desto mehr müssen wir alle unsere Kräfte sammeln; wir müssen künftig Einrichtungen treffen, mehr nach dem Sinne und Herkommen der Orientalen, als bisjetzt geschehen, damit wir die Aňaten uns geneigter machen, sie zu uns herüberziehen. Hüten wir uns vor der rohen Übertragung unserer Gesetze und Sitten, bevor noch der Boden hinlänglich gelockert, um den Samen aufzunehmen. Vor allem müssen die nach Indien gehenden Landsleute von ihrem hohen Berufe, dort Humanität und Bildung zu verbreiten, durchdrungen sein. Sie müssen in dem Hindu wie im Muselman den Menschen achten und ehren. Unsere Landsleute müssen suchen die Einheimischen zur höhern Stufe europäischer Gesittung emporzuheben, um dann am Ende den Samen des erleuchteten Christenthums ausstreuen zu können." In welcher Weise dies geschehen könne, über die Stellung der Missionare zur Bevölkerung und der Regierung zum Christenthum, darüber wollen wir einen denkenden und scharf beobachtenden Hindu sprechen lassen. Möge das englische Volk zu seinem eigenen Wohle, zum Wohle Hindostans und des ganzen Morgenlandes diese in Form eines Zwiegesprächs zwischen einem Engländer und einem Hindu niedergelegten schwerwiegenden Worte beachten und hiernach handeln.

Das Christenthum und die europäische Civilisation im Morgenlande.

„Wahr ist es", läßt der Hindu einen Engländer sprechen, „von Beginn ist dies meine Überzeugung gewesen. Die Regierung handelte thöricht, den Eingeborenen auch nur Vorwand zum Verdacht zu geben, daß sie sich in die Religion mischen wolle. Jene maßlose Duldung der Missionare, jene unbeschränkte Verbreitung religiöser Tractate, der unverständige Eifer vieler Regierungsbeamten, welche die Sache der Mission förderten und den Missionaren ihre offene Unterstützung liehen, endlich der Umstand, daß die Regierung selbst an den Missionsschulen fördernden Antheil nahm — dies alles ist sehr zu beklagen."

„Hierüber, mein Herr", erwidert der Hindu, „sind Sie im großen Irrthum. Kein Europäer kann sich eine richtige Vorstellung machen vom Unterschied zwischen den Vorurtheilen eines Hindu in Betreff der Kaste und der Religion. Geben sie einem gelehrten Hindu etliche Goldstücke, und er wird ohne Scheu ein Buch zur Widerlegung seiner eigenen Religion schreiben. Aber reichen Sie ihm ein Glas Wasser, das Sie vor seinen Augen berührten, und wäre es auch nur mit einem 100 Fuß langen Stock, er wird das Wasser nicht trinken, und böten Sie ihm 1000 Goldstücke! Wenige Nationen sind so gleichgültig in Sachen der Religion als die Hindu. Ihre Religion hat größere und zahlreichere Umwandelungen erfahren als das Christenthum. Es ist abenteuerlich zu glauben die Engländer seien gehaßt ihrer Religion willen. Die Muselmanen glauben, der kürzeste Weg zum Himmel sei, einem Hindu den Hals abzuschneiden, heilige Tempel

zu zerstören oder am muselmanischen Festtage eine Kuh zu tödten. Und dennoch werden sie von den Hindu verehrt! Selbst die Mohammedaner hassen die Engländer nicht blos wegen ihrer Religion. Die Bibel wird im Koran höher gestellt als der Koran selbst; Moses und Jesus werden darin nicht weniger mit Achtung genannt als Mohammed; dessenungeachtet ist ihr Haß gegen die Christen, gegen die Leute des Buchs tiefer und unauslöschlicher als gegen die götzendienerischen Hindu. Ja, würden die Engländer an die Sendung Mohammed's, oder die Heiligkeit des Weda glauben, ohne Änderung in ihrem Benehmen, meinen Sie, ihre Nation könnte unter den Völkern Indiens populär werden? Niemals. Nicht Religion, sondern der Mangel an Religion ist es, was soviel Unheil über dieses Land gebracht hat. Das Volk weiß, daß seine Regierung eine christliche ist; nun, so handele sie auch offen und ehrlich als eine wahrhaft christliche. Daran wird sich das Volk nie stoßen; es wird solches nur bewundern. Wer könnte Religion verabscheuen? Es steht in euern eigenen Büchern, jedermann solle seine eigene Religion ehren. Lassen Sie Tausende von Missionaren kommen, ihre Religion zu predigen; senden Sie 10000 Schullehrer auf Kosten der Regierung; der Generalgouverneur vertheile selbst Hunderttausende von Bibeln; das Volk wird sich nicht beklagen, obschon es lachen und spotten mag. Aber nehmen Sie sich wohl in Acht, nicht an der Kaste zu rütteln. Hüten Sie sich, daß in den öffentlichen Gefängnissen Eingesperrte Speisen essen müssen, welche von andern zubereitet worden sind; hüten Sie sich, daß die Sipahis Schweine- oder Rinderfett mit den unglückseligen Patronen zum Munde führen müssen. Ich meine, dergleichen Dinge hätten doch nichts mit der christlichen Religion zu schaffen."

Engländer: „Ihre Leute haben sich geweigert, Civilisation anzunehmen."

Hindu: „Bitte um Verzeihung, mein Herr. Sagen Sie mir doch, wo hat die britische Regierung, wenn sie einen Versuch zur Bildung des indischen Volks machte, dies rein des Zweckes willen gethan? Nehmen Sie eine Provinz, welche Sie wollen, und lassen Sie uns sehen, was für die Civilisation seiner Bevölkerung geschehen. Nehmen Sie Benares, eins der schönsten Länder Indiens mit einer Bevölkerung von 10 Millionen, wo die Regierung jährlich ein Einkommen von 12 Mill. Rupien erhebt. Diese Provinz ist seit 1775 in euern Händen. Was habt ihr gethan, um diese Bevölkerung, den funfzehnten Theil von ganz Indien, zu civilisiren?"

Engländer: „Befindet sich zu Benares nicht eine höhere Lehranstalt, eine prachtvolle Lehranstalt?"

Hindu: „Ja wohl, eine befindet sich dort. Und wissen Sie nicht, daß der pensionirte Radschah von Benares das Geld zur Errichtung aus seiner eigenen Tasche hergegeben hat? Glauben Sie im Ernste, eine einzige Anstalt reiche hin, um 10 Mill. Menschen zu civilisiren? Wenden Sie den Blick nach der anstoßenden Provinz Allahabad, welche Benares fast gleichkommt an Größe. Können Sie mir dort auch nur eine einzige Schule aufweisen, die von der Regierung gegründet wäre?"

Engländer: „Ist nicht seit dem berühmten Unterrichtsdecret der Ostindischen Compagnie (1854) etwas für Errichtung von Dorfschulen und den Volksunterricht geschehen?"

Hindu: „Ja, seit jenem Decrete allerdings! Aber was haben Sie vorher, während eines Jahrhunderts gethan? Und sagen Sie mir, hat man je an Unterricht und Bildung der Sipahis gedacht? Konnten diese eingeborenen Soldaten nicht innerhalb eines oder zweier Monate das Alphabet lernen, ihre vielen müßigen Stunden mit Lesen nützlicher und lehrreicher Bücher ausfüllen und daraus einen Schatz allgemeiner Kenntniß sich erwerben? Wäre es diesen Sipahis je eingefallen in Aufstand auszubrechen, hätten sie nur eine schwache Kenntniß von den Hülfsquellen Englands gehabt? Wäre ihnen eingefallen, die Regierung wolle sie durch die Patronen zum Christenthum bekehren, wenn sie die oberflächlichste Kenntniß der Grundsätze euerer Religion gehabt hätten? Können Sie von diesen Sipahis, von diesem Volke, welches so jämmerlich unwissend, daß es sich unter der Ostindischen Compagnie eine alte Dame vorstellt, welche die Zügel der Regierung Indiens führt — können Sie da etwas anderes erwarten, als was jetzt in der allgemeinen Verwirrung und Verstörung zu Tage liegt? Ich hoffe, daß, wenn man wieder eine eingeborene Armee bildet, sie nur unter solchen Bedingungen angeworben wird, wonach jeder Fußgänger monatlich vier Annas und jeder Reitersmann eine Rupie von seiner Löhnung entrichte zur Bestreitung einer Regimentsschule und einer Regimentsbibliothek, bis die Sipahis mittels Prüfung gezeigt haben, daß sie fließend und richtig das indische Alphabet lesen und schreiben können. Einsichtsvolle und gebildete Feinde sind viel weniger gefährlich als ungebildete und unwissende Freunde. Das Emporkommen und der Untergang einer Nation hängt an der Beschaffenheit der Bildung, die sie erhält. Das Geschick einer Nation, wenigstens auf

einige Generationen hinaus, kann leicht vorausgesetzt werden, wenn man nur die Beschaffenheit und den Grad ihres Bildungsstandes kennt. Trotz aller Decrete und Erlasse des Directorenhofs war von der Regierung für unsere ganze Provinz Benares kaum Nennenswerthes zum Behufe des Volksunterrichts zu erhalten. Wenn auch das neue Unterrichtsgesetz in volle Wirksamkeit treten sollte, und man alle Missions- und Privatschulen dazunimmt, so käme doch von der gesammten schulfähigen Jugend nur einer auf 48, oder nur ein Knabe auf 400 Einwohner, welcher irgendeine Schulbildung erhielte."

Die Entgegnung des Engländers, daß es Sache und Pflicht der Eingeborenen selbst sei, für Erziehung und Unterricht ihrer Kinder zu sorgen, gibt dem Hindu Gelegenheit, über den wenig verstandenen Unterschied zwischen englischen und indischen Zuständen und Volksanschauungen sich näher zu erklären. Er sagt:

„Das ist der alte Irrthum, daß ihr Herren immer und immer glaubt, englische Ideen und Anschauungen ohne weiteres auf dieses Land übertragen zu können. Es fällt mir wirklich sehr schwer, Ihnen die Bedürfnisse Indiens klar zu machen. Dieses Landes Volk, gewohnt von seinen Herrschern Werke der Wohlthätigkeit, des öffentlichen Unterrichts und Nutzens zu erhalten, ist ganz erstaunt zu vernehmen, wie die Regierungsbeamten fortwährend, bald unter diesem bald unter jenem Namen, freiwillige Sammlungen anstellen. England sendet eine Armee nach dem Orient, um der Türkei gegen Rußland beizustehen; sofort sollen die Eingeborenen von Indien zum patriotischen Fonds beisteuern. Dieser Beamte will ein Krankenhaus errichten; gleich sollen die Eingeborenen Beiträge unterzeichnen. Jener kommt und will eine steinerne Treppe, die zum Fluß hinabführt, bauen; die Eingeborenen müssen in die Tasche greifen und mithelfen. Ein dritter will ein Asyl, eine Bibliothek oder Schule, einen Teich oder Brunnen, ein Gemälde, eine Statue stiften. Da soll das Volk alsbald Beiträge zeichnen. Wahr, es fällt den Unterzeichnern nicht schwer die Summen zu zahlen, aber alles das ist gegen unsere Sitten und Anschauungen, deshalb höchst widerwärtig und anstößig. Solches Benehmen setzt die Regierung in den Augen der Bevölkerung herab. Ihre Beamten mögen doch endlich einmal mit den Subscriptionslisten aufhören; die Regierung sorge selbst für Schulen und wohlthätige Zwecke."

„Hilf Gott!" ruft der Engländer aus, „wo soll das Geld herkommen? Die Regierung ist ja ohnehin beinahe bankrott."

„Mein Herr", entgegnet der Hindu, „24—25 Mill. Pf. St. sind nie in die Schatzkammern irgendeines Padischah oder Maharadschah geflossen. Reichen diese bei Ihnen nicht zu, so ist das euer Fehler. Macht gründliche Ersparnisse, stellt überflüssige Abgaben ab, hebt unnöthige Anstalten auf, setzt überschwengliche Gehalte herab und macht das Volk glücklich! Die Hülfsquellen Hindostans sind unerschöpflich. Mit einiger Unterstützung von euerer Seite werden die Eingeborenen im Stande sein noch mehr aufzubringen und alles zu zahlen, was ihr nöthig habt!"

„Die königliche Regierung sollte jetzt zur Weihe des neuen unmittelbaren Regiments in allen Städten und Dörfern Volksschulen errichten für Erlernung der einheimischen Sprachen und Mundarten. Die englische Sprache bilde den vorzüglichsten Gegenstand des Unterrichts; dann Geographie, Geschichte und Arithmetik. Der Religionsunterricht bleibe den einheimischen Geistlichen, den Brahmanen und Mullahs, den Missionaren und Kaplanen überlassen. Diese Schulen mögen von den allgemeinen Landeserträgnissen, von Kreis- und Bezirksumlagen, von gewissen Stadt- und Dorfgefällen unterhalten werden. Die Ältern sollen kein Schulgeld zahlen. In diesen Regierungsanstalten werden Kinder aller Religionen, Sekten und Kasten aufgenommen, welche nebeneinander sitzen und miteinander verkehren. Gleicher Rechte mögen der Christ und Muselman sich erfreuen, der Sudra, Brahmane, Weissja und Kschatrija, sowie die andern tausenderlei Abtheilungen dieser Kasten. Vielleicht wäre es möglich Schulzwang einzuführen, sind nicht andere Mittel zu ersinnen, um die Ältern zu vermögen ihre Kinder in die Schule zu schicken. Die Lehrbücher müßten den wissenschaftlichen Anforderungen unserer Tage entsprechen. Die brahmanischen Abenteuerlichkeiten in Betreff des Erdbaues, der sechs Milchmeere, der sieben Inseln u. dgl. dürfen, wie noch vor kurzem geschehen*), nicht mehr berücksichtigt werden. Neben diesen Regierungsschulen können die der Missionare fortbestehen und ihnen volle Freiheit gewährt werden. Hier darf und soll die christliche Religion, alle auf ihr beruhenden Lehren der Moral und Menschlichkeit, Hauptgegenstand des Unterrichts bilden. Die

*) A. Duff, „The Indian rebellion", S. 310, 361.

tüchtigsten Männer unter den Angloindiern der Gegenwart, Sir John Lawrence, Herbert, Edwards und der kenntnißreiche ausgezeichnete Missionar Alexander Duff wollen noch weiter gehen. Auch in den Regierungsschulen sollte die Bibel eingeführt und das evangelische Christenthum gelehrt werden. Dies scheint nicht nothwendig. Man möge es bei dem Unterrichte in der europäischen Wissenschaft — sie ist die sicherste, die beste Vorbereitung zum Christenthum — bewenden lassen. Überdies gibt solche Mäßigung der angloindischen Regierung ein Anrecht, alle Beiträge zu religiösen Zwecken, welche jetzt den Muselmanen und Hindu gereicht werden, aufzuheben. Eine vollkommene Trennung des Staats von der Religion, wie Gesetz ist in Amerika*), werde ausgesprochen. Der Staat ist neutral; er kennt keinen Cultus, keine Religion, keine Sekten. Gotteshäuser zu bauen und zu erhalten, Geistliche zu bezahlen und die Unkosten der Processionen zu bestreiten, bleibe den Gläubigen überlassen. Der Staat entziehe alle hierauf bezüglichen Leistungen. Freilich müßte dann auch die christliche Geistlichkeit, namentlich die anglikanischen Bischöfe, ihre starken Besoldungen aufgeben. Der Erzbischof von Canterbury und die andern Würdenträger in England, die frommen Lords und die eifrigen Gemeinen könnten leicht die indische Geistlichkeit schadlos halten. Daß sie es thun, dafür bürgt wol ihr christlicher Eifer, wie er sich kund gibt in so vielen Versammlungen."

So weit der Hindu, dem es, wie man sieht, nicht an Kenntnissen fehlt, welche er bald mit starken Seitenhieben, bald mit feiner Ironie vorzutragen versteht.

Eisenbahnen und Telegraphen in und nach Indien.

Die Plane zum Bau indischer Eisenbahnen gehen bis zum Jahre 1845 zurück, wo man zuerst daran dachte, eine „Ostindische" und eine „Großindische-Halbinsel-Compagnie" zu gründen. Ende 1860 waren bereits zehn Compagnien dafür vorhanden, die einen Bahnkörper von 4917 Meilen errichten sollen. Hierzu kommt die regelmäßige Dampfschiffahrt auf dem Indus, von Kotri nach Multan, eine Strecke von 570 Meilen, welche der Sindh-Gesellschaft übertragen ist. Die größte ist die Ostindische Gesellschaft. Nach dem Voranschlag bedarf sie ein Kapital von 19 Mill. Pf. St. Die kleinste ist die Kalkutta- und Südöstliche Gesellschaft, mit einem Kapital von 250000 Pf. St. Die Summe von 34,133000 Pf. St. ist unter Zinsbürgschaft von seiten der angloindischen Regierung theils zu 5, theils zu $4\frac{1}{2}$ Proc. bewilligt. Den ganzen Bedarf für alle bestehenden Gesellschaften hat man aber gleich anfangs viel höher, auf 52,430000 Pf. St. berechnet. Auch mit dieser Summe würde man indeß, wie sich jetzt herausstellt, nicht reichen, wären auch die Bahnen während der Rebellion nicht zu großem Schaden gekommen. Es mag vielen Schwierigkeiten unterworfen sein, die fehlenden Geldmittel aufzubringen; die Regierung wird aber und darf am Ende ihre Hülfe nicht versagen. Bis zum Beginn des Jahres 1861 waren bereits 34,500000 Pf. St. aufgenommen, wovon nur 625971 Pf. St. in Indien. Diese hohen Summen sind jedoch theils gleich anfangs in England geblieben, theils mittelbar für Arbeitslohn, Frachten u. s. w. nach England zurückgeflossen. So wurden von jeder Million allein für Eisen gegen 550000 Pf. St. im Mutterlande ausgegeben. Es verdient bemerkt zu werden, daß unter den bei den indischen Eisenbahnen angestellten Europäern das Verhältniß der Sterblichkeit blos 2,9 Proc. war, während die Sterblichkeit bei der europäischen Armee in Indien zu Friedenszeiten auf 6 Proc. steigt. Die mittlere Zahl der Passagiere auf die Meile Eisenbahn betrug in Indien im Jahre 1859: 6533 Personen. Die Erträgnisse sämmtlicher eröffneten Bahnstrecken beliefen sich in demselben Jahre auf 402960 Pf. St., während die Betriebskosten blos 187065 Pf. St. betrugen. Es sind also 215895 Pf. St. reiner Gewinn im Jahre 1859 erzielt worden. Dies reichte zur Zahlung der verbürgten Zinsen. Die Regierung hatte für die eröffneten Strecken keine Zahlung zu leisten, wol aber für die erst im Bau begriffenen Bahnen. Große Gewinste von Kohlentransporten stehen in Aussicht. Die Kohlenfelder Indiens sind äußerst ergiebig; nur der theuere Transport steht dem Verbrauch dieses Feuerungsmittels entgegen. Sobald die Eisenbahnen diesem Übelstand durchgängig abhelfen, wird

*) Der protestantische Geistliche Roger Williams, der Gründer von Rhode-Island, ist der erste, welcher in Amerika (1636) und wol in der ganzen Weltgeschichte folgende Grundsätze aufstellte und durchführte: „Alle Menschen haben vollkommene Freiheit der Meinung und des Gottesdienstes, Hindu, Juden, Papisten, Atheisten, Türken und Christen; Könige und Beamte haben keine andere Gewalt als die ihnen vom Volk übertragene; die souveräne Macht in bürgerlichen Angelegenheiten beruht einzig und allein auf der Volkszustimmung." Die erste allgemeine Versammlung zu Rhode-Island (1647) schließt ihr Gesetzbuch mit folgenden Worten: „Jeder mag in religiösen Dingen nach dem Gebote seines Gewissens handeln." Vgl. Ch. W. Elliot, „The New-England history" (Neuyork 1857), I, 211. 227.

aus den Kohlenfeldern Indiens eine neue Quelle des Reichthums nach verschiedenen Richtungen fließen.

Nachfolgende Tabelle zeigt, wann die verschiedenen Compagnien ihre Freibriefe erhielten, wie viel Geld sie, nach dem ersten Anschlag, bis zur Vollendung ihrer Aufgabe bedürfen sollten.

Eisenbahncompagnien:	Datum des Freibriefs:	Voranschlag:
Ostindische (Haupt- und Nebenlinien) .	1. Aug. 1849	19,000000 Pf. St.
Madras (Haupt- und Nebenlinien) . .	14. Jan. 1853	8,500000 „ „
Großindische Halbinsel	1. Aug. 1849	12,000000 „ „
Sindh	2. Juli 1855	1,400000 „ „
Pendschab	23. Aug. 1855	4,000000 „ „
Indusdampfflotte	23. Aug. 1857	280000 „ „
Bombay, Baroda und Mittelindien . .	2. Juli 1855	2,500000 „ „
Ostbengalische	1. Aug. 1857	2,500000 „ „
Kalkutta und Südöstliche	3. Juli 1857	250000 „ „
Großsüdliche von Indien	2. Aug. 1858	2,000000 „ „
		52,430000 Pf. St.

Folgendes sind die Aufgaben einer jeden Compagnie und die Länge der Linien, welche sie zu vollenden haben.

Ostindische Eisenbahncompagnie: Bau und Betrieb der Bahnen von Kalkutta nach Delhi und von Allahabad nach Dschabbalpore. Bahnlänge im ganzen 1338 Meilen.

Madrasbahn: Bau und Betrieb einer Hauptbahn von Madras nach der Westküste bei Beypore, mit verschiedenen Zweigbahnen nach Bangalore und den Nilgherris oder Blauen Bergen; dann von Madras über Bellary zur Mündung in die Bombaybahn. Bahnlänge im ganzen 850 Meilen.

Großindische Halbinselbahn: Bau und Betrieb folgender Strecken, die alle in Bombay münden. Von Bombay über Kallian nach Dschabbalpore, zum Anschluß an die Ostindische Bahn von Allahabad, mit Abzweigungen nach Mahim uud Nagpore. Dann von Kallian über Punah und Scholapore nach Mudgal im Dekhan, zur Mündung in die Linie von Madras über Bellary. Bahnlänge im ganzen 1266 Meilen.

Bombay-, Baroda- und Mittelindische Bahn: Bau und Betrieb einer Bahn von Bombay über Surat und Baroda nach Ahmedabad. Bahnlänge 310 Meilen.

Sindh-Compagnie: Bau und Betrieb einer Bahn in Sindh, von Karradschi nach dem Flusse Indus bei Kotri. Bahnlänge 114 Meilen.

Pendschab-Compagnie: Bau und Betrieb von Bahnlinien im Pendschab, von Multan und Lahore nach Amritsir und von da nach Delhi. Bahnlänge im ganzen 490 Meilen. Überdies die Beschiffung des Indus mittels Dampfern zwischen Kotri und Multan, zum Anschluß an die Bahnen.

Ostbengalische Compagnie: Bahn von Kalkutta nach Kuschti am Ganges, mit Ausläufern nach Serajgandsche und Dacca. Bahnlänge 220 Meilen.

Kalkutta- und Südöstliche Bahn: Bau und Betrieb einer Linie von Kalkutta nach dem Hafen von Mutlah. Bahnlänge 29 Meilen.

Großsüdliche Compagnie von Indien: Bau und Betrieb einer Bahn von Negapatam nach Tritschinopoli, mit Zweigbahnen nach Salem und Tuticorin. Bahnlänge im ganzen 300 Meilen.

Die während der Empörung in vielen Gegenden abgebrochenen Telegraphen sind schnell wiederhergestellt worden. Sie arbeiten jetzt ungestört von einem Ende des angloindischen Reichs zum andern und liefern reichliche Erträgnisse. Nicht so die unterseeischen Telegraphen. Der Telegraph des Rothen Meeres von Suez über Aden nach Karradschi ward, gleichwie der von Europa nach Amerika, nach sehr kurzem Gebrauch untauglich befunden. So auch jener von Singhapore nach Java. Eine Privatdepesche aus Kalkutta vom 10. März 1860 ist erst am 16. März in London angekommen. Die gegenseitigen Begrüßungen zwischen den Generalstatthaltern von Niederländisch-Indien und dem angloindischen Reiche (24. und 25. Nov. 1859) sind die einzigen ganz verständlichen Depeschen gewesen auf der Linie von Singhapore nach Batavia. Alle Versuche, diese Linien wieder in Wirksamkeit zu setzen, sind jetzt aufgegeben. Sollen die unterseeischen Telegraphen nicht alsbald mannichfachen Störungen ausgesetzt sein, so darf, nach dem jetzigen Standpunkt der Wissenschaft, die Entfernung von einer Station zur andern nicht mehr als 500 englische Meilen betragen. Gewichtige Stimmen wollen jedoch das Mißlin-

gen blos in der mangelhaften Ausführung der Telegraphentaue finden.*) Die Pforte hat sich verpflichtet einen Telegraphen über Bagdad und Basrah ausführen zu lassen, woran sich später eine Eisenbahn fügen möchte. Die Fortführung nach Indien wäre dann keinen besondern Schwierigkeiten unterworfen. Andererseits will man einen Telegraphen über Persien leiten. Alle diese und andere Plane hängen jedoch an dem politischen Schicksal jener herrlichen, durch Barbaren zertretenen Länder vom Indus und Oxus zum Schwarzen und Mittelländischen Meere.

Das indische Budget und die neuen Steuern.

Tüchtige staatswirthschaftliche Kenntnisse und umfassende Einsicht in die finanziellen Fähigkeiten und Leistungen ihrer weitgestreckten Besitzungen wurden selten gefunden unter den zahlreichen Beamten der Ostindischen Compagnie. Was sich vom kaufmännischen Herkommen, vom gewöhnlichen Geschäftskreise entfernte, lag außerhalb ihres Gesichtskreises. Die Beamten kamen in sehr jungen Jahren nach Indien, wo sich ihnen, hätten sie auch den Wunsch gehabt, keine Gelegenheit darbot, eine höhere Ausbildung zu erlangen und mit der europäischen Wissenschaft fortzuschreiten. Die britische Regierung suchte nun, gleich nachdem das Reich unter die unmittelbare Herrschaft der Krone gekommen, diesem Mangel abzuhelfen. Hierzu wurde James Wilson, die erste staatswirthschaftliche Autorität in England, vorzüglich im finanziellen Fache, erkoren.**) Derselbe hatte sich bereits in den Jahren 1850—52 als Secretär beim Indischen Amte (Board of controul) Verdienste um den Eisenbahnbau in Indien erworben, und wurde nun im Herbste 1859 zum Mitgliede des Gesetzgebenden Raths in Kalkutta ernannt mit dem Auftrage, Mittel aufzufinden, um das Gleichgewicht in dem stark zerrütteten Staatshaushalt des angloindischen Reichs herzustellen. Nachdem Wilson die Verhältnisse sorgfältig geprüft, ward am 18. Febr. 1860 eine öffentliche Sitzung des Gesetzgebenden Raths zu Kalkutta abgehalten, in welcher der Finanzmann seine Forschungen und Plane vortrug. Vertreter aller Klassen der Bevölkerung, Grundbesitzer, Kaufleute und Beamten, die verschiedensten Religionsgenossen, Hindu und Muselmanen, Christen und Juden, hatten sich in großer Anzahl eingefunden und der dem Publikum angewiesene Raum war gedrängt voll von neugierigen und besorglichen Hörern. Wilson's dreistündiger Vortrag, der auch besonders im Drucke erschien***), bildete gleichsam den Epilog oder die Moral des Trauerspiels, der Empörung in Hindostan.

„Die indischen Finanzen", äußerte Wilson unter anderm, „sind infolge der Rebellion in großer Zerrüttung. Revolutionen sind gar theuer; wer sie macht, muß sie auch bezahlen. Ihr Hindu und Muselmanen, euere Revolution hat bisjetzt 40 Mill. Pf. St. gekostet. Eine andere Folge ist die bleibende jährliche Mehrausgabe von 2 Mill. Zinsen für die erhöhte indische Staatsschuld, wofür England keine Bürgschaft übernehmen wird und kann. Überdies ist, zur größern Sicherheit, in Zukunft eine zahlreichere Heeresmacht von Europäern nothwendig — ebenfalls eine sehr kostspielige Maßnahme. Hindu, Muselmanen und ihr andern Bewohner Hindostans, dies alles habt ihr verschuldet, dies alles habt ihr zu zahlen. Deshalb werden euch neue Steuern auferlegt. Vergleicht sie mit den Anordnungen euerer Gesetzbücher, und ihr werdet sie immer noch mäßig und billig finden." Zur Ausfüllung des gewaltigen Abgrundes zwischen Einnahmen und Ausgaben wurden verschiedene Maßregeln empfohlen und angenommen. Man führte eine in drei Abtheilungen zerfallende Gewerbsteuer ein, wonach Handwerksleute eine Rupie, Krämer und geringe Manufacturisten 4 Rupien, Großhändler, Ärzte, Advocaten, Professoren u. s. w. und Kaufleute 10 Rupien des Jahres zahlen müssen. Dann ward eine Einkommensteuer begründet, die mit 200 Rupien Einkommen beginnt und bis 500 Rupien 2 Proc. beträgt; das Einkommen von 500 Rupien aufwärts wird mit 4 Proc. besteuert, wovon 3 Proc. in die Staatskasse fließen und 1 Proc. in die Kasse für örtliche oder Bezirksbedürfnisse fällt. Diesen Steuern sind alle Insassen ohne Ausnahme unterworfen. Es ward für unbegründet erklärt, wenn die Semindar oder großen Grundbesitzer, vermöge der ewigen Steuerrolle des Lords Cornwallis†) behaupten, sie müßten von weitern Abgaben verschont bleiben. Auch kam man noch überein, den Tabak einer besondern Steuer zu unterwerfen. Überdies wurde die Einführung eines Papiergeldes, beruhend auf demselben Grunde wie in England, anempfohlen.

*) Interessante Ansichten von Kundigen über die Verfertigung der Telegraphentaue und deren Mängel sind zusammengestellt im „London and China Telegraph", Bd. II, Nr. 43, S. 438.

**) Vgl. die Lebens- und Charakterschilderung James Wilson's S. 197 fg. dieses Bandes.

***) „Speech delivered by the Right Hon. James Wilson, before the legislative council of India, on the 18the February 1860" (Kalkutta und London 1860).

†) Neumann, Geschichte des englischen Reichs in Asien", I, 430.

Wilson hoffte durch alle diese Anordnungen einen Mehrertrag von 5 Mill. Pf. St. zu erzielen, was neben einigen Ersparnissen im Heere hinreichen sollte, wenigstens ein annäherndes Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben hervorzubringen. Wenige Monate nach Darlegung seiner umfassenden Plane starb der tüchtige Mann (11. Aug. 1860). Die Hindu erklärten seinen Tod für eine Strafe der Gottheit, weil er ihr auserwähltes Volk mit kaum erträglichen Lasten beschweren gewollt. Laing, sein ebenfalls aus England hinübergesandter Nachfolger, änderte Wilson's finanzielle Vorlagen mannichfach ab, wodurch noch ganz andere Berechnungen erzielt wurden. Die großen Ergebnisse, welche man sich in Indien hiervon verspricht), werden schwerlich in Wirklichkeit eintreffen. Das liegt vor der Hand in der Natur der Dinge, welche auch die feinsten Köpfe und scharfsinnigsten Finanzmänner nicht ändern können. Indien ward mit dem Schwert gewonnen und muß wol längere Zeit noch, bis es gelingen wird, den Widerwillen der Bevölkerung zu besiegen, mit dem Schwert behauptet werden. Bei solchen Besitzungen kann die Herrschaft nur auf mittelbare Vortheile, vielleicht blos auf Ehre rechnen. Mit indirecten Vortheilen des Handelsverkehrs, mit der glänzenden Versorgung einer Anzahl englischer Familien wird sich Großbritannien noch auf lange Zeit, wenn auch nicht für alle Zeiten in Indien begnügen müssen, namentlich dann, wenn man seiner Pflicht genügen und große Summen auf öffentliche Arbeiten, auf Schulen und Bildungsanstalten aller Art verwenden sollte. Die indische Regierung war bisher in dieser Beziehung sparsam und lässig, man darf wol sagen in schuldvoller Weise, und doch ist die Schuldenlast mit jedem Jahre gewachsen. Beweise hiervon liefern die am 19. Febr. 1861 amtlich bekannt gemachten Finanzrechnungen von 1856—57 bis 1860—61, welche wir, weil sie mehr als alles andere das ganze Staatswesen des angloindischen Reichs in Zahlen ausgedrückt offen darlegen, hier mittheilen. Wir bemerken, daß das indische Finanzjahr mit dem 1. Mai beginnt und die wirklichen Erträgnisse erst nach Verlauf zweier Jahre angegeben werden können.

Amtlicher Nachweis über die Einnahmen und Ausgaben des angloindischen Reichs während der fünf Jahre 1856—61.

Einnahmen und Einkommen:	1856—57.	1857—58.	1858—59.	Regelmäßige Schätzung. 1859—60.	Regelmäßige Schätzung. 1860—61.
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Landsteuer	17,748810	15,317337	18,123659	18,521518	18,146551
Tribut der einheimischen Staaten	537632	544457	489861	524930	546925
Aufschlaggefälle in Kalkutta . .	45684	49751	51975	52100	50925
Besondere Gewerbsteuern . .	1,322086	1,170430	1,424231	1,476766	1,633806
Einkommensteuer	—	—	—	—	803550 *)
Handelssteuern im Pendschab .	—	—	—	150000	213980
Verschiedene Gefälle	244268	228220	251738	222959	278504
Zölle	2,289072	2,148834	2,867681	3,691603	3,768677
Salzsteuer	2,501881	2,131346	2,602670	2,846549	3,391630
Opiumerträgnisse	5,011525	6,864209	6,146342	6,071022	5,638699
Posterträgnisse	260192	389493	588636	604280	701101
Stempelgefälle	612788	456363	593214	658988	832670
Münzeinnahmen	290539	363516	247205	454905	322960
Marinegefälle und Pilotenabgaben	159517	178304	168415	125702	130982
Gerichtserträgnisse	284206	298732	402396	372020	394764
Beiträge der einheimischen Staaten zur Erhaltung der Garnisonen	103865	36816	73220	120080	252862
Interessen und andere Gefälle vom Nizam	64329	62949	59023	58960	57534
Verschiedene Einnahmen bei den bürgerlichen und staatlichen Behörden	481289	402309	447990	420234	681489
Erträgnisse der öffentlichen Werke	918227	476910	645514	620233	673607
" in der militärischen Abtheilung	502116	586800	877018	804773	988415
Einnahmen und Einkommen . .	33,378026	31,706776	36,060788	37,796632	39,509631
Reinertrag der Eisenbahnen . .	121954	153806	232365	330700	443160
Summa	33,499980	31,860582	36,293153	38,127332	39,952791
Deficit	474208	8,390642	14,187617	8,290130	6,678097
Summa	33,974188	40,251224	50,480770	46,417462	46,630888

*) Die Aufnahmen für die allgemeine Einkommensteuer begannen erst spät in diesem Rechnungsjahre, weshalb solch eine geringe Summe angesetzt wurde.

Ausgaben:	1856—57.	1857—58.	1858—59.	Regelmäßige Schätzung. 1859—60.	Regelmäßige Schätzung. 1860—61.
	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.	Pf. St.
Rückzahlungen und Vergütungen	74634	63509	95770	90424	81220
Erhebungskosten und andere Zahlungen für Realisirung der Einnahmen	4,101135	3,706134	3,769367	4,022383	4,480526
Posten	375687	430981	487042	474315	522973
Stempel	31623	27845	27662	44044	45555
Zahlungen aus den Einnahmen, gemäß bestehender Verträge	1,118285	883454	858515	1,143391	1,422865
Zahlungen an Bezirks- und Dorfbeamte, an Lehnsleute und für wohlthätige Anstalten	976981	1,113912	1,110812	1,164050	1,152272
Bürgerliche und staatliche Anstalten	2,556271	4,019886	4,015326	3,683559	3,684451
Gerichts- und Polizeiausgaben	2,812409	2,635133	3,893971	3,863751	4,004500
Ausgaben für bürgerliche und militärische Gebäude, für Straßen und öffentliche Werke	3,937568	3,053268	4,287766	4,341318	4,084001
Ausgaben für die Armee	11,491905	15,569925	21,080948	17,711665	15,279005
„ „ „ Marine	916924	1,169486	985945	887607	856870
„ „ „ östlichen Niederlassungen (Pinang, Singhapore u. s. w.)	72154	62809	95452	119413	131411
Münzausgaben	143172	145514	143594	257155	223073
Zinsen der öffentlichen Schuld	2,264961	2,196672	2,738623	3,057367	3,168819
Cursverluste für Eisenbahngeschäfte (früher in die Lasten für allgemeine bürgerliche und staatliche Anstalten eingerechnet)	—	—	—	—	473324
Ausgaben in Indien	30,873709	35,078528	43,590793	40,860442	39,610885
„ „ England	2,574328	4,492470	6,051566	4,393020	5,357993
Garantirte Zinsen in England	496039	655854	819009	1,114000	1,626000
„ „ „ Indien	30112	24372	19402	50000	36010
Summa	33,974188	40,251224	50,480770	46,417462	46,630888.

Die Einkommensteuer ist gegen Ende des Jahres 1860 ins Leben getreten, nicht ohne bedeutende Demonstrationen und passiven Widerstand der hiervon vorzüglich betroffenen Klassen. Man berechnet ihr Erträgniß, ist einst die Steuer allenthalben eingeführt und in regelmäßigem Gange, auf $3\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St. Dessenungeachtet wird das Deficit für 1861—62, bei allen möglichen Einschränkungen, wenn auch keine besondern Ereignisse eintreten, auf wenigstens 3 Mill. Pf. St. angeschlagen.

Die Baumwoll- und die Indigoproduction.

Unter solch unerfreulichen Aussichten denken die Engländer daran, die Naturproduction Indiens zu entwickeln, schon um die Steuerkraft des Landes zu heben. Die Erzeugung der Baumwolle steht in dieser Beziehung in erster Reihe. Vor Jahrzehnden bereits hatte Indien die Beachtung der Fabrikherren in Manchester, Liverpool und Glasgow erregt. Diese sandten kundige Leute hinüber, um die Ertragfähigkeit des Landes untersuchen zu lassen. Die Berichte lauteten günstig. Die Baumwolle, hieß es, könne in Hindostan in solchen Massen und solcher Trefflichkeit gewonnen werden, gleichwie in Amerika. Die Preise stellen sich aber in Indien viel höher, weil es an guten Straßen und andern Verkehrsmitteln fehlt, um die Producte des Binnenlandes mit billigen Kosten nach den Häfen zu schaffen. Namentlich zur Beseitigung dieses Misstandes hat man auch mit dem Bau von Eisenbahnen begonnen. In noch höherm Grade ward die Aufmerksamkeit der Engländer auf Indien gelenkt, als zu Anfang des Jahres 1861 die politischen Unruhen in Nordamerika eine Störung der dortigen Productions- und Verkehrsverhältnisse in Aussicht stellten. „Sollten unsere asiatischen Besitzungen nicht im Stande sein", fragte man sich in England, „den voraussichtlich eintretenden Mangel an amerikanischer Baumwolle auszugleichen?" Nach einem Erlaß des indischen Gouvernements vom 28. Febr. 1861 sollte den Bevölkerungen allenthalben verkündet werden, England bedürfe Baumwolle in großer Menge, und gute Preise könnten erzielt werden. Die Behörden sollten jede nur mögliche Vorsorge treffen zur Beseitigung der Hindernisse, welche dem Transport aus dem Binnenlande zum Meere entgegenstehen. Trotz aller Vorkehrungen wird es aber sicherlich, wenigstens für die näch-

sten Jahre, unmöglich sein, irgendeinen bedeutenden Ausfall der amerikanischen Baumwolle durch indische zu ersetzen. Wir lassen die Zahlen sprechen.

Die Baumwollenernte der Vereinigten Staaten war:

1856—57. Ballen	1857—58. Ballen	1858—59. Ballen	1859—60. Ballen
2,939519	3,113952	3,851481	4,685770.

Davon wurden ausgeführt, nach

	1856—57. Ballen	1857—58. Ballen	1858—59. Ballen	1859—60. Ballen
England	1,428870	1,809966	2,019252	2,669432
Frankreich	413357	384002	450096	589587
dem nördlichen Europa	245798	215145	330012	295072
andern Ländern . .	164632	181312	221443	220082
Summa	2,252657	2,590425	3,020803	3,774173.*)

Die Ausfuhr der Baumwolle aus Indien nach Europa während des Jahres 1859—60 war viel höher als jemals vorher, und doch stieg sie, in runder Zahl, blos auf 170000 Ballen; auch zeigte sich die Qualität des Products geringer als in Nordamerika. Nach China aber gingen in demselben Jahre wenigstens 300000 Ballen. Bei aller Anstrengung wird es kaum möglich sein, im Jahre 1860—61 die Ausfuhr zu verdoppeln. Indeß sollen die großen Baumwollenfelder Berars, fände ein Transport mittels Eisenbahnen statt, allein für alle Bedürfnisse Großbritanniens ausreichen.**)

Viel weniger günstig sind die Aussichten für die weitere Entwickelung und finanzielle Ausbeutung eines andern wichtigen Productionszweigs, des Indigobaues, weil derselbe mit dem ökonomischen Interesse der Landbevölkerung in Collision getreten ist. Die allgemeine Mehrung der edeln Metalle und der erleichterte Verkehr haben auch in Indien große Änderungen im bürgerlichen Wesen hervorgerufen. Hier sind ebenfalls während der Jahre 1855—60 die Bodenerzeugnisse, namentlich alle Lebensmittel, sehr im Preise gestiegen, folglich in demselben Verhältniß die Arbeitslöhne, theils um die Hälfte, theils auf das Doppelte. Nur im fernen Binnenlande, welches der Straßen entbehrt, haben sich die ehemaligen niedern Preise erhalten. Gewöhnlicher Reis wurde früher das Maund oder Gewicht von 82 Pfd. mit 2, jetzt mit 4 Sh. bezahlt. Die Miethe für ein Boot kostete früher den Monat 40, jetzt 60—80 Sh. oder 3—4 Pf. St. Der Preis der Fische stieg selbst auf das Dreifache. Diese Theuerung hat hier und da Unruhen und selbst größere Aufstände hervorgerufen. Die langandauernde Widersetzlichkeit der Indigobauern Bengalens findet, zum großen Theile wenigstens, in solchem Steigen der Preise ihre Begründung. Reiche englische Häuser unterhalten seit den frühesten Zeiten der Ostindischen Compagnie in Indien eine Anzahl Geschäftsträger, welche den Bauern Vorschüsse machen, unter der Bedingung, daß sie den Indigo zu Preisen liefern, mit welchen sie jetzt nicht mehr bestehen können. Überdies sind diese armen kleinen Grundbesitzer, sobald sie die vorgeschriebenen Verpflichtungen übernommen, die wahren Sklaven der Geldleute. Die Indigobauern haben darum schon seit längerer Zeit alle Arbeit eingestellt; sie wollen keinen Indigo, sondern Reis bauen, was viel vortheilhafter ist. Sie zahlen deshalb auch der Regierung keine Steuern mehr, und die Indigoherren fürchten den Verlust ihrer Vorschüsse, welche sich auf 2 Mill. Pf. St. belaufen sollen.

Aus diesen mannichfachen Nöthen nun sind die ganz neuen Principien hervorgegangen, deren Anwendung im Regierungs- und Verwaltungswesen des angloindischen Reichs theils schon begonnen hat, theils noch in Aussicht steht. Wir berühren hiervon schließlich nur das, was bereits in seinen Anfängen ins Leben getreten ist.

Die Anfänge der Selbstregierung in Indien und die Aufgabe der Angelsachsen.

Die Königin ist nicht blos an die Stelle der Ostindischen Compagnie getreten, sondern sie hat infolge der Rebellion die Oberhoheit über ganz Hindostan erworben. Die Compagnie

---

*) „American Railroad Journal", 20. Oct. 1860, Bd. XVI, Nr. 42.

**) „Statistical papers relating to India." Vom Hause der Gemeinen dem Druck übergeben am 30. April 1853. S. 53 heißt es: „A breath of land of the great cotton field of Berar, sufficient for the growth of a quantity equal to the full demand of Great Britain, might at once be made available." Die Negersklaverei in Nordamerika wird also in jedem Falle, wenn auch noch nicht durch den Bürgerkrieg von 1861, ihr Ende erreichen.

konnte sich keiner solchen Macht rühmen. Sie war die Lehnsträgerin der Padischah von Delhi, und selbst die Ansprüche auf die Stelle eines Hauptes der Maharatten waren noch vorhanden. Nana Sahib glaubte sich als Nachfolger des Rao zum Titel eines Peschwah berechtigt. Die Baberiden und das Haus des Rao sind in der indischen Revolution zu Grunde gegangen und mit ihnen auch der letzte Schein einer einheimischen Souveränetät. Die Königin von England ist der Padischah der Muselmanen und Hindu; sie ist der Peschwah der Maharatten und deren ehemaligen Unterthanen im Dekhan.

Diese Stellung der englischen Krone führte zur Annahme neuer allgemeiner Grundsätze gegenüber den einheimischen Staaten und größern Lehnsbesitzern. Neue Grundsätze müssen darum nach und nach auch in allen Zweigen der Verwaltung zur Geltung kommen. Im Verlaufe der Jahre wird sich, wie in andern Reichen, auch im angloindischen ein festes und allgemeines Regierungssystem ausbilden. Man wird von einem indischen Staatsrechte, von einem indischen Verwaltungsrechte sprechen können.

Die mediatisirten Fürsten, Grafen und Ritter lebten nach Niederwerfung der Sipahis in großer Besorgniß wegen des Schicksals ihrer Familien, ihrer Freunde und Genossen. Sie mußten befürchten, ihre Länder und Lehen würden, gleichwie andern so häufig geschehen, aus diesem oder jenem Grunde eingezogen und mit der Hausmacht des neuen Padischah vereinigt werden. Diese Befürchtung wurde auf Antrag Lord Canning's durch einen Erlaß des angloindischen Ministeriums (26. Juli 1860) beseitigt, und zu gleicher Zeit legte man den Grund zu einer hindostanischen Aristokratie nach englischem Zuschnitt. Jedem Häuptling über dem Range eines gewöhnlichen Dschaghirdan oder bloßen Lehnsbesitzers, welcher einen größern eigenen Landstrich hat, soll die Versicherung gegeben werden, daß die Regierung den Fortbestand seiner Familie und ihrer Herrschaft für alle Zeiten wünsche. In Ermangelung eines natürlichen Erben wird die Annahme eines Adoptivsohnes gestattet; ist der Fürst ein Hindu nach dem Gesetz der Hindu, ist er ein Muselman nach dem Gesetz des Islam. Über diese in die indische Aristokratie aufgenommenen Häuptlinge oder Fürsten wird ein besonderes Verzeichniß angefertigt und sorgfältig aufbewahrt, welches später die Grundlage zu einem indischen Oberhause bilden könnte. Großbritannien will die Fürsten und Grafen Hindostans an den Bestand seines indischen Reichs knüpfen, sie jeder künftigen Revolution und nationalen Erhebung entfremden. „Obgleich unsere Regierung", schreibt der Oberstatthalter dem indischen Minister (30. April 1860), „bei weitem die beste ist, welcher sich Hindostan jemals erfreute, so glaube ich doch, daß unsere erste Pflicht gebietet, die erworbenen Länder zu sichern, bevor wir unser Reich zu mehren trachten. Diese Sicherheit können wir aber nur dadurch erlangen, wenn wir bei den noch vorhandenen einheimischen Staaten jeden Zweifel in Betreff ihres Fortbestandes zu entfernen und die mächtigen Grundbesitzer in unser Interesse zu ziehen suchen. Wir werden nicht stärker, wenn wir unsern Länderbesitz vergrößern. Ohne Mehrung der europäischen Kriegsmacht ist dies auch gar nicht möglich. Schon jetzt brauchen wir Truppen in der Stärke, wie sie das Mutterland nur immer zu stellen vermag. Auch wird sicherlich das Heer so viel kosten, als Indien mit einiger Bequemlichkeit zahlen kann."

„Was die bürgerliche Verwaltung der großen Ländermasse betrifft", fährt Lord Canning fort, „so bedenke man, daß wir eine zu geringe Anzahl englischer Beamten besitzen und diese für die bestehenden finanziellen Zustände zu viel kosten. Die Sicherheit unsers Reichs wird in jedem Falle durch die Erhaltung der einheimischen Herrschaften vermehrt. Ich brauche wol nicht an die Verdienste des Sindiah und Holkar, der Maharadschah von Rewah und Tschikari, sowie an die der andern Fürsten in Mittelindien zu erinnern, wo unser Reich am meisten durch mittelbare Fürstenthümer durchkreuzt wird. Welchen großen Vortheil gewährte nicht in Oberindien während der Jahre 1857 und 1858 das einzige muselmanische Fürstenthum Rampore in Rohilkand, sowie der Häuptling von Puttialah in der Nähe des Pendschab. Wären diese einheimischen Herrschaften, diese Inseln nicht gewesen, an welchen sich die Wellen der Rebellion brachen, ganz Indien hätte wie ein sturmvolles Meer uns plötzlich überfallen. Überdies ziehen sich nach diesen einheimischen Staaten, um unsern Ordnungen zu entgehen, eine Menge unruhiger, wilder Geister, welche in kriegerischen Zeitläufen gute Dienste leisten können. Es sind waffengeübte kühne Leute, die sich für hohen Sold leicht anwerben lassen und gern fremde Dienste nehmen. Wir gefährden alles, bringen wir ganz Indien unter unsere unmittelbare Herrschaft."*)

*) Allen's „Indian Mail", 20. Jan. 1861.

Weniger aus dem Gefühle höherer Menschlichkeit und Gerechtigkeit, wie man so gern glauben machen möchte, sondern aus Noth und des eigenen Vortheils wegen, griffen und greifen nun die Angelsachsen auch in Indien zum Princip der Selbstregierung, wodurch sie selbst groß geworden. Unter den Sikh, dann im ehemaligen Reiche Audh und allenthalben in den nordwestlichen Gemarkungen sind bereits den großen Grundbesitzern eine Anzahl Patrimonialrechte im Gerichts-, Polizei- und Steuerwesen übertragen. Man geht damit um, allenthalben im großen angloindischen Reiche, selbst in den erst vor wenigen Jahren erworbenen birmanischen Provinzen, ähnliche Einrichtungen zu treffen. Nicht blos die Großen, deren Ehrgeiz hiermit Befriedigung findet, sondern auch die Massen scheinen mit diesem Rückgange zum frühern indischen Regierungssystem zufrieden. Sie stehen lieber unter einheimischen Gutsherren, vor deren Willkür und Druck die indische Regierung Schutz gewährt, als unter den in Farbe und Körperbildung, in Sprache und Religion fremden, nicht selten zurückstoßenden, übermüthigen englischen Beamten. In Bengalen wurden, nach der Weise wie in England, aus Engländern und vermögenden Eingeborenen eine Anzahl Ehrenmagistrate (honorary magistrates) oder unbezahlte Friedensrichter ernannt, welche über alle gewöhnliche Polizeivergehen Klagen annehmen und bis zu einem gewissen Grade mittels Geld oder Gefängniß Strafen verhängen können. Man erwartet von dieser neuen Einrichtung mehrere Vortheile. Besitzthum und höhere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft werden immer, die Regierung mache was sie wolle, bedeutenden Einfluß haben. Können jene Klassen ihren Einfluß nicht in gesetzlicher Weise zur Geltung bringen, so wird dies in ungesetzlicher geschehen, was unter gewissen Umständen sehr nachtheilig sein kann. Diesen Klassen ist nun mittels solcher Ehrenämter der gebührende Einfluß gestattet. Überdies gewährt die Einrichtung eine schnellere Handhabung der Gerechtigkeit und beseitigt zum Theil wenigstens den Unterschied zwischen Angestellten und dem Volke. Sie ist ein erster großer Schritt zur Selbstregierung.

Auch in anderer Beziehung wird der Zwiespalt zwischen Großbritannien und seinen asiatischen Eroberungen gemindert. Man sucht diese Eroberungen aus der niedern Stufe der Zwingherrschaft zum Range von Colonien emporzuheben, eine Aufgabe, deren Lösung höchst schwierig, wenn nicht unmöglich ist. Eine Besonderheit soll schwinden nach der andern. Die europäische Armee in Indien mit ihren eigenthümlichen Einrichtungen, mit ausschließlichen Beförderungen und dem vortheilhaften Pensionswesen ist aufgehoben oder richtiger mit dem übrigen britischen Heere verschmolzen. Künftig werden die europäischen Garnisonen in Indien ebenso leicht gewechselt wie die Garnisonen in Canada, auf St.-Helena und dem Cap. Es haben bereits aus dieser europäisch-indischen Armee mehrere Versetzungen nach England stattgefunden, was früher kaum jemals der Fall gewesen. Die Misachtung, unter denen die Sipahisoffiziere, die Sipahisgenerale litten, ist infolge der indischen Revolution geschwunden; der indische Dienst wird bereits im Gegentheil als die tüchtigste Schule zur Kriegführung betrachtet. Hindostan, sprechen kundige Männer Großbritanniens, ist unser Algier. In gleicher Weise wurde mit den besondern einheimischen Armeen der Präsidentschaften Bombay, Madras und Bengalen verfahren. Auch ihre Sonderstellung ist vernichtet. Es gibt jetzt nur eine indische Armee oder richtiger eine einzige indische Garnison, unter derselben Norm, mit Einem Stabe. Der Generalgouverneur bleibt, wie dies früher gewesen, das oberste Haupt dieser Armee. Die Sipahis der Präsidentschaft Bombay werden nach Madras und die von Madras nach Bengalen verlegt — es ist dies ein einfacher Garnisonswechsel. Die Abtheilungen dienen mit- und nebeneinander. Dadurch soll allen gegenseitigen Gehässigkeiten und den Verschwörungen großer Armeekörper vorgebeugt werden. Hätte diese Mischung früher stattgefunden, so wäre die Empörung der Sipahis wenigstens in dem Umfange unmöglich gewesen. Die getreuen Bombay- und Madras-Regimenter hätten sich alsbald gegen die meuterisch gesinnten Bengali erhoben.

Später soll auch die indische Civilverwaltung mit der des übrigen Reichs in enge Verbindung kommen. Man soll in den asiatischen Besitzungen Großbritanniens nicht mehr von unten hinauf zu dienen brauchen; der Engländer soll in Indien von der Heimat aus, gleichwie in den andern Colonien, jede Stelle erhalten können. So geschieht es bereits seit langer Zeit bei den höhern Stellen, bei den Oberstatthaltern, Statthaltern, Räthen und Richtern. Auch die verschiedenen Gerichtshöfe für Einheimische und Europäer sollen, wie es heißt, aufhören, und an die Stelle des Indischen Raths in England sollen Unterstaatssecretäre treten. „Bis zur Aufhebung der Compagnie war Indien nur in lockerm Verbande mit unserm Mutterlande, mit der Krone. Dies muß aufhören. Alle diese weitgestreckten asiatischen Besitzungen müssen nach

und nach zu einem integrirenden Theile unsers Weltreichs erhoben, eine Weltcultur muß auf dem Grunde unserer Sprache und Literatur errichtet werden, auf dem Fundamente unserer staatlichen und bürgerlichen Einrichtungen. War doch jetzt schon ein Bengali, welcher zu seinen Glaubensgenossen und Landsleuten in Bombay sprechen wollte, um allgemein verstanden zu werden, gezwungen, sich der englischen Sprache zu bedienen." So denken, so sprechen die edelsten Männer, die tüchtigsten Patrioten in Großbritannien.

Die Griechen herrschten und wohnten bis zum Euphrat; ihr humaner Einfluß ging weithin über die Reiche des Morgenlandes. Die Muselmanen, Araber und Türken haben auf den Trümmern der westlichen Cultur ihre Barbarei aufgepflanzt in Asien, in Afrika und Europa, wo sie die verderblichsten Früchte trug und bis zum heutigen Tage trägt. Die Venetianer, die Genueser und andere Italiener hielten lange Zeit die Schlüssel der Levante in ihren Händen; Gewinn und wieder Gewinn, kein höherer Gedanke lebte in ihrem Herzen. Sie sind spurlos am Orient vorübergegangen. Ihnen folgten Portugiesen und Spanier, welche sich im Beginn der Neuzeit Gebieter der beiden Indien hießen und heißen konnten. Auch ihre Macht ist verschwunden. Schutthaufen nur, eine verdorbene und unfähige Nachkommenschaft konnten sie, die Feinde der geistigen und staatlichen Freiheit, der Welt hinterlassen. Das kleinliche und beschränkte Wesen der Holländer, welches blos den augenblicklichen Vortheil beachtet, war und ist unfähig eines bedeutsamen Einflusses.

Achthundert Millionen Menschen der verschiedensten Rassen und Sprachen bewohnen zu unsern Tagen Asien und den östlichen Archipel, herabgewürdigte Geschöpfe, durch scheußliche Glaubenslehren und verworfene Bräuche, durch Willkürherrschaft und deren lasterhafte Knechte. Sie stehen jetzt, nach den Friedensschlüssen zu Peking (1860), theils unmittelbar, theils mittelbar unter europäischer Herrschaft, unter europäischem Einflusse.*) Welch ein ungeheueres Feld für den Menschenfreund, für den Christen, für alle edeln Seelen und Ehrgeizigen, die ihren Namen mittels großartiger Thaten und Bestrebungen in die Jahrbücher der Geschichte zum ewigen Gedächtniß einschreiben wollen! Was soll aus diesen Millionen Mitmenschen werden? Sollen sie immer in der herkömmlichen, barbarischen und halbbarbarischen Weise fortleben, gleichwie die Negervölker? Sollen sie nach und nach, durch europäisch-amerikanische Betriebsamkeit und Selbstsucht, zu Grunde gehen, gleichwie die Rothhäute der Neuen Welt? Keins von beiden. Sie sollen zu höhern Wesen, zu Christen herangebildet, heraufgezogen werden. Diese gewaltige, diese schreckhafte Aufgabe wurde vom Geschicke dem dreifach getheilten angelsächsischen Volke, in England, in Amerika und Australien übertragen. Mögen sie ihre Verpflichtungen erfüllen, Gesittung und höhere Menschlichkeit unter allen diesen Millionen aussäen und pflegen. O, daß einst die Nachkommenschaft dieser Millionen sprechen könnte: „Seht auf uns, die Söhne jener verthierten, jener verknöcherten Ahnen! Durch die Angelsachsen sind wir zu lebendigen, sich selbst bewußten Nationen herangebildet worden, zu tüchtigen Genossen jener um den Erdball sich schlingenden lebensvollen Kette freier und cultivirter Staatengruppen. In solch würdiger Weise sühnten christliche Völker die zahlreichen Verbrechen der Eroberung und langandauernder Willkür. Uns, den spätern Geschlechtern ist Heil und Segen erwachsen aus der Ahnen Schmach und Bedrückung." Misachten dagegen jene herrlichen Zweige des großen deutschen Volks diese gewichtigste Aufgabe, welche ihnen geworden, so werden auch sie, gleichwie die frühern Gewalthaber, spurlos am Orient vorübergehen. Sie werden nur Fluch und Verwünschungen zurücklassen. Andere, jüngere und bessere Völker müßte das Geschick berufen, um, soweit die Natur der Dinge dies gestattet, die große Kluft auszufüllen, um jenen in der geschichtlichen Dämmerung wurzelnden Zwiespalt zu vermitteln zwischen Morgenland und Abendland.

Karl Friedrich Neumann.

---

*) Vgl. Neumann, „Ostasiatische Geschichte, vom ersten chinesischen Kriege bis zu den Verträgen in Peking (1840—60)" (Leipzig 1861), S. 434 fg.

Graf Ladislaus Teleki.

Graf Ladislaus Teleki, dessen Schicksale und namentlich dessen tragisches Ende im Jahre 1861 auch über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus so große Theilnahme und Aufmerksamkeit erregten, gehörte einer der ältesten und angesehensten ungarischen Familien an, deren Mitglieder sich in der Staats- und Culturgeschichte Ungarns und Siebenbürgens einen ruhmvollen Namen erworben haben und im Laufe der Zeit zu hohen Ehren und großem Grundbesitz gelangt sind.

Der ursprüngliche Name des Geschlechts, das frühzeitig, wie es scheint, aus Dalmatien in Ungarn einwanderte, hieß Garazda von Mecsevics. Nikolaus I. dieses Namens und dessen Vetter Ladislaus, genannt Szilagyi, dienten dem König Sigmund von Ungarn ruhmvoll als Feldobersten. Der Sohn von Ladislaus, Michael, war Wojwode von Siebenbürgen, und seine Tochter Elisabeth vermählte sich mit Johann von Hunyady, welche so die Mutter des Königs Matthias Corvinus wurde. Im 15. Jahrhundert schied sich das Haus Garazda in drei Linien, in die zu Zagorhid, zu Szék und zu Teleki. Die letztere Linie erbte jedoch in kurzem den Namen und die Güter der zweiten und nannte sich darum Teleki von Szék. Aus dieser Linie erwarb Michael I., um 1610 unter Sigmund Bathori Hauptmann der Leibwache, durch Vermählung mit Anna, der Erbtochter des Johann Garazda von Zagorhid, die Güter auch der ältern Linie und wurde alleiniger Stammhalter der Familie. Sein Enkel Michael II., geb. 1634, zeichnete sich als Staatsmann und Feldherr aus. Er war in seiner Jugend Hauptmann der fürstlichen Leibwache, später Geheimrath und Oberlandesgeneral des Fürsten Michael Apafy. Durch seine Bemühungen kam insbesondere die freiwillige Unterwerfung des Fürstenthums Siebenbürgen unter Österreichs Scepter zu Stande. Kaiser Leopold I. erhob ihn 1685 in den Reichsgrafenstand. Er fiel am 21. Aug. 1690 in der Schlacht bei Zernest, nachdem er seit dem kurz vorher erfolgten Tode des Fürsten Michael Apafy die Stelle eines Gubernator von Siebenbürgen bekleidet hatte. Aus seiner zweiten kinderreichen Ehe mit Judith von Ver pflanzten drei Söhne, Michael III., Paul und Alexander, das Geschlecht fort und gründeten drei Hauptlinien, von denen die mittlere, die Paul's, wieder erloschen ist, während die beiden andern in mehrfacher Verzweigung fortblühen. Die Michaels-Hauptlinie ist katholisch, die Alexanders-Hauptlinie gehört der reformirten Kirche an. Von den ausgezeichneten Männern des Geschlechts erwähnen wir hier aus dem 18. und 19. Jahrhundert folgende:

Graf Ladislaus III. Teleki, Obergespan des somogyer Comitats, Mitglied der ungarischen Septemviraltafel, Obercurator des helvetischen Donaubezirks, insbesondere verdient um die Förderung der Wissenschaft, stammte aus der Alexanders-Hauptlinie und wurde im Jahre 1764 geboren. Er erhielt seine erste Bildung unter der Leitung des berühmten ungarischen Historikers und Staatsrechtsgelehrten Daniel Cornides. Seine höhern Studien machte er in Deutschland an der Universität Göttingen, wo er namentlich die Vorträge Gatterer's, Schlözer's, Meiner's und Heyne's mit großer Vorliebe hörte. In den Jahren 1786—87 unternahm er von Deutschland aus eine größere Reise durch West- und Mitteleuropa, nach deren Beendigung er in sein Vaterland zurückkehrte und sich mit der Gräfin Maria Teleki (aus der jetzt ausgestorbenen Pauls-Hauptlinie) verehelichte. In den Jahren 1803—19 nahm er mit Auszeichnung und in verschiedener Weise an den öffentlichen Angelegenheiten theil. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin vermählte er sich zum zweiten mal mit Johanna, der Tochter des Generals Mészáros. Er starb 1821 in seinem siebenundfunfzigsten Lebensjahre. Ungeachtet seines vielbewegten öffentlichen Lebens war Graf Ladislaus stets ein warmer Verehrer und Förderer der Wissenschaft, und suchte theils durch Gründung und Organisirung einer außerordentlich reichen Büchersammlung, theils durch Preisausschreibungen und Unterstützungen, theils durch eigene schriftstellerische Leistungen die geistige Cultur seines Vaterlandes anzubahnen. In letzterer Beziehung verdient namentlich seine Abhandlung „Über die Reform und die Ausbildung der ungarischen Sprache" (1806) und das in deutscher Sprache geschriebene Werkchen „Über die Einrichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungarn" (aus derselben Zeit) genannt zu werden. Außerdem stand er in stetem Briefwechsel und literarischen Verkehr mit vielen ausgezeichneten Männern des Auslandes, namentlich auch mit Goethe, dessen Freundschaft er sehr hoch hielt. Des Grafen Söhne aus erster Ehe sind: Graf Adam, General; Graf Joseph, Präsident der Ungarischen

Akademie; Graf Samuel, Obercurator des helvetischen Donaubezirks. Aus zweiter Ehe mit Baronesse Mészáros stammt Graf Ladislaus, dessen Leben wir weiter unten vorzugsweise schildern werden.

Graf Samuel Teleki, siebenbürgischer Hofkanzler, Obergespan des biharer Comitats, ein Oheim des Vorigen, wurde 1739 geboren und starb 1822 zu Wien. Er war Mitglied verschiedener gelehrter Körperschaften und erwarb sich gleichfalls große Verdienste um die Förderung der Wissenschaft und Literatur, namentlich auch durch Gründung der berühmten marosvasárhelyer Bibliothek, welche er mit einem Kostenaufwand von einer halben Million errichtete und mit einem Bücherschatz von über 36000 Bänden ausstattete. Ein Sohn desselben, Graf Dominik Teleki, ein tüchtiger Jurist und Gelehrter, starb 1798 in der Blüte seiner Jahre, tiefbetrauert als einer der hoffnungsvollsten Männer Ungarns.

Graf Joseph Teleki, Sohn des Grafen Ladislaus III., der bekannteste und wol bedeutendste Träger des Teleki'schen Namens in diesem Jahrhundert, Präsident der Ungarischen Akademie und einer der bedeutendsten Gelehrten und Geschichtschreiber Ungarns, wurde am 24. Oct. 1790 in Pesth geboren, wo er nach einer sorgfältigen häuslichen Erziehung auch seine höhern Studien mit großer Auszeichnung beendigte. Er trat zuerst als Notar beim pesther Comitat, dann bei der damaligen ungarischen Statthalterei als Concipist in öffentliche Dienste. Im Jahre 1812 ging er ins Ausland und brachte zwei Jahre auf der Universität Göttingen zu, die überhaupt eine Lieblingshochschule für die Ungarn war, welche zu jener Zeit nach Deutschland gingen. Hierauf bereiste er England, Frankreich, Holland und Italien, theils zu wissenschaftlichen Zwecken, theils zur Bereicherung seiner eigenen Kenntnisse und Erfahrungen. Nach seiner Rückkehr wurde der Graf 1818 Secretär bei der ungarischen Statthalterei, 1827 Obergespan des Comitats Csanád, 1832 Referendar bei der Hofkanzlei. Im Jahre 1840 erfolgte seine Ernennung zum Kronhüter (eine der höchsten Würden in Ungarn), dann 1842 zum Gouverneur Siebenbürgens. Neben seiner vielseitigen Amtsthätigkeit verlor er indeß die Interessen der Wissenschaft nie aus dem Auge. Er erwies sich nicht nur als Mäcen und Förderer, sondern erhob sich auch zum eigentlichen Repräsentanten der Wissenschaft in seinem Vaterlande. Nebst Szechényi hat sich Graf Joseph Teleki um die Gründung der Ungarischen Akademie am meisten verdient gemacht, indem er, seit dem Jahre 1827 durch den Palatin Erzherzog Joseph an die Spitze der Organisirungscommission gestellt, diese Commission mit Geschick und Eifer leitete und den ausgezeichneten Entwurf zu Stande bringen half, der später bei der ganzen Organisation zur Richtschnur diente. Diese edeln Bemühungen ehrte die neuconstituirte Gesellschaft dadurch, daß sie den Grafen zum Präsidenten der Akademie erwählte, welche Stelle er auch bis zu seinem im Jahre 1855 erfolgten Ende mit größter Hingebung und Sachkunde bekleidete. Seine gelehrten Forschungen und schriftstellerischen Leistungen betreffen hauptsächlich die Alterthümer, die Staats- und Culturgeschichte Ungarns. Schon seit früher Jugend mit literarischen und insbesondere philologischen Arbeiten beschäftigt, gewann er als junger Mann durch zwei gediegene Abhandlungen die Marczibányi'schen Preise. Die eine dieser Abhandlungen erörterte die Sprachreinigungsfrage, die andere die Methode und die Principien für die Herstellung eines großen ungarischen Wörterbuchs. Für die Gediegenheit der letztern Schrift spricht schon der Umstand, daß sie bei den erst in jüngster Zeit in Angriff genommenen bezüglichen Arbeiten als Grundlage und Ausgangspunkt adoptirt worden ist. Das größte Verdienst erwarb sich aber Graf Joseph durch sein aus fünfundzwanzigjährigen mühevollen Studien und Forschungen hervorgegangenes Werk: „A Hunyadiak Kora Magyarorszagon" („Das Zeitalter der Hunyadys in Ungarn"), welches, in 12 starken Bänden, eine erschöpfende Darstellung des gesammten Staats-, Volks- und Culturlebens der Ungarn in der Zeit des höchsten Glanzes und Ruhms der Regierungsperiode Johann Hunyad's und des Königs Matthias Corvinus zu gewähren bestimmt ist. Das Werk, von dem bereits der größte Theil erschienen (nur die geographischen, archäologischen und culturhistorischen Excurse und Beilagen sind noch zu ordnen und zu veröffentlichen) ist nicht nur in Bezug auf Gründlichkeit, großartiges Quellenstudium und Tiefe der Auffassung, sondern auch hinsichtlich der Form und Darstellung eine classische Arbeit, die sich den großen Monographien eines Groote und Gibbon, Macaulay und Ranke, Schlosser und Thierry würdig an die Seite stellt. Der Graf ließ das Werk in 1000 Exemplaren auf eigene Kosten drucken (eine Auslage von über 30000 Fl.) und schenkte die ganze Auflage der Akademie, sein eigenes Handexemplar bezahlend. Von seinen sonstigen Spenden zu wissenschaftlichen Zwecken ist noch zu erwähnen, daß er der Akademie mehrfache Dotationen zuwendete und ihr seine aus 40000 Bänden bestehende Bibliothek hinterließ, auch außerdem viele wissenschaftliche

Privatunternehmungen in großherziger Weise unterstützte. Der verstorbene ungarische Dichter, Historiker und Akademiker Bajza hat ein gehaltvolles Werkchen „Über den Einfluß der Telekis auf die nationale Wissenschaft" geschrieben, worin dargethan wird, daß diese Familie die segensvollste öffentliche Thätigkeit mit der edelsten Pflege der Wissenschaft und der nationalen Geistescultur zu verbinden gewußt, und insbesondere eine Schutzbarke gebildet habe für die der Entnationalisirungsflut entfliehende ungarische Sprache und für das ungarische Nationalbewußtsein.

Graf Franz de Paula Teleki, aus einem sich zur katholischen Kirche bekennenden Zweige der Alexanders-Hauptlinie, geboren 1790, gestorben als k. k. Kämmerer und Geheimrath zu Wien am 8. März 1853, hat sich als Übersetzer der Dichtungen Zrinyi's ins Deutsche auch außerhalb seines Vaterlandes bekannt gemacht. Außerdem veröffentlichte er mehrere gehaltvolle Beiträge in Hormayr's und Mednyánsky's „Historischem Taschenbuch".

Graf Dominik Teleki, einer der geachtetsten Männer unter den lebenden Sprößlingen der Alexanders-Hauptlinie, wurde 1810 zu Marosvasárhely in Siebenbürgen geboren und machte seine Studien mit großem Erfolge auf dem reformirten Collegium zu Nagy-Enyed. Er trat zuerst auf dem ungarischen, dann auf dem siebenbürgischen (1834) Landtage auf, und zwar als Anhänger der Oppositionspartei, die bereits damals schon die nationale und politische Umgestaltung Ungarns und Siebenbürgens im Sinne der Neuzeit anstrebte. Mit Graf Széchényi eng befreundet, talentvoll und durch vielseitige Studien zur öffentlichen Laufbahn gründlich vorgebildet, übte Dominik Teleki in jener Zeit auf den Gang der parlamentarischen Debatten wie auf die eigentlichen legislatorischen Arbeiten bedeutenden Einfluß. In den Jahren 1842—43 unternahm er eine größere Reise ins Ausland, um specielle Studien über den Zustand des öffentlichen Unterrichts und die Lage der ackerbauenden Klassen in den vorgeschrittenen Ländern Europas zu machen. Nach seiner Rückkehr trat er in dieser Richtung auch in der Presse auf, namentlich in dem eine Zeit hindurch von ihm geleiteten größern politischen Blatte „Erdelyi Hiradó" („Siebenbürger Bote"). Das Blatt brachte eine Reihe gediegener Aufsätze aus der Feder des geistvollen Grafen. Auf den ungarischen Landtagen von 1847—48 führte Graf Dominik Teleki keine Rolle, da ihn seine seit Jahren stark erschütterte Gesundheit an jeder anstrengendern Thätigkeit hinderte. Gegenwärtig ist der Graf mit der Ausarbeitung einer „Geschichte Siebenbürgens" beschäftigt, die das letzte Jahrhundert umfassen soll. Besondere Aufmerksamkeit widmete er außerdem der Hebung der Landwirthschaft und dem Unterrichts- und Erziehungswesen. Außerdem nimmt er einen Sitz im ungarischen Oberhause ein, wo er eines der thätigsten und in Bezug auf die Union Siebenbürgens mit Ungarn rührigsten Mitglieder ist. Graf Dominik Teleki war zuerst mit einer Baronin Banffy von Losonz vermählt, die 1844 starb und ihm eine Tochter hinterließ. Aus seiner zweiten Ehe mit einer geborenen Gräfin Clementine Teleki sind zwei Töchter und ein Sohn, Geisa, geb. 1850, entsprossen.

Graf Ladislaus IV. Teleki, der 1861 ein so tragisches Ende nahm und dessen Leben wir hier ausführlicher schildern wollen, war, wie schon angedeutet, der Sohn des Grafen Ladislaus III. und der Stiefbruder des Historikers Grafen Joseph Teleki. Derselbe wurde am 11. Febr. 1811 zu Pesth geboren und erhielt den ersten Unterricht im älterlichen Hause, dessen traditioneller Geist das Gemüth des reichbegabten Jünglings schon frühzeitig mächtig ergriff. Im Anfang der dreißiger Jahre beendigte der Graf seine rechts- und staatswissenschaftlichen Studien, die er unter tüchtigen Lehrern an der pesther Universität, dann am sárospataker reformirten Collegium mit Eifer und Fleiß betrieb. Hierauf ging er auf einige Zeit ins Ausland, insbesondere nach Berlin, um sich vielseitigere Kenntnisse und Erfahrungen zu sammeln. Bereits durch mehrfache literarische Leistungen bekannt, nahm die Ungarische Akademie der Wissenschaften den jungen kaum sechsundzwanzigjährigen Mann im Jahre 1837 in den Kreis ihrer correspondirenden Mitglieder auf. Gleichzeitig ward ihm die Ehre zu Theil, vom fogarascher Distriet als Deputirter in den siebenbürgischen Landtag gewählt zu werden, wo er dann auch in den Jahren 1839 und 1842 einen Sitz einnahm. Damals übte namentlich die Persönlichkeit des großen Reformators Stephan Széchényi, seines väterlichen Freundes und Gönners, mächtigen Eindruck auf den für alles Große und Edle erglühenden Patrioten.

Es war die Zeit der beginnenden nationalen Kämpfe um die Regeneration des ungarischen Staats- und Culturlebens, und ein Mann, der so viel patriotischen Muth und glühende Begeisterung für die Menschheit in seiner Seele trug, konnte unmöglich von dem Schauplatze dieser Bewegung fern bleiben. Nachdem sich der Graf durch Veröffentlichung der Tragödie „A Kegyencz" („Der Günstling") im Jahre 1842 auch auf dramatischem Gebiete mit Glück versucht hatte, wandte er sich im nächstfolgenden Jahre mit aller Kraft und

Begeisterung der öffentlichen Laufbahn zu, indem er auf dem ungarischen Reichstage zu Presburg erschien, wo er als Magnat des Landes einen Sitz im Oberhause einnahm. Die ungarische Magnatenkammer war, wenigstens der großen Majorität nach, in jener Zeit noch ziemlich in den mittelalterlichen Anschauungen befangen und stellte sich consequent den Reformmaßregeln entgegen, die vom Unterhause discutirt und vor das Oberhaus gebracht wurden. Unter solchen Umständen mußte das Auftreten Teleki's, der trotz seiner aristokratischen Abstammung die großen Ideen des Jahrhunderts, Freiheit und Gleichheit, Fortschritt und Reform, auf seinem Banner trug, von doppelter Bedeutung sein. Er trat in ein engeres Verhältniß mit Deák und Kossuth, den Führern der liberalen Partei, und begann sofort im Oberhause, im Verein mit Graf Ludwig Batthyányi, dem eigentlichen Haupte der Opposition bei den Magnaten, die Sache der nationalen Reform mit Feuereifer zu verfechten. Hierbei entwickelte er eine solche vielseitige agitatorische Thätigkeit, daß er bald für das geachtetste aber auch gefürchtetste Mitglied der oppositionellen Partei in der Magnatenkammer galt und auch bereits eine große Popularität im Lande gewann. In den Jahren 1844—45 wandte Graf Teleki seine Aufmerksamkeit hauptsächlich der Organisation und Befestigung des durch Ludwig Kossuth ins Leben gerufenen Nationalen Schutzvereins zu. Für den in dieser Sache an den Tag gelegten Eifer ward er zuerst zum zweiten, dann zum ersten Präsidenten des Vereins erwählt und mit der Leitung des Ganzen betraut. Außerdem trat der Graf als Präses an die Spitze des damals in Pesth gegründeten Ellenzéki Kör (Oppositionsclub), eines Vereins, dessen Hauptbestrebungen dahin gingen, auf die Organisirung der Reformpartei im Lande hinzuwirken und die nationale Agitation auch auf dem Felde der Ideen, der Presse und der Literatur zur Geltung zu bringen. Bei der Eröffnung des ungarischen Reichstags im Jahre 1847 nahm Graf Ladislaus Teleki seinen Sitz wieder im Oberhause ein. Er war hier mit Batthyányi Führer der Oppositionspartei bis zum Ausbruch der Märzrevolution und der Einsetzung des ungarischen Ministeriums. Einige Zeit dachte man daran, den energischen Patrioten mit dem Portefeuille des Kriegs zu betrauen. Das pesther Comitat sandte ihn nun als zweiten Deputirten auf den ungarischen Landtag, der zur Regulirung der öffentlichen Angelegenheiten auf Grund der neuen Verhältnisse zusammentrat, und der Graf saß und wirkte genial und rührig im Unterhause bis August 1848.

Der immermehr hereindrohende Bruch zwischen der österreichischen und ungarischen Regierung, die von Wien aus geschürten Reibungen und Kämpfe der Nationalitäten und der im Lande allenthalben laut werdende Wunsch, Ungarn und dessen arg gefährdete Interessen bei den ausländischen Höfen und Regierungen durch tüchtige Männer vertreten zu lassen, brachten damals das ungarische Ministerium zu dem Entschlusse, einen diplomatischen Agenten auch nach Frankreich zu senden. Zu dieser wichtigen Mission ward Graf Teleki erkoren, obschon er sich zu der in Frankreich am Ruder stehenden Partei keineswegs hingezogen fühlte. Der Graf reiste unverweilt ab und langte am 9. Sept. 1848 in Paris an. Die Stellung der republikanischen Regierung Frankreichs war indeß im Angesicht der innern Wirren und Kämpfe eine so schwierige, daß sie wenig Lust zeigte, ihre Lage durch äußere Verwickelungen noch zu verschlimmern, und Teleki konnte darum vom General Cavaignac, dem Haupte des Ministerraths und der Executive, und dem Minister Bastide nur officiös empfangen werden. Doch trug man sich mit der Absicht, Pascal-Duprat als französischen Bevollmächtigten nach Pesth zu senden. Graf Teleki trat alsbald zu mehreren Mitgliedern der Nationalversammlung in ein näheres Verhältniß, eröffnete sich Zutritt in die Regierungskreise und veröffentlichte, im Verein mit seinem Schwager Auguste Degérando sowie mit Friedrich Szarvady, der ihn als Secretär begleitet hatte, mehrere gediegene Aufsätze über Ungarns Rechte und staatliche Verhältnisse in den größern pariser Zeitungen, in dem „National", dem „Constitutionnel", dem „Journal des Débats", der „Presse", der „Opinion publique" u. s. w. In dieser Zeit verfaßte er auch sein Buch „Le bon droit de la Hongrie" (Paris 1849), in welchem er klar und bündig die großen Fragen und Grundsätze der ungarischen Staatsbewegung erörterte und gegen die Einwendungen und Verunglimpfungen der Gegner vertheidigte. Als die Intervention Rußlands in Ungarn eintrat, protestirte er im Namen des ungarischen Volks gegen solches Verfahren als eine beispiellose Verletzung des Völkerrechts, und wies auf die Folgen hin, welche die Invasion der Russen nach sich ziehen müßte. Auch deutete er damals prophetisch an, wie Frankreich und England in kurzem sich genöthigt sehen würden, gegen den nordischen Koloß das Schwert zu ziehen. Die Capitulation Görgei's bei Világos und die nachfolgenden furchtbaren Executionen gaben ihm Gelegenheit zu neuen Protesten und zur Anrufung des Mitgefühls aller Völker für sein unglückliches Vaterland. Natürlich war solche Wirksamkeit des Grafen Teleki der österreichischen Regierung höchst

misliebig. Man setzte ihn auf die berüchtigte Liste jener Vierzig, die in contumaciam zum Tode verurtheilt und in effigie gehängt wurden. Dagegen erlangte Teleki durch sein Verhalten bei dem französischen Publikum Popularität und kam auch mit Ludwig Napoleon, nachdem derselbe zur Herrschaft gelangt, in Berührung. Er wurde bei manchen Gelegenheiten zu Unterredungen eingeladen, und in allen wichtigen Fragen bezüglich der ungarischen Emigration wendete man sich an ihn. Als 1859 der italienische Krieg ausbrach, begab sich Graf Teleki nach Turin. Sonst lebte er abwechselnd bald in Paris, bald in Genf, in stetem Verkehr mit der ungarischen Emigration. Mit Aufmerksamkeit verfolgte er den Gang der Ereignisse in Italien, indem er die Ansicht hegte, daß diese Ereignisse auch eine Wendung in den Schicksalen seines Vaterlandes herbeiführen würden. Gleiche Erwartungen hatte er im Jahre 1854, im orientalischen Kriege gehegt, sich aber schließlich enttäuscht gefunden. Auch im Jahre 1859 sah er seine Wünsche und Hoffnungen gänzlich zerfallen. Der Friede von Villafranca unterbrach plötzlich den Krieg, und die Emigration verlor vor der Hand wenigstens die Aussicht auf jegliche Action.

Dennoch stand dem Vaterlande des Grafen Teleki eine bedeutende Bewegung bevor, obschon dieselbe von ganz anderer Seite ihren Impuls erhielt, und diese Bewegung sollte sogar das Schicksal des Grafen in unerwarteter Weise aufs tiefste berühren. Kaiser Franz Joseph, von seinem Reichsrath und von großen Finanznöthen bedrängt, entschloß sich endlich mit dem bisher befolgten politischen System zu brechen und eine neue Bahn einzuschlagen. Das Octoberdiplom von 1860 erschien und stellte auch den Ungarn wenigstens die Restauration ihrer vormärzlichen Verfassung und Verwaltung in Aussicht. Die Nachricht davon weckte auch in dem kühnen und rastlosen Agitator Teleki neue Hoffnungen. Das erste Lebenszeichen, das er von sich gab, war jedoch eine scharfe Entgegnung auf den Brief des frühern ungarischen Ministers und Emigranten Szemere, in welchem derselbe das vom Octoberdiplom Gebotene seinen Landsleuten empfahl und als eine wesentliche Errungenschaft bezeichnete. Im Monat November verließ sodann Teleki seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort Genf und reiste nach Deutschland, namentlich nach Berlin, um hier Angelegenheiten privater Natur zu ordnen. Bei der Rückreise berührte er Dresden, wo seine beiden Cousinen, die Gräfin Emma Teleki, die Witwe des bekannten französischen Schriftstellers Auguste Degérando, des Verfassers von „De l'esprit public en Hongrie", und deren Schwester, die Gräfin Blanca Teleki, die acht Jahre hindurch im Kerker geschmachtet, in Zurückgezogenheit lebten. Die Reise des Grafen und sein Besuch in der sächsischen Hauptstadt war indeß der österreichischen Polizei nicht unbekannt geblieben. Das Polizeiministerium in Wien verlangte von den sächsischen Behörden die Auslieferung des mit einem englischen Paß und unter dem Namen John Harrold in Dresden angelangten Grafen Teleki an die österreichischen Gerichte, und zwar auf Grund einer speciell zwischen Österreich und Sachsen abgeschlossenen Convention vom 28. Dec. 1854. Trotz seines englischen Passes ward dennoch Teleki am 18. Dec. in Dresden verhaftet, als er eben im Begriff stand, die Vorbereitungen zur Weiterreise zu treffen, und am 21. desselben Monats dem wiener Landesgericht übergeben. Die Nachricht von diesem Vorgange rief nicht nur allerwärts die lebhaftesten Sympathien für den Betroffenen hervor, sondern man hielt auch allgemein die Maßregel in Rücksicht auf die Lage der Dinge für unpolitisch. In Ungarn äußerte sich die öffentliche Meinung mit Entrüstung, und man forderte laut die Wiederfreilassung des Grafen. In der That entschied man sich auch zu Wien in dieser Richtung. Teleki ward am 31. Dec. vor den Kaiser Franz Joseph geführt, und letzterer eröffnete im Beisein des ungarischen Hofkanzlers, Baron Vay, dem Grafen, daß er, obschon genau unterrichtet von dessen feindseligen Unternehmungen gegen die österreichische Staatsregierung, diesmal Gnade für Recht ergehen lassen und dem Gefangenen seine Freiheit wiedergeben wolle, und zwar unter folgenden drei Bedingungen: 1) daß der Graf sich aus der österreichischen Monarchie nicht mehr entferne; 2) daß er seine Verbindungen mit den auswärtigen Feinden der österreichischen Regierung abbreche; 3) daß er sich vor der Hand jeder politischen Wirksamkeit enthalte. Teleki nahm die gebotenen Bedingungen an und war hiermit ohne weiteres frei. Unter tausendfachen Theilnahme- und Freudenbezeigungen seiner Landsleute kehrte er nach Ungarn zurück, wo er zuerst seine nächsten Verwandten besuchte und dann sich auf eins der Teleki'schen Güter zurückzog, um den allenthalben dargebrachten Huldigungen auszuweichen und vom politischen Schauplatze wenigstens die bei seiner Freilassung festgesetzte Zeit hindurch fern bleiben zu können.

Mittlerweile stieg in den ersten Monaten des Jahres 1861 in Ungarn die politische Aufregung. Das Rescript vom 16. Jan., welches unter Androhung schärfster Maßregeln die Ausschreitungen mehrerer Comitatsbehörden rügte, und das Patent vom 26. Febr., das mit dem

Rechtsboden von 1848 und den Wünschen und Bestrebungen der Ungarn in herben Gegensatz trat, steigerten die Agitation und erhitzten mehr und mehr die Gemüther. Das Werk der Versöhnung und Ausgleichung, für Österreich ebensowol eine Lebens- und Zukunftsfrage wie für Ungarn, ward immer schwieriger und hoffnungsloser. Hierzu kamen die Wahlen für den zum 2. April ausgeschriebenen ungarischen Reichstag, die auf Grund der Gesetze von 1848 vorgenommen wurden. Nichts war natürlicher, als daß der eine oder andere Wahlbezirk sein Augenmerk auch auf Teleki, den allbekannten und hochverehrten Patrioten richtete, und in der That wurde er vom Bezirke Abony, den er bereits im Jahre 1848 repräsentirt hatte, zum Deputirten in das Unterhaus gewählt. Die ungarische Regierung lud ihn auch (durch königliches Einladungsschreiben) ein, als Magnat seinen Sitz im Oberhause einzunehmen. Allein der Graf zog die Wahl des abonyer Bezirks vor und richtete eine Ansprache an seine Wähler, in der bereits die Grundsätze zu erkennen waren, welche er sich bei seiner parlamentarischen Wirksamkeit zur Richtschnur zu nehmen gedachte.

So sah sich Graf Ladislaus Teleki, vor einigen Monaten noch auf fremder Erde als Verbannter lebend, durch eine Reihe von Fügungen wieder mitten in der politischen Bewegung seines Vaterlandes, und es konnte nicht zweifelhaft sein, welche Stellung er seinem Charakter gemäß in den bevorstehenden parlamentarischen Debatten einnehmen würde. Die Eröffnung des Landtags sollte nicht, wie das Gesetz von 1848 bestimmt, in Pesth, sondern nach der Bestimmung von Wien aus in Ofen stattfinden. In den bezüglich dieser Frage gepflogenen Privatverhandlungen der Deputirten erklärte der eine Theil, die Gemäßigten unter der Führung Deák's, der Eröffnungsfeierlichkeit in jedem Falle beiwohnen zu wollen, während der andere Theil, unter der Führung Nyári's und Teleki's, dies verweigerte und die Eröffnung in Ofen für illegal bezeichnete. Mit dem Hervortreten dieser Meinungsverschiedenheit war auch der Landtag in eine Rechte und Linke geschieden. Graf Teleki, das hervorragendste, rührigste und populärste Mitglied der Linken, galt alsbald als das Haupt und die Seele seiner Partei, die außer Nyári vornehmlich auch Graf Eduard Károlyi, Coloman Tisza, Franz Kubinyi, Graf Csáky, Pap, Ivánka, Révész, Podmaniczky zu den Ihrigen zählte. Wie groß übrigens die Popularität des Grafen Teleki war, zeigte sich bei dem Trauergottesdienste, welcher am 8. April 1861, dem Todestage Szechényi's, zu Pesth abgehalten wurde. Nach Beendigung der kirchlichen Feier sah sich Graf Teleki von einer unabsehbaren Menschenmenge umgeben und nach Hause begleitet, die ihn, unter stürmischen Eljens der Jugend, als zukünftigen Palatin des Landes begrüßte.

Nachdem die Vorarbeiten und die Verificationsdebatten im Unterhause in Angriff genommen, die Regierungsvorlagen mitgetheilt, insbesondere die Abdicationsurkunde Kaiser Ferdinand's und die Thronbesteigungsdocumente Kaiser Franz Joseph's vorgelegt worden waren, gruppirten sich die Abgeordneten des Unterhauses in der Frage über die Form der Ansprache an den Kaiser Franz Joseph in zwei Parteien, deren eine, mit Deák an der Spitze, die Form der „Adresse", die andere aber, unter Teleki's Führung, die Form des „Beschlusses" verfocht. Der Unterschied dieser beiden Richtungen bestand darin, daß die „Partei der Adresse", von versöhnlichem Sinne geleitet, eine Verständigung mit Österreich und der Krone auf jede mit der staatsrechtlichen Stellung des Landes vereinbare Weise anzubahnen bestrebt war, während die „Partei des Beschlusses" das Entgegenkommen und die Verständigung zurückwies, bis Kaiser Franz Joseph die Errungenschaften des Jahres 1848 ganz und unbedingt hergestellt und als Grundgesetz des ungarischen Staats anerkannt haben würde. In diesen parlamentarischen Kämpfen und Plänkeleien zeigte sich Teleki wieder als der kühne, rastlose und gewandte Agitator, der er auf den frühern Landtagen und dann während seines Aufenthalts im Auslande gewesen war. Glühend von patriotischer Begeisterung, unermüdlich und energisch in der Verbreitung und Verfechtung seiner Ansichten, consequent in allen seinen Handlungen und im Besitze parlamentarischer Erfahrungen, vereinigte er die Anhänger seiner Grundsätze zu einem festgeschlossenen Ganzen, leitete und begeisterte er die unter seinem Vorsitze abgehaltenen Privatconferenzen der sogenannten „Beschlußpartei", war er unerschöpflich in der Auffindung von immer neuen Argumenten zur Begründung seiner Auffassungsweise. Mit Einem Worte, Graf Teleki entfaltete alle Eigenschaften eines wahren parlamentarischen Parteihaupts.

Inzwischen kam der Tag, an welchem sich die beiden Parteien zum ersten mal im Angesichte des Landes messen sollten, der 8. Mai nämlich, welcher für die Eröffnung der Adreßdebatte angesetzt war. Es war dem Publikum bekannt, daß an diesem Tage Franz Deák, das Haupt der Gemäßigten und der Mann, der nächst Szechényi wol der bedeutendste ungarische Staats-

mann der Neuzeit ist, seinen Antrag bezüglich der Adresse an den Kaiser vor dem Hause entwickeln und in einer großen Staatsrede näher begründen würde. Schon am frühen Morgen reihte sich im Sitzungssaale Haupt an Haupt. Die Mitglieder des Oberhauses, die gesammte hauptstädtische Intelligenz, die Würdenträger, Fremde aus den verschiedensten Gegenden und ein Theil der Studirenden füllten den Saal. Alle harrten mit Spannung des Augenblicks, wo Deák die Tribüne besteigen und seine Motive, resp. sein Programm vor dem Hause zu entwickeln beginnen würde. Da erhebt sich plötzlich in den Vorhallen des Versammlungslokals eine eigenthümliche Bewegung. Eine Nachricht durchläuft die Menge, die alles in Bestürzung versetzt und Entsetzen hervorruft. Der Präsident des Hauses, Coloman Ghyczy, besteigt die Rednerbühne und verkündet mit zitternder, thränenerstickter Stimme, daß die vergangene Nacht Graf Teleki plötzlich gestorben sei. Deák, der mit Teleki seit vielen Jahren in intimer Freundschaft gelebt und trotz der politischen Meinungsverschiedenheit in stetem liebevollen Verkehr gestanden, erhebt sich und beantragt mit tiefbewegter Stimme die Aufhebung der Sitzung, indem er erklärt, daß er in solchem Augenblicke nicht in der Gemüthsverfassung sei, seinen Antrag vor dem Hause zu entwickeln.

Graf Ladislaus Teleki hatte sich in der Nacht vom 7. zum 8. Mai ohne Zweifel mit eigener Hand den Tod gegeben. Die thatsächlichen Umstände, welche sich an seinen tragischen Untergang knüpfen, sind folgende. Als frühmorgens nach 7 Uhr der Kammerdiener des Grafen wie gewöhnlich in dessen Zimmer tritt, findet er seinen Herrn, halb angekleidet, vor dem Bette todt auf dem Boden liegend. Die rechte Hand des Todten ist in die Seite gestemmt, ein Pistol liegt neben ihm am Boden; die linke Hand, mit krampfhaft geballter Faust, ist auf die durch einen Schuß ins Herz verursachte blutende Öffnung gepreßt. Der Graf hatte abends vorher noch mehrere Freunde bei sich empfangen. Nachts um 11 Uhr war er von seinen Verwandten, welche die Nebenlokalitäten des Hauses bewohnten, bei seinem Schreibtische mit der Feder in der Hand sitzend gesehen worden, einige Änderungen an der Rede vornehmend, die er am andern Tage gegen Deák's Motion zu halten gedachte. Später, gegen Mitternacht, wollte ein Bewohner des Hauses, der unter dem Zimmer des Grafen seine Wohnung hatte, einen dumpfen Fall gehört haben, hatte jedoch nicht weiter darauf geachtet. Der im anstoßenden Zimmer wohnende junge Graf Teleki, der gegen Mitternacht nach Hause zurückgekehrt war, hatte in dem Zimmer des Grafen weder Geräusch noch Laute wahrgenommen. Nur hatte er bemerkt, daß das Zimmer durch eine Kerze beleuchtet gewesen, sodaß er auf den Gedanken gekommen war, der Graf arbeite wie gewöhnlich an seinem Schreibtische und sei noch nicht zu Bette gegangen.

Der Tod des Grafen Teleki versetzte Freund und Feind in tiefe Trauer. Die sterbliche Hülle des Geschiedenen ward im Museum zu Pesth dem Publikum ausgestellt. Das Leichenbegängniß fand am 10. Mai nachmittags mit großem Gepränge und im Beisein einer zahllosen Volksmenge statt. Wol an 100000 Köpfe von nah und fern waren an diesem Tage in Pesth versammelt. Die Corporationen und Gesellschaften der Stadt, die gesammte hohe Aristokratie des Landes, die Würdenträger, die Spitzen der kirchlichen Hierarchie, Deputationen aus allen Gegenden des Landes versammelten sich an diesem Tage, um dem unter äußerst schmerzlichen Umständen geschiedenen Patrioten und Volksmann die letzte Ehre zu erweisen. Der Präsident des Unterhauses, der reformirte Prediger Török und zuletzt Baron Eötvös hielten Trauerreden, in welchen die Verdienste des Verblichenen um das Vaterland in warmen, anerkennenden Worten gefeiert und der reine, fleckenlose Charakter des Todten in erhebender Sprache geschildert wurde. Dann setzte sich der Trauerzug in Bewegung, und die unabsehbare Menge, entblößten Hauptes, begleitete die Bahre bis zum Weichbilde der Stadt, wo der Sarg auf einen Familienwagen gehoben und auf das Teleki'sche Gut Szirák zur Beisetzung in der gräflichen Gruft weiter geführt wurde.

Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sich Graf Teleki den Tod selber gegeben habe, obschon die leidenschaftlich erregten Massen, namentlich die untern Schichten der Bevölkerung, hartnäckig an dem Glauben hingen, der Graf sei durch fremde Hand gefallen. Die Grundlosigkeit dieser Annahme geht mit Sicherheit aus den Ergebnissen des Sectionsbefundes wie aus den Resultaten der in der Wohnung des Todten angestellten Nachforschungen hervor. Auch aus dem ungewöhnlichen Benehmen des Grafen und aus verschiedenen Vorfällen in den Tagen vor der verhängnißvollen Nacht läßt sich zuverlässig schließen, daß der Unglückliche von heftigen innern Kämpfen eingenommen war und sich mit Todesgedanken beschäftigte. Teleki ließ mehrfach eine unerklärliche Zerstreuung und in den letzten Parlamentssitzungen ein dumpfes Hin-

brüten wahrnehmen. Man bemerkte an ihm öfter Fieberschütteln. Er äußerte unter anderm, man möge ihn gut ansehen, denn er würde nicht mehr lange unter den Lebenden bleiben. Noch den Tag vor seinem Ende sagte er, er wolle eine große Reise unternehmen. An eine hochgestellte und ihm gewogene Frau richtete er die Mahnung, sie möge den nächsten Tag ja nicht in die Sitzung der Nationalversammlung gehen.

Welches der entscheidende Beweggrund zu der schrecklichen That gewesen sei, hat sich bisher wenigstens, namentlich in Ermangelung jeglicher schriftlicher Aufzeichnungen des Verblichenen, mit Gewißheit nicht bestimmen lassen. Die geschäftige Fama und der geifernde Parteihaß waren unerschöpflich an Vermuthungen über den Tod des Grafen Teleki, die jedoch insgesammt unbegründet und ungerechtfertigt sind. Die einen wollten von mysteriösen Versprechungen und Verpflichtungen wissen, die der Graf der Emigration gegenüber eingegangen sei und bei der Gestaltung der Dinge in Ungarn nicht zu erfüllen vermocht habe. Andere bezeichneten als Grund des Selbstmords den innern Zwiespalt, der sich Teleki's Seele bemächtigt, weil er durch seine politische Agitation angeblich das dem Kaiser gegebene Ehrenwort gebrochen habe. Wieder andere schrieben die That dem Umstande zu, daß der Graf als Mitschuldiger in der famosen Banknotenangelegenheit Kossuth's erkannt worden sei, und behaupteten, Teleki habe vor seinem Tode von der Regierung in Wien einen Brief Kossuth's, der in die Hände des Kaisers gekommen, zugeschickt erhalten, aus dem seine Verbindung mit der Emigration constatirt worden wäre. Endlich wollten manche sogar behaupten, Teleki sei in einem mysteriösen Duell gefallen, welches er infolge einer an General Benedek (wegen dessen bekannter Beleidigung ungarischer Magnaten) gerichteten Herausforderung in jener Nacht mit einem hohen Offizier zu bestehen gehabt hätte.

Statt weiterer Erörterung möge hier die Äußerung Moritz von Lukáts' eine Stelle finden, die auf die That des Grafen Teleki ein helleres Licht wirft. Lukáts stand mit Teleki von dessen Kindheit an bis in die letzten Tage in innigster Beziehung, und ließ sich in einer herrlichen Denkrede, die er am 27. Mai als Mitglied der Akademie hielt, über das Schicksal des Verblichenen folgenderweise aus: „Die Motive seines Todes mögen andern geheimnißvoll sein, mir sind sie es nicht. Ich habe die Kämpfe dieser edeln Seele gekannt, die seinem Tode vorausgegangen sind und denselben veranlaßt haben. Niemand wird von mir verlangen, daß ich vor das Publikum mit Enthüllungen hintrete, aber so viel kann ich sagen, daß ebenso wie sein ganzes Leben eine große Kette patriotischer Thaten bildet, auch sein Tod — wenigstens nach seiner eigenen Meinung — eine patriotische That war. Er glaubte nämlich oder wähnte vielmehr, daß unter den obwaltenden Verhältnissen sein Tod für das Vaterland heilsamer sei als sein Leben!... Daß aber die eigentlichen Motive nicht in einem Wortbruche zu suchen sind, glaube ich nicht nur auf Grund genauester Kenntniß des reinen makellosen Charakters Teleki's, sondern auch auf Grund authentischer Daten entschieden in Abrede stellen zu können. Indem Teleki die Freilassung annahm, willigte er auch in die daran geknüpften Bedingungen. Ein anderes Versprechen hat er nicht gegeben, noch hat man es von ihm gefordert. Ich berufe mich hierbei nicht nur auf die Briefe und die mündlichen Mittheilungen des Grafen, sondern einfach auf die Mittheilung der officiellen «Wiener Zeitung», in welcher die Thatsache ebenso constatirt wird. Ladislaus Teleki betrachtete sich auch nach seiner Befreiung nicht als einen begnadigten Verbrecher, sondern als einen auf Ehrenwort zeitweilig freigelassenen Kriegs- oder Staatsgefangenen. Er wäre auch bereit gewesen, jederzeit, auf den ersten Wink, ins Gefängniß zurückzukehren, und erklärte sich auch in diesem Sinne vor den Betreffenden. Er nahm seine bedingungsweise Freilassung nicht aus Furcht, die er nicht kannte, sondern in dem guten Glauben an, daß er auch innerhalb der ihm gesteckten Grenzen seinem Vaterlande werde dienen können. Und die von ihm angenommenen Bedingungen hat er auch bis zu seinem Tode treu eingehalten. Hinsichtlich der ersten Bedingung (Verbleiben im Lande) kann kein Zweifel obwalten. Ebenso auch hinsichtlich der zweiten (Ablassung von jeder Verbindung mit der Emigration). Denn wenn wir auch nicht wüßten, daß ihn sein Wort stärker band als eiserne Ketten — was hätte ihn bewegen können, gegen diese Bedingung zu handeln? Ihn, der, selbständiger als irgendjemand, bis zur Hartnäckigkeit vor dem Rathe anderer sich nie gebeugt, immer nur den Eingebungen seines eigenen Gewissens und seiner eigenen Überzeugung gefolgt ist. Was endlich die dritte Bedingung betrifft (Enthaltung von jeder politischen Wirksamkeit und Agitation vor der Hand), so hielt er sich die Auslegung des seine politische Thätigkeit beschränkenden Ausdrucks «vor der Hand» selbst vor, und betrachtete diese Zeit nach drei Monaten, bei Eröffnung des Landtags, für abgelaufen, und dies mit so größerer Berechtigung, als auch diejenigen dieser Meinung waren, die diese Be-

dingung vorschrieben, denn Graf Teleki wurde durch ein königliches Schreiben ins Oberhaus berufen. Wenn es ihm nun freistand und es seinem gegebenen Worte nicht widerstritt, seine constitutionellen Rechte im Oberhause auszuüben, warum sollte er dies nicht auch im Unterhause gekonnt haben? Oder hätte er sein gegebenes Wort durch die Tendenzen und die Art seines politischen Auftretens gebrochen? Sobald sich ihm die politische Laufbahn eröffnete, konnte er mit Ehren keine andern Tendenzen verfolgen als diejenigen, welche seine Überzeugung und seine Grundsätze ihm vorschrieben. Er hat nie jemand versprochen, seine Grundsätze und seine Überzeugung aufzugeben, und ein solches Versprechen hat ihm auch niemand abgenommen. Eher wäre er bereit gewesen, jahrelang die dumpfe Kerkerluft einzuathmen, eher wäre er hundertmal gestorben, als eine solche Bedingung einzugehen!" So weit Moritz von Lukáts.

Es erübrigt noch, mit einigen Strichen die politischen Principien und den Charakter des Grafen genauer zu zeichnen. Was zunächst Teleki's politische Ansichten betrifft, so bedarf es kaum einer besondern Erwähnung, daß er von Beginn seiner politischen Thätigkeit bis an sein tragisches Ende ein stets warmer, begeisterter Anhänger der großen Ideen unserer Zeit, ein unermüdlicher, überzeugungstreuer Verfechter freiheitlicher Institutionen, demokratischer Gleichheit und nationaler wie confessioneller Gleichberechtigung gewesen ist. Er umfaßte mit wahrem Jugendfeuer die leitenden großen Grundsätze des 19. Jahrhunderts, ohne Rücksicht darauf, daß die vollständige Herrschaft derselben selbst die Grundsäulen jenes Standes zum Wanken bringen müßte, dem er seiner Abstammung, seinen Familientraditionen und seiner Erziehung nach angehörte. Diese überwiegend ideale, abstracte Richtung seines Geistes ward aber auch der Grund seiner vielfachen Verirrungen, seiner rücksichtslosen Nichtbeachtung bestehender praktischer Verhältnisse, seines Hinüberschweifens in die Regionen unhaltbarer, unrealisirbarer Projecte und Plane in Bezug auf die Schicksale seines Vaterlandes. Die Politik, die er namentlich hinsichtlich der Verhältnisse Ungarns dem Kaiserstaate gegenüber verfolgte, war, obschon äußerlich auf dem Rechtsboden der Gesetze von 1848 gestellt, doch immer eine derartige, die früher oder später das Land zu einem unheilvollen Bruche geführt, oder wenigstens Zustände hervorgerufen hätte, die von der großen Majorität des Landes weder gebilligt noch angestrebt werden. Und daß er eben dies alles in der entscheidenden Stunde erkannt zu haben scheint, ist ein Beweis mehr für die Tiefe seines Geistes sowie für den Adel seines Herzens und die Größe seines Patriotismus, der ihn selbst den bittersten Tod nicht scheuen ließ, wenn er nur die Überzeugung hatte, dem Wohle und dem Glücke seines geliebten Vaterlandes damit förderlich zu sein.

Wie überhaupt bei jedem Menschen, so beruhte auch bei Ladislaus Teleki die Individualität seines Denkens, Empfindens und Handelns auf dem tiefen Grunde seines eigenthümlichen Naturells, dem eine gewisse Disharmonie innewohnte. In seinem sanguinisch-cholerischen Wesen verband sich mit der edelsten Großherzigkeit, mit dem wärmsten Humanitätsgefühl, mit einer echt römischen Seele ein unbezwinglicher Zug zur Schwärmerei, eine krankhaft reizbare Gemüthsrichtung, ein rastloses nie befriedigtes Vorwärtsstürmen. Wer in das krankhaft-gelbliche, oft träumerisch hinstarrende, oft wieder in unheimlichem Feuer aufblitzende Angesicht des jedenfalls bedeutenden Mannes einen Blick warf, der mußte auch unter den schlaffen und zugleich starren Zügen die ewigen Kämpfe eines ruhelosen und fieberisch arbeitenden Geistes bemerken.

Albert Hugo, in seinen „Croquis", gibt aus den vierziger Jahren eine Schilderung des Grafen Teleki als Parlamentsmitglied, die bis zum Ende des Geschilderten zutreffend geblieben ist. „In dem Kreise ausgezeichneter Männer", heißt es in jenem Buche, „wird man selten einer Individualität begegnen, die zwei so entgegengesetzte Typen in ihrer psychologischen Analyse aufweisen könnte als Graf Ladislaus Teleki. Außer dem Saale der Magnatentafel wird man in ihm nicht den Mann erkennen, für den er im Lande gilt. Geschäftsvolle Unentschlossenheit, Schwanken, Zaudern, fast jungfräuliche Schüchternheit und ewige Zerstreutheit lassen ihn apathisch und blasirt erscheinen, und doch spielt er in der ungarischen Pairskammer eine der schönsten, humansten, brillantesten Rollen. Er ist eine der stärksten Oppositionskaryatiden, er hat sich in Ungarn und Siebenbürgen die größte Reputation erworben durch herrliche intellectuelle Fähigkeiten, Kühnheit und Patriotismus. Welche Wandelung im Parlament! Der Childe Harold schwindet ihm, die spasmatischen Züge vergehen; man hört einen Redner, voll übersprudelnden Geistes, der zumeist jene Manier shakspearisch kurzer, bündiger, durchschlagender Phrasen wählt, dessen Logik, Kühnheit und Schärfe der Dialektik verblüfft. Je mehr Feindschaft, Hohn und Widerstand er findet, desto kühner schnellt die Kraft dieses Geistes auf. Und dieser in seinen Privilegien so geschützte Magnat kämpft gegen die Privilegien, gegen das legi-

time Unrecht, für allgemeine Freiheit und Gleichheit der Völker, für Aufhebung von Zehnt und Robot, für allgemeine Besteuerung, für allgemeine Lasten!"

Wie bereits angedeutet, war Graf Teleki auch einer der geistvollsten ungarischen Schriftsteller. Sein Drama „Der Günstling" muß als ein in seiner Art classisches Werk bezeichnet werden. Zufolge eines Beschlusses der Direction des Nationaltheaters in Pesth soll dieses Drama alljährlich an des Dichters Sterbetage zur Aufführung kommen. In der letzten Zeit bekleidete Graf Teleki die Präsidentenstelle des Nationalclubs in Pesth, desselben Vereins, der an die Stelle des im Jahre 1848 eingegangenen Oppositionsclubs getreten ist, dem er ebenfalls vorstand. Graf Teleki war nie vermählt und hat keine directen Nachkommen hinterlassen. Wol aber beweinen viele nahe Verwandte und Freunde sein frühzeitiges Ende.

John Campbell,

Lordkanzler von England.

„Du hast's nun, Glamis, Cawdor, König, alles!" sagte Lord Brougham zu seinem Landsmann und Altersgenossen Campbell, als dieser, nachdem er in seltener Reihefolge die höchsten juristischen Ämter Englands und Irlands bekleidet, endlich auf dem Wollsack Platz nahm. Ein echter Schotte, ohne Genie, ohne höhere Bildung und ohne übertriebenes Zartgefühl, aber ein tüchtiger Arbeiter, verständig, gewandt, mit eiserner Beharrlichkeit ausgestattet, dabei von gutem Humor und populären Sitten, hatte Campbell während seines langen Lebens alle Stufen der Glücksleiter erstiegen und starb auf dem Gipfel der Ehren eines ebenso glücklichen Todes.

John Campbell wurde zu Springfield bei Cupar in der Grafschaft Fife geboren, der zweite Sohn des dortigen Pastors Dr. George Campbell, der, wie alle Campbell, in dem Herzog von Argyle das Haupt seines Clan verehrte und dessen Ahnherren zur Zeit der Stuart diese Anhänglichkeit mit dem Verlust ihres Vermögens gebüßt haben sollen. Über das Geburtsjahr des künftigen Lordkanzlers ist einiges Dunkel verbreitet; die „Peerage", die nach den eigenen Mittheilungen der Betreffenden redigirt ist, nennt den 15. Sept. 1781, während andere Quellen 1778 oder 1779 angeben, was auch mehr mit dem Umstande übereinzustimmen scheint, daß er schon im November 1791 die Universität St.-Andrews bezog. Nun ist es allerdings in Schottland Gebrauch, daß sich Studenten der Theologie in einem sehr jugendlichen Alter immatriculiren lassen, da das schottische Kirchenreglement einen Universitätscursus von nicht weniger als acht Jahren vorschreibt, aber daß man ein zehnjähriges Kind unter die Schar der Studirenden aufnehmen sollte, scheint doch kaum glaublich. Wie dem auch sein möge, die Gottesgelahrtheit, der sich Campbell auf Geheiß seines Vaters widmen mußte, hatte für ihn wenig Reize; sein erster Versuch, nach schottischem Usus Betstunde zu halten, machte entschiedenes Fiasco und er entschloß sich kurz und gut, dem geistlichen Stande den Rücken zu kehren und ein geeigneteres Feld für seine Thätigkeit aufzusuchen. Seit Mansfield's und Loughborough's Tagen war das englische Barreau von schottischen Themisjüngern überschwemmt, deren charakteristische Zähigkeit, mit bescheidenem Selbstgefühl gepaart, die Schwierigkeiten besiegen half, welche die Vorurtheile der „Südländer" und ihr eigener Accent ihnen entgegenstellten; Campbell ging nach London, um dort die Rechte zu studiren, in der zuversichtlichen Hoffnung, daß es ihm nicht minder glücken werde als seinen Landsleuten, deren nationale Eigenschaften, mit Einschluß der Accents, er im vollsten Maße theilte.

Zuerst mußte er sich jedoch nach Mitteln umsehen, den kostspieligen Aufenthalt in der Hauptstadt zu bestreiten. Unter den ihm mitgegebenen Empfehlungsschreiben an seine in London wohnhaften Compatrioten befand sich auch einer an Spankie, den Redacteur der „Morning Chronicle"; dieser bot ihm an, die Parlamentsberichte und Theaterkritiken für sein Blatt anzufertigen, und obgleich Campbell in parlamentarischen Dingen vollständig unerfahren war und als schottischer studiosus theologiae wahrscheinlich noch nie ein Schauspielhaus betreten hatte, zögerte er doch keinen Augenblick, das ihm angetragene Amt zu übernehmen. Beides, Parlament und Theater, wurde für ihn, wie er selbst anerkannt hat, eine treffliche Schule. Im Munde Pitt's, Fox' und Sheridan's, John Kemble's und Mrs. Siddons' hörte er die englische Sprache in ihrer höchsten Vollendung, und unter dem Einfluß solcher Muster entledigte er sich allmählich des provinziellen Dialekts, der seinen spätern rednerischen Erfolgen gefährlich werden

konnte. Mit nicht geringerm Eifer studirte er aber auch das Fach, das er, seit November 1800 in Lincoln's Inn aufgenommen, zu seinem eigentlichen Beruf erwählt hatte und in dem er sich der Lehren des berühmten Specialpleader Tidd erfreute, welchem noch zwei Lordkanzler, Lyndhurst und Cottenham, und ein Lordoberrichter, Denman, ihre juristische Bildung verdankten. Zu Michaelis 1806 legte Campbell sein Barristerexamen ab und erwarb sich bald eine bedeutende Praxis, obwol es noch manches Jahr dauerte, ehe es ihm gelang, sich eine hervorragende Stellung zu erobern. Unterdeß verwendete er seine Mußestunden zur Herausgabe genauer „Reports" (4 Bde., London 1809—16) über die wichtigsten, in den Gerichtshöfen der Kings-Bench und Common Pleas verhandelten Processe, durch die er sein Talent einer lichtvollen Darstellung verwickelter Rechtsfälle bethätigte und seinen Namen allgemein bekannt machte. Seine Praxis wurde immer großartiger, sein Einkommen, mit dem er sehr haushälterisch umging, erreichte fabelhafte Dimensionen, aber da er aus Princip und aus alter Familientradition es mit den Whigs hielt, so konnte er unter der Toryregierung auf keine Beförderung Anspruch machen. Im Jahre 1821 verheirathete er sich jedoch mit der Tochter des Sir James Scarlett, nachherigen Lord Abinger, die von mütterlicher Seite mit den Campbell verwandt war, und als 1827 sein Schwiegervater unter dem Ministerium Canning Generalanwalt wurde, erhielt auch er den lange angestrebten silk gown, den seidenen Talar, d. h. den Titel eines King's Counsel, mit dem das Vorrecht verknüpft ist, statt des schwarzwollenen Gewandes der Barrister ein seidenes zu tragen.

Die King's Counsel oder königlichen Räthe werden in England von der Regierung zwar ebenso wenig um Rath gefragt wie in Deutschland die zahllosen Geheim- und andern Räthe, aber sie bilden doch das Holz, aus welchem alle höhern richterlichen Beamten geschnitten werden. Campbell näherte sich den Funfzigen; bis zum Wollsack, dem Ziel des Ehrgeizes jedes tüchtigen Advocaten, hatte er noch einen weiten Weg zurückzulegen; um ihn abzukürzen, beschloß er die parlamentarische Laufbahn zu versuchen. Er meldete sich demzufolge 1830 als Candidat für den Flecken Stafford und errang nach einem hartnäckigen Kampfe den Sieg über seinen toryistischen Mitbewerber. Um diese Zeit traten auch die Whigs nach einem viertelhundertjährigen Ostracismus endlich wieder ans Ruder. Lord Grey brachte die Reformbill ein, Campbell unterstützte sie eifrigst und wurde dafür im November 1832 zum Solicitor-General ernannt. Zugleich erwählte ihn die Stadt Dudley zu ihrem Vertreter im reformirten Parlament und bereits im Februar 1834 erhielt er die Stelle des Attorney-General; als er sich aber jetzt seinen Wählern von neuem präsentirte, ward er durch eine Coalition der Conservativen und Radicalen geschlagen. Damit war seine politische Zukunft hart gefährdet; zum Glück für ihn wurde bald darauf durch die Berufung Jeffrey's zum Richter der schottischen Court of Session ein Parlamentssitz für Edinburgh erledigt. Campbell bewarb sich um denselben, ward gewählt und vertrat seitdem seine vaterländische Hauptstadt im Unterhause bis zu seiner Erhebung in den Pairsstand.

Als Attorney-General erwarb sich Campbell um die Verbesserung des englischen Rechtswesens unleugbare Verdienste. Ihm verdankt man die Novelle zum Libellgesetz, die den Namen „Campbell's Act" führt und die alten, für die Presse äußerst drückenden Bestimmungen über Injurien thatsächlich aufhebt. Durch ihn wurde die Macht der Richter, Verhaftsbefehle zu erlassen, erheblich beschränkt und den Beklagten die Mittel erleichtert, sich vor Arrest zu schützen. Noch größern Ruf erlangte er durch die zahlreichen Rechtshändel, in welchen er die erste Rolle spielte und welche er zum erwünschten Austrag brachte. Die hervorragendste darunter waren der berühmte Casus Hansard gegen Stockdale, bei welcher Gelegenheit er seine glänzende Rede zur Vertheidigung der Privilegien des Parlaments hielt, und dann die skandalöse Klage gegen den Premierminister Lord Melbourne wegen eines angeblichen ehebrecherischen Verhältnisses mit der Dichterin Norton. Campbell war ex officio der Vertheidiger des Angeklagten, dessen Freisprechung er durch ein geschicktes Plaidoyer errang und dadurch seine ganze Partei, für die die Verurtheilung ihres Haupts ein Todesstoß gewesen wäre, zum tiefsten Danke verpflichtete. Fast immer vom Glücke begünstigt und wie keiner in den Mitteln erfahren, ein günstiges Verdict zu erzielen, wußte er aber auch erforderlichenfalls einen Proceß mit Grazie zu verlieren. Ein solcher Fall war die Klage gegen Lord Cardigan wegen eines Mordanfalls auf einen Hauptmann Tuckett, welche Campbell vor dem Oberhause zu führen hatte und in welcher er sich aus purer Vergeßlichkeit eines Formfehlers schuldig machte, der zur Folge hatte, daß die ganze Verhandlung sistirt und das Strafgericht von dem Haupte des hochgestellten Verbrechers abgelenkt wurde. Die von Campbell als Attorney-General gehaltenen Reden sind von ihm selbst gesam-

melt worden: „Speeches at the bar and in the House of Commons" (London 1842), und enthalten schätzbare Beiträge zur parlamentarischen und socialen Geschichte jener Periode.

Der Eifer und Erfolg, mit dem Campbell für die Regierung wirkte, wurde indeß seiner weitern Beförderung nachtheilig; man glaubte seine Dienste im Unterhause schlechterdings nicht missen zu können, und gerade deshalb sah er sich bei der Ernennung zur Kanzlerwürde und andern hohen Ämtern zu Gunsten von Personen übergangen, die sich weniger unentbehrlich gemacht hatten. Um ihn einigermaßen zufrieden zu stellen, wurde seine Gemahlin 1836 mit dem Titel einer Baroneß Stratheden zur Pairie erhoben, und in der That ließ Campbell, der seine Ansprüche sonst ziemlich energisch geltend zu machen verstand, sich auf eine Zeit lang dadurch beruhigen; als aber das Ministerium Melbourne immermehr ins Schwanken gerieth und der Augenblick nicht fern schien, wo es den Anstrengungen der von Peel reconstruirten conservativen Partei erliegen würde, begann es ernstlich daran zu denken, dem erprobten Anhänger bei dem bevorstehenden Schiffbruch einen sichern Ruhehafen zu bereiten. Der Versuch, eine Bill „zur Verstärkung der Rechtsverwaltung" durchzusetzen, welche zwei neue Richterstellen, Lord Justices, schaffen sollte, wovon eine dem bisherigen Attorney-General zugedacht war, scheiterte am Widerstande der Opposition, und es blieb daher nichts übrig, als einen der höhern juristischen Würdenträger zu bewegen, im Interesse Campbell's von seinem Posten zurückzutreten. Man wandte sich an den Kanzler von Irland, Lord Plunkett, der aber die Zumuthung entschieden von sich wies. Campbell ließ sich dadurch nicht abschrecken; die ministeriellen Blätter fingen an, von dem vorgerückten Alter des ehrwürdigen Chefs des irischen Kanzleihofs zu sprechen und die Gebrechlichkeit zu beklagen, die es ihm leider unmöglich mache, die Pflichten seines Amts zu erfüllen; zugleich fuhr die Regierung fort, die dringendsten Vorstellungen an ihn zu richten, ihn daran zu erinnern, daß man noch vor kurzem seinem ältesten Sohn das Bisthum Tuam verliehen und auch andere Mitglieder seiner Familie mit einträglichen Sinecuren erfreut habe; man gab ihm zu bedenken, daß eine Toryregierung im Anzuge sei und daß er dann jedenfalls einen Nachfolger erhalten werde. Von allen Seiten bestürmt, streckte Plunkett endlich die Waffen: Campbell wurde im Juni 1841 mit dem Pairstitel zum Kanzler von Irland ernannt, aber die Verhandlungen hatten sich so lange hingezogen, daß sich das Whigministerium jetzt in völliger Auflösung befand. Nur einen einzigen Tag präsidirte der neue Kanzler im dubliner Court of Chancery; gleich darauf dankten seine Collegen ab und Campbell mußte natürlich ihrem Beispiel folgen. Von Rechts wegen hatte er Anspruch auf ein Jahrgeld von 4000 Pf. St., allein der neue Pair besaß noch zu viel bürgerliches Anstandsgefühl, um einen solchen Lohn für eine so kurze Amtsführung anzunehmen; er lehnte die Pension zum größten Erstaunen seiner weniger scrupulösen aristokratischen Freunde ab und verlebte die nächsten fünf Jahre ohne Amt, Gehalt oder Praxis.

Seine öffentliche Thätigkeit beschränkte sich nunmehr auf die Debatten im Oberhause, an welchen er lebhaften Antheil nahm. Zur Erheiterung des Publikums dienten namentlich seine öftern Wortgefechte mit Brougham, in welchen der gesunde Menschenverstand und der trockene Humor Campbell's nicht selten den Sieg über die Beredsamkeit seines genialen, aber wetterwendischen Gegners davontrugen; aber diese charakteristischen Übungen vermochten nicht, seinem rastlosen Arbeitsdrang zu genügen. Um seine Mußestunden auszufüllen, griff er daher wieder zu den literarischen Beschäftigungen seiner Jugend, indem er ein Thema wählte, das für ihn selbst besonderes Interesse hatte. Er begann die Biographien der Lordkanzler von England, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart herab, zu schreiben, wovon nach und nach (1845—48) drei Serien erschienen: „Lives of the Lord Chancellors of England" (vierte Auflage, 10 Bde., London 1857), welche rasch populär wurden und ihm einen bedeutenden schriftstellerischen Ruf und nicht geringen pecuniären Gewinn einbrachten, obgleich ein Kritiker nicht angestanden hat, sie für biographische Romane zu erklären. Allerdings ist Lord Campbell nicht sehr wählerisch in den von ihm angeführten Thatsachen; er benutzt die Quellen, die sich ihm darbieten, ohne sich allzu ängstlich nach ihrer Reinheit zu erkundigen, und in Bezug auf einzelne Persönlichkeiten, wie Sir Christopher Hatton und der berühmte Bacon, ist ihm offenbare Parteilichkeit und Entstellung der Geschichte nachgewiesen worden; aber bei allen diesen Schwächen ist seine Charakterzeichnung in den meisten Fällen wahr und voll Leben, seine Bemerkungen sind richtig und sachgemäß, er verarbeitet ein massenhaftes Material mit nicht zu verachtender Geschicklichkeit und spricht sich im allgemeinen über Personen von den entgegengesetztesten politischen Meinungen mit anerkennenswerther Unbefangenheit aus. Vor allem ist an ihm zu loben, daß er sich von der bei englischen Biographen grassirenden Ausschmückungs- und Vertuschungssucht

freigehalten hat; von Lobhudelei ist bei ihm keine Spur zu entdecken, und man begreift daher leicht, daß die ungewohnte Offenheit und Derbheit seiner Schilderungen nationaler Celebritäten großes Aufsehen und einigen Anstoß erregen mußten.

Im Jahre 1846 gelangten die Whigs, unter Führung Lord John Russell's, von neuem an die Spitze der Regierung. Campbell hatte Hoffnung auf das Großsiegel, erhielt jedoch statt dessen das Amt eines Kanzlers des Herzogthums Lancaster, das zwar mit einem Sitz im Cabinet verknüpft ist, sonst aber keine anstrengendern Pflichten mit sich bringt als die, viermal jährlich eine Quittung für 1000 Pf. St. zu unterzeichnen. Eine solche Stellung konnte dem thätigen Charakter Lord Campbell's nicht zusagen; er begann daher bald sich nach einer andern umzusehen, und da die Kanzlerwürde fürs erste nicht zu erreichen war, so richtete er sein Augenmerk auf die Queens-Bench. Der Oberrichter Denman war nur wenig älter als Campbell und dachte nicht im mindesten daran, sich zurückzuziehen; aber man wandte dieselben Manöver gegen ihn an, die sich schon in Bezug auf Plunkett bewährt hatten; nach einigem Sträuben ließ sich Denman überreden, daß er wirklich nicht mehr im Stande sei, seinem Amte vorzustehen, und am 6. März 1850 trat Campbell an seine Stelle. Obwol ihm die persönlichen Eigenschaften, die seinem Vorgänger auszeichneten, nicht in gleichem Maße zu Gebote standen, so entledigte er sich doch seiner neuen Obliegenheiten zur allgemeinen Zufriedenheit; wie die meisten Parvenus, hatte er zwar eine Schwäche für Geburt und Rang, aber wo diese außer Spiel blieb, war seine Unparteilichkeit tadellos, und seine langjährige praktische Erfahrung als Jurist kam ihm auf der Richterbank trefflich zu statten. Dabei fand er noch immer Zeit, seine literarische Beschäftigungen fortzusetzen; den Biographien der Lordkanzler ließ er die „Lives of the Chief Justices of England" (3 Bde., London 1849—57) folgen, die sich durch dieselben Vorzüge und dieselben Mängel auszeichnen, und seine alte Vorliebe für das Theater gab sich in einer Schrift über Shakspeare kund: „Shakspeare's legal acquirements considered" (London 1859), in welcher er durch zahlreiche Citate aus den Werken des großen Dichters zu beweisen suchte, daß dieser, wenn nicht selbst Advocat gewesen, doch wenigstens juristische Studien gemacht haben müsse.

Campbell war fast 80 Jahre alt geworden, als er endlich das Ziel seiner so lange genährten Wünsche erreichte. Im Juni 1859 bildete Palmerston ein neues Cabinet und dem Lordoberrichter der Queens-Bench wurde das Amt eines Lordkanzlers von England übertragen. Er bekleidete diesen Posten gerade zwei Jahre, bis an sein Ende noch so rüstig, daß keiner seiner Freunde auf seine nahe Auflösung gefaßt war. Am 21. Juni 1861 präsidirte er nach gewohnter Weise im Oberhause; am folgenden Tage wohnte er einem Ministerrathe bei, bewirthete abends eine zahlreiche Gesellschaft und begab sich nach Mitternacht wohl und munter zur Ruhe. Um 8 Uhr morgens (23. Juni) fand ihn sein Kammerdiener in einem Lehnstuhl neben seinem Bette sitzend — eine Leiche. Er war augenscheinlich ohne Schmerz, ohne eine Zuckung verschieden; die Ärzte glauben, ein Aortenriß sei die unmittelbare Todesursache gewesen.

Lord Campbell hinterließ von seiner Gattin, die ihm ein Jahr früher in die Ewigkeit voran gegangen war, eine Familie von sechs Kindern. Der älteste Sohn, William Frederick, geb. 15. Oct. 1824, Parlamentsmitglied für Cambridge und dann für Harwich, war der Mutter als Lord Stratheden gefolgt und erbt nun von dem Vater auch die Baronie Campbell.

Alexéi Petrowitsch Jermolow,

russischer General.

Der Name des am 23. April 1861 zu Moskau verstorbenen Generals Jermolow ist nicht allein in seinem eigenen Vaterlande, sondern auch in Europa allgemein bekannt. Als tapferer Führer in den Napoleonischen Kriegen ausgezeichnet, gehörte er als Statthalter des Kaukasus zu den erfolgreichsten Trägern der russischen Politik, und eine fünfunddreißigjährige gezwungene Unthätigkeit hatte eher dazu gedient, seinen Ruhm zu erhöhen, als ihn in Vergessenheit zu bringen.

Alexéi Petrowitsch Jermólow wurde 1777 aus einer adelichen Familie des Gouvernements Orel geboren. Sein Vater war Staatsrath, sein Oheim einer der zahlreichen männlichen Odalisken der großen Katharina. Dieser Verwandtschaft verdankte er es ohne Zweifel, daß er schon in seinem elften Jahre in die Listen des Preobraschenskischen Garderegiments eingetragen und in seinem funfzehnten als Hauptmann dem Dragonerregiment Nishni-Nowgorod aggregirt

wurde, aus welchem er 1793 in ein Artilleriebataillon übertrat. Doch suchte er diese schnelle Beförderung auch durch Thaten zu rechtfertigen. Nach Ausbruch der polnischen Revolution von 1794 schloß er sich dem Grafen Valerian Subow, dem Bruder des letzten Günstlings der Kaiserin an, der das Commando über die Vorhut der russischen Armee übernahm, und zeigte beim blutigen Sturm von Praga solche Unerschrockenheit, daß er auf besondere Verwendung Suworow's das Georgenkreuz empfing. Er war damals erst 17 Jahre alt. Als 1796 eine Expedition gegen die Perser beschlossen wurde, folgte er dem Grafen Subow nach dem Kaukasus, befehligte eine Batterie bei der Belagerung von Derbent und avancirte zum Oberstlieutenant. Allein schon im Februar 1797 wurden auf Befehl Kaiser Paul's, der unterdeß die Regierung angetreten hatte, die Feindseligkeiten mit Persien abgebrochen und bald darauf erhielt Jermolow von dem Monarchen, dessen Haß gegen die ehemaligen Günstlinge seiner Mutter sich auch auf deren Verwandte erstreckte, angeblich „wegen Unkenntniß des Dienstes" seinen Abschied. Er wurde sogar in Kostroma internirt, wo er einen andern in der Folge berühmt gewordenen Mann, den Kosackenhetman Platow antraf, der gleichfalls den Zorn des launenhaften Paul auf sich geladen hatte. Jermolow benutzte die unfreiwillige Muße, um die Lücken in seiner ziemlich vernachlässigten Bildung auszufüllen. Er lernte bei dem Stadtpfarrer lateinisch und gab sich mit noch größerm Eifer dem Studium der militärischen Wissenschaften hin, in welchen er namentlich in seiner Specialwaffe, der Artillerie, sehr gründliche Kenntnisse erwarb. Die Schule des Unglücks ward für ihn eine Vorbereitung zu seiner künftigen glänzenden Laufbahn.

Nach der Thronbesteigung Alexander's I. trat Jermolow von neuem in Dienst, und in den Kämpfen gegen Frankreich fand er bald Gelegenheit, seine kriegerischen Studien zu verwerthen. Im Feldzuge von 1805 befehligte er eine Compagnie reitender Artillerie, mit der er in der Arrièregarde unter Bagration bei Amstetten und Hollabrunn focht und bei Austerlitz, um den Rückzug zu decken, bis zum letzten Augenblick aushielt, aber auch die Hälfte seiner Kanonen im Stiche lassen mußte. In der russischen Armee gilt der Verlust von Kanonen für die größte Schmach, und die Artillerieoffiziere werden hierdurch oft verleitet, ihre Geschütze zur Unzeit aus dem Gefecht zurückzuziehen; Jermolow zeigte sich über dieses Vorurtheil erhaben, und sein Opfermuth wurde von dem Oberfeldherrn Kutusow und dem Großfürsten Konstantin gewürdigt, welche die Aufmerksamkeit des Kaisers auf ihn lenkten. Zum Befehlshaber der 7. Artilleriebrigade ernannt, kämpfte er 1806 bei Golymin, 1807 bei Eylau, Heilsberg und Friedland und erhielt die 3. Klasse des Georgenordens. Im Jahre 1808 ward er Generalmajor und Inspector der reitenden Artillerie, 1811 Commandeur der Gardeartilleriebrigade und bald nach Ausbruch des Kriegs von 1812 Chef des Generalstabs der ersten Westarmee unter Barclay de Tolly. Kaum 35 Jahre alt, war also Jermolow nunmehr die zweite Person in einem Heere von 100000 Mann, das zur Vertheidigung Rußlands gegen den mächtigsten Eroberer der Neuzeit bestimmt war, und mit diesem Beweise seines Vertrauens nicht zufrieden, verlangte Alexander noch, daß er mit Umgehung Barclay de Tolly's unmittelbar an ihn über den Zustand der Truppen und alle kriegerischen Ereignisse berichten solle. Ein so zweideutiger Auftrag mußte ihn von vornherein in eine schiefe Stellung zu seinem Oberbefehlshaber bringen, dem er ohnehin als „Deutschen" nicht wohl wollte, dessen Rückzugssystem er missbilligte und über dessen Unschlüssigkeit er laute Klage erhob, und es läßt sich denken, daß die Einheit der militärischen Operationen durch dieses Verhältniß zwischen dem Feldherrn und seinem Stabschef nicht gewinnen konnte. Doch leistete Jermolow bei verschiedenen Gelegenheiten, wie bei Smolensk und in dem Arrièregardengefecht bei Gedeonowo oder Valutina, die wichtigsten Dienste und wurde dafür zum Generallieutenant befördert. In der Schlacht von Borodino warf er sich mit einer Hand voll Truppen dem Feinde, welcher sich des großen Kurgans im Centrum der russischen Position bemächtigt hatte, entgegen, eroberte nach einem furchtbaren Gemetzel die Batterie wieder und nahm den französischen General Bonami gefangen, wurde aber selbst dabei verwundet. Dies verhinderte ihn nicht an dem Kriegsrath in Fili theilzunehmen, in welchem die Räumung Moskaus beschlossen wurde, gegen welche Jermolow entschieden protestirte und sich dadurch das Misfallen Kutusow's zuzog. Seine Functionen gingen thatsächlich an den General Toll über, und Jermolow begab sich zur Avantgarde, mit der er bei Malo-Jaroslawez, Wjasma und Krasnoi focht und dann an die Spitze eines fliegenden Corps den Feind über die Beresina und bis nach Wilna verfolgte. Zu wiederholten malen schrieb er an Kutusow, um seine Bewegungen zu beschleunigen und ihn zur energischern Benutzung der errungenen Vortheile aufzufordern; aber der alte Marschall ließ seine Rathschläge und Mahnungen unbeachtet. Die Russen sind noch heute überzeugt, daß wenn man auf Jermolow gehört hätte,

kein einziger Franzose aus ihrem Lande entkommen und Napoleon mit allen seinen Marschällen in ihre Hände gefallen wäre.

Im Feldzuge von 1813 commandirte Jermolow zuerst die gesammte Artillerie des russisch-preußischen Heeres bei Lützen, und nach der Schlacht von Bautzen die Arrièregarde, welche den Abzug der Verbündeten deckte. Er wich Schritt für Schritt zurück, und brachte namentlich bei Reichenbach den nachsetzenden Franzosen empfindliche Verluste bei. Hierauf erhielt er den Befehl über die 1. Gardedivision, mit der er der Schlacht von Kulm beiwohnte, wo er nach der Verwundung Ostermann's das Commando übernahm. Bei Leipzig stand er an der Spitze des ganzen Gardecorps, welches er auch am 30. März 1814 zum Sturm auf Paris führte; seine Tapferkeit wurde von Alexander mit dem Georgenorden 2. Klasse und dem Alexander-Newskiorden belohnt, von dem Kaiser von Österreich mit dem Commandeurkreuz Maria Theresia's, von dem König von Preußen mit dem Rothen Adlerorden und dem Militärverdienstorden. Als endlich 1815 170000 Russen unter Barclay de Tolly in drei Abtheilungen zum zweiten mal über den Rhein marschirten, führte Jermolow den zweiten dieser Heerhaufen.

Die friedliche Epoche, die jetzt eintrat, sagte der Natur Jermolow's weniger zu als das Kriegsleben. Er war kein Paradeheld, kein Hofmann; sein stolzer und unabhängiger Charakter vermochte es nicht, sich vor Höhern zu beugen, und seine sarkastische Laune machte ihn auch bei seinesgleichen verhaßt und gefürchtet. Zudem war er ein Russe von altem Schrot und Korn, und die Vorliebe, die der Kaiser für Ausländer und Ausländisches an den Tag legte, erfüllte ihn mit schlecht verhülltem Mismuth. „Betrachten Sie mich als einen Deutschen", sagte er einst zu Alexander, als dieser ihn fragte, in welcher Weise er ihm seine Gunst bezeigen könne. Seine Ernennung zum Generalgouverneur und Oberbefehlshaber im Kaukasus mochte daher ebenso sehr von dem Wunsche herrühren, ihn mit guter Miene aus der Hauptstadt zu entfernen, als seiner unbestrittenen Tüchtigkeit einen größern Wirkungskreis anzuweisen. Vor Übernahme dieses Amtes sollte er zuerst als außerordentlicher Botschafter nach Persien gehen, wo der Schah mit der Erfüllung der harten, ihm im Frieden von Gulistan auferlegten Verpflichtungen zögerte und in seinem Widerstande durch den Einfluß des britischen Gesandten bestärkt wurde. Von einem glänzenden Gefolge umgeben, erschien Jermolow in Teheran, entging glücklich einem Versuche, ihn mit Gift aus dem Wege zu räumen, und imponirte durch sein gebieterisches Auftreten den Persern dergestalt, daß sie in allem nachgaben und die Forderungen Rußlands vollständig bewilligten.

Nach Tiflis zurückgekehrt, widmete er sich mit aller Energie seines Geistes der Aufgabe, die russische Herrschaft im Kaukasus zu befestigen und auszubreiten. Auf seinen Befehl erhob sich jene Reihe von Bollwerken, an welchen sich die Kräfte der tapfern Bergstämme oft nachher gebrochen haben: das feste Grosnaja an der Sundsha, Wnesapnaja am Sulak, Burnaja im Lande des Schamchal; durch Wälder und Schluchten wurden Straßen gebahnt, am Kuban und Terek Linien von Forts errichtet, welche den leichten Reitern der Tscherkessen und Tschetschenzen den Weg in die Ebene versperrten. Durch siegreiche Expeditionen unterwarf er den Khan von Awarien, die Kumyken und die kriegerischen Bewohner von Akuscha, letztere nach einer mörderischen Schlacht, bei Lawasch, am 31. Dec. 1819; Aufstände in Imeretien und Gurien schlug er mit blutiger Strenge nieder. Der Widerstand zog sich in das Innere der Gebirge zurück; die kleinen Fürsten und Begs erschienen im Palast des großen Serdar, um russische Pensionen zu erbitten und militärische Titel anzunehmen; im ganzen östlichen Kaukasus hatte Rußland nach wenigen Jahren keinen ernstlichen Feind zu bekämpfen. Alles dieses erreichte Jermolow mit verhältnißmäßig geringen Mitteln — denn die russischen Streitkräfte in Transkaukasien hatten lange nicht die kolossalen Dimensionen angenommen wie in spätern Zeiten — vorzugsweise durch den Nimbus, mit dem er sich zu umgeben wußte, durch seine tiefe Einsicht in den Charakter und den Geist der Orientalen und durch strenge Gerechtigkeit, eine Eigenschaft, die bei ihnen um so größern Eindruck macht, wenn sie mit unerbittlicher Härte gepaart ist.

Fast zehn Jahre hindurch, von 1817 — 26, dauerte die Verwaltung des Kaukasus durch Jermolow, dessen Name noch heute im Munde der Einwohner fortlebt. Sie wurde in dieser Zeit nur einmal unterbrochen, als er, der seit 1818 den Rang eines Generals der Artillerie bekleidete, im Jahre 1821 zum Commando der russischen Armee berufen wurde, die den Österreichern helfen sollte die in Italien ausgebrochene Revolution zu unterdrücken. Die rasche Niederwerfung des Aufstandes durch Frimont und Bubna machte den Weitermarsch der schon bis Bartfeld vorgerückten Russen überflüssig, und nach kurzem Verweilen am Congreß zu Laibach kehrte Jermolow auf seinen Posten zurück. In den letzten Tagen des Jahres 1825 starb Kaiser

Alexander I.; zugleich begann der Müridismus, der bisher im Dunkeln vegetirt hatte, allmählich das Haupt zu erheben, und während Jermolow sich bemühte, den Funken zu ersticken, von dem er voraussah, daß er leicht zum verzehrenden Brande anwachsen konnte, überschritt Abbas-Mirza mit 100000 Persern ohne Kriegserklärung die russische Grenze. Jermolow überließ es dem General Paskewitsch, dieser unerwarteten Invasion die Stirn zu bieten; er selbst blieb in Tiflis, um die Hauptstadt Georgiens und die Militärstraße nach Rußland gegen die Bergvölker zu schützen. Eben dieses wurde ihm später zum Vorwurf gemacht, obgleich er dadurch vielmehr einen Beweis der Selbstverlengnung lieferte, indem er einem andern die leichtere und glänzendere Aufgabe übertrug, die zwar zahlreichen, aber ungeordneten und unkriegerischen Scharen der Perser zurückzuwerfen, während er allein, unter den schwierigsten Umständen und fast ohne Truppen, nur durch den Schrecken seines Namens einen viel gefährlichern Feind im Zaum hielt und eine Schilderhebung verhütete, welche die russische Armee zwischen zwei Feuer bringen und sie der gänzlichen Vernichtung preisgeben konnte. Über den wahren Grund seiner Ungnade ruht ein Schleier, der noch immer nicht ganz gelüftet ist. Ohne Zweifel hing sie mit der Militärverschwörung zusammen, die bei der Thronbesteigung des Kaisers Nikolaus zum Ausbruch kam und bei der so viele Mitglieder der altrussischen Adelsfamilien, mit denen Jermolow in enger Verbindung stand, betheiligt waren; weniger beglaubigt erscheint das Gerücht, daß er die durch diese Unruhen entstandene Verwirrung zu benutzen dachte, um sich im Kaukasus, wo er bei dem Volke beliebt und von der Armee vergöttert wurde, ein eigenes Reich zu stiften. Wie dem auch sein möge, während die Perser, bei Elisawetpol aufs Haupt geschlagen, nach Eriwan flohen, während Kasi-Mulla mit seinen Müriden sich in den Wäldern der Koissuba verbarg und die energischen Maßregeln Jermolow's die Ruhe auf allen Punkten sicherten, wurde er zum Erstaunen Rußlands und Europas von seinem Posten abberufen und „zur Wiederherstellung seiner Gesundheit" mit unbeschränktem Urlaub entlassen.

Vom öffentlichen Schauplatz zurückgezogen, hörte Jermolow nicht auf, die Augen seiner Landsleute auf sich zu ziehen. Bei jedem neuen Kriege, bei jeder neuen politischen Verwickelung berief ihn die allgemeine Stimme zu neuer Thätigkeit; die allgemeine Stimme blieb nach wie vor unbeachtet. Im Jahre 1831 ward er zum Mitglied des Reichsraths ernannt, 1835 schickte ihm Nikolaus bei der Enthüllung des zum Andenken an die Schlacht von Kulm errichteten Monuments das große Band des Andreasordens; aber es waren dies nur leere Ehrenbezeigungen, die keine weitern Folgen hatten. Nur einmal, als der Kaiser im Begriff stand, zu Gunsten Österreichs in Ungarn zu interveniren, soll er den Rath Jermolow's erbeten und dieser ihn dringend, aber vergeblich, von diesem verhängnißvollen Schritt abgemahnt haben. Endlich als der Krieg der Westmächte gegen Rußland den Zarenstaat zur Anspannung aller seiner Kräfte zwang und, wie im Jahre 1812, eine Volksbewaffnung, eine Opoltschenie, angeordnet wurde, dachte man daran, den populären Namen des alten Feldherrn zu benutzen, um die Begeisterung der Nation anzufachen und sie zur Ertragung der schweren Opfer geneigt zu machen, welche die Politik der Regierung ihr auferlegte. Er erhielt den Oberbefehl über die Miliz des Gouvernements Moskau, welche der des übrigen Reichs zum Vorbild dienen sollte; allein die Kräfte des fast achtzigjährigen Greises reichten jetzt nicht mehr aus, und nach einigen Monaten mußte er das Commando niederlegen. Seitdem lebte er still und zurückgezogen in Moskau, seine Mußestunden der Ausarbeitung von Memoiren widmend, die, wenn die Preßverhältnisse in Rußland ihre Herausgabe gestatten sollten, zweifelsohne ein bedeutendes Licht auf die Ereignisse seiner Zeit werfen würden. Seine handschriftlichen Notizen über den Feldzug von 1812 sind von mehreren russischen Schriftstellern, unter andern von Bogdanowitsch in dessen kürzlich erschienener Geschichte dieses Feldzugs, benutzt worden; von andern literarischen Arbeiten, mit denen er seine lange Unthätigkeit ausfüllte, ist bisher nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

John Charles Fremont,

amerikanischer Reisender und General.

John Charles Fremont ist der Sohn eines französischen Emigranten und einer Virginierin, und wurde am 31. Jan. 1813 zu Savannah in Georgia geboren. Er erhielt eine gute Erziehung, obwol er bereits in seinem vierten Jahre den Vater verlor, und als er, 17 Jahre alt, im College zu Charleston promovirte, konnte er schon zum Unterhalt seiner Mutter und jüngern Geschwi-

ster beitragen. Nachdem er einige Seereisen gemacht, wandte er sich dem Civilingenieurfache zu und vermaß 1836 die Landstrecke zwischen Charleston in Südcarolina und Cincinnati in Ohio. Bald darauf war er bei der Aufnahme des Landes thätig, welches im Westen des Mississippi den aus Georgia vertriebenen Cherokesen als neue Heimat angewiesen wurde, und begleitete 1838 und 1839 Nicollet auf seiner Erforschungsreise an den obern Mississippi. Alle diese Arbeiten betrachtete er nur als Vorübungen zu einer großen Expedition nach dem Westen, die er, zum Ingenieurlieutenant ernannt, im Mai 1842 antrat. Mit einer Hand voll Leute erreichte er den berühmten Südpaß und bestimmte nicht allein die geographische Lage dieser Straße, auf welcher seitdem Myriaden von Auswanderern ihren Weg nach Californien gefunden haben, sondern erforschte auch die Naturverhältnisse, die Geologie und Meteorologie des Landes, und gab die Punkte an, von denen heute die Flagge der Union über einer Kette von Wüstenforts weht. Auch bestieg er damals die höchsten Gipfel des Windrivergebirges, in welchem die Quellgebiete der größten amerikanischen Ströme liegen und dessen Culminationspunkt den Namen Fremont's Peak trägt. Für seine wichtigen Entdeckungen erhielt er die goldene Medaille der londoner Geographischen Gesellschaft. Bald nachher unternahm er eine zweite Entdeckungsreise, um die Resultate der ersten zu vervollständigen und sie mit den Aufnahmen des Commodore Wilkes an den Küsten des Stillen Meeres in Verbindung zu bringen. Fremont brach am 29. Mai 1843 vom Dorfe Kansas auf, erstieg die Höhen im Süden des Südpasses, bog nach dem großen Salzsee ab und untersuchte den ganzen Landstrich zwischen diesem Binnenmeer und dem Felsengebirge Südlich von dieser Linie erstreckt sich eine weite Region, die noch zum Reiche der Fabel gehörte und an die er den Prüfstein der exacten Wissenschaft zu legen brannte. Es war Wintersanfang. Ohne Hülfsquellen oder hinreichenden Mundvorrath, ohne Führer und nur mit 25 Gefährten begann er die Reise über das Felsengebirge. Neun Monate lang durchwanderte er unter Abenteuern, Wagnissen und Leiden aller Art eine Strecke von 3500 Meilen, im Angesicht ewigen Schnees, und traf, nachdem er die Hauptzüge Obercaliforniens enthüllt, die Sierra-Nevada überschritten, die Thäler von San-Joaquin und Sacramento entdeckt und die Geographie der Westhälfte des amerikanischen Continents festgestellt, im August 1844 wohlbehalten in Washington ein.

Er war mit den Anstalten zu einer dritten Expedition beschäftigt, während er die Geschichte der ersten und zweiten schrieb, und noch ehe er diese herausgegeben („Narrative of the exploring expedition to the Rocky Mountains in 1842, and the Oregon and California in 1843 and 1844", London 1846; neue Auflage, Neuyork 1856; und „Notes of travel in California", Neuyork 1849), eilte er schon von neuem, seine bewährten Genossen um sich sammelnd, dem Stillen Meere zu. Diese Reise bereicherte die Wissenschaft mit neuen Acquisitionen und die Vereinigten Staaten mit den Goldgruben Californiens. Im Frühling 1846 befand sich Fremont mit etwa 60 Begleitern in der Nähe von Monterey. Der Befehlshaber dieser Stadt, Juan de Castro, verbot ihm ein weiteres Vordringen und gab den Fremden die Weisung, das Land zu verlassen. Fremont pflanzte die nordamerikanische Flagge auf, erklärte, ohne noch die Kunde von dem Bruche zwischen den Vereinigten Staaten und Mexico erhalten zu haben, auf eigene Hand den Krieg und bemächtigte sich am 15. Juni des Militärpostens Sonoma, wo er neun Kanonen und anderes Material erbeutete. Hierauf drang er in das Thal von San-Sacramento vor, in welchem sich amerikanische Ansiedler in bedeutender Zahl niedergelassen hatten, die ihn am 4. Juli zum Gouverneur erwählten. Um dieselbe Zeit ward er von der Regierung zum Oberstlieutenant ernannt, und am 13. Jan. 1847 schloß er mit den Mexicanern eine Capitulation ab, die den Krieg in Californien beendete und das Land im Besitz der Vereinigten Staaten ließ. Bald nach diesem glücklichen Erfolg, zu welchem Fremont durch seine Tapferkeit und Entschlossenheit das Meiste beigetragen, sah er sich in einen Streit mit dem General Kearney verwickelt, infolge dessen er vor ein Kriegsgericht gestellt und zur Ausstoßung aus der Armee verurtheilt wurde. Wie Columbus ward er von Californien, wo er Entdecker, Eroberer, Friedensstifter und Gouverneur gewesen, als Gefangener nach Hause gebracht. Der Präsident wollte ihn wieder in seine Charge einsetzen, aber Fremont brach seine Verbindungen mit der Regierung ab und trat in den Privatstand zurück. Er beschloß seine Ehre auf demselben Felde wiederherzustellen, auf dem man ihn derselben zu berauben gesucht hatte. Im October 1848 trat er von Puebla aus mit 33 Begleitern und 130 Maulthieren einen vierten Explorationszug an, um eine Route von der Quellgegend des Arkansas durch das Gebirge aufzufinden, über welche, wie er hoffte, eine Eisenbahn nach Californien geführt werden könne. Durch seine Führer irre geleitet, gerieth er in der Sierra-San-Juan in eine entsetzliche Lage. Der mehr

als russischen Kälte erliegend, kamen alle seine Maulthiere und ein Drittel seiner Leute um, und zu Fuße, von allem entblößt, gelangte er nach Santa-Fé. Aber die Männer der Wüste scharten sich um ihn, rüsteten ihn von neuem aus und, seine Reise fortsetzend, drang er durch das Land der grausamen und unbändigen Apachen, besiegte die Wilden oder schüchterte sie ein und stand nach 100 Tagen an den Ufern des Sacramento. Hier wurde er mit Enthusiasmus begrüßt und fast einstimmig zum Vertreter Californiens im Senat der Vereinigten Staaten erwählt. Im Jahre 1852 besuchte er Europa, wo ihn die gelehrte Welt mit großer Achtung aufnahm. Sodann führte er 1853 eine fünfte, höchst erfolgreiche Entdeckungsreise von dem Mississippithal nach dem Stillen Ocean aus.

Unterdeß hatte sich in den Vereinigten Staaten eine neue Partei unter dem Namen der republikanischen gebildet, welche der durch die Nebraskabill erfolgten Ausbreitung der Sklaverei eine Grenze zu setzen und das bisherige politische Übergewicht der Sklavenhalter zu brechen trachtete. Obwol in einem Sklavenstaat geboren, schloß sich Fremont mit Leib und Seele dieser Bewegung an und erlangte bei seinen Parteigenossen eine so hohe Popularität, daß er von ihnen 1856 als Candidat für die Präsidentenwahl aufgestellt wurde. Der größte Theil der Freistaaten erklärte sich für ihn, aber der Moment war noch nicht gekommen, wo das von ihm verfochtene Princip den Sieg erringen sollte, und nach einem verzweifelten Kampfe unterlag er mit 125 gegen 163 Stimmen dem demokratischen Candidaten Buchanan. Fremont kehrte nach Californien zurück, sich der Verwaltung seiner weitläufigen, im District Mariposa gelegenen Besitzungen widmend, die ihm große Reichthümer brachten, aber auch in endlose Processe verwickelten. Um einen Theil derselben an die französische Regierung zu verkaufen, begab er sich 1860 nach Paris. Hier erhielt er die Kunde von dem endlichen Triumph der republikanischen Partei und bald darauf von dem Präsidenten Lincoln den Antrag, mit dem Rang als Generalmajor ein Commando in der zur Bezwingung der von der Union abgefallenen Südstaaten bestimmten Armee zu übernehmen. Infolge dieses Rufes schiffte er sich im Juni 1861 von Havre nach Amerika ein, wo seinem Unternehmungsgeiste und seinen anerkannten militärischen Talenten sich jetzt ein weiter Spielraum darbietet. Fremont ist mit einer Tochter des verstorbenen Senators Benton, eines in der neuern Geschichte der Vereinigten Staaten vielgenannten Mannes, verheirathet.

Stephen Arnold Douglas,

amerikanischer Staatsmann.

Stephen Arnold Douglas war der Sohn eines Arztes zu Brandon im Staate Vermont, wo er am 23. April 1813 geboren wurde. Kaum zwei Monate alt, verlor er seinen Vater und fand mit der Mutter und Schwester im Hause eines Oheims Zuflucht. Nachdem er die gewöhnliche Schulerziehung genossen, ward er zu einem Tischler in die Lehre gethan, welcher Profession er jedoch bald entsagte, um als Student in die Akademie seiner Vaterstadt einzutreten, die er ein Jahr später mit dem Collegium von Canandaigua im Staate Neuyork vertauschte, indem er zugleich in der Amtsstube eines dortigen Advocaten sich zum praktischen Rechtsgelehrten ausbildete. Im Frühjahr 1833 wanderte er nach Beendigung seines akademischen Cursus nach dem Westen aus, um hier sein Glück zu suchen. Die Reise und eine Krankheit, von der er unterwegs befallen wurde, hatten seine Mittel so vollständig erschöpft, daß er mit nicht mehr als 37½ Cents (einem halben Thaler) in der Tasche zu Winchester, im Staate Illinois, anlangte. Als Schreiber bei einem Auctionator verdiente er sich zuerst einige Dollars und eröffnete dann eine Schule, welche guten Zuspruch fand und ihm die Möglichkeit gewährte, seine juristischen Studien sorgenfrei zu verfolgen. Im März 1834 ward er als Attorney und Sachwalter zur Praxis beim obersten Gerichtshof von Illinois zugelassen und erwarb sich rasch einen so ausgezeichneten Ruf, daß er bereits 1835, erst 22 Jahre alt, von der Legislatur zum Generalanwalt des Staats ernannt wurde. In rascher Folge ward er dann Mitglied der Staatslegislatur, Registrator des Land office, Staatssecretär und 1841 Beisitzer des obersten Gerichtshofes (Judge of the Supreme Court). Schon 1837 hatte er sich um die Vertretung von Illinois im Congreß beworben und war durch eine Majorität von nur fünf Stimmen geschlagen worden; im Jahre 1843 war er glücklicher und saß nun im Repräsentantenhause zu Washington bis zum 4. März 1847, wo er noch vor Erreichung des gesetzlichen Alters zum Mitgliede des Senats erhoben wurde, welchen Posten er, stets von neuem gewählt, bis an sein Ende bekleidet hat. In beiden

Versammlungen gewann sein energischer Charakter und seine feurige Beredsamkeit ihm eine höchst einflußreiche Stellung. Er betrieb die Annexation von Texas und den mexicanischen Krieg, machte England gegenüber die Rechte der Vereinigten Staaten auf das Oregongebiet mit großer Entschiedenheit geltend und fungirte als Vorsitzender und Berichterstatter der Comités, welche die Bills zur Organisirung neuer Territorien und zur Aufnahme neuer Staaten in die Union entwarfen. In der Sklavereifrage hielt er es ganz mit dem Süden und wurde lange Zeit als der besondere Liebling und Vorkämpfer der südlichen Demokratie betrachtet. Von ihr 1852 als Candidat für die Präsidentenwürde aufgestellt, mußte er indeß vor dem General Pierce zurücktreten. Im Januar 1854 legte Douglas dem Congreß die Bill zur Organisation des bisherigen Nordwest- oder Kansas-Nebraskagebiets vor, welche am 24. Mai nach hitzigem Kampfe durchging und bestimmt war, einen so verhängnißvollen Einfluß auf das Schicksal der Republik auszuüben. Die Beseitigung des Missouricompromisses, durch welche das ganze nationale Territorium der Sklaverei geöffnet wurde, regte die Antisklavereipartei des Nordens zur höchsten Erbitterung auf und spaltete das Land und das Volk in zwei feindliche Lager. Douglas ging dabei von dem Grundsatze aus, daß die Einführung oder Nichteinführung der Sklaverei von dem Willen der Einwohner in den verschiedenen Territorien abhängen sollte, wie die Verfassung der Vereinigten Staaten sie für eine Angelegenheit der Einzelstaaten erklärt hatte. Als aber Buchanan, gegen den Douglas 1856 als Präsidentschaftscandidat abermals unterlegen war, dem Volke von Kansas eine Constitution aufzuzwingen suchte, durch welche die Sklaverei gegen den Willen der Majorität eingeführt wurde, ging Douglas trotz seiner Vorliebe für den Süden augenblicklich zur Opposition über und protestirte energisch gegen einen Act, der das Princip der Volkssouveränetät verletzte. Mit der südlichen Demokratie verdarb er es durch dieses Auftreten gänzlich, versöhnte aber dagegen die nördliche, die sein bisheriges Benehmen misbilligt hatte und deren Hülfe er jetzt bei den bevorstehenden Wahlen bedurfte. Im Jahre 1859 erhielt er nach einer der hartnäckigsten Wahlschlachten, in der er bewunderuswürdige Schlagfertigkeit und Ausdauer an den Tag legte, zum dritten mal die Senatorwürde für Illinois; sein Gegencandidat war Abraham Lincoln. Im Convent der demokratischen Partei, der sich 1860 zur Ernennung eines Präsidentschaftscandidaten in Charleston versammelte, sprach sich die Mehrheit für Douglas aus; die Vertreter des Südens aber, durch sein Verhalten in der Kansasfrage erbittert, weigerten sich den Majoritätsbeschluß anzuerkennen und zogen sich aus der Versammlung zurück. Die Delegirten der Nordstaaten verlegten jetzt ihren Sitz nach Baltimore und ernannten Douglas durch ein fast einstimmiges Votum zum Candidaten der Partei; da jedoch der Süden bei seiner Sonderstellung beharrte und einen eigenen Bewerber in der Person Breckenridge's ins Feld schickte, so zersplitterten sich bei der Wahl die Stimmen und die Zwietracht der Demokratie führte den Sieg der Republikaner herbei. Die Erwählung Lincoln's war für Douglas ein harter Schlag; er sah dadurch die Arbeit seines ganzen Lebens vereitelt und das Ziel seines Ehrgeizes in eine unabsehbare Ferne gerückt. Dies verhinderte ihn jedoch nicht, bei den hierauf folgenden Complicationen seinen glücklichen Nebenbuhler kräftig zu unterstützen, den Secessionisten entschieden entgegenzutreten und zu erklären, daß die Union um jeden Preis aufrecht erhalten werden müsse. Sein Benehmen in dieser Krisis söhnte auch seine heftigsten Gegner mit ihm aus und ließ sie manche Irrthümer und Misgriffe seiner frühern Laufbahn vergessen. Er wollte sich an dem ausbrechenden Kampfe persönlich betheiligen und stand eben im Begriff, die ihn von Lincoln angetragene Charge eines Generalmajors in der Armee der Vereinigten Staaten anzunehmen, als er nach kurzer Krankheit am 3. Juni 1861 zu Chicago starb.

Douglas war der Typus einer Klasse von Staatsmännern, die in der Neuen Welt sich ebenso häufig wie in Europa selten findet. Von der Natur und von äußern Umständen wenig begünstigt, mehr durch praktische Kenntnisse als durch gelehrte Bildung ausgezeichnet, verdankte er nur seinen eigenen Anstrengungen und dem Feuereifer, mit dem er sich in das Gewühl der Parteien stürzte, die Erfolge, die ihn aus der Dunkelheit zu Macht und Ansehen erhoben. Als Redner empfahl er sich weder durch correcte Sprache noch durch einen geläuterten Geschmack, wol aber durch Fülle und Kühnheit der Gedanken und durch die Geschicklichkeit, mit der er die Leidenschaften seiner Zuhörer zu entflammen und sie für seine Zwecke zu begeistern wußte. Wegen seiner gedrungenen Gestalt und seines mächtigen Geistes hatte er von seinen Anhängern den Beinamen des „kleinen Riesen" erhalten, unter welchem er in Amerika allgemein bekannt war. Vgl. über ihn Sheahan, „Life of Douglas" (Neuyork 1860).

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

Banks (Nathaniel Prentiß), amerikanischer Staatsmann, wurde am 30. Jan. 1816 zu Waltham im Staate Massachusetts geboren. Sein Vater war Werkmeister einer Kattunfabrik, in welcher der Knabe arbeiten mußte, während er noch die Schule seines Geburtsorts besuchte. In der Folge ward er Maschinenbauer, indem er sich zugleich mit der Literatur beschäftigte und für die Zeitungen schrieb. Als Anhänger der demokratischen Partei erhielt er unter der Präsidentschaft Polk's eine Anstellung beim bostoner Zollamte und 1849 einen Sitz in der Staatslegislatur von Massachusetts. Durch eine Coalition der Demokraten mit den Freesoilers ward er 1851 zum Sprecher gewählt und 1853 als Abgeordneter für Massachusetts nach Washington geschickt. Hier erklärte er sich entschieden gegen die Kansas-Nebraska-Bill, deren unheilvolle Folgen er voraussah, und trennte sich dadurch definitiv von seinen bisherigen Parteigenossen. Indeß gelang es den Republikanern, denen er sich jetzt anschloß, seine Wahl zum Congreß von neuem durchzusetzen, wo er als Candidat für die Sprecherwürde aufgestellt und nach einem zweimonatlichen Kampfe, der die ganze Union in Aufregung versetzte, gewählt wurde. Durch diese Wahl wurde zuerst die Herrschaft des Südens im Congreß der Vereinigten Staaten erschüttert, und sie kann mithin als das Vorspiel zu den Ereignissen betrachtet werden, die den Abfall der Sklavenstaaten und die Zertrümmerung der Union herbeigeführt haben. Im Jahre 1857 wurde B. zum Gouverneur von Massachusetts erwählt, welches Amt er drei Jahre nacheinander bekleidete. Als man ihm jedoch dasselbe 1860 zum vierten mal übertragen wollte, lehnte er diese Ehre ab, indem er den Entschluß aussprach, sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Er ging nach Chicago in Illinois, um sich an der Leitung einer dortigen Eisenbahn zu betheiligen, wurde aber schon im Mai 1861 von dem Präsidenten Lincoln nach Washington berufen und mit Generalsrang zum Befehlshaber in Baltimore ernannt.

* **Buckingham und Chandos** (Richard Plantagenet Temple-Nugent-Brydges-Chandos-Grenville, Herzog und Marquis von), Graf Temple, Viscount und Baron Cobham in der englischen, Graf Nugent und Baron Temple in der irischen Pairie, Ritter des Hosenbandordens und Mitglied des Geheimraths, starb, ein trauriges Beispiel gefallener Größe, am 29. Juli 1861 im fünfundsechzigsten Lebensjahre. Erbe eines großen Namens und eines ungeheuern Vermögens, hatte er seine Laufbahn unter den glücklichsten Auspicien begonnen. Durch seine Mutter, der Tochter und Erbin des Herzogs von Chandos, stammte er von einem der reichsten und vornehmsten Geschlechter Englands und sogar von den königlichen Plantagenet; väterlicherseits war er Haupt der Familien Temple und Grenville, aus welchen seit zwei Jahrhunderten eine lange Reihe von Staatsmännern, Premierministern, Schatzkanzlern, Staatssecretären und Vicekönigen von Irland entsprossen ist. In ihrem fürstlichen Palaste zu Stowe hatten seine Ahnen Schätze der Kunst und Wissenschaft aufgehäuft, um die ihn Könige beneiden konnten; seine weitläufigen Besitzungen zogen sich durch mehrere Grafschaften Englands und Irlands. Alles dieses verschwand unter dem Hammer des Auctionators, und es blieb ihrem Besitzer am Ende seines Lebens nichts übrig, als die glänzenden Titel seines Hauses und eine bescheidene Wohnung in einer Nebenstraße des West End. Sein Schloß Stowe, das als Familienmajorat nicht veräußert werden durfte, mußte zum Besten der Gläubiger vermiethet werden; die Kunstschätze wurden in alle Weltgegenden zerstreut. Er verlor sogar seine Frau, die sich 1850 von ihrem zum Bettler herabgesunkenen Gatten scheiden ließ. Noch in seiner Glückszeit war B., dem es keineswegs an Talent und Bildung fehlte, als Schriftsteller mit Flugschriften über die Korngesetze aufgetreten; nach seinem finanziellen Ruin entschloß er sich, die in seinen Familienarchiven enthaltenen Documente und Correspondenzen zu verwerthen, die ohne diesen Zwischenfall wol noch einige Generationen im Dunkel geschlummert haben würden. So entstanden die „Memoirs of the court of George III" und andere Publicationen, die ein bedeutendes Licht auf die Geschichte Englands und namentlich auf die Intriguen der Hofparteien während des letzten Jahrhunderts warfen, aber zugleich durch die offen dargelegten Blößen hochgestellter und zum Theil noch lebender Personen in aristokratischen Kreisen großes Ärgerniß erregten und dem indiscreten Herausgeber bittere Vorwürfe zuzogen. Das letzte dieser Werke, die „Courts and cabinets of William IV and Victoria", erschien wenige Monate vor dem Tode B.'s und führt seine Enthüllungen bis auf die neueste Zeit fort. In dem Herzogstitel folgte ihm sein einziger Sohn, **Richard Plantagenet Campbell**, Marquis von **Chandos**, geb. am 10. Sept. 1823, von 1846—57 Parlamentsmitglied für die Stadt Buckingham und 1852 Lord des Schatzes unter dem Ministerium Derby, der sich durch seine Thätigkeit als Director mehrerer Eisenbahngesellschaften wieder einiges Vermögen erworben hat, welches durch seine Heirath mit der Erbin des Mr. Harvey auf Langley-Park in Buckinghamshire vermehrt wurde. Aus dieser am 2. Oct. 1851 geschlossenen Ehe sind bisjetzt nur drei Töchter entsprossen.

* **Czartoryiski** (Adam, Fürst), der Nestor der europäischen Staatsmänner und der polnischen Patrioten, beschloß sein langes und ereignißvolles Leben am 15. Juli 1861 auf seinem Schlosse Montfermeil bei Paris. Genosse Kosciuszko's in den Freiheitskämpfen von 1792 und 1794, dann Geisel am Hof von Petersburg, hierauf russischer Gesandter in Turin und unter Alexander I. seit 1802 Adjunct und seit 1804 Dirigirender des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, nahm er Antheil an allen diplomatischen Verhandlungen jener Zeit. Er unterzeichnete den Triplealliauzvertrag zwischen Rußland, England und Österreich, der die Schlacht von Austerlitz herbeiführte, und blieb auch dann zur Seite Alexander's, als Napoleon an die Weichsel vordrang und die Wiederherstellung Polens in Aussicht stellte. Aristokrat von Geburt und Charakter, hatte C. nur wenig Sympathie für das revolutionäre Frankreich;

er mistraute der arglistigen Politik des französischen Kaisers und sah damals noch das einzige Heil für sein Vaterland in dem engen Anschluß an Rußland und den wohlwollenden Absichten des ihm persönlich befreundeten Alexander. Er begleitete daher auch den Zaren 1814 nach Paris und zum Congreß nach Wien, wo er ihn in dem Entschluß bestärkte, den Polen liberale Institutionen zu verleihen. Auf den Statthalterposten des neuen Königreichs hatte C. den ersten Anspruch, und seine Ernennung zu demselben wurde allgemein erwartet; trotzdem ward ihm aus unbekannten Ursachen Zajonczek vorgezogen, der noch 1812 im Heere Napoleon's den Feldzug gegen Rußland mitgemacht hatte. Von dieser Zurücksetzung datirt die Erkaltung des freundschaftlichen Verhältnisses zwischen Alexander und C., den die dem constitutionellen Leben in Polen auferlegten Beschränkungen, die Unterdrückung der Lehrfreiheit in Wilna und das von dem Großfürsten Konstantin geübte Willkürregiment vollends der russischen Herrschaft entfremdeten. Unter Nikolaus zog er sich ganz von dem politischen Schauplatz zurück, auf welchem er erst nach der Revolution vom 29. Nov. 1830 wieder erschien. Als Mitglied und nachher als Präsident der provisorischen Regierung versuchte er versöhnlich zu wirken, die Kräfte der Nation zum Widerstand gegen den Feind zu vereinigen und die Ausschreitungen der demokratischen Partei zu mäßigen; doch vermochte er es nicht, die Mordseenen vom 15. bis 16. Aug. 1831 zu verhindern, und, von dem Pöbel zur Abdankung gezwungen, verließ er Warschau, um sich dem Corps Ramorino's anzuschließen und mit ihm nach Galizien überzutreten. Seitdem lebte er fern von der Heimat, meistens in Paris, wo er von den aristokratischen Elementen der polnischen Emigration als ihr Haupt verehrt, von den demokratischen hingegen vielfach angefeindet und verlästert wurde. Wenn aber die polnische Sache fortfuhr bei den europäischen Cabineten Theilnahme zu finden und ein Menschenalter hindurch von ihnen unvergessen blieb, so verdankt sie es hauptsächlich den Bemühungen C.'s, dessen hohe gesellschaftliche Stellung und ausgebreitete Verbindungen ihm auch in der Verbannung einen bedeutenden politischen Einfluß gewährten, die er im Interesse seines unglücklichen Vaterlandes zu verwenden wußte. Zweimal während dieses langen Zeitraums schienen sich für Polen günstigere Auspicien zu eröffnen: zuerst durch die Februarrevolution, und dann 1853 durch den orientalischen Krieg; beidemal suchte C. mit dem Takt eines erfahrenen Diplomaten und einer durch die Jahre ungeschwächten Energie die Umstände zu benutzen, aber beidemal sah er sich in seinen Hoffnungen getäuscht. Als zum dritten mal die Morgenröthe einer bessern Zeit heranzubrechen schien, ereilte ihn endlich der Tod im zweiundneunzigsten Jahre seines Alters. In seinem Testament übertrug er die Leitung der polnischen Emigration seinem zweiten Sohn, dem Fürsten **Ladislaw**, geboren 20. Juli 1829, vermählt mit einer Tochter der Königin Maria Christine und des Herzogs von Rianzares.

M'Clellan (George), amerikanischer General, wurde im December 1826 in Philadelphia geboren und für den Militärdienst bestimmt. In seinem sechzehnten Jahre trat er in die Akademie von Westpoint ein, aus welcher er 1846 als Secondelieutenant im Ingenieurcorps ausschied, um an dem mexicanischen Kriege theilzunehmen. Seine in den Schlachten von Contreras und Churubusco bewiesene Tapferkeit erwarb ihm die Beförderung zum Premierlieutenant, und bei Erstürmung der Forts Molino del Rey und Chepultepec that er sich abermals so glänzend hervor, daß er das Kapitänspatent erhielt. Nach dem Frieden ward er als Lehrer in Westpoint angestellt, wo er ein in der amerikanischen Armee geschätztes „Manual" der Kriegskunst schrieb. Hierauf leitete er den Bau des Fort Delaware, und wurde dann nach Texas und Neumexico beordert, um eine topographische Aufnahme des Landstrichs zu bewerkstelligen, über welchen die projectirte Eisenbahn nach dem Stillen Meere geführt werden sollte. Diese schwierigen Arbeiten wurden durch die Berufung nach Washington unterbrochen, wo ihn das Militärdepartement in Verbindung mit dem Major Mordecai und dem Hauptmann Delafield erwählt hatte, den Kriegsoperationen in der Krim beizuwohnen, welche damals in Amerika ebenso allgemeines Interesse erregten als in Europa. Die Reise verzögerte sich zwar so sehr, daß die amerikanischen Commissare erst vor Sewastopol ankamen, als der Malakow gefallen war und der Krieg thatsächlich sein Ende erreicht hatte; dies verhinderte jedoch M'C. nicht, einen Bericht an seine Regierung abzufassen („Report of Capt. G. B. M'C., one of the officers sent to the Seat of War in Europe, in 1855 and 1856", Washington 1858), der, obwol nur zum Theil auf persönliche Beobachtungen gegründet, zu den besten Darstellungen jenes denkwürdigen Feldzugs gehört und sich ebenso sehr durch Sachkenntniß als durch Unparteilichkeit auszeichnet. Da sich ihm nach seiner Rückkehr ins Vaterland keine Aussicht auf militärische Thätigkeit zeigte und ihm der Gamaschendienst des Friedens zuwider war, so entschloß er sich, die Armee zu verlassen und als technischer Director bei der Centraleisenbahn von Illinois einzutreten, wo er mehrere Jahre mit Erfolg wirkte. In dieser Stellung überraschte ihn der Ausbruch des Bürgerkriegs im Frühjahr 1861. Im Westen allgemein gekannt und geachtet, wurde er sogleich zu einem hohen Posten berufen. Der Gouverneur von Ohio ernannte ihn zum Generalmajor und Chef der Miliz dieses Staats; auf Empfehlung des Generals Scott aber wurde er zum Generalmajor der regulären Truppen erhoben und mit dem höchst wichtigen Commando in Westvirginien betraut. Am 12. Juli schlug er die Secessionisten bei Rich Mountain, erbeutete ihr ganzes Lager und einen Theil ihrer Artillerie, und am 13. besetzte er Beverley, wo er gegen tausend Gefangene machte. Am 14. Juli endlich lieferte er der feindlichen Hauptmacht unter General Garnett die Schlacht bei St.-George, in der diese gänzlich zersprengt und Garnett selbst getödtet wurde. Durch diese dreitägigen glücklichen Operationen wurde Westvirginien vollständig von den Secessionstruppen gesäubert und ein moralischer Eindruck hervorgebracht, der von noch größerm Werthe war als die materiellen Vortheile. Nach der Niederlage des Bundesheeres bei Manasses Junction wurde M'C. nach Washington berufen, um den Oberbefehl desselben zu übernehmen.

* **Nitzsch** (Gregor Wilhelm), ein namhafter deutscher Philolog, war am 22. Nov. 1790 in Wittenberg geboren, wo sein Vater Karl Ludwig N. als Generalsuperintendent und Professor der Theologie lebte. Seine höhere Schulbildung erhielt er zu Schulpforta, und die dort angeregte Liebe zum classischen Alterthum ließ ihn das philologische Fach zu seinem Studium und seiner Lebensaufgabe erwählen. Seine hauptsächlichsten Führer wurden Gottfried Hermann in Leipzig und Lobeck, der damals

noch in Wittenberg lehrte. Noch sehr jung erhielt R. eine Stellung am Gymnasium seiner Vaterstadt, doch wurde seine Thätigkeit sehr bald durch den Ruf zur Befreiung des deutschen Vaterlandes unterbrochen, der auch ihn unter die Waffen zog und auf französischen und belgischen Boden führte. Nach seiner Rückkehr wurde er erst Subrector am Gymnasium zu Zerbst, kehrte aber bald als Conrector an das Lyceum nach Wittenberg zurück, wo er eine Reihe von Jahren erfolgreich wirkte. Hier wählte er den Homer zum Gegenstande seiner besondern Studien, womit seine Ausgabe des platonischen Dialogs „Jon", der sich auf die Dichter und besonders Homer bezieht, im Zusammenhange steht. Auch legte er mit dem ersten Bande seiner Anmerkungen zur Odyssee den Grund nicht nur zu seiner fernern, zwar eng umgrenzten, aber sehr bedeutenden literarischen Wirksamkeit, sondern auch zu der Anerkennung, die ihm für die Zukunft bleiben sollte. Ostern 1827 folgte er einem Rufe als Professor der Philologie und Director des philologischen Seminars nach Kiel. Seine Vorlesungen erstreckten sich hier, da er anfangs keine andere Lehrkräfte für sein Fach vorfand, über die meisten Theile der Alterthumswissenschaft, doch gab er der sprachlichen und literarischen Seite den Vorzug vor der historischen und antiquarischen, wie sich denn auch seine Leistungen überhaupt mehr durch geistvolle Erörterung des Einzelnen als durch systematische Durchdringung des Ganzen auszeichnen. Sehr einflußreich wurde seine praktische Thätigkeit im philologischen Seminar, welchem fast alle Gymnasiallehrer Schleswig-Holsteins als Zöglinge angehört haben. Seit 1834 dem obersten Regierungscollegium für die vereinigten Herzogthümer als außerordentliches Mitglied für die Gelehrtenschulen beigeordnet, genoß er bald eine große Autorität in seinem Wirkungskreise. Im Juni 1852 wurde R. von der dänischen Regierung als Deutschgesinnter mit sieben andern Professoren seines Amts und Gehalts für verlustig erklärt, aber schon im August erhielt er eine Berufung an die Universität Leipzig, wo indeß seine Lehrthätigkeit, trotz der Achtung, die er auch hier genoß, keine besonders lebhafte mehr war. Er starb zu Leipzig am 20. Juli 1861. Die bedeutendsten unter seinen sich mit wenigen Ausnahmen auf die homerischen Dichtungen beziehenden Arbeiten sind die „Erklärende Anmerkungen zu Homer's Odyssee" (Bd. 1—3, Hannover 1826—40), welche die ersten zwölf Gesänge umfassen, und „Die Sagenpoesie der Griechen" (Bd. 1, Braunschweig 1852). Im letztern Werke hat er Lachmann und seiner Schule gegenüber die bei Aristoteles und dem ganzen Griechenvolke allein herrschende Überzeugung von Homer als einigem Verfasser der Iliade und Odyssee theils in klareres Licht zu setzen, theils mit der modernen Wissenschaft zu versöhnen gesucht. Von seinen beiden Brüdern hat sich der ältere **Karl Ludwig R.** (gest. am 16. Aug. 1837 als Professor der Naturgeschichte zu Halle) besonders als Entomolog verdient gemacht; der jüngere noch lebende ist der Theolog **Karl Immanuel R.**, Professor und Oberkirchenrath in Berlin.

Rathke (Martin Heinrich), einer der ausgezeichnetsten deutschen Zootomen, geb. am 25. Aug. 1793 zu Danzig, widmete sich zu Göttingen und besonders zu Berlin medicinischen und naturwissenschaftlichen Studien und ließ sich, nach seiner Promotion 1819, in seiner Vaterstadt als praktischer Arzt nieder. Schon um diese Zeit begann er seine zootomischen und anatomischen Untersuchungen, namentlich auf dem Gebiete der Entwickelungsgeschichte, einer naturwissenschaftlichen Disciplin, welche R. mit den wichtigsten Entdeckungen bereicherte. Er eröffnete seine wissenschaftliche Laufbahn mit der Auffindung der Kiemenspalten bei Säugethieren und bei Menschen, durch welche Thatsache erst die richtige Erkenntniß der Entwickelung des Kopf- und Zungenbeinskelets bei allen Wirbelthieren möglich wurde. Hierauf folgten seine Arbeiten über die Wolff'schen Körper oder Primordialnieren sowie, neben rein zootomischen Leistungen, die „Untersuchung über die Bildung und Entwickelungsgeschichte des Flußkrebses" (Leipzig 1829). In letzterm Werke setzte er nach Herold's Vorarbeiten die Entwickelungsgeschichte eines Gliederthiers und dessen ganzen Entwickelungsunterschied von den Wirbelthieren zuerst in ein klares Licht. Im Jahre 1829 ging R. als Professor der Physiologie und Pathologie nach Dorpat, von wo er 1835 zurückkehrte, um den soeben von seinem Fachgenossen K. E. von Baer verlassenen Lehrstuhl der Anatomie und Zoologie an der Universität Königsberg zu übernehmen. Diese Professur bekleidete er bis zu seinem Tode, der ihn am 15. Sept. 1860 ereilte, als er eben im Begriff stand, die in Königsberg tagende Versammlung der Naturforscher als deren Schriftführer zu eröffnen. Bei seinen Forschungen ließ sich R. weder von naturphilosophischen noch von irgendeiner wissenschaftlichen Zeitrichtung beeinflussen. Nach seinem eigenen Ausspruch kann der Zweck der Naturforschung nur dann erreicht werden, wenn man die Gegenstände der Untersuchung möglichst unbefangen und in vielen Verhältnissen ihres Auftretens betrachtet, und erst dann, nachdem dieses geschehen, dasjenige aufzufinden sucht, was allen Erscheinungen gemeinschaftlich zu Grunde liegt. Er selbst dehnte daher seine Untersuchungen nicht nur über die Entwickelung aller Thierklassen aus, sondern vermochte auch die Entwickelung fast aller Organe nach eigenen Anschauungen und Beobachtungen zu schildern. Daneben beschäftigte er sich mit rein zootomischen und zoologischen Studien, wozu ihm Reisen nach der Krim und nach Norwegen reichlich Gelegenheit boten. Stets nahm er aber von neuem seine embryologischen Untersuchungen wieder auf, und gerade seine letzten Arbeiten sind diesem Lieblingsthema gewidmet. Die Zahl von R.'s Schriften ist sehr ansehnlich; viele derselben erschienen in der bescheidenen Form von Berichten über das naturwissenschaftliche Seminar oder auch der anatomischen Anstalt in Königsberg. Beispielsweise nennen wir hier nur die Abhandlung über die Entwickelung des Schädels der Wirbelthiere, welche auf wenigen Seiten die wichtigsten Thatsachen in der einfachsten Form darstellt. An der Ausarbeitung eines allgemeinen Lehrbuchs der Entwickelungsgeschichte wurde R. durch den Tod verhindert. Doch übergab Kölliker in der „Entwickelungsgeschichte der Wirbelthiere" (Leipzig 1861) das Heft der Öffentlichkeit, welches R. seinen Vorlesungen zu Grunde zu legen pflegte. Ein Lehrbuch der Vergleichenden Anatomie, eine Entwickelungsgeschichte der Krokodile, der Gastropoden, der Nephelis und verwandter Würmer haben sich in seinem Nachlasse vorgefunden und sollen zum Druck gelangen.

Die deutsche Politik seit der Wiederherstellung des Bundestags.

Erste Abtheilung.

Die deutsche Politik bis zum Jahre 1853.

Das letztverflossene Jahrzehnd bildet eine traurige Episode in Deutschlands politischer Entwickelung nach innen wie nach außen. Die Richtungen, welche während dieses Zeitraums von den verschiedenen Regierungen in Deutschland in ihren einzelnen Kreisen eingeschlagen wurden, waren für das mächtige Streben des deutschen Volks nach einer zeitgemäßen Ausbildung seiner politischen Freiheiten nicht förderlich, wirkten diesem Streben vielmehr direct entgegen, und durch die Übereinstimmung, womit man diese Richtungen verfolgte, gelang es sogar, dem tiefen Drange nach nationaler Einheit und einer Geltendmachung des ganzen Volks im Kreise und im Rathe der Nationen mit Erfolg entgegenzutreten. So brachte die dem Volksgeiste feindselige Richtung in den obern Regionen in allen Theilen des Vaterlandes nicht nur Nachtheile und Leiden für die lebende Generation, sondern trübte in ihren Folgen selbst die Hoffnung auf einen dereinstigen erfreulichen Umschwung der Dinge. Mit doppelter Freude wurden daher die ersten noch matten Strahlen eines neuen Morgens begrüßt, welche gegen Ende des Jahrzehnds zu dämmern begannen, wenn dieselben auch nur langsam an Kraft gewannen, die Dichtigkeit der auf vielen Theilen Deutschlands lagernden Nebel zu durchdringen, und wenn sie auch da, wo sie hinfielen, nur die Verkommenheit unserer politischen Zustände beleuchten konnten.

Eine Würdigung der also beschaffenen Zustände Deutschlands würde indeß unvollständig sein, man würde insbesondere die volle Bedeutung der Ursachen und der Folgen derselben verkennen, wenn man hierbei die in der moralischen wie in der physischen Welt wirksame innere Gesetzmäßigkeit außer Acht lassen und vergessen wollte, daß dem denkenden Geiste jede größere oder kleinere Epoche der menschlichen Geschichte als ein Glied in dem Gange einer gewaltigen Entwickelung erscheint, deren jedes sich als die nothwendige Folge des vorhergegangenen und als der Wegweiser für die ihm folgenden darstellt. Nur auf diese Weise vermag die Gegenwart das wahre Verständniß des noch nicht abgeschlossenen Zeitabschnitts zu erfassen, in welchem dem deutschen Volke das Ziel seiner Wünsche in die anscheinend weiteste Ferne gerückt wurde. Diesen Standpunkt vor der Betrachtung unserer heutigen Zustände einzunehmen, ist aber nicht blos die Bedingung zu deren Verständniß, sondern solcher Standpunkt allein gewährt auch unter den verstimmenden Eindrücken einer widrigen und kleinlichen Reactionswirthschaft die Einsicht, daß selbst die trübe Zeit eine bedingte Berechtigung hat, daß sie insbesondere sowol als Förderungsmittel für die bestimmungsmäßige Weiterentfaltung der öffentlichen Zustände, wie auch als Mittel zur Stählung des Volkscharakters nicht unwesentlich zur Fortbildung unsers nationalen und politischen Lebens beitragen muß. Das Gefühl erlittener Unbill und der weiten Zurückstoßung hinter einen Standpunkt, welchen man nach schweren Kämpfen einer langen Zeit endlich erlangt zu haben glaubte, sträubt sich freilich dagegen, neben dem Patriotismus und dem Sinne für gesetzliche Freiheit jene Trosteswahrheit anzuerkennen, und zwar namentlich in der Lage und dem Moment, wo das Handeln die Pflicht und die Aufgabe des Mannes ist. Allein bei einer Darstellung, welche zum Verständniß der Zeitlage beitragen soll, geziemt es sich von vornherein daran zu erinnern, daß auch in der moralischen Welt, in der Völker- und Staatenentwickelung eine innere und organische Gesetzmäßigkeit waltet.

Zur Fortentwickelung werden, wie alles, was in der Natur und der Geschichte besteht, auch die socialen und staatlichen Zustände mit innerer Nothwendigkeit getrieben. Es sind aber zwei Momente, welche sich in dieser Entwickelung kund geben. Die Gewalt, die zum Vorwärtsgehen nöthigt, ist auch hier nicht denkbar ohne die Hindernisse, welche sie zu überwinden berufen ist. Denn erst dadurch findet ein Fortschritt statt, daß die Zustände, welche eine Zeit lang ihre Berechtigung gehabt, statt mit einem mal und von selbst als ausgenutzt hinwegzufallen, von seiten der sich nun als berechtigt erweisenden Entwickelungsstufe erst durch Kampf mühsam überwunden und verdrängt werden müssen. Wie der Winter nicht ohne weiteres dem

Sommer das Feld überläßt, wie nicht heute schon Blüten trägt, was gestern noch der Schnee deckte, so treten auch auf politischem Gebiet zeitweilig Kämpfe zwischen Altem und Neuem ein, welche den Äquinoctialstürmen an Heftigkeit, aber auch an Wirksamkeit vergleichbar sind. Dem aufmerksamen Beobachter der Geschichte zeigt sich sogar in kleinen wie in großen Zeitabschnitten ein fortwährendes Auf- und Niederwogen zwischen agirenden und reagirenden moralischen Kräften, wobei der endliche Sieg stets den erstern bleibt. Auch die Schwingungen, von denen die jetzige nach politischer Freiheit strebende Generation wider ihren Willen eine Zeit lang rückwärts gerissen ward, so unheilbringend dies für den Moment erscheinen mag, leisten darum als Vorbereitung einer höhern Stufe ihren nothwendigen und wichtigen Dienst. Wie wir jetzt nicht mehr die Kriegsgreuel längst entschwundener Zeiten beweinen, weil wir von unserm Standpunkt aus ihre geschichtliche Bedeutung begreifen, so wird uns auch die Klage über den gegenwärtigen Zustand unsers deutschen Vaterlandes verschwinden, ja an die Stelle des Leidens die neue Hoffnung und das Aufschnellen der frischen Thatkraft treten, wenn wir uns die tiefere Einsicht und den Überblick in den innern Zusammenhang unserer modernen Geschichte zu verschaffen suchen.

Rückblick auf die Entwickelung des deutschen Einheitsstrebens bis 1850.

Eine wahrhaft deutsche Politik kann nur die aufrichtige Förderung der Interessen des gesammten Deutschland zum Ziele haben, insbesondere die Erhaltung oder Erstrebung der Einheit Deutschlands, weil nur hierdurch die zur Geltendmachung nach außen nöthige Stärke ermöglicht wird. Die Politik, welche man die deutsche nennt, hat aber schon seit Jahrhunderten dieses Ziel nicht mehr gehabt. Die deutsche Politik geht nicht von einer einheitlichen Staatsgewalt aus, sondern sie wurde schon lange vor dem Hinwegfalle der allgemeinen Reichsverfassung von seiten der einzelnen Landesfürsten geübt. Bekümmerte man sich auch auf diese Weise von vielen Seiten her um die Interessen Deutschlands, so geschah dies gleichwol nicht zur Förderung des allgemeinen vaterländischen Interesses, sondern vielmehr zur Unterstützung des particularistischen, speciellen Interesses des Einzelstaats. Die Förderung nationaler Interessen liegt zwar nicht durchaus außerhalb der speciellen Bestrebungen der Einzelstaaten, aber das allgemeine nationale Interesse kommt im Einzelstaate nur in untergeordneter Weise in Betracht, nämlich nur dann, wenn dieses Interesse der Förderung des particularistischen Hauptzwecks dienlich erscheint. Es ergibt sich dies aus der staatlichen Zersplitterung Deutschlands mit so großer Nothwendigkeit, daß die „deutsche" Politik eines einzelnen deutschen Staats selbst in denjenigen Fällen im Grunde nur den Charakter eines Mittels zum Sonderzwecke trägt, wo sich diese Politik des Einzelstaats in einer dem Gesammtinteresse Deutschlands wahrhaft entsprechenden Weise bewegt. Da für eine gemeinsame deutsche Politik eine Harmonie aller particularen Sonderinteressen die Voraussetzung bildet, so kann von einer solchen gemeinsamen Politik eigentlich nur in dem Falle die Rede sein, wo es sich um das Widerstreben gegen das Aufgeben der Sonderbestrebungen, also um ein Negatives handelt. Die deutsche Politik eines jeden deutschen Staats bestimmt sich lediglich durch das jeweilige Verhältniß der einzelnen deutschen Staaten zueinander; sie kann daher um so weniger die allgemeinen deutschen Interessen eigentlich zum Maßstab nehmen, je größer die Übereinstimmung der Einzelstaaten ist. Deshalb repräsentirt, solange von einem Selbständigkeitsstreben der Einzelstaaten die Rede ist, die deutsche Politik im allgemeinen nichts anderes als den Schauplatz oder die Form der Kämpfe der Einzelstaaten um die Erlangung und Ausbildung ihrer Selbständigkeit sowie um die Rivalität untereinander.

Solange eine die Einheit Deutschlands repräsentirende Reichsgewalt vorhanden war, bestand die innere deutsche Politik in einem unausgesetzten Ankämpfen der Einzelstaaten gegen diese Reichsgewalt zur Anstrebung der Unabhängigkeit von derselben. Dieser Widerstreit zeigte sich schon beim Beginn des Deutschen Reichs in den schweren Kämpfen gegen die die Selbständigkeit ihrer Stämme vertheidigenden Volksherzoge, sowie in den Empörungen, welche die Regierung sogar der stärksten Kaiser durchziehen, ohne daß der Fortschritt dieser Selbständigkeitsbestrebungen durch Beschränkungen der herzoglichen Gewalt vermittelst der pfalzgräflichen Würde, durch die Nichtbesetzung der Herzogthümer, durch die Versuche zur Erblichmachung der Kaiserwürde verhindert werden konnte. Es erstarkten die particularen Bestrebungen durch die Wählbarkeit der Kaiser, durch deren Beziehungen zu Italien und deren Streitigkeiten mit dem Papstthum. Nach den heftigen Kämpfen Kaiser Barbarossa's gegen die mächtigen deutschen Fürsten sah sich Friedrich II. zur Verwirklichung seiner italienischen Plane genöthigt, den Fürsten die dem Keime nach freilich schon unter Lothar dem Sachsen begründete „Landeshoheit" zu gewähren.

Diese Selbständigkeit der Territorialherren, die infolge des Interregnums noch mehr wuchs, drückte die Reichsgewalt zu einer Reichsvorstandschaft herab, die natürlich unfähig war, die Verwirrungen zu beseitigen, welche eine solche Entwickelung hervorbringen mußte. Die Aufgabe, die Ordnung im Reich wiederherzustellen und aufrecht zu erhalten, übernahmen nun, aber ebenso vergeblich, die Städtebündnisse des 14. Jahrhunderts und die Kurfürstenvereine des 15. Jahrhunderts. Als die Macht der particularen Bestrebungen mit der der Reichsgewalt auf gleichem Niveau stand, trat 1495 beim Kurfürsten Berthold von Mainz der Plan zur Umbildung Deutschlands aus einem Einheits- in einen Bundesstaat auf. Die Schwerkraft der erreichten Macht trieb das particulare Streben über jenes Niveau hinaus zur Überflügelung der Einheitsgewalt. Zur Fortsetzung dieses Kampfes bot sich für die beiderseitige Politik ein neues Element in der durch die Kirchenreformation des 16. Jahrhunderts hervortretenden Triebkraft des Volks. Diese neue Kraft war, da sie sich auf eine nationale Einigung Deutschlands richtete, weit geeigneter zur Unterstützung der Bestrebungen der Reichsgewalt als zur Förderung der Absichten der Territorialherren. Das Haus Habsburg, als Träger der Reichsgewalt, erwies sich aber dennoch diesem neuen Elemente feindlich und stellte sich allen Fortschrittsbestrebungen der deutschen Nation, zu welchen jenes neue Volkselement seitdem den Anstoß gab, entgegen. Die Opposition gegen Beschränkungen der innern Selbständigkeit der einzelnen Territorien war der erste und einzige Punkt, in welchem jener Träger der Reichsgewalt mit den Particularbestrebungen übereinstimmte; denn in dieser Beziehung handelte auch das Haus Habsburg als Territorialherr, und das Streben der Fürsten nach Selbständigkeit im Innern ihres Territoriums war nicht minder groß als das nach Selbständigkeit nach außen. Da Habsburg von jenem neuen Element im Kampfe gegen die Particularbestrebungen keinen Gebrauch machte (z. B. die Aufforderungen Ulrich's von Hutten hierzu nicht beachtete), so suchten einige Territorialherren der neuen Kraft sich zu versichern, um mit Hülfe der hierdurch gewonnenen Volkssympathien den Kampf für ihre äußere Selbständigkeit gegen die Reichsgewalt um so nachdrücklicher fortsetzen zu können. Eine solche Politik war einer der Beweggründe für den Kampf, welchen die 1526 durch das Torgauer Bündniß, und 1531 wie 1536 im Schmalkaldischen Bunde vereinigten deutschen Fürsten für die Sache des Protestantismus aufnahmen, deren Plane jedoch im Jahre 1547 zerrannen. Es war dies ferner auch die Politik des unglücklichen Böhmenkönigs Friedrich von der Pfalz, dessen Plane im Jahre 1620 scheiterten. Nachdem dann die durch des Schwedenkönigs Gustav Adolf Erscheinen in Deutschland geweckten Hoffnungen des deutschen Volks nach nationaler Einigung durch den Ausgang des Dreißigjährigen Kriegs sich getäuscht fanden, wuchsen die wesentlich durch das Kirchenregiment der protestantischen Fürsten noch weiter gesteigerten Particularbestrebungen infolge des Westfälischen Friedens an Macht der Reichsgewalt über den Kopf, indem die Souveränetät thatsächlich begründet wurde. Allein die Grundrichtung dieser Politik führte, wie ein in Schwung gesetztes Rad, nothwendig die Einzelstaaten in ihrem Streben immer weiter, und man suchte nun dem Kaiser (d. h. dem österreichischen Herrscherhause, das die kaiserliche Würde repräsentirte) auch dasjenige streitig zu machen, was er noch an Vorrang besaß: die Einzelstaaten strebten nach Erlangung einer Stellung neben der Reichsgewalt. Durch die gänzliche Lahmlegung der Reichsgewalt hatten sie den Kaiser zu einem ihresgleichen herabgedrückt; nun strebte man, ihm auch die formelle Oberhoheit zu entziehen.

Keiner der deutschen Staaten war zu diesem Vorgehen mehr geeignet als Brandenburg. Durch die Thaten des großen Kurfürsten hatte Brandenburg das bewirkt, was bisher noch keinem deutschen Staate allein, ohne die Mitwirkung der übrigen gelungen war: es hatte sich Österreich, der kaiserlichen Hausmacht, gegenüber selbständig zu benehmen vermocht. An diesen Umstand knüpfte sich aber noch ein anderes Moment, durch welches von da an Brandenburgs deutsche Politik vorgezeichnet wurde. Jene Selbständigkeit in der Machtstellung, welche es einmal offenbart hatte, bedurfte, um dauernd erhalten zu werden, einer materiellen Stütze, da die wirkliche Macht, welche die Staaten des Kurfürsten von Brandenburg zusammen repräsentirten, der Macht des Hauses Österreich gegenüber zu dem gedachten Zwecke nicht ausreichte. Österreich hatte auch bereits früher als Brandenburg selbst erkannt, daß letzteres sehr bald die Nothwendigkeit seiner Machtvergrößerung begreifen werde. Nachdem der Kurfürst von Brandenburg für Preußen die Königswürde erlangt, war deshalb auch Österreich darauf bedacht, die Vergrößerungsbestrebungen der brandenburgischen Herrscher von vornherein zu beschwichtigen und ihren dahin zielenden Planen ableitend entgegenzutreten. Der von der selbstbewußten Thatkraft

Preußens erfüllte Friedrich der Große erkannte, daß Preußens ganze Politik auf seine dauernde Verbindung mit dem übrigen Deutschland, namentlich mit den es zunächst umgebenden Staaten gerichtet sein müsse, ja daß, wenn Bündnisse mit denselben nicht auf die Dauer zu erreichen seien, die Erhaltung von Preußens Machtstellung ein Verdrängen Österreichs von der Oberherrschaft über Deutschland, vielleicht sogar Annexirung der kleinern deutschen Staaten nothwendig mache, welche für Preußen um so näher lag, als jedes gegen Österreich gerichtete Cooperiren Preußens mit den Kleinstaaten den letztern mittelbar eine Stärkung bringen mußte, die sie auch gegen Preußen würden geltend machen können. Das ist die Politik, die Preußen durch die Natur der historischen Verhältnisse geboten ward, und von der es auch für die Zukunft nur vorübergehend abweichen konnte. In Befolgung dieser Politik schwächte Friedrich der Große Österreich durch den Ausgang des ersten Schlesischen Kriegs an Macht. Um Österreich auch die Reichsgewalt zu entwinden, unternahm dieser König sodann den zweiten Schlesischen Krieg. Der Sache nach gelang ihm seine Absicht, der Form nach wollte er sie nicht erreichen, da er durch die Annahme der deutschen Kaiserwürde seine bisherigen deutschen Genossen nicht nur aus demselben Grunde sich würde abwendig gemacht haben, aus welchem sie jetzt zu ihm hielten, sondern sie sogar zum Anschluß an Österreich getrieben hätte. Deshalb hatte Friedrich auch bewirkt, daß man nach dem Aussterben des habsburgischen Mannsstamms Karl Albrecht von Baiern 1742 zum Kaiser wählte. Auf diese Weise riß er die Kaiserwürde von Österreich los, ohne die deutschen Fürsten gegen sich argwöhnisch zu machen. Durch den schon 1745 erfolgenden Tod Kaiser Karl's VII. wurden aber diese Plane zur Reorganisation Deutschlands gestört: Preußen konnte die Rückkehr der Kaiserwürde an Österreich und seine eigene Rückkehr in die Unterordnung unter dieses nicht hindern. Da nun aber Österreich erkannt hatte, wessen es sich von Preußen zu versehen habe, so unternahm es den Siebenjährigen Krieg zu dessen Vernichtung. Infolge des Ausgangs dieses Kriegs mislang jedoch solcher Plan. Preußen nahm im Gegentheil durch den Krieg einen bedeutenden Aufschwung und erlangte der Sache nach das, wonach alle deutschen Fürsten seit dem Westfälischen Frieden gestrebt hatten: die Gleichstellung mit Österreich. Jetzt wurde jene preußische, mit Nothwendigkeit auf Deutschland gerichtete Politik gegen Österreich wieder aufgenommen. Zur abermaligen vorsichtigen Verhütung eines Anschlusses der übrigen deutschen Fürsten an Österreich war der Umstand günstig, daß Preußen schützend und abwehrend gegen Österreich auftreten konnte. Da nämlich die Befürchtungen der deutschen Fürsten in Betreff Österreichs Gelüste nach Machterweiterung sich gegründet zeigten, so schlossen sie sich Preußen an, wobei sie dessen erreichte Gleichstellung auch auf sich bezogen, und der vereinten Kriegsdrohung gelang es, Österreich von seiner Absicht, nach dem Aussterben des Wittelsbach'schen Geschlechts Baierns sich zu bemächtigen, 1779 im Frieden zu Teschen abzubringen. Veranlaßt durch wiederholte Gewaltschritte Österreichs, namentlich durch den Versuch desselben, sich Baiern in Form der Eintauschung gegen die Niederlande anzueignen, that Preußen in jener seiner deutschen Politik einen Schritt weiter, indem es am 23. Juli 1785 mit 15 deutschen Fürsten, insbesondere mit Sachsen und Hannover, einen Bund schloß „gegen alle Eroberungsgelüste des Kaisers", der darauf ausgehe, „in ganz Deutschland seinen Despotismus aufzurichten". In dieser Stellung, als Haupt der reichsständischen Opposition, sahen die deutschen Fürsten Preußen gern; hüten mußte sich dieses jedoch, seinen dem „Fürstenbunde" eigentlich zum Grunde liegenden Plan, den Bund selbst an Stelle des Reichs treten zu lassen und Deutschland unter preußischer Leitung neu zu constituiren, den Bundesgenossen merken zu lassen. Das Aufgehen Preußens und Deutschlands ineinander hatte Friedrich der Große als den künftigen Erfolg einer Dauer des Bundes beabsichtigt; seine Nachfolger besaßen aber für ein solches Ziel nicht die Großartigkeit der Anschauung und nicht die nöthige Thatkraft. So kam es, daß der Bund zwar fortbestand, jedoch blos in der Weise, wie Preußens Bundesgenossen denselben auffaßten, blos zur Abwehr der ihrer Souveränetät gefährlich scheinenden Übergriffe Österreichs, nicht aber zur fernern Anstrebung jener Verschmelzung.

Die Lenker Preußens vergaßen zwar nicht die Richtung von Friedrich's des Großen deutscher Politik, aber sie verstanden deren Durchführung nicht. Sie gaben den Fürstenbund auf, versöhnten sich 1790 im Reichenbacher Vertrage mit Österreich, schlossen aber auch 1795 zu Basel den Separatfrieden mit Frankreich, begannen aus Rathlosigkeit die Politik der Neutralität, bewahrten dieselbe zu Österreichs Verdruß auch während dessen von 1795—1801 auf deutschem Boden geführten Kriegs, und bekümmerten sich nicht im entferntesten um die Interessen Deutschlands. Für die deutschen Fürsten war nach Österreichs wiederholter Besiegung durch Napoleon I. die letzte ihrer völligen Souveränetät noch entgegenstehende Schranke, die

Oberherrschaft Österreichs in Form der Reichsgewalt, gefallen. Sie zeigten sich nicht gewillt, dieses lange erstrebte Ziel sogleich wieder aufzugeben, und aus Selbsterhaltungstrieb gaben viele von ihnen im Jahre 1806 Napoleon's Wunsch nach, sich mit diesem in dem Rheinbunde zu vereinigen. Dieses Begehren des Feindes Deutschlands war — ebenso wie der Rheinbund, welchen 1658 Ludwig XIV. mit vielen das Wohl Gesammtdeutschlands misachtenden deutschen Fürsten geschlossen — aus der Absicht hervorgegangen, zur Unterstützung der Politik Frankreichs gegen Österreich und Preußen eine dritte Macht auf deutschem Boden heranzubilden, die man gegen die beiden letztern benutzen konnte. Durch den Rheinbund von 1806 und die damit verbundene förmliche Auflösung des Deutschen Reichs wurden die Hindernisse zur Erlangung einer einheitlichen Gestaltung Deutschlands noch mehr gesteigert, indem an die Stelle des bisherigen Ankämpfens der Fürsten gegen ihren Einen Widersacher, die Reichsgewalt, ein Eifersuchtskampf aller Fürsten gegeneinander trat. Der Rest der nicht zum Rheinbund übergegangenen Fürsten bot Preußen den wenn auch schwachen Anknüpfungspunkt, eine Wiederaufnahme der deutschen Politik Friedrich's des Großen zu versuchen. Friedrich Wilhelm III. von Preußen beabsichtigte die Heranziehung jener Reste von Deutschland zu einem Norddeutschen Bunde, mit Preußen als Kaiserthum an der Spitze, welcher Bund, wenn einst durch ihn eine Befreiung der Rheinbundsstaaten von Napoleon gelänge, den Ansatzpunkt zu einer Vereinigung ganz Deutschlands mit Preußen abgeben konnte. Napoleon durchschaute die Absicht dieser Politik. Derselbe befürchtete zunächst eine Überlegenheit des Norddeutschen Bundes über den Rheinbund und wirkte deshalb plötzlich der Bildung jenes Bundes entgegen, nachdem er kurz vorher Preußen zur Annahme der deutschen Kaiserwürde über den Rest Deutschlands aufgefordert hatte, da ihm ein in zwei Bünde gespaltenes Deutschland nicht gefährlich erschienen war. Preußen hatte jedoch abgelehnt, weil damals Österreich die deutsche Kaiserwürde noch nicht niedergelegt. Nachdem aber diese Rücksichtnahme am 6. Aug. 1806 gefallen und Napoleon Miene machte, das Preußen bereits einverleibte Hannover wieder an England gerathen zu lassen, nahmen die Plane Preußens, welche sich bis dahin nur in der Idee einer Erneuerung des Fürstenbundes von 1785 und der alten Erbverbrüderung mit Sachsen und Hessen geäußert hatten, die der natürlichen Richtung Preußens entsprechendere Gestalt an, und es projectirten jene drei norddeutschen Staaten einen Norddeutschen Bund, dessen Leiter Sachsen und Kurhessen als Königreiche mit Preußen als erblichem Kaiserthum an der Spitze sein sollten. Die Ausführung dieses Plans scheiterte jedoch, und zwar an dem Aufkommen dessen, was zu erregen Friedrich der Große bei seinen gleichartigen Bestrebungen sorgfältig zu vermeiden gesucht hatte — an der souveränen Eifersucht Sachsens und Hessens, welche es ungeachtet der von Frankreich drohenden Gefahr nicht über sich zu bringen vermochten, an die Stelle der eben gänzlich abgeschüttelten Oberhoheit der Reichsgewalt eine andere Suprematie treten zu lassen. Preußens Versuch, den Zweck mit den noch übrigen Kleinstaaten zu erreichen, mislang ebenfalls.

Diese undeutsche Politik der deutschen Fürsten und Österreichs gleiches Verhalten im Frieden zu Presburg nöthigten Preußen, aus Selbsterhaltungstrieb, Napoleon den Krieg zu erklären. Für die Ausführung seiner deutschen Politik zog Preußen 1806 in den Kampf, selbst während desselben noch verlassen von denen, welche durch ihre Unterstützung die Befreiung und Einigung Deutschlands hätten fördern können. Preußens Misgeschick im Kriege machte indessen alsbald ein Aufgeben jener seiner deutschen Politik nothwendig, da diese nur mit Hülfe des stets undeutschen Österreich hätte fortgesetzt werden können. Die tiefe Erniedrigung Preußens seit dem Frieden von Tilsit, 1807, lehrte es jedoch, diejenige Macht zur Hülfe aufzurufen, welche allein im Stande war, ihm über alle von seiten der dynastischen Interessen einer Einigung Deutschlands entgegengesetzten Hindernisse hinwegzuhelfen — das deutsche Volk selbst. Dennoch aber wurde dasselbe vorerst nur zur Befreiung vom französischen Joche berufen. Im übrigen machte Preußen noch einen Versuch, auf dem Wege der Übereinkunft eine Vorbereitung zu größerer Einigung Deutschlands anzubahnen; doch dies verhinderte nun diejenige deutsche Macht, welche zu Zwecken solcher Art von Napoleon war geschaffen worden, nämlich Baiern. Die Rücksichtnahme auf diese Stimme, welche sich durch den Vertrag von Ried ein Anrecht auf Gehör verschafft hatte, also abermals die Ehrlichkeit Preußens, verdarb den ganzen Plan. Im Interesse seiner wahrhaft deutschen Politik blieb Preußen nichts übrig, als durch ein einstweiliges Abgehen von derselben sich die Rückkehr zu ihr offen zu halten. Preußen ging von dieser Politik ab durch ein unnatürliches Bündniß mit Österreich, dem natürlichen Feinde von Deutschlands Einigung; nur so glaubte Preußen den österreichischen Plan hindern zu können, welcher auf eine tiefe Spaltung Deutschlands gerichtet und der spätern Wiederaufnahme der Einheits-

bestrebungen hinderlich war: den Plan eines unter Preußen zu bildenden Norddeutschen und eines Süddeutschen Bundes unter Österreich.

Nach dem Sturze Napoleon's, auf dem Congreß zu Wien, wo die Reorganisation Deutschlands vorgenommen werden sollte, zeigte sich schlagend bei den beiden deutschen Großmächten die Divergenz ihrer deutschen Politik. Preußen war nach Kräften für die Interessen Deutschlands thätig, Österreich diesen nur hindernd entgegen. Nach innen erstrebte Preußen eine möglichst innige Verbindung der deutschen Staaten, dabei stieß es aber gegen die ihre volle Souveränetät ängstlich wahrenden Mittelstaaten. Unter diesen Mittelstaaten bewirkte besonders Baiern durch die unpatriotische Drohung seines Anschlusses an den von Elba zurückgekehrten Feind Deutschlands, daß nicht einmal ein deutscher Staatenbund geschaffen wurde, mit dem doch selbst Rußland schon 1807 einverstanden gewesen war. Es verhallten die damaligen Bedenken Preußens, daß bei einer nur aus den Fürsten, nicht auch zugleich aus Deputirten der Territorialstände bestehenden Zusammensetzung des Bundestags die Bürgschaft für die Verfassungen gerade denjenigen anvertraut werde, welche ein Interesse hätten diese Verfassungen zu untergraben. Bei Unterzeichnung des Bundesvertrags sprachen die meisten Regierungen ihr Bedauern aus, daß der Bund in Bezug auf die zugesicherten Rechte den Erwartungen der Nation nicht genüge; sie trösteten sich aber entschuldigend mit dem Drange der Umstände und der Versicherung, daß die Zukunft nachhelfen werde. Die unter dem Namen des Deutschen Bundes gestiftete völkerrechtliche Vereinigung der deutschen Fürsten war der charakteristische Ausdruck der äußerlichen Vereinigung der größten und mannichfaltigsten innerlichen Unverträglichkeiten: des Föderirungsbedürfnisses mit dem absoluten Selbständigkeitsstreben, des Förderns und des Verhinderns deutscher Einheit. Die Ertheilung unverhältnißmäßig großen Stimmrechts an selbst die kleinsten Staaten bezweckte augenscheinlich, Preußen die Durchsetzung aller Reformen für das deutsche Volk unmöglich zu machen. Jene Vereinigung war ihrer Natur nach nur eine vorübergehende, denn die naturgemäß deutsche Politik Preußens mußte früher oder später zum Wiederdurchbruch drängen. Deshalb trug auch der Bund schon bei seiner Gründung den Keim der Schwäche und der Unsicherheit in sich. Der Bund personificirte den Aufschub der durch Preußen zu bewirkenden Einigung Deutschlands; er war für Preußen die Abwartung eines hierzu geeigneten Zeitpunkts, für Österreich ein Mittel, Preußen und Deutschland in seiner freien Entwickelung zu hemmen; er war für die übrigen Staaten das Gerüste, an welches sie sich gegen alle ihre Souveränetät bedrohenden Wogen der nationalen wie der freiheitlichen Bewegungen anklammern konnten. Jedes neuauftauchende, der Einigung Deutschlands zustrebende Element mußte, weil darin für Preußen ein Angebot zur Wiederaufnahme seiner naturgemäßen deutschen Politik liegt, den Fortbestand des Bundes in Frage stellen. Eine Anrührung dieses Bestandes muß auch durch jede die Großmächte bewegende Frage von allgemeinem europäischen Interesse eintreten, weil Preußen, als die kleinste der Großmächte, seine Stimme nur in Verbindung mit Deutschland in den europäischen Angelegenheiten mit Nachdruck zu erheben vermag.

Während der ersten 25 Jahre des Deutschen Bundes trat kein neues Element auf; das Gleichgewicht der widerstrebenden Pole bewirkte eine ungestörte Ruhe des Mittelpunkts, die Unthätigkeit des Bundestags. Aber jeder Stillstand in solchen Dingen enthält oder führt einen Rückschritt herbei. Es war eine wirkliche Abweichung von Preußens deutscher Politik, wenn es sich in der Zeit von 1815—40 von Österreich, mittels der Heiligen Allianz, die unter dem Namen der christlichen Liebe die Unterdrückung jeder freien Regung des Volks anstrebte, zur Theilnahme an den Maßregeln bewegen ließ, durch welche der Bund jedem Streben nach verfassungsmäßiger Volksfreiheit entgegentrat. Die Vorbereitung des deutschen Volks, als des gewiß bedeutsamsten Factors in der deutschen Politik, zu einer neuen Geltendmachung seines Einflusses konnte jedoch durch jene Maßregeln nicht verhindert werden. Mit großer Loyalität suchte aber das Volk den Grund der Nichterfüllung des in den Befreiungskriegen gewährten Verlangens nach politischen Freiheiten und nationaler Einigung in den aus der Vergangenheit überkommenen, die größten Hindernisse bietenden Zuständen Deutschlands; denn der freien Entwickelung eines politischen Lebens widerstrebte die Fülle der erlangten Souveränetät der Fürsten, welche dieselbe gerade erst recht zu entfalten gedachten; der nationalen Einigung widerstrebte die Vielheit der Dynastien, deren keine gewillt war, sich im Interesse des Ganzen zu irgendeiner Unterordnung zu bequemen. So traten denn vor dem conservativen, dem Umsturze von Natur abholden Sinne des deutschen Volks die Bestrebungen nach nationaler Einigung eine geraume Zeit, von 1814—48, zurück. Es steigerte sich nun aber um so mehr der Wunsch nach Erlangung bestimmter politischer Freiheiten, weil das Volk nur hierin den einzigen

Weg erblickte, auf dem es unter andauernder Respectirung der nun einmal bestehenden Zustände seine immer dringender sich äußernden Bedürfnisse werde befriedigen können, sowie auch den einzigen Weg, auf welchem eine Wiederaufnahme der nationalen Bestrebungen in ebenfalls friedlicher Weise könne vorbereitet werden. Aufrichtiger Constitutionalismus wurde daher in allen Staaten Deutschlands das Losungswort, ihn durchzuführen das Streben der deutschen Ständekammern im dritten und vierten Jahrzehnd. Das in diesem Streben zu einer geistigen Macht abermals emporwachsende deutsche Volk konnte von Preußen nicht mehr auf die Dauer unberücksichtigt gelassen werden, wofern sich Preußen bei einer spätern Rückkehr zu einer nationalen Politik diesen Beistand argwohnslos zu erhalten gedachte.

Seit Preußens Wendung im Jahre 1840 ward die deutsche Politik nicht mehr durch die Gemeinsamkeit der deutschen Großmächte bestimmt. Es hörten damit die Versuche zur Sprengung des zwar verhaßten, aber doch einzigen Deutschland umschlingenden Bandes auf, welche, wie der 1822 von Baiern gemachte, aus Abneigung gegen die Unterordnung unter jene Gemeinschaft hervorgingen. Es wurde damit auch Österreichs Streben vereitelt, Preußen von seiner 1814 erlangten Parität mit ihm zurückzustoßen, und endlich auch die schon durch die Stiftung des Zollvereins von 1834 geweckten Hoffnungen des deutschen Volks wieder rege gemacht. Preußen erklärte in Wien, daß „eine tiefgehende Aufrichtung des Bundes nothwendig" sei, die Nation erwarte und verlange „mit Recht, daß ihre gemeinsamen Interessen, ihre unabweisbaren Bedürfnisse volle Befriedigung fänden". Resultatlos verklangen diese Worte, da die Bestimmung des Bundes gerade die zu sein schien, solche Bestrebungen unmöglich zu machen. Erst 1846 rührte sich Preußen wieder, es wollte wenigstens im eigenen Lande ausführen, was ihm beim Bunde nicht gelungen war. Da suchte Österreich durch Hinweisung auf die Heraufbeschwörung eines störenden Elements der preußischen Regierung Bedenken einzuflößen, sodaß dem Plane derselben, ein preußisches Parlament zu berufen, in der Ausführung dasjenige genommen wurde, was allein demselben einen Sinn und eine Sympathie in Preußen und Deutschland verschaffen konnte, nämlich: die Beobachtung constitutioneller Principien. Die Berufung des preußischen Vereinigten Landtags von 1847 fand daher im deutschen Volke keinen besondern Anklang, während bei den Regierungen selbst der mislungene Plan einen Argwohn wach rief, welcher sich in Anträgen auf Erhöhung der Bundescompetenz äußerte. Doch ließ man es bei der Verwerfung des preußischen Bundesreformplans bewenden, der auf eine Einheitlichkeit des deutschen Wehrsystems und die Errichtung eines obersten Bundesgerichts ging. Die Äußerung des Königs von Preußen, er wolle „nunmehr die Regeneration des Deutschen Bundes schlechterdings und unter allen Umständen zum Ziele führen", ließ erwarten, daß Österreichs damalige Verlegenheiten in Italien dazu benutzt werden sollten. Die Absicht mußte aber scheitern, als Preußen geflissentlich das Vorübergehen dieser Verlegenheiten abwartete, bevor es an eine Durchsetzung jener deutschen Plane ging, deren principieller und steter Gegner Österreich ist. Solche Schwäche in der Ausführung von Preußens wieder aufgenommener deutscher Politik hatte dessen Ignorirung von seiten des deutschen Volks zur Folge, als Preußen 1848 die deutsche Sache zur seinigen machte. Zweifel an dem Ernst des Willens waren der Grund, warum die Worte des Königs von Preußen (in der Proclamation vom 21. März 1848) keinen Eindruck machten: „Deutschlands Einheit und Freiheit will ich schützen, sie muß geschirmt werden durch deutsche Treue auf den Grundlagen einer aufrichtig constitutionellen deutschen Verfassung." Wäre ein Vertrauen vorhanden gewesen, so würde in der Zeit, wo Österreich durch die Bekämpfung der Revolutionen in Italien und Ungarn an wirksamer Einsprache gehindert war, das Ziel vielleicht erreicht worden sein, das nun nach Jahresfrist den Vertretern des deutschen Volks selbst mislang. Als dann das deutsche Parlament, sowol aus Besorgniß vor der wachsenden Reaction wie aus Erkenntniß der permanenten Nothwendigkeit, im April 1849 versuchte, Preußen an Deutschlands Spitze zu stellen, war wiederum der Moment nicht ungünstig. Zwar protestirten Österreich und die Mittelstaaten, aber ersteres war mit dem Aufstande Ungarns beschäftigt, und mehr noch aus seiner Ablehnung der preußischen Hülfe zu Ungarns Pacificirung und dem Vorzug der demüthigenden Hülfe Rußlands als aus jenem Proteste blickte, zugleich mit dem Grolle über Preußens beneidenswerthere Lage, die Ohnmacht Österreichs bei einem Vorgehen Preußens für Deutschlands Interesse hervor. Preußens dritte Ablehnung der Kaiserwürde ging aus Respectirung der Rechte der übrigen Fürsten hervor, also aus demselben Grunde wie 1742 und 1806.

Preußen richtete auch ferner sein Streben auf die Bildung eines neuen deutschen Bundesstaats, den es nun duch freie Vereinbarung mit den übrigen Regierungen zu errichten trachtete; diese

beiden Bestrebungen waren aber unverträglich miteinander. Eine Vereinbarung mit Österreich scheiterte schon am 10. Mai 1849. Baiern nahm an den Unterhandlungen theil, weil es eine einflußreichere Stellung in der neuen Einrichtung zu erlangen hoffte. Hannover und Sachsen ließen sich anscheinend für den Plan gewinnen, welcher in der Union vom 26. Mai 1849 seinen Ausdruck erhielt. Als aber nach der am 13. Aug. 1849 vollendeten Unterwerfung Ungarns Österreich zum Mithandeln wieder bereit war, nahmen Sachsen und Hannover die aus der Abneigung Baierns und Würtembergs gegen den Verfassungsentwurf der Union zu erwartende Nichtumfassung aller deutschen Staaten zum Vorwande des Wiederaustritts aus der Union. Eine energische Wendung gegen die Widersacher der Einigung war bei Preußen nicht wahrzunehmen; was diese Widersacher jedoch wollten, sprach in Baiern der Minister von der Pfordten am 7. Nov. 1849 aus: daß „das Ziel der bairischen Politik ganz allein die Ausbildung der vollen Souveränetät Baierns sein dürfe". In Würtemberg äußerte am 15. März 1850 der König in der Thronrede: „der deutsche Einheitsstaat ist ein Traumbild, und das gefährlichste aller Traumbilder"; Leidenschaften hätten die Union gestiftet, welche auf den politischen Selbstmord der Gesammtheit der deutschen Staaten gerichtet sei; die wahre Eintracht der Nation beruhe in der Erhaltung der Selbständigkeit der Hauptstämme. Diese Aussprüche standen der Erklärung Preußens entgegen, daß „dem Bedürfnisse der deutschen Nation bald eine volle und umfassende Befriedigung gewährt werden müsse", und zwar durch eine Verfassung, welche dem Begriffe des Bundesstaats entspreche und „durch eine wahrhafte Vertretung des Volks diesem die Gewißheit einer gesetzlichen Mitwirkung erhalte". Aber Preußen that nichts für dieses Programm. Zwar verlangte es im Februar 1850 von den Kammern 18 Mill. Thlr. zu militärischen Zwecken gegenüber Österreichs Truppenaufstellungen in Böhmen, aber die Hinweisung seiner Unionsgenossen auf die Organisation des ganzen Unionsheeres lehnte es ab, und der Fürstencongreß vom 10. bis 14. Mai 1850 in Berlin, welcher zur Berathung einer gemeinsamen Politik gegen Österreich vom Herzog von Koburg veranlaßt war, kam statt dessen überein, jedem einzelnen Gliede der Union die Zweckmäßigkeit seines Verbleibens bei derselben anheimzustellen. Trotz solcher Schlaffheit ließ Preußen die Union noch nicht fallen. Um so energischer verfuhr Österreich. Schon der von Österreich am 30. Sept. 1849 mit den Unions- und den übrigen deutschen Staaten abgeschlossene Vertrag, das sogenannte Interim, wonach bis zu einer Einigung wenigstens eine thatsächlich oberste deutsche Behörde eingesetzt werden sollte, stellte sich als erster Versuch dar, Preußen von der Union abzuziehen. Besser als Preußen selbst erkannte dies Kurhessen, dessen Gesandter im Verwaltungsrathe der Union jenen Vertrag „nicht ohne mannichfache Gefahr für die Fortentwickelung und das Zustandekommen des Bündnisses vom 26. Mai" erklärte. Preußen suchte sich durch die provisorische Natur dieses Vertrags zu trösten und sich durch die Wichtigkeit fernerer Versuche zur Anbahnung des Bundesstaats einzureden, die Selbständigkeit seiner deutschen Politik bewahrt zu haben.

Die Schwäche von Preußens deutscher Politik provocirte bei Österreich geradezu die größte Rücksichtslosigkeit in seiner vor allem gegen Preußens deutsche Machtstellung, zugleich aber auch gegen alle Neuerungen der Bewegungsjahre gerichteten wahrhaft antideutschen Politik. Unter Hinwegsetzung über die obersten Rechtsgrundsätze und unter Anwendung einer vom gesunden Menschenverstande schwer zu fassenden Auslegung versuchte Österreich den unter dem Jubel der Nation am 12. Juli 1848 rechtlich aufgehobenen Bundestag wieder in Thätigkeit zu setzen. Dieser Versuch begann mit der Berufung des Plenums am 26. April 1850, dem am 19. Juli die des Engern Raths folgte, um, wie Österreich sagte, „das Labyrinth der allgemein eingerissenen Verwirrung zu beseitigen", welche doch gerade hierdurch erst herbeigeführt zu werden schien. Ohne ein Äußerstes versucht zu haben, erklärte Preußen schon am 21. Juli 1850, es sehe sich somit „gezwungen", seine „bisjetzt festgehaltene Hoffnung aufzugeben, mit den Regierungen, deren Vertreter sich in Frankfurt als Bundesversammlung geriren, zu einer solchen Berathung über die Neugestaltung des Deutschen Bundes zusammenzutreten, wie Preußen dieselbe allein als rechtsbeständig zuzugeben vermöge". Aber schon mit diesem Aufgeben seines positiven Strebens hatte Preußen seiner Opposition gegen die Herstellung des Bundesstaats den wesentlichsten Nachdruck entzogen. Dem thätig kühnen Feinde der deutschen Volkswünsche gegenüber sprach die Regierung Preußens in den Wind, als sie am 25. Aug. 1850 die rechtliche Unmöglichkeit jener Reactivirung geltend machte und namentlich hervorhob, daß nach Aufhebung des Bundestags alle Bundesgewalt an die Gesammtheit der deutschen Regierungen zurückgekehrt sei, mithin nicht einzelne derselben sie zu usurpiren berechtigt seien. Nach der Constituirung des Bundestags hörte man wol, daß Radowitz als preußischer Minister dieses Unternehmen eine

„brutale Schilderhebung" nannte, aber indem Preußen seinen Schild über das bedrohte Recht Deutschlands hielt, ließ es im Hintergrunde nicht das Schwert, sondern nur die Feder blicken. Auch selbst mit dieser kämpfte es nicht energisch, denn es wies Sachsen und Hannover bei ihrem Eintritt in den Bundestag nicht darauf hin, daß sie in ihrer am 28. Mai 1849 mit Preußen erlassenen Collectivnote gesagt hatten, dem 1815 errichteten Deutschen Bunde gehe ein Organ zu gemeinschaftlicher Thätigkeit ab, auch nicht auf die Worte einer gleichen Collectivnote vom 11. Juni 1849, in welcher allen übrigen Regierungen gegenüber die Zuversicht ausgesprochen war, daß „nur die von ihnen projectirte Reichsverfassung die schweren Leiden der Gegenwart heben werde". Ganz anders verfuhren Österreich und seine Genossen. Ihre Antwort auf Preußens Rechtsdeductionen war die, daß sie eine That des Bundestags mit der Prätension eintreten ließen, durch diese und ihre Folgen Preußen zur Anerkennung desselben, also zur gänzlichen Aufgebung seiner Bestrebungen für Deutschlands Einheit zu bewegen. Diese That war das unter den Herrschern Österreichs, Baierns und Würtembergs am 12. Oct. 1850 zu Bregenz verabredete, lediglich gegen Preußen gerichtete militärische Einschreiten Österreichs und Baierns in Kurhessen zur gewaltsam zu bewirkenden Befolgung landesverfassungswidriger Maßregeln, welche veranlaßt waren durch den Vertheidigungsstreit der verfassungsmäßigen Organe dieses Landes gegen seine Regierung, durch einen Streit, der blos*) zur Realisirung jenes Strebens Österreichs geflissentlich von einem gewandten Minister des Kurfürsten herbeigeführt und muthwillig gesteigert worden war. Das Benehmen Preußens diesen Thatsachen gegenüber mußte zugleich dem deutschen Volke den gründlichsten Probirstein abgeben, ob der preußischen Regierung bei allen ihren bisherigen Versuchen zur Befriedigung der Volksbestrebungen außer der Thatkraft auch die Aufrichtigkeit der kund gegebenen Absichten gefehlt habe. Denn wegen der aufreizenden Bezweiflung jeder Fähigkeit Preußens zur kraftbewußten Selbständigkeit seiner deutschen Politik, die in dem Auftreten des Bundestags lag, mußte sich Preußen wenigstens aus Ehrgefühl der Sache annehmen, um welche es sich in Kurhessen handelte, und um so mehr, als es bei dieser Gelegenheit zugleich auf eine principielle und sofort in Angriff genommene Bekriegung des constitutionellen Wesens abgesehen war, Preußen aber sich erst kurze Zeit vorher endlich in die Reihe der constitutionellen Staaten geschwungen hatte.

Die Niederlage aller deutschen Reformbestrebungen der Bewegungsjahre.

Die damalige Regierung Preußens war theils so kleinmüthig, theils so sehr von dem kurzsichtigen Wahne befangen, die Parteinahme für die begründetsten Rechte und verfassungsmäßigen Freiheiten möchte einer Beschützung oder einer Beförderung revolutionärer Tendenzen gleichkommen, daß sie ihre am 6. Nov. 1850 befohlene Mobilisirung des Heeres und dessen Einrücken in Kurhessen gegen die Bundestruppen lediglich zur Beruhigung der öffentlichen Meinung anordnete. Die Wünsche Rußlands, dieser in der Verhinderung einer deutschen Einheit mit Österreich rivalisirenden Macht, genügten für Preußen, um zugleich mit den Rechten eines deutschen Volksstammes die letzten Reste seiner schwachen Nationalpolitik auf dem Congreß zu Warschau am 2. Nov. 1850 im Princip, und nach Österreichs Versicherung eines Beistandes gegen alle dem „monarchischen Princip" feindlichen Volksbewegungen durch die schmachvolle Punktation zu Olmütz auch thatsächlich aufzugeben. Das siegende Österreich suchte das besiegte Preußen immer weiter hinab in die Stellung zu stoßen, in die es nach Österreichs Auffassung gehörte. Dem Commissar, welchen Preußen, jener Punktation zufolge, dem österreichischen Commissar zur gemeinsamen Wiederordnung der Verhältnisse Kurhessens beigegeben hatte, sprach Österreich gleichwol jede Befugniß zum Mithandeln daselbst ab, weil Preußen den Bundestag noch nicht anerkannt habe. Diese Anerkennung suchte Österreich zur Vollendung seines Sieges zu bewirken. Preußen freilich opponirte; denn der Übergang vom Vorfechter eines deutschen Bundesstaats in die diametral entgegengesetzte Politik wäre doch zu craß gewesen! Hr. von Manteuffel, der damalige Lenker der Politik Preußens, erblickte in der von ihm mit Selbstzufriedenheit hervorgehobenen Beseitigung des Kriegs unter deutschen Staaten einen hinreichenden Ersatz für seine Nachgiebigkeit gegen Österreich, und glaubte durch die in Olmütz durchgesetzte Vereinbarung über „freie Conferenzen" zur Berathung einer Organisation des Bundes Preußen sogar noch eine vortheilhafte Stellung erworben zu haben.

Da aber Preußen nach dem Fallenlassen der Union gänzlich von der fernern Erstrebung eines deutschen Bundesstaats zurückgedrängt und für alle fernern Reorganisationsversuche auf

*) S. den Art. „Die kurhessische Verfassungsangelegenheit" im vierten Bande dieses Werks, S. 230.

das völkerrechtliche Verhältniß des Deutschen Bundes angewiesen war, so konnten jene Conferenzen für Preußen nicht mehr freie sein, indem es sich bereits thatsächlich auf halbem Boden mit dem Bundestage befand. Die Dresdener Conferenzen, zu welchen man am 23. Dec. 1850 unter dem Titel einer Reorganisation des Deutschen Bundes zusammentrat, hatten für Österreich und die Mittelstaaten den Zweck, Preußens Macht und selbständige Stellung dauernd zu brechen. Zur Ausführung dieser Absicht verlangten sie eine bestimmte Art einer neuen Stimmenvertheilung der Bundesglieder, eine solche, durch welche die Centralgewalt factisch in die Hände Österreichs und der Mittelstaaten gelangt wäre, und durch welche dieser Centralgewalt die Möglichkeit gegeben werden sollte, in militärischer, polizeilicher, legislativer und auswärtiger Beziehung Preußens Einfluß auf das übrige Deutschland auszuschließen. Sie verlangten ferner eine Beschränkung des Unirungsrechts oder der Befugniß der einzelnen Bundesglieder zu besondern Vereinigungen untereinander. Dieses Recht ist in den Bundesgesetzen nicht untersagt. Österreich hatte freilich schon auf dem Warschauer Congreß die Unstatthaftigkeit der Union aus dem Art. 11 der deutschen Bundesacte zu beweisen gesucht. In diesem Artikel haben sich die Bundesglieder zwar verpflichtet, in keine Verbindungen zu treten, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet sind, es bezieht sich diese Bestimmung jedoch auf Bündnisse von Bundesgliedern mit dem Auslande. Dies geht hervor aus der Nichtaufnahme dieses Artikels in die im übrigen die deutsche Bundesacte vollständig enthaltende Wiener-Congreß-Acte, welche eben mit den ausländischen Mächten errichtet wurde. Und in der That war es 1834 niemand eingefallen, die im Zollverein bestehende Verbindung von Bundesgliedern als dem Art. 11 zuwiderlaufend zu halten. Da nun nach den 1785 und 1806 gemachten Erfahrungen das Unirungsrecht für Preußen das einzige friedliche Mittel bildete, um seinen Einfluß in Deutschland wiederherzustellen, und andererseits für die deutschen Kleinstaaten das einzige Mittel zur Gewinnung eines festen Anschlusses an eine größere deutsche Macht, um den weniger von seiten dieser als von seiten der Mittelstaaten mit Grund zu befürchtenden Annexirungsgelüsten zu entgehen, so versuchten Österreich und die Mittelstaaten auf jenen Conferenzen das Unirungsrecht dadurch zu vernichten, daß sie es vermöge der falschen Interpretation, wonach sich jener Art. 11 auf Verbindungen deutscher Bundesstaaten untereinander beziehe, für bundeswidrig erklärt und dem Bunde ein Einmischungs- und Entscheidungsrecht in einem solchen Falle zuerkannt wissen wollten. Es ist charakteristisch für Preußens deutsche Politik, daß man wagen konnte, Preußen gegenüber solche Behauptungen und Prätensionen aufzustellen. Denn das von Österreich und Genossen selbst erst zwei Monate vorher zu Bregenz gegen Preußen geschlossene Bündniß war ein solches, welches weit eher als die preußische Union Bundesgliedern gefährlich werden konnte, da sich das bregenzer Bündniß durch die Absicht, von Preußen gewaltsam die Anerkennung des Bundestags zu erzwingen, gegen den Theil eben jenes Art. 11 richtete, in welchem sich die Bundesglieder verpflichtet haben, „einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen". Das Oberaufsichts- und Entscheidungsrecht in solchen Unirungsfällen verlangten Preußens Gegner, um demselben hierdurch jeden Versuch einer Wiederholung von Bestrebungen zu legen, welchen es etwa mit Gesinnungsgenossen zu größerer Einigung Deutschlands wiederaufnehmen würde. Die Constituirung eines Einmischungsrechts in die Verfassungsangelegenheiten, ja in die Gesetzgebung der deutschen Einzelstaaten verlangten sie, um hierdurch eine Popularmachung Preußens in Deutschland mittels Einführung liberaler Institutionen zu verhindern. Man verlangte auch die einer Vernichtung der deutschen Nationalität gleichkommende Aufnahme von Gesammtösterreich mit allen seinen von 26 Millionen bevölkerten nicht deutschen Bestandtheilen in den Deutschen Bund. Man wollte hierdurch Preußen von einer Großmacht und seiner Stellung als einer in Deutschland einflußreichen Macht zu einer im Bunde erst in zweiter Linie und mit den übrigen Königreichen gleichstehenden Macht mit der Pflicht zur Unterstützung des österreichischen Unterdrückungssystems in und außer Deutschland herabdrücken, und zugleich durch die Thatsache, daß Gesammtösterreich die Hälfte des Deutschen Bundes bilden würde, Wien zum Mittelpunkte der deutschen Politik machen. Es war dies ein Verlangen, welches wegen Österreichs Großmachtsstellung dem Aufgeben der defensiven Natur des Bundes gleichkam, und welches schon deshalb nicht erfüllt werden konnte, weil alsdann die übrigen Bundesglieder ihrer im Art. 11 der Bundesacte vorgeschriebenen Garantie sämmtlicher im Bunde begriffenen Territorien nicht hätten nachkommen können, und nur dann eine Ausnahme von der im Art. 6 der Bundesacte vorgeschriebenen Beschränkung des Bundes auf die bei seiner Stiftung daran theilnehmenden Länder hätte gemacht werden können, wenn im Gegentheil die Übernahme solcher Garantie dem Ganzen angemessen gewesen wäre.

Endlich verlangte man die Aufnahme des außerdeutschen Preußen in den Deutschen Bund, um hierdurch für Preußen das Recht des Kriegs und Friedens zu beschränken, indem es somit aus der vortheilhaften Lage gebracht werden sollte, wonach es ohne Rücksicht auf seine deutschen Bestandtheile Krieg beginnen und doch gleichzeitig die Bundesglieder zur Beschützung seiner deutschen Bundesländer verpflichtet sehen konnte. Um den Preis von Österreichs Bündniß gegen die nirgends drohende „Revolution" gab Manteuffel alles dies zu. Daß es dennoch nicht zu dieser größten Erniedrigung Preußens kam, verhinderte blos die Preußen beschämende Opposition der Kleinstaaten gegen den neuen Stimmenvertheilungsplan, sowie das erst nachträglich von Preußen hervorgehobene Verlangen einer mit jenen Neuerungen zu verbindenden wenigstens paritätischen Stellung Preußens und Österreichs im Bunde. Als nun Österreich versuchte, Preußen durch die Aussicht seiner territorialen Vergrößerung für eine ebensolche Vergrößerung Baierns zu gewinnen, um durch die Stärkung dieses Staats, welcher mit am eifrigsten nach Erhaltung einer Zersplitterung Deutschlands strebt, Preußen eine Einheitsgestaltung Deutschlands auch für die Fälle zu verleiden, in denen Österreich selbst an der Hintertreibung solcher Versuche künftig etwa verhindert sein würde; da erkannte die preußische Regierung im Mai 1851 als einen Vortheil, wenigstens das zu erlangen, was sie durch Eingehung der Dresdener Conferenzen hatte vermeiden wollen: die Rückkehr zum Bundestage, zu dem Institute, von welchem noch am 25. Aug. 1849 der Vertreter der preußischen Regierung in der Zweiten Kammer, Radowitz, gesagt hatte: „Niemand, der mit der nutz- und würdelosen Beschäftigung des Bundestags näher bekannt ist, wird sich eines Gefühls erwehren können, an der Kummer und Wehmuth gleichen Theil haben." Die Anerkennung des Bundestags war es, womit Manteuffel seine beim Beginn der Dresdener Conferenzen gesprochenen Worte illustrirte: „Zeigen wir den deutschen Stämmen, daß ihre Regierungen den Willen, die Einsicht und die Kraft haben, vorhandene Mängel zu beseitigen, Gutes, Wahres und Festes zu begründen!" Hierdurch, durch diese Rückkehr zum Bundestag, kam Preußen in der öffentlichen Meinung in den Verdacht, als sei es jene Conferenzen blos eingegangen, um bei der Unterwerfung unter Österreichs Willen den Schein einer Selbständigkeit zu retten. Die täuschende Mobilmachung vom 6. Nov. lehrte freilich, daß man dies der damaligen preußischen Regierung zutrauen konnte; in Wahrheit lag es jedoch an dem gänzlichen Mangel an staatsmännischem Blick. Daß aber nicht blos diese Rathlosigkeit es war, welche Preußen zu der Anerkennung des Bundestags bewog, sondern auch fortgesetzte Schwäche der Politik, und zwar nicht blos seiner deutschen, sondern sogar seiner speciell preußischen, geht daraus hervor, daß dieselbe Regierung Preußens, welche in dem zwischen ihr und Dänemark am 2. Juli 1850 abgeschlossenen Frieden Schleswig-Holstein die Möglichkeit zu eigener Vertheidigung seiner Rechte gerettet und dann diesen Herzogthümern Schutz gegen Beschlüsse des im Wiedererstehen begriffenen Bundestags zugesichert hatte, nun jenen Herzogthümern in Gemeinschaft mit Österreich, unter Androhung von Execution, die Einstellung der Feindseligkeiten gegen Dänemark gebot, eine Maßregel, die von seiten Österreichs im wesentlichen zur Verhinderung der Popularität und der etwa gewünschten Hegemonie Preußens in Deutschland sowie zur Verhinderung von dessen Machtstellung im Norden ins Werk gesetzt war.

So wurde die auf gröbster Hintansetzung aller Interessen Preußens beruhende, nur einen Parteistandpunkt zum Maßstab nehmende Tendenzpolitik der preußischen Regierung von Österreich als Mittel zur völligen Wiederherstellung eines Instituts benutzt, welches seine Fähigkeit, eine Einigung Deutschlands zu verhindern, fortan mehr als je bethätigen sollte.

Die Zeit der ersten Reactionen mit und ohne Bundeshülfe.

Als den Moment der Wiederherstellung des Bundestags kann man den 26. April 1850 bezeichnen, den Tag, wo der erste Versuch hierzu gemacht wurde. Man setzt aber diesen Zeitpunkt besser auf den 12. Mai 1851, weil die Bemühungen zur Vervollständigung des Bundestags mit dem an diesem Tage erfolgten Beitritt jener Regierung endeten, welche am 25. Aug. 1850 proclamirt hatte, daß sie „eine Berechtigung zur Herstellung des Bundestags nicht anerkennen könne".

Diese Wiederherstellung war die Inauguration, der Inhalt und die Art der nun beginnenden Thätigkeit des Bundestags, die Form einer neuen gemeinsamen Politik. Die deutschen Fürsten schienen auf dieser von ihnen selbst geschaffenen Grundlage gemeinsam darauf auszugehen, allen Bestrebungen des deutschen Volks nach nationaler Einigung mit um so größerer Anstrengung entgegenzutreten, je mehr sie die Wahrheit des von Radowitz am 26. März 1850 im Volkshause zu Erfurt gethanen Ausspruchs fühlten, daß, wenn dem Versuche von 1848 ein abermaliger Ver-

such des deutschen Volks zur Erreichung dieser Einigung folge, die Existenz der meisten deutschen Staaten bedroht sein werde. Die Gegenwirkung gegen das allgemeine Verlangen des Volks nach größern „politischen Freiheiten" oder nach Erhaltung derselben, soweit sie sich von 1848 her erhalten hatten, bildete zwar den Haupttheil der Bemühungen des neuen Fürstenvereins, stand aber doch als Motiv gegen das erstere Streben zurück. Denn die Frage um die politische Freiheit erschien den Fürsten blos als etwas Lästiges, während sie in der Einigungstendenz der Nation eine Bedrohung ihres ganzen Daseins erblickten und demnach nicht Anstand nahmen, die Beschränkung ihrer Souveränetät durch Bundesmaßregeln einer Aufhebung ihrer Staaten vorzuziehen. Es mußte sich indeß ihr Widerstreben darum zunächst gegen die politische Freiheit richten, weil die Einführung liberaler Institutionen ein Mittel war, wodurch Preußen die Volkssympathien erwerben und damit die nationalen Bestrebungen fördern konnte. Zwar stimmte die preußische Regierung jetzt mit dieser freiheitsfeindlichen Richtung völlig überein; aber es konnte ja ein anderes Régime, welches kräftiger die von Preußen von 1840—50 gemachten Versuche aufnahm, es konnte ein preußischer Cavour aufkommen, und es lag die Besorgniß in der Stellung und Macht des preußischen Landes an und für sich als eine stetige vor. Daher galt es den Tonangebern im Bundestage, neue Maßnahmen an Stelle derer, welche auf den Dresdener Conferenzen probirt worden waren, ausfindig zu machen, durch welche für Preußen unter allen Umständen eine Rückkehr zu den Versuchen einer Befriedigung der Bedürfnisse des deutschen Volks unmöglich gemacht oder erschwert würde. Der Moment zur Inswerksetzung solcher Maßnahmen war überaus günstig, da eben jene Regierung, gegen welche dieselben bestimmt waren, sich selbst hierzu bereit fand. Wie sich Preußen bei der Theilnahme hieran ausnahm, tritt durch einen Rückblick auf seine am 28. Mai 1849 den übrigen deutschen Regierungen gemachte Hinweisung in das gebührende Licht. Die Hinweisung lautete: daß der Nation gewährt werden müsse, was sie „von ihren Regierungen zu fordern berechtigt ist: dem Auslande gegenüber Einheit und Macht, im Innern, bei gesichertem Fortbestande aller einzelnen Glieder, die einheitliche Entwickelung der gemeinsamen Interessen und nationalen Bedürfnisse". Es mußte den durch die gemeinsamen particularistischen Interessen Verbundenen um so mehr darauf ankommen, Preußen die Macht und Gelegenheit zur Einführung liberaler Institutionen zu entziehen, als in denselben die Angehörigen aller deutschen Staaten noch am ehesten eine Tröstung, um nicht zu sagen einen Ersatz für die zeitige Unausführbarkeit der nationalen Einheit erblicken konnten. Eine solche Beschränkung eines souveränen Staats aber, die Bewirkung einer Möglichkeit, in dessen innere Angelegenheiten, ja tief in dessen Selbstbestimmungsrecht eingreifen zu können, war indeß, trotz aller drängenden Gründe, doch ein sehr kühnes und misliches Unternehmen. Die Fürsten mußten sich vergegenwärtigen, daß sie durch solche Neuerungen auch gegen sich selbst handeln würden, indem die Unabhängigkeit ihrer eigenen Regierungen im Princip ebenso gefährdet, also das von ihnen bewirkt sein werde, was sie parlamentarischen Versammlungen vorzuwerfen pflegten. Allein die Besorgniß vor Aufhebung ihrer Staaten war bei den Mittel- und Kleinfürsten zu groß, der Antagonismus Österreichs gegen ein starkes und freies Deutschland zu alt und zu tief, die Gelegenheit zur Vorbeugung erschien offenbar als die letzte, und die Fürsten hegten ihren Wunsch auch nach Wiederentfernung der liberalen Landeseinrichtungen gar zu lebhaft, als daß sie sich nicht bewogen gefühlt hätten, zur Ankämpfung gegen die freien Institutionen alle Segel aufzuspannen. Dazu mußte der Trost kommen, daß jedes Bewußtsein einer gemeinsam unternommenen That auch noch lange nach derselben die Solidarität der Gemeinsamkeit aufrecht zu erhalten pflegt. Es war das Verhängniß dieser unseligen Richtung, daß dasjenige, was durch sie verhütet werden sollte, zum Theil schon durch die Verhütungsmittel eintrat, indem die Fürsten selbst zur Einreißung des Gebäudes ihrer Souveränetät den ersten Schritt thaten, indem sie in der Antastung der ehrwürdigen Reste der Vergangenheit, welche das Volk selbst da, wo es dieselben für überlebt hielt, aus conservativer Gesinnung in den Jahren 1814, 1830 und 1848 nicht anzurühren gewagt hatte, vorangingen und durch die Aufhebung der höchsten Rechte des Staats thatsächlich erklärten, daß ein Bestehenbleiben der vielen Staaten auf Kosten der Einheit in der That nicht in particularen Bestrebungen der deutschen Volksstämme, sondern blos in dem Interesse der Dynastien seinen Grund habe.

Wenn hinsichtlich dieser deutschen Politik bei Österreich die Rivalität gegen Preußen, bei letzterm eine Tendenzpolitik obenan stand, so war bei den Mittel- und Kleinstaaten nicht die Anlehnung an Österreich der absolute Hoffnungsanker. Sie hatten seit der Errichtung des Deutschen Bundes wohl gefühlt, daß sie innerhalb desselben nur die Trabanten Österreichs oder

Preußens oder beider sein konnten, und auch bei den Verhandlungen über die Wiederherstellung des Bundes sowie durch die bloße Thatsache dieser Wiederherstellung sahen sie sich indirect in ihrer Selbständigkeit durch Österreich betroffen, sodaß die Nothwendigkeit ihrer Anlehnung an dieses mit dem sehr gemischten Gefühle stattfand, welches stets in der Hülfsbedürftigkeit liegt. Die durch dieses ihr Gefühl allen nach außen unselbständigen deutschen Staaten aufgedrückten Richtungen ihrer deutschen Politik waren vom Beginn ihrer Souveränetät an verschieden. Die Kleinstaaten hatten von vornherein erkannt, daß alles ihr Widerstreben gegen die nationale Einigung, so ernsthaft sie sich dasselbe angelegen sein ließen, einem starken Stoße, komme er von der Nation oder von einem größern Bundesstaate, nicht standzuhalten vermöge; doch in dem Streben, solange als möglich sich ihrer Haut zu wehren, hatten sie ergeben die Zukunft abgewartet und bald diese, bald jene Richtung unterstützt, je nachdem sie sich ein langes Leben glaubten sichern zu können. Die Fürsten der beiden hohenzollernschen Ländchen waren die einzigen, welche ihrer Souveränetät einen nützlichern Wirkungskreis vorzogen. Eine andere Richtung ward durch das Anlehnungsbedürfniß den Mittelstaaten eigen, also den vier Königreichen, den beiden Hessen und Baden. Diese hatten sich, besonders seit 1840, wo Preußens erste Versuche zur Bildung eines Bundesstaats stattgefunden, mit der Hoffnung künftiger Vergrößerung genährt und waren nur zu sehr von der richtigen, sich aus der Rheinbundszeit herschreibenden Einsicht durchdrungen, daß sie wenigstens in ihrer Gesammtheit, mit der Herbeiführung der Trias, für die deutsche Einheit ein sehr ungünstiges Element abgeben könnten. Was die Mittelstaaten zusammen 1806 waren, das hofften die größten derselben, namentlich Baiern, künftig allein zu werden. Seine Neigung, Theile von Baden zu annexiren, hat Baiern niemals verhehlt. Der Plan einer Vergrößerung Baierns war Österreichs letzter Stoß, Preußen zur Anerkennung des Bundestags zu bewegen. Mit demselben Eifer, mit welchem die Mittelstaaten sich nach außen geltend zu machen suchten, waren sie gemeinsam und selbständig auf die Wahrung ihrer vollständigsten Souveränetät nach innen bedacht. Den Mittelstaaten hatte das Jahr 1848 eine verhängnißvolle Erfahrung gebracht. In dem gewaltigen nationalen Einheitsdrange des deutschen Volks hatten dieselben eine Macht erkannt, welche ihnen im Wiederholungsfalle weit gefährlicher werden konnte als die Annexionsgelüste, deren bloße Möglichkeit sie wegen Preußens Machtstellung gefürchtet hatten. Durch diese Erkenntniß mußte der Eindruck sich ändern, welchen das Anlehnungsbedürfniß anfänglich auf sie hervorgebracht. Die Politik der Selbsterhaltung wurde von ihnen fortan auf allen Wegen verfolgt. Diese Politik äußerte sich schon im Frühjahr 1848 in dem Vorschlage Baierns zur Bildung eines zwischen ihm und den beiden Großstaaten abwechselnden Directoriums; sie trat auf, als Baiern der preußischen Union gegenüber mit dem Auslande drohte; sie zeigte sich in dem im Februar 1850 von Baiern wiederholt aufgestellten Vorschlage eines Directoriums, und offenbarte sich rücksichtslos, als nach Vereinigung der Mittelstaaten mit Österreich und durch dessen kühn bahnbrechendes Vorangehen in der Herstellung des Bundestags die Form dazu gefunden war. Darum waren es bairische Truppen, welche in Verbindung mit Österreichern den Rechtszustand in Kurhessen über den Haufen warfen. Die Worte des bairischen Ministers von der Pfordten, daß es sich um die deutsche Frage in Kurhessen gehandelt habe, decken zugleich den tiefinnersten Kern der deutschen Politik Baierns auf. War diese Mittelstaatspolitik nach außen fruchtlos gewesen, so wandte sie sich bei der jetzt gebotenen Gelegenheit um so eifriger nach innen.

Von der bei der Herstellung des Bundes gegebenen Zusicherung, daß derselbe nicht wieder die frühere so verhaßte Thätigkeit entfalten, daß er insbesondere durchaus reformirt werden solle, war keine Rede mehr. Preußen verleugnete hiermit thatsächlich seine Erklärung, „daß der rechtsgültige Abschluß der neuen deutschen Verfassung auf der freien Zustimmung der Nationalvertretung beruhe". Österreich dachte nicht mehr an seine am 14. Aug. 1850 abgegebene Erklärung: „Die durch die Bedürfnisse der Gegenwart gebotene Revision der Bundesverträge wird um so dringender, je empfindlicher die Nachtheile zu werden beginnen, welche diese Zustände erzeugen müssen."

So vereinigten sich denn alle Träger der blos nach ihrem Ausgangspunkte deutsch, wegen ihrer particularen Ziele aber undeutsch zu nennenden Politik, große, mittlere und kleine zur Bekämpfung der volksthümlichen Verfassungen als der ersten Richtung der Thätigkeit des Bundestags. Der Weg, den man einzuschlagen suchte, war derselbe, der von zum Absolutismus neigenden Regierungen stets eingeschlagen wurde. Der zur Verfassungsstörung anscheinend eine Berechtigung gewährende höhere Ausgangspunkt konnte nicht gewonnen werden, ohne daß man vor allem mit guter Manier aus dem Zauberkreise der Verfassung loszukommen suchte, in

welchen man durch die Verfassungsriegel und die Eide gebannt war. So hatte im Jahre 1816 Ferdinand IV. von Neapel den Ausgangspunkt damit selbst geschaffen, daß er fortan König beider Sicilien zu sein beliebte, während er bisher nur König eines jeden der beiden Reiche gewesen war. Indem die deutschen Regierungen den Bundestag als den außerhalb liegenden archimedischen Punkt annahmen, an dem man die Verfassungen mehr oder weniger aus den Angeln zu heben vermöchte, unterstellten sie ebenfalls dem Bundestage die Berechtigung dazu. Mit der Wiederherstellung des Bundestags war allerdings die einzige Basis gegeben, die Machtvollkommenheit zur Störung der Verfassungen von einer höhern Gewalt ableiten zu können; aber noch standen hierfür die Grundgesetze des Bundes selbst unbequem entgegen. Eine offene Bekennung zu der Absicht, die Verfassungen umzustürzen, erfolgte nirgends, aber gewisse vorher nie gehörte Interpretationen der Bundesgesetze führten zu diesem Ergebniß. Diese Versuche zur Entwickelung jener Berechtigung des Bundestags traten in derselben gezwungenen Weise auf, mit welcher, unter Ableugnung notorischer Thatsachen, die Lehre von der Wiederaufnahme der zwei Jahre lang nur „ausgesetzten" Bundesthätigkeit nachträglich geltend gemacht worden war, und es trugen so die schwachen und unlogischen Deductionen jener Berechtigung gar sehr den Charakter einer Hinwegsetzung über die klar entgegenstehenden allgemeinen Rechtssätze und die Bundesgrundgesetze an sich.

Die wesentliche Absicht der Einzelstaaten war bei Stiftung des Bundes gerade ihre aufs äußerste festzuhaltende Unabhängigkeit gewesen. Darum war im Art. 2 der Bundesacte als Zweck des Bundes unter anderm die „Erhaltung", und im Art. 1 der Wiener Schlußacte die „Bewahrung" der Unabhängigkeit der einzelnen deutschen Staaten angegeben. Nun hätten die Regierungen die 1848 eingeführten Neuerungen gern als eine Bedrohung der ebenfalls als Zweck des Bundes festgesetzten „innern Sicherheit" der Einzelstaaten ausgelegt. Dem stand jedoch der schon am 12. Juni 1817 von der Bundesversammlung über ihre Competenz hinsichtlich der innern Verhältnisse der Einzelstaaten gefaßte Beschluß entgegen, wonach sie sich um eine Landesverfassung nur dann soll bekümmern dürfen, wenn sie dieselbe besonders garantirt hat; und auch nach Art. 61 der Wiener Schlußacte ist die Bundesversammlung, „außer dem Fall der übernommenen besondern Garantie einer landständischen Verfassung, nicht berechtigt in landständischen Angelegenheiten einzuwirken". Eine Garantie hatte aber die Bundesversammlung nur für wenige Verfassungen ertheilt, für die Neuerungen vom Jahre 1848 gar nicht. Dazu war nach Art. 26, 27, 28 der Wiener Schlußacte ein Streit der Stände mit der Regierung und die Erschöpfung der verfassungsmäßigen und gesetzlichen Mittel durch letztere die Bedingung der Einmischung. Der Bundestag ging daher auf seinen Beschluß vom 28. Juni 1832 zurück. In diesem war als Ausnahme von der auch durch Art. 32 der Wiener Schlußacte festgesetzten Nichteinmischungsbefugniß des Bundes bestimmt worden, daß die innere Gesetzgebung der deutschen Bundesstaaten weder dem Zwecke des Bundes irgendeinen Eintrag thun, noch der Erfüllung sonstiger bundesverfassungsmäßiger Verbindlichkeiten gegen den Bund, besonders der Entrichtung der Geldbeiträge, hinderlich sein dürfe. Unter Ausdehnung dieser Bestimmung sollte nun unter dem Zwecke des Bundes und den Bundespflichten der Fürsten gar vieles verstanden werden. Namentlich trat, da der Art. 58 der Wiener Schlußacte sagt, daß „die im Bunde vereinten souveränen Fürsten durch keine landständische Verfassung in der Erfüllung ihrer bundesmäßigen Verpflichtungen gehindert oder beschränkt werden dürfen", die Neigung hervor, gewisse constitutionelle Beschränkungen für Beschränkungen in der Erfüllung der Bundespflichten aufzufassen; und da die Bundesgrundgesetze überall von den souveränen Fürsten reden, ohne daß mit dem im Art. 13 der Bundesacte und im Art. 55 der Wiener Schlußacte vorgeschriebenen Bestehen landständischer Verfassungen etwas über das Maß der Souveränetätsbeschränkungen festgesetzt ist, welche durch die Verfassungen eingeführt werden könnten, so ließen sich die Neuerungen von 1848 als Hinderungen an der Erfüllung der Pflichten gegen den Bund nur durch die sehr gesuchte Heranziehung der Befürchtung vor Störungen der die Ruhe des Bundes bedingenden Ruhe und Ordnung in den Einzelstaaten darstellen. Gestützt auf solche Interpretationen und Schlüsse, wurde nun die fürstliche Unumschränktheit als das ausschließlich „monarchische Princip" und der Constitutionalismus für „Bundeswidrigkeit" ausgegeben, welche Eigenschaften der alte Bundestag nur ein einziges mal, nur hinsichtlich des badischen Preßgesetzes vom 28. Dec. 1831, aufgefunden hatte. Daß jener Bundesbeschluß von 1832, auf den dies künstliche Rechtfertigungsgebäude errichtet war, schon am 2. April 1848 gültig aufgehoben worden, wurde nicht beachtet. So nahmen denn die deutschen Regierungen den 1848 bestatteten Bundestag offen und wohlgemuth wieder auf, und versetzten durch ihn den Rech=

ten und Verfassungen des Volks nach allen Seiten hin die heftigsten Schläge, mit der Behauptung, er, der todte, lebe noch und sei es, von dem die Schläge ausgehen; er sei auch zur Vertheidigung seines Lebens dazu berechtigt. Am 23. Aug. 1851 erklärte der Bundestag die Ungültigkeit der von der Nationalversammlung beschlossenen und in die Gesetzsammlung der meisten deutschen Staaten übergegangenen Grundrechte, und beschloß zugleich, die Bundesregierungen aufzufordern, die in den einzelnen Bundesstaaten, namentlich seit 1848 getroffenen staatlichen Einrichtungen und erlassenen gesetzlichen Bestimmungen einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen und, wenn dieselben mit den Grundgesetzen des Bundes nicht in Einklang ständen, diese nothwendige Übereinstimmung ohne Verzug wieder zu bewirken. Für den Fall, daß die Regierungen dabei auf Hindernisse stoßen würden, behielt sich der Bundestag seine weitere Einwirkung vor, auch wollte er dann erwägen, welche innerhalb seiner Competenz liegenden Mittel und Wege, besonders ob die Absendung von speciell zu instruirenden Commissarien zu jenem Zweck anzuwenden sei.

Durch diesen nach Bundesrecht ungerechtfertigten Bundesbeschluß war das Signal gegeben, die Riegel zu zerbrechen, welche in einem günstigen Momente allen etwaigen fernern Angriffen und Verleidungen der liberalen Staatseinrichtungen vorgeschoben worden, und sofort wandte sich in fast allen Staaten und Staatchen die Reaction mit Eifer gegen die schwer errungenen Güter politischer Freiheit. Es erschien ein solches Verfahren jedenfalls wenig edelmüthig. Denn wenn sich allerdings auch in den 1848 und 1849 getroffenen Einrichtungen zur Verhütung neuer Rechtsverkümmerungen ein Mistrauen gegen die Regierungen aussprach, so waren dies doch nur Mittel gewesen, die Regierungen aus den alten verderblichen Wegen sanft und sicherer in die neuen Bahnen einlenken zu lassen, und nicht blos zeigten sich diese Mittel wegen des Scheinconstitutionalismus gerechtfertigt, sondern man konnte sich auch sagen, daß die Regierungen nur dann gegen die der Willkür vorgeschobenen Riegel eingenommen sein müßten, wenn dieselben es ohnehin nicht aufrichtig mit den liberalen Institutionen meinten. Das waren in jedem Einzelstaate die Reflexe des Lichts, in welchem diese Politik stand. Und dies war keine Täuschung. Die Erinnerung, einmal haben nachgeben müssen, etwas, wenn es ihnen auch nicht verhaßt war, nicht von selbst haben gewähren können, übertäubte bei den Regierungen alle ruhige Überlegung. Man ging darauf aus, alle Erinnerungen an das Jahr 1848 zu tilgen oder als eine rauschhafte Nachahmung der Französischen Revolution darzustellen. Man wollte damit die Besorgnisse verstecken oder vor sich selbst verleugnen, die mit der Wiederherstelluug der vormaligen, dem Volke verhaßten Einrichtungen verbunden waren; man wollte ferner das Bewußtsein des Dankes ersticken oder verleugnen, von dem man gegen die edelmüthigen Leiter jener reformatorischen Erhebung erfüllt sein mußte; man wollte auch die charakterlose Volksschmeichelei verwischen, welche von Regierungsangehörigen in den Bewegungsjahren an den Tag gelegt worden war.

Von solchen Motiven durchdrungen, scheuten die Regierungen den Eindruck nicht, welchen jener Bundesbeschluß, noch bevor sie zu dessen Ausführung schritten, voraussichtlich hervorbringen mußte, scheuten sie nicht die tiefe Selbstverletzung ihrer Autorität, denn die Theilnahme an jenem Beschluß mußte trotz aller gesuchten Auslegungen als eine entschiedene Selbstdesavouirung erscheinen. Sämmtliche Regierungen hatten schon am 5. Sept. 1839, besonders auf Mahnung Baierns, in Form eines Bundesbeschlusses erklärt, daß zahlreichen beim Bunde eingelaufenen Beschwerden gegen die 1838 einseitig von der hannoverischen Regierung vorgenommene Aufhebung der Landesverfassung nicht nachzugeben sei, weil demselben keine bundesgesetzliche Einwirkung in innere Landesangelegenheiten zustehe.

Durch die in Form jenes Bundesbeschlusses auftretende Einigung der Regierungen zur gemeinsamen Bewerkstelligung dessen, was sie einzeln nicht erreichen konnten, war nur im allgemeinen der Weg bezeichnet, welcher zu diesem Zweck eingeschlagen werden sollte. Es fehlte nun aber noch in jedem Staate der Anknüpfungspunkt. Die Beschreitung dieses Weges würde ungemein erleichtert worden sein, wenn Unruhen, deren bloße Befürchtung als wesentlicher Grund des Bundesbeschlusses angegeben war, wirklich eingetreten wären. Diese Unruhen würden für den Bundestag als eine Art nachträglicher Rechtfertigung jenes Beschlusses haben gelten können, sie würden für die einzelnen Theilnehmer am Beschlusse eine Art innerer Beruhigung abgegeben haben. Aber solche innere Unruhen brachen in keinem einzigen Staate aus. Dieselben künstlich hervorzurufen, stellte sich schon darum nicht als empfehlenswerth heraus, da der großartige, im Jahre zuvor, 1850, in Kurhessen unternommene Versuch dieser Art doch zu sehr durch sich selbst verurtheilt war. Man konnte doch nicht, wie es hier geschah, plötzlich verfassungswidrige

Maßregeln ohne die geringste innere Rechtfertigung vorbringen; man scheute sich doch überall, die Vorwände, wie dort, auf Behauptungen zu gründen, denen die klaren Thatsachen geradezu widersprachen; man war doch in der That zu sehr conservativ, um einen mit Schlauheit eingefädelten Streit mit den Ständen unter Nichtberücksichtigung aller entgegenkommenden Schritte derselben muthwilligerweise zu einer immer größern Flamme anzufachen. Zudem besaßen nicht alle deutschen Cabinete einen so rücksichtslos schaltenden Helfer wie Hassenpflug, dem, wie es hieß, einige Fürsten auf dem Congreß, welcher das Jahr vorher zu Berlin stattfand, ihre Misachtung kund gegeben hatten. Außerdem bedurfte es jetzt nicht mehr so crasser Mittel wie in Kurhessen, weil es sich dort nicht blos um die Vorbereitung zur Entfernung der Verfassung, sondern vor allem um die deutschen Angelegenheiten, um den Kampf Österreichs und Preußens gehandelt hatte, und auf dem, was durch die kurhessische Geschichte erreicht war, fußte ja die für alle Cabinete eröffnete Möglichkeit zur Beseitigung der Verfassungen. Zufrieden mit dem, was auf Kosten des kurhessischen Landes gewonnen worden, konnten die Cabinete um so mehr jene provocatorische Politik als würdelosen Anknüpfungspunkt verschmähen und den Agent provocateur als Mohren betrachten, der seine Schuldigkeit gethan.

Zur Auffindung von Anknüpfungspunkten, um in Benutzung jener Bundesautorisation Verfassungsbeseitigungen anzubahnen — also ähnlich wie Ludwig's XIV. Réunionskammern zur Aufsuchung von Ansprüchen, welche als Vorwände zu Eroberungskriegen dienen sollten — ferner zur Beaufsichtigung der dann hervorgerufenen Ereignisse, zur geschickten Leitung von deren Benutzung und zur Ausführung der etwa nöthigen Eingriffe wurde vom Bundestage ein Ausschuß niedergesetzt, der sogenannte „Reactionsausschuß". Durch dessen rege Thätigkeit geschah es namentlich, daß der wiederhergestellte Bundestag ein ganz anderes Ansehen bekam als der frühere mit seinen rechtlichen Grenzen. Während der frühere die Verfassungen nur indirect beeinträchtigt, nur gesucht hatte, ihren Werth illusorisch zu machen, indem er da nicht geschützt, wo er zu schützen berufen war, nahm der neue Bundestag eine positive Richtung, charakterisirte sich durch eine Selbstthätigkeit. Durch den „Reactionsausschuß" wurde die Verhinderung der nationalen Einheitsbestrebungen und der volksthümlichen Staatseinrichtungen nun erst recht als Dogma, als ausschließlich leitende Richtschnur der gesammten deutschen Politik zur Geltung gebracht.

Das erste Land, welches von der so organisirten Reaction heimgesucht wurde, war dasselbe, dessen gesetzmäßige Vertheidigung der Verfassung durch alle Beamten vom Bunde schon am 21. Sept. 1850 als Störung der öffentlichen Ruhe und Ordnung bezeichnet worden, und das so zur Austragung der deutschen Sache gedient hatte: Kurhessen. Wiewol hier bereits mit Hülfe des Bundes die gewaltsame Durchführung von Verfassungswidrigkeiten stattgefunden, ließ man sich doch nicht abhalten, das Opfer der deutschen Politik noch weiter zu treffen, indem man die ganze Verfassung Kurhessens entfernte, deren Aufrechterhaltung von seiten der kurhessischen Regierung eben noch als das Motiv ihrer für momentan nöthig erklärten Verfassungswidrigkeiten angegeben war. Die Vorwürfe gegen die Verfassung dieses Landes gaben das Muster für die allen liberalen Verfassungen entgegenzustellenden Beschwerden ab, und unverzüglich sollten an Kurhessen die Wirkungen des zur Heilung von allen volksthümlichen Einrichtungen vorgeschriebenen Mittels behufs ermunternder Nachahmung aufgezeigt werden. Damit gerieth man aber gerade an das am wenigsten hierzu geeignete Land.

Der Grund, warum dennoch gerade Kurhessen das Land war, welches man zum Schauplatz des Widerstreits der deutschen Großmächte und dann zum ersten Opfer von Österreichs Reactionsgelüsten gewählt, ist unstreitig seine Lage inmitten der beiden Haupttheile der preußischen Monarchie, sowie die erfahrungsmäßig große Empfänglichkeit des hessischen Bodens für gesetzliche Freiheiten. Schon oftmals war Kurhessen von seiten Österreichs zur Wiedererlangung oder Befestigung seines Einflusses auf Deutschland benutzt worden. Diese Versuche Österreichs gegen Hessen datiren aus der Zeit, wo das Land und seine Fürsten zu den eifrigsten Begründern und Vertheidigern des Protestantismus gehörten. Der Landgraf Philipp der Großmüthige stellte sich 1531 mit dem Kurfürsten Johann von Sachsen an die Spitze des Schmalkaldischen Bundes und ward nach der Schlacht von Mühlberg gegen den Sinn der Capitulation von Kaiser Karl V. festgenommen und fünf Jahre hindurch gefangen gehalten, bis Kurfürst Moritz seine Freilassung erzwang. Philipp's Enkel, Landgraf Moritz, hielt im Dreißigjährigen Kriege ebenfalls zur protestantischen Sache. Zur Racheuahme schickte Österreich unter Tilly ein Executionsheer ins Land, um unter dem Vorwande, daß sich Moritz wegen Nichtbeobachtung des streng lutherischen Ritus bereits seit 18 Jahren seines Erbtheils zu Gunsten von

Hessen-Darmstadt verlustig gemacht habe, achtzehnjährige Nutzungen des Landes für Hessen-Darmstadt einzutreiben. Aber die hessischen Fürsten ließen sich damals noch nicht von ihrem Dränger beeinflussen. Der Sohn des Landgrafen Moritz, Wilhelm V., nahm auf seiten der Protestanten den thätigsten Antheil am Dreißigjährigen Kriege und war einer der ersten deutschen Fürsten, die sich mit den Schweden gegen den Kaiser verbanden. Muthig trat er auch Ferdinand II. entgegen, als dieser ihn seines Landes zu Hessen-Darmstadts Gunsten verlustig erklärte, weil er sich dem 1635 zu Prag geschlossenen Frieden nicht unterwerfen wollte. Nach seinem Tode setzte seine Gemahlin, Amalia Elisabeth, als Vormünderin Wilhelm's VI., mit Klugheit und Standhaftigkeit den Krieg ebenfalls fort, und wußte sogar im Westfälischen Frieden beträchtliche Entschädigungen an Land und Geld zu gewinnen. Auf dem Westfälischen Friedenscongresse bezeugte Frankreich, Hessen-Kassel allein streite „für Deutschlands Freiheit, die andern Stände ließen sich für das Haus Österreich zu Sklaven machen". Im Jahre 1650 bewirkte indeß Österreich den Übertritt des Landgrafen Ernst von Hessen-Rotenburg zur katholischen Kirche, indem derselbe damit umging, sein unter der Hoheit von Hessen-Kassel stehendes Land zu einem unabhängigen Staate zu gestalten und auch zur Regierung über Kassel und Darmstadt zu gelangen. Doch hatten die Plane Österreichs ebenso wenig Erfolg wie der von diesem 1749 bewirkte Übertritt des Erbprinzen Friedrich zur katholischen Religion. Denn durch die auf die bestürzende Kunde hiervon vom Landgrafen Wilhelm VIII. 1754 gegebene und durch die evangelischen Reichsstände garantirte Religionsassecurationsacte wurde dem Einfluß Österreichs in Hessen ein unübersteiglicher Damm entgegengesetzt. Hessen-Kassel widersetzte sich ferner, unter Ausschlagung von Frankreichs Anerbietungen, dem Plane des wiener Hofs, durch Stimmenmehrheit in der Reichsversammlung dem Kaiser die Macht zu ertheilen, die übrigen Stände gewaltsam in Österreichs Interesse zu zwingen. Ebenso schloß sich Hessen-Kassel mit Gefährdung seiner staatlichen Existenz jener großartigen deutschen Politik Friedrich's des Großen an, von der es weder Frankreichs Versprechungen und Drohungen, noch Schwedens Bemühungen, nicht Hannovers Rath, nicht des Landgrafen Ächtung als Landfriedensbrecher abwendig zu machen vermochte. Zwar ward das Land zweimal im Siebenjährigen Kriege verwüstet, aber die Abschaffung der Religionsacte gelang Österreich nicht.

Kurhessen war sonach das traditionelle Feld für Österreichs freiheitsfeindliche Angriffe auf Deutschland. Und weil sich in den Jahren 1848 und 1849 hier auf das schlagendste gezeigt hatte, wie ungemein verträglich eine wahrhaft volksthümliche Verfassung mit dem ihm seltsamerweise entgegengesetzten monarchischen Princip sei, und weil sich ebenso evident erwiesen hatte, daß die zur Bildung der neuen Bundesbasis verwandten Verwickelungen des Jahres 1850 ohne Vernachlässigung der Verfassungsbestimmungen seitens der Regierung nicht hätten eintreten können, so stellte sich Österreich mit Eifer zwischen den hessischen Fürsten und das hessische Volk. Darum ward schon, bevor der Bundestag am 23. Aug. 1851 den Verfassungen den Krieg erklärt hatte, durch Entsendung von Commissaren in den Gang der innern Angelegenheiten Kurhessens eingegriffen, indem diese, dem Art. 34 der Wiener Schlußacte zuwider, die Bundesexecution noch fortdauern ließen, nachdem längst der Beamtenwiderstand durch übermäßige Einquartierungen gewaltsam gebrochen war. Diese Commissare untersagten ferner die Rückkehr der Landesregierung zu den verfassungsmäßigen Wegen, ließen das Kriegsgericht ohne Rechtfertigung seine Thätigkeit fortsetzen und trafen in des Bundes Namen solche dem Bundesrecht zuwiderlaufende Anordnungen, für welche der Bund nicht einmal einen Vorwand angegeben hatte. Eine „Leitung und Vorbereitung" der Verfassungsangelegenheit hätte überhaupt, selbst wenn sie in einer dem Bundesrecht entsprechenden Weise ausgefallen wäre, für Kurhessen nicht noth gethan; denn sobald sich nur die Bundescommissare und Truppen wieder entfernten, wäre alles wieder in der durch Hassenpflug gestörten Ordnung gewesen. Aber das war es gerade, daß die verfassungsmäßige Ordnung für immer zerstört werden sollte, und deshalb ließen die Bundescommissare es geschehen, daß ohne ihre Einwilligung von der kurhessischen Regierung Verfassungsänderungen vorgenommen wurden, während man zugleich verkündigte, die Einwilligung sei erfolgt. Der Bund ward durch seine Commissare der Urheber der im Juni und Juli 1851 in Kurhessen erlassenen „provisorischen Gesetze", durch welche man organische Landeseinrichtungen aufhob, die mit dem Verfassungsstreit in keiner Verbindung standen, und durch welche illiberale Einrichtungen mit Verletzung von Privatrechten geschaffen, auch ohne alle Erwähnung der Commissare wichtige Anordnungen, wie die Umbildung des Civilprocesses, getroffen wurden. Die von den Commissaren am 18.

und 20. Sept. 1851 an den Bundestag gerichteten, die größte Entstellung der in Hessen vorgekommenen Thatsachen enthaltenden Denkschriften wurden vom Bunde zur Grundlage seiner weitern Einmischung angenommen und waren zugleich dessen officieller Versuch, dasjenige Princip staatsrechtlich zu begründen, welches die Regierungen als Rechtfertigungsgrund ihrer Verfassungsbekämpfungen aufgestellt hatten. Als das „monarchische Princip" wurde hiernach der Grundsatz ausgegeben, daß die Landesherren, weil sie durch die Auflösung des Deutschen Reichs völlig unumschränkte Herrscher geworden seien, in der Ausübung ihrer Herrscherfunctionen an die Unterthanen nicht gebunden sein könnten, weil diese seit 1806 gar keine oder sehr geringe politische Rechte besäßen und durch diese jenes Entwickelungsresultat der fürstlichen Macht nicht beeinträchtigt werden dürfe, daher auch mit dem das Bestehen landständischer Verfassungen vorschreibenden Art. 13 der Bundesacte nicht einmal eine Wiederherstellung der vor Auflösung des Deutschen Reichs bestandenen Landesverfassungen gemeint sei. Diese Deduction beruhte auf der ungerechtfertigten Unterstellung, daß mit der Auflösung des Deutschen Reichs sich die Stellung der Landesherren nach innen hin verändert habe, insbesondere daß sie seitdem die ihrer Souveränetät nach innen gesetzten Schranken zu beobachten nicht mehr gehalten seien. In Wahrheit aber hatte sich 1806 blos die äußere Stellung der Fürsten geändert, indem die über ihnen stehende Reichsgewalt weggefallen war; das Freisein von dieser entband aber nicht von dem den Unterthanen gewährleisteten Rechte.

Der Bundestag, gestützt auf den irrigen und befangenen Bericht seiner Commissare, beschloß am 27. März 1852 eine Aufforderung an die kurhessische Regierung, sie möge die ganze Verfassung von 1831 als mit den Bundesgrundgesetzen unvereinbar außer Wirksamkeit setzen. Hiermit handelte der Bundestag offenbar gegen den die verfassungsmäßigen Wege für Verfassungsänderungen vorschreibenden Art. 56 der Wiener Schlußacte. Denn da er zugleich erklärte, daß nur ein Theil der Verfassung bundeswidrig sei, so durfte er nicht die ganze Verfassung entfernt wissen wollen, sondern er mußte, in Rücksicht auf jenen Art. 56, die von ihm für bundeswidrig gehaltenen Punkte speciell bezeichnen, damit es nun zur landesverfassungsmäßigen Abänderung kommen könne. Indem er aber im Gegentheil erklärte, von dieser Bezeichnung noch absehen zu wollen (und zwar um dann später zu erklären, sie sei schon geschehen), so schnitt er damit die Beschreitung des rechtmäßigen Weges ab, und mit der schon hiernach unzulässigen Behauptung daß die bundeswidrigen Theile von den übrigen nicht wohl zu trennen seien, griff er der Wirksamkeit eines zu jenem Zwecke zu berufenden Landtags vor, denn dessen Sache war es, zu erklären, ob und wie jene Trennung vorzunehmen sei. Bei der zugleich an die hessische Regierung gerichteten Aufforderung zur Publication einer neuen Verfassung zeigte der Bundestag wenigstens noch so viel Berücksichtigung des Rechtsbodens, daß er eine Erklärung von freilich nicht den rechtmäßigen Vertretern des Volks, aber doch von so bezeichneten Personen aus dem Volke über diese Neuerung sich vorgelegt wissen und erst dann weiteres anordnen wollte. In welcher Weise bei dieser weitern Anordnung verfahren werden sollte, ahnte man damals noch nicht. Kurhessen erhielt nun am 13. April 1852, ohne Zuthun des Volks, eine einstweilige Verfassung, aus welcher alle seit länger als sechs Jahrhunderten landesverfassungsmäßigen Rechte weggelassen und durch ganz neue Bestimmungen ersetzt waren, die in der That die fürstliche Willkür statuirten.

In diese Zeit fallen auch die Beschlüsse des Bundes, welche die deutsche Flotte der Vernichtung preisgaben. Am 16. Febr. 1852 nämlich, nach langen und kläglichen Verhandlungen, erklärte die Majorität des Bundes die Flotte für Bundeseigenthum, und am 2. April ordnete man deren Auflösung und Verkauf an. Freilich waren die Bundesglieder nach Bundesrecht zur Erhaltung dieser in den Bundesgrundgesetzen nicht vorgesehenen Einrichtung nicht verpflichtet; es würde sich jedoch dieses Bedenken gehoben haben, wenn die bei Herstellung des Bundestags gegebene Zusicherung von dessen Reformirung gehalten worden wäre.

Neben Kurhessen zeigte sich die deutsche Politik offen in ihrer wahren Gestalt in der Behandlung Schleswig-Holsteins. Es lag in Österreichs deutscher Politik, eine Schwächung Dänemarks, des Feindes Deutschlands, die mit dem Schutze der Rechte jener Herzogthümer verbunden sein mußte, nicht zuzugeben, blos um Preußen in nächster Nähe einen Gegner zu erhalten. Und Preußens unfähige Regierung war, zwar weniger aus Überzeugung, als vielmehr infolge der Rachsucht der herrschenden Partei, so sehr von Feindschaft gegen die „Revolution" erfüllt, daß sie jener nur gegen Preußen gerichteten Politik Österreichs blos deshalb beistimmte, weil eine Vertheidigung der Rechte der Herzogthümer von einem Kampfe gegen den rechtmäßigen Landesherrn unzertrennlich erschien. Die preußische Regierung sah jetzt als verbrecherische Re-

bellion gegen den angestammten Landesherrn die Erhebung der Herzogthümer an, welche nur deshalb in das Bewegungsjahr 1848 gefallen war, weil der 22. März dieses Jahres eine revolutionäre ultra-dänische Partei in Kopenhagen ans Ruder gebracht hatte. Preußen vergaß hierbei ganz, daß jene Erhebung auch zu jeder andern Zeit hätte stattfinden können, da sich ja der Streit zwischen Deutschthum und Dänenthum vom 13. Jahrhundert herschreibt, und daß die Rechte der Herzogthümer auf Beisammenbleiben gerade infolge der zur Schlichtung jenes uralten Streits vorgenommenen Berufung ihres Herzogs auf den dänischen Thron entstanden waren. Preußens Bekennung zu dem Princip, daß sich ein Landesherr selbst an Recht und Gesetz vergreifen dürfe, war blos eine traurige Beschränktheit; der Widerspruch dieser Politik aber mit den frühern Verheißungen brachte Preußen den Vorwurf der Treulosigkeit ein.

Nach der definitiven Erklärung des König-Herzogs vom 24. März 1848, daß die Herzogthümer getrennt und Schleswig, gegen die alten verbrieften Rechte, Dänemark einverleibt werden solle, hatten die Herzogthümer die Waffen erhoben. Der Deutsche Bund hatte schon am 17. Sept. 1846 für die Selbständigkeit und Verfassung Holsteins sowie seiner auf Gesetz und Herkommen beruhenden Beziehungen zu Schleswig deutschen Schutz zugesagt und daher in Ausführung seiner weitern Beschlüsse vom 4. und 12. April 1848 Preußen zur Hülfeleistung aufgefordert. Dieses hatte dann am 10. Juli 1849 mit Dänemark einen Waffenstillstand und am 2. Juli 1850, im Namen der damaligen deutschen Interimscommission, zu Berlin einen Frieden abgeschlossen, in welchem Preußen die Herzogthümer ihrem Schicksal überließ und die Streitfrage unentschieden blieb, indem beiden Theilen ihre Rechte vorbehalten waren. Die Herzogthümer hatten nun den Kampf allein fortgesetzt, bis sich die nicht revolutionäre, sondern 1849 von der deutschen Centralgewalt eingesetzte schleswig-holsteinische Statthalterschaft auf die am 23. Oct. 1850 von Preußen gegebene Versicherung hin, daß von seiten des wieder aufgerichteten Bundestags das Recht der Herzogthümer „vollen Schutz und Wahrung finden" würde, bewegen ließ, die Feindseligkeiten gegen Dänemark einzustellen. Es würde nicht nur edelmüthig, sondern deutsch gewesen sein, wenn Preußen, falls der Bundestag dieses Versprechen nicht erfüllte, selbst für sein Wort eingetreten wäre. Statt dessen vereinigte sich aber Preußen in der wenige Wochen nach Abgabe jenes Versprechens zu Olmütz getroffenen Übereinkunft mit Österreich zur gemeinsamen Unterwerfung der Herzogthümer unter Dänemark. Die Commissare Österreichs und Preußens verlangten demgemäß Anfang Januar 1851 im Auftrage des Bundes von der Statthalterschaft die Einstellung der Feindseligkeiten, die Zurückziehung der Truppen nach Holstein und die Reduction der Armee auf ein Drittel ihrer damaligen Stärke, widrigenfalls Bundesexecution eintreten würde. Da die Bundescommissare die Zusicherung ertheilten, daß der Zweck dieser Forderungen die Herstellung eines Zustandes sei, welcher dem Bunde erlaube, „die Rechte Holsteins auf das altherkömmlich berechtigte Verhältniß zwischen Holstein und Schleswig zu wahren", so gab die Landesversammlung, welcher von der Statthalterschaft die Entscheidung überlassen war, am 10. Jan. 1851 dem Verlangen nach. Sie wollte hierdurch dem Lande neue Lasten und Deutschland eine tiefe Schmach ersparen. Weder aber die Lasten noch die Schmach blieben aus, denn die Bundestruppen rückten trotz der Nachgiebigkeit der Landesversammlung ein. Zwar begriff man in Wien und Berlin, daß durch die Folgeleistung der Herzogthümer der Vorwand zu einer Execution weggefallen sei, aber die Politik, welche in Kurhessen die Execution hatte fortdauern lassen, nachdem längst aller Widerstand gebrochen war, nahm keinen Anstand, hinsichtlich des in Holstein erfolgenden Einrückens österreichischer Kroaten unter dem Titel deutscher Truppen höhnend zu verkündigen, dieselben erschienen daselbst jetzt „nicht als Executions-, sondern als Bundestruppen", während doch die Bundestruppen nach Bundesrecht nur als Executionstruppen in ein deutsches Bundesland einrücken konnten. Jene Politik, die sich hier unter dem Titel einer deutschen Politik geltend machte, war indeß durch die Herstellung der Autorität des Landesherrn nicht befriedigt. Wie Preußen und Österreich ihrem den Herzogthümern gegebenen Worte untreu wurden, so wurden sie es auch ihrer olmützer Verabredung. Darin hatten sie bestimmt, die rechtliche Regulirung der Angelegenheiten der Herzogthümer ins Werk zu setzen, und dies gegen Österreich bewirkt zu haben, hatte eine preußische Denkschrift vom 3. Dec. 1850 als einen Sieg Preußens gerühmt. Jetzt aber ließen beide Cabinete jener Regulirung thatsächlich vorgreifen, indem sie durch ihre Commissare in Gemeinschaft mit einem dänischen alles auf den Standpunkt zurückzubringen suchten, wie er vor dem Kriege gewesen. Preußen verleugnete dadurch das für die Rechte der Herzogthümer geflossene Blut, und beide Großmächte räumten damit dem Feinde Deutschlands eine

Stellung ein, welche diesem seine jetzt beginnende Vernichtung der Rechte und Interessen der Herzogthümer so wesentlich erleichterte, daß diese Vernichtung ebenso rasch und reißend vorgenommen werden konnte, als jene Rechte von ihren Wächtern preisgegeben wurden.

Der österreichische und der preußische Bundescommissar traten in Holstein mit der Erklärung auf, sie kämen „um die Rechte des Landes zu wahren". Darauf hoben sie das Staatsgrundgesetz vom 15. Sept. 1848 auf, ertheilten der von ihnen für Holstein eingesetzten obersten Behörde die Befugniß zur Aufhebung aller seit dem 24. März 1848 erlassenen Verordnungen und verabredeten mit dem Könige von Dänemark die Einberufung einer ständischen Vertretung nach Maßgabe der Verordnungen von 1831 und 1834. Preußens Mitwirkung zu der den Dänen zusagenden Herstellung unvolksthümlicher Zustände ließ sich immerhin aus der nun leider vorhandenen Ansicht erklären, daß alles, was dem Volke zusage, revolutionär sei. Preußen folgte der Politik Österreichs aber noch weiter. In den zwischen beiden und Dänemark jetzt beginnenden Unterhandlungen über den eigentlichen Streitpunkt der Herzogthümer offenbarte sich zwar, namentlich in einer preußischen Depesche vom 30. Dec. 1851, das Bewußtsein der preußischen Regierung, sie habe die Ansprüche der Herzogthümer auf Beisammenbleiben sowie demgemäß die Nichtincorporation Schleswigs in Dänemark aufrecht zu erhalten, aber dennoch beruhigte sie sich, als durch das sich als Resultat jener Unterhandlungen ankündigende dänische Patent vom 28. Jan. 1852 die politische Verbindung von Holstein und Schleswig durch Trennung der Justiz, der Verwaltung und der ständischen Vertretung gelöst und blos einige nicht politische Einrichtungen für gemeinsam erklärt wurden, nämlich das Irrenhaus, das Taubstummeninstitut, die Strafanstalten, die Universität zu Kiel, die Ritterschaft und der Schleswig-Holsteinische Kanal. Das waren also die Gegenstände, für deren gemeinsame Benutzung nach Preußens Meinung deutsches, insbesondere preußisches Blut geflossen war. Es ward mit jenem Patente gerade gegen das Recht verstoßen, welches sich die Herzogthümer in langen, von seiten ihrer schauenburger Grafen gegen Dänemark geführten Kriege erkämpft hatten, und welches von allen dänischen Königen seit dem 8. März 1460 in ihren Wahlcapitulationen sowie auch nach dem Wegfall des Wahlrechts feierlich zugesagt war: die völkerrechtliche Staatsgemeinschaft der Herzogthümer. Da nun der Genehmigung jener Anordnung durch den Bundestag dessen Beschluß vom 17. Sept. 1846 entgegenstand, durch welchen der Bundestag, auf Veranlassung des durch den offenen Brief König Christian's VIII. vom 8. Juli 1846 gemachten Versuchs, das Erbrecht über alle unter dem dänischen Könige stehenden Länder mit Beeinträchtigung der Herzogthümer uniform zu gestalten, die „auf Gesetz und Herkommen beruhenden Beziehungen Holsteins auf Schleswig unter seinen Schutz gestellt" hatte, so bemühten sich Österreich und Preußen, dem Bunde annehmlich zu machen, daß er sich in seinem Beschlusse von 1846 nicht eine Zuständigkeit zur Anerkennung jenes Rechts beigelegt habe, sowie daß eine Erklärung der dänischen Regierung vom 7. Sept. 1846, auf welche sich jener Bundesbeschluß bezog, nicht das Gegentheil von den Anordnungen des Patents vom 28. Jan. 1852 enthalte. Hinsichtlich des gleichfalls entgegenstehenden Bundesbeschlusses vom 12. April 1848 gaben sich die deutschen Mächte jene Mühe nicht, vielmehr erklärten sie reumüthig jenen Krieg für „ungerechtfertigt"; warum er dies sei, warum es vor allem jener Bundesbeschluß von 1848 sei, das gab Preußen nicht an, wiewol solche Erklärung doch in Hinblick auf den vom Könige von Preußen am 24. März 1848 an den Herzog von Augustenburg gerichteten Brief erwartet werden mußte, in welchem die feste Verbindung der Herzogthümer miteinander als einer der drei Punkte bezeichnet war, welche der König „gegen etwaige Übergriffe und Angriffe der Dänen mit den geeignetsten Mitteln schützen" wollte. Statt diesen Widerspruch in seiner eigenen Politik, suchte Preußen den im Benehmen Dänemarks hinwegzuinterpretiren. In Bezug auf die Zusicherung nämlich, welche Dänemark am 7. Sept. 1846 mit den klaren Worten gegeben hatte, es „denke nicht daran, irgendeine Veränderung in den Verhältnissen herbeizuführen, welche Holstein mit Schleswig verbinden, und daß diese Verbindung ihrem Wesen nach darin bestehe, daß beide Herzogthümer alle öffentlichen Rechtsverhältnisse miteinander gemein haben", erklärte jetzt Preußen, daß „dadurch nicht unzweifelhafte Souveränetätsrechte beschränkt sein" sollten, daß namentlich jene Gemeinschaftlichkeit „nicht als ein grundgesetzliches Recht derselben anerkannt" sei. Ein Grund, warum die nach dieser Auslegung nur noch größer erscheinende Pflicht Deutschlands zur Bewirkung dieser Anerkennung nicht vorliege, war nicht hinzugefügt.

Eine solche Richtung der deutschen Politik mußte natürlich die Dänen zur Vornahme weiterer Übergriffe gegen die Rechte jener deutschen Länder geradezu herausfordern. Wie un-

endlich weit hierin zu gehen Dänemark sich vermessen könne, zeigte ihm der Umstand, daß der die deutsche Politik zum größten Theil beherrschende tendenziöse Fanatismus in seiner Blindheit sogar gegen eben diese Tendenzen wüthete. Denn dies war der Fall, als Preußen und Österreich durch Theilnahme am Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852 den legitimen Erben der Krone der Herzogthümer seines Thronfolgerechts beraubten. Ohne einem Vertreter des Deutschen Bundes eine Theilnahme zu erstreiten, unterzeichneten jene deutschen Mächte dies Protokoll und theilten es dann dem Bunde blos nachträglich mit. In dem Protokoll war für den Fall des Aussterbens der regierenden königlichen Linie des oldenburgischen Hauses das Erbfolgerecht in allen unter dem König von Dänemark stehenden Ländern, mit Ausschluß der für Schleswig-Holstein näher berechtigten neun Agnaten der augustenburgischen Linie, der Prinz Christian von Glücksburg mit seinen männlichen Nachkommen aus seiner Ehe mit der Prinzessin Luise von Hessen als erbberechtigt anerkannt worden. Bei den nicht deutschen Mächten war die Zustimmung zu dieser Beraubung der Successionsrechte eines deutschen Fürsten durch den Wunsch nach Erhaltung der Herzogthümer bei Dänemark, welche durch jenen in Aussicht gestellten Successionsfall bedroht war, motivirt. Für die deutschen Mächte aber war diese Rücksicht nicht geboten, weil sich in dieser Erbfolgefrage das Interesse der deutschen Nationalität der Herzogthümer mit den Interessen der augustenburgischen Dynastie verband, indem die Herzogthümer im Gelangen der Augustenburger auf den Herzogsthron ein seit Jahrhunderten ersehntes Mittel erblickten, durch welches sie endlich sich dem Einflusse des kleinen Dänenvolks auf legale Weise entziehen könnten. Den Hauptanknüpfungspunkt zu dieser Wahrung deutscher Interessen, den Bundesbeschluß vom 17. Sept. 1846, welcher sich gegen das Londoner Protokoll ebenso anwenden ließ wie gegen den Offenen Brief, gegen den er gerichtet war, hatten die deutschen Mächte in erwähnter Weise bereits beiseite gesetzt; sie ergriffen aber auch nicht einen andern Anknüpfungspunkt, bei welchem weniger ihr Deutschthum als die Aufrichtigkeit in Betracht kam. Unmöglich nämlich konnte ihnen die Täuschung unbekannt sein, auf welche Dänemark jenes Londoner Abkommen basirt hatte, wenn sie auch den übrigen Mächten nicht bekannt war. Diese waren zu jener Änderung des dänischen Staatsrechts durch die unwahre Darstellung Dänemarks bestimmt worden, daß die Änderung der Erbfolge bereits mit allen Betheiligten geordnet sei, während in Wahrheit von den nach Aussterben des Mannsstammes nacheinander thronberechtigten drei Frauen nur eine, und zwar die erst an dritter Stelle in Betracht kommende Prinzessin Charlotte, Gemahlin des Landgrafen Wilhelm zu Hessen-Kassel, zu Gunsten ihres Schwiegersohnes, jenes Prinzen Christian zu Glücksburg, auf den dänischen Thron verzichtet hatte, nicht aber auch die weit eher in Betracht kommenden zwei Töchter König Friedrich's VI. Die Täuschung, durch deren Aufdeckung die deutschen Mächte den ganzen Plan hätten hintertreiben können, wurde sogar vom dänischen Reichstage angedeutet und auf die Verletzung der Erbrechte jener Personen hingewiesen, was die Erwiderung des dänischen Ministeriums zur Folge hatte: die Aufrechthaltung dieser Erbrechte sei nicht zweckmäßig, „da die Großmächte die proponirte Änderung beschlossen" hätten.

Österreich war bei der Zustimmung zum Londoner Protokoll von der Absicht ausgegangen, die Herzogthümer nicht zu einem selbständigen, an Preußen sich anlehnenden Staat werden zu lassen; Preußen aber von dem Gesichtspunkte einer Bestrafung der augustenburgischen Fürsten für ihre Parteinahme an der Erhebung ihrer Herzogthümer gegen den Landesherrn. Nichts verstieß aber mehr gegen das Legitimitätsprincip als diese Anschauungsweise, denn das Erbfolgerecht des Herzogs von Augustenburg, dessen Vorhandensein, wie eben jene Aberkennung desselben zeigt, nicht bestritten wurde, rührte von 400 Jahren her und war im Sinne der das Legitimitätsprincip über alles schätzenden Regierungen weit legitimer als das gegenwärtige Recht der dänischen Könige. Denn das Erbrecht der Augustenburger war selbständig, das der dänischen Könige aber konnte, dem alten Staatsrecht Dänemarks zufolge, nur durch den Hinzutritt der Wahl legitim werden; welche Eigenschaft also den dänischen Herrschern abging, seit sie im Jahre 1660 durch ihre unter dem Namen des Königsgesetzes bekannte Revolution eine reine Erbmonarchie gegründet hatten. Ferner enthielt des Herzogs von Augustenburg Parteinahme für das Deutschthum gegen das Dänenthum, selbst wenn sie ihm als einem Deutschen zu verargen gewesen, nur die Fortsetzung des Benehmens, welches die gottorpsche Linie des oldenburgischen Hauses, deren Haupt, Kaiser Nikolaus von Rußland, an der Beraubung durch das Londoner Protokoll theilnahm, früher gegen Dänemark eingeschlagen und sich dabei, wie die in Gemeinschaft mit König Karl Gustav von Schweden 1658 gelungene Besiegung Friedrich's III. von Dänemark zeigt, weit mehr und doch mit weit unstichhaltigerm Grunde gegen

den Landesherrn erlaubt hatte, als der Herzog von Augustenburg 1848 mit preußischer Hülfe gethan.

Die dänischen Maßnahmen, welche mittels jener Unterstützungen durch die deutsche Politik ins Werk gesetzt wurden, sowie die fernere Richtung der deutschen Politik gegenüber den Herzogthümern, sind erst später zu beleuchten, indem vorher die weitere Darstellung der ausschließlich innern deutschen Politik vorausgeschickt werden muß.

Hinsichtlich der Umstürzung der Verfassungen und Rechte von Kurhessen und Schleswig-Holstein hatte nicht erst der Reactionsausschuß des Bundes eine Aufsuchung von Anknüpfungspunkten nöthig gehabt, da für beide Länder die Anlässe zur Einmischung schon aus der Zeit vor der Herstellung des Bundestags datirten. Erst nach der Heimsuchung jener Länder und an den Verfassungen anderer Staaten entwickelte jener Ausschuß seine bestimmungsmäßige Thätigkeit. Es kam ihm hier der Umstand zu statten, daß die Verfassungsrevisionen, zu welchen sich einzelne Regierungen infolge des Eindrucks jener beiden großartigen Einmischungen von selbst, ohne die Einmischung des Bundes abzuwarten, entschlossen hatten, einen innern Verfassungsstreit als Anknüpfungspunkt einer Einmischung erst erweckten. Dennoch aber scheuten sich plötzlich diese Regierungen, die Ausnutzung dieses Umstandes sofort der Bundeseinmischung anheimzugeben, indem sie sich in die neu von ihnen geschaffene Abhängigkeit doch erst dann begeben wollten, wenn sich zur Durchführung der von ihnen begonnenen Versuche, die liberalen Institutionen los zu werden, kein anderes Mittel mehr darbieten würde. Da sich aber die Bundeseinmischung in einer zur Fortsetzung sehr aufmunternden Weise bewährt hatte, indem man so bequem den Schein annehmen konnte, als ob der Angegriffene den Streit angefangen habe, so nahm der Reactionsausschuß die Einmischung auf, um sie vorerst gegen diejenigen deutschen Staaten anzuwenden, bei denen der Widerspruch zwischen dieser Einmischung und ihrem Motive, der Erhaltung der Unabhängigkeit, wenigstens hinsichtlich des monarchischen Princips vermieden wurde, bei den Freistaaten.

Von diesen kam zunächst Bremen an die Reihe, denn hier war bereits vorgearbeitet. Der Senat Bremens hatte wol eingesehen, daß der Bund eine Änderung der Verfassung vom 5. März 1849 und der dieselbe ergänzenden Gesetze vom 2. April 1849 bewirken werde, wenn dies in Bremen nicht von selbst vorgenommen würde. Deshalb hatte sich der Senat, zur Ausführung des Bundesbeschlusses vom 23. Aug. 1851, schon am 27. Sept. 1851 an die Bürgerschaft gewandt und diejenigen Punkte der Verfassung hervorgehoben, welche zur Bewirkung einer Übereinstimmung mit den Bundesgrundgesetzen festzustellen seien. Bundeswidrig, erklärte der Senat, wäre nämlich die Bestimmung, daß, wenn zwischen Senat und Bürgerschaft keine Übereinstimmung zu erzielen, der Gegenstand an einen durch die Gesammtheit der Staatsbürger zu wählenden Ausschuß zu verweisen sei, welcher sich für eine der beiden Ansichten entscheiden müsse; ferner wäre bundeswidrig die Vorschrift, daß eine Verfassungsänderung als geschehen zu betrachten sei, wenn sich sechs Wochen nach erfolgter Übereinstimmung von Senat und Bürgerschaft die Mehrheit der Staatsbürger nicht dagegen erklärt habe. Um die Entfernung dieser Vorschriften auszuführen, hatte der Senat hinzugefügt, dieselben müßten, da der Bundesbeschluß vom 23. Aug. 1851 eine *sofortige* Änderung angeordnet habe, sogleich und nicht erst auf dem durch §. 95 der Verfassung bezeichneten Wege außer Wirksamkeit gesetzt werden. Die Bürgerschaft aber erklärte am 8. Oct. 1851, sie könne nicht glauben, daß der Bund Theile der bremer Verfassung für bundeswidrig halte, und es habe, statt der einseitigen Bezeichnung solcher Theile durch den Senat, diese Bezeichnung wenigstens durch eine unter Mitwirkung der Bürgerschaft zu wählende Commission zu geschehen. Der Senat blieb jedoch dabei, daß wegen der vom Bunde gewünschten sofortigen Änderung der verfassungsmäßige Weg zu weitläufig sei, und er bat daher den Bundestag um authentische Interpretation jenes seines Beschlusses, während die Bürgerschaft durch Beschluß vom 28. Jan. 1852 bei ihrer Ansicht verblieb. Der Bund schickte nun, nach Anhörung seines Reactionsausschusses, am 6. März 1852, unter Vorbehalt weiterer Einwirkung und unter Bestätigung des vom Senate eingeschlagenen Verfahrens, einen Commissar nach Bremen, obwol sich dies, jenem Beschlusse von 1851 zufolge, noch nicht als nöthig herausgestellt hatte. Dieser Commissar sollte zunächst darüber urtheilen, ob die Bestimmungen, welche der Senat an die Stelle der von ihm für bundeswidrig erklärten Punkte gesetzt wissen wollte, wirklich bundesgemäß seien. Unter der Autorität des Bundes geschah es, daß dieser Commissar der Unterlassung der verfassungsmäßigen Änderung nicht einmal erst einen Versuch vorhergehen ließ, ob sich Senat und Bürgerschaft auf diesem Wege einigen würden. Auch gestattete der Commissar nicht die nach der bremer Verfassung zulässige gerichtliche Entscheidung des Streits jener

Körperschaften, endlich auch nicht die Anrufung des Bundesschiedsgerichts. Die Einwirkung des Bundes erhielt sodann neue Nahrung durch einen Beschluß der Bürgerschaft vom 20. März 1852, wonach diese erklärte, den Senat als verfassungsmäßig bestehend nicht mehr anerkennen zu wollen, wenn derselbe nicht die durch den Tod eines Bürgermeisters nöthig gewordene und von der Verfassung vorgeschriebene Ergänzung des Senats vornehme. Der Bundescommissar erklärte nun mit Wohlgefallen, die Streitigkeiten hätten jetzt den auch nach Art. 61 der Wiener Schlußacte ein Einmischungsrecht des Bundes begründenden Charakter einer Widersetzlichkeit gegen die Obrigkeit angenommen. Unter dem Schutze des Commissars löste daher der Senat am 29. März 1852 die Bürgerschaft auf und beseitigte auch die Verfassungsartikel über die Presse, die Vereine und die Geschworenengerichte. Am 3. Mai 1852 ersetzte der Senat dieselben durch anderweitige Bestimmungen, welche dann von der am 14. Mai zusammentretenden, auf unverfassungsmäßige Weise gebildeten Bürgerschaft angenommen wurden. Trotz dieser schließlich einträchtigen Lösung ist die Verletzung der Continuität des Rechts zu beklagen, die durch die Einmischung des Bundestags eintrat.

Die Grundsätze, welche der Reactionsausschuß in dieser Sache aufstellte, charakterisiren bedeutend das Ungestüm bei den in Rede stehenden Äußerungen der deutschen Politik. Jener Ausschuß rechtfertigte eine Hintansetzung der Vorschrift des Art. 56 der Wiener Schlußacte bei der Änderung der bremer Verfassung dadurch, daß nach eben diesem Bundesgrundgesetz die Verfassungen der Freien Städte nur insoweit zu den im Art. 13 der Bundesacte landständisch genannten und also unter jenen Art. 56 fallenden Verfassungen gehören, als die besondern Verhältnisse derselben dies zulassen, und unter diesen Verhältnissen seien diejenigen zu verstehen, welche zur Zeit der Festsetzung der Wiener Schlußacte, also 1820, bestanden haben. Bei dieser Rechtfertigung war nicht einmal die Consequenz bedacht, daß dem Bunde damit sogar die Befugniß zuzusprechen sein würde, dem eigenthümlichen organischen Entwickelungsgange der Einzelstaaten Stillstand bieten zu können. Auch für die Befugniß des Bundes, sich über den jede Einwirkung desselben in die innern Staatseinrichtungen ausschließenden Art. 53 der Wiener Schlußacte, als eine Ausführung der im Art. 2 der Bundesacte garantirten Unabhängigkeit der Einzelstaaten, hinwegzusetzen, wußte der Reactionsausschuß eine Interpretation aufzustellen, nämlich: da der Bund befugt sei, eine Entfernung der bundeswidrigen Theile einer Landesverfassung zu verlangen, und da durch eine solche Verfassung jene Competenz des Bundes beschränkt werden dürfe, so sei eine verfassungsmäßige Änderung einer Verfassung unstatthaft, weil diese nicht mit Bestimmtheit eine Ausmerzung der bundeswidrigen Theile verheiße. Zu diesen Interpretationen, selbst wenn sie logisch gewesen wären, war der Bund nicht befugt, denn sein Beschluß vom 28. Juni 1832, durch welchen er sich jene Befugniß beigelegt hatte, war nicht mehr rechtsgültig, und sein Beschluß vom 23. Aug. 1851, durch welchen er sich dieselbe abermals beigelegt hatte, konnte nach Art. 4 der Wiener Schlußacte nicht die Befugniß zu einer gegen den Geist der Bundesacte sich richtenden Interpretation, wie jene Interpretationen beschaffen waren, ertheilen. Zur Zeit der Existenz des alten Bundestags hatten die Einzelstaaten auch nicht einmal diese in unrichtigen Interpretationen sich äußernden Competenzüberschreitungen des Bundestags geduldet: es hatten damals fast alle Staaten die Publication des Bundesbeschlusses vom 28. Juni 1832 und Baiern den die Presse betreffenden vom 19. Sept. 1819 mit einer ausdrücklichen Clausel versehen, in der sie sich gegen die Beschränkungen ihrer Souveränetät verwahrten.

Der Freistaat Frankfurt hatte die auf Veranlassung der Bewegung von 1848 in liberalem Sinne durchzuführende Verfassungsrevision noch nicht vollendet, als der wiederaufgelebte Bundestag seine Reactionen zu unternehmen begann. Im November 1851 schlug daher der Senat dem Bürgerausschuß vor, von den noch nicht zum Abschluß gekommenen Verfassungsänderungen nunmehr ganz abzusehen und alle Reformen, welche sich etwa jetzt als nöthig herausstellen würden, im Wege der Gesetzgebung anzustreben. Der Bürgerausschuß hatte nicht darauf eingehen wollen. Da legte der Senat im März 1852 der Gesetzgebenden Versammlung ein organisches Gesetz mit ergänzenden Verfassungsbestimmungen vor. Manche Punkte dieser Vorlage wurden beanstandet, und der in Frankfurt weilende Reactionsausschuß des Bundestags sann auf eine Einmischungsart. Es bestand zwar eine Disharmonie unter den Staatsbehörden Frankfurts, aber der Reactionsausschuß war doch im Betreff des Einschreitens in Verlegenheit, weil in diesem Freistaate eine Bundeseinmischung nicht auf eine Bedrohung des monarchischen Princips gestützt werden konnte und ein offener Bruch, wie in Bremen, nicht vorlag, auch der Senat sich vor einer Anrufung des Bundestags wohl hütete. Doch wer da suchet, der findet.

Der Bundestag trat am 21. Aug. 1852 mit etwas hervor, was der Reactionsausschuß ausfindig gemacht hatte: er erklärte, nach Art. 46 der Wiener Congreß-Acte sei er befugt, in den Verfassungsangelegenheiten von Frankfurt auch dann zu richten, wenn kein Kläger aufgetreten sei, während jener Artikel in der That blos bestimmte, daß die über die Errichtung und Erhaltung einer Constitution für Frankfurt entstehenden Fragen nur durch den Deutschen Bund zu entscheiden seien. Auf Grund dessen nun cassirte der Bundestag das frankfurter Gesetz vom 19. Oct. 1848, durch welches die Verfassungsbestimmung aufgehoben war, wonach zu Verfassungsänderungen die Übereinstimmung von zwei Dritteln des Senats und der Bürgerschaft nöthig sein sollte. Dies ließ sich Frankfurt gefallen; aber mit dem gleichzeitig gestellten Verlangen der Aufhebung der politischen Gleichstellung der Juden mit den Christen traf der Bundestag einen Hauptnerv dieser Handelsstadt. Schon im Juli 1852 hatte der Senat dem Bunde erklärt, daß er von dem Princip dieser Gleichstellung nicht abgehen werde. Auch die am 17. Nov. 1852 zusammentretende Gesetzgebende Versammlung stemmte sich jenem Verlangen entgegen, obwol der Bund eben erst seine ganze Macht an der Behandlung Kurhessens gezeigt hatte. Motivirt hatte der Bund jenes Verlangen dadurch, daß eine Veränderung der frankfurter Verfassung nur im Sinne der jene Gleichstellung nicht enthaltenden Constitutionsacte von 1819 stattfinden könne, sowie durch den bedenklichen Umstand, daß sonst der christliche Charakter der Verfassung alterirt werde. Der frankfurter Senat sah wohl ein, daß er zu tauben Ohren reden würde, wenn er darauf hinwiese, daß nur Menschen, nicht aber Einrichtungen, also auch nicht ein Staat, christlich sein können. Daher bequemte man sich nach längerm Sträuben endlich im December 1853 zur Aufhebung jener Gleichstellung, nachdem bereits am 20. Mai 1853 die Forderung des Bundes erfüllt war, wonach die Landgemeinden für ausgeschlossen vom Senat und der Bürgerschaft erklärt werden sollten.

Auch in die Verfassungsverhältnisse von Hamburg bezeigte der Bundestag ein Einmischungsverlangen. Diese boten aber keinen Anlaß hierzu, denn einerseits war in Hamburg nicht wie in Bremen 1848 schnell eine radicale Verfassung geschaffen, anderntheils die neue Verfassung erst am 23. Mai 1850 zur Vollendung gekommen, mithin doch nicht so langsam, daß die Reaction den ganzen Abschluß hätte hindern können. Der Senat hatte, um alle Vorwände hinwegzuräumen, sich beeilt, die vom Bunde am 23. Aug. 1851 decretirte Abschaffung der Grundrechte des deutschen Volks schon am 22. Sept. 1851 auszuführen; auch stand ein Streit zwischen Rath und Bürgerschaft nicht in Aussicht, da die in jener neuen Verfassung beibehaltene Aufrechthaltung der seit dem Receß von 1712 beobachteten Gemeinsamkeit beider in der Staatshoheit als Princip von der Einmüthigkeit Zeugniß gab. Aber gerade diese Anknüpfungslosigkeit zu einer Bundeseinmischung schien den Reactionsausschuß zu reizen. Der Bund ließ sich die hamburger Verfassung mittheilen und erklärte im April 1852 nach Einsicht derselben und nach Anhörung des Ausschusses, daß es zwar nicht seine Intention sei, sich in die innern Angelegenheiten eines deutschen Staats einzumischen, daß er aber „nicht umhin" könne, „gegen die Einführung der neuen hamburger Verfassung in der gegenwärtigen Gestalt erhebliche Bedenken zu haben"; deshalb empfehle er eine Revision der Verfassung. Bei dieser Revision sollten insbesondere die Bestimmungen hinwegfallen, welche die Zuziehung der Landbevölkerung zur Staatsgemeinschaft betrafen, denn dieser Zuziehung zufolge nehme Hamburg den Charakter eines Staats an, womit jedoch seine bisherige Rechtsstellung als Freie Hansestadt im Deutschen Bunde alterirt werde. Welche Vorstellung sich der Bundestag von der Rechtsstellung einer Stadt im Deutschen Bunde gemacht habe, welche nicht zugleich Staat und doch nicht Zubehör eines deutschen monarchischen Staats sein sollte, bleibt für immer ein Räthsel. Der Bundestag wünschte auch eine Beschränkung der staatlichen Stellung der Juden sowie daß Entscheidungen über Verfassungsstreitigkeiten zwischen Senat und Bürgerschaft, statt der letztern, einer gemeinsamen Deputation beider zustehen sollten. Was diese Wünsche des Bundestags zu bedeuten hatten, lehrte die Hinzufügung der Bemerkung, daß er dieselben, wenn sie nicht erfüllt würden, selbst erfüllen werde. Der hamburger Senat theilte die Eröffnungen dem Collegium der Oberalten zum Beschlusse mit. Es schien nun, als ob die Berechnung des Bundestags zutreffen würde, denn es entstand zwischen jenen beiden Körperschaften ein Streit darüber, welche Verfassung vom Bundestage als die zu revidirende gemeint sei. Die Oberalten sagten, die alte Verfassung sei zu revidiren, indem sie dies zum Vorwande nahmen, die ihnen nicht genehme neue Verfassung fallen zu lassen; der Senat wollte Revision der neuen, wiewol er die Aufforderung des Bundestags für unbefugt erklärte. Die Erbgesessene Bürgerschaft entschied am 22. Juli 1852 für die Revision der neuen Verfassung und theilte ganz die

Ansicht des Senats, daß man, ohne das Motiv zur Revision, die Drohung des Bundestags, zu proclamiren, thatsächlich, wie aus eigenem Antriebe, diese bald vornehmen möchte, um weitere Einmischungen des Bundes abzuwenden. Die Revision wurde nun blos zur Beschwichtigung des Bundestags vorgenommen; man wollte versuchen, ob sich derselbe mit einer äußern Revision zufrieden stellen lasse. Doch der Bundestag ließ sich in solcher Weise nicht abweisen, obschon er nicht geneigt schien, es nochmals zu einer Execution kommen zu lassen, indem er wohl wußte, daß das hiervon in Kurhessen gegebene Beispiel bei den Regierungen abschreckend gewirkt hatte. Der Bund hatte geglaubt, daß schon seine bloße Drohung die Erfüllung seiner speciellen Wünsche bewirken werde. Österreich und Preußen übernahmen es jetzt, statt des Bundes, der vorerst that, als sehe er die halbe Erfüllung seiner Wünsche nicht, auf Durchsetzung des Verlangten zu dringen. In Noten des wiener und des berliner Cabinets wurde daher an Hamburg eine Besorgniß ausgedrückt und bemerkt: „nimmermehr wird nach unserer festen Überzeugung der Deutsche Bund die Einführung einer Verfassung zugeben dürfen, in der nicht der Grundcharakter der seitherigen ständischen Regierungsgewalt sorgfältig beibehalten wäre." Österreich und Preußen hielten es deshalb für Pflicht, zu mahnen und dem Bunde eine Einmischung „von vornherein zu ersparen". Da dieses Benehmen der in Deutschland tonangebenden Mächte nichts weniger als eine Änderung der deutschen innern Politik in Aussicht stellte, so mußte man sich endlich fügen.

Durch unmittelbare Einwirkung des Bundestags fanden im Herzogthum Lauenburg die langjährigen Streitigkeiten über Umgestaltung der Verfassung am 19. Mai 1853 ihren Abschluß. Zur Bezeichnung der höchst illiberalen Weise, in welcher dies geschah, genügt die Bemerkung, daß der permanente landständische Ausschuß nur aus Rittern bestehen sollte.

Wie sehr gegründet die Besorgniß der Regierungen war, daß die von ihnen als Rückhalt für ihre außerordentlichen Verfassungsänderungen geschaffene Bundestagsgewalt auch gegen ihr eigenes Interesse wirksam werden könne, zeigte sich hinsichtlich Hannovers.

Die alten im vorigen Jahrhundert das Kurfürstenthum Hannover bildenden Provinzen hatten besondere Landstände, welche das Recht freier Steuerbewilligung und einer theilweisen Zustimmung zur Gesetzgebung besaßen. In diesen Ständen hatte der privilegirte Adel das Übergewicht gehabt und dasselbe zur übermäßigen Belastung aller andern Stände benutzt. Eine ordnungsmäßige Änderung dieser drückenden Zustände würde ohne die zeitweise Aufhebung des Staats, welcher durch Napoleon I. zum Königreich Westfalen geschlagen wurde, kaum möglich gewesen sein, da sich der Adel im Besitz aller Hofstellen und der höchsten Staatsämter befand. Im Jahre 1814 wollte die Regierung die Tyrannisirung durch den Adel nicht wieder aufkommen lassen und stellte daher die alten Verhältnisse nur mit Ausnahme der Provinzialstände wieder her. Von 1814—18 hatte die hannoverische Regierung versucht, eine allgemeine Ständeversammlung als allein berechtigtes Organ des Landes zur Anerkennung zu bringen, aber auf Anlaß des Umstandes, daß das 1816 neu erworbene Ostfriesland seine alten Stände wieder begehrte, hatten jene allgemeinen Stände 1817 um Herstellung der alten Provinzialstände gebeten. Diese wurden darauf am 19. Oct. 1818 rehabilitirt, aber ihr Verhältniß zu den jetzt neben ihnen bestehenden allgemeinen Ständen war nicht geregelt. Die Provinzialstände wollten sich wieder auf ihren alten Standpunkt erheben; die allgemeinen Stände litten dies jedoch nicht und entschieden sich deshalb dafür, daß die neue Verfassung octroyirt werden möge. Die so zu Stande kommende Verfassung vom 7. Dec. 1819 ließ viele Privilegien bestehen, und durch das Staatsgrundgesetz von 1833 wurden die Provinzialstände auf die Sorge um die innere Organisation beschränkt. In derselben Weise blieben sie auch bestehen, als das 1840 auf rechtsungültige Weise zu Stande gekommene Landesverfassungsgesetz anerkannte Wirksamkeit erlangt hatte. Im Jahre 1848 wurde die Regierung, noch bevor die neue Verfassung vom 5. Sept. vollendet war, von den allgemeinen Ständen zu einer auf dem Wege der Gesetzgebung vorzunehmenden Reorganisation der Provinziallandschaften autorisirt. Als nun 1850 die Reaction überall ihr Haupt erhob, da strebten auch die alten Provinzialstände sich dieser Bewegung anzuschließen. Die Regierung war aber nicht gewillt, dieses glücklich beseitigte, alle freie Entwickelung hemmende Element sich wieder über den Kopf wachsen zu lassen; sie erließ daher am 1. Aug. 1850 ein Gesetz über die Reorganisation der Provinzialstände. Bei der damaligen Reaction in Hannover handelte es sich also nicht um die Niederreißung constitutioneller Garantien, sondern um eine Wiedererlangung von längst begrabenen feudalen Privilegien. Zu solchem Zweck fühlten sich diese Elemente, welche aus Egoismus noch reactionärer waren als ihre Regierung, zu dem gleichfalls aus dem Grabe erstandenen Bundestage hingezogen.

Bei diesem beschwerten sich die ritterschaftlichen Verbände der Provinziallandschaften über jene am 1. Aug. 1850 bewirkte Reorganisation. Auf die Beschwerde hin forderte nun der Bundestag von der hannoverischen Regierung eine Erklärung ein und mahnte sie bis auf weiteres von einem fernern Vorgehen in der Sache ab. Schon dieses bloße Einhaltgebieten war bundeswidrig, weil der Bund, wie er es selbst 1837 ausgesprochen hatte, nur Beschwerden der Landesvertretungen, nicht solche der Provinzialvertretungen anzunehmen competent war. Die weitern Äußerungen des Bundes in dieser Angelegenheit können, da die Begebenheiten in den Einzelstaaten nur als synchronistische Äußerungen der jeweiligen Phase der deutschen Politik in Betracht kommen, erst später erwähnt werden.

Die Besorgniß vor der Zweischneidigkeit der Bundeseinmischungen hatte sich überall offenkundig herausgestellt, und bei Hannover hatte die Anwendung dieser Politik gegen ihre Schöpfer selbst begonnen. Die stärkste Reprobation dieser ebenso gefährlichen wie ungerechtfertigten Politik wurde aber von der Regierung des Fürstenthums Lippe-Detmold in einer so geschickten Weise ausgeführt, daß eine Vertheidigung der Einmischungsbefugniß die Verurtheilung der Einmischung nur vergrößert haben würde.

Auch in Lippe-Detmold war, als die Dynastie 1814 zurückgekehrt, der Umstand, daß seit 1806 während der Fremdherrschaft die Stände nicht versammelt gewesen; zum Vorwand benutzt worden, sie nicht wieder einzuberufen. Da aber doch in Befolgung des Art. 13 der Bundesacte eine Verfassung gegeben werden mußte, so ward 1819 eine solche octroyirt. Wegen dieser Verletzung der Rechtscontinuität hatten sich die alten Stände beim Bunde beschwert, und dieser hatte, im Gegensatze zu seinem seit 1851 eingeschlagenen Benehmen, die Regierung zur Nachholung einer Verständigung mit den alten Ständen genöthigt. Infolge dessen kam die Verfassung, jedoch erst 1836, im allgemeinen in befriedigender Weise zu Stande; nur eine Hauptfrage blieb zwischen Regierung und Ständen ungelöst, indem erstere den Ständen nur eine berathende Stimme wollte zukommen lassen. Bis 1848 blieb der Zwist nur ein verborgener, da die Regierung thatsächlich kein Gesetz ohne landständische Zustimmung erließ. Am 9. März 1848 endlich hatte die Regierung den Ständen eine entscheidende Stimme in der Gesetzgebung gewährt, und am 16. Jan. 1849 ein neues Wahlgesetz gegeben. Nach dem die Schleusen der Reaction öffnenden Bundesbeschlusse vom 23. Aug. 1851 wurden die Stände von der Regierung zur Anerkennung der Verfassung von 1836 aufgefordert. Sie waren in Befolgung des Bundesbeschlusses zu einer Revision bereit und gaben nur den Wunsch zu erkennen, daß dasjenige aus jener Verfassung fortgelassen werden möge, was unzweifelhaft unzeitgemäß sei, insbesondere das Bestehen zweier Curien und die Befugniß von sieben Rittergutsbesitzern, alle Ständebeschlüsse zu hindern. Die Regierung aber wollte die alte Verfassung im ganzen wiederhaben, löste die Stände am 28. Oct. 1852 auf und nannte dieselben, obwol das Wahlgesetz, nach dem sie zusammengetreten waren, von ihr selbst ertheilt worden, eine „usurpirte Landesvertretung von ungesetzlicher Stellung". Es wurde nun, nach Verstreichung des zum Zusammentritt neuer Stände vorgeschriebenen Termins, am 15. März 1853 die Verfassung einseitig aufgehoben und die vom 6. Juli 1836 octroyirt, ohne zu bedenken, daß ein schon in den Ofen geworfener Klotz, wenn er auch wieder in die Erde gesteckt wird, keine Blätter und Früchte mehr tragen kann. Die Stände beschwerten sich beim Bundestag; sie waren hierzu von ihrem Rechtsgefühl und ihren Pflichten bewogen, obwol sie sich angesichts der überall in Deutschland vom Bunde veranlaßten oder gutgeheißenen unverfassungsmäßigen Revisionen der Verfassungen sagen mußten, daß der Bundestag der Regierung recht geben werde. Aber wenn der Bundestag dies auch that, so würde er eben nur gutgeheißen haben, was schon ohnehin geschehen war, und das Auftreten der Stände sah nicht nach einer alsdann eintretenden Vergrößerung des Zwistes aus, konnte also keine Veranlassung zu einer eigentlichen Einmischung, zu einer Inbrandsetzung des ganzen Landes führen. Fast hatte es den Anschein, als wolle der Bundestag den Zwist zum vollen Ausbruche bringen. Denn er trat hier plötzlich für eine verfassungsgemäße Verfassungsrevision gegen die lippesche Regierung auf, indem er diese zu einer Erklärung über die Beschwerde der Stände aufforderte. In der hierauf am 15. Dec. 1853 abgegebenen Erklärung, welche vom Minister Hannibal Fischer verfaßt war, mußte der Bundestag sich bieten lassen, daß die lippesche Regierung ihre Befugniß zur verfassungswidrigen Revision, statt aus dem Bundesbeschlusse vom 23. Aug. 1851, vom vormärzlichen Standpunkte des Bundestags — obwol gerade dieser alle doctrinellen Auslegungen seiner Beschlüsse schon am 11. Dec. 1823 verboten hatte — ableitete, und trotzdem, daß sich der Bundestag durch jene Aufforderung an die lippesche Regierung schon für competent in dieser Sache

erklärt hatte, muthete Fischer dem Bundestag nun zu, sich für incompetent zu erklären, wie dies bis 1848 geschehen sei. Fischer bewies sodann thatsächlich, und zwar vermöge verwegenster Interpretation, daß die Regierungen auch ohne den Bund verfassungswidrige Änderungen vornehmen könnten. Da nämlich die Stände hervorgehoben hatten, daß eine in anerkannter Wirksamkeit stehende Verfassung nach Art. 56 der Wiener Schlußacte nur auf verfassungsmäßigem Wege geändert werden könne, so sagte Fischer, daß, wenn mit dieser Bestimmung der jeweilige Besitzstand gemeint sei, der octroyirte Zustand der verfassungsmäßige sei, daß aber, wenn unter einer anerkannten Wirksamkeit eine von beiden Theilen anerkannte Verfassung verstanden werde, die Gesetze von 1848 und 1849 diese Eigenschaft nicht besäßen, da die Regierung dieselben jetzt für ungesetzlich anerkenne. Wenn auch Fischer sich gegen die Einmischung und Hülfe des Bundestags erklärte, so war er doch keineswegs gesonnen, die Vorschrift des rechtlichen Wegs zu Verfassungsänderungen für ein Hinderniß, sich über denselben hinwegzusetzen, zu betrachten, sondern in Verschmähung der vom Bunde zu Sprüngen dieser Art gebotenen Staffel wollte er zeigen, daß Lippe-Detmold diesen Sprung auf seine eigene Weise vornehmen könne. Das geht aus Fischer's folgender Deduction hervor, welche sich der in Kurhessen von Vilmar gepredigten Lehre von der Unverbindlichkeit geschworener Eide ebenbürtig an die Seite stellt: „Wie überhaupt im Staatsleben die Verbesserung der anerkanntesten Mißstände von Zeit und Umständen abhängig ist und in der Verschiebung ihrer Abstellung keineswegs der Schluß auf deren Gutheißung gemacht werden kann, so lag auch im Gebote der Nothwendigkeit, daß der Fürst die Institutionen der Märzrevolution so lange bestehen ließ, bis er sich im Stande fühlte, sie fallen zu lassen." Zeit und Umstände waren also hier als der einzige Maßstab für die Innehaltung des verfassungsmäßigen Wegs und der Beobachtung von Eiden offen proclamirt. Der Bundestag erschien an Interpretation offenbar übertroffen, und wenn er schwieg, so geschah es unzweifelhaft, weil die Befriedigung über einen so gerathenen Schüler und Nachahmer über die weitern Einmischungsgelüste dominirte: er konnte sich mit der Überzeugung beruhigen, daß wo dieser an der Spitze stand, gewiß alles zur Vernichtung der volksthümlichen Einrichtungen gethan werde. Der Charakter der Regierungspolitik in diesem kleinen Lande tritt besonders auch noch darin hervor, daß sie das bundesrechtlich den Ständen zustehende Recht, sich beim Bunde zu beschweren, ableugnete und die Stände über die Ausübung desselben folgendermaßen anließ: „Der Starrsinn und die Verblendung der Organe einer systematischen Opposition gegen die legitime Regentenautorität ging so weit, daß dieselbe mit nicht geringer Misachtung unserer landesherrlichen Stellung bei dem höchsten Organ des Deutschen Bundes Beschwerde zu erheben sich erkühnte."

Mochte sich nun auch eine solche Selbständigkeit einer Regierung gegenüber dem Bundestage regen, so übte dieser und sein Reactionsausschuß doch unstreitig auch in diesen Fällen indirect eine zwingende Gewalt aus. Und wenn derselbe in den Wünschen der Regierungen zu einem nur eventuellen Rückhalte geworden war, weil dieselben die Zweischneidigkeit ihres eigenen Products recht wohl erkannten, so wollte die Mehrzahl der Regierungen den Bundestag doch nicht ganz entbehren. Nur ein deutscher Fürst, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, welcher sich stets durch echt deutsche Gesinnung ausgezeichnet, war mit der die Selbständigkeit der Einzelstaaten bedrohenden Rettungsanstalt nicht zufrieden. In Befolgung des Grundsatzes, daß der Klügere nachgibt, ja zeitweilig vorbeugt, ließ dieser Fürst, zumal die Ritterschaft seines Landes Versuche machte, den Bundestag in die Verfassungsangelegenheiten zu ziehen, den Ständen einen Entwurf zu einer Revision der Verfassung vorlegen. Da die Stände jedoch nicht damit zufrieden waren, wurde der Entwurf den hierauf 1852 zusammenkommenden Ständen mit der Hinweisung vorgelegt, daß es gerathener sei, solche Änderungen vorzunehmen, als sich den Unannehmlichkeiten einer Bundesintervention auszusetzen, und daß, wenn der vorige Landtag den Entwurf nicht habe annehmen wollen, weil derselbe minder freisinnig, doch in dieser Beziehung den jetzigen Umständen, die zwingend seien, Rechnung getragen werden müsse. Die Stände sahen dies ein, vertrauten vor allen der bewährten redlichen Gesinnung des Herzogs und nahmen den Entwurf im Mai 1852 an. Im Bewußtsein, dem Lande die Bundeseinmischung erspart und ihm dennoch nicht eine so nachtheilige Verfassung verschafft zu haben, wie in andern Ländern geschehen, äußerte der Herzog am 15. Juni 1852 zu den Ständen: „Das Gebäude, zu dem jetzt der Grundstein gelegt ist, wird feststehen, da es weder auf den morschen Trümmern einer längstvergangenen Zeit, noch auf dem lockern Sande unhaltbarer Theorien erbaut, sondern von einem freien Geiste zu Tage gefördert und von einem dauerhaften Cement, von dem Vertrauen zwischen Fürst und Volk, zusammengehalten ist. Darum wird das Gebäude den

Stürmen der Zeit zu trotzen wissen, möchten diese durch die Furien der Revolution oder durch die Geister der Vergangenheit entstehen, die aus ihren Gräbern wieder emporzusteigen drohen." Er hege, fügte der Herzog hinzu, den Wunsch, „daß bald der Tag erscheinen möge, auf dem ganz Deutschland einig nach innen, stark nach außen dasteht".

Mehrere Regierungen bemühten sich, zwischen der Ausführung ihres Wunsches nach Verfassungsrevision und der Möglichkeit einer Einmischung des Bundes zu balanciren. Ob es ihnen gelingen würde, hierbei die Bundeseinmischung zu vermeiden, ließ sich nicht, wie in Sachsen-Koburg-Gotha, von vornherein voraussehen. Es mußte aber dieses Gelingen um so wahrscheinlicher werden, je mehr eine Regierung dabei Versöhnlichkeit gegenüber den Ständen an den Tag legte. So ging es in Würtemberg hart an der Einmischung des Bundes her, indem erst dieses Schreckbild die Regierung insofern versöhnlich stimmte, daß sie von den zwei Übeln das kleinere wählte. Als sie am 5. Oct. 1851 den Bundesbeschluß vom 23. Aug. 1851 so weit verkündigte, als er die Ungültigkeit der Grundrechte des deutschen Volks betraf, fügte sie hinzu, daß die Grundrechte die Eigenschaft von Landesgesetzen nicht hätten. Mit dieser Bemerkung wollte sie die Einseitigkeit dieser Aufhebung rechtfertigen. Der Eifer der Regierung war hierbei so groß, daß sie jene Behauptung ohne Scheu vor der offenkundig entgegenstehenden Thatsache aufstellte, wonach das würtembergische Gesetz vom 1. Juli 1849 von den „als Landesgesetz geltenden Grundrechten des deutschen Volks" geredet hatte. Zwar versuchte die Regierung die Verordnung vom 5. Oct. durch die Auslegung zu rechtfertigen, jenes Gesetz von 1849 hinsichtlich der Grundrechte verhalte sich nur erzählend, und die Grundrechte seien trotz ihrer Publication nicht verbindlich gewesen, da sie durch die damaligen Stände nicht angenommen worden; allein gerade das Gesetz vom 1. Juli 1849 hatte Theile der Verfassung vom 25. Sept. 1819 blos wegen ihres Widerspruchs mit den Grundrechten für aufgehoben erklärt. Die bisherigen anderwärts eingetretenen Bundeseinmischungen hatten der Regierung jedoch gelehrt, daß es bei einem fortgesetzten Beharren auf ihren Behauptungen leicht zu einer größern Abhängigkeit ihrerseits kommen könne, als sie im Fortbestehen der ihr nicht zusagenden Normen zu finden glaubte; sie bequemte sich daher endlich doch, den Ständen einen die Ungültigkeit der Grundrechte aussprechenden Gesetzentwurf vorzulegen, bekannte damit also, daß ihre obige Behauptung unrichtig gewesen sei. Nach der Annahme dieses Entwurfs durch die Stände am 15. März 1852 war dem Beschlusse des Bundes glücklich Genüge geschehen, ohne daß demselben zu einer tiefern Einmischung Gelegenheit gegeben worden.

Zur Vermeidung einer Bundeseinmischung, zugleich aber auch zur Befriedigung eigener Wünsche widmeten sich die Regierungen mehrerer kleiner Staaten der reactionären Verfassungsrevision, was infolge der gleichmäßig von Ständen wie Regierung bewiesenen Einsicht und Fügung in die Unvermeidlichkeit glücklich von statten ging.

In Nassau hob der Herzog das Wahlgesetz vom 5. April 1848 auf, weil dasselbe, wie er am 15. März 1852 in seiner Thronrede sagte, mit seinen bundesmäßigen Verpflichtungen unvereinbar sei. Auch ahmte er das Beispiel des Kurfürsten von Hessen nach und erklärte einseitig die Truppen vom Eide auf die Verfassung entbunden.

Im Fürstenthum Waldeck legte die Regierung dem 1852 zusammentretenden Landtag einen Verfassungsentwurf vor, aus welchem alle einzelnen freisinnigen Verfassungsbestimmungen, die bisher bestanden, entfernt waren. Der Entwurf ließ die Initiative der Gesetzgebung für die Stände wegfallen. Der Landtag sollte die Forterhebung einmal bestehender Steuern nicht verweigern dürfen. Neben dem Verfassungseid der Staatsdiener wurde ein Gehorsam gegen die vorgesetzte Dienststelle vorgeschrieben, also an die Stelle der Beurtheilung der Verfassungsmäßigkeit einer Verordnung der blinde Gehorsam gesetzt und so selbst der Verfassungseid alles Nutzens für den Staatsdiener entkleidet. Es wurde ferner die durch die Verfassung vom März 1849 statuirte Trennung von Kirche und Staat aufgehoben, und endlich war der Regierung die Befugniß beigelegt, Abänderungen der Verfassung infolge von Bundesbeschlüssen einseitig anzuordnen.

In Oldenburg nahmen die Stände den ihnen am 15. März 1852 von der Regierung vorgelegten Entwurf einer Revision des Staatsgrundgesetzes vom 1. März 1849 an und erklärten sich auch mit der Aufhebung der 1848 eingeführten Organisation der Kirche, d. h. mit der Einführung der Presbyterialverfassung einverstanden. Diese Änderungen wurden vollständig auf verfassungsmäßigem Wege vorgenommen, indem, da die Zustimmung des einen, des am 27. Juli 1852 beendigten Landtags hierzu nicht genügte, auch der am 27. Sept. 1852 zusammengetretene Landtag sich am 30. Oct. damit einverstanden erklärte.

Die Regierung von Sachsen-Meiningen hatte, in Befolgung des Bundesbeschlusses vom 23. Aug. 1851, ihren Ständen ein neues Wahlgesetz vorgelegt. Die Stände bestanden auf einigen Abänderungen dieses neuen Gesetzes. Da die Regierung den Entwurf zugleich als Ultimatum bezeichnet hatte, so erwartete man, daß sie ihre Absicht auf unverfassungsmäßigem Wege durchsetzen werde. Allein die Besorgniß der Regierung vor einem Streite mit den Ständen und der daraus hervorgehenden Einmischung des Bundestags bewog sie zu einer Einigung, sodaß das Wahlgesetz im Juli 1853 nach den Wünschen der Stände publicirt wurde.

In Sachsen-Altenburg war das demokratische Wahlgesetz von 1848 durch ein mit dem Landtage vereinbartes vom 3. Aug. 1850 beseitigt worden, an dessen Stelle aber die Regierung, gegen den Willen des bisher äußerst gefügigen Landtags und ohne Mitwirkung des Bundestags, noch am 12. März 1855 eigenmächtig das alte Wahlgesetz von 1831 setzte.

Am einfachsten waren die Proceduren in den kleinsten Staaten. In Hessen-Homburg erklärte der Landgraf 1852 die Verfassung vom 3. Jan. 1850 für aufgehoben, und niemals sah das Ländchen eine Verfassung wieder. In Schaumburg-Lippe benutzte die Regierung den Landtag dazu, verschiedene Einrichtungen für abgeschafft zu erklären, und beim Herannahen der Reactionszeit betrachtete sie die ihr genehmen Abschaffungen für gültig, ignorirte dagegen aber die ihr nicht zusagenden. Die Regierung hob die Stände zwar nicht auf, berief sie aber auch niemals wieder.

Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, der sich lange dem Einfluß der Reaction zu widersetzen suchte, erlag endlich ebenfalls der reactionären Gewalt und büßte damit seine Popularität ein. In Mecklenburg-Schwerin war am 24. Aug. 1849 an die Stelle der alten landständischen Verfassung auf verfassungsmäßigem Wege eine am 10. Oct. publicirte Repräsentativverfassung zu Stande gekommen, indem ein vom 26. April bis 17. Mai 1848 tagender außerordentlicher Landtag ein neues Wahlgesetz angenommen hatte, welches die Grundlage für einen vom 31. Oct. 1848 bis 22. Aug. 1849 die neue Verfassung zu Stande bringenden Landtag beider Mecklenburg bildete. Der Großherzog hatte es mit der Neuerung ganz aufrichtig gemeint, und mit Aufrichtigkeit wiederholt in öffentlichen Äußerungen die Nothwendigkeit dieser Reform ausgesprochen. In einer Proclamation vom 23. März 1848 erklärte der Großherzog: „In unserm engern Vaterlande wäre eine Reform der Landesvertretung, auch abgesehen von den Weltereignissen der neuesten Zeit, unvermeidlich gewesen. Sie ist jetzt das dringendste Erforderniß. Es liegt die Nothwendigkeit vor, daß Mecklenburg in die Reihe der constitutionellen Staaten eintrete." Sodann heißt es in einer Bekanntmachung vom 27. März 1848: „Wir haben uns von der Nothwendigkeit überzeugt, daß Mecklenburg die bestehende landständische Verfassung gegen eine den Bedürfnissen entsprechende Repräsentativverfassung vertausche." Endlich enthält die Thronrede, ergänzend, den Passus, daß künftig ein jeder Abgeordnete „die verfassungsmäßigen Rechte und Interessen aller Landeseinwohner, nicht diejenigen des besondern Bezirks oder Standes, dem er angehört, zu wahren habe". Es leuchtet demnach ein, daß die mecklenburg-schwerinische Regierung selbst zur Blütezeit der Reaction nicht an eine Beseitigung der Verfassung gedacht haben würde, wenn die Umstände nicht allzu drängend für sie geworden wären. Nicht von der Regierung und dem Großherzog, sondern von drei andern Seiten gingen hier die Angriffe gegen die Verfassung aus. Drei Agnaten des regierenden Hauses hatten schon am 5. Oct. 1849 gegen das neue Staatsgrundgesetz protestirt, weil ihnen, im Widerspruch mit einem Vergleich von 1701, ein Theil des Domaniums entzogen und dem Großherzog ein suspensives Veto ertheilt sei. Der größte Theil der Ritterschaft, welche am 14. April 1848 erklärt hatte, „alle und jede politischen Sonderrechte opfern zu wollen", versagte der Verfassung ebenfalls die Anerkennung, nachdem sie von jener Bereitwilligkeit schon so bald abgekommen war, daß sie von der Wiederaufnahme ihrer Thätigkeit als Engerer Ausschuß der alten Landstände nur durch Gewalt hatte abgebracht werden können. Ferner hatten die Städte Rostock und Wismar im Januar 1850 gegen die neue Verfassung Protest eingelegt, weil dieselbe trotz ihrer gegen das Wahlgesetz von 1848 gerichteten Verwahrung publicirt war, welche Verwahrung dahin ging, daß über den Ersatz ihrer aufzugebenden, mit der Repräsentativverfassung unverträglichen alten Sonderrechte keine Einigung mit dem Staat bewerkstelligt worden sei. Endlich hatte die Regierung von Mecklenburg-Strelitz bei dem von seiten der Unionsfürsten im September 1849 gebildeten provisorischen Bundesschiedsgerichte wegen jener Verfassung einen Rechtsstreit gegen die schweriner Regierung erhoben. Nach Aufhebung der alten landständischen Verfassung war nämlich die auf dieselbe gegründete Verfassungsgemeinschaft beider Mecklenburg aufgehoben. Mecklenburg-Strelitz wollte sich nun ebenfalls eine Repräsentativverfassung geben und, um dies in verfassungsmäßiger Weise zu thun, verlangte es von der schweriner Regierung eine nochmalige

Berufung der nur von dieser letztern zu berufenden alten Stände, was jedoch wegen der schon geschehenen Vereinbarung über die neue schweriner Verfassung nicht möglich war, da demgemäß die alten Stände nicht mehr als existent anerkannt werden konnten. Der Rechtsstreit war wegen Auflösung der Union liegen geblieben. In aufrichtiger Weise und mit steter Hinweisung auf die im März 1848 gegebenen Zusicherungen hatte die schweriner Regierung auch den auf einen Eventualsuccessionsvertrag von 1442 gestützten Protest des Königs von Preußen, ferner die Einmischungsversuche Österreichs und Preußens sowie den Einhaltsbefehl zurückgewiesen, welchen die interimistische Bundescentralcommission am Tage nach ihrer Einsetzung hatte ergehen lassen. Die Regierung fand dagegen eine Stütze im Volke, und an 27000 Mecklenburger gaben am 5. Febr. 1850 feierlich die Erklärung, daß sie „die zwischen Fürst und Volk vereinbarte Verfassung fort und fort als das legal zu Stande gekommene Rechtsgesetz des Landes betrachten". Aber schon vor der bald darauf erfolgenden Herstellung des Bundestags mußte der Großherzog die zwingende Gewalt der Reactionsströmung fühlen. Derselbe gab der von jenem Interim am 27. März 1850 verlangten Berufung eines Schiedsgerichts, jedoch mit dem Bemerken nach, daß er seine im Jahre 1848 gemachten Verheißungen stets erfüllen werde. Indem aber die schweriner Regierung die Entscheidung des Streits einem Schiedsgerichte überließ, unterstellte sie, da dies nicht verfassungsgemäß war, bereits die Ungültigkeit der Verfassung. In Gemäßheit des vom Schiedsgericht am 12. Sept. 1850 zu Freienwalde, unter Hintansetzung der nach der alten Verfassung vorgeschriebenen Formen, ertheilten Ausspruchs wurde nun, unter dem Proteste des Landes, die Verfassung von 1849 wieder aufgehoben, und die Regierung bezeichnete dem wiederhergestellten feudalen Landtage gegenüber am 15. Febr. 1851 Theile der aufgehobenen Verfassung als verderblich. Der Bundesbeschluß vom 23. Aug. 1851 fand also schon ein gesäubertes Feld vor und hatte nun die Wirkung, daß die Versuche, welche die die altlandständische Verfassung auch jetzt nicht mehr für zweckmäßig haltende Regierung im October 1851 zur Reform derselben anstellte, resultatlos blieben, und daß es trotz der auf den folgenden Landtagen von einzelnen Ständen erhobenen Mahnung hierbei sein Bewenden hatte.

In Hessen-Darmstadt war die Reaction schon vor der Wiederherstellung des Bundestags eingetreten und im October 1850 eine neue Wahlordnung octroyirt worden, auf Grund deren im Jahre 1856 die Restauration des Wahlgesetzes von 1820 mit einigen Änderungen zu Stande kam.

Ebenso vollzog sich im Königreiche Sachsen die Reaction im Verfassungswesen durch die Regierung selbst und vor der Wiederherstellung des Bundestags. Mit den alten Ständen war hier im großen Bewegungsjahre ein freieres, aber als „provisorisch" bezeichnetes Wahlgesetz vom 15. Nov. 1848 zu Stande gekommen, auf Grund dessen der neue Landtag berufen wurde, welcher die Reihe der versprochenen Reformen erledigen sollte. Die Regierung löste diesen Landtag kurz vor dem Ausbruche des dresdener Maiaufstandes von 1849 auf, theils wegen finanzieller Conflicte, theils um freie Hand in ihren Wendungen rücksichtlich der deutschen Frage zu behalten. Nach Niederschlagung des Maiaufstandes erfolgte sodann eine abermalige Berufung des Landtags nach dem Wahlgesetz vom 15. Nov. 1848, aber auch dieser Landtag hatte das Schicksal seines Vorgängers. Die Regierung löste denselben am 1. Juni 1850 auf. Als hauptsächliches Motiv machte man die Verzögerung einer Anleihebewilligung geltend. Doch war es ohne Zweifel die Unzufriedenheit des Landtags mit der Regierungspolitik in der deutschen Angelegenheit und die voraussichtliche Opposition der Kammern gegen die einseitige Restauration des Bundestags, welche eigentlich zu dieser Auflösung und zu dem nachfolgenden Schritte seitens der Regierung führte. In einem von den Ministern unterzeichneten Manifest vom 3. Juni 1850 ward nämlich das provisorische Wahlgesetz vom 15. Nov. 1848, als unter eigenthümlichen Verhältnissen und nur für Einen Fall gegeben, für beseitigt erklärt, dagegen wurden die alten Stände mit dem Wahlgesetz von 1831, wie sie im Jahre 1848 zum letzten mal versammelt gewesen, wieder in Wirksamkeit gesetzt. Wiewol einzelne Proteste erfolgten, nahm doch das Land diesen Act ohne großen Widerspruch hin, da sich die Bevölkerung noch unter dem Eindruck der blutigen Maiereignisse und ihrer Folgen befand und überdies die Regierung in ihrem Verfahren eine gewisse Ruhe und Mäßigung beobachtete.

Am wenigsten geneigt, sich Einmischungen des Bundes in ihre innern Angelegenheiten gefallen zu lassen, waren die Regierungen der größern Staaten, obwol sie am meisten zur Schaffung der Bundeseinmischungsbefugniß beigetragen hatten.

In Baiern fiel nach dem Bundesbeschluß vom 23. Aug. 1851 das Ministerium von der Pfordten von seinem beim Amtsantritte am 17. Mai 1849 aufgestellten Programm ab, wonach es ausgesprochen hatte „das constitutionell-monarchische System in seiner vollen Wahr-

heit handhaben" zu wollen. Zwar hatte es damals auch erklärt, daß eine Umgestaltung der Verfassungsurkunde nothwendig sei. Es geschah diese Umgestaltung zwar nicht, aber die Regierung brachte doch Gesetzentwürfe ein, welche Ausführungen der zahlreichen durch Proclamation des Königs Ludwig vom 6. März 1848 verheißenen und seitens der Kammern vom 16. März bis 5. Juni 1848 abgeschlossenen Reformen der bis dahin in ihrer Ausbildung und Entwickelung lange Zeit gehemmten Verfassung vom 26. Mai 1818 enthielten. Dem Landtage von 1851—52 legte dagegen die Regierung Gesetzentwürfe vor, in denen sie entschieden von ihrem Programm abwich, indem sie zugleich eröffnete, daß dieselben bestimmt seien, „die unveränderlichen Grundlagen jeder staatlichen Ordnung und das monarchische Princip der Verfassungsurkunde zu bewahren und gegen die störenden Einwirkungen verderblicher Grundsätze zu sichern". Man war hiernach zu der Annahme berechtigt, daß nun die Beschreitung eines nicht verfassungsmäßigen Weges erfolgen werde. Statt dessen erklärte jedoch das Ministerium zur Vermeidung aller Bundeseinmischung, daß „die Durchführung dieser Gesetze vom nächsten Landtage erwartet" werde.

Baiern hat sich von jeher sowol dem alten als dem wiederhergestellten Bundestage gegenüber am selbständigsten benommen, daher suchte auch jetzt das Ministerium durch Ausdauer und unerschöpfliche Wiederholungen zu erreichen, was es mit Hülfe des Bundes einfacher hätte erlangen können. Nachdem die Regierung mit den Ständen ein Gerichtsorganisationsgesetz vollständig vereinbart, war die große Reactionsströmung eingetreten, und auf den Vorschlag der Regierung willigten nun die Stände ein, daß dies Gesetz einstweilen nur zum Theil in Vollzug gesetzt werde, verwilligten auch die dazu verlangten Geldmittel. Dem am 26. Nov. 1853 zusammentretenden Landtage erklärte die Regierung, mit jenen Mitteln habe das Gesetz auch nicht einmal theilweise ausgeführt werden können: sie verlangte daher einen außerordentlichen Credit, um die Verbesserungen, welche durch jenes Gesetz hatten erstrebt werden sollen, statt dessen durch andere Maßregeln vorzunehmen. Dies war nur ein Vorwand, um das schon vereinbarte Gesetz doch noch fallen zu lassen. Da die Stände erwiderten, daß dies bei der Berathung des Budgets zu berücksichtigen sei, so erfuhren sie zwar den Zorn des Ministeriums, jedoch blos durch ihre Vertagung vom 2. Febr. 1854. Von dem Gesetze war dann seit dem Wiederzusammentritt der Stände am 18. Oct. 1854 keine Rede mehr. Statt dessen wurde ihnen aber die Beseitigung des Wahlgesetzes von 1848 und die Einführung eines neuen angesonnen, welches zum Theil auf altständischer Gliederung beruhte. Als die Stände hierauf nicht eingingen, verließ man auch diesmal den gesetzlichen Weg nicht, obwol von der Pfordten jenes Wahlgesetz als „die letzte Festung der Demokratie" bezeichnete, sondern die Regierung erklärte, sie werde „Muth, Geduld und Ausdauer zu einem neuen Versuche haben". Wie wenig die sorgfältige Vermeidung von Bundeseinmischungen aus der Abneigung gegen unvolksthümliche Einrichtungen entsprang, zeigte die Äußerung von der Pfordten's, daß man der Vergangenheit nur insofern eingedenk sein müsse, um Lehren daraus zu ziehen, in jeder andern Beziehung aber müsse man sie der Vergessenheit anheimgeben. Der Zusatz gab zugleich an, welche Art von Lehren aus der Vergangenheit gezogen werden sollten.

In Preußen erklärte der Minister Manteuffel den Kammern am 6. Mai 1852, daß, „während rechts und links von Preußen Verfassungen über Bord gingen und meist ohne große Schwierigkeit, Preußen noch genügend Gesundheit und Kraft habe, um das ihm nicht Zukömmliche aus der Verfassung selbst auszustoßen." Diese Behauptung charakterisirt die damalige innere Politik Preußens sehr treffend. Aus dem Widerstreben gegen die Unterwerfung unter ein Übel, an dessen Hervorrufung für andere man die größte Schuld trug, machte man eine Tugend, gleichwie die Schmach von Olmütz als ein Sieg dargestellt ward. Die Reaction in Preußen begann mit der Umbildung der wichtigsten Staatsgrundlage, der Gemeindeverfassung. Diese war am 11. März 1850 zu Stande gekommen, nachdem die Regierung erklärt hatte, daß deren Erlaß ein dringendes Bedürfniß sei. Das Herrenhaus beschloß am 14. April 1851 die Abänderung dieser Gemeindeordnung noch vor ihrer Durchführung. Hiermit sollte die Bahn gebrochen werden, um die constitutionelle Staatsform unter Beibehaltung der Verfassung vom 31. Jan. 1850 wieder in die altständische zu verwandeln. Die Regierung stand ganz auf seiten der reactionären Adelspartei und wurde so die eifrigste Gegnerin ihrer eigenen bisherigen Gesetzgebung. Das Abgeordnetenhaus war für die Aufhebung der Gemeindeverfassung nicht zu gewinnen, daher die Regierung am 19. Juli 1852 die Sistirung der Gemeindeordnung und der neuen Kreis- und Provinzialvertretungen octroyirte. Aber auch mit den hergestellten alten Provinziallandtagen konnte die Sache nicht zum Abschluß gebracht werden. Auf dem Landtage

von 1853—54 wurden beim Abgeordnetenhause neue Versuche gemacht, jedoch vergeblich; ebenso wurde in der folgenden Session von der Zweiten Kammer die beantragte Beseitigung des Art. 42 der Verfassung, betreffend die Gewährleistung der Ablösung der Grundlasten, abgelehnt. Von einer Anrufung des Bundes war aber niemals die Rede.

Die deutsche Handelspolitik.

Die auf Bewahrung der völligen Unabhängigkeit der Dynastien gerichtete Politik der deutschen Einzelstaaten hatte bei der Art, wie sie auf die Wiedererlangung jener vermeintlich nach innen hin eingebüßten Unabhängigkeit angewandt wurde, alle andern Rücksichten außer Acht gesetzt: diese Politik hatte den Bruch gegebener Versicherungen, die größten Inconsequenzen, die seltsamsten Interpretationen, die Hülfe des Bundestags nicht gescheut. Selbst die eigentlich „materiellen" Interessen der einzelnen Staaten mußten der Anwendung dieser Politik nach außen unterliegen. Die nach der Herstellung des Bundestags eingeschlagene Handelspolitik der deutschen Regierungen weist daher ebenfalls den Kampf Österreichs und Preußens um die Hegemonie in Deutschland auf. Unter der Voraussetzung einer beabsichtigten Wiederaufnahme der großartigen deutschen Politik Preußens hätten sich die „materiellen Interessen" als ein weit ergiebigeres Feld für die Bewirkung einer Einigung deutscher Staaten mit Preußen herausstellen müssen als die politischen Interessen. Diese letztern waren schwankender Natur; sie hatten im Jahre 1785 deutsche Staaten zwar zum Anschluß an Preußen bewogen, aber schon 1806 wieder zur Entfernung von Preußen. Die materiellen Interessen dagegen waren dauernder Natur, und das Streben nach zweckmäßiger Verwerthung der Productivität der um Preußen liegenden Länder mußte deren Regierungen, trotz ihrer Besorgniß vor einem Aufgehen in Preußen, einer gewissen Verbindung mit demselben nicht abgeneigt machen. Eine wahrhaft deutsche Politik Preußens hätte dies mit metallenen Gründen ausgestattete Bedürfniß müssen auszubeuten wissen. Diese Wahrheit war so zwingend, daß Preußens Regierung, selbst ohne die entsprechende staatsmännische Einsicht, vermöge der Wucht der von den jeweiligen Lenkern der Politik unabhängigen Schwingung, schon zu einer Zeit der gebieterischen Forderung folgte, wo sie an nichts weniger dachte als an die Wiederaufnahme einer Politik Friedrich's des Großen. Preußen hatte seit 1834 den großen Deutschen Zollverein zu Stande gebracht, nachdem die vom eifersüchtigen Österreich, namentlich 1831 bei Kurhessen, gestellten Hindernisse dem Verlangen der Staatsvortheile gewichen waren. Österreich, welches wohl fühlte, welchen wichtigen Einfluß der Zollverein auf die politische Stellung der deutschen Staaten wegen seiner naturgemäßen Richtung zur Dauer haben mußte, sah diesen Verein, trotz der enormen Vortheile, die er Deutschland brachte, mit entschiedener Misgunst an, besonders seit in Preußen eine Ahnung von der hohen politischen Wichtigkeit des Vereins zu dämmern begann, und der Verein am 8. Mai 1841 von Preußen, ungeachtet der für dasselbe im Verhältniß zu den übrigen Theilnehmern nicht großen Vortheile, erneuert worden war. Als Preußen 1849 auf der Idee eines deutschen Bundesstaats beharrte, stellte dieser Idee Österreich am 26. Oct. den Vorschlag einer deutsch-österreichischen Zolleinigung entgegen, indem es hierin, ohne Zumuthung eines Opfers für die Einzelstaaten, ein „wirksames Zusammengehen der historisch berechtigten Vielheit mit der nothwendigen Einheit" erblickte. Um Preußen jeden Einfluß auf jenen Plan zu nehmen, legte Österreich denselben der interimistischen Bundescentralcommission vor. Auf den Dresdener Conferenzen fand der Plan keinen Anklang. Die um dieselbe Zeit bedeutend zunehmende Hinneigung der deutschen Staaten zu Österreich rief jedoch unwillkürlich einen die freie innere Weiterentwickelung des Zollvereins lähmenden Widerspruch hervor; in ihren Neigungen und Beziehungen rotirten diese Staaten um Österreich, während sie durch die Verträge an Preußen gebunden waren. Unter solcher Lähmung litten Preußens specielle, nicht blos seine deutschen Interessen. Auch das Ministerium Manteuffel, so beschränkt sein politischer Horizont war, verkannte nicht, daß eine durch Verträge mit den nördlichern Staaten Deutschlands zu erreichende Gewinnung der Nordseeufer von weit größerm materiellen Vortheile für Preußen sein müsse als eine mühsame Aufrechthaltung des Handelsbandes mit den innerlich doch schon abgewandten Zollvereinsstaaten. Preußen brachte deshalb durch Specialvertrag vom 7. Sept. 1851 eine Handelseinigung mit Hannover unter Gewährung eines Zollpräcipuums zu Wege, der sich auch bald Schaumburg-Lippe, Oldenburg und Braunschweig anschlossen, d. h. sämmtliche Mitglieder des 16 Jahre früher von Hannover als Gegensatz zum preußischen Zollverein gestifteten Steuervereins. Diesen Vertrag, der mit dem Jahre 1854, mit Ablauf des Zollvereinsvertrags in Kraft treten sollte, hatte Preußen ohne Mitwissen und Zustimmung seiner

Zollvereinsgenossen abgeschlossen, und zwar aus mehrfachem Grunde. Schon längst war auf den Conferenzen des Zollvereins eine Einigung über wichtige Vereinsangelegenheiten nicht möglich gewesen, und auf der Conferenz zu Wiesbaden vom 1. Mai 1851 zeigte es sich nur zu deutlich, daß Österreich über die Stimmen der meisten Vereinsmitglieder würde verfügen können, sei es, um den Zollverein zu sprengen oder um nach der einen oder andern Seite hin tiefeingreifende Tarifveränderungen zu bewirken. Namentlich mußte Preußen in Aussicht nehmen, daß wenigstens einige für die preußischen Verhältnisse wichtige Glieder aus dem Zollverein ausscheiden möchten, so z. B. Kurhessen, durch dessen Austreten die Verbindung der westlichen mit den östlichen Gebieten des preußischen Staats unterbrochen werden konnte. Preußens Einigung mit Hannover stellte diese Verbindung, wenn Kurhessen ausschied, wieder her. Als Preußen, in Rücksicht auf seinen neuen Vertrag mit Hannover, den Zollverein im December 1851 in der Voraussicht kündigte, daß die Vortheile seiner bisherigen Genossen in demselben früh oder spät eine Wiedervereinigung herbeiführen würden, benutzte dies Österreich, um Preußen die Absicht unterzuschieben, als wolle es die wohlthätige nationale Handelsschöpfung ganz zerstören, und knüpfte hieran den Versuch zur Anbahnung eines deutsch-österreichischen Zollvereins. Zu diesem Zweck berief Österreich Vertreter aller deutscher Staaten zum 2. Jan. 1852 zu einer Zollconferenz nach Wien, welcher Einladung sämmtliche Regierungen Folge leisteten, die Besorgnisse vor Preußens Oberhoheit hegten. Nur die thüringischen Staaten, Mecklenburg, Holstein und Preußen fehlten auf der Conferenz. Auch Preußen zeigte sich einer Handelseinigung mit Österreich nicht abgeneigt, aber es wollte erst dann darüber in Unterhandlungen treten, wenn der frühere Zollverein wieder neu reconstruirt sein werde. Die Frage, ob diese Unterhandlungen vor oder nach dieser Wiederherstellung stattfinden sollten, war sehr wichtig, denn wenn die Wiederherstellung vor den Unterhandlungen zu Stande kam, so wurde Preußen auf gleiche Linie mit den übrigen deutschen Staaten gestellt, während es im entgegengesetzten Falle als das Haupt der deutschen Handelseinigung und als der Wahrer der deutschen Handelsinteressen gegenüber den speciellen Handelsinteressen Österreichs erschien.

Die deutschen Regierungen waren allerdings nicht gerade geneigt, um den Preis einer politischen Anlehnung an Österreich die materiellen Interessen ihrer Länder denen Österreichs nachgesetzt zu sehen, aber die mit einer Vermeidung dieser Benachtheiligung verbundene Präponderanz Preußens scheuten sie mehr als jeden andern Nachtheil. Indem sie sich auf diese Weise zwischen zwei Klippen versetzt sahen, suchten sie eine durch ihr Zusammenhalten verbürgte Selbständigkeit ihrer Entschlüsse über die Handelsfrage zur Schau zu tragen. Wegen der für Deutschland unvortheilhaften Vorschläge Österreichs führte indeß die wiener Zollconferenz zu nichts weiter als zu einer allgemeinen Kundgebung der Geneigtheit für eine Zolleinigung mit Österreich. Man gewann die Überzeugung, daß es doch wieder zur Erneuerung des Zollvereins kommen müsse, faßte aber auch den Entschluß, mit der Reconstruction des Zollvereins zugleich eine Handelseinigung Preußens mit Österreich durchzusetzen. Auf der Zollconferenz, welche die zu Österreich geneigten Regierungen unter sich zu Darmstadt abhielten, beschlossen sie, daß sie zur Erneuerung des Zollvereins erst nach Abschluß einer Einigung mit Österreich die Hand bieten, oder, wenn dies nicht geschehe, lieber untereinander eine Zolleinigung bilden wollten. An der Geltendmachung dieses Beschlusses scheiterte in der That der von Preußen auf der Zollconferenz der bisherigen Zollvereinsstaaten zu Berlin am 19. April 1852 gemachte Versuch einer Reconstruirung des Zollvereins. So gewährte die auf Erhaltung der vollen Souveränetät um jeden Preis gerichtete Politik der deutschen Mittel- und meisten Kleinstaaten das Schauspiel, daß sie sämmtlich nebst Preußen die deutschen Handelsinteressen nicht Österreich zum Opfer bringen, dennoch aber sich untereinander zu einigen nicht entschließen konnten. Die preußische Regierung und die wenigen mit ihr zusammenhaltenden Staaten verlangten am 1. Juli 1852 von den darmstädter Coalirten eine bestimmte Entscheidung, ob sie dem Zollvereine wieder beitreten wollten oder nicht. Trotz der rathlosen Isolirung, in welcher sich die Coalirten befanden, zumal sie den Plan eines selbständig zu gründenden Zollvereins nicht durchführen konnten, waren sie doch nicht im Stande, ihre Abneigung gegen Preußen zu überwinden, sondern zogen es vor, im unbestimmten Zustande zu verharren, und gaben endlich am 21. Aug. 1852 eine aufschiebende Erklärung. Preußen hegte die Hoffnung, daß die seit langen Jahren erprobten Vortheile des Zollvereins schließlich doch noch die Entscheidung zum Anschlusse herbeiführen würden; hatte sich doch sogar Hannover, das die Souveränetätsidee am eifrigsten vertrat, wegen materieller Vortheile zum Anschlusse des Steuervereins an Preußen ver-

standen. Preußen machte daher noch einen Versuch, indem es am 30. Aug. 1852 die Basis bezeichnete, auf welcher hin mit Österreich über einen Handelsvertrag in Unterhandlung zu treten sei, sobald die Reconstruction des Zollvereins erfolgt sein würde. Die darmstädter Coalirten ließen sich jedoch auch damit nicht bewegen, vielmehr suchten dieselben ihre Selbständigkeit sogar dadurch geltend zu machen, daß sie, weil Preußen gebeten hatte, die Antwort auf jenen Vorschlag spätestens an einem bestimmten Termin, am 15. Sept. 1852 zu geben, gar keine Antwort ertheilten. Ihre nun zu München und dann am 30. Oct. 1852 wiederum zu Wien stattfindende Zollconferenz zeigte, daß sie um kein Haar breit von ihrer Abneigung gegen Preußen abgelassen. Preußen hatte die Verhandlungen mit seinen Gegnern inzwischen abgebrochen. Leichter als eine Annäherung der deutschen Staaten an Preußen war jedoch dessen Einigung mit Österreich. Durch die Bemühungen des Frhrn. von Bruck kam zwischen beiden am 19. Febr. 1853 ein Vertrag zu Stande, durch welchen der gegenseitige Verkehr wesentliche Erleichterungen erfuhr. Am 12. März 1853 trat sodann zu Wien eine Conferenz der übrigen deutschen Staaten zusammen, welche endlich am 4. April den Beitritt derselben zum Vertrage zwischen Preußen und Österreich sowie zu dem zwischen Preußen und dem Steuerverein und die Erneuerung des Zollvereins zur Folge hatte. So war denn nach vielem Hin- und Herstreiten zuletzt wenigstens auf dem Handelsgebiete ein Schritt zur deutschen Einigung herbeigeführt worden, wie er auf politischem weder dem deutschen Parlament, noch der Union, noch den Dresdener Conferenzen hatte gelingen können.

Die protestantische Bewegung in Italien.

Es war im Jahre 1852, als der berüchtigte Proceß der Ehegatten Madiai und die Angelegenheit des Grafen Guicciardini in Florenz zuerst das größere Publikum des übrigen Europa auf die Thatsache aufmerksam machten, daß es auch in Italien, dem Sitze des Papstthums und dem Lande des Katholicismus par excellence, protestantische Bestrebungen und Anhänger des evangelischen Glaubens gebe. Dem schärfern Beobachter, zumal wenn er Gelegenheit hatte, längere Zeit in Turin, Genua, Florenz oder Rom zuzubringen, konnte es schon seit längerer Zeit nicht entgangen sein, daß der politischen Bewegung, die sich des Volkes der Halbinsel seit der Restauration von 1814 und 1815 allmählich bemächtigt hatte, in den Jahren 1846—49 zum ersten allgemeinen Ausbruch gekommen war und seit dem Frühling 1859 die Welt durch ihre unerhörten Erfolge in Erstaunen und Bewunderung oder in Angst und Schrecken versetzte, auch eine religiöse Bewegung parallel lief, die, obwol intensiv wie extensiv weit hinter jener zurückstehend, dennoch sowol wegen ihrer eigenthümlichen Beschaffenheit wie wegen der schon erzielten und noch zu erwartenden Resultate die Aufmerksamkeit jedes denkenden Zeitgenossen auf sich zu lenken geeignet ist.

Allerdings fließen die Quellen zu einer gründlichen Kenntniß der gegenwärtigen kirchlichen Reformbestrebungen in Italien ziemlich spärlich und sind zum Theil schwer zugänglich. Sie bestehen in den (keineswegs immer zuverlässigen) Berichten in italienischen, deutschen und englischen kirchlichen und politischen Zeitschriften; in den beiden im Laufe des letzten Jahrzehnds in Turin gegründeten Organen des evangelischen Italien, dem waldensischen Journal „La buona Novella" und der von der „Evangelischen Gesellschaft" herausgegebenen „Luce evangelica"; in den Rechenschaftsberichten früher der waldensischen Tafel, jetzt der Commission d'évangélisation an die jährliche Synode der Waldenser; in den gerichtlichen Verhandlungen in Sachen der der Proselytenmacherei oder unbefugter religiöser Handlungen angeklagten Evangelischen (wie in den Processen Madiai und Cacchetti in Florenz, Mazzarella in Alessandria u. a.); endlich in einer Anzahl Broschüren, unter denen die Schrift von Leopold Witte*) sowol in Bezug auf Vollständigkeit wie Zuverlässigkeit weitaus die bedeutendste, wenngleich (wenigstens nach waldensischem Zeugniß) nicht ganz frei von thatsächlichen Irrthümern ist.

Es ist ein, soweit unsere Erfahrung reicht, unter dem gebildeten Laienpublikum ziemlich allgemein verbreiteter Irrthum, daß die Reformation des 16. Jahrhunderts in Italien nur bei wenigen einzelnen zu einem Austritt aus der römischen Kirche oder einem directen Antagonis-

*) „Das Evangelium in Italien. Ein zeitgeschichtlicher Versuch" (Gotha 1861).

mus gegen das Papstthum geführt habe, und daß die ganze protestantische Bewegung damals auf der Halbinsel leicht und rasch unterdrückt worden sei. Und doch gab es eine Zeit (um 1540), wo es in keiner größern Stadt Italiens an Protestanten fehlte, ja wo selbst in Rom ihre Zahl so groß war, daß sie eine Zeit lang hoffen durften, am Sitze des Papstthums selbst bald öffentlich hervortreten zu können. „Ganz Italien", sagte Cardinal Caraffa, Großinquisitor und auch als Papst Paul IV. ein wüthender Verfolger der Protestanten, in einem Bericht an seinen Vorgänger auf dem Stuhle Petri, „ganz Italien ist von der protestantischen Ketzerei angesteckt, Staatsmänner und selbst Geistliche sind zu ihr übergetreten." Und ein italienischer Protestant jener Zeit sieht in fröhlicher Zuversicht den Augenblick voraus, wo die reine Lehre auf der ganzen Halbinsel herrschen wird. Gab es doch (nach Ranke) damals gegen 3000 evangelische Schullehrer in Italien! Aber im Jahre 1543 begann, nachdem die Protestanten schon vielfach im einzelnen bedrückt und verfolgt worden, durch die Gründung der Congregation des heiligen Officiums, vulgo der Inquisition, ein geordnetes System der Ketzervertilgung. Über die entsetzliche Wirksamkeit jenes Tribunals haben, abgesehen von den sofort sichtbaren Resultaten, die bei der Eröffnung des Archivs und Durchsuchung des Inquisitionspalastes in der Revolutionsperiode 1849 veröffentlichten Acten ein schauerliches Licht verbreitet. Über vierzig Jahre lang, bis 1585, dauerte diese wilde Protestantenjagd, nur geschwächt durch die stets abnehmende Zahl der Verfolgten. Der Zweck ward erreicht, der Protestantismus vernichtet. Ein Theil war in den Schos der alleinseligmachenden Kirche zurückgetreten, ein großer Theil unter Qualen und Martern der scheußlichsten Art, mit denen selbst Frauen und Kinder nicht verschont wurden, im Glauben gestorben, die übrigen in ferne Länder geflohen. Daß bei der weitverbreiteten, in altclassischem, also heidnischem Boden wurzelnden Aufklärung viele, deren Bekenntniß mehr negativ gegen den Aberglauben und die hierarchischen Anmaßungen der herrschenden Kirche gerichtet war, als daß es auf festem und echt protestantischem Glaubensgrunde geruht hätte, angesichts der Folter und des Scheiterhaufens wieder abfielen, war natürlich. Aber die Zahl der Märtyrer war groß. Die drei Waldensergemeinden im Neapolitanischen zu San-Sisto, Baccarizza und La Guardia, etwa 4000 Seelen stark, hatten sich nach den Synoden von Agrogne und San-Martino von Genf aus Prediger kommen lassen und Lehre und Cultus im reformirten Sinne umgestaltet. Im Jahre 1560 wurde ein Kreuzzug, meist von Räubern und Banditen geführt, gegen sie eröffnet, der mit vollständiger Vernichtung der Unglücklichen endigte. Der katholische Geschichtschreiber Thomas Costa bezeugt von ihnen: „Es ist sonderbar, was man von der Hartnäckigkeit der Ketzer hört; während der Vater den Sohn und der Sohn den Vater hinrichten sieht, bezeigen sie nicht allein keinen Schmerz, sondern äußern fröhlich, daß sie Engel Gottes werden würden. So sehr hat der Teufel, dem sie sich hingegeben haben, sie verblendet."

Einzelne Protestanten, auch ganze Gemeinden fanden im angrenzenden Auslande, zumal in der Schweiz, eine neue Heimat. Noch heutzutage beträgt die Zahl der Protestanten italienischer Zunge in Graubündten an 2700 Seelen. Das anstoßende Addathal, das Veltlin, war noch bis 1620 theilweise protestantisch; aber in diesem Jahre wurden auf Anstiften des Klerus sämmtliche Evangelische von den Katholiken ermordet. In Genf und Zürich bildeten sich italienisch-protestantische Gemeinden; in Augsburg, Nürnberg, ja bis nach Hamburg hin fand man italienische Protestanten.

Fragt man nun, wie es kam, daß, während (abgesehen von dem protestantischen Norden Europas) nicht einmal in den beiden absoluten Monarchien des Ostens und Westens, in Österreich und Frankreich, eine vollständige Unterdrückung des Protestantismus gelang, derselbe in Italien mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden konnte, so lautet die gewöhnliche Antwort, die romanischen Völker und die Italiener insbesondere seien überhaupt nicht für den Protestantismus, oder dieser nicht für sie geschaffen. Abgesehen von dem schiefen Licht, in welches die evangelische Religion tritt, wenn man sie gleichsam als die Domäne einer einzelnen Rasse betrachtet, ist das Urtheil in dieser Allgemeinheit durch die Geschichte selbst hinlänglich widerlegt. Die Hugenotten, die Waldenser, die zahllosen Märtyrer des italienischen und spanischen Protestantismus im 16. Jahrhundert, die gegenwärtige Reformbewegung in Italien endlich liefern hinlängliche Beweise vom Gegentheil. Daß die lebhafte, leidenschaftliche, phantasievolle, am Äußern hängende Eigenthümlichkeit der Völker des Südens im allgemeinen weniger geeignet ist für einen Cultus, der, in der reinen Innerlichkeit wurzelnd, die äußern Mittel der Erregung und Andacht großentheils verschmäht; daß der künstlich und sorgfältig gepflegte Aberglaube der

untern Klassen, der in todten Werken, glänzenden Ceremonien und stets wechselnden Wundern sich glücklich und befriedigt fühlt und leicht im Nothfalle durch Kasteiung des Körpers den gestörten Seelenfrieden wiedererlangt; daß der feine Epikuräismus und das classische Heidenthum, welches unter der losen Hülle katholischer Formen die höhern Stände in Italien seit Jahrhunderten beherrscht und bis in die neueste Zeit als Materialismus, Indifferentismus und Deismus unter mannichfach wechselnden Formen bei ihnen hervortritt, den italienischen Boden nicht besonders für den Protestantismus vorbereitet haben, bedarf keines Beweises. Wer aber die Geschichte des italienischen Protestantismus im 16. Jahrhundert studirt, oder wer in der neuesten Zeit in die kleinen protestantischen Kreise gedrungen ist, der muß inne geworden sein, daß es auch im Süden der Alpen keineswegs an Seelen fehlt, denen die Werkheiligkeit des Katholicismus und die fides implicita keineswegs genügen, sondern die das Bedürfniß fühlen, durch den bewußten und klaren Glauben an das uns durch Christum gebrachte Heil selig zu werden. Bedenken wir aber, daß Italien seit anderthalb Jahrtausenden fast ununterbrochen der Sitz des Papstthums gewesen ist, daß es sich für dasselbe hier um Sein oder Nichtsein handelte, daß es keins der zahllosen ihm zu Gebote stehenden physischen und moralischen Zwangsmittel unversucht ließ, den drohenden Feind zu vernichten; daß es in dem Jesuitismus einen unschätzbaren und unermüdlichen Bundesgenossen hatte; endlich, und vielleicht vor allem, daß, während in Deutschland das Interesse der Reichsfürsten diese in das dem Kaiser entgegengesetzte protestantische Lager trieb, das dynastische Interesse in Italien mit dem der Hierarchie eng verknüpft war, sodaß in der That kein einziger italienischer Fürst sich zu dem neuen Glauben bekannte, so darf es uns nicht länger wunder nehmen, wie es den mächtigen Gegnern gelang, die reformatorische Bewegung, so gewaltig sie war, nach funfzigjährigem Kampfe zu ersticken. Als die Herzogin von Este, Renata d'Anjou, sich dem Protestantismus günstig zeigte, drohte ganz Ferrara von der römischen Kirche abzufallen, aber dem Papste gelang es bald, die Quelle zu verstopfen; Renata starb im Gefängniß. Solange die Republik Venedig den Päpsten feindlich gegenüberstand, fanden die Protestanten ein Asyl in den Lagunen; seit 1560 wurden sie auch von hier vertrieben; doch finden sich noch Spuren des Protestantismus daselbst bis ins 17. Jahrhundert. Der berühmte Geschichtschreiber des Tridentiner Concils und geistliche Rath der Republik, Paolo Sarpi, stand fast mehr auf protestantischem als katholischem Boden; in noch höherm Grade war das bei seinem Schüler und Gehülfen, dem Pater Fulgenzio, der Fall; beide wurden vielleicht mehr durch Klugheits- und Opportunitätsrücksichten als durch ihre Überzeugung von dem Übertritt zum Protestantismus zurückgehalten.

Vom Jahre 1620 an verschwindet der Protestantismus zwei Jahrhunderte lang fast spurlos aus Italien. Es war der kirchlichen im Bunde mit der politischen Reaction gelungen, die Bewegung der Geister vollständig zum Stillstand zu bringen. Die Folge davon war, daß auch die Künste und Wissenschaften, die seit dem 14. Jahrhundert einen so herrlichen Aufschwung genommen, mit dem Sturze der letzten Republiken und der Vertreibung der letzten Protestanten in ihrer Entwickelung gehemmt, die einen in verzerrte Geschmacklosigkeiten entarteten, die andern in Barbarei zurücksanken. Einer der letzten Vorkämpfer der Geistesfreiheit auf dem Boden der Wissenschaft, Galileo Galilei, von dem uns kürzlich Mathilde Raven ein so treues und anziehendes Bild geliefert hat, steht da als ein leuchtendes, aber erschreckendes Wahrzeichen, bis zu welchem Grade es der Hierarchie damals gelungen war, die geistige Bewegung auf allen Gebieten des Wissens und Lebens zu terrorisiren, wie sie es wagen konnte, der offenkundigsten Wahrheit ins Gesicht zu schlagen, ja wie sie eine Zeit lang Grund zu haben schien, zu glauben, es werde ihr möglich sein, der christlichen Menschheit vorzuschreiben, was sie nicht allein in Sachen der Religion, sondern auch auf allen andern Gebieten des menschlichen Geisteslebens für wahr zu halten habe und was nicht. Mit ihr verbunden, suchten die Fürsten ihre Völker durch Vergnügungen, Schauspiele und patentirte Sittenlosigkeit für den Verlust der edelsten Menschenrechte schadlos zu halten und zugleich unschädlich zu machen. Die Nation wurde planmäßig demoralisirt; mit welchem Erfolge, davon geben die gegenwärtigen Zustände, wenigstens in Unteritalien, nur zu schlagende Belege. Wer das Volks- und Gemeinde- wie das Familien- und Einzelleben im Kirchenstaat und dem ehemaligen Königreich der beiden Sicilien mit unbefangenem, vorurtheilsfreiem Auge zu betrachten Gelegenheit hatte, der wird sich der traurigen Thatsache nicht verschließen können, daß der Bevölkerung dieser Länder im ganzen und großen der religiös-sittliche Boden vollständig verloren gegangen ist; wer der geschichtlichen Entwickelung der gegenwärtigen Zustände sorgfältig und gewissenhaft nachgeht, ohne ein von ultramontanen Interessen und Sympathien dictirtes Urtheil bereits fertig mitzubringen, kann ebenso

wenig leugnen, daß dieselben ihre Hauptquellen in dem systematischen Absperrungssystem gegen das frische Wehen des Geistes finden, wie es in kirchlicher und politischer Hinsicht von den Päpsten und den Königen von Neapel seit Jahrhunderten mit eiserner Consequenz geübt ward. Wo noch vor 15 Jahren die Eisenbahn für eine fluchwürdige, teuflische Ausgeburt des Zeitgeistes erklärt, der Unterricht in der Geographie verboten, das Kopernicanische System als die Meinung einiger Philosophen in dem officiellen Volkslesebuch hingestellt wurde, da darf man sich über die Früchte nicht wundern, welche ein dreihundertjähriges System der Lüge getragen.

Man darf jedoch nicht glauben, daß das religiöse Leben in Italien jahrhundertelang gänzlich still gestanden habe. Aber die neapolitanischen Quietisten des 17. Jahrhunderts und der jansenistische Bischof Ricci von Pistoja standen auf anderm als protestantischem Boden.

Der Einfluß der Aufklärungsperiode in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ging auch an Italien keineswegs spurlos vorüber. Peter Leopold von Toscana (der spätere Kaiser Leopold II.) war der italienische Joseph II. Seine Gesetze, die in schroffem Contrast gegen die Concordatspolitik des 19. Jahrhunderts dem Staate das Oberaufsichtsrecht vindicirten und die Toleranz, soweit man sie damals verstand, gesetzlich begründeten, waren bis in die neueste Zeit der Stolz Toscanas. In der Lombardei, in Parma, sogar in Neapel zeigten sich ähnliche Erscheinungen. Aber hier wie diesseit der Alpen bemächtigte sich die siegreiche Reaction seit 1815 auch des kirchlichen Gebiets. Die Folge war, daß die politische Opposition, welche sich von Jahr zu Jahr geschlossener gegen Österreich und den Papst erhob, von dem staatlichen auch auf das kirchliche Gebiet hinübergedrängt wurde. Doch trat sie auf diesem nur selten, schwach und sporadisch in die Öffentlichkeit. Die Besorgniß, eine Spaltung unter den politischen Meinungsgenossen hervorzurufen und das abergläubische Volk zu verletzen, der religiöse Indifferentismus, seltener wol die eigene Überzeugung von der Vortrefflichkeit des römisch-katholischen Glaubens hielt die Liberalen davon zurück, gegen das Papstthum und die Hierarchie als solche zu polemisiren. Es ist deshalb eine grundlose Beschuldigung, so oft sie auch wiederholt wird, daß die seit den letzten vierzig Jahren allmählich sich mehrenden Übertritte zum Protestantismus meist auf politischen Gründen beruhten. Mazzini hat nie Lust bezeugt Protestant zu werden. Politisches Kapital war durch den Religionswechsel nicht zu machen, eher das Gegentheil. Das englische, schweizerische oder deutsche Geld, von dem die Ultramontanen fabeln, floß nur allzu sparsam für die nothleidenden Glaubensbrüder; die armen Handwerker, die bei weitem die Mehrzahl der Convertiten ausmachten, mußten auf den Verlust ihrer Kunden, Concessionen u. s. w., ja sogar auf Verbannung und Verfolgung gefaßt sein.

Fragen wir, wie es kam, daß nach zweihundertjährigem Stillstand die reformatorische Bewegung in Italien, wenn auch anfangs fast unmerklich, wieder in Fluß kam, so ist für den Gläubigen zwar die Antwort leicht genug, daß Gott der Herr die Zeit reif befunden habe, um die Schnitter in seine Ernte zu senden; weniger aber für den auf menschlichem Standpunkt verweilenden Historiker, da hier eine Menge verschiedener und sehr widersprechender Umstände in Betracht kommen. Die neuere Ansicht, wie sie auch Witte in seiner Schrift verficht, schreibt der unermüdlichen Thätigkeit der auswärtigen, zumal englischen Bibelgesellschaften das Hauptverdienst zu. Daß sie durch Verbreitung der Heiligen Schrift in der Muttersprache mehr gewirkt als alle directen Bekehrungsversuche, ist unleugbar. Die dem Verfasser dieses bekannten italienischen Protestanten waren alle durch das Lesen der Bibel, dem dann das Bedürfniß des persönlichen Austausches der gewonnenen Erkenntniß und Erfahrung, der Lösung der aufgestiegenen Zweifel, der gemeinsamen Erbauung mit andern Gleichgesinnten folgte, für den evangelischen Glauben gewonnen worden. Die von dem römischen Klerus wie von den Regierungen aufs eifrigste überwachten protestantischen Gesandtschaftskapellen konnten nur wenige Proselyten machen und diese wenigen mehr gegen ihren Willen als mit demselben. Der Italiener reist im ganzen wenig und bringt überdies meist ein unüberwindliches Vorurtheil gegen die eresia luterana ins Ausland mit. Sie ist ihm oft schon deshalb zuwider und verächtlich, weil sie eine Ausgeburt des nordischen Barbarenthums ist. Italienische Gewerbtreibende und Landstreicher pflegen sich draußen nicht mit religiösen Studien zu beschäftigen. Es ist nicht bekannt, daß Violinspieler, Orgeldreher und Gipsfigurenhändler in Deutschland protestantisch geworden wären. Die zahlreichen protestantischen Reisenden in Italien haben durch ihr Beispiel einzelne, durch Zureden höchst wenige bekehrt. Das Risico war groß für die Bekehrten wie für die Bekehrenden; Gefängniß und Ausweisung harrten ihrer. Politische Motive haben, wie schon erwähnt, wol selten einen wirklichen Übertritt, wenn auch zahlreiche antipapistische Demonstrationen hervorgerufen. Das Hauptmoment aber für dies Wiedererwachen der protestanti-

schen Bewegung, welches sich freilich durch statistische Zahlen nicht nachweisen läßt, war nach unserer Ansicht, daß das von allen Seiten her nach dem Mittelpunkt der katholischen Welt hindringende Licht sich durch alle künstlichen Absperrungsmittel Bahn brach; daß die lebendigere Berührung mit den gebildeten Völkern des Nordens den Aber- und Autoritätsglauben des italienischen Volks erschütterte; daß endlich wieder die Kenntniß des Protestantismus, die ganz verloren gegangen war, eindrang und dem in vielen Seelen schlummernden Bedürfnisse eine Befriedigung verhieß, die sie in den frommen Werken und Ceremonien des katholischen Cultus vergebens gesucht hatten. Es ist natürlich nicht in jedem einzelnen Falle zu entscheiden, wen das negative und wen das positive Element des Protestantismus, wen die protestantische Freiheit und wen der protestantische Glaube zum Übertritt bewogen; doch ist die Zahl der letztern jedenfalls weit größer, als die Gegner zuzugeben geneigt sind.

Die Thätigkeit der Bibelgesellschaften in Italien begann gegen das Ende des dritten Jahrzehnds unsers Jahrhunderts. Daß dieselbe nur im geheimen stattfinden durfte, versteht sich. Sobald etwas davon ruchbar ward, machte der römische Klerus, von den Regierungen unterstützt, alle möglichen Anstrengungen, der Verbreitung der von dem protestantischen Italiener Diodati in Genf verfaßten Übersetzung*) ein Ende zu machen. Noch Pius IX. erließ eine Bulle, durch welche er die Bibelgesellschaften in corpore verdammte und die Gläubigen gegen sie warnte. Aber die schweizerischen und zumal die englischen Agenten derselben, letztere häufig den höhern Ständen angehörig, ließen sich nicht zurückschrecken. Florenz, wo die Leopoldinischen Gesetze nur die öffentliche Proselytenmacherei bestraften, und wo in der preußischen Gesandtschaftskapelle für die zahlreichen protestantischen Graubündtener italienischer Zunge ein Gottesdienst in dieser Sprache gehalten ward, wo endlich die Regierung eine gewisse Toleranz auch in kirchlichen Dingen bisher gezeigt hatte, schien den günstigsten Boden für ihre Wirksamkeit zu bieten. In der Mitte der vierziger Jahre hatte sich hier insgeheim eine kleine protestantische Gemeinde gebildet, zu der unter andern die Gatten Madiai und der Graf Guicciardini gehörten; die übrigen waren fast sämmtlich Handwerker. In dem übrigen Italien, wo die strengsten Strafen den Übertritt bedrohten, blieb alles ruhig bis zum Jahre 1848. Jetzt schien die Zeit der Glaubensfreiheit gekommen. Aber in Neapel verbot die neue Constitution alle Culte außer dem katholischen. In Rom selbst hatte sich während der Revolutionsperiode zu Anfang des Jahres 1849 eine evangelische Gemeinde unter der geistlichen Leitung des Dr. Achilli gebildet. Der Sieg der Reaction machte ihr oder vielmehr nur ihren öffentlichen Religionsübungen ein Ende, und zwang die einzelnen Mitglieder ihr Bekenntniß für sich zu behalten. Denn seit der Rückkehr des Papstes von Gaeta steht auf dem Übertritt Galerenstrafe. Dennoch fehlt es auch in der Hauptstadt der katholischen Welt, wo das Papstthum vielleicht mit am meisten gehaßt und verachtet wird, nicht an heimlichen Protestanten, von denen mehr als hundert zu einer freilich nur im Verborgenen existirenden Gemeinde zusammengetreten sind. Wenn wir sagen, Protestanten, so meinen wir die Sache, nicht den Namen. Protestanten, Lutheraner, Reformirte, Calvinisten sind jenseit der Alpen wenig beliebte Ausdrücke; die Neubekehrten nennen sich „evangelische Brüder".

Im österreichischen Italien war bis zum Jahre 1861 die italienische Predigt des Evangeliums vom protestantischen Standpunkt aus verboten; wir wissen nicht, ob die in dem Religionsedict dieses Jahres verkündete Glaubensfreiheit sich thatsächlich auf Venetien erstreckt. Die toscanische Verfassung vom 17. Febr. 1848 proclamirte die Religionsfreiheit. Die italienische Gemeinde in Florenz wandte sich infolge derselben an die Table vaudoise in La Tour mit der Bitte, ihr einen waldensischen Prediger zu senden, und erhielt ihn. Ihr Gottesdienst wurde in der preußischen Gesandtschaftskapelle gehalten. Aber am 27. Juli 1849 kehrte Leopold II. in seine Staaten, die er sechs Monate vorher flüchtig verlassen hatte, zurück, entschlossen, sein dem Papst in Gaeta gegebenes Versprechen zu halten und dem Protestantismus in Toscana auf jede Gefahr hin ein Ende zu machen. Alsbald begannen die Verfolgungen. Der Irländer Pakenham hatte in Florenz einen neuen Abdruck der Diodati'schen Bibel veranstaltet. Die Auflage wurde confiscirt, der Drucker bestraft, Pakenham ausgewiesen. Gensdarmen wurden in die protestantische Kapelle geschickt, um alle Toscaner, die an dem evangelischen Gottesdienst theilnehmen wollten, zurückzuweisen oder zu verhaften. Es war ein unwürdiges Schauspiel, das selbst unter der katholischen Bevölkerung, wie der Verfasser als Augen- und Ohrenzeuge zu

*) Die nach der Vulgata verfaßte katholische Übersetzung des Erzbischofs Martini ist nur in der Ausgabe mit Anmerkungen, deren Preis dem Unbemittelten die Anschaffung unmöglich macht, erlaubt.

beobachten Gelegenheit hatte, lauten Unwillen hervorrief. Bald darauf wurde der italienische Gottesdienst in der Kapelle ganz verboten. Vergebens wandte man sich an den preußischen Gesandten, Reumont, sogar von seiten des Consistoriums der unter preußischem Protectorat stehenden protestantischen Gemeinde: der Gesandte ließ die Regierung ungehindert schalten und schien ihr Benehmen sogar zu billigen. Der waldensische Prediger Geymonat*) ward arretirt, wie ein gemeiner Verbrecher gefesselt, mishandelt und über die Grenze gebracht. Mit dem Grafen Guicciardini versuchte man anfangs sanftere Mittel; da er aber offen erklärte, er werde sich stets mit seinen Religionsgenossen, solange es ihm möglich sei, zu gemeinsamer Erbauung vereinigen, traf ihn, nach einer besonders zu diesem Zweck im Gegensatz gegen die damals noch zu Recht bestehende Verfassung erlassenen Verordnung, ohne richterliches Urtheil die Verbannung. Bald darauf erfolgte die Verhaftung des Ehepaars Madiai und der Proceß gegen dasselbe, der bekanntlich mit der Verdammung zu mehrjähriger Zuchthausstrafe endigte und ganz Europa in Aufregung versetzte. Der vortreffliche, selbst von ihren Gegnern anerkannte Ruf der Verurtheilten, ihre Sanftmuth und Standhaftigkeit, ihre offenbare Unschuld im moralischen Sinn, die zunehmende Härte der Strafe endlich bewirkten, daß sich nicht nur einzelne und evangelische Vereine, sondern die protestantischen Mächte ausnahmslos aufs eifrigste für sie verwandten. Die seit drei Jahren siegreiche Reaction hatte auch im übrigen Europa Völker und Regierungen gewöhnt, in rechtlicher und politischer Hinsicht nicht allzu zart und empfindlich zu sein. Aber daß die Madiai, wie es in den Motiven des gegen sie erlassenen Spruchs hieß, „weil sie die Religion des reinen Evangeliums angenommen und andere darin unterrichtet hatten", jahrelang ins Zuchthaus wandern sollten, rief doch einen Schrei der Entrüstung hervor, der durch den ganzen Welttheil tönte und nicht wieder verhallen wollte. Anfangs waren alle Schritte vergebens; der Großherzog wollte nichts von Begnadigung wissen, bis ihn die handgreiflichen Drohungen des englischen Cabinets dazu brachten, die Strafe des Zuchthauses in die Verbannung zu verwandeln. Von diesem Augenblicke an aber zog sich das Evangelium in Toscana in das Innere der Familien zurück.

Im Königreich Sardinien ging die neue Bewegung hauptsächlich von den Waldensern aus. Es ist hier nicht der Ort, auf die Geschichte dieser wichtigen und interessanten Religionsgenossenschaft näher einzugehen, die fast drei Jahrhunderte lang wie eine kleine Felseninsel im weiten Ocean des transalpinen Katholicismus allem Anstürmen der wilden Wogen muthig und standhaft Trotz geboten, und die sich neuerdings auch um die Evangelisation des übrigen Italien große Verdienste erworben hat und noch zu erwerben fortfährt. Erst die neuesten Forschungen haben über ihre Geschichte und zumal ihre Lehre in der vorreformatorischen Zeit ein helleres Licht verbreitet. Theils die Unbekanntschaft mit den meisten, großentheils nur im Manuscript vorhandenen und in einem eigenthümlichen romanischen Dialekt verfaßten Schriften der Waldenser, aus denen allein ein sicheres Urtheil über ihren Glauben wie über ihre kirchlichen Einrichtungen zu schöpfen war; theils das Bestreben des nachreformatorischen Waldenserthums, die alten Irrthümer zu verdecken und zugleich seinen Ursprung bis zur apostolischen oder mindestens bis zur kirchenväterlichen Zeit zurückzudatiren, brachte eine Unklarheit und eine Menge von Widersprüchen in die geschichtlichen Darstellungen jener Sekte (denn so müssen wir sie trotz aller Sympathie nennen), von denen auch Kirchenhistoriker wie Gieseler und Hahn in seiner „Geschichte der Ketzer in Mittelitalien", Bd. 2, nicht frei bleiben konnten. So verdienstlich auch in mehrfacher Hinsicht die zahlreichen Schriften sind, welche in neuerer und neuester Zeit von waldensischen Geistlichen in Bezug auf die Geschichte ihrer Kirche veröffentlicht wurden, so gebricht es diesen doch allentheils an der nöthigen Quellenkenntniß, theils verleitet sie der eben erwähnte Wunsch, eine Anknüpfung an die apostolische Kirche zu finden, zu höchst seltsamen Schlußfolgerungen, einseitigen Auffassungen oder zur Ignorirung wenn nicht zur Entstellung notorischer Thatsachen. Dies gilt besonders auch von den übrigens trefflichen Schriften Muston's in Paris, Monastier's und Amédée Bert's in Turin. Muston veröffentlichte „L'Israel des Alpes, première histoire complète des Vaudois" (Paris 1851), Monastier, „Histoire de l'église Vaudoise" (1847), und Amédée Bert, „I Valdensi, ossia i Cristiani cattolici secondo la chiesa primitiva" (Turin 1849). Letzteres Werk ist vielleicht noch mehr mit dem Herzen als mit dem Kopf geschrieben und trägt seine Tendenz schon in seinem Titel zur Schau. Auch hier, wie in so vielen andern Fällen, gebührt deutschen Gelehrten die Ehre, den Schleier, der über jener Sekte lag, wenigstens zum

*) Jetzt Professor an der waldensisch-theologischen Facultät in Florenz und Mitglied der Commission d'évangélisation.

größten Theile gelüftet zu haben. Diese sind Dieckhoff in Göttingen („Die Waldenser im Mittelalter", Göttingen 1851) und Herzog in Halle („Die romanischen Waldenser", Halle 1853), zumal der letztere, der die in den Bibliotheken zu Genf, Grenoble, Paris und zumal Dublin vorhandenen waldensischen Manuscripte studirte, größtentheils copirte oder übersetzte, alle wenigstens gewissenhaft benutzte. Leider gehen beider Schriften nur bis zur Reformationszeit, sodaß die spätere, allerdings weit bekanntere und weniger eigenthümliche Geschichte aus den obengenannten und ähnlichen waldensischen Schriften nach Vergleichung derselben mit den katholischen Historikern zusammengestellt werden muß.

Seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts hatten sich Waldenser in den Alpenthälern in der Nähe der Stadt Pignerol (Pinerolo) angesiedelt. Bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sie meist unangefochten gelebt, da sie sich äußerlich zum Katholicismus hielten und weder eigene Kirchen noch eigene Verwaltung der Sakramente hatten. Als sie aber im Jahre 1555, die von den waldensischen Synoden zu Agrogne und San-Martino gefaßten Beschlüsse sich aneignend, sich offen von der katholischen Kirche lossagten und wesentlich auf protestantischen Boden stellten, begann alsbald die blutige Verfolgung, die zu einem förmlichen Kriege zwischen ihnen und ihrem politischen Oberherrn, dem Herzog von Savoyen, führte. In dem Frieden von Cavours, der diesem ungleichen Kampfe 1561 ein Ende machte, wurde ihnen in den Thälern von Luserne, Perosa und San-Martino freie Religionsübung gestattet. Aber Bedrückungen und Verfolgungen hörten nicht auf: Regierung und Priester ließen kein Mittel unversucht den Ketzern und dem Ketzerthum den Garaus zu machen, sodaß sich sogar die protestantischen Mächte des übrigen Europa mehr als einmal ins Mittel legen mußten. Die Waldenser hielten treu am Glauben ihrer Väter wie an dem heimatlichen Boden. Endlich schlug die Stunde der Erlösung. Mit Pius' IX. Thronbesteigung begann die liberale Bewegung in Italien, die auch ihnen zugute kommen sollte. Freilich vom Papst hatten sie nichts zu hoffen. Auch Karl Albert von Sardinien, ein eifriger, um nicht zu sagen, ein bigoter Katholik, war ihnen keineswegs günstig gesinnt. Da entwarf ein Katholik, der Marquis Roberto d'Azeglio*), eine Petition an den König um politische und kirchliche Gleichstellung der Waldenser. Sie erhielt 600 Unterschriften, lauter geachtete Namen, darunter Männer wie Camillo Cavour und Cesare Balbo. Dennoch blieb diese Petition vorläufig unbeantwortet. Die neue piemontesische Verfassung vom 29. Jan. 1848 enthielt den Paragraph: „Die katholische Religion ist Staatsreligion; alle andern Culte werden geduldet nach Maßgabe der bestehenden Gesetze." Die bisher geltenden Gesetze aber behandelten die Waldenser als Ketzer und Ausgestoßene. So erregte diese Bestimmung nicht nur bei den Waldensern, sondern bei der ganzen freisinnigen Partei Erstaunen und Unwillen. Aber die Petition, von den einflußreichen Petenten persönlich wirksam unterstützt, schlug endlich durch. Am 17. Febr. 1848 erschien das Edict, welches den Waldensern die endliche Befreiung von dem seit Jahrhunderten auf ihnen lastenden Druck brachte. „Die Waldenser", hieß es darin, „treten von nun an in den Genuß aller politischen und bürgerlichen Rechte unserer katholischen Unterthanen. Alle entgegenstehenden Gesetze sind aufgehoben." Freudenfeuer auf den Alpen und die festliche Erleuchtung der protestantischen Gesandtschaftshotels feierten den Abend des schönen Tages. Bei dem Verfassungsfeste (27. Febr.) wurde den Waldensern der Vortritt bewilligt; in allen Straßen der Hauptstadt begrüßten sie die tausendstimmigen Evvivas auf die lieben wiedergewonnenen Brüder. Der 17. Febr. aber ist seitdem ein Hauptfesttag der waldensischen Kirche geworden.

Daß das Waldenserthum von diesem Augenblick an einen neuen Aufschwung nahm, und daß sich dasselbe besonders berufen fühlen mußte, den infolge der großen staatlichen Veränderungen in Italien für das Evangelium so günstig gewordenen Boden zu bebauen, war natürlich. Schon vor 1848 war der waldensische Prediger Amédée Bert als Geistlicher an der preußischen Gesandtschaftskapelle zu Turin angestellt und hielt hier französisch-waldensischen Gottesdienst, wie denn die Waldenser seit längerer Zeit, zumal seit der ihnen günstigen Napoleonischen Herrschaft fast ganz französirt waren. Im Jahre 1848 wurden seine Predigten zwar häufig von Katholiken besucht, doch fanden wenige oder keine Übertritte statt, und die Neugierigen verliefen sich, als der Reiz der Neuheit vorüber war. Im November 1851 wurde der Grundstein zu einer waldensischen Kirche in Turin gelegt, und bei dieser Gelegenheit erklärten vier katholische Piemontesen öffentlich ihren Übertritt zur waldensischen Kirche. Als der Tempel am 15. Dec.

*) Später Gesandter in England und Bruder des bekannten Schriftstellers und Staatsmanns Massimo d'Azeglio.

1853 feierlich eingeweiht wurde, war die Zahl der Proselyten bereits auf 300 gestiegen. Seit dieser Zeit findet dort allsonntäglich dreimal waldensischer Gottesdienst statt: Katechisation, evangelische und französische Predigt; außerdem Abendgottesdienst an den Wochentagen. Nicht selten nehmen auch Katholiken an den Andachtsübungen theil. Die katholische Bevölkerung im ganzen zeigt in Turin wenigstens Toleranz, wenn nicht geradezu Sympathie. Als Evangelist, d. h. Geistlicher (die alte Bezeichnung Barbe scheint von den Waldensern aufgegeben zu sein) fungirt de Sanctis, früher ein römischer Priester, Freund der Jesuiten, Professor der katholischen Theologie, Examinator in Rom, von Freund und Feind geachtet oder gefürchtet. Wegen seiner freien Lehrweise 1843 bei der Inquisition verklagt, wurde er nach zehntägiger strenger Haft unter Verdammung seiner Lehre begnadigt, ging 1847 nach Malta, trat hier zum evangelischen Glauben über, begab sich von da nach Genf und endlich zu den Waldensern. Seine durch scharfe Dialektik und zugleich feurige Begeisterung ausgezeichneten Flugschriften, in denen er dem römischen Katholicismus zu Leibe geht, sind nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Reformbewegung in Italien geblieben.

Das Waldenserthum beschränkt sich aber nicht auf die Hauptstadt, sondern entwickelte im ganzen damaligen Königreich Sardinien eine außerordentliche Thätigkeit. Im Jahre 1852 ward eine noch bestehende waldensische Zeitschrift gegründet: „La buona novella, giornale dell evangelizzazione italiana", sowie eine specifisch evangelische Buchhandlung, beides in Turin. Die Waldenser hatten es keinen Hehl, daß sie es für ihren Beruf hielten, an der Evangelisation Italiens nach Kräften zu arbeiten. Die Proselytenmacherei, bei den andern Confessionen und Religionsgemeinschaften nicht besonders berufen und wenigstens öffentlich meist in Abrede gestellt, gilt ihnen für Pflicht und gewissermaßen für das eigenthümlich charakteristische Merkmal ihrer Genossenschaft, die in ihrer Lehre und selbst in ihrem Ritus sich übrigens der reformirten Kirche außerordentlich genähert hat.

In Pinerolo, Nizza und La Tour wurden waldensisch-evangelische Kirchen erbaut. In Genua fand das Evangelium großen Widerstand von seiten des mächtigen Klerus und des von ihm fanatisirten Pöbels. Daß die Bildung einer Gemeinde dennoch gelang und ihr Bestand gesichert wurde, war zum nicht geringen Theil der begeisterten Beredsamkeit des ehemaligen Advocaten Mazzarella aus Gallipoli zu verdanken.

Bisher war alles rein waldensisch. Aber das Vorherrschen der französischen Sprache und ein vielleicht etwas engherziges Festhalten an den alten, von den Vätern überkommenen Formen des Gottesdienstes und Kirchenregiments machten vielen evangelisch Gesinnten die Unabhängigkeit von der waldensischen Tafel wünschenswerth. Dazu kam eine Spaltung in Genua, die durch den Verkauf einer alten, von der neuen evangelischen Gemeinde erstandenen Kirche, deren Benutzung aber durch den Einfluß des Erzbischofs den Waldensern untersagt worden, von einem katholischen Priester veranlaßt war. Schon vorher hatten sich in Turin und Genua zwei evangelische Vereine gebildet, und als ihre Versuche, sich mit der waldensischen Tafel auf einen freundschaftlichen, brüderlichen Fuß zu stellen, nicht gelungen, entstand zwischen den beiderseitigen Vorständen eine Art Erkaltung, um nicht zu sagen Eifersucht. Mazzarella, bisher waldensischer Geistlicher, trat infolge des erwähnten Kirchenverkaufs zu der Società evangelica in Genua über. Die Trennung ward vollständig, und der turiner und genueser Verein, sich zu gemeinsamer Thätigkeit verbindend, wirkten von nun an neben und außer den Waldensern. Die Versuche zur Wiederherstellung eines freundschaftlichen Verkehrs und gegenseitiger Unterstützung sind bisher gescheitert, und es besteht bisjetzt (d. h. bis zum Sommer 1861) zwischen der Società evangelica und den Waldensern gar kein Verhältniß. Beide Theile strengen alle ihre Kräfte an, um neue Mitglieder zu gewinnen und neue Gemeinden zu gründen, die bereits gegründeten zu befestigen und zu sichern. Doch dürfen wir, mit Ausnahme höchst weniger einzelner Fälle, in den beiderseitigen Bestrebungen nur eine wetteifernde Thätigkeit auf demselben großen Arbeitsfelde sehen, die mit christlich brüderlicher Gesinnung wol bestehen kann. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß allmählich die Hauptarbeit der Evangelisation Italiens den genannten Vereinen zufallen wird, besonders weil von ihnen am ersten die Stiftung einer italienisch-evangelischen Nationalkirche zu erwarten steht.

Aber auch die Waldenser haben seit jener ersten Trennung neue Anstrengungen gemacht. Sie fingen an, ihre Prediger wieder in der italienischen Sprache auszubilden und dieselbe bei ihrem Gottesdienst neben der französischen zu gebrauchen. Um ihren Alumnen Gelegenheit zu geben, das italienische Idiom an seiner reinsten Quelle zu studiren, wurde das im Jahre 1855 in La Tour, dem Hauptort der waldenser Thäler, gegründete evangelische Seminar nach Florenz

verlegt und dort zur evangelisch-theologischen Universität, besser Facultät, erhoben. Die Leitung der Evangelisation Italiens ging von der Tafel (der geistlichen Oberbehörde der Waldenser) an eine besondere Commission von fünf Mitgliedern über, an deren Spitze der Vorsteher des genannten theologischen Seminars, Professor Dr. Revel steht. In Mailand, Bergamo, Brescia, Livorno und dem Thale von Aosta wurden neue Gemeinden gegründet; an andern Orten wirkten, wenn auch nur vorübergehend, Reiseprediger, wie in Pavia und Neapel. Die Gründung einer Gemeinde in Pisa ist dagegen bisher gescheitert.*) Der Zulauf ist gewöhnlich anfangs sehr groß, die Zahl der wirklich Übertretenden und an dem neuen Glauben Festhaltenden dagegen meist gering.

Der evangelische Verein in Turin hatte inzwischen eine eigene neue Zeitschrift: „La luce evangelica", gegründet, die vieles Treffliche bringt, historische Elemente mit religiösen und theologischen verbindet und dem Geschmack wie dem Bedürfniß des italienischen Volks möglichst angepaßt ist. An der Spitze der Redaction wie des turiner Vereins überhaupt steht die calabresische Emigrantenfamilie d'Afflitto. Überhaupt hat Neapel, wo bis zum Jahre 1860 der Übertritt aufs strengste verpönt war, der protestantischen Sache in seinen ausgewanderten Bürgern mehrere tüchtige und eifrige Mitglieder zugeführt. Evangelische Hospitäler und Schulen wurden in Genua und Turin gegründet; überhaupt auf allen Gebieten des christlichen Lebens ein so großer Eifer entwickelt, wie es die stets sehr knappen Finanzmittel der zum größten Theil aus nicht nur geistlich, sondern auch leiblich Armen bestehenden Gemeinden irgend erlaubten.

Im Jahre 1855 veröffentlichte der turiner Verein sein Glaubensbekenntniß und seine kirchliche Verfassung, welches beides von den übrigen unabhängigen Vereinen fast unverändert angenommen ward und deshalb wol mit Recht als die Grundlage der entstehenden evangelischen Kirche Italiens angesehen werden darf. Wir begegnen darin zunächst der Verwerfung der alten, wie bereits bemerkt, in Italien sehr unbeliebten Namen, im übrigen einem entschiedenen Anschließen an den reformirten Typus, der in Italien vielleicht wegen des schärfern Gegensatzes gegen den Katholicismus, vielleicht auch wegen der Nachbarschaft und der daraus entspringenden größern Verbreitung und genauern Kenntniß desselben stets weit beliebter war als das Lutherthum.

Wir geben in Folgendem eine kurze Zusammenstellung des wesentlichen Inhalts der „Principien des Glaubens und der Zucht" **), mit dem Bemerken, daß der Originaltext sich in Inhalt und Form so genau wie irgendmöglich an die Heilige Schrift anschließt, aus welcher bei jedem Paragraphen die zu Grunde liegenden Stellen angezogen sind.

In den ersten Sätzen wird die Heilige Schrift in allen ihren kanonischen Theilen als göttlich inspirirt bezeichnet und als einzige Richtschnur für Glauben, Lehre und Wandel aufgestellt. Eine authentische, allgemein gültige Interpretation derselben durch Menschen wird verworfen, aber das apostolische Symbolum als Inbegriff des Glaubens der neuen Kirche bezeichnet.

Von der Erbsünde und der daraus hervorgehenden Unfähigkeit zum Guten ausgehend, erkennt die Gemeinde an, daß ihre Mitglieder nicht durch Werke der Gerechtigkeit, sondern nur durch die Gnade in Jesu Christo vor Gott gerechtfertigt werden können, wenn auch die Nothwendigkeit guter Werke und des Vermeidens sogar des bösen Scheins ausdrücklich als nothwendig bezeichnet wird.

Die Gottmenschheit Christi, des einigen Mittlers, der für der Menschheit Sünden gestorben und ihrer Gerechtigkeit willen auferstanden ist, wird nachdrücklich hervorgehoben und damit die Prädestinationslehre verbunden. („Wir glauben, daß Gott von Anfang an die Gerechten erwählt hat zur Seligkeit in der Heiligung des Geistes.")

Die Auferstehung der Gläubigen und die Verwandlung der dann Lebenden wird ausdrücklich getrennt von dem Tage des Gerichts am Ende aller Dinge, wo auch die Bösen auferstehen werden.

Die Kirche Jesu wird bezeichnet als die Gemeinschaft derer, die da glauben an Gott den Vater, Sohn und Heiligen Geist, erwählt von Gott dem Vater vor der Schöpfung der Welt,

*) S. „Rapport de la commission d'évangélisation au synode de l'église vaudoise le 21 May 1861" (Turin 1861), S. 14—15.

**) „Principj di fede e di disciplina, estratti dalla parola di Dio. Per servire di base alla chiesa evangelica italiana di Torino" (Turin 1855). Eine vollständige Übersetzung findet sich bei Witte, a. a. O., S. 91—101, und in Neigebaur, „Glaubensbekenntniß der italienischen evangelischen Kirche. Nebst einer kurzen Nachricht über die neuesten religiösen Bewegungen in Italien" (Magdeburg und Leipzig).

deren einiges Oberhaupt Jesus Christus, ihr Heiland, deren einiger Leiter der Heilige Geist und deren einige Richtschnur in Glauben und Wandel die Bibel ist.

Taufe und Abendmahl werden bezeichnet als Symbole und Pfänder des Heils von Christo: jene als ein Sinnbild der Abwaschung durch das Blut Jesu Christi und der Wiedergeburt durch den Heiligen Geist; dieses, „in welchem wir durch den Glauben seinen Leib und sein Blut empfangen", als eine stete Erinnerung an den Tod des Herrn.

Am Schlusse erklären die Unterzeichner, daß, wenn auch selbst an allen diesen Punkten festhaltend, sie doch alle diejenigen als Brüder im Herrn erkennen, welche den Namen Jesu anrufen, ihn als ihren Gott und Heiland erkennen und bekennen und in Sachen des Glaubens keine andere Autorität zulassen als die Bibel, wenn sie auch in andern Punkten nicht vollständig mit ihnen übereinstimmen.

Die neue Kirche nennt sich die evangelische. Sie erkennt keine Mitgliedschaft durch das Recht der Geburt an und will keine regelmäßigen Aufnahmen (Confirmationen), weil sie im Worte Gottes davon keine Spur findet. Die Kindertaufe ist facultativ; es wird den Ältern überlassen, ob sie ihre Kinder sofort taufen lassen oder damit bis zu ihrer Bekehrung (d. h. dem vor der Kirche abzulegenden Bekenntniß bei der Aufnahme) warten wollen.*)

Die Verfassung der Kirche ist durchaus republikanisch. Sie erkennt natürlich das allgemeine Priesterthum der Gläubigen, daneben aber auch noch ein besonderes Amt „zur Zurichtung der Heiligen zur Erbauung des Leibes Christi" an. Dasselbe wird durch Älteste und Diakone, die von der ganzen Kirche gewählt werden, verwaltet. Diese Erwählung ist jederzeit widerruflich: die Gewählten bleiben nur so lange im Amt, als die Kirche in ihnen die Gaben des Amts erkennt.

Die Kirchenzucht besteht in der brüderlichen Zurechtweisung und nöthigenfalls Ausschließung aus der Kirche. Sie wird nur von der ganzen Kirche geübt. Die Bedürfnisse der Kirche werden durch Collecten aufgebracht; auch soll dahin gestrebt werden, daß das apostolische Almosensystem, d. h. die Übertragung der milden Gaben des einzelnen an die Kirche, zur Bildung einer von den Diakonen verwalteten Unterstützungskasse wieder eingeführt werde.

Man sieht, obgleich durchaus protestantisch, haben Glaubensbekenntniß und Kirchenverfassung doch manches Eigenthümliche, um nicht zu sagen Seltsame, was sich besonders durch das Bestreben erklärt, nur das in der Bibel klar Ausgesprochene als bindend anzuerkennen und sich möglichst an den Typus der ältesten apostolischen Kirche anzuschließen. In der Verfassung werden Zeit und Erfahrung ohne Zweifel noch viele Veränderungen als nothwendig herausstellen. In Bezug auf das Predigtamt besteht noch ein Provisorium. Zwar haben die Gemeinden geprüfte und durch Handauflegen gewählte Diener des Worts; doch ist nach der Predigt des Geistlichen jedem Gemeindemitglied gestattet zur Versammlung zu reden. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß die Reaction gegen die katholische Überwucherung mit Förmlichkeiten und Ceremonien der evangelischen Kirche Italiens die Gefahr allzu großer Formlosigkeit nahe legt.

Der Gottesdienst in der neuen Kirche beginnt mit einem meist vollen und gut ausgeführten mehrstimmigen Gesange. Bereits sind eine Anzahl italienischer evangelischer Gesangbücher erschienen.**) Sie enthalten theils Originallieder, theils Übersetzungen, viele recht gelungen, wenn wir auch bei manchen die Einfachheit in Ausdrucksweise und Metrum ungern vermissen. Unter den Melodien finden sich auch die einiger bekannter deutscher Choräle. Die Lieder werden ohne Instrumentalbegleitung gesungen. Es folgt ein von dem Evangelisten (Ältesten) oder einem Diakonen gesprochenes Gebet. Zuweilen vertritt auch hier ein Laie die Stelle des Geistlichen. Nach dem Amen der Gemeinde erfolgt die Verlesung eines freigewählten Abschnitts der Schrift; dann die Predigt. Ein Perikopenzwang findet nicht statt. Erheben sich nach der Predigt nicht freiwillige Redner, so spricht der Prediger ein Schlußgebet, worauf die allsonntägliche Abendmahlsfeier folgt. Dieselbe ist äußerst einfach und erinnert in ihrer Form (Brot und Wein werden auf den Plätzen sitzend genossen) an die Liebesmahle der apostolischen Kirche.

Außer dem sonntäglichen Gottesdienst finden auch an den Werkeltagen Versammlungen statt; theils Bibelstunden für die Gemeinde, theils besonders für Nichtmitglieder bestimmte

---

*) In der Praxis scheint man bisher ausnahmslos an der Kindertaufe festgehalten zu haben.

**) Die beiden bedeutendsten Sammlungen sind: „Inni e cantici ad uso dei Cristiani d'Italia" (Turin 1854); „Inni e canzoni ad uso dei Cristiani evangelici d'Italia" (Florenz 1860); die Titel der übrigen nebst einigen Beispielen stehen in Original und Übersetzung bei Witte, a. a. O., S. 105—106.

congregazioni d'evangelizzazione, deren Verhandlungen sogar zuweilen einen polemischen Charakter gegen die katholische Kirche annehmen.

Eine größere Wirkung als diese Versammlungen bringt die fortwährend, zumal von waldensischer Seite, mit großem Eifer betriebene Verbreitung der Heiligen Schrift in italienischer Sprache hervor. Colporteure tragen sie in ganz Italien umher, nicht immer ohne Gefahr für Eigenthum, Gesundheit und Leben. Von 1858—59 wurden in Oberitalien 30000 Bibeln verkauft, auch 600 Neue Testamente an Juden. Nach einer ungefähren Schätzung verkauften die Colporteure der Waldenser vom Mai 1860 bis Mai 1861 allein 50000 Bibeln und Neue Testamente.*)

Die Gesetze gegen die Proselytenmacherei waren bis in die neueste Zeit noch streng genug, aber ihre Auslegung durch die gegenwärtige italienische Regierung die mildeste. Es ließe sich eine ganze Reihe von Fällen anführen, wo dieselbe die von einem dem Protestantismus feindlichen Geiste dictirten Verordnungen und Verfügungen ihrer untergeordneten Behörden zu Gunsten der evangelischen Kirche reformirte. Doch muß auch die Regierung vorsichtig zu Werke gehen: sie darf sich noch nicht den ganzen mächtigen Klerus zum Feinde machen, und hat zumal in Unteritalien starke Vorurtheile des unwissenden und fanatischen Volks zu schonen. Daß katholische Priester das Volk hier und da aufzuhetzen verstanden, daß Störungen öffentlicher Feierlichkeiten, zumal Leichenzüge, sowie Verweigerungen christlichen Begräbnisses vorgekommen, darf nicht in Erstaunen setzen. Selbst an groben Mishandlungen hat es nicht gefehlt, wie noch im Laufe des Jahres 1861 deren der fanatische Pöbel an allen des Protestantismus Verdächtigen ausübte. Doch dies sind nur Ausnahmen. Im allgemeinen verhält sich die katholische Bevölkerung den Bekennern der neuen Sekte gegenüber theils indifferent, theils freundlich und brüderlich. Daß der römische Klerus alle möglichen Anstrengungen macht, um dem sehr unverblümt ausgesprochenen Bekehrungseifer der „Evangelisatoren" entgegenzuarbeiten, ist ihm wol nicht zu verdenken.

In einzelnen Fällen sind evangelische Geistliche durch ihr allzu offenes Auftreten für die Reform bestraft worden. Aber die Processe und die verdammenden Urtheile selbst waren wahre Pyrrhussiege für die Gegner, moralische Triumphe für die Verurtheilten und die neue Lehre. Der neue (unsers Wissens zur Zeit, 1861, noch nicht in Kraft getretene) Strafcoder stellt die andern bisher nur geduldeten Culte in jeder Hinsicht der Staatsreligion gleich; mit den Verfolgungen hat es von nun an also wol vollständig ein Ende.

Man darf sich jedoch keineswegs der Illusion hingeben, als seien bereits massenhafte Übertritte erfolgt oder als sei zu erwarten, daß Italien binnen kurzem protestantisch werden würde. Derartige Anschauungen, wie sie sich zuweilen in auswärtigen, zumal englischen Blättern finden, entbehren nicht nur aller thatsächlichen Begründung, sondern zeugen auch von einer vollständigen Unkenntniß der vorhandenen Verhältnisse. Schon oben wurden die Hindernisse angedeutet, die einer raschen Verbreitung des Evangeliums im Wege stehen. Dennoch ist, besonders wenn der Papst selbst und der Ultramontanismus so wacker mitzuhelfen fortfahren, eine stete, wenn auch langsame Zunahme der evangelischen Gemeinden, deren Zahl sich jetzt auf etwa 20 belaufen mag (die altwaldensischen ungerechnet) mit Sicherheit zu erwarten. An Eifer, wie gesagt, an Begeisterung für ihre Sache, auch an evangelischer Weisheit fehlt es den Führern nicht, wol aber an Geld. Die meisten Beiträge fließen aus England; auch der Gustav-Adolf-Verein steuert im ganzen und einzelnen, selbst Schweden und Nordamerika senden Unterstützungen. Dennoch ist das Bedürfniß noch nicht befriedigt.

Hier und da sind, wie neuerdings in Florenz, bedauerliche Spaltungen vorgekommen, aber meist wieder ohne fremde Dazwischenkunft ausgeglichen. In Florenz bestanden eine Zeit lang fünf verschiedene, sich evangelisch nennende kirchliche Genossenschaften nebeneinander. Sie wurden besonders durch den Eifer des Professors Borioni vorübergehend**) wieder zusammengefügt.

*) S. „Rapport de la commission etc.", S. 17.

**) Leider war diese Vereinigung nie ganz vollständig und nur von kurzer Dauer. Im gegenwärtigen Augenblick (August 1861) finden sich in Florenz: die Plymouthisten (hauptsächlich durch die Bemühungen zweier eifriger Engländerinnen zusammengebracht und ziemlich zahlreich), die, alle festen Ämter in der Kirche verwerfend, dem Heiligen Geist allein die Verwaltung der Kirche wie die Erbauung der Gemeinde überlassen wollen; die bischöflichen Italiener (Italiani episcopali), die sich so nennen, weil sie im Gegensatze zu den Vorhergehenden das bischöfliche Amt in der Kirche für nothwendig anerkennen, in sehr geringer Zahl; die Irvingianer, etwa acht bis zehn; die Waldenser, die seit der Übertragung der theologischen Facultät nach Florenz ebenfalls ein eigenes gottesdienstliches Lokal (in der Via vigna nuova) haben und jetzt wol die zahlreichsten sind. Endlich hält sich ein wesleyanischer Geist-

Dieser, ein Bruder des Bischofs von Loreto, zeigte seit seinem Übertritt einen Eifer ohne gleichen für die neue Kirche. Noch am 16. Febr. 1861 wendete er sich an die deutschen Protestanten, um Beiträge für seine Gemeinde, „die er nach großen Kämpfen gegen den Parteigeist gebildet“, zu erhalten. „Die religiöse Bewegung in Italien“, sagt er, „hat eine große Ausdehnung gewonnen; es fehlen aber Prediger und Mittel. Unsere Gemeinde wird von den römischen Priestern verfolgt, die uns öffentlich in der schamlosesten Weise mit den schändlichsten Verleumdungen gegen Luther, den Protestantismus und die Bibel angreifen.“ *) Wenige Monate nachher war derselbe Borioni wieder gut römisch und im Dienste des Erzbischofs von Florenz. Sein Beispiel steht wol kaum ganz vereinzelt da.

Übrigens blüht gerade am Arno das evangelische Leben wie kaum irgendwo in Italien. Die aus acht Professoren bestehende waldensische Universität, eine tüchtige Knaben- und Mädchenschule, ein von Kaiserswerth dorthin verpflanztes Diakonisseninstitut, endlich der wirksame Schutz des trefflichen, seit 1860 leider abgetretenen Bettino Ricasoli (des jetzigen italienischen Premierministers) haben bewirkt, daß wir die ehemalige toscanische Hauptstadt, wie sie den Mittelpunkt des italienischen Culturlebens überhaupt bildet, auch neben Turin als eins der Centren des evangelischen Lebens auf der Halbinsel betrachten können.

So sehen wir die protestantische Bewegung in Italien, soweit sie in neuen Gemeindebildungen und öffentlichen Übertritten zu Tage geht, zwar überall bereits lebendig, doch auch überall noch in sehr bescheidenen Grenzen. Aber die römisch-katholische Kirche hat in den Herzen eines sehr großen Theils derer, die ihr noch durch Geburt oder Gewohnheit anhängen, längst allen Grund und Halt verloren. Wie Garibaldi es offen ausspricht, so denken Unzählige in Italien: Das Christenthum ist die Religion der allgemeinen Menschenliebe und der Freiheit. Deshalb fort mit aller Exclusivität, fort mit Papstthum, Hierarchie und Despotismus! Humanität, Freiheit und Vaterland — das sind die großen Stichworte des Tages.

Die Vaterlandsliebe ist jetzt bei einem großen Theil des italienischen Volks die höchste Religion, denn sie ist das höchste Princip seines Handelns. Deshalb wäre es eine Thorheit, wollte man leugnen, daß der Ausgang der kirchlichen Bewegung zum großen Theil durch die Entwickelung der politischen Verhältnisse auf der Halbinsel bedingt sein wird. Der Antagonismus zwischen dem Papstthum und dem Königreich Italien kann in der bisherigen Weise nicht mehr lange fortdauern. Sollte er sich friedlich lösen und der Papst in Italien und Italien beim Papst bleiben, so ist kaum zu erwarten, daß sich in nächster Zeit ein bedeutender Theil der italienischen Bevölkerung von der katholischen Kirche lossagen wird. Kommt es hingegen zu einem vollständigen Bruche zwischen Victor Emanuel und Pius IX. oder dessen Nachfolger, so liegt die Verwirklichung der keineswegs neuen Idee einer italienischen Nationalkirche durchaus nicht im Bereich der Unmöglichkeit. Man würde dabei bald genug inne werden, daß eine katholische Kirche ohne die absolut monarchische Spitze eines unfehlbaren Papstthums ein Unding ist, und die Bildung einer Nationalkirche würde sich als ein, wenn auch der Form und dem Namen nach modificirter massenhafter Übertritt zum Protestantismus mit der Dynastie und der Regierung an der Spitze herausstellen. Auch das Waldenserthum in seiner neuesten Erscheinung ist nur noch ein Zweig an dem großen Baum der evangelischen Christenheit, sein abgesondertes Bestehen mehr in geschichtlichen Überlieferungen und einigen Eigenthümlichkeiten der äußern Verfassung als in wirklichen Verschiedenheiten des Glaubens und der Lehre begründet. Vielleicht wird das Waldenserthum, so gut wie die evangelischen Vereine, in nicht allzu langer Zeit in der neuen evangelischen Nationalkirche aufgehen.

Rosa Bonheur,

französische Thiermalerin.

Vor etwa vierzig Jahren lebte in Bordeaux — man wundere sich nicht, wenn meine Lebensschilderung wie ein Roman anfängt; ich denke keinen zu schreiben, aber was ich erzählen will, klingt beinahe wie ein Märchen — vor etwa vierzig Jahren, wie gesagt, lebte in Bordeaux ein junger, hoffnungsvoller Maler, der Zeichenlehrer wurde und alle glorreichen Aussichten und Plane für die

licher seit einiger Zeit in Florenz mit der ausgesprochenen Absicht auf, sobald er der italienischen Sprache hinlänglich mächtig sein werde, für seine Sekte zu werben.

*) S. „Neue evangelische Kirchenzeitung“, 1861, Nr. 10.

Zukunft aufgab, um sicher und schnell das Brot zu verdienen, das seinen Ältern mangelte. Noth, Krankheit und Altersschwäche konnten nicht warten, bis er sich zum großen Maler ausgebildet. Solch eine Selbstverleugnung war gewiß sehr rühmlich; mein Märchen, eine wahre Geschichte, ist jedoch damit nicht zu Ende. Der Zeichenlehrer bekam zur Schülerin ein armes Mädchen, in Altona bei Hamburg geboren, das nebst einer angenehmen Gestalt eine reiche Erziehung, aber sonst keine Aussteuer empfangen hatte, als Jugend, Geist und Charakter. Das war, genau ausgerechnet, eine herrliche Mitgift. Auch wurden der arme junge Zeichenlehrer und das junge Mädchen ohne Geld bald einig über ein Bündniß, wozu jeder sein Herz, seine Jugend und Zukunft als Betriebskapital mitbrachte; die junge Frau, eine gute Klavierspielerin, gab Musikunterricht. Sie liebten sich zärtlich, warteten treu und redlich ihres Berufs, linderten die Leiden der alten Leute, und zur Belohnung schenkte ihnen der Himmel viele Kinder. Ich sagte der Himmel, hätte aber auch sagen können die Feen, denn alle Kinder empfingen bei ihrer Geburt die Gabe des Talents, welches ihr Vater seinen armen Ältern zu Liebe aufgeopfert hatte. Eins der Kinder ward von den über das Schicksal der Menschen waltenden Geistern vorzüglich bedacht: dieses Kind ist Rosa Bonheur; der Zeichenlehrer hieß Raymond Bonheur. Der gute Mann hatte nur, was er und seine Frau durch Stundengeben gewannen, und hatte deshalb wenig, erwarb jedoch allmählich so viel, daß der von dem lateinischen Dichter gepriesene kleine Wohlstand in seine Wirthschaft und Haushaltung einzukehren begann, als seine Gattin starb und ihm die Sorge für die Erziehung seiner vier Kinder allein überlassen blieb. Der längere Aufenthalt in Bordeaux, wo er bei jedem Schritt die Spur seines geschwundenen Glücks antraf, war ihm verleidet; er zog mit seiner jungen Familie nach Paris, um in der Hauptstadt sein Heil zu versuchen. Fleißig, sparsam und nur bedacht auf die Zukunft seiner lieben Kinder, arbeitete er dafür mit dem unablässigsten Fleiß und der seltensten Anstrengung 15 Jahre, lebte eingezogen, versagte sich alle Zerstreuungen, die von jenem Ziele ablenkten, und folgte erst seinem Hange zur Malerei, als alle seine Kinder erzogen waren. Im Jahre 1849 raffte ihn die Cholera hinweg; er besaß Eigenschaften, welche die Welt nicht achtet und daher auch nicht belohnt. Sein Ende war wie sein Leben unvermerkt.

Nachdem ich dem Vater das Lob gesteuert, das all die aufopfernde Redlichkeit und Zärtlichkeit, die er für die Erziehung seiner Familie hatte, wie mich dünkt, verdienen, schreite ich zur weitern Erzählung meines Märchens, d. h. der Geschichte seiner ältesten Tochter.

Rosa Bonheur, 1822 in Bordeaux geboren, war etwa zehn Jahre alt, als sie mit ihren zwei Brüdern und einer jüngern Schwester nach Paris kam zu einer alten Haushälterin, die in den Elyseischen Feldern wohnte. Ihre Pflegemutter schickte sie in die benachbarte Schule der geistlichen Schwestern in Chaillot; allein noch in den Jahren der Kindheit war ihr nichts unangenehmer gewesen als die Lehrstunde, und hatte sie nur lesen und schreiben gelernt durch die Mitbetheilung eines Papagais, der die Stimme ihrer Mutter nachahmte und sie zu den mütterlichen Lectionen rief. Auch jetzt kannte sie nie den geraden Weg nach der Chaillot'schen Schule, aber desto besser den Umweg nach dem Boulogner Hölzchen, das damals, im Jahre 1832, noch kein gekämmter und gestutzter Ziergarten war wie jetzt, sondern ein junger Wald mit wildwachsenden Eichen, Tannen und Gebüschen. Hier ward ihrem Kinderauge der erste, unbefangen aufnehmende Blick auf die freie Natur vergönnt, und hier weilte sie bald am liebsten und längsten, denn sie fand da Gegenstände, die ihre Neigung stärker anzogen als die Wörter und Sachen, womit man sie in der Schule beschäftigte, und deren Verstand, Grund, Zusammenhang, Gebrauch sie nicht begriff. Da eben keine strenge Aufsicht über sie geführt wurde, so besuchte sie die Stunden sehr nachlässig und lernte nach etlichen Jahren zu dem Lesen und Schreiben, das sie schon nothdürftig wußte, nicht viel mehr hinzu als ein paar Bruchstücke aus dem Katechismus und Gebetbuch. Nun aber kam in Frage, was sie weiter lernen, d. h. welchen künftigen Beruf und Erwerbszweig sie wählen solle. Diese Frage, bei der sie noch nicht mitzureden hatte, entschied sich für sie sehr ungünstig: sie wurde zu einer Modeschneiderin in die Lehre gegeben. Bei der geringen Lernbegier und Fähigkeit, die sie bisher bewiesen hatte, meinte man, daß sie zu nichts anderm tauge. Ihre zwei Brüder waren in eine Erziehungsanstalt gekommen, wo ihr Vater den Betrag des Kostgeldes damit bezahlte, daß er den dortigen Zeichenunterricht besorgte, und die jüngste Schwester blieb noch bei der alten Haushälterin. Man kann sich vorstellen, was die kleine Rosa in den acht Tagen aushielt, die sie beständig sitzend und nähend verlebte, unterdessen sie die Sonne scheinen sah und in Gedanken die Vögel singen und das Laub säuseln hörte. Als ihr Vater sie nach Verlauf dieser Marterwoche besuchte, fand er sie so abgeblaßt und abgehärmt, fiel sie ihm so innig um den Hals mit der flehentlichen Bitte ihr diese Qual zu sparen,

daß er fühlte, was sie gelitten hatte. Er brachte sie sofort nach einer Mädchenpension und ließ sie hier aufnehmen, indem er, wie für ihre Brüder, das Kostgeld mit drei Zeichenstunden in der Woche abtrug.

Die Schularbeiten in der Pension kosteten ihr viele Mühe und Überwindung, weil diese Arbeiten ein anhaltendes Sitzen erfordern und oft Anlaß geben nichts zu thun oder wenigstens müßig in Gedanken zu sein, während die Hand mit Verdruß sich beschäftigen muß. Nur beim Zeichnen betheiligten sich ihre Hand und Seele mit gleicher Lust und Emsigkeit. Die Bilder und Kupferstiche, die sie im älterlichen Hause Gelegenheit hatte zu sehen, waren die erste Nahrung des Kunsttriebs gewesen, der seit ihrem sechsten Jahre, wo sie zu schreiben anfing, sich in ihr regte. Sie versuchte schon damals, alles was ihr vorkam nachzuahmen, und fand mehr Vergnügen daran, einen Hund oder einen Gaul auf der Straße abzuconterfeien, als ein A und B von ihrer Vorschrift nachzuzeichnen. Diese ersten kinderhaften Bestrebungen des erwachten Kunsttriebes erhielten nun, seit sie die Pension betreten hatte, einen stärkern Anstoß. Hier empfing sie den ersten förmlichen Unterricht im Zeichnen, und brauchte keine lange Zubereitung, um andere zu überflügeln. In der Zeichnenklasse war sie die fleißigste Arbeiterin und bei jeder Schulmusterung die erste Siegerin; ein Vorzug, der ihr von ihren Mitschülerinnen ohne Neid gegönnt ward. In den andern Schuldingen stand es dafür desto schlechter mit ihrem Ruhm. Hier that sie sich weder durch Fähigkeit zum Lernen, noch durch Fleiß hervor. Ihr Geist war gewöhnlich abwesend, entweder im Boulogner Walde bei den Blumen und Schmetterlingen oder zu Hause bei den Kupferstichen und Zeichnungen ihres Vaters. Bücher hatten für sie keinen Reiz; ihr gefielen davon nur die weißen Blätter, wo sie Kaninchen und Enten zeichnen konnte. Sie lernte nie rechnen, und der Rechenmeister fand öfter Figuren und Thiere als Zahlen auf ihrer Tafel. Ihre Schreibebücher waren gleichfalls mit allerlei Skizzen ausgeschmückt: grasende Schafe in den Regeln von den Participien, ein schöner Esel mit ausschlagenden Hinterbeinen gegen das Vorderperfectum oder dergleichen neckische Zeichnungen, womit sie sich für die grammatikalischen Widerwärtigkeiten, die sie täglich auszustehen hatte, entschädigte. Ebenso wenig wollten Geschichte und Geographie in ihren Kopf. Sie wußte in beiden unter den Lernenden immer am wenigsten, und weder Scheltworte noch Bestrafungen vermochten sie aus dieser anscheinenden Geistesdumpfheit aufzurütteln, sodaß die Lehrer sie für ein erzdummes Mädchen hielten und ihr prophezeiten, daß in ihrem Leben nichts aus ihr werden würde. Aber auch das schien sie wenig zu kümmern, und verstärkte noch ihren Widerwillen gegen die harte Schulspeise. In der That verließ sie mit 16 Jahren die Pension so unwissend, daß sie in der Folge wenig oder nichts von dem dort Gelernten zu vergessen hatte.

Mehr und mehr von dem Reize ergriffen, der in der Kunst liegt, faßte Rosa Bonheur schon in der Pension den Entschluß, sich der Malerei zu widmen. Der Vater, welcher die immer wachsende Neigung seiner Tochter zum Zeichnen bemerkte und von ihren Anlagen dazu täglich neue Beweise sah, willigte in ihr Verlangen, bei ihm das Malen zu lernen. Das junge Mädchen aber war nicht gemeint, die Kunst nach gewöhnlicher Damenart zum bloßen Zeitvertreib oder Broterwerb auszuüben; sie bemühte sich, in vollem Sinne des Worts Künstler zu sein. Von dem Augenblick an, daß ihr Vater sie wieder aus der Pension und zu sich selbst in Unterricht nahm, warf sie den frischen Muth eines erlösten Herzens in die Arbeit und betrieb die Studien mit bewundernswürdiger Treue, Ordnung und Eifrigkeit. An die Stelle des muthwilligen und lernscheuen Mädchens trat der leidenschaftlich arbeit- und strebsame Künstler. Den Tag über zeichnete und malte sie; abends ergriff sie das Bossirholz und modellirte in Wachs oder Thon. So trieb sie es zwei Jahre lang. Merkwürdigerweise war ihr damaliges Bestreben auf die Geschichtsmalerei gerichtet; denn sie wollte solche Bilder wie die von Rafael, Poussin, Lesueur malen lernen, und studirte zu diesem Zwecke vor allem die Werke jener Meister im Louvre, wo sie nie eine Sitzung versäumte, wenn sie nicht zu Hause arbeitete. Sonderbar! Karel Dujardin, Albert Cuyp, Paul Potter, in deren Fußtapfen sie später so rühmlich eintreten sollte, wurden von ihr kaum eines flüchtigen Blicks gewürdigt. Das junge Mädchen schwärmte für die Hoheit der Antike, für das Feierliche der stilistischen Historienmalerei in dem Sinne der römischen Schule zur Zeit Rafael's; ein heißer Wunsch auch einmal so etwas hervorbringen zu können, erfüllte sie. Sobald aber ihr Talent zum eigenen Bewußtsein und zum ersten Ansatz der Reife gelangte, erschrak sie vor den Gräben, über die sie hinübermußte, um nach den Gipfeln hinzukommen, wo die auserlesene Schar der großen Historienmaler wohnt und unter Palmen und Lorbern von dem bestandenen Kampfe ausruht. Die Weiberkleider, fühlte sie, machten jene bösen Gräben, welche die herkömmliche Sitte und Meinung vor ihrem Geschlechte aufgeworfen

hat, für sie unüberspringbar. Die Vorstellung von der Gefahr des halsbrechenden Sprunges und die Neigung einen Platz unter den großen Stilmalern einzunehmen, kämpften miteinander, und auch ihr ward die Beängstigung und Gärung der Seele nicht erspart, wodurch alle höher begabten Geister den Verhältnissen der Welt gegenüber aufgeregt werden, bis hellere Einsicht oder Entsagung ihrem Wesen die nöthige Ruhe verleiht und ihrem Streben die rechte Bahn zeigt. Sie sann und überlegte lange, ihr widriges Geschick anklagend, das sie zu einem Geschlecht verstoßen habe, wobei der innerste Grundtrieb ihrer Seele sich unbefriedigt in sich selbst verzehren müsse. Wie es in trüben Lebenslagen geschieht, daß man an heitere Tage zurückdenkt, so erwachte bei Rosa Bonheur die Erinnerung an die Kreuz- und Querzüge ihrer Kinderjahre im Boulogner Hölzchen, an die Lust, mit der sie als kleines Mädchen nach dem blauen Himmel, nach dem Sonnenglanz auf dem frischen Grün geschaut, an die wunderlichen Stimmen, die sie aus den flüsternden Halmen und rauschenden Blättern gehört; bewaldete Anhöhen, von den Strahlen der Abendsonne vergoldet, grasreiche Wiesen, angefüllt mit brüllendem Vieh, Gruppen harmlos spielender Kinder, Landleute in heiterer Ruhe oder fröhlicher Arbeit, alles, was nöthig scheint, um das Bild eines goldenen Zeitalters zurückzurufen, stand plötzlich vor ihren Augen. Dieser Anklang aus der Kinderzeit war für sie eine Offenbarung, und sie erhob sich von der langen Frage an ihr Talent mit neuem Selbstgefühl und sicherm Aufschluß. Sie lenkte nun ihre Schritte nach einer ganz andern Seite gegen einen sanften Hügel, an dessen Abhang die sogenannten „kleinen Meister" in idyllischer Umgebung hausen. Auf diesem Wege hatte sie keine unübersteigliche Widersprüche und Hindernisse zu fürchten, und selbst die bisher auf das Studium der Historienmalerei gewandte Zeit war nicht verloren: denn einer der größten Vorzüge des spätern Thiermalers ist die ungemeine Bestimmtheit in der Zeichnung, und diese hat sie ohne Zweifel hauptsächlich ihrer ersten Richtung zu verdanken. ...

Mit dem Eifer, den sie bisher aus der Fülle ihrer Verehrung für die Meisterwerke der Kunst geschöpft hatte, trachtete nun Rosa Bonheur den Erscheinungen der Natur beizukommen. Gleich den andern Morgen nach ihrem Entschluß umzusatteln wanderte sie, mit dem Malerapparat auf dem Rücken, vors Thor hinaus, um die Landschaften des Meisters zu studiren, der von Schulen und Manieren nichts weiß, und seine Bilder mit einem sehr leserlichen, aber schwer zu deutenden Monogramm bezeichnet. Sie blieb, was es auch für Wetter sein mochte, zu halben und ganzen Tagen im Freien und suchte in den Stil dieses gefälligen und unergründlichen Meisters einzugehen, der seine Werke bei jedem Schritt unserer Anschauung darbietet. Bisweilen nahm sie anstatt des Farbenkastens einen Bossirsessel und ein großes Stück Thon und übte sich im Nachmodelliren der Thiere, was natürlicherweise im Anfange, wo sie keine andere Anleitung hatte als angeborene Fähigkeit und gleichsam alles selbst erfinden mußte, sehr schwer ging. Doch glaubte sie, es auf keine andere Weise lernen zu können, und da sie sah, daß sie doch allmählich weiter kam, so verlor sie den Muth nicht; im Gegentheil feuerten sie diese Schwierigkeiten nur noch mehr an, und der Gedanke, sie aus eigener Kraft überwinden zu können, und ihre Kunst keinem Lehrer schuldig zu sein, schmeichelte ihrem Ehrgeiz. Mit ihrem Talent für Plastik würde sie sich als Thierbildner bald einen Namen haben machen können, wenn sie nicht vorerst nach dem Ruf eines Thiermalers gestrebt hätte. Dazu wäre ihr der Aufenthalt auf dem Lande, wenn auch nicht unbedingt nothwendig, doch gewiß sehr förderlich gewesen, und eigentlich hätte sie auf einem Ritter- oder Pachtgut leben und studiren müssen; aber die Dinge fügen sich in dieser Welt nicht immer so, wie sie sollten. Rosa Bonheur mußte in Paris leben, einem sehr unländlichen und unidyllischen Ort, wo freilich Pferde, Hunde und Katzen in Menge vorhanden sind, aber Ochsen, Kühe, Kälber und Schafe nur als Mörbraten, Roastbeef, Beefsteaks, Nierenstücke und Carbonnaden hinkommen. Um sich einen Begriff zu machen, wie sie vor einer so schrecklichen Zurichtung aussehen, mußte Rosa Bonheur sie meilenweit von Paris aufsuchen und sich auch da mit geringer Auswahl begnügen. Selbst diese Studien unterbrach der Winter, wo sie, vom Lande abgeschnitten, in der Rue Rumfort im sechsten Stock sich mit einem einzigen lebenden Modell, einem Schaf, behalf, das in einem Breterhäuschen auf einer Terrasse einquartiert war. Ökonomische Umstände und Raumverhältnisse untersagten ihr schlechterdings, mehr Vieh zu halten; sie hatte aber einen Hülfsstall an dem Schlachthause der Vorstadt Le Roule, das sie dreimal in der Woche besuchte. Nebenbei studirte sie die ältern Meister ihres Fachs, und wenn sie keine Kühe und Schafe in natura weiden sehen konnte, so ging ihr nichts über den Anblick eines Paul Potter, eines Albert Cuyp, die ihr in Paris zu einer behaglichen, ländlichen Stimmung verhalfen. Wie sehr sie aber auch zu diesen Bildern sich hingezogen fühlte und dabei denken mochte, daß sie auch wol dahin gelangen könne, dergleichen zu malen, so bemühte sie

sich doch, mehr die Natur selbst als die berühmten Meister nachzuahmen: ihre Thiere sollten den Potter'schen an Naturähnlichkeit gleichen, aber dabei doch einen selbständigen Charakter lebendiger Lokalwahrheit haben. Von Einflüssen, die sie von den Künstlern und Kunstwerken, mit denen sie in Berührung kam, erlitten, ist ihren Arbeiten wenig oder nichts anzumerken.

Ihre Eigenthümlichkeit entwickelte sich immer entschiedener; sie fand Käufer für ihre Bilder, und beschloß, sich damit in die öffentliche Ausstellung zu wagen. Sie trat hier 1841 zum ersten mal mit zwei kleinen Stücken auf, und lieferte seitdem fast zu jeder Ausstellung einen Beitrag von mehreren Bildern, obschon sie sehr streng gegen sich ist und nicht leicht ein Gemälde aus ihrer Werkstatt läßt, wenn sie damit nicht zufrieden ist. Ihre Werke verschlugen anfangs nicht viel, gewannen aber allmählich Freunde, zunächst freilich nur unter den Kunstverständigen, und besonders gefiel eine Viehheerde, die auf einem Wege getrieben wird (1846). Rosa Bonheur war aus dem nächsten Umkreise der Hauptstadt, in dem sie bisher sich bewegte, herausgekommen, und hatte von einem Ausfluge nach dem Cantal, einem durch treffliche Weiden und Viehzucht bekannten Landstrich der Auvergne, frische und starke Eindrücke mitgebracht, die sich in jenem Bilde äußerten und auch in ihre nächstfolgenden Arbeiten übergingen. Die Cantal'schen Stiere auf der Ausstellung des Jahres 1848 ernteten lebhaften Beifall, nicht von Kennern allein, sondern auch von der kunstliebenden und schaulustigen Welt. Die Composition ist im Geschmack des Cuyp. Die Rinder haben das Werk der Sättigung vollbracht und liegen wiederkäuend im Grase. Es sind herrliche Thiere, und man könnte sich auf das ruhig Majestätische ihres Aussehens gegen diejenigen berufen, welche die Behauptung, daß die Gestalt des Hercules von einem Stiere entlehnt sei, der Würde dieses Gottes für unangemessen halten. Die Köpfe haben fast einen Ausdruck von gütiger Größe. Die schwarzen Schnauzen glänzen von dem warmen Hauch des nassen Athems, und die großen Augen, von welchen die sich auf Schönheit verstehenden Griechen einen schmeichelhaften Vergleich für die Augen der Schwester und Gemahlin des Zeus hernahmen, leuchten starr unter den gebogenen Augenlidern, die, von der träumenden Schläfrigkeit des Thiers überwältigt, die Säume ihrer rothen Wimpern nickend herabsenken. Die Sonne beschillert mit Licht und Schatten ihre mastigen Nacken und breiten Hüften. Nichts ist vergessen, nicht einmal der weiße Speichel, der wie Schaum aus ihrem von der Arbeit des Kauens in Bewegung gesetzten Maule fließt, und gleiche Sorgfalt ist auf alle Körpertheile verwendet, die so genau im einzelnen ausgebildet sind, daß man die Umrisse und das Spiel der Muskeln und Knochen unter dem kirschbraunen Fell mit Bestimmtheit erkennen kann. Die Landschaft ist einfach, wahr ohne ängstliche Genauigkeit, und von leichtem, angenehmem Ton. Die klare blaue Luft, durch die ein schmaler Wolkenstreif hinzieht, ist voll Helligkeit und Tiefe und überwölbt in schönem Abschluß die stille ländliche Abgeschiedenheit. Ein englischer Kunstliebhaber kaufte dieses Bild für 15000 Fr. Von der französischen Kunstjury wurde der Künstlerin eine Medaille erster Klasse zuerkannt, und Horace Vernet beschenkte sie im Namen der Provisorischen Regierung mit einer kostbaren Porzellanvase aus der Fabrik in Sèvres.

Noch größeres Aufsehen als die Cantal'schen Stiere erregte 1849 das Nivernais'sche Ochsengespann vor dem Pfluge. Was die Künstler vor allem an diesem Bilde beschäftigte, war die Sicherheit der Zeichnung und die Tüchtigkeit der Durchführung, wie man sie in solchem Grade einem Frauenzimmer nicht zutraut. Das Interesse der Laien ging mehr auf die porträtartige Naturwahrheit der Thiere, die so gewaltig und mit aller Macht ihrer zwölf ins Joch gebückten Köpfe am Pfluge ziehen. Das Glück der Rosa Bonheur war nun gemacht und ihr Name berühmt; sie erhielt Aufträge von allen Seiten, und befand sich jetzt in der Lage, wo man mit Muße lange und gründliche Studien auf ein Bild verwenden kann. Ihre Geschicklichkeit in der Darstellung des Rindviehs bestritt niemand, und einige Kritiker nannten sie schon den französischen Paul Potter. Das war etwas voreilig abgeurtheilt, denn zum Paul Potter, d. h. zum Rafael des Mast- und Weideviehs, fehlte ihr noch gar vieles; aber unter den Thiermalern der neuern französischen Schule glauben wir ihr den Vorrang einräumen zu müssen. Von unserer Seite ist dies keine galante Redensart. Rosa Bonheur hat die höfliche Nachsicht und Gefälligkeit der Kritik nicht nöthig; man kann sie ernst und streng beurtheilen. In dem obenerwähnten Fach übertraf sie bei weitem ihren gepriesenen Vorgänger Brassassat, und hatte von den berühmten lebenden Meistern nur Troyon neben sich, aber keinen über sich. Auch als Schafmaler bewies sie ein hervorstechendes Talent, und einige Proben von Jagdstücken lieferten hinreichende Belege, daß ihr der Hundestall ebenso geläufig war als der Viehstall. Sie wollte nun ihre Herrschaft erweitern und auch die „schönste Eroberung aus der Thierwelt", das Pferd, in den

Bereich ihrer Darstellung hineinziehen. Der erste Versuch dieser Art gelang über alle maßen, und bereitete der Künstlerin einen außerordentlichen Triumph. Ihr Pariser Pferdemarkt war auf der Ausstellung von 1853 das Hauptbild, das sichtbar, hörbar und fühlbar (durch Gedränge) das größte Interesse erregte und den allgemeinsten Beifall erhielt; man machte daraus beinahe eine Staats- und Weltbegebenheit. Mir scheint jedoch dieses Gemälde, mit Ausnahme der Dimension, nicht bedeutender als die frühern Werke von derselben Hand, in welchen sich fleißige Studien, mehr Beobachtungsgabe, mehr Wissen und Werkmannsgeschick, als Frauen in irgendeiner Kunst zu besitzen pflegen, offenbarten. Das schöne Talent wurde, wie es sich geziemte, anerkannt und belobt. Diese immerhin lebhafte, aber maßhaltende Schätzung stieg plötzlich zur überspanntesten Bewunderung, die sich nicht blos in lobenden Redensarten, sondern von seiten des londoner Kunsthändlers Gambart auch in dem ungemeinen Anerbieten von 40000 Fr. aussprach. Indessen war nicht wohl anzunehmen, daß von einem Jahr zum andern das Talent der Rosa Bonheur in demselben Verhältniß gestiegen sei. Aber die Bilder haben ihre Schicksale wie die Bücher: die besten werden nicht immer am meisten gerühmt und gekauft. Wie überaus beträchtlich auch der Kaufpreis ist, der für dieses Bild gezahlt worden, so darf man doch eine weniger hohe Meinung von seinem Kunstwerth haben. Hervorzuheben und zu loben ist daran die lebendige, bewegte, malerische Composition, und namentlich das Feuer und die Leichtigkeit der Ausführung. Das Ganze, in hellem Ton gehalten, gewährt einen heitern, brillanten Anblick; die Gestalt, der Gang und die Bewegung der Pferde sind mit großer Wahrheit gegeben. Rosa Bonheur ist in ihrer Wahl auf keine feine Rasse gefallen: es sind französische Arbeitspferde, die im westlichen Frankreich, in der ehemaligen Provinz Le Perche gezogen und daher Percherons genannt werden. Man trifft darunter welche von gedrungenem Bau, aber gemeiniglich sind sie von starkem, schwerfälligem Schlage, mit breiten Köpfen, zottigen Mähnen, behangenen Beinen und krausen Schweifen. Im allgemeinen scheinen Pferde dieser Art malerischer zu sein als die glatten, feinen englischen, die in Formen, Licht und Schatten weniger Abwechselung zulassen. Auch Géricoult malte sie vorzüglich gern, und mit einer Vollkommenheit, in der Rosa Bonheur ihm nicht gleichkommt; doch ist merkwürdig zu sehen, mit welcher Leichtigkeit die wackere Künstlerin, gleich bei der ersten Inangriffnahme des ihr fremden Stoffs, in die neue Thierrasse sich hineingefunden und die charakteristischen Merkmale derselben aufgefaßt hat.

Ich habe diesem Bilde um so lieber das ihm gebührende Lob ertheilen wollen, da es in der neuesten französischen Kunstgeschichte, während der Ausstellung des Jahres 1853, entschieden Epoche gemacht hat und nach der Meinung hiesiger Künstler und Kunstfreunde das Meisterstück der Rosa Bonheur ist. Inzwischen kann ich doch nicht unbemerkt lassen, daß, so interessant der Effect des Ganzen ist, das Einzelne keine genaue Prüfung aushält. Die leichte und schmucke Ausführung ist stellenweise übereilt und vernachlässigt, und an der lachenden Farbenstimmung von schneeblondem Ton vermißt man einigermaßen Kraft und Nachdruck. Die auf dem Vorgrunde angebrachte Gruppe des Stallknechts, der einen Schimmel reitet und einen andern Schimmel am Zügel führt, hat die französischen Kunstrichter zu großen Lobeserhebungen veranlaßt, und ich unterschreibe gern ihr Urtheil, daß diese Gruppe ebenso lebendig gedacht als ausgeführt ist; aber es fehlt ihr der vielen hellen Partien wegen, welche die weißen Pferde und die gleichfarbigen Hemdärmel des Reiters bilden, an der gehörigen Rundung. Auch sind die Formen der großen und starken Pferde, übrigens bei correcter Zeichnung, etwas leer, und die daran so sehr gerühmte Wahrheit scheint mir von kleinem und gewöhnlichem Charakter. Ich gestehe, diesen Thieren keine Poesie abgewinnen zu können, was vielleicht daher kommen mag, daß Pferdeporträts, meiner Ansicht nach, blos etwas für den Pferdeliebhaber sind. Bildnisse von Stieren, Ochsen und Kühen sind etwas anderes: hier bleibt das Familienmäßige der Heerde, das Tiefruhige, wie es schon das einzelne Rind in seinem Körper ausdrückt. Das Stallpferd ist kein Heerdenthier; sein Charakter kann einen gewissen Adel haben, aber wir sehen es entschieden als für unsere Zwecke an, während das Weide- und Mastvieh sein freies Behagen behält, ehe es geschoren und geschlachtet wird. Ich glaube daher, Pferde müssen in ihrer eigenthümlichen Bestimmung, in ihrer Mitleidenschaft und Beziehung mit dem Menschen dargestellt werden. So erscheinen sie zwar auch auf dem Bilde der Rosa Bonheur, aber in einer Art, die hauptsächlich nur die Seele der Fuhrleute und Roßhändler bewegt. Mit solchen Einschränkungen ist der vielbewunderte Pariser Pferdemarkt, wie frühere Arbeiten des Künstlers, ein tüchtiges, interessantes, schätzbares Gemälde, und wenn man dem Meister etwas mehr poetische Auffassung und Farbensinn zumuthen könnte, so läßt sich von seinem unübertriebenen Naturalismus kein einfacherer, wahrerer und auf den ersten Anblick treffenderer Eindruck verlangen. Das Bild

machte auch großes Aufsehen in England, wo der Besitzer es hinbrachte und sich vermittelst Privatausstellungen desselben, die an verschiedenen Orten stattfanden und wozu der Eintritt bezahlt wurde, das hohe Ankaufskapital verzinsen ließ. Man versichert, daß diese Ausstellungen dem Kunsthändler Gambart 100000 Fr. eingetragen haben. Nimmt man hinzu, daß derselbe Kunsthändler sein Bild gewiß nicht unter 50000 Fr. wiederverkauft und dabei sich das ausschließliche Recht des Kupferstichs vorbehalten hat, so wird man zugeben, daß der Mann nicht so übel speculirte.

Zur allgemeinen Ausstellung im Jahre 1855 malte Rosa Bonheur eine Heuernte, ein würdiges Seitenstück zu dem Nivernais'schen Ochsengespann, von ähnlicher Größe und Qualität, ebenso anziehend in der Naturähnlichkeit und in der dichterischen Stimmung, auch in der technischen Behandlung ebenso stark, obschon nicht so kräftig in der Wirkung. Diese beiden Bilder gehören zu den Hauptwerken des Künstlers; sie wurden im Auftrag der Regierung ausgeführt, sind daher auch in Frankreich geblieben und hängen gegenwärtig in der Galerie des Luxembourg. Für das Gemälde der Heuernte empfing Rosa Bonheur bei der Austheilung der Belohnungen eine Medaille erster Klasse, „weil der Meister des Bildes das Ehrenkreuz nicht bekommen könne", sagte der amtliche Bericht. In einem Lande, wo Marketenderinnen und Spitalnonnen mit Ordenssternen auf der Brust herumlaufen, klingt es sonderbar, wenn man von Staats wegen allen Leuten sagt, daß ein Künstler, der in seinem Fache eine ungewöhnliche Bravour entwickelt, kein Ehrenkreuz erhalten könne, unstreitig deswegen, weil er Weiberkleider trägt. Und dieser Grund, der die einzige Ursache einer solchen Ausschließung sein muß, ist in dem vorliegenden Fall nicht einmal halb zulänglich, denn Rosa Bonheur ist immer nur halb als Frau gekleidet. Um freier und unbemerkter studiren zu können, gewöhnte sie sich bei ihrem häufigen Umherwandern im Freien, auf Viehmärkten und Weideplätzen an Männertracht, von welcher ihr weiblicher Anzug in der Stadt auch einen gewissen Schnitt und Anstrich beibehält.

Nachdem wir den Künstler auf die Höhe seines Ruhms begleitet haben, können wir nun den Charakter seiner Arbeiten und die derzeitige Stufe seiner Ausbildung im allgemeinen bezeichnen. Dem Gegenstande nach gehören seine Darstellungen durchweg ins Fach der Hirtenstücke, aber nicht zu den faden, salbenduftenden, farb- und charakterlosen Idyllen Geßner's. Doch sind es auch keine classische Eklogen Virgil's; Tityrus ist nicht da, Meliböus bläst nicht die Flöte, und Amaryllis läßt keine Liebesklagen nach dem Rhythmus und Klange der Land- und Waldmuse erschallen. Es sind bukolische Stücke einer andern Zeit und eines andern Landes; moderne Abbildungen ländlicher Scenen der Vendée und Auvergne. Hier ist bloße Natur; keine Anstalt, keine Prätension, auch nicht die Prätension der Einfachheit, sondern wahre, ländliche Natur, mit scharfem Auge angeschaut und mit ehrlicher Hand hingelegt. Man merkt keine Sorge für die sogenannten Regeln der Composition; nichts ist auf Wirkung angelegt, und doch ist Wirkung da, weil alles, was Natur ist, immer Effect macht.

Es dürfte wenige Künstler geben, die sich dem Studium der Thiere mit solchem Fleiße und der Beobachtung ihrer Sitten und Lebensweisen mit solcher Liebe gewidmet haben als Rosa Bonheur. Sie hat ein feines Naturgefühl und weiß merkwürdige Dinge zu erzählen von der Großmuth der Esel, von der Zärtlichkeit der Schafe, von der epikuräischen Denkungsart der Ochsen. Der Stier in seiner ruhigen Haltung auf der Weide und in seiner angestrengten Kraftäußerung, sich mühend vor dem Pfluge oder am beladenen Wagen, gab ihr mancherlei Stoff und Anlaß, nicht nur die verschiedensten und schwierigsten Stellungen dieses Thieres zu schildern, sondern auch das nach außen strebende Leben, den in den anatomischen Bau hinaustretenden Charakter desselben zu entwickeln. Ihre Schafe tragen so köstliche Wolle, daß sie zur Schur einladen, und ihre Ziegen sind oft mit Laune aufgefaßt, immer mit Wahrheit dargestellt. Für jede Gattung bedient sie sich des Modells und hält streng an den lebendigen Originalen fest; sie will nicht mehr als diese schildern und malt die Thiere, wie sie ihr in der Wirklichkeit erscheinen; es sind Porträts von Kühen, Stieren, Schafen und Ziegen, ohne allen verschönernden Zusatz, aber mit der größten Sorgfalt und Genauigket ausgedrückt, nach Form und Stellung, Lichtern und Modellirung treffend charakterisirt. Auch in Darstellung der menschlichen Figur weiß Rosa Bonheur die billigen Anforderungen der Kunst zu befriedigen. Sie behandelt meist nur Scenen des Feldes und der Landstraße: Hirten bei der Heerde, Bauern beim Pflügen und Fahren, Pächter im Wagen oder zu Pferde auf dem Wege nach der Stadt, Landleute bei der Ernte. Ihre menschlichen Figuren haben zwar nicht den scharfen, bestimmten Ausdruck und Charakter, der im Motiv und selbst im Farbenton ihren Thieren eigen bleibt, gefallen aber durch die schlichte

und natürliche Anmuthigkeit des bäuerischen Aussehens. Es ist Hans und Grete mit den Zufälligkeiten und Geringfügigkeiten ihrer Kleidung und Existenz; es sind Schäfer und Schäferinnen, d. h. Viehmägde, die zu ihrer Zeit ebenso viel Milch geben zu wollen als bisher genossen zu haben scheinen, und Bauerknechte, von einerlei Sinnesart und Lebenswärme mit den Thieren, die sie hüten. Der ehrliche, dauerhafte Schlag dieser nützlichen, rüstigen Menschen ist wohl verstanden, ihre gewohnten Haltungen und Gesten wahr gegeben, und das Ganze immer ein Bild, dessen bequeme malerische Ausführung sogleich in behagliche, volle Anschauung übergeht.

Was die Technik anlangt, so erscheint Rosa Bonheur am stärksten in der Zeichnung; aber auch die Malerei ist keineswegs ungenügend zu nennen. Im Helldunkel herrscht ein achtbares Verständniß. Bei dem meist hellen und klaren Ton des Ganzen rundet sich doch alles einzelne, weicht zurück und tritt vor, wie es Nähe und Entfernung verlangen. Sie nutzt besonders gern die langen Seitenschatten, welche die Gegenstände morgens und abends von sich werfen, um dadurch die gehörige Abwechselung heller und dunkler Partien in ihre Gemälde zu bringen. Ihre Farben trägt sie kräftig auf, und weiß sie gut ineinander zu verschmelzen, ist aber in der Harmonie sich nicht immer gleich. Ich habe Stücke von ihr gesehen, die etwas bunt sind; in andern hat sie die Haltung strenger beobachtet. Die Ausführung zeugt durchgängig von großer Sorgfalt, die sich gleichmäßig auf alle Theile erstreckt.

Bei solchen Vorzügen kann es nicht fehlen, daß die Thierstücke der Rosa Bonheur viel Anklang finden und europäischen Ruf haben. Die Pariser lassen die meisten aus den Thoren und nach England gehen, wo diese Stücke sehr gesucht und theuer bezahlt werden. Inzwischen würde man sich irren, wenn man meinte, daß Rosa Bonheur in ihren Bildern nicht mehr liefere als Thiere, die in Form und Farbe mit großer Wahrheit dargestellt sind. Das Vieh, so treu und genau es durchgebildet ist, spielt bei ihr keine so absolute und alleinige Rolle, wie bei den gewöhnlichen Thiermalern, sondern gibt auch eine bedeutsame Staffage ab. Hiermit ist schon angedeutet, daß wir es nicht mit einer blos sklavischen Nachahmung der Wirklichkeit zu thun haben; Rosa Bonheur legt vielmehr in ihre Arbeiten immer ein gutes Stück von sich selbst hinein. Ihre Bilder eignen sich wenig zur Beschreibung. Ein Stück, das eine Kuh, zwei Stiere und ein Schaf auf einer Wiese vorstellt, bietet zur Analyse immer nur die eben hergezählten Bestandtheile. Wenn der Berichterstatter das Verdienst der Genauigkeit in der Nachahmung hervorgehoben hat, so bleibt er stecken; sein kritischer Verstand hat ausgeredet, aber nicht so das poetische Herz und Gefühl des Naturfreundes. Vier stille, sich fressend oder ruhend behagende Thiere, ohne Bewegung und Handlung — ein prosaisches Gemüth wird von einer solchen Scene nicht ergriffen; aber eine Dichterseele ist davon entzückt. Worin liegt denn der Zauber des Malers? Hier ist keine Begebenheit, keine Spannung, keine Leidenschaft; die Gegend ist weder an sich sehr interessant, noch ist die Stimmung auf einen Effect angelegt: kein schäumender Gießbach im Vordergrunde, keine Mittelgründe mit romantischen Ruinen, von kecken Schlaglichtern gestreift, keine abwechselnde Aussichten und Durchblicke in die Ferne. Es ist ein wenig Schilf und stehendes Moorwasser, es sind ein paar Bäume und ein grüner Anger, welche der Maler dargestellt hat, ohne andere Tendenz als die der Wahrheit und deutlichen Anschauung, und dennoch werden wir von dem Bilde unwillkürlich angezogen, und um so stärker, je länger wir es kennen lernen. Solche Gewalt hat die vollkommene Nachahmung der Natur, die unvergleichliche Kunst, ihr die Poesie abzugewinnen, die sie über die äußern Formen aller Wesen und Dinge verbreitet hat, um die einfachsten, die kältesten, sogar die unbedeutendsten Gegenstände damit zu bekleiden und zu erwärmen. Welche Wahrheit in den Thieren! welche Schlichtheit in ihrem Auftreten! welche Unbefangenheit in ihrem Wesen! welche Gehäbigkeit und Laune in ihren Manieren und Geberden! welche Ruhe und Stille um sie herum! und wie sprechend bezeugt ihr stattliches Aussehen die reiche Fülle des Bodens, von dem sie sich genährt, und die geschäftige Sorge des guten Hirten, dem diese Art von Seelen anvertraut ist! Hier stimmt alles zusammen, Menschen und Thiere, Luft und Wasser, der Rain und sein Erdreich. Da ist Gegenstand, Sinn und Technik wohlbefreundet und einigt sich zu liebenswürdiger Wirkung. Diese anmuthige Harmonie, das Ergebniß feiner Beobachtung und gewandter Behandlung, verdient an den gelungenen Stücken der Rosa Bonheur besonders hervorgehoben zu werden. Das bleibt immer ein Genuß, wenn Dinge, die blos auf äußere Nachahmung abgesehen scheinen, sich im Inhalt überraschend wahr und fein empfunden zeigen, und der Geist ist wahrhaft unterhaltend, der auf solchen Bildern Vieh und Hirten, Weide und Wasser, Feld und Gehölz untereinander in interessante Beziehung bringt und beredt zusammenwirken läßt. Unter den Gemälden der Rosa Bonheur sind die Landschaften und Viehstücke, zumal solche Naturansichten, die beides verbin=

den, die Klasse, in der ich am meisten Ansprechendes und Poetisches finde. Es sind Gedichte, so gut wie andere, und vielleicht besser als andere. Rosa Bonheur schreibt sie mit aller Lust und Liebe zu ihrem Stoff und zur Natur. Das Gemälde des Nivernais'schen Ochsengespanns erinnert mit seiner kraftvollen Ruhe und gediegenen Rusticität an die herrliche Schilderung im Anfang der wunderschönen Idylle von George Sand: „La mare au Diable." Zwischen den zwei Talenten besteht eine nahe Verwandtschaft: Rosa Bonheur liest oft die Schriften von George Sand, ihrem Lieblingsautor, und es sollte mich nicht wundern, wenn George Sand für die Landschaften der Rosa Bonheur ebenso viel Vorliebe hätte. George Sand's Genie ist vorzüglich ein Landschaftsmalergenie, und Rosa Bonheur läßt in ihren Bildern die Bäume und Thiere, Erde und Luft eine gewisse Stimmung, eine Art von Sprache annehmen, die in der Seele des Beschauers vernehmlich und wohlgefällig anklingt. Beide wissen die stummen Symphonien aus der Schöpfung herauszuhören und mit der affect- und harmonievollen Sprache der Kunst wiederzugeben: die eine beschreibt mit einer Feder, die sich mit Ruysdael's Palette vergleichen darf; die andere malt mit einem Pinsel, der viel von der Sicherheit des Vortrags, von der Kraft des Colorits hat, wodurch George Sand berühmt ist. Beide sind Landschaftsmaler aus Rousseau's Schule, geniale Frauen von gleicher Gesinnungsfestigkeit und Ehrenhaftigkeit als Künstler.

Rosa Bonheur arbeitet mit einer Gewissenhaftigkeit, die bei den heutigen Malern der französischen Schule leider nicht so häufig vorkommt. Sie verwendet auf ihre Werke nicht blos die Geschicklichkeit ihrer Hand, sondern ihr Herz und ihre Augen hängen sich jedesmal so innig an den Gegenstand, daß sie in alle Eigenthümlichkeiten desselben einzudringen suchen. Ehe sie ihren Pariser Pferdemarkt zu malen anfing, machte sie anderthalb Jahre lang, zweimal wöchentlich, an Ort und Stelle Studien zu ihrem Bilde. In blauem Kittel wie ein Malergeselle gekleidet, mischte sie sich in alle Marktgruppen, besichtigte die ausgestellten Pferde und porträtirte die Thiere und Menschen, die einer solchen Ehre werth schienen. Die Roßkämme sahen sie mit großen Augen an, so oft sie ihre Fragen anbrachte, gaben ihr jedoch gutmüthigen Bescheid, und hielten sie für einen jungen Burschen, der Pferde gern leiden möge, geriethen aber außer sich vor Erstaunen, wenn Rosa Bonheur bisweilen von der Rolle des blos neugierigen Liebhabers sich zur Rolle des kauflustigen Kunden gehen ließ. Ein kleiner Klepper gefiel ihr, sie bezahlte, was dafür gefordert wurde, schwang sich in den Sattel und ritt damit nach ihrem Atelier in der Rue d'Assas. Sie bewohnt hier ein Haus mit Hof und Garten. Letzterer ist an den Außenseiten herum mit Ställen versehen, und der Überrest dient als Weideplatz für die Kühe, Schafe und Ziegen, welche die Künstlerin zum Modellgebrauche hält; auch hat sie zum Ausreiten eine kleine Stute, Margot genannt. Nimmt man hierzu das im Hofe umherlärmende Federvieh, so übertreibt man wenig, wenn man sagt, daß für Paris die Wohnung der Rosa Bonheur als eine große Meierei angesehen werden kann. Eine solche Umgebung ist für die Künstlerin ein Bedürfniß und scheint ihr unentbehrlich; sie meint nicht leben zu können, wenn sie keinen Hahn krähen, kein Pferd wiehern oder keine Kuh brüllen hört. Ihre Werkstatt trägt ganz den Ausdruck ihres Kunstfaches: an den Wänden mehr oder weniger ausgeführte Compositionen und flüchtige Entwürfe von Thierstücken, Studien der allermannichfaltigsten Art, Skizzen von Zwei- und Vierfüßern, Ansichten von Schafheerden und Ochsengruppen, Pferde- und Widderköpfen; auf den Tischen Mappen voll Zeichnungen gleichen Inhalts; im Hintergrunde ein abgesperrter Raum für die modellstehenden Thiere, von welchen einige das Vorrecht des freien Herumlaufens im Zimmer haben; in der Mitte der Künstler selbst an der Staffelei, ein großes Bild untermalend. Sieht man neben der gewaltigen Leinwand die junge Frau von kleiner unansehnlicher Figur, so wird einem bange, daß ihre Kräfte zu ihrem ehrgeizigen Unternehmen nicht ausreichen möchten; betrachtet man aber genauer den geraden und festen Schnitt ihres Gesichts, ihre breite, stämmige Stirn mit dem dunkeln Saum dichter, kurzer Haare, ihre lebhaften und blitzenden Augen von einem tiefen Schwarz, welches auch ihre kühn geschwungenen Brauen haben, so ist man nicht mehr besorgt und begreift, daß keine abenteuerliche Vermessenheit sie treibt, sondern ein besonnener Muth und das Bewußtsein ihrer Stärke sie beseelt und trägt. Wunderbare Hervorbringung der Natur! Ein weibliches Wesen, eine Französin ohne Eitelkeit: sie sucht es nicht zu verbergen, daß ihr die Reize und Zierlichkeiten der Gestalt fehlen, welche die Frauen so gern besitzen; man hat ihr gesagt, ihre Schönheit bestehe besonders in ihrem reichen Haupthaar, sie wendet durchaus keine Pflege darauf und trägt es nach spartanischer und schwedischer Sitte kurz verschnitten. Jede Marthasorge des Lebens ist ihr fremd; sie hat sich niemals um ihre Küche bekümmert, sie hat nie über eine Speise geklagt, sie

trinkt nichts als Wasser. Auch eine weibliche Arbeit hat sie nie begriffen, wenn man als solche nicht wie Michel Angelo die Ölmalerei ansehen will, deren Ausübung sie unablässig beschäftigt. Ihre Kunst allein ist ihr alles; sie ist ihr Element, ihre Religion, ihre Seligkeit, ihr Dasein. Bei dieser Gesinnung und vorwaltenden Stimmung war ihr schon der Gedanke unerträglich sich zu verheirathen, einem Manne Rechte an ihre Person zu geben; der etwaigen Verpflichtung hierzu glaubte sie vollkommen überhoben zu sein, als sie 1849 ihren Vater verlor und die Älteste einer Familie blieb, die sich wie sie ganz der Kunst zugewendet hat. Ihr Bruder August Bonheur treibt mit Erfolg das Fach der Thier- und Landschaftsstücke. Ihr zweiter Bruder, Isidor Bonheur, ist Thierbildner und als solcher vortheilhaft bekannt. Ihre jüngste Schwester, Juliette Bonheur, jetzt Madame Peyrot, malt niedliche Blumenstücke und Stilleben. Eine solche Familie muß man bewundern; es ist eine allerliebste Republik von Künstlern, welche die schönste Eintracht miteinander verbindet. Rosa, anerkannt die Tüchtigste, regiert den Stamm. Man hat von ihrer Hand bereits eine beträchtliche Anzahl von Gemälden, Thierstücke und Landschaften, die theilweise durch Kupferstiche und Lithographien bekannt sind. Der berühmte Pariser Pferdemarkt ist von Thomas Landseer gestochen, ein großes und effectvolles Blatt. Das Nivernais'sche Ochsengespann und die Heuernte hat Soulange Teissier in Steindruck vervielfältigt. Von diesem Lithographen existirt noch ein Dutzend anderer Blätter nach Rosa Bonheur. Achille Sirouy lithographirte eine Folge von Thierstudien (Cours d'études d'animaux), eine Rinderheerde in einer Sumpfgegend (Troupeau dans un marécage) und einen Hirtenjungen mit Schafen und Kühen (Sous les pommiers). Verschiedene andere Bilder des Meisters sind ebenfalls in lithographischen Nachbildungen von Führ, Emile Lassalle, Thielley, Gilbert, Jean Aubert herausgegeben und der allgemeinen Anschauung zugänglich gemacht.

Rosa Bonheur ist noch in aller Stärke ihres Talents und im vollen Zuge ihrer Thätigkeit, sodaß die Zahl ihrer vorhandenen Arbeiten sich gewiß noch erheblich vermehren wird. Wir besprachen ihr bisheriges Leben und Wirken unter der Rücksicht, daß wir zwar das Bedeutendste zusammenzufassen uns bemüht, jedoch nicht alles angegeben haben, was für die Entwickelung ihrer Anlagen hindernd oder fördernd gewesen und zur Gesammtheit ihrer Werke zu rechnen ist. Auf Vollständigkeit war es bei unserer Schilderung nicht abgesehen, da manches von dem, was sich über die äußern Lebensumstände der Künstlerin und ihre Leistungen hätte anführen lassen, für die gleichzeitige Kunstchronik unpassend und bedeutungslos ist; ja vielleicht könnte auch unter dem Angeführten mehreres sein, von dem unsere Leser urtheilen werden, daß es zum Unwichtigen gehöre und also ohne Schaden hätte wegbleiben können.

Joachim Lelewel,

polnischer Geschichtsforscher und Patriot.

Joachim Lelewel, geboren zu Warschau am 22. März 1786, war der Sohn des aus einer deutschen Familie stammenden Karl Lelewel (eines edeln und verdienstvollen Mannes, der sich an der Conföderation von Bar [1768] betheiligte und später [1777] durch die Stände der Republik das polnische Indigenat erhielt) und einer Eva Szelutta. Von der Geburt an schwach und kränklich, zeigte sich bei ihm nicht der sonst der Jugend eigene Frohsinn, der Trieb, die jungen Kräfte zu erproben: er suchte vielmehr seinen Zeitvertreib in demjenigen, was mehr geistig beschäftigen konnte. Die gewöhnlichen Kinderspiele vermochten ihn nicht zu reizen, wol aber fand er Gefallen daran, Gedanken und Gefühle in seinem Innern zusammenzudrängen und zu verarbeiten, und kam dadurch frühzeitig dahin, sowol den eigenen Verstand auszubilden, wie auch ein selbständiges Urtheil zu erlangen. Dieser Umstand erklärt hinreichend Weg und Richtung, die er später bei seinen Forschungen einschlug; ohne sich beirren zu lassen, strebte er stets danach, bis zu den ersten Quellen vorzudringen, und gelang dies nicht, so kam die Kritik dem klaren, scharfen Verstande zu Hülfe.

Früher als sonst gewöhnlich zeigte sich bei Lelewel der Trieb zur Schriftstellerei. Mit 10 Jahren schon machte er zu einer kleinen Encyklopädie, die ihm lückenhaft erschien, tabellarische Zusätze, die dazu dienen sollten, das vollständige Erfassen des Gegenstandes zu erleichtern, und bereitete sich von da an sozusagen instinctmäßig zu dem spätern Berufe als Autor vor. Was er las, benutzte er zu Auszügen, und dabei kam er dem genauern Verständniß durch Tabellen und Über-

fichten zu Hülfe. Im vierzehnten Jahre zeichnete er nach eigener Auffassung den Plan der Belagerung von Pskow, der Hauptstadt des Guberniums gleichen Namens in Großrußland, welche unter dem tapfern Stephan Batory (gestorben 1586) stattfand.

Nach der ersten häuslichen Erziehung, wo er, wie es scheint, meist sein eigener Lehrer war, kam Lelewel im Jahre 1801 in das Convict der Piaren. Zwei Jahre später schrieb er die „Geschichte des 18. Jahrhunderts" und fertigte zu Blaire's „Chronologie" Tabellen zu den Ereignissen aus der Geschichte Polens an. Im Jahre 1804 brachte ihn sein Vater nach Wilna auf die Universität, woselbst damals mehrere bedeutende Männer lehrten, das historische Fach, Lelewel's Lieblingsstudium, jedoch keineswegs hinreichend vertreten war. Der wissensdurstige Schüler verlangte nach Methode, nach einer Propädeutik der Regeln historischer Kunst, allein es war niemand vorhanden, der ihm hier den geeigneten Weg zeigen konnte. Da ihm nun fremde Hülfe nicht zu Gebote stand, vertraute er der eigenen Kraft, fand was er suchte und legte die Frucht seines Fleißes in der „Kleinen Geschichte" („Historyjka") nieder, welche viele Jahre später erschien.

Die „Edda" und „Blick auf die Heruler" („Rzut oka na Herule") waren die ersten Werke, durch welche in den Jahren 1807—8 Lelewel in weitern Kreisen bekannt wurde. Unter andern zog er Taddäus Czacki's Aufmerksamkeit auf sich, der, ein eifriger Beförderer des Schulwesens, das Gymnasium zu Krzemieniec (Podolien) gründete und in Poryck, seinem Wohnorte in Volhynien, reiches Material für den polnischen Geschichtschreiber anhäufte. An das ebengenannte Institut wurde 1809 Lelewel als Lehrer berufen, um alte Geographie zu lehren. Der geschichtliche Vortrag hatte einen andern Vertreter, und da die Stellung überhaupt nicht seinen Wünschen entsprach, so griff er hastig zu, als ihm ein Amt bei der Administration in Warschau angeboten wurde. Auf der Reise nach dem neuen Bestimmungsorte unterließ er es nicht, in dem erwähnten Poryck einzusprechen und sich in den Schätzen der Bibliothek daselbst etwas umzusehen.

Die Abreise verzog sich jedoch bis zum Jahre 1811, und als Lelewel endlich in Warschau eintraf, war die ihm bestimmte Stelle bereits in andern Händen. Man kann nicht sagen, daß er sich über diesen Unfall besonders gegrämt hätte. Er, der gewaltige Herrscher in dem weiten Gebiete der Geschichte, der allgemeinen sowol wie der vaterländischen, fand nun die nöthige Muße, Licht in manches auf ihr ruhende Dunkel zu bringen, und fühlte sich, je länger desto mehr, zur Periode des Mittelalters hingezogen, schon aus dem Grunde, weil Czacki diese für ebenso unbekannt wie unerforscht hielt. Die „Bemerkungen über Matthäus Cholewa", einen geborenen Schlesier, der als Bischof von Krakau im 12. Jahrhundert eine Nationalgeschichte Polens verfaßte, waren das erste, was er in Warschau erscheinen ließ.

Napoleon's Zug nach Moskau sowie dessen Rückzug, ein Unternehmen ebenso riesig im Plane wie unglücklich in seinen Folgen, ließen Lelewel, wie er selbst sagt, gleichgültig. Als Republikaner der Gesinnung nach mußte er an die Größe des Genius einen eigenen Maßstab anlegen, nichtsdestoweniger jedoch verräth er sich wider Willen, indem er die Rolle des Theilnahmlosen spielt. Wäre er ein solcher in der That gewesen, so hätte er sich in seinen Studien nicht stören lassen; dies war jedoch nicht der Fall, denn den ganzen Winter hindurch verbrachte er seine Zeit mit Zeichnen und Handarbeiten. Erst ein Jahr später machte er sich an die „Geschichte Polens" und schrieb binnen einigen Monaten zwei oder drei Bände bis zum Tode Batory's (1586). Was er damals schuf, wurde zwar nicht gedruckt, diente ihm jedoch als treffliche Vorstudie zu den Vorträgen in Wilna, wohin Lelewel durch den berühmten Mathematiker und Astronomen Johann Sniadecki (gestorben 1830) gezogen wurde, um das Amt eines Stellvertreters des Professors der Geschichte bei der Universität zu übernehmen. Letzteres geschah im Jahre 1815, und bald erschienen in Michael Balinski's Wochenschrift neben einer seiner wichtigsten Abhandlungen: „Aufklärung und Wissenschaft in Polen" („Oświecenie i nauki w Polsce"), viele kritische Artikel, die theilweise im „Warschauer Gedenkbuch" („Pamiętnik Warszawski") zum Abdruck gelangten. Es ist unzweifelhaft, daß es Lelewel nur mit Mühe gelang, sich einen Weg in der periodischen Presse zu bahnen, denn sein rauher, ungewöhnlicher, wenn auch kernhafter Stil erschien den an die seichte Glätte anderer Schriftsteller Gewöhnten als eine Versündigung an der Sprache und deren Regeln. Ganz besonders empörte sich der pedantische Purismus Sniadecki's gegen Lelewel's Schreibart, und selbst der gelehrte Zegota Onacewicz bedauerte bei aller Anerkennung, die er dessen Leistungen zollte, daß die Schriften noch nicht „ins Polnische" übersetzt seien.

Die Kühnheit, unbekümmert um andere, den eigenen Weg gehen zu wollen, verursachte Lele-

wel manche bittere Stunde. Die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften wies zuerst seine Aufnahme als Mitglied zurück, lediglich seiner eigenthümlichen Schreibweise wegen, und zuckte zu seinen Ausflügen in die nebelhaften Jahrhunderte der vaterländischen Geschichte mitleidig die Achseln, indem sie zugleich den guten Rath ertheilte, Zeit und Mühe näher liegenden Perioden zuzuwenden. Die Redacteure der Zeitschriften nahmen nur mit Widerstreben Lelewel's Arbeiten an, die Verleger endlich zahlten das Honorar gewöhnlich in einer Anzahl von Freiexemplaren und überlegten nebenbei noch sehr reiflich, ob sie den Druck des angebotenen Manuscripts überhaupt wagen sollten. Wenn die Universitäten Lelewel auf einen Lehrstuhl beriefen, so geschah dies nicht infolge der Anerkennung seines Werthes, sondern eher auf Befürwortung dieses oder jenes tiefer blickenden Kenners, der des jungen Gelehrten Leistungen zu würdigen verstand. Es ist nun einmal das traurige Los des Genies, daß es gewöhnlich Schätze zu Tage fördert, zu deren Verwendung die Mitlebenden noch nicht reif sind.

Lelewel's Vorträge in Wilna fanden einen ausgedehnten Kreis von Zuhörern, in dem selbst die Damenwelt vertreten war. Hier lernte — wie er selbst bemerkt — der Lehrer mit dem Schüler. Aus dieser Zeit schreibt sich auch Lelewel's Annäherung an die Jugend, die es wohl zu würdigen wußte, daß der Meister es sich angelegen sein ließ, die gehobenen Schätze auf sie zu übertragen, und welche unter seiner Leitung freudig mit Hand anlegte, um durch gemeinsame Kraft dasjenige zu erreichen, was der einzelne nicht vermochte. Es bildete sich mit der Zeit ein Solidarverhältniß, das der Universitätsbehörde, welche die Beziehungen zwischen Professoren und Studenten nach pedantischer Weise auffaßte, nichts weniger als angenehm war.

Während eines beinahe dreijährigen Aufenthalts in Wilna bereitete Lelewel die „Erforschungen des Alterthums in geographischer Beziehung" („Badania starożytności we względzie Jeografii") sowie die „Alte Geschichte" („Dzieje starożytne") vor, welche J. Zawadzki im Jahre 1818 herausgab. Unterdeß war die Universität in Warschau entstanden, und das neue Institut brauchte Lelewel als Professor der Bibliographie und als Bibliothekar. Der Antrag zur Annahme dieser Stellung ging indeß nicht von dem akademischen Senat, sondern von dem Geistlichen Wołowczyc aus, also wiederum von einer der wenigen Personen, die Lelewel's Werth zu würdigen wußten, und die sich weder an seine Sarkasmen noch an sein eigenthümlich bescheidenes Auftreten als anspruchsloser Literat stießen, weil sie unter dem rauhen Kerne recht wohl die köstliche Frucht erkannten.

Lelewel's Ankunft in Warschau hatte gleich Ungünstiges im Gefolge. Die Universitätsbibliothek wurde in eine öffentliche verwandelt und Samuel Gottlieb Linde (geboren 1771 in Thorn, gestorben 1847, der Verfasser eines 1807 in Warschau erschienenen gediegenen polnischen Wörterbuchs, das gegenwärtig eine Umarbeitung erfährt) zu deren Director ernannt. Diesem letztern nun hatte sich Lelewel unterzuordnen und mußte zugleich die Verpflichtung eingehen, Vorlesungen über Bibliographie zu halten. Er fand sich bald in die neue Lage, und zwar um so leichter, als er sich inmitten der Schätze einer Bibliothek erblickte, zu der die Archive aller Klöster des Landes beigesteuert hatten. Der vollständig neue Wirkungskreis machte ihm zwar zu Anfang Mühe, doch bald fühlte er sich in demselben heimisch und folgte auch hier oft einem glücklichen Instincte, der ihn vieles errathen ließ, sowie er nebenbei auf dem ihm bis dahin fremden Gebiete der Wissenschaft eine Masse von Material sammelte, das ihm einige Jahre später bei der Herausgabe der „Bibliographischen Bücher" („Księgi bibliograficzne") trefflich zu statten kam. Durch dieses Werk trug er das Meiste zur nähern Kenntniß des Zustandes der ältern Literatur sowol wie auch zur Würdigung dessen bei, was vergangene Jahrhunderte auf geistigem Felde Bedeutendes geschaffen hatten.

Noch immer wollte die gelehrte Welt Warschaus nicht erkennen, was sie in Lelewel besaß, ungeachtet er inmitten derselben lebte und in den öffentlichen Blättern mehrere Arbeiten auftauchten, die mundrechter ausgefallen waren. Zu den letztern gehören unter andern: „Die Regierung Stanislaus August's", theilweise aufgezeichnet nach Erzählungen von Personen aus der damaligen Zeit, „Analysen des Pilgers von Dobromil", die „Beschreibung Polens von Swiecki" u. s. w. Als man in der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften den Plan berieth, Naruszewicz's „Geschichte" fortzusetzen, und zwar in solcher Weise, daß dem und jenem die Beschreibung der Regierungsperiode eines Königs übertragen werden sollte, fand man nicht für nöthig, Lelewel mit zuzuziehen und dessen Meinung zu hören. Was der „Löwe der Wissenschaft, der sich nicht gern in einen Haufen von allerlei Federvieh mischte", über das Unternehmen dachte, hat er Felix Bentkowski, dem Professor der Geschichte an der warschauer Universität und Hauptredacteur des „Pamiętnik Warszawski" vertraut. „Ich bin bereit", sagte er, „eine Kritik

über dasjenige zu schreiben, was in Aussicht steht, und den Herren darin zu zeigen, was für Historiker sie sind." In der That errieth er auch vollkommen den Werth dessen, was ans Licht treten sollte.

Lelewel hatte bis dahin noch nicht in directer Beziehung zur Universität gestanden; endlich öffnete man ihm den Zutritt zu derselben, und er begann nun seine Vorträge über die polnische Geschichte des 16. und 17. Jahrhunderts, jedoch nur vor einem kleinen Zuhörerkreise, da dieser Cursus nicht zu den obligatorischen gehörte. Der Kreis erweiterte sich erst dann, als er Deductionen über constitutionelle Theorien in den Bereich seiner Vorlesungen hineinzog. Der Ausdruck Constitution war damals eins der Schlagwörter, das überall zündete und jedem zur Popularität verhalf, der es häufig und im geeigneten Augenblick zu brauchen verstand. Dieser letztere Umstand war nun zwar bei Lelewel durchaus nicht maßgebend, da er jedoch ein Thema aufnahm, welches damals alle Welt interessirte, so konnte es auch an dem günstigen Erfolge nicht fehlen.

Lelewel's mit jedem Tage steigender Ruf erweckte in Wilna theils Bedauern, theils Neid, und so mußte denn endlich der von allen Seiten gedrängte Sniadecki einen Concurs für den unbesetzten Lehrstuhl für Geschichte und Philosophie ausschreiben. Lelewel ließ die sich darbietende Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen und sandte die seit Jahren schon vorbereitete Abhandlung „Über die Art und Weise Geschichte zu lehren" („O sposobie dawania historyi") ein. Sie erhielt den Vorzug und Lelewel reiste mit dem Doctortitel, um welchen sich Andreas Samuel Bandtkie (ein bedeutender Historiker und Bibliograph, der in Krakau das Amt eines Universitätsbibliothekars und Professors der Bibliographie bekleidete) bemüht hatte, nach dem neuen Bestimmungsorte ab. Auf ähnlichem Wege gelangte Joseph Goluchowski zur Stelle eines Professors der Philosophie (die er jedoch schon nach Jahresfrist niederlegte), und er sowol wie auch Lelewel wurden von der akademischen Jugend mit wahrem Triumphe empfangen. Das letztere war in gewisser Hinsicht eine Opposition gegen Sniadecki, der als Gegner alles dessen galt, was jenseit der Grenze streng mathematischer Wissenschaft lag und in anderer Richtung auf Verstand oder Phantasie einzuwirken vermochte, und der deshalb alle Mittel anwandte, um die Besetzung der beiden Lehrstühle zu hintertreiben. Politik, Gesetzgebung, besonders des frühern Polen, paßten nun einmal nicht in seinen Kram.

Das Auftreten so bedeutender Lehrer, zu deren Vorträgen sich Tausende von Zuhörern drängten, blieb nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf eine Richtung, die sich, freilich nur im geheimen, seit einigen Jahren schon unter der Leitung eines wilnaer Studenten, Namens Zan, Bahn gebrochen. In dem Schose der „Strahlenden" (Promienistych), einer auf Wissenschaft und Moralität basirten akademischen Verbindung, bildete sich eine andere, geheime, mit politischer Tendenz, die „Philareten", mit den „Philomaten" an der Spitze, und von dieser Zeit an trat an der Hochschule, die als oberste Lehranstalt auf die Cultur einer Provinz von 11 Mill. Seelen zu wirken hatte, ein entscheidender Umschwung zu Gunsten des Geistes, zum Nachtheil der Materie ein (wie sich Moritz Mochnacki treffend ausdrückt), der sich in Kopf und Herz, nicht nur an einem bestimmten Punkt, sondern allerwärts bemerkbar machte.

Nowosilzow, dem es durch allerlei Intriguen und Ohrenbläsereien gelungen war, den Fürsten Czartoryski aus seiner Stellung als Curator der Universität zu vertreiben, um sie selbst einzunehmen, ahnte wohl, was sich im stillen vorbereite, und spähte unermüdlich nach irgendeinem Anhaltepunkte, um an denselben die zur Durchführung seiner Plane durchaus nothwendige Untersuchung anknüpfen zu können. Lange bemühte er sich vergebens, endlich aber fand er, was er suchte in einem zehnjährigen Schüler, Namens Plater, der an die Schultafel die Worte geschrieben hatte: „Es lebe die Constitution vom 3. Mai!" Sofort schlug die Behörde der entdeckten Verschwörung wegen Lärm, und es begann eine Reihe grausamer Verfolgungen, welche Lelewel in „Nowosilzow in Wilna" („Nowisilcow w Wilnie") beschrieb und die durch Mickiewicz' „Dziady" die Unsterblichkeit erlangten. Der Ukas vom 14. Aug. 1824 entfernte die allgemein beliebten Professoren Lelewel, Goluchowski, Danilowicz und den Geistlichen Bobrowski von ihren Ämtern, und außerdem mußte eine große Menge Studirender die unfreiwillige Reise ins Innere Rußlands oder nach Sibirien antreten, ungeachtet der obenerwähnte Zan die Vorsicht gebraucht hatte, eine außerordentliche Versammlung der Verbindung zu berufen, in welcher sämmtliche Mitglieder den Eid der Verschwiegenheit leisteten und beschlossen wurde, Acten und sonstige compromittirende Papiere zu verbrennen. Lelewel, seinem Wirkungskreise entrückt, packte Bücher und Schriften zusammen und verließ in dem elenden Fuhrmannswagen eines Handelsjuden den Ort, dessen Bewohner ihn nicht ohne tiefes Bedauern scheiden sahen und dem er durch

seine Vorträge erhöhte Bedeutung gegeben hatte. Auf dem Wege nach Warschau, wohin er sich begab, durchdachte er die Vorrede zu seinen „Bibliographischen Büchern", die er mit so viel Humor und Poesie würzte. Daß Lelewel nicht ausschließlich der trockene Gelehrte, sondern nebenbei noch eine poetische Natur war, geht schon aus einer gewissen Art von Begeisterung hervor, welche ihn manchmal mitten im Forschen nach Werken und Wesen der Vergangenheit überkam, und welche beweist, daß er es wohl verstand, den strengen Boden der Gelehrsamkeit mit einem Teppich der reizendsten Blumen zu schmücken.

Frei von jedem beengenden Dienstverhältniß, konnte sich Lelewel in Warschau ungetheilt seinen Lieblingsstudien widmen. Je mehr er darüber nachdachte, desto klarer wurde es ihm, daß er in der Behandlung seines Stoffes einen Weg einschlagen müsse, der nicht ausschließlich nur der gelehrten Welt zugänglich sei. Er schrieb deshalb, neben den streng wissenschaftlichen Abhandlungen über die in Trzebun ausgegrabenen alten Münzen und der geschichtlichen „Sammlung des Wislitzer Statuts" (durch welches 1347 Kasimir der Große der Nation neue Gesetze gab und deren gerichtliche und administrative Verhältnisse ordnete), auch eine „Tabelle der zehn verflossenen Jahrhunderte" sowie die populäre „Geschichte", die ein Elementarbuch werden sollte.

In der engen Kammer, wo er unter Stößen von Büchern und Manuscripten vergraben saß, häufiger jedoch noch in der öffentlichen Bibliothek, suchten Lelewel die des Raths Bedürftigen und von Zweifeln gequälten jungen Führer des sich vorbereitenden Aufstandes auf, in deren Inneres er manchen Funken warf, der, wenn er auch auf verschiedene Weise gedeutet werden konnte, doch zünden mußte.

Im Jahre 1830 verlor Lelewel den Vater, und fast zu gleicher Zeit (29. Nov.) brach der Aufstand los. Die Liebe, mit welcher die akademische Jugend an dem schon vielfach geprüften Lehrer hing, desgleichen die Art und Weise, in welche er die Geschichte einzukleiden wußte, machten ihn zum Haupte einer mächtigen Partei. Als Clubpräsident, wozu er erwählt wurde, rieth er in der ersten Rede, welche er in einem sehr entscheidenden Augenblicke hielt, zur Mäßigung und zeigte sich in diesem Amte sowol wie auch als Landbote und Mitglied der Fünf als Mann von unbefleckter Tugend, tiefer Einsicht und erprobter Vaterlandsliebe, als Mann des Geistes, doch nicht der That, auf welche man seit lange schon lossteuerte; als Mann endlich, der nicht zur Zahl derjenigen gehörte, welche, der Eingebung des Augenblicks folgend, Ereignisse hervorrufen, denen sie sich später nicht gewachsen fühlen. Wäre die Nation im Stande gewesen, die Verdienste edler Begeisterung von der Praxis des politischen Verstandes zu unterscheiden, sie hätte die Schuld mehr auf Männer gewälzt, welche die Massen an- und aufregten, als auf diejenigen, welche der Anregung folgten. Das allgemeine Unglück hat hier längst schon alles ausgeglichen, und Lelewel, glücklicher als mancher andere, wußte durch ein Leben, das der Arbeit, der Buße und heroischen Selbstverleugnung gewidmet war, die irrigen Meinungen zu schlagen, die in Betreff seiner einen Augenblick Wurzel gefaßt hatten. Der Nation ist lange schon die Erinnerung an die Regierungsmitglieder geschwunden, nicht aber der erhebende Gedanke, sie habe in Lelewel einen Mann zu ehren, der für alle Zeiten als Muster der Gelehrsamkeit, Ausdauer und Charakterstärke in den Kämpfen mit dem Ungemach dasteht.

Gleichwie jener Weise Griechenlands, der nichts vermißte, als er seinen Kopf mitnehmen durfte, so verließ auch Lelewel das capitulirende Warschau. Es trieb ihn nach dem Westen, der nichts weiter als eine gastliche Zufluchtsstätte in Aussicht stellte. In den Protesten, Beschwerden und sonstigen Auslassungen der pariser Comités über die unglückliche Katastrophe fand sich vielfach Lelewel's Name, und dieser Umstand beunruhigte die noch junge Regierung Ludwig Philipp's, der es darum zu thun war, sich denjenigen Mächten gegenüber, deren Anerkennung sie wünschte, im günstigsten Lichte zu zeigen, dermaßen, daß sie 1832 dem gelehrten Flüchtling den Aufenthalt in Paris und dann auch in Frankreich untersagte. Lelewel wich dem Machtspruch und wanderte nach dem weniger ängstlichen Belgien. Im September des genannten Jahres langte er in Brüssel an und verlebte daselbst die letzten 29 Jahre seines Lebens.

Wenn auch dieser lange Lebensabschnitt nach außen hin weniger glänzend war als derjenige, in welchem Lelewel in Wilna docirte, so machte das Beispiel, das der Verbannte in und durch sich selbst gab, einen um so tiefern und zugleich ergreifendern Eindruck. Fragte der Ankömmling den ersten besten, der ihn in den Straßen Brüssels in der Bluse begegnete, nach Lelewel, so erhielt er alsbald die Antwort: „O, ich kenne ihn!" und wurde nach einem engen Gäßchen der Stadt geleitet, wo er im ersten Stocke eines elenden, den Namen Estaminet de Varsovie tragenden Häuschens den der Verehrung so würdigen Mann fand. Hier saß Lelewel in einem düstern, Winters ungeheizten Zimmer mit dürftigem Mobiliar, auf welchem Berge von be-

stäubten Büchern und Papieren lagen. An einem großen mit Schreibereien bedeckten Tische, nahe dem Fenster, kauerte der in einen alten grauen Mantel gehüllte, silberhaarige Greis über irgendeiner Arbeit. Man konnte sich ihm bis auf wenig Schritte nahen, ehe er jemand bemerkte oder bemerken zu wollen schien; ein Blick nach der Seite belehrte ihn schnell, wer bei ihm eingetreten sei. War es ein Bekannter, so schwieg er nicht selten und arbeitete ruhig weiter; den Fremden begrüßte er mit einem Händedruck und ließ sich mit demselben in ein Gespräch ein, das sich um so mehr belebte, je mehr der Gast von der fernen Heimat zu erzählen wußte. Gewöhnlich begann die Unterhaltung mit Nachrichten aus Polen und den Angelegenheiten der Emigration; war dieser Stoff erschöpft, so kam die Reihe an Lelewel's wissenschaftliche Arbeiten sowie die der Kupferstecherei, in welcher er ganz Anerkennenswerthes leistete. Schrieb er nicht, so arbeitete er mit dem Grabstichel für seinen geographischen Atlas des Mittelalters; er theilte seine Zeit vorzugsweise in eine dieser beiden Beschäftigungen. In größern Gesellschaften oder auf Spaziergängen war er nie anzutreffen, wol aber konnte man ihm begegnen, wenn er in Bluse und alter Mütze kurzen Trabes nach dem Kaffeehaus eilte, um daselbst die Zeitungen zu lesen, oder eine Partie Schach zu spielen. Der ärmliche Anzug, in dem er einherging, verschaffte ihm große Popularität unter den Arbeitern, die sehr wohl wußten, welche hohe Ämter der „Alte" im Vaterlande bekleidet hatte, und welche bedeutende Stellung er in der gelehrten Welt einnahm; sie priesen eine Selbstverleugnung, welche den „Herrn Präsidenten" sozusagen zu ihresgleichen machte. Mancher Pole, dem es ins Herz schnitt, den mit Recht gefeierten Mann in solcher kümmerlichen Lage zu sehen, wollte diese mildern, allein es war vergebliche Mühe, wenn auch auf die zarteste Weise dabei zu Werke gegangen wurde. Lelewel war für Anerbietungen der Art vollständig unzugänglich, und es kostete, um nur ein Beispiel anzuführen, nicht wenig Worte und Vorstellungen, ehe seine Freunde es dahin brachten, zur Zeit eines strengen Winters eine Ofenröhre durch seine nie geheizte Stube ziehen zu dürfen und dadurch den alten Mann vor Krankheit zu schützen. Trotz aller Armuth hatte Lelewel immer ein paar Pfennige übrig, die er jedoch nie zu seinem Besten verwandte; sie dienten zur Unterstützung dieses oder jenes Leidensgefährten, der bei ihm anklopfte. Während seines Aufenthalts in Belgien gab Lelewel manche auf Numismatik und Geographie des Mittelalters bezügliche Werke heraus, doch ohne dabei viel zu gewinnen, manchmal mußte er sogar noch zusetzen, wie wir dies aus seinen „Ereignissen" („Przygody") erfahren.

Am späten Lebensabende, als nach dem Lauf der Dinge der wenn auch unverdrossene, doch ermüdete Pilger der Ruhe bedurfte, schickte ihm die gütige Vorsehung in der Person Zupanski's in Posen einen Verleger, der ohne drückendes Feilschen Lelewel so viel bot, daß dieser seinen bescheidenen Ansprüchen gerecht werden konnte. Seit 1860 erschienen in der genannten Verlagshandlung: „Das Polen des Mittelalters" („Polska średnich wieków") und darauf „Polen und dessen Geschichte" („Polska, dzieje i rzeczy jéj"), sowie manche andere kleinere Werke historischen Inhalts und Kupferstiche.

Lelewel's Augenlicht wurde zusehends schwächer und die Kräfte nahmen auf Besorgniß erregende Weise ab, allein auf seinen Geist hatte die Bürde der Jahre keinen Einfluß, denn dieser blieb bis zum letzten Augenblicke klar und jugendlich frisch. Die Freunde, welche sein körperlicher Zustand beunruhigte, suchten den alten Mann zu einer Reise nach Paris zu bereden, um ihm daselbst mehr Ruhe und Bequemlichkeit zu verschaffen, und Dr. Gałęzowski, einem seiner vertrautern Freunde, der ihm eine wichtige politische Mission vorgespiegelt hatte, gelang es auch wirklich, ihn zur Fahrt zu vermögen und in einem besondern Waggon an Ort und Stelle zu schaffen. Deputationen der drei belgischen Universitäten gaben dem gelehrten Forscher bis zur Grenze das Geleite; doch sollten die Freunde nicht lange das Glück genießen, ihn in ihrer Mitte zu sehen, denn wenig Tage nach seiner Ankunft lag Lelewel auf der Bahre. Er starb in Armuth in einem Spital am 29. Mai 1861 im sechsundsiebzigsten Jahre seines Lebens und hinterließ das Andenken eines Mannes, der ein Muster von Aufopferung, unbeugsamer Charakterstärke, unermüdlichen Fleißes, der hingebendsten Vaterlandsliebe und vollkommenster Selbstverleugnung war.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Ammon** (Friedrich August von), ausgezeichneter deutscher Arzt, Leibarzt des Königs von Sachsen und Geheimer Medicinalrath, starb am 18. Mai 1861 zu Dresden. Am 20. Sept. 1799 in Göttingen geboren, wo sein Vater, der berühmte, 1850 als Oberhofprediger zu Dresden verstorbene Theolog Christian Friedrich von A., damals Professor war, erhielt er seine Vorbereitung zu den akademischen Studien auf den Gymnasien zu Erlangen und Schulpforta, widmete sich dann 1818—21 erst zu Leipzig, dann zu Göttingen der medicinischen Wissenschaft und machte sich bereits als Student 1820 durch die Preisschrift „Über den krankhaften Schlaf" einen geachteten Namen. Nachdem er 1821 die Doctorwürde erlangt, verbrachte er die Zeit von October 1821 bis Juni 1822 theils auf Reisen, theils zu Paris und wandte sich dann nach Dresden, um sich daselbst als praktischer Arzt niederzulassen. Zahlreiche glückliche Curen sowol wie auch seine liebenswürdige und wohlwollende Persönlichkeit erwarben ihm in kurzer Zeit die allgemeinste Achtung. Seit 1828 als Professor der theoretischen Heilkunde an der Medicinisch-Chirurgischen Akademie wie als Director der Poliklinik angestellt, wurde er 1837 zum Leibarzt des Königs ernannt. Im Jahre 1844 erfolgte seine Ernennung zum Geheimen Medicinalrath, nachdem er wiederholte Berufungen an auswärtige Universitäten aus Liebe zu dem Wirkungskreise, den er sich in Dresden geschaffen und der täglich an Ausdehnung gewann, ausgeschlagen hatte. Trotz dieser bedeutenden Praxis, der er sich mit seltenem Eifer und uneigennütziger Hingebung widmete, fand A. dennoch vielfach Zeit, seine Erfahrungen durch Wort und Schrift nicht blos für seine Fachgenossen, sondern auch für weitere Kreise zugänglich zu machen. Die Gebiete der Medicin, welche ihm vorzugsweise Förderung zu danken haben, sind die Augenheilkunde und die Chirurgie. Eine große Anzahl von wahrhaft wissenschaftlichen Arbeiten, die er theils in den von ihm selbst redigirten wie in fremden Zeitschriften, theils in mehreren selbständigen Werken niederlegte, sichern ihm in der Geschichte der Augenheilkunde einen unvergänglichen Namen und haben wesentlich dazu beigetragen, den hohen Ruf, der seit einigen Jahrzehnden gerade diese Wissenschaft in Deutschland andern Nationen gegenüber genießt, zu begründen und zu befestigen. Dahin gehören seine Preisschrift über die Iritis (Berlin 1843) und das große Kupferwerk „Klinische Darstellungen der Krankheiten und Bildungsfehler des menschlichen Auges" (3 Bde., Berlin 1838—41). Unter seinen chirurgischen Arbeiten dürften vor allem die Schriften über den Sehnenschnitt (1840), die mit Baumgarten gearbeitete „Kritik der plastischen Chirurgie" (Berlin 1842) sowie das Kupferwerk über „Die angeborenen chirurgischen Krankheiten des Menschen" (Berlin 1839—42) hervorzuheben sein. Obgleich A. diese beiden Zweige der Heilkunde ganz besonders zu fördern suchte, so blieben doch auch die übrigen medicinischen Gebiete seiner Aufmerksamkeit nicht entzogen. Eine Abhandlung, die er 1830 schrieb, als die Cholera ihre verheerenden Streifzüge auch nach Deutschland zu richten begann, erlebte in kurzer Zeit vier Auflagen. Einen besondern Ruf erwarb sich A. außerdem als populär-medicinischer Schriftsteller. Seine „Brunnendiätetik" (fünfte Auflage, Leipzig 1854) sowie „Die ersten Mutterpflichten und die erste Kindespflege" (neunte Auflage, Leipzig 1860) haben große und wohlverdiente Verbreitung erlangt und können als Muster ihrer Gattung gelten.

Atkinson (Thomas Witlan), englischer Reisender, wurde am 6. März 1799 in Yorkshire geboren. Frühzeitig verwaist, mußte er fast noch als Knabe für seinen eigenen Unterhalt sorgen. Eine Reihe von Jahren hindurch war er als Architekt thätig; daneben trieb er mit besonderer Vorliebe die Malerei, in der er es zu einer bedeutenden Fertigkeit brachte. Seine Hauptleidenschaft war jedoch das Reisen. Eine gelegentliche Bemerkung Alexander von Humboldt's veranlaßte ihn, sich nach Rußland zu wenden, wo die wilden und pittoresken Regionen Centralasiens seinem Pinsel und seinem Beobachtungstalent eine reichliche Ausbeute versprachen. Zwischen den Jahren 1846 und 1854 durchwanderte er das ganze asiatische Rußland, drang bis zum Issyk-Kul und zu den Abhängen des Thian-Schan vor, besuchte die Wüste Gobi und die Jagdreviere der Kalkas, zeichnete überall fleißig die großartigen Naturscenen, die sich ihm auf dem Wege darboten, und veröffentlichte nach seiner Heimkehr die Ergebnisse dieser langjährigen Wanderungen in seinem „Oriental and Western Siberia, a Narrative of Seven Years' Explorations" (London 1858), das, neben dem prachtvollen Bilderatlas, die schätzbarsten Data zur Kunde der von A. bereisten Länder enthält. Von geringerm Werthe sind die von ihm herausgegebenen „Travels in the Regions of the Upper and Lower Amoor" (London 1860), welche nur zum Theil auf eigenen Beobachtungen beruhen und daher nicht in allen Punkten zuverlässig sind. A. starb am 13. Aug. 1861 zu Lower Walmer in Kent, nach einer langwierigen Krankheit, die er sich auf seinen beschwerlichen Streifzügen durch die unwirthbarsten Gegenden Asiens zugezogen hatte.

***Bischoff** (Christian Heinrich Ernst), Professor der Staatsarzneikunde und Heilmittellehre zu Bonn, preußischer und koburgischer Geheimer Hofrath, starb am 5. März 1861 zu Bonn. Am 14. Sept. 1781 zu Hannover geboren, studirte er in Jena und Berlin Medicin, wurde 1804 an letzterm Orte Professor an dem Medicinisch-Chirurgischen Collegium und der Pépinière, verließ aber schon 1808 die preußische Residenz, um das Physikat des damaligen Arrondissements Elberfeld zu übernehmen. Als jedoch 1813 das Vaterland seine Söhne rief, verließ er seine Stellung, um das 5. preußische Armeecorps als Generalstabsarzt in das Feld zu begleiten. Die ärztlichen Erfahrungen, die er bei dieser Gelegenheit machte, veranlaßten ihn zu der Schrift „Über das Heilwesen im deutschen Heere" (Elberfeld 1815), die ihrerzeit unter B.'s Fachgenossen nicht geringes Aufsehen erregte. Im Jahre 1818 übernahm er an der neugegründeten Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn die Professur der Staatsarzneikunde und Heil-

mittellehre, die er bis zu seinem Tode ununterbrochen bekleidete, obgleich ihn hohes Alter und Kränklichkeit in den letzten Jahren seines Lebens an der Lehrthätigkeit hinderten. Die bedeutendste unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten ist unstreitig „Die Lehre von den chemischen Heilmitteln" (zweite Auflage, 3 Bde., Bonn 1838—40). Die meisten seiner übrigen Schriften sind polemischer Natur, darunter auch ein pikantes Werkchen über „Einiges, was den deutschen Universitäten noth thut" (Bonn 1842—48).

* **Browning** (Elizabeth Barrett), englische Dichterin, starb zu Florenz am 29. Juni 1861. Sie war eine der gelehrtesten Frauen, las die alten Classiker in den Ursprachen und übersetzte den „Gefesselten Prometheus" des Äschylus ins Englische. Zu ihren frühesten Schriften gehören „The Seraphim and other poems" (1838) und der „Romaunt of the page" (1839). Nachdem sie in Robert B. einen ihr gleichgesinnten Gatten gefunden, ließ sie sich in Italien nieder, dessen nationale Bestrebungen ihr die wärmste Sympathie einflößten, welche sich, außer in den „Casa Guidi Windows" (1851), noch zuletzt in den „Poems before congress" (1860) kund gab. Ihr Hauptwerk ist jedoch „Aurora Leigh" (1858), ein poetischer Roman, in welchem sie die Leiden einer edeln weiblichen Natur im Kampfe mit dem Conventionalismus der Gesellschaft schildert.

Butler (Benjamin Franklin), amerikanischer General, ist der Sohn armer Ältern zu Deerfield im Staate Neuhampshire, wo er im Jahre 1818 geboren wurde. Er erhielt seine Bildung im College von Waterville in Maine, indem er während seiner Studienzeit seinen Unterhalt durch Tischlerarbeit erwarb, und ließ sich dann als Sachwalter in der Stadt Lowell nieder, wo seine Beredsamkeit und seine juristischen Kenntnisse ihm bald eine ausgebreitete Praxis gewannen. Im Jahre 1853 ward er Mitglied des Repräsentantenhauses von Massachusetts. Als eifriger Demokrat trat er besonders der Knownothingpartei feindlich entgegen und wurde deshalb von dem Gouverneur Gardner seines Postens als Oberst bei der Miliz entsetzt, bald darauf aber von den Offizieren seines Corps zum Brigadegeneral gewählt. Das Interesse, welches er an militärischen Angelegenheiten nahm, veranlaßte den Präsidenten Pierce, ihn 1856 zum Inspector der Westpoint-Akademie zu ernennen, und im Jahre 1859 erwählte ihn die Grafschaft Middlesex zu ihrem Vertreter im Senate des Staats Massachusetts. Bei der Wahlbewegung von 1860 schloß er sich derjenigen Fraction der demokratischen Partei an, die für Breckinridge stimmte; als jedoch durch den Abfall der Südstaaten der Bestand der Union gefährdet wurde, erklärte er sich mit Hintansetzung aller Parteirücksichten für Lincoln und seine Regierung, und war einer der ersten, die ihre Dienste zur Bekämpfung des Aufstandes anboten. Er erhielt im April 1861 mit dem Charakter als Generalmajor den Befehl über die in Maryland zusammengezogenen Truppen, mit welchen er Annapolis besetzte und dadurch die infolge der Unruhen in Baltimore bedrohte Verbindung mit Washington herstellte. Hierauf eilte er nach Baltimore, pflanzte Kanonen auf den die Stadt beherrschenden Anhöhen auf, schüchterte die Bevölkerung ein und bemächtigte sich ohne Schwertstreich dieses wichtigen Punktes. Im Juni ward er zum Commandanten der Festung Monroe ernannt, die von den Separatisten blokirt wurde, denen er häufige Gefechte mit wechselndem Glück lieferte, bis er das Commando an den General Wool abgab und sich am 26. Aug. mit 4000 Mann Landungstruppen auf der Escadre des Commodore Stringham zu einer Expedition nach dem Cap Hatteras einschiffte, wo die Conföderirten Befestigungen angelegt hatten, welche die Küste von Nordcarolina deckten und ihren Kapern einen sichern Zufluchtsort darboten. Die Escadre langte am 28. Aug. an und eröffnete auf der Stelle das Feuer gegen das kleinere Fort Clark, dessen Kanonen schon am Nachmittage zum Schweigen gebracht wurden. Am folgenden Morgen ergab sich auch das Hauptfort Hatteras, ohne daß die Angreifenden einen einzigen Mann verloren hatten. Gegen 700 Gefangene und 30 Geschütze fielen in die Hände B.'s, der eine Garnison mit dem Obersten Weber als Commandanten in der eroberten Position zurückließ und persönlich nach Washington eilte, um Bericht über den Erfolg seines Unternehmens abzustatten und Vorbereitungen zu einem neuen Zuge nach dem Süden zu treffen.

* **Conradi** (Johann Wilhelm Heinrich), Professor der Medicin zu Göttingen, starb am 17. Juni 1861. Geboren am 22. Sept. 1780 zu Marburg als Sohn des Professors Johann Ludwig C., eines geachteten Rechtslehrers, machte er seine Studien auf der Universität seiner Vaterstadt und erhielt an derselben, nachdem er 1802 promovirt und sich als Privatdocent habilitirt hatte, auch 1803 eine außerordentliche, 1805 eine ordentliche Professur. Im Herbst 1814 folgte er einem Rufe nach Heidelberg, wo er 1815 den Titel eines Hofraths, 1820 den eines Geheimen Hofraths erhielt, wandte sich aber 1823 nach Göttingen, wo er 1837 die Direction des akademischen Hospitals und 1852 bei Gelegenheit seines Doctorjubiläums den Titel eines Obermedicinalraths erhielt. C. hat als akademischer Lehrer wie als Schriftsteller sich um eine gründliche und wissenschaftliche Bildung junger Ärzte vielfache Verdienste erworben. Unter seinen Werken haben besonders das „Handbuch der allgemeinen Therapie" (sechste Auflage, Kassel 1841) und das „Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie" (vierte Auflage, 2 Bde., Marburg 1831—33) sehr einflußreich gewirkt.

* **Herbert** (Sidney, Lord), englischer Staatsmann, Sohn des elften Grafen von Pembroke aus dessen zweiter Ehe mit der Schwester des russischen Feldmarschalls Woronzow, wurde am 16. Sept. 1810 zu Richmond geboren. Seine Erziehung erhielt er auf der Schule zu Harrow und vollendete sie auf der Universität Oxford. Schon im Jahre 1832 ward er zum Parlamentsmitglied für Süd-Wiltshire gewählt, welchen District, in dem die großen Güter seiner Familie gelegen sind, er ununterbrochen bis zu seiner Erhebung in den Pairsstand im Januar 1861 vertrat. Er schloß sich sogleich den Conservativen unter der Führung Sir Robert Peel's an und hielt 1834 seine erste Rede gegen eine Bill, welche den Dissenters Zutritt zu den Universitäten gestattete. Überhaupt nahm er eifrigen Antheil an den Kämpfen gegen die Whigs und die von ihnen verfochtenen freisinnigern Principien und wurde 1841 nach dem Eintritt des Ministeriums Peel zum Secretär der Admiralität, 1845 aber zum Kriegssecretär mit einem Sitz im Cabinet ernannt. Während dieser Zeit machte auch er die Wandelung durch, zu der Peel selbst das Beispiel gab, und die für seine politische Zukunft entscheidend wurde. Bisher geschwore-

ner Protectionist, ging H. 1846 mit seinem Chef und dem größten Theil seiner Collegen in das Lager der Freihändler über und gehörte von nun an, nachdem das Ministerium den vereinigten Angriffen seiner alten Gegner und seiner frühern Genossen erlegen war, zu der kleinen Schar parlamentarischer Capacitäten, die unter dem Namen Peeliten gemäßigt conservative Grundsätze mit einer liberalen Handelspolitik verbanden und eine Zeit lang eine Mittelpartei zwischen den Whigs und den protectionistischen Tories bildeten. Als im December 1852 Lord Aberdeen, der seit dem Tode Peel's als ihr Haupt anerkannt wurde, an die Spitze der Regierung trat, ward H. abermals Kriegssecretär, in welcher Eigenschaft er die Vorbereitungen zum Kriege gegen Rußland zu leiten hatte. Trotz des Eifers, mit dem er sich dieser Aufgabe widmete, vermochte er jedoch nicht, die während eines langen Friedens eingerissenen Misbräuche in der Armeeverwaltung zu beseitigen, und die Leiden des englischen Heeres in der Krim riefen einen Sturm des Unwillens hervor, dem das Ministerium Aberdeen weichen mußte. H. nahm zwar den Posten eines Colonialministers in dem neugebildeten Cabinet Palmerston an, legte ihn aber nach einigen Wochen nieder, als der Antrag einer Commission zur Untersuchung der Armeeverwaltung durchging, den er als ein Mistrauensvotum gegen sich und seinen Freund, den Herzog von Newcastle, betrachtete. Er blieb jetzt vier Jahre lang ohne Amt, bis er im Juni 1859 von neuem als Kriegsminister unter Palmerston eintrat. Die frühern Vorurtheile gegen ihn waren vergessen und die unermüdliche Thätigkeit, mit der er sich seinen Amtspflichten hingab, entwaffnete auch seine Gegner. Zu einer durchgreifenden Reform des Militärwesens hatte er zwar weder die erforderliche Energie noch vielleicht den Willen; der Stellenkauf, der Nepotismus dauerten in gewohnter Weise fort, die Prügelstrafe wurde nur gemildert, nicht abgeschafft; aber im ganzen wurden doch bedeutende Verbesserungen erzielt, ein frischerer Geist ersetzte den alten Schlendrian und die englische Armee erreichte eine Stufe von Tüchtigkeit, die sehr günstig gegen ihren frühern verwahrlosten Zustand abstach. Die rastlose Arbeitslust H.'s hatte jedoch seine sonst kräftige Gesundheit erschüttert; um sich einigermaßen zu erholen, trat er aus dem Unterhause in das verhältnißmäßig ruhigere Oberhaus über; aber sein Übel verschlimmerte sich bald dermaßen, daß er sein Portefeuille definitiv abgeben mußte. Eine von den Ärzten angeordnete Badereise nach Spaa blieb ohne Erfolg; kaum nach England zurückgekehrt, verschied er auf seinem Schlosse Wilton am 2. Aug. 1861. Der Tod H.'s wurde wegen seines liebenswürdigen Charakters allgemein bedauert. Vornehm, reich, von schönem Äußern und gewinnenden Manieren, mit mannichfachen Kenntnissen und nicht unbedeutendem Rednertalent ausgestattet, besaß er alle Eigenschaften, die man in England von einem Premierminister fordert, und bei einem längern Leben wäre ihm dieser Ehrenposten schwerlich entgangen.

Lyon (Nathaniel), amerikanischer General, geboren 1821 im Staate Connecticut, wurde in der Militärakademie zu Westpoint erzogen, aus der er 1841 als Secondelieutenant in das 2. Infanterieregiment der Vereinigten Staaten trat. Er nahm mit Auszeichnung an dem mexicanischen Kriege theil, avancirte im Februar 1847 zum Premierlieutenant und erhielt wegen seiner in den Schlachten von Contreras und Churubusco bewiesenen Tapferkeit im August desselben Jahres den Rang als Kapitän. Am 13. Sept. führte er eine Colonne bei der Erstürmung des Hauptthors von Mexico und trug eine schwere Wunde davon. Im Juni 1851 ward er Compagniechef und befand sich als solcher in dem Corps, welches 1856 von dem Präsidenten Pierce nach Kansas geschickt wurde, um die dortigen Freibodenmänner zu unterdrücken. Obwol L. seiner politischen Farbe nach zur demokratischen Partei gehörte, fühlte er sich doch über die in Kansas verübten Gewaltthaten so empört, daß er seine Stelle niederlegte und sich in das Privatleben zurückzog. Er hielt sich in St.-Louis auf, als die im Staate Missouri mächtige Sklavereipartei nach der Erwählung Lincoln's offen von der Union abfiel und sich der südlichen Conföderation anschloß. L. stellte sich im Mai 1861 an die Spitze der Unionsfreunde, zog mit einer Abtheilung Freiwilliger aus und nöthigte 1500 Secessionisten unter dem General Frost zur Capitulation, worauf er Jefferson, den Hauptort von Missouri, besetzte. Für diese glücklichen Erfolge wurde er zum Brigadegeneral ernannt und erhielt das Commando über sämmtliche Unionstruppen im Staate Missouri. Am 17. Juni griff er die Hauptmacht der Secessionisten bei Booneville an und schlug sie nach einem scharfen Gefecht mit bedeutendem Verlust in die Flucht. Er drang alsdann nach dem äußersten Westen Missouris vor, um auch diesen Theil des Staats vom Feinde zu säubern. Nachdem er am 2. Aug. einem feindlichen Corps bei Dug Spring ein glückliches Treffen geliefert, sah er sich genöthigt, um eine Umgehung zu verhindern, mit etwa 5000 Mann die viermal stärkern Secessionisten unter Mac Cullogh am 10. Aug. am Wilson's Creek (unweit Springfield) anzugreifen. Es gelang ihm auch, den Feind aus seiner festen Stellung zu vertreiben. Während der Schlacht ward ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen. Er bestieg ein zweites, um seine Truppen gegen den von neuem anrückenden Feind zu führen, als er während des Angriffs von einer Kugel durch die Brust getroffen wurde, die ihn auf der Stelle tödtete. Seine kleine Armee zog sich unter dem Commando des Generals Sigel vor der feindlichen Übermacht in guter Ordnung und mit zahlreichen Gefangenen und Trophäen nach Springfield zurück, aber das ganze südliche Missouri war infolge dieser Schlacht für die Union verloren und sogar die Hauptstadt St.-Louis gefährdet. Der Tod des tapfern, kenntnißreichen und allgemein beliebten L. wurde mit Recht den schlechten Anordnungen der Bundesregierung zur Last gelegt, die ihn trotz seines dringenden Ansuchens ohne Verstärkung ließ und ihn so dem sichern Untergange preisgab.

***Olbers** (Georg Heinrich), Senator der Freien Stadt Bremen, der einzige Sohn des berühmten Astronomen Heinrich Wilhelm Matthias O., starb am 27. Mai 1861 zu Bremen, wo er auch am 11. Aug. 1790 geboren war. Er begann seine öffentliche Laufbahn im Jahre 1812, wo er nach der Vereinigung Bremens mit Frankreich nach Paris ging, um sich mit dem französischen Recht vertraut zu machen. Nachdem ihm bereits im Juni 1812 Napoleon zum Auditor im Staatsrath ernannt hatte, ward er im April 1813 der Präfectur des Departements der Elbmündung beigeordnet. Nach dem ersten Sturze Napoleon's im Jahre 1814 wandte sich O. von Bremen nach Göttingen, wo er sich die juristische

Doctorwürde erwarb. Er kehrte hierauf in seine Vaterstadt zurück und leistete im Feldzuge von 1815 gegen Napoleon als Generalauditor der vereinigten hanseatischen Contingente und Hauptmann im Generalstabe den hanseatischen Truppen wichtige Dienste. Nach Beendigung des Feldzugs wirkte er erst als Secretär der bremischen Bundestagsgesandtschaft, später als gemeinschaftlicher Legationssecretär der vier Freien Städte zu Frankfurt a. M. Am 13. März 1822 ward D. in Bremen zum Syndikus und am 17. Aug. 1825 in den Senat gewählt. Seit 1833 bekleidete er das Amt eines Polizeidirectors, bis er Ende 1860 um seine Emeritirung nachsuchte, die ihm in ehrenvollster Weise gewährt wurde.

Preller (Ludwig), namhafter deutscher Alterthumsforscher, starb 21. Juni 1861 zu Weimar nach kurzem Krankenlager. Er war am 15. Sept. 1809 in Hamburg geboren, wo sein Vater als wohlhabender Kaufmann lebte. Nachdem er auf dem Johanneum seiner Vaterstadt wie auf dem Katharinum zu Lübeck seine Vorbildung erhalten, bezog er die Universität Leipzig, wo er sich unter Gottfried Hermann's Führung dem Studium der classischen Philologie und Alterthumswissenschaft widmete. Von Leipzig wandte er sich nach Berlin, und hier fühlte er sich besonders von Böckh und Schleiermacher angezogen. Letzterer erweckte in ihm die Neigung für philosophische Studien, der er auch in seiner spätern Lebenszeit treu blieb. In Göttingen, wo er besonders mit O. Müller in näherm Verkehr stand, erwarb er sich 1832 die Doctorwürde, bei welcher Gelegenheit er die noch jetzt geschätzte Dissertation „De Aeschyli Persis" veröffentlichte. Nachdem hierauf P. in Hamburg einige Jahre privatisirt und seine unabhängige Muße zur Fortsetzung und Erweiterung seiner Studien benutzt hatte, habilitirte er sich als Privatdocent in Kiel und schloß sich hier insbesondere dem vorzüglichen Kenner der Homerischen Poesie, dem im Jahre 1861 zu Leipzig verstorbenen Professor G. W. Nitzsch an. In dieser Zeit veröffentlichte er eine mythologische Arbeit über „Demeter und Persephone" (Hamburg 1837), die von der Kritik allerwärts mit Beifall aufgenommen wurde. Schon 1838 erhielt P. einen Ruf nach Dorpat als ordentlicher Professor der Philologie wie als Dirigent des akademischen Museums und des philologischen Seminars, dem er auch Folge leistete. Die Wirksamkeit, die er hier entfaltete und die ihm schnell die Verehrung der Studirenden wie die Achtung seiner Collegen erwarb, sollte jedoch nur von kurzer Dauer sein, da er infolge von Differenzen, die zwischen den deutschen Professoren an der Universität und dem russischen Curatorium entstanden waren, mit mehreren seiner Amtsgenossen freiwillig seine Entlassung nahm. Die nähern Beweggründe zu diesem Schritte hat er in der kleinen Schrift: „C. O. von Madai; zur Erinnerung an ihn für seine Freunde" (Leipzig 1850) selbst dargelegt. Hierauf lebte P. längere Zeit seinen Forschungen in Italien, bis er mit seiner Rückkehr nach Deutschland 1844 seinen Wohnsitz in Jena nahm. Im Jahre 1846 erhielt er eine Professur an der Universität daselbst, legte dieselbe doch schon im nächsten Jahre nieder, um als Oberbibliothekar mit dem Titel eines Hofraths nach Weimar überzusiedeln. Trotz des rastlosen Eifers, mit dem er sich diesem neuen Berufe hingab, behielt er dennoch Zeit, die ältern Studien fortzusetzen und neue zu beginnen. So gab er damals den für die Geschichte der Reformation so wichtigen „Nachlaß Georg Spalatin's" heraus und vollendete seine „Griechische Mythologie" (2 Bde., Berlin 1854—55; zweite Auflage, 1860), die wol als sein Hauptwerk betrachtet werden muß. Auf einer Reise durch Griechenland und Kleinasien, die er 1852 in Gemeinschaft mit Göttling und Hettner gemacht, hatten seine Anschauungen des Alterthums wesentlich gewonnen und waren ihm viele ganz neue Gesichtspunkte aufgeschlossen worden. Im Jahre 1858 folgte seine „Römische Mythologie" (2 Bde., Berlin 1858), die er der Universität Jena zu ihrer dritten Säcularfeier widmete. Neben Gerhard in Berlin und Welcker in Bonn zählte P. zu den bedeutendsten und einflußreichsten Forschern auf dem Gebiete der alten Mythologie. Doch hat er auch durch viele schätzbare kleinere Schriften und Abhandlungen andere Zweige der Alterthumswissenschaft, wie besonders die Literaturgeschichte und die Archäologie, gefördert. Dahin gehören: „De Hellanico Lesbio" (Dorpat 1840), „Die Regionen der Stadt Rom" (Jena 1846), „Über die Bedeutung des Schwarzen Meers für den Verkehr und den Handel der Alten Welt" (Dorpat 1842) u. s. w. Die Ergebnisse seiner fortgesetzten philosophischen Studien legte er theilweise in der „Historia philosophiae Graecae et Romanae" (Berlin 1838; zweite Auflage, 1857) nieder, welche er mit seinem Freunde H. Ritter bearbeitete und die ihre Brauchbarkeit hinlänglich bewährt hat. Für die „Allgemeine Encyklopädie" von Ersch und Gruber hat P. zahlreiche und zum Theil höchst werthvolle Beiträge geliefert. In seiner Stellung als Bibliothekar fand er außerdem Gelegenheit, sich in gründlicher Weise in die specielle Landes- und Literaturgeschichte Weimars einzuarbeiten. Doch hat er von den Früchten seiner Studien nur wenig der Öffentlichkeit übergeben.

Schubert (Gotthilf Heinrich von), einer der geachtetsten und gelehrtesten Schriftsteller Deutschlands, wurde am 26. April 1780 im schönburgischen Städtchen Hohenstein geboren, in einem jener protestantischen Pfarrhäuser, welche dem deutschen Volke seit drei Jahrhunderten so viele treffliche Männer gegeben haben. Nachdem er seine Kindheit theils im älterlichen Hause, theils in der Familie eines verwandten Schulmanns in Lichtenstein verlebt, besuchte er das Gymnasium zu Greiz, das er jedoch nach einigen Jahren mit dem zu Weimar vertauschte. Von Wichtigkeit für seinen ganzen Bildungsgang wurde hier der nähere Verkehr mit Herder, der dem lernbegierigen Gymnasiasten seine Gewogenheit schenkte und ihn als Freund seiner jüngern Söhne gern in seiner Familie sah. S. widmete sich nicht nur mit Eifer der Lectüre der Griechen und Römer sowie der Meisterwerke der neuern Literatur, sondern begann sich auch schon in den Vorhallen der Naturwissenschaften zu ergehen. Im Jahre 1799 bezog er die Universität Leipzig, um hier nach dem Wunsche seines Vaters Theologie zu studiren, doch hörte er gleich von Anfang an, seinem eigenen Zuge folgend, mathematische, physikalische und botanische Vorlesungen. Die Abneigung gegen das theologische Studium trat alsbald immer deutlicher hervor, sodaß er demselben, trotz seines sehr religiösen Sinnes, gänzlich zu entsagen beschloß. Auf einer Ferienreise gelang es ihm endlich auch den Vater zur Einwilligung in den Übergang zur Medicin (Ostern 1800) zu bestimmen. Er blieb noch ein Jahr in Leipzig und siedelte dann Ostern 1801 nach Jena über, wo er manchem frühern

Schulgenossen aus Weimar begegnete und an dem dort waltenden fröhlichen Burschenleben theilnahm. Jena war damals der Mittelpunkt der philosophischen Studien, zugleich der Sammelpunkt für die Anfänge der Romantik, die von hier aus ihre ersten kühnen Streifzüge in die deutsche Kunst und Wissenschaft unternahm. Auch der gemüthswarme S. fühlte sich von diesem Treiben lebhaft ergriffen. Ein begeisterter Anhänger und Verehrer von Schelling, der damals mit seiner Naturphilosophie auftrat, wurde hierdurch die wissenschaftliche Richtung seines zukünftigen Lebens bestimmt und auch der Grund zu jener mystischen Anschauung gelegt, welche durch sein ganzes Forschen und Wirken hindurchschimmert.

Kaum hatte S. seine Studienzeit mit der Doctorpromotion zum Abschlusse gebracht, so vermählte er sich und ließ sich als praktischer Arzt in Altenburg nieder. Obgleich sein Leben nicht sorgenfrei war, so wendete er sich doch nach einigen Jahren nach Freiberg, um hier den Unterricht des berühmten Mineralogen und Geognosten Werner zu genießen. Er siedelte hierauf 1806 nach Dresden über, wo sich, nach Auflösung des jenaischen Kreises, ebenfalls eine Art von Sammelpunkt für die rasch an Boden gewinnende Romantik gebildet hatte. Auch S. fand in der sächsischen Hauptstadt ein freundliches Entgegenkommen. Er hielt Vorlesungen, die bald darauf unter dem Titel „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaften" (Leipzig 1808; vierte Auflage, 1840) im Druck erschienen. Kurz vorher hatte er seine erste größere und selbständige Arbeit, die „Ahnungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens" (2 Bde., Leipzig 1806—7) veröffentlicht. Im Frühjahr 1809 vertauschte S. Dresden mit Nürnberg, wohin er auf Empfehlung Schelling's als Director des Realinstituts berufen worden war. Sein dortiger Aufenthalt wurde ihm durch freundliche collegialische Verhältnisse sowie durch den ihm zusagenden Charakter der alten Reichsstadt und ihrer Bewohner angenehm gemacht. An der rasch aufblühenden Lehranstalt suchte er den Unterricht in den classischen Sprachen durch den der deutschen Sprache und Literatur zu ersetzen, wodurch er sich die Angriffe des rationalistischen Theologen Paulus zuzog, aber nach der andern Seite hin die Gunst und die Freundschaft des spätern Ministers von Lerchenfeld erwarb. S.'s eigene aus Naturphilosophie und kindlichem Kirchenglauben gemischte religiöse Richtung, neben der er jedoch jede andere unangefochten ließ, konnte natürlich nicht in den Gedankenaustausch mit Hegel, der damals in Nürnberg wirkte und mit ihm befreundet war, wol aber im innigen Verkehr mit Kanne und dem merkwürdigen „Rosenbäcker", Johann Matthias Burger, der eine reiche Sammlung theosophischer und mystischer Bücher besaß, sowie in der neuangeknüpften Verbindung mit Franz von Baader Nahrung und Befriedigung finden. Gestört wurde S.'s häusliches Leben durch den Tod seiner trefflichen Gattin (11. Febr. 1812); doch fand er Ersatz in einer zweiten Ehe (25. April 1813) mit Julie Mühlmann, der Tochter eines Kaufmanns in Bärenwalde im sächsischen Erzgebirge, die ihm die treue Gefährtin seines Lebens geblieben ist.

S. verweilte in dem ihm lieb gewordenen Kreise bis 1816, als er ganz unerwartet zum Lehrer der Kinder des Erbgroßherzogs Friedrich Ludwig von Mecklenburg-Schwerin nach Ludwigslust berufen ward. Unter den fürstlichen Schülern, deren Leitung er hier übernahm, befand sich auch die Prinzessin Helene, die nachmalige Herzogin von Orleans, die ihrem ehemaligen Lehrer mit Innigkeit bis an ihr Ende zugethan blieb. Doch schon 1819 gab er diese Stellung wieder auf, um einem Rufe als Professor der Naturwissenschaften nach Erlangen zu folgen, von wo er 1827 in gleicher Eigenschaft nach München versetzt ward. Obgleich sich S., seiner durchaus idealistischen Natur gemäß, von den herrschenden Kreisen fern hielt, bedachte man ihn doch mit mannichfachen Auszeichnungen. Er wurde zum Geheimrath ernannt, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen und in den Adelstand erhoben. Hochgeehrt lebte er in den glücklichsten Verhältnissen, bis er in dem Hause seines Enkels am 1. Juli 1860 zu Laufzorn bei Grünwald in Oberbaiern starb. Von seinen zahlreichen Schriften sind, außer mehreren naturhistorischen Hand- und Lehrbüchern, noch zu nennen: „Die Urwelt und die Fixsterne" (zuerst 1822), die berühmte „Symbolik des Traums" (Bamberg 1841; vierte Auflage, Leipzig 1862) und die „Geschichte der Seele" (zweite Auflage, 2 Bde., Stuttgart 1833). Obgleich diese Werke vieles Geistreiche, ja selbst Geniale im einzelnen bieten, so entbehren sie doch durchweg einer eigentlich wissenschaftlichen Methode und gewähren der Phantasie einen weiten Spielraum. Unter den populären Schriften, deren er ebenfalls eine große Anzahl verfaßte, ist das Buch „Züge aus dem Leben des Pfarrers Oberlin" (vierte Auflage, München 1832) unstreitig das Beste, sowie dasselbe überhaupt wol den Charakter S.'s am reinsten und liebenswürdigsten abspiegelt. In gewissem Sinne gehören hierher auch seine Reiseschriften, deren er mehrere herausgegeben hat. Die umfangreichste und zugleich interessanteste ist die „Reise in das Morgenland in den Jahren 1836 und 1837". Mit S. ist einer der noch wenigen Männer geschieden, die an die Glanzzeit der deutschen Literatur erinnern. Die Epoche der Romantik hat in ihrem Aufgange größere und berühmtere Namen aufzuweisen, aber kaum einen zweiten, der sich durch solche persönliche Anmuth und Liebenswürdigkeit auszeichnete, ja selbst durch die Reinheit und Gediegenheit des Charakters mit seinen wissenschaftlichen Irrthümern auszusöhnen wußte. Seine Selbstbiographie, die er im hohen Alter unter dem Titel „Der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen aus einem zukünftigen Leben" (3 Bde., Erlangen 1853—56) herausgab, zeigt auf, wie sich durch sein langes wechselvolles und von manchen innern Stürmen bewegtes Leben derselbe schöne Grundton von der Wiege bis zum Greisenalter hindurchzieht.

Uschakow (Nikolai Iwanowitsch), russischer General und Militärhistoriker, machte als General du jour des Fürsten Gortschakow die Feldzüge von 1854 und 1855 mit und zog sich 1856 aus dem activen Dienste zurück. Nachdem er als Abgeordneter des Adels von Tschernigow bei den zur Berathung der Bauernemancipation niedergesetzten Comités thätig gewesen, starb er im Juli 1861.

Die deutsche Colonisation in Brasilien.

Einleitendes.

Seitdem der schöne und mächtig große Theil von Südamerika, welcher infolge des Vertrags von Tordesillas und späterer Übereinkommen zwischen den Kronen von Madrid und Lissabon volle drei Jahrhunderte den herrlichsten Brillanten in dem Diadem portugiesischer Colonien bildete, sich vom Mutterlande losgerissen und nach manchen politischen Fluctuationen im Jahre 1822 als einen selbständigen monarchischen Staat, als Kaiserthum Brasilien, mit einer freisinnigen, wenngleich immer noch von einer katholischen Kirchenängstlichkeit beeinflußten und gehemmten Verfassung constituirt hat, um nach einer vollen europäischen Cultur hinzustreben und die zahlreichen von portugiesischer Zwingherrschaft angeerbten Sünden und Gebrechen mehr und mehr abzuthun: seitdem hat sich dort neben manchem andern rühmlichen Beginnen besonders ein Streben kund gethan, welches in seinem Gelingen unabsehbare Folgen haben, das jugendliche Kaiserthum zu voller Kraftentwickelung bringen und es den Staaten Europas würdig und ebenbürtig an die Stelle stellen wird. Dieses mehr und mehr sich kund gebende Streben ist die Colonisirung Brasiliens mittels freier europäischer Anbauer, ganz besonders nordischer, deutscher.

Eine Colonisirung Brasiliens — wie das Wort zu verstehen im Verhältniß zwischen einem europäischen Mutterlande und einer fern liegenden, besonders überseeischen Besitzung — ist von jeher angestrebt worden. In unsinniger Landvergeudung, die ebenso seltsam war wie die Theilung der Neuen Welt zwischen Spanien und Portugal von seiten des Papstes, verschenkte gleich nach der ersten Entdeckung des Landes die portugiesische Krone, um seine Colonisirung zu betreiben, den weiten Küstenstrich jenseit des Oceans an zwölf angesehene Hofleute, sodaß einige derselben 4—6000 deutsche Quadratmeilen erhielten, mithin das Areal eines ganzen Königreichs besaßen. Die Hälfte von diesen so reich mit Land ausgestatteten Günstlingen bekümmerte sich jedoch gar nicht um das neue Besitzthum. Die andere Hälfte suchte theils in eigener Person, theils durch Beauftragte Colonisten von Portugal und Spanien herbeizuziehen und besonders auch die Ureinwohner des kaum entdeckten Landes zu gewinnen und zur Feldarbeit zu zwingen. Letzteres gelang nur in einigen Gegenden und wollte desto weniger gelingen, je mehr List und Gewalt dabei angewandt wurde, die Söhne des Dickichts unter schändlichen Mishandlungen den blassen Gesichtern dienstbar zu machen.

Es mußte darum zu einem neuen Mittel gegriffen werden, um das Land von Santa-Cruz anzubauen. Dieses neue Mittel, Brasilien zu colonisiren, war der Negersklavenhandel, dessen jahrhundertelange Geschichte sich wie ein schwarzer Schatten durch die Culturgeschichte fast aller europäischer Nationen, welche überseeische Colonien im Besitz hielten, hindurchwindet. Ganz besonders aber war es Portugal, welches die großartigsten Magazine von aufgespeicherten schwarzen Menschen offen hielt längs den weitausgedehnten afrikanischen Küsten. So hat denn auch der Negersklavenhandel in Brasilien seine ausgedehnteste Saat getragen, sodaß dieses Land recht eigentlich und vorzugsweise ein durch Sklavenhandel bevölkerter, durch Sklavenarbeit angebauter und durch Sklavenschweiß reich gewordener Staat genannt werden muß, und zwar mit allen jenen demoralisirenden Consequenzen, welche in allen Sklavenstaaten die Sünden der Väter heimsuchen an den Söhnen und Töchtern und noch die spätesten Nachkommen verfolgen werden.

Diese angedeuteten frühern Bestrebungen, das urzuständliche Brasilien zu einem cultivirten Lande umzuschaffen, haben ihre eigene zusammenhängende Geschichte, deren Betrachtung höchst bemerkenswerth ist schon wegen der Verschiedenheit, womit diese Bestrebungen angefangen wurden und womit sie verliefen. Wie ganz verschieden ist z. B. das Entstehen der Küstenpunkte Cananea, Iguape und San-Vicente, Rio-de-Janeiro, Ilheos, Bahia, Pernambuco, Maranhão, Belem do Para und so mancher anderer Ortschaften am Meere — wie verschieden ist das gewesen von jenen im höchsten Grade seltsamen Jesuitencolonien und Priesterfestungen unter den Charruas und Guaranis am Uruguay und Parana! Wie so ganz verschieden diese selbst wieder von den Colonien des deutschen Jesuiten Samuel Frits am Solimoens, oder von den

Descimentos zahlreicher wilder Stämme am Rio-Negro, dann diese wie verschieden von den großen Pflanzungen mittels afrikanischer Sklavenhände um Bahia. Wie ganz verschieden überhaupt ist die Art und Weise, wie Portugal seine Colonie Brasilien behandelte von derjenigen, wie die holländischen Eroberer mit demselben Lande umgingen, als sie sich in Pernambuco festgesetzt hatten und von dort aus nach Norden und Süden Eroberungen machten! Aus diesen holländischen Zeiten wird noch heutigen Tages das Andenken an die Statthalterschaft des Grafen Moritz von Nassau als die Blütezeit jener Gegenden bald mit Neid eingestanden, bald mit Verehrung gefeiert, bald mit Freimuth dem heutigen Regiment zur möglichsten Nachahmung vorgehalten.

Als die von den Portugiesen angelegten Städte sich nur sehr langsam entwickelten und kaum einige neue hinzukamen, als die Jesuitenmissionen sich auflösten und keine Descimentos von Indianern mehr gelingen wollten, als zuletzt auch noch das größte Hemmniß in der fernern Machtentwickelung und die Ursache eines allgemein sich kund gebenden Rückschreitens eintrat, nämlich die Verhinderung des Sklavenhandels mit Afrika (obwol Sklaverei noch in allen Provinzen Brasiliens gesetzmäßig ist), da mag es wol das Andenken an die ruhmvolle Statthalterschaft des ritterlichen und freisinnigen deutschen Grafen gewesen sein, welches den Blick der brasilischen Staatslenker mehr und mehr nach Deutschland richtete, um aus diesem schon seit manchen Decennien Hunderttausende von Auswanderern ausgießenden Quell gesunde, an Leib und Seele gleich rüstige Kräfte herbeizuleiten. Dazu kam noch, daß der damalige Kronprinz, dann Vicekaiser und bald unabhängige erste Landesfürst von Brasilien, Dom Pedro I., sich mit der österreichischen Erzherzogin Leopoldine vermählte, deren Name noch in gesegnetem Andenken steht und allgemeine stille Verehrung bei den Brasiliern genießt.

Zwar fehlte es, als gleich im Anfange der Unabhängigkeitserklärung sowol deutsche Soldaten als auch Landbauer für Brasilien angeworben und übergeführt worden waren, nicht an den heftigsten Verwünschungen und Anfeindungen des überseeischen Landes, weil daselbst den Soldaten und Colonisten nach Aufgebung ihrer Heimat und aller Heimatsrechte nicht Wort gehalten wurde, und es folgte der Popularität, die der Name Brasilien in Deutschland gewonnen hatte, ein vielseitiges Hassen und Verfolgen aller fernern Unternehmungen, welche die Übersiedelung deutscher Auswanderer nach den entlegenen brasilischen Küsten zum Zweck zu haben schienen. Allein dessenungeachtet hat die deutsche Colonisation in Brasilien schon ihren Anfang, ihr festes Bestehen, ihre Geschichte aufzuweisen; sie ist bereits eine vielgliederige Kette von zusammenhängenden Thatsachen, welche gewiß eine eigene Betrachtung verdienen.

Geographische und physische Momente in Rücksicht der brasilischen Colonisation.

Freilich können die auf dem Felde der Colonisation in Brasilien vorkommenden Thatsachen in keiner Weise mit dem verglichen werden, was in andern überseeischen Ländern, wie etwa gar in den Vereinigten Staaten, in mächtiger Ausdehnung bereits vorhanden ist. Man darf aber auch Brasilien in keiner Beziehung mit irgendeinem andern Lande vergleichen, welches nach Gesittung und Cultur und einem gleichmäßigen Anbau hinstrebt. Länge und Breite, Küstenentwickelungen und Flußausdehnungen, Grundwesen der Landeseinwohner, vorausgegangene Versuche zum Anbau, endlich das jetzt herrschende System der Regierung — das alles bildet ganz besondere Eigenthümlichkeiten in Brasilien, welche einer nähern Betrachtung bedürfen, bevor über die gegenwärtige Colonisation, zumal der deutschen daselbst, abgeurtheilt und ihr ein Prognostikon gestellt werden kann.

Dem fernen Südwesten angehörend, liegt Brasilien fast ganz in der südlichen Hemisphäre, und zwar nach seiner Hauptmasse in der südlichen Tropenzone; ja sein größter Durchmesser von Osten nach Westen fällt fast mit dem Äquator zusammen und streckt sich nur wenige Grade südlich von ihm hin, sodaß diese ungeheuere Ländermasse ein durchaus heißes Klima hat, welches nirgends von hoch hervorspringenden Gebirgen und Schneegipfeln kühlend beeinflußt wird. Wie fruchtbar nun auch solche weitausgedehnte Tropengegend erscheinen mag, so ist sie doch menschlichen Culturanstrengungen und deutschen Ackerbaubestrebungen keineswegs günstig, desto weniger, je sumpfiger neben der Hitze der Boden ist und je mehr Feuchtigkeit in der Luft vorherrscht. Dazu macht in den heißen Gegenden ein rhythmisches Steigen und Fallen der Ströme denen, welche längs solcher Flüsse sich anbauen, das Terrain streitig. Dieses Überfluten hat man mit dem befruchtenden Nilanschwellen vergleichen wollen, ohne zu bedenken, daß, wenn auch im heißen Brasilien der Boden gewinnen sollte an Ergiebigkeit durch solche Überschwemmung, doch auch beim Austrocknen zahlreiche Sumpffieber erzeugt werden mit nachfolgender Zerrüttung der

ganzen menschlichen Constitution, die sich in Chlorosen, Milzanschwellungen, Herzfehlern, Durchfällen und Wassersucht kund thut.

Von keinem Strome aber kann dieses mit solcher Bestimmtheit ausgesagt werden wie vom König aller Ströme, dem Amazonenstrome. Bei einem flüchtigen Blick auf die Landkarte möchte man diesen riesigen Fluß recht eigentlich für die Arterie und Lebensader Brasiliens halten. Auf seinen tausend Krümmungen und Wasserpfaden ist er weit über Brasiliens Grenzen hinaus schiffbar, sowie auch seine prachtvollen und zahlreichen Zuströmungen von Norden und Süden für den Handelsverkehr in großen Ausdehnungen verwendbar sind. Aber die ganze Hauptmasse des Stroms und seiner Nebenflüsse, soweit diese bis zu ihren einzelnen Stromschnellen oder Cachoeiras ohne Mühe schiffbar sind, liegt zwischen dem Äquator und dem 5.—8.° südl. Br., und kaum etwas mehr als die einfachsten Naturproducte, wie der Urwald sie hervorbringt, werden auf den weithin sich erstreckenden Uferstreifen jener Wasserlabyrinthe gewonnen. An einen ergiebigen Anbau dieser Ländermassen am Amazonenstrom und seinen nächsten Zuströmungen mittels nordischer Einwanderung ist vorläufig gar nicht zu denken. Ob einmal kleine Ansiedelungen auf den Erhebungen hinter Santarem am Tapajoz, an der Serra von Almerim, von Monte-Alegre, oder hinter Manaos am Rio-Negro und längs des Rio-Branco und an manchen andern etwas trockener gelegenen Stellen unter geschickter Leitung und sorgfältiger gesundheitlicher Überwachung möglich werden, das zu untersuchen und zu versuchen gehört gewiß nicht der Gegenwart, sondern kommenden Zeiten an.

Neben solchen Hindernissen, die aus der Anhäufung größerer Süßwassermassen entstehen, finden sich andere Districte im nördlichen Brasilien, welche, wenn sie auch trotz ihres heißen Klimas als gesundere Landesstriche angesehen werden können, denn noch an einem andern Übelstande leiden, an den man kaum denken möchte, an Wassermangel, an Verdorrung. Die Provinz Ceara gibt dazu einen treffenden Beleg. An gar manchen Stellen ist diese Provinz ungemein fruchtbar und könnte Colonisationsgedanken aufkommen lassen, bis einmal eine vernichtende Regenlosigkeit eintritt. Die Bäche vertrocknen, die Quellen versiegen, und mit der absterbenden Vegetation kommt das Vieh um. Nur zu oft müssen sich die Einwohner aus dem Innern der Provinz, aus dem Sertão, zur Küste flüchten, da nur sehr dürftige Verkehrswege bestehen, auf welchen die Menschen in diesem Sertão mit Zufuhr von Nahrungsmitteln versehen werden könnten, und es ereignet sich dies in demselben Sertão, in welchen man Schwindsüchtige und nervenschwache Leute als in eine Gegend wundervollen, gleichmäßigen Klimas gern hineintransportirt. So sehr erinnert diese Provinz an Afrika, daß man in neuester Zeit statt nordischer Anbauer Beduinen und Kameele in Ceara eingeführt hat und sich großen Nutzen und das allerbeste Gedeihen von diesen Wüstenschiffen und ihrer braunen Besatzung verspricht. In der Provinz Piauhy und einem großen Theil der Provinz Pernambuco findet sich oft ein ähnliches Verdorren der Vegetation, nachdem kleinere Flüsse ganz ausgetrocknet sind. Solche Gegenden sind irgendwelcher Colonisation keineswegs günstig.

Andere Districte, namentlich manche Flußufer, welche schon etwas südlicher vom Äquator, aber immer noch innerhalb des Tropenbezirks liegen, bieten kaum günstigere Bedingungen für einen zukünftigen Anbau mittels nordischer freier Arbeiter. Viel Gutes scheint dagegen das Ufer des großen Rio-de-San-Francisco zwischen den wichtigen Provinzen Pernambuco und Bahia zu versprechen. Schon Moritz von Nassau, der erwähnte kluge und ritterliche Statthalter der damaligen holländischen Besitzungen in Brasilien, wollte holländische und deutsche Colonisten an den San-Francisco hinziehen, deren Hauptplatz dann der nicht unbedeutende Handelspunkt Penedo auf dem linken Flußufer werden sollte. Doch kam sein Friedensplan in jenen stürmischen Kriegszeiten zu keiner weitern Ausführung. Am Ende mag damit Tausenden von Auswanderern eine elende Existenz und ein kümmerliches Verenden erspart worden sein. Denn die Ufer des so gerühmten Rio-de-San-Francisco sind, soweit sie vom Meer aus mittels Schiffahrt besucht werden können und theilweise fruchtbaren Boden haben, sehr ungesund, und wiederum da, wo sie dem animalischen und menschlichen Dasein weniger unheilbringend sind, sehr unergiebig. Während in neuerer Zeit die Anwohner des untern Flußdistricts mannichfach vom Gelben Fieber und von der Cholera heimgesucht werden, kämpfen die Bewohner des Sertão mit ihrem kleinen Viehstand zwischen den dürftigen Carrascogebüschen und Catingawaldungen gegen Dürre und Hunger, wie jene in Ceara und Piauhy, sodaß Menschen und Vieh manchmal nur von Cactuspflanzen leben — die Menschen von den jungen Trieben der Säulencacteen, welche oft in riesigen Exemplaren den ganzen Wald bilden, das Vieh von den in Tau-

senden von Exemplaren im Sande und zwischen großen Granitlagern umherstehenden Kugelcacteen, den Cabeças de frade oder „Mönchsköpfen", gegen deren kurze aber feste Stacheln die Thiere vor dem Genusse des innern saftigen Marks einen hartnäckigen, nicht immer gefahrlosen Kampf zu bestehen haben. Ob solche Gegenden zu cultiviren sind von nordischen Kräften, ist eine Frage, die vorläufig gewiß mit Nein! beantwortet werden muß.

Höher hinauf liegende Districte, unmittelbar an demselben Rio-de-San-Francisco, mögen zum Theil viel ergiebiger sein, aber sie leiden unter mannichfachen Überschwemmungen des Stroms, und dem Ansiedler drohen viele nach solchem unsichern Wasserstande auftretende Krankheiten. Außerdem sind sie dem Weltverkehr auf dem natürlichen Flußwege zum Ocean verschlossen. Ein Wasserfall von ungeheuern Dimensionen, der nur am Niagara seinen Nebenbuhler findet, der Fall von Paulo-Affonso, schneidet da, wo der Strom aus den Provinzen Bahia und Pernambuco heraustritt, die Flußverbindung mit dem Meere völlig ab. Die beiden Eisenbahnen aber, die von Bahia und Pernambuco aus den obern San-Francisco aufsuchen sollen, haben kaum erst an der Seeküste begonnen.

Nichts Günstigeres kann über eine Reihe kleinerer, doch keineswegs unbedeutender Küstenflüsse südwärts von Bahia gesagt werden. Allerdings möchten die schönen Walddistricte am Rio-das-Contas, hinter Ilheos, am Rio-Pardo und Jequitinhonha, am Mucuri und Rio-Doce an gar manchen Stellen fruchtbaren Boden enthalten, aber ihre Gesundheitsverhältnisse zeigen sich mörderisch genug für eine nordische Einwanderung, sowie diese Ackerbauversuche in Masse begonnen hat. Schon einmal hat eine Colonisationsunternehmung am Rio-Doce ungeheuere Summen gekostet und viele dorthin verlockte Einwanderer um das Leben gebracht. Ein zweiter Versuch, aus den Resten jener ersten Unternehmung eine Colonie am Rio-Doce zu gründen, gehört ganz unserer Zeit an, aber auch diese Colonie, die sogenannte Francilvania, von der wir weiter unten reden werden, liegt schon wieder im Sterben. Gegenwärtig hat man großartige Summen in Colonisationsunternehmungen am Mucuri in der unsinnigsten Weise verschleudert, und dabei wurden auch Menschenleben geradezu für nichts geachtet. Kaum gelangten hier einige Anbauer um Philadelphia, den fernsten und am höchsten gelegenen Westpunkt dieser Ansiedelungen, zu kümmerlichem Gedeihen, aber die Zahl dieser ist zu klein gegen die Schlachtopfer, die im Elend jeder Art untergingen.

Zwar könnte es scheinen, daß allen diesen Colonisationspunkten an den ebengenannten Küstenflüssen unter Umständen noch eine glänzende Zukunft bevorstehe, da doch in der Nähe der schöne Pflanzungscomplex zahlreicher deutscher und schweizerischer Colonisten am Peruipe, gleich nördlich vom Mucuri und südlich von Caravellas, erstanden ist, die Colonie Leopoldina. Doch würde hier ein Schluß von dem einen auf das andere fehl gehen. Die Leopoldina bei Caravellas (nicht zu verwechseln mit einer Anzahl anderer fast ebenso genannter Colonien) ist allerdings ein blühender Colonisationspunkt, wenn sie diesen Namen verdient, blühend durch ihre Kaffeeproduction und den ausgezeichnet leichten Export ihrer Producte über den Hafen von Caravellas längs des kleinen Flusses Peruipe und einer Zwischenverbindung zwischen diesem und dem Flusse Caravellas. Aber die so oft als Beispiel aufgestellte Colonie Leopoldina muß recht eigentlich als eine Negersklavencolonie bezeichnet werden. Fleißige nordische Ankömmlinge erwarben hier unter sehr günstigen Bedingungen Land und bebauten es durch angekaufte Neger, die damals, als die Leopoldina in solcher Weise angelegt ward, vier- bis fünfmal billiger waren, als sie es heute sind. Trotz des bedeutenden heutigen Sklavenpreises aber, um welchen jene Gutsbesitzer die ihnen absterbenden Arbeitskräfte erneuern müssen, und trotz der Leichtigkeit, womit gerade sie aus Deutschland und der Schweiz Proletarier zur Beschaffung der Feldarbeit heranziehen konnten, haben sich diese sogenannten Colonisten der Leopoldina niemals zum Ackerbaubetrieb nordische Einwanderer kommen lassen. Denn sie wissen aus ihren eigenen Erlebnissen und Erfahrungen nur zu gut, daß in ihren heißen und feuchten, wenn auch fruchtbaren Districten die nordische Kraft unter der Beschaffung der vollen Plantagenarbeit zusammenbricht, mithin die Anwerbung von deutschen und schweizerischen Colonisten zur Feldarbeit ein Misgriff sein würde, eine schlechte Speculation. Das ist eine sehr zu beherzigende Thatsache!

Die klimatische Ungunst, welche eine deutsche Colonisation im nördlichen und mittlern Brasilien vorläufig unmöglich, für alle spätern Zeiten in hohem Grade schwierig erscheinen läßt, wird indessen wesentlich modificirt, je weiter wir den südlichen Wendekreis überschreiten. Eine höchst eigenthümliche Bedeutung hat hier das Cap Frio, jenes fast unter dem südlichen Wendekreis gelegene Vorgebirge, welches im Schiffsverkehr mit Rio-de-Janeiro eine bemerkenswerthe Rolle spielt. Nicht mit Unrecht hat es den Namen des „kalten" Vorgebirges erhalten, eine Be-

nennung, die gerade bei einer Erörterung deutscher Colonisation in Brasilien wohl in Betrachtung gezogen werden muß und culturhistorisch höchst wichtig ist.

Die große oceanische Strömung des Atlantischen Meeres, welche längs des Äquator und südlich von demselben von Osten nach Westen, aus dem Golf von Guinea gegen die brasilische Küste hineilt, und am Cap do San-Agostinho oder am Cap do San-Roque und dessen Vorposten, der Insel San-Fernando de Noronha und selbst an dem einsam im Ocean gelegenen Paulsfelsen sich in zwei Ströme zertheilt, deren einer nach Nordwesten, der andere nach Süden zu Westen und Südwesten läuft, bewirkt auf dem ganzen brasilischen Küstenstriche vom Amazonenstrome an bis zum Cap Frio einen auffallend gleichmäßigen Wärmegrad, sodaß erst südlich vom Cap Frio, wo südliche oceanische Massen ihre kühlern Temperaturen geltend machen, das Klima ein bedeutend frischeres wird und die Zone beginnt, in welcher unter humaner und verständiger Leitung nordische Ackerbaukräfte zu rüstigem Gedeihen gebracht werden können — zu desto rüstigerm, je mehr südwärts von dieser Trennungslinie sie den Platz ihrer Thätigkeit angewiesen erhalten.

Zu der Ungunst aber, welche im Betreff der Colonisation dem heißen Theile des brasilischen Continents aus seiner geographischen Breite erwächst, kommt noch ein anderer Übelstand hinzu, der einem von Europäern ausgehenden Landbau und einem damit eng zusammenhängenden Austausch mit Europa im Wege steht, der nämlich, daß hier, wie drüben an der afrikanischen Küste, fast gar keine weitere Gliederung der Meeresgestade stattfindet. Wenn es auch der weitausgedehnten brasilischen Küste vom Cap Frio nordwärts keineswegs an Häfen fehlt, ja wenn zum Theil sehr gute Häfen vorhanden sind, so vermißt man doch eine vielfach eingebuchtete Küste, größere Binnenmeere und Inselbildungen oder Halbinselformen, welchen Europa so ganz besonders seine vielgestaltete Kraftentwickelung verdankt, und wie sie sich, um an heiße Erdgegenden zu erinnern, im südlichen Asien und in dessen so vielfach gegliederter Inselwelt vorfinden und daselbst, welche klimatische Hindernisse auch sonst einer europäischen Cultur und Gesittung dort im Wege stehen mögen, den Fortschritt und die Theilnahme am Weltverkehr mächtig befördern.

Die Culturzonen des Landes in Rücksicht auf Colonisation.

Faßt man nun weiter die in Brasilien sich bereits vorfindende Volksentwickelung ins Auge, der sich die beginnende Colonisation anschließen soll, so kann man in dieser Beziehung das Land, wenn die Eintheilung desselben in gewisse Culturzonen nicht allzu scharf genommen wird, füglich in drei Zonen eintheilen.

Die erste Zone würde im tiefsten Süden des Reichs beginnen, sich etwa bis zum Cap Frio, bis zum südlichen Wendekreis, vielleicht noch ein wenig nördlich von demselben erstrecken und als die Zone bezeichnet werden können, in welcher trotz eines neben ihm parallel gehenden Indianismus und Negersklaventhums dennoch der Europäismus sicher und vorzugsweise seinen bildenden und versittlichenden Pfad wandelt. Als Schwerpunkt dieser Zone würde Rio-de-Janeiro zu betrachten sein, welchem mächtigen Emporium europäischer Bildung wir das anmuthige Porto-Alegre, die Hauptstadt der südlichsten Provinz Rio-Grande-do-Sul, als den Hauptpunkt eines mit Glück beginnenden Germanenthums anreihen dürfen, während wir die Hauptstadt von San-Paulo als den Sitz europäisch-brasilischer Rechtsgelehrsamkeit und vielfacher Geistesbildung nennen müssen.

Dieser Zone würde eine andere folgen, die nördlich vom Cap Frio beginnt und sich bis zum Cap des heiligen Augustin erstreckt. Diese Zone ist die der eigentlichen Plantagenwirthschaft mittels arbeitender Negersklavenkräfte. Ihre große Metropole ist Bahia, eine reiche Stadt mit überwiegender schwarzer und farbiger Bevölkerung, welche mehr als irgendein Ort in Brasilien an die innige Verschwägerung und Verschwisterung erinnert, in welche Brasilien mit Afrika getreten ist.

Als dritte Zone tritt der Äquatorialdistrict Brasiliens hinzu, das ungeheuere Amazonenstromgebiet oder doch dessen größter Theil. Diese Zone umfaßt die eigentliche indianische Welt Brasiliens, in welcher freilich keine bedeutende von irgendeinem Streben zum Ackerbau hervorgerufene Production stattfindet. Desto üppiger aber erzeugt die freie Natur hier in weithin sich erstreckenden Waldungen mannichfache Producte, als deren vorzüglichster Ausfuhrhafen die Stadt Belem do Para angesehen werden muß, wobei das rüstige und bewegliche Pernambuco, obschon es jener Zone ferner liegt, in seinem unverkennbaren Einflusse auf die Handelsbewegung längs des indianischen Amazonenstroms nicht vergessen werden darf. Pernambuco am Atlantischen Ocean, und Moyabamba in Peru, westlich vom Huallaga, sind hier wol die beiden am

weitesten auseinander liegenden Punkte, die Handelsbeziehungen zueinander haben. Beide liegen fast auf demselben Breitengrade südlich vom Äquator, aber Pernambuco auf etwa 35° westl. L. von Greenwich, Moyabamba auf etwa 76° westl. L. — eine Trennungsdistanz in gerader Linie von 600 Meilen, welche durch den Wasserweg zu beinahe 1000 geographischen Meilen anwächst.

Die Südprovinzen des Landes unter dem speciellen Gesichtspunkte der deutschen Colonisation: Vortheile und natürliche Hindernisse.

Nach alledem, was sich aus unserer bisherigen Erörterung herausstellt, ist es recht eigentlich der Süden Brasiliens, der am entferntesten von Europa liegende Theil des Landes, in welchem sich nordische und besonders deutsche Auswanderung und Colonisation mit Glück ausbreiten kann und auch bereits ausgebreitet hat, und dieser Süden wird darum von uns hier noch näher ins Auge zu fassen sein.

Das südliche Brasilien umfaßt die Provinzen Rio-Grande-do-Sul, eigentlich Provincia de San-Pedro genannt, Santa-Catharina, Parana, San-Paulo und Rio-de-Janeiro und, wenn wir es nicht zu genau nehmen, noch einen Theil der kleinen Küstenprovinz von Espirito-Santo. Es ist also mit Einem Worte das Ländergebiet östlich vom Parana, in welchem zunächst deutsche Colonisation zu hoffen ist und auch schon bedeutende Resultate erlangt hat.

Das Klima in diesem mächtigen Gebiet ist gemäßigt, nur in seinen nördlichen Küstendistricten heiß, und Europäer vermögen es vollkommen gut zu ertragen. In Rio-Grande wird es in den gemäßigten Monaten Mai, Juni, Juli und August selbst recht frisch; ja an höher gelegenen Stellen, wie z. B. im Städtchen Caçapava, kommt es bis zu Schneeflocken, und im Municipium von Lages, in der Provinz Santa-Catharina, deckt oft am Morgen weißer Reif in denselben Monaten die Felder. Neben diesen günstigen klimatischen Verhältnissen für Europäer bietet zugleich auch die Beschaffenheit des Bodens in jenen Gegenden im allgemeinen die vollste Möglichkeit, in gleichem Maße Viehzucht und Ackerbau zu treiben, von denen das eine ohne das andere nicht denkbar ist. Während die Provinz Rio-Grande in ihrem größten Theile ein wahres Meer von langhingestreckten Grashügeln bis zum fernen Uruguay bildet, auf denen Millionen Rinder und Rosse weiden, sodaß z. B. in der einzigen Stadt Pelotas, in der Nähe der Stadt Rio-Grande, an dem Binnenmeer der Lagoa dos Patos, jährlich 400000 Rinder zum Export des gedörrten Fleisches, der Häute und anderer animalischer Substanzen geschlachtet werden, umfaßt der Norden dieser viehreichen Provinz langausgedehnte, von zahlreichen Waldbächen durchströmte Waldgebirge, in denen bereits von deutschen Äxten mächtige Breschen für den Landbau gewonnen sind und der Kern der freien germanischen Colonisation längst zum kräftigsten Gedeihen herangewachsen ist.

Kaum mit wenigerm Glück, wenn auch erst noch in geringerer Ausdehnung, schreitet die Provinz Santa-Catharina ihrer Nachbarin nach. Während der Küstenstreif der Provinz schon jetzt dem Landbau an manchen Küstenflüssen trefflich Raum gewährt hat, bietet das ungemein jähe, ja fast lothrecht überall hinter diesem Küstendistrict aufsteigende Oberland zur Entwickelung großartigster Viehzucht mächtige Grasgebirge dar, mit abwechselnden ungeheuern Araucarienwaldungen oder wirklichen Tannenforsten. Alle nur möglichen Elemente zu einer abgerundeten Landwirthschaft sind hier überall vorhanden; es kommt nur darauf an, sie zu wecken, zu benutzen, zu beherrschen.

Ungemein viel Ähnliches bietet auch die Provinz Parana dar. Ihr Küstenstrich ist nur schmal. Gleich hinter diesem Striche hebt sich auf den Schultern gewaltiger Felsjoche das Oberland, aus welchem, sowie aus der dieser Bildung ganz ähnlichen Provinz San-Paulo (beide bildeten früher eine einzige Provinz), der mächtige Paranafluß seine bedeutendsten Zuströmungen heranzieht. Die Provinz Parana ist unendlich reich an Viehweiden, aber große Ländergebiete von ihr sind, zumal die nach dem Westen gelegenen, noch ziemlich unbekannt und gehören in manchem Hundert von Quadratmeilen in das Gebiet geographischer Mythen.

Die Provinz San-Paulo bildet dann den Übergang in die eigentliche Tropenzone. Ihr Oberland ist gesund und frisch, und die Paulisten des Oberlandes sind besonders Pferdezüchter. Aber am Meere hinwärts bis Rio-de-Janeiro und darüber hinaus zeigt sich schon ein volles Tropenklima, das dem Ackerbau durch nordische freie Colonisten nicht mehr günstig ist. Wir befinden uns mithin an der Grenze des von uns bezeichneten Colonisationsdistricts, des brasilischen Südens.

Wie lockend nun auch dieser mächtige Ländercomplexus des Südens für die Colonisation

erscheinen mag, so steht ihm doch in seiner raschen Entwickelung manches von der Natur selbst gelegte Hinderniß im Wege. Von diesen Hindernissen ist vor allem das eine hervorzuheben: die Schwierigkeit der Communicationswege.

In der Provinz Rio-Grande-do-Sul ist eine einzige, ziemlich gefährliche Einfahrt von der See aus, die Barre von Rio-Grande. Ungeheuere Sandbänke mit veränderlichem Wasserstande bieten der Schiffahrt die mannichfachsten Gefahren; ja, es können ganze Wochen hingehen, daß beladene Schiffe von einigem Tiefgang auf eine günstige Gelegenheit zum Auslaufen warten müssen. Die Binnenfahrt auf der Lagoa dos Patos nach Porto-Alegre ist ebenfalls nicht ohne Gefahren, und manches Seeschiff ist noch auf dieser letzten Strecke seiner Reise von Rio-de-Janeiro nach Porto-Alegre zu Grunde gegangen. Eine wundervolle Benutzung gewähren dagegen die schönen Flüsse Jacuhy, Taquary, Cahy und Rio-dos-Sinos, welche sich zum schönen Süßwassersee des Guaiba um Porto-Alegre vereinigen. Einen unendlich segensreichen Einfluß haben diese schönen Verkehrswege mit der Provinzialhauptstadt auf die Entwickelung deutscher Colonien im Norden der Provinz Rio-Grande bereits gehabt, welche Colonien die Perlen der brasilischen Colonisation sind.

Auch der Uruguay erscheint wichtig für den Verkehr der Provinz Rio-Grande und alles dessen, was noch im fernen Westen dieses Landestheils, neben alten ehemaligen Missionen der Jesuiten, an Colonisationsleben erweckt werden mag. Leider aber hat sich Brasilien von dem prächtigen Ländergebiet, welches durch den, wenige Meilen vom Meere entfernt, im Oberlande von Santa-Catharina entspringenden und einen wunderlichen Kreisbogen bildenden Uruguay zu einer Halbinselmasse fest verbunden ist, die südliche Hälfte nehmen lassen und sich dadurch eine wahrscheinlich nie versiegende Quelle politischer Verwickelungen zugezogen. Die Mündung des mit dem Parana und Paraguay zum Platastrom vereinten Uruguay gehört nicht Brasilien an — unverkennbar ein Übelstand. Noch viel schlimmer aber ist der von Natur geschaffene Übelstand, daß der schöne schiffbare Uruguay wenige Meilen unterhalb des an der Südgrenze von Rio-Grande in ihn fallenden Quaraim einen Wasserfall bildet, über den nur bei sehr hohen Wasserständen und bei besonders günstigen Gelegenheiten einzelne Fahrzeuge hinübergegangen sind. Seltsamerweise zeigt sich diese Ungefälligkeit der Natur auch im Gebiet des Parana und seiner Confluenten auf brasilischem Boden. Der Parana scheint eine gewaltige Abzugsader zu sein für die Producte der Provinzen von Parana und San-Paulo, und man sollte meinen, daß eben dieser schöne Verbindungsweg nach außen ein Grund wäre, schon jetzt im Westen der Provinzen Parana und San-Paulo Colonisationsanlagen anzuregen. Aber eben da, wo der große Fluß zwischen den Provinzen von Matto-Grosso und Parana heraustritt und im südlichen Laufe die Grenze bildet zwischen Paraguay und der obengenannten brasilischen Provinz Parana, befinden sich etwa unter 24° südl. Br. die verrufenen „sieben Fälle" (sette quedas) des Flusses, welche keine Schiffahrt zulassen. Etwa 30 deutsche Meilen südlich von diesen Fällen mündet der schöne und große Rio-Iguaçu, „das große Wasser", in den Parana. Es würde dieser stattliche Fluß für die südliche Hälfte der Provinz Parana bis zur Hauptstadt Curityba, bis Principe, Rio-Negro und Lapa mit ihren versprengten deutschen Colonisten eine schöne Ausfuhrstraße nach Westen und Süden abgeben, aber dicht vor seiner Mündung in den schiffbaren Parana bildet auch der Iguaçu einen mächtigen Wasserfall von 170 Fuß Höhe. Ebenso zeigt der Ivahy in seinem Laufe zum Parana einen Wasserfall auf, und der Parana wieder einen solchen nördlich von der Mündung des Tieté. Dessenungeachtet sind diese so vielfach abgeschnittenen Wasserpfade für den Binnenverkehr von sehr bedeutender Wichtigkeit. Auf dem Landwege ist z. B. der Verkehr zwischen Rio-de-Janeiro und Cuyaba in Matto-Grosso ungeheuer beschwerlich und weitläufig. Um die Schwierigkeiten dieses Landweges abzukürzen, hat man ganz neuerdings folgende Combination in Anwendung gebracht. Von Rio-de-Janeiro geht ein Dampfschiff nach Santos; von dort eine Straße von acht deutschen Meilen Länge nach der Stadt San-Paulo Hier ist der Tieté befahrbar bis zu seinem Wasserfall bei Itu, etwa sieben Meilen nordwestlich von San-Paulo. Von diesem Fall aber führt die Wasserstraße ununterbrochen bis zum Parana. Diesen Fluß geht man abwärts bis zur Mündung des Rio-Pardo, der die Grenze zwischen den Provinzen Goyaz und Matto-Grosso bildet. Dem Rio-Pardo folgt man soweit er schiffbar ist. Ein Trageplatz von zwei starken deutschen Meilen trennt ihn von dem Rio-Taquary in nördlicher Richtung, welcher letztere Fluß trotz vieler Stromschnellen befahrbar ist. Vom Rio-Taquary gelangt man in den Paraguay, den man nördlich verfolgt bis zum Rio-de-San-Lourenço, welcher den Rio-Cuyaba aufnimmt; an letztgenanntem Fluß liegt nun die Provinzialhauptstadt Cuyaba. Geht man aber von Paraguay noch bedeutend über die Mündung des San-Lourenço

hinauf, so trifft man die Mündung des Rio-Jauru unterhalb der Stadt Santa-Maria. Dieser Rio-Jauru nimmt den kleinen von Westen kommenden Rio-Agoapehy auf. Der Rio-Agoapehy ist nach Nordwesten hin durch einen Varadouro, einen Tragplatz von dreiviertel deutschen Meilen vom Rio-Alegre getrennt oder vielmehr mit diesem verbunden. Dieser Rio-Alegre fällt bei der Stadt Matto-Grosso in den Guaporé, dieser in den Rio-da-Madeira und letzterer wiederum in den Amazonenstrom. Vom Amazonenstrom kann man den Rio-Negro aufwärts gehen, und von diesem durch den Caciquiare in den Orinoco, dessen Nordmündung schon Westindien angehört, gelangen.

Aber auch von der Seeseite sind die der Colonisation günstigen Südprovinzen Brasiliens nicht allzu leicht zugänglich. Des gefährlichen Zugangs zur Provinz Rio-Grande haben wir schon erwähnt. Eine treffliche Hafengelegenheit bietet dagegen die Binnenlagune zwischen der Insel Santa-Catharina und dem Festlande. Im Süden dieser Provinz ist der Hafen von Laguna mit einer nicht gefahrlosen Einfahrt für kleine Schiffe und einem günstigen Binnenwasser, in welches sich der Tubarão ergießt, ein hübscher Fluß mit Schiffahrt bis zum Örtchen Piedade. Der Tubarão ist für deutsche Colonisation bemerkenswerth. Man steht im Begriff an seinen Ufern eine Colonie anzulegen. Ein mühsamer Pfad führt bei Steinkohlenlagern vorbei zum Hochland und den Quellen des Uruguay, wo eine ausgezeichnete Viehzucht sich findet. Eine Seitenverbindung des Tubarão aber wendet sich nach Süden, nach welcher Richtung hin mittels einer Reihe von Flüssen und zusammenhängenden oder leicht in einen Zusammenhang zu bringenden Landseen mit zahlreichen deutschen Colonisten längs der Ufer ein Kanal bis nach Porto-Alegre in Rio-Grande zu führen sein möchte, zu großem Vortheil für jene Gegenden, aber zum Nachtheil der Stadt Rio-Grande.

Außer dem Tubarão nennen wir im Interesse der Colonisation den Cubatão, Maruim, Tejucas, Itajahy und Itapocu, von denen der Tejucas und Itajahy für kleine Seeschiffe zugänglich sind. Den besten Hafen der Provinz aber hat der Ort San-Francisco. Ja, dieser Hafen ist einer der besten in ganz Brasilien. Fernere Häfen, welche zur Colonisation Beziehung haben, sind nun noch Paranagua mit Antonina, Cananea und Iguape, Santos und einige kleine Zwischenpunkte bis Rio hinauf.

Schweres und viel zu thun bleibt für die Landwege übrig, welche der Colonisation zu Hülfe kommen sollen. In den Grashügelgegenden von Rio-Grande braucht man kaum von Wegen zu reden, denn dort machen sie sich fast von selbst, und man kann ohne Schwierigkeiten von der Stadt Rio-Pardo am Jacuhy bis San-Borja am Uruguay fahren auf großen Frachtwagen mit zwei Rädern. Sehr große Schwierigkeiten bieten dagegen die Gebirge der Provinz in ihrer nördlichen Hälfte dar. Dennoch sind die dortigen engen Pässe noch ausgezeichnet im Vergleich zu den erbärmlichen Straßen, die man, freilich im Kampf mit den größten Naturverhältnissen, von dem Küstenstrich der Provinz Santa-Catharina in das Oberland derselben Provinz geführt hat. Vom Tubarão im Süden, vom Cubatão über das Trombudogebirge in der Mitte der Provinz, und längs der Tres Barras bei der Colonie Doña Francisca im Norden von Santa-Catharina führen allerdings drei sogenannte Straßen in das Oberland hinauf, aber sie sind nur nach anhaltend gutem Wetter ohne augenscheinliche Lebensgefahr zu passiren. Ebenso schlecht war die alte Straße, welche von Paranagua und Antonina auf dem Küstenstrich von der Provinz Parana nach Curityba hinaufführt. Doch wird die neue Straße in dieser Richtung, die sogenannte Graciosa, eine ausgezeichnete Fahrstraße und ein unendlicher Segen für das Oberland der Provinz werden, wenn sie einmal vollendet ist.

So wäre auch die Straße von Santos nach San-Paulo über die Serra, welche Serra sich fast lothrecht rings um die Bucht von Santos erhebt, ein rechtes Meisterstück zu nennen, wenn nur die Macadamisirung des vortrefflich geleiteten Gebirgswegs gewissenhaft überwacht würde, was indeß nicht geschieht und in der That auch nicht ganz leicht ist, bei der außerordentlichen Frequenz der Lastthiere, welche jenen Gebirgsweg täglich passiren, und der kleinen Bergwässer, welche sich dort in die Tiefe stürzen.

Wenn wir von den natürlichen Schwierigkeiten reden, die einer Colonisation in Brasilien selbst in den dazu günstigsten Districten entgegenstehen, so dürfen wir auch nicht der wilden indianischen Horden vergessen, die noch immer in den Wäldern Brasiliens, oft ganz in der Nähe der Cultur, umherstreifen und oft genug noch als hinterlistige Räuber dem ersten Anbau, dem Beginnen einer neuen Colonie, in den Weg treten. Da die meisten Colonisationspunkte am Rande des Urwaldes oder mitten in demselben angelegt und die Indianer dadurch ihres Jagdreviers beraubt werden, so gebrauchen sie, indem sie ihre Ohnmacht im offenen massenhafte Kampfe kennen,

hinterlistige Blutrache. Selten ist der Reisende bedroht, der friedlich seine Straße zieht und nur eine oder zwei Nächte an derselben Stelle sein Zelt aufgeschlagen hat. Anders aber, wenn aus dem Reisenden ein Colonist wird, welcher den Urwald zu lichten beginnt. Hier steht immer der letzte Vorposten in der Colonie in einer gewissen Gefahr. Hinter einem Baumstamme des dämmernden Waldes versteckt, bei der braunen Farbe des ganz nackten Körpers gar nicht erkennbar, lauert im Waldesschatten ein ausgestellter Spion der Botocuden oder Coroados reglos den ganzen Tag, unverwandt das glanzlose Auge gerichtet nach dem im nahen Grunde, in der nächsten Klärung gelegenen Hüttchen des Colonisten, bis er mit voller Gewißheit die Zahl und das Geschlecht der Ein- und Ausgehenden erkundet hat. Entdeckt ihn der Anbauer oder sein wachsamer Hund dabei, so ist die Kugelbüchse der einzige Gruß, der dem Wilden entgegenschallen darf. Wo nicht, so bricht wol dicht vor Sonnenaufgang, ja selbst am Tage eine Horde von Wilden aus dem Walde hervor, überfällt die Arglosen, macht die Männer nieder, falls die listigen Räuber nicht mit großer Bestimmtheit die Abwesenheit des ganzen männlichen Personals vor dem Überfall ausgekundschaftet hatten, mordet Frauen und Kinder und verbrennt die Leichen mit dem angezündeten Hause. Oder auch die Frauen und Mädchen werden von ihnen in den Wald mit hineingeschleppt, wo sie manchmal jahrelang, manchmal für immer an dem grausigen Thierleben solcher Horden, ganz nackt gehend wie die Kannibalen selbst, theilnehmen mußten. Kaum mag es eine deutsche Colonie in Brasilien geben, welche nicht einmal oder mehreremal in mehr oder minderm Grade solche Blutscenen hätte durchmachen müssen. Ja, so weit geht noch diese indianische Brutalität, daß im September 1860 der Botocudenstamm der Pancasindianer am Rio-Doce, in der Provinz Espirito-Santo, nördlich vom Rio-de-Janeiro, in der Colonie Francilvania, dicht beim Orte Linhares und in der nächsten Nähe eines Militärpostens, ja vor den Augen eines Colonisten, den Neffen des Colonieunternehmers Dr. França Leite mit seinem Negersklaven erschlug. Die Kannibalen hingen den Körper des Weißen über einem Feuer auf, brieten ihn und fraßen ihn auf, sodaß nur blutige Knochen auf der Asche des Scheiterhaufens zurückblieben. Das ist eine seinerzeit in den Zeitungen von Rio-de-Janeiro öffentlich gemeldete Thatsache. Noch neuern Datums sind die in den Mucuricolonien vorgekommenen Brutalitäten der dortigen Botocuden. Nackte, ganz rohe Botocudenstämme, die man dort unbesorgt, unbeaufsichtigt herumtreiben ließ, machten im Mai 1861 wiederholte Einfälle in jene Colonien, erschlugen nach und nach zehn Menschen, von denen sie einen, einen Soldaten, brieten, und verbreiteten Angst und Entsetzen unter den schon so vielfach heimgesuchten Colonisten, bis ihnen im Juni am Ribeiro da Areia ein hartnäckiges Treffen geliefert wurde, in welchem 13 Botocuden nach der wüthendsten Gegenwehr blieben. Doch mag als Beruhigung dabei dienen, daß die brasilischen Wilden eine entsetzliche Furcht haben vor dem Flintenlauf. Sind in einer Colonie nur 16—20 Schützen, so ist die Existenz der Colonie von dieser Seite gesichert; aber dennoch bleibt das Leben auf einem einsamen Gehöft mitten in der Wildniß immer ein wahrhaft furchtbares. Unzen und Bugres sind dort zwei immer zu fürchtende Nachbarn, um so furchtbarer, je mehr sie die einzigen Nachbarn sind in dem wüsten Naturchaos.

Schwierigkeiten der deutschen Colonisation in Bezug auf Nationalität und Sitten.

Neben diesen aus der ungezügelten Natur hervorgehenden Schwierigkeiten einer Colonisation in Südbrasilien trifft man aber auch auf Hindernisse von seiten der cultivirten menschlichen Gesellschaft, Hindernisse, die in der Abstammung, Sprache, Sitte und selbst Kircheneinrichtung der maßgebenden brasilischen Bevölkerung liegen. Wenigstens einiges wollen wir darüber sagen.

Die romanischen Stämme haben sich fast niemals, fast nirgends mit den gothisch-germanischen Völkern innig befreunden wollen und lange vertragen können. Ihre Sprachelemente sind voneinander verschieden, ihre Rechtsansichten weichen voneinander ab, ihre religiösen Anschauungen und kirchlichen Institutionen sind sich häufig einander schroff entgegengesetzt. Das alles zeigt sich auch unverkennbar im brasilischen Leben den nordischen Einwanderern gegenüber, wie sehr man es auch wegleugnen möchte und wie bemüht auch wohlerzogene Brasilier sind, diesen Gegensatz zu tilgen. In allen Verhältnissen fehlt es an einer rechten Verständigung zwischen den portugiesischen Descendenten und den germanischen Ankömmlingen; überall vermißt man die ruhige gegenseitige Gewährung dessen, was man sich einander schuldig ist und zugestehen muß, wenn man zu einem gemeinsamen Ziele hinarbeiten will. Der Einwanderer kann bald Bürger werden, als welcher er aber dennoch immer in der öffentlichen Meinung ein „Fremder" bleibt. Ist er Protestant, so gilt nicht einmal seine im evangelischen Kirchenritus abgeschlossene Ehe; seine Frau kann ihm davongehen, wenn sie will, kann sich katholisch taufen lassen und un-

mittelbar wieder mit einem Katholiken verheirathen. So gelten auch die Kinder rein protestantischer Ehen für Concubinatskinder. Zwar hat die Regierung sich schon in verschiedenen Thronreden abgemüht, der protestantischen Ehe ihr Recht vor dem Staate zu verschaffen, aber ihre gute Absicht ist bisher an der schlechten Einsicht und Bornirtheit einer verwahrlosten Kirche gescheitert. Diese große Gebundenheit der Regierung in allen ihren so wohlgemeinten und meistens gut getroffenen Maßregeln, welche ihr der entscheidende Einfluß der beiden gesetzgebenden Kammern auferlegt, gewinnt in Brasilien geradezu den Ausdruck einer staatlichen Schwäche und Ohnmacht und ist in hohem Grade beklagenswerth. Im Juli 1861 ist die Protestantenfrage wieder auf das lebhafteste in den brasilischen Kammern angeregt worden, zunächst infolge der Harkort'schen Propositionen in der preußischen Kammer, welche den brasilischen Patriotismus und Nationalstolz sehr empfindlich getroffen haben. Wenn aber auch gegenwärtig die Discussion eine dem Protestantismus einigermaßen günstige Entscheidung nehmen zu wollen scheint, so darf man doch nicht vergessen, daß bereits schon zum vierten mal, vom Jahre 1858 an, solche günstige Entscheidung fast zur Thatsache, zum Gesetz werden zu wollen schien, und doch nicht geworden ist. So lange aber die Rechte der Protestanten durch kein Gesetz sicher gestellt werden, darf man auch in Brasilien kein entgegenkommendes Vertrauen des protestantischen Deutschland erwarten. Ohne ein solches Gesetz bleibt Brasilien trotz seiner liberalen Verfassung intoleranter als der Kirchenstaat und die Türkei, als Papst und Sultan.

Noch muß ein anderer sehr großer Übelstand erwähnt werden, welcher der Entwickelung der brasilischen Colonisation störend entgegentritt. Zwar ist die Stellung eines den Landbau betreibenden Gutsherrn, eines Lavrador, eine durchaus ehrenvolle, die Feldarbeit selbst aber eine verachtete, denn sie geschah früher immer nur durch Sklavenarme. Seitdem nun der Sklavenhandel mit Afrika aufgehoben und unmöglich gemacht worden, sollen diese Sklavenarme durch „freie Arme", braços livres, ersetzt werden. Die im alten Sklavenrégime aufgewachsenen Gutsherren aber verstehen meistens die Behandlung solcher braços livres nicht. Namentlich möchten diese Gutsherren dem freien europäischen Arbeiter den Gewinn seiner Arbeit kürzen und gegen ihn die in seinem alten Vaterlande, in Europa herrschende Maxime geltend machen, wonach der Boden theuer, die Arbeit billig ist, während in Brasilien gerade das umgekehrte Verhältniß stattfindet. Was nun auch von solchen Besitzern großer Landesstrecken ersonnen ward, um Colonisten, die ihnen in die Hände kamen, gebunden zu halten oder zufrieden zu stellen, alle diese Versuche, alle Wendungen und Kunststücke haben bisjetzt nicht zu einem ersprießlichen Ziele geführt, und europäische Einwanderer sind in Brasilien vor nichts so sehr zu warnen als vor dem Eingehen von Colonisationscontracten mit Privatleuten oder Privatcompagnien. Colonisten und Unternehmer werden gleich schlecht dabei wegkommen.

Die Staatsregierung in Bezug zur Colonisation, und die verschiedenen Arten der Colonien.

Das Herbeiziehen von Einwanderern und die Colonisirung des Bodens sind für den ganzen brasilischen Staat in der That eine Lebensfrage geworden. Die Regierung sucht diesem dringenden Bedürfniß nachzukommen, so gut sie kann, und um es rasch zu befriedigen, handelt sie oft ohne geordneten Plan, sodaß es schwer fällt in der darüber entstandenen Verwirrung ein klares Bild von den einzelnen Colonien in Brasilien und von der Lage der Colonisten in ihnen zu erlangen und wiederzugeben. Vieles dahin Gehörende hat in neuester Zeit Dr. Robert Avé-Lallemant in seinen Brasilien betreffenden Reisewerken veröffentlicht, und diese Mittheilungen, soweit sie die Colonisationsangelegenheit berühren, mögen auch hier die Grundlage für unsere weitere Erörterungen abgeben.*) Ein anderes höchst schätzenswerthes Material finden wir in den „Relatorien" der Repartição geral das terras publicas, des Generallandamts von Brasilien in Rio-de-Janeiro, einer zur Verwerthung und Verwaltung der öffentlichen Ländereien und Beförderung aller Colonisationsunternehmungen, insofern sie mit dem Staate in irgendeinem stipulirten Contractszusammenhange stehen, constituirten Behörde, welche bisher unmittelbar unter dem Ministerium des Innern arbeitete und diesem alljährlich einen ausführ-

*) Die beiden, eigentlich ein Ganzes bildenden Werke Dr. Avé-Lallemant's betiteln sich: „Reise durch Süd-Brasilien" (2 Bde., Leipzig 1859) und „Reise durch Nord-Brasilien" (2 Bde., Leipzig 1860). Die brasilischen Colonisationsverhältnisse sind in diesen Schriften mit Sachkenntniß, Muth und Wahrheitsliebe erforscht und geschildert, und der Verfasser hat sich durch seine Mittheilungen wie durch sein eigenes Eingreifen in dem einen Falle großes Verdienst erworben. Die Offenheit und Unbestechlichkeit, womit er im Interesse der Humanität und Civilisation die Dinge bloßlegt, haben ihm aber auch diesseit und jenseit des Ocean Anfeindungen zugezogen. D. Red.

lichen gedruckten Bericht vorlegte, gegenwärtig aber eine Section des ganz kürzlich geschaffenen Ackerbauministeriums ist.

Der Geschäftskreis dieses Generallandamts ist keineswegs gering und leicht zu übersehen. Zuerst hat diese Behörde die Aufgabe, in dem ungeheuern brasilischen Kaiserreiche die öffentlichen Ländereien kennen zu lernen und abmessen zu lassen, eine Arbeit, die ungemein schwierig und verwickelt ist, indem ziemlich überall das legal oder illegal besessene oder beanspruchte Land mit dem noch ganz freien Boden so verworren zusammenhängt, daß ein Durchfinden und Abfinden ohne Gefährdung des Staatsinteresses oder des Interesses einzelner nur selten möglich wird. Ungeheuere Landestheile finden sich so in den Händen von Privaten, die ihr Recht gar nicht beweisen, ihren Boden gar nicht ausbeuten können, und welche dennoch im Besitz desselben bleiben und immer bleiben werden, solange keine Grundsteuer ihnen ihren todten Besitz zu einer Last und einem fressenden Kapital macht, sodaß sie genöthigt sind, das Land zu veräußern oder anzubauen.

Neben der Vermessung solcher öffentlicher Ländereien hat das Generallandamt sich weiter die Aufgabe gestellt, an geeigneten Punkten Colonien anzulegen, welche unter der Aufsicht eines bestellten Directors stehen. Zur Gründung einer solchen Colonie ist es nun vor allen Dingen nothwendig, daß auch Colonisten ankommen. Da aber die Einwanderung in Brasilien aus dem nördlichen Europa in sehr beschränktem Maße stattfindet, wenn man sie mit dem Menschenstrome vergleicht, den die germanischen Völker des europäischen Nordens zu Colonisationszwecken nach Nordamerika und Australien ergießen, so hat sich in Rio-de-Janeiro unter dem Namen der Associação central de colonisação eine Gesellschaft gebildet, welche Leute zum Einwandern zu bewegen und in Brasilien unterzubringen sucht. Diese Gesellschaft ist ein Ausfluß der Staatsregierung selbst und hängt auf das genaueste mit dem Generallandamt zusammen, hat sich aber durch ihre Art und Weise, Emigranten mittels schlechter Agenten anwerben zu lassen und sie in Brasilien anzubringen, sehr viel zu Schulden kommen lassen.

Zur Gründung einer neuen, direct vom Generallandamt ausgehenden Colonie — welche Art von Colonien wir Regierungscolonien nennen wollen im Gegensatz zu allen Anlagen von Privaten, Speculanten und Compagnien — wird vor allem ein großes Empfangshaus für die kommenden Colonisten angelegt und ihnen ihr Land zugemessen. Die Regierung verkauft ihr Waldland in der Regel zum Preise von $1^1/_2$ Real die Quadratbrasse (1000 Realen oder ein Milreis sind etwa 25 Silbergroschen). Meistens erhalten die Ankömmlinge ihr Land dazu noch im Vorschuß. In der Regel bekommt jeder selbständige Mann als Maximum an Land eine Strecke von 100 Klaftern Breite und 1500 Klaftern Tiefe. Auf diesem Grunde errichtet sich der Colonist eine provisorische Hütte und beginnt seine Arbeit.

Am günstigsten ist es für den Einwanderer, wenn er im Mai oder Juni ankommt. Im Juli schlägt er dann seinen Wald nieder, wobei ein kunstgerechter Arbeiter die Bäume so anzuhauen weiß, daß sie gruppenweise übereinander hinfallen und fast von selbst große Scheiterhaufen bilden, welche im August, wenn der gefällte Wald einigermaßen getrocknet ist, abgebrannt werden. Haushoch lodert da wol die Flamme im Walde empor. Ein ödes Aschenfeld bleibt zurück, auf welchem mächtige nur halb verkohlte Riesenstämme von 50—60 Fuß Länge, auf dem Boden hingestreckt, oder astlos und blattlos gen Himmel ragend, noch manche Jahrzehnde von dem Greuel der Waldverwüstung Zeugniß geben, ehe sie verwittern. Ungeheuere Schätze des prächtigsten Nutzholzes werden, weil man sie nicht aus dem Walde herausschaffen kann, alljährlich auf diese Weise verwüstet.

Im Anfang des September wird dann gepflanzt: meistens schwarze Bohnen, Mais, Mandioc oder Kartoffeln, nach Umständen wol auch Zuckerrohr und Kaffee, und die wegen ihrer ausgezeichnet schönen Wurzelknollen so hochgeschätzten Caladiumarten Mangaritas und Tajoba. Von dieser im September beschafften Pflanzung kann der Colonist im März und April bereits leben. Zu andern Lebensnothwendigkeiten erhält er, meist auf ein Jahr, Subsidien von der Regierung. Doch haben diese Subsidien oft zu bedeutenden Misverständnissen Anlaß gegeben; ihre Gewährung ist auf verschiedenen Colonien, bei verschiedenen Colonistengruppen und selbst für verschiedene Zeitabschnitte verschieden und sollte sorgsamer regulirt werden. Manche Colonisten, die in dem eben angegebenen Zeitpunkte ihre Arbeit beginnen können, brauchen im besten Fall kein ganzes Jahr die Subsidien der Regierung. Wer dagegen im September oder October ankommt, verliert die beste Zeit zum Arbeiten und kann erst im zweitfolgenden Jahre seine volle Ernte erwarten. Ein solcher bedarf die Hülfe der Regierung auf mindestens 18 Monate. Da aber fast immer Subsidien nur für ein Jahr und nicht mehr gewährt werden, wenn man sie gewährt, so entstehen oft viel Noth und außerordentliche Misstände, die nur von einem ebenso

gütigen wie energischen Colonialdirector beseitigt werden können. Oft aber werden gar keine Subsidien gegeben, und die Einwanderer gerathen da wol in die allerbitterste Noth.

Sind so die ersten Lebensnothwendigkeiten errungen in einem Kampfe gegen Schwierigkeiten, von denen man sich in Europa kaum die richtigen Vorstellungen machen kann, und an denen oft die Kraft der tüchtigsten Fäuste und des zähesten Willens erlahmt, so wird nach und nach an eine ordentliche Wohnung gedacht, zu welcher der Wald hinreichendes und wirklich ganz vollständiges Material liefert. Neben dem Landbau entwickelt sich dann auch eine kleine Viehzucht, namentlich von Schweinen und Hühnern, wozu sich erst später einige Kühe und Pferde oder Maulesel gesellen; denn eine der schwierigsten Aufgaben im Colonistenleben ist es allerdings, aus einer Urwaldstrecke eine gute Viehweide zu schaffen und die Menge von Giftpflanzen, besonders Euphorbiaceen und Solaneen, welche auf gelichteten Stellen außerordentlich üppig aufwuchern, im Interesse des kärglichen Viehstandes fern zu halten.

Gelingt es nun, die ersten unendlich mühsam gepflanzten und erzogenen Keime einer beginnenden Colonie so weit zu bringen, daß sich einige Hundert oder über 1000 Seelen daselbst befinden, so erhält die Colonie auch, je nach der Mehrzahl der zu einer Confession gehörenden Bewohner, einen Seelsorger, einen Schullehrer und einen Arzt. So wenigstens steht es im Gesetz und liegt auch ganz in der wohlmeinenden Gesinnung der Regierung, wie häufig auch dagegen gesündigt werden mag.

Nach diesen kurzen Andeutungen aus dem Colonistenleben in den direct vom Generallandamt ausgehenden Anlagen, wird man wol den Ausspruch gerechtfertigt finden, es gewähre das Leben in solchen Colonien wol mannichfachen Trost für das in der fernen Heimat zurückgelassene Elend, aber es bringe keine Freude denen, für welche die Auswanderung nicht das letzte von der Noth gebotene Mittel war.

Zu den Ackerbaucolonien der Regierung gesellen sich weiter auch sogenannte Militärcolonien, weit vorgeschobene kleine, oft nur wenige Menschen umfassende Soldatenniederlassungen, welche ebenfalls einigen Landbau treiben. Diese Anlagen kosten viel Geld, bleiben meist etwas vernachlässigt, gewähren aber dennoch ihren großen Nutzen in einem Lande, wo ein brutaler Indianismus noch überall, oft in der nächsten Nähe der Cultur, in schaurigen Formen sein Wesen treibt und nur durch nachdrückliche Züchtigung und Zurückweisung unschädlich gemacht werden kann.

Insoweit nun ist die Thätigkeit der Repartição geral das terras publicas eine ungemein nützliche. Leider aber geht ihr Geschäftskreis noch weiter: sie bekümmert sich auch um Privatcolonien, welche von der Regierung Unterstützung erhalten. Wir sagen, leider! denn diese Privatcolonien sind meistentheils kein Segen für das Land. Wol kaum war irgendein Colonieunternehmer, zumal wenn er von Europa kam, so abenteuerlich, sein Unternehmen so zweideutig, daß nicht die Regierung, um nur viel zu thun und möglichst zahlreiche Colonisationspunkte aus der Erde wachsen zu sehen, die dreisten und seltsamen Vorschläge zur Anlegung von Ackerbaucolonien angenommen und dazu nicht unbeträchtliche Subsidien bewilligt hätte. Allein diese Unternehmungen von einzelnen oder von Compagnien erreichen mit ihrem leichtfertigen Beginnen nur zu bald ein trauriges Ziel, sie machen ihre Colonisten unglücklich, schaden dem Rufe des Landes und enden, während sie den „edeln Gründern" nicht selten hübsche Summen „für die gehabten Mühen" eingetragen, damit, daß die morschen Anlagen an die Staatsregierung abgetreten werden. Beim Durchmustern der einzelnen Colonisationspunkte werden wir solche Cedirungen von Land und Menschen an die Regierung kennen lernen.

Außer den von der Regierung direct angelegten und gehaltenen, oder doch durch Unterstützung stark beeinflußten Colonien gibt es eine Reihe von Anlagen, die Private auf ihrem eigenen Boden begründeten, und wo den herbeigeschafften Colonisten das Land unter mannichfachen Bedingungen zuertheilt und insbesondere auch ein Theil, die Hälfte des Ernteertrags, verheißen wird. Diese Taglöhnerei ist das in der neuesten Zeit so häufig und viel besprochene System der Parceria, das Halbpartsystem, das zu den heftigsten Klagen von seiten der Colonisten gegen die Gutsherren, und dieser gegen jene geführt hat, sodaß oft beide Theile Gott dankten, wenn sie einer von dem andern wieder loskommen konnten. Solche unglückliche Fragmente eines unmittelbar aus der Sklavenwirthschaft herausgewachsenen Parceriesystems finden sich zerstreut bereits in ganz Südbrasilien, wo sie hier und da den ersten Kern zu kleinen Colonisationspunkten abgegeben haben und sich in leidlichem Wohlbefinden für die ersten ihnen nach ihrer Einwanderung in Brasilien gewordenen Unbilden trösten mögen. An betreffender Stelle werden wir von diesen Parceriecolonien weiter sprechen.

Die Einwanderungsverhältnisse nach den Relatorien des Generallandamts von 1860 und 1861.

Nach einer Verordnung vom 18. Nov. 1858 war es den Gutsbesitzern sehr leicht gemacht worden, sich mit „Arbeitern" zu versehen. Hiernach bezahlt die Regierung die Passage der Colonisten von Europa bis zum Ausschiffungshafen; die Landgutsbesitzer haben nur die geringen Kosten der Reise vom Hafen bis zu ihren Gütern auf sich zu nehmen. Trotz dieser Erleichterung im Herbeischaffen von freien Arbeitskräften hatte die Associação central de colonisação nur auf 2178 Emigranten Auftrag erhalten, und zwar mit der ausdrücklichen Bestimmung, daß diese nur Portugiesen sein sollten. Von andern Nationalitäten wurden nur einige wenige Italiener bestellt. „Selbst wenn die portugiesische Regierung", bemerkt hierzu das Relatorium von 1860, „nicht dem guten Willen ihrer Unterthanen zum Auswandern nach dem Kaiserthum entgegenstände, wohin jene die Gleichheit der Sprache, einige Familienverwandtschaften und besonders das verlockende Beispiel der Rückkehr zahlreicher Landsleute mit großen Kapitalien zieht, selbst wenn diese Regierung, durchdrungen von dem Vortheil einer portugiesischen Auswanderung nach Brasilien, sich anstrengen wollte, diese zu befördern, selbst dann noch würde die geringe Bevölkerung Portugals nicht die nöthige Arbeiterzahl für Brasilien stellen können, und man muß sich an andere Länder wenden." Man denkt hierbei zunächst immer an Deutschland.

„Aber die Sprachverschiedenheit und Abweichung der Sitten machen die Deutschen und Schweizer und andere Ausländer sehr wenig geschickt, den brasilischen Ackerbauinstituten zu helfen, während auch die Institute eine unbesiegbare Abneigung gegen die Zulassung solcher Colonisten haben, sodaß man diese künftig nicht mehr zu Privatunternehmungen wird verlocken können.

„Spanien könnte trotz seiner sehr dünnen Bevölkerung jährlich einige Tausende von Arbeitern Brasilien abgeben, und bestimmt würden sich die brasilischen Gutsbesitzer mit ihnen zurecht finden; aber da nach spanischen Anordnungen die Auswanderung spanischer Unterthanen mit Contracten, die in Europa gezeichnet sind, verboten ist, so würden die spanischen Colonisten ankommen mit der Freiheit über sich zu verfügen, wie es ihnen am besten erscheint, und ein Theil würde sich der schon bestehenden Ackerwirthschaft nicht zuwenden."

Trotz der Stimmung der Regierung von Spanien gegen das Auswandern ihrer Landeskinder nach Brasilien meint doch das Relatorium, daß man von dieser Seite immer noch Nutzen ziehen könnte, wenn man die Associação central de colonisação autorisiren wollte, jährlich so viel spanische Colonisten transportiren zu lassen, als sie etwa in den Ackerbauanlagen verwenden kann, indem die brasilische Regierung der genannten Association gutstehen müßte für die Passage derjenigen, welche keinen Contract mit den Gutsbesitzern eingehen wollen. Die Zahl solcher würde nicht bedeutend sein, wenn man in der Wahl der Auswanderer sorgsam zu Werke ginge. Wenn diese aus zahlreichen Familien von Landleuten beständen, so würden sie schwerlich eine andere Beschäftigung als den Ackerbau finden, und das Risico, welches der Regierung in der Garantie der Passagen für diese Spanier zufiele, würde nur gering sein.

Die portugiesische Regierung hat ebenfalls der Auswandernng nach Brasilien so viel Hindernisse in den Weg gelegt, daß die Associação central de colonisação nicht die bei ihr bestellte Zahl von Emigranten zusammenbringen konnte. Das Relatorium drückt die Hoffnung aus, daß in Portugal die Maßregeln gegen die Agenten der Associação central de colonisação würden zurückgenommen werden. Vorläufig sind aber diese Maßregeln gewiß noch eine Wohlthat und großentheils gerechtfertigt.

Das Relatorium von 1860 enthält eine kleine Apologie des Parceriesystems, mit der wir durchaus nicht übereinstimmen können. Das System dieses Vertrags auf die Ertragshälfte wird, wie wir weiter unten mehrfach darthun werden, nie zu etwas Gutem führen, was man auch Ermunterndes darüber sagen mag. Ebenso ist zu misbilligen, daß die Regierung bisher fortgefahren, mit europäischen Handelshäusern, wie z. B. Steinmann u. Comp. in Antwerpen, für billige Menschenlieferungen Contracte zu schließen, denn dieses Verfahren hat bereits zu den bittersten Klagen Anlaß gegeben. Viel angemessener wäre es, aus der Stimmung in einzelnen Colonien das Nachfolgen von andern Auswanderern, ohne Verlockung, hervorgehen zu lassen, wie dies z. B. von der Colonie Doña Francisca, in der Provinz Santa-Catharina, mit Recht hervorgehoben wird. Nur hüte man sich, so manche von Privatunternehmern hervorgerufene Lockbriefe für freie Stimmungen zu nehmen und ihnen Gehör zu geben. Es gehen da so viele Betrügereien vor!

Siebzig deutsche Familien hatten sich indeß von Deutschland aus bei der genannten Associação central de colonisação mit der Bitte um eine Passage gemeldet, ebenso 50 Italie-

ner, und man rechnete auf den unruhigen Zustand Europas, der recht viele Menschen nach Brasilien führen würde. Seit dem 15. April 1859 waren nach dem Relatorium von 1860 in Rio überhaupt 65 Auswandererschiffe angekommen: 45 mit Portugiesen, 11 mit Deutschen, 7 mit Franzosen und 2 mit Sardiniern. Nach einer vom Generallandamt zusammengestellten Tabelle kamen im Jahre 1859 nach Brasilien, um dort in verschiedenen Lebensberufen zu arbeiten: 19695 Menschen, unter ihnen 9342 Portugiesen, 3165 Deutsche und 7188 andere Nationalitäten. Von diesen bestimmten sich 1830 für Landbau, 2333 für Handel, 9127 für handwerkliche Thätigkeit, der Rest blieb unbestimmt. Dagegen langten an Individuen aller Klassen im Jahre 1858 18999, im Jahre 1857 14650 an, sodaß allerdings im Jahre 1859 mehr Menschen nach Brasilien kamen als in den beiden vorhergehenden Jahren. Doch müssen wir bedenken, daß diese Zahlen alle auf Schiffen reisende Passagiere betrifft. Wie viel Passagiere von Brasilien fortreisten, sagt das Relatorium nicht.

Das Relatorium vom Jahre 1861 berichtet, daß aus den Häfen Hamburg, Bremen, Antwerpen, Havre und Liverpool im Jahre 1860 im ganzen 142417 Colonisten auswanderten. Davon gingen nach den Vereinigten Staaten allein 119957, nach Brasilien aber nur 3019, und zwar nach Rio-de-Janeiro von Hamburg aus 133, von Antwerpen aus 1431, von Havre aus 227, also nach Rio-de-Janeiro im ganzen 1791. Nach Rio-Grande-do-Sul gingen von Bremen aus 77, von Antwerpen aus 325, also 402. Nach Santa-Catharina wandten sich von Hamburg aus 628, von Antwerpen aus 90, im ganzen 718. Nach Santos (Provinz San-Paulo) gingen von Hamburg aus 108. Daß Antwerpen mit einer so bedeutenden Zahl auftritt, rührt von dem zwischen der Associação central de colonisação und dem Hause Steinmann u. Comp. in Antwerpen geschlossenen Contract her, bei dessen Ausführung schon Unklarheiten vorgekommen waren, zu deren Beseit'gung die brasilische Regierung die nöthigen Schritte gethan hatte. Nach dem Relatorium von 1861 erwartete man weitere Berichte und Documente in dieser Angelegenheit, damit der Vorfall „beseitigt" werden möchte. Dieser Vorfall (incidente) bestand darin, daß man Colonisten nach einer Provinz geschickt hatte, für welche sie nach ihrer Angabe nicht in Antwerpen angeworben worden waren.

Die einzelnen Ansiedelungspunkte nach den Relatorien von 1860 und 1861.

A. Die von der General- und Provinzialregierung gegründeten Colonien.

1) Provinz Espirito-Santo (Küstenprovinz nördlich von Rio-de-Janeiro).

Colonie Santa-Isabel. Diese kleine Colonie in der Nähe der Provinzialhauptstadt Victoria, etwa acht Meilen im Innern des Landes gelegen, hat sich, da sie unmittelbar von der Regierung ausgeht, einen guten Ruf erworben. In ihr sind 136 Coloniesectionen bereits vertheilt. Die Colonisten, im Jahre 1859 573 Köpfe, zeigen sich als fleißige Leute, die Ackerbau treiben und sich einen kleinen Viehstand gründen. Viele von ihnen sind Protestanten. Für diese hatte die Regierung einen Pastor aus Preußen Namens König kommen lassen, der jedoch nach kurzer Amtsthätigkeit starb; ein zweiter starb ebenfalls. Für eine Verbindungsstraße nach Minas-Geraes, eine Brücke über den Fluß Jucú, eine Directorenwohnung und ein protestantisches Bethaus trägt die Regierung Sorge.

Das Relatorium von 1861 gibt dagegen die Einwohnerzahl von Santa-Isabel zu 652 an, 272 Katholiken und 380 Protestanten, von denen jedoch nur 437 Deutsche sind. Sie haben einen Director, einen Arzt, einen katholischen und einen protestantischen Geistlichen und einen Landmesser. Die Lage wird als gesund geschildert, doch ist es eigenthümlich, daß, wie bemerkt, trotz des so kurzen Bestehens der Colonie schon zwei protestantische Seelsorger daselbst gestorben sind. Sicherlich sind die günstigen Nachrichten über Santa-Isabel übertrieben.

Colonie Santa-Leopoldina.*) Diese neue Colonie in derselben kleinen Provinz besteht seit 1856. Dieselbe ward mittels unglücklicher Colonisten von Ubatuba, einem kleinen Hafen südlich von Rio-de-Janeiro, gegründet und hatte erst, wegen vieler Unregelmäßigkeiten in der Abmessung der Coloniesectionen, mancherlei Leiden und Schwierigkeiten auszustehen.

Für die katholische Bevölkerung ordnete man einen Betsaal an. Als Director der Colonie wurde der Baron Pfuhl angestellt, welcher aber starb und durch einen Baron von Varnbuler ersetzt ward. Außerdem ist ein Dolmetscher für die aus Preußen, Luxemburg u. s. w. stam-

*) Man verwechsele diese Colonie nicht mit der Leopoldina bei Caravellas oder gar mit San-Leopoldo in Rio-Grande.

mende Bevölkerung beigegeben. Die Bevölkerung ist im Zunehmen und bereits auf 1003 Seelen gestiegen: 322 Katholiken, 681 Protestanten; erstere haben einen Kaplan, letztere besitzen noch keinen Geistlichen. Die Colonie kann bei der Nähe der Provinzialhauptstadt zu weiterm Gedeihen gelangen. Auf einer Reise in die Nordprovinzen Brasiliens im Jahre 1859 ward Santa-Leopoldina vom Kaiser besucht und mit 600 Milreïs beschenkt (ungefähr 4—500 Thlr.).

Colonie Guandu. In der Mitte des Jahres 1859 wurde bei Porto-do-Souza am Rio-Doce, wo dieser Fluß 24 geographische Meilen oberhalb seiner Mündung anfängt schiffbar zu werden (bis zum Meere), die Anlegung eines Colonisationspunktes beschlossen, wozu man bestimmte Bedingungen festsetzte. Diese Bedingungen und selbst die geographische Lage der beschlossenen Colonie eignen sich indeß mehr für brasilische und portugiesische Proletarier, sodaß wir das Unternehmen, zumal es sich noch im ersten Keim befindet, hier übergehen können. Eine bedeutende Zukunft wird diese Anlage wol nicht haben. Selbst das Relatorium von 1861 gesteht dies ein und nennt die Zahl der Bewohner mui limitado, sehr beschränkt.

2) Provinz Rio-de-Janeiro.

Colonie Petropolis. Von allen brasilischen Colonien ist wol keine so viel besprochen worden als die Bergcolonie von Petropolis. Anfangs allerdings zum Ackerbau bestimmt und von der kaiserlichen Regierung vielfach begünstigt, bildete sie ursprünglich eine längs der kleinen Flußthäler des ehemaligen Corrego Secco sich hinerstreckende Kette von Ansiedelungen unter den mannichfachsten deutschen Namen, in deren Mitte sich indeß bald ein zusammenhängender Ort, eine wirkliche Stadt, entwickelte. Ein kaiserlicher Sommerpalast und zahlreiche schöne Villas reicher Besitzer aus Rio-de-Janeiro nebst mehreren großen Hotels geben der Stadt ein allerdings hübsches Ansehen, in welchem aber der Typus einer deutschen Colonie mehr und mehr zurücktritt. Seitdem die Einwohnerzahl von Petropolis bis auf 7000 Menschen gestiegen, darunter nur 2700 Deutsche, ist natürlich das germanische Element ein ziemlich secundäres geworden. Die ganze Entstehung und Entwickelung der Stadt Petropolis hat vom Jahre 1844 bis zum August des Jahres 1859 etwa 1139 Contos de Reïs gekostet (etwa 800000 Thlr.). Da aber die Kategorie einer Stadt, wie Petropolis jetzt ist, gesetzlich keinen Anspruch mehr machen darf auf die einer Colonie zu leistenden Geldhülfen, so würde das deutsche Element als das hülflosere ziemlich in Bedrängniß kommen, wenn man es sich von seiten der Provinzialverwaltung nicht besonders anempfohlen sein ließe. Doch ist aller Beistand immer nur ein willkürlicher, der für deutsche Kirche und Schule allerdings einmal ganz aufhören kann, ohne daß eine gesetzliche Verbindlichkeit damit umgestoßen würde. Wirklich ist auch im Relatorium von 1861 von Petropolis gar keine Rede mehr. Indessen können die Deutschen vieles auf Gemeindesachen Bezügliche wol aus eigenen Mitteln bestreiten, wenn ihnen Kirche, Schule u. s. w. recht am Herzen liegt.

3) Provinz Santa-Catharina.

Colonie Blumenau. Es erscheint auffallend, daß diese Colonie, ursprünglich ein Privatunternehmen mit Subsidien der Regierung, im Relatorium des Generallandamts unter den Colonien der Regierung sich findet. Das Relatorium von 1860 sagt darüber: „Ihr Gründer, Dr. Hermann Blumenau, konnte, trotz seiner unermüdlichen Anstrengungen und seiner Aufopferung für das Wohl der Colonie, nicht damit fortfahren ohne große Hülfsmittel von seiten der Regierung. Da nun die Erfahrung gezeigt hat, daß es in solchem Falle besser ist, wenn die Regierung selbst die Colonisirung in die Hand nimmt, statt Zwischenpersonen zu helfen, und da man keineswegs einen der blühendsten Colonialkerne des Kaiserthums, der zugleich in Europa den besten Ruf hatte, verlassen durfte, so nahm die Regierung nach Vorschlag des Dr. Blumenau die Abtretung der Colonie an." Dr. Blumenau trat etwa 20 Quadratleguas am Itajahy ab und behielt etwa eine halbe Quadratlegua (eine Legua ist gleich dreiviertel deutsche Meile) für sich. Die Colonie ward zu 120 Contos de Reïs (etwa 90000 Thlr.) veranschlagt. Dr. Blumenau schuldete der Regierung die Summe von 85 Contos de Reïs und erhielt somit 35 Contos de Reïs ausbezahlt (etwa 27000 Thlr.). Doch ward ihm zugleich die Bedingung gestellt, von keinem Colonisten, der ihm noch Geld schuldete, mehr als 9 Proc. Zinsen zu fordern. Dagegen sollte es ihm bei Geldvorschüssen an Colonisten, welche nach der Abtretung der Colonie gemacht würden, freistehen, mit diesen Colonisten, wenn sie schon ein Jahr in der Colonie gelebt hätten, einen beliebigen Zinsfuß zu bestimmen. Dr. Blumenau's Zinsfuß, seinen Colonisten gegenüber, war also über 9 Proc. gewesen; ja, es war die Regel, daß er 15 Proc. forderte von seinen

hülfsbedürftigen Einwanderern, während er selbst die ihm von der Regierung gemachten Vorschüsse auf zehn Jahre zinsenfrei bekam.

Mit einem Gehalt von 4 Contos de Reïs ist Dr. Blumenau als Director oder Rathgeber eines zu ernennenden Directors in der Colonie angestellt worden. Die Zukunft muß lehren, ob die Colonie Blumenau jetzt lebensfähiger ist als sie bisher war.

Dr. Lallemant äußert sich in seiner „Reise durch Süd-Brasilien" (II, 192) über die Blumenau'sche Niederlassung, die er 1858 besuchte, in folgender Weise: „In demselben Verhältniß, wie der Lauf des Flusses (Itajahy) schneller wird, wird auch der Wald an den Ufern gewölbter. Herrliche Waldkuppen treten an einzelnen Stellen bis dicht an den Strom und gewähren wundervolle Ansichten. Eher als man es erwartet, legt das Canot an; man steigt den Barranco des Flusses hinauf und steht vor der Stadt Blumenau. Das Etablissement hat den besten Willen, eine Stadt zu werden. Vorläufig fehlt aber alles, was eine Stadt constituirt. Von Kirche, Administrationshaus und sonstigen öffentlichen Bauten ist noch keine Spur zu sehen, auch stehen so wenig Häuser am Wege, daß man unwillkürlich fragt: Wo ist nun aber die Stadt! Ein Empfangsschuppen gleich links ist in seiner einen Hälfte fertig, die andere ist ein von Pfeilern getragenes Dach. In der ersten Hälfte befinden sich ein Raum für eine provisorische Schule und für einen provisorischen Betsaal und einige Abtheilungen für etwaige Neuankommende, welche keinen freundlichen Eindruck machen. Sehr hübsch ist dagegen das Wirthshaus des Hrn. Friedenreich, wo Dr. Blumenau wohnt. Zu beiden Seiten des ziemlich schlecht gehaltenen Wegs stehen nun einige ganz hübsche Häuschen bis gegen eine Höhe hinwärts, wo ein sehr gutes Pastorenhaus gebaut wird und eine Kirche projectirt ist; irgendwelche Spur ist noch nicht davon zu sehen. Das Ganze macht immerhin einen recht freundlichen Eindruck, besonders wenn sich der Neuankommende erst an den Euphemismus «Stadt» Blumenau gewöhnt hat.

„Neben dem Eindrucke des Freundlichen und Friedlichen macht das Etablissement aber auch einen wehmüthigen Eindruck. Wohin man blickt, wohin man geht, wo man steht, überall sieht man, daß es absolut an Geldmitteln fehlt, um dem Gemeindewesen fortzuhelfen und die Colonie als eine Gesammtheit zum Blühen zu bringen. Kaum hier und dort ein Stückchen Weg, kaum hin und wieder ein Steg; nichts hat den Ausdruck einer Abrundung oder auch nur eines Fortschreitens zu einer solchen Abrundung. Was an Wegen und Stegen gut gewesen sein soll, ist von der Überschwemmung vernichtet worden. Seitdem fehlen die Geldmittel. Dr. Blumenau war eben von Rio zurückgekommen, ohne dort neue Unterstützung gefunden zu haben. Seinen mit der Regierung gemachten Contract kann der gute Doctor nicht erfüllen, und ich kann mich nicht überzeugen, daß eine weitere Entwickelung seines Unternehmens möglich ist. Diese negative Überzeugung liegt nicht allein im Mangel an Geldmitteln begründet. Wenn mich nicht alles täuscht, so ist die Colonie Blumenau ein schlagender Beweis, daß das Unternehmen eines einzelnen in Colonisationsangelegenheiten nicht rein und frei von mancherlei Einwendungen zu halten ist, die sich hier und da selbst zu gerechten Vorwürfen steigern lassen.

„Werfen wir einen Blick auf diejenigen, welche als Einwanderer sich am Itajahy niedergelassen haben, so finden wir zu unserer Freude, daß die Hand der Vorsehung auch hier den deutschen Fleiß reichlich segnet. Das Land am Itajahy ist ausgezeichnet; alles gedeiht in reichlicher Fülle, namentlich ist der Zuckerrohrbau im schönsten Beginnen und verheißt eine glänzende Zukunft in demselben Verhältnisse, als der Zuckerrohrbau in den Nordprovinzen aus Mangel an arbeitenden Sklavenkräften abnimmt. Auch hier am Itajahy und an der Garcia überkam mich jenes Gefühl von Staunen, Achtung und Bewunderung beim Anblick der Riesenarbeit, die der deutsche Arm durchsetzt. Da reiht sich, gerade wie in Rio-Grande und seinen Colonien, ein Schlachtfeld an das andere an. Tief hinein in den Wald hat sich die Axt gehauen, weit um sich hat das Feuer gefressen und das verzehrt, was nicht feuerfest war. Aber die echten Waldriesen sind feuerfest; Zweige und Äste sind verbrannt, doch die Stämme sind nicht verkohlt, kaum etwas angebrannt und mögen noch manches Decennium liegen, ehe sie vermodert. Zwischen diesem Wirrwarr schwankt das dichte Zuckerrohr hin und her, und mancher hübsche Weideplatz ist dem Urwald längst abgewonnen. Man vergesse nicht, daß ich im sogenannten Winter, im Juli, am Itajahy war und deswegen weniger von dem lebhaften Colorit des Waldes und des Landbaues rede.

„Geht man von einem Coloniehäuschen ins andere, so findet man mehr oder minder zufriedene Menschen. Am glücklichsten sind diejenigen, die in Europa allein auf ihre tüchtigen Fäuste angewiesen waren. Ehemalige Tagelöhner, Knechte, Gärtner u. s. w. gedeihen glänzend,

zumal dann, wenn sie mit einer gesunden Frau verheirathet sind und alle Jahr ein Kind bekommen. Sie erinnern mich lebhaft an ganze Gruppen in San-Leopoldo und Santa-Cruz in Rio-Grande. Wirklich köstliche Familien trifft man dort und hier. Leute, die mit nichts angefangen, haben sich trotz vieler Schwierigkeiten herausgearbeitet und sind glücklich geworden; ja viele haben nicht ganz unbedeutende Schulden abarbeiten können. Weniger günstig, ja zum Theil recht ungünstig sind die gestellt, welche in Europa den Übergang von Land zur Stadt bildeten und vielleicht nicht aus dringender Noth auswanderten. Namentlich sind die Frauen und Töchter in solchen Familien zu bedauern. Die Männer finden in der harten Urwaldarbeit und in dem Gelingen des Werks immer noch Trost, sehr häufig selbst Freude. Die Frauen aber, die in der schlechten Hütte oder dem Colonistenhäuschen wohnen, gedenken mit heißer Sehnsucht der kleinen, freilich armseligen, aber dennoch saubern Heimat, in der ihnen dieser und jener Lebensgenuß, manche Freude und immer die Hoffnung auf ein Besserwerden gegönnt war. Nicht so in den entlegenern Picaden an der Garcia. Alle leben in einer Art von Verbannung. Ja, wenn die Mädchen tüchtige Bauermädchen wären und die Axt schwingen könnten! Da bekämen sie bald nach der Reihe einen derben Mann, und das lebensfrische Ehepaar wäre im Stande, die Waldbäume mit der Wurzel auszureißen. So aber, wie sie beschaffen sind, leiden sie tief an der Auswanderung nach Blumenau, von dem man in deutschen Zeitungen soviel Schönes gesagt hat. Und kann man es am Ende einer Mutter verdenken, wenn sie, ohne einmal an sich selbst zu denken, beim Anblick ihrer Töchter und der Urwaldswirklichkeit in tiefes Heimweh versinkt?

„Auch Krankheit schlägt hart hinein in das Colonistenleben. Dieses Leben ist nur für gesunde Leute, nicht für Kranke. Im Hause des Anbauers ist kein Krankenlager, auch fehlt es an einem wirklichen Arzt. Da aber im Colonistenleben ein jeder seine Bedeutung hat, und selbst zehnjährige Kinder mit ihrer Arbeit wichtig sind, so ist jedes Kranksein immer ein Rückschritt, ein Ausbleiben der Arbeit, auf die man rechnet. Wenn nun solche Kranke an den letzten Enden wohnen! Tief im Walde trafen wir eine eben gehauene Roça. Zwischen den umgeschlagenen Bäumen stand ein sehr armseliges Häuschen, eine echte Palmitenhütte. In ihr saß eine eben vom Typhus aufgestandene Frau, die sich einen Waldvogel zum Essen abrupfte; ein kleines Kind spielte um sie. Der Mann war abwesend. Das Ganze machte einen düstern Eindruck auf mich. Wer nur von der Romantik des Urwaldes und des Colonistenlebens träumte, mag sich solche Scenerie einmal recht ausmalen. Besonders sollten diejenigen sich dies recht ausmalen, welche im Begriff stehen, leichtsinnig auszuwandern.

„Es war mir bei meinem ersten Besuche einzelner Colonistenwohnungen in Blumenau im allgemeinen ein günstiger Eindruck geworden... Wenn einmal der Grund weggefallen ist, warum man jetzt mit abwartender Rücksicht und Zögerung die Geldquellen zur Belebung der Colonie sparsam fließen läßt, wenn einmal, und zwar bald, so Gott will, die Regierung in vollster Freigebigkeit Mittel und Wege öffnet zur kräftigen Entwickelung der Anlagen am Itajahy, so wird die Colonie Blumenau zu einem Gedeihen, zu einer Kraftentwickelung gelangen, wie kaum irgendwo eine Colonie gedeihen kann."

Nach dem Relatorium von 1861 waren im Jahre 1860 91 Einwanderer nach Blumenau gegangen. Im ganzen waren dort 947 Einwohner, die in 194 Häusern umher wohnten, 47 Zuckermühlen, 47 Branntweinbrennereien und 43 Mandiocmühlen besaßen. Der Viehstand war 401 Kühe, 58 Pferde, 1164 Schweine. Die Production belief sich in dem vorhergehenden Jahre auf 374 Arroben (Arrobe = 32 Pfd.) Zucker, 2332 Faß Mandiocmehl, 25170 Hände Mais (eine Hand [mão] = 60 Ähren), 50 Arroben Kaffee, 10117 Maß Branntwein, 592 Faß Bohnen, 150 Faß Kartoffeln und 35 Arroben Taback.

Colonie Santa-Isabel und Vargem-Grande. Außer dieser Colonie Blumenau, die, wie schon bemerkt, jetzt in der That eine Colonie der Regierung ist und als solche wahrscheinlich einen Hauptpunkt unter den deutschen Colonien Brasiliens bilden wird, hat die Regierung neuerdings noch auf einige andere Colonisationspunkte in der Provinz Santa-Catharina, die etwas vernachlässigt worden waren, ein sorgsames Auge geworfen. Im Relatorium vom Jahre 1861 sind diese Punkte zusammengefaßt unter dem Namen Santa-Isabel und Vargem-Grande. Diese kleinen Coloniepunkte haben nach jenem Relatorium 412 Einwohner, darunter 233 Protestanten und 179 Katholiken. Sie liegen auf dem Wege von Desterro und San-Jozé an der Seeküste nach dem Hochlande von Lages. Dr. Lallemant schildert auf seiner Rückreise von Lages zur Meeresküste diese Ansiedelungsgruppe („Reise durch Süd-Brasilien", II, 138 fg.) in folgender Weise:

„Die Araucarien (brasilische Fichten) wurden seltener; Palmen wetteiferten mit ihnen um den Preis der Höhe und Schönheit. Ein brausender Bach, Rio-dos-Bugres, schoß dahin im Gebüsch; wir entdeckten Spuren von Anbau links und rechts an den Höhen, von frischem, lebenslustigem Anbau! Häuser schimmerten durch die Abenddämmerung; wir waren im Unterland von Santa-Catharina, wo der Ackerbau sein bescheidenes und ehrenvolles Gewerbe treibt und friedliche Landleute sich zu einer Colonie zusammengeschart haben.

„Im December des Jahres 1846 kamen auf dem Schiffe Eridano 70—80 deutsche Auswanderer nach Rio-de-Janeiro. Niemand hatte sie kommen heißen, niemand wußte etwas mit ihnen anzufangen; sie standen am Ufer einsam und verlassen und wären ohne Obdach geblieben, wenn man ihnen nicht das kümmerliche Dach erlaubt hätte, unter welchem das Holz der nach Praya-Grande stündlich fahrenden Dampfboote gelagert ist. Dort sah ich die Leute in ihrer Bedrängniß; einige von ihnen waren krank; ich that für sie, was ich konnte, ja ich mußte sogar einer Frau beistehen, die dort an offener Straße in die Wochen kam. Aber der Holzschuppen wurde gebraucht, und nun mußten die Leute 48 Stunden auf dem Palastplatze unter freiem Himmel bleiben. Dort bekamen sie ein furchtbares Decembergewitter und wären ohne Obdach geblieben, wenn nicht die Anwohner ihnen zu Hülfe gekommen. Nach elf Tagen dieses traurigen Aufenthalts wurden die meisten von ihnen auf einem brasilischen Kriegsschiffe nach den Südprovinzen gebracht, und ich erfuhr nichts mehr von ihnen.

„Ich ritt am 3. Juli (1858) den Rio-dos-Bugres hinab und gelangte zu einem wohlgezimmerten Hause, vor dem ein Mann stand. An denselben Mann hatte ich einen Brief vom Präsidenten der Provinz abzugeben; ich trat ins Haus. Da tanzten nach einem Leierkasten einige schlanke Bursche und Mädchen, und alles war seelenvergnügt, just als ob's Kirchweih werden sollte. Der Hausbesitzer, Scheid aus Rheinbaiern vom Donnersberg her, setzte sich zu mir und erzählte mir von der deutschen Colonie Santa-Isabel, in deren Mitte ich mich befand, und kaum hatte er angefangen, mir von seinem Schicksal in Brasilien zu berichten, als mir die Einwanderer vom Eridano aus dem Jahre 1846 wieder vor Augen traten. Scheid und seine Familie gehörten zu ihnen, ja er selbst war in jenem Holzschuppen krank gewesen und wahrscheinlich hatte ich ihn behandelt. Und nun ward mir die Colonie von Santa-Isabel doppelt interessant. Kaum konnte ich den nächsten Morgen erwarten, um Land und Leuten etwas ins Gesicht zu schauen. Die Einwanderer vom Eridano waren nach Santa-Catharina gebracht worden im Anfange des Jahres 1847, wo man eben am Rio-dos-Bugres eine nach der jungen Prinzessin Doña Isabel genannte Colonie angelegt hatte. Allen war es gut gegangen. Sie leben seitdem dort als glückliche wohlhabende Menschen. Scheid ist sogar ein sehr wohlhabender Mann geworden. Er besitzt 1200 Morgen Landes, 19 Maulesel u. s. w. So ist denn in kaum elf Jahren hier eine Schar von Menschen zu Gedeihen und materiellem Wohlstand gelangt, die ich im Jahre 1846 in Rio-de-Janeiro nur mit der tiefsten Wehmuth anschauen konnte.

„Am folgenden Morgen machte ich mit Scheid einen Spazierritt. Das Thal am Rio-dos-Bugres hat schöne, milde Reize. Hoch heraus ragen die Höhen um den brausenden Waldbach, an dem zu beiden Seiten die einzelnen Colonieanlagen sich gegen die Höhen aufwärts hin erstrecken. Wir sprachen bei verschiedenen Colonisten vor. Alle hatten sie fröhliche Sonntagsgesichter; nicht einen einzigen traf ich, der sich nicht vollkommen zufrieden gefühlt hätte in dem fremden Lande. Gar vielfach ergötzte ich mich an dem deutschen Landleben am Rio-dos-Bugres. Was doch eine gute deutsche Faust thut! Wie lange mag es her sein, daß in diesen Bergschluchten noch kannibalische Botocuden hausten? Jetzt ist nur der Name derselben am Fluß hängen geblieben. Wie lange ist es her, daß jene deutsche Anbauer arme, hülflose und heimatlose Menschen waren? Jetzt sind sie wohlhabende, wohnhafte und erbgesessene Familien geworden, dieselben Menschen, die in ihrer rheinbairischen Armuth ihr ganzes Leben hingesklavt haben würden.

„Wir ritten dem brausenden Flusse nach und durchsetzten ihn wol sechs- bis achtmal. Oft tobte er tief unter uns; einmal macht er einen kleinen hübschen Wasserfall. Aber mit einem mal war er verschwunden. Ein größerer Nebenbuhler, der Rio-do-Cubatão, von den westlichen Gebirgen kommend, verschlingt den Rio-dos-Bugres. Damit hört jedoch das deutsche Leben dort nicht auf. Zu beiden Seiten des flachen und zwischen Felsen hinrauschenden Cubatão finden sich kleine Colonien. Zuerst liegen ihrer mehrere an dem Flüßchen Rio-do-Cedro, der in den Cubatão fließt; die Colonisten nennen sie «Cederbach». Orangen, Kaffee, Zuckerrohr und Kartoffeln gedeihen ganz vortrefflich am Cederbach. Wunderhübsch ist das Thal des Cubatão hier. Die breite Thaltiefe heißt die Vargem-Grande. Aus dem Gebirge drüben stürzt ein Wasserfall

aus dem Walde in den Wald zurück. Zerstreute, bescheidene Coloniewohnungen sind von prächtigen Orangenbäumen halb versteckt. Ein freundlich grüßendes Sonntagsvolk zieht zu Fuß und zu Gaul längs des Flusses und ist sichtlich erstaunt über den deutschen Gruß des ihnen ganz fremden Reisenden. Diese ganze Gegend am Cubatão ist mit deutschen Ansiedlern besetzt; aber sämmtliche Kirchen daselbst, San-Amaro, Nossa Senhora das Dores, Santa-Isabel, werden vom Vicariat des vier Meilen fernen San-Jozé nur kümmerlich versorgt, sodaß für Schule und Kirche am Cubatão noch vieles zu thun übrig geblieben ist, denn das Gotteshaus allein thut es noch lange nicht."

Colonie San-Pedro de Alcantara. Neben Santa-Isabel und Vargem-Grande muß nun auch noch San-Pedro de Alcantara genannt werden, obschon die Relatorien von 1860 und 1861 nichts davon sagen, denn es liegt in nächster Nähe davon am Rio-Maruim. Dr. Lallemant, der diese Niederlassung von Santa-Isabel aus besuchte, berichtet (S. 161) ebenfalls darüber:

„Der Weg verließ den Fluß (Maruim). Wir ritten über einen Berg, und nun schauten wir in ein breites, gelichtetes Thal hinab, in welchem einzelne Häuser zerstreut lagen, zwischen gefällten und halbverkohlten Baumstämmen Rinder und Pferde weideten und Tausende von Orangen glänzten. Am Ende des Thals ward auf einem Hügel eine Kirche gebaut. Wir waren in San-Pedro de Alcantara angekommen. Wir durchritten den lieblichen Grund und ließen die Kirche links liegen. Eine kleine, anspruchslose Frequesie, ein Kirchdorf, kam zum Vorschein. Eine blondhaarige Kinderwelt wimmelte dort umher, hübsche deutsche Frauen und Mädchen sahen aus den Fenstern, und eine Menge junger Leute rief uns fröhlich auf deutsch einen Guten Morgen zu. Ein freundlicher Apotheker, Stehely aus Basel, führte mich in sein Haus und nach wenig Minuten stand ich mitten in einer deutschen Welt. Gott segne das liebe deutsche Volk im fremden Lande! Das war so recht mein Herzenswunsch am Sonntagsmorgen, als ich sie alle ansah nach der Reihe, diese Männer, diese Weiber, diese Kinder. Aber man muß so etwas erleben, um meine Sonntagsstimmung zu verstehen.

„Die Colonie von San-Pedro de Alcantara ward im Jahre 1829 gegründet. Als die ersten Colonisten kamen, ließ man sie schändlich im Stiche, und niemand von ihnen hat den geringsten Grund irgendetwas von den damaligen Zeiten und Verhältnissen zu rühmen. Bis zum Betteln ist es mit vielen in jenen harten Anfangszeiten gekommen. Wir wollen davon schweigen; es ist besser geworden. Die Colonie besteht aus ungefähr 200 Familien, von denen etwa 140 deutsche fast ohne Ausnahme katholisch sind. Sie wohnen meistens am Maruim und am Guardão, gleich südlich vom Maruim, und dann nördlich hinwärts am Biguassu — wirklich eine kleine deutsche Welt, der freilich noch mancherlei fehlt, ein Geistlicher, ein Schullehrer, ein Arzt. Sonst sind die Leute seelenvergnügt und kennen auch nicht die leiseste Spur jener bittern Nahrungssorgen und Lasten, von denen sie in der Heimat gedrückt wurden. Neben die alte Generation ist schon eine neue getreten, aber echt deutsch aufgewachsen, deren Kinder sich hier auf dem Platz umhertummeln, impertinente Flachsköpfe mit blauen Augen und rothen Backen, wie die reifen Äpfel an der Bergstraße unter dem Melibokus.

„Ein Mann schleppte mich mit Gewalt zu sich ins Haus. Seine Frau ist die Schwester des deutschen «Subdelegado» J. A. Schmidt, an den ich einen Brief vom Präsidenten hatte, eine hübsche Frau, schon in der Colonie geboren, aber so echt blond-deutsch, daß sie nur kümmerlich portugiesisch redet. Da mußte ich denn durchaus Mittag essen und den hier nie versiegenden Kaffee trinken, wozu den Leuten die Bohnen im Garten wachsen. Zuletzt sattelte der Mann noch sein Pferd, es fanden sich noch einige Theilnehmer zu unserer Partie und wir ritten miteinander zum Subdelegaten.

„Vor 30 Jahren kam ein mittelloses Ehepaar, Schmidt, mit andern Colonisten nach der Provinz Santa-Catharina. Hart mußten sich die Leute abquälen und unsagliche Entbehrungen und Täuschungen ertragen. So ging es auch besonders den Kindern. Der älteste Sohn des Schmidt'schen Ehepaars war bei der Ankunft 10 Jahre alt; nach und nach stieg die Kinderzahl auf neun. Der älteste heirathete, und während seine Frau bei den Ältern im Hause lebte, ging er auf geringen Tagelohn aus, sägte Breter, trug Holz und erfuhr im fremden Lande als Mann dasselbe Elend, was er als Knabe in der Heimat schon kennen gelernt hatte. Doch erlebten alle bald bessere Zeiten. Besonders hatte die alte Mutter die Freude, alle ihre Kinder verheirathet zu sehen unter guten und selbst ausgezeichneten Umständen, alle in San-Pedro und in der Umgegend.

„Der älteste Sohn nun ist der genannte J. A. Schmidt, ein freundlicher und gesetzter Mann, herzlich und offen in seiner Rede und in seinem Hause, welches gastlich jedem Fremden und jedem Freunde offen steht, der des Hauses Recht achtet. Er hat mit seiner Frau acht lebende Kinder, vier sind gestorben. Das kleinste Kind ward noch gewiegt und wird doch in wenig Wochen die Wiege räumen müssen; denn die Kinderzahl ist noch lange nicht geschlossen. Dazu sind drei verwaiste Kinder ins Haus aufgenommen, welche vollkommene Kindesstellung dort genießen und sich von den Kindern des Hauses nicht unterscheiden lassen. Ich wurde von dem Manne so offen und freundlich wie nur möglich aufgenommen und war nach wenig Minuten bekannt. Unsere Unterhaltung drehte sich natürlich um die Colonie. Viel, viel haben diese armen und jetzt so wohlhabenden Menschen im Anfang leiden müssen. Einfach und bieder sagte Schmidt: «Wenn die Leute in Deutschland wüßten, wie wir uns haben quälen müssen, sie würden es nicht glauben, wenn sie uns jetzt sähen.» Und in der That, wenn ich die Leute um mich ansah, sie hörte, fragte und antworten ließ, so konnte ich nicht aufhören zu staunen. Alle, alle waren sie arm gekommen, und jetzt heftete sich Segen und Gedeihen an Haus und Feld und Weide, wie das nur bei wohlhabenden Landleuten, die in Deutschland vom Vater ein Vermögen erben, der Fall zu sein pflegt.

„Die Colonie schien, als sie schon in guter Entwickelung war, plötzlich abzunehmen, aber wol nur scheinbar. Man hatte den Colonisten viel zu kleine Coloniestücke zugemessen, sodaß sie absolut nicht davon leben konnten. Viele verkauften also ihr Land an ihre Nachbarn und zogen in andere nahe liegende Gegenden. So entwickelte sich eine richtige Form und Größe der einzelnen Anlagen mit wenigen Einwohnern, aber mit viel mehr innerer Kraft und der Möglichkeit zur besten Entwickelung, wie solche sich denn jetzt auch mehr und mehr herausstellt.

„Im Hause unsers Schmidt und im Hofe desselben herrschte nun ein vollkommenes Dorfleben, ein «Bauerleben», wie er es selbst so gern nannte. Da wurden Kühe gemolken und Schweine fortgescheucht; flachsköpfige Kinder ergötzten sich an zwei Truthühnern, die sich wüthend bissen; Hähne krähten und Kälber blökten. Unten im Grunde rauschte der Maruim seine schwarzwäldler Wiesenmelodie dazu. Ich ergötzte mich an dem einfachen, kunstlosen und so fröhlichen Leben, bis es dunkelte, dichter weißer Nebel Berg und Thal bedeckte und wir alle zur Ruhe gingen.

„Am folgenden Morgen machten wir trotz eines feuchten Nebels einen langen Ritt durch einen Theil der Colonie und besuchten mehrere Landleute. Da kamen wir zu einem freundlichen Alten, Kerich, den ich malen möchte in seinem saubern Landmannsanzug, mit seinem silbergrauen, sorgsam gekämmten Haar und mit dem fröhlichen frischen Gesicht. Wie nett sah seine Stube aus! Alles aus sauberm Holz verziert gearbeitet; an den Wänden bunte Heiligenbilder, eine schwarzwälder Uhr und auf gebohnten Borden hübsches Porzellanzeug. Die Kinder waren im Felde. Der Alte braucht nicht mehr mitzugehen, er besitzt außer seiner schönen großen Colonie 20000 Thlr. wohlerworbenes Geld, er, der mit nichts angefangen hatte. Er hatte über 60 Kühe und Rinder auf seiner Bauerstelle, und gewann allein an Zucker jährlich 2—300 Arroben. Da kann man denn von Herzen erbaut werden bei solchem Erlebniß. Auch bei der alten Mutter unsers Schmidt waren wir. Sie wohnt bei der jüngsten Tochter, welche seit sechs Wochen ihr erstes Kind in der Wiege liegen hatte. Die alte Mutter und Großmutter war von allen den Lebensleiden und Lebensfreuden ziemlich angegriffen, und doch sah sie, obwol sie kaum mehr vom Bette aufstehen konnte, heiter und vergnügt. So ganz arm und gering war sie nach Brasilien gekommen, und nun hatte sie neun verheirathete wohlhabende Kinder und eine Legion Enkel, und alle waren glückliche Leute.

„So besuchten wir eine ganze Reihe Colonien. Die meisten Häuser standen ganz leer; alle Welt arbeitete an den Bergabhängen. Wenn es hier Diebe gäbe, sie könnten die halbe Colonie leer tragen. Aber das Diebshandwerk scheint noch nicht am Maruim cultivirt zu werden; die Leute garantiren sich gegenseitig ihr Eigenthum.

„Mais, Mandiocmehl, Reis, Kartoffeln und gute Butter sind die Hauptproducte der Colonie, deren Waaren bis nach Desterro und selbst bis nach Rio-de-Janeiro gehen. Sowie sich der Absatz ausdehnt, dehnt sich auch der Ausbau aus; ja es steht zu erwarten, daß die Colonie von San-Pedro de Alcantara bald mit der von Santa-Isabel unmittelbar zusammenhängen wird. Durch eine kleine Bergstraße sind sie schon miteinander verbunden, und Schmidt kann in wenig Stunden bis zu Scheid's Haus in Santa-Isabel gelangen.

„Dann begleitete der wackere Schmidt mich tief in den Hochwald hinein. Wir schieden mit dem herzlichsten Händedruck; er nahm meine besten Glückwünsche mit sich für das fernere Ge-

deihen einer Colonie, deren Einwohner sich unter so vielen harten Kämpfen und Mühen ihre Wohlhabenheit erobert haben. Wir ritten in nördlicher Richtung eine Waldschlucht hinab. Alles war Tropenvegetation; man konnte keine schlankern Palmen, keine höhern Myrten, keine üppigere Strelitzien, keine kräftigern Farrnkräuter sehen, viele Bromelien, einzelne Cannaarten, mehrere Melastomen und Asclepien blühten, obwol im Kalender Winter stand, in voller Pracht. So stiegen wir zu einem kleinen Bach, dem Rio-de-Louro hinab, wo uns eine kleine Kapelle begrüßte und einzelne Colonien, die ebenfalls von Deutschen bewohnt werden. Sie gehören noch zu San-Pedro. Noch gar vieles ist hier anzubauen am klaren Rio-de-Louro, und noch mancher Axtschlag ist hier nothwendig, ehe alles nutzbare Terrain dem Urzustande abgewonnen ist."

Colonie Theresopolis. Nach dem Besuche des Dr. Lallemant und erst im Jahre 1860 hat die brasilische Regierung die Gegenden am Cederbach und Cubatão in der Nähe von Santa-Isabel und Vargem-Grande noch mehr zu beleben gesucht und daselbst eine ganz neue Colonie angelegt. Sie heißt Theresopolis und ist mit Belgiern besetzt worden, welche das Haus Steinmann u. Comp. von Antwerpen schickte. Die junge Colonie hat bereits 149 Häuser mit 622 Einwohnern (106 Katholiken und 516 Protestanten), welche unter der Direction des ehemaligen Hauptmanns vom österreichischen Generalstabe Theodor Tedeschini stehen und unter dessen Leitung und vielen andern günstigen Umständen einer glücklichen Zukunft entgegengehen.

Colonie Itajahy. Endlich ist noch unter dem Namen Itajahy eine Colonie am obern kleinen Itajahyflusse (Itajahy-mirim), ziemlich weit nordwestlich von den eben besprochenen Punkten, angelegt und mit einem Baron Schneeburg als Director versehen worden. Diese Colonie hat gewiß einen guten Boden, aber eine ungünstige Lage, was die Communicationswege betrifft. Es sollen sich schon über 600 Einwohner daselbst befinden.

4) Provinzen Parana und San-Paulo.

Ehe wir uns zu den Colonisationen der Provinz Rio-Grande wenden, müssen wir hier zweier in der Entstehung begriffener Ansiedelungen Erwähnung thun, von denen die eine in der Provinz Parana, die andere in der von San-Paulo liegt.

In Bezug auf den in Parana gelegenen Punkt berichtet Dr. Lallemant in der „Reise durch Süd-Brasilien" (II, 350) Folgendes: „Ein schöner, des besten Ackerbaues fähiger District im Nordwesten der Provinz Parana, kaum eine Tagereise fern vom Hafen von Antonina und Paranagua, wird unter Aufsicht des deutschen Ingenieurs Hauptmann von Ochez vermessen und zur Aufnahme deutscher Einwanderer vorbereitet. Die Gegend wird, nach einem sie durchströmenden Flusse Araçungi, geradeswegs die Araçungi oder noch kürzer die Açungi genannt und erregt lebhaft die Theilnahme der Provinz. Um so lebhafter muß die zu gründende Colonie Açungi auch unsere Theilnahme in Anspruch nehmen, da sie keine Privatspeculation eines einzelnen mit Menschenkräften wuchernden Flibustiers ist, wie solche leider nur zu oft aufgetreten sind unter schönem Namen und am Ende doch immer nur den Schweiß der Deutschen zu Eigeninteressen gemeint und gewollt haben. Die Colonie in der Açungi ist vielmehr eine Anlage der Regierung, eine Colonie der Provinzialverwaltung. Gelingt es der Regierung, für die neue Anlage einen tüchtigen Director zu finden, so kann man der Colonie eine ausgezeichnete Zukunft verheißen."

Das Relatorium von 1861 erwähnt ebenfalls dieser Anlage und sagt aus, daß ein Severo Francisco Correa dort zum Director eingesetzt worden sei. Es waren 35 Colonisten daselbst angesiedelt, denen man schon einen Schullehrer nachgeschickt hatte. Alles schien einen guten Fortgang zu versprechen.

Im Betreff des zweiten Punkts, am südlichen Meeresufer der Provinz San-Paulo, heißt es in Dr. Lallemant's Bericht (S. 401): „Bei der Unscheinbarkeit jener Gegend und ihrer Verborgenheit hinter dem Haff und Fluß von Iguape ist das Land dort noch bis heute in den Händen der Regierung geblieben. Infolge der zunehmenden Progression des deutschen Landbaues in den Südprovinzen von Brasilien und einer bereits kräftiger begonnenen Einwanderung dorthin hat indeß die «Direction der freien Ländereien», um den Anforderungen Neuankommender sogleich entsprechen zu können, südlich vom Flusse (Iguape) und drei Leguas westlich von der Stadt Iguape auf dem vom Canja und Jacupiranga durchspülten Territorium, ein Gebiet von zwei Quadratleguas zu kleinen Sectionen vermessen lassen und die Ausführung der respectiven Arbeiten dem Hrn. von Randow übertragen. Aus den von diesem Deutschen angefertigten sorgfältigen Aufnahmen und Karten habe ich einen Überblick über diese neue Colonie gewin-

nen können. Die einzelnen Sectionen sind 500 Brassen breit und tief, und bilden demnach sehr ansehnliche Colonistengüter, besonders wenn man sie mit den kümmerlich und krankhaft kleinen Landbissen vergleicht, welche von einzelnen Landspeculanten in gewinnsüchtigem Privatinteresse an Einwanderer verkauft werden. Dieses gleich hinter Iguape. In noch geringerer Distanz ist ferner in ganz gleicher Weise hinter Cananea, also an demselben Haff, ein Territorium von zwei Quadratleguas abgemessen worden. Ist die Colonie erst im Entstehen und Anwachsen, so können beide, die Anlage von Iguape und die von Cananea, in excentrischer Ausdehnung sich bald begegnen und dort zusammenwachsend, einen Landanbau von erster Bedeutung bilden. Zunächst handelt es sich darum, von wem für die beiden noch getrennten und doch so dicht zusammenliegenden Punkte die Empfangshäuser für die zu erwartenden Colonisten gebaut werden sollen."

In Bezug hierauf besagt das Relatorium von 1861, daß der provisorische Director jener Anlagen, Ferdinand Gotthard, die Anzeige gemacht, es seien drei Empfangshäuser zur Aufnahme von Colonisten errichtet worden. Doch hat die Regierung beschlossen, jene Gegend mit brasilischen Anbauern oder doch solchen Ausländern zu besetzen, die schon längere Zeit im Lande leben und sich bereits selbst erhalten können, wobei man zunächst an die Colonisten dachte, welche sich aus den Parceriebanden derselben Provinz losgemacht haben und nun als freie Eigenthümer Land von der Regierung ankaufen, wenn sie nicht Land von den Fazendeiros, mit denen sie in Contract gestanden, kaufen wollten oder konnten. Es ist dies von seiten der Regierung eine sehr gute Maßregel, die übrigens einzelne Privatunternehmer sehr übel aufgenommen haben.

5) Provinz San-Pedro do Sul oder Rio-Grande.

Colonie San-Leopoldo. Diese ist unbedingt die bedeutendste aller Colonien in Brasilien. San-Leopoldo wuchs seit dem Jahre 1824 zu einem ganzen Colonisationsdistrict heran, als welcher er auch in Dr. Lallemant's „Reisen" dargestellt ist. Die Colonie besteht bei einer Ausdehnung von 64 Quadratmeilen aus 18 Abtheilungen oder Picaden, welche vier Kirchspiele bilden mit 15295 Seelen, nämlich das Städtchen

San-Leopoldo	644 Feuerstellen	mit	3673 Seelen,
Santa-Anna dos Sinos . .	291 „	„	1619 „
San-Miguel dos Dous-Irmãos	1210 „	„	7026 „
San-Jozé do Hortencio . .	515 „	„	2977 „

Im Jahre 1860 hatte die Colonie an 1000 Contos de Reïs an Werth producirt. Leider kann sie fortan nicht bedeutend zunehmen, weil der Staat kein angrenzendes freies Land mehr besitzt. Dr. Lallemant hat dieser Colonie in der „Reise durch Süd-Brasilien" (I, 125 fg.) eine ausführliche und getreue Schilderung gewidmet, in welcher das hier waltende frische, kräftige und freie deutsche Bauernthum einen Hauptzug bildet.

Colonie von Santa-Cruz. Diese ebenfalls vom Dr. Lallemant mit großer Vorliebe untersuchte und beschriebene Colonie zählte im Jahre 1859 trotz ihres jugendlichen Alters schon 571 Feuerstellen mit 2722 Einwohnern, und zwar 664 Brasiliern, 2040 Deutschen, 6 Holländern, 5 Franzosen, 4 Portugiesen, 2 Dänen, 1 Argentiner (Bewohner von Buenos-Ayres). Von den Colonisten waren 986 Katholiken und 1736 Evangelische. Im Jahre 1858—59 producirte Santa-Cruz 25730 Sack Mais, 5192 Sack Bohnen, 124 Sack Erbsen, 51 Sack Weizen, 33 Sack Roggen, 3332 Sack Kartoffeln und 929 Arroben Taback (Arrobe = 32 Pfd.). Der Export der Colonie hatte einen Gesammtwerth von 90 Contos, der Import von 54 Contos (1 Conto etwa 800 Thlr.). Nach dem Relatorium von 1861 zählt Santa-Cruz 669 Feuerstellen mit 2886 Einwohnern.

Colonie von Santa-Maria da Boca do Monte. Das Städtchen „Santa-Maria am Eingang zum Gebirge" mitten in der Provinz Rio-Grande ist gleichfalls von Dr. Lallemant beschrieben worden, wie derselbe denn auch die beginnende Colonie dicht bei Santa-Maria, das sogenannte Pinhal, das „Fichtelgebirge" nach deutscher Benennung, besucht hat. Die kleine Niederlassung nimmt nur langsam zu und wird von 142 Menschen bewohnt, von denen 101 Brasilier sind. Bisjetzt ist sie ganz unbedeutend.

Colonie von Santo-Angelo. Diese Niederlassung, deren Begründung im Jahre 1858 kaum begonnen hatte, besitzt ein Areal von 16,222000 Quadratklaftern und zählte 1859 bereits 112 Feuerstellen mit 394 Einwohnern, größtentheils Deutschen, unter ihnen 122 Katholiken und 272 Protestanten. Im Jahre 1860 hatte die Colonie 432 Einwohner. Einen

Centralpunkt, einen Marktflecken besitzt sie noch nicht. Man hat zur Gründung eines solchen das Ufer des Flusses Jacuhy ausersehen, welcher die Lebensader der Colonie bildet und diese in freier Schiffahrt mit der Provinzialhauptstadt Porto-Alegre, mit der Stadt Rio-Grande und dem offenen Meer verbindet. Rechnet man vor allem dazu, daß der Waldboden der Colonie ungemein fruchtbar ist, so muß man ihr das beste Gedeihen und eine glückliche Zukunft verheißen. Den nächsten Absatzpunkt für ihre Producte bildet die Stadt Cachoeira am Jacuhy.

Colonie von Tres Forquilhas. Aus gleicher Zeit stammend wie San-Leopoldo, hat doch diese der Seeküste nahe liegende Colonie niemals einigen Aufschwung nehmen wollen. Sie zählt nur 444 Einwohner, von denen 354 geborene Brasilier sind (worunter aber auch die in Brasilien geborenen Kinder deutscher Ältern zu verstehen) und verdient kaum noch den Namen einer eigentlichen Colonie.

Colonie von Torres. Noch kümmerlicher als mit der vorigen Colonie ist es mit der von Torres bestellt, welche ebenfalls gegen die Seeküste hin gelegen ist. Dieselbe hat nur noch einige Einwohner, meistens Brasilier. Wenn aber einmal mittels jener eigenthümlichen Kette von Landseen und Flüssen, welche sich zwischen Porto-Alegre in Rio-Grande und Laguna in Santa-Catharina längs der Meeresküste hinerstrecken, ein Kanal vom Süßwasserbassin des Guaiba, woran Porto-Alegre liegt, bis in die Bucht von Laguna gezogen wird, so werden die beiden kümmerlichen Colonien von Torres und Tres Forquilhas zu einer namhaften Entwickelung kommen können.

Eine ganz neue Colonie Mont'-Alverne wird erst abgemessen und existirt als solche eigentlich noch nicht. Dagegen ist die folgende junge Anlage zu nennen:

Colonie Nova-Petropolis. Dieselbe liegt im Gebiet des Rio-Cahy und zeigt sich im besten Anwachsen begriffen. Ihre Lage nordwestlich von San-Leopoldo ist vortrefflich und ihr sehr fruchtbarer Boden bietet zahlreichen Colonisten Raum dar. Sie wurde am 7. Sept. 1858 gegründet und zählte alsbald 513 Einwohner, unter diesen 424 Deutsche. Von letztern waren 308 Katholiken, 116 Protestanten. Die ganze Colonie wird 12 Abschnitte oder Picaden bilden. Es waren gleich anfänglich einige nachtheilige Elemente in die jugendliche Niederlassung eingedrungen, und von einigen bremer Colonisten sagt das Relatorium von 1860 verblümt: „Não são dos que gozão de melhor nome na colonia", d. h. sie gehören nicht zu denen, welche den besten Namen in der Colonie besitzen. Colonisten aus Städten, namentlich aus Seestädten, gehören in der Regel nicht zu der besten Kategorie, da sie meist roh und gemein sind und nicht selten Ursache zu Zank und Unfrieden geben. Man sollte sehr vorsichtig mit der Annahme solcher Leute sein.

Das Relatorium von 1861 gibt außerdem noch einige Nachrichten über drei Colonien in Bahia und in Piauhy. Indessen haben diese Niederlassungen nur geringen Umfang und wenig Bedeutung, und zu ihren Einwohnern zählen keine Ausländer, sondern nur Brasilier.

B. Colonien als Unternehmungen von Gesellschaften oder Privaten mit Unterstützung der Regierung.

Über einige derartige Unternehmungen in den Provinzen von Para und Bahia vermag das Relatorium von 1860 nur weniges anzugeben, während Dr. Lallement in der „Reise durch Nord-Brasilien" (II, 293) über die Colonie Nossa Senhora do O', der Stadt Para gegenüber, ausführlichere Mittheilung macht. Nach dem Relatorium von 1861 zählt Nossa Senhora do O' 107 Ansiedler, darunter 3 Schweizer.

1) Provinz Espirito-Santo.

Colonie von Rio-Novo. Diese nach einem weiten Plan angelegte Colonie, deren Unternehmer man mit Bestimmtheit eigentlich gar nicht kennt, hat offenbar keine ganz reine Geschichte. Als Dr. Lallemant mit den elenden Bruchstücken der unglücklichen Mucuri-Colonie im März 1859 nach Rio zurückkehrte, ward er in den Zeitungen anonym aufgefordert, auch einmal nach Rio-Novo zu gehen, wo in kleinerm Maßstab ebenfalls traurige Geschichten vorkommen sollten. Das Relatorium von 1860 sagt gar nichts über das Gedeihen der Colonie. Dagegen berichtet das Relatorium von 1861, der Unternehmer, ein Major Caetano Dias da Silva, habe mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen und begehre zu deren Hebung von der Regierung eine Anleihe von 60 Contos de Reïs (45000 Thlr.). Die Regierung habe indessen mit dem Unternehmer Unterhandlungen eingeleitet, um Rio-Novo ganz zu einer Regierungscolonie zu machen. Sicherlich wäre diese Wandelung auch das Ersprießlichste.

Colonie Francilvania. Längs des Rio-Doce in der Provinz Espirito-Santo hat schon einmal eine Colonisationsgesellschaft ihr Wesen oder Unwesen getrieben, viel Menschen aufgeopfert und ungeheuere Summen dabei verloren. Ein unternehmender Brasilier, Dr. França Leite, ließ sich indeß dadurch nicht abschrecken, sondern schloß am 17. Dec. 1856 einen neuen Colonisationsvertrag mit der Regierung und begann ausgedehnte Colonisationsanlagen an der Mündung des Rio-Doce und längs desselben, bis er am Ende des Jahres 1859 seinen Verpflichtungen nicht nachkommen konnte und die Regierung zu neuen Unterstützungen zu bewegen suchte. Doch stellte sich heraus, daß Dr. França Leite seine Colonie, nach ihm Francilrania (offenbar Francisilvania) genannt, nimmermehr halten konnte, sodaß die Regierung die verwirrte und ihr höchst lästige Unternehmung anfassen mußte. Neben dem Kummer über das Mislingen seiner Colonie hatte nun zuletzt Dr. França Leite noch den Schmerz, daß, wie bereits oben erzählt, im September 1860 ihm sein Neffe, der sich in der Gegend des Orts Linhares am Rio-Doce befand, von einer Botocudenhorde gefangen, erschlagen, gebraten und gefressen wurde. Das Relatorium von 1861 gesteht sogar, daß diese Colonie zu bestehen aufgehört hat. Die Colonisten sind nach den nahen Colonien von Santa-Isabel und Santa-Leopoldina gebracht worden. Ebenso wie es diesem Colonieunternehmen gegangen ist, ging es auch dem folgenden Project.

Colonisationsproject des Grafen Montravel und seines Sohnes. Der Graf Montravel, der auch in den Berichten des Dr. Lallemant bei Gelegenheit der Colonisationen in Rio-Grande erscheint, erhielt in der Provinz Espirito-Santo Land, um eine Colonie mit 1450 Colonisten anzulegen. Auch wurden ihm noch andere Begünstigungen zugestanden. Als diese dem Grafen nicht genügten und er neue verlangte, schlug die Regierung dem Unternehmer seine Forderungen ab und machte damit dem Project ein Ende, wodurch unbedingt viel Elend vermieden worden ist. Diese Schicksale der Privatunternehmungen liefern den Beweis, daß es mit der Umsicht, Einsicht und oft selbst der Humanität solcher Speculanten nicht weit her ist.

2) Provinz Rio-de-Janeiro.

Colonie von Vallão dos Veados. Diese Colonie, eine Unternehmung von Eugenio Aprigio da Veiga, im District von San-Fidelis an der Parahyba, nordwestlich von Rio-de-Janeiro, besteht aus Einheimischen und Fremden und hat im ganzen zwischen 5—600 Einwohnern, die den Boden des Unternehmers größtentheils im Erbpachtsverhältniß bebauen. Die Regierung hat dem Unternehmer immer hinreichenden Schutz gewährt. Da aber die letzten Vorschläge des Unternehmers, um neue Hülfsleistungen zu erlangen, von der Regierung abschlägig entschieden wurden, während man sonst in solchen Fällen nicht leicht das Geld spart, so möchte daraus hervorgehen, daß auch die Colonie vom Vallão dos Veados in den Händen und unter der speculativen Leitung des Aprigio da Veiga nicht als lebensfähig und das Wohl der Colonisten fördernd erachtet wird. Im Relatorium von 1861 ist nicht weiter von dem Unternehmen die Rede.

3) Provinz Minas-Geraes.

Colonie Dom Pedro II. Unter dem 25. April 1857 schloß eine Speculationsgesellschaft, União e Industria, mit der Regierung einen Contract, nach welchem diese Gesellschaft sich verpflichtete, in zwei Jahren 400 Familien oder 2000 Colonisten herbeizuschaffen, wofür sie ein Darlehn von 200 Contos de Reïs (150000 Thlr.) auf sechs Jahre zinsenfrei verlangte. Das Land, welches zur Colonie bestimmt ward, liegt dicht beim Städtchen Parahybuna oder, wie es sonst hieß, Juiz de Fora, in der Provinz Minas-Geraes, an der Grenze der Provinz Rio-de-Janeiro. Nach Überwindung vieler Schwierigkeiten, unter welchen die Gesellschaft mancherlei Indulgenzen bezüglich ihres Contracts verlangte, war die Colonie nach dem Relatorium von 1860 auf 1191 Colonisten angewachsen, darunter 699 Katholiken und 492 Protestanten; 139 Colonisten waren indeß später auf und davon gegangen. Errichtung von Kirche und Schule wurde beschlossen; aber dennoch ist das Urtheil, welches über die Colonie der União e Industria gefällt wird, ein sehr getheiltes. Unbedingt wäre es wünschenswerth, daß die Regierung diese Colonie in die Hände bekäme; ganz bestimmt würde die Lage der Anbauer dadurch eine günstigere werden. Wenigstens ließ der Umstand, daß man einen evangelischen Geistlichen mit 400 Milreïs anstellen wollte und ihm dazu noch 200 Milreïs versprach, wenn er zugleich als Schullehrer 80 Kinder in der Schule hätte, vermuthen, daß man eben nicht auf gute Ausstattung von Anstalten zum gemeinen Besten der Colonie bedacht war. Nach dem

Relatorium von 1861 hat die genannte Gesellschaft wirklich eine Schule mit zwei Lehrern eingerichtet, auch einen Arzt und eine Apotheke besorgt. Der Ertrag der Ernte soll den Colonisten nach demselben Berichte 2500 Milreïs (etwa 2000 Thlr.) eingebracht haben. Ein Besuch des unglücklichen preußischen Gesandten Hrn. von Meusebach in der Colonie Dom Pedro II., welcher den Leuten „Hülfe" versprach, rief dort Insubordination und Unzufriedenheit hervor, sodaß Gewalt angewendet werden mußte.

Colonie am Mucuri. Die traurige Katastrophe in dieser mit zahlreichen Deutschen besetzten und langausgedehnten Colonie im Jahre 1859 hat ihr eine solche Bekanntheit verliehen, daß es nicht nöthig ist, hier noch umständlicher auf die Verhältnisse einzugehen. Dr. Lallemant hat in seiner „Reise durch Nord-Brasilien" (I, 187—335) über die ganze Sachlage genau und offen berichtet.

Angesichts des Elends am Mucuri und der Ehrenrührigkeit, die für das ganze Land daraus hervorging, suchte die brasilische Regierung anfangs dem schlechten Privatunternehmen allen nur möglichen Geldvorschub zu leisten, bis die Haltlosigkeit so schreiend hervortrat, daß man jede Unterstützung aufgeben mußte. Neue Vorschläge, die der Gründer und Director Ottoni machte, wurden zurückgewiesen, und aus dem bis dahin friedlichen Verhältniß dieses Mannes zur Regierung, welche ihm zehn Jahre hindurch allen nur möglichen Schutz hatte angedeihen lassen, entspann sich die allerheftigste Fehde, in der Ottoni nicht nur das Ministerium wüthend angriff, sondern sogar der Person des Kaisers nicht mit der gebührenden Achtung begegnete. Es mußte natürlich der Regierung daran gelegen sein, die am Mucuri schmachtenden Bruchstücke der Colonie zu retten, und so kam es denn endlich dahin, daß sie die Privatunternehmung für 1 Mill. Thlr. ankaufte. Dennoch dauerten die heftigen Angriffe des seitdem in die Deputirtenkammer gewählten Ottoni gegen die Regierung fort. Beide, Ottoni wie die Regierung, kamen indeß darin überein, daß Dr. Lallemant durch seine Enthüllungen und sein Einschreiten in Bezug auf das Treiben am Mucuri das ganze Unheil verursacht habe. Das Relatorium von 1861 fügt wenigstens noch zwei andere Factoren hinzu: die Dürre und Epidemien. Der dritte Factor des Elends am Mucuri aber, die Hungersnoth, wird auch im Relatorium verschwiegen.

4) Provinz Santa-Catharina.

Colonie Doña Francisca. Diese Colonie ist trotz ihrer schiefen Stellung zwischen einer hamburger Actiengesellschaft, welche gern Geld aus ihr ziehen, und der brasilischen Regierung, welche ihr gern jegliches Geldopfer bringen möchte, eine der erfreulichsten Colonisationspunkte in Brasilien, wie viel schwere Zeiten auch die Colonisten in den Anfangsjahren haben durchmachen müssen, und wie manchmal die Colonie auch noch heute angefeindet werden mag von einzelnen Privatunternehmern und deren Agenten, denen das Gedeihen von Doña Francisca neben dem Verkommen der eigenen Landspeculationen allerdings höchst empfindlich ist.

Dr. Lallemant schildert in seiner „Reise durch Süd-Brasilien" (II, 219—259) den guten Eindruck, den die Zustände dieser Colonie gewähren. Die Relatorien liefern über die Colonie genauere statistische Angaben, die von Interesse sind. Hiernach hatte im Jahre 1860 die Colonie Doña Francisca 2885 Einwohner, davon 482 Katholiken und 2403 Protestanten. In demselben Jahre wurden geboren 133 Kinder; es starben 71 Menschen; Hochzeiten wurden 41 gehalten. An Schulkindern fanden sich in den beiden Hauptpunkten Joinville und Annaburg über hundert. Die Zahl der Wohnungen war auf 633 gestiegen. An Thieren besaß die Colonie 146 Pferde und Maulthiere, 266 Kühe, 2117 Schweine und 68 Ziegen. Zuckermühlen fanden sich 23 vor, von denen 1 durch Dampf, 7 durch Wasser, 15 durch Thiere getrieben wurden. Hierzu kamen noch 39 Mandiocmühlen, 7 Stampfmühlen für Reis, 5 Mehlmühlen für Mais und Reis, 3 Sägemühlen (zwei durch Wasser, eine durch Dampf getrieben), 5 Ziegeleien und 1 Töpferei, 3 Bierbrauereien, 1 Lohgerberei, 4 Wirthshäuser. An Producten wurden im Jahre 1859 gewonnen: 6700 Faß Mandiocmehl, 750 Arroben Zucker, 22 Piepen Branntwein, 4000 Faß Reis, 200 Arroben Tabacksblätter, 400 Arroben Kaffee, 21000 Schock Ähren von Mais. Einige von diesen Artikeln hatten sich im Jahre 1860 außerordentlich vermehrt; so waren an Mandiocmehl 20000 Faß, an Reis gar 65000 Faß gewonnen worden.

Freilich wird das Meiste in der Colonie selbst consumirt, da eigenthümlicherweise eine Menge Handwerker u. s. w. sich daselbst befinden. Mit verschiedenen Industriearbeiten beschäftigten sich 691 Menschen: ungefähr 200 arbeiteten an verschiedenen Bauten und Straßen. Dazu kom-

men noch immer die jüngst eingewanderten, die nur consumiren, ohne zu produciren. Im Jahre 1859 exportirte die Colonie 620 Dutzend Breter zum Werth von 3450 Milreïs (etwa 2600 Thlr.) und Mobilien, Zeug, Schuhe u. s. w. zum Werth von etwa 8—10000 Milreïs. Doch mußte in demselben Jahre Fleisch, Reis, Mandiocmehl, Weizenmehl, Speck, Salz u. s. w. zu einem Gesammtwerth von 73220 Milreïs eingeführt werden, woraus hervorgeht, welche bedeutende Opfer eine junge Colonie verlangt, wenn sie in ihrer kräftigen Entwickelung nicht gehemmt werden soll, und wie sie erst nach vielen Jahren eine wirkliche Einnahme abwerfen kann. Der Straßenbau in das Oberland der Provinz Parana hinauf und andere öffentliche Bauten schritten vorwärts. Dazu wurde durch neue Contractseingehung zwischen der hamburger Gesellschaft und der Regierung das weitere Gedeihen der Colonie ermöglicht.

Dennoch ist die Colonie in einiger Gefahr. Der Mann, dessen Umsicht und unermüdlicher Thätigkeit alles Gedeihen zugeschrieben werden muß, der Director Léonce Aubé, hat infolge von Verwickelungen mit der hamburger Gesellschaft seine Direction niedergelegt, und es ist die Frage, ob die Colonie durch den Wechsel in der Leitung nicht nachtheilig berührt wird. Nach dem Relatorium von 1861 ist von einer Abtretung (transferencia) der Colonie an die brasilische Regierung bereits die Rede.

5) Provinz San-Pedro do Sul (Rio-Grande).

Colonie Santa-Maria da Soledude. Nach einem mit der Regierung eingegangenen Contract, infolge dessen für jeden Colonisten eine Kopfprämie bezahlt werden sollte, gründete eine Gesellschaft Montravel, Silveira u. Comp. die Colonie „Santa-Maria in der Einsamkeit" und schaffte 1316 Ansiedler dorthin, größtentheils Deutsche, unter ihnen 692 Katholiken und 624 Protestanten. Die Colonie wird als im blühenden Zustande dargestellt und hat jetzt schon eine sehr ansehnliche Cultur. Dennoch sind 200 Colonisten wieder von dannen gezogen infolge von einem Überfall der Wilden, welche zwei Colonisten erschlugen, wie das bei allen einsam liegenden Colonisationspunkten im Anfang geschieht. Auch ist der Kaufpreis, den die Gesellschaft von den Einwanderern für das unangebaute Land fordert, zu bedeutend. Ein Stück Land von 150000 Quadratklaftern, wie man gewöhnlich Colonisten zuertheilt, kostet bei baarer Auszahlung 750 Milreïs, bei späterer Bezahlung 900 Milreïs (über 600 Thlr.), was armen Auswanderern selten möglich wird. Montravel ist der schon oben erwähnte französische Graf.

Colonie von San-Lourenço. Eine kleine Ansiedelung unter der Leitung von Jakob Rheingantz, die noch kümmerlich ist und dies auch wol auch für lange Zeit bleiben wird. Es befinden sich dort 206 Ansiedler. Es waren in der Colonie Unregelmäßigkeiten vorgekommen und Unzufriedenheit geäußert worden. Die Colonie liegt etwa 10 Meilen westlich von Pelotas in der Serra dos Tapes. Auf dem Wege dorthin existirte kümmerlich eine Colonie mit Irländern, welche wir in ihrer Verkommenheit weiter unten als Colonie Dom Pedro II. kennen lernen werden.

C. Colonien als Unternehmungen von Gesellschaften oder Privaten ohne Beistand der Regierung.

1) Provinz Amazonas.

Die Companhia de Navegação e Commercio do Amazonas benannte Gesellschaft besitzt bei Serpa oder Itacoatiara eine Industriecolonie (Breter, Backsteine u. s. w.), von der das Generallandamt indeß keine Nachricht einziehen konnte. Um so mehr lenken wir die Aufmerksamkeit auf die Mittheilungen, welche Dr. Lallemant in der „Reise durch Nord-Brasilien" (II, 264) über diese Colonie macht. Derselbe hielt sich bei seiner Befahrung des Amazonenstroms mehrere Tage daselbst auf und erkannte die hohe Bedeutung der kleinen Niederlassung. Leider soll diese Colonie kürzlich zusammengefallen sein.

2) Provinz Maranhão.

Von sechs in dieser Provinz angelegten Colonialpunkten existiren kaum noch zwei, Santa-Isabel und Petropolis. Letztere, Petropolis, ward mit 50 Colonisten begonnen und gerieth gleich zu Anfang ins Stocken, sodaß sie ganz eingehen wird. Santa-Isabel bietet immer noch eine Hoffnung dar, wenigstens wird noch eine Möglichkeit ihres Weiterbestehens zugegeben. Diese Colonie besteht seit 1852 und hat 82 Colonisten, durchweg portugiesischen Ursprungs, welche für ihre Arbeit den halben Ertrag der Ernte erhalten — das schon erwähnte System der

Parceria. Der Unternehmer war der Commandant Torquato Coelho de Souza auf dem Gute Frechal, am linken Ufer des Rio-Uru, im Bezirk der Stadt Guimaraens. Derselbe ist vor kurzem gestorben und hat die Colonie seinem Bruder hinterlassen.

Nach dem Muster von Santa-Isabel gründete ein Antonio Corrêa de Mendonça Bittancourt mit 140 Portugiesen von der Insel Graciosa ebenfalls eine Parceriecolonie, welche indeß wieder auseinander gegangen ist. Sie hieß die Colonie Thereza. Es sind dies alles morsche Parceriecolonien, mit unklaren Verhältnissen.

3) Provinz San-Paulo.

Das System, zum Ersatz der absterbenden Sklavenkräfte Colonisten von Europa kommen zu lassen und ihnen den halben Ernteertrag zu geben, ist von den großen Grundbesitzern in San-Paulo erfunden und ganz besonders vom Senator Vergueiro eingeführt worden. Die Specialitäten eines solchen Parceriecontracts können bei Dr. Lallemant („Reise durch Süd-Brasilien", II, 427) nachgesehen werden. Was man auch zu Gunsten solcher Halbpartverträge hat anzuführen verstanden, immer lassen sie die allergrößten Willkürlichkeiten zu und haben zu den bedeutendsten Misbräuchen Veranlassung gegeben, indem nur zu häufig der Rechtsspruch in zweifelhaften Angelegenheiten zwischen dem Gutsherrn und seinen Halbpartstagelöhnern von Leuten abhing, die selbst zu solchen Gutsherren im abhängigsten Verhältniß standen und eben nur den Willen dieser ihrer Herren statt Richterspruch kund thaten.

Zahllose gegründete und ungegründete Klagen haben sich deshalb in diesen Parcerien erhoben, solange dieses System bestand. Von Rio-de-Janeiro und selbst von Europa kamen Beauftragte, um die Zustände in den Parceriecolonien zu untersuchen, wogegen sogar in den gesetzgebenden Kammern protestirt wurde, weil man solche Besuche als Einmischungen in Privatverhältnisse ansah, welche niemand etwas angingen. Dagegen wurden die Besucher selbst mit der größten Liebenswürdigkeit empfangen, und gar mancher Bericht, der von solchen Besuchern unter der freundlichen Aufnahme, Behandlung und Begleitung eines reichen Gutsherrn abgefaßt und nach Europa geschickt ward, mag beeinflußt worden sein durch so viel Zuvorkommenheit. Um aber endlich selbst zu einer genauen Anschauung der Parceriezustände zu gelangen, forderte die brasilische Regierung, nachdem sie schon vor einigen Jahren einen bekannten Brasilier, Valdetaro, mit einem deutschen Secretär nach San-Paulo geschickt hatte, einen ausführlichen Bericht über die Lage der Colonien in San-Paulo. Auf Grund dieser Untersuchung nun heißt es wörtlich im Relatorium von 1860:

„Wie sehr nun auch der Präsident von San-Paulo ersucht ward, Auskunft zu gewähren über jene Colonien, so konnte man dennoch nichts erlangen, bis ganz kürzlich der Präsident erklärte, daß er sich in der Unmöglichkeit sähe, Auskunft zu geben; denn wie oft er auch von den Lokalbehörden Informationen verlangt hätte, so hätten diese ihm dennoch keine geschickt. Angesichts dieses Umstandes, und als sich die Klagen der Colonisten alltäglich wiederholten, beschloß die kaiserliche Regierung einen Vertrauensmann hinzuschicken, welcher die Colonien untersuchen und der Regierung Bericht darüber erstatten sollte. Diese Sendung ward dem Dr. Sebastião Machado Nunez anvertraut, welcher im December 1859 dorthin reiste."

Aus seinen Berichten geht hervor, daß der jetzige Zustand der Parceriecolonien in der Provinz San-Paulo „nicht schlecht" ist (não é máo). „Viele Colonisten", sagt das Relatorium, „haben schon glücklich ihre Schulden bezahlt und fahren fort, als solche in der Parceriecolonie zu leben, oder auf andern Landgütern, wo sie sich niedergelassen haben. Viele andere, auch wenn sie sich in keinem unabhängigen Zustande befinden, weil sie noch Schulden haben, leben dennoch gut und produciren in Fülle alles, was sie zu ihrem Unterhalt bedürfen. Mit dem Kaffeeproduct, welches sie in der Parcerie gewinnen, amortisiren sie, wenn auch nur langsam, ihre Schulden. Die Colonisten, welche sich am besten im Lande befinden, sind die aus Holstein stammenden Deutschen, dann die Portugiesen, zuletzt die Schweizer. Diese letztern hegen die falsche Vorstellung, daß die kaiserliche Regierung oder die von der Schweiz ihnen ihre Schulden bezahlen lassen wird, und sehen sich deswegen wie in einem provisorischen Zustand an. Daher kommt es, daß sie wenig arbeiten, viel verlangen und um jede Kleinigkeit Streit erregen. Die Contracte sind im allgemeinen von den Gutsherren und auch von den Colonisten erfüllt worden, mit Ausnahme einiger, welche nicht so viel arbeiten, als sie können und müßten. Auf der andern Seite haben alle Gutsbesitzer, mit Ausnahme eines einzigen, den Colonisten die Procente für die ihnen von den schweizer Municipalitäten ohne Zinsen vorgeschossenen Summen wiederbezahlt, sodaß dieser Grund zur Klage, welche die schweizer Colonisten mit Recht erhoben haben,

jetzt wegfällt. Diese Procente waren im Anfang von den Gutsbesitzern in die Contracte der Colonisten gesetzt worden, weil das Haus, das die Colonisten importirte, keine genügende Auskunft darüber gegeben hatte.

„Wenn nun auch die jetzt in San-Paulo bestehende Colonisation sich halten kann, da keinem Colonisten die Subsistenzmittel fehlen, so darf man doch nicht erwarten, daß sie sich bald entwickeln werde wegen des geringen Gewinns, den der Kaffee dort abwirft, indem die Hälfte seines Werths und manchmal noch mehr in den Ausgaben für den Transport und in andern Unkosten aufgeht, welche nothwendig sind, ihn auf den Markt zu bringen. Aus diesem Zustande der Dinge folgt es nun, daß die Colonisten im allgemeinen geringere Mühe auf die Kaffeecultur verwenden, und lieber diejenigen Nahrungsmittel bauen, mit denen sie den Lebensunterhalt ihrer Familien bestreiten und andere nothwendige Dinge herbeischaffen können. Sie verkaufen sonach das, was ihnen von diesen Nahrungsmitteln übrig bleibt; ihre Schulden zahlen sie jedoch nur mit der Hälfte des reinen Kaffeeproducts ab.

„Allerdings kann dieses System den Gutsbesitzern keinen Vortheil gewähren, deren ganzes Interesse nur im Kaffeebau besteht. Deswegen sind sie im allgemeinen nicht geneigt, neue Colonisten aufzunehmen; vielmehr haben einige schon mit der Colonisation, die sie bereits hatten, ein Ende gemacht.

„Von der Schweiz sind unablässige Klagen gegen die Colonien von San-Paulo ausgegangen, besonders folgende: 1) daß ein schweizer Colonist auf dem Gute von Elias da Silveira Leite Prügel bekommen habe; 2) daß das Haus Vergueiro u. Comp. das, was es von den Colonisten auf Abschlag der von den schweizer Municipalitäten ihnen gemachten Vorschüsse empfangen, nicht remittirt habe; 3) daß dasselbe Haus Vergueiro u. Comp. 6 Proc. Zinsen für diese Vorschüsse genommen habe, während die schweizer Municipalitäten keine solche gefordert noch empfangen haben.

„Obwol man den Präsidenten und das Haus Vergueiro darüber befragt hat, ist es dennoch nicht möglich gewesen, eine Lösung dieser Sache zu erhalten. Doch kann man sich aus den schon citirten Informationen des Regierungscommissars sowol über diesen Gegenstand wie über alles, was die in San-Paulo gegründeten Colonien betrifft, ein Urtheil bilden."

Die Informationen des Dr. Sebastião Machado Nunez enthalten, wie das Relatorium ebenfalls angibt, auch das Zugeständniß, daß auf vielen Colonien die Buchführung unvollkommen und verwirrt sei, weil sie von Leuten ohne die nöthige Befähigung dazu geführt würde. Selbst Dr. Machado Nunez gesteht ein, daß man den Colonisten aus Versehen einen Schuldposten angeschrieben, wozu man kein Recht gehabt, daß man sie aber dafür entschädigt hätte, u. s. w. Als Nunez auf der Colonie „Senador Vergueiro" in Ibicaba weitere Aufklärungen erbat, verwies ihn der Director Jozé Vergueiro an das Centralcomptoir nach Santos. Als er nun nach Santos kam und dort sich an den Geschäftsführer des Hauses wandte, sagte dieser, er müßte sich erst an die Colonie von Ibicaba wenden, um jene Aufklärungen zu geben. Doch sollten alle Unklarheiten aufgeklärt und nachgeliefert werden mit der nächsten Post. So ging es dem eigenen Regierungsbevollmächtigten.

Die verschiedenen Colonien liegen in den Municipien von Amparo, Campinas, Limeira, Rio-Claro, Constituição, Capivary und Jundiahy. Es sind im ganzen 30 Colonisationspunkte: San-Luiz da Boa-Vista mit 43 Colonisten (Portugiesen); Colonia de Francisco Mariano Galvão Bueno mit 19 Schweizern in vier Familien; San-Joaquim mit 185 Brasiliern und Portugiesen; Boa-Vista mit 92 Personen, meistens Schweizern; Laranjal mit 95 Personen, meistens Schweizern; ein anderes Boa-Vista mit 87 Personen (Portugiesen, Schweizer und Holsteiner); Sette-Quedas mit 116 Personen (Deutsche und Brasilier); Bom-Retiro mit 40 Holsteinern; Boa-Esperança mit 32 Personen aus Deutschland und der Schweiz; Dores mit 12 Portugiesen; Florence mit 19 Schweizern; Palmeiras mit 44 Deutschen und Portugiesen; Tapera mit 64 Deutschen und Schweizern; Boa-Vista do Tatú mit 36 Portugiesen; San-Jeronymo mit 323 Individuen in 63 Familien, fast durchweg Deutsche; Santa-Barbara mit 244 Colonisten; Morro-Azul mit 115 Portugiesen, Deutschen und Schweizern; Palmira mit 26 Colonisten, Portugiesen, Deutsche und Schweizer; Senador Vergueiro auf der Fazende von Ibicaba mit 757 Portugiesen, Schweizern und Deutschen; Itauna mit 45 Deutschen und Portugiesen; wieder ein Boa-Vista mit 173 Portugiesen, Schweizern, Deutschen und Brasiliern; Very und Canitinga mit 126 Individuen, meistens Deutschen; Angelica mit 133 Schweizern, Belgiern, Deutschen und Portugiesen; noch ein Boa-Vista und noch drei andere Colonien, in denen jedoch kaum noch einige Menschen sich befinden; dann San-Lourenço

mit 444 Deutschen und Schweizern; Santo-Antonio mit 44 Schweizern; Bom-Jardim mit 40 Deutschen und Schweizern; Santo-Antonio von Jundiahy mit 75 Schweizern; San-Jozé da Lagoa mit 40 Schweizern und Holsteinern, und San-Joaquim mit 30 Schweizern.

Diese 3—4000 Menschen treffen wir nun in den allerverschiedensten Verhältnissen. Dort sehen wir zufriedene Gruppen, die mit Geduld und Fleiß sich losarbeiten aus dem gebundenen Schuldverhältniß, hier zahlreiche Menschen, die immer tiefer hineingerathen in ihre Noth. Auf der einen Seite erblicken wir Leute nach vollführten Verpflichtungen frei davonziehen, während andere in das Gefängniß von San-Paulo wandern müssen. Dort reden sie gut von ihrem Schuldherrn, hier bekommen sie Prügel. Der eine sucht seine Untergebenen zu behalten, andere werden mit ihrem Contract abgetreten (cedidas) an einen neuen Herrn. Auf einem Gute werden für Schulden 12 Proc. angeschrieben, auf einem andern nur 6 Proc. Bald wohnen die Parcerieleute umsonst in ihrem Tagelöhnerhäuschen, bald müssen sie Miethe geben und die Weide für ihre Kuh bezahlen, wenn sie eine solche haben. Bald werden Zweifel gegen die Buchführung und die ganze Ehrlichkeit des Verfahrens gegen die Colonisten erhoben, bald erscheint alles musterhaft; bald ist Zufriedenheit, bald die bitterste Unzufriedenheit.

Nach all diesem sagt Dr. Machado Nunez, der gewiß nicht parteiisch gegen seine brasilischen vornehmen Landsleute ist: „Meine Meinung ist, daß, wenn keine neue Colonisten eingeführt werden in San-Paulo, es nicht dringender Eile bedarf, Vorsichtsmaßregeln zu treffen, weil die Colonisten, welche schon dort sind, gut leben und gedeihen (welcher Widerspruch!) können, wenn sie als Colonisten im Halbpartsystem oder sonstwie fortfahren, oder sich in irgendwelcher Weise niederlassen, denn sie haben sich schon ein wenig ihren Gutsherren bequemt, und es ist wahrscheinlich, daß keine neue Mishelligkeiten von Belang entstehen. Wenn aber die Parceriecolonisation sich noch vermehren sollte in San-Paulo, so halte ich dafür, daß es unumgänglich nothwendig sein wird, eine besondere Gesetzgebung festzustellen, welche den Parceriecontract regulirt, und die Verwaltung der Gerechtigkeit zu verbessern, indem man leichte Mittel und Wege einschlägt, um schnell die Zwistigkeiten zu schlichten, die zwischen dem Colonisten und dem Grundbesitzer entstehen. Es ist nicht selten, daß kleine Streitfragen, weil sie nicht rechtzeitig entschieden wurden, einen großen Riß hervorgerufen haben, welcher die ganze Colonie störte und zwischen ihr und dem Grundbesitzer eine fast unversöhnliche Feindschaft hervorrief. Das Gericht aber, welches eingesetzt wird, muß im Stande sein ebenso viel Vertrauen dem Grundherrn wie dem Colonisten einzuflößen."

Dennoch ist es zum Heil und Frommen aller und jedes einzelnen von der absolutesten Nothwendigkeit, daß das System der Parcerie, welches Dr. Lallemant geradezu eine Pestbeule im frischen Aufblühen der brasilischen Colonisation nennt, ganz aufhöre, mag man auch dieses Verhältniß wenden und beschönigen wie man will. Auch scheint kein Fazendeiro noch Lust zur Anlegung solcher Colonien zu haben.

Drei Parceriecolonien in der Provinz Rio-de-Janeiro hatten allerdings einen bessern Ruf erlangt als die in San-Paulo, nämlich Colonia Independencia, das Gut des Kammerherrn Nogueira da Gama, auf dem sich 318 Menschen, meistens Holsteiner, befinden; Santa-Roza, ein Gut des Grafen Baependy mit 142 Menschen, meistens Deutschen; endlich Santa-Justa, Colonie des Kammerjunkers Braz Bellens mit 132 Deutschen. Man hat manches Gute von diesen Praceriecolonien gehört, neben bittern Klagen, die auch von dorther drangen. Die Colonisten von der Independencia haben sogar befreundete und verwandte Familien nachkommen lassen, die im Mai 1860 mit der hamburger Brigg Nancy in Rio-de-Janeiro, 131 an der Zahl, eingetroffen sind. Aber schon gegen das Ende desselben Jahres ist es auch in der Independencia, trotz des ausgezeichneten Namens des Besitzers, zu einem ernsthaften Bruch gekommen, und die neuen Einwanderer sind wieder fortgezogen, mit ihnen noch andere, über 50 Familien, denen das Parcerieverhältniß nicht erträglich erscheinen konnte. Weiter unten werden wir auf diesen Vorfall zurückkommen, dem sich später noch die Dazwischenkunft des preußischen Gesandten hinzugesellte.

4) Provinz San-Pedro (Rio-Grande).

Colonie Dom Pedro II. Schon im Jahre 1855 hatte das Generallandamt erklärt, daß der Zustand dieser größtentheils aus Irländern bestehenden Colonie, ein jämmerliches Privatmachwerk, in sehr unglücklichen Verhältnissen stände wegen der schlechten Beschaffenheit des Bodens. Anfangs befanden sich 43 irländische Familien dort mit 274 Individuen. Im Jahre 1859 war dieser Bestand auf 27 Familien mit 130 Personen zusammengeschmolzen, welche

Butter, Kartoffeln, Hafer, Roggen, Weizen und Taback producirten. Im Relatorium von 1860 aber figuriren nur noch 16 Familien mit 96 Personen in Dom Pedro II., indem der Rest nach Montevideo, Buenos-Ayres, Pelotas und Jaguarão fortgezogen war. Bei solchem Hinsiechen der Anlage ist es wunderlich genug, daß das Relatorium von der Anlage sagt, ihre Colonisten lebten satisfeitos und commodamente, während doch der ganze Zustand desgraçado, unglücklich, genannt wird, ja daß man die Colonie als erloschen (extincta) ansehen mußte. Solche Widersprüche und Unsicherheiten in officiellen Berichten stören das Zutrauen in höchst empfindlicher Weise. Nach dem Relatorium von 1861 sind noch 10 Familien aus dieser Colonie fortgegangen.

Colonie Mundo-Novo. Diese Colonie, eine Art Vorposten von San-Leopoldo am Rio-dos-Sinos gelegen, gedeiht ziemlich regelmäßig und würde noch mehr gedeihen, wenn der genannte Fluß, der bis San-Leopoldo mit Dampfbooten beschiffbar ist, es auch bis Mundo-Novo regelmäßig wäre.

Im Jahre	1854	hatte Mundo-Novo	106	Familien mit	579	Personen,
„ „	1859	„ „	139	„ „	710	„
„ „	1860	„ „	182	„ „	1005	„

Alle Colonisten, selbst die Handwerker, sind Ackersleute. Sie bauen Zucker, Bohnen, Mais und Taback. Im Jahre 1860 ernteten sie 3300 Sack Bohnen, 8000 Sack Mais und 200 Arroben Taback. Doch sind die ihnen zugetheilten Landstücke sehr klein. Jede Parcelle enthält nur 1500 Quadratklafter; ja einige Anbauer erhielten nur die Hälfte solchen Stücks. Es befanden sich in der Colonie drei Sägemühlen, vier Zuckermühlen, drei Mehlmühlen, zwei Mandiocmühlen und eine Lohgerberei. In der Anlage leben ebenso viel Brasilier wie Ausländer, mehr Protestanten als Katholiken, woraus zu schließen ist, daß auch unter den Brasiliern zahlreiche, von deutschen Ältern abstammende Protestanten sich befinden mögen.

Colonie Mariante. Diese vom Oberstlieutenant (eigentlich Apotheker) Antonio Joaquim da Silva Mariante im Jahre 1856 mit 116 Colonisten begonnene Colonie hatte, trotzdem daß ihr Gründer ein ungemein wackerer und uneigennütziger Mann ist, dennoch im Jahre 1860 nur noch 57 Colonisten, unter ihnen 9 Brasilier. Der Unternehmer selbst hat mehrfach die ungemeine Schwierigkeit, eine Colonie zu gründen, eingestanden, wenn der Gründer mit der zum Gedeihen der Colonisten nöthigen Liberalität verfahren will.

Colonie dos Conventos. Diese Colonie ward 1855 von den Herren Baptista und Fialho mit 119 Seelen auf 26 Feuerstellen gegründet am Rio-Taquary, auf einem Areal von 22,285000 Quadratklaftern, wovon jedem Colonisten 150000 Quadratklafter oder die Hälfte verkauft werden. Die Niederlassung enthielt 1859 188 Einwohner auf 35 Feuerstellen (112 Deutsche, 76 Brasilier; 117 Evangelische, 71 Katholiken), zu denen neuerdings noch 43 Colonisten hinzugekommen sind. Im Jahre 1859 hatte die Colonie gesäet: 10 Faß Bohnen, geerntet 1600; 20 Faß Mais, geerntet 3850; 26 Faß Kartoffeln, geerntet 650; 6 Faß Weizen, geerntet 200; 6 Faß Schnittbohnen, geerntet 180; 6 Faß Gerste, geerntet 60.

Besonders ist das Gedeihen der Colonie von einem Wege abhängig in der Ausdehnung von 9000 Klaftern auf dem rechten Ufer des Taquary, wodurch eine hinzukommende Wasserverbindung erleichtert wird, die selbst von der mächtig anwachsenden Colonie Santa-Cruz bei Rio-Pardo benutzt werden würde. Da aber die Stadt Rio-Pardo von dieser neuen Verkehrsstraße zwischen Santa-Cruz und dem Taquary südlich liegen bleibt, mithin den Vortheil einbüßen würde, den die Stadt von der neuen Colonie Santa-Cruz hofft, so findet die Herstellung jener Straße viele Schwierigkeiten und eine entschiedene Opposition.

Colonie da Estrella. Diese ward von dem geachteten Obersten Victorino Jozé Ribeiro ebenfalls am Rio-Taquary gegründet, aber auf dessen linkem Ufer. Die Colonie hat vortreffliches Land. Im Jahre 1859 befanden sich 175 Colonisten daselbst, 1860 dagegen 192, doch nur 20 Ausländer, welche Bohnen, Mais, Roggen, Gerste, Reis, Weizen, Kartoffeln, Schnittbohnen und Erbsen bauen. Nach dem Relatorium von 1861 war die Seelenzahl auf 243, fast alle Brasilier, gestiegen.

D. Militärcolonien und Schanzen (Colonias e presidios militares).

Das Relatorium führt alljährlich eine Reihe von bewaffneten Colonien und kleinern, Ackerbau treibenden Schutzplätzen auf, welche, wie unbedeutend sie auch zum Theil erscheinen mögen, dennoch für die Colonisation von Brasilien höchst wichtig sind. Diese Anlagen erinnern in man-

chen Beziehungen an die römischen castra an den Grenzen der Barbaren, aus denen später bürgerliche Gemeinden und selbst bedeutende Städte hervorgegangen sind.

Theils sind die Soldaten selbst Ackersleute, theils finden sich unter ihnen Colonisten, welche den Landbau treiben, während die bewaffnete Macht die Bugres, die Wilden, zurückhält. Wenn es auch an diesen bewaffneten Plätzen selten zu Conflicten mit den Wilden kommt, so lieben letztere doch keineswegs die Nachbarschaft solcher Militärcolonien, sondern ziehen sich langsam aus der Gegend zurück, sodaß die „Presidios" eigentlich nie angegriffen werden und auf dem friedlichsten Wege Eroberungen machen. Das ist allerdings sehr hoch zu schätzen, wenn man bedenkt, daß überall da, wo sich eine ganz unbewaffnete Colonie bildet, Einfälle von Bugres stattfinden, und daß man wol kaum eine friedliche Niederlassung antrifft, in der nicht einmal die rohe Brutalität der Wilden in der allertückischsten Weise Überfälle gemacht und Menschenblut vergossen hätte.

Wegen ihrer eigenthümlichen Bestimmung liegen diese Militärcolonien in der Regel an den einsamsten Punkten, sodaß es oft schwer hält, Nachrichten über sie zu erlangen. Der Reisende, der aus fernen Wildnissen kommt, fühlt sich eigenthümlich wohl beim Antreffen solcher Schutzmittel, und Dr. Lallemant vergleicht sie mit einem Werdaruf, den die Cultur gegen den Urwald thut.

Zu diesen bewaffneten Colonien zählen: In der Provinz Para: die Colonie bei Obidos am Amazonenstrom, dann Dom Pedro II. an der Genze von Cayenne und San-João de Araguaia am Zusammenfluß des Araguaia mit dem Tocantins. In Maranhão: San-Pedro de Alcantara do Gurupy; der Gurupy ist der Grenzfluß zwischen Para und Maranhão. In Pernambuco: Colonie von Pimenteiras, südwestlich von der Stadt Pernambuco auf dem Wege nach der Stadt Maceio, dicht an der Grenze der Provinz Alagoas. In Alagoas: Colonie Leopoldina am Jacinga, nicht weit von Porto-Calvo und Villa da Imperatriz. In Esperito-Santo: ein kleiner Punkt am Rio-Doce bei Porto-do-Souza. In Minas-Geraes: Colonie von Urucu, die in der Coloniegeschichte des Mucuri bekannt geworden ist. In Goyaz: Santa-Barbara, San-Antonio, Santa-Cruz, Santa-Leopoldina und Mont-Alegre, alle im nordöstlichen Wassergebiet des Parana oder Paranahyba gegen die Grenze von Minas-Geraes gelegen. In Matto-Grosso, San-Paulo und Parana liegen einige Militärcolonien in noch größerer Einsamkeit, bestehen aber wol nur dem Namen nach. Eine von ihnen, Nossa Senhora de Jatahy, am Flusse gleiches Namens in Para, dient besonders als Schutz gegen zahlreiche umherstreifende Coroadosindianer. In Santa-Catharina: Santa-Thereza am obern Itajahy, auf dem Wege nach Lages; dann Santa-Maria, an demselben Wege beim sogenannten Morro Chato, wo die Hauptstraße nach dem Oberland von Santa-Catharina kaum zu passiren ist. San-Pedro (Rio-Grande): Cazeiros, ganz kürzlich angelegt zum Schutz der Bewohner von Lagoa-Vermelha gegen die Einfälle wilder Indianer im Norden der Provinz.

Die Anstalten zur Civilisirung der Indianer.

Die brasilische Regierung gibt sich viele Mühe, die in den Wäldern hausenden Indianerstämme an den Herd der Cultur heranzuziehen, aber freilich bleiben diese Bemühungen meistentheils erfolglos. Das Relatorium von 1860 erwähnt in dieser Beziehung aus der Provinz Amazonas der Expedition des Kapitäns Joaquim Firmino Xavier. Dr. Lallemant hat über diese interessante Expedition und den darüber abgegebenen Bericht des Kapitäns, den er in Manãos am Rio-Negro kennen lernte, in seiner „Reise durch Nord-Brasilien" (II, 153—173) eine genauere Mittheilung gemacht.

Aus der Provinz Para berichtet das Relatorium von 1860, daß der Stamm Toconhapé, aus 487 Individuen bestehend, sich zur Ansiedelung bewegen ließ und sein neues Aldeamento von Itapiranga, im Kirchspiel von Souzel, bezogen hatte.

Ebenso willfährig, ihr Waldleben aufzugeben, hatten sich die Stämme der Aporahy und Japoruhy gezeigt und versprochen, sich der Regierung zu unterwerfen. Ihre Zahl ward auf 4000 Seelen geschätzt oder überschätzt. Man hatte sie dem Director dos Indios von den Flüssen Passé und Jury untergeordnet und hoffte, sie civilisiren zu können, soweit das bei solchen Stämmen möglich ist. Dazu ward noch der Regierung angezeigt, daß Frei Marcello de Santa-Catharina de Senna, der zur Mission am obern Xingu abgegangen war, von dort gemeldet hatte, daß die zahlreichen Stämme jener Gegenden mehr oder minder Neigung hätten, sich der Civilisation anzuschließen und den bürgerlichen Behörden zu unterwerfen, daß aber leider die schlechte Behandlung gerade von seiten solcher Leute, welche die ersten sein sollten, um diese Indianer

zur bürgerlichen Gesellschaft hinzuziehen, sie davon zurückgeschreckt. Dieses sind am meisten und zunächst die hausirenden Aufkäufer, Menschen ohne alles Gewissen und ohne alle Moral, welche jede Aufklärung unter den Indianern, als ihrem betrüglichen Schacher zuwiderlaufend, hassen und zu unterdrücken suchen. Desgleichen näherte sich der Stamm der Jaruna, an 2000 Seelen, den ersten Culturanfängen, sowie auch der Stamm der Paruary, während andere sich wieder davon los zu machen suchten und ein zügelloses Waldleben vorzogen.

In Maranhão existiren 15 Directorien für Indianer und 3 indianische Colonien, fast alle an den verschiedenen Flüssen der Provinz, am Mearim, Piudaré, Grajahu u. s. w. gelegen, doch alle ohne große Bedeutung; wie denn z. B. in der Indianercolonie San-Pedro nur 79 Seelen aufgeführt werden. In der Provinz Maranhão hatten die bei Barra da Corda angesiedelten Guajaraindianer ihren eigenen Director João da Cunha Alcanfar am 27. Mai 1860 verwundet, seinen Begleiter João Alves da Silva erschlagen und das Haus geplündert und angezündet. Man mußte ein Detachement von 134 Soldaten gegen sie schicken und ihnen ein Gefecht liefern, in welchem 10 Indianer blieben. Indessen waren diese Indianer schlecht behandelt worden, und man hatte ihnen auch die Arbeitslöhne nicht ausgezahlt. Bemerkenswerth ist, daß der Missionar der Indianercolonie von Santa-Leopoldina ein Deutscher, Namens Winkler, war.

In Alagoas, wo sich in acht Ansiedelungen 3477 Indianer befanden, wurde diesen wilden Colonisten ihr Land abgemessen, um sie vor Bedrückungen zu schützen. Aus der Provinz Ceara wußte man nichts von den Zuständen unter den Wilden. Aus der Provinz Bahia berichtet das Relatorium von 1861, daß daselbst 36 indianische Ansiedelungen mit 5904 Seelen bestehen. Von den Einsamkeiten im Süden letzterer Provinz und der Wildheit der im Urwald verborgenen Indianer gibt Dr. Lallemant in der „Reise durch Nord-Brasilien" (I, 97, 104—106, 141) bei Gelegenheit seines Besuchs des Rio-Pardo und des Jequitinhonha ein naturgetreues Bild.

In Pernambuco fanden sich nach dem Relatorium von 1860 sechs indianische Aldeamentos, in denen es indeß noch an Kapellen und Lehrern fehlte. Auch wurden hier die Indianer oft beeinträchtigt durch Landstreitigkeiten, für deren Schlichtung die Regierung zwar Befehle gab, aber es fehlte an Landmessern, um die Grenzstreitigkeiten aufzuklären.

Aus der Provinz Espirito-Santo erfahren wir, daß sich einige Indianer vom Stamm der Mutums geneigt gezeigt hatten, sich anzusiedeln. Auch war ein Missionar zur Katechese (Unterricht in der christlichen Religion) in der Person des Frei Bento Bubio ernannt worden, der am Rio-Doce und Guandu thätig sein sollte. Daß aber dort noch die vollste Wildheit herrschte, geht aus der schaurigen Geschichte hervor, die wir bei Gelegenheit der Colonie Francilvania beim Ort Linhares am Rio-Doce erzählt haben, sowie auch aus den Vorfällen im Mai 1861 am Mucuri.

Aus Santa-Catharina lauten die Berichte über die Cultivirung der Indianer am ungünstigsten. Die Wilden daselbst zeigten sich bei vorkommenden Gelegenheiten so blutgierig und zügellos, daß man den Muth fallen ließ, sie mit milden Mitteln zu zügeln. Das Wort Bugre schreckt auch in Santa-Catharina jedermann.

In Goyaz existiren nach dem Relatorium von 1860 fünf Aldeamentos mit 5000 (übertrieben!) Indianern; doch scheint kaum eine dieser Anlagen von großer Bedeutung zu sein. Die Indianer pflanzen Mais und Baumwolle und leisten bei der Schiffahrt auf dem Tocantins gute Dienste. Für die Caiapos und Chavantes, Stämme von ruhigerm Charakter, sollten Aldeamentos angelegt werden. Der Stamm der Canoeiros dagegen raubte und mordete in seiner Umgegend, sodaß es schwer hält, ihn zu bändigen. Dazu sollten am Araguay zahlreiche Dörfer wilder Indianer sich finden. Die Zahl solcher Indianer wird auf 25000 Seelen (gewiß übertrieben) angeschlagen. Leider hatte man den für die Caiapos angestellten Missionar Armando Antonio Martins als unfähig entlassen müssen.

In der Provinz San-Paulo bestanden 10 Aldeamentos mit zahlreichen Indianern, die sich mehr und mehr das Zeugniß von friedlichen Leuten erwerben.

Aus der Provinz Matto-Grosso wird gemeldet, daß dort fünf Aldeamentos fortbestehen, und daß, trotz der Wildheit der Coroadosindianer, die Ureinwohner der Provinz sich geneigt zeigen zur Cultivirung, nur fehlt es an Missionaren.

In Minas-Geraes kam man dem Aldeamento Manhaçaçu zu Hülfe, wo es an Nahrung, Kleidung, Arzneien und allen nothwendigen Geräthen fehlte. Auch hatten einige Botocudenstämme, die Nakunenuks und Chiporokas, Neigung sich zu cultiviren. Wie es aber noch unter

solchen Botocudenstämme aussieht, davon gibt uns Dr. Lallemant in der „Reise durch Nord-Brasilien" (I, 283—303) bei Gelegenheit seines Besuchs in den Mucuri-Colonien ein anschauliches Bild.

In der Provinz Parana, welche, seitdem sie zur Kategorie einer Provinz erhoben, ein rüstiges Fortschreiten entwickelt, ist ebenfalls manches für die Civilisirung der Indianer geschehen. In dem Aldeamento San-Pedro de Alcantara, auf dem linken Ufer des Tibagy, befinden sich ungefähr 150 Indianer; doch sollte die Niederlassung im Zurückschreiten begriffen sein. Ein anderes Aldeamento, Nossa Senhora do Loretto do Pirapó, liegt am Paranapanema, verbunden mit einem andern, Palmas, und einem dritten Ort, Chapéo. Hier leben im ganzen etwa 450 Indianer zusammen; 250 von ihnen stehen unter ihrem Kaziken Very, 48 unter dem Kaziken Condá; dazu waren noch kürzlich 48 Mann gekommen. Es sind dies sehr kleine Anwachsungen in der ungeheuern Provinz, in welcher am Uruguay, Paranapanema, Iguassu u. s. w. noch viele wilde Horden umherstreifen. Höchst eigenthümlich ist gerade in jenen Gegenden der Coroadenbändiger Dutra, der mit zahlreichen Wilden eine Flußexpedition den Uruguay hinab bis San-Borja gemacht hatte und wenige Monate darauf mit dem Dr. Lallemant in der Bucht von Paranagua zusammentraf, um in Rio-de-Janeiro Hülfsmittel zu seinem schweren Unternehmen zu finden. Der Aufenthalt Dutra's ist zwischen dem Uruguay und Iguassu, bei Palmas und Guarapuaba.

Endlich ist noch für die Provinz Parana sehr bemerkenswerth das Aldeamento von San-Jeronymo, eine Besitzung des alten um die Provinzen San-Paulo und Parana so hoch verdienten Barons von Antonina, in welchem einzelne herumstreifende Indianerhorden ansässig gemacht werden sollten.

Indeß lassen sich auch die in Aldeamentos angesiedelten Indianer nicht immer leicht zügeln; nur zu oft bricht ihre Wildheit offenkundig zu Tage. So war im Juni 1859 ein Indianer aus der Aldea von Nonohay, in Rio-Grande, welcher als Knecht bei einem Maulthiertrupp auf dem Wege nach Parana diente, erschlagen worden von Indianern aus dem Stamm des Condá, der in Palmas niedergelassen ist. Die Freunde des Erschlagenen, in der Überzeugung, daß diese Ermordung im Auftrag des Kaziken Jacintho begangen wäre, brachten diesen bei der ersten Gelegenheit um. Um nun ihrerseits wieder Rache zu üben für diese Schmach, zogen die Indianer von Palmas unter dem Kaziken Victorino Condá, dem Vater jenes Jacintho, und dem Kaziken Very gegen die von Nonohay, und es war alle Vorsicht von seiten der beiden Provinzialpräsidenten erforderlich, den Conflict zwischen den beiden Stämmen zu verhindern. Man fand es deshalb gerathen, den ganzen Stamm von Palmas weiter fort zu versetzen. Am Anfang des Jahres 1860 kam ein ziemlich origineller Auftritt vor. Der Sertanejo Joaquim Francisco Lagos kam nach Curityba mit 36 wilden Coroados, um sie dem Präsidenten der Provinz vorzustellen. Dieser machte ihnen Geschenke; dennoch setzten die wilden Gäste in wenigen Stunden die ganze Stadt in Schrecken. Sie brachen in die Häuser ein und wollten alles, was sie sahen, mit sich nehmen. Allerdings mag es bei solchen zum Stehlen und Morden geneigten und einem herumtreibenden Leben leidenschaftlich ergebenen Horden sehr schwer sein, sie zu einer Civilisirung zu bringen.

In Rio-Grande ist das Aldeamento von Nonohay im Norden der Provinz die bedeutendste Niederlassung. Es sollen dort an 500 Indianer sich befinden. San-Nicoláo, nördlich von Rio-Pardo, auf dem Wege zur deutschen Colonie Santa-Cruz, welches 208 Seelen enthalten soll, ist ein kümmerliches Dorf. Dr. Lallemant, der es besuchte, schildert es bei Gelegenheit seines Besuchs in jener Colonie. Ein drittes Aldeamento, Santa-Isabel, im Nordosten der Provinz, und ein viertes, San-Vicente, bei Santa-Isabel, sind ebenso unbedeutend.

Die deutsche Colonisation Brasiliens in ihren Resultaten und Folgen.

So zieht sich ein schwacher, aber dennoch unverkennbarer und hoffentlich unzerreißbarer Faden von Cultur durch die fernsten Gegenden von Brasilien. An den entlegensten Flüssen, in den einsamsten Waldungen, auf den letzten Grasfeldern zwischen Araucarienforsten bindet er leise und fast unmerklich wilde Stämme an feste Wohnsitze, an Sitte, an Gehorsam und Pflicht, und vor allem an Thätigkeit und rege Arbeit. Unendlich gering ist freilich die Saat, die unter unsaglichen Mühen ausgestreut wurde und häufig nicht einmal aufkeimen wollte.

Desto freudiger blicken wir von diesem Cultiviren indianischer Stämme noch einmal zurück auf die in Brasilien begonnene deutsche Colonisation. Keineswegs sind die nach dem Rela-

torium des Generallandamts aufgezählten Punkte alles, was von der deutschen Colonisation zu Wege gebracht wurde. Diese Colonisation und ihre Folgen gehen bereits schon viel weiter.

Am bemerkenswerthesten sind die Folgen der deutschen Colonisation in der Provinz Rio-Grande-do-Sul, oder San-Pedro, wie sie officiell heißt. Hier ist es keineswegs die weithin sich erstreckende Colonie San-Leopoldo mit ihren 15000 Einwohnern und ihrem frei entwickelten deutschen Element, welche allein zu nennen wäre, und die ihr rüstig nachwachsende Colonie Santa-Cruz, keineswegs nur das kaum geborene San-Angelo oder Mundo-Novo, und was sonst von deutschen Ansiedelungen vorhin aufgezählt ward: vielmehr ist es die ganze Provinz Rio-Grande, welche von der deutschen Colonisation und ihren Folgen, von deutschen Descendenten durchzogen wird. Gleich beim Betreten der Provinz, in der Stadt Rio-Grande und im nahen Pelotas, trifft man im Handel und Gewerbe deutsches Element. Die Provinzialhauptstadt Porto-Alegre enthält auf 20000 Einwohner über 3000 Deutsche; Kaufleute, Handwerker, Lehrer, Ärzte, Apotheker, alle Stände finden sich unter ihnen. Deutsche Dampfschiffahrtsunternehmungen beleben die Ströme der Provinz und haben deutsches Element bis zu den letzten Enden getragen. In Santa-Maria da Boca do Monte ist dieses Element das vorherrschende; in den fast ganz verschwundenen Missionen des Nordwestens hat es noch immer seine Repräsentanten; in San-Borja finden wir Deutsche, und im fernen halb spanischen Uruguayana hat die deutsche Auswanderung ihr Banner aufgepflanzt seit dem ersten Entstehen dieses höchst bemerkenswerthen Handelspunkts am Uruguay. Ein nicht geringerer, ja noch zahlreicherer deutscher Stamm findet sich in Alegrette; sogar in dem einsamen, auf hoher Grascordillere gelegenen Caçapava und auf manchen von aller Cultur ganz abliegenden Estancias sind Deutsche. Wir können 40000 deutsche Einwohner, die theils direct aus Deutschland gekommen, theils von diesen Einwanderern abstammen, in der einzigen Provinz Rio-Grande annehmen. Ihr Fortbestehen ist gesichert, ihr Gedeihen eine feste Thatsache. Denn das Gedeihen der ganzen Provinz hängt mit dem Gedeihen der Deutschen in Rio-Grande zusammen, und die Hauptstadt der Provinz, Porto-Alegre, einer der reizendsten Punkte des ganzen Kaiserthums, lebt im eigentlichen Sinne des Worts von den Producten der benachbarten deutschen Colonisation.

Die Provinz Santa-Catharina geht ganz denselben Weg. In ihrer Inselhauptstadt Desterro macht sich, neben manchem deutschen Handwerk, deutsche Wissenschaft im Lehrercollegium des Lyceums bemerkbar und ist hochgeachtet bei allen wohlerzogenen Männern der Stadt, wenn auch nicht bei einer gewissen katholischen Farbe, die keine Wissenschaft duldet. Dazu wird ein bedeutender Theil der materiellen Bedürfnisse von Desterro ebenfalls von der deutschen Colonisation befriedigt. Alle Morgen kommt das fast nur von Deutschen besetzte Marktschiff von San-Jozé (auf dem gegenüberliegenden Festland) nach Desterro herüber, in welcher Stadt San-Jozé ein längs des Ufers sich hinerstreckender Stadttheil, die Praia comprida, von zahlreichen Deutschen bewohnt wird. Die deutschen Colonisten selbst, die ihre Waaren alltäglich nach Desterro bringen, gehören einer langen Kette von Ansiedelungen an, welcher im Relatorium des Generallandamts nur geringer Erwähnung gethan ist. Diese Ansiedelungen liegen längs des Cubatão und am Rio-dos-Bugres sowie längs des Maruim. Es sind die Punkte von San-Amaro, von Nossa Senhora dos Dores und Santa-Isabel, sowie das vollkommen deutsche Dorf San-Pedro de Alcantara. In diesen Ansiedelungen sind zahlreiche Deutsche, die vor Jahren als arme Tagelöhner nach Brasilien kamen, wohlhabend geworden.

Zu diesen kommen noch so manche deutsche Anbauer, zum Theil sehr wohlhabende, am Biguassu und am Tejucasfluß, wie z. B. der Luxemburger Steil, ein ehemaliger deutscher Soldat, und viele Ansiedler am Itajahy, die nicht zur Blumenau'schen Colonie gehören, zum Theil Reste früherer Colonisationsunternehmungen, die in ihrer schlecht berechneten Gesammtanlage zusammenfielen, aber in ihren Bruchstücken fortbestehen. Zum Theil sind es Fractionen der Colonie Blumenau, welche sich vom Colonialverband trennten, weil sie in ihm mehr Hemmnisse für Gedeihen fanden, als wenn sie in selbständiger Unabhängigkeit ihre Entwickelung suchten.

Und zu welchen Hoffnungen berechtigen nicht so manche Colonisationspunkte dieser Provinz! Zwischen dem Festlande und der in dieses Festland keilförmig hineingedrängten Insel San-Francisco besitzt die dort liegende kleine Stadt San-Francisco einen herrlichen, großartigen Hafen, nach den Häfen von Rio-de-Janeiro und Bahia den besten von Brasilien, in welchen schon einmal eine französische Fregatte von 44 Kanonen eingelaufen ist ohne die geringste Gefahr. Größere Handelsschiffe können noch tiefer hinaufsegeln bis in die Lagoa von Sagu-açu, von wo die Colonie Doña Francisca kaum eine Stunde fern ist. Von dieser Colonie aus arbeitet man jetzt

mit Geschick eine gute Straße in das Hochland von Parana hinauf, welche, wenn sie vollendet ist, den ganzen Südtheil dieser an Viehzucht und andern werthvollen Artikeln, z. B. Mate oder Paraguaythee, so überreichen Provinz zur vollsten Geltung bringen wird. Dies gilt auch von dem Norden der Provinz Santa-Catharina, während ganz im Süden derselben Provinz eine am Tubarão zu gründende Colonie in ähnlichen Verhältnissen sich befinden würde, wenn auch der Hafen von Laguna eben nur klein ist und großen Seeschiffen das Einlaufen nicht gestattet, wofür aber eine Dampfschiffahrt von wenigen Stunden zwischen Laguna und der Hauptstadt Desterro vielfachen Ersatz bieten mag.

Zahlreiche deutsche Colonisten und Viehhändler wohnen im Oberlande der Provinz Parana am Rio-Negro, in Lapa und Principe, gerade hinter der Colonie Doña Francisca; es sollen ihrer mehrere Hunderte sein. In der Hauptstadt Curityba, fälschlich Coritiba geschrieben, regt sich fleißig deutsches Gewerbe, in der Umgegend deutsche Kleinbauernwirthschaft, während unten an der Seeküste, oder doch in deren Nähe bei Cananea und Iguape, im Gebiet des gleichnamigen Flusses und bis zu dessen fernster Zuströmung, bis zum Araçungi, für deutsche Ansiedelung ein ausgedehnter Boden vorbereitet wird.

In San-Paulo fanden sich schon vor Erfindung der schlechten Parceriewirthschaft zahlreiche Deutsche vor; sie lebten in bescheidenen, aber doch wohlgeregelten Verhältnissen. Ihre Zahl ist durch die Parcerieverhältnisse, aus denen sich viele Colonisten herausarbeiteten, fortliefen oder fortgejagt wurden, bedeutend vermehrt worden, sodaß die Provinz selbst, wenn auch diese Folge das regellose Treiben jener Wirthschaft nicht entschuldigt oder gar rechtfertigt, immer an ihnen gewonnen hat.

Erwähnen wenigstens müssen wir hier noch eine schon ältere Colonieanlage im Gebirge der Provinz Rio-de-Janeiro, die von Neufreiburg oder Morro Queimado und den bedeutenden Pflanzungsbetrieb in der Gegend von Cantagallo, wo zahlreiche Schweizer und Deutsche zu Wohlhabenheit und selbst Reichthum gelangt sind. Auch erinnern wir noch einmal an jene meistens deutsche und schweizerische Plantagenbesitzer am obern Peruipe bei Caravellas, welche, obwol sie mit Negersklaven arbeiten, dennoch mit eigenen Händen angefangen haben zu arbeiten und darum wenigstens theilweise deutsche Colonisten genannt werden können.

Damit haben wir die größere Masse alles dessen, was deutsche Colonisation in Brasilien genannt werden kann, aufgezeigt. Versuchen wir nun, soweit es annähernd möglich ist, in Zahlen alles das, was sich an deutschen Elementen in Brasilien bewegt, in Handel, Gewerbe und Ackerbau, also in den Städten und auf dem Lande, zusammenzufassen, so möchten wir zu folgenden Resultaten gelangen:

Provinz Rio-Grande in Stadt und Land . . .	40000	Deutsche
„ Santa-Catharina	7000	„
„ Parana	1500	„
„ San-Paulo	4500	„
„ Rio-de-Janeiro, Stadt und Provinz .	7000	„
„ Espirito-Santo	2000	„
„ Bahia und Minas-Geraes	2500	„
Alle andern Nordprovinzen zusammen . . .	1500	„
also zusammen . .	66000	Deutsche, die in Brasilien leben und weben.

Diese Angabe ist eher etwas zu groß als zu klein gefaßt, aber sie geht hervor aus einer wohl überlegten Veranschlagung, ja man könnte sie ziemlich genau specificiren. Wenn daher in einer der namhaftesten deutschen Zeitungen bei Gelegenheit einer Besprechung des Lallemant'schen Reisewerks die Zahl der in Brasilien lebenden Deutschen auf 200000 Seelen angeschlagen wurde, so ist solche Zahl vollkommen grund- und kenntnißlos.

Wie viel höher aber würde sich die Masse der deutschen Bevölkerung in Brasilien herausgestellt haben, oder sich in wenigen Jahrzehnden herausstellen, wenn die Regierung nicht mit großen Geldmitteln oder mannichfachen andern Unterstützungen so vielen Privatspeculationen, seien sie welche sie immer wollen, zu Hülfe gekommen wäre und noch zu Hülfe käme, zu großem Unglück der solchen Privatspeculanten in die Hände fallenden Einwanderer und Colonisten, zu großem Schaden der dazu bewilligten Geldsummen, zum Ruin des guten Namens von Regierung und Land. Wie anders, wie ganz anders würde es um die deutsche Colonisation in Brasilien, in Südbrasilien zunächst stehen, wenn man endlich einmal einen festen Vorsatz faßte und

keine Menschenlieferungsspeculationen, keinen jüdischen Landschacher, keinen Colonistenwucherzins mehr zulassen oder gar befördern wollte!

Nur eine Art des Colonisirens in Brasilien führt zum Gedeihen — das Colonisiren auf freiem Boden, in freien Verhältnissen, unter einem tauglichen Director, der aber nicht den geringsten Vortheil aus der Colonie, aus einem ihm dort gehörenden Stück Land, Mühlenwerk u. s. w. ziehen darf, sondern allein von der Regierung angestellt und besoldet ist, der weiter kein Nebengeschäft treiben und womöglich nicht einmal Verwandte in der Colonie haben soll. Wenn infolge früherer Landverschleuderungen wirklich wenig Land mehr da ist, so sollte die Regierung Land von Privaten zurückkaufen und es unter thunlichen Bedingungen an Einwanderer verkaufen oder borgen.

Bei solcher Einrichtung werden keine Deutsche in ungehöriger Weise wieder zum Auswandern nach Brasilien verführt werden, weil mit ihnen keine Kopfprämien mehr zu verdienen sind; sie werden keinen Landschacherern in Brasilien mehr in die Hände fallen, in keiner schlechten Taglöhnerei und Parceriewirthschaft mehr umsonst ihren Schweiß vergießen oder betrogen werden. Da wird keine Colonie wieder in das Stocken gerathen, und ihre Colonisten werden schließlich nicht mehr verkümmern. Die Regierung wird dann nicht mehr von Abenteuerern um Geld zu einer großartigen Colonieprellerei angebettelt und immer wieder angebettelt werden, bis sie den Bettel selbst in die Hand nehmen muß, um alte Sünden, seien es Dummheiten oder absichtliche Betrügereien, von Privaten wieder gut zu machen, um den eigenen guten Namen zu retten, den jene Speculanten so vielfach gefährdet haben. Aus der Colonisation endlich würde dem weiten Brasilien eine neue, kräftige, urwüchsige Nation, ein freies Landvolk, ein tüchtiger Bauernstand, jedes Landes Stern und Kern, Saft und Kraft erwachsen!

Die Aussichten und Hoffnungen für die Zukunft.

Hoffen wir im Interesse der Civilisation, daß ein solcher Wendepunkt zum Guten und Großen in der brasilischen Colonisation bald mit Entschiedenheit eintreten werde. Immer dringender hat sich in Brasilien die Nothwendigkeit herausgestellt und ist als solche erkannt worden, die im Boden des Landes schlummernden Kräfte zu wecken und zu verwerthen. Immermehr verringert sich die Zahl der in den Pflanzungen arbeitenden Negersklaven, aber immermehr stellt sich auch die Schwierigkeit und Unmöglichkeit heraus, daß ehemalige Sklavenpächter mit freien nordischen Arbeitern ihre Ländereien bewirthschaften können. Immermehr fallen die Privatunternehmungen und Speculationen in Colonisationsangelegenheiten zusammen, um so entschiedener, mit je größerm Pomp sie sich von vornherein angekündigt, mit je unwahrern und glänzendern Berichten sie ihr erbärmliches Dasein ausgeschmückt hatten. Immer entschiedener hat man endlich solchen hinkenden, egoistischen Privatunternehmungen neue Subsidien, neue Indulgenzen, neue Verträge abschlagen und sie immer strenger zum Einhalten der alten von ihnen selbst gestellten Bedingungen, oder zur Erklärung, daß die Erfüllung unmöglich, nöthigen müssen. Immer eifriger hat sich auch die Regierung in dem Maße, als sie das sich in den Kammern geltend machende Privatinteresse zu überwinden vermochte, bemüht, als Staatsregierung auf dem Boden der Nation freie Colonisationspunkte anzulegen, unbekümmert darum, daß, angelockt von der freien Thätigkeit in solchen selbständigen Colonien, die gemietheten und in einer erkünstelt schwierigen Lage sich befindenden Tagelöhner der Parceriecolonien von San-Paulo und Rio-de-Janeiro sich loszumachen suchen aus ihren Haftsverhältnissen und ihre „Herren" einsam sitzen lassen auf ihren öden Ländergebieten als wirkliche Wüstenbarone. Immermehr erkennen auch diese Landbesitzer, geboren und erzogen als Herren über Sklaven, ihre Unfähigkeit, sich mit einem freien Arbeitselement zu vertragen. Ging doch gleich nach dem Tode des alten Senators Vergueiro, der ganz gewiß in besserer Gesinnung, als die Sache praktisch ablief, jenes Parceriesystem erfand und am weitesten ausdehnte, sein thätiger Sohn nach Rio-de-Janeiro und kaufte dort für große Geldsummen über 100 Negersklaven, um mit ihnen dem gesunkenen Landbau von Ibicaba wieder aufzuhelfen. Es ging nicht mit freien Leuten auf dem alten Sklavenboden! Eben solch ein Zeichen der Zeit ist es, daß Ottoni, der Gründer und Director der mit großartigen Mitteln begonnenen und unendliche Erfolge verheißenden Mucuri-Gesellschaft für Handel und Colonisation jetzt, nachdem er volle zehn Jahre alle nur mögliche Hülfsleistungen von der Landesregierung erhalten, sein zusammenfallendes Unternehmen abtreten, daß selbst Blumenau, França Leite u. a. ihre Unternehmungen an die Regierung ausliefern mußten!

Endlich ist es offenbar ein Zeichen einer veränderten Colonisationspolitik seitens der Regie-

rung, wenn selbst Privatunternehmungen von Männern, deren Name gewiß unbescholten, wie die Colonie Independencia von Nicoláo Nogueira da Gama, zu offenem Kampfe gegen die Regierung heraustreten. Dies geschah z. B. im „Correio mercantil" zu Rio-de-Janeiro vom 31. Oct. 1860, in einem Artikel, der die Aufschrift führte: „Die Regierung und die Colonisation." Nach einer höhnenden Einleitung heißt es hier:

„Verschiedene angesehene Gutsbesitzer, welche die Nothwendigkeit der Colonisation einsehen, arbeiteten für sich und hatten schon einiges erreicht. Unter den Privatcolonien, welche anfingen zu blühen, zeichnete sich in den neuern Zeiten die Independencia, die Besitzung des Herrn Nicoláo Nogueira da Gama aus, dessen beharrliche Anstrengungen und sichere Leitung gekrönt wurden mit den besten Erfolgen, trotz der Abwesenheit jeglicher Hülfsleistung von seiten der Regierung. Bis vor kurzer Zeit waren die Colonisten der Independencia zufrieden und ruhig bis zu dem Grade, daß auf ihre Einladung von Europa 20 Familien mit 136 Individuen ankamen. Die Sanftmuth, womit sie behandelt wurden, die Rechtlichkeit im Verhältniß zwischen dem Unternehmer und seinen Colonisten, versprachen dem Etablissement die freundlichste Zukunft.

„Die gegenwärtige Regierung bekümmerte sich zwar ebenso wie ihre Vorgänger um Colonisation, aber mit der unsern Ministern eigenthümlichen Indolenz. Sollte es nicht ein leichtes und sicheres Mittel geben, um gute Colonisten zu erhalten ohne große Anstrengung? so dachte die Regierung, und nach einigem Nachdenken erfand sie eins. Dieses Mittel bestand darin, den Colonisten Land umsonst und andere Begünstigungen zu bieten; auf solchem Boden gab es keinen Gutsbesitzer von guter Gesinnung, der dagegen ankämpfen konnte.

„Die Colonieunternehmer begriffen sogleich, daß ihr Kapital gefährdet wäre und ihre Zeit und Anstrengungen nichts gegen diesen Entschluß zu thun vermöchten. Doch beruhigten sie sich, als eine dazu beauftragte Person ihnen schriftlich die Versicherung gab, daß das Anerbieten der Regierung sich nicht auf die schon im Lande ansässigen Colonisten bezöge, sondern nur auf die, welche von Europa kommen möchten. Als diese Garantie den Gutsbesitzern gegeben war, erklärten funfzig und einige Familien der Colonie Independencia dem Hrn. Nogueira da Gama, daß sie sich zurückziehen wollten, weil die Regierung ihnen Land umsonst und andere Begünstigungen böte. Hr. Nogueira da Gama las den Colonisten den Brief vor, in welchem man ihm das Gegentheil versicherte; jene aber, boshaft lächelnd, antworteten, daß sie die Intrigue dieser Komödie kennten, und sie zogen ab, um das gelobte Land zu suchen.

„Die Colonie Independencia war die privilegirte; aber ihre Nachbarinnen, die der Herren Graf Baipendy und Bellens, fangen schon an die Wirkungen der Ansteckung zu spüren, wenn auch in geringerm Grade. Vielleicht mag man sagen, daß die Regierung ihre Ländereien und Begünstigungen allein den Colonisten zugesteht, welche sich mit ihren Unternehmern abfinden. Doch angesichts der Art, wie man feierlich gemachte Versprechungen erfüllt, darf daran gezweifelt werden. Aber selbst wenn dem so ist, wer sieht nicht, daß die Hoffnung, Land zu besitzen und nur für sich zu arbeiten, eine Verlockung ist, welche den Colonisten seine Verpflichtungen vergessen machen und ihn zum Desertiren verführen kann? So geschah es auf dem Gute des Hrn. Nogueira da Gama. Einige, welche ihm nicht unbedeutende Summen schuldeten, haben die Colonie verlassen, und es ist natürlich, daß binnen kurzem andere diesem Beispiel folgen in der Überzeugung, daß, wenn die Regierung sie auch nicht eben einladet, diese sich doch auch nicht dazu herbeiläßt, sie zurückzuscheuchen. Und wenn sie sich dazu herbeiließe! — unsere Regierung denkt in so verschiedenen Weisen über einen und denselben Gegenstand.

„Diese Auseinandersetzung zeigt deutlich, wie die Zukunft sein wird, welche die Regierung als Belohnung denen aufspart, die ihr Geld, ihre Zeit und ihre Kräfte auf Colonisation für eigene Rechnung verwenden. Ist da das Mistrauen nicht gerechtfertigt, alles dieses möchte das Resultat eines Plans sein? Wird nicht die Zerstörung der Mucuri-Colonie, der Krieg gegen die Independencia und anderes den Zweck haben, mit allen Colonisationsgründungen der Privaten ein Ende zu machen? Wer weiß, ob nicht ein moderner Richelieu in unsern colonisirenden Gutsbesitzern zukünftige Feudalbarone gesehen hat, welche man niederdrücken muß, bevor sie unabhängig von der Oligarchie der Hauptstadt es wagen, ihre eigene Souveränetät zu proclamiren?"

Allerdings ist diese Controverse höchst bemerkenswerth! Sie zeigt, daß das energische Ministerium vom 12. Aug. 1859, welches leider im Laufe des Jahres 1861 zurückgetreten ist, selbst angesehenen Privatunternehmern nicht ferner helfen wollte, daß die Regierung selbst unbemittelten Einwanderern die Erwerbung von freiem Lande zu erleichtern und denselben alle sonstigen Begünstigungen zu bieten suchte, ohne engagirende Lockvögel oder Lockzettel auszusenden. Natürlich vermag mit solcher Liberalität kein Privatmann zu concurriren, und es scheint sonach,

daß es mit den unheilvollen Privatspeculationen jeder Art zu Ende geht. Allerdings soll der Auswanderer sein Stück Land bekommen, bis das letzte Stück Regierungsland veräußert ist; es soll der Colonist nur allein für sich arbeiten, wenn auch der Egoismus darin ein schlechtes Verlockungsmittel findet; es soll so am kleinen deutschen Landbau das Sklaventhum unter Feudalbaronen langsam zu Grunde gehen.

Es geschehe aber nur, daß dieses Sklaventhum langsam und ohne heftige, gewaltsame Krise zu Grunde gehe! Wenn der freie Landbau unter den Händen fleißiger Auswanderer in Nordamerika in manchen Beziehungen lehrreich für die brasilische Colonisation sein kann, so sei es das Sklaventhum in den südlichen Freistaaten von Nordamerika noch viel mehr. Wenn in Brasilien einmal eine Emancipationsbewegung zu Gunsten der Sklaven sich regen sollte — und sie wird oder kann es doch sehr leicht im Angesicht der nordamerikanischen Ereignisse — so muß diese Bewegung gerade für das Kaiserreich von Santa-Cruz mit den heftigsten Erschütterungen verbunden sein. Zwar ist die Behandlung und Lage der Sklaven in Brasilien eine viel humanere als in Nordamerika, und die ganze farbige Klasse, wenn sie einmal die bürgerliche Freiheit gewonnen, steht im Kaiserreich jeder andern Bürgerklasse vollkommen ebenbürtig zur Seite; aber in Brasilien wird bei einer allgemeinen Emancipation der Negersklaven verhältnißmäßig unendlich viel mehr Arbeit liegen bleiben, als das in Nordamerika geschehen kann. Eine allgemeine und plötzliche Sklavenemancipation in Brasilien würde jetzt geradezu den Ruin des Landes herbeiführen, und wir sind der Überzeugung, daß kein brasilischer Staatsmann an eine solche Befreiung auch nur im entferntesten denken mag. Möchte man aber dafür um so gewissenhafter und eifriger sich mit dem Gegenmittel beschäftigen, welches nicht allein eine solche Katastrophe verhindern, sondern zugleich das gefährliche Sklavenwesen überwinden, unnöthig machen und zum unermeßlichen Vortheil der Nation und des Staats gänzlich beseitigen kann. Dieses Mittel ist die Colonisation des Landes durch freie Menschen in freien Verhältnissen.

Erst durch eine freie Colonisation wird Brasilien ein freies Land werden und seine freie Verfassung ihre vollkommene Bedeutung gewinnen. Erst bei einer solchen Cultur wird sich das volle Vertrauen Deutschlands und mit ihm seine reichliche Auswanderung dem weiten, für nordische Naturen recht wohl geeigneten Süden des Kaiserthums zuwenden können. Täuschen wir uns nicht, so hat dieses neue Colonisirungssystem schon jetzt begonnen unter der Regierung eines wackern, edelherzigen und gründlich unterrichteten Landesfürsten, wie Dom Pedro II. von Brasilien ist, und unter solchen energischen und wohlgesinnten Männern, wie es die Minister da Silva Ferraz und de Sinimbú waren.

Der preußische und der helvetische Gesandte in Sachen der brasilischen Colonisation und der Entschluß der brasilischen Regierung in Bezug auf die Einwanderung.

Wenn die beiden genannten brasilischen Minister das unhaltbare Parceriesystem und andere egoistische Privatspeculationen auf dem Felde der Colonisation bedeutend erschüttert haben, so geschah dies noch viel mehr durch das freilich stürmische Auftreten des preußischen Ministerresidenten Frhrn. von Meusebach, der im September 1860 in Brasilien anlangte. An seine Sendung knüpften die Deutschen große Hoffnungen in Bezug auf die Verbesserung und Entwickelung der deutschen Colonisation im brasilischen Kaiserreiche. Nachdem Hr. von Meusebach dem Kaiser seine Beglaubigung überreicht und schon hierbei ein gewisses Misfallen erregt hatte, trat er, in Begleitung des kurze Zeit vorher in Brasilien angelangten helvetischen Gesandten Hrn. von Tschudi (des berühmten Reisenden), eine Reise zur Untersuchung der brasilischen Colonien an. Verschiedene Ansichten trennten indeß bald die beiden Diplomaten, und es fiel unter ihnen das collegialische Verhältniß weg, wie selbst aus manchen Berichten deutscher Zeitungen sichtbar geworden ist. Hr. von Meusebach nahm sich allerdings des Schicksals aller in brasilischen Colonisationsverhältnissen lebender Deutscher auf das eifrigste an und gerieth hierdurch in heftigen Conflict mit einigen angesehenen brasilischen Grundbesitzern, auf deren Gütern sich Deutsche befanden. Besonders traf dies die schon erwähnten Parceriecolonien Independencia, Santa-Rosa und Santa-Justa. In die Independencia waren damals 130 neue deutsche Auswanderer gekommen, während von den ältern Colonisten einige Familien, die sich mit ihrem Gutsherrn abgefunden hatten, nach den freien Colonien von Santa-Catharina u. s. w. fortzogen. Diese neuen Ankömmlinge wollten nun ebenfalls wieder fortziehen, und führten diesen Entschluß zum Theil auch aus. Es war schon viel Aufhebens von der Sache gemacht worden und viel Unordnung auf jenen Gütern entstanden, als Hr. von Meusebach hinzukam und durch

sein Auftreten keineswegs zur Beruhigung der Gemüther beitrug. Daß man ihm aber die Störung überhaupt zuschreiben wollte, war ein großes Unrecht. Die Deutschen von dort hatten schon bei ihm in Petropolis Hülfe gesucht, ehe er nach jenen Gütern gekommen war, und selbst der oben erwähnte Angriff auf die Regierung von seiten des „Correio mercantil" vom 31. Oct. 1860 war ganz allein gegen die Colonisten gerichtet und erwähnt mit keiner Silbe einer Intervention oder Aufwiegelung der Gemüther durch den neuen preußischen Gesandten. Gewiß würde man den Gesandten nicht geschont haben, wenn seine Zwischenkunft schon damals stattgefunden hätte. Dagegen ist es unverkennbar, daß der Gesandte, als er seinen deutschen Landsleuten zu Hülfe kam, nicht mit der gehörigen Ruhe und Berücksichtigung aller Verhältnisse auftreten mochte. Der Grund hiervon lag in dem körperlichen Befinden des Hrn. von Meusebach, der infolge mancher diätetischer Versehen, die in heißem Klima mehr als anderwärts die Gesundheit zerrütten, sich oft in krankhaftem und aufgeregtem Zustande befand. Eine gewisse Gegenpartei, der an der Untersuchung der Colonialverhältnisse aus gutem Grunde nichts gelegen war und in der sich auch manches deutsche, vom brasilischen Colonisationstreiben lebende und an dasselbe verkaufte Element befindet, benutzte mit kalter Berechnung den Umstand, um den Gesandten zu discreditiren und über denselben den Stab zu brechen. Hr. von Meusebach aber hat ohne allen Zweifel nur das Beste vor Augen gehabt, wenn er auch dabei stürmisch und regellos zu Wege ging. Am 2. April 1861 langte er leidend in der Colonie Doña Francisca an, und hier verschlimmerte sich sein Zustand so, daß man ihn durch Dampfschiff unter Begleitung des Hrn. von Frankenberg nach Rio-de-Janeiro zurückbeförderte. Die Gemeinheit seiner Gegner ist so weit gegangen, daß man nicht einmal des unglücklichen Geisteskranken geschont hat.

Ganz anders verlief die Untersuchungsreise des Hrn. von Tschudi, der seine Sendung mit großer Umsicht zu vollziehen wußte. Derselbe hatte sich bereits in der Schweiz mit dem brasilischen Geschäftsträger Loureiro befreundet und verständigt. Auch waren ihm durch seine frühern Reisen die Verhältnisse und Menschen in Brasilien bereits bekannt. Hr. von Tschudi besuchte die Parceriecolonien in San-Paulo, in denen sich Schweizer befinden, und gab über den Befund einen sorgfältigen Bericht an den damaligen brasilischen Minister des Auswärtigen, de Sinimbú. In diesem Berichte billigt er das bereits erwähnte Gutachten des Dr. Machado Nunez und theilt die Colonisten nach ihrer Tauglichkeit in folgende vier Klassen: „Dänen" aus dem Herzogthum Holstein, die besten Arbeiter; Schweizer, Deutsche und Belgier, gute Arbeiter; Portugiesen, streitsüchtig und den Fazendeiros sehr lästig; Brasilier, ganz unbrauchbar. Alle Behörden und Gutsbesitzer zeigten sich gegen den Reisenden liebenswürdig und zuvorkommend. Nur Jozé Vergueiro, der Sohn des verstorbenen Senators, verbot dem Diplomaten den Eintritt in seine Landgüter, obschon das Haus Vergueiro u. Comp. doch gerade die Parceriewirthschaft ersonnen hat.

Auch Hr. von Tschudi weist in einer großen Reihe von Gründen nach, daß es mit der Parceriewirthschaft nicht gehen kann. Als die mit diesem System verbundenen Übelstände zählt er auf: die bedeutende Schuldenlast, womit die Colonisten anfangen; die doppelsinnigen Contracte, denen Unehrlichkeiten zu Grunde liegen; die unehrliche Behandlung gewisser Commissionsgelder; die hohen Zinsen, welche den Colonisten in Brasilien aufgebürdet werden; die Ungleichmäßigkeit der Ernten und des Kaffeepreises; die mangelhafte brasilische Gerichtsbarkeit. Aus diesen Übelständen zusammen entspringt ein schwerer neuer, nämlich die Entmuthigung der Colonisten gegenüber ihrer schlimmen Lage. Dazu kommt, daß die Colonisten selbst, infolge der leichtfertigen Art, wie man sie zusammenrafft, oft von schlechter Qualität sind; daß die im Sklavensystem erzogenen Fazendeiros mit freien Leuten nicht umzugehen wissen; daß die armen, in eine fremde Welt geschleuderten Arbeiter in den Parceriecolonien ganz und gar moralischer und geistlicher Hülfe entbehren müssen. Selbst wenn man auch die neugeborenen Kinder der Colonisten taufte, wurden diese doch nirgends einregistrirt. Hr. von Tschudi bewahrheit diese seine Ausstellungen, indem er die Reihe der Parceriecolonien angibt, die er besucht hat. „C'est un sytème qui doit être abandonné", sagt der Schweizerdiplomat, und bestätigt damit nur den Ausspruch des Dr. Lallemant, der schon zwei Jahre früher das Parceriesystem als eine „Pestbeule" bezeichnete. Man nahm damals dem reisenden Arzte diesen entschiedenen Ausdruck übel genug, aber solche Verurtheilung ist und bleibt gerechtfertigt und muß von allen, welche das Verhältniß mit Aufrichtigkeit ins Auge fassen, bestätigt werden.

Hr. von Tschudi beantragt als Maßregel zur allgemeinen Besserung der Colonisationsverhältnisse in San-Paulo die Errichtung einer großen Centralcolonie unter freisinnigen Bedin-

gungen mitten in der Provinz. In einem zweiten Schreiben an den Minister Sinimbú vom 6. Jan. 1861, das auch in der Schweiz officiell veröffentlicht wurde, spricht sich Hr. von Tschudi über die Colonien Santa-Isabel, Santa-Leopoldina und Rio-Novo in der Provinz Espirito-Santo aus. Er verheißt hierin jener ersten Anlage keine glänzende Zukunft und stellt die zweite als „colonie des mystères" in ihrer vollen Erbärmlichkeit dar. Im Betreff der Colonie von Rio-Novo verlangt er eine gänzliche Regeneration und Translocation, da die Colonie sehr ungesund liegt. Die Berichte des Schweizergesandten stimmen sonach ganz und gar mit den Schilderungen und Urtheilen des Dr. Lallemant überein, und bestätigen namentlich dessen zusammenfassenden Ausspruch („Reise durch Nord-Brasilien", I, 331): „Keine Auswanderung, nach Brasilien, keine andere als die auf freien Boden, von freien Leuten, von freien Arbeitskräften in gesunder Gegend und nur im Süden des Kaiserreichs."

Um das Schicksal deutscher Auswanderer in Brasilien zu sichern, wurden auch im Jahre 1861 in der preußischen Kammer ernste Vorschläge gemacht, deren Ausführung indeß der brasilischen Regierung nicht ohne weiteres möglich ist. Zum großen Theil nämlich hängt die Angelegenheit von den gesetzgeberischen Beschlüssen der brasilischen Kammern ab, in welchen im Sommer 1861 hierüber die lebhaftesten Debatten geführt wurden. Man richtete Angriffe gegen die preußische Kammer und gegen verschiedene Persönlichkeiten in Deutschland, konnte sich aber nicht dazu entschließen, die Ursache so vieler trauriger Verhältnisse unter den Colonisten im Lande selbst, in einzelnen brasilischen Persönlichkeiten und in der Ohnmacht der brasilischen Regierung zu finden, die verschiedenen angesehenen oder übermüthigen Gutsbesitzern und Parteiführern gegenüber in ihren Maßnahmen aufs äußerste gehindert ist. Einen schlagenden Beweis hiervon liefert der schon oben berührte Vorfall in der Provinz San-Paulo, wo weder der Präsident dieser Provinz noch der eigens abgeschickte Regierungscommissar Aufklärung über die Verhältnisse in den Parceriecolonien Vergueiro's erlangen konnte, obgleich die Befehle zur Recherche vom Minister selbst ausgingen. Als später Hr. von Tschudi in San-Paulo erschien und sich in seiner officiellen Stellung präsentirte, ließ ihm Hr. Jozé Vergueiro anzeigen, er möchte nicht nach Ibicaba gehen, weil man ihn dort nicht zulassen würde. Die Regierung mußte den helvetischen Gesandten mit ihrem eigenen Schicksale in dieser Beziehung trösten. Solche Zustände muntern natürlich keineswegs zur Auswanderung der Deutschen nach Brasilien auf, um so weniger als die Stellung der Protestanten im Lande noch nicht gesetzlich gesichert ist, ja selbst für die allernothwendigsten Civilverhältnisse der Einwanderer, z. B. Erbschaftsangelegenheiten, noch gar keine Anordnungen bestehen.

Die Unmöglichkeit, unter solchen Verhältnissen eine fernere Einwanderung zu betreiben, hat, wie das Relatorium von 1861 berichtet, die brasilische Regierung zu dem Entschluß gebracht, keine Colonisten weiter anzuwerben. Man will, wie das Relatorium wörtlich sagt, damit bezwecken: „1) daß die Hoffnungen auf andauernde und unbeschränkte Unterstützung der Colonisten wegfallen; 2) daß vielmehr Einwanderer herbeigezogen werden, welche auf ihre eigene Kosten und mit einigem Kapital ankommen und dadurch eine Bürgschaft auf Gehorsam, Arbeitslust und Ökonomie gewähren; 3) daß solche Engagements und alle jene Fragen vermieden werden, die aus Widersprüchen in den Contracten hervorgehen; 4) daß fortan der Vorwand zu unnöthigen und unvorsichtigen Reclamationen wegfalle; endlich 5) daß soviel als möglich die pomphaften Ankündigungen, trügerischen Versprechungen und unehrlichen Kunstgriffe unterbleiben, welche die Mehrzahl der Agenten und Colonistenbeförderer anwendet, während die gewissenhafte Auswahl moralischer und arbeitslustiger Leute gänzlich vernachlässigt wird."

Diese fünf Punkte nun möge jeder beherzigen, der mit der Absicht umgeht, sein Heil in Brasilien zu suchen. Er hoffe auf keine große Hülfe drüben und bringe selbst einiges Kapital mit. Er nehme sich in Acht bei Abschlüssen von Contracten und rechne auf keine Intervention von Privaten, die nachher übel befunden wird, auf keine Hülfe von Consuln, die selten stattfindet, auf keine Dazwischenkunft von Diplomaten, die man sogar zurückweist. Der Auswanderer hüte sich in Deutschland und in Brasilien, hüben und drüben, vor räuberischen Schurken, zu denen nicht selten die angesehensten Leute gehören.

Die deutsche Politik seit der Wiederherstellung des Bundestags.

Zweite Abtheilung.*)

Die äußere deutsche Politik bis zum Pariser Frieden von 1856.

Die Grundlagen dieser äußern Politik.

Die Schilderung der deutschen Politik in dem vorhergehenden Abschnitt betraf deren Richtungen auf das Innere Deutschlands und seiner einzelnen Staaten. Die Grundströmung dieser Richtungen folgte zwar durchaus der Richtschnur einer jeden Politik, dem Egoismus, dem Triebe der Selbsterhaltung und Selbstausbildung; charakteristisch war nur, daß man sich nach beiden Beziehungen hin gegen selbsteingebildete Gefahren stemmte. Daß jene Richtungen den Wünschen des deutschen Volks entgegenliefen, war an und für sich eine unvermeidliche Collision; für das Interesse eben jener Politik mußte es aber als ein großer Fehler gelten, daß man in der Verfolgung der Ziele kurzsichtig und ohne die selbstverleugnende nöthige Klugheit zu Werke ging. Denn ein schwer zu erlangendes Ziel wird, wenigstens gerade in der Politik, meistens weniger durch ein rücksichtsloses Draufgehen als durch ein je nach den Umständen einzuschlagendes zeitweises Zurückweichen erlangt oder gefördert. Indem die deutschen Regierungen dies bei ihrer deutschen Politik unterließen, entzogen sie sich voraussichtlich auch diejenigen Stützen, auf welche sie für den Fall der Noth einzig und allein angewiesen waren. Durch eine jede von außerhalb Deutschland drohende Gefahr mußte an die Solidität der bisherigen deutschen Politik ein entscheidender Prüfstein gelegt werden. Man hatte dem deutschen Volke seine politischen Freiheiten, die sich wiederholt als unumgänglich herausgestellt, wieder entzogen, und doch blieben die deutschen Regierungen bei der Vertheidigung gegen einen auswärtigen Feind lediglich auf das Vertrauen zum Patriotismus des Volks angewiesen. Denn da bei einem auswärtigen Conflict im günstigsten Falle nur eine Wiederholung der Situation von 1814 eintreten konnte, so durften die Staatsmänner, denen es im Ernste um Erhaltung der Unabhängigkeit der einzelnen Staaten zu thun war, sich der Erkenntniß nicht verschließen, daß das so oft in seinen Hoffnungen getäuschte Volk am Ende wol nicht wieder mit „unbedingtem Vertrauen" auf deren Erfüllung das gegen den Feind siegreiche Schwert niederlegen würde. Es war auch nicht weise, das Streben nach Erhaltung der völligsten Souveränetät bis zu einer unpatriotischen, ja bis zu einer die Interessen des eigenen Landes hintansetzenden Anfeindung desjenigen Staats zu treiben, welcher wegen seiner Größe, Lage und seines natürlichen Berufs allein im Stande ist, die deutschen Mittel- und Duodezstaaten mit derselben Kraft gegen Frankreich zu vertheidigen, mit der er 1785 Baierns Existenz gegen Österreich und 1849 Sachsen, Baden und die Rheinpfalz aus der Revolution gerettet hatte. Es war unlogisch, die wie überall in Europa so auch in Deutschland im heftigen Drange nach nationalen Einigungen sich offenbarende Reaction gegen die aus dunkeln Zeiten stammende Politik, welche die Länder und Völker nur nach den dynastischen Interessen vertheilt, durch die Weigerung der allergeringsten innern und äußern Souveränetätsbeschränkung momentan aufzuhalten, ohne doch zugleich auf einen Aufruf an die Nation als solche zu verzichten, wenn das Ganze und das Einzelne von auswärts bedroht sein werde. Alle diese schlummernden Widersprüche waren geeignet, in greller Weise ans Licht zu treten, sobald irgendeine europäische Frage auftauchte, in welcher es sich um den Einfluß Deutschlands auf die Weltereignisse und um sein Verhältniß zu den europäischen Mächten handelte.

Die Umwandelung der französischen Republik in das Kaiserthum war an und für sich ein Ereigniß, welches wegen der von ihm gewährten Perspective unter allen Staaten Europas hauptsächlich die deutschen zur zeitig vorkehrenden Einschlagung einer bestimmten Politik bewegen mußte. Denn bereits nach Ludwig Napoleon's Eidbruche und Staatsstreich vom 2. Dec. 1852 konnte sich trotz der Devise „L'empire c'est la paix" kein Staatsmann selbsttäuschend der Einsicht überheben, daß der glückliche Wiederhersteller des französischen Kaiserthums nicht säumen werde, die in seinen Schriften längst verkündigte Wiederaufnahme der Politik seines Oheims auf irgendeine Weise, früh oder spät, ins Werk zu setzen. Die Nothwendigkeit freilich,

*) S. die „Erste Abtheilung" S. 529—562 dieses Bandes. D. Red.

welche alle Mächte, deren Dynastien sich legitim nannten, zur Anerkennung des Emporkömmlings zwang, ließ hierbei auch den deutschen Staaten keine Wahl. Eine weitausgreifende Präventivpolitik hätte sich aber um so mehr müssen eine stete Durchkreuzung der etwa auf Änderungen des europäischen Besitzstandes ausgehenden Politik Napoleon's III. angelegen sein lassen, und die deutschen Regierungen hätten für vorkommende Versuche zur Störung des Gleichgewichts ein Entgegensetzen der Solidarität der europäischen Mächte anstreben müssen. Aber dieselbe Politik, welche aus Furcht oder Haß gegen die Revolution sich zur Schmach von Olmütz hatte hinreißen lassen, vermochte sich nicht über die Anschauung zu erheben, daß neben dem Danke aller Regierungen, welchen sich der Napoleonide durch die Vernichtung des drohenden Gespenstes der rothen Republik verdient habe, auch noch eine andere Rücksicht in Betracht kommen könne. Alle großen wie kleinen Dynasten Deutschlands, welche selbst den Umsturz rechtlich bestehender Verfassungen vollbracht hatten oder mit dieser Operation noch beschäftigt waren, übersahen in gewohnter Weise und vor Freude über die Besiegung der Partei des ungesetzlichen Umsturzes, daß hierdurch ein Wiederaufleben Napoleonischer Eroberungspolitik nicht ausgeschlossen war, sodaß sie sich durch den Widerspruch zwischen der revolutionären Natur jener Eroberungspolitik mit der Niederwerfung der französischen Revolutionspartei den Spiegel nicht vorhalten konnten, welcher ihnen den Widerspruch hätte zeigen können, der zwischen ihrem revolutionären Eifer der Verfassungsumsturze und der für Revolution gehaltenen Fortschrittsbestrebungen des Volks bestand, welche sie hierdurch aufzuhalten wähnten. Wiewol die so beschaffene Grundlage der auswärtigen deutschen Politik den Vorwurf größter Kurzsichtigkeit verdient, so ist doch wegen der erfinderischen Art der Durchführung der innern Politik wol anzunehmen, daß ihren Lenkern nicht alle Fernsicht abging. Hatte doch der Deutsche Bund seiner am 30. Dec. 1852 erfolgenden Anerkennung Napoleon's hinzugefügt, er erblicke „in den Erklärungen Frankreichs, wonach die neue souveräne Gewalt daselbst ihre Haltung nach außen nicht ändern werde, eine Bürgschaft der Beobachtung der bestehenden Verträge und der Aufrechthaltung des Territorialbestandes, auf welchem das politische System Europas und der allgemeine Friede beruhen". Von den Mittel- und Kleinstaaten ließ sich freilich eine für die Stellung Deutschlands maßgebende Politik nicht erwarten; die hierzu berufene Politik Preußens aber trifft mindestens der Vorwurf der Trägheit.

Die deutsche Politik im orientalischen Kriege bis zum Aprilvertrage von 1854.

Wie benachtheiligend und entwürdigend für Deutschland der Umstand war, daß die Politik Preußens sich aller selbstthätigen Bereitheit begeben hatte, in jedem es erheischenden Zeitpunkte auf den ihr zu Gebote stehenden Platz in der Pentarchie zu treten, offenbarte der orientalische Krieg. Und gerade bei dieser Gelegenheit konnte nur die durch eine politische Fernsicht sich ergebende Rücksicht das allein Maßgebende insbesondere für die Politik Preußens und damit Deutschlands abgeben, denn unmittelbare Interessen daran hatte dieses wegen der Entfernung des Schauplatzes nicht. Österreich und Preußen waren eben zu dem Zwecke Großmächte, um in Gemeinschaft mit den übrigen Großmächten jeder Störung des europäischen Gleichgewichts wirksam entgegenzutreten. Die Politik der deutschen Mächte war bei einem Versuche Rußlands, sein ohnehin schon unverhältnißmäßig großes Reich zum Nachtheil der Türkei auszudehnen, von vornherein gegeben; die Interessen ganz Europas geboten ihnen, in Gemeinschaft mit den Westmächten eine solche Vergrößerung Rußlands aus demselben Grunde zu hintertreiben, aus welchem der drohenden Universalmonarchie Kaiser Karl's V., der Eroberungspolitik Ludwig's XIV. und Napoleon's I. entgegengetreten worden war. Ja es lag in der Natur der Verhältnisse, daß die Staatsmänner Europas eine jede Regung Rußlands gegen die Türkei sogleich mit dem Argwohn, daß es auf eine Eroberungspolitik abgesehen sei, begleiteten. Denn einestheils war es offenkundig, daß die Türkei ihrem Verfall entgegenging, indem sie nach innen hin sich der Einflüsse des benachbarten hochcivilisirten Europa nicht mehr entziehen konnte, ohne daß sie doch verstanden hätte, die hierdurch gebotenen Vortheile sich anzueignen, und indem sie sich nach außen hin nicht mehr kräftig wehren konnte, wie die Unabhängigkeit Griechenlands, die Eroberung Algiers durch die Franzosen, und die factische Selbständigkeit vieler europäischer Theile des Reichs, namentlich Serbiens, der Moldau und Walachei, Montenegros, aber auch von Tunis, Tripolis und Ägypten bewies. Anderntheils wuchs in dem Drange Rußlands nach Gewinnung der Gestade des Mittelmeers und nach Vereinigung aller Slawen unter seinem Scepter eine Gefahr für Europa heran, welcher besonders wegen der durch eine Erreichung dieser Absichten in Aussicht stehenden Nothwendigkeit noch größerer Ausdehnung entgegenzutreten war.

In erhöhtem Maße wurde den Großmächten eine gemeinsame Opposition gegen Rußland zur Nothwendigkeit, als dasselbe, selbst wenn es durch die Herbeiführung seines Streits mit der Pforte im Jahre 1853 nicht mit Bestimmtheit an die seit Peter dem Großen gehegten Plane zur Eroberung der Türkei dachte, unzweifelhaft seine Absicht kund gab, sich in seiner auswärtigen Politik ganz selbständig und unabhängig von der Solidarität der europäischen Gleichgewichtspolitik zu stellen, während es doch noch im Jahre 1840 die Intervention der Mächte zur Aufrechterhaltung des türkischen Reichs unterstützt hatte.

Für diesen Versuch Rußlands zur Störung des Gleichgewichts ließ sich ein Gelingen nur unter der Voraussetzung denken, daß sich dem Versuch nicht alle übrigen Wächter desselben gemeinsam widersetzen würden. Von vornherein hatte hierbei Rußland darauf gerechnet, daß die deutschen Mächte nicht dagegen auftreten würden. Österreich war Rußland wegen der Rettung Ungarns im Jahre 1849 großen Dank schuldig, und Preußens Regierung hatte sich mit größter Innigkeit an Rußland geschmiegt, in welchem sie, wie alle deutschen Höfe seit der ersten Französischen Revolution und gar nachdem Napoleon's I. Macht endlich in Moskau gebrochen war, den Hort der Legitimität und des Conservatismus, den Ursitz des Gegensatzes zur Revolution zu erblicken glaubte. Ein Grund, warum Rußland wünschte, daß von den vier Großmächten gerade die deutschen von ihrer Stellung absehen möchten, lag übrigens nicht blos darin, daß ihre bisherige Politik dies weit eher als die der Westmächte hoffen ließ, sondern auch, weil dieselben Rußland sehr empfindlich werden konnten. Seit nämlich Rußland mit dem Ende des 15. Jahrhunderts seine Culturelemente nicht mehr vom byzantinischen Reich entlehnen konnte, seit Iwan II. Wassiljewitsch im 16. Jahrhundert deutsche Bildungselemente nach Rußland gerufen und Peter der Große gegen Ende des 17. Jahrhunderts dieser Politik einen höhern Impuls gegeben, war dieses Reich von Deutschlands geistigem Einflusse abhängig, indem dessen Regierung das fremde Land nicht allein zu Culturzwecken, sondern auch, wie die heutige Besetzung der wichtigsten Staatsstellen mit Deutschen zeigt, zum Schutze gegen das Russenthum selbst brauchte. Um sich Deutschland äußerlich dienstbar zu machen, insbesondere es zu hindern, seine herrlichen Kräfte zu eigener Erstarkung zu verwenden, darum hatte von allen Mächten Rußland seit dem 18. Jahrhundert am meisten die Zerfahrenheit Deutschlands durch Schmeichelung der Souveränetätsgelüste gefördert. Ein Nichtbefolgen von Rußlands gewünschter Unthätigkeit der deutschen Mächte würde ein gefährliches Zeichen von Deutschlands Selbständigkeit und Rußlands Abhängigkeit gewesen sein.

Doch gerade die letzten Jahre hatten bewährt, daß die deutschen Mächte keine Politik befolgen würden, welche Rußland nicht genehm oder gar gegen es gerichtet wäre. So enthielt schon der bloße Beginn des orientalischen Streits eine Verurtheilung der deutschen Politik. Die Haltung dieser deutschen Politik im Verlauf des orientalischen Streits wirft ein charakteristisches Licht auf die Intensität, mit welcher die Lenker der deutschen Politik auch nach außen hin einer Durchführung der bereits geschilderten Richtung fähig waren. Die deutschen Mächte richteten ihre Politik gegenüber den Verwickelungen im Orient in einseitiger Weise lediglich nach den Rücksichten, welche sie nach innen hin nahmen, und innerhalb dieses Standpunkts bewährten sie im einzelnen dieselbe nur den Moment berücksichtigende Kurzsichtigkeit, die ihre innere Politik bezeichnete. Von Österreich freilich ließ sich gerade in dieser Angelegenheit weit weniger als von Preußen eine Wahrung deutscher Interessen erwarten, und zwar nicht blos, weil es soeben in derselben Weise gegen Montenegro gehandelt hatte, wie Rußland that, sondern weil Österreichs Handelsbeziehungen an der Lösung der orientalischen Angelegenheiten weit mehr und directer betheiligt waren als die Deutschlands. Österreich gerieth durch die orientalische Sache in eine eigenthümliche Lage, aus der seine Passivität erklärt und zum Theil gerechtfertigt werden kann. Die Donaufürstenthümer sind der Schauplatz, auf welchem österreichischer und russischer Einfluß concurriren. Österreich konnte das Vorgehen Rußlands in diesen Ländern nicht hindern oder stören, weil sofort ein Aufstand Ungarns auszubrechen gedroht hätte; es konnte aber auch nicht für Rußland auftreten. Zwar wäre dies durch Theilung der Beute im Orient möglich gewesen, diese war jedoch unsicher, sicher aber war alsdann ein Aufstand Norditaliens. Die Politik Österreichs in der orientalischen Sache würde daher nicht als Bestandtheil der deutschen Politik zu betrachten sein, wenn nicht die Richtung der deutschen Politik zum Theil von der Österreichs beeinflußt wäre. Dieses suchte dabei einen Vortheil zu erhaschen, den Preußen sich entgehen ließ. Österreichs auswärtige Politik hatte beim deutschen Volke ihren Einfluß verloren, seit es die Unterwerfung durch russische Hülfe dazu benutzt hatte, um seinen reactionären Einfluß in Deutschland geltend zu machen, und jetzt bedurfte es des deutschen

Volks gegen dieselbe Macht, welche die Möglichkeit zur Beeinträchtigung der deutschen Interessen gewährt hatte.

Der Streit im Orient war zunächst ein diplomatischer. Was die deutsche Politik etwa hierbei verfehlte, ließ sich, wenn es zum Kampfe kam, allenfalls noch nachholen. Schon der diplomatische Streit war aber, und zwar gerade im Interesse der innern Politik der deutschen Mächte, geeignet, diese zu einem Verlassen ihrer Abhängigkeit von Rußland zu bestimmen; denn nichts war revolutionärer als die Auflehnung Rußlands gegen die Garantie, auf welcher die Sicherheit Europas beruhte, der Versuch einer Beschränkung der Hoheitsrechte des Sultans, ohne den Großmächten einen Schiedsspruch hierbei gestatten zu wollen.

Der Umstand, daß das von ihm abhängige Österreich die am 30. Jan. 1853 durch den Grafen Leiningen verlangte Gewährung von Concessionen zu Gunsten des sonst stets von Rußland als Schützling betrachteten Montenegro, sowie Concessionen zur Abhülfe gegen Bedrückungen der Christen in Bosnien beim Sultan am 14. Febr. 1853 durchgesetzt hatte, ohne daß hieraus eine europäische Angelegenheit geworden war, schien Rußland zum Vorgehen gegen die Türkei herauszufordern. Daß es Rußland hierbei in Wahrheit auf die Auflösung der Türkei abgesehen hatte, war klar durch sein schon 1844 an England gerichtetes „Memorandum", sowie aus der 1853 veröffentlichten „Geheimen und vertraulichen Correspondenz" zwischen dem englischen Gesandten in Petersburg, Sir Georg Hamilton Seymour, und seiner Regierung, namentlich durch die darin enthaltenen Aufforderungen, welche Rußland Anfang 1853 an England stellte. Es geht zwar aus derselben hervor, daß Rußland den damaligen Zeitpunkt mit besonderer Rücksicht darauf wählte, daß Lord Aberdeen, des Kaisers Freund, in England am Ruder war, allein der Kaiser würde doch ein Gelingen des Wagnisses nicht auf diese Grundlage haben basiren können, wenn er nicht geglaubt hätte, die deutschen Mächte ignoriren zu können. Auf diese aber bezog es sich, wenn er am 21. Febr. 1853 zum englischen Gesandten sagte: „Il m'est indifferent ce que font ou pensent les autres." Kaiser Nikolaus glaubte diese Mächte so sehr von sich abhängig, daß von Preußen gar keine Rede war, und daß er die Hinweisung Seymour's auf die auf Österreich zu nehmende Rücksicht mit den Worten erwiderte: „O, Sie sollten doch verstehen, wenn ich von Rußland rede, so rede ich auch von Österreich." Diese Behandlung der deutschen Mächte charakterisirte Lord Derby im britischen Oberhause mit den Worten: „Ein ähnliches Beispiel höchster Verachtung und äußerster Gleichgültigkeit ist nicht mehr vorgekommen seit den Tagen des römischen Triumvirats, wo Antonius und Octavian ihren Collegen Lepidus unberücksichtigt ließen."

Durch die Aufstellung irgendwelcher Forderung an die Pforte und durch die eigenmächtig zu bewirkende Durchsetzung derselben wollte Rußland zeigen, daß es allein ein Anrecht auf die Erbschaft der Türkei habe. Diesem Zwecke nach mußte die Forderung Rußlands eine nach seiner eigenen Überzeugung und Absicht unbegründete sein. Den bequemsten Anhaltspunkt zu solcher Forderung bot die Religion, denn auf diese war das Übergewicht Rußlands im Orient seit 87 Jahren begründet, seit der Zeit, als Österreich seinen Einfluß daselbst infolge des unglücklichen Ausgangs der Türkenkriege verloren hatte. Im Vertrage von Kutschuk-Kainardschi hatte sich Rußland 1774 eine Grundlage erbaut, auf der es sich hinfort stets der griechischen Bevölkerung der Türkei gegenüber als den Beschützer und Rächer erlittenen Unrechts geriren konnte. Die Pforte hatte in diesem Vertrage versprochen, den griechischen Christen einen festen Schutz zu gewähren, und den russischen Hof ermächtigt, ihr Vorstellungen zu machen, wenn etwas vorkommen sollte, was dieser Schutzzusicherung widerspreche. Das war für Rußland die unerschöpfliche Fundgrube von Einmischungsvorwänden. Um so mehr aber war für jede der Großmächte eine genaue Überwachung der Politik Rußlands gegen die Türkei geboten. Rußland verhöhnte jedoch die Mächte, als es 1853 den Conflict mit der Pforte einzuleiten begann. Nachdem nämlich die Pforte die Streitigkeiten der Lateiner und Griechen in Bezug auf die heiligen Stätten in befriedigender Weise beigelegt hatte, verlangte Rußland in schroffen und kategorischen Formen zur Garantie der Rechte der griechischen Kirche die Unterzeichnung eines Vertrags, der auf eine völlige Schutzherrlichkeit Rußlands über die Rajahs hinauslief, wiewol eine solche Deutung des Vertrags von Kutschuk-Kainardschi von England und Österreich schon 1821 bekämpft worden war. Rußland wollte hier demnach ein Mittel anwenden, welches sich, wie die Auflösung Polens infolge des von Katharina II. der Conföderation der Dissidenten ertheilten Schutzes zeigt, bereits bewährt hatte, und das eine größere Beschränkung der Souveränetät des Sultans mit sich führen mußte, als welche durch irgendeine Constitution in einem europäischen Lande jemals zu Gunsten der Unterthanen versucht worden war, sodaß also auch

der gewohnte Maßstab der Politik des restaurirten Bundestags gegen Rußland sprach. Die plötzlich also kund gegebene ultrarevolutionäre Politik der Macht, welche von Preußen und Österreich als der Sitz des Conservatismus pflegte betrachtet zu werden, war an und für sich, noch vor dem Bekanntwerden des zur Theilung der Türkei an England gemachten Vorschlags, mehr als sonst etwas geeignet, dieselben aus der gewohnten Anhänglichkeit an Rußland zu reißen und zur Aufnahme der schon durch ihre Eigenschaft als Großmächte gebotenen Wahrung der Interessen Europas zu bewegen. Aber selbst die Einsicht, daß Rußland eine durchaus revolutionäre Politik treibe, war nicht im Stande, den Lenkern der deutschen Politik den Horizont zu erweitern. Und doch lag den deutschen Mächten unter allen Großmächten noch am meisten die Sorge um eine zeitige Wahrung des Gleichgewichts ob, weil ihre Staaten Rußland näher gelegen waren als die Englands und Frankreichs, und Österreich und Preußen darum weit eher und leichter mit ihren Landarmeen die militärischen Operationen Rußlands paralysiren konnten als die zunächst nur auf den Seekrieg angewiesenen Westmächte. Da überdies die Westmächte vor einer gemeinsamen Action gegen Rußland die aus der Zeit Napoleon's I. stammende Feindschaft zu überwinden und sich wegen ihrer gegenseitigen Eifersucht über die im Orient etwa zu gewinnenden Vortheile erst verständigen mußten, so ruhte die Abwendung der Gefahr, soweit sie im Verzuge lag, ganz in den Händen von Österreich und Preußen. Die Westmächte waren von der Einsicht erfüllt, daß eine schleunige und kräftige Opposition jener Mächte gegen Rußland, zumal dessen aggressives Verfahren einen triftigen Grund an die Hand gab, schon wegen der Zukunft nöthig sei. Ein günstigerer Moment, Rußland den Weg nach Konstantinopel zu verlegen, war nicht denkbar, da später das türkische Reich selbst aller Wahrscheinlichkeit nach mehr und mehr die Kraft verlieren mußte, sich im Verein mit den Mächten Rußland entgegenzustemmen.

Aus vielen Gründen wies also ihr eigenes wie das für Europa zu wahrende Interesse die deutschen Mächte darauf hin, an ihren östlichen Grenzen Truppen aufzustellen. Versprach dies etwa auch nicht eine Vermeidung des Kriegs zwischen Rußland und der Pforte, so wäre dadurch doch, im Gegensatz zu Rußlands Absicht, die Angelegenheit zu einer europäischen geworden. Aber nicht den deutschen Mächten ist es zu danken, daß dieser Erfolg wirklich eintrat. Die beleidigende Art, mit welcher Menschikow am 16. März die Forderungen Rußlands in Konstantinopel stellte und, als die Hoffnung auf ihre Ablehnung am 5. Mai 1853 fehl schlug, die erwähnte vertragsmäßige Garantie der Rechte der griechischen Kirche verlangte, sowie endlich die verletzende Weise, womit derselbe die Beziehungen abbrach, brachten die Pforte dahin, daß sie nicht nachgab und demzufolge durch ihre am 26. Mai an die Großmächte gerichtete Denkschrift die Sache zugleich zu der aller Cabinete machte. Da jedoch die deutschen Mächte nicht demgemäß auftraten, so wagte Rußland am 3. Juli die der Pforte am 31. Mai angedrohte Überschreitung des Pruth, also den Bruch des Vertrags von 1840 auszuführen, ohne in der, wie das russische Manifest vom 26. Juni sagte, als Pfand für die Erfüllung seiner Forderungen unternommenen Besetzung der Donaufürstenthümer behindert zu werden. Da bei einer entgegengesetzten Politik der deutschen Mächte vielleicht der ganze Krieg vermieden worden, jedenfalls aber durch die unterlassene Hinderung jener Besetzung den Westmächten bereits ein bedeutender Vortheil entgangen war, als sie sich endlich, durch ihr Selbstgefühl und die öffentliche Meinung in ihren Ländern getrieben, zum gemeinsamen Auftreten gegen Rußland geeinigt hatten, so konnte es nicht fehlen, daß sich England und Frankreich gegen Österreich und Preußen gereizt fühlten.

Lag der Grund jener Passivität der deutschen Politik in der des Selbstvertrauens entbehrenden Scheu vor einem allerdings leider ungewohnten Vorangehen in Europas allgemeinem Interesse, so war dieser Grund doch hinweggefallen, seit die Flotten Frankreichs und Englands sich seit Anfang Juni 1853 bei Tenedos und in der Besikabai, wo noch nicht türkisches mare clausum, eingefunden hatten. Aber vergebens war die Hoffnung, daß die Politik Österreichs und Preußens wenigstens dem gegebenen Beispiel folgen werde, durch welches dieselben von einer etwaigen Besorgniß, allein mit der Pforte gegen Rußland auftreten zu müssen, befreit wurden. Eine Befürchtung, den Zorn Rußlands sich zuzuziehen, konnte ebenfalls nicht der Grund sein, weil eine Wendung gegen dasselbe gerade den Zweck haben mußte, solches unmöglich zu machen. Sogar eine Macht zweiten Ranges, Schweden, ließ ihre seit den Zeiten Gustav's IV. befolgte Tendenzpolitik fahren, ohne auch nur einen Augenblick in ihr früheres Schwanken zwischen dem Anschluß an die französische oder die russische Politik zu fallen. Und doch hatte Schweden weit mehr als Preußen Grund sich vor Rußland zu fürchten, weil der Friede von Frederikshamn (1809) nicht blos wegen der Abtretung Finnlands bedauerlich, sondern auch

wegen der dadurch begründeten weitern Gefahr bedenklich geworden war. Wenn aber Preußen von einer ausschließlichen Berücksichtigung seiner Sonderinteressen ausging, so hätten gerade diese es zu Rußlands Gegner machen müssen, denn die durch Rußland gefährdete Pentarchie untergrub damit auch Preußens Großmachtsstellung, deren Wahrung es doch sonst so eifrig an den Tag zu legen pflegte; ohne die Mitgliedschaft der Pentarchie würden aber Spanien und Schweden mit demselben Rechte für Großmächte zu halten sein als Preußen. Lag auch nicht der Fall vor, daß Preußen selbst die Pentarchie als gefährdet erachten konnte, so hätte es doch seine Großmachtsstellung, und zwar durch Stützung auf Deutschland, immerhin endlich einmal geltend machen sollen. Bisher hatte Preußen noch niemals entscheidend auf diese Stellung gepocht, vielmehr war die Trennung Belgiens von Holland, die Aufhebung der polnischen Constitution und die Einverleibung Krakaus in Österreich geschehen, ohne daß Preußen in Betracht gekommen wäre.

In welche dürftige Stellung Preußen sich bereits nach den fünf ersten Monaten der orientalischen Krisis versetzt hatte, zeigen die auf Vermeidung des Kriegs gerichteten Bemühungen der am 23. Juli 1853 als europäischer Areopag zu einer Conferenz in Wien zusammengetretenen Großmächte. Diese erklärten die Forderungen Rußlands an die Pforte für ungerecht, weil dieselbe, ohne von ihren Hoheitsrechten etwas zu vergeben, durch den Ferman vom 6. Juni 1853 die Rechte und Freiheiten aller Religionsgesellschaften bestätigt hatte, wogegen sie die Pforte bewogen, um des Friedens willen dem mächtigen Rußland einige Concessionen zu machen. Rußlands fortgesetzte Absicht, sich dem Willen des übrigen Europa nicht zu unterwerfen, äußerte sich den Großmächten gegenüber nur in einem täuschenden Nachgeben und in einem Versuche, den Standpunkt der Mächte zu verrücken. Denn jenen in einer Note vom 31. Juli 1853 formulirten Spruch der Mächte nahm Rußland am 6. Aug. blos deshalb an, um einige von der Pforte am 19. Aug. beantragte Änderungen des Vergleichsvorschlags zum Vorwand zu nehmen, denselben am 7. Sept. wieder abzulehnen. Dagegen legte es den Großmächten die Pflicht bei, die Pforte zu unveränderter Annahme der Note vom 31. Juli zu zwingen, erkannte auch die Wiener Conferenz als europäischen Gerichtshof nicht an, sondern stellte sich, als ob die Note nur von Österreich ausgegangen und von den Westmächten blos unterstützt wäre. Preußens aber that Rußland gar keine Erwähnung, erkannte es damit also nicht einmal als berechtigt unter den Großmächten an. Damit war Preußen Veranlassung geboten, sich um so mehr geltend zu machen, und die andern Großmächte würden ihm eine Ausnutzung seines ganzen entscheidenden Einflusses, schon wegen der dadurch herbeigeführten Verstärkung des Gewichts gegen Rußland, zu gestatten nicht angestanden haben. Rußland aber mußte durch eine so von ihm provocirte Wendung Preußens zur Erhaltung des Friedens für diesen Frieden geneigter werden, während Preußen selbst hiermit eine Gelegenheit erhielt, sich bei den Westmächten einen Vortheil auszubedingen. Hierzu hatte Preußen um so mehr Anlaß, da es ehedem, bei einer ähnlichen Situation, einen Vortheil sich nicht hatte dafür gewähren lassen, als es 1829 durch die Bewirkung des Friedens von Adrianopel Rußland und auch die Mächte aus großer Verlegenheit gerissen. Wenn nun nach Ablehnung der wiener Note durch Rußland noch Aussicht auf Vermittelung vorhanden war, so konnte dieselbe nur durch Preußen ins Werk gesetzt werden. Österreich nämlich eignete sich nicht als Vermittler, sowol weil dasselbe durch jene Note gezeigt hatte, wie weit es bei seiner Abhängigkeit von Rußland gegen dieses gehen werde, als auch weil es selbst in allen den Orient betreffenden Dingen zu sehr Partei war. Die Westmächte konnten nicht mehr vermitteln, weil sie, nach dem Mislingen jenes hauptsächlich von ihnen ausgegangenen Versuchs, einen Act der Feindseligkeit gegen Rußland dadurch unternommen, daß sie nun, von der Erlaubniß des Vertrags vom 13. Juli 1841 Gebrauch machend, ihre Flotten in die Dardanellen geschickt und, statt der Annahme der wiener Vergleichsvorschläge, jetzt die Räumung der Donaufürstenthümer verlangt hatten. Preußen dagegen hatte noch immer „freie Hand". Doch benutzte es diese günstige Lage nicht zur Vermittelung, und konnte sich ebenso wenig wie Österreich entschließen, die von Rußland versuchte Misdeutung des frühern Vergleichsvorschlags in gleicher Weise wie die Westmächte energisch zurückzuweisen. Österreich fühlte weit mehr als Preußen, daß es nach irgendeiner Richtung hin thätig sein müsse, allein die Art und der Erfolg dieses Anlaufs zeigten, daß es selbst nicht mehr Herr seiner Politik war. Das wiener Cabinet machte am 24. Sept. 1853 bei einer Zusammenkunft der Kaiser von Österreich und Rußland zu Olmütz einen Vermittelungsversuch, indem es die Annahme der wiener Vergleichsvorschläge durch die Pforte ohne die von dieser gewünschten Modificationen befürwortete. Dieser Vorschlag konnte jedoch zu nichts führen, da die Westmächte bereits für jene Modification Partei genommen hatten.

Durch das fernere Beharren bei seiner trägen Politik zog sich Preußen die größten Vorwürfe Deutschlands zu. Wozu es seine Großmachtsstellung nicht hatte bewegen können, das hätte Preußen jetzt zur Wahrung specieller deutscher Interessen thun müssen, zumal es nur hierdurch seine Großmachtsstellung dauernd erhalten konnte, die es blos erworben, weil es im Siebenjährigen Kriege die Veranlassung zur Bildung der Pentarchie geworden war. Da die Besetzung der Donaufürstenthümer durch Rußland den Westmächten fortwährend einen hinreichenden Grund gab, eine Wendung der deutschen Mächte gegen Rußland mit Eifer herbeizuwünschen, so lag es einer wahrhaft deutschen Politik sehr nahe, jene Wendung an die Bedingung der Wiederherstellung von Schleswig-Holsteins Rechten zu knüpfen, welche gerade durch die Westmächte im Londoner Protokoll vernichtet worden waren. Aber freilich von einer Politik, welche zur Unterwerfung jenes deutschen Landes unter seinen Feind beigetragen hatte, konnte man eine solche Benutzung der Situation nicht erwarten, selbst wenn eine minder kleinliche Politik dieselbe beherrscht hätte. Preußen übersah auch, daß ihm die Parteinahme gegen Rußland eine große Popularität in Deutschland verschafft haben würde, indem das deutsche Nationalgefühl zu einem guten Theile Befriedigung darin würde gefunden haben, daß Deutschland in dieser großen Angelegenheit den entscheidenden Ausschlag gebe, zumal gegen eine Macht, welche schon so oft der Einigung Deutschlands die größten Hindernisse bereitet hatte. Statt dessen ließ sich die Politik der deutschen Mächte unausgesetzt von den erwähnten Motiven leiten, wozu noch bei Preußen eine Rücksichtnahme auf die Verwandtschaft seiner Herrscherfamilie mit der Rußlands kam. Diese Rücksicht ist stets das Zeichen vom niedrigsten Standpunkte einer Staatspolitik, weil bei dem Unterschiede, welcher hierbei zwischen dem dynastischen und dem Staatsinteresse gemacht wird, das letztere natürlich zu kurz kommt. Eine ganz entgegengesetzte Politik pflegt in dieser Beziehung Rußland zu befolgen, dessen Kaiser Nikolaus einst auf den ihm in Betreff der für Preußen äußerst drückenden Grenzsperre gemachten Vorhalt geäußert hatte: es solle die Nachwelt von ihm nicht sagen, daß er ein besserer Schwiegersohn als Kaiser gewesen sei. Auch eine passive Politik muß eine gewisse positive Seite haben. Die deutsche passive Politik war aber in der That auf eine Neutralität gerichtet, die, gegenüber den vielfachen starken Gründen, welche für eine Parteinahme sprachen, keinen andern Sinn hatte als blos die Bedeutung einer Imstichlassung der Westmächte und einer Selbststreichung aus der Zahl der Großmächte.

Die Neutralität Österreichs war allerdings mehr durch den Umstand herbeigeführt, daß gleichmäßig einige Rücksichten es für, andere ebenso entschieden gegen Rußland stimmten. Österreich war nicht neutral, sondern mit Resignation sah es sich neutralisirt, die Selbständigkeit seiner Politik völlig suspendirt; Österreich suchte mit Aufopferung seines eigenen Interesses den Frieden zu erhalten, weil es nicht die Kraft in sich fühlte, die eigenen Interessen zu wahren. Die Neutralität Preußens aber war anderer Art: diese ging aus völliger Freiheit der Entschließung hervor, verdiente daher um so größern Tadel. Österreich gab sich nun in seiner unfreien Lage den Anschein, als habe es die Neutralität aus freien Stücken gewählt. Von diesem Standpunkt aus machte es Preußen Anfang November 1853 einen Vorschlag, bei dem man in Zweifel sein konnte, ob derselbe mehr aus grenzenloser politischer Beschränktheit oder aus einer in naivster Weise übertriebenen Insolenz hervorging. Österreich schlug nämlich Preußen vor, gemeinsam beim Deutschen Bunde eine Neutralitätserklärung desselben zu beantragen. Dieser Versuch, den ganzen Bund, also auch Preußen, in dieselbe unerquickliche Situation zu versetzen, in der Österreich selbst sich befand, scheiterte jedoch an Preußen. Österreich suchte aber darum doch wenigstens den Schein der Freiheit seiner Entschließungen zu wahren, indem es am 10. Nov. 1853 in einer an den Deutschen Bund gerichteten Darlegung seiner orientalischen Politik seine, aus finanzieller Noth angeordnete Entwaffnung als einen freiwilligen Act darstellte: die Entwaffnung sei angeordnet, „um der Welt ein Unterpfand der friedliebenden Gesinnungen der kaiserlichen Regierung sowie ihres Vertrauens in eine friedliche und mit den Interessen aller vereinbare Ausgleichung des Streits darzubieten", und diese Ausgleichung erblicke es in den Versicherungen Rußlands, daß dieses nicht beabsichtige, „die Integrität des ottomanischen Reichs noch die souveränen Rechte des Sultans zu beeinträchtigen". Österreichs Abhängigkeit von Rußland und sein Mistrauen in seine innern Zustände waren mithin so groß, daß es die schon vier Monate früher, bevor es den Bund vom Ausbruche des Kriegs in Kenntniß setzte, erfolgte russische Besetzung der Moldau und Walachei nicht als eine Beeinträchtigung der souveränen Rechte des Sultans ansah. Preußen erklärte am Bunde, daß es sich die „Freiheit seiner Entschließungen vorbehalte". Durch diesen Gegensatz der deutschen Mächte war zu Tage getreten, daß eine gemeinsame Politik Deutschlands gegenüber der Krisis im Orient nicht stattfinden werde, und daß

sich die am 3. Febr. 1853 in der Bundesversammlung geäußerten Worte des Präsidialgesandten: „Wir sind eins dem Auslande gegenüber!“ nicht bewahrheiteten. Es wäre, als Österreich sich zum Stimmführer Deutschlands aufwerfen wollte, gerechtfertigt gewesen, daß Preußen gegen eine so unwürdig resignirende Vertretung Deutschlands sich erhoben hätte. Zwar trat Preußen gegen Österreichs Zumuthung auf, jedoch blos aus Rivalität, um sich die aus eigenem Entschluß hervorgegangene Neutralität nicht von Österreich dictiren zu lassen, und ohne Deutschland einen würdigern Platz zu vindiciren.

Preußen und Österreich traten am 5. Dec. 1853 zu Wien abermals in eine Conferenz zusammen mit den Westmächten. Letztere waren nämlich, noch bevor ein großer Theil der türkischen Flotte am 30. Nov. bei Sinope durch einen Überfall der russischen Seemacht vernichtet worden und daraufhin ihre Flotten in das Schwarze Meer eingelaufen waren, zu der Überzeugung gelangt, daß es zwischen ihnen und Rußland zum offenen Kampfe kommen werde. Zuvor aber wollten sie noch einmal den Versuch machen, ob denn nicht eine Vermeidung des Kriegs möglich sei. Bei Aufstellung der Forderung gerirten sie sich nicht als bloße Unterstützer eines von der Pforte gebotenen Vergleichs, um Rußland nicht abermals Gelegenheit zu bieten, durch Intriguen die Sachlage zu verwirren, sondern die Gesammtheit der Großmächte selbst nebst der Pforte stellte, nachdem sich die Pforte am 18. Dec. 1853 bereit erklärt hatte, auf Grund ihrer frühern Concessionen einen Waffenstillstand mit Rußland einzugehen, im Januar 1854 folgende Basis eines Friedens auf: Behandlung der Sache als europäische Angelegenheit; Erhaltung der Integrität der Pforte; Versprechen derselben, die Privilegien der nicht muselmanischen Unterthanen zu bestätigen.

An der Geltendmachung des herkömmlichen Entscheidungsrechts der Großmächte konnten Preußen und Österreich unbeschadet ihrer bisherigen passiven Rolle theilnehmen. Österreich, dem es durchaus auf Erhaltung des Friedens ankam, machte, um selbst nicht genöthigt zu sein, sich zu entscheiden, jedoch vergeblich, am 3. Jan. 1854 nochmals in Berlin den Vorschlag zu einer gemeinsamen Neutralität. Rußland erkannte, daß wenn es auf die Friedensbasis nicht eingehe, die Westmächte ihm den Krieg erklären würden, und daß es dadurch seine Lage verschlimmern würde, die nach seinen unglücklichen Kämpfen in der Walachei ohnehin nicht günstig war. Daher trachtete Rußland ein Gegengewicht gegen seine am 27. Jan. 1854 erfolgende Ablehnung eines Eingehens auf jene Friedensbasis zu erlangen, indem es am 29. Jan. durch den Grafen Orlow Österreich zu einem nähern Anschlusse an sich zu bewegen suchte, und durch Hrn. von Budberg auch Preußen zur Vertauschung seiner unabhängigen Haltung mit einer Rußland noch genehmern Politik einlud, oder, wenn dies nicht gelinge, diese beiden Mächte doch zum Abschlusse eines Neutralitätsbündnisses unter Rußlands Garantie, die möglicherweise nichtig war, gegen Angriffe auf dieselben zu bestimmen strebte. Diese Neutralität sollte nach Rußlands Intention „keine unbestimmte und schwebende, auch keine abwartende sein“, sie müsse „vielmehr auf den Principien beruhen, welche während langer Proben die Ruhe und den Weltfrieden erhalten“ hätten. Diese Zumuthung wagte Rußland der deutschen Politik zu machen, obwol es selbst, und zwar ohne sich mit den deutschen Mächten vorher in Einvernehmen gesetzt zu haben, den Krieg hervorgerufen und dann durch Ausdehnung seiner Forderungen sowie durch Verwirrung der Sachlage die Absicht kund gegeben hatte, es jedenfalls zum Kriege mit der Türkei kommen zu lassen. Rußland bot jene Garantie, während gerade gegen Rußland Garantien nothwendig geworden waren. Es sprach sich in dieser Zumuthung wiederum aus, daß Rußland seine Allianz mit Preußen stets nur zur Dupirung Preußens selbst zu benutzen strebt. Dieses Verfahren hatte es bereits auf dem Zweiten Pariser Frieden gezeigt, als es Preußens Durchsetzen des russischen Wunsches nach Erlangung des Großherzogthums Warschau mit der Verhinderung des preußischen Wunsches, Elsaß und Lothringen wieder zu Deutschland zu schlagen, belohnte. Ein gleiches Verfahren war es, als Rußland im Jahre 1821 Preußen anzeigen ließ, daß es den mit ihm am 3. Mai 1815 über Schiffahrtsabgaben auf polnischen Flüssen abgeschlossenen Vertrag nicht mehr zu halten gesonnen sei, weil dieser Vertrag seinem Interesse nicht mehr zusage. Ebenso gehört hierher, daß Rußland im Jahre 1848 durch die Drohung einer Besetzung Ostpreußens und durch den Versuch, Schweden zu einem Kriege gegen Preußen zu bewegen, dieses von einer in Deutschlands Interesse vorzunehmenden Ausbeutung der Nationalbewegung abzuhalten suchte. Auch erachtete es Rußland in der orientalischen Angelegenheit nur dann erst der Mühe werth, Österreich von einer selbständigen Politik abzuhalten, als es die im Memorandum des geheimen russischen Cabinets vom 21. Febr. 1853 ausgesprochene Überzeugung, daß es „peut compter sur l'Autriche, engagée par ses promesses“, doch nicht

auch für die Fälle aufrecht halten könne, wo Österreich gegen seine eigenen Interessen handeln müßte. Rußland stellte Ende Januar 1854, mit einem Worte, an die deutschen Mächte das Ansinnen, nicht nur ihr Interesse, sondern auch ihr Zusammengehen mit den Westmächten fallen zu lassen; denn so berechtigt auch die Vorwürfe waren, daß Preußen die Besetzung der Fürstenthümer nicht hintertrieben habe, so hatte es doch bisher, wie Österreich, an allen diplomatischen Schritten der Mächte theilgenommen.

Jetzt, wo Rußland gezeigt hatte, daß es sich den Großmächten nicht fügen werde, trat der Moment ein, wo Preußen sich entscheiden mußte, ob es die Geltendmachung seiner Großmachtsstellung ebenso wie die Westmächte auch mit den Waffen vertreten wolle. Die Theilnahme am Kriege gegen Rußland war nicht für jede einzelne der Großmächte die nothwendige Folge ihres bisherigen Einstehens für die Autorität von deren Gesammtheit. Ob Preußen nun wirklich zum Kriege zu schreiten habe, hing jetzt von den Interessen ab, welche es abgesehen von jener Gemeinschaft zu berücksichtigen hatte. Während für Preußen vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Pforte der Schauplatz zu einem bewaffneten Auftreten näher lag als für England und Frankreich, mußte doch nunmehr die Kriegführung des europäischen Areopags viel eher durch die Westmächte als durch die deutschen Mächte beginnen, da die westmächtlichen Flotten bereits an Ort und Stelle waren.

Die russische Politik hatte sich jedoch geirrt, wenn sie glaubte, daß das seit 1814 bestehende freundschaftliche Verhältniß zwischen Rußland und Preußen letzteres bestimmen werde, sich nicht nur nicht gegen Rußland, sondern für dieses und gegen seine eigenen Interessen zu wenden. Die der Stellung Preußens unwürdige, von Rußland ihm angesonnene Haltung erkannte sogar das Manteuffel'sche Ministerium. Es lehnte am 31. Jan. 1854 den Neutralitätsvorschlag ab und widerlegte die russische Behauptung, daß das Einlaufen der westmächtlichen Geschwader in das Schwarze Meer die Fortsetzung des Kampfes Rußland zur Ehrensache gemacht habe, mit der Hinweisung, daß vielmehr schon Rußlands Übergang über den Pruth der Angelegenheit einen ausgedehnten Charakter gegeben, was Rußland jedoch nicht abhielt, jenes Einlaufen der Flotte als eine „unter gebildeten Staaten unerhörte Handlungsweise" zu bezeichnen. Die Weigerung Preußens zum Eingehen auf das russische Ansinnen „genüge", erklärte der österreichische Minister Buol, um Österreichs gleiche Abneigung kund zu thun. Österreich ermahnte dann Rußland, auf Vergrößerung und das Einspruchsrecht in die innern Dinge der Türkei zu verzichten, bezeichnete auch eine russische Überschreitung der Donau und ein Eindringen in Bulgarien als den Fall, sich energisch gegen Rußland zu wenden.

Durch jene Ablehnung hatte Preußen ausgesprochen, daß es sich von seiner in Europas Interesse gegen Rußland gewandten Stellung nicht abziehen lassen, Rußland also keine Gelegenheit bieten werde, das Gewicht des collectiven Auftretens der Großmächte zu schwächen. Mit dem Moment, wo die orientalische Sache zu einem europäischen Kampfe wurde, änderte sich also die preußische und damit die deutsche Politik zu ihren Gunsten. Im Princip hatte Preußen von Anfang an seine Stellung als Großmacht und das Entscheidungsrecht aller Großmächte festgehalten, aber in der Ausführung hatte es sich nicht mit der nöthigen Energie benommen. Wenn dies jetzt mehr der Fall zu sein schien, so lag der Grund davon nicht in einer inzwischen erhöhten Energie, sondern in der Veränderung der Grundlagen für Preußens Haltung. Die Aufrechthaltung der Wahrung seiner freien Entschließungen genügte jetzt, um seinen Theil zur Vertretung der Interessen Europas beizutragen, und dieses Beharren war leichter zu erfüllen als die doch auf gleichem Niveau hiermit stehende Anforderung eines Imponirens durch Truppen, welche bis zu dem Moment an Preußen gestellt war, wo der Kampf zu einem europäischen wurde. Denn nachdem die Westmächte einmal genöthigt waren, die Waffen gegen Rußland zu erheben, mußte die Bedeutung fallen, welche sie bis dahin einem ostensiblen Anlehnen Preußens ans Schwert beigelegt hatten. Der Charakter der deutschen Politik blieb also dennoch derselbe wie bisher. Für Rußland war dies Beharren Preußens bei seiner Stellung sowie dessen Abneigung, ihm behülflich zu sein, sich dem Areopag zu entziehen, eine Wiedervergeltung gegen Rußlands Benehmen von 1850. Damals hatte Kaiser Nikolaus, wie am 13. Febr. 1854 Lord Clarendon im britischen Unterhause bezeugte, den in Kurhessen der Entscheidung entgegengehenden Rivalitätsstreit zwischen den deutschen Mächten dadurch zu einem europäischen machen wollen, daß er Preußens Ablehnung gewisser russischer Bedingungen als Kriegsfall betrachten wollte und deshalb von England die Vereinigung einer britischen Flotte mit einer russischen in der Ostsee verlangt hatte. Durch den Widerspruch dieser russischen Po-

litik mit der, wonach es jetzt an Preußen die erwähnte Zumuthung stellte, gestaltete sich die Ablehnung der Zumuthung sogar noch zu einer Art von Sieg, wenn auch ohne alles Verdienst der preußischen Staatslenker.

Wie jene befriedigendere Wendung der Politik bei Preußen durch die Lage der Umstände herbeigeführt war, so bei Österreich aus Gründen des eigenen Interesses. Beides zeigte sich jetzt, als der Moment eintrat, wo die deutschen Mächte einer Entscheidung über ihre Parteinahme nicht mehr entgehen konnten. Die Politik der Erhaltung der freien Entschließungen, so angemessen sie sich nach der ersten Wendung des Kriegs in einen europäischen erwiesen hatte, konnte doch nur unter der Voraussetzung einen Sinn haben, daß auch wirklich Partei ergriffen werde, wenn die Umstände dies gebieterisch erheischten.

Dieser Fall trat ein, als sich für Österreich der Widerstreit seiner Interessen im Orient mit seiner bisherigen Rücksichtnahme für Rußland immer greller zeigte, sodaß durch das schwere Gewicht der Eigeninteressen endlich doch seine Wendung gegen Rußland herbeigeführt wurde. Die Westmächte überschätzten übrigens die Tragweite dieser neuen Richtung Österreichs, indem man im englischen Parlament erklärte, Österreich wolle sich ihnen „anschließen", und Napoleon in der Thronrede vom 2. März 1854 sagte: „Österreich, das nicht mit Gleichgültigkeit die sich vorbereitenden Ereignisse betrachtet, wird in unsere Allianz treten." Österreich that aber nur Folgendes. Es schlug Ende Februar 1854 in Berlin eine Convention der vier Mächte vor, wonach dieselben, ohne gerade zu unmittelbaren Feindseligkeiten zu schreiten, erklären sollten, daß sie gegen Rußland im Streite ständen, eine Action also nur gegen dieses vornehmen könnten. Da die Westmächte bereits auf dem Punkt standen, den Krieg zu erklären, so reducirte sich die Idee jener Convention blos darauf, daß die deutschen Mächte jenen Entschluß offenbarten, und es wurde die Convention als eine der vier Mächte blos deshalb hingestellt, um den Ausgangspunkt hervorzuheben: die Mitgliedschaft und das Entscheidungsrecht des europäischen Areopags.

Die Offerte der Convention stellte für Preußen zugleich ein neues und dringendes Moment zur Wahrung seiner Großmachtsstellung wie seines eigensten Specialinteresses in Aussicht. Die Wendung Österreichs, aus welcher jener Plan entsprang, konnte der Anfang einer — ganz abgesehen von den in diesem Kriege zu beobachtenden Rücksichten — naturgemäßern, auf die Ausbreitung des österreichischen Einflusses über die untern Donauländer gerichteten Politik sein. Denn das war ja Deutschlands großes Leidwesen, daß Österreich, seit es sich 1806 eine selbständige Zukunft bereitet, sich nicht seiner durch Lage und Zusammensetzung vorgezeichneten naturgemäßen Bestimmung nach Osten zugewandt, sondern in Verkennung derselben seine Blicke rückwärts nach den frühern Schauplätzen seines Einflusses, nach Italien und Deutschland gewandt hatte. Beim Durchbruche jener naturgemäßen Politik Österreich hülfreich zur Hand zu gehen, stellte sich in doppelter Weise als in Deutschlands Interesse liegend heraus. Einmal wurde hierdurch Deutschlands Befreiung von der seine Einheitsbestrebungen lähmenden Fessel vorbereitet, dann aber auch ward eine gewichtigere Machtstellung Österreichs nach Osten hin angebahnt, die Deutschland nur zum Vortheil gereichen kann. Es war jetzt Sache der deutschen Politik Preußens, seinen schon am Ende des vorigen Jahrhunderts verfolgten Plan einer Gewinnung Serbiens für Österreich wieder aufzunehmen. Und keinen günstigern Moment als den vom Jahre 1854 gab es für Österreich, um in den Besitz von Serbien zu gelangen, wozu es die Gelegenheit wiederholt hatte vorübergehen lassen, und dadurch den russischen Einfluß auf die Südslawen zu brechen. Denn da die Gegenden des Kriegsschauplatzes kein passendes Entschädigungsobject für die im Interesse Europas gebrachten Opfer den Westmächten bot, so war unausbleiblich, daß bei einer activen Theilnahme Österreichs am Kriege gegen Rußland die in Europas Namen zu verlangende Entschädigung lediglich Österreich zufiele. Aber dieses auf einen solchen Weg zu leiten, setzte für die deutsche Politik Preußens wenigstens Energie und den redlichen Willen voraus, einer Einigung Deutschlands förderlich zu sein. Preußen indeß war blind für ein solch großes Ziel und lehnte die ihm angebotene Convention ab. Nachdem Minister Manteuffel schon am 24. Febr. 1854 dem englischen Gesandten Blomfield erklärt hatte, daß Preußen „vielleicht nicht abgeneigt sein werde, sich den Anforderungen der Westmächte gegen Rußland anzuschließen", daß es jedoch im Falle einer Weigerung Rußlands an den Feindseligkeiten keinen thätigen Antheil nehmen werde, begründete derselbe am 4. März jene Ablehnung damit, daß „die feierliche Form einer Convention nicht in einem Augenblicke zu empfehlen" sei, wo die praktische Tragweite der Stipulationen im Begriffe stehe, „sich an die Ausführungsmaßregeln zu knüpfen".

Die Ablehnung Preußens kam einer Selbstproclamirung seiner unbedingten Neutralität

also dem gleich, wozu es und der Bund im November 1853 von Österreich hatten verleitet werden sollen. Preußen zeigte mit der Ablehnung der in der Convention ausgesprochenen gemeinsamen Eintretung für die Integrität des türkischen Reichs, daß selbst seine am 13. Jan. 1854 erfolgte Theilnahme an dem die Gemeinsamkeit proclamirenden Protokoll der Wiener Conferenz ganz inhaltslos gewesen war. Jene neue Wendung der Politik Preußens tritt in ein helleres Licht durch die Erklärung, welche Manteuffel beim Verlangen nach einem Credit von 30 Millionen zur Bestreitung des außerordentlichen Geldbedarfs der Militärverwaltung den Volksvertretern am 18. März abgab. Die Regierung ging davon aus, daß es sich bei dem bisherigen gemeinsamen Auftreten der vier Mächte gegenüber Rußland blos um eine Vermittelung des Friedens überhaupt gehandelt habe, und sie erklärte jetzt, nachdem Rußland den Ausspruch der vier Großmächte misachtet hatte, daß „die Erhaltung und Herbeiführung des Friedens der wesentliche Zweck der Wiener Conferenzen bleibe". In Wahrheit aber hatten die vier Mächte einen Ausspruch über die von beiden Streittheilen zu erfüllenden Bedingungen gethan und erklärt, daß sie diesen Frieden, mithin gerade nicht den Frieden überhaupt aufrecht zu halten entschlossen seien. Auf jene Misdeutung des bisherigen Gesammtauftretens gründete Preußen die Absicht, „erneuerten Anbahnungen friedlicher Bestrebungen noch eine Stätte zu bewahren, wenn andere Staaten durch ihre von der unserigen verschiedene Lage sich veranlaßt sehen sollten, zu den Waffen zu greifen". Preußen wollte also immer noch und ganz allein die Friedensvermittelungen fortsetzen, obwol ihm Rußland durch die vom Prinzen Georg von Mecklenburg im April 1854 nach Berlin gebrachten Vorschläge aufs neue gezeigt hatte, daß es nur den Krieg wolle. Preußen hatte sich einseitig von der Gemeinschaft der vier Mächte getrennt, denn diese hatten sich nicht als Parteigenossen der Türkei gegen Rußland gewendet, sondern weil dieses dem Verdict der Mächte nicht hatte folgen wollen. Durch die Theilnahme an dem Richterspruche hatte sich Preußen verpflichtet, mit den übrigen Mächten alle fernern Schritte der Politik zu theilen. Daß es nicht zu gleicher Zeit wie die Westmächte zu den Waffen zu greifen brauchte, änderte an jener Pflicht nichts, vielmehr war es durch dieselbe verbunden, nöthigenfalls jene auch mit den Waffen zu unterstützen. Die preußische Regierung glaubte aber ihre Lage anders auffassen zu müssen; sie glaubte, daß ihr „nicht in demselben Maße wie andern Mächten vermöge ihrer geographischen Lage und maritimen Hülfsquellen der Beruf obliege, zum Schutze der Integrität des türkischen Reichs handelnd in einen seiner ganzen Tragweite nach noch nicht zu übersehenden Streit einzugreifen, dessen ursprünglicher Gegenstand nicht die Interessen des Vaterlandes, sondern die Privilegien und der Einfluß bilden, welchen andere Mächte in den Ländern der Pforte in Anspruch nehmen". Daß es sich um den „ursprünglichen Gegenstand des Streits" längst nicht mehr handelte, sondern um die Autorität des europäischen Richtercollegiums, war also damit offen verkannt, und specifisch preußische Motive waren als Richtschnur angegeben.

Die positiven Ziele, welche Preußen in seiner Isolirtheit zu verfolgen gedachte, entsprachen nicht dem Zwecke seines Ausscheidens aus dem Concert, denn mit diesem Ausscheiden konnte nur ein Bleiben außerhalb der ganzen Bewegung, nur der Versuch einer Bewirkung des Friedens auf eigene Faust beabsichtigt sein. Dennoch wollte Preußen dies nicht; es erklärte, den Frieden fortan in Gemeinsamkeit mit Österreich, also demjenigen Staate erstreben zu wollen, welcher eben seine Bereitwilligkeit zu einer thätigen Theilnahme am Streite selbst in Aussicht gestellt hatte. Diese Idee war widersinnig, denn da der Grund der Selbstisolirung Preußens aus seiner geographischen und maritimen Lage genommen war, so war nicht ersichtlich, warum es durch die Verbindung mit dem zur Action geneigt scheinenden Österreich aus seiner neuen Neutralität heraustreten wollte. Wenn aber Preußen überhaupt eine specielle Gemeinschaft mit Österreich als seinem Bundesgenossen und in Rücksicht auf die Vertheidigung deutscher Interessen suchte, so hatte die Annahme der ihm kurz zuvor von Österreich offerirten Convention als diejenige Art einer solchen Verbindung am nächsten gelegen, welche den Interessen Deutschlands am meisten entsprach, während die in Aussicht gestellte Art der Verbindung, solange sich Preußen nicht zu einer Förderung ausschließlich österreichischer Interessen hergab, nichts anderes zu bewirken im Stande war, als eine Lähmung Österreichs in dessen eben erst ins Werk gesetzter Activität. Denn da Preußen zugleich erklärte, „jedem Versuche mit allen Mitteln" entgegentreten zu wollen, der dahin gerichtet wäre, es „aus der in freier Selbstbestimmung" gewählten Bahn zu drängen, so war die neue Allianz mit Österreich von vornherein gefährdet, weil sie die Möglichkeit eines von seiten dieses Staats ausgehenden Versuchs zum Verlassen jener Bahn ohne Zweifel in sich schloß. Alle diese Widersprüche in der Politik Preußens er-

hielten ihren Höhepunkt dadurch, daß es „deutsche Interessen" als die Grundlage jener mit Österreich in Aussicht gestellten Verbindung angab. Diese Interessen bedeuteten aber hier nur, im Gegensatze zu dem, was aus der abgelehnten Convention erfolgen mußte, ein festeres Anschmieden Österreichs an Deutschland.

Der Impuls zu dieser Politik Preußens ging von Österreich aus. Dieses fürchtete, daß durch sein jetzt größeres Augenmerk auf den Osten eine einheitlichere Gestaltung Deutschlands herbeigeführt werden könne. Dies zu vermeiden, ohne seine neueste Wendung rückgängig machen zu müssen, suchte es Preußen und ganz Deutschland in die Theilnahme an dem Schicksal zu verflechten, zu dem seine neue Politik führen konnte. Zu diesem Zwecke legte es dem sonst von ihm wenig beachteten Deutschen Bunde plötzlich eine hohe Bedeutung und Machtfülle bei. Am 14. März 1854 erklärte Österreich: „Die Interessen, um die es sich handelt, sind auch die der deutschen Staaten. Darum glaubt das kaiserliche Cabinet sich der Hoffnung hingeben zu dürfen, daß in diesem Falle Preußen und die übrigen deutschen Staaten ihre Kräfte mit denen Österreichs vereinigen werden. Es wird alsdann der Deutsche Bund berufen sein, zu beweisen, daß er über seine vorwiegend defensive Stellung im europäischen Staatensystem hinaus auch eine thätig eingreifende Rolle auszufüllen wissen werde." Preußen gegenüber hatte Österreich als den Zweck der Allianz angegeben: „Gäbe es überhaupt noch ein Mittel, dem weitern Umsichgreifen der Gefahren zu begegnen, von denen Europa bedroht wird, so liegt es in dem gemeinschaftlichen Auftreten Österreichs und Preußens in Verbindung mit ihren Bundesgenossen." Aber da dies auch der Zweck der vier Großmächte war, so mußte sehr zweifelhaft erscheinen, ob es auch wirklich der Zweck jener Allianz sei. Preußen wich durch seine Theilnahme hieran weiter von der Gemeinschaft der vier Mächte ab, als bei seiner Annahme der ihm von Österreich früher vorgeschlagenen Neutralität der Fall gewesen wäre, die es doch gerade, um beim Concert zu bleiben, abgelehnt hatte. Diesen Widerspruch beging Preußen, blos um nicht gegen Rußland auftreten zu müssen, welches noch wenige Monate zuvor Frankreich angeboten hatte, die Rheinlande um den Preis an sich zu reißen, daß es selbst im Orient ungestört gelassen werde. Dies bezeugt eine am 7. Jan. 1854 von Drouin de l'Huys an den Deutschen Bund gerichtete Note. Doch dieser Umstand, welcher weit schärfer als die Besetzung der Fürstenthümer Rußlands eigensüchtige Politik aufzeigte, vermochte ebenso wenig wie der soeben von Rußland gegen die Türkei angestiftete Aufstand in Epirus Preußen die Augen zu öffnen. Auch Preußen, nicht blos Österreich, hatte bei jener projectirten Allianz einen Hintergedanken: es wollte Österreich nur deshalb die Hand reichen, um es nach und nach zu einer, jedoch in der Form der Passivität sich äußernden Wendung für Rußland herüberzuziehen. Dieser Plan erfuhr jedoch in Wien die verdiente Behandlung. Hier lehnte man ab, mit der Allianz eine Neutralität zu verbinden, welche man im November 1853 in Berlin vergeblich vorgeschlagen hatte, die aber für Österreich nunmehr einen Rückschritt enthalten hätte. Österreich nahm die Verbindung nur insoweit an, als es bei seiner beabsichtigten Besetzung der Fürstenthümer hierdurch im Rücken gedeckt sein würde. Da die preußische Regierung das Schwankende ihrer Politik fühlte, so scheute sie jede officielle Kundgebung über dieselbe, denn die Erklärung, daß sie „keine bindende Politik der Zukunft machen" wolle, war keine solche Kundgebung. Gern hätten die Kammern sich hierüber geäußert, als sie den verlangten Credit zu den Rüstungen für nothwendig erkannten; die Regierung aber wollte, ihr Verlangen solle blos deshalb bewilligt werden, weil es gestellt war, indem sich die Kammern um die Politik nicht zu kümmern hätten. Aus diesem Grunde stimmte die Regierung am 8. April 1854 sogar gegen einen auf Billigung dieser Politik gehenden Antrag. Bei solcher Isolirung und solchem rathlosen Schwanken war Preußen indeß schließlich doch noch froh, am 9. April von Österreich zur Annahme der früher abgelehnten Convention zugelassen zu werden, für welche jetzt auf der Conferenz zu Wien aus Rücksicht die Form eines Protokolls gewählt wurde. Zehn Tage später kam sodann auch das Bündniß zwischen Preußen und Österreich zu Stande.

Die Politik seit Abschließung des Aprilvertrags 1854 bis zum Pariser Frieden von 1856.

Das Bündniß der beiden deutschen Mächte vom 20. April 1854 basirte zwar auf den von den vier Mächten aufgestellten Grundsätzen, enthielt aber keine Durchführung derselben, sondern ließ ein Gelingen des Friedens ohne actives Einschreiten immer noch offen; es war ein nur auf Eventualitäten begründetes Schutz- und Trutzbündniß; keine der beiden Mächte sollte den Krieg ohne Genehmigung der andern beginnen dürfen, und beide sicherten sich den Besitz ihrer Staaten zu. Durch ersteres wähnte Preußen, eine Handhabe zur Verhinderung von Österreichs directem

Auftreten gegen Rußland zu gewinnen, durch letzteres nahm Österreich Preußen in das Schlepptau zum Einstehen für alle Beeinträchtigungen seiner weitentlegenen Provinzen. Ein glücklicher Stern bewahrte Preußen davor, in Erfüllung dieser Pflicht für nicht deutsche Interessen die Waffen zu erheben, während es dies für die deutschen Interessen stets abgelehnt hatte. Das Bündniß bildete einen Gegensatz gegen die von den Westmächten bewahrte Haltung, welche am 10. April unter sich ein Bündniß dahin abschlossen, alles was in ihren Kräften stehe aufzubieten, „um Europa gegen die Wiederkehr der beklagenswerthen Verwickelungen, welche den allgemeinen Frieden gestört haben, zu sichern". Damit die deutschen Mächte ihrer Rußland wenigstens theilweise entgegengesetzten Richtung nicht abtrünnig gemacht würden, bewirkten England und Frankreich, daß die Wiener Conferenz der vier Mächte am 23. Mai das Bündniß jener als übereinstimmend mit den gemeinsam aufgestellten Grundsätzen anerkannte. Die deutschen Mächte wurden hierdurch nur noch fester attachirt an die Verpflichtung der Westmächte, denen sie im Protokoll der Wiener Conferenz vom 9. April beigetreten waren, nämlich „weder mit dem russischen Hofe noch mit irgendeiner andern von dem Grundsatze der Erhaltung der Integrität der Pforte abweichenden Macht irgendeine feste Ausgleichung zu treffen, ehe sie vorher gemeinschaftlich darüber berathen haben". Am 23. Mai bewirkten die Westmächte zugleich auch, daß ihr eigenes Bündniß von der Conferenz als jenem gemeinsamen Grundsatze conform anerkannt wurde. Hiermit hatten sich die deutschen Mächte die Rückkehr zu dem Standpunkte genommen, wonach es sich blos um die Räumung der Fürstenthümer handelte, vielmehr hatten sie jetzt indirect ebenfalls ausgesprochen, daß es zur Verhütung fernerer Übergriffsversuche Rußlands auf dessen Schwächung ankomme.

So war die Politik der deutschen Mächte nach mannichfachem Hin- und Herschwanken endlich doch zu einer sich im Princip von der der Westmächte wenig unterscheidenden Haltung geführt worden. Dies zeigte auch die Erklärung, welche Österreich und Preußen am 24. Mai 1854 am Bundestage zu dem Zwecke abgaben, daß dieser sich ihrer Politik anschließe. Sie sagten, sie hätten sich mit den Westmächten in der Überzeugung begegnet, „daß der Streit zwischen Rußland und der Türkei sich nicht verlängern könne, ohne die allgemeinen Interessen Europas zu berühren", und es sei „die Fortdauer der militärischen Machtentfaltung Rußlands an der untern Donau nicht nur mit den wichtigsten nachbarlichen Interessen Österreichs, sondern auch mit denen Deutschlands unvereinbar".

Die Anrufung der deutschen Bundesgenossen zur Billigung jener Politik wurde von diesen höchst bereitwillig gehört, jedoch nicht um dieselbe zu billigen, sondern um den erwünschten Anlaß zur Entwickelung einer eigenen Politik zu benutzen. Es kam den Mittelstaaten nebst einigen Kleinstaaten nicht, wie die Großstaaten angegeben hatten, darauf an, „die Freiheit des Donauhandels gesichert zu sehen", sondern vielmehr darauf, sich als Theilnehmer der großen Politik zu zeigen. Hierin waren sie einig, und als ihr Haupt trat sofort Baiern wieder auf. Hr. von der Pfordten hatte ja am 4. Juni 1849 verkündigt: „Als dritter Staat Deutschlands ist Baiern berufen, zwischen den Interessen der beiden großen Staatskörper zu vermitteln." Die Vertreter der größern Staaten kamen am 25. Mai 1854 in Bamberg zu einer die darmstädter Coalition auffrischenden Conferenz zusammen. Daselbst zeigte sich jene Tendenz sofort in deutlichster Weise, indem Baiern vorschlug, daß Deutschland sich zur Wahrung der Integrität Griechenlands gegen die Westmächte richten möge. Griechenland war aber gar nicht gefährdet, und wenn auch, so hätte es selbst den Grund seiner Gefährdung heben können: es brauchte blos seine Beförderung des bei Arta von Rußland gegen die Türkei angezettelten Aufstandes einzustellen, brauchte blos seine Gelüste nach Herstellung des byzantinischen Reichs aufzugeben. Diese speciell bairischen und dynastischen Interessen vermochten aber doch selbst die übrigen jener Staaten nicht für deutsche Interessen zu halten. Sie sahen ein, daß es vor allem galt, den beiden Großstaaten zuzustimmen; das Streben nach etwas Besonderm vermochte sich daher nur in der Aufstellung von Bedingungen zu äußern, die sich an ihren Beitritt knüpfen sollten. Erstens wollten sie nicht einzeln, sondern durch den Bundestag beitreten. Dies war jedoch nicht nöthig, denn mit Absicht, und zwar zur Beschleunigung des Geschäftsgangs, war die Aufforderung an jeden einzelnen Staat statt an den Bund gerichtet. Auch brauche, entgegnete man ihnen, diese Sache nicht gerade Bundessache zu sein, weil die durch jenes Bündniß zu wahrenden deutschen Interessen in einem weit ausgedehntern Sinne genommen wären, als im Art. 2 der Bundesacte als der Bundeszweck angegeben sei. Außerdem gestattet Art. 11 der Bundesacte eine Vereinigung einzelner Staaten zur Lösung einer nationalen Aufgabe, und Art. 42 der Wiener Schlußacte erlaubt sogar, daß einzelne in einem Falle Vertheidigungsmaßregeln treffen könn-

ten, in denen der Bund sie abgelehnt hätte. Sodann wollten die Bamberger die Aufforderung zur Räumung der Fürstenthümer nur dann von den deutschen Mächten gestellt wissen, wenn die Westmächte zugleich das türkische Gebiet und den Euxinus räumten. Hiermit war, selbst wenn jene Occupation wirklich nur unter dieser Voraussetzung deutsche Interessen beeinträchtigt hätte, den deutschen Großmächten eine Verleugnung ihrer neuesten mit den Westmächten constatirten Übereinstimmung über die Ziele des Kriegs zugemuthet. Endlich wollten die Bamberger dem Bunde eine Betheiligung beim Friedensschlusse zugesichert wissen.

Nach einer am 8. Juni 1854 zu Tetschen stattgehabten Zusammenkunft der Herrscher von Österreich und Preußen lehnten diese beiden Mächte am 16. Juni jene Forderungen ab, bis auf den Beitritt zur Allianz durch den Bund. Demgemäß beschloß der Bundestag am 24. Juni jenen Beitritt, „um jeden Zweifel zu beseitigen, daß alle Bundesgenossen fest entschlossen seien, kräftig zusammenzustehen in den Prüfungen, welche die nächste Zukunft dem Vaterlande bringen könne".

Kaum schien auf diese Weise Preußens und Österreichs innige Allianz vollendet zu sein, so zeigte sich, daß Preußen in der That von Österreich nur zu einem Secundanten gewählt war, dem nur Nachtheile zufallen konnten. Österreich betrachtete Preußen als ebenso wenig berechtigt zum Mitreden wie die übrigen deutschen Staaten. Es schloß am 14. Juni 1854, ohne seinem intimen Alliirten ein Wort davon zu sagen, mit der Pforte einen Vertrag, in dem es sich verpflichtete, die Fürstenthümer zu besetzen und zu diesem Zwecke die Russen nöthigenfalls daraus zu vertreiben. Österreichs Absicht, Rußland zu jener Räumung aufzufordern, war allerdings nicht neu, da dies schon in seinem Allianzvertrage mit Preußen vorgesehen, auch letzterm mitgetheilt worden war, daß jene Aufforderung am 3. Juni an Rußland wirklich gestellt sei. Durch die Nichtmittheilung jenes neuen Vertrags führte Österreich für Preußen die Möglichkeit näher, für nicht deutsches Gebiet Österreichs einzustehen.

Österreich war bei seiner Forderung an Rußland davon ausgegangen, daß dessen „Besitznahme der Donaufürstenthümer auch jetzt noch die Maßregel" sei, „welche alle Versuche, mit denen man eine friedliche Lösung anzubahnen trachtete, gleich im Beginne vereitelt" habe. Erst nachträglich, am 12. Juni, unterstützte der Alliirte Österreichs diese Aufforderung in weit milderer Form. Dies war das Äußerste, wozu sich die Politik Preußens verstand. Gleichsam mit innerm Bangen hatte sich Preußen endlich zu diesem Schritte entschlossen, welcher, so sehr er ihm widerstrebte, doch von ihm als nöthig erkannt werden mußte, um nur einigermaßen mit Anstand die Großmachtsstellung zu wahren. Denn trotz des Bündnisses vom 20. April hatte Preußen keineswegs seiner Hinneigung zu Rußland entsagt, vielmehr ward gleich darauf Hr. von Bonin als Kriegsminister entlassen, weil er ein Bündniß mit Rußland als einen „undenkbaren und dem Vatermorde zu vergleichenden Fall" bezeichnet hatte. Es konnte Preußen daher nichts Unangenehmeres widerfahren als Rußlands Ablehnung jener Aufforderung Österreichs. Denn wenn dieses jetzt auf seinem Verlangen beharrte, so ward damit Preußen genöthigt, nochmals und in erhöhterer Weise als bisher sich die Frage vorzulegen, ob es ernstlich in dieser Richtung gegen Rußland aushalten wolle. Und um so gefährlicher für Preußens neue Allianz war diese Situation, als Rußlands Ablehnung geschickt in einer Form erfolgte, welche sich für Preußen als lockender Vorwand darstellte, an den Consequenzen der Allianzpolitik nicht festzuhalten. Rußland erklärte sich nämlich mit Österreichs Wunsch einer Annahme des Wiener Protokolls vom 9. April einverstanden, knüpfte aber eine Bedingung daran, welche wegen ihres Widerspruchs gegen den übrigen Inhalt jenes Protokolls in der That eine Ablehnung der Sommation enthielt: gleichzeitig mit der Räumung der Fürstenthümer sollten „die Gewässer und das Gebiet des Sultans von den Westmächten geräumt werden". Dies konnte Österreich nicht annehmen, da es einmal dem Plane, Rußland zu schwächen, beigetreten war. Letzteres, dies wissend, hatte daher, besonders mit Rücksicht auf Preußens alsdann zu fassende Entschlüsse, dafür gesorgt, daß Österreichs Unmöglichkeit, hierauf einzugehen, als eine Zurückweisung von Rußlands Friedenswillfährigkeit erscheine. Es hatte durch sophistische Auslegung der von Österreich übernommenen Pflicht zur Aufsuchung von Mitteln, den Frieden zu bewirken, dieses für verpflichtet erklärt, den Westmächten gegenüber auf der Annahme jener russischen Bedingung zu bestehen. Auch war bemerkt, nach dieser Annahme würden wegen des dann eintretenden Wegfalls der Operationen in der Ostsee die deutschen Interessen nicht mehr leiden.

Diese auf eine Verdrehung der ganzen Situation gestützte Friedensaussicht machte auf die Politik Preußens Eindruck, um so mehr, als Rußland es nicht an eindringlicher Her-

vorhebung fehlen ließ, daß die Bewirkung des Friedens jetzt namentlich von Preußens Unterstützung des russischen Angebots abhänge. Es wurde Preußen von Rußland sogar die Handhabe zur Ergreifung der so erleichterten Schwenkung angegeben: Preußen habe nämlich die russische Anschauung schon längst getheilt, da es mit seinem frühern Wunsche, die Feindseligkeiten beschränkt zu sehen, im voraus anerkannt, „daß dies von beiden Seiten zu geschehen habe". Preußens Antwort darauf zeigte, daß es zwar nicht auszusprechen wagte, in dem russischen Vorschlage sei das Ziel der vier Mächte erreicht, aber es erklärte doch, es sei „von der Weisheit und Loyalität des Kaisers Nikolaus zu erwarten", daß auch „die fernere Haltung" Rußlands keine beunruhigende sein werde.

Doch der gewaltige Drang der Umstände würde Preußen gar nicht Zeit gelassen haben, sich nach Wegen umzusehen, wie es von der Allianz wieder abkommen könnte, wenn nicht auch Österreich wieder bedenklich geworden wäre. Zwar ließ dieses in der Sorge um seine Interessen im Orient nicht nach, aber bevor es zu dem nunmehr unvermeidlichen Kampfe gegen Rußland schritt, machte der Umfang, den der Kampf also annehmen konnte, es zaudern. Österreich ging darum nicht, wie es angekündigt, sogleich aggressiv vor, sondern wollte die Westmächte zuvor auffordern, die Friedenselemente in der russischen Antwort „nicht zu gering zu würdigen". Gefühl der Scham vor den Westmächten mußte es sein, daß Österreich am 1. Juli 1854 wieder blos drohend Rußland darauf hinwies, daß es, wenn seine Empfehlung des russischen Anerbietens von jenen nicht beherzigt werde, auf dem Verlangen vom 3. Juni „beharren müsse".

Auf Preußen hatte inzwischen das zaudernde Benehmen Österreichs ermunternd gewirkt. Es nahm sich am 24. Juli des russischen Vorschlags noch bestimmter an und ignorirte damit, daß sich die von ihm gutgeheißene Schwächung Rußlands nicht nach Einstellung der Feindseligkeiten mehr bewerkstelligen ließ, ja es erklärte sogar, der russische Vorschlag enthalte eine Annahme der „Substanz der Garantien", welche die vier Mächte für nöthig erklärt hatten. Bedrohung durch Rußland konnte für Preußen der Grund zu diesem abermaligen Aufgeben seiner Großmachtsbefugniß nicht sein, schon da es nicht isolirt war. Auch konnte Rußland an solche Drohungen nicht in einem Moment denken, wo es die Kleine Walachei wegen Mislingens seiner Angriffe gegen Widdin-Kalafat nicht zu halten vermochte, wo es bei Oltenitza und Giurgewo am Eindringen in Bulgarien gehindert ward und wegen der Position der Westmächte bei Varna und Schumla sowie der Erfolglosigkeit der eifrigen Belagerung Silistrias nicht einmal mehr die Dobrudscha zu behaupten fähig war. Außerdem war es noch durch die unterbrochene Verbindung der Küstenfesten von Abchasien, Mingrelien und Gurien in einen schwierigern Stand gegen die Tscherkessen gerathen und sah sich in einer solchen Weise von Georgien und Eriwan abgeschnitten, daß seine Angriffe auf Türkisch-Armenien und Anatolien suspendirt erschienen. Insbesondere würde Preußen nicht einmal in die Lage gekommen sein, Österreich in der Flanke decken zu müssen, denn Galizien und die Bukowina waren nicht bedroht, da Rußland alle disponibeln Truppen in die Ostseeprovinzen und Finnland geschickt hatte. Preußen motivirte jetzt seine Russenneigung damit, daß „ein christlicher Staat" nichts für und in Verbindung mit dem Halbmonde unternehmen dürfe, während doch seit dem Bunde Karl's des Großen mit Harun Al-Raschid christliche Herrscher sich noch nie vor dieser Verbindung gescheut hatten, auch die Integrität der Türkei als eine europäische Nothwendigkeit vor Monaten erst von Preußen garantirt worden war.

Inzwischen gingen die Westmächte auf Österreichs Empfehlung des russischen Vorschlags nicht ein und stellten statt dessen am 23. Juli die sogenannten vier Garantiepunkte als Basis zu Friedensunterhandlungen auf. Diese Punkte forderten: Aufhören des russischen Protectorats über die Moldau, Walachei und Serbien; Befreiung der Schiffahrt an der Donaumündung von allen Hemmnissen; Beschränkung der russischen Macht auf dem Schwarzen Meere; Aufhören des russischen Religionsprotectorats über Unterthanen der Pforte.

Österreich begann nun einzusehen, daß sich die Aufnahme des Kriegs für dasselbe nicht mehr verschieben lasse; es fing daher in der That endlich an, die Kriegsbahn zu beschreiten, und zwar — indem es am 28. Juli 1854 den Deutschen Bund aufforderte, einem demnächst von ihm und Preußen zu stellenden Antrage auf Mobilmachung der Contingente beizustimmen. Preußen jedoch, das nicht gewillt war, ebenfalls diesen geringen Schritt vorwärts zu thun, erklärte am 3. Aug. dem Bunde, daß die Einbringung eines solchen Antrags seine Absicht nicht sei, und daß es auch nicht nöthig sei, infolge der Allianz vom 20. April mobil zu machen. Als so diese Absicht Österreichs vereitelt war, trat dasselbe am 8. Aug. jenen vier Garantiepunkten der West-

mächte bei und empfahl diese am 10. Aug. Rußland. Da der Entschluß keine große Überwindung kostete, so empfahl Preußen die vier Punkte am 13. Aug. ebenfalls.

Jetzt glaubte Rußland, daß es Zeit sei, dem Wiederabweichen der Politik der deutschen Mächte von der ihm günstiger gewordenen Wendung Einhalt zu thun, und es räumte demnach in Eile die Donaufürstenthümer, welche Österreich besetzte. Hierdurch erreichte dieses einen doppelten Zweck: es nahm jetzt eine Stellung ein, in der es seine Interessen im Orient hinreichend wahren konnte, und verrückte außerdem den Westmächten gegenüber gänzlich den Boden für das mit denselben vereinbarte Ziel einer Schwächung Rußlands. Was Österreich zur Erreichung dieses Ziels zu thun vermöge, das behauptete es jetzt durch jene Besetzung vorgenommen zu haben. Es war froh, so leichten Kaufs zur Erlangung jenes Ziels das Seinige beigetragen zu haben; in Wahrheit aber war hiermit das gemeinsame Ziel nicht im mindesten gefördert, denn jene Besetzung hatte, weil sie nach dem Abzuge der Russen erfolgt, weder einen feindseligen Charakter gegen Rußland, noch konnte hierdurch eine Beschränkung von dessen Macht angebahnt werden, weil das besetzte Gebiet nicht russisches, sondern türkisches war.

Preußen nahm sofort diese Gelegenheit wahr, um der zu einer bestimmten Haltung verbindenden Allianz mit Österreich zu entwischen: es erklärte den Zweck dieser Allianz für erledigt. Allerdings war durch den Rückzug der Russen ein gegründeter Anlaß zur Wiederaufhebung der Specialallianz der deutschen Mächte gegeben; bevor sich aber Rußland über die Annahme der auch von diesen aufrecht erhaltenen vier Punkte entschieden hatte, war nicht abzusehen, ob die Fortsetzung der Allianz nicht doch aus letzterm Grunde räthlich sei. Die Lossagung Preußens vor jener Entscheidung ließ daher sogar die Aufrichtigkeit seines Beitritts zu den vier Punkten bezweifeln.

Rußland lehnte am 26. Aug. 1854 Österreich gegenüber eine jede Discussion über die vier Punkte in gereiztem Tone ab, und Preußen gegenüber führte es über Österreichs Täuschung bittere Klagen. Rußland habe durch die Räumung der Fürstenthümer alle Opfer „den Interessen Österreichs und Deutschlands" gebracht, um diesem „ein Mittel an die Hand zu geben, sich von den Verpflichtungen des Wiener Protokolls", der Schwächung Rußlands, „loszumachen"; es klagte also Österreich bei Preußen wegen Festhaltung eines Programms an, auf welches sich Preußen später doch ebenfalls gestellt hatte. Das war für Preußen eine indirecte, mit einer Drohung gleichen Zorns verbundene Aufforderung, seinerseits von jenem Protokoll und den vier Punkten zurückzutreten. Am 5. Sept. entschuldigte Preußen seine Inconsequenz, den vier Punkten trotz Annahme des russischen Vorschlags beigetreten zu sein, und zwar mit der Hinweisung auf den formellen Unterschied, daß, während die übrigen Mächte sich durch einen Notenaustausch über die vier Punkte geeinigt hätten, Preußen dieselben selbständig in Petersburg befürwortet habe. Dieser kleine diplomatische Conflict mit Rußland, der von dessen Seite nicht ernstlich gemeint war, fiel dem preußischen Cabinet so sehr auf die Nerven, daß es jenen seinen eben erst als einen Act der Selbständigkeit gerechtfertigten Schritt halb wieder aufgab; es sprach sich bei allen deutschen Höfen gegen ein unbedingtes Festhalten an den vier Punkten aus.

Österreich hingegen stand mit den Westmächten um so lieber fortwährend auf der Grundlage der vier Punkte, als in denselben recht eigentlich seine eigenen Interessen gewahrt erschienen, und es auch den Vortheil hatte, äußerlich zugleich auf dem gemeinsamen Boden der Großmächte zu verbleiben. Es sprach sich daher den deutschen Höfen gegenüber am 14. Sept. und zur Abwehr der neuesten Beschuldigungen am 11. Sept. in Petersburg mit voller Zufriedenheit über die nunmehrige Situation aus, und äußerte bei den deutschen Höfen auch die Erwartung, daß der Deutsche Bund constatire, jede Besorgniß vor Rußlands Angriff auf österreichisches Gebiet werde die in der Allianz vom 20. April vereinten Regierungen zu gemeinsamer Vertheidigung aufrufen. Preußen jedoch, welches jene Allianz längst abgestreift zu haben glaubte, erklärte am 21. Sept., es sehe sich im Fall einer solchen Bedrohung nur dann zur Hülfe verpflichtet, wenn damit deutsche Interessen gefährdet seien. Da aber dieser Moment natürlich nur von seiner Ansicht abhing, so hatte es sich in der That von solcher Verpflichtung losgesagt, und so passend die Beschränkung von Preußens Pflicht auf die deutschen Interessen auch gewesen wäre, so widersprach diese Beschränkung doch dem Inhalte jener Allianz. Es wäre jetzt, da die deutschen Mächte sich bei Eingehung der Allianz nicht darüber verständigt hatten, inwieweit Deutschlands Interessen im Orient mit denen Österreichs zusammenfielen, Sache Preußens gewesen, wenigstens nachträglich auf eine solche Feststellung zu bringen. Es unterließ dies jedoch, und setzte sich so den Vorwürfen Österreichs aus, welches fortfuhr, alle österreichischen Interessen als deutsche zu betrachten. Preußen mußte sich auch gefallen lassen, am 30. Sept. und 1. Oct.

1854 von Österreich darauf sich hingewiesen zu sehen, daß es seine Äußerungen „unaufgeklärt“ gelassen habe, wonach es dem Deutschen Bunde „die moralische Unterstützung der vier Punkte empfohlen“ und dieselben dennoch zugleich dargestellt habe als „erheblichen Bedenken vom deutschen Standpunkte aus unterliegend“. Wiederholt abgewichen von der mit den Westmächten gemeinsam aufgestellten Grundlage, zurecht gewiesen von Rußland wegen gröbster Inconsequenzen, mußte sich Preußen gefallen lassen, daß ihm von der Macht, welche sich noch als Preußens Specialalliirter betrachtete, die in widerspruchsvoller Form auftretende Halbheit in dem Punkte offen dargelegt wurde, welchen es soeben noch mit scheinbarer Energie gegen seinen heimlichen Freund geltend gemacht hatte.

Österreich sah immer noch die Möglichkeit, mit Rußland in Krieg verwickelt zu werden; deshalb wollte es sich die durch die Allianz mit Preußen und den Deutschen Bund bisher gewonnene Flankendeckung auch fernerhin erhalten. Hierzu war aber eine vorgängige Ausbildung jenes Vertrags nöthig; denn auf Grund seiner eigenen Auffassung deutscher Interessen konnte es seinen Wunsch voraussichtlich nicht durchsetzen, jene Hülfe für den Fall eines von Rußland gegen die in den Fürstenthümern befindliche österreichische Armee gerichteten Angriffs zu beanspruchen. Auch konnte ja der Fall eintreten, daß infolge militärischer Operationen der Westmächte die Streitkräfte derselben von den Russen in die Fürstenthümer verfolgt würden, sodaß Österreich zum Vorgehen gegen die Russen genöthigt würde. Preußen lehnte den in dieser Beziehung von Österreich am 13. Oct. gemachten Antrag mit dem Bemerken ab, daß es darin nicht die weitere Ausbildung des Allianzvertrags erblicken könne, zu der es übrigens bereit sei. Es nahm sich diese Ablehnung wie ein Versuch aus, als wünsche es jene Interessenscheidung vorzunehmen; dies war aber durchaus nicht Preußens Absicht. Als das neue Ziel der durch eine Ausbildung der Allianz zu befolgenden deutschen Politik bezeichnete Preußen eine Übereinkunft, welche thatsächlich das deutsche Interesse völlig von dem europäischen trennte; es wollte eine Ausscheidung der Fürstenthümer aus dem Kriegstheater, sowie daß Österreich jede Idee einer Offensive gegen Rußland aufgebe. Der Plan dieser Absperrung der Fürstenthümer gegen seinen eigenen Herrscher und gegen die Westmächte konnte nur den Zweck haben, Rußland an der Donau gegen Angriffe geschützt zu sehen, damit dieses alle seine Kräfte dahin zu concentriren vermöchte, wo die Westmächte immer näher dem Ziele kamen, Europa ein Pfand der Sicherheit zu erstreiten — nach der Krim. Dieses exclusiv russische Interesse ließ Preußen als ein deutsches auftreten. Österreich machte am 23. Oct. darauf aufmerksam, daß der Rückzug der Russen nur als militärische, nicht als politische Maßregel aufgefaßt werden könne, und daß die Österreicher in der Walachei gegen einen Angriff der jetzt in Polen stehenden Russen nicht gesichert seien.

Hierdurch wie durch die Besorgniß, daß die übrigen deutschen Staaten sich zu sehr an Österreich anschließen möchten, sah sich Preußen wieder zu einer Annäherung an Österreich veranlaßt. Es suchte namentlich sein letztes Schwanken hinsichtlich der vier Punkte wieder gut zu machen und richtete daher eine Empfehlung zu deren Annahme nach Petersburg. Hiermit bereitete es aber der eben zwischen ihm und Österreich in Aussicht gestellten neuen Einigung von vornherein einen Riß. Da nämlich die Westmächte an den vier Punkten nicht mehr festhielten, seit sie mit der Aneignung eines materiellen Pfandes, statt eines nach jenen Punkten nur durch Verträge zu bewirkenden beschäftigt waren, suchte Rußland, welches die vier Punkte bereits früher entschieden abgelehnt hatte, Preußen dadurch, daß es dieselben am 6. Nov. annahm, noch mehr von Österreich und dem Deutschen Bunde abzuziehen. Denn nicht nur war diesen, als sich die Westmächte nach der Schlacht bei Inkerman zum Nachlassen von ihren Forderungen nicht veranlaßt sahen, ebenfalls nichts mehr an den Punkten gelegen, sondern Österreich gerieth durch jenen Erfolg Preußens in Verlegenheit, indem sich ihm jetzt die Bedenken steigerten, welche es schon ohnehin gegen die Rußland günstigen Bedingungen hegte, die Preußen am 30. Oct. hinzugefügt hatte zu seiner Annahme der am 30. Sept. von Österreich hinsichtlich der neuen Allianz gemachten, von Preußen erst abgelehnten Vorschläge. Österreich wollte nicht (9. Nov.), daß ihm der eventuelle Beistand des Bundes nur dann erst zugesichert werde, wenn Rußland die ihm von den deutschen Mächten nochmals anzurathenden vier Punkte noch einmal würde verworfen haben; es wies Preußen darauf hin, daß durch dieses Verlangen der Abschluß ihrer neuen Allianz ganz in Rußlands Hände gelegt werde, und daß Verwickelungen mit den Westmächten für sie entstehen könnten. Dies Benehmen Österreichs zeigte Festigkeit, denn dasselbe bedurfte Deutschlands Hülfe, seit ihm durch die westmächtliche Krimexpedition und Omer-Pascha's Zug gegen Eupatoria alle sonstigen Unterstützungen in der Nähe der Fürstenthümer

fehlten. In vertraulicher Weise erklärte sich dann Österreich bereit, nach Abschluß der Allianz auch noch immer die vier Punkte geltend machen zu wollen, wofern die Westmächte damit einverstanden seien und Rußland die den Punkten einseitig beigelegte Bedeutung zurücknehme. Diesen Versöhnlichkeit mit Consequenz vereinigenden Darlegungen gegenüber sah sich Preußen zum Nachgeben bewogen. Nachdem es mittels dreier Depeschen vom 15. Nov., wenn auch nicht in der Form, so doch thatsächlich die Propositionen Österreichs angenommen hatte, kam am 26. Nov. 1854 der ihre frühere Allianz ergänzende Vertrag zwischen Österreich und Preußen zu Stande: letzteres sagte gegen einen russischen Angriff auf die Österreicher in der Walachei Hülfe zu. Froh, dieses Resultat erzielt zu haben, wies der König von Preußen am 30. Nov. in der Thronrede mit Befriedigung auf die neue Allianz, erwähnte aber mit keinem Worte der Westmächte.

Den Westmächten erschien jetzt das Einverständniß der deutschen Mächte mit Rußland über die vier Punkte als bedenklich; sie glaubten, daß ihnen hierdurch auch Österreich abwendig werde, und wirkten darum bei Österreich in der Sache ein, die für dasselbe das Motiv zum Abschluß des Vertrags vom 26. Nov. gewesen war: die Sicherstellung gegen Rußland. Als die Westmächte Österreich anboten, ihm den Schutz zu gewähren, den Preußen übernommen habe, besann es sich keinen Augenblick, nahm den bessern Schutz statt des schwächern und unzuverlässigen an, und schloß am 2. Dec. 1854 zu Wien mit den Westmächten einen, wie Napoleon am 26. Dec. in der Thronrede sagte, „defensiven, vielleicht bald offensiven" Vertrag. Preußen war infolge dessen abermals isolirt, ihm waren alle fernern Versuche einer Friedensvermittelung abgeschnitten, und es konnte gar keinen Einfluß im Kreise der Großmächte mehr geltend machen. Freilich war es von Österreich im Stich gelassen, aber daß eben dies möglich war, hatte doch die auf den Frieden um jeden Preis gerichtete Politik Preußens bewirkt. Diese Politik wurde von Frankreich in einer am 15. Oct. 1854 an die deutschen Bundesstaaten gerichteten Note also gekennzeichnet: „Das Verhalten des berliner Cabinets hatte sich, vielleicht ohne den erforderlichen Grad der Energie zu besitzen, während der Dauer der Wiener Conferenzen mit der Politik der österreichischen Regierung und der Westmächte in Harmonie befunden, und der Vertrag vom 20. April war gewissermaßen die Bestätigung dieses Verhaltens. Preußen hat sich, durch Familienbande und nur mit Mühe zu zerreißende Traditionen an Rußland geknüpft, der Hoffnung hingegeben, Österreich auf einer Bahn aufzuhalten, auf welcher Preußen, wenn die deutschen Staaten zweiten Ranges nicht beigetreten wären, sich höchst wahrscheinlich mit Österreich eingelassen haben würde." Noch immer war Preußen unbenommen, sich wieder auf seinen europäischen Standpunkt zu stellen; im Vertrage vom 2. Dec. war ihm sogar ausdrücklich der Beitritt offen gehalten. Doch die preußische Regierung schien, wiewol das Demüthigende ihrer Situation am 15. Dec. im Abgeordnetenhause bei Berathung der auf die Thronrede zu erlassenden Adresse hervorgehoben wurde, diese Situation nicht einmal zu begreifen, denn sie erklärte, Preußens Berechtigung zu der von den Großmächten jetzt vorzunehmenden Präcisirung der vier Punkte „nicht aus den neuern Stipulationen, sondern aus seiner Großmachtsstellung" abzuleiten, die es doch verscherzt hatte. Um innerhalb seines Bundes mit den Westmächten ein um so größeres Gewicht zu haben, suchte Österreich Preußen zum Beitritt zu bewegen; dieses lehnte ab, weil es, da die Art der Präcisirung der vier Punkte noch nicht bekannt sei, „Bedenken trage, Verpflichtungen einzugehen, deren Tragweite es nicht übersehen könne". Nach dem Bekanntwerden jener Präcisirung stellte Österreich ein weitgehendes Verlangen an Preußen, blos um durch dessen voraussichtliche Ablehnung wenigstens das geringere, den Beitritt zum Vertrage vom 2. Dec. zu bewirken. Preußen schlug am 5. Jan. 1855 das Verlangen ab, eine große Armee an seiner östlichen Grenze aufzustellen, um Österreich, gemäß der erneuerten Specialallianz, der am 9. Dec. auch der Deutsche Bund beigetreten war, gegen die Russen in Polen zu decken. Da Preußen den Beitritt zur Allianz vom 2. Dec. verschmähte, so sah es sich, obwol gerade bisher das berliner Cabinet der absolute Friedensapostel gewesen war, von der seitens der übrigen Großmächte jetzt vorgenommenen Auslegung der vier Punkte als der Friedensbasis ausgeschlossen. Nun suchte Österreich, welches einsah, daß Rußlands am 7. Jan. erklärte Bereitwilligkeit zum Eingehen auf die bestimmt gefaßten vier Punkte nicht ernstlich gemeint sei, am 14. Jan. den Deutschen Bund zu dem zu bewegen, was ihm bei Preußen nicht gelungen war: es verlangte auf Grund des Beitrittsvertrags vom 9. Dec. die Mobilisirung der Hälfte der Contingente, weil „jetzt auch ganz Deutschland in eine Stellung versetzt werden" müsse, „welche Achtung zu gebieten im Stande ist". Die Rivalität zwischen Österreich und Preußen, welche alle ihre während des orientalischen Streits stattgehabten Annäherungen trübend durchdrang,

offenbarte sich nun auch am Bunde. Dessen Ausschuß lehnte auf Preußens am 22. und 25. Jan. erfolgte klare Hinweisung, daß eine militärische Gefahr von Rußland nicht vorliege, den Antrag Österreichs ab, worauf dieses ihn am 30. Jan. vor der Abstimmung zurückzog; die Österreich ergebene Mehrheit des Bundes beschloß aber am 8. Febr. die Kriegsbereitschaft, wiewol auch diese nach Preußens Versicherung nicht nöthig war. Während Österreich laut die Geltendmachung von Deutschlands Würde betonte, hatte es insgeheim Zwietracht gesäet, indem es schon am 14. Jan. mittels geheimer Depesche einzelne deutsche Regierungen aufgefordert hatte, ihm „das Vertrauen zu schenken, sich seinem Geschicke anzuschließen", wenn dies durch Bundesbeschlüsse nicht zu erreichen stehen sollte.

Preußen that, als wäre ihm seine Isolirung gleichgültig, und sprach deshalb am 21. Jan. seine „wahre Befriedigung" darüber aus, daß die Westmächte seinen von Österreich verlangten Beitritt zum Vertrage vom 2. Dec. als „unpraktisch" bezeichnet hätten. Aber es konnte seinen Ärger doch nicht unterdrücken, spielte den Beleidigten und beklagte sich, die drei Großmächte wollten es von ihrer Gemeinschaft ausschließen. Dies hatte am 26. Jan. folgende Widerlegung seitens Frankreichs zur Folge: „Wenn wichtige Verträge ohne Preußens Betheiligung geschlossen wurden, so geschah dies nur deshalb, weil es sich selber von den Mächten isolirt hat, welche nichts sehnlicher wünschten noch wünschen, als sich mit ihm zu verständigen. Die Majorität ist das Gesetz aller Associationen, wie das Vertrauen die Seele derselben. Preußen hat sich nicht auf dem Terrain behaupten und vorwärts schreiten wollen, auf das Frankreich, England und Österreich sich mit mehr Entschlossenheit als dieses stellten. Es hatte dazu das Recht; aber von dem Augenblick an, wo es sich desselben bediente, trennte es sich von den andern, und diese hatten offenbar auch ihrerseits das Recht, mit ihm keine Plane zum Handeln mehr zu entwerfen." Preußen fuhr fort, sich in Lamentationen über seine Isolirung zu ergehen, und behauptete, die Wiener Protokolle legten den übrigen Mächten die Pflicht auf, eine Verständigung herbeizuführen, es sei aber vor Abschluß des Vertrags vom 2. Dec. gar nicht gefragt worden. Die Hinweisung, daß sich Preußen zweimal thatsächlich von den Wiener Conferenzen getrennt habe, übernahm wieder Frankreich. Preußens Ärger über die Folgen seiner eigenen Politik wandte sich nun, wie eine am 16. März 1855 an die übrigen deutschen Höfe gerichtete Note zeigt, gegen Österreich. Monatelang unterhandelte jetzt Preußen mit den Westmächten über eine mit ihnen, jedoch ohne Österreich, zu schließende Allianz. Diese aber zeigten sich einem Plane abgeneigt, durch den ihnen ein Alliirter entfremdet werden sollte, der sich doch stets energischer gezeigt hatte als Preußen. Die preußische Regierung fühlte sich zur Fortsetzung ihrer Politik dadurch ermuntert, daß die Kammern am 22. März den Antrag abgelehnt hatten, bei Bewilligung eines neuen Credits jene Politik zu tadeln. In der That wurden, besonders weil durch sogar Rußlands Theilnahme an den jetzt in Wien stattfindenden Friedensconferenzen der Ärger noch gestiegen war, die Vorwürfe fortgesetzt und richteten sich jetzt gegen Frankreich, das Preußens Beitritt zu erschweren suchte. Den eigentlichen Grund der westmächtlichen Abneigung gegen jenen Allianzplan Preußens suchte dieses aber dadurch zu umgehen, daß es mit affectirtem Patriotismus hervorhob, das Ausland habe sich nicht um Vorfälle in der Bundesversammlung zu bekümmern. In der Bundesversammlung war nämlich Preußen dem Versuche Österreichs entgegengetreten, den Bund zu einer den Alliirten des 2. Dec. genehmern Haltung auf Grund der deutschen Specialallianz zu bewegen. Frankreich antwortete am 27. März, in die innern Angelegenheiten des Bundes habe es sich allerdings nicht zu mischen, aber „es kann keine solche Bewandtniß bei Verhältnissen haben, die Beziehungen berühren, welche Frankreich mit Österreich und Preußen zu unterhalten sich angelegen sein läßt".

Die Friedensconferenzen zu Wien hatten, da die Westmächte von vornherein überzeugt waren, daß dieselben wegen Rußlands Unnachgiebigkeit resultatlos bleiben würden, blos den Zweck gehabt, Österreich nach dem Mislingen derselben zum Kriege gegen Rußland zu bewegen. Als aber in der That die Conferenzen am 21. April resultatlos endeten, machte Österreich abermals im entscheidenden Augenblicke halt, erklärte, seines Erachtens seien noch nicht alle Mittel zur Erzielung des Friedens erschöpft, und es werde neue Wege erstreben, die mit den von ihm den andern Mächten gegenüber eingegangenen Verpflichtungen in Einklang ständen. Österreich eröffnete hierauf den Westmächten, es wolle beim Decembervertrage bleiben, legte ihnen aber vertraulich einen Vorschlag vor, der zweifelhaft machte, ob es von Anfang an überhaupt zu einer Kriegführung auf Grund jenes Vertrags geneigt gewesen war. Der Vorschlag ging, statt auf eine Beschränkung der russischen Seemacht im Pontus, auf ein dortiges Gleichgewicht der russischen und türkischen Streitkräfte. Zwar wollte Österreich diesen Vorschlag als Ultimatum be-

zeichnet wissen, aber da derselbe für die Schwächung Rußlands keine Gewähr bot, vielmehr gerade Rußlands Übergewicht auf den Pontus, wie es vor dem Kriege bestand, sanctionirte, so war klar, daß Österreich nie das Schwert ziehen werde. Sein Vorschlag wurde deshalb am 9. Mai 1855 von den Westmächten abgelehnt, weil derselbe „mit den Anforderungen ihrer Würde und der legitimen Rechte nicht in Einklang gebracht werden könne, die sie im allgemeinen europäischen Interesse zur Geltung zu bringen sich die Aufgabe gestellt haben".

Preußen beharrte bei seiner isolirten Neutralität. Um ihm das Drückende derselben nicht allzu fühlbar werden zu lassen, suchte Rußland den übrigen deutschen Staaten diese Lage plausibel zu machen und Österreichs Isolirung dadurch zu vervollständigen. Zu diesem Zwecke wies es dieselben am 30. April darauf hin, daß sich der Friede nicht an den Punkten zerschlagen habe, an denen Deutschland interessirt sei, denn es habe die Freiheit der Schiffahrt auf der untern Donau zugestanden. Das war zwar wahr, enthielt jedoch nur ein halbes Zugeständniß, da Rußland die Festungen am Georgskanal und die Stationirung von Kriegsschiffen in der Sulinamündung nicht hatte aufheben wollen. Dennoch sagte Rußland, jenes sein Zugeständniß werde hoffentlich „die Staaten des Deutschen Bundes in der Entschließung bestärken, dem Streite fremd zu bleiben und stricte Neutralität zu bewahren". Die hierin liegende Absprechung des Rechts zur Wahrnehmung europäischer Interessen paßte wegen Gleichheit des vorgespiegelten Grundes auch auf Preußen, welches sich jedoch hierdurch nicht anfechten ließ. Ganz anders Österreich. Dieses warnte die deutschen Staaten am 17. Mai vor der russischen Verlockung und bemerkte: „Die vier Punkte bilden für die Theilnehmer ein Ganzes, auch der Deutsche Bund hat sie in ihrem Zusammenhange als eine geeignete Basis für die Anbahnung eines gesicherten Rechts- und Friedensstandes in Europa anerkannt", deshalb hoffe es, „daß sie weit entfernt sind, an die Erklärungen Rußlands Entschlüsse knüpfen zu wollen, die sich in ihren Folgen gegen Österreich wenden könnten". Preußen gegenüber sprach Österreich am 17. Mai die Zuversicht aus, daß dasselbe „diesem abermaligen Versuche Rußlands, die besondern deutschen Interessen von den allgemeinen europäischen zu trennen, keine Folge geben werde, da Rußlands Zweck dabei nur sein kann, die Uneinigkeit in Deutschland zu erhalten und womöglich sich der Entschließungen der deutschen Höfe zu versichern, ehe das endliche Ergebniß der Wiener Conferenzen vorliegt". Also, um den Plan seiner Isolirung zu vereiteln, machte Österreich Preußen auf dessen Großmachtsstellung aufmerksam, die es bisher niemals recht hatte wollen gelten lassen. Minister Manteuffel antwortete am 23. Mai: „Ich gestehe, einer Argumentation nicht mit Überzeugung folgen zu können, welche dahin geht, daß Rußland nur die Uneinigkeit Deutschlands bezwecken sollte, indem es an Ergebnissen festhält, deren Anempfehlung und Erstrebung Österreich als ein Verdienst in Anspruch nimmt." Aber schon dieser Gegensatz der deutschen Mächte zeigte, daß sie von Rußland in der That in Uneinigkeit erhalten waren. In Österreich war man klug genug, die in jener Antwort enthaltenen Vorwürfe nicht zur Vergrößerung des Gegensatzes zu benutzen. Man beschränkte sich die Frage aufzuwerfen: „Wie sollten wir nicht mit vollem Rechte gesagt haben, daß ein Anerbieten, welches sich an die Gesammtheit der Bundesglieder wendet, das aber der Bund nicht annehmen könnte, ohne sich mit der Stellung der ersten Bundesmacht in Widerspruch zu setzen, einen Angriff auf die Einigkeit des Bundes enthalte?" Durch Österreichs Inconsequenz in der Ausführung des Decembervertrags fühlte sich Preußen zu ihm wieder hingezogen. Um demselben zum Übertritt zu der eigenen Neutralität die Wege zu ebnen, hatte daher Preußen am 6. Juni 1855 Österreich bei Rußland entschuldigt und geäußert, dieses möge „auf die schwierige und exceptionelle Stellung dieser Macht Rücksicht nehmen". Rußland machte daher einen zweiten Versuch, das zu bewirken, was Österreich durch sein entschiedenes Benehmen das erste mal abgelehnt hatte: während es sich das erste mal an die einzelnen deutschen Regierungen gewandt hatte, sann es am 9. Juni dem Bunde selbst die Neutralität an. Österreich aber suchte den Bund in seine eigene Lage hinüberzuziehen, da es sich trotz seiner nach zwei Seiten noch bestehenden Allianzen thatsächlich doch fast isolirt fühlte. Denn die Westmächte grollten Österreich, daß es sie hinsichtlich des Decembervertrags getäuscht und dieser seine Tragweite fast ganz verloren hatte. Doch um das gelockerte Band nicht ganz zu durchschneiden, da Österreich in den Fürstenthümern eine wichtige Stellung einnahm, verbargen sie ihren Mismuth, und als am 26. Juni im englischen Oberhause Lord Lyndhurst äußerte, es werde ihm schwer, „den Geist der Zaghaftigkeit zu begreifen, der über diesen Alliirten Englands gekommen scheine", wies die englische Regierung dies mit dem Bemerken zurück, ihr liege „nichts so sehr am Herzen, als das geringste Misverständniß mit Österreich zu vermeiden, welche Großmacht für die bisher beobachtete Haltung weder Lob noch Tadel verdiene".

Jenem am 28. Juni von Österreich am Bunde gemachten Versuche trat Preußen am 5. Juli entgegen und hob hervor, daß aus dem Aprilvertrage „eine Verbindlichkeit Deutschlands für die Zwecke des Decembervertrags wie für die aus demselben von den Contrahenten etwa noch abzuleitende Art der gemeinsamen Durchführung dieser Zwecke nicht gefolgert werden" könne. Preußen wünschte aufrichtig, daß sein Wohlgefallen an Österreichs Inconsequenz durch jenen Versuch am Bunde nicht getrübt werde. Es erblicke, erklärte es, in Österreichs Benehmen „nicht nur eine wesentliche Analogie mit dem Standpunkte, welchen es selbst stets in Bezug auf den Aprilvertrag geltend gemacht, sondern finde dadurch auch die Ausgleichung des Widerspruchs angebahnt, den Österreich als zwischen seiner und dem Decembervertrage gegründeten Stellung und derjenigen Preußens und des Bundes obwaltend angedeutet" habe. Der Bund trat am 26. Juli der Auffassung Preußens bei. Österreich gratulirte dem Bunde, daß er nach einer „allgemeinen deutschen Politik" strebe, beharrte aber auf der seinigen. Diese ging darauf, sich die Vortheile seiner bisherigen Stellung zu den Westmächten zu erhalten, ohne die Verpflichtungen zu erfüllen, durch welche dieselben bedingt waren; es suchte sich so den Schein zu bewahren, als ob es nicht neutral sei, während es dies thatsächlich doch war. Eben machte Rußland einen, schon am 6. Juli probirten Versuch einer Annäherung an Österreich, indem es lebhaft dessen Bedauern zu theilen vorgab, daß es auf dessen Plane hin, die es würde angenommen haben, nicht zum Frieden gekommen sei. Da fiel Sewastopol am 8. Sept. 1855.

Hierdurch wurden die deutschen Mächte endlich der Erlösung aus dem unglückseligen Schwankungszustande ihrer Politik näher gebracht. Preußen konnte das ersehnte Ziel, den Frieden, nicht erwarten, und bisher die unthätigste Macht, zeigte es sich jetzt am geschäftigsten. Sofort fragte es bei den Westmächten an, ob jetzt der Zeitpunkt zu Friedensunterhandlungen gekommen sei. Die Antwort hierauf war niederdrückend, vernichtend, aber verdient. Sie lautete: „Wenn Rußland Friedensvorschläge zu machen hat, so möge es dieselben an die Cabinete von Paris und London, wenn nicht direct selbst, so doch wenigstens durch das Organ einer der neutralen Mächte zweiten Ranges stellen, der dann die Rolle nicht eines Vermittlers, sondern nur eines Zwischenträgers zufallen würde." Doch Preußen konnte viel vertragen! In der Thronrede vom November 1855, die ganz das bisherige Benehmen zeigte, hieß es, die durch den Krieg eingetretene Theuerung verstärke die Bedenken gegen eine Politik, welche geeignet sei, den Krieg in die Länge zu ziehen. Betrübniß über die fehl geschlagene Hoffnung auf den schon nahe geglaubten Frieden, Furcht, sich am Ende doch zu einem Entschlusse ermannen zu müssen, bedeutete das „Bedauern", mit dem Preußen die über die Russen am Ingur errungenen Vortheile ansah. Die preußischen Lenker bedachten hierbei nicht, daß die hierdurch gebotene Gelegenheit einer Hinüberspielung des Kriegs nach Transkaukasien eine territoriale Beschränkung Rußlands weit passender in Aussicht stellte als in der Krim, da eine Abtretung von Tiflis und Erzerum zugleich Rußlands schon bei der Erwerbung Georgiens sich offenbarenden Plan zur Verfolgung des Wegs nach Indien abschneiden mußte.

Die fortgesetzte Unentschiedenheit der Politik Preußens zeigte sich in seiner sofortigen, gleichwol aber nicht in bindender Weise erfolgten Unterstützung der am 16. Dec. 1855 von Österreich selbständig in Petersburg gestellten, auf die vier Punkte basirten Grundlagen zu Friedensverhandlungen. Die am 5. Jan. 1856 erfolgte unvollständige Annahme jener Grundlage und die Aufstellung von Gegenvorschlägen seitens Rußlands hatte zur Folge, daß Österreich mit Abbruch der diplomatischen Beziehungen drohte und sich hierzu den Westmächten gegenüber mittels einer unabhängig vom Decembervertrage geschlossenen Convention sogar verpflichtete. Nachdem Rußland am 16. Jan. auch den letzten Unterschied zwischen jener ihm gebotenen Grundlage und seinen eigenen Anerbietungen hatte schwinden lassen, stand fest, daß Österreich, nicht aber Preußen die Situation dem Frieden näher gebracht hatte. Österreich konnte sich nicht enthalten, Preußen die Beschämung vorzuhalten. Am 20. Jan. erklärte es in Berlin, es wolle bei den Westmächten „in Vorschlag bringen, Preußen zur Betheiligung an den Unterhandlungen einzuladen". Da dieses den sehnlichst gewünschten Frieden so nahe sah, war es zur Mitwirkung bereit, obschon diese nur auf Einladung beruhen sollte. Doch benahm es sich jetzt also, als ob durch seine Unterstützung Österreichs Vorschlag Entgegenkommen bei Rußland gefunden habe, während es jene Unterstützung in der That erst nach der Drohung Österreichs hatte eintreten lassen. Nahm man jenes Benehmen für offen, so widersprach damit Preußens Anerkennung, daß seine Berechtigung zur Mitwirkung nur von einer Einladung abhänge, und dies war wiederum auf einen Grund gestützt, der an seine Selbständigkeit sollte glauben machen: es wolle „auch den Schein jedes Eindrängens in die bisher seiner Kenntniß entzogenen Verhandlungen vermieden wissen".

Österreich war es nicht blos um die Beschämung, sondern auch um die Degradirung Preußens beim Frieden zu thun, und darum suchte es das seinem Vorschlag zu gebende Gewicht beim Deutschen Bunde, statt bei Preußen. An Preußen war es jetzt abermals, seine europäische Stellung geltend zu machen, was auch am 3. Febr. geschah. Österreich ließ sich aber dadurch nicht abhalten, und legte am 7. Febr. dem Bundestage die Friedenspräliminarien zur Aneignung vor, ohne dabei Preußens als Großmacht zu erwähnen. Am 21. Febr. trat der Bund dem Antrage bei; auf der am 25. Febr. zu Paris eröffneten Friedensconferenz fehlte aber sowol ein Vertreter Preußens als einer des Bundes. Die Einladung, welche Preußen zur Theilnahme am Congreß erst am 12. März 1856, als die entscheidenden und wichtigen Fragen im allgemeinen festgestellt waren, und zwar als Unterzeichner der Verträge von 1841 erhielt, nahm es trotz all der hierin liegenden Beschämung an. Als Grund der anfänglichen Ausschließung gab Palmerston am 14. März im englischen Unterhause an, daß Preußen „eine Stellung eingenommen hatte, durch die es nicht befähigt war, irgendeinen Antheil an den Unterhandlungen zu nehmen". Der Ruhm, Europa durch Abschluß des dritten Pariser Friedens vom 30. März 1856 Sicherheit wieder errungen zu haben, fiel Frankreich zu, nicht den übrigen, namentlich nicht den deutschen Mächten. Diese waren schuld, daß der Zweck des Kriegs, eine wirkliche Garantieleistung Rußlands für Europa, vereitelt und damit nicht nur die Wiederkehr russischer Übergriffe aufgeschoben, sondern auch die Lust des Herrschers von Frankreich zu ähnlichen Übergriffen bestärkt war.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

***Arnim** (Karl Otto Ludwig von), deutscher Schriftsteller, Oberst-Schenk unter König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, starb am 9. Febr. 1861 nach längerm Krankenlager zu Berlin, wo er am 1. Aug. 1779 geboren war und auch seine Jugend verlebte. Seit 1798 studirte er zu Halle und Göttingen und bereiste dann Deutschland, Italien, die Schweiz, Frankreich, England und die Niederlande. Hierauf war er eine Zeit lang den preußischen Gesandtschaften zu Stockholm und London beigegeben. Späterhin übernahm er verschiedenemal interimistisch die Intendantur der königlichen Schauspiele zu Berlin. Seit 1835 unternahm er wiederum größere Reisen durch Griechenland und die Türkei, Frankreich und Spanien, Italien mit Sicilien und Sardinien, später auch durch Rußland. Auch wurde er königlicher Kammerherr, Mitglied der Generalordenscommission sowie Oberst-Schenk des Königs. A. war Dichter und Musiker und hat unter andern Compositionen einiger Byron'schen Gedichte und Übersetzungen verschiedener dramatischer Dichtungen des Auslandes herausgegeben. Seinen literarischen Ruf begründete er durch das Reisewerk: „Flüchtige Bemerkungen eines flüchtig Reisenden" (Bd. 1 und 2, Italien und den Orient umfassend, zweite Auflage, Berlin 1838; Bd. 3, enthaltend Frankreich und Spanien, 1838; Bd. 4, Neapel, Sicilien u. s. w., Leipzig 1845; Bd. 5 und 6, Rußland, Berlin 1850). Diese Schilderungen gehören zu dem Besten, was die touristische Literatur der Deutschen aufzuweisen hat.

***Drumann** (Karl Wilhelm), deutscher Geschichts- und Alterthumsforscher, starb am 29. Juli 1861 in Königsberg. Zu Danstedt bei Halberstadt am 11. Juni 1786 geboren, erhielt er seine Bildung im Hause des Vaters, der daselbst das Amt eines Superintendenten bekleidete, und bezog, nachdem er kurze Zeit die Domschule zu Halberstadt besucht, 1805 die Universität Halle. Dem Wunsche seines Vaters folgend, widmete er sich dem Studium der Theologie, doch fühlte er sich mehr von Geschichte und Alterthumswissenschaft, namentlich von den Vorträgen F. A. Wolf's, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, angezogen. Dennoch beendete er das theologische Studium zu Helmstedt und betrat auch mehrmals die Kanzel. Während der nächsten Jahre, die er als Hauslehrer verbrachte, entwickelte sich seine Neigung für das geschichtliche Fach immermehr, sodaß er endlich der Theologie entsagte und 1810 als Lehrer an das Pädagogium nach Halle zurückkehrte. Nachdem er seit 1812 als Privatdocent an der dortigen Universität Vorlesungen gehalten, siedelte er 1817 nach Königsberg über, wo er einige Jahre eine außerordentliche Professur in der philosophischen Facultät bekleidete, bis ihm 1821 die ordentliche Professur der Geschichte übertragen ward. Während der 44 Jahre, welche D. der königsberger Universität angehörte, wandte er seine Kräfte und seine wissenschaftliche Thätigkeit vorzugsweise dem akademischen Lehramte zu. Was den Kreis seiner historischen und antiquarischen Forschungen betrifft, war es anfangs mehr die alte Geschichte, später insbesondere die Geschichte des römischen Volks und Staats, der er seine Studien mit bestem Erfolge widmete. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte Roms in seinem Übergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung, oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen" (Bd. 1—6, Königsberg 1834—44). Wiewol die biographische und alphabetische Anordnung des Stoffs als Misgriff gelten muß und die Darstellung allen Reizes ermangelt, so enthält doch das Werk eine Fülle gründlicher und allseitig erschöpfender Geschichtsstudien. Gegenüber den herkömmlichen und traditionellen Anschauungen hat das Buch neues Licht über die letzten Zeiten der römischen Republik verbreitet und das Urtheil der modernen Geschichtschreiber über die Parteihäupter Roms begründet.

Außer den eigentlich politischen Ereignissen und Wandelungen in der Geschichte Roms hat D. auch andere, von den Geschichtschreibern gewöhnlich unbeachtet gelassene Gebiete des römischen Lebens in den Bereich seiner Studien gezogen. Dies beweist seine letzte Schrift über „Die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom" (Königsberg 1860), in welcher er einen anziehenden Beitrag zur Kunde der socialen und industriellen Verhältnisse der antiken Welt liefert.

* **Froriep** (Robert), Obermedicinalrath und geachteter medicinischer Schriftsteller, starb am 15. Juni 1861 zu Weimar. Er war der Sohn des durch zahlreiche medicinische Schriften wie durch seine Verlagsunternehmungen als langjähriger Besitzer und Leiter des weimarischen Industriecomptoirs rühmlichst bekannten Obermedicinalraths Friedrich Ludwig von F. und wurde im Jahre 1804 zu Jena geboren. Er widmete sich ebenfalls den medicinischen Studien, promovirte 1828 in Bonn und wurde 1830 Professor zu Jena, 1833 aber nach Berlin berufen, um hier, außer einer Professur an der Universität, auch die Stellung eines Prosectors und Conservators des pathologischen Museums der Charité zu übernehmen. Im Jahre 1830 trat er als Medicinalrath und später als Mitglied der wissenschaftlichen Deputation in der Ministerialabtheilung für die Medicinalangelegenheiten in die Verwaltung ein, verließ aber 1846 den preußischen Staatsdienst, um an die Spitze des weimarischen Landesindustriecomptoirs zu treten. Er behielt die Leitung desselben auch nach dem Tode seines Vaters, bis das Institut 1856 in andere Hände überging. In der medicinischen Welt hat sich F. besonders durch mehrere Kupferwerke bekannt gemacht, unter denen der „Atlas der Hautkrankheiten" (Weimar 1837) und der „Atlas anatomicus" (Weimar 1850; zweite Auflage, 1852) besonders hervorzuheben sein dürften. In Weimar fand er nicht nur als praktischer Arzt große Anerkennnng, sondern war auch wegen seiner gemeinnützigen Thätigkeit und seines Sinnes für Geselligkeit im edelsten Sinne beliebt und hochgeschätzt.

Lambert (Graf Karl de), russischer General und Statthalter von Polen, ist der Sohn eines französischen Emigranten, der, in russische Dienste getreten, sich in den Kriegen gegen Napoleon und namentlich im Feldzuge von 1812 durch die Erstürmung von Borissow auszeichnete und 1843 als General der Cavalerie und Generaladjutant des Kaisers starb. Karl L., sein ältester Sohn, geboren um das Jahr 1815, erhielt eine glänzende Erziehung und erwarb sich frühzeitig das Vertrauen des damaligen Großfürsten Thronfolgers, zu dessen näherer Umgebung er gehörte. Als Offizier in der russischen Garde stieg er schnell zum Obersten und kaiserlichen Flügeladjutanten, machte 1849 den Feldzug in Ungarn nicht ohne Auszeichnung mit und wurde zum Generalmajor und Stabschef des 1. Cavaleriecorps befördert, welches sein Hauptquartier in Elisawetgrad hatte. Sehr bald nach seiner Thronbesteigung berief ihn Alexander II. nach Petersburg, ernannte ihn zum Generaladjutanten und Generallieutenant und übertrug ihm 1857 die Reorganisirung der Militärcolonien im südlichen Rußland. Ein Unfall, den er durch einen Sturz mit dem Wagen erlitten, zwang ihn 1860 einen längern Urlaub zu nehmen. Als er nach Petersburg zurückkehrte, wurde er zu den Berathungen über die polnischen Zustände zugezogen, welche der kaiserlichen Regierung schwere Sorgen bereiteten. L. rieth dringend zur Milde, und da der Bankrott des Repressivsystems offen zu Tage lag, so fanden seine Vorstellungen nicht allein Gehör, sondern er wurde auch selbst dazu ausersehen, die von ihm befürworteten versöhnlichen Maßregeln in Ausführung zu bringen. Katholik von Religion, von französischer Herkunft und durch die Bande des Bluts mit mehreren hocharistokratischen polnischen Familien verknüpft, schien er in der That wie keine andere Persönlichkeit geeignet, einen günstigen Eindruck auf die Polen zu machen und die Aufregung zu beschwichtigen, die sich aller Klassen der Bevölkerung bemächtigt hatte. Nach einigem Zögern nahm L. den ihm angetragenen schwierigen Posten an und traf, mit dem Charakter eines Statthalters von Polen, Generals der Cavalerie und Commandirenden der Ersten Armee bekleidet, im August 1861 in Warschau ein.

Maury (Matthew Fontaine), berühmter amerikanischer Seemann und Physiker, wurde im Januar 1806 in Virginien geboren und folgte seinem Vater schon als Kind nach Tennessee, wo er eine gute Erziehung genoß. Im Jahre 1824 trat er als Midshipman in die Marine der Vereinigten Staaten, machte seine erste Seereise auf der Fregatte Brandywine nach dem Mittelländischen Meer und diente dann auf den Schiffen Vincennes, Potomac und Falmouth im Atlantischen und Stillen Ocean. Auf einer dieser Fahrten wurde seine Aufmerksamkeit auf die Anomalien im Stande des Barometers am Cap Hoorn gelenkt, über welche er Beobachtungen anstellte, die 1831 in das „American Journal of Arts and Sciences" aufgenommen wurden. Demnächst erschien 1835 ein von ihm ausgearbeitetes Lehrbuch der Nautik, worauf er zum Astronomen bei der nach der Südsee bestimmten Entdeckungsexpedition ernannt wurde, die jedoch damals nicht zu Stande kam. Im Jahre 1839 veröffentlichte er in dem „Southern Literary Messenger" einen Aufsatz über die Schiffahrt in den südlichen Gewässern, in welchem er die ersten Andeutungen über die Mittel gab, die Fahrt nach der südlichen Hemisphäre durch genauere Beobachtung und Benutzung der Winde und Strömungen abzukürzen. Bald darauf hatte er das Unglück, auf der Reise von Tennessee nach Neuyork mit der Postkutsche umzuwerfen und das Bein zu brechen; trotz einer langwierigen und schmerzlichen Cur blieb er lahm und mußte deshalb dem activen Flottendienst entsagen. Die Regierung ernannte ihn zum Director des Archivs der Seekarten in Washington, mit welchem in der Folge ein hydrographisches Bureau und ein nautisches Observatorium verbunden wurden, in deren Leitung M. die ersprießlichste Thätigkeit entwickelte. Im Jahre 1845 begann er die Herausgabe seiner „Wind and current Charts", denen sich die „Sailing Directions" anschlossen, in welchen er eine neue Route nach dem Süden vorschlug, die nicht allein von seinen Landsleuten, sondern nach und nach auch von den meisten seefahrenden Nationen Europas angenommen wurde, und zwar mit solchem Erfolg, daß z. B. die Reise von Neuyork nach Californien um 45, die von England nach Australien um 60 Tage abgekürzt werden konnte. Zu den fernern Arbeiten M.'s gehören die Beobachtungen über das System der Passatwinde im Atlantischen Meere, über die Grenze der Äquatorialstillen in den verschiedenen Jahreszeiten, über die Verzweigungen, Grenzen und andern Erscheinungen des Golfstroms, über die merkwürdigen Strömungen im Indischen Meer, an den Ufern Chinas

und an der Nordwestküste Amerikas. Die Ergebnisse dieser Forschungen sind in der „Physical Geography of the Sea" (neueste Ausgabe, Neuyork und London 1859; deutsch von Böttger, Leipzig 1855) und andern Publicationen niedergelegt; von den „Sailing Directions" erschien 1859 die achte Auflage, zu deren Vervollständigung die von M. herausgegebenen „Nautical Monographs" (Washington 1859—61) dienen. Überhaupt kann man sagen, daß nicht ein einziger Zweig der physischen Geographie und Meteorologie in seinen Untersuchungen unberücksichtigt blieb, die nach dem Ausspruche Humboldt's eine neue wissenschaftliche Disciplin bilden, welche von M. selbst die nautische Meteorologie genannt wird. Von seiner Regierung wurde er in dieser Thätigkeit auf das freigebigste unterstützt, und außerdem empfing er von England, Frankreich, Rußland, Österreich, Preußen und andern Staaten Medaillen und Ehrengeschenke als Anerkennung seiner um den Handel und die Schiffahrt erworbenen Verdienste. Auf seinen Vorschlag fand im August 1853 ein Congreß der Seemächte in Brüssel statt, in welchem die Annahme eines gleichförmigen Systems der nautischen Beobachtungen beschlossen wurde. Nach dem Ausbruch des Bürgerkriegs in den Vereinigten Staaten im Frühjahr 1861 legte M. als Südländer sein Amt in Washington nieder, um in die Dienste der Conföderirten zu treten, die ihm die Organisation der Küstenwehr übertrugen.

***Passavant** (Johann David), einer der namhaftesten deutschen Kunsthistoriker, starb am 12. Aug. 1861 in Frankfurt a. M., seiner Vaterstadt, wo er 1787 geboren war. Obschon anfangs für den Kaufmannstand, dem sein Vater angehörte, bestimmt, veranlaßte ihn doch eine angeborene Kunstliebe, die durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Paris (1810—13) nur noch genährt worden war, sich ganz der Künstlerlaufbahn zu widmen. Nachdem er als Freiwilliger den Befreiungskrieg mitgemacht, kehrte er nach Paris zurück, um sich zunächst unter David's Leitung, dann unter Gros zum Maler zu bilden. Später schloß er sich in Rom der dortigen deutsch-romantischen Schule an, deren Grundsätze und Richtung er auch 1820 in einer kleinen Schrift vertheidigte. Gleichzeitig erwarb er durch mehrere künstlerische Leistungen seinem bildenden Talente auch in weitern Kreisen Anerkennung. Doch trat bei ihm die praktische Übung der Kunst immermehr in den Hintergrund, als er sich der theoretischen Forschung, besonders aber der Kunstgeschichte widmete. Hatte schon seine „Kunstreise durch England und Belgien" (Frankfurt 1833) bei den Kennern eine mehr als gewöhnliche Aufmerksamkeit erregt, so erwarb er sich durch sein Werk: „Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi" (Leipzig, erster und zweiter Theil nebst Atlas 1839, dritter Theil 1858) den Ruf eines der vorzüglichsten deutschen Kunsthistoriker und Kunstkritiker. Seine Schrift über „Die christliche Kunst in Spanien" (Frankfurt 1853) war gleich den frühern ebenfalls eine Frucht seiner ausgedehnten Reise und behandelt nach eigenen Anschauungen zum ersten mal ihren Gegenstand in seinem Zusammenhange mit den alten gleichzeitigen Kunstschulen anderer Länder. Höchst schätzbare Beiträge zur Geschichte und Kenntniß der ältern Malerschulen Deutschlands, der Niederlande und Italiens sind in den Aufsätzen enthalten, die im „Kunstblatt" zur Veröffentlichung kamen. P.'s letzte umfassendere Arbeit war „Le peintre graveur" (Bd. 1, Leipzig 1860), in welchem er eine Geschichte der zeichnenden Künste bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts zu geben gedachte. Seit einer Reihe von Jahren war er Inspector der Galerie des Städel'schen Instituts in seiner Vaterstadt.

***Wachter** (Ferdinand), verdienter deutscher Geschichtsforscher, war 19. Juni 1794 zu Renthendorf im ehemaligen kursächsischen Neustädter Kreise als Sohn eines wohlhabenden Rittergutsbesitzers geboren. Auf der Domschule zu Naumburg vorbereitet, bezog er 1816 die Universität Jena, in der Absicht, die Rechte zu studiren, wandte sich jedoch sehr bald aus Neigung historischen Studien zu. Im Jahre 1820 habilitirte er sich zu Jena als Privatdocent und schrieb zu diesem Behufe eine lateinische Abhandlung über die Siegfriedsage. Diese Untersuchungen führten ihn auf ein umfassenderes und eingehenderes Studium der nordischen Götter- und Heldensagen, welches seitdem nebst der deutschen Geschichte den Hauptgegenstand seiner gelehrten Beschäftigung wie seiner literarischen Thätigkeit bildete. Eine verdienstliche Arbeit ist die Übersetzung der „Heimskringla" des Snorri Sturluson, von welcher jedoch nur zwei Bände (Leipzig 1835—36) erschienen. Eine stabreimende Übersetzung der Helgilieder veröffentlichte er in dem von ihm herausgegebenen „Forum der Kritik im Gebiete der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften" (Altenburg 1827—30). Auf dem Felde der deutschen Geschichte wirkte er besonders verdienstlich durch seine „Thüringische und obersächsische Geschichte" (Bd. 1—3, Leipzig 1826—30). Daneben versuchte er sich als Dichter in den verschiedensten Gattungen der Poesie, unter anderm auch der dramatischen. Seine poetischen Arbeiten sind indeß, zum Theil schon ihrer barocken Form wegen, mehr seltsam als ansprechend und lassen die Sonderlingsnatur erkennen, die bei dem sonst braven Manne auch in allen übrigen Verhältnissen des Lebens zum Vorschein kam. Besondere Erwähnung verdient darunter: „Die höhere Dichtersprache, vornehmlich des Witzes", erster Theil: „Die sechs Nebenbuhler auf der Dorfkirmse" (Leipzig 1854). Nachdem er seine akademische Thätigkeit schon längere Zeit eingestellt, legte er 1854 die Professur an der Universität Jena, die ihm 1834 zu Theil geworden, nieder und zog sich auf das ihm gehörende Gut Unterlosa bei Plauen im Voigtlande zurück, um sich hier in selbstgewählter Einsamkeit ausschließlich literarischen Arbeiten zu widmen. Einige Jahre darauf verließ er diesen Aufenthalt wieder und zog nach dem Städtchen Lobeda bei Jena, wo er in tiefster Abgeschlossenheit, allen geselligen Umgang meidend, ein misanthropisches Dasein führte. Im Besitze nicht unbedeutender Geldmittel, fiel er in der Nacht vom 19. zum 20. Juli 1861 auf der Chaussee zwischen Burgau und Lobeda als Opfer eines Raubmordes. Sein Mörder steckte den Erschlagenen in eine Kanalüberbrückung und verschaffte sich mittels des Hausschlüssels, den er dem Opfer abgenommen, Eingang in das einsame Haus, um das vorhandene Geld zu entwenden. Zwei feste eiserne Geldkisten verhinderten jedoch die Ausführung des Raubes.

Wucher und Wuchergesetze.

Das wirthschaftliche Bedürfniß der modernen Gesellschaft, der Fortschritt der Intelligenz, auch der gerechtfertigte Drang, den Begriff der freien Persönlichkeit mehr und mehr zur Wahrheit zu machen, haben in dem materiellen Verkehrsleben unserer Zeit Umwandelungen hervorgebracht oder doch angestrebt, welchen die staatliche Gesetzgebung selbst der civilisirtesten Länder nur schwer nachzukommen vermochte. Ja, die Gesetzgebung trat bisher in vielen wirthschaftlichen Fragen dem Entwickelungsbedürfniß geradezu als zähes Hemmniß entgegen und wußte Reformen zu verhindern, die offenkundig als segensreiche Fortschritte der bürgerlichen Gesellschaft wirken müßten. Es ist indeß dieses Verhältniß nicht neu und keineswegs seltsam, sondern natürlich genug. Das junge sich an den Tag ringende Leben verletzt stets alte durch Gesetz und Gewohnheit gefestete Interessen, Anschauungen und tiefwurzelnde Vorurtheile einzelner und ganzer Gesellschaftsklassen, die nur allmählich und im harten Kampfe der Gegensätze zu überwinden sind und schließlich auch immer überwunden werden.

Unter diese wirthschaftlichen Forderungen, die in dem Gebiete der Legislation bisher nicht durchdringen konnten, gehört namentlich auch die Forderung auf Abschaffung der Hindernisse, welche durch die sogenannten Wuchergesetze der freien Kapitalnutzung fast überall noch entgegengestellt sind. In allen Staaten, wo sich der volkswirthschaftliche Verkehr zur Blüte erhob, ist die Abschaffung der Wuchergesetze gefordert worden, aber überall traten dieser Reform Feinde der verschiedensten Art gegenüber, die bisjetzt wenigstens die gründliche und ersprießliche Durchführung der Forderung zu verhindern gewußt haben. Es ist ebenso interessant wie nützlich, dieser Erscheinung hier ein näheres Augenmerk zu widmen. Wir werden dabei historisch zu Werke gehen und so auch zugleich die Gelegenheit finden, die wirthschaftlichen Gesichtspunkte, um die es sich handelt, mit hervorzuheben.

Älteres Geschichtliches in Betreff von Wucher und Wuchergesetzen.

Zunächst möge uns erlaubt sein, dem Leser einen wirthschaftlichen Begriff ins Gedächtniß zu rufen: Man versteht unter einem Kapital jeden Vorrath von Producten, der zu dem Zwecke einer fernern Production aufbewahrt wird. Diese fernere Production wird gemeinhin zur Kapitalnutzung, und aus dem Preise dieser Nutzung bildet sich der Kapitalzins. Wenn man sich den Zins als einen Bruchtheil des Kapitals denkt, dann heißt das Verhältniß zwischen beiden der Zinsfuß.*)

Bei allen rohen Völkern pflegt die Verleihung eines Kapitals so selten vorzukommen und so auf die nächsten Angehörigen beschränkt zu sein, daß man kaum darauf verfällt, sich für die überlassene Kapitalnutzung eine regelmäßige Vergütigung zu bedingen. Die Neigung und selbst die Möglichkeit zum Kapitalisiren ist noch sehr gering, selbst die vorhandenen Kapitalien bleiben müßig liegen, oder werden, um der Gefahr des Verlustes vorzubeugen, dem Schose der Erde anvertraut. Der Überfluß an natürlich ergiebigen Unterhalts- und Productionsquellen befriedigen leicht die Bedürfnisse der dünnen Bevölkerung. Erst mit dem Steigen der Cultur und der Entwickelung des wirthschaftlichen Volkslebens erhält das Kapital seine Bedeutung, seinen Preis. Doch bleibt bei Völkern, welche sich noch auf niederm Standpunkte der Cultur befinden, noch lange eine besondere Abneigung wider das Nehmen eines Zinses bestehen. In der Regel zwingt hier nur die wirkliche Noth zu Anleihen, die Seltenheit des Kapitals und der Mangel der Sicherstellung des Zurückempfangens haben natürlich einen hohen Preis der Kapitalnutzung zur Folge, und dieser vermehrt das Gehässige der Zinsenforderung.

Noch Aristoteles nennt das Zinsnehmen einen widernatürlichen Gewinn, da das Geld nur ein Tauschmittel sei und nicht wieder seinesgleichen erzeugen könne. Moses verbot den Juden voneinander einen Zins zu nehmen, und gestattete nur, aus politischen Rücksichten seinen Volksgenossen, sich von den Ausländern Zinsen geben zu lassen. Ähnlich sind die Bestimmungen im Koran, welche man jedoch dadurch, namentlich in Persien, umgeht, daß der Gläubiger gleich beim Hergeben des Geldes den entsprechenden Abzug macht.

*) Roscher, „Die Grundlagen der Nationalökonomie" (Stuttgart und Tübingen 1854), §. 179 fg.

Dagegen waren die Usurae, Zinsen, Vergütigungen für den Gebrauch des Geldes (von utor), schon in dem ältesten Rom gewöhnlich, und in dessen Recht findet sich keine Spur einer gesetzlichen Beschränkung des Zinsfußes. Derselbe war hoch gehalten und besonders drückend für den Plebejer, der, arm und von dem Vollgenusse der bürgerlichen Rechte ausgeschlossen, dem die Landerträge des ackerbauenden Volkes genießenden Patricier sich verschulden mußte. Angewiesen auf die Ausübung der Gewerbe, von welchen der Adel sich fern hielt, mußte der Plebejer nur zu oft die Unterstützung des reichen Patriciers nachsuchen und sich dessen unbegrenzten Zinsforderungen fügen. Obgleich die römischen Aristokraten zu stolz waren, um selbst Handel zu treiben oder industriellen Unternehmungen vorzustehen, verschmähten sie es doch nicht, ihre, insbesondere in den Kriegen erbeuteten Gelder auf gute Zinsen anzulegen, und je geringer die Sicherheit war, welche der Plebejer dagegen zu gewähren vermochte, um so höher schraubten sie den Zinsfuß hinauf. Da das alte Recht Roms keine hypothekarische Sicherstellung kannte, so verfiel der zahlungsunfähige Schuldner gemeinhin der persönlichen, durch kein Gesetz verhinderten Haft und Rache seines Gläubigers, welche ihn in die Sklaverei führte oder ihm eine sonstige Abhängigkeit bereitete, die ihn zu einem Mittel zur Erreichung politischer Zwecke machte. Die Rücksichtslosigkeit, mit der die Patricier die Handhabung der barbarischen Schuldgesetze ausführten, erzeugte zum großen Theile mit jene furchtbaren innern Kämpfe, welche die frühern Jahrhunderte der römischen Geschichte ausfüllen, und die mit dem entschiedenen Siege der Plebejer endeten. Das Zwölftafelgesetz (451 v. Chr.) gab dem Siege des Volks in der Verordnung seinen Ausdruck, daß Gelddarlehne hinfort nicht anders als zu dem unzenweisen Zinsfuße (foenus unciarium) gegeben werden durften. Das foenus unciarium betrug $8\frac{1}{3}$ Proc. für das römische Jahr von 304 Tagen, mithin für unser Kalenderjahr 10 Proc.

Aber auch dieses Gesetz war nicht im Stande, neuen erbitterten Fehden der gedachten Parteien ein Ende und den Zinsfuß zu einem stehenden zu machen. Nach dem Einfalle der Gallier in Rom unter Brennus (390 v. Chr.) erreichte die Überschuldung der Unbemittelten den höchsten Grad, da die offen daliegende Zahlungsunfähigkeit die Kapitalien unerhört vertheuerte. Vergebens waren die Bestrebungen aufrichtiger Volksfreunde, welchen nicht selten agitirende Demagogen sich anschlossen, der Noth der ärmern Klassen durch Gesetze zu steuern. Eine Lex Licinia de modo agrorum sprach die Unverzinslichkeit aller bei dem Erscheinen dieses Gesetzes bestehenden Geldforderungen aus und bestimmte, daß die vom Gläubiger bereits erhobenen Zinsen vom Kapital in Abzug gebracht werden sollten. Vergebens schärfte bald darauf (357 v. Chr.) eine Lex Duilia Maenia de foenere unciario die Innehaltung des 10proc. Zinsfußes ein, und bedrohte dessen Überschreitung mit der Strafe des Vierfachen der gesetzwidrig bezogenen Zinsen. Ebenso fruchtlos versuchte man (347 v. Chr.) die Herabsetzung des Zinssatzes auf das foenus semiunciarium (5 Proc.). Immer kehrte das Übel durch künstliche, von den Geldgebern ersonnene Machination wieder, zumal alle Zinsbeschränkungen nur bei dem Verkehre der römischen Bürger untereinander ihre Gültigkeit hatten, auf die Darlehne, welche Latinern und Peregrinern gegeben wurden, aber sich nicht erstreckten, und so bei solchen Geldgeschäften die letztern nur als Namensträger gebraucht werden durften, um sie zu völlig gesetzlichen zu machen. Bald nach einer Lex Genucia (342 v. Chr.), welche das Nehmen und Geben von Zinsen überhaupt verboten haben soll, und deren eigentliche Bewandtniß nicht bekannt ist, wurden nach den Edicten der Magistrate 12 Proc. als usurae legitimae betrachtet, und nur bei der Übernahme einer Seegefahr und anderer Darlehne, welche mit besonderer Gefahr des Verlustes verbunden waren, höhere als die gedachten gewohnheitsrechtlichen Zinsen gestattet.

Gegen das Ende der Republik, als sich die nationalökonomischen Verhältnisse des Weltstaats Rom so überaus günstig gestaltet hatten, namentlich als Augustus Ägypten demselben unterworfen, flossen der Reichthümer so viele nach Rom, daß der Zinsfuß auf 4 Proc. hinabgedrückt wurde. Schon unter Tiberius (14—37 n. Chr.) und Claudius (51—54 n. Chr.) erhob sich der Zinsfuß wieder bis zu 20 Proc., doch schwankte derselbe auch zwischen 18 und 24 Proc. Selbst die des größten Ansehens genießenden Männer verschmähten es nicht, auch die höchsten Zinssätze zu nehmen. Obgleich der später immermehr zur Geltung gelangende Geist des Christenthums dem Zinsnehmen überhaupt nicht günstig war, ja sogar die Kirchenväter, gestützt auf Stellen des Alten Testaments und verschiedene neutestamentliche Äußerungen, das Zinsverbot in die Glaubenslehren aufnahmen, so zeigten sich doch die damaligen Zeitverhältnisse mit solchen Lehren wenig verträglich. Das Römerreich verarmte durch die Einfälle der Barbaren, und es kehrten so theilweise die Zinsverhältnisse der rohesten Völker wieder. Dazu stellten, wie bemerkt, die Kirchenväter die Barmherzigkeit gegen die Armen in den Vorder=

grund ihrer Argumente gegen das Zinsnehmen.¹ So wollte schon Origenes (gest. 254), daß der Gläubiger keine Zinsen nehmen, auch nicht einmal das Kapital zurückfordern sollte. Er gab aber dem Schuldner auf, ungefordert das Doppelte zurückzugeben, und war so bestrebt, die Rechtsverhältnisse in Liebesverhältnisse umzuwandeln.

Kaiser Justinian (527 n. Chr.) wollte dessenungeachtet die Kapitalszinsen nicht verbieten, er glaubte sie aber ermäßigen und durch specielle Vorschriften regeln zu müssen. Er setzte den regelmäßigen Zinssatz auf die Hälfte, 6 Proc., herab, und ließ den Zinssatz von 12 Proc. nur in Ausnahmsfällen zu. Für gewisse Fälle wurden 8 Proc., für andere nur 4 Proc. gestattet, und diese letztern später (in der Novelle 32) als für den Bauernstand allein maßgebend erachtet. Auch der Anatocismus, das Nehmen des Zinses vom Zinse, welcher zuerst durch das monatliche Zuschlagen der Zinsen zum Kapital so überaus drückend war, später aber, wie Cicero meldet, als jährlicher Zuschlag (anatocismus anniversarius) schon minder in das Gewicht fiel, wurde von Justinian durchaus verboten. Ebenso gestattete er keine usurae ultra duplum, sodaß die von einem Schuldner zu zahlenden Zinsen niemals den Betrag des Hauptstamms übersteigen durften, ja daß in dieses duplum alle überhaupt gezahlten Zinsen eingerechnet werden sollten.

Feuerbach, welcher in §. 436 seines von Mittermaier herausgegebenen „Lehrbuch des gemeinen peinlichen Rechts" das Verbrechen des Zinswuchers einen mit den Regeln der Staatsklugheit nicht leicht zu vereinigenden Überrest des Hasses gegen die Zinsen überhaupt nennt, läßt dasselbe in der Überschreitung der in Ansehung der Quantität gesetzlich bestimmten Grenzen des Zinsnehmens bestehen. In diesem Sinne faßt auch das Justinianische Recht den Zinswucher auf, knüpft jedoch an das Bedingen und Annehmen übermäßiger Zinsen nur insoweit eine Strafe, als es in besondern, durch die Novellen 32 und 34 bestimmten Fällen den Verlust des Kapitals und beim Anatocismus (nach dem Coder) die Infamie eintreten läßt.

Während Justinian im Osten des Römischen Reichs seine Zinsgesetzgebung ängstlich regulirte, befand sich der Westen Europas in einer so anarchischen Lage, daß von dergleichen Anordnungen nicht die Rede sein konnte. Auf Jahrhunderte hinaus war hier durch das Eindringen und die Verheerungen der Barbaren jeder regelmäßige Geldverkehr zerstört. Die Gesetzeswerke der eingedrungenen Sieger enthielten zwar manche Anordnungen über den Zinsenvertrag, so Alarich's Lex Romana Visogothorum, welche an Darlehnszinsen 22 Proc., nach Umständen 50 Proc. gestattete, sowie der Coder Theodorich's, aber die gesetzgeberischen Erzeugnisse des 5. Jahrhunderts gelangten nur zu einer ephemeren Herrschaft.

In diesem politischen Wirrwarr wäre ein jeder dauernde Versuch zu einer Regelung des Zinsfußes ein widersinniger gewesen, und außerdem handelte es sich von seiten der Kirche, der einzigen damaligen civilisatorischen Macht, nicht darum, dem Gläubiger sein Recht, sondern nur darum, dem Schuldner Barmherzigkeit zu vermitteln. Männer wie der heilige Ambrosius, Augustinus, Chrysostomus u. a. lehrten und wirkten in dieser Richtung. So hatten auch die apostolischen Kanones und die Beschlüsse der Concilien bereits in der ältesten christlichen Zeit gegen das Bedingen von Kapitalszinsen geeifert, indem sie erst die Geistlichkeit, seit Leo dem Großen (440) aber auch die gesammte Christenheit von der Bedrückung der Mitmenschen durch den Zinswucher abmahnten, unter welchem man jetzt jedes Nehmen eines Zinses verstand.

Allein bald begnügte man sich sogar nicht mehr mit Abmahnungen, man trat mit allgemeinen, in der Form von Strafgesetzen erlassenen Zinsverboten hervor und motivirte dieselben durch die Worte der Heiligen Schrift. Man zog Gebote der Sittlichkeit und Religiosität zur Androhung bürgerlicher Strafen herbei. Man würde die Richtung, welche von da ab die Gesetzgebung in Wuchersachen einschlug und Jahrhunderte beharrlich festhielt, als ein geschichtliches Räthsel zu betrachten haben, wenn sie nicht eben in dem die Welt damals beherrschenden religiös-sittlichen Ideenkreise ihre Erklärung fände. Vorzüglich war hierbei die eigenthümliche Vorstellung wirksam, welche sich der scholastische Geist des Mittelalters von der Natur des Geldes bildete. Man nahm die Ansicht des Aristoteles vom Gelde als einen maßgebenden Grundsatz an, und knüpfte daran die Folgerung, daß, wer das Geld, gegen seine natürliche Bestimmung als Tauschmittel, zur Erzeugung von Gütern misbrauche, gegen die von Gott gesetzte Ordnung sündige, ein Verbrechen wider die Natur begehe und den auf solche Übelthaten gesetzten zeitlichen und ewigen Strafen verfalle.

Wie tief von hier aus allmählich die Vorstellung von der Verwerflichkeit des Zinsenvertrags in den allgemeinen Volksglauben eindrang, und wie lange sie sich in demselben erhielt, davon liefern uns noch Dante und Shakspeare sprechende Beweise. Der erstere zählt die Wucherer

(Zinsnehmer) unter die Gewaltthätigen und wirft sie mit den Gotteslästerern und Sodomiten in die unterste Abtheilung des siebenten Kreises der Hölle, und der letztere läßt nicht viel weniger drastisch den Kaufmann von Venedig gegen dieselben eifern.

Das Kanonische Recht suchte von Anfang an die Zinsverträge zu hindern. Schon das vierte Ökumenische Concilium zu Konstantinopel (869) bedrohte jede Übertretung des Zinsverbots mit dem Banne. Doch zeigten sich diese und ähnliche Beschlüsse als unwirksam. Die im Jahre 1179 auf dem dritten Lateranischen Concilium versammelten Kirchenfürsten mußten es sich gestehen, daß ungeachtet aller Verbote man sich dem Wucher überall gleich einem erlaubten Erwerbszweige hingebe. Man glaubte so zu energischen Maßregeln greifen zu müssen und bedrohte diejenigen, welche noch fernerhin das Gebot der Kirche übertreten würden, mit der Ausschließung vom Abendmahl und für den Fall ihres unbußfertigen Todes mit der Versagung des christlichen Begräbnisses.

Das unter Gregor X. (1275) zu Lyon abgehaltene Concilium fügte diesen Strafandrohungen noch die hinzu, daß selbst, wenn ein überwiesener Wucherer in seinem Testament die Vergütigung des verursachten Schadens verordnet haben sollte, das christliche Begräbniß desselben doch so lange verweigert werden müsse, bis der Schaden ersetzt oder für denselben genügende Sicherheit bestellt worden sei. Jedes von einem nicht werkthätige Reue bezeugenden Wucherer errichtete Testament wurde für ungültig erklärt. Der Seelsorger, welcher, ohne daß die gedachten Bedingungen zuvor erfüllt worden, das christliche Begräbniß anordnen würde, sollte ebenfalls als Wucherer (d. h. als Zinsnehmer) bestraft werden.

Die weltlichen Gesetzgeber versäumten es nicht, sich diesen Kirchengeboten anzuschließen. So sprachen im Westen die Capitularien Karl's des Großen, im Osten die Gesetze Basilius' I. dieselben ebenfalls aus, und auch der Sachsen- und Schwabenspiegel, diese deutschen Rechtsbücher des 13. Jahrhunderts, wiederholten diese Verbote, indem sie das Nehmen von Kapitalszinsen mit der Acht und dem Banne belegten. Die Glosse zum Sachsenspiegel (1330) stellt den Begriff des Wuchers dahin fest, daß er alles sei, was ein Mann mehr nimmt oder aufhebt, denn er ausgeliehen hat, und daß er ihm solches zuvor bedungen hat.

Aber alle solche geistlichen und weltlichen Gesetze waren machtlos gegen den Drang der bürgerlichen Verhältnisse. Sie vermehrten nur das Übel, indem sie den Preis des Darlehns steigerten und den Gläubiger dazu veranlaßten, sich die Gefahr, sein Kapital zu verlieren, in Strafen zu verfallen, sich mit dem Fluche der Sünde und mit der Acht der Kirche zu beladen, auch noch vergütigen zu lassen. Alle Stände, die niedrigsten und die höchsten, selbst die Kaiser und Päpste, konnten sich nicht entschlagen, ihre Geldverlegenheiten mit Hülfe von Wucherern zu beseitigen. So erhielt z. B. Papst Clemens V. auf eine Anleihe von 100000 Pfd. kaum 50000, und mußte von diesem Reste noch den größten Theil sich als Zins in Abzug bringen lassen.

Es waren zwei Auskunftsmittel, welche man ergriff, um die Übelstände einigermaßen zu beseitigen. Das erste war das Institut des Rentenkaufs. Man entäußerte sich eines Grundstücks oder auch eines einzelnen nutzbaren Rechts (besonders der Mauthen und Gutsgefälle) und erhielt dafür einen Kaufschilling, welcher in der That jedoch eine Darlehnssumme war. Der Schuldner war der Verkäufer, welcher sich den Vorbehalt des Wiederkaufs zu machen pflegte. Der Gläubiger trat als Käufer in den unbeschränkten Genuß des erkauften Gegenstandes oder der erkauften Erträge und entschädigte sich so für den Nichtempfang von Kapitalszinsen. Doch auch diese Art und Weise, ein Kapital nutzbar zu machen, erschien zu schwerfällig und unbequem. Man brachte diesen Renten- oder Gültenkauf in eine leichtere Form, indem man den Schuldner (Rentenverkäufer) im Besitze des mit dem Zinse belasteten Gegenstandes ließ, eine Verpfändung desselben rechtlich fingirte und es dem Rentenkäufer überließ, im Falle der Nichtzahlung der Rente sich aus dem Verkaufe des Pfandobjects bezahlt zu machen, indem er es entweder selbst als Meistbieter erstand, oder es einem andern Meistbietenden überließ. Indeß ersetzte auch solcher Rentenkauf den Zinsenvertrag immer noch nicht, da nur der Schuldner berechtigt war, die auf Wiederkauf überlassene Gülte aufzukündigen und abzulösen, der Schuldner jedoch bei prompter Rentezahlung zur Wiederberichtigung des schuldigen Kapitals nicht angehalten werden konnte.

Daß alle solche Geschäfte nur verkleidete Zinsenverträge waren, liegt auf der Hand. Als sich im 15. Jahrhundert die Geldverhältnisse merklich gehoben hatten, suchte man nicht selten die Gültenkäufe als wucherische und gesetzlich ungültige Geschäfte rückgängig zu machen, und veranlaßte so die Erklärungen der Päpste Martin V. und Calixt III., daß solche Verträge als völlig gültig angesehen werden sollten.

Um wie viel einfacher auch sich hierdurch in den damaligen Verhältnissen die Leih- und Zins-

geschäfte gestalten mochten, so waren doch namentlich die kleinern Geldbeträge im Wege des Rentenkaufs nicht wohl zu erlangen, auch fehlte es oft an den geeigneten Verkaufsobjecten und an dem Willen der Darleiher, ihr Kapital auf eine ganz unbestimmte, vielleicht auf ewige Zeit hinzugeben. Das zweite Auskunfsmittel, zu welchem man deshalb griff, bot die Ausnahmsstellung dar, in welcher sich die Juden befanden. Den Satzungen der Kirche nicht unterworfen, hatte deren Zinsenverbot auf dieselben keine Anwendung. Man konnte dies wenigstens so annehmen, ohne geradezu den Vorschriften der Kirche entgegenzutreten. Man betrachtete noch 1000 Jahre nach der Zerstörung Jerusalems die Nachkommen der damals von den römischen Legionen besiegten Juden als Kriegsgefangene. Man nahm an, Titus habe die Israeliten der Kammer des Kaisers für ewige Zeiten so zu eigen gemacht, daß sie des Reichs Knechte geworden wären. Als die deutschen Kaiser sich als Erben und Nachfolger der römischen zu betrachten angefangen hatten, sahen sie sich auch als die obersten Herren und unmittelbaren Richter der gemeinen Jüdischheit an. Sie schrieben sich das Recht zu, alle Juden ausrotten und ihr Gut einziehen zu können. Mit Rücksicht hierauf mußten die Juden bei jeder neuen Krönung durch die Bezahlung des dritten Pfennigs vom römisch-deutschen Könige ihren Leib und ihr Gut lösen und waren außerdem noch als kaiserliche Kammerknechte in Ansehung sonstiger Abgaben ganz in die Willkür des Herrschers gegeben. Oft wurde das Recht, Juden zu halten und von diesen sich für den zu gewährenden Schutz Abgaben entrichten zu lassen, als ein Regal an die Landesfürsten Deutschlands verliehen. Doch hatte diese anscheinende Rechtlosigkeit auch wieder ihre Lichtseite, sie verlieh den Juden die Gunst der Mächtigen und führte sie zur Herrschaft über den Geldverkehr. Im Besitze des Geldes, welches man noch jetzt als die sechste europäische Großmacht bezeichnet, wurden sie überall unentbehrlich, riefen jedoch dadurch auch den Haß der Bevölkerungen gegen sich wach und reizten diese zu den blutigsten Judenverfolgungen.

Aus diesem Schwanken zwischen Gunst und Bedrückung erklärt sich der Inhalt der zahlreichen Judengesetze, auf welche näher einzugehen nicht in unserm Zwecke liegt, welche im allgemeinen aber die Juden zu dem Bezuge hoher Darlehnszinsen berechtigten. So gestattete Kaiser Rudolf I. (1277) den Juden wöchentlich 8 Pf. vom Pfunde oder 174 Proc. als Darlehnszinsen zu nehmen.

Doch sank der Zinsfuß allmählich ohne besonderes gesetzliches Zuthun, und die Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1577 konnten schon den beim Rentenkaufe innezuhaltenden Zinsfuß dahin bestimmen, daß mit 100 Fl. nur 5 Fl. Zins erkauft werden durften. Der heruntergegangene Preis des Geldes mäßigte auch den Zinsenbezug der Juden. In dem Judenprivilegium Karl's V. von 1544 wird den Juden nur noch verstattet, etwas Weiteres und Mehreres, denn den Christen zugelassen ist, als Zins zu nehmen. Die Reichspolizeiordnung von 1577 verstattete auch den Juden nicht mehr als 5 Proc. zur Wucher zu nehmen. Obgleich der Reichsdeputationsabschied von 1600 noch den Renten- oder Gültenkauf als die einzige Form des Geldgeschäfts aufrecht zu erhalten bemüht war, so hatte doch die Einführung des römischen Justinianischen Rechts auch die des Darlehnsvertrages und der Verzinsung der Darlehne zu 5 Proc., auch zu 6 Proc. zur Folge, womit namentlich die protestantischen Länder den Anfang machten. Luther war noch ganz in der Ansicht von der Verwerflichkeit des Zinsenvertrags befangen, wie sein Tractat vom Kaufhandel und Wucher von 1524 ergibt, wogegen Calvin schon entschieden gegen die kanonischen Zinsenverbote auftrat. Männer wie Baco (gest. 1626), Hugo Grotius (1645) und Salmasius (1653) traten entschieden für den Zinsenvertrag auf, und der Reichsabschied von 1654 befreite Deutschland von den Hemmnissen, welche ihm in Beziehung auf die Zinsfrage beinahe seit einem Jahrtausend vielleicht mehr noch das Bestreben nach der Befestigung der kirchlichen Gewalt als die Religiosität ihrer Träger bereitet hatten.

Der gedachte Reichsabschied von 1654 verordnete nämlich: „Anreichend die künftige Zins und Interesse, sollen von nun an dieselbe, sie seien aus wiederkäuflichen Zinsen oder vorgestreckten Anlehen herrührig und versprochen, jedoch nach Ausweisung der Reichsconstitutionen und nicht weiter als 5 Proc., alle und jede Jahre in verglichenen Termin, bezahlt, und im Falle des Saumsals auf bloße Vorzeigung der Obligation per paratam executionem wider den Schuldigen verfahren werden."

Die Gesetzgebung in Österreich.

Wir wenden uns zu der neuern Geschichte der Wuchergesetze einzelner europäischer Länder, und berühren zuerst Österreich. Nachdem auch hier im 16. Jahrhundert Justinian's Gesetzgebung Eingang gefunden hatte, trug Maria Theresia alles, was zur Verhütung des Wuchers nach und

nach verordnet worden war, in dem Patent vom 26. April 1751 zusammen. Die Kaiserin hielt sich gegen Gott dazu für verpflichtet, dem Wucher soviel als möglich zu steuern, und setzte, von der damals allgemein anerkannten Zinstaxe ausgehend, dessen Begriff dahin fest, daß Wucher in Ansehung der Interessen vorhanden sein solle, wenn mehr als 5, höchstens 6 Proc. bedungen und angenommen, wenn Zinsen von Zinsen bedungen, oder die obgleich gesetzlich bedungenen Zinsen vom Kapital abgezogen worden seien. Als Wucher vom Kapital wurde es bezeichnet, wenn ein geringerer Betrag als der, auf welchen der Schuldschein lautet, oder wenn statt des Geldes ganz oder theilweise Waaren gegeben worden. Als Wucher an den Bedingungen erklärte das Gesetz die aus Anlaß von Darlehnen stipulirten Geschenke, den antichretischen und commissarischen Vertrag und den sogenannten contractus mohatrae. Eigenthümlich ist dem Theresianischen Patent, daß es den Schuldner (Bewucherten) als strafbaren Theilnehmer am Wucher betrachtet. Deshalb verliert derselbe das ihm vom Gläubiger Gegebene dergestalt, daß er es dem Fiscus herauszugeben hat, auch wird er, wenn ihn nicht eine erwiesene Nothlage entschuldigt, auch noch mit Leibesstrafen belegt. Der Darleiher verliert dagegen nicht nur das Gegebene, sondern ist außerdem noch mit Arrest und andern angemessenen Strafen anzusehen.

Hierdurch glaubte man mit Hülfe Gottes den Wucher gänzlich abgeschnitten zu haben. Dennoch wurden die Klagen über Wucher und wucherliche Bedrückungen immer lauter, und es wollte dem Kaiser Joseph II. nicht mehr recht einleuchten, ob denn solche Wuchergesetze überhaupt dazu geeignet wären, dem Wucher entgegenzutreten. Das Resultat jahrelang darüber gepflogener Verhandlungen war die unterm 29. Jan. 1787 erfolgte gänzliche Beseitigung der Wucherstrafen, nicht aber auch der Zinstaxen, indem man bei unterpfändlichen Darlehnen den Rechtsschutz nur für 4 Proc., bei andern nur für 5 Proc., bei Mercantilwechseln für 6 Proc. haben sollte.

So konnte auch dies Gesetz, wie alle halben Maßregeln, keine sonderliche Wirkung äußern, und es konnte durch dasselbe die Absicht des Gesetzgebers, dem Privatcredit Erleichterung zu verschaffen, nicht erreicht werden. Dasjenige, welchem der Gesetzgeber den Rechtsschutz versagte, blieb in den Augen des Volks ein Wucher, und derjenige ein Wucherer, welcher mehr als die rechtmäßigen 4 oder 5 Proc. Zinsen nahm. Diejenigen, welche sich nicht scheuten, als Wucherer angesehen zu werden, liehen daher gegen höhere Zinsen aus und ließen sich die Gefahr, das über die Taxe Gegebene zu verlieren, nach wie vor wucherlich vergütigen. Wer sich nicht scheute als Wucherer zu erscheinen, da er als solcher nicht strafbar war, trieb seinen Wucher nur offener und machte ihn so bekannter, und der, welcher leichtsinnig Schulden machen wollte, wurde dazu durch das Patent noch angelockt, da dasselbe ihm in Aussicht stellte, daß er am Ende doch nur die gesetzmäßigen Zinsen zu entrichten hätte.

Nach diesem Sachverhalt ist übrigens auch die Behauptung, als habe Kaiser Joseph die Wuchergesetze gänzlich aufgehoben, unbegründet, und darum will es uns gleichfalls bedünken, als wären die Gründe, welche man aus der Josephinischen Gesetzgebung gegen die Aufhebung der Zinstaxen hergeleitet hat, nicht recht an ihrem Platze. Verwundert darüber, daß man, auf halbem Wege stehen bleibend, das Ziel nicht erreichen konnte, kehrte man im Jahre 1791 in Österreich zu den frühern Wucherstrafgesetzen, erst durch vorbereitende Anordnungen, dann vollständig in dem Patent vom 2. Dec. 1803 zurück, welches Patent sich noch jetzt in Kraft befindet. Nach demselben wird der Wucher mit einer ein Viertel des bedungenen Kapitals betragenden Geldstrafe, bei Unvermögenden mit Gefängniß beahndet.

Die Gesetzgebung in Frankreich.

Auch in Frankreich waren die allgemeinen Zinsenverbote des Mittelalters Landesgesetze geworden und unter Androhung von Geldbußen und schweren körperlichen Strafen sanctionirt. Namentlich belegte Heinrich III. in der Ordonnance de Blois (1579) außerdem noch das Zinsnehmen mit der Landesverweisung und Vermögensconfiscation. Das Institut des Rentenkaufs, welches sich als rentes foncières und constitution de rentes ausbildete, war in Frankreich wie in Deutschland zur allgemeinen Geltung gelangt. Ebenso war hier in den letzten fünf Jahrhunderten der Zinsfuß von einer bedeutenden Höhe bis zu dem gewöhnlichen Satze der Neuzeit herabgegangen. Man trennte sich indeß in Frankreich viel später als in Deutschland von dem Zinsenverbote, und stand hierin beim Ausbruche der Revolution von 1789 noch ziemlich auf dem mittelalterlichen Standpunkte. Das verzinsliche Darlehn wurde unter allen Bedingungen und Formen als Wucher betrachtet, und als solcher auch der Rentenkauf, wenn bei ihm der gesetzliche Zinsfuß von 5 Proc. überschritten wurde. Wir finden noch 1769 ein rigoröses Ein-

schreiten gegen die Wucherer (Zinsnehmer) in Angoulême und ein arrêt des pariser Parlaments vom 10. Jan. 1777, welches mit äußerster Strenge gegen eine große Anzahl von Wucherern verfährt.

Wenngleich Pothier noch gegen das Jahr 1789 den Versuch gemacht hatte, die Rechtswidrigkeit des Zinsenvertrags scharfsinnig nachzuweisen, so fand er doch entschiedene Gegner. Im Betreff des wirklichen Zinsenvertrags wollte namentlich Turgot jede gesetzliche Zinsbeschränkung beseitigt wissen. Einen Mittelweg schlug die constituirende Nationalversammlung ein, indem sie am 3. Oct. 1789 decretirte, daß es gestattet sein solle, mit Umgehung der Form des Rentenkaufs Geld auf bestimmte Zeit und gegen Interessen, jedoch nur zu dem gesetzlichen Zinsfuße von 5 Proc., darzuleihen.

Nach einer allgemein verbreiteten Ansicht soll das beim Beginn der Schreckenszeit, am 11. April 1793, erlassene Gesetz das Geld für eine Waare erklärt und die Bestimmung des Zinsfußes lediglich der freien Übereinkunft der Parteien überlassen haben. Th. Rizy, in der Schrift „Über Zinstaxen und Wuchergesetze" (Wien 1859), bestreitet mit Recht diese Thatsache. Das Gesetz thut nämlich eines ältern Gesetzes (qui avait déclaré l'argent marchandises) Erwähnung, dessen Datum vielleicht nicht sogleich zur Hand war und welches nur das vom 17. und 20. Mai 1791 sein dürfte, durch welches man die Circulation der Assignaten zu befördern und zum Verkauf und Austausch derselben gegen Geld aufzumuntern versucht hatte. Im übrigen verbietet das Gesetz vom 11. April 1793 den Verkauf des baaren Geldes bei schwerer Strafe zu Gunsten des von der Republik als Assignaten ausgegebenen Papiergeldes. Bald darauf wurden die Assignaten um 1200 Millionen vermehrt, entwertheten deshalb immermehr, und selbst die Gesetze vom 1. Aug. und 5. Sept. 1793, welche beziehendlich bei zwanzigjähriger Kerker- und Todesstrafe den Handel mit baarem Gelde untersagten, vermochten ihren Curs nicht zu steigern. Erst als Robespierre und das Schreckenssystem gefallen war, hörten die grausamen Vollstreckungen solcher widersinnigen Finanzgesetze auf.

Ein Gesetz vom 25. April 1795 gab das Gold und Silbergeld dem freien Verkehr wieder zurück, mußte jedoch schon am 21. Mai 1795 einem neuen Zwangscurs der Assignaten weichen. Daß dies Gesetz auch die Zinstaxen wieder eingeführt und die Zinsen auf 5 Proc. festgestellt habe, wird von Rizy in der gedachten Schrift ausdrücklich bestritten, während andere das Gegentheil behaupten. J. F. Merckel in der Schrift „Über den Zinswucher, nach dem in der bairischen Pfalz geltenden französischen Gesetz vom 3. Sept. 1807 in Vergleichung mit andern Gesetzgebungen" (Heidelberg 1855) bemerkt über diesen Punkt: „Wir können es füglich dahingestellt sein lassen, ob während der Französischen Republik eine Aufhebung der Zinstaxen erfolgt ist oder nicht, und gelangen zu der den Zinswucher betreffenden Gesetzgebung Napoleon's. Wir müssen jedoch noch bemerken, daß auch der pariser Cassationshof seit 1809 die Ansicht hegt, daß die vorgedachte Aufhebung wirklich stattgefunden habe."

Der Code Napoléon vom Jahre 1804 verordnet im Art. 1907: „Die Zinsen sind entweder gesetzlich oder in einem Vertrage bestimmt. Die vertragsmäßigen Zinsen können in allen Fällen, wo das Gesetz es nicht verbietet, den gesetzlichen Zinsfuß übersteigen. Der Betrag der bedungenen Zinsen muß schriftlich festgesetzt werden."

Die hierdurch gewährte Freiheit des Zinsfußes war mehr eine scheinbare als eine wirkliche. Man wollte durch den Art. 1907 gleichsam einen Übergang zur Wiederherstellung bestimmter Zinstaxen von dem durch die Revolution erzeugten Zustande der Zerrüttung aller Geldverhältnisse bilden, welche mit dem Preise des Geldes auch die Zinsforderungen so hoch gesteigert hatten. Man knüpfte die Zulassung höherer als der gesetzmäßigen Zinsen an das schriftliche Bedingen derselben und motivirte diese Bestimmung durch die Annahme, daß jene Vampyre, welche sich von dem Blute ihrer unglücklichen Mitbürger nähren, es doch schwerlich wagen würden, ihre schändlichen Streiche förmlich zu Papier zu bringen und ihre Schmach durch Brief und Siegel beurkundet der Beurtheilung ehrbarer Gerichtshöfe zu unterbreiten. Wenn überdies die Gerichte nun auch bei gewöhnlichen Darlehnen nicht auf höhere als 5proc. Zinsen erkannten, dann trat auch hier ziemlich das wieder hervor, was die Josephinische Gesetzgebung zu einer unwirksamen machte. Eine höhere Verwerthung des Geldes als zu dem gesetzmäßigen Zinsfuße konnte nur durch die Simulation von Handels- und Wechselgeschäften, die diesem nicht unterlagen, oder durch solche Geschäfte herbeigeführt werden, welche in das frühere Gebiet des Wuchers fielen.

Petit, Präsident des Appellhofs zu Douai, sagt in seinem „Traité de l'usure" (Douai 1840) von dem Code civil: „Dieses Gesetzbuch enthält nichts bezüglich des Zinsfußes, es ließ

es bei der frühern Gesetzgebung in dieser Beziehung bewenden und überließ den Parteien, den Zinsfuß unter sich nach eigenem Gutdünken durch Vertrag festzusetzen. Dadurch gab es aber den unglücklichen Schuldner der Habgier des Wucherers völlig preis. Man verfehlte auch nicht, von dieser Erlaubniß einen ausgedehnten Gebrauch zu machen, und die Folgen davon waren verderblich und unheilvoll, besonders in gewissen Gegenden. Man übertrieb es so sehr, daß man die Zinsen auf 20, 30, 40, 50 und 60 Proc. brachte. Die Zahl der zu Grunde gerichteten Familien und der zum öffentlichen Skandal wucherisch erworbenen Reichthümer wurde damals in Frankreich nach Tausenden gerechnet. Der Wucher, durch kein gesetzliches Band in Schranken gehalten, brach wie ein feindlicher Überfall auf die Gesellschaft ein. Er setzte sich darin fest und schlug so tiefe Wurzeln, daß es der Strenge der Gesetze und den gerichtlichen Beamten noch nicht gelungen ist, diese Wurzeln auszurotten."

Die wahren Quellen des Übels verkennende Ansichten waren es ebenfalls auch, welche das Gesetz vom 3. Sept. 1807 hervorriefen. Der Staatsrath Jaubert, welcher die Motion dieses Gesetzes in der Gesetzgebenden Versammlung vortrug, hielt die Zeit zur Aufrichtung bestimmter Schranken für den Zinsfuß für gekommen und spricht dabei Grundsätze aus, welche dem gegenwärtigen Stande der Volkswirthschaftspolitik nicht mehr gemäß sind.

Das Gesetz vom 3. Sept. 1807 bestimmt, daß die durch Vertrag bedungenen Zinsen bei gewöhnlichen Darlehnen nicht mehr als 5, bei Handelsschulden nicht mehr als 6 Proc. betragen dürfen, und daß, wo dieses Maß überschritten werde, der Darleiher von dem Civilrichter zu verurtheilen sei, das ungebührlich empfangene Übermaß zurückzustellen oder es sich vom Kapital abziehen zu lassen. Überdies müsse derselbe gewärtigen, nach Umständen wegen Zuerkennung der gesetzlichen Strafen vor das Zuchtpolizeigericht gestellt zu werden. Diejenigen nämlich, welche überwiesen werden, sich den Wucher zur Gewohnheit gemacht zu haben, sollen mit Geldstrafen bis zum Betrage der Hälfte des dargeliehenen Kapitals belegt werden. Gehe aber aus den Erhebungen hervor, daß der Darleiher sich einer Prellerei (escroquerie) schuldig gemacht habe, dann solle er nebst Zuerkennung der Geldbuße noch mit Gefängniß bis zu zwei Jahren bestraft werden.

Wir sehen hier neben der Wiederherstellung der Zinstaxe den strafbaren Wucher auf den Gewohnheitswucher und den mit Prellerei verübten eingeschränkt. Im Verhältniß zu der ältern Ansicht, daß die Strafe des Wuchers durch eine jede Überschreitung des gesetzlichen Zinssatzes bereits verwirkt sei, kann man das Gesetz vom 3. Sept. nur als einen Fortschritt begrüßen, und zwar um so mehr, als auch andere neuere Strafgesetzgebungen, welche, geblendet von der glatten Außenseite der Napoleonischen Strafgesetze, diese nur zu oft zum Muster nahmen, eine ähnliche Beschränkung der Wucherstrafe in sich aufgenommen haben. Darüber, welche Requisiten dazu vorhanden sein müssen, damit der Gewohnheitswucher (habituellement à l'usure) als constatirt zu erachten sei, fehlt es auch gegenwärtig noch nicht an divergirenden Ansichten und selbst an widersprechenden Entscheidungen der betreffenden höchsten Gerichtshöfe. Daß nicht eine einzelne Bewucherung hinreicht, sondern auch Wucherfälle vorausgegangen sein müssen, um die Wucherstrafe zu rechtfertigen, dies allein dürfte allseitig zugegeben werden.

Wo mit dem Wucher eine betrügerische Handlung, eine Prellerei, sich verbindet, fällt dieselbe wesentlich in ein anderes Strafgebiet und macht den Betrug zu einem qualificirten und die Wucherstrafe wesentlich nur zu einer Qualification der Strafe des Betrugs.

Das Gesetz vom 3. Sept. 1807, welches zunächst am 31. Oct. 1807 auch im damaligen Königreich Italien zur Gültigkeit gelangte, in der Lombardei und Venedig noch jetzt besteht und sich unter anderm auch in der bairischen Rheinpfalz erhalten hat, soll den von ihm gehegten Erwartungen in Frankreich vollkommen entsprochen haben. Eine große Masse von Kapitalisten, welche durch die frühere Laxheit der Legislation verleitet worden wären, aus den durch die Künste des Wuchers übermäßig gesteigerten Kapitalsnutzungen Vortheile zu ziehen, sollen das neue Gesetz mit ehrfurchtsvoller Scheu aufgenommen und ihm gemäß ihre Geschäfte eingerichtet haben. Der Zinsfuß soll sich von seiner schwindelnden Höhe in die gesetzlichen Schranken zurückgedrängt und die Zahl der Schuldgefangenen, welche 1806 in Paris allein 645 betrug, schon 1809 bis auf 290 vermindert gehabt haben. Die repressive Kraft des Gesetzes wird in strafrechtlicher Beziehung als eine sehr geringe geschildert, was wol keines andern Beweises als der Angabe der Thatsache bedarf, daß die Zahl der Wucherstraffälle sich jährlich in ganz Frankreich nicht über 16 erhob. Man muß von den Wirkungen der bloßen Strafandrohung eine ganz absonderliche, allen Erfahrungen der Criminalpolitik widersprechende Meinung haben, wenn man bei einer so vereinzelten Anwendung der Wucherstrafen diesen irgend-

einen Einfluß auf den Wucher selbst einzuräumen sich gedrungen fühlt. Nach unserm Dafürhalten documentiren sie dadurch nur ihre völlige Werthlosigkeit und Entbehrlichkeit.

Ein Antrag des Deputirten l'Herbette, der 1836 den Zinsenvertrag von allen Fesseln befreit wissen wollte, war erfolglos, vielmehr fand man es später angemessen, durch eine Gesetznovelle vom 13. Dec. 1850 das Gesetz vom 3. Sept. 1807 zu verschärfen und zu — verbessern. Man traf Bestimmungen, mit welchen man dem Wucher besser und kräftiger entgegenzutreten vermeinte. Man verknüpfte mit dem Gewohnheitswucher außer den Geldbußen sechstägiges bis sechsmonatliches Gefängniß, ließ im Rückfalle stets das Maximum der Strafe eintreten und ermächtigte die Gerichte, das Doppelte desselben nach Umständen festzusetzen. Rückfällig sollte schon der sein, welcher innerhalb fünf Jahren nach erlittener Verurtheilung wegen Wuchers auch nur einer wucherischen Handlung sich schuldig mache. Auch bestimmte man, daß der mit Prellereien verbundene Wucher mit der Art. 405 des Code pénal bestimmten Strafe der escroquerie (Gefängniß bis zu fünf Jahren und Geldbuße bis zu 5000 Fr.) belegt und daß das Urtheil öffentlich bekannt gemacht werden sollte.

Die französische amtliche Statistik zeichnet die Wucherfälle nicht besonders aus, wirft sie vielmehr mit denen der escroquerie zusammen, sodaß man leider nicht zu ersehen im Stande ist, welche Wirkungen auf diese Fälle denn eigentlich die Gesetze vom 3. Sept. 1807 und 13. Dec. 1850 äußerten. Doch läßt sich wol annehmen, daß es insbesondere die Unerheblichkeit ihrer Wirkungen ist, welche solcher Nichtabsonderung der Straffälle zum Grunde liegt. Die Handelskrisis des Jahres 1857 regte auch in Frankreich die Frage der Aufhebung aller Zinsbeschränkungen wieder an, ohne jedoch irgendein Resultat in Betreff derselben herbeizuführen.

Die Gesetzgebung in England, Spanien, Sardinien, Genf und Norwegen.

In England, zu dessen Gesetzgebung wir uns nun wenden, brach man früher als anderswo mit den kanonischen Zinsverboten. Schon das Statut 37 Heinrich VIII., Kap. 9, gestattete 1546 das verzinsliche Darlehn unter Feststellung des Zinsfußes auf 10 Proc. Unter Eduard VI. kehrte man zwar in dem Statut 5 und 6 Eduard VI., Kap. 20 (1553) zu dem Zinsenverbote als einer Anforderung der Heiligen Schrift zurück, welches Verbot auch unter der katholischen Maria (gest. 1558) fortbestand. Doch gestattete Elisabeth 1571 (in dem Statut 13 Elisabeth, Kap. 8) wiederum das verzinsliche Darlehn. Man stellte zwar die Zinstaxe von 10 Proc. wieder her, doch drückte sich der Zinssatz nach und nach bis auf 5 Proc. herunter. Wir finden unter Jakob I. (gest. 1625) einen gesetzlich gestatteten Zinssatz von 8 Proc., unter Cromwell und Karl II. von 6 Proc. und unter der Königin Anna (gest. 1714) von 5. Proc.

Unter der Regierung der letztern erging (Statut 12 Anna, Kap. 16) das Wuchergesetz, welches bis in die neuere Zeit, soweit nicht besondere Ausnahmen statuirt wurden, als maßgebend betrachtet worden ist. Alle Darlehnsverträge, bei denen mehr als 5proc. Zinsen bedungen wurden, sollten als wucherisch betrachtet und gänzlich ungültig sein. Der Darleiher, welcher bereits einen Theil der wucherisch bedungenen Zinsen erhalten hatte, sollte mit einer Geldstrafe zum dreifachen Betrage der dargeliehenen Summe beahndet werden. Erst das Statut 58 Georg III., Kap. 93, beseitigte einigermaßen diese Härte, indem es den Giraten, welcher sich im guten Glauben befand, von der Verantwortlichkeit für einen etwa bei dem Geschäfte vorgekommenen Wucher befreite.

Mit dem Jahre 1818 begannen die Schritte, welche man in England that, um sich der Fesseln der Wuchergesetze zu entledigen; doch vergingen mehrere Jahre, ehe es gelang, nach dieser Richtung hin im Unterhause die Majorität zu gewinnen. Nur mit langsamen Schritten vermochte man sich dem Ziele zu nähern. Erst die Bankacte vom 29. Aug. 1833 (Statut 3 und 4 Wilhelm IV., Kap. 98) erleichterte dadurch wesentlich den Handelsverkehr, daß sie die Wuchergesetze auf solche Wechsel und kaufmännische Schuldbillets (promissory notes), welche eine drei Monate nicht überschreitende Zahlungsfrist enthalten, nicht mehr für anwendbar erachteten. Ein Gesetz vom Jahre 1837 (Statut 1 Victoria, Kap. 80) dehnte diese Bestimmung (jedoch vorläufig nur bis zum 1. Jan. 1840) auf die Papiere dieser Art aus, welche nicht länger als zwölf Monate zu laufen hatten.

Es waren besonders Adam Smith und Bentham, welche in England ein schnelleres Einschreiten gegen die Wuchergesetze durch die von ihnen vertretenen Ansichten hinderten. Wenn England unter seinen Zinsbeschränkungen in der Zeit, welche zwischen der Regierung der Königin Anna und der Königin Victoria liegt, in Ansehung seines Handels, seiner Industrie und seiner Stellung auf den Geldmärkten der Welt einen an das Fabelhafte grenzenden Aufschwung

nahm, so irren doch die Anhänger der Wuchergesetze, wenn sie diesen Aufschwung auch nur zu dem allergeringsten Theil jenen Wuchergesetzen zugute rechnen. Nicht weil England an diesen festhielt, sondern ungeachtet es dies that, erlangte es die vorliegenden Resultate; der Damm, welchen die Wuchergesetze entgegensetzten, war zu schwach, um der freien Bewegung des Geldverkehrs irgendeinen in das Gewicht fallenden Widerstand zu leisten.

Dem Gesetze von 1837 folgte am 29. Juli 1839 (Statut 2 und 3 Victoria, Kap. 37) ein zweites, welches verordnete, daß nicht nur alle Wechselbriefe und Schuldbillets, welche nicht länger als zwölf Monate zu laufen haben, sondern überhaupt alle Verträge über Darlehne oder Zahlungen auf Zeit von den zur Verhinderung des Wuchers bestehenden Gesetzen in der Regel nicht berührt werden sollen. Die Ausnahmen von dieser Regel waren allerdings noch ausgedehnt genug. Die Regel sollte nicht berühren: 1) alle Darlehnsforderungen, welche die Summe von 10 Pf. St. nicht übersteigen, die sogenannten Darlehne à petite semaine; 2) die nicht, bei welchen zugleich eine hypothekarische Sicherheit bestellt worden ist. Ferner sollten 3) höhere Zinsen als 5 Proc. vor den Gerichtshöfen nicht eingeklagt werden können; auch sollten 4) die alten Wucherstrafen dann eintreten, sobald der Gerichtshof erkenne, daß von den Parteien ein anderes Zinsmaß bedungen worden, als in der Urkunde angegeben sei.

Auf dieses Übergangsgesetz folgte am 10. Aug. 1854 (Statut 17 und 18 Victoria, Kap. 90) ein Gesetz, welches alle Schranken beseitigte, die bis dahin noch der freien Übereinkunft über den Zinsfuß entgegenstanden. Das Gesetz hat sich in der Handelskrisis von 1857 und 1858 als zweckmäßig bewährt und seither keinen der Nachtheile in seinem Gefolge gehabt, welche die Anhänger der Zinstaxen und Wuchergesetze an deren Aufhebung zu knüpfen sich gedrungen fühlen.

Ähnlich wie in England gestaltete sich die Zinsengesetzgebung 1856 in Spanien, 1857 in Sardinien und Genf.

In Norwegen schritt man 1842 zu einer theilweisen Aufhebung der Zinsgesetze. Bei Wechsel- und solchen Schuldforderungen, welche nicht länger als sechs Monate zu laufen haben, sollte unter der Voraussetzung, daß für dieselben keine Sicherheit durch Einzeichnung auf unbewegliche Güter erwirkt worden, die Bestimmung des Zinsmaßes dem freien Übereinkommen der Parteien überlassen bleiben. Doch beschränkte ein Gesetz vom 15. Sept. 1851, hervorgerufen durch zahlreiche Petitionen, in denen die Übergriffe der Darleiher geschildert waren, diese Begünstigung der mit kurzen Zahlungsterminen abgeschlossenen Darlehnsgeschäfte darauf, daß für diese ausnahmsweise ein Procentsatz von 6 Proc. verstattet ward. Man kehrte jedoch in dem Gesetz vom 12. Oct. 1857 zu dem vom Jahre 1842 zurück, und man hat keinen Grund zu der Annahme, daß dies zum Nachtheil des Landes und seiner Bewohner gereicht hätte.

Die Gesetzgebungen der deutschen Bundesstaaten.

In Würtemberg geht man von der Anschauung aus, daß mit der Einführung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung alle und jede Bestimmungen über das Zinsmaß ihre praktische Bedeutung verloren haben. Das Vergehen des Wuchers bestand nach dem Strafgesetzbuche, Art. 355, in einer vor dem Entlehner verhüllten Überschreitung des gesetzlichen Zinsmaßes. Man hielt es nun aber für eine Widersinnigkeit, jemand die unbedingte Wechselfähigkeit beizulegen und ihn dennoch durch Wuchergesetze bevormunden zu wollen, und nahm auch ohne deren ausdrückliche Aufhebung die Wuchergesetze als obsolet an.*)

Diese Ansicht ist in Betreff Würtembergs auch eine völlig gerechtfertigte, sie folgt aus dem Stande der dortigen Zinsgesetzgebung. Es hat nämlich bereits das Gesetz vom 2. Oct. 1839 bestimmt, daß die Vorschrift des nicht zu überschreitenden Zinsmaßes keine Anwendung finde auf Anleihen von Personen, welchen unbedingte Wechselfähigkeit zukommt. Ist diese Wechselfähigkeit nun eine allgemeine geworden, so ist dies auch mit der Befreiung von der Zinsschranke der Fall gewesen. Man hat in Würtemberg diese Gesetzauslegung nicht zu bereuen gehabt, und es hat sich, namentlich in der Handelskrisis von 1857, dieselbe trefflich bewährt.

In Bremen hatte das Gesetz vom 4. und 6. Jan. 1858 die gesetzlichen Beschränkungen des vertragsmäßigen Zinsfußes bis zu Ende des Jahres außer Kraft gesetzt. Als man diese provisorische Maßregel für eine zweckmäßige erkannte, schaffte man in dem Gesetz vom 24. und 27. Dec. 1858 die Zinsbeschränkungen für immer ab.

---

*) Vgl. das Schriftchen eines Würtembergers (K. Pfeifer): „Gegen die Schrift des Dr. Th. Rizy über Zinstaxen und Wuchergesetze" (Stuttgart 1859).

Diesem Beispiele Bremens folgend hob Sachsen-Weimar am 4. Mai 1859 zeitweilig seine Zinstaxen auf, und es ist wol nicht anzunehmen, daß man dort zu ihnen zurückkehren werde. Ebendies geschah am 14. Nov. 1857 im Fürstenthum Reuß.

Man kann mit Rizy (in dessen oben angeführter Schrift, welche uns überhaupt öfter zum Anhalt gedient hat) die Wuchergesetzgebungen der deutschen Bundesstaaten im allgemeinen in zwei Gruppen theilen. Zu der ersten Gruppe gehören die Gesetzgebungsarbeiten, welche bis zum Anfange der vierziger Jahre unsers Jahrhunderts hinabreichen. Es betrifft dies die Staaten: Baiern, Oldenburg bis zu seinem neuen Gesetzbuche vom 3. Juli 1858, welches die Wucherstrafen nicht mehr kennt, Würtemberg, Braunschweig, Lippe-Detmold, Hannover, Sachsen-Altenburg, Großherzogthum Hessen und Frankfurt, dessen Strafgesetzbuch erst 1856 dem hessischen fast wörtlich nachgebildet wurde.

Diese Gesetzbücher halten noch an dem Gedanken fest, daß jede Überschreitung der Zinstaxe als eine dem Gemeinwesen gefährliche Ordnungswidrigkeit wenigstens mit polizeilichen Correctionsstrafen zu belegen sei. In diesen Gesetzgebungen wird jedoch schon der Versuch gemacht, den Begriff des Wuchers als eines strafbaren Vergehens von dem der Überschreitung der Zinstaxe abzulösen. Nicht die sittlich gleichgültige Verletzung des willkürlich angenommenen Zinssatzes ist hier schon das strafbare Moment, sondern eine moralisch und rechtlich verwerfliche Handlung muß noch hinzutreten, damit sich das Verbrechen des Wuchers, die alte usuraria pravitas, constituire. Die vorgedachte Bestimmung des Art. 355 des würtembergischen Strafgesetzbuchs vom 1. März 1839 verleiht dieser Begriffsbestimmung einen entsprechenden Ausdruck. Er lautet wörtlich: „Die Überschreitung des gesetzlich erlaubten Zinsfußes zieht blos die im Gesetze gegen den Wucher bestimmten privatrechtlichen und polizeilichen Folgen nach sich, ausgenommen wenn der Gläubiger, um den Schuldner zu täuschen, den Vertrag so eingekleidet hatte, daß daraus das wahre Verhältniß der Zinsen zum Kapital nicht deutlich zu ersehen war. Hier kommen die Bestimmungen über Betrug in Anwendung, wogegen sonst nur der Bezug 6 Proc. übersteigender Zinsen bestimmten Geldbußen unterliegt, und nur für den Fall der Gewerbsmäßigkeit eines solchen Zinsenbezugs mit einem bis sechswöchentlichen Arrest bedroht ist, der sich im Rückfalle bis zu drei Monaten steigert." Es ist das französische Gesetz vom 3. Sept. 1807, welches man hier nachgebildet findet.

Die zweite Gruppe der Gesetzgebungen trennt den Begriff des strafbaren Wuchers bereits ganz von dem der Zinsüberschreitung. Diese begründet zwar ein Klagerecht, ist im übrigen aber nicht strafbar. Nur die escroquerie, das betrügerische Element im Zinsnehmen, ist noch der Beahndung unterworfen. Das thüringische Strafgesetzbuch, welches in Sachsen-Weimar am 20. März 1850, in Sachsen-Meiningen am 21. Juni 1850, in Sachsen-Koburg-Gotha am 20. Nov. 1850 und 23. Dec. 1851, in den beiden Schwarzburg am 25. März und 26. April 1850 und in Reuß jüngerer Linie am 14. April 1852 erlassen wurde, gibt eine solche Auffassung des Wuchers am bestimmtesten wieder. Art. 286 lautet nämlich: „Wer den ihm bekannten Nothstand oder den ihm bekannten Leichtsinn eines andern benutzt und sich von diesem bei einem mit demselben eingegangenen Darlehns- oder andern Vertrag höhere Zinsen als gesetzlich erlaubt sind, oder statt derselben andere, das erlaubte Zinsmaß überschreitende Vortheile versprechen und leisten läßt, ist mit einer Geldstrafe zu belegen, welche nicht unter den doppelten und auch nicht über den zehnfachen Betrag des gezogenen unerlaubten Gewinns vom Richter zu bestimmen ist." Eine Confiscation des Dargeliehenen findet nicht statt. Gesetzlich gestattet sind 6 Proc. Zinsen. Nach Art. 287 trifft gleiche Strafe den, der unter dem Bedingen einer Conventionalstrafe oder dem Bewilligen einer Stundung einer solchen Zinsüberschreitung verfällt, oder nach Art. 288 den, der dies durch das Sichversprechenlassen größerer Summen, oder besserer Münzsorten, oder Hingeben geringerer Valuten verdeckt.

Die Strafen des einfachen Betrugs treten ein: wenn der wucherliche Vertrag von dem Gläubiger so verschleiert wurde, daß der Schuldner über das wahre Verhältniß der Zinsen und sonstigen Vortheile einer Täuschung unterlag, wobei es denn auf einen vorhandenen Nothstand oder Leichtsinn des Schuldners nicht weiter ankommt.

Es sind insbesondere noch Baden, welches in dem Gesetzbuch vom 6. März 1845, ebenso das Königreich Sachsen in dem Gesetzbuch vom 13. Aug. 1855, sowie auch Preußen und mit ihm Anhalt-Bernburg und Waldeck, welche sich dieser Auffassung im wesentlichen anschließen.

Die Gesetzgebung Preußens insbesondere, und die volkswirthschaftlichen Gesichtspunkte, die bei der Debatte in den preußischen Kammern in Betreff der Wuchergesetze hervortraten.

Das Preußische Allgemeine Landrecht nennt (§. 803, Tit. 11, Thl. I) Zinsen alles, was ein Schuldner für den Gebrauch fremden Geldes entrichten muß. Der allgemein verstattete Zinsfuß ist 5 Proc. (§. 804), für Kaufleute 6 Proc. (§. 805). Der den Juden zugestandene Zinssatz von 8 Proc. erlangte seine Endschaft, als das Edict vom 11. März 1812 den Juden die staatsbürgerlichen Rechte verliehen hatte. Das Nehmen der Zinsen von Zinsen ist unerlaubt (§. 818), selbst die Vorausbezahlung der Zinsen, wenn nicht geringere als die gestatteten Zinsen bedungen wurden. Als Wucher wird es angesehen, wenn Waaren statt baaren Geldes gegeben werden, oder wenn in anderer Weise die Darlehnsvaluta geschmälert wird (§§. 718—721).

Nach §. 1274, Tit. 20 des Allgemeinen Landrechts bestand die Strafe des Wuchers, worunter jeder übermäßige Vortheil, den der Gläubiger unter einem andern Namen oder Geschäfte zu verstecken sucht, verstanden wird, darin, daß Kapital und Zinsen zu ihrem ganzen verschriebenen Betrage dem Fiscus verfielen. Hier war somit eigentlich nicht der Wucher, sondern nur das Verstecken desselben das mit der Strafe Bedrohte.

Nach §. 1271 können höhere Zinsen als die im Gesetz verstatteten rechtsgültigerweise weder versprochen noch gegeben werden und nach §. 1272 kann das, was über die gesetzmäßigen Zinsen gezahlt ist, noch binnen sechs Jahren nach völlig abgetragener Schuld zurückgefordert werden.

Man behielt diese Bestimmungen der §§. 1271 und 1272 neben dem Strafgesetzbuche vom 14. April 1851 bei und bestimmte im §. 263 des letztern, im Anklange an das französische Gesetz vom 3. Sept. 1807: „Wer sich von seinem Schuldner höhere Zinsen als die Gesetze zulassen vorbedingt oder zahlen läßt und entweder diese Überschreitung gewohnheitsmäßig betreibt oder das Geschäft so einkleidet, daß dadurch die Gesetzwidrigkeit versteckt wird, ist wegen Wuchers mit Gefängniß von drei Monaten bis zu einem Jahre und zugleich mit Geldbuße von 50—1000 Thlrn. sowie mit zeitiger Untersagung der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte zu bestrafen." Wir finden hier somit den Gewohnheitswucher und die Prellerei beim Wucher als dessen allein strafbare Momente wieder.

Zur Zeit der Napoleonischen Herrschaft erkannten die großen Reformatoren der preußischen Gesetzgebung sehr wohl, daß die Fesseln, welche man dem Geldverkehr anlegt, auch den Wiederaufschwung des Landes hemmen müßten, und gaben darum in den Jahren 1809 und 1810 diesen Verkehr, losgemacht von allen Zinsbeschränkungen, frei. Man erachtete es jedoch nach dem Ablaufe dieser Zeit des sogenannten Indults noch nicht für angemessen, die Wuchergesetze abzuschaffen, und kehrte so leider zu ihnen zurück. Die Handelskrisis des Jahres 1857 bewirkte auch in Preußen die Suspension dieser Gesetze in dem Zeitraume vom 17. Nov. 1857 bis zum 27. Febr. 1858.

Rizy in seiner Schrift bemerkt über diese zeitweise Suspendirung der Wuchergesetze: es wäre über die Suspendirung in dem Lager der Abolitionisten des Jubels kein Ende gewesen; doch habe man sich bitter getäuscht gesehen, als beide Häuser des Landtags am 6. und 22. Febr. 1858, nachdem ihnen die provisorische Verordnung vom 27. Nov. 1857 zu ihrer verfassungsmäßigen Genehmigung vorgelegt worden, diese zwar nachträglich genehmigt, aber zugleich es ausgesprochen, daß hierdurch den erheblichen Bedenken nicht präjudicirt sein sollte, welche der Aufhebung der Zinsbeschränkungen entgegenständen. Auch die Staatsregierung habe sich entschieden dagegen verwahrt, daß dieses Provisorium eine definitive Abschaffung der Wuchergesetze anzubahnen im Sinne gehabt habe.

Man würde indeß irren, wenn man mit Rizy annehmen wollte, daß diese Kundgebungen für den Werth der Wuchergesetze in das Gewicht fallen. Sie waren der Ausdruck der reactionären Majorität des Herrenhauses, einer Partei, die sich unter dem Einflusse des Ministeriums Manteuffel auch im Abgeordnetenhause in einer entschiedenen Mehrheit behauptete. Bald nach dem Eintritt des Ministeriums Hohenzollern begann die Staatsregierung auch in Beziehung auf die Wuchergesetze eine veränderte Stellung einzunehmen. Bei Gelegenheit der am 17. Jan. 1859 zuerst dem Herrenhause gemachten Vorlage eines Gesetzentwurfs, betreffend die Abänderung einiger Bestimmungen des Strafgesetzbuchs, verlangte die Staatsregierung dem vorgedachten §. 263 den Nachsatz beigefügt zu sehen, daß, wenn mildernde Umstände festgestellt würden, mit der Wucherstrafe bis auf eine Woche Gefängniß und eine Geldstrafe von 5 Thlrn. sollte heruntergegangen werden können.

Man wollte bei diesen Strafen dadurch vorläufig namentlich in den Fällen einer nur geringen

Überschreitung des Zinsmaßes, eines nur unbedeutenden gesuchten Gewinns oder einer vorhanden gewesenen Gefahr des Verlustes sich in den Stand setzen, gleichsam nur eine polizeiliche Rüge an die Stelle der Strafe treten zu lassen. Es war nur eine schwache Majorität, mit welcher am 17. Febr. im Herrenhause der Antrag der Staatsregierung verworfen wurde.

Das Abgeordnetenhaus stellte bei seiner Beschlußfassung über die Gesetznovelle dagegen den Regierungsvorschlag in Ansehung der Wucherstrafe wieder her, indem es die Verstattung der Annahme mildernder Umstände sowol beim Gewohnheits- als beim verschleierten Wucher als einen entschiedenen Fortschritt zum Bessern anerkannte. Hier hatte die veränderte Regierungspolitik in dem neugebildeten Hause bereits einen Umschwung der Ansichten über den Wucher herbeigeführt.

Das Ministerium Hohenzollern brachte sodann am 16. Jan. 1860 einen Gesetzentwurf vor den Landtag, und zwar zuerst vor das Haus der Abgeordneten, welcher die gänzliche Aufhebung der Beschränkungen des vertragsmäßigen Zinssatzes bezweckte. Dieser Entwurf umfaßte die nachstehenden drei Paragraphen:

„§. 1. Die bestehenden Beschränkungen des vertragsmäßigen Zinssatzes und der Höhe der Conventionalstrafen, welche statt der Zinsen für den Fall der zur bestimmten Zeit nicht erfolgenden Rückzahlung eines Darlehns bedungen werden, sind aufgehoben. §. 2. Wird die Zahlung eines Kapitals verzögert, so bleibt, wenn ein höherer als der für die Zögerungszinsen bestehende Zinsfuß bedungen war, dieser höhere Zinsfuß auch für die Zögerungszinsen maßgebend. §. 3. Die privatrechtlichen Bestimmungen in Ansehung der Zinsen von Zinsen und die für die gewerblichen Pfandleihanstalten gegebenen Vorschriften werden durch dieses Gesetz nicht geändert."

Dieser Gesetzentwurf ging aus umfassenden Erörterungen hervor, bei welchen, wie die Staatsregierung in den Motiven bemerkte, die Handelskammern und die Vorstände der kaufmännischen Corporationen, die Provinzialverwaltungs- und Justizbehörden, das Landesökonomiecollegium und die Vorstände der landschaftlichen Creditverbände zuvor gehört worden waren. Durch diese war die Regierung in der Überzeugung befestigt worden, daß die Wirkung der den vertragsmäßigen Zinssatz beschränkenden Gesetze eine entschieden nachtheilige, und daß daher die Geltung dieser Gesetze im öffentlichen Interesse nicht länger aufrecht zu erhalten sei.

Nach dem gegenwärtigen Stande der volkswirthschaftlichen Erkenntniß lassen sich, äußerte die Regierung, die durch die sogenannten Wuchergesetze festgestellten Zinsbeschränkungen nicht mehr dadurch rechtfertigen, daß der Gesetzgeber berufen oder im Stande sei, den Preis für die Benutzung des Kapitals überhaupt in der ihm geeignet scheinenden Weise zu begrenzen, oder auch nur die bedrängten Darlehnssucher gegen die Ausbeutung ihrer Noth oder ihrer Unerfahrenheit durch übermäßige Zinsforderungen der Darlehnsgeber zu schützen. So wohlwollend auch Gesetzvorschriften über das Zinsmaß und die Wucherstrafe sein möchten, so wenig werde ihre Absicht doch erfahrungsmäßig auch nur annähernd durch dieselben wirklich erreicht. Statt nämlich die Kapitalisten, welchen der gesetzliche Zinsfuß nicht genüge, zur Gewährung von Darlehnen zu diesem Zinsfuße zu zwingen, veranlassen die Zinsbeschränkungen die Kapitalisten nur dazu, entweder ihre Kapitalien in Unternehmungen oder Creditgeschäften anzulegen, welche eine höhere Kapitalsnutzung in Aussicht stellen, oder die Darlehngeber greifen zur Stipulirung der gewünschten höhern Vergütigung in einer vom Verbotsgesetze nicht erreichbaren Form. Im erstern Falle bleibe dem bedrängten Darlehnssucher die nöthige Hülfe ganz versagt, im zweiten erweise sich der ihm vom Gesetze zugedachte Schutz gegen die Zahlung hoher Zinsen wirkungslos. Und gerade zur Erreichung dieses letztern Ziels bieten sich für den Darlehnsgeber die mannichfaltigsten Mittel dar. Durch Cession von Forderungen gegen geringere Valuta, durch Verträge über Lieferung landwirthschaftlicher Producte gegen vorher bestimmte niedrige Preise, durch billige Waarenverkäufe — etwa mit Vorbehalt des Wiederkaufs — und namentlich durch den seit Einführung der allgemeinen Wechselfähigkeit überall anwendbaren Wechselkauf gegen hohes Disconto könne der Darlehnsgeber sich in rechtsgültiger Weise beliebig auch die höchste Zinsvergütigung verschaffen. Die Leichtigkeit dieser Operationen habe denn auch die Wirksamkeit der Wucherstrafgesetze völlig illusorisch gemacht.

Die Zahl der Untersuchungen wegen Wuchers belief sich nämlich in Preußen im Jahre 1849 auf 143, 1850 auf 117, 1851 auf 76, 1852 auf 143, 1853 auf 170, 1854 auf 197, 1855 auf 161 und 1856 auf 157. In den drei Jahren 1855—57 ist in 73 Fällen der Verurtheilung wegen Wuchers die Begnadigung nachgesucht und nur in 16 Fällen gänzlich abgelehnt worden, während in 57 Fällen entweder ein gänzlicher Erlaß oder eine Milderung der Strafe eintrat. Wie werthlos in einem Staate von beinahe 18 Mill. Einwohnern eine so

schwache Repression gegen das Vergehen des Wuchers erscheint, bedarf wol keines weitern Beweises. Civilklagen auf Auflösung wucherlicher Geschäfte oder auf Rückerstattung von Wucherzinsen sind fast unerhört, sodaß die darauf abzielenden Bestimmungen des Allgemeinen Landrechts gleichsam als todte betrachtet werden können.

Die Regierung bemerkte in den Motiven weiter, daß nicht der eigentlich gefährliche, die Noth oder den Leichtsinn der Darlehnssucher gewerbsmäßig ausbeutende Wucherer dem Arme des Gesetzes verfalle, sondern in der Regel nur der, welcher aus Gesetzesunkunde das an sich verbotene Geschäft in eine erlaubte Form zu kleiden verabsäumt, dann und wann zur Strafe gezogen werde. Werde so der ursprüngliche Zweck der Wucherstrafen im wesentlichen verfehlt, so frage es sich nur, ob die Zinsbeschränkungen für den öffentlichen Verkehr wenigstens insoweit unschädlich seien, daß der geringfügige Erfolg nicht zu theuer erkauft erscheine.

Die Regierung glaubt diese Frage verneinen zu müssen. Die Wuchergesetze, sagte sie, schwächen den Personalcredit, indem sie es dem Darlehnssucher verbieten, den Mangel einer genügenden Sicherstellung des Kapitals durch die Zahlung eines höhern Zinssatzes auszugleichen, in einem bedenklichen Grade. Der kleine Handwerker, der mit geringem Vermögen sich etablirende Händler, der Landwirth, welcher ein mit Hypotheken belastetes Grundstück besitzt, können bei ihren nur auf eigene Thatkraft und gutes Glück begründeten Unternehmungen ohne Umgehung der Zinsbeschränkungen dem Gläubiger keinen höhern Zins anbieten, als der Gläubiger sich durch Ankauf sicherer Hypotheken auch sonst leicht verschaffen kann. Dem Darleiher wird also die Versicherungsprämie, die er für den Gebrauch des Kapitals mit Recht beansprucht, vom Gesetze versagt. Die natürliche Folge davon sei die, daß der — die Umgehung der Gesetze scheuende — Kapitalist bei gleichem Geschäft das sichere Geschäft dem unsichern vorziehe, daß also der nur seinen Personalcredit in die Wagschale werfende Darlehnssucher das ihm dringend nöthige Kapital, für welches er gern mehr als 5 Proc. geben will und auch geben kann, von ehrenhaften Darleihern nicht erhalte. Auf diese Weise drängten die Wuchergesetze selbst den ehrliebenden und soliden Kapitalisten von dem Geldmarkte des Personalcredits fort und führen den Unbemittelten in die Hände der Wucherer, welche ihm in aller Form Rechtens durch Wechselkauf, Hypothekencession oder auf andere Art die höchsten Zinsen abnehmen und in diesem übermäßigen Gewinn Entschädigung für die Gefahr des Kapitalverlustes und für die ihnen drohende entehrende Strafe finden.

Schärfer noch treten in den Zeiten der Handelskrisen diese Übelstände hervor. Hier steigt durch die im ungewöhnlichen Maße sich mehrende Nachfrage nach Kapitalien auch der Preis der mehr als sonst gesuchten Waare des Kapitals oder der Zinsfuß über den gesetzlichen Zinssatz hinaus. Wer den dem Geldwerthe entsprechenden Discontosatz nicht zu zahlen vermöge, erhalte kein Geld, und das Zurückziehen der Kapitalien aus dem gewöhnlichen Darlehnsverkehr sei die unmittelbare Folge. Aber auch für Kaufleute und Industrielle genüge dann infolge der den Personalcredit treffenden Erschütterung das Anerbieten des erhöhten Discontosatzes allein noch nicht zur Erlangung der nöthigen Kapitalien. Außer dem hohen Zinssatze werde, um Geld zu erhalten, noch die Ausstellung von Wechseln, reale Sicherheit durch Verpfändung von Waaren, Werthpapieren u. dgl. nothwendig, und mehr als 5 Proc. neben solcher Sicherheit gestatten dann wieder die Wuchergesetze nicht. So machen die gesetzlichen Zinsbeschränkungen solche Geldgeschäfte den Darleihern zu finanziell nachtheiligen und hindern dieselben die Entwickelung derjenigen Hülfsmittel, welche der Privatcredit aus sich selbst zu schöpfen vermag, und tragen so hierdurch zur Vermehrung des Creditmangels sowie zur Steigerung der vorhandenen Krisis bei.

Wenn die Vertheidiger der Beschränkungen aus einer so durchgreifenden Gesetzveränderung, welche das bis dahin Unerlaubte fernerhin für erlaubt erklärt, eine Erschütterung des Rechtsbewußtseins im Volke besorgen, so lasse sich hiergegen geltend machen, daß eine Veränderung, die eine Berichtigung der bisher befolgten Principien enthalte, das öffentliche Rechtsbewußtsein schwerlich verletzen könne. Die bloße Existenz eines Strafgebots sei für die Beurtheilung der Moralität einer Handlung überhaupt kein richtiger Maßstab, es sei vielmehr des Gesetzgebers Pflicht, seine Strafgesetze dem wirklichen Werthe der Handlungen anzupassen. Deshalb werde denn auch der eigentliche Wucherer, d. h. der, welcher beim Geldausleihen die Noth anderer durch Abpressen übermäßiger Zinsvergütigung ausbeute, nach jeder Strafgesetzgebung gleich verächtlich bleiben, und diese wohlverdiente Verachtung werde ihn auch nach Aufhebung der Wuchergesetze verfolgen, sowie sie den stets betroffen habe, welcher seinen Wucher in gesetzlich verstattete Formen einkleidet. Aber nicht jede Überschreitung des Zinssatzes sei eine Ausbeutung fremder Noth. In einem Falle könne der Gläubiger, welcher sich 10 Proc. Zinsen bedingt, ehren-

haft, in einem andern schon der es nicht sein, welcher überhaupt Zinsen nehme. Das Kriterium der Ehrenhaftigkeit, welches sich allein an den Zinssatz knüpfe, sei ein unhaltbares. Ziehe man noch in Betracht, daß jeder Bankier ermächtigt sei, unter der Bezeichnung Provision, Courtage u. s. w. höhere als die gesetzlichen Zinsen zu beziehen, daß in kritischen Zeiten die öffentlichen Geldinstitute unter allgemeiner Billigung ihren Discontosatz weit über das höchste Zinsenmaß erhöhen, und daß der Staat selbst bei Contrahirung seiner eigenen Anleihen seinerseits Wucherzinsen zu zahlen keinen Anstand nehme, dann sei wol nicht zu verkennen, daß die jetzige Strafgesetzgebung sich nicht mehr im Einklange mit dem Leben und Rechtsbewußtsein befinde. Es sei noch gegen die Aufhebung der Wuchergeschäfte geltend gemacht, daß dann die Rechtshülfe des Staats auch den Wucherer durch alle Grade der Execution zu statten kommen werde. Abgesehen davon aber, daß auch nach der jetzt geltenden Gesetzgebung der Schutz gegen Zinsbedrückung unwirksam sei, so habe jeder großjährige dispositionsfähige Mensch auch einen solchen Schutz in seiner eigenen Vorsicht zu suchen und nicht dem Staate aufzubürden. Nur in wenigen Fällen gewähre ja der Staat überhaupt einen solchen Schutz, bei allen übrigen nachtheiligen Verträgen aber nicht.

Die Vertheidiger der Zinsbeschränkungen glaubten, daß sich von deren Aufhebung eine unerschwingliche Erhöhung des Zinssatzes, das Sinken der Pfandbriefe, die Kündigung vieler Hypotheken und somit eine dauernde Schwächung des Realcredits befürchten lasse. Die Erfahrungen, welche man darüber in England, Sardinien, den Niederlanden, Oldenburg, Bremen gemacht habe, bestätigen diese Befürchtungen nicht. In Sardinien sei der Mittheilung der dortigen Staatsregierung zufolge seit Aufhebung der Zinsbeschränkungen den darlehnsuchenden Grundbesitzern das Kapital leichter und gegen günstigere Bedingungen zugänglich geworden, und in den Niederlanden habe der durchschnittliche Zinssatz für hypothekarische Darlehne nach wie vor $4^1/_2$ Proc. nicht überstiegen.

Vermöge der darlehnsuchende Gutsbesitzer ausreichende Realsicherheit nicht zu bieten, und steige überhaupt auf dem Geldmarkte der Preis des Kapitals in erheblichem Maße, dann werde allerdings auch nach Aufhebung der Wuchergesetze der gewöhnliche Zinssatz nicht genügen, um das gewünschte Kapital zu erhalten. Aber auch dann werde es immer noch vortheilhafter sein, durch höhere Zinsen als wie bisher durch Abzug vom Kapital — mithin durch größern Verlust — seiner Verlegenheit abzuhelfen. Jedenfalls sichern die Zinstaxen den Grundbesitzern ebenso wenig ein billiges Kapital, als die Brot- und Getreidetaxen im Stande sind, einer durch Misernten hervorgerufenen Theuerung der Lebensmittel vorzubeugen.

Hiernach hält die Regierung dafür, daß die Zinsbeschränkungen, ohne gegen eine wucherliche Ausbeutung der Noth zu schützen, die freie und naturgemäße Bewegung des Kapitals und demzufolge die volle und ersprießliche Nutzbarmachung des Credits hemmten. Das wahre Interesse der wirthschaftlichen Entwickelung des Landes erheische also die Aufhebung der gedachten Beschränkungen. Die allgemeine Freigebung des Zinssatzes sei einer blos auf den Handelsstand oder die Grundbesitzer beschränkten vorzuziehen. Die nicht handeltreibenden oder grundbesitzlosen Volksklassen seien der Freigebung in einem gleichen Maße bedürftig. Die fortdauernde Geltung des Gesetzes vom 2. März 1857, das unerlaubte Creditgeben an Minderjährige betreffend, werde übrigens durch das vorgelegte Gesetz nicht in Frage gestellt.

In der Commission des Abgeordnetenhauses zur Vorberathung dieses Gesetzentwurfs wurde derselbe mit 15 Stimmen gegen 4 angenommen. Wir begnügen uns damit, aus dem Bericht der Commission nur einzelne Momente hervorzuheben. So wird in demselben bemerkt: Das Geld, von den ältern Volkswirthschaftslehrern als Tauschmittel bezeichnet, erscheine in dieser Eigenschaft doch vorzugsweise nur als umlaufende Münze im täglichen Verkehr. In der Form als gesammeltes größeres Kapital sei es besonders dazu bestimmt, neue Werthe zu schaffen, für die Fortentwickelung oder Steigerung der Production als mitwirkender Factor einzutreten. In dieser Form nehme darum das Geld noch ganz andere Eigenschaften an. Das Geldkapital unterliege dann ebenso den Bedingungen der Nachfrage und des Angebots wie jede andere Waare — und in diesem Sinne könne man auch das Geld mit gutem Grunde eine Waare nennen und habe es so genannt. In allen zu productiven Zwecken vorgenommenen Darlehnsgeschäften trete diese Eigenschaft des Geldes ganz augenscheinlich zu Tage. Der für die Zwecke der beabsichtigten productiven Verwendung des Geldkapitals vorauszuberechnende Ertragswerth desselben bedinge die Höhe des für seine Erlangung zu zahlenden Preises. Die größere oder geringere Willfährigkeit der Besitzer des Kapitals, es zur Erfüllung jener Zwecke gegen Erstattung eines gewissen Nutzungswerths herzugeben, bedinge

andererseits die Möglichkeit, für die Erlangung des Kapitals in der Gewährung der dem Kapitalisten einzuräumenden Gegenleistung bis an die äußerste Grenze des zu berechnenden Ertragswerths des Kapitals zu gehen oder noch unter dieser Grenze bleiben zu können. Sei nun jenes Begehren nach productiv anzulegendem Kapital größer als jene Willfährigkeit, so werde die den Kapitalbesitzern von den Kapitalsuchenden zu gewährende Gegenleistung, d. h. der für die gesuchte Waare zu zahlende Preis, größer sein müssen als im umgekehrten Falle. Hierdurch also erhalte das Geld seinen relativen Werth, seinen bestimmten Preis und, insofern man sich jene Wirkungen der Nachfrage und des Angebots als vervielfältigt denken müsse, einen marktgängigen Preis. Dies und nichts anderes sei der Geldzins, und die durch den augenblicklichen Zustand des Verkehrs mit allen denselben bedingenden Momenten hervorgehende Höhe dieses Zinses sei der natürliche Regulator für die Höhe des zur Zeit geltenden Zinsfußes. Daß der letztere mithin nur ein wechselnder sein könne, ergebe hiernach sich als eine nothwendige Folge, und ebenso, daß es schlechthin unmöglich sei, vorweg eine Grenze zu bestimmen, über welche er niemals hinausgehen dürfe.

Diese von den anerkanntesten Lehrern der Nationalökonomie ausgehende Auffassung werde durch die Erfahrung aber auch vollständig bestätigt. Was zunächst den beweglichen Theil des Kapitals anlange, welcher sich den wechselnden Forderungen des Verkehrsleben enger anschließen könne und müsse, so sei es ja bekannt, daß die Zinsbestimmung für denselben, wie auch immer die verschiedenen Landesgesetze die Höhe der Zinsen feststellen mögen, sich von diesen letztern in gesetzlich zulässiger Weise zu emancipiren gewußt habe. Bei den Operationen der Bankinstitute und im Wechselgeschäft überhaupt entziehe sich die Berechnung des zu zahlenden Zinses der Macht der gesetzlichen Normen, und während dies früher nur in gewissen Grenzen habe stattfinden können, sei es nach der Einführung der Allgemeinen Wechselordnung zu etwas Allgemeinem geworden. Man könne mit Recht sagen, daß eben diese allgemeine Wechselfähigkeit an sich schon den sogenannten Wuchergesetzen allen Boden unter den Füßen hinweggezogen habe. Der unbewegliche Theil des Kapitals, derjenige, welcher sich der Veranlagung auf Grundbesitz zuwendet, befinde sich in etwas anderer Lage. Soweit diesem Kapital durch das dafür gegebene Unterpfand ein hohes Maß von Sicherheit gewährt sei, trete — weil eben diese Sicherheit ein sehr erheblicher Factor für die Preisbestimmung — die gesetzliche Grenze des Zinsfußes in der Regel nicht hindernd entgegen, oft werde nicht einmal dieser Zinsfuß erreicht. Anders verhalte es sich mit den Kapitalien, welchen das gegebene Unterpfand eine unbezweifelte Sicherheit zu bieten nicht im Stande sei. Daß diese für denselben Preis auch hier zu erlangen sein sollten, stehe durchaus nicht zu erwarten. Bis zu welcher Grenze hier nun aber der Preis steigen könne und dürfe, lasse sich unmöglich vorherbestimmen. Hier sei die gesetzliche Grenze des Zinssatzes ein Hinderniß, aber, wie die unerfreulichsten Erfahrungen lehren, kein unüberwindliches. Die Forderung der Gesetze würde hier auf unzähligen Umwegen erfolgreich umgangen, und zwar in der legalsten Form. Oft erleide hierbei der Schuldner einen erheblichen Abzug an dem ihm geliehenen Kapital, indem er nicht die volle verschriebene Valuta empfange. Die meisten Fälle dieser Art blieben unentdeckt, und selbst da, wo ihr Vorhandensein mit höchster Wahrscheinlichkeit vermuthet werde, ungeahndet. Die im Verhältniß der notorisch wirklich vorkommenden Wucherfälle so winzige Zahl der zur gerichtlichen Cognition gelangenden ergebe, daß das den Zinsfuß beschränkende Gesetz nur höchst unvollkommen seinen Zweck erfülle.

Aber auch vom Standpunkte des abstracten Rechts lasse sich die Feststellung des Zinsfußes nicht rechtfertigen, am allerwenigsten in Bezug auf solche Darlehnsverträge, die zum Zweck productiver Veranlagung abgeschlossen werden. Das Hauptmotiv der sogenannten Wuchergesetze, den Darlehnsempfänger gegen das Zahlen zu hoher Zinsen zu schützen, ihn nicht der Ausbeutung preiszugeben, greife hier nicht durch. Der Gesetzgeber könne nicht vorausbestimmen, bis zu welcher Höhe des Nutzungswerthes zu bestimmten Productionszwecken angelegte Kapitalien sich zu erheben vermögen, einen wie hohen Zins der Producent noch mit eigenem Nutzen dafür bieten könne. Mit welchem Rechte kann man dem Kapitalisten zumuthen, sein Kapital zu einem verhältnißmäßig niedrigen Zinsfuße hinzugeben, wenn dieser weiß, in welch hohem Grade dies rentabel gemacht werden kann, und entschlossen ist, gegen Übernahme einer größern Gefahr von dieser Rentabilität auch für sich Nutzen zu ziehen. Ein solches Geschäft sei auf der einen Seite weder Leichtsinn, noch auf der andern rücksichtslose Habgier. Die vorliegende Handlung entspreche vielmehr allen Anforderungen der Moral, und wer sie verbiete und mit Strafen bedrohe, höre auf im Rechte zu sein und befinde sich in einem offenbaren Unrecht. In die Wuchergesetzgebung sei dadurch viel Unklarheit gekommen, daß man es unternommen habe,

Anforderungen der Moral durch die Kraft der Gesetze stützen zu wollen. Man habe dies hier auf einem Gebiete gethan, wo es selbst der Moral unmöglich sein dürfte, die Grenzlinien zwischen dem moralisch Verwerflichen und Zulässigen zu ziehen. Bei den Darlehnen, die — gewöhnlich in verhältnißmäßig kleinen Beträgen — dazu aufgenommen werden, um ein augenblickliches Bedürfniß zu befriedigen, einen vorhandenen Nothstand zu beseitigen, läge die Sache allerdings etwas anders. Hier könne von einer Ausbeutung der Übermacht des Besitzenden über den Bedürftigen die Rede sein, hier könne eine das allgemeine Schicklichkeitsgefühl verletzende Ausbeutung des Bedürfnisses, ja der bittern Noth eintreten. Solche Fälle seien es insbesondere, welche die im Auge hätten, die sich gegen die Aufhebung der Wuchergesetze erklären. Aber wie viel scheinbar Richtiges hierin auch liegen möge, so können doch diese Ausstellungen nicht als durchweg zutreffend anerkannt werden. Denn man müsse sich doch vergegenwärtigen, daß bei dieser Art von Darlehnen wol ohne Ausnahme dem Darleiher gar keine oder nur eine sehr geringe Sicherheit gegen die Gefahr gänzlichen Verlustes der dargeliehenen Summe geboten werde, daß also, wenn überhaupt angenommen werden solle, daß ein Besitzender sich entschließe eine solche Gefahr zu übernehmen, er dies doch immer nur dann thun werde, wenn ihm dagegen ein besonderes Äquivalent zu statten komme, welches er eben in dem höhern Zinssatze erblicke. Abgesehen also von der Ausnahme, wo jemand einem solchen Schuldner aus reiner Menschenliebe das Darlehn gibt, welche Liebe das Gesetz nicht gebieten könne, werde der Bedürftige in dem betreffenden Falle gar kein Geld dargeliehen erhalten und so der Noth erliegen. Wolle er dies nicht, dann werde er allerdings einen höhern als den gesetzlichen Zins stipuliren müssen, der am Ende immer noch kein unbilliger zu nennen sei, wenn man das geringe Maß der dagegen gewährten Sicherheit in das Auge fasse. Trotz eines scheinbar sehr hohen Zinssatzes könne doch dem Hülfesuchenden wirklich und recht reell geholfen werden.

Was die Ansicht anlange, daß mit dem Wegfall der Wuchergesetze nunmehr die schmählichsten Formen des Wuchers unter dem Schutze der Justiz vor sich gehen würden und daß dies das allgemeine Rechts- und Sittlichkeitsgefühl empören müsse, so sei es zunächst sehr zweifelhaft, ob man dadurch dem Sittlichkeitsgefühl im Volke einen größern Eintrag thue, daß jetzt notorisch die große Zahl der Wucherer ihr Wesen im Verborgenen treibe und vom Arme der Justiz doch nicht oder nur höchst selten erreicht werde, oder dadurch, daß der Wucherer in die Lage komme, vor den Augen seiner Mitbürger sein Treiben aufzudecken und die Hülfe der Justiz nachzusuchen. Im erstern Falle habe die öffentliche Meinung an dem bloßen Verdachte einen sehr unsichern Halt; in diesem könne die laut sich kund gebende Verachtung zu einem lebendigen Ausdrucke des allgemeinen Sittlichkeitsgefühls werden.

Aus diesen Gründen erklärte sich die Mehrheit der Commission des preußischen Abgeordnetenhauses für die Annahme des ministeriellen Gesetzentwurfs. Berichterstatter war der Nationalökonom Dr. Riedel, Professor an der Universität Berlin. Vernehmen wir nun das Votum eines andern Fachmanns, des Dr. Otto Hübner, der sich (im „Deutschen Beobachter", 1859) in folgender Weise für Aufhebung der Zinsbeschränkungen äußert:

„In Österreich, Frankreich und Preußen hat man auf ökonomischem Gebiete wie auf politischem die Freiheit nur in der Noth herbeigerufen, sie sollte in einigen Gastrollen gut machen, was die Unfreiheit in Jahrhunderten verdorben hatte, sie sollte unter Kanonendonner und allgemeinem Bankrott den Credit herbeizaubern, welchen die Unfreiheit im Frieden und in der Handelsblüte untergraben hatte. Solche Wunder zu erwarten ist kindische Einfalt, und wir können vorläufig für die Zinsfreiheit nicht in den Thatsachen bei uns, sondern nur in England die Beweise finden, in England, wo trotz Krieg und Handelskrisis der Zinsfuß seit der Zinsfreiheit niedriger war als je zuvor, und wo diese Zinsfreiheit, wie ein berühmter Staatsmann sagte, in der Krisis von 1857 die alleinige Ursache war, daß der Bankrott nicht wie in frühern Krisen in die Reihen der mittlern und kleinern Gewerbtreibenden hereinbrach. Läßt sich bei uns auch die wohlthätige Wirkung der Zinsfreiheit auch noch nicht beweisen, so steht doch die nachtheilige der Zinsbeschränkung fest. Sie vertheuert den Credit, demoralisirt die Menschen, drängt die Kapitalien ins Ausland und legt dem Unternehmungsgeiste im Inlande Fesseln an.

„Der Zins ist der Preis für die Nutzung des Kapitals, für die Arbeit des Creditgebens und für die Gefahr der Creditgewährung. Übersteigt der Nutzungswerth den gesetzlichen Zinsfuß, ist dieser nicht im Verhältniß zu der Mühwaltung bei Auszahlung und Zinseneinziehung, oder läßt er für die Gefahr der Creditgewährung keine hinlängliche Prämie übrig, so kann vernünftigerweise kein Darlehn gewährt werden. Der Nutzungswerth ist in der Regel in den kleinsten

Gewerben am größten. Ein Gemüsehändler am Wochenmarkte verdient an Einem Thaler 15 Gr., borgt er einem Collegen den Thaler auf eine Woche und bedingt sich dafür 1 Gr. aus, dann ist dies nach dem Gesetz Wucher, in der That aber eine Entsagung eigenen Vortheils. Ebenso ist die Mühwaltung, Erkundigung einzuziehen, Auszahlung und Incasso zu bewirken, bei kleinen Darlehnen am größten. Fünfundzwanzig Thaler auf einen Monat geborgt, geben zu 5 Proc. $5^1/_2$ Gr., dafür kann man kaum einen Boten schicken, um zu mahnen oder einzukassiren. Der Beamte, der junge Offizier, welcher vielleicht im Spiele große Summen verloren, sieht seine Existenz, seine Ehre gefährdet und sucht ein Darlehn. Wer es ihm gewährt, kann es nur auf die Hoffnung hin thun, daß er künftig seine Leidenschaften zügeln werde. Diese Hoffnung ist eine so geringe Sicherheit, daß kaum irgendeine Prämie die Gefahr decken kann. Der kleine Handwerker, welcher zum Ankaufe von Rohmaterial, zur Zahlung der Löhne oder zuweilen zu den Kosten des Hausstandes ein Darlehn sucht, bietet in der Regel keine andere Sicherheit als seine Arbeitskraft, die durch eine Krankheit, durch Mangel an Absatz suspendirt wird, durch den Tod endet. Credit kann ihm vernünftigerweise nur zu einem Zinsfuße gewährt werden, welcher im allgemeinen die Prämien der Krankenkassen und einer Lebensversicherung übersteigt. Darlehnssuchende der aufgestellten Kategorien sind es vorzugsweise, welche man als Beispiele benutzt, um die Sympathie fühlender Herzen, die heiligen Rechte der Humanität für die Wuchergesetze in die Schranken zu führen. Gerade in diesen Fällen ist aber ein erträglicher Zinsfuß nur bei Zinsfreiheit möglich, denn nur durch eine größere Anzahl solcher Creditgewährungen kann die Arbeit der Kapitalisten bezahlt, der Ausfall einzelner ausgeglichen und der Nutzen ersetzt werden, welchen das Kapital bei andern Verwendungen seinem Eigenthümer gebracht haben würde. Das Gesetz tobt aber gegen solchen Gewerbebetrieb. Es verscheucht die gewissenhaften Staatsbürger aus dieser schwierigen Industrie, indem es dieselbe als ehrlos erklärt, und übergibt sie hierdurch an solche Leute, welche, da sie kein moralisches Gesetz gegen die Benutzung ihres Eigenthums anerkennen, auch dem positiven Rechte zuwiderhandeln zu können vermeinen. Der dagegen angedrohten Strafe wegen müssen diese nun aber eine Prämie in ihren Zinsforderungen suchen, und außerdem, weil sie wenig Concurrenz haben, wie alle Monopolisten jede Verhältnißmäßigkeit in ihren Forderungen aufgeben und unbeschränkt brandschatzen.

„Kaufleute en gros können für kurze Darlehne beliebige Zinsen nehmen. Die Privaten dürfen aber keine höhern als die gesetzlichen von den Kaufleuten annehmen, d. h. in der Praxis, die Witwen und Waisen müssen ihr Geld zu 3 Proc. der Bank oder höchstens 5 Proc. dem Bankier oder auf Hypothek geben, wenn auch Bank und Bankier selbst sich 10 Proc. zahlen lassen, und daher recht gut 8 Proc. zahlen könnten, wenn auch infolge der Zinssteigerung alle Lebensbedürfnisse, alle Miethen steigen. Daß dies zum Nachtheil der Ärmern und doch keineswegs zum Vortheil der Kaufleute ist, geht am besten aus der Wahrnehmung hervor, daß die Krisen bei uns stets die Privaten veranlassen, ihr Geld von den Kaufleuten zurückzuziehen und lieber zinslos liegen zu lassen, als zu dem niedrigen Zinsfuße die Gefahren der Kaufleute zu theilen. Diese Gefahren werden durch dieses Zurückziehen der Depositen aber vermehrt. Anstatt der 8 Proc., durch welche sie die Privatkapitalien vielleicht festhalten würden, müssen die Kaufleute durch Verkauf zu ungünstigen Zeiten, durch Wechselreiterei u. dgl. sich Geld zu höherm Zinsfuß machen.

„Wo bleibt überhaupt der Vortheil der Klassen, welche man durch die Wuchergesetze schützen will, wenn sie dem Kaufmann im Waarenpreise, dem Hauswirth in der Miethe hohen Zins bezahlen müssen, dagegen für ihre Ersparnisse nur den niedrigen Zins annehmen dürfen?

„Der Hypothekencredit ist auch nur scheinbar gänzlich in der Gewalt der Gesetze, denn nur der gesetzliche Zinsfuß kann in die Hypothekenbücher eingetragen werden. Wäre die Wirkung vollständig, dann müßte der Besitzer jedesmal à tout prix verkaufen, so oft er an Stelle des gekündigten Kapitals kein neues zum gesetzlichen Zinsfuße finden kann. Daß er dies nicht findet, ist häufig der Fall, denn es kann das Gesetz wol verbieten, daß ein hoher Zinssatz eingetragen, aber es kann nicht gebieten, daß zu dem niedrigen Zinsfuß Kapitalien hergeliehen werden. Unter diesen Umständen würden sich wahrscheinlich die Subhastationen verzehnfachen, wenn nicht die Freiheit bestände, Hypothekenforderungen nach Belieben verkaufen zu können. Der Grundbesitzer sucht sich daher für die Forderung einen Käufer und zahlt dem bisherigen Gläubiger zu, was dieser bei der Cession an den neuen verliert. Oder der Gutsbesitzer, der ein neues Kapital aufnehmen will, macht zu Gunsten eines Freundes ein Schuldinstrument und läßt dies verkaufen. Im Schulddocument sind nur 5proc. Zinsen stipulirt — das Gesetz ist befriedigt, der Grundbesitzer hat vielleicht aber nur $83^2/_3$ Proc. vom Kapital erhalten, während er zu 6 Proc.

von diesem 100 Proc. erhalten hätte. Es ist zwischen beiden Fällen nun aber der große Unterschied, daß 50000 à 6 Proc. pari aufgenommen den Besitz nur mit 50000 belasten, während 50000 à 5 Proc. zu $83^2/_3$ Proc. aufgenommen dies mit 60000 thun, so aber den Credit des Grundbesitzers um 10000 Thlr. mehr erschöpfen als der höchste Zins.

„Solche Thatsachen führen dahin, daß man, wie im Interesse aller andern Industriellen, so auch in dem der Grundbesitzer, von der Gesetzgebung für den Geldcredit dieselbe Handelsfreiheit fordern muß, welche sie für alle andern Gegenstände dem freien Übereinkommen überlassen hat. Borsig's (in Berlin) Wechsel wurden lange Zeit zu 2—5 Proc. per Monat discontirt, während er seine Maschinenbauanstalten gründete, und Thaer schuf seine berühmte Stammschäferei durch Gelder, welche ihm 25—30 Proc. jährlich kosteten."

Diesen schlagenden wirthschaftlichen Gründen für die Aufhebung der Wuchergesetze fügen wir nur noch einige hinzu, welche dem juristischen Standpunkte angehören. Von diesem Standpunkte aus betrachtet, entsprechen die Wuchergesetze weder den Anforderungen der Strafgerechtigkeit noch denen der Criminalpolitik. Eine Strafe ist nur dann eine gerechte, wenn sie der Verschuldung angemessen, wenn sie verdient erscheint. Alle Zinsbeschränkungen sind nun aber wesentlich willkürliche Eingriffe in die Rechte eines fremden Eigenthums. Es liegt in dem Begriffe des Eigenthums das Recht seines unbeschränkten Gebrauchs und Nutzens und seiner Veräußerung, und somit auch das der Selbstbestimmung über den Preis, zu welchem der Eigenthümer dasselbe einem andern zur zeitweisen oder dauernden Benutzung übergeben will. Eine jede Fessel, welche das positive Gesetz dieser Selbstbestimmung, ohne ihre Nothwendigkeit evident nachzuweisen, anlegt, erscheint sonach als eine Rechtsverletzung, und wenn sie sich als eine Strafe kund gibt, diese als eine unverschuldete, mithin ungerechte. Wie wir früher schon zu bemerken Gelegenheit hatten, ist man auf die Wucherstrafen nur dadurch gekommen, daß man die Gesetze der Moral mit denen des Rechts, die Liebespflicht mit der Zwangspflicht verwechselte und sich von den Eindrücken des Gemüths auf ein Gebiet verlocken ließ, wo die Gemüthlichkeit aufhört, nämlich auf den Geldmarkt.

Wenn die Erfahrungen nun aber gelehrt haben, daß sich den Strömungen des Geldes keine Bahnen vorzeichnen lassen, daß man, will man dies mit Gewalt thun, unser ganzes Verkehrsleben, alle unsere socialen Verhältnisse aus ihren Fugen bringen müßte, dann verbietet auch die Criminalpolitik den Erlaß von Wuchergesetzen. Strafgesetze, welche, je häufiger sie angewendet, um so schädlicher werden, weil sich mit der vermehrten Anwendung auch der nachtheilige Einfluß mehrt, welchen sie auf den Geldmarkt und die Lebensverhältnisse äußern, sind gänzlich unklug. Ist in einzelnen Fällen, und wer wollte dies leugnen, der Wucher aber auch ebenso verwerflich als verderblich, so ist das Heilmittel, welches man gegen denselben durch Strafandrohungen anwendet, doch schädlicher als die Krankheit selbst, es verschlimmert dieselbe statt sie zu heben. Je gefahrvoller es ist, Wucher zu treiben, um so größer muß die Ausbeute aus demselben sein, sie muß auch noch dazu ausreichen, die Strafe überwinden zu können; je stärker der Druck ist, um so stärker wird der Gegendruck.

Nur solche Handlungen, welche nicht allein das Billigkeitsgesetz, sondern auch das Rechtsgesetz verletzen, kann der Gesetzgeber strafen wollen; er muß sie sogar mit Strafen bedrohen, wenn sie über das Gebiet des Civilrechts hinaus in das des Criminalrechts übergehen. Selbst der möglicherweise sehr geringe Erfolg der Bedrohung kann diese nicht aufhalten. Anders ist es mit solchen Verboten, welche, wie die Wuchergesetze, sich nur auf den Boden der Moral stellen und etwas rechtlich völlig Zulässiges zu etwas Strafbarem machen wollen. Solche künstlich geschaffene Zustände tragen den Keim ihrer Hinfälligkeit in sich und müssen über kurz oder lang ihre Endschaft erreichen.

Auch die Ansichten der Anhänger der Zinstaxen und Wucherstrafgesetze sind in jenem Commissionsbericht des preußischen Abgeordnetenhauses gut entwickelt, und es lassen sich aus dem Bericht die Argumente der Gegenpartei ebenfalls zusammenstellen. Diese Gegner des freien Zinsfußes meinen, die oben erläuterte Theorie könne für die vorliegende Frage nicht für so entscheidend anerkannt werden, als man darzustellen versuche. Die angeführten Gründe stützten sich auf den Satz, daß das Geld eine Waare sei, und auch die daraus folgenden Consequenzen in Betreff der Preisbestimmung für dasselbe, d. h. also für die Bestimmung des Zinsfußes, der, wie der Preis der Waaren überhaupt, der freien Vereinbarung überlassen bleiben müsse. Aber schon diese Grundlage der Beweisführung sei eine unrichtige. Denn selbst zugegeben, daß das Geld, namentlich bei den eigentlichen Darlehnsgeschäften von größerm Belang, in gewissem Sinne die

Natur der Waare annehme, so müsse doch andererseits eingeräumt werden, daß es eine Waare von ganz besonderer Beschaffenheit sei, da der Besitz des Geldes mehr als der irgendeiner andern Waare die nothwendigste Voraussetzung für die Möglichkeit, in den Besitz einer andern begehrten Sache zu gelangen, bilde. Das aber gebe dem Besitze des Geldes eine Macht und eine Bedeutung, welche die aller andern Sachen weit überrage, und schon deshalb müsse an die rechtliche Behandlung desselben ein ganz anderer Maßstab gelegt werden. Wie das individuelle Eigenthumsrecht überhaupt sich im Interesse der Gesammtheit sehr vielen durch das Gesetz bestimmten Einschränkungen unterwerfen müsse, ebenso sei es auch ganz consequent, für die aus dem Kapitalbesitz hervorgehenden Operationen solche Beschränkungen eintreten zu lassen, welche die Übermacht des Kapitals zu mäßigen geeignet seien. Es sei freilich bekannt, daß einige der neuesten Nationalökonomen, sich stützend auf die Waarennatur des Geldes, die Forderung aufstellten, daß auch die Bestimmung des Zinsfußes ganz der freien Vereinbarung überlassen bleiben müsse, ohne daß sie dabei auf andere wichtige Gesichtspunkte irgendeine Rücksicht nehmen. Dagegen müsse sich aber sofort das sehr gegründete Bedenken erheben, wie man es nur für möglich erachten könne, auf so ganz allgemeine theoretische Sätze hin eine gesetzliche Bestimmung beseitigen zu wollen, die durch alle Jahrhunderte der Geschichte sich mit dieser oder jener Modification als nothwendig erwiesen und an der die Gesetzgeber aller Nationen sowol als auch die anerkanntesten Koryphäen der Volkswirthschaftslehre festgehalten hätten. Denn Adam Smith, der Vater der wissenschaftlich ausgebildeten Nationalökonomie und der Begründer der Lehre von der freien Concurrenz, habe dennoch an dem Fortbestehen der Zinsbeschränkungen nicht gerüttelt. Dasselbe sei bei Rau der Fall, und selbst Roscher, der hervorragendste der neuern Nationalökonomen, spreche sich sehr vorsichtig über diesen Punkt aus, desgleichen Mill, welcher noch darauf hinweise, daß durch das Steigen des Zinsfußes der Preis alles nutzbaren Vermögens und Eigenthums verhältnißmäßig sinke.

Die Verehrer der Zinstaxen gehen auch auf das Gebiet der Geschichte über, die entschieden zu Ungunsten der Abolitionisten (wie die genannt werden, welche die Abschaffung der Zins- und Wuchergesetze betreiben) sprechen. Namentlich die österreichische Josephinische, deren wir oben näher gedachten, soll dies beweisen. Ebenso wird auf die gleichfalls von uns berührte Geschichte der französischen Wuchergesetze hingewiesen und des Berichts gedacht, welchen am 17. Nov. 1857 die Minister Billault und Rouher dem Kaiser erstatteten und in welchem sie erklärten, daß das Gesetz vom 3. Sept. 1807 die beabsichtigten Wirkungen mit überraschender Schnelligkeit und Sicherheit hervorgebracht habe. Daß es dem Regierungssystem Napoleon's III. nicht entspricht, Frankreich von den Wuchergesetzen zu befreien, mag allerdings seine Richtigkeit haben. Diese Gesetze sind ein Zaum, welchen man der freien Bewegung des Geldes zu allen dienlichen Zwecken anlegt, und welcher, je nachdem es die Umstände erheischen, schärfer angezogen oder nachgelassen werden kann. In Betreff Englands meinen die Vertheidiger der Zins- und Wuchergesetze, daß es ein merkwürdiges Verkennen der wichtigsten bei dieser Frage in Betracht kommenden Momente sei, wenn man auf das Beispiel Englands zu Gunsten Preußens Bezug nehmen wolle.

Sonach erklären die Gegner des ministeriellen Gesetzentwurfs, daß die Abschaffung der Wuchergesetze verneint werden müsse. Selbst wenn die gegen diese Gesetze angeführten theoretischen Gründe durchschlagender wären, als man zugeben könne, wären diese doch für die Gesetzgebung ohne das Hinzutreten eines praktischen Anlasses nie ausreichend. Die gegenwärtig sehr gedrückte Lage in allen Geschäften, der Mangel an Credit, an dem auch der Grundbesitz leide, spreche vielmehr für die Annahme, daß es gerade jetzt am wenigsten gerathen sei, eine Maßregel vorzunehmen, die nur unter den günstigsten Verhältnissen vielleicht ohne große Nachtheile ins Leben treten könne. Gegenwärtig würde die Folge gewiß keine andere sein als ein übermäßiges Steigen des Zinsfußes und damit eine gefährliche Erschütterung des Nationalwohlstandes. Man höre zwar von den Gegnern, es würden alljährlich viele Millionen im Auslande angelegt, weil sie, im Inlande durch die Wuchergesetze behindert, nicht ausreichend genutzt werden könnten; alle diese Kapitalien würden mit Aufhören der Wuchergesetze dem vaterländischen Gewerbfleiße dienstbar werden, es würde eine größere Concurrenz auf dem Kapitalmarkte entstehen und dadurch der Zinsfuß allmählich niedriger werden, als er jetzt sei. Aber gerade das Gegentheil sei wahr. Jene Kapitalien würden nur im Auslande zurückgehalten, um sie dort höher zu nutzen, sie würden nur zurückfließen, wenn dies auch hier geschehe, wenn sich der Zinsfuß steigere. Die Gutachten der Handelskammern, und daß der Bank- und Wechselverkehr von den Wuchergesetzen nicht betroffen werde, bewiesen nichts. Wenn aber auch

wirklich die Aufhebung der Zinsbeschränkungen für die größern Darlehnsgeschäfte, die nachweislich zu productiven Zwecken gemacht würden, vielleicht nicht von verderblichen Folgen wäre, so sei dies doch unzweifelhaft, wo es sich nur von Darlehnen zur momentanen Befriedigung eines wirklichen Nothstandes handele. Hier trete die Übermacht des Kapitals über den Hülfsbedürftigen in den grellsten Farben zu Tage. Bei freier Selbstbestimmung würde dieselbe zur Zügellosigkeit ausarten. Hier sei der gesetzliche Zinsfuß eine wirkliche Schranke. Wäre bei vielen auch der Sinn für die Gesetzlichkeit verloren gegangen, so gebe es doch auch viele, bei welchen er rege geblieben sei, und diesen gebe das Gesetz einen Fingerzeig für ihr Verhalten. Der Habgier und der Hartherzigkeit den Arm der Gerechtigkeitspflege dienstbar machen, heiße nichts anderes als das Gefühl für Sittlichkeit und Billigkeit und alle Grundsätze der Gerechtigkeit empfindlich verletzen. Der Behauptung, daß das Gesetz wirkungslos sei, müsse widersprochen werden, wenigstens sei es dies in den Rheinlanden nicht. Überhaupt könne die Thatsache, daß ein Gesetz oft übertreten werde, kein Grund zu seiner Aufhebung sein. Recht, Moral und selbst eine nicht ganz einseitige Volkswirthschaftslehre sprächen gegen die Aufhebung der Wuchergesetze.

Diese Ausführung wurde schließlich noch durch Bemerkungen im Interesse des Grundbesitzes und Realcredits unterstützt. Die auf Grund und Boden angelegten Kapitalien, hieß es, könnten nur mäßige Zinsen tragen, weil sie nicht wie die des Handels und der Industrie sich schnell reproducirten, sie könnten nur Renten abwerfen. Jede nur einigermaßen erhebliche Steigerung des Zinsfußes entziehe dem Grundbesitz das nöthige Kapital und zwinge ihn, es sich zu solchen Zinsen zu beschaffen, welche mit der Ertragsfähigkeit des Grund und Bodens nicht in richtigem Verhältnisse ständen. Für den Kapitalsuchenden bestehe ein eigentlicher Markt nicht, was man vom Angebot des Kapitals spreche, sei Fiction. Von der Aufhebung der Wuchergesetze sei eine Steigerung des Zinssatzes zu erwarten. Schon jetzt würden Mündelgelder hypothekarisch unter dem Vorbehalt eines höhern Zinssatzes ausgeliehen, für den Fall der gedachten Aufhebung.

Diese Entgegnungen fanden in der Commission selbst ihre ausführliche Widerlegung, aus welcher wir nur einiges hervorheben können. So wurde in Bezug auf Frankreich bemerkt, daß Napoleon I. bei seinen fortdauernden Kriegen die Fixirung des Zinsfußes, um den Curs der französischen Staatspapiere möglichst hoch zu halten, für nothwendig erachtet habe. Was Billault und Rouher Napoleon III. vorgetragen, habe wahrscheinlich einen ähnlichen Grund. Napoleon's Regierungssystem habe es sich zur Aufgabe gestellt, möglichst alle Lebensbeziehungen unter die Controle der Regierung zu stellen.

Die Behauptung, daß Adam Smith sich nicht für die Aufhebung der Wuchergesetze erklärt hätte, könne nur mit Einschränkung zugegeben werden. Er sage allerdings („Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations", II, 4): „Nur tolle Verschwender und Projectenmacher können Geld zu höhern als den gesetzlichen Zinsen zu erhalten wünschen", und ferner: „Eine den Marktpreis der Zinsen bei hypothekarischer Sicherheit nur wenig übersteigende Zinstaxe ist nothwendig"; aber er erkenne doch eigentlich dadurch nur an, daß der damals in England geltende gesetzliche Zinsfuß der durchschnittlichen Ertragsfähigkeit der Geschäfte angemessen gewesen, und wenn er von einem Marktpreise der Zinsen spreche, so frage es sich ja eben, welches denn dieser Marktpreis sei und wie er nach den Umständen wechsele. Rau („Grundsätze der Volkswirthschaftspolitik oder der politischen Ökonomie", Bd. 1, §. 230) erkläre ausdrücklich: „Der Zinsfuß von Gelddarlehnen wird innerhalb der vorhin betrachteten Grenzen zu jeder Zeit und in jedem Lande durch das Verhältniß zwischen dem Angebot und Begehr von Kapitalien geregelt." Die Bemerkung Roscher's („Die Grundlagen der Nationalökonomie", §. 194) sei allerdings richtig, aber nur sofern man annehmen wolle, daß die Aufhebung der Wuchergesetze unter allen Umständen ein Sinken des Zinsfußes bewirken müsse; dies sei freilich eine Unmöglichkeit.

Im allgemeinen aber müsse wiederholentlich darauf das Hauptgewicht gelegt werden, daß es ein fundamentaler Irrthum sei, wenn die gegnerische Ansicht in Feststellung des Zinsfußes durch ein Gesetz eine wirkliche Schranke auch gegenüber allen jenen mächtigen Wirkungen erblicke, die nach den übereinstimmenden Lehren der Wissenschaft ebenso sehr wie nach allen Erfahrungen den bestimmenden Einfluß auf das Verhältniß der Darlehnsgeber und der Empfänger ausüben.

Der Obertribunalsrath P. Reichensperger, der Vorkämpfer für die Wuchergesetze in der Commission und Führer der katholischen Fraction im Abgeordnetenhause, gab außerdem noch in der Schrift „Gegen die Aufhebung der Zinswuchergesetze" (Berlin 1860) ein vollständiges

Separatvotum ab, in welchem er sich zugleich auf den Standpunkt der Kirche stellt und mit warmer Vorliebe deren Satzungen in Betreff der Zinsverbote und des Wuchers vertheidigt. „Die Kirche", äußert er darin unter anderm, „glaubte sich der idealen Hoffnung hingeben zu dürfen, in dem erst sich entwickelnden Neubau staatlicher Ordnung den Egoismus des rein menschlichen Daseins durch die Fülle der christlichen Humanität zurückdämmen und vielleicht überwinden zu können. In diesem idealen Streben ist die Kirche indessen nicht so weit gegangen, wie die Gegner der Wuchergesetze es darstellen, sie hat zwar das Übermaß des Materialismus nach Kräften bekämpft, die Leidenschaften gezügelt, den Geist der christlichen Liebe und Barmherzigkeit überall angefacht, darum das Bedürfniß der wachsenden Generationen aber doch niemals verkannt." Die Encyclika Benedict's XIV. „Vix pervenit" wird zum Beispiel hierfür angeführt, wonach Zinsen gestattet wurden, wenn der Darleiher durch Hingabe des Darlehns Schaden leidet, einen Gewinn entbehrt, der Schuldner im Verzuge ist oder in der Gefahr sich befindet, das Kapital selbst zu verlieren.

Am 13. März 1860 gelangte der von der Mehrheit der Commission angenommene Gesetzentwurf der Regierung im Hause der Abgeordneten zur Discussion. Nach zweitägigen Berathungen wurde der Entwurf mit 201 Stimmen gegen 105 angenommen. Die Minorität, welche gegen die Abschaffung der Zinstaxen und Wuchergesetze ankämpfte, bestand aus der eigentlichen reactionären Partei, der katholischen Fraction und den polnischen Abgeordneten. Der Gesetzentwurf kam hierauf in das Herrenhaus. Es stand zu erwarten, daß in diesem unter dem Ministerium Manteuffel geschaffenen Heerlager der feudalen und kirchlichen Reaction die beabsichtigte Reform einen geschlossenen Widerstand finden würde, wie ihn hier jeder Fortschritt gefunden hat und stets finden wird, solange die Zusammensetzung des Hauses selbst keiner Reform unterliegt. Zudem sah die große Masse der „kleinen Herren", welche die erste preußische Kammer füllen, in der Abschaffung der Wuchergesetze und der Zinstaxe das Interesse des Grundbesitzes und des Realcredits gefährdet und war schon deshalb leidenschaftlich gegen den Gesetzentwurf eingenommen. Die Commission des Herrenhauses beschloß mit 13 gegen 1 Stimme, die Versagung der Zustimmung zu dem beabsichtigten Gesetze zu beantragen. Die Motive für diesen Antrag brauchen wir hier nicht noch zu wiederholen. Bei der Discussion erhob sich von allen Seiten der Widerspruch gegen die Gesetzesvorlage. Man erklärte sich gegen die Aufhebung eines Rechtszustandes, der angeblich den Schwachen gegen den Mächtigen, die mühsame Arbeit wider das genießende Kapital schützen müsse. Nachdem am 17. April 1860 der §. 1 des Gesetzentwurfs mit 98 Stimmen gegen 8 verworfen worden war, zog der Justizminister den Entwurf zurück. Der Bund der Feudalen mit einer von Herrschergelüsten erfüllten Kirchlichkeit verhinderte diese wie andere Reformen und sicherte damit abermals das Fortbestehen einer dem Bedürfniß und dem Geiste der Zeit widersprechenden Gesetzgebung.

Nur eine Stelle des Berichts der Commission im Herrenhause wollen wir noch mittheilen, da sie mit wenigen Worten den scheinheiligen Standpunkt bezeichnet, den man in dieser Angelegenheit geltend zu machen für zweckmäßig fand. Diese Stelle lautet: „Weit hinausreichend aber über die pecuniären Nachtheile und die materiellen Verluste, von denen man vielleicht mit einem gleichgültigen Leichtsinn sagen könnte: was der eine verliert, der andere gewinnt, ragen die sittlichen Einbußen hervor, indem Handlungen durch den Gesetzgeber nicht mehr für strafbar erklärt werden, welche bisher mit schweren Ehrenstrafen belegt waren, denn es handelt sich hier nicht um Aufhebung polizeilicher Gebote, deren Übertretung eine Unruhe des Gewissens nicht zur Folge hat, sondern von Gesetzen christlicher Moral und Sitte, die gleichzeitig in der Gesetzsammlung und im Herzen der Menschen eingeschrieben sind. Allerdings kann es nur die Aufgabe des weltlichen und bürgerlichen Gesetzes sein, das christliche Sittengesetz, das in einem Volke lebendig ist, durch das bürgerliche Gesetz zu stützen und zu stärken und nicht es zu entkräften. Und entkräftet würde es sein, wenn heute zulässig ist, was gestern straffällig und ehrlos war. Dreist kann man z. B. behaupten, überall sind Geschworene in niedergedrückter Stimmung und peinlicher Lage, wenn sie über einen Dieb das Schuldig aussprechen müssen, der vielleicht um des Hungers darbender Kinder willen Lebensmittel gestohlen hat — stets aber gewiß sind Geschworene in gehobener Gemüthsstimmung und ihres Berufs sich erfreuend, wenn es gelungen ist, einen Wucherer zu verurtheilen, der sich an die Noth seines redlichen und fleißigen Nachbarn als berechnender Blutsauger angelegt, um ihn auszubeuten und dem Elend zuzuführen. Erwartet man aber von den Geschworenen, daß sie als Mitbürger in Handhabung unserer öffentlichen Rechtsübung dieselbe mittragen sollen, hofft man von dem Institut der Geschworenen die Ausbildung eines lebendigen Rechtsgefühls im Volke, so ist es gewiß eine Pflicht,

das Rechtsbewußtsein desselben zu stärken und nicht zu verwirren, und dies geschieht unzweifelhaft, wenn die Landesgesetze mit den lebendigen Gesetzen, die im Herzen des Volks ausgeprägt sind, im offenen Widerspruche stehen."

Diese von christlicher Liebe zum Volke und sittlicher Entrüstung überfließende Ausführung stützt sich auf Voraussetzungen, denen das positive preußische Recht in Bezug auf Untersuchung und Bestrafung von Wucherfällen durchaus nicht entspricht. Zuvörderst ist es nicht die schwere Strafe des Verlustes der bürgerlichen Ehre, mit welcher in Preußen der Wucher bedroht ist, sondern die leichte der zeitigen Untersagung der Ausübung der bürgerlichen Ehrenrechte. Dann auch sind die Geschworenen in Preußen weder bei Lebensmitteldiebstählen noch in Wucherfällen competent, und eine Aufhebung der bestehenden Wucherstrafen insbesondere kann somit nicht den geringsten Einfluß auf die Berufspflicht der Geschworenen üben. Wie bei der Verurtheilung des hungernden Lebensmitteldiebes, so haben die Geschworenen auch nichts mit der Verurtheilung des Wucherers zu schaffen. Das Raisonnement des Commissionsberichts beruht demnach auf einem völligen Absehen vom wirklichen Sachverhalt, und diese Unkenntniß erscheint um so seltsamer, als der Bericht an erster Stelle die Unterschrift des Chefpräsidenten des preußischen Obertribunals trägt.

Wir schließen unsere Erörterung mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß in Preußen wie anderwärts die Zinstaxen und Wuchergesetze schon nach kurzem Zeitverlauf zu den historischen Reminiscenzen gehören werden, trotz allen Widerstandes, den Vorurtheil und beschränkte Eigensucht auch der Durchführung dieser Reform leisten mögen. Zinstaxen und Wuchergesetze haben, wenigstens in unsern Tagen, keine andere Wirkung mehr, als daß sie den Geld- und Kapitalverkehr hindern, der frisch und ungehemmt alle Adern des socialen und staatlichen Lebens durchdringen muß, wenn sich Staat und Gesellschaft, materiell wie moralisch, wohl befinden sollen. Diese Gesetze sind, wie das Zunftwesen und andere Beschränkungen des gewerblichen Verkehrs, verfallene Barrièren des Mittelalters, deren Trümmer ihrer vollständigen Beseitigung entgegenharren.

Politische Lebensbilder aus Dänemark.*)

Vorbemerkung.

Die Betrachtungen, die wir über Wesen und Wirken dänischer Persönlichkeiten anstellen werden, haben zum Zweck, den Entwickelungsgang der dänischen Staatsorganisation neuerer Zeit, den Antagonismus der Staats- und Volkselemente, namentlich insofern er einen Gegensatz zwischen Dänemark und Deutschland hervorgerufen hat, kennen zu lernen, und also den Charak-

*) Der Verfasser dieser Schilderungen dänischer Staats- und Parteimänner ist selbst ein dänischer Staatsbürger und mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten Dänemarks vertraut. Was den politischen Standpunkt betrifft, von dem aus er seine Schilderungen unternimmt, so ist es der Standpunkt der „vereinigten Monarchie" oder des dänischen „Gesammtstaats", doch unter Voraussetzung politischer Gleichberechtigung und nationaler Selbständigkeit der Herzogthümer in Bezug auf Dänemark. Gegenüber dem wirren Treiben, das seit Beseitigung des Ministeriums Örsted in Dänemark vorherrschend geworden, ist solcher Standpunkt allerdings als ein humaner und staatsmännischer zu bezeichnen, und käme es einzig darauf an, die Herzogthümer sanft in eine wirksame Realunion mit Dänemark überzuführen, so wäre gegen eine solche Politik nichts einzuwenden. Allein man darf unsererseits nicht vergessen, daß es sich in dieser Angelegenheit nicht nur um Dänemark, auch nicht allein um das Interesse und die Wünsche der Herzogthümer, sondern ganz wesentlich auch um das Interesse, das Recht und die Zukunft Deutschlands als politischer Gesammtheit handelt, und diese müßte ein wirklicher dänischer Gesammtstaat, unserer Überzeugung nach, mehr als jede andere Lösung der deutsch-dänischen Frage beeinträchtigen. Die Ansichten des Verfassers, wie er sie namentlich in der „Vorbemerkung" entwickelt, sind daher keineswegs die unsern, und wir können dieselben durchaus nicht vertreten. Dennoch wird man in Deutschland auch von solchem Standpunkt aus die Schilderung der Männer, die gegenwärtig die Führer und Träger des öffentlichen Lebens in Dänemark sind, nicht ohne Interesse lesen; ja wir sind überzeugt, daß die Dänen selbst aus einer ernsten Betrachtung dieser Charakterskizzen nicht geringen Nutzen ziehen könnten.

Der Gang der deutsch-dänischen Angelegenheit seit Niederwerfung der Herzogthümer ist übrigens bereits in dem Artikel „Der deutsch-dänische Streit seit dem Berliner Frieden vom 2. Juli 1850 u. s. w." (im zweiten Bande dieses Werks, S. 673 fg.) in unserm deutschen Sinne besprochen worden, und wei-

ter und Standpunkt des dänischen Volks oder Bestandtheils mit stetem Rückblick auf den Germanismus und auf eine wünschenswerthe Ausgleichung des Streits aufzuhellen.

So viel ist schon klar, daß man in der dänischen Volksfraction kein rein skandinavisches Element vor sich hat. Offenbar bildet Dänemark ein Mittelglied, einen Übergang, und ist angewiesen die beiden Zweige des einen germanischen Stamms, den skandinavischen und den deutschen, zu verbinden und zu vermitteln. Geschichtlich ist dieser Beruf schon dadurch klar, daß Dänemark, seit undenklichen Zeiten, aus deutschen und dänischen Volksarten zusammengesetzt gewesen ist, deren Tendenz, sich wieder voneinander zu scheiden und besonders zu constituiren, zwar gleichfalls vorliegt, ohne daß es jedoch je gelungen, die Scheidung zur Ausführung zu bringen. Man braucht nur Schleswig zu nennen, in welchem die beiden Elemente untrennbar einander durchdringen, so ist der Beruf der Vermittelung wenigstens factisch belegt. Derselbe gemischte Typus, welcher in der dänischen Gesammtmonarchie vorwaltet, ist dem speciellern schleswigschen Staatstheil organisch eigenthümlich und gibt eine Analogie für das Ganze ab, deren Gewicht man schwerlich in Abrede stellen wird.

Die Frage, die man an die Geschichte oder die Geschichte an uns, an die eingreifenden, wirkenden menschlichen Kräfte stellt, ist offenbar diese: welche Tendenz wird denn schließlich überwiegen; wird es jene im Zeitenlauf stark betonte Verbindungs- und Vermittelungstendenz sein, oder ihr Gegentheil, die Absonderungs- und Trennungstendenz? Ein Kampf zwischen diesen entgegengesetzten Tendenzen und Krisen dieses Kampfes liegen, wie angedeutet, geschichtlich vor, sowie die hervorragende Rolle Schleswigs in allen diesen Krisen. Karl der Große scheint im Sinne der Scheidung den limes saxonicus gezogen zu haben, nicht allein gegen die Dänen, sondern auch gegen die Wenden, zunächst weil sie Heiden waren. Die schon in der Zeit der Sage als Scheide zwischen Sachsen und Dänen erwähnte Eider wird als Grenze anerkannt, und die Tradition legt der Danevirke eine sehr frühe Bedeutung bei. Die Vermittelung, deren Spuren wir schon in der Mythe, in den Stammsagen und in der Sage von der Invasion Englands, in welcher Sachsen und Jüten, vermittelt durch die Angeln, miteinander auftreten, und auch sonst erkennen, macht sich unter Knud Lavard bestimmter geltend. Mit der Errichtung eines Lehnsfürstenthums Schleswig wird ein deutsches Staatselement sanctionirt, worüber ein Kampf sich durch Jahrhunderte hinzieht, der mit der Wahl Christian's I. und der Belehnung des oldenburgischen Stamms mit Holstein nur scheinbar sein Ende erreicht. Die in Dänemark bis Friedrich III. vorherrschende Königswahl veranlaßte die schädlichen Landestheilungen und verhinderte eine consequent organisirte Gesammtstaatsregierung. Eine solche begann erst unter der absoluten Souveränetät des Königthums, welches gleich darauf hinarbeiten mußte, die durch die Theilungen bewirkten Sonderungen rückgängig zu machen und die sämmtlichen Staatstheile, unter Beseitigung der entgegenstehenden Besitz- und Rechtstitel und Verfassungsformen, unter dem souveränen Princip zu sammeln. Die Krone bildete sonach den Gesammtverband. Es konnten daher die Individualitäten, unbeschadet der Einen souveränen Verwaltung, unverkümmert fortbestehen. Das nationale Element konnte eben nur als Individualität in untergeordneten Betracht kommen, ohne zu dem Streben, einen Einheitsstaat unter einer vorherrschenden Nationalität zu bilden, irgend Anlaß zu geben. Bei der Lehnsbeschaffenheit Holsteins, die eine Abtrennung dieser Hauptprovinz beim Erlöschen des Stammes, dessen Gliedern sie zur gesammten Hand als Lehn verliehen war, möglich machte, konnte es nicht anders als staatsmännisch erscheinen, diese Provinz, oder diesen Staatstheil, wenn man den Namen Provinz nicht mag, so eng mit Schleswig zu verbinden, daß ein künftiger kaiserlicher Lehnsherr im eventuellen Heimfalle stets überwiegenden Grund haben würde, den König von Dänemark, als Herrn Schleswigs, wieder mit dem ihm so innig verbundenen Holstein zu belehnen. Die dänischen Separatisten haben diese Politik ein Angeln nach Holstein mittels Schleswigs genannt und sie wegen der Gefahr, es möchte Holstein gegentheilig Schleswig mit sich ziehen, stark verdammt. Solange indeß der Lehnsrückfall wie ein Damoklesschwert über dem Haupte des Königs von Dänemark hing, solange auch die gottorpischen Ansprüche nebst denen anderer Agnaten bestanden, war die Gefahr einer Auflösung der Monarchie so groß, daß man, um ihr zu entgehen, nur die einzige Auskunft und

---

tere Ausführungen werden folgen. Außerdem verweisen wir unsere Leser wiederholt auf die Reihe der Artikel, welche die schleswig-holsteinische Sache in der „Gegenwart" (der Vorläuferin von „Unsere Zeit") behandeln. In dem ersten dieser Artikel: „Schleswig-Holstein bis zur Erhebung im Jahre 1848" (Bd. 2 der „Gegenwart", S. 404 fg.) ist auch die „Bedeutung Schleswig-Holsteins für Deutschland" mit tiefem Blick erörtert. D. Red.

Chance der Verbindung der Herzogthümer hatte, wogegen der Verlust Schleswigs nach den Garantietractaten nicht zu befürchten war, die Einführung des Nationalitätsprincips in die Politik aber damals noch außer Frage stand, und man schwerlich daran dachte, es werde ein revolutionäres Princip dereinst übergreifend die Erledigung von Rechtsfragen übernehmen wollen.

Erst als im Jahre 1806 mit dem Erlöschen des Deutschen Reichs und der Kaiserwürde die Lehnsbeschränkung für die Lehnsinhaber aufhörte, und die für die einzelnen Häuser geltenden Successionsgesetze da von selbst eintraten, wo entweder die Lehnssuccession nicht schon Erbfolge war, oder Verträge, Gewohnheit und specielle Gesetze nicht ein anderes feststellten, gewann die Frage praktische Realität: ob die bisher precäre Gesammtmonarchie jetzt nicht anders oder fester zu organisiren sei, namentlich die frühere Politik, Holstein durch Schleswig festzuhalten, Modificationen zulasse oder erfordere?

Die dänische Regierung neigte sich indeß überwiegend der Richtung der Verbindungs- und Vermittelungstendenz zu. Sie bestätigte unumwunden die Verbindung der Herzogthümer und die Privilegien der Ritterschaft, welche, wie wenig reelles Gewicht ihnen und der Bestätigung auch beigelegt ward, unverkennbar ein deutsches Element als constitutiv in der Monarchie sanctioniren. Die Verbindung der Herzogthümer erscheint als Bedingung des Verbindungsprincips überhaupt. Bekannt ist es, daß Christian VIII. noch 1846, als sowol der deutsche wie der dänische Separatismus aufs entschiedenste auftrat, die Gefahren desselben so wenig achtete, daß er die bekannte feierliche Erklärung vom September beim Bunde abgab. Auch von dem jetzigen König ward bis zu den Märztagen von 1848 ganz demgemäß verfahren, sodaß der zwiefache deutsch-dänische Charakter der Monarchie wiederholt feierlichst anerkannt wurde. Man hat es der dänischen Regierung seit 1806 allerdings vorgeworfen, daß sie sich von Gelüsten beschleichen lassen, die Monarchie in einen „Einheitsstaat" mit vorwiegender dänischer Nationalität umzuwandeln. Unter den eintretenden Katastrophen, bis zum Sturz Napoleon's, wäre eine solche Velleität sehr erklärlich gewesen, indem das Centralisationsprincip, mit überwiegender Regierungsmacht, ganz entschieden vorherrschte, und die Nationalität als politisches Moment überhaupt gar nicht in Betracht kam. Dennoch suchten die souveränen Könige Dänemarks ein solches Streben nach centraler Einheit, mit Unterordnung des deutschen Elements, durchaus zu desavouiren. Die Scheidung in der Verwaltung wurde mittels der sogenannten Deutschen Kanzlei und des deutschen Theils der Rentekammer streng festgehalten, die Ritterschaft der Herzogthümer auffallend bis 1848 bevorzugt. Die ständischen Institutionen wurden zwar in abgesonderten Versammlungen für die Herzogthümer verwirklicht, jedoch ohne Betonung einer Trennung, indem ja auch die dänischen Versammlungen getheilt wurden, wogegen gemeinschaftliche Regierung in Schleswig und gemeinsames Oberappellationsgericht in Kiel sowie eine gemeinsame Statthalterschaft die reelle Verbindung der für deutsch angesehenen Staatstheile bethätigte. So hat denn die neuere, nach constitutioneller Entwickelung strebende Zeit (bis 1848 und nach dem Frieden bis 1854) die dänische Monarchie überkommen als einen aus gleichgestellten deutschen und dänischen Elementen, aus abgesondert verwalteten, unter sich unabhängigen Staatstheilen (oder Provinzen) zusammengesetzten, reell unirten Staat, in welchem zwar, was die besondere Verwaltung betrifft, die Herzogthümer Schleswig und Holstein näher miteinander verbunden waren, jedoch ohne irgend Unterordnung des einen unter das andere, und ohne der Staatseinheit, die wesentlich oder ausschließlich in der Krone beruhte und in den gemeinschaftlichen Angelegenheiten (der Krone) einen wirklichen Einheitsstaat bildete, irgend Eintrag zu thun. Diese Qualität des Staats entsprach der Geschichte, indem man nur den beschränkenden Einrichtungen (der Lehnsbeschaffenheit Holsteins und den aus frühern Theilungen stammenden Rechten der Linien u. s. w.) Rechnung trug, jedoch, sowie diese Beschränkungen wegfielen, die Staatseinheit consequent eintreten ließ, die Staatstheile auch unter sich wesentlich sich glücklich und im Besitz der Bedingungen der Wohlfahrt und des Staatswohls in der Verbindung fanden. So war das Princip des Übergangs der Nationalitäten ineinander und der Vermittelung Deutschlands mit dem Norden wesentlich und praktisch von selbst eingetreten und gab dem Staate selbst seinen anerkannten, officiellen, völkerrechtlichen Charakter.

Hiergegen trat bekanntlich deutscherseits schon früh, namentlich mit der Reaction wider die französische Fremdherrschaft, eine trennende Tendenz hervor, die man später als Schleswig-Holsteinismus bezeichnete, während die dänische analoge Tendenz erst 30 Jahre später, etwa 1836, die Bildung einer national-dänischen, dann skandinavischen, oder, mit Rücksicht auf Schleswig, einer eiderdänischen, später in Dänemark-Schleswig sich ergehenden Trennungspartei hervorrief.

Werth oder Unwerth eines Strebens nach Scheidung überhaupt, d. h. abgesehen von den individuellen Parteibestrebungen, dürfen wir hier dahingestellt sein lassen. Wir zeichnen nur Facta, Verhältnisse, Begebenheiten, und lassen alle Momente, namentlich die geschichtlichen und persönlichen, plastisch-objectiv hervortreten, die Elemente und Prämissen der Beurtheilung hinstellend. Wir sondern das Geschichtliche, den Gang der Ereignisse, die Wege der Vorsehung, von den eigenthümlichen Gedanken und Planen der Individuen, der Parteien und der Völker, die auch nur Individuen sind. Jene respectiren wir und beugen uns vor ihnen als Realitäten; diese kritisiren wir und würdigen sie nach ihrem Wahrheitsgehalt, d. h. insofern der intellectuell ergriffene Gedanke die Prüfung aushält und seinem Gehalt nach in das äußere Leben der Ordnung gemäß eingreift.

Zur Auffassung des obgedachten Charakters des Staatseinheitsstrebens bemerken wir nur, daß derselbe der universellen europäischen Politik entspricht und von den vorwaltenden Staatsmännern und Mächten stark vertreten wird, wie namentlich aus den Negotiationen von 1850—54, dem Londoner Vertrage und den Verhandlungen mit dem Bunde und den deutschen Großmächten, auch den sämmtlichen Ständeverhandlungen sattsam hervorgeht. Der Friede im Norden, das Gleichgewicht nach dieser Seite hin, die Bewahrung der völkerrechtlichen Staatspersönlichkeiten, Tradition und Verträge u. s. w. geben der ganzen Politik eine gewisse Stimmung und Färbung, die man keinenfalls verkennen kann.

Dagegen ist es ebenso gewiß, daß die nationalen Bestrebungen und Gefühle eine Realität haben, die, trotz aller Bedenklichkeiten, sich gleichfalls factisch geltend macht. Der Nationaldeutsche wird es dem Nationaldänen nicht verdenken, wenn er dem Skandinavismus huldigt. Der Wunsch, daß es den Nationen beschieden werden möge, sich nach der natürlichen Abstammung in Staatsgesellschaften zu organisiren, ist an sich unverwerflich. Es gilt nur, die übrigen Grundlinien der Humanität ebenmäßig zu berücksichtigen und mit der nationalen Idee, oder eigentlich der natürlichen Volksgrundlage, in Einklang zu bringen. Es gilt die rechte Ordnung, das richtige Maß finden, nach welchem die verschiedenen Factoren in der Menschheit, oder die humanen Ideen, wirken und geltend gemacht werden müssen. Ohne Abwägung des geistigen Gehalts, ohne rechte Wage, der Schule der Wahrheit und Lebensweisheit entnommen, bleibt das Urtheil schwankend, das Resultat ungewiß. Jener sagt: Ich fühle eine innige Zuneigung zu dem schönen Geschlecht (welche leicht gutgeheißen werden mag); fühlt sich jedoch, auf den Grund des gebilligten Zwecks seiner Zuneigung Folge zu geben, berechtigt, über jedes weibliche Wesen herzufallen, um Proben der Stärke seiner Neigung an den Tag zu legen. Gerade so geht es, und ist es namentlich neuerer Zeit gegangen mit der Liebe der eigenen Nationalität: sie ist der Deckmantel der größten Befangenheit, der ausschweifendsten Leidenschaftlichkeit geworden. Man sieht sonach leicht, daß es auf erkannte Ordnung und die coordinirten oder höher stehenden Factoren durchaus ankommt, wenn man nicht in blinder Einseitigkeit bis ins Extreme abschweifen will.

Man überzeugt sich leicht, daß der vorgetragene Gedanke eines aus gleichgestellten deutschen und dänischen Elementen und aus gleich selbständigen, individuellen Staatstheilen zusammengesetzten dänischen Gesammtstaats, mit dem Berufe ein Mittelglied zwischen dem deutschen und dem skandinavischen Bestandtheil desselben gothisch-germanischen Stamms zu bilden, den stärksten Widerspruch bei dem zur Partei sich gestaltenden Nationalitätsstreben findet, daher der Gesammtstaat auch gleichmäßig und gründlich von den beiden nationalen Parteien, der schleswig-holsteinischen und der eiderdänischen, verabscheut und gehaßt wird. Es fehlt beiderseitig auch nicht an vernünftig klingenden Gründen solchen Abscheus, die sämmtlich auf eine motivirte Antipathie, oder auf eine durch verletzende Thaten herbeigeführte Animosität hinauslaufen. Ungerecht wäre es, die relative Gültigkeit dieser Motive und Gründe unerörtert zu lassen oder gar von vornherein abzuleugnen. Es liegt aber in ihnen allen etwas so Momentanes, Vorübergehendes, aus individuellen Gefühlen und Thatsachen Hervortretendes, daß man nur mit großer Vorsicht auf diesem Felde gegenseitiger Incriminationen und einseitiger Auffassungen sich bewegen darf, besonders wenn man den tiefern, moralischen Charakter aller Humanitätsfragen, betreffend Bahn und Entwickelung der Individuen und Völker, in billigen Betracht zieht. Zugegeben einmal, daß die Vorstellungen der entschiedensten Antidänen ganz begründet wären, und das ganze Volk Dänemarks einem tiefen geistigen Verfall, einer allgemeinen Demoralisation erläge — von der man allerdings ganz schlagende Anzeichen neuerdings in verschiedenen Richtungen gewahr geworden — so liegt es doch auf der Hand, daß es nicht immer so gewesen ist, und der Schluß drängt sich auf, daß es auch wieder anders werden könne. Wir haben so viele Beispiele von schnell heranwachsender Demoralisation in weit größern Kreisen erlebt, daß uns ein

Ähnliches in der Nähe, in einem kleinen Kreise nicht gar auffallend erscheinen darf. Wer gedenkt nicht der ersten Französischen Revolution, die uns ein warnendes Memento vor Augen stellt, bis zu welchem Umfange, welcher Tiefe, welcher Schnelligkeit eine ans Undenkbare streifende Verwilderung eine große Nation ergreifen und entmenschlichen kann, die doch wahrlich in der Humanitätsscala zu den edelsten unsers allerdings sehr verfallenen Geschlechts zählt. Der Aufruhr in Indien bietet ein Beispiel dar in einer ganz verschiedenen Menschensphäre, die jedoch in dem althergebrachten Rufe einer sanftmüthigen Duldsamkeit, eines sklavenähnlichen Gehorsams, einer Unthätigkeit oder Energielosigkeit in Ertragung aller Lasten und Leiden stand, wie er weder den Russen noch den Dänen unter dem absoluten Régime je beigemessen worden ist. Ja, um auch neueste Erscheinungen zu erwähnen, so gibt uns ja Nordamerika, das misverstandene Ideal der Demokraten, ein gleichfalls warnendes Beispiel einer Demoralisation, die plötzlich erscheint, die jedoch wie in Dänemark ihre weitreichenden Fäden in die frühern Zustände erstreckt. Es ist schon öfter gesagt, Dänemark unterliege jetzt einer starken Versuchung, von der man kaum mit Sicherheit sagen könne, ob sie g e i s t i g e r Art sei oder nur eine ä u ß e r e Sichtung und Prüfung, ein bloßes Belehrtwerden über das, was nützlich und zuträglich, schädlich und zu vermeiden, infolge ä u ß e r l i c h e r E r f a h r u n g, wie es allerdings fast den Anschein hat, wenn man den gänzlichen Mangel geistiger Erhebung in Betracht zieht, welcher als der fast am meisten auffallende Grundzug des Thuns und Treibens der Dänen, höchster und niedrigster Gattung, schon seit Menschenaltern erscheint. In beiden Fällen jedoch ist das Dreinschlagen, das Zerreißen jeglicher Bande socialer Wechselwirkung oder politischen Zusammenlebens keineswegs der rechte Weg geistigen Einwirkens von deutscher Seite. Die Wahrheit sollte hier einfach maßgebend sein, welche lehrt, man müsse seinem irrenden und fehlenden Bruder zunächst sein Unrecht vorhalten, ihn belehren und sein geistiges Bewußtsein wecken, bevor man mit ihm vor Gericht geht oder sich von ihm scheidet. Das Volk in Holstein ist hierin, wie oft der Fall, verständiger als die intelligentern Parteiführer. Es ergreift wenigstens nicht die Initiative in Sache der Scheidung von Dänemark, und jedenfalls ist es, wenn Dänemark im Unrecht beharrt, auch besser, daß dieses selbst die Trennung veranlasse und sich selbst von denen abwende, welche durch Duldsamkeit gerade den Beleg dafür liefern, daß sie auf einer höhern moralischen oder geistigen Stufe stehen. Man darf voraussagen, daß durch ein solches Beharren im Unrecht nicht allein eine Auflösung der Monarchie, sondern der Untergang des dänischen Volks herbeigeführt werden wird. Die Dänen haben leider mit jenen rebellirenden Hindus nicht allein die früher bewiesene Tragefähigkeit, sondern auch den Umstand gemein, daß sie durch die geringfügigsten Vorspiegelungen sich zu entscheidenden Gefühlen und Thaten bestimmen lassen. So lassen sie sich z. B. ihren Haß des deutschen Elements unter der Hinweisung eintrichtern, es hätten ihre Könige vor hundert Jahren d e u t s c h e Günstlinge gehabt und die wichtigsten Geschäfte vorzugsweise D e u t s c h e n anvertraut. Ja, was das Merkwürdigste und gleichsam eine Ironie des Schicksals ist, dieses Anschlagen verklungener Saiten geschieht vorzugsweise von Kindern deutscher Abkunft, den Clausen, Lehmann, Buchheister, deren Rede nach dem Sorites: „Alle Kretenser sind Lügner", als von Deutschen herrührend, nach dänischer Consequenz doch keinerlei Eingang finden dürfte. Aus allem, was jenseit der Königsau geschieht, ersieht man, daß die Dänen sehr leichtgläubig und, wenn man ihr Selbstgefühl anregt, sehr leicht zu gewinnen, daher auch leicht leitbar sind. Hieraus ist auch nur die Macht erklärlich, welche die Organe der dänischen Presse in so unumschränkter Weise üben, daß König und Regierung, Minister und Volk nach ihrer Pfeife tanzen, trotz der zu Tage liegenden Dürftigkeit dieser Presse, und trotz des wegwerfenden Urtheils, dessen der Däne sich gern hinsichtlich der Autoritäten bedient, vor denen er sich beugt. Schwerlich gibt es einen oder den andern Dänen, welcher von dieser Leichtgläubigkeit, dieser eiteln Furcht vor den jämmerlichsten Repräsentanten einer hohlen Intelligenz ganz emancipirt wäre.

Möge man sonach festhalten, daß die abnormen Zustände der Dänen Wirkungen von Gärstoffen sind, gegen welche gesund zu reagiren eigene Kraft und Fähigkeit noch unzureichend waren und erst entwickelt werden müssen. Man weiß, wie wenig Ferment dazu gehört, um einen ganzen Brei zu zersetzen. Wenige dämonisch angeregte Geister — und deren hat es in Dänemark nicht wenige gegeben — reichen hin, ein ganzes Volk in sauere und wol auch in faule Gärung zu versetzen. Unsere Aufgabe wird es gerade sein, die der Gärung dienenden Geister der Betrachtung vorzuführen. Wir sind damit nicht gemeint, Gericht über sie zu halten und ein schließliches Urtheil, am wenigsten der Verdammung, über sie auszusprechen. Wir zergliedern sie als Erscheinungen und wollen mit unserm Urtheil nur sagen, daß, wenn sie innerlich, beim Wahrheitslicht besehen, so sind, wie die äußere Erscheinung es andeutet, oder wie die Principien sind,

denen sie sich dienstbar erweisen, sie schließlich auch demgemäß den Richtspruch selbst über sich veranlassen werden. Denn der Baum liegt, wie er fällt!

Die vorstehend ausgesprochenen Ansichten schließen sich, wie man leicht wahrnimmt, den bisher bestehenden positiven Staatsverhältnissen an. Es gibt jedoch eine andere, der Zukunft angehörende Ansicht, welche die Verhältnisse nicht nach der Vermittelungstheorie, sondern nach der Idee der sich ausfordernden und abschließenden Nationalitäten zu beurtheilen und also neu zu ordnen beflissen ist. Die Gründe, welche für diese Idee sprechen, sind erheblich genug, eine kritische Beleuchtung zu motiviren, die bei fortgesetzten Betrachtungen, besonders in Betreff der Verschmelzung ganz Skandinaviens und Germaniens zu einer Großmacht, dem Osten und Westen gegenüber, nicht ausbleiben wird. Offenbar aber müssen große Ereignisse, Reformen, Neugestaltungen und ernste Debatten vorangehen, bevor die Idee praktische Geltung und positive Bedeutung wird erhalten können.

I.

Karl Christian Hall.

Karl Christian Hall, Conseilpräsident und Minister der auswärtigen Angelegenheiten in Dänemark, ist zwar einer der neutralsten Charaktere, die in der Geschichte dieses Landes in der Neuzeit eine Rolle gespielt haben, dessenungeachtet aber stellen wir hier seine Persönlichkeit und Geschichte voran, nicht allein weil er seit dem Wiederaufleben des Streits im Innern der Monarchie, seit 1854, eine stets wachsende Bedeutung erlangt hat, sondern auch weil diese ihm gerade seiner Neutralität wegen zugefallen ist. Vorsichtig sucht Hall in den socialen Strömungen seines Landes obenan und voranzuschwimmen, von der herrschenden Partei sich tragen zu lassen, ohne es ganz mit den Gegnern zu verderben, von den Begebenheiten und Widersprüchen sich nicht beirren zu lassen, vor jeder Realität, von welcher Seite sie auch kommen möge, auszuweichen und selbst nachgiebig sich zu beugen, während er zugleich die Gelegenheit zu erspähen trachtet, seinen politischen Freunden wieder die Oberhand zu verschaffen. Zähe, ausdauernd, mit flexibler Elasticität, hat er das Symbolum: „'s ist mir alles recht", mit entschiedenem Erfolg für sich selbst und wenigstens mit anscheinendem für die Sache, die er vertritt, geführt. Seine Bildung ist universeller Art. Das Thörichte aller Extreme vermag er einzusehen und als guter Jurist und gewandter Raisonneur diesen die Spitze abzubrechen. Das Königthum schätzt er als ein Nothmittel, mit welchem man die Extreme abwehren und manchen Knoten durchhauen kann, besonders aber als die ergiebige Quelle der Ehre und des Gewinns, welche das Ziel des Lebens bilden und erst ihren rechten Stempel vom Throne aus empfangen. Die schließlich alles überragende Macht der Pentarchie hat er begriffen, und er sieht es daher für die höchste Weisheit und Nothwendigkeit an, diese furchtbare Macht nicht zu wecken, sondern mit gaukelnden Vorstellungen zu ködern, hinzuhalten, zu mysticiren und ihren Aussprüchen ausweichend zu begegnen. Er ist wie die Lerche in Gellert's Fabel, er tröstet seine Partei damit, daß es doch noch nicht Ernst ist und man immer mit der Nachgiebigkeit noch etwas warten könne. Das constitutionelle Treiben seiner Zeit hat er ebenfalls begriffen; er weiß, daß man damit etwas ausrichten könne, namentlich wenn man den Parlamentarismus als ernstes Spielzeug gebraucht, mit welchem man behende umzugehen sich die rechte Fertigkeit angeeignet. Hall ist es daher, welcher mit Scheel im Jahre 1854 die Formel erfand, unter welcher die Cabinetsrevolution vom 3. bis 12. Dec. sich der Welt als Novum zu produciren habe: nämlich, man wolle den constitutionellen Gesammtstaat mit selbstfolglicher Stimmenmehrheit des dänischen Elements und nach dem Muster des dänischen „Grundlov" ausbauen. Dagegen hat Hall auch erkannt, daß dies eben nur Spielwerk sei, indem es sich wesentlich darum handelt, der nationalen Partei, die ihn getragen, mit allen ihren Tendenzen das praktische Übergewicht und Regiment im Staatshaushalt zu vindiciren und mittels derselben dann seine Stellung unter den Leitern und Fürsten der Volksbewegung zu bewahren. Offenbar hat das dänische Staatsleben heterogene, fast entgegengesetzte Bedingungen, deren jede für sich, trotz ihres Widerspruchs, unumgänglich ist. Die alte monarchische Regierungstradition macht ihr Recht um so mehr geltend, als die neue nationale dänische Tendenz weder den Beifall der deutschen Elemente noch die Zustimmung der europäischen Staatsweisheit besitzt. Der Nationalitätsfanatismus wiederum hat sein unbestrittenes Ansehen in dem ganzen specifisch-dänischen Volkskreise. Die Aufgabe Hall's ist sonach Ausgleichung oder Conciliation beider. Die alten Regierungselemente wollen sich nicht ganz verdrängen lassen. Hall sucht sich ihnen bequem und gerecht zu

machen, und verschleppt daher den Streit der unvereinbaren Größen und Principien von Stadium zu Stadium, solange es überhaupt gehen will. So gelangt er von Trimester zu Trimester über einen Berg von Schwierigkeiten nach dem andern, rettet und bezieht indeß seine Gage, als soviel gewonnen, bis er sich mit einem Kapital von Ehre und Reichthum aus dem Handel oder den Händeln herausziehen und sein Schaf im Trockenen haben und genießen kann. Daß er hierbei mit dem Takt und der Schlauheit der alten Bureaukratie (oder Aristokratie) verfährt, ersah man, als er sich das Patronat über Herlufsholm, eine alte Schulstiftung oder Ritterakademie, herausholte, obgleich das Statut einen Adelichen aus altem Geschlecht verlangt und Hall bekanntlich nichts vom Adel vor sich, für sich und hinter sich hat.

Hall ist der jüngste Sohn eines alten ehrlichen, einfachen Faßbinders auf Christianshafen, jütischer Herkunft, welcher zugleich, wie viele wohlverdiente Bürger seiner Zeit, eine ansehnliche militärische Charge in der bürgerlichen Infanterie erlangt hatte. Am 25. Febr. 1812 geboren, bezog der junge Hall erst 1829 die Universität und wurde im Jahre 1833 Candidat der Rechte mit gutem Examen. Als seine Jugendfreunde werden ausgezeichnete Männer genannt, unter andern auch sein jetziger College, der dänische Finanzminister, Professor der Medicin Fenger. Mit dem Grafen Knuth, der im Jahre 1848 Minister des Auswärtigen war, machte er 1834 eine ersprießliche Reise bis Sicilien, auch nach Paris, reiste dann aber allein nach England. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich zunächst als Volontär in der dänischen Kanzlei und als Manuductor für jüngere Studirende. Im Jahre 1837 ward er Auditeur in der Armee, auch verehelichte er sich mit der Tochter des bekannten Philologen und Archäologen Bröndsted. Als Gemeindevorsteher in Frederiksborg, dicht bei Kopenhagen, wo er sich häuslich niederließ, übte er sich in den Erörterungen und Manövern der praktischen Verhältnisse und machte eine Vorschule der parlamentarischen Laufbahn durch, in der er später eine große Tüchtigkeit oder Gewandtheit entfaltete. Seine patriotische Gesinnung bewährte er durch kräftige Theilnahme an der Wiederbelebung der Gesellschaft zur Förderung der dänischen Literatur; seine gelehrte Richtung durch die Erlangung des Licentiatengrades auf Veranlassung der Krönung Christian's VIII., sowie später (1847) durch Übernahme einer Professur als Docent in der juristischen Facultät und durch Herausgabe (1851) eines Lehrbuchs des Römischen Privatrechts. Der König verlieh ihm 1844 den Charakter als Oberauditeur und machte ihn 1846 zum Ritter vom Danebrog.

Durchweg erschien Hall als ein ganz verständiger, gebildeter, dem Humor und der geselligen Freude zugewandter Mann, von dem man kaum erwarten konnte, daß er als Parteimann eine Rolle spielen werde. Indeß berief ihn im April 1848 das Märzministerium, in welchem er specielle Freunde zählte, zu der Ständeversammlung in Roeskilde, welche die neue Ordnung der Dinge formell legalisiren und sanctioniren sollte. Hierauf ward er von dem Districte, in dem er wohnte, im October 1848 in die Reichsversammlung gewählt und seitdem stetig ins Volksthing. Es ist nicht zu leugnen, daß im Rausche des liberalen Enthusiasmus Leute von bedeutenden Gaben und Talenten neben einer Menge bedeutungsloser Individuen aus der Urne der allgemeinen Volkswahl hervorgingen. Männer wie Hall, gebildet, gelehrt, geachtet, moderat, beredt, gewandt, gestützt von den voranschreitenden Celebritäten, mußten um so leichter die Stimmen für sich gewinnen, als der unglückliche Krieg von 1848 eine starke Reaction in den Gemüthern hervorgerufen hatte und man sich allseitig nach conservativen Rettern aus der Misère der Ekstase umsah. Hall ward daher unausgesetzt in die wichtigsten Comités berufen und wurde eins der Hauptlichter der doctrinären oder Professorenpartei, die sich der reinen demokratischen Bauernfreundepartei entgegenstellte. Sein conciliatorischer Charakter ward leicht erkannt, öfter verkannt, indem man ihm Schwäche und Unschlüssigkeit vorwarf, was jedoch wiederum viele zu ihm hinzog. Er ward, was er auch seitdem geblieben ist, der Block oder das gepolsterte Kissen, welches zwischen Schiff und Bollwerk geschoben wird, um den Stoß abzustumpfen. Sein Einfluß bei Abfassung der Hauptgesetze (Verfassung, Wahl, Presse) ist nicht zu bezweifeln. Auch sandte man ihn im April 1851 in die Versammlung der Notabeln zu Flensburg, mittels deren die Regierung den durch den Frieden offen gelassenen Bedingungen der Reorganisation der Monarchie, den deutschen Mächten gegenüber, zu genügen gedachte.

Indeß fanden sich in Dänemark unter den höher stehenden Staatsdienern mehrere Patrioten mit staatsmännischem Blick, welche die Unmöglichkeit des Fortwogens in dem Rausche eingebildeter Freiheit und eitler Befriedigung im demokratischen Gewirre einsahen. Der einzige reelle Zweck, den jenes Wogen haben konnte, nämlich die Scheidung von den deutschen Elementen des Staats und die Verbindung mit Schweden zu einer vermeintlichen nordischen Großmacht,

erschien jenen Staatsmännern schon an sich, wo nicht als ein Greuel, so doch jedenfalls als eine Chimäre, und zwar noch lange bevor die Begebenheiten eingetreten und die Verhältnisse klar geworden waren, welche die Realisirung eines solchen Gedankens zur Unmöglichkeit machen, wenn nicht etwa zuvor große Revolutionen und Katastrophen alles Bestehende und selbst die Eigenthümlichkeiten der betreffenden Völker umgestaltet haben. Denn der Gedanke, das eigene Vaterland auf die Inseln und Jütland zu reduciren und als eine kleine Republik zu constituiren, galt jenen Männern gleichfalls als ein fluchwürdiges Beginnen. Bekanntlich drängten auch alle sich wieder geltend machenden europäischen Staatsverhältnisse, der Gang des Kriegs wie der Verhandlungen, sowie auch das wirkliche Bedürfniß des Staats hin zu derjenigen Politik, welche durch die Cabinete von 1851—52, durch Namen wie Örsted, Bluhme, Sponneck, Moltke, Hansen u. s. w. repräsentirt wird. Eine solche Politik wiederum war den fortdauernd aufgeregten Demagogen, Liberalen, Nationalen, Radicalen, Skandinaven, Eiderdänen, oder wie man sie nennen mag, ein Greuel, ein Ende ihrer Staatsweisheit, ihres Einflusses, welcher auf der Leidenschaft der Masse, der Parteien, der Clubs und Coterien beruhte. Hatten diese bislang unumschränkt regiert und nach Stimmenmehrheit Ministerposten, Ehren, Einfluß, Reichthümer vertheilt und mittels der Blätter dominirt, so konnte solcher eingewurzelten Herrschsucht nicht ohne weiteres entsagt werden, wie thöricht auch an sich die Pläne einer planlosen Politik sich erweisen mochten. So entstand denn eine heftige Opposition der sich selbst als die echten Patrioten ansehenden vermeintlichen Freiheitsfreunde, die sich um das „Grundlov" scharten und auf die Volkssouveränetät oder die Majorität im Volksthing stützten, gegen die neue Staatsordnung, die nur eine Wiederbelebung der alten Verhältnisse mit modificirender Verfassung war. Die vernünftigen, conservativen Staatsmänner waren allein durch den Drang der europäischen, sich überwiegend geltend machenden Verhältnisse ans Ruder gekommen. Der König selbst war vom Anbeginn, nach einigem Zaudern, aus welchem Bardenfleth einerseits, Berling und die Gräfin Danner andererseits ihn herausrissen, in die nationale patriotische Strömung hineingestürzt und wurde, sobald er sich etwas über die Gewässer erheben mochte, geflissentlich in dieselben wieder eingetaucht. Von ihm konnte die conservative Politik höchstens eine Adhäsion erwarten, solange gefühlte Nothwendigkeit sie gebot. Das Volk und die Wahlversammlungen waren durch die Leithammel in der Strömung erhalten. Jene Staatsmänner führten das Ruder daher nur auf Geheiß einer sogenannten europäischen Nothwendigkeit und vermöge der Vernunft, die ihnen zur Seite stand. Wie schon öfter in der Neuzeit, machte die rationelle Politik sich von selbst, kraft des Laufs der Dinge geltend, ward aber stets wieder von der Leidenschaft umgerannt. Gewiß durften diese Nothwendigkeitsminister auf den Beistand solcher Männer wie Hall, Madvig u. a. vorzugsweise rechnen, welche gleich ihnen die Schule der Erfahrung und Wahrnehmung durchgemacht hatten, ohne je von der Leidenschaft zum Fanatismus hingerissen worden zu sein. Sie leisteten daher Hall allen möglichen Vorschub, indem sie erwarteten, er werde sich ihnen anschließen und sein Ansehen bei den Parteien benutzen, um die mühsamen Schritte auf dorniger Bahn, der eifrigen Opposition gegenüber, zu erleichtern. Hatten sie doch auf dieselbe Weise den (jetzt verstorbenen) tüchtigen, aber princip- und ideenlosen Peter Bang zu sich hinübergezogen und ihn als Minister in allen möglichen Richtungen benutzt!

Hall wurde im August 1851 wirklicher Professor, im September desselben Jahres Generalauditeur, dann im October 1853 Vorsteher von Herlufsholm und im December Mitglied der Commission zur Neuordnung der kirchlichen Verfassung. Das Cultusministerium bot man ihm mehrmals an. Hall ließ sich indeß nicht rangiren. Dies das große Factum seines Lebens, welches ihm eine dauernde Regierung als Minister des Täuschungscabinets seit 1854 verschafft hat. Man hat vielfach nach dem Grunde dieser glücklichen Consequenz oder Inconsequenz gefragt und ihn bald in der außerordentichen Klugheit des Mannes gesucht, welche die Unhaltbarkeit der Örsted'schen Politik und der Gesammtstaatstendenz von 1852 vorausgesehen, bald in seiner Treue und Anhänglichkeit an den Grundlovprincipien und in seinem für Dänemark und dessen Superiorität glühenden Patriotismus. Allerdings ist in dem Verfahren Hall's eine gewisse Consequenz nicht zu verkennen. Er stiftete im Jahre 1851 den „Fünften-Juniverein", welcher der doctrinär-constitutionellen Freiheitspartei das Übergewicht sichern sollte. Doch möchte man den Grund oder die Ursache seiner Opposition vielmehr in zwei Umständen suchen. Zunächst ist Hall kein Staatsmann in der höhern Bedeutung des Worts, welcher die Zukunft, das Nützliche und Mögliche ins Auge faßt und nach rationellen Grundsätzen abwägt: sein Auge ist auf den Moment und auf das für ihn selbst Vortheilhafte gerichtet. Dann aber wußte er mit Klugheit das Gewicht, das Übergewicht der nationalen Partei, der er sich inzwischen zugewandt hatte, zu

schätzen. Dies Übergewicht für längere Zeit geltend machen und es für seinen Einfluß ausbeuten, schien ihm leichter und vortheilhafter, als sich mit Aufgebung seiner Popularität auf die Seite der voraussichtlich lange mit Schwierigkeit kämpfenden Vernunft zu stellen, in deren Dienst er überhaupt für sich nichts Großes erringen zu können vermeinte. So schloß er sich unbedingt der nationalen Opposition wider Örsted an und stimmte den Mistrauensadressen bei, die den Riß zwischen dem Ministerium und der parlamentären Majorität constatiren sollten. Ein großer Fehler des Ministeriums war es nunmehr, die drei Hauptführer der nationalen oder parlamentarischen Opposition, den Oberst Andrä, den Bischof Monrad und den Generalauditeur Hall ihrer ihnen von der Regierung verliehenen Ämter (April 1854) zu entsetzen. Sie wurden dadurch Märtyrer einer vermeintlich guten Volkssache. Es erfolgte Hall's Adresse vom 5. Oct. 1854, welche das verscherzte Zutrauen hervorhob und gegen jede Gesammtverfassung protestirte, die nicht auf (dänisch-) constitutioneller Grundlage beruhte. Da sämmtliche vom Könige geliebkoste Größen diese Opposition, dieses Mistrauen unterstützten, die dänischen Capacitäten sämmtlich sich aber außer Stande erklärten, ein Ministerium zu bilden, welches nicht gleich einen Riß mit Holstein und den Herzogthümern hervorgerufen hätte, so erfolgte die mit großer Schlauheit abgekartete Reise des Königs nach den Herzogthümern, namentlich nach Pinneberg, wo Scheel als Princip dem Könige vorhielt, derselbe „müsse sich auf die dänische Majorität stützen", und es selbst übernahm, den Wechsel im System herbeizuführen. Scheel begab sich alsbald nach Berlin, machte, ohne Unwahrheit zu sprechen, seine Verurtheilung alles und jedes Skandinavismus und des Eiderdanismus geltend, und bewirkte um so leichter eine Zustimmung zu einem Cabinetswechsel, als man wirklich in der Durchführung der Bekanntmachung vom 28. Jan. 1852 Schwierigkeiten erfahren hatte, über welche man vielleicht mit Scheel hinwegkommen zu können glaubte.

Scheel sprengte das Örsted'sche Ministerium am 3. Dec. 1854, und das Doppelspiel begann, welches man seitdem fortgesetzt hat, nämlich den Mächten einzubilden, man wolle den Gesammtstaat und die Erfüllung aller Zusagen von 1851 und 1852, dem Volke daheim aber zuzuflüstern, man wolle gerade, was das dänische Treiben wolle. Scheel machte allerdings allerhand Versuche, die conservativen Größen in sein System hineinzuziehen. Es gelang ihm jedoch nur den apokryphen Achselträger Peter Bang zu engagiren und als Conseilpräsidenten figuriren zu lassen, desgleichen einige schwache Charaktere wie Raaslöff und Lüttichau zu fangen. Scheel übernahm in dem neuen Cabinet vom 12. Dec. 1854 das Ministerium des Auswärtigen, während Hall das Portefeuille des Cultus und Unterrichts erhielt. Das in Pinneberg ausgesprochene Princip: herrschende dänische Majorität, stellte man nun auf und versteckte es unter der Maske des nothwendigen Constitutionalismus. Der Proceß gegen die Exminister wurde beschlossen. Daß diese Katastrophe wesentlich eine Personenintrigue und Parteifrage und für Freiheit und Fortschritt ganz gleichgültig, entscheidend aber für das absolute Vorwalten einer dänischen Majorität war, geht aus vielem, besonders auch daraus hervor, daß nur in diesen Rücksichten eine Änderung eintrat, wogegen man hinsichtlich aller übrigen Principien, Normen und Einrichtungen die von dem vorigen Ministerium gegebene Grundlage beibehielt. Zudem wurde ein sonderbarer Wahlmodus von dem Finanzminister Andrä ersonnen und eingeführt, welcher in den Herzogthümern Minoritätswahlen zum Reichsrath sichern sollte. Man behauptete oft, es herrsche in Dänemark ein freisinniger Geist; dieser besteht aber nur darin, daß für und mit der herrschenden Partei alles möglich und leicht, wider dieselbe nichts möglich und selbst das Wort geknechtet und terrorisirt ist. So verhält es sich denn auch mit der sogenannten freien constitutionellen gemeinschaftlichen Verfassung. Die Reducirung der vom Könige gewählten Mitglieder des Reichsraths und die Verdoppelung der von den Versammlungen zu wählenden hatten die alleinige Absicht und Folge, daß eine größere Zahl dänischer Parteimänner in den Reichsrath gebracht werden konnte, worauf dann, da die Ministerien vermöge des Parteieinflusses gebildet werden, die der Regierung vorbehaltene Initiative und Ernennung des Präsidenten den Händen der dänischen Partei anheimfallen mußte.

Nachdem also die Herrschaft der Partei installirt worden, begann dieselbe sich demgemäß ferner einzurichten. Die vermittelnden, dem vorigen Gesammtstaatsprincip zugewandten Mitglieder des Cabinets, Raaslöff, Lüttichau, Bang, ja sogar Scheel selbst wurden nacheinander ausgestoßen. Hall übernahm nach Raaslöff's Entfernung zugleich auf kurze Zeit das Ministerium für Schleswig, sowie er später für diesen auch das Ministerium für Holstein führte. Es ward hierauf Wolfhagen, als Minister für Schleswig (seit 18. Juni 1856), das gedanken- und principlose Werkzeug der Eiderpartei, die mittels Regenburg's ihre Macht in Schleswig

übte, während Kriger als Minister in verschiedenen Departements die Macht der Partei überhaupt in der großen Politik vertrat. Scheel hatte die Gräfin Danner und somit auch den König für sich. Vergeblich suchte Madame Hall sich bei der Gräfin zu insinuiren. Ihren Brief, in welchem sie vorstellte, sie, die Gräfin, thue besser daran, sich an Hall statt an Scheel zu halten, überlieferte die Gräfin an Scheel, welcher sich in der Ministerconferenz offen über die wider ihn gerichteten Machinationen beschwerte. Scheel mußte indessen weichen, da es ihm nicht gelang ein anderes Ministerium herzustellen; er genoß seitdem den Lohn seiner geleisteten Dienste in seiner Landdrostei. Hall übernahm am 13. Mai 1857 die Präsidentschaft des Conseil und vertauschte am 6. Mai 1859 das Portefeuille des Cultus und Unterrichts mit dem der auswärtigen Angelegenheiten.

Die Versuche, das dänische Programm den Herzogthümern mittels des Reichsraths und der Verfassung vom 2. Oct. 1855 aufzudrängen, die Opposition Scheel-Plessen's und der zunächst mit ihm verbundenen zehn Reichsräthe (daher die Elfer genannt, obgleich ihrer nachher vierzehn wurden), die sich später anbahnende Beschwerde Lauenburgs beim Bunde, sowie der daraus entstandene Notenwechsel, ferner die drei Ständeversammlungen Holsteins von 1857, 1859 und 1861 müssen als bekannte Thatsachen vorausgesetzt werden. In allen diesen Fällen hat Hall allerdings, in Verbindung mit Kriger, ein bedeutendes conciliatorisches, verschleppendes Talent an den Tag gelegt, jedoch seinem Vaterlande wesentlich großen Schaden zugefügt. Durch das Laviren zwischen zwei unvereinbaren Extremen, nämlich einer Verbindungs- oder Gesammtstaatspolitik und einer Trennungspolitik, sei es Eidersystem oder Skandinavismus, durch die Doppelzüngigkeit den Mächten und den Parteien gegenüber ist eine Falschheit und Unehrlichkeit in dem öffentlichen Leben Dänemarks entstanden, welche den Sinn für Wahrheit und Aufrichtigkeit ganz vertilgt und das Ehrgefühl überhaupt abgeschwächt haben. Zudem fehlt dieser Schwindelpolitik der Zweck, das praktisch erreichbare Ziel, und sie muß sich, nachdem die Herzen verdorben, der Kopf verschroben worden, schließlich doch in Nichts auflösen. So ist eine Haltlosigkeit in alle Verhältnisse Dänemarks eingedrungen, eine Ungeschicktheit in allen Richtungen an den Tag getreten, welche die Achtung vor dem dänischen Charakter untergraben und der Meinung Raum gegeben hat, es sei überhaupt kein Zusammenleben, kein einverstandenes Wirken, noch weniger eine Staatsgemeinschaft mit einem solchen Volke möglich. Hall ist also wesentlich mit daran schuld, daß der alte Schleswig-Holsteinismus, d. h. der Wille, von der Gemeinschaft des dänischen Staats auszuscheiden, wieder hat aufleben und erstarken können. Die Gefühle in den Herzogthümern, namentlich auch in Schleswig, wurden in dem Maße gegen Dänemark eingenommen, daß, im Vergleich zu 1848, ganz erhebliche Rückschritte in Bezug auf Versöhnung und Beruhigung der Gemüther gemacht worden sind. Zudem ist selbst bei Anhängern eines Gesammtstaats die Ansicht überwiegend geworden, es könne nur die wiederhergestellte Verbindung der Herzogthümer ein Gleichgewicht und eine Garantie gegen das dänische System abgeben.

Wir rechnen Hall zu den verständigern, nicht fanatisirten Anhängern des dänischen Systems. Irren wir hierin nicht, so muß das schließliche Bewußtsein der Übel, die er über sein Vaterland gebracht, für ihn peinigend werden. Denn nur durch ihn hat der Schwindel, der Dänemark sogar wieder an den Rand des Kriegs geführt, solchen Halt gewonnen, daß er sich durch alle Phasen und Krisen der neuern Zeit hindurchziehen konnte. Diese Krisen selbst, die unter Hall und dessen Ministerium eingetreten, sowie auch die Specialitäten der Verhandlungen mit dem Deutschen Bunde und den Ständeversammlungen, resp. Ritter- und Landschaft, können hier nicht weiter beleuchtet werden. Dagegen wollen wir noch der berüchtigten Schöpfung Hall's, dem Reichsrathsstumpf für Dänemark-Schleswig, einige Betrachtung widmen sowie einen Blick auf die Operationen des Ministers werfen, durch welche er im Jahre 1861 die Execution des Deutschen Bundes in Holstein provisorisch beschworen hat. Beides ist für das politische Treiben des Mannes äußerst charakteristisch. Man hat das von Hall nur als Ausflucht gemeinte Gesammtstaatsproject von 1855 und 1861 als ein Windei bezeichnet, welches die Stände, resp. der Deutsche Bund oder die Großmächte für ihn ausbrüten sollten, und man kann nur sagen, daß jenes Bild ganz zutreffend ist.

Unter dem 25. Febr. 1858 hatte der Deutsche Bund seine Erwartung ausgesprochen, „es werde Dänemark sich hinsichtlich der deutschen Herzogthümer jedes fernern Beschlusses enthalten, welcher auf Gesetzen beruht, die nicht in anerkannter Wirksamkeit sind". Uneingedenk des klar vorliegenden Umstandes, daß die holsteinischen Stände, deren Competenz zum Urtheil hierüber die Bundesversammlung ausdrücklich anerkannt, in ihren Verhandlungen die für Holstein

erlassene Specialverfassung von 1854 als zu Recht bestehend mehrfach selbst bezeichnet hatten, zog es Hall doch vor, unterm 15. Juli 1858 die holsteinische Verfassung und ebenso die gemeinschaftliche Verfassung von 1855 in Betreff Holsteins als „zeitweilig" außer Kraft gesetzt zu erklären, und ferner, als diese Erklärung dem Bunde nicht genügte, unterm 6. Nov. 1858 die gemeinschaftliche Verfassung in Betreff Holsteins und Lauenburgs vorläufig „förmlich" aufzuheben, gleichwie auch die besondere Verfassung Holsteins. Hall stellte die Sache nun so vor: er gebe ungern' dem Verlangen des Bundes nach. Die bestehende Verfassung müsse jetzt allerdings für die in Beziehung zum Bunde stehenden Staatstheile ruhen; für die der Krone unbeschränkt von jenem Verhältnisse untergebenen Staatstheile, für Dänemark und Schleswig, müsse jedoch die gemeinschaftliche Verfassung selbstfolglich fortbestehen, da nur diesen Theilen selbst ein Einspruch zustehe. Der Reichsrath für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten bleibe mithin für das eigentlich dänische Reich, Dänemark und Schleswig, in Wirksamkeit. Ein solcher (der Eiderpartei natürlich höchst willkommener) Zustand sei Dänemark nunmehr vom Deutschen Bunde aufgedrungen. Der sonach für die gemeinschaftlichen Angelegenheiten der gesammten Monarchie berufene, auf zwei Theile beschränkte, im Herbst 1859 zusammentretende Reichsrathsstumpf erklärte sich hierauf in der That als competent, trotz des Widerspruchs einiger Mitglieder und der Enthaltung anderer vom Votiren, trotz des sonderbaren Gedankens Tscherning's, die Holsteiner hätten auf den Grund des einmal erlangten Mandats dennoch erscheinen sollen. Der Deutsche Bund hätte hierauf sofort mit einem Proteste antworten und die seit 1851 geführten Verhandlungen unter solchen Verhältnissen als völlig gescheitert, sowie dem Friedensvertrage gemäß den Status von 1848 als wiedereingetreten erklären sollen, oder er konnte auch das Verlangen aufstellen, daß die Ständeversammlung Holsteins und Ritter- und Landschaft Lauenburgs nunmehr, als dem Reichsrathsstumpf coordinirt und analog mit diesem, unbedingt ebenfalls über alle gemeinschaftlichen Angelegenheiten zu beschließen hätten. Statt dessen verwickelte man sich in die Budgetfrage, welche für das Staatsorganisationsproblem nicht von entscheidender Wichtigkeit ist. Auf die hereindrohende Execution des Deutschen Bundes setzte Hall 1859 und 1860 die ständische Komödie in Itzehoe in Scene, mittels welcher er den fremden Cabineten weismachen wollte, er habe ihrem andringenden Verlangen ein Genüge geleistet. Zugleich suchte er sich durch die Vermittelungsversuche Englands, sowie durch eine anscheinende Nachgiebigkeit, mit welcher in Schleswig einige dänischerseits für unwesentlich gehaltene Concessionen in der Sprachsache (Circular und Patent vom 9. Jan. 1861) gemacht wurden, die gute Meinung der Großmächte zu sichern. Es ward der Sophismus von dem „Antheile" Holsteins an dem gemeinschaftlichen Budget, über welchen hinaus ihm doch keinerlei Votum zustehe, in die Welt geschickt, und es fehlte in der That nicht viel, daß nicht allein England und Schweden, sondern auch der Bund und die deutschen Mächte dahin gebracht worden wären, es für selbstverständlich anzusehen, Holstein trete mit der gesunden Vernunft in Widerspruch, wenn es etwa hinsichtlich der gemeinschaftlichen Angelegenheiten, namentlich des Budgets, über seinen Antheil hinaus mitsprechen, geschweige denn beschließend entscheiden wolle. Dieser Sophismus wurde indessen, namentlich in der deutschen Presse, von verschiedenen Seiten so gründlich aufgedeckt, daß er für immer in sein Nichts zerrinnen mußte. Dennoch erreichte Hall seinen Hauptzweck — die Verschleppung der Sache, und er gewann Zeit, die zerrissenen Fäden der Unterhandlung wieder anzuknüpfen.

Mittlerweile hatte Hall in Dänemark selbst einen starken Strauß zu bestehen. Kaum stand die Execution des Deutschen Bundes in Aussicht, so gaben sich auch die kriegerischen Poltergeister Dänemarks im Wortschwall kund. Man beschwor die Nation, wie im Jahre 1848, Gut und Blut für Ehre und Unabhängigkeit des Landes einzusetzen. Der von der Hitze, eine bedeutende Rolle im Norden zu spielen, dämonisch angetriebene Baron Blixen-Finecke meinte, seine Zeit sei jetzt gekommen. Schon einmal, im Jahre 1859, hatte er sich am Ziele seines ehrgeizigen Strebens zu befinden geglaubt, und gemeint, sein 2. December sei erreicht und er nunmehr berufen, die Geschicke Dänemarks und des Nordens zu lenken. Die Tücke des Schicksals hatte ihn jedoch mit des Conseilpräsidenten Rottwitt's Tode (8. Febr. 1860) wieder von der Zinne ins Vacuum herabgestürzt. Jetzt also, dachte er, oder niemals! Durch den Danevirkeverein regte er das Volk auf, nunmehr dem faselnden Zaudern Hall's ein Ende zu machen, den Retter in der Noth, den soliden Skandinavismus heraufzubeschwören und den Nationaltrieb durch sofortige Incorporation Schleswigs zu befriedigen. Inzwischen erhob sich zur Ableitung der „Verein für eine Reichstagsadresse", der jedoch die aufgeregten Gefühle der Menge in vorsich-

tiger Weise schonte und diesen Gefühlen durch die Versicherung zu schmeicheln suchte, daß die seit 1854 dominirende Professorenpartei, das heißt Hall, im Grunde nur dasselbe wolle, blos mit mehr Verstand, Ausdauer und Mäßigung. Ganz anders dagegen, und nichts weniger als den Leidenschaften schmeichelnd, trat ein vereinzelter Schriftsteller gegen das Unwesen auf, indem er in dänischen und deutschen Flugschriften den Wahnsinn nicht nur in den modificirten wie in den unmodificirten Eidertendenzen, sondern auch in den Kriegsgelüsten wie in den Hall'schen Planen mit der Kraft der Wahrheit und beißender Satire beleuchtete und geißelte. Dieses offene Vorgehen erregte um so mehr den Zorn der Parteiführer, als der Eindruck jener Publicationen nicht zu verkennen war, und sie suchten Rache an dem Manne zu üben, der die Früchte ihres Treibens so sichtlich im Keime erstickte. Man kennt die Unbill, welche von aufgehetzten und gewonnenen Pöbelhaufen am 13. Mai 1861 gegen den Baron Dirckinck-Holmfeld und sein Besitzthum zu Roeskilde ausgeübt wurde. Alles dies trug aber nur dazu bei, die durch die Demagogie erhitzten Gemüther des Volks wieder zu ernüchtern. Es erfolgten nunmehr von allen Seiten Zustimmungsadressen an Hall und das Ministerium, durch welche die kriegerische Politik und die Combinationen der Danevirker, Bliren's, Balthazar Christensen's und anderer ehrgeiziger und unruhiger Bauernfreunde, sowie die Danomanie eines Flor, Grundtvig und Consorten wiederum in den Hintergrund gedrängt wurden.

Inzwischen hatte es sich der Minister Hall auch angelegen sein lassen, die vom Deutschen Bunde her drohende Gefahr durch neue Blendwerke zu beschwören. Der Bundesbeschluß vom 8. März 1860, welcher die beschlossene Execution nur unter der Voraussetzung suspendirt hatte, daß die dänische Regierung ohne die Zustimmung der holsteinischen Stände keine allgemeinen Gesetze, namentlich aber keine Finanzgesetze erließe, war übertreten worden, indem das Ministerium Hall später dennoch das Finanzgesetz im Betreff der holsteinischen Zuschlagsquote in Holstein publicirte, mithin wenigstens einen Theil des Budgets für die Finanzperiode bis April 1862 octroyirte. Ein Bundesbeschluß vom 7. Febr. 1861 stellte deshalb der dänischen Regierung eine Frist, innerhalb welcher sie sich jener Bedingung zu fügen hätte, widrigenfalls die beschlossene Bundesexecution ihren Fortgang nehmen müsse. Hall wandte sich nun zur Abwendung der Gefahr an die nicht deutschen Mächte, welche das Londoner Protokoll unterzeichnet, und fand in Stockholm und namentlich in London ein williges Gehör. Das englische Cabinet machte im Laufe des Sommers 1861 in Berlin die Eröffnung, daß die dänische Regierung geneigt sein würde, zur Verhütung der Bundesexecution die Zuschlagsquote für Holstein fallen zu lassen und sich vor der Hand mit den Bestimmungen des Normalbudgets (von 1856) zu begnügen. Zugleich forderte Lord John Russell das berliner Cabinet auf, einen eigenen Vorschlag in Betreff der Sache zu machen, und sprach außerdem noch das Verlangen nach einer europäischen Conferenz aus, durch welche die Verfassungsverhältnisse Holsteins definitiv geordnet werden sollten. Eine solche Conferenz müsse man wünschen, da zu besorgen stehe, der Deutsche Bund werde auch die Ansprüche Holsteins in Bezug auf Schleswig zur Geltung bringen wollen. Die schleswigsche Frage aber sei eine europäische, und Europa habe ein Interesse und ein Recht, sich zur Aufrechterhaltung der Integrität der dänischen Monarchie in dieselbe einzumischen. Der preußische Minister des Auswärtigen ließ sich jedoch durch dieses von Hall auf Weitschichtigkeit und Einmischung der Mächte angelegte diplomatische Gewebe nicht von dem Punkte abbringen, um welchen es sich zunächst handelte. Hr. von Schleinitz wies die europäische Conferenz zurück, da die Regelung der holsteinischen Verfassungsangelegenheit in ihrem ganzen Umfange dem Bunde vorbehalten bleiben müsse. Ebenso wenig könne Preußen einen Vorschlag machen, indem es sich eben nur um das Interesse der dänischen Regierung handele, die beschlossene Bundesexecution zu vermeiden. Wolle diese Regierung der Execution entgehen, so möge sie erklären, daß sie ohne Zustimmung der Stände keine legislative Maßregeln für Holstein treffen, demnach auch auf die Zuschußquote zum Normalbudget des laufenden Jahres verzichten wolle. Bei solcher Erklärung fiele vor der Hand der Grund zur Execution weg, und Preußen mache sich anheischig, die Sache in diesem Sinne am Bunde zu vertreten. Trage die dänische Regierung Bedenken, die Erklärung unmittelbar an den Bund ergehen zu lassen, so möge sie dieselbe zunächst an die beiden deutschen Großmächte richten.

Da die Mächte weitere Schritte im Interesse der dänischen Politik nicht thun mochten, so blieb dem Minister Hall nichts anderes übrig, als in einer Depesche vom 29. Juli an die Cabinete von Wien und Berlin die Erklärung zu richten: 1) daß die dänische Regierung vorläufig auf die Erhebung der holsteinischen Zuschlagsquote zum Normalbudget für das laufende Etatsjahr verzichte; 2) daß seit dem Bundesbeschlusse vom 7. Febr. 1861 allgemeine Gesetze auf Hol-

stein ohne ständische Zustimmung nicht promulgirt worden noch für den Augenblick beabsichtigt wären. Hall macht diesen Vorschlag, um der „drohenden Bundesexecution in Holstein vorzubeugen", zugleich auch, um die „Gelegenheit zu einer solchen internationalen Verhandlung zwischen Dänemark und Deutschland einzuleiten, die hoffentlich geeignet sein wird, eine Lösung der holsteinischen Verfassungsfrage schneller und leichter herbeizuführen". Indeß kann er sich nicht enthalten, „damit jedem Misverständniß von vornherein vorgebeugt werde", den „Inhalt" und die „Tragweite" der Erklärung „etwas näher" zu präcisiren. Er sagt nämlich, daß die Verzichtleistung auf die holsteinische Zuschußquote nur „eine provisorische Bestimmung" sei, und daß die dänische Regierung hiermit keineswegs auf eine „nachträgliche Erhöhung" des holsteinischen Beitrags zum Gesammtbudget verzichte. Vielmehr wolle sie an ihrem Worte nur so lange halten, bis die Erfahrung ergeben habe, ob nicht die Erledigung dieser Frage sich gleichzeitig mit einer allgemeinen Ordnung der verfassungsmäßigen und finanziellen Stellung Holsteins würde bewerkstelligen lassen. Zum Überfluß fügt Hall noch hinzu, daß „die Beistimmung ausschließlich" nur auf das laufende Finanzjahr Anwendung habe, und daß „selbstverständlich", sofern die Verhandlungen zu keinem erwünschten Resultate bis zur Beschlußnahme über das künftige allgemeine Budget führen sollten, sich dann die dänische Regierung nicht mehr als gebunden erachten werde. An die übrigen Cabinete aber erließ Hall noch eine Circulardepesche vom 2. Aug., in welcher er, der bisher nur von Auskunftsmitteln und Verschleppung gelebt hat, die Erwartung aussprach, „daß Deutschland nicht eine kostbare Zeit hingehen lassen werde, bevor es auf die beregten Verhandlungen eingehe, und daß es zu diesen Mäßigung und den aufrichtigen Wunsch, innerhalb einer einigermaßen kurzen Zeitfrist ein Resultat zu erlangen, mitbringen werde". Auch schmeichelt er sich mit der Hoffnung, daß die nicht deutschen Mächte sich nicht ihre Wirksamkeit bis zu dem Augenblick, wo die Unterhandlungen sich als fruchtlos erwiesen haben möchten, vorbehalten, sondern daß sie denselben „mit einem durch die Umstände berechtigten Interesse" folgen und Dänemark „durch ihren Einfluß unterstützen" werden. Das heißt, die fremden Mächte sollen sich in die Verhandlungen einmischen.

Die dänischen Fanatiker unterließen anfangs nicht, über die großen Concessionen und Opfer zu schreien, die Hall in seiner Erklärung zugestanden. Doch begriff man selbst von dieser Seite sehr bald, wie auch diesmal alles auf Täuschung nach allen Seiten hin beruhe. Hall hat durch seinen Schritt nichts weiter gethan, als sich zu einem kurzen Waffenstillstand mit Deutschland bereit erklärt, nur um die Beanstandung der drohenden Bundesexecution für den Augenblick herbeizuführen und damit Gelegenheit zu erhalten, die Sache durch neue Verhandlungen in unabsehbare Ferne zu verschleppen. Zunächst leidet der Vorschlag an der irrthümlichen Voraussetzung, daß die vom Rumpfreichsrathe beschlossenen Gesetze überhaupt irgendwelche Gültigkeit haben, daß es vor der perfecten Beschlußnahme überhaupt Quoten geben könne. Dann aber trifft der Vorschlag offenbar auch nicht den Kern der Sache, nämlich die Stellung Schleswigs in der Monarchie und die Sicherstellung des legitimen Verlangens seiner Bevölkerung. Allerdings könnten die Verhandlungen, wollte man mit Aufrichtigkeit und Verstand die eigentlichen Streitpunkte ins Auge fassen, zu einem günstigen Ziele führen, aber es bedarf dazu eines andern Staatsmanns, als der dänische Conseilpräsident ist. Hall hält nur die Aufgabe fest, durch immer erneuerte Kniffe und Auskunftsmittel die Lösung des Problems zu vertagen, um inzwischen sein Ministerportefeuille solange als möglich zu besitzen. Sein Souffleur bei diesem Gaukelspiel ist einer der geriebensten Rabulisten, Schwierigkeits- und Plusmacher, die Dänemark aufzuweisen hat, nämlich der mit Madame Hall nahe verwandte alte, experte Geheimrath Treschow. Hall ist diesem Manne mehr schuldig, als man annehmen mag.

Das Manöver Hall's im September 1861, als er Orla Lehmann in der Eigenschaft eines dänischen Ministers des Innern ins Cabinet aufnahm, zeugte wieder von großer Gewandtheit. Zunächst befriedigte er hierdurch die ganze Eiderpartei und stärkte sich für die nächste Sitzung. Dann aber machte er auch hiermit den alten Repräsentanten der Partei mitverantwortlich für die Hall'sche Politik, sodaß, wenn nachgegeben werden muß, das Odium zugleich auf Orla Lehmann und gewissermaßen auf die ganze Partei fällt, die dieser vertritt.

Wiewol die Politik Hall's, wie schon bemerkt, nicht einmal das Verdienst der eigenen Erfindung in Anspruch nehmen kann, so gibt es doch große Staatsmänner, die, bedenklich den Finger an der Nase, dem unerschöpflichen Tausendkünstler zuschauen und darüber nachgrübeln, was denn zuletzt herauskommen werde. Es kann aber niemals etwas Positives und Vernünftiges aus solcher Politik herauskommen. Hall gleicht dem Zauberer, der durch seine Wahngestalten

den Feind aufhält. Er ist der Mann, von dem Cicero (ad Atticum, II, 19) schreibt: „daß er in den Himmel erhoben wird, man weiß nicht recht warum, es sei denn, weil er es ist, der durch Zaudern die Angelegenheiten des Staats herstellt.“ Aber freilich thut der römische Staatsmann schon in seinem folgenden Briefe, wo er sich über den öffentlichen Zustand ausläßt, die trostlose Äußerung: „Ich glaube, daß, wenn man sich dem Treiben entgegenstellen wollte, ein allgemeines Gemetzel entstehen würde, und wenn dies einmal beginnt, so sehe ich kein anderes Ende als den Untergang aller. Wenn man nun auch hoffen darf, daß in unsern Zeiten Blutscenen wie die der römischen Demokratie nicht so leicht eintreten, so liegt es doch klar vor, daß Hall seinem Vaterlande, oder der Partei, der er dient, keinen wahren Vorschub geleistet hat. Die Bedingungen, unter welchen sich noch im Jahre 1854 das System in Dänemark hätte befestigen können, werden nicht wieder gewährt werden, sondern mit der stärker und deutlicher sich aussprechenden Gesinnung, mit dem klarer hervortretenden Rechte steigern sich die Forderungen der Herzogthümer und der Preis der Verbindung.

II.

Baron Karl Frederik Axel Bror Blixen-Finecke.

Das menschliche Leben zeigt eine solche Zersplitterung in Varietäten, eine solche Menge einzelner Züge, daß es zuweilen wohl empfunden wird, typischen Charakteren zu begegnen, die das Vereinzelte gleichsam massenhaft aufnehmen und den Leidenschaften ein solches Gepräge geben, daß sie geschichtlich als Ausdruck derselben dienen können. Wenn indeß in solchen Charakteren die Widersprüche bis zum Excentrischen zusammengeschweißt sind, sodaß die verschiedenartigsten Anlagen durcheinander wirken und den Ausdruck zur Verzerrtheit und Zerfahrenheit steigern, so fühlt man sich vielmehr belästigt und unangenehm berührt. Dergleichen Menschen, die ein Quodlibet von unharmonischen Anlagen, eine Pancarte von widersprechenden Impulsen aufweisen, treten oft in Zeiten revolutionärer Aufregung in den Völkern auf, gleichsam um Nahrung aus den verschiedensten Elementen der leidenschaftlich bewegten Masse zu ziehen. Sie sind Kinder und Träger nicht allein der Schwächen ihrer Zeit, sondern der sich begegnenden Zeitalter.

Ein solcher Mensch ist Baron Blixen-Finecke. Mit glänzenden Fähigkeiten wenigstens scheinbar ausgerüstet, kann er sich leicht orientiren, der Verhältnisse sich Meister machen, die Gemüther hier einnehmen, dort abstoßen. Ein leicht fassender Verstand wurzelt in flatterhaft versatiler Phantasie und malt sich Bilder hin in allen Situationen, in denen die heterogensten Neigungen und Wünsche zusammentreten. Zuversichtlich, wie ein Hazardspieler im Glück, fährt er in Stürmen und auf Wogen schäumender Flut ebenso leicht dahin als auf der glatten Fläche des Hoflebens, und würde selbst den Niagara hinabfahren ohne eigentlich Gefahr zu ahnen. Natürlicher Muth gibt Ruhe, und wie auch die Stimmen über und gegen Blixen-Finecke anbrausen mögen, er setzt ihnen Gleichmuth entgegen, erträgt Beleidigungen, lächelt, wenn man schilt und schimpft, und, stets bereit auf die erste Anforderung einer Beleidigung Rede zu stehen, sei es mit Degen oder Pistolen, läßt er doch die Beleidigung ebenso leicht kalt an sich abgleiten und trägt sie mit Gemüthsruhe ins Buch der Erinnerung für die Tage der Vergeltung. Verschwenderisch ohne Maß und Zweck, kann er morgen aus Caprice knauserig sein und läßt den darbenden Künstler oder Lieferanten jahrelang warten, während er Tausende nur zum Prunk vergeudet. In allem treibt es ihn den grand seigneur zu spielen. Er schnappt stets nach Ausdrücken, die dem slang einer beliebigen haute volée, des turf oder der Diplomatie, der kaiserlich französischen Reduerei oder der englisch aristokratischen Conversation entlehnt sind, und kann doch ebenso ungenirt mit den disparatesten Gliedern der Gesellschaft umgehen, ja sich ihnen umgänglich machen. Launenhaft ohne Ziel und Maß, flößt er nie dauernd Vertrauen ein, und weiß doch wieder durch Manieren zu gewinnen, was er durch Manieren verloren hat. Lässig, indolent, bequem bis zur Faulheit, kann Blixen-Finecke doch wieder raptim arbeiten und Zwecke mit Zähigkeit und Eifer verfolgen, als ob er die Energie des Geschäftsmanns erster Klasse besäße. Genußsüchtig in allen Branchen des Wohllebens, scheint er sich wiederum mit einer Cigarre begnügen zu können, und bleibt bei allen Excessen unerschöpft, wenngleich aufgedunsen durch die Resignation, mit welcher er dem höhern Bedürfniß des Geistigen, Wahren, Reellen entsagt zu haben scheint. Denn, wie oft in solchen Fällen, ist die Wahrheit ihm so gleichgültig wie ein Stück Löschpapier, und wenn man je über etwas einig gewesen, so ist es über die Unzuverlässigkeit in Wort und That, die Unbeständigkeit in Sinn und Cha-

rakter des glänzenden Freiherrn, dem zum Alcibiades nur der Sokrates, der Sinn für Weisheit gebricht.

Solche Charaktere können es dennoch weit bringen, und wer sagt denn, daß nicht schließlich die Glut eines verborgenen Gewissens bei ihnen durchbricht, die flatterhaften Allotria verbrennt und dem Leben einen Gehalt als Schlußstein bereitet, von dem sie in scheinbarer Excentricität sich lange fern hielten. Wir nehmen indeß dergleichen Charaktere nach der äußern Erscheinung, das Innere, Weitere, Letzte der Hand des waltenden Geschicks überlassend. Dieser Erscheinung nach aber hat Bliren-Finecke drei Stadien des Fortschritts gehabt: erst die der auffassenden, an Eindrücken reichen Jugend, mit dem ganzen Zauber der noch nicht blasirten Phantasie, dann die Epoche der Eitelkeit, zuletzt, bis dahin, die Periode des Ehrgeizes, der Lust, auch seinen Antheil am Regieren der Welt ohne Mühe zu erlangen, zu genießen. Uns geht diese letzte Periode hauptsächlich an; die frühern werden wir nur kurz berühren.

Der Baron Karl Frederik Axel Bror Bliren-Finecke ist im Jahre 1822 aus einer ursprünglich pommerschen, 1723 in Schweden naturalisirten Familie Bliren geboren. Sein als General verstorbener Großvater, Konrad Christoph von Bliren, wurde 1722 in den Freiherrenstand erhoben, und sein Vater, Freiherr Karl Philipp von Bliren, nahm den mütterlicher Verwandtschaft entlehnten Namen Finecke an. Dies ging also zu. Er traf einst in Hamburg zusammen mit einem dänischen Gutsbesitzer Finecke von Dallund auf Fünen, einem Verwandten seiner Mutter, schloß Freundschaft mit ihm, besuchte ihn zur Jagd und stieg so in der Gunst des reichen, kinderlosen Herrn, daß dieser ihn zum Erben seines Vermögens, namentlich des zum Fideicommiß errichteten Guts einsetzte. Das schwedische Familiengut der Bliren ist dagegen Näsbyholm in Schonen. So ward er adelicher Unterthan zweier Herren, und der jetzige Baron Bliren-Finecke, obgleich Reichstagsmann und Minister in Dänemark, ist hiernach doch recipirtes Mitglied des Ritterhauses in Stockholm. Der reiche Finecke hatte unter anderm in der Erwartung des Kriegs große Summen Geldes und Kostbarkeiten in Fässern unter einem Fußboden verborgen und, da er ihrer nicht bedurfte, unberührt liegen lassen. Als nun Baron Bliren, der Vater, das Gut antrat, freute er sich natürlich der vielen Herrlichkeiten. Der ehrliche Verwalter, der um das Geheimniß wußte, überlieferte ihm auch den versteckten Schatz unverkürzt, obgleich er sich denselben leicht selbst hätte aneignen können. Sein Name ist nicht bekannt.

Es steht dahin, ob die großen Reichthümer, die hierdurch dem einzigen Sohne früh zufielen (er hatte nur Schwestern), für ihn ein Segen geworden. Das von Vormündern cumulirte Vermögen ward in jugendlichem Übermuth schnell vergeudet; er gerieth mehrmals unter Administration, erbte jedoch stets wieder große Summen von Seitenverwandten, die ihn zu fortgesetzter Verschwendung reizten. Zwanzig Jahre alt, verheirathete er sich mit dem schönen Fräulein Ankerkrone, einem Engel im Innern und Äußern, welche ihn jedoch in die Bahn geistiger Beharrlichkeit zu leiten nicht vermochte. Aus dieser um das Jahr 1854 getrennten Ehe besitzt er zwei Kinder. Er, der gern etwas Napoleonisches affectirt, hat mit dem ersten Kaiser nur das gemein, daß der gute Genius mit der Scheidung von ihm zu weichen schien, mit dem zweiten aber noch weniger. Eine fürstliche Dame faßte für den schmucken Mann Gefühle, die leider kein Glück begründen konnten, und denen nachgebend er Schwager zweier präsumtiver Thronfolger, des Prinzen Christian zu Dänemark und des Prinzen Friedrich von Hessen, und Schwiegersohn des im dänischen Dienst ergrauten, den Familienprincipien sehr anhängenden Landgrafen Wilhelm von Hessen ward. Im Jahre 1854 wurde er Gemahl der Prinzessin Auguste von Hessen, und man kann seinen Ehrgeiz wohl begreifen, neben solchem erborgten Glanze auch eine Persönlichkeit eigener Art geltend machen zu wollen, die dem früh eingepflanzten Triebe, sich, wenn auch nur im gleißenden Schein und Namen, auszuzeichnen, irgend entspräche.

Die Jugend Bliren-Finecke's, wie es heißt, auf der Schule in Gotha, als Student in Göttingen, soll nur von dem lebhaften Muthwillen der Flegeljahre zeugen. Der Baron zeigt noch die Narbe einer Kugelwunde durch den Leib, die er sich in einem seiner Duelle zuzog. Als Klingenführer ist er ebenso ausgezeichnet wie als Schütze. Er ist auch ein gewandter Turner, Tänzer, Reiter, Cavalier vom ritterlichsten Aussehen, fein, wenn er will, selbst von guter Manier in der Grobheit. So ward er Hofmann, Günstling der Großen und der Damen, besonders sowol Christian's VIII. als des damaligen Kronprinzen, jetzigen Königs. Als dieser einmal mit ihm auf einer Reise nach Odense zusammentraf und ihn nöthigte bei ihm zu bleiben, schlug er Bliren-Finecke vor, nach Tisch mit zu der damaligen Jungfer Rasmussen hinauszufahren. Bliren-Finecke weigerte sich und entschuldigte sich damit, der König werde ihm deshalb zürnen; er habe ihm versprochen sich solcher Besuche zu enthalten. Der Prinz nahm ihm

dies sehr übel, ward ihm jedoch bald wieder hold. Auch behauptet der Baron selbst, Günstling des Königs Karl von Schweden zu sein, welches jedoch wenig glaubhaft ist, da dieser gescheidte Herr die Leute leicht durchschaut.

Nach der Revolution von 1848 hielt sich Blixen-Finecke eine Zeit lang sehr still und brütete mit dem Adel und den Gutsbesitzern über das Unheil, welches die Demokraten anstiften würden. Er setzte öffentlich einen Preis von 100 Species aus für verarmte oder kranke Handwerker, welche nachwiesen, daß sie sich an politischen Versammlungen oder Cliquen nicht betheiligt hätten. Als er hörte, daß an einem folgenden Abend eine große Versammlung von Handwerkern stattfinden sollte, um über Schritte wegen seiner Insolenz zu berathen, begab er sich unversehens mitten unter sie, bat ums Wort, betrat die Tribüne und wußte die Menge so zu bezaubern, daß sie ihm fast ein Lebehoch brachte. Darauf stiftete er mit gleichgesinnten Conservativen den „Grundbesitzverein", ward Vorsitzender, drang auf Anerkennung des Gesammtstaats als Zweck neben Aufrechthaltung des Grundgesetzes, bewirkte jedoch sofort den Untergang des Vereins, indem er zum Secretär und Redacteur einen principlosen ästhetischen Tändler, den Studenten Goldschmidt, wählte, blos weil derselbe einen fließenden Stil schrieb. Auch ließ er sich ins Volksthing wählen, spielte indeß hier eine dürftige Rolle, worüber der tapfere Madvig eine solide kritisirende Schrift geschrieben. Doch knüpfte er nach allen Seiten Beziehungen zu den heterogensten Persönlichkeiten an, sodaß sein Salon, unter der Firma der Verschmelzung, von Leuten aller Farben wimmelte. Namentlich wollte er einen consequenten Demokraten, der jedoch Gesammtstaatsmann war, vermögen, des berliner Professors Stahl Bücher ins Dänische zu übersetzen. Jedenfalls stand er voran unter denen, die man als Träger des Junkerthums bezeichnet, und wurde als entschiedener Widersacher der Gräfin Danner und von dieser selbst als vermeintlicher Leiter von Intriguen gegen sie angesehen. Er begab sich 1856 nach Paris, hielt sich mit seiner hohen Gemahlin allda einen Winter auf, und soll von einer bekannten Persönlichkeit, einer Freundin der Gräfin, als diese anschwärzend denuncirt worden sein. Als ihn nach seiner Rückkehr 1857 der König nicht sofort empfing, schickte er demselben den Kammerherrnschlüssel zurück; ob auch das Ritterkreuz, ist uns nicht erinnerlich.

Zu derselben Zeit schrieb Blixen-Finecke seine Broschüre: „Praktischer Skandinavismus", mittels welcher er sich theils dem Könige Oskar, theils der skandinavischen Fraction der Nationaldänen zu nähern suchte und verstand. Es liegt klar vor, daß hiermit zwei Hebel in Baron Blixen-Finecke wirksam wurden, die bisher zurückgehalten waren: erstlich eine antagonisirende Stellung dem Schwager gegenüber, dann die Absicht Minister zu werden, wahrscheinlich nur um Macht zu gewinnen und zur Demüthigung des Thronfolgers zu verwenden. Woher der glühende Haß stammen möge, der sich seitdem wider diesen herausstellte, ist schwer zu sagen. Man meint, daß die hohen fürstlichen Schwäger den Baron es haben fühlen lassen, wie er doch nur ein Eindringling in der Familie sei. So hatte Blixen-Finecke seinen Sohn aus Schweden zu sich kommen lassen, damit er die Erziehung gemeinsam mit den Söhnen des Prinzen erhalte, was dieser aber entschieden ablehnte. Es kann indessen auch bloße Laune gewesen sein, die den Baron antrieb, ein ernsteres, höheres Feld der Thätigkeit und Machtstellung zu erstreben. Wenn man sich nicht mit wirklich Vernünftigem oder Nützlichem beschäftigt, so verfällt man eben auf allerlei. Blixen-Finecke entwickelte in seiner neuen Laufbahn große Schlauheit, Verstellung, Principlosigkeit und Mangel an Gewissen und Wahrheit, sodaß sein Eingreifen in die Geschicke Dänemarks sehr verderblich gewesen ist. Natürlich mußte er, wollte er eine Rolle spielen, sich an eine politische Schwerkraft halten. Daß er aber gerade die skandinavische Partei ergriff, läßt sich schon aus seiner Abhängigkeit von einem reichen Geldmanne erklären, welcher der Partei zufällig angehört oder ihr persönlich zugewandt ist. Tief in Schulden verwickelt, mußte der Baron schon von selbst darauf sinnen, neue Hülfsquellen sich zu öffnen, und er mochte wol erwarten, wenn es ihm gelänge, Dänemark Schweden in die Hände zu spielen, gebührenden Lohn zu erzielen. Er selbst äußerte, es sei Verstand in dem Gedanken, daß seine Gemahlin erbberechtigte Prinzessin von Geblüt sei, die zudem, auf Veranlassung der von den Mächten infolge des Londoner Tractats verlangten Renunciationen, übergangen sei und daher Recht zum Abkauf habe. Man meinte, als er später rasch vorschritt, um eine politische Entscheidung im skandinavischen Sinne herbeizuführen, er habe eine Statthalterschaft über die neuen schwedischen Provinzen, eine Art von Hof zur Verdunkelung des Schwagers, vor Augen.

Zunächst mußte sich der Baron mit dem schwergekränkten König versöhnen. Dies war leicht; denn wenn er der Gräfin Danner mit seinem aristokratischen Prunk vorflimmerte, er werde ihr die widerspenstige Prinzessin zuführen, die man hinsichtlich seiner Gesinnungen nur

hintergangen, so war die Danner und somit der König leicht gewonnen. Zur herzlichen Versöhnung wurde die Freimaurerei, die zu so vielen Dingen dient, benutzt. Der Buchdrucker, Kammerherr Berling, der alter ego magni magistri, ward das Bindemittel. An einer Altschottentafel bei Berling präsidirte der König, und Bliren-Finecke brachte die Gesundheit der Gräfin Danner aus. Hierauf erfolgte feierlicher Besuch bei der Gräfin, auch von seiten der Gemahlin des Barons, der Prinzessin Auguste, und man faßte den Plan, das Ministerium Hall zu stürzen und Bliren-Finecke ans Ruder zu bringen. Bliren-Finecke hatte Hall durchaus ungeneigt zu einer Verbindung gefunden. Der gescheidte Hall wollte sich mit einem Manne nicht einlassen, der in der Politik höchstens einem Seiltänzer gleichzuachten und keinerlei solide Arbeitskraft, noch weniger Zuverlässigkeit hat. Um nun Hall zu stürzen, wurde die Capriole Hegermann-Berling eingeleitet. Der ganze Hof nämlich war durch die seltsame Autorität, die der vormalige Buchdrucker und nunmehrige Kammerherr Berling als altbegünstigter Liebhaber der Gräfin genoß, in eine schiefe Stellung gerathen, und der biedere Generaladjutant Hegermann, welcher statt des alterskranken Levetzau zugleich als Hofmarschall fungirte, unternahm es, den unbequemen Liebling früherer Tage aus seiner begünstigten Stellung herauszuwerfen. Bei diesem Unternehmen Hegermann's concurrirte aber auch das Ministerium, indem dieses in den Beziehungen zu Schweden, bei allen Verhandlungen, sehr bedauerliche Abstoßungen erfahren hatte, und zwar infolge der Misachtung, die Berling, der commissarius magni magistri eingeflößt. Hierüber liegt eine eigene dänische Schrift: „Das persönliche Princip", aus dem März 1860 vor, welche das Nähere besagt. Der Gräfin Danner soufflirte Bliren-Finecke beim Beginn der Intrigue: sie möge den alten Günstling halten; es verschlage jedoch nichts, wenn das Ministerium in der Collision daraufgehe; er sei da und werde aushelfen.

So geschah es denn auch. Der König willigte nicht allein in die trockene Entlassung des vielgeliebten Generaladjutanten, dem noch ein schmählendes Rescript nachgeschickt wurde, wie sehr er Strafe verdient habe wegen unbefugter Einmischung in die innern privaten Hofangelegenheiten, während das compromittirte Ministerium am 2. Dec. 1859 seinen Abschied nahm und erhielt. Für Bliren-Finecke entstand indeß eine schwierige Aufgabe. Mit der beschränkten skandinavischen Fraction, der er sich angeschlossen hatte, ließ sich kein parlamentarisches Ministerium bilden. Es gibt vielleicht in Dänemark keine fünf Menschen, die den Anschluß an Schweden wirklich für praktisch möglich halten. Von staatlicher Union kann keine Rede sein, weil Schweden überhaupt Abneigung davor hat und darin nur eine Verdoppelung des norwegischen Antagonismus wittert. Jedenfalls bietet der Reichstag keinerlei Elemente dar für ein Ministerium mit skandinavischem Programm. Mit akrobatischem Purzelbaum suchte daher der Baron einen Balancirpunkt in der Partei der Bauernfreunde, die er bisher bekämpft und gegen welche er den Grundeignerverein gestiftet hatte, die aber zur Noth eine Majorität im Volksthing darstellen kann. Aus Bauernfreunden selbst konnte er indessen kein Ministerium herstellen, welches auch nur entfernt auf seine skandinavischen Gedanken eingegangen wäre. Ueberhaupt konnten die Bessern der Partei nicht mit dem Baron zusammentreten; ihr demokratisches Credo und der Mangel an Achtung verbot es. Bliren-Finecke handelte indeß sehr schlau. Erst gewann er den treuherzigen Oberst Tscherning, einen Phantasie- und Gefühlsmann, dem es aber auch nicht an Dialektik und klarem Verstande fehlt. Dieser war vom Könige beauftragt, mit dem seine Entlassung fordernden Ministerium zu unterhandeln. Es fiel Bliren-Finecke nicht schwer, den Obersten für sich zu gewinnen, theils indem er Hall und Seiden als doctrinären Eiderausschuß — sehr wahr — schilderte, theils indem er in Tscherning's Marotte, den föderalistischen Gesammtstaat — vielleicht einen schließlich ausführbaren Nothbehelf — einging. Es ward beschlossen, einen alten Führer der Partei, den Kammerherrn und Amtmann Rottwitt, einen persönlichen Günstling des Königs, den er zu sich nach Frederiksborg gezogen, als Conseilpräsidenten und Bindemittel obenan zu stellen. Der frühere Advocat und Demokrat konnte sich so schon mit dem jetzigen Günstling der Danner alliiren. Ein anderer Bauernwühler, Balthazar Christensen, der sich gleichsam als Made in dem Krebsschaden Dänemarks durchfrißt, ein sehr geriebenes Männchen, wurde ausersehen, einerseits das Cabinet anständig zu rekrutiren, andererseits die Partei der Bauernfreunde — numerosa plebs im Ackerbaulande — welche die Majorität immer hat, wenn sie diese haben will, an der Schnur zu halten. Es schloß sich jedoch nur ein einziger moralisch und durch Antecedentien, Vermögen und Ansehen respectabler Mann als Finanzminister an, und auch dieser war durch gewichtige Verhältnisse gezwungen einer so ungeheuerlichen, wie aus den Wolken gefallenen Combination sich hinzugeben. Die Geldgeschäfte der Gräfin Danner gehen nämlich durch dieses Mannes und seines frühern Associé, des

dänischen Generalconsuls in Hamburg, Pontoppidan, Hand, und wie gewichtig diese Geschäfte sind, erprobte die Firma im Krisisjahr, da ihr zwei Millionen zu Gebote gestellt wurden, die kaum ausreichten. Diese Interessen durften durch eine Weigerung nicht verletzt werden. Zudem hatte der Mann vernünftige Eisenbahngedanken, und es war unmöglich, die aus der Spur gekommene Bahn zweckmäßig zu lenken, wenn er nicht Finanzminister wurde. Aus Patriotismus, Liebe zum König und verständigem Interesse begab sich darum Westenholtz seiner Ansichten und Neigungen und ward provisorisch Finanzminister, nachher auch Minister für Holstein. Die übrigen Candidaten waren in sehr drängenden, drückenden Vermögensverhältnissen. Sie traten als Minister ein, weil die ihnen hingehaltenen Hände, Schuldverschreibungen in der einen, Portefeuilles in der andern, keine Wahl ließen.

Bliren-Finecke producirte sich in einem neuen Cabinet als Minister des Auswärtigen und für Schleswig, mit zwei Portefeuilles. Der Lärm, der im eigentlichen doctrinär-nationalen Lager entstand, war unbeschreiblich. Epigramme, Charivaris, Studentenaufläufe, Gedichte, Schauspiele, die alles Entgegenstehende in den Koth zogen, folgten einander. Berling mußte dennoch davongehen, um sechs Monate später wiederzukehren. Advocaten, Gelehrte, Geschäftsmänner, Redacteure erhoben einmüthig ihre Stimmen, die jedoch gegen die gewonnene Majorität der Bauern im Volksthing nichts vermochten. Bliren-Finecke begann seinen Feldzug rasch genug mittels seines Programms: dänische Nationalität und Sprache in Schleswig, Ausscheidung Holsteins unter einem Gouverneur (Prinz Christian), mit der Hinschiebung nach Schweden im Rückhalt. Die beiden ihm nicht genügenden dänischen Gesandten in Paris und London suchte er sofort durch seinen Absichten mehr entsprechende Diplomaten zu ersetzen. Besonders eilig betrieb er die Entfernung des ihm misbeliebigen Gesandten in Paris, wohin er den jungen liebenswürdigen Grafen Leon Moltke, damals Gesandter in Madrid, bestimmt hatte. Episodisch, weil charakteristisch, dürfen wir das Manöver beleuchten. Graf Moltke war mit den wichtigen Verhandlungen in Madrid betraut, welche die noch aus der Zeit des Erbfolgekriegs stammende, zur Schwindelhöhe herangewachsene, in calculo anerkannte spanische Schuld sowie die Zahlung der neuesten Sundzollentschädigung betrafen. Es handelte sich bei dem Minister des Auswärtigen Bliren-Finecke nun darum, daß die wichtige Sache rasch erledigt würde, damit die Personalveränderung unverweilt vorgenommen werden könnte. Der die Angelegenheit leitende und bei totaler Unwissenheit und Ungeschick des Chefs nothwendige Unterstaatssecretär Quaade, ein früher rationell denkender, tüchtiger Mann, ward durch die Perspective eines Gesandtschaftspostens geködert. Jeder Versuchung widersteht nicht jedermann. Genug, Bliren-Finecke fand in Quaade einen willigen Gehülfen zur Ausführung des Unglaublichen. Der Gesandte wurde instruirt, nicht allein die alte Schuld — mehrere Hunderte von Millionen — auf ein nominelles Nichts zu reduciren, sondern auch die Sundzollentschädigung in dreiprocentigen Papieren al pari anzunehmen, sodaß der Ausfall an reellen Valuten sogar jene Zuthat aus alter Schuld weithin absorbirte. Alles nur, um gleich abschließen und den Grafen Moltke als Gesandten in Paris auftreten lassen zu können. Diese eine Grille hat Dänemark mehr gekostet als die ganze Sundzollentschädigung eingebracht hat. So spielt man mit dem Vermögen des Staats, indem man blos persönliche Politik treibt, allerdings die einzige, die in Dänemark noch an der Tagesordnung ist. Auch verdient es die Nation; denn weder Huhn noch Hahn hat über den Vorgang gekräht. Die Politiker im Volke spielen ihr Domino nach wie vor und sagen höchstens: „Ih, wirklich?“ Die Volksrepräsentanten sind Nullen mit den paar Leitern als Zählern. Was in andern Ländern fiscalischen Proceß nach sich ziehen würde, geht in Dänemark unbemerkt vorüber. Dagegen, kommen Parteiinteressen ins Spiel, so ist des Zeters kein Ende. Der Pöbellärm wegen dieses Ministerwechsels, der doch im Grunde den Demokraten zusagen mußte, wird dadurch erklärlich, daß eine Hof- und Personalintrigue offenkundig vorlag, in welcher ein sehr geachteter Mann, der General Hegermann-Lindenkrone, einem Gesellen unterlag, der an der Gräfin Danner eine misliche Beschützerin gefunden hatte.

So leicht Bliren-Finecke diese diplomatischen Enormitäten durch die Beihülfe des seinen Ruf dabei gefährdenden Kammerherrn Quaade (der mit Aussicht auf den Posten in Berlin zunächst nach Belgien ging) zu Stande gebracht hatte, so unvermuthet harten Widerstand fand er dagegen an seinem Schwager, den er als Statthalter in Holstein, das aus dem Gesammtstaat ausscheiden sollte, unterbringen wollte. Der Prinz von Dänemark hat in diesem Vorgange eine Festigkeit, Ruhe, Überlegung und Conduite gezeigt, wodurch die Gerüchte, welche die Parteien über ihn auszubreiten beflissen sind, sowol hinsichtlich seines Charakters als seines Urtheils, gründlich widerlegt werden. Bliren-Finecke aber bewährte in dieser Angelegenheit die ganze Schwäche

seines Urtheils. Er pflegte das Zerwürfniß mit dem Schwager so zu erklären, als ob der Prinz ungemessene Eifersucht empfinde, weil er, der im Tanzen, Reiten, Fechten dem Baron so weit überlegen sei, doch in der Politik in diesem seinen Meister gefunden habe. „Ich will meinem hochgestellten Schwager schon zeigen, daß ich sein Schicksal in der Hand habe und über sein Scepter verfügen kann", so raisonnirte er. Deshalb stellte Blixen-Finecke auch seinen Collegen und dem König als unumgängliche Bedingung: „der Prinz müsse als Statthalter nach Holstein", also sich in die Arena der Parteien begeben, die er bisher so weise vermieden, um sich vorläufig für Dänemark zu compromittiren. Man muß den Verlauf der Angelegenheit näher kennen, um den ganzen Umfang von Thorheit, Intriguen und bösem Willen, die Blixen-Finecke gegen den Prinzen entfaltete, zu ermessen. Dem Publikum liegt nur der in der Diplomatie einzige Brief vom 11. Dec. 1859 vor. In diesem Schreiben stellt er, der auswärtige Minister Dänemarks, den Bestand der Fundamentalacte des Reichs, das er erhalten soll, den Londoner Tractat, in Frage, indem er sich dabei auf die Artikel des französischen Oppositionsblatts „La Presse" aus einer längstvergangenen Zeit stützt, sowie auf die eventuellen Ergebnisse des Pariser Congresses verweist, welcher nicht blos nicht stattfand, sondern auch nur Italien, am wenigsten Dänemark betreffen sollte. In diesem Schreiben bedroht der Minister den Erben des Reichs, dessen Interesse er wahrnehmen soll, mit dem Verlust seiner Krone, wenn er nicht mit einer Stellung in dem deutschen Theile des Reichs, der abgesondert werden soll, fürlieb nehmen will. Eine größere Ungeschicktheit ist wol nie von einem Minister des Auswärtigen an den Tag gelegt worden. Zudem entwickelte der Brief ein System der Unwahrheit, das fortan nicht mehr verlassen worden ist. Der nicht veröffentlichte Eingang des Briefs enthielt undiplomatische Äußerungen über den französischen Minister in Kopenhagen, der das Vertrauen des Kaisers nicht mehr besitze.

Der Prinz befand sich in der ersten Decemberwoche 1859 bei dem König auf der Jagd und hatte diesem gleich erklärt: der Plan Blixen-Finecke's sei ihm sehr zuwider. Der König äußerte hierauf vertröstend: die Frage werde am nächsten Tage, wo der erste Staatsrath nach Bildung des Rottwitt'schen Ministeriums abgehalten werden sollte, nicht vorkommen. Dennoch wurde der König durch Blixen-Finecke bewogen, den Staatsrath am 7. Dec. mit der Erklärung zu eröffnen, der Prinz sei zum Statthalter ernannt, und ihm diese Ernennung gleich unterfertigt hinzureichen, ohne Einwendungen hören zu wollen. Der Prinz motivirte indeß seine Weigerung schriftlich und unterrichtete den Conseilpräsidenten von diesem Schritte. Der König dispensirte hierauf am 9. Dec. den Prinzen mündlich von dem ihm widrigen Amte, und erst am folgenden Tage spät, am 10., begab sich der Prinz von der Jagd zur Stadt. Am nächsten Morgen, am 11. Dec., schrieb dann Blixen-Finecke den famosen Brief, in dem er fälschlich von unbefugten Zwischenhändlern sprach. Die Unwahrheit lag auf der Hand, denn der Prinz war gar nicht in Kopenhagen gewesen; dessenungeachtet wiederholte „Fädreland" die Sache, und der Prinz ward weidlich angeschwärzt. Als Blixen-Finecke von der Zustimmung des Königs zur erbetenen Dispensirung des Prinzen hörte, zeigte er sich sehr ungehalten und erklärte: der König könne im Staatsrath gefaßte Beschlüsse auch nur ebenso wieder aufheben, und er drohte: es werde doch nach seinem Willen gehen. Ein Staatsrath wurde zu diesem Zweck von ihm zum 18. Dec. auf Frederiksborg anberaumt, und es war wol möglich, daß der rücksichtslose Minister eine schwere Collision zwischen dem Prinzen und dem König, vielleicht eine erzwungene Nachgiebigkeit des erstern herbeigeführt hätte, wenn nicht zufälligerweise der ominöse Schloßbrand dazwischengetreten wäre. Infolge dieser Calamität mußte nun die anberaumte Sitzung des Staatsraths auf den 26. Dec. verschoben und in der Hauptstadt abgehalten werden. Der Widerstand des Prinzen war schon besser gestützt und gereift. Dennoch wagte Blixen-Finecke den König zu der wiederholten Erklärung zu vermögen: „die Statthalterstelle sei nöthig befunden und der Prinz habe sich zu fügen." Der Prinz erklärte: „die Ungnade des Königs schmerze ihn, aber seine Ehre verbiete ihm die Stellung anzunehmen." — „So bist du ja ein Aufrührer, und es ist vorbei unter uns", sagte der König, welcher indeß, wie immer, bald wieder besänftigt ward. Der Prinz aber warf nach Aufhebung des Staatsraths Blixen-Finecke sein perfides Verfahren vor. „Sie wußten, daß ich nicht nachgeben kann, wie konnten Sie die Sache dennoch wieder vorbringen? Sie gehen nur darauf aus, Unfrieden zwischen dem König und mir hervorzubringen." — „Meine Pflichten als Däne", sagte Blixen-Finecke. „Sie handeln nicht als Däne", unterbrach ihn der Prinz, „sondern als Schwede!" u. s. w. Zugleich berief sich Blixen-Finecke darauf, daß er es nicht allein sei, sondern alle Minister hätten die Anstellung des Prinzen als Statthalter in Holstein beschlossen. Auch dies wurde unmittelbar vom anwesenden Kriegs-

minister dementirt, welcher erklärte: „er mische sich nicht in die eigentliche Politik und wisse von nichts." Bald waren alle verständigen Leute einig, das Verfahren Bliren-Finecke's als schnöde Frivolität zu bezeichnen, und die gute Folge der übeln Intrigue war eine Popularität, deren der Prinz sich früher in dieser Ausdehnung nicht zu erfreuen gehabt hatte. Theatralisch lächerlich, jedoch berechnet in der Richtung der Zersplitterung des Staats und der Bestärkung nationaler Thorheit war der arrangirte Ausflug Bliren-Finecke's nach Schleswig und sein arroganter Bericht an den König, in welchem er als Thatsache officiell festzustellen suchte, in den Schulen der gemischten Districte gehe alles nach bester Ordnung und Zweckmäßigkeit her. Welche Leerheit und Eitelkeit verrieth sich nicht in diesem seinem vorwitzigen Urtheil! Man spürte das künstliche Arrangement bis in die kleinsten Details.

Was sollte man überhaupt von einem Minister halten, der seine ganze Politik auf die Perspective eines Congresses baute, der nie zusammentrat, und darauf rechnete, derselbe werde sofort die dänische Frage und das skandinavische Problem nach den Zuflüsterungen eines revolutionären Politikers lösen? Sein Phantasieproject scheiterte an der Nichterfüllung aller seiner Voraussetzungen. Die Details seiner sonderbaren Fahrten nach der Niederlage, die Unbefangenheit, mit welcher er that, als ob er keine Niederlage erlitten, der Muth, mit dem er morgen wieder anfädelt, was heute abgerissen, oder gleich ein neues Gewebe einschlägt, sein Betragen rechts gegen die Danner, links gegen die Familie seiner Frau u. s. w., würden novellenartige Episoden abgeben. Dänemark konnte von diesem Mitglied des Ritterhauses zu Stockholm nichts Gutes erwarten. Der Mann, der seine innere Haltlosigkeit durch äußere Unruhe beschwichtigen muß, ist stets zu bedauern, noch mehr aber das Land, dessen Schicksal solchen Händen anvertraut wird.

Alle weitern Projecte Bliren-Finecke's fielen indeß vorerst zusammen, als das Ministerium, durch den am 8. Febr. 1860 erfolgten plötzlichen Tod Rottwitt's seines Bindemittels beraubt, unaufhaltsam auseinanderlief. Der König berief erst Madvig, einen unpraktischen Politiker, der die Dinge nur in einem selbstgefälligen Doctrinarismus aufzufassen vermag. Der in Sachen der Latinität wortgelehrte, in Beurtheilung des Lebens ziemlich schwache, jedenfalls unbehülfliche berühmte vir quadratus et rotundus, den die Parteimänner als Bulldogge gebrauchen, wo es etwas zu hetzen gibt oder wo die Kegel durcheinanderstürzen sollen, meinte, er habe nur seinen Präsidentenstab auszustrecken, so werde sich ein würdiges, untadeliges Ministerium sogleich um ihn scharen. Aber es kam ihm kein einziger Koryphäe zu Hülfe. Der König schickte nach dem Grafen Sponneck, dem einzigen praktischen Staatsmann, den Dänemark besitzt. „Wo denken Ew. Majestät hin", sagte dieser, „das Staatsgeschwür ist noch nicht halb reif. Das Gift gärt und gischt im Innern, ohne auch nur eine einzige unheilvolle Triebkraft eingebüßt zu haben. Vernünftige Leute können jetzt noch nichts dabei machen. Die Nationalen müssen brau und die Suppe verschlingen, die sie eingebrockt haben. Es ist schlimm, in den sauern Apfel zu beißen, den man eben weggeworfen hat. Hall muß wieder ans Tretrad, bis die Nation sieht oder fühlt, daß kein Körnchen mehr auf der nationalen Mühle zu mahlen ist", u. s. w. Der Graf Sponneck trat hiermit wieder ab in das unscheinbare Dunkel der Impopularität, in welches ihn die Götter zu seinem Heil eingehüllt haben. Bliren-Finecke hatte sich indeß vom König eine telegraphische Depesche an Monrad, der eben in Paris war, auf alle Fälle geben lassen, und ließ dieselbe als Blitzableiter gegen das fatale Hall'sche Unwetter schleunigst abgehen. Monrad kam, verständigte sich indeß bald mit Hall, und das Unvermeidliche geschah, zum großen Verdruß des Königs, der Gräfin Danner, Bliren-Finecke's und der Bauern. Hall bildete ein neues Cabinet, an dessen Spitze er als Conseilpräsident trat.

Natürlich sann Bliren-Finecke darauf, wie er Hall baldigst wieder ersetzen könnte, und bei seiner Zuversicht und Selbstschätzung fehlte es nicht an Combinationen. Durfte er doch nur Farbe wechseln und sich ganz als adeliches Haupt der Bauern hinstellen. Auch hieß es schon im Mai 1860, daß er seine Combination fertig habe; nur vermochte er die dänisch-skandinavischen Parteibande nicht abzulösen und gedachte schleunigst einige schwedische mit hineinzuziehen. Die großen Manöver in Schonen sollten hierzu dienen. Mit einem vorläufigen Allianztractat in der Tasche zog er nach Bonarp, wo seine Kämpen bereits tüchtig sich tummelten. König Karl war indeß so klug, seinen Orenstierna, den gediegenen Manderström, hinzubescheiden, um den Schwindel näher anzusehen, und die Seifenblase zerplatzte ohne alle Wirkung. Jetzt suchte nun Bliren-Finecke die Dämonen aufzuwiegeln. Er flog nach Christiania, und die Parole ward den skandinavischen Blättern gegeben, den „elenden" Manderström die Ruthe des Zeitungszorns fühlen zu lassen. „Er ist ein Verräther", hieß es, „er spielt mit Preußen unter einer Decke.

Man will Dänemark theilen. Er muß weg", u. s. w. Natürlich wurden die Skandinaven ausgelacht. Manderström saß fester als je, während die Zeitungslanzen zersplittert zu Boden fielen. Der Dänenkönig mußte den sauern Apfel ganz genießen. Hall ward Elefant; er fischte mit dem König, beruhigte die Gräfin, und blieb der Träger der hinhaltenden Zauderpolitik, die auch die einzig mögliche, wenn man für eine vernünftige Cur nicht reif und vorbereitet ist. Freilich trat der Executionsbeschluß des Deutschen Bundes vom 8. Mai 1860 dazwischen. Die Dänen geriethen in die Kriegswuth oder vielmehr in den Taumel der absoluten Unschlüssigkeit, weil sie weder aus noch ein wußten. Hall zwar verlor die Haltung nicht; denn das bloße Temporisiren macht sich von selbst; es hat Krisen, aber keine Pausen. Die holsteinischen Stände wurden berufen, um den neuen Dilationsproceß einzuleiten und selbst bei der Nase herumgeführt zu werden. Zwar gelang dies nicht; wol aber wurden die Mächte bedenklich wegen des Lärms, den der eine Theil, der Patient, machte, sodaß sie den Dänen ängstlich zuriefen: Schreie doch nicht so; du sollst ja deinen Willen haben — nämlich fortwirthschaften und abwarten. Bliren-Finecke aber dachte, als die Aufregung anfing: Jetzt ist die rechte Zeit! Er stiftete den Danevirkeverein und trommelte alles darin zusammen, was Lust zum verstandlosen Leben hatte. „Macht mich zum Minister", hieß es, „ich will den Krieg führen. Die Schlacht von Idstedt muß ihr Complement haben; wir blieben damals auf halbem Wege stehen. Frisch, nur Schleswig incorporirt, Holstein ausgesondert. Die Zeit des Zauderns — nämlich die Zeit Hall's — ist vorbei. Ich und ihr, wir sind die Männer der That; die Worthelden sind nichts nütze", u. s. w. Hiergegen trat nun die doctrinäre Partei zusammen und stellte ihr Programm in der Reichstagsadresse auf, nämlich: „Stille! wir wollen ja dasselbe, nur mit Bedacht, ohne Gewalt. Was von Deutschland kommt, betrachten wir ..." Schwerlich würden indeß die Helden des Worts über die vermeintlichen Männer der That, bei denen der Wortschwall doch auch obenan steht — den Sieg davongetragen haben, wäre nicht in den Flugschriften des Barons C. Dirckinck-Holmfeld eine Stimme dazwischengetreten, welche, obgleich sie die der Stillen im Lande genannt werden mag, inmitten des Taumels mit Ernst und Spott, mit Zorn und Hohn, jedenfalls stark und offen, beide Art von Helden, die des Worts und der That, gleichmäßig an den Pranger der Öffentlichkeit stellten. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Stimme eingreifend wirkte und die Vernünftigen zur Besonnenheit zurückführen half, wenn sie auch den maßlosen Zorn der Demagogen und den Weheruf: „Der Mann ist ein Verräther!" und die entsprechenden Thaten gegen ihn weckten. Bliren-Finecke verlor mit der Beruhigung der Gemüther abermals die Partie und mußte sich völlig geschlagen zurückziehen. Zuletzt aber spielte er noch einen Trumpf aus, eigentlich wol nur, um die echten, gerechten Skandinaven zu trösten. Er benutzte wieder den schon erwähnten Schöngeist Goldschmidt, der schnell die Conjunctur ausgebeutet und ein neues sauberes Blatt: „Ude og Hjemme" oder „Enten und Drenten", in den Tummel hinausgeschickt hatte. In diesem Blatte wurde eine fictive Correspondenz aus der Zeit König Oskar's von Schweden in der Weise aufgetischt, daß man sehen sollte, Bliren-Finecke oder sein Freund T... in Schweden habe die Briefe in der Tasche gehabt und auch wol in das Portefeuille des Auswärtigen geguckt, um irgendeinen dienlichen Fetzen für seinen Hauptgedanken zu finden, nämlich: „Schweden ist der einzige zuverlässige Freund in der Noth; es hat selbst wiederholt die Freundeshand ausgestreckt, er aber, Hall, hat sie zurückgestoßen; er also, Hall, ist nicht der Mann, diesen Anker des Heils zu ergreifen; unter seinen Auspicien ist keine Rettung bei einbrechender Noth von jener Seite zu erwarten. Er versperrt den einzigen offenen, sichern Weg, der unter das Bollwerk Schwedens führt. Ich aber, Bliren-Finecke, bin der Mann; ich führe diesen Weg", u. s. w. Dieser armselige Trumpf aus dem Kartenspiel eines verstorbenen Königs, der natürlich jetzt nicht in Betracht kommen kann, wurde durch die kurze Erklärung Hall's gestochen: „Es ist lauter Schwindel; Oskar wollte uns mithaben im eventuellen Conflict mit Rußland, das übrige ist erlogen." Es blieb hiernach dem genialen Politiker Bliren-Finecke nichts anders übrig, als sich fürs erste zurückzuziehen. Er ging nach Stockholm, um sich mit dem „Aftonblad" zu verständigen; doch mag ihm der feine Lallerstedt wol längst den Rücken gekehrt haben. Die Rolle des Barons Bliren-Finecke scheint sonach ausgespielt. Nachdem Dänemark das eine mal die hysterisch angeregte Kriegslust überwunden hat, wird es schwerlich nochmals die Paroxysmen einer so angreifenden Krankheit durchmachen wollen. Möglich, daß die herben Erfahrungen eine Wendung zum Bessern nach sich ziehen. Die Rückkehr zum Guten steht immer offen, und niemand ist vom Vernünftigwerden ausgeschlossen. Die Leute, welche absolut und nur Krieg wollen, sind gefährliche Rathgeber; am gefährlichsten aber, wenn sie an solcher Zuversicht und Selbstüberschätzung leiden, wie es bei Bliren-Finecke der Fall. Der Baron hat nämlich die Äußerung

gethan, daß er Cavour und Garibaldi in Einer Person vereinige, und die Annexion Dänemarks bewirken könne, wenn er wolle.

Wenn in einer Gesellschaft der Grundsatz verloren gegangen, daß jeder zunächst seine eigene Lebensordnung begründen müsse, damit er Meister über sich selbst werde und über die Zwecke seines Daseins ein Verständniß erlange, so ist der Unruhe fortan kein Ende. Jeder will aus seiner Sphäre heraustreten und unter dem Vorwande, für andere, für alle zu sorgen, seiner Eitelkeit, seinem Ehrgeiz und seinem Triebe fröhnen. Es entsteht ein öffentliches Wettlaufen an allen Ecken und Enden, um Aufsehen zu erregen und Anhang zu erlangen, und das Forum wird in Begleitung des Anhangs nur beschritten, um seine Meinung, seine Rechthaberei per majora durchzusetzen. Der Demagogie, der Volksschmeichelei wird Thür und Thor geöffnet, und das Staatsleben löst sich in Parteileben auf. Von diesem unruhigen Treiben in der Gesellschaft ist kein Stand ausgeschlossen. Der Stachel der Popularität trifft Fürsten wie Demagogen. Talente sind keine Garantie, sie steigern nur die Kraft, mit der man in die Massen eindringt. Wo große Mittel, sei es des Geistes oder des Äußerlichen, vorhanden sind, muß die Wirkung, sobald ein böses Princip an die Spitze gestellt wird, großartiger werden. Die eigentliche Ursache des traurigen Phänomen, daß talentvolle Individuen in höhern Sphären der Gesellschaft gar arge Subjecte abgeben, ja oft zu Zerrbildern der Menschheit ausarten, liegt theils in der größern Summe ererbter übler Anlagen, theils in der größern Versuchung, das reiche Kapital im Sinne der einmal erkiesten Selbstsucht oder eines an sich stark ausgeprägten Egoismus zu verwenden und diesem dienstbar zu machen. Die nach Glanz und Herrschaft strebenden und dann in weltlicher Glorie strahlenden Magnaten, welchen Namen sie auch tragen, stehen ebensowol wie die im unruhigen Drange des Ehrgeizes von unten auf strebenden, oft kriechenden Demagogen weit unter manchem Verbrecher, der seine Abweichungen von Recht und Moral im Strafhause abbüßt. Der Egoismus, sei es der der argen Herrschsucht, des eifrigen Ehrgeizes, der thörichten Eitelkeit oder der frivolen Wollust, streift auf jener Bahn des Parteitreibens die verkümmerte Anlage zum Gewissen, zur Scheu und zur Scham ab, und selbst das gewöhnliche Surrogat des Gewissens, die Ehre, welche oft für Gewissen gehalten wird, obgleich sie meist nur eine auf den Schein gerichtete Selbstsucht ist, fällt bei solchen Leuten, die leider im öffentlichen Leben der Dänen jetzt häufig vorkommen, wesentlich weg, weil sie nicht die Achtung der Guten, sondern das eigene Belieben und den Beifall der Menge zur Norm ihres Ehrgefühls machen, und sich, wo es die Befriedigung des eigenen Wahns und Willens gilt, leicht über alles hinwegsetzen.

Als ein solcher Mann erscheint Baron Bliren-Finecke. Arbeiten, sich ein moralisches Ziel eigener Reform setzen, hat er nie gelernt, nie versucht. Er wogt und wirkt nach Laune, wie es ihm gerade durch den Kopf fährt. Genio vivere — ist sein Princip, und er hat auch viel Genie und liebt ein buntes, unruhiges Leben. In höhern Kreisen erzogen und verkehrend, konnte er sich leicht vor den Wahngebilden der Demagogie und der extremen Parteien hüten, aber die eigene Unruhe und Gedanken, die aus Haß und Ehrsucht hervorgingen, trieben ihn in diese Scharen. Er, der geborene Kosmopolit, hätte wol dem falschen Enthusiasmus der dänischen Nationalen leicht entrinnen können. Seine Plane aber lassen ihn in den Fanatikern brauchbare Werkzeuge erkennen, und er hat sich mit ihnen gegen seine Überzeugung verbündet. Als der jeder Geschäftsthätigkeit fremde Hof- und Weltmann sich in die politische Wahlarena begab, betrachtete man diesen Schritt als eine neue Grille. Man durfte vielleicht Gutes von seinem Auftreten erwarten, da seine dreiste Gewandtheit, sein einnehmendes Wesen und selbst das Talent, sich leicht und gewählt auszudrücken, Mittel abgaben, der vordrängenden Gemeinheit die Stange zu halten. Wie flach, schwach, schwebend, gehaltlos aber seine Reichstagsthätigkeit ausfiel, ist hinlänglich bekannt. Nur seine Äußerung über die amnestirten Schleswig-Holsteiner: „Sie seien Aufrührer, die baumeln sollten", ist berühmt geworden, wie Lehmann's „blutige Striemen" auf dem Rücken der Schleswiger. Niemand ahnte, daß Bliren-Finecke Minister werden wolle. Die, welche zuerst diesen Gedanken bei ihm wahrnahmen, meinten indeß, daß er nur damit umgehe, dem Unwesen, in welches er sich nachher hineinstürzte, ein energisches Ende zu bereiten. Denn allerdings hat Bliren-Finecke mehr Energie als seine Standesgenossen in der höhern Region, deren keiner seine Haut zu Markte tragen will, sondern die nur im Wohlleben tuckmäusern wollen. Bliren-Finecke hatte aber leider weder Grundsätze noch Leitsamkeit. Wer konnte glauben, er werde je eine Bahn verfolgen, die den Interessen des Prinzen von Dänemark, also der Monarchie entgegenliefen? Und dennoch, wenn Haß ihn trieb, weshalb blieb

er auf halbem Wege stehen, er, der, cordial zu den Bauernfreunden übergehend, leicht ihr Haupt hätte bleiben können? Er that es halb, zum Schein, liebäugelte mit allen Collegen und Parteien, wählte eine unhaltbare Schwerkraft, das „Fädreland", und verrieth wenig soliden Verstand, als er auf losem Terrain sein Lager aufschlug. Zugleich zeigte er sich als politisches Chamäleon, changirte alle Farben, ohne feste neue zu wählen, und verleugnete treulos stets seine bessere Überzeugung, verrieth Rancune gegen die, denen er verpflichtet war, und Rache, wo Ergebenheit an der rechten Stelle gewesen wäre. Indem er mit einem Programm auftrat, welches die völkerrechtliche und staatsrechtliche Basis der Monarchie umstürzen mußte, beging er Verrath am Vaterlande, dessen Überantwortung an die skandinavischen Projectmacher gleichbedeutend mit der Auflösung und Theilung des Landes ist. Läge dem eine Idee zum Grunde, so ließe sich darüber streiten; aber es waren Interessen und Gefühle, mit denen sich nicht rechten läßt. In allen Richtungen legte Bliren-Finecke Schwächen bloß, Leichtsinn, Unbesonnenheit, Tollkühnheit, Unzuverlässigkeit, chimärische Phantasie, eitles Gepränge, Verkennung seiner selbst, ungemessenes Prahlen mit Worten, begleitet von unüberlegten Thaten, die ihn als mal-adroit, als dänischen Parteimann verriethen. In Gesinnung und That legte er jede Eigenschaft bloß, die der Staatsmann nicht haben soll, und war selbst der einzige, der nicht merkte, daß es ihm an allem fehlte, nur nicht am Muth des Selbstvertrauens. Er ist ein Beispiel der Gefahr des ersten Schritts. Hatte er einmal beschlossen, sein Leben den Gefühlen der Selbstsucht zu weihen, so folgte alles andere von selbst. Wie eine disharmonisch gespannte Aeolsharfe mit jedem Windzuge falsche Accorde hervorbringt, so fuhr er fort seine Umgebung mit den schrillen Tönen der Eitelkeit zu ermüden, die er sich auf dem Weltmarkte gekauft hatte. Indem er die Sprachsache in Schleswig, die Danisirung der widerwilligen gemischten Districte als Programm hinnahm, verdammte er sein besseres Urtheil, nach welchem er diesen Zweck jahrelang als die Misgeburt eines verbrannten Gehirns angesehen hatte. „Meinen Sie", sagte er oft, „daß dieser Regenburg Vernunft annehmen kann? Vergeblich habe ich mich bemüht, ihm das Vergebliche seiner Bemühungen klar zu machen." Und darauf machte Bliren-Finecke selbst diesen Regenburg zum Director im schleswigschen Ministerium, und entschuldigte dies damit, daß solches Verfahren die einzige Bekehrungsweise sei. „Denn", bemerkte er, „wenn er mich, der deutscher Bildung durch und durch ist, als Minister über sich hat, so muß er doch endlich einsehen, daß die deutsche Bildung etwas — wenn auch nur wenig in meiner kleinen Person — zu bedeuten hat." Also l'homme modèle dieser Klasse, unserer Zeit, dieser gemischten Nationalität, den haben wir vor uns — den habe ich schildern wollen.

Sylvester Jordan.

Der Name und die persönlichen Geschicke Sylvester Jordan's sind aufs innigste verbunden mit dem Gange der constitutionellen Entwickelung Deutschlands. Niemand hat in ernsterer Weise als Jordan an die fürstliche Gewalt die Frage gestellt, ob und inwieweit sie es aufrichtig mit den Beschränkungen meine, zu denen sie sich im Interesse der Völker endlich bereit erklärte, aber niemand hat auch den Zorn der Feinde von Freiheit und Aufklärung in empfindlicherer Weise erfahren als er. Es ist ein Zeichen von der Größe seines bleibenden Verdienstes, daß die Wandelungen, welche sich bei Jordan später in einzelnen bestimmten Punkten bemerkbar machten, von den Schilderern seines Lebens nicht nur wegen der Frische des Grabes, sondern auch wegen der Festwurzelung seines Rufs als Mann der Freiheit vorerst unerwähnt gelassen werden dürfen, ja müssen. Seit vielen Jahren war Jordan gleichsam verschollen, und erst die Nachricht seines Todes hat, wie es so manchmal zu geschehen pflegt, in Erinnerung gebracht, daß er bis dahin noch zu den Lebenden gehörte.

Jordan wurde am 30. Dec. 1792 in dem Weiler Omes bei Innsbruck geboren. Seine Ältern waren arm, sein Vater war Schuster. Seine Jugend verlief höchst traurig, und er empfing nur trübe Eindrücke. Die Armuth der Ältern, der Unfrieden im älterlichen Hause, des Vaters Unmuth über seine drückende Lage, die daraus entspringende Trunksucht desselben und dessen Mishandlung von Frau und Kindern war nicht geeignet, Zufriedenheit in dem

jugendlichen Gemüthe zu erwecken. Aber sie erweckten ein Streben nach etwas Anderm und Besserm. Begierig ergriff der Knabe, welcher nur als Tagelöhner gedient hatte, die Gelegenheit, durch die Unterstützung eines Kunden seines Vaters Lesen zu lernen. Die weitern nothdürftigsten Kenntnisse erwarb er in der schlechten Dorfschule. Die Mußestunden, welche ihm dann das Schusterhandwerk ließ, verwandte er eifrig zu seiner Ausbildung. Eine religiöse, schwärmerische Stimmung, welche so weit ging, daß er stundenlang betete und sich geiselte, ließ ihn den geistlichen Stand zum Beruf wählen. Durch die nothdürftigsten Mittel, welche ihm ein Priester gewährte, gelang es ihm, sich so viel Kenntnisse anzueignen, daß er 1806 Aufnahme im Gymnasium zu Innsbruck finden konnte. Die Fülle des Wissens, welche sich ihm hier eröffnete, ließ bald den Gedanken an den geistlichen Beruf zurücktreten. Die fanatischen Ausschweifungen der Bauern zur Zeit des tiroler Aufstandes von 1809 machten auf Jordan einen tiefen und abstoßenden Eindruck. Tief prägte sich ihm bei dieser Gelegenheit die Überzeugung ein, daß die Extreme verderblich und blos die Folgen absichtlich gehemmter Fortschritte sind. Nach Aufhebung der Universität Innsbruck begab er sich 1813 nach München und studirte dort die Rechte. Seitdem zogen ihn die Verhältnisse Baierns weit mehr an als die seiner Heimat, die inzwischen wieder an Österreich gekommen war. Daher ward er nicht gern in Tirol gesehen, wohin er noch zweimal zurückkehrte. Der Haß von Geistlichen trieb ihn nach Baiern zurück, wo er 1817 Unterbeamter beim Landgericht zu Landshut, dann Gehülfe eines vielbeschäftigten Anwalts zu München wurde. Doch diese Beschäftigung genügte ihm nicht; seit er das Leben am Sitze der Wissenschaften kennen gelernt hatte, trieb es ihn unwiderstehlich, sich der akademischen Laufbahn zu widmen. Er wandte sich nach Landshut, allein die dortige Facultät ließ ihn trotz der Verwendung Mittermaier's nicht zu. Er folgte daher einer Aufforderung des letztern und ließ sich im September 1820 in Heidelberg als Privatdocent nieder. Sein erster wissenschaftlicher Versuch wurde mit einem Preise gekrönt. Diese Schrift war betitelt: „Ist die Eintheilung der Philosophie in theoretische und praktische gültig, wenn sie in ihrem tiefsten Grunde aufgefaßt werden soll?"*) Eine andere Schrift sind seine „Versuche über allgemeines Staatsrecht". Der Aufenthalt in Heidelberg brachte ihn mit mehreren freisinnigen und wissenschaftlichen Autoritäten in Verbindung und wirkte heilsam auf die Ausbildung seiner freisinnigen politischen Ansichten. Jordan's schon im September 1821 erfolgte Berufung zum außerordentlichen Professor des Staatsrechts nach Marburg schuf ihm das eigentliche neue Vaterland. Bereits im September 1822 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor. Er entfaltete als Gelehrter eine stille Wirksamkeit und erwarb sich großes Zutrauen bei Professoren und Studenten. Da kam das Jahr 1830. Die politischen Vorgänge desselben berührten die Punkte, welche gerade damals den Gegenstand von Jordan's wissenschaftlichen Betrachtungen und Untersuchungen gebildet hatten, deren Resultat er bald darauf in seinem „Lehrbuch des allgemeinen und deutschen Staatsrechts" niederlegte. Darin stellte er als den Zweck jeder Verfassung die Begründung und dauernde Befestigung des Rechtsgesetzes hin. Der Staat als die Form des Volkslebens müsse, um dem Wesen desselben völlig zu entsprechen, sich aus diesem selbst entwickeln, und darum müßten die Verfassungen, zur Vermeidung krankhafter Zustände, mit den steigenden Volksbedürfnissen verbessert werden. Die eigentlichen Urheber von Revolutionen seien die hartnäckigen Gegner von Reformen. Die jetzigen Verhältnisse der Völker verlangten eine repräsentative Regierungsform.

Der Kampf um letztere war eben damals in vollem Gange, eben hatte der Fall der Bourbons in Frankreich die Lehre Jordan's von der Unabweislichkeit der Reformen bewahrheitet. Der Nachhall, welchen dies Ereigniß fand, galt der Begründung wahrer Repräsentativverfassungen, insbesondere von Institutionen, durch welche die fürstliche Macht, in ihrer Sucht, die ihrer Wirksamkeit gezogenen Schranken werthlos zu machen, auf zarte Weise zu ihrer Pflicht zurückgeführt werden sollte, mit Wahrheit, Liebe und Eifer die staatsgrundgesetzlichen Satzungen auszuführen. Auch in Kurhessen wurde das Bedürfniß nach Gründung von Garantien der Freiheit tief gefühlt. Waren doch die Stände seit 1815 nicht einberufen und die Steuern ohne deren Genehmigung erhoben. Der Moment, wo man fast überall auf die Begründung rechtlicher Zustände ausging, wurde in Hessen eifrig ergriffen, weil man schon 1815 dem Ziele der Begründung einer festen Verfassung nahe zu sein geglaubt hatte und dennoch getäuscht worden war.

*) S. den Aufsatz über S. Jordan in der Justi'schen Fortsetzung von Strieder's „Hessischer Gelehrtengeschichte".

Zur Berathung eines von der Regierung ausgearbeiteten Entwurfs einer vom Kurfürsten Wilhelm II. am 15. Sept. 1830 verheißenen Verfassung ward ein Landtag nach althergebrachter Weise berufen. Es verstand sich fast von selbst, daß die Landesuniversität Jordan zu ihrem Vertreter wählte. Die Rittercurie dieses am 17. Oct. 1830 eröffneten Landtags bestimmte, neben Moritz von Baumbach, Jordan zur Begutachtung des Verfassungsentwurfs. In diesem Ausschusse war Jordan vermöge seiner Kenntnisse und seiner Einsicht die leitende und maßgebende Person. Hier entfaltete er eine rastlose Thätigkeit und bekundete er seine so ganz zu dieser großen Aufgabe geeigneten Fähigkeiten, zeigte er, wie er fern von jeglicher Parteirücksicht, von den edelsten und reinsten Absichten durchdrungen, nicht minder mit philosophisch-prophetischem als mit weitschauendem staatsmännischen Blick der Gründung oder vielmehr der den Zeitbedürfnissen gemäßen Umbildung des Grundgesetzes sich widmete, welches dem gesetzlichsten der deutschen Volksstämme ein unantastbares Heiligthum, der getreue Ausdruck seiner geschichtlichen Vergangenheit wie der sichere Wegweiser für die Zukunft wurde. Der große Antheil Jordan's an der Abfassung der kurhessischen Verfassung von 1831 bildet das Hauptverdienst seines Lebens. Dieser Antheil ist es, der seinen Namen unvergänglich macht und weit mehr als seine spätern traurigen Geschicke von der tiefeingreifendsten Bedeutung für Deutschlands freiheitliche Entwickelung während der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts geworden ist. Ohne die Wichtigkeit, welche der Verfassungskampf in Kurhessen seit 1850 gewann, würde vielleicht weniger Anlaß vorgelegen haben, Jordan's Verdienste um jene Verfassung vor das Forum des an dem Kampfe mitbetheiligten Deutschland zu ziehen. Es ist Jordan zum Vorwurf gemacht, daß er gewisse Grundsätze, unbekümmert um deren praktische Durchführbarkeit, als ein des Lebens unkundiger Theoretiker und Idealist zu verwirklichen gesucht habe, und es findet sich dieser Vorwurf sogar noch in der an die deutschen Höfe gerichteten Denkschrift, in welcher die kurhessische Regierung im October 1859, als die Bewegung für Herstellung der Verfassung von 1831 begann, zu zeigen unternahm, daß diese Verfassung dem sogenannten monarchischen Princip widerstreite. Freilich hatte Jordan bis 1830 nur eine theoretische Wirksamkeit entfaltet, er gehörte sogar zu dem wegen eben dieser Richtung in der Neuzeit so vielfach getadelten Stande der Professoren; allein jener Vorwurf ist ebenso ohne Kenntniß von Jordan's Persönlichkeit als ohne Würdigung der damals obwaltenden Umstände vorgebracht. Jordan hatte, auch nachdem er das Katheder betreten, keinen Augenblick aufgehört, dem Leben nahe zu stehen, in dessen jähem Strudel er schon so früh und in jener rauhen, zur Selbständigkeit erziehenden Weise gerissen worden war. Der Vorwurf ist blos insofern gegründet, als er den Staatslenkern wenigstens einige Ehrlichkeit zutraute. Die Möglichkeit einer solchen Verdrehung und Auslegung von Bestimmungen der Verfassung, wie Hassenpflug sie beging, kam 1830 weder Jordan noch sonst jemand in den Sinn. Gestützt auf die Erfahrungen, welche Hessen gemacht hatte, glaubte Jordan volle Berechtigung zu haben, auf die Einführung der Grundsätze auszugehen, welche die freisinnige Welt als System des Constitutionalismus zusammengefaßt hatte. Obwol die übrigen Mitglieder des Landtags Jordan willig einen großen Einfluß bei jenen Berathungen einräumten, so würde doch die Annahme falsch sein, als sei Sachkenntniß und Einsicht nicht vertreten gewesen; auch machte sich von außerhalb des Landtags Einfluß geltend, so namentlich von seiten des damaligen, als Juristen in großem Ansehen stehenden Präsidenten des Oberappellationsgerichts zu Kassel, Pfeiffer.

Bei den Verfassungsberathungen sprach Jordan aus, wie er die Aufgabe der wahren Staatsweisheit darein setze, „daß man weder das Alte gewaltsam zerstöre noch das Neue gewaltsam verhindere; weder jenes blind hasse, noch dieses ebenso blind liebe, sondern daß man den Gang der Ereignisse ohne Vorurtheil und Leidenschaft, blos mit dem Lichte der Vernunft und der Geschichte sorgfältig beobachte; nach der Natur jenes Ganges nur die Hindernisse beseitige, welche der freien und selbständigen Entwickelung und Ausbildung des Neuen entgegentreten, und so, ohne das Alte mit Gewalt festhalten, oder das Neue mit Gewalt herbeiführen zu wollen, nur die Geburt des letztern erleichtere; dabei aber nicht vergesse, daß nichts von dem, was bei dieser Entfaltung des Neuen nicht von selbst, nach dem bloßen Gange der Natur, hinwegfällt, für Altes oder Veraltetes gehalten werden dürfe. Die neuen Gestaltungen sollen bei ihrer Entstehung und Ausbildung nicht verkrüppeln oder gar verwundet werden, sondern frisch und lebensvoll, ohne gewaltsame Störung der vorhandenen Verhältnisse, gleichsam unmerksam ins Dasein treten". Indem Jordan solche Grundsätze beim Beginn seines Werks voranstellte, ist es für unparteiisch Urtheilende unbegreiflich, wie der Vorwurf gegen ihn erhoben werden konnte, daß er revolutionären Tendenzen huldige.

Bei der Prüfung des Verfassungsentwurfs ging Jordan mit Zustimmung seiner Collegen vor allem auf die Beantwortung der Frage aus, wie eine Staatsverfassung überhaupt beschaffen sein müsse, um den durch Vernunft und Geschichte gleichmäßig begründeten Anforderungen der Zeit zu entsprechen. Er kam in dieser Beziehung zu dem Resultat, daß eine Verfassung die rechtliche Stellung der einzelnen im Staate auf eine der geistigen Bildungsstufe und den geschichtlichen Verhältnissen des Volks möglichst entsprechende Weise sichern, daß sie den Bestand dieser Ordnung für die Dauer verbürgen und die fortschreitende Vervollkommnung der Rechtsordnung sowie der Volksbildung überhaupt möglichst erleichtern und fördern müsse.

Alle Grundsätze des constitutionellen Systems lassen sich diesen drei Hauptrichtungen unterordnen, und Jordan strebte, dieses in seiner ganzen Reinheit zu verwirklichen. Daß dies nicht vollständig gelang, hat seinen Grund in der Treue und dem Glauben der Hessen an ihren Regenten und dem Streben, mit ihrem Fürsten Frieden zu halten. Da Kurfürst Wilhelm II. sich zu manchen der durch obige Grundsätze gebotenen Bestimmungen nicht entschließen konnte, so gaben Jordan und seine Genossen nach; doch in dem Streben, soviel als möglich bei jenen Grundsätzen zu verbleiben, gingen sie auf ein mehrfaches Hin- und Herverhandeln ein, wodurch am Ende Wortfassungen erzeugt wurden, welche den spätern unehrlichen Berathern des Fürsten eine bequeme Handhabe boten, die Bestimmungen zu entwerthen. Nicht durchweg konnte Jordan z. B. den Grundsatz durchführen, daß der Rechts- und Pflichtenkreis eines jeden, des Regenten und der Unterthanen, möglichst genau abgegrenzt und gegen Verletzungen aller Art gesichert sei. So war es eine ungenaue Abgrenzung, daß der zu vielem Unheil Anlaß gebende Satz aufgenommen wurde, wonach die Besorgung des Kriegswesens nur insoweit dem verantwortlichen Kriegsminister zukomme, als es nicht für den Landesherrn als obersten Militärchef ausschließlich gehöre.

Dieses Transigiren, welches zu solchen halbreifen Früchten führte, läßt sich Jordan allenfalls zum Vorwurf machen. Er hätte wenigstens in denjenigen Punkten sich fester zeigen können, über welche ganz nichtssagende oder offenbar höchst zweideutige Bestimmungen zu Stande kamen, wie z. B. die, daß alle Einwohner insoweit vor den Gesetzen einander gleich sein sollen, „als nicht die gegenwärtige Verfassung oder sonst die Gesetze eine Ausnahme begründen". Doch im allgemeinen darf nicht verkannt werden, daß erst die übeln Erfahrungen der Folgezeit die Biegsamkeit einzelner Verfassungsbestimmungen zeigten.

Am meisten hatte Jordan bei den Satzungen über die Garantien des Rechtszustandes Erfolg. Er setzte das Institut des landständischen Ausschusses und der Volksbewaffnung durch. Er widersetzte sich aufs entschiedenste der Einführung einer Ersten Kammer. „Eine solche", sagte er, „zusammengesetzt aus einem Adel, dem es meist an dem gebricht, was zu einem wahrhaft aristokratischen Element gehört, Reichthum, Intelligenz und Kenntnisse, der darum von der Regierung nicht nur nicht unabhängig, sondern vielmehr dieser oft blind ergeben ist und der Zweiten Kammer nicht einmal das Gleichgewicht zu halten vermag, jedoch in der Regel die Opposition gegen dieselbe bilden wird, ist nur als ein Hinderniß wahrhaft nützlicher Reformen zu betrachten und mehr geeignet, Fürst und Volk in steter Spannung zu erhalten, als das Band der Eintracht zwischen beiden zu befestigen."

Jordan selbst hat eingesehen und beklagt, daß die Verfassung von 1831 keine reine und vollständige Durchbildung des constitutionellen Princips enthalte. Im „Staats-Lexikon" von Rotteck und Welcker (Art. „Cassel", erste und zweite Auflage), wo er eine Übersicht der einzelnen Verfassungsbestimmungen gab, hat er selbst dies ausgesprochen.

Wenn er ein nicht ganz vollendetes Werk lieferte, so tröstete sich Jordan mit der Hoffnung daß das Fehlende allmählich werde ergänzt werden. Aber diese Hoffnung ward, nachdem die Verfassung ins Leben getreten, gar bald durch ein anderes Gefühl in den Hintergrund gedrängt: schon die ersten Jahre des neuen Verfassungslebens belehrten Jordan von der Nothwendigkeit einer steten Wachsamkeit. Er mußte die große Wahrheit seines im Verfassungsausschusse gegebenen Bedenkens inne werden: „daß alle gesetzlichen Normen, so umsichtig man auch für urkundliche Feststellung sorgen mag, an sich todt sind, wenn sie nicht Lebendigkeit, Kraft und Bestand von denen erhalten, deren Thun und Lassen sie ordnen sollen."

Wie die allgemeine Stimme, so bezeichnete auch Jordan laut die im Jahre 1831 erfolgte Rückkehr der Geliebten des Kurfürsten, der unter dem Namen einer Gräfin Reichenbach bekannten Emilie Ortlöpp, nach Kassel als ein Unglück; aus der hierdurch entstehenden Entfremdung des Fürsten vom Volke fürchtete Jordan Gefahr für die Verfassung. Er hatte recht gesehen:

aus Haß gegen die Verfassung hatte eine reactionäre Partei die Maitressenwirthschaft absichtlich wieder einzuführen gesucht.

Auf dem ersten nach dem Wahlgesetze von 1831 berufenen Landtage war Jordan unter den Candidaten zum Vorsitz, doch wurde er vom Kurfürsten nicht zum Vorsitzenden gewählt. Darauf wählten ihn die Stände in einen Ausschuß, welcher die Verfassungsmäßigkeit gewisser Offiziersernennungen untersuchen sollte. Der Kriegsminister hatte nämlich eine Militärordre des Kurfürsten vollzogen, wodurch Offiziere ernannt, befördert und versetzt wurden, obwol kein Minister die Ordre gegengezeichnet hatte, während dies doch nach der Verfassung zu jeder Ernennung von Staatsdienern nöthig war. Der Wortlaut der Verfassungsbestimmung war hier nicht erschöpfend genug, als daß eine Grenze für die Sphäre des Landesherrn, als obersten Militärchefs, hätte ausfindig gemacht werden können. In diesem ersten Falle, wo zwischen Wortlaut und Geist der Verfassung zu wählen war, wies Jordan unnachsichtlich und trotz der für den Kriegsminister hierin liegenden Härte auf den Geist der Constitution als auf das Entscheidende hin, und bewirkte den Beschluß der Stände, den Minister anzuklagen. Ende August 1831 ward eine Deputation der Stände und des Raths von Kassel an den Kurfürsten nach Hanau gesandt, wohin derselbe seine Residenz infolge der kasseler Vorgänge verlegt hatte, um ihm Vorstellung zu machen, daß seine Trennung von den in Kassel gebliebenen Ministern nicht verfassungsgemäß sei. Auf diese Vorstellung hin geschah es, daß Kurfürst Wilhelm II. den Kronprinzen Friedrich Wilhelm zum Mitregenten ernannte. Wegen dieses Sieges des Verfassungsprincips erhielt auf Jordan's Antrag jene Deputation von den Ständen den Dank des Vaterlandes ausgesprochen.

Im Juli 1832 erfolgte die Auflösung des Landtags wegen der von Jordan beantragten Ministeranklage. Jordan reiste hierauf nach Hörter und vermählte sich daselbst am 2. Sept. desselben Jahres mit Pauline Wigand, der Tochter seines Freundes Dr. P. Wigand.

Im Jahre 1833 lenkte Jordan die Aufmerksamkeit der Stände auf die Verhältnisse des Bundestags, denn auch bei diesem, nicht blos in den Einzelstaaten, zeigte sich der wieder beginnende Kampf gegen die junge Freiheit. Jordan entwickelte in der Ständeversammlung, daß die Selbständigkeit der Einzelstaaten nur dann gesichert sei, wenn die Bundestagsgesandten angewiesen würden, stets in constitutionellem Sinne zu handeln. Die sämmtlichen Mitglieder des Landtags waren nicht weniger verfassungstreu als Jordan; ohne ihn aber würden sie es nicht unternommen haben, den auf Vernichtung der Freiheit sinnenden, heimlich sie umkreisenden Absolutismus Rede und Antwort stehen zu heißen. Auf Jordan's Antrag sprachen die Stände den Wunsch einer Veröffentlichung der Bundesprotokolle sowie einer Vereinigung der kurhessischen Regierung mit den übrigen Regierungen zu einer dem constitutionellen Wesen am Bundestage entsprechenden Wirksamkeit aus.

Man erkannte in ganz Deutschland an, daß Jordan sich große Verdienste um die verfassungsmäßige Freiheit erworben hatte, und aus allen Gegenden liefen Dankadressen an ihn ein. In Kurhessen sah man bereits, daß die Verfassung, welche man eben erst als die Retterin aus großer Noth begrüßt hatte, von oben her schon bedroht wurde. Alles drängte sich daher an Jordan, als den einzigen Mann, welcher entschieden allen Versuchen, die Verfassung zu durchlöchern, entgegengetreten war. An Jordan's Namensfeste, dem Sylvesterabend 1833, versammelten sich zu Kassel zahlreiche Gesinnungsgenossen, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Der Festredner sagte: „Ein Feuerflocke Wahrheit zur rechten Stunde in ein kräftig Volk geworfen, wie fruchtbar in der Vorsicht Hand! Die rechte Stunde haben Sie erfaßt, verehrter Mann!“ Die Feier eines Jahrestags der Verfassungsverleihung nahm Jordan zur Veranlassung, die Bürger von Kassel zur eifrigen Vertheidigung der mehrfach gekränkten Rechte des Landes aufzufordern. Er nannte wiederholt die Verfassung ein todtes Document, welches Leben, Kraft und Bedeutung erst vom Volke empfangen müsse. „Von uns allein kann ihr Gedeihen ausgehen; je mehr wir sind und thun, was wir sollen, desto reichlichere Früchte wird die Verfassung uns tragen!“

Auf dem so angedeuteten Wege ging Jordan auch ferner voran. Als der Bischof von Fulda die katholischen Theologen von dem Studiengesetze, welches ein Studium auf der Landesuniversität verlangt, ausgenommen und deren Bildung ausschließlich dem Priesterseminar vorbehalten wissen wollte, trat Jordan, obwol Katholik, auf dem Landtage diesem vom Protestanten Vilmar unterstützten Verlangen entgegen. „Die römische Hierarchie“, sagte er, „wird niemals aufhören gegen Reformen zu protestiren, weil sie, auf dem Princip der Unverbesserlichkeit be-

ruhend, nur durch den Kampf gegen die Fortschritte zum Bessern sich vom Untergange zu retten vermag."

Als die Regierung zur Ausführung der in der Verfassung garantirten Preßfreiheit einen den Erwartungen nicht entsprechenden Gesetzentwurf vorlegte, schlug Jordan einen andern Entwurf vor und sagte: „Eine Regierung, welche das freie Urtheil über ihre Einrichtungen und Handlungen scheut, steht in dem Wahne, daß sie unfehlbar sei, oder will das Bessere nicht, da sie Belehrung zu vermeiden sucht." Trotz des verfassungsmäßigen Vereinsrechts verbot die Regierung ein bei Marburg beabsichtigtes Volksfest mit der Behauptung, daß auf solchen Versammlungen die auf den Umsturz aller gesetzlichen Ordnung hinarbeitende Partei ihre Zwecke zu erlangen suche. Diese Beschuldigung nannte Jordan in der Ständeversammlung grundlos; die jesuitische Partei, welche in Italien und Spanien die Verfassungen zerstöre und in Deutschland die Erwartungen des Volks auf die Erfüllung der ihm gegebenen Versprechungen zu hemmen suche, sei die Partei, welche auf den Umsturz der gesetzlichen Ordnung hinarbeite. Lebhaft protestirte Jordan gegen eine Einwirkung des Bundestags auf die Finanzen Kurhessens, als der Kriegsminister den von ihm beanspruchten Mehrbedarf für den Militäretat als bundesrechtlich nothwendig darstellte und in Aussicht nahm, daß nöthigenfalls eine Auslegung der Bundeskriegsverfassung durch den Bundestag leicht zu erwirken sein werde.

Inzwischen hatte die Regierung mit den Ständen einen Streit begonnen, indem sie behauptete, daß bei der Wiederwahl Jordan's zum Abgeordneten der Universität derselbe die Genehmigung der Regierung zum Eintritt in die Kammer einzuholen habe. Die Kammer entschied sich jedoch dafür, daß der bekannte §. 71 der Verfassungsurkunde auf Universitätsdeputirte nicht anzuwenden sei, worauf am 18. März 1833 die Auflösung des Landtags erfolgte. Damit endigte vorerst Jordan's parlamentarische Laufbahn. Der permanente landständische Ausschuß suchte hierauf Jordan's Rath, da die Stände durch ihre plötzliche Auflösung verhindert worden, jenem Ausschusse eine Instruction zu ertheilen. Obwol der Ausschuß vollkommen hierzu berechtigt war, hinderte doch der Ministerialvorstand Hassenpflug Jordan's Zuziehung. Bei seiner Rückkehr nach Marburg wurde Jordan ein wahrhaft fürstlicher Empfang bereitet, und die Stadt machte ihm ein Haus zum Geschenk.

Einen Mann, welcher in so schneller, jäher und scharfer Weise zur Entscheidung über die Frage drängte, ob die fürstliche Gewalt mit den absolutistischen Gelüsten ehrlich und für immer gebrochen habe, mußte den Anhängern des Metternich'schen Systems begreiflicherweise ein Dorn im Auge sein, und es mußten dieselben sich getrieben fühlen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um Jordan zu beseitigen. Das ist der einfache Grund, warum der Verdacht, welchen ein gemeines Subject aus kleinlichen Gründen auf ihn zu werfen suchte, nicht nur von der kurhessischen Regierung, sondern von Bundes wegen begierig ergriffen und als willkommener Anlaß benutzt wurde, den Mann unschädlich zu machen, der die großartige Ministerverschwörung gegen die Freiheiten der Nation, wie ein Schriftsteller*) neuerdings über diesen Punkt sich ausdrückt, empfindlich störte.

Jordan lernte in Marburg einen Mann Namens Döring kennen, welcher ohne allen Charakter war und darauf ausging, in politischen Äußerlichkeiten eine Rolle zu spielen. Da ihm damals der Liberalismus hierzu geeignet schien, so drängte er sich stark an Jordan, dessen Name in aller Mund war. Dieser konnte sich dem Manne nicht ganz entziehen, da er mit ihm in demselben Hause wohnte. Bald aber lernte Jordan den Mann als höchst roh kennen, und infolge dessen zog er sich mehr von ihm zurück. Döring wurde hierdurch um so erbitterter, je mehr er sich bis dahin als einen Freund des gefeierten Mannes betrachtet hatte. Nur das infolge dieser Spannung eingetretene Sinken Döring's in der Achtung seiner Mitbürger, bei denen er bis dahin immer viel gegolten hatte, bewog Jordan noch, nicht gänzlich mit ihm zu brechen, zumal dessen brave Frau der Familie Jordan's große Dienste geleistet hatte. Döring verließ darauf Marburg, gab den Liberalismus auf, suchte in der entgegengesetzten Richtung Geschäfte zu machen, verkam immermehr und erschlug aus Eifersucht einen Menschen. Zu sechsjähriger Festungsstrafe verurtheilt, sann Döring darauf, sich durch eine Verleumdung Jordan's die Freiheit wieder zu verschaffen. Die Verbindungen, welche er bereits vorher mit der Polizei angeknüpft hatte, scheinen ihn auf diesen Gedanken gebracht zu haben. Döring machte, nachdem ihm der Erlaß der Freiheitsstrafe zugesichert war, umständliche Aussagen über hochverrätherische Um-

---

*) Ägidi, „Aus dem Jahre 1819. Beitrag zur deutschen Geschichte (über die Karlsbader Beschlüsse und die Ausnahmegesetze)" (Hamburg 1861).

triebe Jordan's. Dieselben waren durchweg erlogen und bestanden meistens in den abscheulichsten Verdrehungen der unschuldigsten Umstände. Zum Beweise hatte Döring Zeugen vorgeschlagen, welche aus vielfachen Gründen nicht die geringste Glaubwürdigkeit verdienen konnten. Einer derselben, ein ehemaliger Krämer Namens Kuhl aus Butzbach, hatte einen darmstädtischen Minister auf Zahlung des versprochenen Lohns für ehrlosen Verrath revolutionärer, von ihm erfundener Umtriebe verklagt. Ein anderer Zeuge, Namens Klemm, war als Student in revolutionäre Umtriebe verwickelt und hatte sich auf dieselbe Weise wie Döring infolge von Verleumdungen seiner Mitbeschuldigten eine mildere Behandlung erwirkt; er stand in dem Rufe eines Spions. Ein dritter Zeuge war als zeitweilig an Geistesstörung leidend, namentlich aber wegen seiner Verwickelung in dieselbe Untersuchung, welche gegen Jordan eingeleitet war, verdächtig. Alle diese Zeugen berichteten blos nach Hörensagen, und die Äußerungen, welche sie über Jordan vernommen, rührten von Personen her, denen Döring eingeredet, Jordan gehöre zu einer großen Verschwörung, und welche daher den einfachsten Äußerungen desselben einen höchst gefährlichen Sinn beigelegt hatten. Die Zeugen sagten aus, es habe in der Zeit vor dem sogenannten Frankfurter Attentat vom 3. April 1833 ein lebhafter Verkehr von Fremden bei Jordan stattgefunden. Kuhl behauptete, an Jordan eine Botschaft, daß bald losgeschlagen werden solle, überbracht zu haben. Jordan sollte gesagt haben, vor allem müßten alle Bundestagsgesandten todt geschlagen werden, und die deutschen Fürsten müßten wie tolle Hunde behandelt werden. Ein mit Döring befreundeter Communist und liederlicher Mensch, Namens Becker, bezeugte eine Äußerung Jordan's, er stehe mit den Revolutionären in Ungarn in Verbindung. Ein durchaus achtbarer Mann, Namens Eichelberg, sagte zwar auch gegen Jordan aus, jedoch blos, weil er nach Döring's Aussagen jenen für einen Revolutionär hielt. Döring habe ihn z. B. zur Besprechung von Revolutionsangelegenheiten eingeladen, und dann habe er Jordan dort getroffen. Fernere Verdachtsgründe waren, daß Jordan dem Pfarrer Weidig einmal vorgestellt worden, daß der Redacteur der „Neckar-Zeitung" ihn besucht, daß ihm ein Weinreisender einen Gruß von Lafayette überbracht habe. Alle diese Beschuldigungen trugen zu sehr den Anschein der Lüge und des Nichtigen, als daß sie für Beweise angenommen werden konnten; aber man benutzte sie als Indicien, verflocht sie miteinander und suchte auf diese Weise einen starken Verdacht zu erhalten. Erreichte man dadurch doch eine lange Untersuchungshaft und damit Jordan's Fernhaltung von den öffentlichen Dingen. Das Hauptgewicht wurde auf eine Reise Jordan's gelegt. Er war von Marburg nach Hörter gereist und auffallend schnell von dort zurückgekehrt. Als Grund der Reise gab Döring an, er habe ihn brieflich benachrichtigt, die Dinge im Süden seien jetzt so weit gediehen, daß seine Anwesenheit dort dringend nöthig sei. Diesen Brief habe er einem Studenten zur Besorgung mitgegeben. Der Student bestätigte, daß er der Überbringer eines Briefs von Döring an Jordan gewesen sei. Das Unterbleiben der Reise nach dem Süden, wo Jordan die Regierung als provisorischer Präsident der deutschen Republik habe übernehmen sollen, schob man auf das inzwischen erfolgte Mislingen des Frankfurter Attentats. Lange Zeit bildete jene Reise den Gegenstand der quälendsten Untersuchungen, obwol jener Student bei der Confrontation in Jordan diejenige Person nicht wiedererkannte, welcher er den Brief gegeben hatte, und obwol Jordan als den Grund seiner schnellen Rückkehr nach Marburg die Erfüllung eines Versprechens angab. Er hatte nämlich dem Minister Hassenpflug versprochen, auf seine etwaige Wiederwahl in Marburg zum Landtagsabgeordneten zu verzichten, und hatte dafür die Zusicherung einer Gehaltszulage von 200 Thlrn. sowie der Auszahlung der wegen seiner frühern Beanstandung bis dahin zurückgehaltenen Landtagsdiäten erhalten, ein Vergleich, welchen sicherlich nicht ein jeder Freiheitskämpfer würde eingegangen sein. Da nun zur Zeit von Jordan's Reise nach Hörter in Aussicht stand, daß die Universität durch einen vom Ministerium Abgesandten bewogen werden würde, Jordan nicht wiederzuwählen, so eilte derselbe nach Marburg zurück, um seine Nichtwahl als Folge seines Verzichts erscheinen zu lassen und sich auf diese Weise die ausbedungenen Gelder zu retten. Alles dies bewies Jordan; doch wurde der Verdacht aufrecht erhalten, weil er selbst ausgesagt hatte, daß er eine Vergnügungsreise nach Frankfurt habe machen wollen, worin man die Reise zur Übernahme der Präsidentschaft erblicken zu müssen glaubte. Dazu kam die Aussage, daß ein polnischer Major, welcher dem Angriffe auf die Constablerwache zu Frankfurt beigewohnt, bei Döring logirt hatte, und die Lüge, daß derselbe mehreremal mit Jordan Schach gespielt. Auch eine fernere Aussage, welche sich sofort als Erfindung herausstellte, wurde als Indicium ausgebeutet. Der Student Klemm sagte nämlich aus, Jordan habe ihm erklärt, das Frankfurter Attentat sei zu früh los-

gebrochen, ein zweiter Versuch würde besser gelingen; ferner behauptete Klemm, er habe im Auftrage des bekannten, aus gleichem Grunde wie Jordan verfolgten Rectors Weidig zu Butzbach (in Hessen-Darmstadt) eine revolutionäre Verbindung zwischen Marburg und Hessen-Darmstadt angeknüpft. Ein Mann aus Butzbach machte gegen Jordan die abenteuerliche Aussage, er habe ihm in Weidig's Auftrage ein aufrührerisches Sendschreiben überbracht.

Jordan wies in seiner Vertheidigung *) das vielfach Widersprechende, das geradezu Unmögliche und Einfältige jener Aussagen nach, und die Ruhe, mit welcher er dies that, war im höchsten Grade bewunderungswerth. Sein Benehmen gegenüber allen diesen Schändlichkeiten blieb stets ein durchaus würdiges.

In ganz Deutschland erregte das unerhörte Verfahren gegen den gefeierten Mann die wärmste Theilnahme. Viele Schriften erschienen zu seiner Vertheidigung wie zum Angriff auf das geheime Inquisitionsverfahren, welches sich hier noch einmal in seiner ganzen Verwerflichkeit zeigte. Dazu kam noch, daß man von einer überaus harten Behandlung hörte, welche Jordan im Gefängniß zu Theil ward. Die Untersuchungshaft, welche nach (am 19. Juni 1839) stattgehabter Haussuchung am 28. Aug. 1839 widerrechtlich begann, indem die Behörden anerkannten, daß der Verdacht einer Flucht nicht vorliege, dauerte sechs volle Jahre. Die Untersuchung wurde abwechselnd mit großer Strenge und großer Milde geführt. Die Voruntersuchung wurde im August 1840 geschlossen und die Hauptuntersuchung erst am 27. Febr. 1841 vom Obergericht eingeleitet. Dieselbe bestand aus 40 mit aller Gründlichkeit geführten Verhören. Am 14. Juli 1841 wurden die Acten an den Bundestag nach Frankfurt geschickt. Währenddessen hatte Jordan's Gesundheit sehr gelitten, dennoch aber wurde sein Gesuch um Freilassung gegen Caution zu wiederholten malen abgeschlagen. Erst als sich sein Zustand bedenklich verschlimmerte, gestattete man ihm die Übersiedelung in seine Wohnung, in welcher er beständig durch Gensdarmen bewacht wurde. Dieselben begleiteten ihn auch nach seiner Wiederherstellung auf allen Spaziergängen. Das zwei Jahre nach dem Schlusse der Untersuchung gefällte Urtheil ging dahin, daß Jordan wegen Beihülfe zum versuchten Hochverrath, durch Nichthinderung hochverrätherischer Unternehmungen, unter Anrechnung eines Theils der Untersuchungshaft, zu einer fünfjährigen Festungsstrafe, Dienstentsetzung und Verlust der Nationalcocarde sowie in die Kosten zu verurtheilen sei. Das Oberappellationsgericht zu Kassel hob nach Verlauf von abermals zwei Jahren, am 5. Nov. 1845, jenes Urtheil auf und verurtheilte Jordan blos wegen einer unpassenden Schreibart in einer Stelle seiner Vertheidigungsschrift zu einer Strafe von 5 Thlrn.

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängniß war Jordan's Kraft eigentlich gebrochen. Er hat sich seitdem niemals wieder mit Eifer den öffentlichen Dingen gewidmet, er war von viel zu weichem Gemüthe und viel zu sehr dem gehässigen Parteigetriebe abhold, durch welches im Grunde auch seine lange Haft herbeigeführt worden, als daß er sich nicht hätte niedergedrückt fühlen sollen, wozu freilich auch der während der Zeit seiner Haft eingetretene Tod mehrerer seiner Kinder beitrug.

Im Jahre 1848, wo alle während der bisherigen trüben Zeit im Kampfe für Freiheit und Recht ausgezeichneten Männer herangezogen und an Posten gestellt wurden, auf denen sie ihr lange verkanntes Streben zum Wohle des Landes zur Geltung bringen sollten, konnte es nicht fehlen, daß die allgemeine Stimme des Volks auch den Mann hoch geehrt zu sehen verlangte, welcher von dem gestürzten Regiment so viel hatte erdulden müssen. Franz Dingelstedt war es, welcher in den Märztagen in einem Gedichte zuerst an Jordan erinnerte. Jordan's Benehmen in der Zeit der Aufregung war besonnen wie früher. Abgeneigt allem Umsturze, ermahnte Jordan, als ihm von der Bevölkerung und Studentenschaft Marburgs ein großartiger Fackelzug gebracht wurde, an die Bewahrung der Ruhe und Ordnung. Dasselbe that er, als bei der Durchreise der Abgesandten der Hanauer an den Kurfürsten die Aufregung zu Marburg einen hohen Grad erreicht hatte. In dieser Zeit, wo Jordan reiche Gelegenheit zur Vergeltung aller erduldeten Unbilden gehabt hätte, zeigte er sich versöhnlich und verzeihend. Die großen Volksmassen, welche oftmals tobend und lärmend die Straßen von Marburg abendlich durchzogen und die als Anhänger des gestürzten Régime verhaßten Personen zu beschimpfen suchten, hatten sich

*) Zur Vertheidigung Jordan's erschienen folgende Schriften: „Selbstvertheidigung Dr. Sylvester Jordan's" (Manheim 1844); A. Boden, „Vertheidigung des Hrn. Professors Jordan" (Frankfurt a. M. 1843); P. Wigand (Jordan's Schwiegervater), „Vertheidigung Jordan's" (Manheim 1844); Fischer, „Sylvester Jordan. Vertheidigungsschrift eines deutschen Advocaten" (Leipzig 1844).

besonders den im Rufe eines Peinigers Jordan's stehenden Polizeidirector ausersehen. Da man dieses Mannes aber nicht habhaft werden konnte, so wurde in einer Volksversammlung der Antrag auf entschiedene Schritte gegen alle in der Stadt aus politischen Gründen Verhaßten gestellt. Da tauchte inmitten der erregten Versammlung Jordan als Redner auf und bat, während alles ehrerbietig den Hut abzog, in lautloser Stille die Versammlung, von dem Vorhaben abzustehen. An die Stelle eines Anhängers des gestürzten Ministeriums, welcher aus bösem Gewissen sein Mandat niederlegte, wurde Jordan in den Landtag gewählt und daselbst mit stürmischem Jubel empfangen. Seine Thätigkeit im Landtage dauerte jedoch nur wenige Tage, das Vaterland bedurfte seiner zu wichtigern Dingen, auf welche er bereits die Aufmerksamkeit des Landtags gelenkt hatte. Es galt, den Bundestag, als die einzige legale oberste Behörde Deutschlands, trotz der großen Abneigung, die er sich zugezogen hatte, bis zur Errichtung einer andern Centralgewalt zu erhalten, ihm aber Männer des Volksvertrauens an die Seite zu stellen. Am 28. März erfolgte Jordan's Ernennung zum kurhessischen Mitgliede der 17 Vertrauensmänner, welche die Ausarbeitung eines deutschen Verfassungsentwurfs übernehmen sollten, und bald darauf, am 12. April, seine Ernennung zum kurhessischen Bundestagsgesandten. Es war dies die schlagendste Kundgebung vom endlichen Siege des Liberalismus über ein verhaßtes System, und zugleich die entschiedenste persönliche Genugthuung, die der vom frühern Bundestage Verfolgte nur erlangen konnte. Jordan's Einzug in Frankfurt gegen Ende März 1848 war ein wahrer Triumphzug. Das Volk spannte die Pferde seines Wagens aus und zog ihn, gleichsam als Sinnbild des eben siegenden Princips, jubelnd in die Stadt.

Jordan's Wahl zur Stelle eines der vier Vicepräsidenten des Vorparlaments war ebenfalls nur der Zoll der Dankbarkeit und Verehrung von seiten der aus allen Theilen Deutschlands herbeigeströmten Patrioten. Der bewegte Charakter, welchen das Vorparlament fast durchweg trug, widerstritt indeß Jordan's Charakter und Richtung. Das einzige mal, wo Jordan sich in dieser Versammlung vernehmen ließ, war in der dritten Sitzung am 2. April. Er trat auf gegen den von Vogt, Itzstein, Jacoby und andern gestellten Antrag, daß die Versammlung zur Gründung einer constituirenden Versammlung nicht vor Entfernung der Bundestagsgesandten schreiten möge, welche an den sogenannten Ausnahmsbeschlüssen mitgewirkt hätten. Es war dieser Antrag eine Form, durch welche die extreme Partei die in der vorhergegangenen Sitzung infolge von Gagern's Auftreten abgelehnte Permanenzerklärung wieder einzuführen suchte. Als nunmehriger Bundestagsgesandter erinnerte Jordan daran, daß ja die neuen Bundestagsgesandten nicht mit Instructionen kämen. Der Bundestag sei bisher nur ein Sprachrohr gewesen, in welches die Regierungen hineingesprochen hätten; er für seinen Theil würde sich nimmermehr dazu hergeben.

Bei den in Kurhessen am 18. April 1848 stattfindenden Wahlen von Abgeordneten zur deutschen Nationalversammlung wurde Jordan übergangen, weil er eben erst jene anderweite Thätigkeit in Frankfurt erhalten hatte und genug verdiente Männer vorhanden waren, welche man gern in die Paulskirche bringen wollte. Als jedoch im Juni der Abgeordnete Henkel sein Mandat für den Wahlkreis Fritzlar niederlegte, wurde Jordan hier an dessen Stelle gewählt. Er hielt sich im Parlament zu der nach ihrem Versammlungsorte, dem Gasthause zum Landsberg, genannten Partei, welche eine Vereinbarung der deutschen Verfassung mit den Regierungen ausdrücklich zurückwies, die durch die Märzbewegung zur Geltung gekommenen Volksrechte ausbilden und sicher stellen wollte und die demokratisch-constitutionelle Monarchie anstrebte. Neben Bauer, Breusing, Fuchs, Hollandt, Jordan aus Berlin, Tellkampf, Viebig, Wedekind u. a. gehörte Sylvester Jordan zu den hervorragendsten Mitgliedern dieser bei der Entscheidung wichtiger Fragen freilich niemals einflußreichen Partei. Nur selten ergriff Jordan im Parlament das Wort. Er betheiligte sich noch am meisten an der Berathung des dritten Artikels der Grundrechte, welcher die Glaubensfreiheit und das Verhältniß der Kirche zum Staat betraf. Am 21. Aug. 1848 folgerte er in längerer Rede die Nothwendigkeit, die äußere Macht der Kirche im Staate zu brechen, aus kirchlichen Misbräuchen und stellte den Antrag, die volle Glaubens- und Gewissensfreiheit durch einen besondern Staatsschutz zu gewährleisten. In derselben Sache ließ er sich auch nochmals hören und sprach für die Aufhebung aller besondern kirchlichen Vorrechte.

Die Stelle eines Bundestagsgesandten für Kurhessen behielt Jordan unter dem Titel eines Geheimen Legationsraths bis zur Wiederberufung Hassenpflug's nach Kassel im Februar 1850. Die Entrüstung, welche sich in Kurhessen und allerwärts über Hassenpflug's Ernennung zum Minister äußerte, hat wol niemand tiefer empfunden als Jordan, denn Hassenpflug war ihm die

Verkörperung des bösen Geistes. Jordan hatte sich nicht getäuscht über die Folgen von Hassenpflug's Wiederanstellung in Kurhessen. Er mußte es alsbald erleben, daß Hassenpflug die Verfassung von 1831 auf die bekannte Weise gänzlich zum Sturze brachte.

In den ersten Zeiten der Reaction blieb Jordan in Frankfurt wohnen und kränkelte viel, dann zog er nach Kassel. Hier lebte er in größter Stille und Zurückgezogenheit, viele wußten seine dortige Anwesenheit gar nicht. Er verkehrte mit nur wenigen Personen. Einer seiner intimsten Freunde war der bekannte Alterthumsforscher Archivar Landau.

Jordan's langjährige höchst schmerzvolle Leiden nahmen im Anfang des Jahres 1861 in betrübender Weise zu. Seine Sehnsucht nach Erlösung von dem Leben war so groß, daß er täglich ausrief: „Mein Gott, erlöse mich von diesem Übel", und er klagte, daß die zweite Geburt des Menschen schwieriger sei als die erste. Im Traumleben seiner letzten Tage weilte sein Geist meistens in den Bergen seiner Heimat, und alle Erinnerungen der Jugend schienen sich in ihm neu zu beleben. Die großartigen Bilder seines Geburtslandes traten in aller ihrer Pracht vor seine Seele, und wiederholt forderte er die Seinigen auf, zum Fenster zu treten und die von seinem älterlichen Hause aus sichtbare Martinswand zu betrachten. Am 15. April 1861 hatte Jordan ausgelitten.

Sein Tod fiel gerade in die Zeit, wo sich die Bestrebungen des kurhessischen Volks um Wiedererlangung von Jordan's Werk, der Verfassung von 1831, aufs lebhafteste wieder geltend machen. Der lange niedergedrückte Geist der Bevölkerung des vielgeprüften Landes erhob sich bei Jordan's Leichenbegängniß zu einer stillen und einfachen, aber deutlichen Kundgebung. Fast alle Bürger von Kassel folgten in unabsehbarem Zuge dem mit den deutschen Farben gezierten Sarge. Absichtlich schlug der Zug den Weg vor dem Ständehause her ein. Der katholische Pfarrer berührte in der Grabrede die Hauptpunkte aus Jordan's Leben, führte die Zuhörer von dem ärmlichen Tirolerhause, wo Jordan's Wiege stand, durch die Hörsäle bis zu seinem eigenen Lehrsaale und den Räumen des Ständehauses. Er verweilte nur kurz bei der Schilderung der Leiden, die Jordan um seiner Überzeugung willen trafen, und deutete an, daß derselbe noch bis in die letzte Zeit „von gewisser Seite her" verfolgt worden sei. Vergeben und Vergessen sei sein Wort gewesen; man könne von ihm lernen, wie man durch kein Ungemach sich beirren lassen solle in dem, was man für wahr und recht anerkannt. Dazu gehöre freilich ein auf eine höhere Welt gerichteter Sinn, wie ihn die himmelanstrebenden Alpen dem Sohne der Alpen frühe schon eingeflößt hätten. Auf äußere kirchliche Formen habe Jordan wenig Werth gelegt, aber ein tiefreligiöses Gemüth sei ihm eigen gewesen, das er in der Fassung an den Tag gelegt, mit dem er die Kerkerleiden und seine letzte schwere Krankheit ertragen.

Bald nach Jordan's Tode kam eine erhebliche Summe zur Errichtung eines Denkmals für denselben zu Stande. Das bleibendste Denkmal aber ist ihm im Herzen des deutschen Volks, insbesondere der Kurhessen errichtet.

William Henry Seward,

amerikanischer Staatsmann.

William Henry Seward ist einer der bedeutendsten Staatsmänner und Redner des Nordens der Vereinigten Staaten, ja vielleicht die bedeutendste politische Größe unter der nördlich vom Potomac herrschenden republikanischen Partei. Er wurde in Orange, einer der südöstlichen Grafschaften des Staats Neuyork, am 16. Mai 1801 geboren und in dem 1795 gegründeten Union College in Schenectady, in der Grafschaft gleichen Namens, erzogen. Im Jahre 1820 erwarb sich Seward an diesem College den Grad eines Bachelor of Arts, 1824 die Würde eines Master of Arts. Schon im einundzwanzigsten Lebensjahre ließ er sich in Auburn, einer Stadt seines engern Vaterlandes, als Advocat nieder und fand in dieser Eigenschaft zahlreiche und vermögende Kunden. Während seiner juristischen Praxis hatte er Gelegenheit eine Reise durch die südlichen Staaten zu machen und lernte dabei die Verhältnisse der Sklaverei und des Sklavenhandels gründlich aus eigener Anschauung kennen und verabscheuen. Wenn seine der Sklaverei und besonders der Ausbreitung derselben feindlichen Ansichten sich auch auf dieser Reise nicht erst bildeten, so mußte dieselbe doch seiner sich später so glänzend entwickelnden Beredsamkeit eine Fülle von Stoff liefern und wesentlich dazu beitragen, seinem politischen Glaubensbekenntnisse

jene zweifellose Gewißheit und überzeugende Entschiedenheit zu geben, die später den Mann von festem Charakter in ihm auf den ersten Blick erkennen ließen und durch die er sich in seiner ehemaligen Laufbahn den Ehrennamen des „besten und klarsten Kopfes in Amerika" verdiente, eine Benennung, deren Berechtigung auch seine erbittertsten Feinde, ohne es zu wollen, dadurch anerkannten, daß sie auf ihn ihren glühendsten Haß concentrirten, in ihm alles personificirt sahen, was ihren Bestrebungen feindlich und verderblich gedacht werden konnte. Im Jahre 1830 hatte Seward schon solchen Einfluß gewonnen, daß er zum Mitgliede des Senats des Staats Neuyork gewählt wurde. Im Jahre 1834, als die Zeit seiner Senatorwürde zu Ende war, wurde er zum Candidaten für die Gouverneurswürde des Staats Neuyork vorgeschlagen, in Opposition gegen William L. Marcy, der damals Gouverneur von Neuyork war und später, unter Pierce's Präsidentschaft, Staatssecretär wurde. Bei dieser Gelegenheit erlitt jedoch Seward eine Niederlage. Erst im Jahre 1839, nachdem seine Partei kühner und stärker geworden, erfolgte seine Erwählung zum Gouverneur von Neuyork, gegen Marcy. Seine Principien und seine Politik bezüglich der Sklavenfrage traten jetzt so entschieden hervor und wurden so allgemein bekannt, daß man dieselben sogar nach seinem Namen „Sewardism" taufte. Da er einmal in einer Rede ausgesprochen hatte, daß es „ein höheres Gesetz" gäbe als das Gesetz der Vereinigten Staaten, nämlich das Gesetz der Natur und das Evangelium, und dieses höhere Gesetz die Sklaverei verdamme, so zog er sich von seiten seiner Gegner den Spottnamen „Höheres-Gesetz-Seward" zu.

Unter Seward's Verwaltung des Staats Neuyork und auf seine Veranlassung geschah es, daß man 1840 den Engländern die Auslieferung Alexander M'Leod's, eines canadischen Beamten, der auf nordamerikanischem Gebiete betroffen und verhaftet war, verweigerte. Bei dem Aufstande in Canada 1837 nämlich war jener M'Leod in den Verdacht gerathen, sich sehr lebhaft bei der Vernichtung eines amerikanischen Dampfschiffs betheiligt zu haben, welches den Aufständischen auf dem Niagaraflusse Lebensmittel, Waffen und Schießbedarf zuführte. M'Leod wurde trotz des Widerspruchs Englands 1841 in Neuyork vor Gericht gestellt, aber von den Geschworenen freigesprochen, worauf England für gerathen fand, die Sache zu ignoriren.

Im Jahre 1843 zog sich Seward freiwillig von seinem Amte zurück, um sich seinen Privatangelegenheiten widmen zu können. Sechs Jahre hindurch hielt er sich von dem Kampfe der politischen Parteien fern. Im Jahre 1849 aber wurde er in den Senat der Vereinigten Staaten gewählt, und hier wirkte er zu solcher Befriedigung seiner Wähler, daß er 1855 aufs neue gewählt wurde. In dieser Stellung weigerte er sich dem Compromiß von 1850 seine Zustimmung zu geben. Dieses Gesetz, das von Clay vorgeschlagen wurde, hatte zum Zweck, die Zustände der von Mexico losgerissenen Provinzen zu ordnen und der Agitation, die durch das sogenannte Wilmot-Proviso aufgerührt war, ein Ende zu machen. Während des Kriegs gegen Mexico hatten nämlich Wilmot und seine Genossen von der Partei der Freesoilers allen Maßregeln, welche die Fortsetzung des Kriegs oder den Abschluß des Friedens zum Gegenstande hatten, die Clausel oder das Proviso hinzugefügt, daß die Sklaverei in die Provinzen, deren Abtretung man von Mexico fordern würde, nicht eingeführt werden dürfte. Durch seine Weigerung trat Seward nicht blos der demokratischen Partei entgegen, zu deren Gunsten eben jene Concessionen begehrt wurden, sondern auch Männern wie Clay, Webster und Fillmore, die eine zwischen den Extremen vermittelnde Richtung zu verfolgen suchten. Mochte man auch die so herbeigeführte Spaltung der Partei bedauern, so war es doch auf der andern Seite ein Gewinn, daß man der demokratischen Partei, die mehr und mehr in Abhängigkeit von den südlichen Sklavenhaltern gerieth, entschiedenen Widerstand entgegengesetzt und damit eine Scheidung der sich im Grunde widersprechenden Elemente der großen Partei vorbereitet hatte. Als es sich sodann im Jahre 1854 bei Gelegenheit der Nebraska-Kansasbill um die Aufhebung der Clausel des Missouri-Compromisses handelte, wonach die Sklaverei in dem Gebiete nördlich vom 36.° 30' ausgeschlossen bleiben sollte, kämpfte Seward im Senat abermals mit mächtiger Beredsamkeit gegen die Begünstigung und Ausbreitung des Sklavenwesens an, vermochte aber die Aufrechterhaltung jener Clausel nicht durchzusetzen. Dieser Sieg der mit dem Süden verbündeten Demokratie führte indessen zu einer Parteiumwälzung, die für die Sache Seward's und das Schicksal der Union überhaupt von größter Bedeutung werden sollte. Es bildete sich nämlich in den nächsten Jahren, gegenüber der Demokratenpartei, eine neue große Partei, die sogenannte republikanische, die im Norden und Nordwesten alle vereinigte, welche dem Vordringen und dem Terrorismus des Sklavenwesens abgeneigt waren, und alsbald galt Seward als eins der angesehensten Mitglieder und eifrigsten Vertreter dieser neuen Partei.

Im Jahre 1859 machte Seward eine Reise nach England und dem europäischen Continent. Besonders in England wurde er mit Auszeichnung aufgenommen, um so mehr als man annehmen konnte, daß er der Nachfolger Buchanan's in der Präsidentschaft werden würde. In der That erwartete man auch in den Vereinigten Staaten, daß die republikanische Convention, die sich im Mai 1860 in Chicago zur Wahl eines Präsidentschaftscandidaten vereinigte, Seward ihre Stimmen geben würde, da er als der hervorragendste Mann der republikanischen Partei galt und unbestritten der erste Redner im Congresse war. So entschieden auch sein Princip lautete und so streng die Folgerungen, die er aus demselben zog, hatte er sich doch stets in seiner Ausdrucksweise höchst gemäßigt und frei von allen Persönlichkeiten gezeigt und machte um so mehr Eindruck, als die Würde seines Charakters, die Reinheit seines Privatlebens und die Aufrichtigkeit seiner Ansichten allgemein bekannt und anerkannt waren. Jahrelang hatte er gegen eine demokratische Majorität im Senate fast ohne Unterstützung zu kämpfen gehabt, und er hatte diesen Kampf fortgeführt, ohne je zu weichen und zu wanken, obgleich er den rohesten und leidenschaftlichsten Angriffen seiner Feinde ausgesetzt war, die, wenn sie sich nicht durch Stöcke und Revolver verständlich zu machen suchten, doch wenigstens den ganzen Schatz der Sprache an Schimpfreden und Pöbelwitz ausbeuteten, um ihre Gegner einzuschüchtern und sich den rauschenden Beifall ihrer Wähler zu sichern. Hatten doch die südlichen „Feueresser", da Seward nicht zum zweiten mal eine Reise in die südlichen Staaten wagte und man seiner Person nicht habhaft werden konnte, wenigstens sein Bildniß feierlich verbrannt.

Wie wenig Seward auch mit den aberwitzigen Ideen der Knownothings sympathisirte, mag das folgende Bruchstück einer von ihm gehaltenen Rede zeigen: „Im Jahre 1820 hatte Missouri die Wahl zwischen freier und Sklaven-Arbeit — es entschied sich für die Sklaverei. Sind seine Felder heute nicht bestellt und seine Landstädtchen nur armselig bevölkert, so mag es für sich selbst das Heilmittel dagegen entdecken, ich habe keinen Grund das zu thun. Ich bin ein Bürger von Neuyork und nicht von Missouri, ich lasse also die Missourier für sich selbst sorgen. Aber draußen in den Territorien — oben in Kansas, wo ich soviel Recht als jeder andere habe, dort, wo ich in der That mit der Souverän des Gebiets bin, dort hatte ich ein Recht zu sprechen und dort habe ich gesprochen. Man hat mir dort und überall, wohin ich in Missouri kam, gesagt, die republikanische Partei dieses Staats bestehe namentlich aus der deutschen Bevölkerung von Missouri. Ich freue mich, daß dies so ist. Denn wo immer die Deutschen hinkommen, ist es ihre Aufgabe, der Freiheit eine Gasse zu brechen. Wer das Recht gegen das Unrecht vertheidigt, ist überall an seinem Platze, wo er immer geboren sei. Laßt also getrost Missouri germanisirt werden. Es war der germanische Genius, der die Magna-Charta in England erobert hat, es war die deutsche Philosophie, die, wohin immer sie gedrungen, die Herzen aller freien Männer mit Hoffnung erfüllte — ja, es war nur der deutsche Genius, der überall auf dem ganzen Erdenrunde zur Freiheit ermuthigt hat. Sind es darum die Deutschen, die Missouri frei machen sollen, so laßt es immerhin die Deutschen sein. Doch will ich nicht gerade sagen, daß man da oder dort geboren sein müsse, um ein freiheitglühendes Herz im Busen zu tragen; aber ich behaupte, daß der deutsche Geist der Geist der Toleranz und der Freiheit ist, und daß er die Unterdrückung überall, und in welcher Maske sie auch auftreten möge, bekämpft."

Seward hatte, wie bemerkt, viel Aussicht, der Nachfolger Buchanan's auf dem Präsidentenstuhle zu werden. Alle entschiedenern Charaktere wünschten, daß nun das Ende aller Compromisse und Concessionen zu Gunsten des Südens eintreten möge, und hielten Seward, ungeachtet seiner maßvollen Formen, für den Mann, der dies bewirken werde. Außerdem waren, wenn man sich für Seward einigte, der republikanischen Partei die 35 Stimmen des Staats Neuyork gesichert, in welchem seine Popularität jeden Gedanken an einen andern Candidaten auszuschließen schien. Man glaubte also, daß, wenn Seward auf der Convention zu Chicago auch bei der ersten Abstimmung nicht die Majorität gewinnen würde, da die meisten Staaten gewöhnlich einen ihrer Mitbürger vorzuschlagen pflegen, sich doch bei den folgenden Abstimmungen die Stimmen auf ihn einigen und seiner Candidatur den Sieg verschaffen würden. Dennoch sollte Seward trotz seiner Begabung, seiner patriotischen Aufopferung und seiner unbezweifelten Verdienste die höchste Würde des Staats nicht zufallen, und zwar nicht deshalb, weil man die erforderlichen Eigenschaften an ihm vermißte, sondern im Grunde deshalb, weil er deren zu viele hatte, insbesondere weil man wußte, daß er den Südländern der gefürchtetste und verhaßteste Gegner war. Man hatte im Süden auch seine unbedeutendsten Äußerungen gesammelt und böswillig ausgelegt. In einer in Rochester gehaltenen Versammlung hatte Seward von dem Antagonismus der Sklaverei und der Freiheit als von einem Kampfe, der sich

unmöglich hemmen lasse, gesprochen. Was der Redner von den zwei streitenden Principien bemerkte, hatte man auf die zwei streitenden Parteien bezogen und daraus die Beschuldigung abgeleitet, daß Seward den Bürgerkrieg heraufbeschwören wolle. Daß man also von der Wahl Seward's abstand, war eine Klugheitsmaßregel. Man wollte nicht eine directe Kriegserklärung; man zog es vor, sich in der Defensive zu halten und die Ereignisse an sich herankommen zu lassen.

Neben dem Wunsche, den Frieden zu erhalten, kam es einem Theile der republikanischen Partei auch darauf an, Pennsylvanien, das durch manche gemeinsame Interessen mit den benachbarten Sklavenstaaten zusammenhing, zu schonen und zu gewinnen. Man zog es demnach vor, Lincoln als Präsidentschaftscandidaten aufzustellen. Mochte auch Lincoln im wesentlichen die Ansichten Seward's theilen, so ließ er sich doch als der Gemäßigtere von beiden an, da die demokratische Partei weniger Veranlassung gefunden hatte, auf ihn die Geschosse ihres Hasses zu richten als auf Seward. Lincoln, der bei der zweiten Abstimmung gleich viele Stimmen mit Seward für sich hatte, erhielt bei der dritten Abstimmung eine beträchtliche Majorität. Die Wahl Lincoln's zum Präsidenten erfolgte, hinderte indeß den Abfall der südlichen Staaten nicht. Sowol Lincoln wie Seward scheinen sich anfangs über die Bedeutung und die Folgen jenes Abfalls getäuscht zu haben. Während Lincoln sich wie ein vorsichtiger Advocat in einem verwickelten Rechtshandel benahm, der auch den Sophismen seines Gegners keine Handhabe gewähren will, betrachtete auch Seward die Bewegung im Süden nur für eine drohende Demonstration, für ein Ungewitter, das von selbst wieder vorüberziehen würde, ohne einzuschlagen. Er erklärte, wie er überzeugt sei, daß auch in den abgefallenen Staaten neun Zehntheile der Bevölkerung der Verfassung treu gesinnt und nur durch Schrecken und Einschüchterung bestimmt seien, ihre Herzensmeinung zu verhehlen und sich den hitzigen Führern des Aufruhrs anzuschließen und unterzuordnen.

Seward besitzt übrigens bei aller Entschiedenheit seiner politischen Überzeugung jene staatsmännische Weisheit, die ihre Herzenswünsche und Ideale nicht durch einen Sprung ins Leere zu erreichen sucht, sondern die nur das zu erstreben sucht, was erreichbar scheint in Berücksichtigung der vorhandenen eigenen Mittel, der Macht der Gegner und der Entwickelungsstufe derjenigen, denen seine politische Wirksamkeit gilt. Hiernach verschmähte er es auch nicht, am 24. Jan. 1861 im Senat ein politisches Programm aufzustellen, in dem man nichts weniger als einen entsprechenden Ausdruck seiner Privatwünsche suchen muß, das aber Concessionen enthielt, welche die Demokraten des Südens hätten befriedigen müssen, wenn ihr Ziel nicht durchaus die Sprengung der Union gewesen wäre. Dieses Programm, das man als dasjenige der neuen Regierung ansehen konnte (da man es schon damals als ausgemacht betrachtete, daß Seward als Staatssecretär in das Cabinet Lincoln's eintreten würde), gestand zu: daß jeder Staat das Recht haben sollte, für sich selbst über die Lage derjenigen zu entscheiden, welche seine Gesetze zu Sklaven machten; daß alle diejenigen Gesetze abgeschafft werden sollen, welche die Ausführung des Gesetzes über flüchtige Sklaven irgendwie beeinträchtigten; daß der Congreß nie die Macht haben solle, die Sklaverei abzuschaffen. Während er, erklärte Seward weiter, dem Congresse das Recht zuerkennen müsse, Gesetze für die Territorien zu geben, aber nicht dafür stimmen werde, die Sklaverei dort einzuführen und zu sanctioniren, wolle er doch für die Umwandelung der Territorien in zwei neue Staaten stimmen, mit der weitern Vollmacht, sie in mehr Staaten zu theilen, wie es rathsam erscheinen möchte, ohne Beschränkungen in Beziehung auf die Sklaverei. Er wolle ferner stimmen für ein Gesetz, um Angriffe auf einen Staat von seiten der Bürger eines andern zu verhindern und diejenigen zu bestrafen, die sich direct oder indirect an solchen Invasionen betheiligten. Auch wäre er geneigt, nachdem die Agitation für Auflösung der Union sich beruhigt hätte, vielleicht in zwei oder drei Jahren, für die Zusammenberufung einer Convention zu stimmen, um die Constitution zu revidiren, denn die Vortrefflichkeit einer Verfassung beruhe darauf, daß sie die wahre Verkörperung der Gedanken und Wünsche des Volks darstelle, und damit sie das erfülle, seien von Zeit zu Zeit Änderungen nöthig. Endlich wolle er, wenn möglich, die Anlegung zweier Eisenbahnen nach dem Stillen Ocean sichern; die eine solle die Häfen um die Mündungen des Mississippi, die andere die Städte am Missouri und den nördlichen Landseen mit den Häfen der westlichen Küsten verbinden. Wenn man sich nicht gänzlich der Herrschaft der südlichen Demokraten unterwerfen wollte, wenn man es mit der Sache der Freiheit ernst und ehrlich meinte, so konnte man unmöglich mehr Zugeständnisse machen, als Seward um des Friedens willen vorgeschlagen hatte.

Die südlichen Pflanzer sahen jedoch in allen Anerbietungen nur Zeichen der Schwäche und hielten sich für stark genug, um auf eigenen Füßen stehen zu können. Der Norden aber hätte an seiner eigenen Existenz, an den Fortschritten der Humanität und Civilisation verzweifeln müssen, wenn er nicht den vom Süden heraufbeschworenen Kampf aufgenommen hätte. In vollem Bewußtsein der Unvermeidlichkeit des Bürgerkriegs trat denn Seward als Staatssecretär in das Cabinet Lincoln's ein, nachdem dieser am 4. März 1861 die Verwaltung übernommen hatte.

Im Jahre 1853 erschien unter dem Titel: „Speeches, state papers and miscellaneous works" (3 Bde., Neuyork) eine Sammlung von Seward's bedeutendsten Reden, politischen Correspondenzen und andern Schriftstücken, die ihn als einen Mann von Geist und Bildung erkennen lassen. Auch eine interessante Studie über den Fortschritt der Wissenschaften, Künste und Literatur im Staate Neuyork, die Seward als Einleitung zu einer auf Staatskosten erschienenen Naturgeschichte des Landes geschrieben, ist in der von fremder Hand veranstalteten Sammlung enthalten.

Anders Adolf Retzius,
schwedischer Anatom.

Würde die Anatomie als Wissenschaft ebenso unmittelbar ins praktische Leben eingreifen, wie es die Chemie thut, so wäre der Name dieses schwedischen Gelehrten gewiß nicht minder allgemein genannt und gekannt als der seines berühmten Landsmannes und Zeitgenossen Berzelius. Beide sind der Stolz ihrer Nation, und mit Recht, denn beide haben den Ruhm schwedischer Forscherkraft weit über die engen Grenzen des eigenen Landes hinaus verbreitet und ihrem Streben die Anerkennung ihres Zeitalters erworben.

Anders Adolf Retzius gehört einer Gelehrtenfamilie an. Sein Großvater bereits, Nils Retzius, war ein geschätzter Arzt zu Christianstad und zugleich Feldarzt der Südarmee; sein Vater aber, Anders Johan Retzius (geb. 1742, gest. 1821), hat sich als Professor der Naturgeschichte an der Universität Lund in mehrfacher Beziehung um die Wissenschaft verdient gemacht. So geschah dies durch seine Bearbeitung der schwedischen Pharmakopöe, durch seine Fürsorge für den botanischen Garten und das naturhistorische Museum der Universität, das er durch Hinzuthun seiner eigenen reichen Sammlungen bedeutend vermehrte; ferner durch die Stiftung der physiographischen Gesellschaft in Lund, die lange Jahre hindurch unter seiner unmittelbaren Leitung stand; endlich auch durch eine große Zahl von pharmakologischen, botanischen und andern naturwissenschaftlichen Schriften und Abhandlungen, unter welchen letztern, beiläufig bemerkt, sich auch zwei in deutscher Sprache verfaßte befinden („Über die Todtenkopfsmuschel" im zweiten Band der Schriften der berliner Gesellschaft naturforschender Freunde, und „Mineralogische Bemerkungen" im 26. Stück der halleschen Zeitschrift „Der Naturforscher"). Von den vier Söhnen des Anders Johan haben sich drei abermals als Ärzte und Naturforscher einen Namen gemacht: Magnus Christian (geb. 1793), gegenwärtig Professor der Geburtshülfe am Carolinischen Institut zu Stockholm; Karl Gustav (geb. 1798), Adjunct und chemischer Laborator zu Lund, bekannt durch verschiedene von ihm unternommene mineralogische Reisen, und Anders Adolf, der berühmte Anatom, dessen Lebensskizze wir hier folgen lassen.

Geboren am 3. Oct. 1796 zu Lund, bezog Anders Adolf Retzius schon in seinem sechzehnten Lebensjahre die Universität seiner Vaterstadt, trat drei Jahre später als Unterarzt in das schonensche Husarenregiment ein, rückte 1818 zum Bataillonsarzt vor und promovirte darauf 1819 als Doctor der Medicin. Im Jahre 1820 als Lehrer an das Veterinärinstitut zu Stockholm berufen, gründete er daselbst ein Museum für vergleichende Anatomie und erhielt 1823 Titel und Stellung eines Professors an dem nämlichen Institut. Obgleich er hier vielfach Gelegenheit fand, sich durch die ihm angeborene Beobachtungsgabe auszuzeichnen, auch als Lehrer unter seinen Collegen einen hervorragenden Platz einnahm, so gelangte er doch erst mit seiner Anstellung als Anatom an dem Carolinischen Institut (der Medicinisch-Chirurgischen Schule zu Stockholm) im Jahre 1824 zu dem seinem speciellen Beruf vollkommen entsprechenden Wirkungskreis. Seit 1839 verband er mit dieser Stelle noch die Professur der Anatomie

an der Akademie der freien Künste. Bis an seinen Tod nahmen denn auch diese beiden Functionen seine gesammte Wirksamkeit fast ausschließlich in Anspruch. Eine kurze politische Thätigkeit auf dem Reichstage von 1840—41, wo er als Vertreter der Akademie der Wissenschaften einen Sitz in der Kammer der Geistlichkeit einnahm, konnte ihn um so weniger seinen wissenschaftlichen Bestrebungen entfremden, als er sehr bald selbst erkannte, daß die politische Arena nicht der für ihn geeignete Kampfplatz sei. Niemals zwar entzog er sich dem öffentlichen Dienst, wo dieser seiner Kräfte bedurfte, und später wurde er insbesondere oft in communalen Angelegenheiten zu Rathe gezogen oder mit dahin bezüglichen Aufträgen betraut; aber das Carolinische Institut blieb darum immer der Kern- und Angelpunkt all seines Thuns und Denkens.

Sein wissenschaftlicher Ruhm gründet sich zunächst und zumeist auf seine craniologische Theorie, durch welche er das Problem einer übersichtlichen systematischen Eintheilung der menschlichen Schädelformen, beziehungsweise der Menschenrassen, in einer Weise gelöst hat, die aufs glücklichste leichtfaßliche Einfachheit mit plastischer Anschaulichkeit verbindet und somit die beiden Hauptforderungen der Aufgabe erfüllt. Diesen Forderungen entspricht die Retzius'sche Theorie dadurch, daß sie die Gesammtheit aller Verschiedenheiten der menschlichen Schädelform um zwei in die Augen springende Grundzüge der Schädelbildung gruppirt: den Durchmesser von der Stirn zum Hinterhaupt und die Stellung der Zähne (resp. der Zahnfächer) des Unterkiefers zu denen des Oberkiefers. Für jeden dieser Grundzüge nimmt Retzius auch nur zwei Verschiedenheiten an: jener Durchmesser ist entweder lang oder kurz, die Stellung der Kiefer zueinander aber entweder gerade oder schief, mit welchem letztern Ausdruck der vorstehende Unterkiefer bezeichnet sein soll. Auf die vier Combinationen, welche sich hieraus ergeben, führt er somit sämmtliche Verschiedenheiten der menschlichen Schädelform zurück. Alle Völker sind deshalb nach Retzius entweder langköpfig-geradzähnige (gentes dolichocephalae orthognathae), oder langköpfig-schiefzähnige (dolichocephalae prognathae), oder auch kurzköpfig-geradzähnige (brachycephalae orthognathae), oder endlich kurzköpfig-schiefzähnige (brachycephalae prognathae). Diese Terminologie ist bereits nicht nur von der Wissenschaft allgemein adoptirt worden, sondern auch selbst in zahlreiche populäre Schriften über Anthropologie, Ethnographie und verwandte Gegenstände übergegangen. Indeß blieb das Retzius'sche System, ungeachtet seiner so entschieden günstigen Aufnahme und raschen Verbreitung, doch nicht unangefochten, und soweit die gegen dasselbe erhobenen Einwürfe auf seine Unzulänglichkeit für eine scharfe Charakteristik auch der speciellen Formverschiedenheiten sich beziehen, müssen sie als berechtigt anerkannt werden. Im Reich der organischen Natur tritt die Mannichfaltigkeit der Form in viel zu reicher Fülle auf, als daß Unterscheidungen derselben bis ins einzelne hinein durch ein auf so wenige Grundzüge basirtes System, wie das von Retzius, bewerkstelligt werden könnten. Der Physiolog Rudolf Wagner in Göttingen, der erst kürzlich in seinen „Zoologisch-anthropologischen Untersuchungen" (Göttingen 1861) die craniologischen Arbeiten von Retzius einer eingänglichen Kritik unterzogen hat, weist nach, daß in dem System des schwedischen Anatomen manche Schädelformen in eine gemeinsame Klasse untergebracht werden müssen, die in Bezug auf ihren Gesammthabitus eigentlich weit auseinander liegen. Nichtsdestoweniger aber hat auch eben Rudolf Wagner den Werth der Retzius'schen Terminologie für eine rasche Verständigung, sowie auch den Fortschritt, welcher durch jenes System für ethnologische Forschungen gewonnen worden ist, in vollstem Maße anerkannt, indem es als vorzugsweise charakteristisches Moment der Rassenverschiedenheit den Schädel aufstellt und an letzterm die in der äußern Erscheinung am leichtesten erkennbaren Merkmale hervorhebt, welche für die Betrachtung im großen und ganzen ein durchgreifendes und beharrliches Formenverhältniß bezeichnen.

Retzius war auch literarisch sehr thätig. Doch bestehen seine zahlreichen Schriften nur aus kürzern Abhandlungen und Aufsätzen, die sich in verschiedenen Fachzeitschriften zerstreut finden; hauptsächlich in den Verhandlungen der schwedischen Akademie der Wissenschaften, ferner in denen der Gesellschaft schwedischer Aerzte, sowie in der schwedischen Zeitschrift für Aerzte und Pharmaceuten, deren Mitredacteur er seit 1832 war. Einzelne dieser Aufsätze sind auch in deutsche Journale übergegangen; einer der interessantesten darunter ist die (von Dr. Creplin übersetzte) „Abhandlung über die Schädelformen der Nordbewohner" in Johann Müller's „Archiv für Anatomie u. s. w.", Jahrgang 1845.

Am 18. April 1860 starb Retzius zu Stockholm. Sein stets regsamer Forschergeist hat ihn selbst in den letzten Lebensstunden nicht verlassen. Mit der ihm eigenthümlichen Selbstbeherr-

schung und unerschütterlichen Willenskraft verfolgte er sogar das allmähliche Erlöschen seines eigenen Lebens in den einzelnen successiven Erscheinungen fast bis zum letzten Athemzuge. Aber ebenso wie in allen wissenschaftlichen Bestrebungen dieses hohe Maß geistiger Kraft und Energie ihn auszeichnete, war er im persönlichen Verkehr mild und selbst geschmeidig, letzteres zumal wenn es galt, Andersdenkende für seine Ansichten zu gewinnen. Ein ihm gewidmeter Nachruf wandte deshalb mit vollem Recht auf ihn den Spruch an: „Fortiter in re, leniter in modo!"

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Choulant** (Ludwig), Geheimer Medicinalrath und Director der Medicinisch-Chirurgischen Klinik zu Dresden, einer der gelehrtesten deutschen Ärzte, starb 18. Juli 1861 zu Dresden. Geboren daselbst am 12. Nov. 1791, erlernte er erst die Apothekerkunst, widmete sich aber seit 1811 medicinischen Studien, die er seit 1813 in Leipzig fortsetzte. Nachdem er eine Zeit lang in Altenburg als praktischer Arzt gelebt und als Mitredacteur an den Verlagsunternehmungen des Hofraths Pierer eine große literarische Thätigkeit entwickelt hatte, wandte er sich 1821 nach Dresden, wo er 1823 die Professur der theoretischen Heilkunde an der Medicinisch-Chirurgischen Akademie erhielt. Im Jahre 1828 übernahm er die Professur der praktischen Heilkunde und die Direction der therapeutischen Klinik, und 1842 wurde ihm die Direction der Klinik übertragen. C. war nicht nur als akademischer Lehrer und Führer am Krankenbette von seinen zahlreichen Schülern hoch geschätzt, sondern hat auch die medicinische Wissenschaft nach mehreren Seiten hin gefördert. Von seinen Schriften sind zunächst zu neunen die „Anleitung zur ärztlichen Receptirkunst" (zweite Auflage, Leipzig 1834) und die „Anleitung zur ärztlichen Praxis" (Leipzig 1836), ferner das „Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen" (fünfte Auflage, bearbeitet von Richter, Leipzig 1853), die „Gutachten und Aufsätze im Gebiete der Staatsarzneikunde" (Leipzig 1847) und die „Auswahl von Gutachten medicinalforensischen und medicinalpolizeilichen Inhalts" (Dresden 1853). Ganz besondere Verdienste aber hat sich C. um die Geschichte der Medicin und der medicinischen Literatur erworben, theils durch die Herausgabe und Erläuterungen älterer Schriften medicinischen Inhalts, theils durch die Veröffentlichung mehrerer, zum Theil ganz vorzüglicher bibliographischer Werke. Zu letztern gehören außer dem „Handbuch der Bücherkunde für ältere Medicin" (zweite Auflage, Leipzig 1841) noch „Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte und naturhistorischer Abbildung im christlichen Abendlande" (Dresden 1856), „Graphische Incunabeln für Naturgeschichte und Medicin" (Leipzig 1858) und „Geschichte und Bibliographie der anatomischen Abbildungen" (Leipzig 1852).

* **Henckel von Donnersmarck** (Leo Victor Felix, Graf), preußischer Kammerherr und Geh. Regierungsrath, starb am 10. Juni 1861 zu Ilmenau in Thüringen. Der jüngern Linie des alten schlesischen Grafenhauses angehörig, ward er am 25. Juni 1785 zu Bartenstein in Preußen geboren, wo sein Vater, der spätere Generallieutenant Graf Victor Amadeus Henckel von Donnersmarck (gest. am 31. Jan. 1793) damals als Commandeur des Infanterieregiments Graf Anhalt seinen Wohnsitz hatte. Seine Mutter Eleonore Maximiliane Ottilie, geb. Gräfin von Lepel, welche erst 1843 ihrem Gatten folgte, war längere Zeit Oberhofmeisterin der Großherzogin von Sachsen-Weimar und stand infolge dieser Stellung in vielfacher Beziehung zu dem glänzenden Kreise, welchen der weimarische Hof damals um sich versammelt hatte. Der junge Graf Leo erhielt seine Erziehung nach dem Tode des Vaters in dem Hause eines Geistlichen zu Neuenburg in der Schweiz und widmete sich hierauf, nachdem er seine Muttersprache mühsam wieder erlernt hatte, auf der Universität zu Halle rechts- und staatswissenschaftlichen Studien. Daneben hörte er jedoch auch naturwissenschaftliche Vorlesungen und wendete namentlich der Botanik besondere Pflege zu. Im Jahre 1808 trat er als Referendar bei der königlichen Kriegs- und Domänenkammer (spätern Regierung zu Königsberg) ein, machte als Lieutenant die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und kehrte dann wieder in den Civildienst zurück. Nachdem er einige Jahre die Stellung eines Legationssecretärs bei der preußischen Gesandtschaft in Wien bekleidet, ward er 1817 zum Rath bei dem Regierungscollegium zu Breslau ernannt. Auf sein Ansuchen in gleicher Eigenschaft nach Merseburg versetzt, wirkte er hier ununterbrochen bis zum Jahre 1847. Im Jahre 1844 war ihm noch das Prädicat eines Geh. Regierungsraths verliehen worden. Graf H. war einer der wenigen höhern Verwaltungsbeamten, die zur Zeit, als der Polizeistaat in Preußen in vollster Blüte stand, die Verhältnisse von einem höhern und freiern Standpunkte aus auffaßten und demgemäß handelten. Von seinen ernsten wissenschaftlichen Studien, mit denen er seine Mußestunden ausfüllte, legen zahlreiche kleinere literarische Arbeiten und Aufsätze Zeugniß ab. Dieselben betreffen meist die Geschichte und Landeskunde der Schweiz, für die er bis an sein Lebensende ein warmes Interesse behielt, sowie verschiedene Gegenstände der Naturgeschichte. Unter anderm lieferte er zahlreiche Beiträge zu der „Allgemeinen Encyklopädie" von Ersch und Gruber. In seinem Nachlasse fanden sich eine treffliche Sammlung von Werken über die

Schweiz sowie wohlgeordnete Herbarien. Graf H. war seit dem 12. Nov. 1827 mit Therese, geb. Reichsfreiin von Bothmer (geb. am 18. März 1807, gest. am 7. Dec. 1840) vermählt und hat zwei Söhne hinterlassen, von denen der ältere, **Leo Amadeus Maximilian** (geb. am 8. Jan. 1829), in preußischen Militärdiensten steht, der jüngere, **Maximilian** (geb. am 8. Aug. 1833), die Civilcarrière eingeschlagen hat.

* **Kannegießer** (Karl Ludwig), einer der vorzüglichsten deutschen Übersetzer, starb am 14. Sept. 1861 zu Berlin. Als Sohn eines Landpredigers in dem kleinen Dorfe Wendemark bei Werben in der Altmark am 9. Mai 1781 geboren, erhielt er seine Gymnasialbildung zu Berlin und widmete sich dann theologischen und philologischen Studien zu Halle. Nachdem er seit 1807 als Lehrer in Berlin gelebt hatte, kam er 1811 als Prorector an das Gymnasium zu Prenzlau, dessen Rectorat er seit 1814 bekleidete. In gleicher Eigenschaft 1822 an das reformirte Friedrichsgymnasium zu Breslau versetzt, wirkte er daselbst, bis er 1847 wegen vorgerückten Alters sein Amt niederlegte und nach Berlin übersiedelte, wo er bis zu seinem Tode mit literarischen Arbeiten und Planen beschäftigt war. Abgesehen von verschiedenen Schulbüchern, veröffentlichte er eine Reihe von lyrischen, dramatischen und epischen Dichtungen, die zwar poetisches Talent und dichterische Fertigkeit bekunden, aber doch nicht bedeutend genug sind, um K.'s Namen in den Annalen der Literaturgeschichte auf die Dauer einen Platz unter den deutschen Dichtern zu sichern. Ein bleibendes Verdienst hat er sich jedoch durch seine zahlreichen Übertragungen älterer und neuerer Dichter erworben, unter denen namentlich die der Meisterwerke italienischer Dichtkunst einen vorzüglichen Rang behaupten. Unter den deutschen Übersetzungen von Dante's „Göttlicher Komödie", die sich streng an die Form des Originals gebunden haben, ist die von K. (vierte Auflage, 3 Bde., Leipzig 1843) bisjetzt noch unerreicht. Seine Nachbildung von Ariost's „Rasendem Roland" (6 Bde., Halle 1818—26), steht zwar der berühmten Gries'schen Übersetzung in manchen Stücken nach, hat aber eine gewisse Frische, Munterkeit und Abwechselung des Tons voraus. Seiner Übertragung von Tasso's „Befreitem Jerusalem" (2 Bde., Leipzig 1822), die allerdings von Gries und Streckfuß übertroffen wird, hat er einen werthvollen größern Aufsatz über Tasso's Leben vorausgeschickt. Von seinen sonstigen Übertragungen dürften aus neuerer Zeit noch die des „Heliand" aus dem Altsächsischen (Berlin 1847) sowie die der „Gedichte der Troubadours" (Tübingen 1852), welche eine große Kunstfertigkeit bezeugen, hervorzuheben sein.

Müller (Hieronymus), bekannt als tüchtiger Übersetzer, starb am 24. Jan. 1861 als Professor a. D. in Naumburg. Er ward am 7. Juni 1785 in dem Dorfe Auerstädt, wo sein Vater damals Prediger war, geboren. Ein unglücklicher Fall, den er in seinem dritten Lebensjahre that, hatte eine Verkrümmung des Rückgrats zur Folge, die dem armen Kinde schwere körperliche Leiden zuzog; er mußte deshalb Jahre lang eine Maschine tragen, die, helmartig den Kopf bedeckend, an dem Rücken hinablief. Niemand mochte, wenn er den verkrüppelten, in seiner körperlichen Entwickelung zurückgebliebenen Knaben sah, hoffen, daß er zum Manne heranwachsen und ein hohes Alter erreichen werde. Doch entwickelten sich seine geistigen Fähigkeiten unter des Vaters verständiger Leitung bald in erfreulicher Weise, auch seine Gesundheit kräftigte sich mehr und mehr durch ein System der Abhärtung, an dem er auch später für sich und die Seinen bis in sein hohes Alter festhielt. Sein Vater, der unterdessen nach dem Dorfe Schmiera bei Erfurt versetzt worden, unterrichtete diesen seinen ältesten Sohn selbst, indem er den strebsamen Knaben namentlich zu einer ausgedehnten Lectüre der alten Schriftsteller anhielt, und bereitete ihn so weit vor, daß er in die Secunda des Gymnasiums zu Gotha aufgenommen wurde. Nachdem er dort den Schulcursus vollendet, ging er 1802 noch auf das Gymnasium zu Weimar, um sich unter C. A. Böttiger's Leitung eine noch gründlichere Vorbildung zu den akademischen Studien zu erwerben. Bis zum Ende seines Lebens hat er das Andenken an diesen trefflichen Lehrer in dankbarer Liebe bewahrt. Auch sonst war der Aufenthalt in Weimar durch das geistige Leben, das damals die Heroen der deutschen Literatur dort verbreiteten, reich an fruchtbaren Anregungen. Gründlich vorbereitet, bezog er Ostern 1803 die Universität Göttingen, um dort unter Heyne Philologie zu studiren. Wie ausschließlich er, den schon sein körperliches Gebrechen von dem gewöhnlichen studentischen Treiben fern hielt und auf den Umgang mit wenigen Gleichgesinnten hinwies, den Wissenschaften, neben der alten Literatur, namentlich der Mathematik, lebte, mag der Umstand bezeugen, daß er in den Herbstferien 1804 seinem erstaunten Vater gegenüber von dem „Ersten Consul" sprach: er hatte nichts davon vernommen, daß Napoleon seit dem Mai Kaiser geworden war. Im Jahre 1805 verfaßte er, ein Vorspiel für seine künftige schriftstellerische Thätigkeit, eine metrische Übersetzung des Aristophanischen „Plutos", die er, als er Ostern 1806 nach Halle übersiedelte, um F. A. Wolf zu hören, diesem als Probe seiner Befähigung mittheilte. Er hatte die Freude, auf diese Arbeit hin der sofortigen Aufnahme in Wolf's philologisches Seminar gewürdigt zu werden.

Doch sollte M. den Unterricht Wolf's nicht lange genießen: die im October 1806 nach der Schlacht von Jena und Auerstädt erfolgte Aufhebung der Universität Halle veranlaßte ihn, seine akademischen Studien zu beschließen und nach Erfurt zu gehen, wo damals sein Vater Pastor an der Hospitalkirche und zugleich Director des evangelischen Gymnasiums war. Anfang 1807 von der Universität Erfurt zum Doctor der Philosophie ernannt, trat er zu Ostern desselben Jahres die freilich sehr gering besoldete Stelle eines ordentlichen Professors der alten Sprachen an dem dortigen evangelischen Gymnasium an. Bei der Übernahme dieses Amtes gab er sein erstes Schriftchen: „Homer und Virgil, eine Parallele", heraus. Soviel Anerkennung auch seine Lehrerthätigkeit und seine wissenschaftliche Tüchtigkeit in Erfurt fanden, verleidete ihm doch der Druck der dort so unmittelbar empfundenen Fremdherrschaft den Aufenthalt daselbst so sehr, daß er im December 1811 gern dem Rufe nach Naumburg a. d. S. als Conrector an der Domschule folgte. Noch in Erfurt hatte er 1811 eine Übersetzung der „Medea" des Euripides mit einleitenden Abhandlungen im Druck erscheinen lassen. In Naumburg widmete er sich mit

vollem Eifer und günstigem Erfolg seinem Lehramte. Vom größern geselligen Verkehr hielt ihn anfangs eine gewisse Ängstlichkeit und Scheu zurück, zunächst durch sein körperliches Gebrechen veranlaßt; doch war er nicht mehr der Stubengelehrte von Göttingen, ohne Theilnahme an den großen Weltbegebenheiten. Als 1813 Deutschland sich gegen die französische Gewaltherrschaft erhob, nahm er, obgleich es ihm nicht vergönnt war, mit den Waffen in der Hand für die Befreiung des Vaterlandes zu kämpfen, so lebendigen Antheil an den Wechselfällen des großen Kampfes, daß er im Sommer fest entschlossen war, wenn aus dem Waffenstillstande ein fauler Friede hervorginge, nicht unter der Fremdherrschaft zu bleiben, sondern sich jenseit des Atlantischen Ocean eine neue freie Heimat zu suchen. Deshalb zumeist hatte er bis dahin nicht daran gedacht, sich einen eigenen Herd zu gründen. Nachdem aber Deutschland seine Unabhängigkeit in schwerem Kampfe wieder errungen, verehelichte er sich 1814 mit der ältesten Tochter Johanna des seinerzeit als Jugendschriftsteller, namentlich als Verfasser von „Gumal und Lina" allgemein geachteten Diakonus C. F. Lossius in Erfurt und schuf sich hiermit das schönste häusliche Glück. Seine ausgebreitete Kenntniß der neuern Sprachen, namentlich der italienischen, französischen, englischen und spanischen, führte ihn in Mußestunden zu literarischer Thätigkeit, und es erschienen von ihm nach und nach Übersetzungen von Guarini's „Treuem Schäfer", Cervantes' „Don Quixote", Walter Scott's „Abt", Silvio Pellico's „Sämmtlichen Werken", letztere in Gemeinschaft mit Kannegießer. Seine Lieblingsstudien aber waren neben den alten Sprachen, in denen er vorzugsweise unterrichtete, Mathematik und Astronomie. Auch den historischen Unterricht ertheilte er jahrelang mit lebhaftem Eifer und glücklichem Erfolge in mehreren Klassen des Gymnasiums, bis ihm im Anfange der dreißiger Jahre eine Denunciation, als trage er die Geschichte der neuern Zeit in zu liberalem Sinne vor, die eine halbamtliche Verwarnung zur Folge hatte, diesen Unterricht für alle Zeiten gründlich verleidete. Aus dem reichen Schatze seines Wissens theilte er gern allen mit, zunächst seinen Schülern, dann auch größern Kreisen in zahlreichen Vorträgen in dem naumburger Literarischen Verein, zu dessen fleißigsten Mitgliedern er viele Jahre lang gehörte. Seine bedeutendste literarische Leistung sind aber jedenfalls seine Übersetzungen aus dem Griechischen, zuerst die des Thucydides (8 Bdchn.; in der zu Prenzlau in den Jahren 1827—35 erschienenen „Übersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Classiker"), dann die des Aristophanes (3 Bde., Leipzig 1843—46), zuletzt die von Einleitungen Professor Steinhart's begleitete Übersetzung des Plato (7 Bde., Leipzig 1850—59). Diese Arbeiten zeugen nicht nur von einer gründlichen Kenntniß des Griechischen, sondern auch von einer ungewöhnlichen Herrschaft über die deutsche Sprache. M. hat sich selbst in einer seiner Übersetzung des Thucydides beigegebenen Abhandlung über die Übersetzungskunst und dann wiederholt in den Vorreden zu Aristophanes und Plato über die Aufgabe ausgesprochen, die er sich dabei stellte, „eine treue, aber doch nicht durch allzu ängstliches Festhalten an jeder Wendung und Wortfügung der Urschrift steife und undeutsche und dadurch irgend unverständliche, demnach möglichst lesbare Übersetzung" zu liefern.

Im Jahre 1842 wurde M. der Professortitel bewilligt, den er freilich schon längst besaß, aber bis dahin nicht führte. Zunehmende Kränklichkeit veranlaßte ihn, wenn auch mit schwerem Herzen, Michaelis 1850 nach mehr als dreiundvierzigjähriger Amtsführung aus seinem Amte zu scheiden. Er widmete sich jetzt mit vollem Eifer der Plato-Übersetzung und empfand von allen Entbehrungen, die er sich aus Gesundheitsrücksichten auferlegen mußte, keine schwerer als die nothwendige Beschränkung seiner Arbeitszeit, da zu anhaltende geistige Anstrengung ihm die Nachtruhe raubte. Als er im Jahre 1859 das Erscheinen des letzten Bandes der Plato-Übersetzung im Kreise seiner Kinder und Enkel festlich beging, hegte er bereits Plane zu neuen literarischen Arbeiten: er wünschte vorzugsweise, daß noch ein Supplementband zum Plato erschiene, an dem er noch wenige Tage vor seinem Tode gearbeitet hat. In den letzten Jahren seines Lebens fast ganz an sein Haus gefesselt, lebte er doch glücklich im Kreise der Seinen und in seltener Geistesfrische. Über sein ganzes Wesen, das früher bei großer Energie des Willens etwas Strenges hatte, verbreitete sich am ruhigen Abend seines thätigen Lebens eine Milde, die, von Schwäche weit entfernt, der Ausdruck eines in sich befriedigten Gemüths war, das mit Dank gegen Gott die Segnungen erkannte, die bei allen Beschwerden des hohen Alters ihm noch täglich zu Theil wurden. Am 24. Jan. 1861, nachdem er noch bis zum Abend gesund und heiter gewesen, befiel ihn, als er sich schlafen legen wollte, eine leichte Beklemmung, der bald darauf das Verscheiden ohne allen Kampf folgte. Seine Lebensgefährtin hatte ihm sechs Kinder geboren, die ihn sämmtlich überlebten. Sein Andenken bleibt gewiß bei allen, die ihn kannten, namentlich auch bei seinen zahlreichen Schülern in Segen.

Russell (William Howard), der bekannte Kriegscorrespondent der „Times", wurde 1821 in der Nähe von Dublin aus einer englischen Familie geboren, von der sich mehrere Mitglieder als Künstler einen Namen erworben haben. Zum Rechtsgelehrten bestimmt, begann R. seine Studien im Trinity College, sah sich aber bald durch häusliche Unglücksfälle gezwungen, für seinen eigenen Unterhalt zu sorgen. Gerade um diese Zeit war ein entfernter Verwandter, Robert William Russell, nach Irland gekommen, um für die „Times" über die dortigen Parlamentswahlen zu berichten; er schlug seinem jungen Vetter vor, einen Theil dieser Arbeit zu übernehmen, und die Briefe, welche letzterer über die interessanten Wahlkämpfe in Longford einsandte, gewannen den Beifall des Publikums und der Redaction in so hohem Grade, daß sie ihm eine permanente Anstellung beim großen londoner Blatte sicherten. In London ließ er sich 1844 in Middle Temple immatriculiren und war seitdem in den Zwischenräumen seiner journalistischen Beschäftigungen als Sachwalter in Wahlprocessen thätig. Beim Ausbruch des orientalischen Kriegs erhielt R., der sich bereits durch seine pittoresken Beschreibungen von Festlichkeiten, Volksversammlungen, königlichen Reisen u. dgl. einigen Ruf erworben hatte, im Februar 1854 die Anweisung, der englischen Armee nach dem Bosphorus zu folgen und über die Bewegungen und Operationen derselben Bericht zu erstatten. Dieser Auftrag wurde für die künftige Laufbahn R.'s entscheidend. Die Expedition nach dem Orient, die anfangs als ein bloßer militärischer Spaziergang betrachtet wurde,

nahm bald die Dimensionen eines ernsthaften Feldzugs an; auf die Landung in der Krim und die glorreichen Schlachten an der Alma und bei Inkerman folgte die langwierige Belagerung von Sewastopol, durch welche Misbräuche in der englischen Heeresverwaltung ans Licht traten, die die Feder des „Times“-Correspondenten zuerst dem Publikum zu entschleiern wagte. Von officieller Seite wurden seine Schilderungen Lügen gestraft; als aber in Wahrheit derselben sich nicht länger in Abrede stellen ließ, erhob sich ein Sturm des Unwillens, vor welchem das Ministerium Aberdeen zusammenbrach. Es mag dahingestellt bleiben, welche Motive die „Times“, die doch sonst ihre Meisterschaft im Vertuschen unangenehmer Wahrheiten sucht, zur Veröffentlichung dieser schonungslosen Enthüllungen bewogen haben mögen; genug, Lord Aberdeen mußte die Zügel der Regierung an Palmerston abgeben, und R. hatte die Genugthuung, durchgreifende Reformen ins Leben treten zu sehen, denen man den glücklichen Ausgang des Kriegs zumeist zu verdanken hat. Nach der Eroberung von Sewastopol kehrte er nach England zurück, wo er mit Enthusiasmus empfangen wurde und neben andern Zeichen der Anerkennung von der Universität Dublin das Diplom eines Doctors der Rechte empfing. Nachdem er seine Krim-Correspondenz gesammelt unter dem Titel „History of the War“ (London 1856) herausgegeben, begab er sich im Auftrag der „Times“ nach Moskau, um der Krönung Alexander's II. beizuwohnen, machte hierauf einen Ausflug nach Südrußland und Konstantinopel und hielt dann in England öffentliche Vorträge über den russischen Krieg, die das Material zu seiner „British Expedition to the Crimea“ (London 1857), einer neuen, vermehrten Ausgabe seines frühern Werks, lieferten. Unterdessen war der Aufstand in Indien ausgebrochen; in der Hoffnung, ihn bald unterdrückt zu sehen, zögerte die „Times“ einen eigenen Berichterstatter hinzuschicken, bis die immer bedrohlicher werdenden Verhältnisse sie nöthigten, die bewährte Feder R.'s in Anspruch zu nehmen. Im Januar 1858 in Kalkutta angekommen, eilte er sogleich nach dem Hauptquartier Sir Colin Campbell's und machte den ganzen Feldzug bis zum Sturm von Laknow und zur gänzlichen Zersprengung der Insurgenten mit. Eine schwere Krankheit verhinderte ihn, die englische Expedition nach China zu begleiten; er kehrte nach England zurück, wo er unter dem Titel „My Diary in India“ (2 Bde., London 1860) eine Schilderung des Aufstandes erscheinen ließ, in der er mit patriotischer Wärme die Großthaten seiner Landsleute verherrlicht, aber auch mit vieler Unparteilichkeit die Irrthümer, Misgriffe und Rechtsverletzungen bloßlegt, welche diese furchtbare Rebellion hervorriefen. Im Frühjahre 1861 schiffte er sich nach Amerika ein, um die dortigen Zustände in der Nähe zu betrachten, und reiste von Neuyork nach Charleston, Mobile, Neuorleans, von dort aber den Mississippi und Ohio hinauf nach Washington zurück, wo er noch zeitig genug anlangte, um von der Niederlage des Bundesheers bei Bull's Run Zeuge zu sein und sie in der ihm eigenen pikanten Weise zu beschreiben.

***Schafarik** (Paul Joseph), nach czechischer Orthographie Safarik, ein sehr ausgezeichneter Forscher auf dem Gebiete der slawischen Sprache und Alterthumskunde, wurde am 13. Mai 1795 zu Kobelyarowo im nördlichen Ungarn als Sohn eines evangelischen Geistlichen (slowakischen Ursprungs) geboren. Nachdem er seine Vorbildung auf den Gymnasien zu Rosenau und Dobschau erhalten, trieb er 1810—15 auf dem Lyceum zu Käsmark Philosophie, Theologie und ungarisches Recht, ward aber schon hier durch die Lectüre einiger czechischer Schriften für das Studium der slawischen Sprachen und Literaturen gewonnen. Er begann die Lieder des slowakischen Volks (welches nur als eine Abzweigung des czechischen Stammes gelten kann) zu sammeln und versuchte sich selbst in poetischen Arbeiten, von denen er im Jahre 1814 eine Anzahl zu Leutschau in Druck erscheinen ließ. Im Jahre 1815 bezog S. die Universität Jena, wo er außer theologischen und philosophischen auch historische und naturwissenschaftliche Vorlesungen hörte. Daneben aber vernachlässigte er keineswegs seine slawischen Studien. Unter anderm übersetzte er damals die „Wolken“ des Aristophanes sowie Schiller's „Maria Stuart“ (später 1831 zu Prag gedruckt) in das Czechische. In das Vaterland zurückgekehrt, ward er 1817 Hauslehrer eines jungen Edelmanns in Presburg, erhielt aber schon nach zwei Jahren eine Professur an dem serbischen Gymnasium griechischen Ritus in Neusatz und zugleich auch die Direction der Anstalt. Nachdem er die Direction bereits 1825 niedergelegt, resignirte er 1833 auch auf die Professur und wandte sich nach Prag, um sich hier vorzugsweise der Pflege der böhmisch-slawischen Literatur zu widmen. Eine Zeit lang lebte er als Privatgelehrter, bis 1837 ihm von der Regierung das Amt eines Censors übertragen ward, dem er mit Milde und einer für damalige Zeit seltenen Freisinnigkeit nachkam. Im Jahre 1841 erhielt er die Stelle eines Custos an der öffentlichen und Universitätsbibliothek. Den Lehrstuhl der slawischen Sprache und Literatur an der Universität, der für ihn 1848 errichtet wurde, nahm er jedoch nicht ein, indem er zu einer Berathung über einen neuen Studienplan nach Wien berufen und dann zum Bibliothekar der erwähnten Bibliothek ernannt ward. Diesem Amte stand er in würdiger Weise vor, bis sich 1860 bei ihm ein Gehirnübel entwickelte, welches von Geistesstörung begleitet war. In diesem Zustande sprang er eines Morgens von der Kettenbrücke in die Moldau. Er wurde gerettet, und man brachte ihn nach Wien zu seiner Tochter, unter deren liebevoller Pflege er so weit wieder genas, daß er nach Prag zurückkehren konnte. Hier starb er plötzlich am 27. Juni 1861 am Gehirnschlage. S. war unstreitig einer der bedeutendsten slawischen Gelehrten und muß für den eigentlichen Begründer wissenschaftlicher slawischer Philologie und Alterthumswissenschaft gelten. Sein bedeutendstes Werk sind die „Slowanské starožitnosti“ (Prag 1837; deutsch von Mosig von Ährenfeld, 2 Bde., Leipzig 1842—44), in welchem er die Ursprünge und die Geschichte der slawischen Stämme von ihrem ersten Auftreten bis zu ihrer Bekehrung zum Christenthum aufzuklären sucht. Diese Arbeit S.'s, die bei den Russen und Polen ebenso große Achtung genießt wie bei den Südslawen, hat auf dem Gebiete der slawischen Forschung bahnbrechend gewirkt und wird noch für längere Zeit die Grundlage und der Ausgangspunkt für alle weitern Forschungen über die älteste Geschichte der slawischen Nationen bleiben. Von seinen übrigen Arbeiten sind vor allem noch die „Geschichte der slawischen Sprache und Literatur nach allen Mund-

arten" (Ofen 1826) und die „Slowanský narodópis" (mit einer Sprachenkarte, Prag 1842; dritte Auflage, 1850) hervorzuheben. Seine letzten Schriften enthalten wichtige Beiträge zur Kenntniß der glagolitischen Literatur. Als Mitglied und Leiter der Commissionen in Wien und Prag (1849 und 1851), welche von der Regierung beauftragt waren, die theilweise noch schwankende slawische Terminologie für den Bedarf der Schule und der Verwaltung zu prüfen und fest zu regeln, übernahm S. die Redaction der „Juridisch-politischen Terminologie für die slawischen Sprachen Österreichs" (deutsch-böhmisch, Wien 1850; deutsch-ruthenisch, Wien 1851; deutsch-kroatisch, serbisch und slawonisch, Wien 1853) und der „Deutsch-böhmischen wissenschaftlichen Terminologie" (Prag 1853). Doch sind diese Werke, ungeachtet ihrer anerkannten Vorzüglichkeit, außerhalb der österreichisch-slawischen Länder kaum dem Titel nach bekannt geworden. Eine überwiegend wissenschaftliche Natur nahm S. an den neuesten politischen Bestrebungen seiner Landsleute verhältnißmäßig nur geringen Antheil. Dennoch stand er bei ihnen sowol wegen seiner Gelehrsamkeit wie wegen der Lauterkeit seines Charakters in hohem Ansehen. Viele seiner Schriften sind auch in andere slawische Idiome, namentlich ins Russische übersetzt worden.

*Zwirner (Ernst Friedrich), einer der namhaftesten deutschen Architekten, besonders bekannt als Baumeister am Dom zu Köln, war am 28. Febr. 1802 zu Jakobswalde in Schlesien geboren, wo sein Vater einem dem Fürsten von Hohenlohe gehörigen Hüttenwerke vorstand. Nachdem er seine erste Bildung auf dem Gymnasium zu Brieg erhalten, besuchte er die Bauschule zu Breslau, bis er 1821 nach Berlin ging, um auf der dortigen Bauakademie seine architektonischen Studien zu vollenden. Bald als ein tüchtiges Talent erkannt, zog ihn Schinkel als Hülfsarbeiter heran, unter dessen Leitung er auch seit 1828 bei der Oberbaudeputation beschäftigt war. Unter anderm betraute man ihn im Jahre 1829 mit der Aufsicht über den Wiederaufbau des Rathhauses zu Kolberg, welcher nach Schinkel's Plänen in gothischem Stil ausgeführt werden sollte. Nach Ausführung dieses Werks trat Z. wieder in seine frühere Stellung in Berlin zurück, in der er die günstigste Gelegenheit fand, in den verschiedensten Zweigen der Baukunst thätig zu wirken und unter Schinkel's Anleitung viele größere Bauprojecte zu bearbeiten. Als im Mai 1833 der Bauinspector Ahlert gestorben war, welcher seit 1824 den Restaurationsbau am Dom zu Köln geleitet hatte, richtete sich alsbald die Aufmerksamkeit der obersten Baubehörde auf Z., als einen der wenigen Architekten, welche sich damals eifrig für den gothischen Baustil bethätigt und zu einem wirklichen Verständniß von dessen Grundideen und Principien gelangt waren. Am 14. Aug. 1833 übernahm Z. als königlicher Bauinspector die Leitung der Dombauarbeiten, für welche von nun an eine neue Ära begann. Neben gewissenhafter Durchführung der Restauration war alsbald sein Bestreben auch auf einen möglichen Aus- und Fortbau des gewaltigen Werks gerichtet. Er hatte sich mit solcher Hingebung und Liebe in den ursprünglichen Bauplan hineingearbeitet, daß er 1841, nachdem die Restauration vollendet, der Chor der Kirche wiederhergestellt und auch vieles für die Ausschmückung geschehen war, seinem hohen Bauherrn, dem König Friedrich Wilhelm IV., einen Plan zum Weiterbau und zur Vollendung des Ganzen im Geiste des alten Entwurfs vorlegte und zugleich mit richtigern Kostenanschlägen begleitete. Der König, der sich schon als Kronprinz lebhaft für das ganze Werk interessirt hatte, genehmigte das Project, bewilligte einen jährlichen Zuschuß von 50000 Thlrn. und legte am 4. Sept. 1842 den Grundstein zum Südportal. Zur Beschaffung weiterer Mittel bildete sich in demselben Jahre der „Dombauverein", durch dessen Bemühungen ansehnliche Beiträge von allen Seiten her dem Unternehmen zuflossen, sodaß bis Ende des Jahres 1859 für dasselbe 1,767748 Thlr. verwendet werden konnten. Mit Hülfe der vorzüglichen Gehülfen und Werkleute, die sich Z. mit Sorgfalt und Ausdauer herangebildet, machte der Bau rasche Fortschritte, und der Meister würde 1862 denselben in seiner Vollendung gesehen haben, wenn ihn nicht schon am 22. Sept. 1861 der Tod ereilt hätte. Das Süd- und Nordportal und die betreffenden Kreuzflügel sind fast ganz neu erbaut, das Hauptschiff mit Ausnahme der Wölbungen des Mittelganges und eines Theils der Strebesysteme vollendet, der nördliche Hauptthurm zu einer ansehnlichen Höhe gefördert, das Dach mit dem schlanken Dachreiter aufgesetzt. Sonach wird der großartige Bau bis auf die beiden riesigen Thürme bald in seiner Vollendung dastehen. Obgleich der Dombau Z.'s Thätigkeit fast gänzlich in Anspruch nahm, fand er doch noch Muße zur Ausführung und Begutachtung vieler anderer, zum Theil sehr bedeutender Bauunternehmungen. Vor allen ist die Apollinariskirche zu Remagen, eins der schönsten und vollendetsten der neuern Bauwerke im gothischen Stil, zu nennen. Von seinem Plane zur Schloßkapelle in Schwerin kam nur der Chor zur Ausführung. Mehrere nach seinen Entwürfen gebaute kleinere Kirchen zeichnen sich durch zierliche Verhältnisse aus. Zu den namhaftesten seiner Werke zählen noch das Schloß des Fürsten von Fürstenberg in Herdringen; der Wiederaufbau des Schlosses Argenfels am Rhein; der Bau des Schlosses Moyland bei Kleve; die beiden Kirchen zu Elberfeld und Mühlheim am Rhein. Sein letztes Werk ist die kurz nach seinem Tode eingeweihte Synagoge zu Köln. Im Januar 1849 trat Z. als Regierungs- und Baurath in die Regierung zu Köln ein. Im April 1850 ward er Mitglied der technischen Baudeputation und am 22. Juli 1853 erhielt er den Charakter eines Geh. Regierungs- und Bauraths.

Ladislaus Magyar und seine Reisen in Südafrika.

Die Geographie Afrikas war noch vor zwei, drei Lustren nicht viel mehr als eine mehr oder weniger richtige Beschreibung der Küstenränder. Besonders der südliche Theil des großen Continents war in seinem Innern eine völlige terra incognita; ja selbst von den Gestadeländern hatten wir, mit Ausnahme des Caplandes, meistens nur vage und wenig zuverlässige Nachrichten. Die Berichte der in Kongo und Angola angesiedelten Missionare füllen zwar viele Bände, aber, wie W. D. Cooley richtig bemerkt, alle diese Bände enthalten kaum 20 Seiten einer nüchternen geographischen Erkenntniß, die auf thatsächlichen Beobachtungen beruht und frei von Übertreibungen ist. Die Missionare ließen in ihren Berichten die Phantasie frei walten, und namentlich überschätzten sie die Entfernungen der von ihnen berührten Punkte in solch überschwenglicher Weise, daß die angeblichen Landesgrenzen der portugiesischen Besitzungen an den westlichen und östlichen Gestaden Südafrikas, nämlich in Kongo, Angola, Benguela und Monopotapa, so weit in das Innere vorgeschoben wurden, daß sie sich beinahe in der Mitte des Continents berührten. W. D. Cooley*) hat zuerst die übertriebenen Angaben über die Entfernungen der verschiedenen Positionen auf ihr gehöriges Maß zu reduciren versucht; nun stellt es sich heraus, daß auch die am weitesten vorgeschobenen Posten der Portugiesen sich eigentlich noch am Küstensaume befinden, und daß daher der breite Strich des Innern, welcher die beiderseitigen Besitzungen der Portugiesen voneinander trennt, uns noch völlig unbekannt sei. „Geringen Aufschluß erhalten wir", schrieb K. Ritter in dem 1820 erschienenen ersten Bande seiner „Erdkunde", „über den westlichen Rand des afrikanischen Binnenlandes, ungeachtet die Seekante doch hier seit 300 Jahren von den Europäern, obwol zu dem entehrendsten Gewerbe, alljährlich mit mehreren hundert Schiffen besucht worden sind." „Gleich unbekannt wie der Ostabhang von Hochasien ist uns bisjetzt der Ostrand von Hochafrika geblieben." Auch nach dem Jahre 1820, in welchem Ritter die angeführten Stellen niederschrieb, geschah mehrere Decennien hindurch sehr wenig zur Erforschung Südafrikas. Im Jahre 1795 reiste Alexander da Silva Texeira in Begleitung eines Eingeborenen von Bahia von der Westküste nach Lobale. Über seine Reise erschien erst im Jahre 1844 ein sehr gedrängter Bericht**), welchen W. D. Cooley beleuchtete. Im Jahre 1798 drang Lacerda von Tete aus bis Lucenda, Cazembes Hauptstadt, vor, starb jedoch bald nach seiner Ankunft daselbst, und sein Begleiter Pinto verfaßte den Reisebricht.***) Im Jahre 1802 sandte da Costa, Oberaufseher der Handelsfactorei in Kassendsche, zwei eingeborene Handelsreisende, Pombeiros, ab, um zu dem mächtigen König von Muropue zu reisen und von dort womöglich bis an die Ostküste am Zambezi vorzudringen. Die Pombeiros verließen im November 1802 die Gegend von Pungo-Andongo, erreichten nach manchen Fährlichkeiten die Hauptstadt des Königs der Molna, hielten sich daselbst mehrere Jahre lang auf, setzten erst seit 1806 ihre Reise fort und kamen endlich am 2. Febr. 1811 in Tete am Zambezi an. Diese Pombeiros waren also die ersten Reisenden, welche im Auftrage von Europäern den ganzen Continent von einer Küste zur andern durchschnitten. Ihr Bericht über diese höchst interessante Reise ist jedoch sehr dürftig und unklar. Im Jahre 1831 leitete Major Monteiro eine neue Expedition von Tete aus nach Lucenda; durch diese Unternehmung wurden die meisten Angaben Lacerda's bestätigt, aber wenig neue Ergebnisse gewonnen. Im Jahre 1841 unternahm der portugiesische Generalconsul zu Altona, Ribeiro dos Santos, eine Handelsreise nach Angola; die Reisenden berührten jedoch blos die Küsten von Benguela nordwärts bis San-Paul de Loanda, woselbst die meisten derselben dem Klima zum Opfer fielen. Dr. G. Tams jedoch, der als Schiffsarzt die Reise mitgemacht hatte und glücklicherweise die Heimat wieder erreichte, lieferte eine anziehende Beschreibung der Reise.†) Im Jahre 1843 machte der Handelsmann Joaquim Rodriguez Graça eine Reise von Angola aus in das Innere; vorerst ging er größtentheils am rechten Ufer des Kuanza-

*) Vgl. W. T. Cooley, „Inner Africa laid open" (London 1852).

**) „Annães maritimos e coloniaes etc., 1844". Vgl. W. D. Cooley, a. a. O., S. 20 u. 21, und desselben „Joaquim R. Graça's Reise zu dem Muata-ya-Nvo" in Petermann's „Mittheilungen", Jahrgang 1856.

***) „Annães maritimos e coloniaes etc.", 1844 und 1845.

†) Dr. G. Tams, „Die portugiesischen Besitzungen in Südwestafrika" (Hamburg 1845).

flusses aufwärts bis Bihé, dann passirte er den Kuanza, bereiste Lobale und kam endlich zum Muata=ya=Nvo.

Dieses waren die vereinzelten Unternehmungen, bei welchen man in das Innere vorzudringen versuchte. Endlich seit 1848 wurde die Erforschung des bisher fast völlig verschlossenen Erdtheils von allen Seiten in Angriff genommen, und gegenwärtig ist bereits ein bedeutender Theil der großen und schwierigen Aufgabe gelöst. David Livingstone war der erste Europäer, der die ganze Breite des Continents von einer Küste zur andern durchwanderte; ihm gebührt die Palme des Ruhms, der sich an eine so schwierige Unternehmung knüpft. Neben Livingstone haben sich Moffat, Galton, Andersson, Oswell, Burton, Speke, Dr. Krapf, Rebmann, Erhardt, Roscher und andere an der wissenschaftlichen Erforschung Südafrikas betheiligt. Diesen Männern germanischen Stammes gesellte sich auch ein Ungar bei, damit bei der Lösung des großen Problems auch dem magyarischen Stamme ein bescheidener Antheil zukomme. Der Vertreter der ungarischen Nation unter den Erforschern Afrikas heißt Ladislaus Magyar. Wir wollen die Lebensschicksale und die Wanderungen dieses Mannes etwas näher beleuchten.

Ladislaus Magyar ist der uneheliche Sohn des angesehenen Gutsbesitzers Emrich Magyar und wurde in Theresiopel (Szabadka) im Comitat Bács geboren. Schon in seiner frühesten Jugend bekundete er eine stark ausgesprochene Neigung zu abenteuerlichen Reisen. Namentlich phantasirte er von Seereisen, und als höchstes Ziel seiner Wünsche galten ihm die goldenen Epauletten der Marineoffiziere. Sein Vater sorgte für seine Erziehung, nahm ihn ins väterliche Haus auf und gab ihm endlich die Erlaubniß seinen Namen zu führen. Nachdem Magyar die Gymnasialklassen in Theresiopel absolvirt hatte, wurde er von seinem Vater, infolge einer Aufforderung des ihm befreundeten Hrn. Paul von Kiss, des damaligen Gouverneurs vom ungarischen Küstenlande, in die nautische Schule nach Fiume gesendet. So kam Magyar im Jahre 1840 nach Fiume, studirte hier zwei Jahre lang mit gutem Erfolg, machte während der Zeit einen Ausflug nach Algier und wurde im Jahre 1843 österreichischer Seecadet. Als solcher erhielt er einen kurzen Urlaub seine Familie zu besuchen. Damals sah er zum letzten mal seine Vaterstadt und bewegte sich zum letzten mal in ungarischen Kreisen. Es ist daher sehr natürlich, daß er sich in der ungarischen Sprache nicht mehr correct ausdrücken kann, daß er namentlich viele portugiesische Wörter hineinmischte und sie auf ungarische Weise flectirt. Von seinem Urlaub im Jahre 1843 zurückgekehrt, machte er verschiedene kleine Seereisen auf österreichischen Schiffen, endlich reiste er auf einem österreichischen Postschiff, noch immer als Seecadet, von Triest nach Brasilien. Es scheint, daß er am österreichischen Seedienst kein besonderes Behagen hatte, denn während sein Schiff in der Bahia de Todos Santos ankerte, benutzte er die Gelegenheit sich von derselben zu entfernen und schiffte sich nach Westindien ein. In Havaña angelangt, nahm er als Matrose auf einem spanischen Fahrzeug Dienst, welches den Sklavenhandel betrieb. Auf demselben kam er an die Küsten von Guinea und kehrte nach fünf Monaten wieder nach Cuba zurück, wo er schwer erkrankt ankam. Die Reise warf aber einen bedeutenden Gewinn ab, und der Antheil Magyar's an demselben betrug 1500 spanische Kronenthaler. Dieses Geld benutzte er dazu, daß er sich zu Erforschungsreisen vorbereitete, welche schon damals seinem Geiste vorschwebten. Er verschaffte sich einige unentbehrliche Instrumente und ließ sich in der Handhabung derselben von einem in den nautischen Wissenschaften erfahrenen Professor unterrichten. Dann kam er als zweiter Pilot auf das spanische Schiff Albatros, welches nach Ostindien segelte. Magyar berührte auf dieser Reise Sumatra und Java und kam dann nach Madagaskar, wo ihn das Gelbe Fieber befiel. Als er sich von dieser Krankheit etwas erholt hatte, begab er sich auf einem französischen Kriegsschiff nach der Capstadt, wo er zwei Monate lang im Marinespital zubringen mußte. Als seine Gesundheit wiederhergestellt war, fuhr er auf einem portugiesischen Schiff als erster Pilot nach Brasilien. In Rio=de=Janeiro fand er einen Landsmann, Hrn. Joseph Vámosy, einen geborenen Debrecziner, der sich daselbst als Kaufmann angesiedelt und ein hübsches Vermögen erworben hatte. Von Hrn. Vámosy erfuhr Magyar, daß der damalige Dictator der Republik La=Plata, Dr. Manuel Rosas, seinem Geschäftsträger in Rio=de=Janeiro den Auftrag ertheilt hatte, einige tüchtige Offiziere für seine Flotille zu werben. Magyar begab sich sofort mit Empfehlungsschreiben von Vámosy nach Buenos=Ayres und erhielt daselbst nach bestandener Prüfung vom Dictator das Bürgerrecht und die Ernennung zum Marinelieutenant. Nun hatte er die goldenen Epauletten und seine Jugendträume waren in Erfüllung gegangen. Doch nur zu bald mußte er wieder den Wanderstab ergreifen. Die Flotille des Dictators wurde in den Gewässern des La=Platastroms von

den englischen und französischen Schiffen vernichtet, welche dem Staat Uruguay Beistand leisteten. Magyar fiel in die Hände des Feindes und wurde nebst mehreren Kriegsgefährten von einem Kriegsgericht zum Tode verurtheilt, weil er angeblich an der Niedermetzelung der uruguayischen Kriegsgefangenen mitbetheiligt war. Doch gelang es Lainé, dem Commandanten eines französischen Schiffs, seine Unschuld vor dem Kriegsgericht zu beweisen und ihn auf diese Weise vom Tode zu retten. Magyar wurde demnach entlassen, doch mußte er sich verbindlich machen, keine Dienste mehr gegen Uruguay zu nehmen. Er verließ also Montevideo, wo er sich „von einem längern Aufenthalt nichts Gutes, für die Zukunft keinen Ruhm und Vortheil versprechen konnte", und begab sich wieder nach Brasilien. Hier faßte er den Gedanken, die Cordilleren zu übersteigen, um nach Peru zu gelangen und daselbst die Denkmäler der Inkas zu erforschen. Sein Vorhaben fand aber in Rio-de-Janeiro keinen Anklang, und aus Mangel an eigenen Hülfsquellen mußte er den Gedanken aufgeben. Da er nicht wohl hoffen durfte, auf französischen, englischen oder nordamerikanischen Schiffen seinem Patente von Rosas Geltung zu verschaffen und als Lieutenant angestellt zu werden, und da er keine Lust hatte, „sich vom Pferd auf den Esel zu setzen", so entschloß er sich nach der Westküste Afrikas zu reisen. Hier fand er bei dem Negerfürsten von Kalabar, Trudodati-Dalaber-Almanzor, eine gute Aufnahme und wurde von demselben zum Flotillencommandanten ernannt. Er blieb fast zwei Jahre lang im Dienste der schwarzen Majestät und beschäftigte sich mit Seefahrt längs der Küste und mit Erkundigungen über die Lage, die physischen Verhältnisse und die Völkerschaften der Küstenstriche. Allein das mörderische Klima untergrub seine Gesundheit derart, daß er sie nur unter einem günstigern Himmelsstrich herzustellen hoffen konnte. Er erbat sich darum von dem Negerfürsten einen Urlaub auf unbestimmte Zeit und segelte nach Süden. Dies geschah im Jahre 1848, und in diesem Jahre begann Magyar seine Erforschungsreisen. Zunächst fuhr er eine gute Strecke den Kongostrom aufwärts, dann begab er sich nach Benguela, wo er am 9. Dec. 1848 landete. Hier wurde er infolge der großen Gastfreundschaft, womit die Fremden daselbst im allgemeinen empfangen werden, sofort mit allen vornehmern Bewohnern der Stadt bekannt und erhielt von denselben verschiedene Nachrichten über die innern Landstriche und über die Völkerschaften derselben, mit welchen ein sehr vortheilhafter Handel getrieben werden könne. Namentlich erhielt er Kunde von dem Lande Bihé, wo ein höchst angenehmes und gesundes Klima herrscht, und welches von einem aufgeweckten, dem Handel ergebenen, den Fremden geneigten und gewissermaßen kosmopolitisch gesinnten Volke bewohnt wird. Die Karavanen von Bihé kommen und gehen regelmäßig zweimal des Jahres nach Benguela und zurück. Von einer natürlichen Neigung angeregt, hatte Magyar schon längst den Wunsch gehegt, Innerafrika zu durchforschen; nun vernahm er von erfahrenen Männern, daß er in Gesellschaft der Karavane mit ziemlicher Sicherheit und mäßigen Kosten nach Bihé gelangen, daselbst einen einträglichen Handel betreiben und sich auf diese Weise die Mittel zur Weiterreise verschaffen könnte. Begierig ergriff er die Gelegenheit und begab sich in Gesellschaft der ersten Handelskaravane nach Bihé. Hier wurde er sowol von seiten des Fürsten Kavava-Kayangula als des Volks gastfreundschaftlich empfangen, und da er den Entschluß äußerte, sich im Lande anzusiedeln, wurde ihm gestattet nach Belieben eine Gegend zu wählen, wo er sein „Libata" erbauen wolle. Er schlug seinen Sitz am Vatararabache, einem Zufluß des Kuitu, in einer reizenden Gegend auf. Bald wurde er der Schwiegersohn des Landesfürsten, indem er, halb gezwungen halb freiwillig, die Tochter desselben, Ina-Kullu-Ozoro, d. h. die Prinzessin Ozoro, heirathete.

„Meine Aufgabe, die Bereisung Südafrikas", schreibt Magyar, „durfte ich nur dann hoffen mit Erfolg zu lösen, wenn ich mich zuerst mit der Sprache und den Sitten der Eingeborenen vollständig vertraut gemacht. Hierzu aber konnte ich nirgends eine bessere Gelegenheit finden als unter den von einem aufgeweckten und kaufmännischen Sinn beseelten Bihéern." Er hatte Benguela am 15. Jan. 1849 verlassen, war am 18. Febr. in Bihé angekommen und feierte seine Hochzeit am 29. Mai. Von Bihé aus machte er Ausflüge in die angrenzenden Länder; am 20. Febr. 1850 verließ er Bihé, um eine weitere Reise ins Innere anzutreten. Er reiste nun theils in Gesellschaft der Handelskaravanen, theils in Begleitung von seinen Sklaven und Elefantenjägern, und war während der darauffolgenden sieben bis acht Jahre fortwährend auf Reisen. Die von ihm bereisten Länder erstrecken sich nach seiner Angabe zwischen 3 und 20° südl. Br. und zwischen 12 und 27° östl. L. (von Greenwich). Mit den portugiesischen Behörden in Mossamedes, Benguela und Loanda stand er fortwährend in schriftlichem Verkehr und sendete zuweilen auch Briefe und Berichte über seine Reisen in die Heimat. Doch hatte er keine Verbindungen mit

den wissenschaftlichen Männern und Instituten seines Vaterlandes, auch mangelte es ihm an Bekanntschaft mit wissenschaftlichen und andern Notabilitäten in Europa und Amerika. Auch sein Vater erhielt oft jahrelang keine Nachrichten von ihm. Das erste Schreiben, welches dieser aus Südafrika erhielt, ist vom 1. Juli 1849 datirt. Ein Schreiben vom vorhergehenden Jahre, welchem ein Brief über die Beschiffung des Kongoflusses beigelegt war, ist nicht angekommen. Das zweite Schreiben, welches Magyar's Vater erhielt, ist aus Sah-Quilem im Lande der Balunda vom 20. April 1851 datirt. In diesem Schreiben theilte Magyar einen Abriß seiner Lebensschicksale mit und stattete einen kurzen Bericht über seine bisherigen Reisen ab. Diese Briefe erschienen nebst dem Reisebericht im Jahre 1852 in dem ungarischen Journal „Pesti Hirlap", Nr. 753 fg. Hr. Rónay in London übersetzte den Bericht ins Englische, und zwar in abgekürzter Form und mit den Druckfehlern, welche im ungarischen Texte stehen geblieben waren. So erschien der Bericht im Journal der londoner Geographischen Gesellschaft mit einem Commentar von W. D. Cooley.

Magyar hatte in seinem Schreiben vom 20. April 1851 sich anheischig gemacht, ethnographische und naturhistorische Gegenstände zu sammeln und dieselben mittels eines lissaboner Handelshauses nach Pesth für das Nationalmuseum zu senden, wenn man dem lissaboner Handelshause eine gewisse Summe zur Deckung der Speditionskosten anweisen wollte; darum forderte er seinen Vater auf, sich an die Direction des Nationalmuseums oder an einzelne Patrioten zu wenden, damit die erforderliche Summe abgesendet werde. Der Vater ließ die Briefe veröffentlichen und empfahl seinen Sohn bei Gelegenheit der kaiserlichen Rundreise in Szegedin auch der allerhöchsten Aufmerksamkeit des Kaisers. Aber die Direction des Museums konnte unter den damaligen Verhältnissen über keinen Heller disponiren; über das Land war noch infolge der kurz vorhergegangenen Katastrophe eine gewisse Erstarrung ausgebreitet, und die damaligen Regierungsorgane hatten natürlich mit der Unterstützung eines ungarischen Reisenden oder mit der Beförderung seiner Sammlungen nichts zu schaffen. Magyar blieb also ohne jegliche Unterstützung oder Aufmunterung sich selbst überlassen. Sein Vater konnte ihm nichts Erfreuliches schreiben, ja er mußte ihn davon benachrichtigen, daß man seinen Reisebericht mit Mistrauen aufgenommen habe und sogar die Wirklichkeit seiner Existenz bezweifelte. Hierauf antwortete er in einem Schreiben vom 25. Dec. 1853 aus Entata im Ohilalande. „Da man in Europa", so schreibt er, „die Wirklichkeit meiner Existenz und meines Unternehmens bezweifelt hat, so sende ich ein portugiesisches Document und füge hinzu, daß die, welche dennoch an meiner Existenz zweifeln, über mich in Lissabon beim Ministerium des Seewesens noch weitere Aufschlüsse erhalten können." Das dem Briefe beigelegte portugiesische Document war ein vom Generalsecretär Carlos Bossolo de Souza vom 28. Juni 1853 an ihn gerichtetes Schreiben, in welchem derselbe ihm die Anzeige macht, daß der Generalgouverneur von Angola es mit Wohlgefallen sehen würde, wenn er seine Reisen unter den vorgeschriebenen Bedingungen in portugiesischer Sprache beschreiben und der portugiesischen Regierung das Werk zur Verfügung stellen möchte. Außerdem sendete Magyar einen längern Bericht ein über seine Reisen in Kamba und Oukanyama. Dieser Bericht und die Briefe vom 25. Dec. 1853 wurden in dem ungarischen Journal „Pesti Napló" von 1854 veröffentlicht. Aber auch diese Nachrichten geriethen bald in Vergessenheit.

Im Jahre 1855 begann ich (der Verfasser dieses) meine besondere Aufmerksamkeit den Erforschungen in Afrika zuzuwenden. Da wollte ich auch einiges über Magyar erfahren und schrieb seinem Vater. Dieser antwortete mir, daß er seit zwei Jahren keine Nachricht von ihm erhalten, auch nicht wisse, wo er sich gegenwärtig aufhalte und welches seine weitern Absichten seien. Ich wendete mich nun an Dr. A. Petermann, um zu erfahren, ob von Magyar nicht neuere Berichte in Deutschland oder England eingelaufen seien. Dr. Petermann antwortete mir, daß man in England und Deutschland blos seinen ersten Bericht kenne und sonst keine Nachricht von ihm erhalten habe. Ich übersetzte nun die Briefe vom 25. Dec. 1853 und den Reisebericht über Kamba und Oukanyama für Dr. Petermann, welcher sie in seinen geographischen „Mittheilungen" (1857, S. 181 fg.) veröffentlichte. Zugleich forderte ich die Ungarische Akademie auf, damit sie sich auf amtlichem Wege an die portugiesische Regierung wende, um über das Schicksal Magyar's und seine Reisebeschreibungen Aufschluß zu erhalten. Die Akademie leitete sogleich die nöthigen Schritte ein und erhielt im März 1857 von der portugiesischen Regierung die Mittheilung, daß Magyar noch am Leben sei und sich in Bihé befinde. Das amtliche Schreiben der portugiesischen Regierung bestätigte die Verdienste, die sich Magyar durch seine mannichfaltigen Reisen in Afrika erworben hatte, machte jedoch die Bemerkung, es habe den Anschein, daß er sich

nebenbei mit dem Sklavenhandel beschäftige. Noch vor dem Eintreffen dieses amtlichen Schreibens kamen unvermuthet Briefe von Magyar selbst an, welchen der Bericht über seine Reise nach dem Kongestrom beigeschlossen war, den er nun zum zweiten mal eingesendet hatte. Er hatte von seinem Vater vernommen, daß ich mich für seine Reisen besonders interessire, darum richtete er auch an mich einen vom 20. Aug. 1856 datirten Brief, in welchem er unter anderm schreibt: „Im verflossenen Monat erhielt ich aus meiner Heimat ein Schreiben, aus welchem ich erfuhr, daß Sie sich vor der Ungarischen Akademie über meine geringe Person und mangelhaften Reiseberichte in sehr wohlwollenden und mich ehrenden Ausdrücken ausgesprochen haben, und daß Sie mich auffordern, meine Reisen in Ungarischer Sprache zu beschreiben, indem Sie dafür sorgen wollen, daß das Werk honorirt und veröffentlicht werde. Für diese unverdiente Begünstigung sende ich Ihnen hiermit meinen herzlichsten Dank. Jetzt werde ich mit edler Begeisterung das Werk in Angriff nehmen und alles aufbieten, daß ich, trotz meiner geringen Kenntnisse, einigermaßen den Erwartungen entsprechen möge. Ich werde mich glücklich schätzen, auf alle Fragen, die etwa die Akademie in Bezug auf Afrika an mich richten sollte, zu antworten. Mein Vater schrieb mir auch, daß Sie den Wunsch hegen, daß ich meine Reisen mit den Erforschungen des englischen Reisenden David Livingstone in Verbindung zu bringen trachten solle. Ich selbst wünschte dies, und indem ich eine Zusammenkunft mit dem erwähnten Reisenden herbeiführen wollte, machte ich einen Ausflug von mehreren Tagereisen nach dem Lande Jsenzse (gleich Jenje, das «j» mit französischer Aussprache); doch als ich nach Sikeretu kam, da war Livingstone schon abgereist und ich fand ihn nicht mehr. Bisher konnte ich mir keine nähere Kunde über die Richtung seiner Reise in Innerafrika verschaffen."

Von dieser Zeit an wurde Magyar nicht nur in Ungarn, sondern auch im Auslande häufiger und zuweilen mit Auszeichnung genannt. Dennoch waren die Urtheile über den geographischen Werth seiner Berichte noch sehr getheilt; ja manche bezweifelten auch jetzt noch die Wirklichkeit seiner Existenz. Da erschienen von Magyar einige Reiseberichte und ein auf ihn bezüglicher Bericht des Colonialraths an den König-Regenten von Portugal in dem officiellen „Boletim e Annães do Conselho Ultramarino", und nun mußten sich wenigstens die Zweifel an seiner Existenz legen.*) Die Ungarische Akademie hatte mir den Auftrag ertheilt, seine bisher erschie-

---

*) In Nr. 14 (Juli 1856) der zu Lissabon erscheinenden officiellen Zeitschrift „Boletim e Annães do Conselho Ultramarino" ist ein Bericht des Colonialraths an den König-Regenten von Portugal vom 24. Jan. 1854 veröffentlicht, worin gesagt wird, daß sich Ladislaus Magyar erboten habe, der portugiesischen Regierung 1) einen ausführlichen Bericht über zwei von ihm im Innern Afrikas gemachte Reisen einzureichen; 2) eine neue topographische Karte des westlichen Theils dieses Continents, worin die in frühern Karten enthaltenen Fehler verbessert sein würden, anzufertigen; 3) den besten Weg anzubahnen, den Reisende zu Lande von den portugiesischen Besitzungen in Westafrika nach den gegenüberliegenden ostafrikanischen zu verfolgen hätten. Als Entschädigung für seine Dienste verlangte der Antragsteller die Ertheilung eines höhern Beamtenpostens mit der dazugehörenden Besoldung auf Lebenszeit, den Druck und die Lithographirung seiner Werke auf Kosten der Regierung, endlich auch den Erlös aus dem Verkaufe des Werks. Der Colonialrath ging wegen der Wichtigkeit solcher Arbeiten nicht allein für den portugiesischen Handel, sondern auch für die Wissenschaften im allgemeinen auf die Anerbietungen ein. In seinem Bericht an den König-Regenten erachtete er es für dringend nothwendig, daß eine Karte der Provinz Angola und der zugehörigen Landschaften aufgenommen werde und die Fehler der ältern darin verbessert würden; ferner daß die neue Karte gewisse wichtige Punkte verzeichnete, die auf keiner der vorhandenen vorkämen. Dies zu erreichen schlug das Conseil dem König-Regenten vor, zu genehmigen, daß der Antragsteller contractlich befehligt werde: 1) eine Karte des Generalgouvernements Angola und der Gebiete anzufertigen, welche Portugal in seinem Vertrage mit Großbritannien vom 28. Juli 1817 sich vorbehalten hat, dann auch von denjenigen Vasallenländern, die sich vom Meere an bis zum Ufer des Guango, eines noch wenig bekannten Flusses im Innern von Angola, erstrecken; 2) daß die Karte die Gebirge und deren Richtungen, den Lauf der Flüsse, die Völkerschaften, die Begrenzungen der gegenwärtigen Civil- und Militärdistricte der Provinz sowie die zum portugiesischen Gebiete zwar gehörigen, aber nicht von portugiesischen Beamten verwalteten Landstriche, und was sich sonst auf guten Karten zu finden pflegt, enthalte; 3) daß Loanda den Ausgangspunkt der Arbeiten abgebe; 4) daß der Antragsteller vierteljährig einen Bericht über den Fortgang seiner Arbeiten an den Generalgouverneur von Angola einsende, wobei ihm besonders empfohlen werde, die mögliche Schiffbarkeit in den verschiedenen Jahreszeiten, die Richtung der Flüsse und alle den Handel etwa erleichternden Umstände genau anzugeben; 5) daß der Reisende innerhalb einer gebührlichen Zeit dem Gouvernement Bericht über seine Arbeiten einsende, damit derselbe veröffentlicht werden könnte; 6) endlich daß der Reisende die Karte der Districtshauptorte, der Militäretablissements (Presidios), der Vereinigungsquellen der großen Flüsse, der wichtigsten Gebirge u. s. w. astronomisch bestimme. Für solche Arbeiten möge ihm dann das Gouvernement die Stellung eines Majors und einen Gehalt für die ganze Zeit, wo er mit seinen Arbeiten beschäftigt wäre, nach Maßgabe seiner letzten Übereinkunft mit dem General-

nenen, zerstreuten Briefe und Berichte zu sammeln und auf Kosten der Akademie drucken zu lassen. Diese Schriften erschienen unter dem Titel: „Magyar László délafrikai levelei és napló-kivonatai. Kiadta Hunfalvy János, a magyar akademia költségén; Pesth 1857 („Ladislaus Magyar's Briefe aus Südafrika und Bruchstücke seines Tagebuchs").

Magyar hatte mir und seinem Vater in den vom 20. Aug. 1856 datirten Briefen geschrieben, daß er wegen der Herausgabe seines Reisewerks mit den portugiesischen Behörden in Afrika in Unterhandlung stehe und daß man ihm sehr annehmbare Bedingungen biete, wenn er das Werk in portugiesischer Sprache verfassen wolle. Wir konnten ihm weder von der Akademie noch von der Regierung aus irgendwelche glänzende Versprechungen für sein Werk machen, deshalb gaben wir ihm in unserm Antwortschreiben den Rath, die Bedingungen der portugiesischen Regierung anzunehmen, jedoch dafür zu sorgen, daß wir rechtzeitig ein Exemplar des Werks bekämen, um es dann auch ins Ungarische übersetzen zu können. Diesmal sendete ich ihm auch die ersten zwei Jahrgänge von Dr. A. Petermann's „Mittheilungen" nebst einigen andern Büchern, und ließ die Kiste über Hamburg nach Benguela spediren.

Bald darauf erhielt die Akademie ein Packet Schriften, welches die portugiesische Regierung auf amtlichem Wege eingesendet hatte. Dieses Packet enthielt den ersten Band von Magyar's Reisewerk nebst Briefen an mich und den Vater. Der an mich adressirte Brief ist vom 20. Febr. 1857 aus Bihé datirt. Darin schreibt Magyar Folgendes: „Wie es scheint, waren die Bestrebungen, die unbekannten Wildnisse Afrikas zu erforschen, niemals von einem größern Erfolg gekrönt als in den letztverflossenen Jahren. Mehrere verdienstvolle Männer haben sich dem großen Werke gewidmet, und es gelang ihnen infolge ihrer weiten Reisen, den dunkeln Schleier, welcher seit so langer Zeit das Innere des Continents bedeckte, theilweise zu lüften und die Wißbegierde der gebildeten Zeitgenossen zu befriedigen. Unter diesen verdienstvollen Erforschern werden mit Recht hervorgehoben: der gelehrte Engländer Dr. David Livingstone, der ausdauernde Deutsche Dr. Barth, dann der tiefsinnige Portugiese Antonio Candido Pedroso Gamitto, Sir Francis Galton und andere, die mit gründlichen Kenntnissen ausgerüstet durch ihre Unternehmungen den Gesichtskreis der geographischen Welt in so bedeutender Weise erweiterten. Ich bin weit entfernt zu glauben, daß aus meinen Reiseunternehmungen ebenso bedeutende Erfolge hervorgehen werden; dazu fehlen mir die nöthigen Talente und Mittel; doch gebricht es mir nicht an guten Vorsätzen, in die Fußtapfen jener Männer zu treten und meinem Vaterlande sowie überhaupt der Wissenschaft, insofern es meine geringen Kenntnisse gestatten, nützlich zu werden. Darum wage ich es, meine Erfahrungen und Beobachtungen, welche ich auf meinen nun schon seit neun Jahren fast ununterbrochen fortgesetzten Wanderungen in Innerafrika gesammelt habe, in ungarischer Sprache zusammenzustellen und meinen Landsleuten zu übergeben. Ich habe mein Werk in drei Theile abgetheilt; der erste Theil enthält mein Reisetagebuch über die Reise von Benguela nach Bihé und die physische, politische und statistische Beschreibung der verschiedenen Kimbundaländer, welche zwischen 8 und 15° südl. Br. und zwischen 14 und 19° östl. L. (von Greenwich) liegen. Der zweite Theil schildert die verschiedenen Mun-ganguellaländer, welche zwischen 3 und 11° südl. Br. und zwischen 19 und 27° östl. L. sich erstrecken. Der dritte Theil wird endlich die Nachrichten über die verschiedenen Mombuellaländer und Wüsten enthalten, welche innerhalb der erwähnten Längengrade bis zu 20° südl. Br. hinabreichen. Ich habe für jeden Theil eine die in demselben beschriebenen Länder darstellende Karte und außerdem eine allgemeine Karte gezeichnet, welche von den bisherigen Karten sehr abweichen und auch viel mehr Detail enthalten; denn ich habe mich augenscheinlich überzeugt, daß in den bisherigen Karten viele Länder ganz fehlen, andere Länder aber unrichtig aufgenommen sind. Auch habe ich viele noch ganz unbekannte Flüsse erforscht.

„Den ersten Theil meines Werks übersende ich hiermit durch die portugiesische Regierung meinem Vater; die übrigen zwei Theile beabsichtige ich im künftigen Jahre selbst mitzubringen,

---

gouverneur von Angola bewilligen; nach Beendigung der kartographischen Arbeiten und nach Einreichung der schriftlichen Berichte, die vom Conseil zu prüfen wären, möge das Gouvernement dem Verfasser noch den Rang eines Oberstlieutenants bewilligen. Endlich trug das Conseil noch darauf an, daß Magyar's Arbeiten wie die Reise des Majors Gamitto von Tete nach Lunda auf Kosten der Regierung herausgegeben würden, daß dem Gouvernement ein Drittel, dem Verfasser zwei Drittel der Auflage als Eigenthum verblieben. Vor Abschluß des Contracts sollte jedoch der Gouverneur von Benguela oder der von Mossamedes sich überzeugen, ob der Antragsteller auch im Stande sein werde, geographische Ortsbestimmungen zu messen. Alle diese Vorschläge wurden vom König-Regenten am 20. April 1854 genehmigt.

da ich meine Heimat nach funfzehnjähriger Abwesenheit zu besuchen gedenke. Ich weiß es, daß meinem Werke die systematische wissenschaftliche Form abgeht, auch daß der Stil desselben einer bedeutenden Correctur bedarf, da ich infolge einer langen Abwesenheit die Muttersprache beinahe schon vergessen habe. Ich bitte Sie also, das Manuscript gefälligst durchzulesen und von den stilistischen Fehlern zu befreien. Indem ich Ihnen schließlich für die mir erwiesene Theilnahme meinen innigsten Dank sage, mache ich Ihnen die Anzeige, daß ich meinen Vater gebeten habe, die nöthigen Vorkehrungen zur Publication des Werks zu treffen; sollte aber mein Vater aus welch immer einer Rücksicht sich damit nicht befassen wollen, so bevollmächtige ich Sie mit der Herausgabe meines Werks, und sollten auch Sie die Sache ablehnen, so möge die Ungarische Akademie darüber nach Gutdünken verfügen."

In den das Manuscript begleitenden Schreiben an seinen Vater und an mich gibt Magyar gar keinen Aufschluß darüber, warum er die Unterhandlungen mit den portugiesischen Behörden abgebrochen und warum der Contract in Betreff der Herausgabe seines Reisewerks in portugiesischer Sprache nicht zu Stande kam. Auch die portugiesische Regierung erwähnt in ihrem dem Manuscript beigelegten officiellen Schreiben nichts von den mit Magyar eingeleiteten Unterhandlungen oder von einem mit ihm abgeschlossenen Contract, sondern erbat sich blos die Zusendung eines Exemplars für den Fall, wenn die Ungarische Akademie das Werk herausgeben sollte.

Die Ungarische Akademie faßte den Beschluß, den eingehenden ersten Theil des Reisewerks sofort auf ihre Kosten publiciren zu lassen, und betraute mich mit der Durchsicht des Manuscripts. Da jedoch Hr. Emrich Magyar vor einigen Monaten seinem Sohne geschrieben hatte, die von den portugiesischen Behörden ihm für das Werk angebotenen Bedingungen anzunehmen, das Manuscript aber in der Zwischenzeit einlangte, wo der Reisende den Brief seines Vaters noch nicht erhalten haben konnte, so protestirte er, auch infolge des Schreibens von seinem Sohne, wonach er vor allen berechtigt war über das Manuscript zu verfügen, gegen die Veröffentlichung desselben vor dem Einlangen eines neuen Schreibens vom Reisenden. Nachdem nun bis zum letzten März 1859, als dem von Hrn. Emrich Magyar festgesetzten Termin, kein Brief aus Afrika einlangte, und Hr. Emrich Magyar nun vermuthen mußte, daß die Unterhandlungen seines Sohnes mit den portugiesischen Behörden zu keinem Resultate geführt, so gab er die Einwilligung zur Herausgabe des ungarischen Textes. Das Werk wurde demnach gedruckt und erschien unter dem Titel: „Magyar László délafrika utazásai etc." (Pesth 1859), bald darauf auch in einer von mir besorgten deutschen Übersetzung: „Ladislaus Magyar's Reisen in Südafrika in den Jahren 1849—57" (Bd. 1, Pesth 1850). Die deutsche Übersetzung wurde dem Koryphäen der geographischen Wissenschaft, Dr. Karl Ritter, gewidmet. Dieser nahm nicht nur die Widmung an, sondern sprach sich in seinem Antwortschreiben auch sehr anerkennend für unsern Reisenden aus und fügte noch folgende Worte bei: „Ich beglückwünsche die Ungarische Akademie, daß sie sich durch die Unterstützung ihrer Landsleute an der großen Arbeit des Jahrhunderts, der Entschleierung des afrikanischen Continents, betheiligt hat."

Die Ungarische Akademie hatte unterdessen den Reisenden zum correspondirenden Mitglied erwählt; mit dem Diplom zugleich wurde ihm der erste Band seines Werks gesendet, damit er je eher auch das Manuscript der übrigen zwei Bände der Akademie übermittele, falls er seine Heimreise noch nicht antreten könnte. Außerdem schrieb ich ihm auch mit der Post. Nach langem Warten erhielt ich ein Schreiben mit dem Poststempel „Correio central de Loanda" und dem Datum „Lucira am Cap Santa-Martha, 20. Febr. 1859". Folgendes ist der Inhalt dieses Schreibens: „Ich habe Ihren Brief vom Februar des Jahres 1857 im October des verflossenen Jahres erhalten und Ihnen sogleich geantwortet. Zugleich sendete ich Ihnen einen kurzen Bericht über die Länder, welche sich zwischen den Flüssen Kubango und Kunéne erstrecken. Ferner habe ich auch einen Reisebericht über die Länder Moluva, Moropu und Lobal für Dr. Petermann beigeschlossen. Ich habe diese Schriften auf dem Wege der österreichischen Gesandtschaft in Lissabon und unter der Adresse meines Vaters abgesendet. Da jedoch das Eintreffen meiner Sendungen aus Afrika nicht nur sich oft sehr verspätet, sondern auch ganz ungewiß ist, so benachrichtige ich Sie hiermit über die abgesendeten Schriften und bitte mir gleich zu antworten, sobald Sie dieselben erhalten. Ich habe schon seit geraumer Zeit viel Briefe nach Europa gesendet, vor beiläufig anderthalb Jahren habe ich auch den ersten Band meines Reisewerks der portugiesischen Regierung zur Weiterbeförderung übermittelt, doch auf alle diese Briefe habe ich noch immer keine Antwort erhalten und weiß auch nicht, was mit meinem Manuscript geschehen ist. Ich

möchte Ihnen gern öfters schreiben, wenn ich nur wüßte, auf welchem Wege ich meine Briefe in die Heimat senden sollte, damit sie schneller und sicherer ankämen."

Einige Wochen nach Empfang dieses Schreibens kamen die in demselben erwähnten Briefe und Berichte an, welche folgendes Datum führen: „Lucira, 16. Nov. 1858." In dem an mich gerichteten Briefe schreibt Magyar unter anderm, daß er vor einiger Zeit mit seinem Sohne von der bihéischen Prinzessin, welcher früher den Namen Sah-Quilembe-Gonga führte, bei der Taufe aber den Namen Arthur erhielt, und einem Theil seiner Sklaven Bihé verlassen und sich nach Benguela begeben habe, von wo er dann die Küste entlang nach Mossamedes gereist sei, wo er seinen Sohn in eine Schulanstalt gegeben. Hierauf habe er sich selbst mit den mitgebrachten Sklaven am Fuße des Cap Santa-Martha auf der wüsten Ebene Lucira angesiedelt, in der Nähe von drei unbewohnten Buchten. Daselbst sammeln seine Sklaven die Orseille, womit er einen Handel treibt, der ihm so viel Gewinn abwirft, daß er ein unabhängiges Leben führen kann. Jeden Monat kommt ein kleines offenes Fahrzeug von fünf bis sechs Tonnen und vermittelt den Verkehr zwischen Mossamedes und Benguela. Diese Fahrzeuge bringen ihm die für seinen aus 60 Seelen bestehenden Haushalt nothwendigen Lebensmittel und andere Artikel. Die Veranlassung zur Ansiedelung am Gestade war zum Theil der Wunsch, eine lebhaftere und regelmäßigere Correspondenz mit Europa führen zu können. Ferner schreibt er: „Sie schreiben mir, daß ich für meine Arbeit keinen besondern Lohn zu erwarten habe. Hierauf muß ich Ihnen erwidern, daß ich mir auch keinen versprochen habe; ja, ich sehe es jetzt ein, daß es von mir eine Vermessenheit war, indem ich ein Unternehmen ergriff, welches meine geistigen Kräfte weit übersteigt; indem ich glaubte, man könne fast mit derselben Leichtigkeit vor der gebildeten Welt auftreten, mit welcher man hier unter den Wilden conversiren kann. Seitdem ich die ausgezeichneten Arbeiten in Dr. Petermann's «Mittheilungen» gelesen habe, verschwanden plötzlich meine selbstschmeichlerischen Phantasien wie die Bilder eines Morgentraums, und nichts blieb mir übrig als das Gefühl meiner geistigen Schwäche; erst jetzt empfand ich es, daß in meine Hand der Elefanten tödtende Speer besser paßt als die Feder eines Reisebeschreibers. Aber wie hätten auch die zarten Musen mir treu bleiben und meine Schritte begleiten können, da ich seit 13 Jahren von der gebildeten Welt gänzlich getrennt bin und nur mit Wilden verkehre? Ja, längst hatten sie mich verlassen, und nur ich hatte es nicht gemerkt."

Dann erwähnte er, daß er im vorigen Jahre das Manuscript zum ersten Bande seines projectirten Reisewerks dem Generalgouverneur der portugiesischen Colonien, Jozé Rodriguez Coelho do Amarat, zur Weiterbeförderung übersendet habe, von welchem er auch ein Empfangsschreiben erhielt; daß er aber noch immer nicht wisse, ob das Manuscript angekommen und was damit geschehen sei. Ich solle ihm demnach Auskunft darüber geben, und falls es aus welch immer Ursache nicht publicirt worden wäre, so wolle er die folgenden zwei Bände, welche er bereits vollendet hätte, nicht einsenden, sondern blos den Hauptinhalt derselben auszugsweise dem Hrn. Dr. Petermann für seine „Mittheilungen" übermitteln. Da er aus diesen „Mittheilungen" erfahren, daß die Berichte des Dr. Livingstone über die Länder Moluva und Lobal manche Irrthümer enthalten, so übersende er gegenwärtig einen Auszug aus dem zweiten Bande, welcher seine Beobachtungen in Bezug auf diese Länder enthalte. Schließlich theilte mir Magyar einige Nachrichten über die großen Seen Südafrikas und über die am Kubango und Kunene gelegenen Länder mit. Diese Nachrichten erschienen in Dr. Petermann's „Mittheilungen" (1860, S. 114 und 227 fg.).

Diese letzten Schreiben Magyar's wurden von mir natürlich gleich beantwortet, und zwar schickte ich ihm einen Brief auf der Post und einige Wochen später ein Packet Bücher über Hamburg. Doch bis zum heutigen Tage erhielten weder die Akademie, noch sein Vater, noch ich eine neuere Nachricht, und wir erwarten noch immer die Ankunft der fehlenden zwei Bände des Reisewerks. Ende Juli 1861 hat sich die Ungarische Akademie wieder an die Regierung gewendet, um durch die portugiesische Regierung Kunde vom verschollenen Reisenden und zugleich das vollständige Manuscript seines Werks zu erhalten. Wir hoffen und wünschen sowol im Interesse des wackern und bescheidenen Reisenden als auch im Interesse der Wissenschaft, daß wir endlich in den Besitz des ganzen Werks kommen werden. Erst dann werden wir im Stande sein, über den Werth der Reisen eines sich selbst überlassenen, von der wissenschaftlichen Welt abgeschiedenen Mannes ein competentes Urtheil zu fällen.

Der erste Reisebericht aus dem Jahre 1848 schildert die Reise auf dem Kongostrom von der Mündung bis zu den Katarakten von Faro-Songo. Ladislaus Magyar machte diese Reise von Ambriz aus auf einer mit sechs Negermatrosen bemannten Barke. Er konnte seine Begleiter

durchaus nicht bewegen, die Reise weiter fortzusetzen, und mußte bei den Katarakten umkehren. Er schildert in kurzen Umrissen die Uferlandschaften, die daselbst wohnenden Völkerschaften und die am Punta da Lenha sowie in Boma befindlichen Factoreien der Sklavenhändler. Diese Factoreien liegen am nördlichen Ufer des Stroms. Der Auswurf der europäischen und europäisch-amerikanischen Menschheit hält sich daselbst auf, und nach Magyar's Angaben werden noch immer jährlich gegen 20000 Sklaven nach Amerika ausgeführt, woraus erhellt, daß die englischen Kreuzer, trotz ihrer Wachsamkeit, diesen schändlichen Handel mit wenig Erfolg verhindern. Der untere Kongo oder eigentlich Kuango ist durch Tuckey's Expedition von 1816 bekannt geworden, und da Tuckey weiter aufwärts kam als Magyar, so hat dessen Bericht keine besondere Wichtigkeit. Über den Ursprung und Lauf des Zaire oder Kuango berichtet Magyar, daß derselbe im Innern Afrikas auf dem Hochplateau von Moluva unter 5 und 6° südl. Br. und 25 und 26° östl. L. von Greenwich in der Landschaft Lu-bá in einem Sumpfe Inha-nha entspringe, sich mit den vielen Bächen der Gegend vereinige, dann als schmaler, aber tiefer Fluß in einer ebenen, waldigen Gegend westwärts, weiterhin etwas nordwestlich abbiegend fließe und die Sindeländer vom Lande der Kassandschi-Schaga trenne; weiterhin durchströmt er das Gebiet der wilden Völker von Schinga und Holo-ho, vereinigt sich mit dem von Süden kommenden mächtigen Fluß Koutilek-fouti, dann strömt er durch die Länder von mehreren noch unbekannten Völkern, vereinigt sich mit dem von Nordosten kommenden Ba-karafluß, trennt das Land der Monscholos von dem Gebiete der Kongos, durchbricht den Faro-Songo-Zweig der En-gandagebirge in mehreren Katarakten und ergießt sich endlich in das Flachland des Gestades, wo er ein großes Delta bildet. Für große Schiffe ist er blos auf einer Strecke von 20 geographischen Meilen von der Mündung aufwärts schiffbar, obgleich seine ganze Länge gegen 500 Meilen beträgt.

Vom Kongostrome begab sich Magyar, wie wir gesehen haben, nach Benguela und dann nach Bihé, wo er seinen Sitz aufschlug. Er machte nun Bihé zum Ausgangspunkt seiner weitern Reisen und Forschungen. In dem ersten Bande seines ausführlichen Reisewerks schildert er seinen Aufenthalt in Benguela, seine Reise nach Bihé, seine Vorkehrungen zur Ansiedelung daselbst und die Länder, welche einerseits vom Meere und an zwei, nämlich an der nördlichen und südlichen Seite vom Kuanzafluß begrenzt werden. Diese Länder erstrecken sich zwischen 9 und 14½° südl. Br. und zwischen 13 und 18° östl. L. von Greenwich. Auf diesem Gebiete befinden sich verschiedene portugiesische Ansiedelungen, Factoreien und Militäretablissements, welche unter dem Gouvernement von Benguela stehen. Wir besaßen demnach schon mancherlei Berichte über diese Länder, und namentlich Tams' Reisebericht enthält einige recht gute Angaben über Benguela und die nächste Umgebung. Aber Tams berührte blos die Küsten und hielt sich nur eine kurze Zeit in Benguela auf. Magyar dagegen lebt seit einer Reihe von Jahren im Lande, hat sich mit der Sprache und mit den Sitten der Eingeborenen vollkommen vertraut gemacht, indem er sich unter ihnen einbürgerte, ja sogar mit ihnen in eine Blutsverwandtschaft trat. Was dem flüchtigen Reisenden stets verborgen bleibt, das konnte Magyar jahrelang beobachten. Seine Schilderungen müssen daher das höchste Interesse erregen, um so mehr, je schlichter und ausführlicher sie sind.

Das Werk ist in zehn Hauptstücke abgetheilt. Im ersten Hauptstück werden die Stadt und Umgebung von Benguela, die daselbst wohnenden Mundombe, ferner die Zusammensetzung der Bihé-Benguelaer Handelskaravane und die Vorbereitungen zur Weiterreise geschildert. Die folgenden vier Hauptstücke enthalten das ausführliche Tagebuch über die Reise nach Bihé nebst Beschreibungen der durchreisten Länder. Die Richtung des Wegs von Benguela aus, welches nach Magyar unter 12° 36′ südl. Br. und 13° 22′ östl. L. liegt, war anfangs eine nordöstliche, um den Katumbélafluß zu erreichen. Zuerst wurde der im Norden von Benguela vorbeifließende Kavako übersetzt, dann ging es durch die öde Sandfläche des Gestades mit niedrigen Dorngebüschen und spärlichem Graswuchse, weiterhin kündigte ein reicherer und frischerer Pflanzenwuchs die Nähe des Katumbélaflusses an. Die Karavane begann ihren Übergang über den Fluß am 16. Jan. und erst am 17. mittags war sie hinüber. Nachmittags begann der Marsch über den ebenen dürren Landstrich Makango, die Nacht hindurch wurde er durch felsig-bergiges, unfruchtbares Terrain fortgesetzt, am 18. Jan. mittags der Upa-Katarakt des Katumbélaflusses erreicht. Wer mit den südafrikanischen Handelskaravanen reisen will, muß auch sein eigenes Gesinde (Kikumba), d. h. einige Sklaven zum Bedienen und ein paar freie Männer haben. Namentlich braucht er seinen eigenen Hofmeister (Kissongo) und Dolmetsch (Kálei). Magyar hatte während der nächtlichen Reise seinen Kissongo aus dem Gesichte verloren, und indem er

ihn suchte, konnte er oft die ihm auf seine Fragen ertheilten Antworten nicht verstehen und gebrauchte häufig das portugiesische Fragewort „como“. Dieses erregte eine große Heiterkeit unter den Mitgliedern der Karavane, und endlich nannten sie ihn spottweise „Engauna Como“, d. h. Herrn Como. Die Eingeborenen nannten ihn auch fernerhin so und kannten ihn blos unter diesem Namen. Der 19. Jan. führte aus dem engen Flußthale wieder in bergiges Land, und durch die Erweiterung des Muschitopasses gelangte man am 20. und 21. in üppiges Wald- und Grasland. Am 23. Jan. wurde der zum Kubalefluß strömende Lu-Solbach passirt und ein Besuch dem Häuptling von Kisaudschi abgestattet, dessen Residenz unter 12° 42′ südl. Br. und 14° 46′ östl. L. liegt. Am 24. Jan. erreichte man den Kubalefluß, der bei seiner Mündung Anhamdanda genannt wird, folgte eine Zeit lang dem Laufe desselben und stieg dann die einschließenden Höhen hinan bis zu den felsigen Gipfeln Binga-yam-Bambi (Gasellenhörner). Diese sind etwa 30 Meilen vom Gestade entfernt und erheben sich bis zu 3500 Fuß über den Spiegel des Meeres. Von hier aus nach Osten dehnt sich die erste Hochebene oder Terrasse aus, die ostwärts stufenweise immer höher ansteigt und von Randgebirgen begrenzt wird, welche mit der ersten, der Küste mehr genäherten Gebirgskette in paralleler Richtung von Norden nach Süden streichen; jenseit dieses Gebirges dehnt sich die zweite Terrasse aus, die höher ist als die erste und auf welcher mehrere ins Atlantische Meer mündende Flüsse entspringen. Auf der ersten Hochebene stellen sich die periodischen Regengüsse schon regelmäßig ein, der Erdboden ist daher überall mit grüner Vegetation bedeckt. Am 25. Jan. traten die Binga-yam-Bambigipfel immermehr zurück, und die Karavane kam durch ein coupirtes Terrain in eine sanft gewellte Ebene mit reichem Graswuchs, stieg später wieder in das Thal des Kubale herab, welcher überschritten wurde, um in östlicher Richtung im Gebiete Kiaka zum Kalmandafluß zu gelangen. Auch am 26. und 27. Jan. setzte man den Weg in östlicher Richtung fort; an letzterm Tage stieg man wieder hinan und ging in der Nähe der Ortschaft Kahale (12° 40′ südl. Br. und 15° 42′ östl. L.) vorbei. Am 28. Jan. passirte man die wohlbebaute Nyanyaebene, dann ging man abwechselnd über Flächen und Erhebungen an vielen Dörfern vorbei, die den gemeinschaftlichen Namen Dyindumbu führen. Am 29. Jan. hielt man einen Rasttag; am 30. passirte man die Ortschaften Kimbondo und erreichte das von Nord nach Süd streichende Lingi-Lingigebirge. Der 31. Jan. war wieder Rasttag. Am 1. Febr. erreichte man die Grenze des Hambolandes; der Weg führte ostwärts das Lingi-Lingigebirge hinan, dann über die auf dem Gebirge sich ausbreitende Hochebene Kiabéra. Im Osten erhebt sich das Djambagebirge, dessen Gipfel die Höhe von 5000 Fuß erreichen. Am 2. Febr. ging der Weg langsam wieder abwärts, und zwar in südöstlicher Richtung neben der Ortschaft Kandála vorbei. Am 3. Febr. erreichte man die Ortschaft Schakambéra, am 4. die Ortschaft Kolongo. Am 5. und 6. Febr. waren Rasttage. Am 7. gelangte man zum Keve- oder Kuvofluß und überschritt denselben am 8. Febr. Den folgenden Tag begann der Übergang über das Djambagebirge, dessen Rücken noch an demselben Tage erstiegen wurde. Am 11. Febr. setzte man den Weg auf der andern Seite des Gebirges fort und gelangte längs der Südgrenze des Landes der Bailundo bis zur Grasebene von Dimba. Erst am 14. Febr. reiste man weiter, kam durch weite Ebenen über den dem Kuanza zuströmenden Kutatu-an-Mungoya und erreichte die mit dem gemeinschaftlichen Namen Donde genannten kleinen Ortschaften. Am 15. Febr. schlug man eine nördliche Richtung ein; am 16. ward die ausgedehnte Steppe von Bulumbulu, am 17. die Grenze von Bihé bei Kimbolenge überschritten. Am 18. Febr. wurde Maschischikuitu (11° 30′ südl. Br. und 17° 24′ östl. L.) am gleichnamigen Flusse erreicht, in dessen Nähe Magyar sich sein Libata (Wohnsitz) errichtete. Im ganzen hatte man 21 Stationen und nach Magyar's Schätzung 124 Leguas oder beiläufig 109 geographische Meilen zurückgelegt.

Nachdem Magyar die Erlaubniß sich im Lande anzusiedeln vom Landesfürsten Kayaya-Kayangula erhalten und seine Wohnung errichtet hatte, machte er sich am 4. April, von mehreren seiner Leute begleitet, auf den Weg, um dem Landesfürsten einen Besuch abzustatten. Die Hauptstadt des Landes heißt Kombála-an-Bihé, welche unter 11° 50′ südl. Br. und 17° 45′ östl. L. liegt. Sie ist nach Art der afrikanischen Hauptstädte mit einem Graben (Kompákká) umgeben, hat aber nur schmuzige, enge und unregelmäßige Gassen aufzuweisen, welche von kleinen, mit Stroh gedeckten Häusern gebildet werden. Die aus einem Labyrinth von größern Häusern und kleinern Hütten bestehende fürstliche Residenz ist mit einer starken Palissadenwand befestigt. Magyar erhielt eine feierliche Audienz und hatte auch einige Privatunterredungen mit dem Fürsten, der sogleich eine besondere Vorliebe für den Fremdling zeigte. Er hatte die Absicht, gegen die jenseit des Kuanza wohnenden Ganguella einen Feldzug zu beginnen, und

wollte, daß Magyar ihm in diesem Kriege beistehe. Magyar wollte jedoch jede Fehde mit den Eingeborenen vermeiden, um nicht seine beabsichtigten Reisen zu gefährden. Durch List gelang es ihm, sich dem Wunsche des Fürsten zu entziehen, ohne ihn zu beleidigen. Der Fürst enthob ihn von der Verbindlichkeit des Versprechens am Kriege theilzunehmen und ließ ihm eine seiner Töchter zur Frau anbieten. „Bei uns in Europa", schreibt Magyar, „hält man es für ein großes Glück, wenn jemand durch Heirath mit einem Machthaber in ein verwandtschaftliches Verhältniß tritt... Anders ist es bei den afrikanischen Völkern. Je mächtiger die Anverwandten der Frau sind, desto mehr kostet der Erwerb derselben, denn der für die Braut zu entrichtende Preis wird nach dem Range ihrer Anverwandten bestimmt. Dann ereignet es sich sehr oft, daß eine so vornehme Frau, im Vertrauen auf die Macht ihrer Anverwandten, die hier sonst übliche unterthänige Stellung eines Weibes ganz aus den Augen verliert, ihren Mann als wahre Xantippe quält und im Hause ewigen Hader und Zwietracht stiftet, indem sie die übrigen Weiber des Mannes mit unbeschränkter Gewalt beherrscht. Aber wie sehr begründet auch meine Bedenken gegen die vorgeschlagene Heirath sein mochten, ich konnte mich aus der mir gelegten Schlinge nicht mehr befreien, ohne den Zorn des Fürsten auf mein Haupt heraufzubeschwören. Ich ergab mich also meinem Schicksale und erklärte dem Boten, daß ich als gehorsamer Diener des Fürsten (Soba) seinen Antrag ohne Zaudern annehme, und daß seine Tochter wann immer zu mir kommen und in meinem Hause die Stelle der Herrin einnehmen könne. Infolge dieser Besprechung erschien am 29. Mai 1849 meine Braut in Begleitung zahlreicher Sklaven beiderlei Geschlechts. Nachdem der Kimbunda (Priester und Zauberer) die vielen lächerlichen, ja schamlosen Formalitäten vollzogen hatte, wurde sie mir von ihren zwei Brüdern, bevor ich mit ihr auch nur ein Wort gewechselt hatte, übergeben. Ich nahm sie wie eine unbekannte Waare an. Ina-Kullu-Ozoro, so hieß meine Braut, hatte einen schlanken, hohen und schönen Wuchs und war beiläufig 14 Jahre alt; in ihrem schwarzen Gesichte glänzten zwei große, runde Augen; zwischen ihren dicken aufgeworfenen Lippen zeigten sich schneeweiße, echten indischen Perlen ähnliche Zähne. Sie war mit verschiedenen feinen, hellfarbigen Stoffen bekleidet; das weite wallende Kleid war um ihre schlanke Taille mit einem weißen gefransten Gürtel umschlungen; das Haar in unauflösliche Flechten und Locken gewunden und mit bunten kleinen Glasperlen geschmückt. Von ihrem Halse hing an einer dünnen goldenen Kette ein goldenes Crucifix — denn ihre Mutter war unter den Weißen geboren und aufgewachsen — und der Anblick desselben flößte mir Zutrauen und Hoffnung ein, daß unsere Vereinigung unter dem Schutze des von meiner Braut getragenen christlichen Symbols eine glückliche sein werde." In der That lobte Magyar seine Frau in einem an seinen Vater gerichteten Briefe als ein gutmüthiges, tugendhaftes Weib, mit welchem er vollen Grund hatte zufrieden zu sein. Er betrachtete sie stets als seine gesetzliche Gattin, trotzdem er der afrikanischen Sitte gemäß auch seine Sklavinnen hatte und mit denselben Kinder erzeugte.

In dem siebenten und achten Hauptstück seines Werks schildert Magyar die Abstammung, die politischen und socialen Institutionen, die Sitten und Gebräuche des Kimbundavolks, dessen Zweige die innerhalb der oben angeführten Grenzen gelegenen Länder bewohnen. Das neunte Hauptstück enthält eine specielle Beschreibung derjenigen Kimbundaländer, welche nicht bereits in den vorhergehenden Hauptstücken beschrieben sind.

Das Kimbundavolk ist, nach Magyar, eins der ausgezeichnetsten und mächtigsten Völker in Südafrika, nicht sowol durch seine Zahl und durch die Ausdehnung seiner Länder als vielmehr durch seine geistigen Fähigkeiten. Die Kimbunda sind tapfer und kriegerisch; sie haben in blutigen Schlachten über ihre Nachbarvölker gesiegt, und wenn sie dieselben auch nicht für immer unterwarfen, so beraubten sie dieselben wenigstens und machten sich ihnen als Sieger furchtbar. Andererseits treiben sie einen im Innern weit ausgedehnten Handel, dringen bis zu den entlegensten Völkern vor und kaufen für die von denselben eingetauschten Producte bedeutende Quantitäten von europäischen Waaren. Sie halten ein innerhalb $5^1/_2$ Breitengraden und fünf Längengraden sich ausdehnendes Gebiet besetzt und bilden viele, voneinander unabhängige, kleinere und größere Staaten, unter welchen Bailundo und Bihé die mächtigsten sind. Ihre Voreltern sollen vor etwa 300 Jahren aus dem fernen Nordosten, aus dem Lande der Moropu eingewandert sein. Eine der Abtheilungen, in welche sich das Volk mit der Zeit trennte, zog unter der Anführung ihres Bihé genannten Häuptlings an den Kokémafluß, besiegte die daselbst wohnenden Gauguella und begründete das jetzige Land Bihé. Die Kimbundafürsten führen den Titel Soba oder Soma und ihre Würde ist eine erbliche. Sie herrschen mit despotischer Macht, doch sind sie an gewisse traditionelle Gebräuche und Gesetze gebunden und hängen

auch von den Beschlüssen der Edelleute (Erombe) und Krieger (Mukan Djamba) ab, welche gewisse aristokratische Vorrechte genießen. Die Familienhäupter herrschen in ihrem Hause über die Familienmitglieder mit unumschränkter Gewalt und sind ihrerseits den Gemeindevorstehern (Sekulu) unterworfen. Eine große Rolle spielen die Kimbunda, und zwar als Priester, Ärzte und Richter. Die freien Kimbunda besitzen ihre Sklaven, die für sie arbeiten. Das Schicksal der letztern ist aber bei weitem nicht so hart wie dasjenige der nach Amerika ausgeführten Sklaven. Diese Nachrichten über die Behandlung der Sklaven, ferner über den von den Kimbunda betriebenen Handel, über die Verwaltung und Justizpflege, über die Verbrechen und Strafen u. s. w. sind höchst interessant.

Die von den Kimbunda und Mundombe beherrschten Länder beschreibt Magyar mit ziemlicher Ausführlichkeit und hat sie auch auf seiner Karte mit den wichtigsten Ortschaften und bedeutendsten Gebirgen und Flüssen verzeichnet. Am südlichen Ufer des von Gomba aus in westlicher Richtung dahinströmenden Kuanza liegen die Länder Kissama, Libollo, Hako, Bailundo, welches sich weithin nach Süden erstreckt, Malemba und Massongo; das letztere wird auch an der östlichen Seite vom Kuanza begrenzt. Zwischen Malembo und Massongo ist Andulo eingekeilt, südlich von Massongo und Andulo erstreckt sich Bihé von der Steppe von Bulumbulu östlich bis zum Kuanza und wird vom Kokéma durchströmt. Südöstlich von Bihé liegt Kakingi, welches westlich von Sambos und Galangue begrenzt wird; an der südwestlichen Seite von Hambo liegt Kakonda, welches westlich von Kilengues begrenzt wird. Weiter westlich folgen Mukobale und Mukuando. Zwischen den Flüssen Kimbangulula und Kavako erstreckt sich Mundombe, in welchem Benguela liegt, weiter nördlich liegt am Gestade Sumbe, und noch nördlicher Mupinda, welches von Kissama und Libollo durch den Fluß Longa getrennt wird. An Sumbe und Mupinda grenzt Ambuim oder Ombe, östlich von diesem liegt Kibala, welches östlich von Bailundo begrenzt wird. Endlich sind noch die Länder Selles, Kissandschi, Ganda und Kiaka, welche östlich und nordöstlich von Benguela liegen. Die portugiesischen Etablissements befinden sich größtentheils an der Küste, ferner am nördlichen Ufer des Kuanza; im Innern ist das Präsidium von Kakonda das wichtigste. Die einheimischen Häuptlinge sind so gut wie ganz unabhängig von der portugiesischen Regierung. Außer dem Kuanza, der nach Magyar zwischen 13 und 14° südl. Br. und 18 und 19° östl. L. entspringt, zuerst nordwestlich, dann westlich fließt und 12—13 Meilen südlich von Loanda sich ins Meer ergießt, gibt es folgende größere Flüsse: den Longa, Kuvo, Sumbe, Kikombo, Katumbéla, Kibangulula, die alle westlich ins Meer strömen, ferner den Kutatu-an-Mungoya, der von Süden nach Norden strömt und sich bei Pungo-Andongo mit dem Kuanza vereinigt; ferner den Kubango, welcher in Galangue entspringt und südöstlich fließt, den Kunéue, welcher ebenfalls in Galangue nicht weit von der Quelle des Kubango entspringt und eine südwestliche Richtung einschlägt. Der Kuanza wird bis zu den etwa 40 Meilen von der Mündung entfernten Katarakten schon längst befahren; jenseit der Katarakten ist er auf etwa 200 Meilen stromaufwärts wieder schiffbar. Vom Kuanza aus könnte der Kutatu-an-Mungoya 50 Meilen aufwärts mit flachen Booten befahren werden; auch der Kokéma in Bihé ist schiffbar. Ebenso könnten auch andere Nebenflüsse des Kuanza befahren werden, namentlich der Kunyinga, der Lombe, der Luando, der Kuiva und Kuvo. Im zehnten Hauptstücke seines Werks gibt Magyar einige Notizen über die Kimbundasprache, welche mit dem Otyiherero verwandt ist.

Die Anmerkungen endlich, welche Magyar am Ende der Hauptstücke einschaltet, enthalten unter anderm verschiedene höchst wichtige Nachrichten über die jenseit des Kuanza gelegenen Länder, mit welchen die Kimbunda in Handelsverbindungen stehen. Auch vom Lande der Moluva und mehreren andern Ländern und Völkern Innerafrikas finden wir in den Anmerkungen einzelne zerstreute Notizen. Jedenfalls verdient der erste Band von Ladislaus Magyar's „Reisen" eine besondere Berücksichtigung und steigert unsere Neugierde auf die folgenden zwei Bände in einem hohen Grade.

Am 20. Febr. 1850 verließ Magyar seine neue Heimat und trat seine Reise nach den östlichen Ländern an. Er überschritt den Kokéma und erreichte in östlicher Richtung in sieben Tagen den Kuanza. An dessen Ufer hinziehend, fand er, daß der Fluß bei dem Dorfe Kapeke entspringe. Vom Kuanza bis etwa 300 geographische Meilen östlich von ihm ist der Boden meistens sandig. Nachdem Magyar die Flüsse Vindika, Kuiva, Karima und Kambale überschritten und das Land Bunda im Süden gelassen hatte, gelangte er in die großen Wälder von Kibokoe. Jenseit Kariongo, der letzten Stadt an der Grenze des Bundalandes, kam er zu einer bedeutenden Erhebung des Bodens, wo mehrere große Ströme Centralafrikas entspringen

namentlich der Kassabi, Lunge-Bungo, Luenya, Lumedschi u. s. w. Nach einer Reise von 33 Tagen gelangte er nach Sah-Quilem in Bailundo. Dieser Ort liegt am Ufer des Kassabi, in etwa 4° 41′ südl. Br. und 23° 43′ östl. L. Über diese Reise haben wir nur einen ganz kurzen Bericht erhalten, und dieser ist es, der zuerst veröffentlicht wurde und auch im Journal der londoner Geographischen Gesellschaft erschien. Magyar setzte seine Reise von Sah-Quilem fort und bereiste im Jahre 1850 die Länder Moropu und Lobale. Im folgenden Jahre kehrte er zurück. Im Jahre 1852 bereiste er die Länder Gambos, Hambo und Oukanyama, welche am Kuuéne liegen. Im Jahre 1855 reiste er noch einmal nach Moropu.

Von diesen Reisen haben wir ausführlichere Berichte erhalten nebst einer Karte, welche die zwischen dem Kuanza und Liambaye gelegenen Länder darstellt und welche Magyar namentlich deshalb einsandte, um die fehlerhaften Angaben Dr. Livingstone's zu berichtigen. Die Karte ist nebst dem darauf bezüglichen Bericht in Dr. Petermann's „Mittheilungen" (Heft 4, 1860) erschienen. „Wenn wir das Land Bihé westlich liegen lassen", schreibt Magyar, „und den Kuanza überschreiten, so betreten wir das Land Dyimbandi oder Kim-bandi, welches im Norden von den Mastongoländern, im Osten von den ungeheuern Waldwildnissen Olo-wihenda, im Süden von den Gebieten der Völkerschaften Bango-Akannka-Sambuella, im Westen endlich vom Kuanza begrenzt wird. Die wichtigsten Fähren des Kuanza sind: die zu Kujo und die zu Angoluka oder Anguru. Die Karavanen von Bihé pflegen bei der letztern Fähre über den Fluß zu setzen. Kariongo ist die Residenz des mächtigsten der verschiedenen Häuptlinge (Mna-nangana) im Kimbandilande. Östlich von diesem Lande erstrecken sich die unbewohnten Urwälder Olo-wihenda durch mehrere Grade von Nord nach Süd bis zum Kuandofluß und noch darüber hinaus bis zum Kubango, welcher weiter unten Tiudsche heißt. Die Breite dieses Baummeers wechselt zwischen 6 und 12 Tagereisen, nur die nomadischen Ka-ßekel- oder Mu-kankalahorden sowie einzelne Elefantenjäger und Honigsammler aus Kibokoe und Buunda durchstreifen diese Waldwildniß, welche von wilden Thieren erfüllt ist. Der Boden dieses Landes ist in seiner ganzen Ausdehnung von Hügelwellen durchzogen, welche gegen Osten immer höher werden und sich an der Grenze von Kibokoe zu gruppiren scheinen, sodaß sie dort einen der vorzüglichsten Erhebungspunkte der südafrikanischen Hochebenen bilden, von welchem zahllose Wasseradern nach West und Ost fließen. Zu den westlichen Strömen gehört der Kuango, einer der Arme des Zaire, dann der Kuiva und Vindika oder Szi-ße; zu den Flüssen östlicher Richtung gehören: der mächtige Kassabi, der den nördlichen Theil des Moluvareichs durchströmt; der Lunge-Bungo, welcher Kibokoe von Buunda und weiter unten Lobale von den Sambuellagebieten scheidet und in den Liambaye mündet; der Lume fließt von Nordwest nach Ost und ergießt sich in den Lunge-Bungo; der Kuitu-an-Sambuella fließt von Nord nach Süd und ergießt sich bei Libebe in den Kubango. Das Land Kibokoe oder Dviokoe erstreckt sich zwischen 10 und 13° südl. Br. und 20 und 22° östl. L. Seine Grenzen sind: im Norden Sindsche (Chinge oder Bashinge bei Livingstone) und das Mansafa-Moluvagebiet, im Osten Lobale, im Süden das Buunda- oder Lutschäßiland, im Westen endlich die Wildniß von Olo-wihenda. Kibokoe ist im allgemeinen hügelig, ja sogar gebirgig, im Osten verflacht es sich an der Grenze von Lobale. Der Boden ist mit dichten Waldungen bedeckt, die meist schmalen und tiefen Thäler sind äußerst naß; das Klima ist gemäßigt. Kibokoe kann in Anbetracht seiner vielen Wasseradern und der daselbst entspringenden Flüsse die Mutter der südafrikanischen Gewässer genannt werden. Es ist dichter bevölkert als irgendein anderes Land in Innerafrika. Die mächtigsten Häuptlinge (Muanangana) des Landes sind: Dumba, Pehu, Dina-Kala. Die Einwohner des Landes sind sehr argwöhnisch, hinterlistig, falsch, abergläubisch und räuberisch; sie beschäftigen sich vorzüglich mit Elefantenjagd, Honigsammeln und Handel.

Indem wir das Land Kibokoe verlassen, fängt der Boden an sich immermehr zu senken, je weiter wir nach Osten kommen, bis er an der Grenze der Moluva- und Lobaleländer eine blos im Norden gewellte Ebene wird. Dem tiefliegenden Thale des Kassabistroms folgend gelangen wir in das mächtigste Reich Südafrikas, das Moluva- oder Moropureich, welches im Süden bis zum Riambédschi oder Liambaye sich erstreckt und von Lobale begrenzt wird. Das Moluvareich liegt zwischen 4 und 13° südl. Br. und zwischen 21 und 26° östl. L. Seine nördlichen Grenzen kann unser Reisender nicht genau angeben; im Osten grenzt es an die Länder Muena-Kanika und Kazembe, welches jetzt ganz unabhängig und vom Moluvareich durch eine 30 Tagereisen große, meist wüste und unbewohnte Wildniß getrennt ist; im Süden grenzt es an das Land Lobale bis zum Riambédschistrom, über welchen hinaus die Kapenda- und Mu-kongotoländer oder, wie man sie gewöhnlich nennt, die Lui-bandaländer liegen; im

Westen endlich erstrecken sich die Ma-hungo-, Sindsche- und Kibokoeländer. Das Moluvareich ist im Norden und Osten hügelig; vom Challadistrict angefangen senkt sich der Boden immermehr gegen Süd und Ost, bis er endlich in den Katende- und Katemagebieten in eine fast ganz waldlose, grasbedeckte Fläche übergeht, welche sich auch jenseit des Lu-ena bis zum Lunge-Bungo erstreckt. Der Kassabi ist der Hauptstrom des Landes, außerdem gibt es daselbst folgende größere Flüsse: den Lu-lua, Lu-embo, Kassongo, Masasa oder Maluvo, Kibombo oder Tschibombo, Lu-atiri, Lu-alo, Sakariula, Lu-ana, Hischa, Riambe'dschi oder Liambaye, welcher in den großen Sümpfen des Kasembe-Mutandadistricts entspringt, Kifumadschi oder Tschifumatschi, Luttembe und Dilolo, Lu-ati, Kila-Metundo. Das Klima ist angenehm und gemäßigt. Die Moluvavölker haben einen hohen schlanken Wuchs und ein schönes Äußere; sie sind kriegerisch, doch gastfreundlich und artig gegen Fremde und zeichnen sich durch eine gewisse Bildung vor den andern südafrikanischen Völkern aus. Sie besitzen auch eine bedeutende Geschicklichkeit in verschiedenen Gewerben. Magyar machte sie mit dem Taback bekannt, und seitdem hat sich die Cultur desselben ziemlich allgemein verbreitet. Im Verhältniß zu der großen Ausdehnung des Reichs ist die Bevölkerung sehr gering und übersteigt kaum eine Million Seelen. Der unumschränkte Fürst (Muati-yanvo) herrscht mit großer Unmenschlichkeit und Grausamkeit. Die Würde desselben ist nicht erblich, sondern wird durch die Wahl der Häuptlinge (Kilolo) erlangt. Das Reich ist in viele Vasallenstaaten getheilt, welche von je einem Muanangana beherrscht werden. Die Hauptstadt des Reichs heißt Kabebe, liegt zwischen 7 und 8° südl. Br. und 24 und 25° östl. L., und nimmt mit den sie von allen Seiten nahe umgebenden Ortschaften einen Raum von fast drei geographischen Quadratmeilen ein. Ihre Gesammtbevölkerung beträgt gegen 50000 Seelen. Die Residenz des Muati-yanvo besteht aus zahlreichen, mit Stroh hübsch gedeckten Wohnhäusern und ist mit einer doppelten Umzäunung umringt, die ein regelmäßiges Viereck bildet und aus dicken eingerammten Pfählen besteht. Diese fürstlichen Wohnungen haben ein auf Säulen ruhendes, sehr hohes, rundliches Dach; inwendig sind die Wände und Böden der Häuser mit bunten hübschen Matten gefüttert. Die Gassen sind ziemlich regelmäßig, hier und da von Pandabäumen beschattet, und führen zu mehreren Marktplätzen, wo man allerlei Lebensmittel und Waaren findet. Statt des Geldes bedient man sich weißer Porzellanperlen, Muscheln und Kupferstückchen, die sie Minungo nennen. Zwei Meilen nördlich von der Hauptstadt liegt Galanje, mit 6000 Einwohnern und den Gräbern der Fürsten.

Durch die bei Katende beginnende Grasebene Ina-muana gelangen wir nach Lobale, welches vom Luena durchströmt wird. Die Grenzen desselben sind im Osten der Riambe'dschi, im Süden der Lunge-Bungo, im Westen Kibokoe, im Norden das Moluvareich. Das Land wird von mehreren Muanangana beherrscht, unter denen es auch mehrere regierende Herzoginnen (Sonan) gibt. Der mächtigste Häuptling ist Ka-kenge. Zum Schlusse theilt Magyar ein Verzeichniß von Moluva- und Ka-lobalewörtern mit.

Dieser Reisebericht ist ohne Zweifel einer der wichtigsten, die wir von Magyar erhalten haben, und die demselben beigelegte Karte gewährt in der That sehr schätzbare Bereicherungen für die bisher so gut wie ganz unbekannten Länder Lobale, Kibokoe, Moropu und das interessante Wasserscheidegebiet zwischen dem Kuanza, Kuango, Kassabi und Lunge-Bungo.

Sehr beachtenswerth ist ferner der Bericht, welchen Magyar über seine im Jahre 1852 gemachte Reise nach Kamba, Oukanyama und dem mittlern Kune'ne eingesendet hat und welcher in deutscher Übersetzung in Dr. Petermann's „Mittheilungen" (1857, S. 191 fg.) erschienen ist. Kamba liegt zwischen 16 und 17° südl. Br. und 18 und 19° östl. L. Die Bevölkerung desselben gehört zum Stamme der Mu-nyane'ka. Dieser in verschiedene Völkerschaften getrennte Stamm bildet zwischen dem 14. und 18. Parallel und von Westen nach Osten zwischen den Selagebirgsketten und dem Kune'nefluß mehrere kleine, voneinander unabhängige Staaten, namentlich Ohila, Dschau, Hahi, Gambos, Kipungo, Molondo, Kamba und Humbi. Das Oukanyamareich erstreckt sich zwischen 19 und 23° südl. Br. und 21 und 26° östl. L. von Greenwich. Die Oukanyama bilden eine eigene Völkerfamilie, zu welcher außer den eigentlichen Oukanyama die Donga, Kassima, Oukangari, Ganschela, Ukonomato und die Mucimba gehören. Die Hauptstadt des Oukanyamalandes heißt Nambambi, und im Jahre 1852 herrschte daselbst der grausame Haimbiri.

Im Jahre 1852 und 1853 hat Magyar den Kune'nestrom untersucht. Dieser Fluß entspringt nach Magyar's Angabe unter 13 und 14° südl. Br. auf dem hohen Plateau von Galangue, fließt von Norden nach Südwesten, theilt die Mombuellaländer beinahe in zwei gleiche Theile, trennt weiter unten die Länder Molondo, Kamba, Humbi und Hinga vom großen

Königreich Oukanyama, strömt dann durch die Mucimbaländer und ergießt sich zwischen 18 und 19° südl. Br. in den Atlantischen Ocean. Er ist nicht weit von seiner Mündung durch eine Sandbarre gesperrt, welche der Schiffahrt sehr hinderlich ist.

In einem an mich gerichteten Briefe, welcher in Dr. Petermann's „Mittheilungen" (1860, S. 14) publicirt ist, berichtet Magyar über den Kunéne und die anliegenden Länder Folgendes: „Der Kunéne und Kubango, zwei schöne Flüsse, entspringen auf den Hochebenen Galangues; der erstere behält zwei Drittel seines Laufs seine südliche Richtung, wendet sich dann nach Westen und fällt ins Atlantische Meer. Der andere mächtigere Fluß nimmt sogleich eine südöstliche Richtung und ist bis zum Mukurßugebiete (Libebe) unter dem Namen Kubango bekannt, weiterhin heißt er Tiudsche und mündet in den Ngamisee. Diese zwei Flüsse schließen ein ausgedehntes Dreieck ein, welches von verschiedene Namen führenden, aber meistens unter der Herrschaft der Oukanyama stehenden Völkern bewohnt wird. Nördlich lehnen sich an den Kubango und Kunéne die Länder Nyemba und Handa, weiter unten liegen am Kubango Dalan-Houschi, Kikonbo und Massaka; weiter südöstlich erstrecken sich unbewohnte Einöden an beiden Ufern des Kubango; weiterhin finden wir Kongari mit der bevölkerten Ortschaft Bundscha, ferner Sambio; bei Indiriko mündet der Kuitu-an-Sambuella in den Kubango; dort pflegen die Karavanen über denselben zu setzen und erreichen dann in einem Tage das Libebegebiet. Von hier westlich dehnt sich eine fast menschenleere Ebene aus; zwölf Tagereisen westlich liegt Donga oder Ondonga, zwischen dem Kubango und den Ländern der Ganschela und Oukanyama."

In demselben Briefe theilt Magyar einige Nachrichten über die großen Seen des südlichen Innerafrika mit, aus welchen hervorgeht, daß er die durch Rebmann's, Burton's, Speke's und Roscher's Reisen bekannt gewordenen Seen des östlichen Theils nicht erreicht und auch von den Eingeborenen nur sehr vage Nachrichten darüber erhalten hatte.

Wenn wir nun die bisher bekannt gewordenen Ergebnisse von Magyar's Reisen überblicken, so ersehen wir, daß wir durch dieselben über die von Nord nach Süd von Kongo und namentlich vom Kuanza bis zum Kunéne, d. h. von 9 und theilweise von 7 bis zu 18—20° südl. Br. und von West nach Ost innerhalb von beiläufig 15 Längengraden gelegenen Länder und deren Völker theils kurze, theils ausführliche Nachrichten erhalten haben, welche unsere Kenntniß von Südafrika wesentlich erweitern. Magyar wird demnach unter den Erforschern Südafrikas stets eine ehrenvolle Stelle behaupten, auch in dem Falle, wenn durch ein ungünstiges Geschick die versprochenen zwei Bände seines Reisewerks für uns verloren gehen sollten. Wäre es möglich gewesen, ihn in eine ununterbrochene Verbindung mit der Wissenschaft, mit den wissenschaftlichen Männern Europas zu bringen, so hätte er sicher mehr geleistet, als er sich selbst überlassen und ohne jegliche Unterstützung zu leisten im Stande war.

Johann Hunfalvy.

William Walker,

amerikanischer Abenteuerer.

Der Mann, dessen Namen wir an die Spitze der nachfolgenden Schilderung stellen, schien entschlossen und einen Augenblick bestimmt zu sein, den Geschicken Centralamerikas eine neue Wendung zu geben. Dieser Mann, der Nordamerikaner William Walker, ist aber bei seinem Unterfangen von dem eigenen Geschick erreicht worden, und die Länder Centralamerikas sind einstweilen wieder dem alten hoffnungs- und entwickelungslosen Stillstand verfallen. Die Völker, die jene von der Natur so reich gesegneten Himmelsstriche bewohnen, dürfen wieder um so ungestörter fortvegetiren, als ihre schlimmsten Feinde, die Nordamerikaner, zur Zeit eifrig beschäftigt sind, ihre eigenen brennendsten häuslichen Fragen mit Feuer und Schwert zu erledigen, und vor der Hand nicht daran denken können, ihre lebhaften Eroberungs- und Annexionsgelüste zu befriedigen.

Die Behauptung der Nordamerikaner, daß ihnen Amerika bestimmt sei, ein Satz, dessen Verwirklichung die berühmte Monroe-Doctrin gegen etwaige Störungen von seiten der europäischen Mächte sicher zu stellen suchte, scheint in der That nur ein Naturgesetz auszusprechen, das sich früher oder später vollziehen muß. Während die Ureinwohner Amerikas

der ihnen unheimlichen Macht der vordringenden Civilisation erliegen und nach und nach von der Erde verschwinden, ohne eine Spur ihrer Existenz zurückzulassen, scheinen die Nachkömmlinge der spanischen Eroberer einem geistigen Tode geweiht zu sein, und dies um so sicherer, je mehr sie sich mit der Urbevölkerung vermischt haben. Die früher den Spaniern gehörenden Colonien haben seit ihrer Losreißung von der spanischen Herrschaft hinlänglich bewiesen, daß sie unfähig sind selbständige Staatsformen zu produciren oder auch die nachgeahmten Staatsformen durchzuführen, zu erhalten und weiter zu bilden. Obgleich das spanische Colonialsystem nichts weniger als musterhaft war — wie es denn auch nur von den Portugiesen nachgeahmt wurde —, so waren doch, besonders seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts, als man selbst in Spanien den gerechten Forderungen der Zeit mehr und mehr Zugeständnisse machen mußte, die Verhältnisse in den spanischen Colonien beneidenswerth gegen die jetzigen. Ein Militäraufstand folgt dem andern, geleitet von einzelnen ehrgeizigen Führern, die sich bemühen, soviel wie möglich dictatorische Gewalt an sich zu reißen, bis sie selbst wieder von demselben Schicksal betroffen werden, das sie ihren Vorgängern bereitet haben. Es wechselt nur der Name des Herrschers, das Wesen bleibt dasselbe; von Motiven, die über den niedrigsten Ehrgeiz hinausgehen, ist bei diesen beständigen Kämpfen nicht die Rede. Da sammelt einer, der Geld und durch Geld Einfluß besitzt, einige Soldaten oder Räuber, was in diesen Ländern wesentlich dasselbe ist, um sich. Diese Bande nennt sich dann Liberale, Föderalisten, Unitarier oder was sonst den Verhältnissen angemessen und der herrschenden Partei möglichst entgegengesetzt sein mag, proclamiren in erhabenen Ausdrücken ihren Entschluß, das unterdrückte Vaterland zu befreien. So wird denn das Vaterland vielleicht auf einige Monate gerettet, bis wieder ein uneigennütziger, ruhmwürdiger und unbesiegbarer Bandenführer ersteht und aufs neue eine rettende That vollbringt, indem er womöglich den vorigen Vaterlandsretter erschießen läßt und die Seinigen mit Titeln, Ämtern und Würden belohnt. Verfassung, Gesetz und Recht werden dabei natürlich beständig verhöhnt und mit Füßen getreten; wer gerade zufällig Einfluß und Macht hat oder sich erwerben kann, dem müssen Recht und Gesetz dienen.

Daß bei solchen Zuständen die Volkswirthschaft tiefer und tiefer sinkt, daß alle Fortschritte auf irgendeinem Gebiet des Lebens und der menschlichen Thätigkeit ausgeschlossen sind, versteht sich von selbst. Gewiß wäre es also im Interesse der Cultur zu wünschen, daß einem so fast abgestorbenen Gliede der Menschheit neues Leben eingeflößt würde, auf daß es in thätiger Wirksamkeit beitrage, die Zwecke des Ganzen zu erfüllen. Soweit nun unsere Erfahrungen reichen, müssen wir daran zweifeln, daß jene spanischen Creolen, Mulatten, Mestizen, und wie man sonst alle jene Mischlinge je nach ihrem größern oder geringern Abstande von der europäischen Rasse nennen mag, die Kraft besitzen, sich aus sich selbst zu verjüngen und sich aus dem tiefen Verfall zu retten, dessen trostloses Bild sich dem Beobachter jener Länder bei jedem Schritt aufdrängt. Es scheint, daß Hülfe von außen dringend noth thut, und diese Hülfe möchte am ehesten von der beweglichen und unternehmenden angelsächsischen Rasse in den Vereinigten Staaten erwartet werden, die ohnehin schon so viele Nationalitäten zu einem Ganzen vereinigt und denselben Interesse an der Erhaltung und dem Gedeihen dieses Ganzen aufzunöthigen gewußt hat. Vor etwa 30 Jahren war der Name der Nordamerikaner sogar so geachtet und beliebt in Centralamerika, daß man hier zum Theil selbst eine innige Vereinigung mit der nordamerikanischen Republik wünschte, namentlich meldete sich Honduras freiwillig zur Aufnahme in die Union. Wenn also William Walker diesen Amerikanisirungsproceß beschleunigt, dem Gesetz Achtung, dem Eigenthum Sicherheit, den Bürgern Freiheit, wenn er nach und nach gesunde Arbeitskräfte herbeigezogen hätte, um die Hülfsquellen des Landes zu öffnen und auszubeuten, ja wenn er auch nur zu solchen Erfolgen die Wege gezeigt und gebahnt hätte, so würde sein Unternehmen kein gemeiner Frevel gewesen sein, sondern ein unsterbliches Werk. Die ganze civilisirte Welt, soweit nicht politische Vorurtheile den Blick trübten und das Urtheil verwirrten, würde mit der lebhaftesten Theilnahme seinen Thaten gefolgt sein und mit begeistertem Beifall seine Triumphe gekrönt haben, und das um so mehr, als es sich hier um Länder handelte, deren Straßen einen Theil des Verkehrs dreier Welttheile zu vermitteln berufen sind. Wir finden indeß nicht, daß der Abenteuerer Walker irgendwie das Bewußtsein einer culturhistorischen Aufgabe in sich trug und von solchem Bewußtsein gehoben handelte.

Walker war keiner von den Fanatikern, die von irgendeiner großen Idee beseelt sind, welche ihnen ihre Phantasie immer wieder mit den schönsten, wenn auch düstern Farben schmückt, und deren Wille beständig von dieser geschäftigen Phantasie gelenkt und getrieben wird. Solche Naturen sind in dem Lande seiner Geburt nicht anzutreffen, und Walker besaß im wesentlichen

die Eigenschaften, die den Amerikaner bezeichnen, wenn dieselben auch zum Theil ins Extrem ausarteten. Trockenen Hirns und öden Herzens, voll niedriger Selbstsucht, nahm er alles zum Gegenstande schlauer Berechnungen, mußte aber freilich mehr als einmal die Erfahrung machen, wie arg sich auch die besten Rechner verrechnen können. Doch handelte er auf Grundlage jener Berechnungen völlig ohne Scrupel und völlig ohne Berücksichtigung der Rechte anderer. Gleich seinen Landsleuten, besonders aus dem Süden, hatte er ein unantastbares Bewußtsein seiner eigenen Vortrefflichkeit, das sich dann in Prahlereien aussprach, die nicht selten in großartige Aufschneiderei ausarteten. Das Abenteuerliche und Zufällige seiner Lebensereignisse — auch in dieser Beziehung ist er ein echter Amerikaner — spiegelt sich wider in der Willkür seiner eigenen Handlungen, die nicht einer innern Nothwendigkeit ihren Ursprung verdanken.

Die Talente, die Walker unzweifelhaft beiwohnten, verloren ihren Werth dadurch, daß sie nicht mit dem Streben nach dem Rechten sich vereinigten. Er besaß Eigenschaften, ohne die man sich auch nicht zum Führer einer Räuberbande emporschwingen kann: Energie, persönlichen Muth, Zähigkeit und ein oft bis ins Maßlose getriebener Eigensinn. Befähigten diese Eigenschaften ihn auch Räuberthaten zu vollführen und Räubern und Gaunern, die sich ihm anschlossen, zu imponiren, so sind seine Thaten doch gänzlich bar jenes poetischen Glanzes, der so häufig die Banditen romanischer Rasse so blendend umgibt, daß dieselben als Heroen und Märtyrer im Munde des Volks gefeiert werden. Freilich hat auch Walker eine Zeit erlebt, wo er als nützliches Werkzeug der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten betrachtet und von eben dieser Partei als Held, ja wol gar als ein zweiter Washington ausgeschrien wurde. Aber dieselbe Partei hat ihn schnell genug fallen lassen und eine Flut von jenen Schimpfreden über ihn ergossen, in welchen die englische Sprache der Neuen Welt so überraschend erfindungsreich ist. Die civilisirte Welt sah gleichgültig zu, wie Walker seinem Schicksal erlag, weil dieses Schicksal nicht blos nach dem Buchstaben des Gesetzes, sondern auch vom allgemeinen menschlichen Standpunkt aus wohl verdient war. Das Menschengericht war hier zugleich auch Gottesgericht. So fehlt denn auch seinem Tode das eigentlich Tragische; höhere Interessen wurden nicht mit ihm zu Grabe getragen. Müssen wir aber Clayton recht geben, wenn dieser im Senat zu Washington erklärt, daß Walker ein Raufbold, Buccanier und Pirat sei, so müssen wir zugleich gestehen, daß jene Gegenden, die er erobern wollte, zu fruchtbar an Räubern eigenen Gewächses sind, als daß von diesem Product Zufuhr von außen nothwendig und erwünscht wäre.

William Walker's Familie stammt aus Schottland, wo sein Vater als Bankier sich ein beträchtliches Vermögen erworben. Die Angabe, daß Walker's Großvater aus Deutschland auswanderte, scheint nicht gehörig begründet zu sein. Um 1820 wanderte Walker der Vater nach den Vereinigten Staaten aus und ließ sich in Nashville im Staate Tennessee nieder, wo der Sohn William im Jahre 1824 geboren wurde. Schon während seiner Schuljahre soll ein abenteuerlicher Sinn an dem jungen Walker sehr bemerkbar hervorgetreten sein. Eine Zeit lang studirte er die Rechte, wurde dieses Studiums bald überdrüßig und ging nach Neuorleans, wo er nach einiger Zeit seine Studien wieder aufnahm. Später finden wir ihn in Philadelphia als praktischen Arzt, aber nur eine kurze Zeit lang. Er besuchte darauf Europa, durchreiste dasselbe ein Jahr lang und soll auch in Göttingen und Heidelberg studirt haben. Nach den Vereinigten Staaten zurückgekehrt, wurde er in Neuorleans einer der Hauptredacteure des Blattes „The Crescent". Im Jahre 1850 zog er nach Californien und wurde in San-Francisco einer der Redacteure der Zeitung „The Herald". In dieser Eigenschaft mußte er auf eine Zeit lang ins Gefängniß wandern, da er Schmähartikel gegen einen Richter veröffentlicht hatte. In Marysville in Californien trat er dann wieder als Advocat auf und erwarb sich eine einträgliche Praxis. Im Sommer 1852 besuchte er Guaymas in Sonora (Westküste von Mexico), gerade zu der Zeit, als der französische Graf Raousset-Boulbon, von Abenteuer- und Ruhmsucht getrieben, seine unglückliche Invasion versuchte, um sich ein neues Reich zu gründen. Die Unternehmung dieses Mannes wirkte auf Walker äußerst anregend. Auch die Expedition Lopez' gegen Cuba, obgleich derselbe mit 50 Gefährten 1851 auf dem Marktplatze zu Havaña hingerichtet wurde, hatte Walker's Lust zu Abenteuern mächtig entzündet, sodaß er, nach Californien zurückgekehrt, den Gedanken faßte, zunächst Sonora zu erobern. Im Juli 1853 organisirte er zu dem Zweck eine Streitmacht in San-Francisco.

Man muß sich erinnern, daß der Abschaum der Gesellschaft sich in Californien abgelagert und angesetzt hatte, und daß erst 1854 durch die Vigilance-Committees, die sich in den größern Städ-

ten bildeten, die Hauptreinigung der Luft von jenen gefährlichen Dünsten erfolgte, sodaß also Walker noch über ein vortreffliches Material zu seinem Vorhaben verfügen konnte. Diese Unternehmung wurde jedoch durch die Regierung vereitelt, und das Schiff, in dem man sich einschiffen wollte, weggenommen. Am 15. Oct. desselben Jahres gelang es Walker jedoch, mit seinen Genossen aus San-Francisco ungehindert zu entkommen. Er landete in dem kleinen Orte La Paz, in dem zu Mexico gehörigen Theile von Californien. Hier proclamirte er die Freiheit der Republik Niedercalifornien und ernannte sich zum Präsidenten dieser neuen Schöpfung. Die mexicanischen Truppen wurden bei La Paz geschlagen, wobei Walker's Begleiter nur Gelegenheit fanden sich an stacheligen Cactusbüschen zu verwunden. Nachdem Walker noch einige Plätze ohne Schwierigkeit genommen hatte, erklärte er, daß Niedercalifornien nur ein Theil eines größern von ihm unter dem Namen Sonora zu bildenden Staats wäre; das Gebiet der mexicanischen Provinz Sonora solle Niedercalifornien hinzugefügt werden. Im Anfang des Jahres 1854 trafen ungefähr 100 Mann unter Oberst Watkins von San-Francisco zur Verstärkung Walker's ein. Am 20. März 1854 verließ Walker mit 100 Mann Niedercalifornien, um Sonora zu erobern. Man zog von San-Vicente über die Berge nach dem Rio-Colorado, um also von der nordwestlichsten Grenze aus in Sonora einzufallen. Man konnte indeß das mitgenommene Vieh nicht über den Strom schaffen, und in dem unfruchtbaren Lande mußte für die Bande bald Hungersnoth eintreten. Die Bande gerieth in den Zustand der größten Entblößung, litt an dem Nothwendigsten Mangel und — löste sich auf. Walker mit 25 Mann rettete sich nach San-Tomas. Von da marschirte er längs der Küste nach San-Diego im nordamerikanischen Californien, wo er sich den Grenzoffizieren ergab und, gegen sein Ehrenwort, sich in San-Francisco vor dem Generalmajor Wool wegen Verletzung der Neutralitätsgesetze verantworten zu wollen, freigelassen ward.

Nach siebenmonatlicher Abwesenheit kam Walker am 15. Mai 1854 wieder in San-Francisco an und wurde von dem Gericht freigesprochen. Er kehrte dann einstweilen zu seiner frühern Beschäftigung eines Zeitungsredacteurs zurück, bis im December 1854 seine Aufmerksamkeit zuerst auf Nicaragua gelenkt wurde. Es hatte sich nämlich im Anfange 1854 in San-Francisco eine Gesellschaft gebildet zu dem Zweck, zwischen dem östlichen Honduras, wo man reiche Goldschätze zu gewinnen hoffte, und den Vereinigten Staaten Handelsverbindungen anzuknüpfen. Der Agent dieser Gesellschaft, der sich zunächst über San-Juan-del-Sur nach Leon begab, lernte hier den provisorischen Dictator von Nicaragua, Don Juan Castellon, das Haupt der demokratischen Partei kennen. Der letztere hatte einige Monate vorher den Präsidenten der Republik Dr. Frato Chamorro, den Führer der Aristokraten, gestürzt, der sich mit seinem geschlagenen Heere in die Stadt Granada geworfen und sich hier verbarrikadirt hatte. Mit den beiden Parteinamen der Aristokraten und Demokraten wurde nur die Nebenbuhlerschaft zwischen Leon und Granada, den beiden wichtigsten Städten Nicaraguas, bezeichnet. Besetzte Granada alle Stellen mit seinen Stadtkindern, so hieß es, daß die Aristokraten am Ruder wären; genoß Leon dieser Ehre, so sagte man, daß die Demokraten herrschten. Auf den Vorschlag des Agenten jener californischen Handelsgesellschaft wurde Walker gegen eine Anweisung von 52000 Acres Landes bewogen, sich in die Händel in Nicaragua zu Gunsten der demokratischen Partei zu mischen. Nach Beseitigung verschiedener, namentlich finanzieller Schwierigkeiten ging die erste Expedition, aus 62 Mann bestehend, unter Walker's Anführung am 4. Mai 1855 von Californien aus unter Segel. Der Staat Nicaragua, den Walker aus den Händen der aristokratischen Partei retten wollte, hat einen Flächeninhalt von 2000 Quadratmeilen, die indeß nur von 300000 Menschen bewohnt werden, von denen 30000 Weiße.

Das Unternehmen sah indeß, bei der Uneinigkeit im Lande selbst, hoffnungsvoll genug aus. Hatte doch 1840 der General Moragan, mit 300 zusammengelesenen Abenteuerern, am Golf von Nicoya landend, die Republik Costarica erobert und die Herrschaft des energischen Dictators Carillo gestürzt. Auch die auswärtigen Verhältnisse waren den Eroberungsplanen Walker's günstig. England, welches den centralamerikanischen Staaten bisher die aufmerksamste Berücksichtigung gewidmet hatte, theilweise als Nachbar derselben durch seine westindischen Colonien, theilweise auch aus Eifersucht gegen Nordamerika, war im russischen Kriege vollauf beschäftigt. In den Vereinigten Staaten aber saß auf dem Präsidentenstuhl Franklin Pierce, der mit dem Flibustierthum um so ungescheuter liebäugelte, als die demokratische Partei, welche unter ihm die Herrschaft errungen hatte, die Vergrößerung der Union offen in ihr Programm aufgenommen hatte. Freilich hatten sich die Vereinigten Staaten sowol in England durch den Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850 verpflichtet, „keinen Theil Centralamerikas zu besetzen, befestigen,

colonisiren oder über denselben eine Herrschaft zu ergreifen oder auszuüben". Da indeß das Abenteuer von Walker und seinen Genossen auf eigene Hand gewagt wurde, so konnte man von seiten der Vereinigten Staaten die Sache einstweilen ruhig mit ansehen, um dann später irgendwie die reifen Früchte der vollendeten Thatsache zu ernten.

Als Walker nach Nicaragua kam, hatte Chamorro von Granada aus sich nach und nach wieder im Besitz eines großen Theils des Landes gesetzt, und nach seinem Tode, der bald darauf erfolgte, hatten seine Heerführer den Streit fortgesetzt. Am 11. Juni 1855 landete Walker in Realejo und begab sich von hier nach Leon, wo er, nach einigem Zögern, förmlich für die Armee von Nicaragua angeworben wurde. Das erste Gefecht wurde bei Rivas am 29. Juni geliefert zwischen 158 Mann auf seiten Walker's (nämlich 100 Mann von Castellon's eingeborenen Truppen und 58 von Walker's eigenen Leuten) und 480 Mann auf seiten des Feindes. Der Kampf dauerte mehrere Stunden, und das Feuer der Amerikaner war so wirksam, daß doppelt so viele von den Feinden, als die Zahl der Walker'schen Truppen betrug, auf dem Schlachtfelde fielen. Kurz nach dem Beginn des Gefechts gerieth jedoch das Eingeborenencorps unter Mendez in Unordnung, floh in die Wälder und überließ es den 58 Amerikanern, den Kampf allein fortzusetzen. Walker nahm mit Gewalt ein großes Haus in Besitz und behauptete sich hier bis Einbruch der Nacht, wo es den Feinden gelang, das Haus in Brand zu stecken. Walker mußte sich nun zurückziehen, wobei er zehn der Seinigen verlor. Trotz des unglücklichen Ausgangs dieses Gefechts hatte es doch dazu gedient, den Nicaraguanern Furcht und Schrecken vor den amerikanischen Scharfschützen einzuflößen. Der Anführer der Aristokraten zählte 180 Todte und Verwundete, und an solche Zahlen war man in den sonst ziemlich unblutigen Schlachten der centralamerikanischen und mexicanischen Bürgerkriege nicht gewöhnt gewesen. In einem zweiten, zweistündigen Gefecht zu Virgin-Bai am Nicaraguasee wurden die Aristokraten unter Guardiola, 540 Mann stark, von 58 Amerikanern und 120 Eingeborenen vollständig besiegt.

Nachdem Walker in San-Juan-del-Sur Zuzug aus Californien erhalten hatte, nahm er die Stadt Granada fast ganz ohne Widerstand in Besitz. Das in der Nähe derselben an dem Ufer des Sees gelegene Fort wurde am 15. Oct. mit 110 Mann erstürmt, wobei man 3—400 Gefangene machte. Ponciano Corral, der an Stelle Guardiola's den Oberbefehl der Aristokraten übernommen hatte, befestigte Rivas, während Walker sich mit seinen Leuten in Granada einrichtete.

Unterhandlungen, die über den Frieden mit Corral angeknüpft wurden, führten am 25. Oct. zum Ziele. Patricio Rivas ward zum provisorischen Präsidenten ernannt, nachdem Walker in Granada schon früher es abgelehnt hatte, sich selbst zum Präsidenten ernennen zu lassen, und Castellon am 6. Sept. an der Cholera gestorben war. Walker's Truppen sollten sich, auf 150 Mann reducirt, nach Leon zurückziehen; auf dieselbe Zahl sollten Corral's Truppen vermindert werden. Walker selbst ward zum Oberbefehlshaber der Armee der Republik ernannt, während Corral das Commando niederlegen und Geschütz und Munition ausliefern sollte. Am 29. Oct. wurde dann das Friedensfest feierlich begangen, wobei der Pater Vijil, der erste Geistliche von Granada, eine für Walker höchst schmeichelhafte Festrede hielt.

Solche Erfolge der californischen Abenteuerer verbreiteten in Californien so große Aufregung, daß die Dampfschiffe, die alle 14 Tage von San-Francisco nach San-Juan-del-Sur fuhren, immer neue Rekruten und Munition mitbrachten. Ja so groß war der Drang, sich der siegreichen Armee Walker's anzuschließen, daß manche, die nur nach San-Juan-del-Sur wollten, das Passagiergeld nach Neuyork bezahlten, um sich dadurch einen Platz auf dem Dampfschiff zu sichern. Die in dem Frieden von Granada festgesetzte Zahl von 150 Mann für das Heer Walker's ward auf diese Weise bald wieder überschritten. Aber auch Corral trug kein Bedenken, den Vertrag, den er eben beschworen hatte, zu brechen. Auf die Denunciation des Generals Valle, die sich auf aufgefangene Briefe Corral's an Guardiola und andere Freunde stützte, daß Corral eine Verschwörung angestiftet habe, um die Regierung zu stürzen, wurde derselbe verhaftet, von einem Kriegsgericht, dem Walker selbst präsidirte, überführt und am 8. Nov. auf dem Marktplatz von Granada erschossen. Da Corral sehr populär im Lande gewesen, so diente sein gewaltsamer Tod nicht eben dazu, um die Popularität der nordamerikanischen Eindringlinge zu erhöhen. Dieselben sicherten sich aber mehr und mehr in ihrer Stellung durch neue Ankömmlinge, die sowol von der atlantischen wie von der pacifischen Seite zuströmten. Der Präsident der Vereinigten Staaten, Pierce, erließ zwar eine öffentliche War-

nung vor der Theilnahme an diesen bewaffneten Zuzügen, und es ward eins der von Neuyork nach Nicaragua bestimmten Dampfschiffe angehalten, auf dem man einige der Passagiere verhaftete. Auch wurde der von der neuen, durch Walker gegründeten Regierung Nicaraguas nach Washington abgesandte Oberst P. H. French, der die Anerkennung derselben seitens der Regierung der Vereinigten Staaten erlangen sollte, nicht nur nicht in seiner Eigenschaft als Bevollmächtigter von Nicaragua empfangen, sondern sogar ins Gefängniß gesteckt, weil er sich durch Soldatenanwerbung nützlich zu machen gesucht hatte. Allein alle diese Maßregeln waren doch offenbar nur getroffen, um den Schein zu retten, und man richtete in der That so wenig damit aus, daß Walker's Armee am 1. März 1856 1200 Mann zählte. Denjenigen, die sich im Lande ansiedeln wollten, um den Boden zu bebauen, wurden, wenn sie unverheirathet waren, 250 Acres Staatsländereien, den Verheiratheten 350 Acres unentgeltlich zugesagt. Außerdem wurden ihnen auch andere Erleichterungen versprochen.

Die in Nicaragua unter dem Einfluß der nordamerikanischen Partei herausgegebene Zeitung „Nicaraguense" mußte die Phantasie der Nordamerikaner für Nicaragua erhitzen, um einen ununterbrochenen Strom von Auswanderern dahin zu lenken. Denn diese Berichte fanden ihren Widerhall in allen nordamerikanischen Zeitungen. Nach den Schilderungen jener Zeitung war Nicaragua das Gelobte Land, das neuentdeckte Paradies, das Schlaraffenland, das Eldorado, und in ihm war das Goldene Zeitalter in Wirklichkeit gefunden, wie nur immer die religiösen Sagen der alten Völker und die kühne Einbildungskraft der Dichter sich dasselbe vorstellen und ausmalen konnten. Da wuchsen die nützlichsten Pflanzen, die angenehmsten Früchte von selbst, ohne Zuthun menschlicher Arbeit; der Himmel war beständig rein und heiter, die Temperatur stets gleichmäßig und trotz der Nachbarschaft des Äquators erfrischt durch die Winde, die von beiden Oceanen das Land bestreichen; das Klima war so gesund, daß die Bewohner nicht anders konnten, als ein Alter von wenigstens 100 Jahren zu erreichen. Dazu sollten die spanischen Creolinnen, die von engelhafter Schönheit und bezaubernder Anmuth wären, eine ganz besondere Vorliebe für die jungen Yankees an den Tag legen, und in vorzüglichem Grade für diejenigen, welche unter General Walker's Fahnen dienten. Selbst unter den Indianerinnen, heißt es in diesen blumenreichen Beschreibungen, vereinigen sich die raffinirteste Einfachheit, die unschuldigste Koketterie, die erhabensten Tugenden mit einer Gerechtigkeitsliebe, die durch eine Sanftmuth gemildert wird, welche den Zorn der immer reizbaren und zu Zank geneigten Männer beruhigt. Wie sollte man so verführerischen Aussichten widerstehen! In Neuyork und besonders auch im Süden der Vereinigten Staaten fanden die centralamerikanischen Verhältnisse viele Theilnahme bei Bankiers und Speculanten aller Art. Manche gründeten auf die durch Walker erwarteten Reformen die Hoffnung eines großen Vermögens durch leichte Erwerbung ungeheuerer Ländereien; andere wollten den Kanal von Ocean zu Ocean durch Nicaragua graben und dann Anspruch machen auf das Monopol, den Verkehr der Nationen auf dieser Straße zu leiten; andere träumten von einem neuen Sklavenstaate, der baldigst der Union zu incorporiren sein werde. Man hielt große Versammlungen, brachte Geld und Truppen zusammen, man stellte vor, wie die Anlage eines Kanals durch Nicaragua, mit Benutzung des San-Juanflusses und des Nicaragua-, möglicherweise auch des Managuasees keine unüberwindlichen Schwierigkeiten biete. Man erhob Walker zu einem großen Manne, man pries die Uneigennützigkeit, mit der er die Präsidentenwürde ausgeschlagen habe; die Macht habe er verschmäht und nur das Recht, für die Freiheit Nicaraguas zu sterben, behalten. Verkannt von seinem Vaterlande, öffentlich als Flibustier bezeichnet, habe er allen innern und äußern Feinden widerstanden, sie besiegt und zerstreut. Seine große Seele zeige sich auch in seinen bescheidenen Bulletins, in denen er seinen Sieg verkünde. Ohne seine Verluste zu verhehlen, übergehe er seine eigenen Heldenthaten mit Stillschweigen und rühme nur diejenigen seiner Waffengefährten. Er sehe nichtsdestoweniger voraus, daß er seinen zahlreichen Feinden unterliegen könne, aber er wäre glücklich sein Blut für die Freiheit zu vergießen; er würde sich für seinen Tod mit dem Gedanken trösten, daß sein Vaterland einst die Früchte seiner Arbeiten genießen werde. „Ist es nicht", rief ein Bankier, der 100000 Dollars in der Invasion von Nicaragua angelegt hatte, begeistert aus, „das Herz Washington's mit dem Kopf und Genie Napoleon's!" Diejenigen aber, die an der Eroberung Centralamerikas aus Gewissensbedenklichkeiten Anstoß nahmen, wies man darauf hin, daß, wenn man selbst nicht zugreife, die Engländer kein Bedenken tragen würden, eine so leichte Eroberung zu machen.

Da indeß die Regierung der Vereinigten Staaten zögerte, den factischen Zustand der Dinge als zu Recht bestehend anzuerkennen, so wiesen auch Guatemala, Honduras und Costa-

rica jeden diplomatischen Verkehr mit der neuen Regierung in Nicaragua ab. Dazu wurden sie natürlich von England noch mehr ermuntert. Costarica wurde sogar mit Waffen von England aus versehen. Nachdem die Costaricaner den von Walker gesandten Oberst Schlesinger mit seinen Begleitern schimpflich aus dem Lande gejagt, erließ Walker eine Kriegserklärung gegen Costarica. Am 27. Febr. 1856 wurden von Don Juan Rafael Mora, dem Präsidenten von Costarica, die 12 Mitglieder der Legislatur dieses Staats zu San-José zusammenberufen. Der Congreß erkannte dem Präsidenten die einstweilige Dictatur zu und stellte alle Kräfte des Landes zu seiner Verfügung, um die Flibustier aus ganz Centralamerika zu verjagen. In wenigen Tagen versammelten sich 3000 Mann zu diesem Kampf. Walker beorderte den Oberst Louis Schlesinger, in das Departement Guanacaste an der Grenze von Costarica einzurücken. Schlesinger, ein deutscher Jude, war wegen seines heftigen, eigensinnigen und despotischen Charakters verhaßt, dazu der Feigheit verdächtig. Das Corps von 207 Mann, das unter seinen Befehl gestellt wurde, bestand dazu aus lauter ungeübten Rekruten, französischer, deutscher und nordamerikanischer Nationalität. Einige Meilen von Guanacaste, bei einem Landhause Santa-Rosa, kam es zu einem Gefecht mit den costaricanischen Truppen (20. März), in welchem die letztern einen vollständigen Sieg davontrugen. Schlesinger entzog sich der Anklage auf Feigheit durch die Flucht. Die Costaricaner unter dem Commando des Barons von Bülow, eines deutschen Offiziers, rückten nach ihrem Siege bei Santa-Rosa weiter nach Norden und zerstörten Virgin-Bai und San-Juan-del-Sur. Walker, der seine Truppen in Granada concentrirt hatte, zog den Feinden entgegen. Zu Rivas schlug man sich am 11. April, beiderseits mit Hartnäckigkeit und Tapferkeit, und beide Theile schrieben sich den Sieg in diesem blutigen Gefecht zu. Walker zog sich nach Granada zurück, um sich zu einem entscheidenden Angriff zu rüsten. Übrigens waren die Costaricaner, trotz ihrer numerischen Überlegenheit, im Nachtheil. Denn sie waren auf das feste Land beschränkt, das mit seinem tropischen Pflanzenwuchse und seinen Sümpfen ihnen Hemmungen und Leiden aller Art bereitete, während Walker mit Vortheil die Dampfschiffahrt auf dem Nicaraguasee benutzen konnte. Dazu lichtete die Cholera die Reihen der Costaricaner, sodaß dieselben sich denn entschlossen, ohne weitern Kampf sich in ihr Land zurückzuziehen. Die Folge war, daß die andern centralamerikanischen Staaten ihre Truppenwerbungen einstellten und die schon geworbenen Rekruten entließen.

Während der Süden und Westen der Republik Nicaragua der Schauplatz solch blutiger Begebenheiten war, schienen sich auch im Osten wichtige Veränderungen vorbereiten zu wollen. Auf einen großen Theil der atlantischen Seite von Nicaragua, der unter dem Namen Mosquitoküste oder Mosquitia bekannt ist und von einem elenden, rohen Indianerstamm bewohnt wird, hatten die Engländer schon seit dem 17. Jahrhundert Ansprüche gemacht. Sie hatten diesen kleinen District zum Königreich erklärt und dem Reiche Fürsten aus den Eingeborenen octroyirt. Diese Herrscher besaßen natürlich außer dem Titel und einer exceptionellen Bekleidung mit Hosen, einem rothen Rock oder einer britischen Marineuniform, keine andern Prärogative als den Anspruch auf eine unbeschränkte Quantität Jamaica-Rum, und unter dem Einfluß dieses edeln Getränks verschenkten sie mit königlicher Freigebigkeit große Strecken Landes an britische Unterthanen. Nachdem man angefangen hatte, die Wichtigkeit der Lage des Hafens San-Juan-del-Norte einzusehen, wurden die Ansprüche des Mosquitokönigreichs auch auf diesen Hafen ausgedehnt und 1848 durch englische Kriegsschiffe geltend gemacht. Die Stadt wurde dann zu Ehren des damaligen Gouverneurs von Jamaica Greytown getauft. Vergeblich entfernten die Bewohner, nach Abzug der Engländer, die Mosquitoflagge; die Engländer erschienen aufs neue, drangen auf dem San-Juanflusse und dem Nicaraguasee bis Granada vor und erzwangen die Anerkennung ihrer Ansprüche. Indeß überwog doch bald der amerikanische Einfluß den englischen in diesen Gegenden. Als die Vanderbilt'sche Transitgesellschaft den Hafen San Juan-del-Norte zum atlantischen Ausgangspunkt ihrer Straße durch Nicaragua gemacht hatte, fing der Ort an sichtbar aufzublühen. Allein die amerikanische Regierung schickte ein Kriegsschiff vor den Hafen, welches 1854 im Juli, unter dem nichtigsten Vorwande, die wehrlose Stadt bombardirte und in Asche legte. Auf den von der Mosquitomajestät gemachten Schenkungen waren schon vor dem Jahre 1854 zwei oder drei Colonisationsversuche gemacht worden, die aber alle verunglückten. Jene Schenkungsurkunden waren dann 1852 von einem gewissen Kinney bedingungsweise angekauft worden, und auf diese sich stützend, erschien dieser Abenteuerer mit einer Anzahl von Genossen gegen Ende 1854 in Greytown, um von hier aus eine ähnliche Rolle wie Walker zu spielen. Er schlug Walker vor, ihn als Befehlshaber der Armee von Nicaragua anzuerkennen, wenn

Walker ihn (Kinney) als Gouverneur des Mosquitogebiets anerkennen wolle. Walker gab dem Überbringer des Briefs, der diesen Vorschlag enthielt, zur Antwort: „Sagen Sie dem Mrs. Kinney oder Oberst Kinney oder Gouverneur Kinney, oder wie er sich betiteln mag, wenn er sich in die Angelegenheiten des Gebiets von Nicaragua einmischt und ich kann seiner habhaft werden, so werde ich ihn ganz bestimmt hängen lassen." Im September 1855 legte Kinney sein Gouverneuramt nieder und erschien selbst in Granada, durfte jedoch ungehängt wieder abreisen, da er Freunde hatte, auf die Walker Rücksicht nehmen mußte. Durch ein Decret vom 8. Febr. 1856 wurde nun die Mosquitoküste mit dem Hafen San-Juan-del-Norte förmlich von der Regierung von Nicaragua annexirt. Im April 1856 stand Walker auf der Höhe seiner Macht und seines Glücks. Die Nachbarstaaten hatten ihre feindliche Stellung aufgegeben. Auch im Innern schien es seinem systematischen und furchtlosen Terrorismus gelungen zu sein, die Ruhe zu sichern. Alle Macht lag in seinen Händen. Der Präsident Patricio Rivas war eine so unbedeutende Persönlichkeit, daß Walker ihn deshalb im April 1856 aufs neue zum Präsidenten wählen ließ und ihn seinem Nebenbuhler Mariano Salazar vorzog. Seiner Armee fehlte es nicht an frischen und brauchbaren Rekruten, die mit Büchse und Revolver vortrefflich umzugehen verstanden und zu ihrem Eintritt in die Armee von Nicaragua weiter keiner Empfehlungen oder Legitimationspapiere bedurften. Diese Kerle, denen die Polizei von Neuyork und San-Francisco möglichst aus dem Wege gegangen war, wußte Walker so sanft wie Lämmer zu machen. Mehrere seiner besten Offiziere waren Deutsche, so Bruno von Natzmer. Derselbe war früher Fähnrich in preußischen Diensten gewesen, kam 1851 mit Graf Hermann von Lippe nach Costarica, wo letzterer ein Handelshaus gründete, an dem Natzmer betheiligt war. Nach der Liquidation des Hauses Lippe u. Comp. trieb sich Natzmer eine Zeit lang mit verschiedenen Lebensplanen, deren Ausführung aber verunglückte, in Costarica umher und schloß sich dann an Walker an.

Walker, der, wie es schien, so von allen Seiten gesichert war, scheute sich nicht vor einer Maßregel, die nicht blos ein Verbrechen, sondern auch ein Fehler war, die den Wendepunkt in seiner Laufbahn herbeiführte und die centralamerikanischen Staaten der noch nicht gewürdigten Früchte amerikanischer Civilisation berauben sollte. Im Jahre 1850 hatte sich nämlich in Neuyork, als der Verkehr mit Californien immer größere Dimensionen annahm, unter den Auspicien zweier reicher Kapitalisten, Vanderbilt und White, eine Compagnie gebildet, zu dem Zweck, durch das Gebiet von Nicaragua einen Schiffahrtskanal anzulegen. Mit der Regierung von Nicaragua wurde deshalb ein Vertrag geschlossen. Bei genauerer Untersuchung des Terrains fand man indeß aus, daß die Kanalanlage ein zu kostspieliges Unternehmen sei, und so wurde denn anstatt des Kanals eine Transitstraße, die von San-Juan-del-Norte oder Greytown (mit Benutzung des San-Juanflusses und Nicaraguasees) nach San-Juan-del-Sur führte. Die Straße wurde 1852 eröffnet, und trotz der Concurrenz der Panamaroute machten die Unternehmer glänzende Geschäfte. Die Regierung von Nicaragua hatte sich für die Privilegien, die sie der sogenannten Accessory-Transit-Company ertheilt hatte, ausbedungen, daß die letztere ihr jährlich 10000 Dollars und 10 Proc. vom Reingewinn auszahlen sollte. Im Jahre 1855 entstanden Streitigkeiten über die beiderseitigen Rechnungen. Man einigte sich endlich über ein Schiedsgericht, und von beiden Seiten waren schon die Schiedsrichter ernannt, als Walker gewaltthätig auf das gesammte Eigenthum der Compagnie an Schiffen, Gebäuden und Waaren Beschlag legte und die Compagnie ihres Privilegiums beraubte. Das Eigenthum, welches einen Werth von 700000 bis 1 Mill. Dollars repräsentirte, behielt die Walker'sche Regierung für sich, während das Transitprivilegium auf Edmund Randolph und Genossen übertragen wurde. Randolph war Advocat in San-Francisco und hatte Walker bei dessen Operationen in Mexico und Centralamerika unterstützt. Er war zugleich der Agent eines bedeutenden Bankierhauses in San-Francisco, das die Expedition Walker's mit Kapitalien gefördert hatte und durch das Transitprivilegium für seine Auslagen entschädigt werden sollte. Daß die Finanzwirthschaft Nicaraguas auch unter Walker's Regiment nicht zu den glänzendsten Seiten des Staatslebens gehörte, kann nicht befremden. Walker suchte sich durch hohe Steuern und Zölle und durch Confiscation des Eigenthums seiner Gegner zu helfen. Es kam auch wol vor, daß die Amerikaner mit Bons bezahlten, die von irgendeinem Commandanten unterzeichnet waren.

Es war natürlich, daß Walker durch jene Gewaltthätigkeit gegen die Vanderbilt'sche Transitgesellschaft die neuyorker Kapitalisten gegen sich aufbrachte, und man begann einzusehen, daß jene Gemeinschaft mit dem Flibustier, wie man jetzt anfing ihn zu bezeichnen, eine höchst zweifelhafte Speculation sei. Trotz dieser Vorgänge und der gerechten Entrüstung der Geldaristokratie

Neuyorks erkannte das Cabinet von Washington die Regierung von Nicaragua in gewisser Weise an, indem der Präsident Pierce die Botschaft des von Walker an ihn abgesandten Paters Augustin Vijil (eines lustigen und sittenlosen Priesters) entgegennahm. Außer dem Wohlwollen und der Unterstützung der neuyorker Geldmänner sollte sich Walker aber auch noch anderweitig die Sympathien der Amerikaner verscherzen, selbst im Süden der Vereinigten Staaten, wo man ganz besonders für ihn begeistert gewesen war. Ein cubanischer Flüchtling nämlich, Goicuria, den er nach England senden wollte, hatte sich wegen der in Bezug auf Cuba beabsichtigten Politik mit ihm überworfen und im Ärger darüber in den neuyorker Zeitungen die Correspondenz mit Walker bekannt gemacht. In derselben instruirte er den Cubaner, dem britischen Cabinet darzulegen, daß er die Gründung eines mächtigen südlichen, nach militärischen Principien regierten Föderativstaats im Auge habe: das sei das einzige Mittel, dem Vorwärtsdringen der Vereinigten Staaten nach Südosten eine Schranke zu ziehen, und dazu wolle er sich des Beistands der europäischen Westmächte versichern. Diese vertraulichen für England bestimmten Mittheilungen, in denen noch obendrein die Demokraten des Nordens als schmuzige, ekelhafte Yankees bezeichnet wurden, und die Aussicht auf eine Sprengung der Union mit Hülfe gerade desjenigen Volks, dessen Politik in Bezug auf amerikanische Verhältnisse man am eifersüchtigsten überwachte, beleidigte natürlich das Nationalgefühl der Amerikaner. Höchstens die extreme Partei, die der Ausbreitung der Sklaverei alle andern Interessen zu opfern bereit war, fühlte sich von Walker immer noch nicht abgestoßen.

Was den Punkt der Sklaverei betraf, so war Walker freilich untadelhaft, ein Demokrat (im nordamerikanischen Sinne) vom reinsten Wasser. In einem Bericht, den er über seine Thätigkeit in Nicaragua veröffentlicht hat, gesteht er, daß seine Hauptziele die gewesen seien, den Grundbesitz von Nicaragua durch Decrete und Chicane allmählich seinen rechtmäßigen Eigenthümern zu rauben und seinen Raubgenossen in die Hände zu spielen, und außerdem die Sklaverei in Nicaragua einzuführen, „die edelste und trefflichste Civilisationsform", wie er sie nannte. Mit tiefem Bedauern spricht er davon, daß leider auch die Stifter der Union von der „Hundewuth", die im 18. Jahrhundert grassirt habe, angesteckt gewesen seien, daß sogar Hamilton und Washington in gewissem Grade unter dem Einfluß der Rousseau'schen „Verrücktheiten von Gleichheit und Brüderlichkeit" gestanden hätten, und daß Jefferson diese Ideen gehegt habe, „just als ob sie die Früchte der Vernunft und Philosophie seien". Erst in neuerer Zeit sei in den Vereinigten Staaten das wahrhaft segensreiche und conservative „Wesen der Sklaverei" erkannt worden, und man habe sich von dem verderblichen Einfluß europäischer Vorurtheile befreit. Nach solchen Grundsätzen suchte Walker Nicaragua zu regeneriren, und zwar, wie er sich vorsichtig ausdrückt, durch „Reorganisation der Arbeitsverhältnisse". So wurde denn auch in Nicaragua durch Decret vom 22. Sept. 1856 die Abschaffung des seit 1824 bestehenden Sklavereiverbots verfügt.

Aber auch der extremen demokratischen Partei, als deren warmer Anhänger Walker sich zeigte, wurde seine Sache mehr aus den Augen gerückt, als 1856 die Umtriebe und Kämpfe für die Präsidentenwahl begannen und es sich um die Entscheidung zwischen dem republikanischen Fremont oder dem demokratischen Buchanan handelte. Desto beharrlicher aber arbeitete Vanderbilt, Walker immer neue Feinde in Nicaragua zu schaffen. Das aber hielt nicht schwer. Hatte doch Walker offen genug seine Verachtung gegen die Creolenrasse ausgesprochen und an den Tag gelegt; hatte er doch Centralamerika einem Düngerhaufen verglichen, der gut genug wäre, neue angloamerikanische Elemente zu befruchten. Durch diese Stellung der spanischen Rasse gegenüber war er thöricht genug, den Kampf zu einem nationalen zu machen, und der Haß gegen die Fremden ist bei den Spaniern ein noch stärkeres Motiv als die Liebe zum Vaterlande. Selbst Rivas emancipirte sich von dem gewaltigen Druck, den Walker auf ihn geübt hatte, zog mit 600 Mann nach Leon und erklärte seinen Tyrannen für einen Usurpator, wogegen dieser jenen als Rebellen bezeichnete. Walker erließ am 20. Juni 1856 eine Proclamation, in der er sich über den Undank beschwerte, der ihm und den Seinigen für die dem Lande erwiesenen Wohlthaten, die Kämpfe, Leiden, Opfer und Entbehrungen zum Lohne geworden sei. Kurz darauf, am 25. Juni, ließ er sich selbst zum Präsidenten erwählen, obschon die Constitution ausschließlich auf Eingeborene das Recht, zu Präsidenten gewählt zu werden, beschränkte. Auch nur die Städte hatten wirklich gewählt, die von den Truppen Walker's besetzt waren. Salazar, der eine Erhebung gegen das Flibustierregiment unternahm, früher aber dasselbe sogar mit Geld unterstützt hatte, wurde in der Fonsecabai gefangen genommen und in Granada auf dem Marktplatze erschossen, wodurch Walker sich zu gleicher Zeit von einem gefährlichen Feinde und einem lästigen Gläubi-

ger befreite. Bald standen 3—4000 Nicaraguenser in Waffen gegen Walker. Indeß war dies nicht die einzige Gefahr, die ihn bedrohte. Denn inzwischen hatten sich auch die andern centralamerikanischen Republiken gegen die aufgedrungene amerikanische Herrschaft in Nicaragua, die auch ihre nationale Selbständigkeit über kurz oder lang vernichten mußte, zu gemeinsamer Thätigkeit geeinigt. Hatte doch Walker schon 1855 mit gewaffneter Macht sich in einen Streit zwischen Guatemala und Honduras gemischt, indem der in Honduras von dem Dictator Rafael Carrera von Guatemala gestürzte Präsident Cabañas die Amerikaner in Nicaragua zu Hülfe gerufen hatte. Die Truppen der gegen Walker alliirten Staaten glänzten zwar weder durch ihre Ausrüstung, noch durch ihre Tapferkeit, noch waren sie durch andere militärische Tugenden hervorragend. Die reguläre Streitmacht von Guatemala bestand aus kaum mehr als 500 Mann, meist braune barfüßige Indianer in weißen Zwillichhosen und leinenen Jacken oder Hemdärmeln, mit schlechten Waffen. In Kriegszeiten mußten außerdem noch einige tausend Milizen gestellt werden, die aber ganz unwirksam waren. Dazu waren die Staatskassen häufig so leer, daß die Beamten und Soldaten monatelang ohne Sold dienen mußten. In Honduras zählte die reguläre Macht kaum 200 Mann, und auch hier wie in Salvador gehörten die Finanzen zu den schwächsten Seiten des politischen Zustandes. Costarica war von den centralamerikanischen Republiken die am besten regierte, mit einer fast ungemischten spanischen Bevölkerung, ohne Schulden, ohne religiöse Bigoterie, ohne Anarchie. Seine Truppen waren von dem deutsch-polnischen Oberst Salisch und dem preußischen Lieutenant von Bülow (der zur Leitung der deutschen Colonisation nach Costarica gekommen war und 1856 an der Cholera starb) in europäischer Kriegskunst geübt worden. Ein Deutscher war es auch, der besonders das Zustandekommen des Bundes gegen Walker bewirkt hatte. Derselbe, Streber mit Namen, war früher Assessor in Berlin gewesen, von hier 1848 nach Dessau geflüchtet, 1849 nach Nicaragua ausgewandert, wo er in Granada eine Gastwirthschaft hielt. Endlich ging er nach Costarica, und hier gelangte er zu großem Einfluß.

Die in Leon vereinigten Contingente der drei nördlichen Republiken Honduras, Salvador und Guatemala betrugen kaum mehr als 5000 Mann, mit Inbegriff der in Nicaragua selbst ausgehobenen Mannschaft, während die Costaricaner vom Süden mit etwa 2000 Mann operirten. Als der Kampf begann, hatte Walker noch den großen Vortheil der freien Wasserverbindung nach Osten. Nach mehreren unentschiedenen Gefechten wurde er auf Granada beschränkt. Da er indeß bald sah, daß er nicht zugleich die Transitroute und Granada behaupten konnte, beschloß er letzteres aufzugeben und niederzubrennen. Diese Aufgabe übertrug er dem Ungarn Henningsen. Er selbst zog nach Virgin-Bai an der nur 12 englische Meilen breiten Landenge zwischen dem Nicaraguasee und dem Stillen Ocean. Ehe Henningsen mit der ihm aufgetragenen Zerstörung der Stadt Granada fertig war, wurde er von einem 1700 Mann starken feindlichen Heere umringt und von jeder Verbindung mit dem See abgeschnitten. Die 400 Mann, die unter seinem Befehl standen, waren bald durch Scharmützel und Krankheiten auf 80—100 waffenfähige Männer reducirt. Zu ihrem Glück entstanden Differenzen zwischen den Generalen Zavala und Belloso, die das Belagerungscorps commandirten, welche Differenzen damit endeten, daß Belloso sich mit 1200 Mann zurückzog. So konnte es einem von Walker entsandten Trupp von 180 Mann am 12. Dec. gelingen, sich durch die Feinde mit einem Verlust von 60—80 Mann an Todten und Verwundeten durchzuschlagen und Henningsen's Abtheilung wieder mit dem Hauptcorps zu vereinigen. Walker concentrirte nun seine Truppen in Virgin-Bai und besetzte einige Tage darauf die drei englische Meilen davon entfernte Stadt Rivas.

Gegen Ende des Jahres 1856 war Walker noch immer im Besitz der Transitroute, auf der ihm fortwährend Hülfsmittel zufließen konnten, sodaß, trotz der Verheerungen, welche Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln unter den Seinigen anrichteten, noch immer Aussicht blieb, daß er schließlich seine Feinde besiegen würde. Allein in der letzten Woche des Jahres führten die Costaricaner einen Handstreich aus, der diese Hoffnungen vernichtete. Mittels eines durch den Engländer Webster und den Nordamerikaner Spencer kühn und geschickt entworfenen und energisch ausgeführten Plans warfen sie 1100 Mann an den San-Juanfluß, bemächtigten sich der drei den Lauf desselben beherrschenden Forts und aller sechs oder acht Dampfschiffe, die ihn befuhren. Die Transitgesellschaft von Vanderbilt, die Walker so gewaltthätig beraubt und zu Grunde gerichtet, hatte Spencer mit den Mitteln zur Ausführung jenes Plans versehen. So wurde denn der San-Juanfluß gesperrt. Im Anfang des Jahres 1857 sollen in Neuyork und Neuorleans 2500 Rekruten bereit gewesen sein, Walker zu Hülfe zu eilen. Um den Bedrängten zu erreichen, mußte die Wasserstraße wieder geöffnet werden. Ein Corps unter Scott, später

unter dem Oberst Lockridge, operirte zu diesem Zweck von Greytown aus und nahm, nachdem ein altes Flußdampfschiff ausgerüstet worden, das Fort Trinidad an der Mündung des Sarapiqui in den San-Juanfluß, welches die Besatzung wegen Mangel an Lebensmitteln und Munition hatte aufgeben müssen. Dagegen wurde ein Angriff auf ein weiter stromaufwärts gelegenes Fort, Castillo Viejo, unter Titus abgeschlagen. Lockridge versuchte noch eine Recognoscirung gegen das Castell von San-Carlos (an der Stelle gelegen, wo der San-Juanfluß aus dem Nicaraguasee tritt), überzeugte sich aber, daß seine Kräfte zu schwach seien, um dieses Fort anzugreifen, und damit zugleich, daß an eine Vereinigung mit Walker nicht zu denken sei. Das Corps löste sich darauf vollständig auf. Die Soldaten flüchteten sich an Bord zweier englischer Fregatten, die in Greytown lagen, wo sie unter der ausdrücklichen Bedingung aufgenommen wurden, daß sie nach den Vereinigten Staaten gebracht werden sollten. Diese Unglücklichen waren von Strapazen aufgerieben und fast alle fieberkrank. Walker erschien am 16. März, nachdem er Rivas verlassen hatte, vor San-Jorge, einem Dorfe in der Nähe von Rivas, und bombardirte es vom Morgen bis 4 Uhr nachmittags. Als ihn sodann die Alliirten von vorn angriffen, während General Ferez mit 500 Mann ihm in den Rücken fiel, mußte er sich, unter Zurücklassung vieler Todten, mit zwei Wagen voll Verwundeter eiligst zurückziehen. Am 23. März griffen die Verbündeten Rivas von verschiedenen Punkten an, mußten sich aber nach siebenstündigem Kampfe wieder zurückziehen. Denn Rivas war von Henningsen kunstgerecht befestigt worden, sodaß es ohne starke Artillerie nicht genommen werden konnte.

Während es dem General Cañas gelang, die entzweiten Verbündeten wieder zu einigen, und infolge dessen ihm selbst und José Joaquim Mora der Oberbefehl übertragen wurde, sodaß mehr Einheit in die Operationen der Centralamerikaner kam, sah sich Walker durch beständige Desertionen der Seinigen mehr und mehr geschwächt, und der Verlust, den er auf diese Weise erlitt, wurde nicht aufgewogen durch die Verstärkungen, die er nach und nach an sich zog. Dabei nahm die Hungersnoth so entsetzlich zu, daß man sich genöthigt sah, Leder als Nahrungsmittel zu gebrauchen. Am 4. April brannte Walker die ganze Stadt Rivas mit Ausnahme der stark befestigten Häuser um den Markt nieder. Vergebens erwartete man jeden Tag die Nachricht, daß die Flußpassage wieder geöffnet wäre; und je länger man so vergebens hoffte, desto mehr nahm die Desertion der Amerikaner zu. Am 11. April versuchten die Verbündeten einen Sturmangriff, der aber vorzüglich durch Henningsen zurückgeschlagen wurde. Die Centralamerikaner sollen an jenem Tage 400 Todte und Verwundete und an 100 Gefangene verloren haben. Als gegen Ende des Monats die Noth der Belagerten die höchste Höhe erreicht hatte und der ganze Vorrath nur noch aus zwei abgemagerten Rindern, zwei Pferden und zwei Eseln bestand, erschien ihnen unerwartet ein Retter in der Person des Kapitäns Davis von der amerikanischen Corvette St.-Mary's. Derselbe war von seiner Regierung durch Instruction vom 19. Jan. beauftragt worden, die Rettung der eingeschlossenen Flibustier zu bewerkstelligen, falls dieselben unterliegen sollten. Am 30. April begab sich der amerikanische Kapitän zu Hrn. Mora. Er mußte bei diesem sogleich williges Gehör gefunden haben, denn nach halbstündiger Conferenz wechselte er bereits Schreiben mit Walker und hatte dann mit den Repräsentanten des letztern Zusammenkünfte. Am 1. Mai unterzeichnete er die Convention und übersandte sie Walker, der sie ebenfalls unterschrieben zurückschickte. Die Capitulation bestimmte: „Walker und sein aus 16 Offizieren bestehender Stab verlassen mit Degen, Pferden und ihrer persönliche Habe Rivas, begeben sich, unbelästigt vom Feinde, nach San-Juan-del-Sur und werden von dort auf der St.-Mary's unentgeltlich nach Panama gebracht. Alle übrigen, Gemeine und Unteroffiziere, Train u. s. w. ergeben sich mit ihren Waffen an Kapitän Davis, der sich verpflichtet, sie sicher und ungehindert nach Panama zu schaffen. Allen zu Rivas befindlichen Eingeborenen des Landes (40 an der Zahl) wird Schutz für Leben und Eigenthum gewährleistet. Diejenigen Offiziere, die Familie haben, dürfen sich noch in San-Juan-del-Sur unter dem Schutze des amerikanischen Consuls aufhalten, bis sie eine passende Reisegelegenheit nach Panama oder San-Francisco finden." Die Gesammtzahl derer, welche die Waffen streckten, ohne die Offiziere, betrug 240. Davis, der Walker nach Panama geleitete, wo wegen der gerade obschwebenden Differenzen ein nordamerikanisches Geschwader lag, sah sich von seinem Schützling mit solchen Schmähungen überhäuft, daß der letztere von dem Commodore Mervine als Kriegsgefangener behandelt wurde. Titus, der wegen Feigheit sich bei seinen Genossen verächtlich gemacht hatte, ging nach Neuyork, ebenso Henningsen, der einzige Gentleman der ganzen Bande, der sich daher auch seiner Kameraden schämte. Am 2. Mai ward der zu San-Juan-del-Sur liegende Kriegsschooner Walker von der St.-Mary's in Beschlag genommen und den Verbündeten überliefert. Gegen sein

gegebenes Wort ließ Walker die Kanonen und Munition, die er hätte übergeben sollen, zertrümmern und vernichten.

In dem officiellen Blatte, dem „Nicaraguense", war einige Monate vorher ein Artikel zu lesen gewesen, der die Armee Walker's mit den Hauptarmeen Europas verglich und zu dem Schlusse kam, daß man nichts Erhabeneres sehen könne als jene Leute, von denen jeder ein Held und befähigt sei, im alten Europa wenigstens Escadrons- oder Bataillonschef zu sein. Augenzeugen, deren Unparteilichkeit nicht bezweifelt werden kann, haben sich solchen Eindruck nicht zu eigen machen können. Von einer Uniformirung der Truppen war keine Spur. Französischer Frack, Tuchrock, Matrosenjacke, Bluse hatten gleiche Berechtigung und zeigten alle dieselbe Eigenschaft der Fadenscheinigkeit, des Schmuzes und der Abgerissenheit; nur wenige waren geflickt. Die meisten dieser Helden hatten jedoch keine Oberkleider, sondern erschienen in buntfarbigen Hemden und Beinkleidern, selbst einige Obersten und Majore begnügten sich mit dieser Toilette. Ebenso große Mannichfaltigkeit zeigten die Kopfbedeckungen. Einige Offiziere, dem Generalstab angehörig, in blauen Waffenröcken und Filzhüten mit breiten Rändern, Federn und Cocarden, erschienen wie Stutzer ihren Kameraden gegenüber. Alle Offiziere trugen rothe Halsbinden. Gegen die Eingeborenen stach diese Armee doch noch immer vortheilhaft ab durch den Besitz von blank geputzten Feuerwaffen und von Schuhen oder Stiefeln. Die Offiziere trugen außer dem Säbel auch Revolver. So mannichfaltig die Kleidung, so mannichfaltig war auch die Nationalität der Truppen. Die stärksten Contingente lieferten die Vereinigten Staaten, Deutschland und Irland. Die Deutschen waren bei Walker sehr beliebt, weil sie die Verlaßlichsten waren und sich weniger zu Zänkereien hinneigten als die übrigen. Viele von diesen waren Militärpflichtige oder Leute, die in Neuyork ohne Beschäftigung lebten und durch die Noth oder durch die Aussicht auf hohen Sold und Landbesitz verlockt wurden. Mehrere wurden getäuscht unter der Vorspiegelung, daß man ihnen Land schenken werde, ohne daß man sie von der Bedingung einer vorhergehenden sechsmonatlichen Dienstzeit in Kenntniß gesetzt hatte. Der Grundzug der Armee im allgemeinen war Roheit, die nur zu frühzeitig in viehische Bestialität ausartete, Neigung zu den willkürlichsten Gewalt- und Greuelthaten, die in unserm Jahrhundert, selbst im Kriege, entsetzlich erscheinen. Kriegsgefangene wurden in der Regel nicht gemacht, und wenn es ausnahmsweise geschah, so war das für die Gefangenen nur eine Galgenfrist. Denn, sagte man, bei den schlechten Wegen und in Wäldern seien die Gefangenen zu schwer zu überwachen und zu transportiren.

Die Truppen bekamen eine monatliche Löhnung von 30 Dollars, die aber bei dem Werth der Papiere nur $2^1/_2$—3 Dollars vorstellten, also kaum hinreichten, um den immer durstigen Flibustiern ihr dringendstes Lebensbedürfniß, den Grog, zu verschaffen. Ihre Verpflegung bestand in einer Fleischportion und der landesüblichen Tortilla, einem Maiskuchen. Brot war ein Luxusartikel, da die Zufuhren aus den Vereinigten Staaten sehr unregelmäßig waren. Außerdem bekamen sie Thee, Zucker, Pfeffer, Senf und Salz. Kleidungsstücke konnten sie aus den Vorräthen der Regierung, wenn solche vorhanden waren, für den Einkaufspreis bekommen, und die Offiziere zogen es vor, ihr Papiergeld auf diese Art los zu werden. Da die Hälfte der großen Häuser von der Regierung confiscirt oder von ihren Einwohnern freiwillig verlassen worden waren, so waren die Quartiere gut. Der Gesundheitszustand war schlecht, die Sterblichkeit groß. Die angestrengten Märsche, das Campiren des Nachts im Freien, die tropischen Regen, die ungewohnte Nahrung, schlechtes Trinkwasser, das ungesunde Klima von Granada und das Übermaß geistiger Getränke und andere Ausschweifungen wirkten verderblicher als die Gefechte.

Am 1. Mai 1857 erließ Walker an seine Leute einen Tagesbefehl, in dem folgende Äußerungen vorkamen: „Indem der Oberbefehlshaber für jetzt von den braven Kameraden, die durch Freud und Leid an unserer Sache festgehalten haben, scheidet, spricht er den Offizieren und Soldaten unter seinem Befehl den tiefsten und innigsten Dank aus. Durch die Feigheit einiger, die Unfähigkeit anderer und die Verrätherei vieler in unsere jetzige Lage gebracht, können wir uns doch sagen, daß die Armee ein Blatt der amerikanischen Geschichte geschrieben hat, das nicht zu vergessen und nicht auszulöschen ist. Von der Zukunft, wenn auch nicht von der Gegenwart dürfen wir ein gerechtes Urtheil erwarten." Nach Walker's officiellem Organ, dem oben erwähnten „Nicaraguense", sind im ganzen nach und nach 7000 Mann zu ihm gestoßen. Hält man diese Zahl auch für übertrieben und bringt man auch Hunderte von Ausreißern in Rechnung, so muß dennoch die Zahl der Umgekommenen beträchtlich gewesen sein. Freilich fielen auch viele dieser rohen Gesellen nicht durch die feindlichen Waffen, sondern erlagen den Krank-

heiten, die sie sich zum Theil durch ihre wüsten Ausschweifungen zugezogen hatten. Walker wurde von Panama nach Aspinwall gebracht und traf am 27. Mai mit seinem Stabe in Neuorleans ein. Zehntausend Menschen empfingen ihn und geleiteten ihn nach St.-Charleshotel. In Neuorleans hielt er öffentliche Reden, in denen er erklärte, daß er die „gute Sache" nicht aufgeben, daß er nächstens nach dem „Schauplatz seiner Thaten" zurückkehren würde. Dabei stellte er sich bald als adoptirten Nicaraguaner und Regenerator seines Adoptivvaterlandes dar, bald legte er den Nachdruck auf seine Abstammung aus den Vereinigten Staaten, und daß er eingedenk derselben Centralamerika habe amerikanisiren und in die Union einführen wollen. Darauf begab er sich nach Washington, um sich dem Präsidenten Buchanan vorzustellen. In der Zusammenkunft, die ihm Buchanan gewährte, sowie in einem später an denselben gerichteten offenen Briefe geberdete er sich noch als „einzig rechtmäßiger Präsident von Nicaragua", beschwerte sich aufs bitterste über die „Intervention" des Kapitäns Davis und sprach in trotzigem Tone die „bestimmte Erwartung" aus, daß die „Regierung der Vereinigten Staaten Erklärungen abgeben, resp. Maßregeln ergreifen werde, um sich von aller Mitschuld an der Beschimpfung und Erniedrigung Nicaraguas durch ihre Offiziere zu reinigen". Von Washington begab sich Walker nach Neuyork, wo er indeß nur von 200 oder 300 Kerlen verrufenen Gesindels eingeholt und nach einer vor dem Stadthause errichteten Breterbühne geführt und von einem übelberüchtigten Winkelpolitiker bewillkommnet wurde, der ihm unter andern Lobeserhebungen auch die machte, daß er bei seinen Bemühungen um die Befreiung Centralamerikas „den Pelion auf den Ossian"(!) gethürmt habe. Als bald darauf 140 seiner Leute als armselige zu Gerippen abgehungerte, mit Wunden, Schmuz, Ungeziefer, Lumpen bedeckte Jammergestalten ankamen und meist sofort ins Armen- oder Krankenhaus geschafft werden mußten, ließ Walker sich in Neuyork nicht mehr öffentlich sehen und verschwand einige Tage darauf nach dem Süden. In Neuorleans war er denn aufs neue thätig, Vorbereitungen zu einer neuen Invasion zu treffen — Vorbereitungen, die auf der einen Seite durch die seit seiner Entfernung von dem Schauplatz seiner Heldenthaten in Centralamerika eingetretenen Veränderungen nicht gefördert werden konnten, auf der andern Seite aber durch die 1857 in den Vereinigten Staaten und dann auch in Europa grassirende Geldkrisis gehemmt werden mußten.

Die während des Kriegs gegen Walker mühsam aufrecht erhaltene Einigkeit zwischen den centralamerikanischen Staaten war sofort wieder gestört, als man die Aussicht erhielt, sich wieder der Ruhe und des Friedens zu erfreuen. Die kriegführenden Staaten hatten im Sinne, Nicaragua unter sich zu theilen, wurden aber durch den Präsidenten Buchanan an dieser Vermehrung ihrer Macht gehindert. Es mußte sich also Nicaragua wieder als selbständiger Staat organisiren. Aber kaum schien die gemeinsame Gefahr beseitigt, so standen die beiden von den Städten Leon und Granada als Demokraten und Aristokraten bezeichneten Parteien einander wieder in brennendem Hasse gegenüber, bereit zu einem neuen blutigen Kampfe um die Herrschaft. Streitigkeiten zwischen Costarica und Nicaragua über die Transitroute hatten sogar zu einer Kriegserklärung an Costarica von seiten Nicaraguas vom 19. Oct. 1857 geführt, wie denn schon ein alter Hader zwischen beiden Staaten über die im Süden der Transitstraße gelegene Provinz Guanacaste bestand. Indeß durch Vertrag, am 8. Dec. desselben Jahres zu Rivas unterzeichnet, erlangte Costarica das streitige Grenzgebiet längs des Sees von Nicaragua und des San-Juanflusses. Nicaragua hatte den General Tomas Martinez zum Präsidenten erwählt, der auch noch im Jahre 1861 diese Würde bekleidete.

Den Nordamerikanern mußte aber vor allen Dingen zunächst die Sicherstellung der Transitstraße durch das Gebiet von Nicaragua am Herzen liegen, und so ward denn im November des Jahres 1857 zwischen den Vereinigten Staaten und Nicaragua ein Vertrag geschlossen (realisirt am 28. März 1858 in Nicaragua), in welchem festgesetzt wurde: 1) die beiden Häfen an den Endpunkten der Straße werden zu Freihäfen erklärt; 2) die Neutralität der Straße wird, ohne Bezeichnung der Compagnien, von den Vereinigten Staaten garantirt; 3) allen Nationen wird die Straße mit gleichen Rechten eröffnet; 4) die Regierung der Vereinigten Staaten behält sich das Recht vor, die Post in eigenen Schiffen zu befördern; 5) amerikanische Bürger als solche können sich in Nicaragua niederlassen und Grundbesitz erwerben. Während die centralamerikanischen Staaten wieder unter sich haderten, gelangte durch diesen Vertrag die Verbindungsstraße unter nordamerikanische Aufsicht — Verlockung genug für Walker zu einem neuen Raubzuge.

Nachdem eine neue Expedition Walker's von Mobile aus, dem Haupthafen Alabamas, vereitelt worden war, wurde der Abenteuerer wegen abermaliger Umtriebe in Neuorleans

verhaftet, aber gegen eine Caution von 2000 Dollars wieder auf freien Fuß gesetzt. Walker wußte jedoch die jedenfalls geringe Wachsamkeit der Behörden von Neuorleans zu täuschen und er entkam mit einem Trupp von Gefährten, die er gesammelt hatte. Buchanan in seiner Botschaft an den Congreß sagte: „Ungeachtet unserer Vorsichtsmaßregeln ist die Expedition von unsern Gestaden entkommen. Solche Unternehmungen können unserm Vaterlande unmöglich nützen, sondern haben seinen Interessen und seinem Rufe bereits großen Schaden zugefügt. Sie haben die friedliche Auswanderung aus den Vereinigten Staaten nach Centralamerika verhindert, die nicht ermangeln könnte, allen Betheiligten zu hoher Wohlthat zu gereichen; vom pecuniären Gesichtspunkte allein haben unsere Bürger durch Sperrung der San-Juan-Transitroute schwere Verluste erlitten. Der Führer der neulichen Expedition wurde in Neuorleans verhaftet, aber gegen die ungenügende Bürgschaft von 2000 Dollars auf freien Fuß gesetzt. Ich empfehle den ganzen Gegenstand der ernsten Aufmerksamkeit des Congresses, indem ich glaube, daß unsere Pflicht und Interessen sowie unser Nationalruf es erfordern, daß wirksame Maßregeln ergriffen werden, um unsere Bürger von solchen Freveln abzuhalten."

Die neue Expedition, die Walker nun Ende 1857 unternahm, war ebenso resultatlos wie von kurzer Dauer. Nachdem er an der Mündung des San-Juanflusses gelandet und von einem Gebäude und einem zu Punta-Arenas liegenden Schooner Besitz ergriffen, erklärte ihm der Kapitän Chatard von einem in Greytown stationirten amerikanischen Kriegsschiff, er müsse das Gebäude wieder räumen und den Schooner herausgeben. Walker, dieser Aufforderung Folge leistend, wählte eine andere Stelle des Ufers, wo er einige kleine Hütten miethete und die Flagge von Nicaragua aufhißte, während er sein Lager das Hauptquartier des Heeres von Nicaragua und sich selbst den Oberbefehlshaber dieses Heeres nannte. Er nahm darauf am 4. Dec. ein kleines Fort am San-Juanfluß und vier Dampfschiffe. Inzwischen hatte sich die Nachricht von der Landung Walker's mit 200 Mann durch Costarica und Nicaragua verbreitet, und der Präsident Mora von Costarica erließ ein Aufgebot aller waffenfähigen Männer der Hochebene von San-José, deren Zahl man auf 8000 schätzt, um das Land zu vertheidigen, falls Walker einen directen Angriff gegen Costarica beabsichtigen sollte. Einstweilen sollten 400 Mann mit den Veteranos nach dem Sarapiqui marschiren. Am 6. Dec. traf der amerikanische Commodore Paulding ein und forderte Walker auf sich zu ergeben. Walker beklagte sich, daß er, „der Präsident von Nicaragua und Obercommandant des nicaraguaischen Heeres", von dem Kapitän Chatard eine unwürdige Begegnung erfahren habe, worauf ihn der Commodore derb zurecht wies. Unter anderm schrieb er ihm: „Indem Sie Punta-Arenas occupirten und sich den Commandeur-en-Chef der nicaraguaischen Armee tituliren, können weder Sie noch Ihre Genossen, die gesetzwidrige Abenteurer sind, mit Ihren Albernheiten irgendjemand täuschen. Sie und Ihre Leute verletzen durch die Stellung, die Sie hier eingenommen haben, die Gesetze Amerikas und schänden seine Ehre, indem Sie ein Volk bekriegen, mit dem wir in Frieden sind. Im Namen der Menschlichkeit, der politischen und bürgerlichen Gerechtigkeit, im Namen der Ehre sowol wie der Integrität der Vereinigten Staaten befehle ich Ihnen und Ihren Genossen, die Waffen unverzüglich zu strecken und sich auf jene Schiffe zu begeben, die ich Ihnen anweisen werde." Walker mußte denn gehorchen und wurde nach Neuyork eingeschifft, wo er am 27. Dec. ankam. Darauf stellte er sich in Washington, man fand aber keine Schuld an ihm. Commodore Paulding hatte indeß durch sein Einschreiten weder an Popularität bei seinen Landsleuten gewonnen, noch verdiente er sich lebhaften Dank in Washington. Der Präsident erklärte, „er habe einen schweren Fehler begangen", er habe nur die Landung verhindern sollen, wenn möglich, aber nicht auf fremdem Gebiete interveniren. Große Versammlungen wurden besonders im Süden gehalten, bei denen Walker wieder als Held des Tages erschien und gegen Paulding große Entrüstung ausgesprochen wurde. Der Gesandte von Nicaragua faßte freilich die Sache aus einem andern Gesichtspunkte auf, und statt sich über unbefugte Eingriffe Paulding's zu beklagen, sprach er vielmehr seinen wärmsten Dank aus, daß sein Vaterland vor der Heimsuchung eines neuen Raubzugs bewahrt worden war. Walker kam der Bewunderung seiner Landsleute durch seine Reden, die er an verschiedenen Orten hielt, wesentlich zu Hülfe. So erklärte er unter anderm am 20. Febr. 1858 in Nashville in Tennessee, daß er nur in die Fußtapfen von Aaron Burr und General Jackson trete, deren Bestreben es gewesen sei, das spanische Amerika zu amerikanisiren. Bei der Föderalregierung finde er keine Unterstützung wegen der feindseligen Stimmung zwischen dem Norden und Süden, die der Präsident sich veranlaßt sehe zu schonen. Bei andern Gelegenheiten gab er nicht undeutlich zu verstehen, daß in der Stille die Regierung seinen Planen günstig sei.

Nachdem die dem Helden dargebrachten Huldigungen sich erschöpft hatten, trat die Walker'sche Angelegenheit mehr in den Hintergrund. Dennoch hörte das immer thätige und immer vergrößernde Gerücht nicht auf, sich mit ihm von Zeit zu Zeit zu beschäftigen, den beiden Staaten Costarica und Nicaragua zu solchem Schrecken, daß sie sich zu einem „Schmerzensschrei" vereinigten und am 1. Mai 1858 eine von den beiden Präsidenten Tomas Martinez und Juan Rafael Mora unterzeichnete Erklärung, an Frankreich, Großbritannien und Sardinien gerichtet, erließen: „Da ein neuer Einfall der Flibustier aus den Vereinigten Staaten die Unabhängigkeit der beiden Freistaaten aufs neue zu gefährden droht und die Vereinigten Staaten selbst erklärt haben, daß sie die Neutralität Centralamerikas vor diesen Flibustiereinfällen nicht zu schützen vermöchten, so stellen die obengenannten Regierungen die Unabhängigkeit, Neutralität und Nationalität Nicaraguas und Costaricas unter den Schutz Frankreichs, Großbritanniens und Sardiniens und hoffen, daß dieselben die Küsten Centralamerikas nicht länger ohne Schutz und die künftige Straße des Welthandels nicht ohne Bürgschaften der Freiheit und Neutralität lassen werden." Solche Aufforderungen konnten nicht verfehlen bei den betreffenden Regierungen ein wohlwollendes Ohr zu finden. England schickte Sir William Gore Ouseley als besondern Gesandten nach Nicaragua, der denn auch am 18. Jan. 1859 einen Freundschafts-, Handels- und Schiffahrtsvertrag mit Nicaragua abschloß, sowie auch die englischen Kriegsschiffe auf der Westindischen Station Befehl erhalten hatten, Walker und andere Leute seiner Art bei einem neuen Landungsversuch als Piraten zu behandeln. Die Versuche Frankreichs, die Herrschaft über die Transitstraße zu erlangen, für welche Napoleon III. lange vor seiner Thronbesteigung, da er noch in einem französischen Gefängniß saß, ein so lebhaftes Interesse gezeigt hatte, führte nicht zum Ziele.

Schon im October des Jahres 1858 begegnen wir trotz alledem aufs neue den Spuren von Walker's rastloser Thätigkeit in einer Proclamation des Präsidenten Buchanan, welche die amerikanischen Bürger warnt, sich an einer dritten gesetzwidrigen Expedition gegen Nicaragua, die im Werke sei, zu betheiligen. Im September des folgenden Jahres mehrten sich die Gerüchte über eine neue Freibeuterexpedition gegen Nicaragua. Es gelangte die Nachricht nach Washington, daß am 1. Oct. 1858 ein Dampfer von Mobile nach Chiriqui abgehen werde, der nördlichsten Provinz des Isthmus von Panama, die schon besonders seit 1838 die Aufmerksamkeit der Nordamerikaner auf sich gezogen, weil man eine Straße durch dieselbe von Meer zu Meer projectirte, in der man außerdem auch früher Gold entdeckt hatte. Auch hörte man, daß sich in Neuorleans eine Menge von Leuten herumtreibe, von denen man wußte, daß sie an den frühern Freibeuterexpeditionen theilgenommen. Die Behörden weigerten daher jenem Dampfer die Erlaubniß aus Mobile auszulaufen. In der Nacht vom 3. auf den 4. Oct. entkam jedoch Walker mit seinen Genossen, da sie nicht bewacht waren. Am 7. Oct. gelang es aber dem Marschall der Vereinigten Staaten, der zu diesem Zweck Artillerie requirirt hatte, die Bande an der Mündung des Mississippi zu verhaften, ohne daß sie Widerstand leistete. Von dem Gericht wurden die Abenteuerer wieder von aller Schuld freigesprochen.

In den ersten Monaten des Jahres 1860 ward in den Vereinigten Staaten die allgemeine Aufmerksamkeit schon wieder auf die centralamerikanischen Verhältnisse gelenkt durch kleine Auswandererscharen, die von Neuorleans und andern Häfen des Südens der Union nach Centralamerika abgingen, und zwar, wie man sich erzählte, mit Wissen der Regierung in Washington. Im Juni 1860 zog Walker seinen Landsleuten nach und landete am 25. Juni auf Ruatan, einer der sogenannten Baiinseln. Auf diese Inseln hatte England Ansprüche erhoben, die sich angeblich auf eine Besitzergreifung von seiten englischer Holzfäller aus der Colonie Belize vom Jahre 1742 begründeten; die Berechtigung dieser Ansprüche wurde indeß von den Vereinigten Staaten bestritten. Außer Ruatan gehören noch fünf andere kleine Inseln zu der Gruppe der Baiinseln, die der Nordküste von Honduras gegenüberliegen und nur durch diese Lage einige Beachtung verdienen. Diese Inseln hatte Großbritannien durch Vertrag mit Honduras, am 28. Nov. 1859 zu Comayagua abgeschlossen (am 18. April 1860 bestätigt), an diese Regierung abgetreten, mit der Bestimmung, daß die Inseln nie an eine andere Macht abgetreten werden dürften. Zugleich gab England das Protectorat über die Mosquitoindianer zu Gunsten von Honduras auf. Dagegen sollte sich die Regierung von Honduras verpflichten, für die nächsten 10 Jahre jährlich 5000 Dollars zu verwenden, um den socialen Status der Mosquitos zu heben. Die Bewohner von Ruatan zeigten sich mit diesem Resultat der diplomatischen Verhandlungen zwischen England und Honduras nichts weniger als zufrieden und hatten versucht, sich ohne den Schutz von Honduras zu behelfen und auf eigenen Füßen zu

stehen. Die britischen Behörden sollten indeß erst am 30. Juli die Insel räumen. Eine andere Veränderung, die in der Zwischenzeit in den centralamerikanischen Staaten sich ereignet hatte, konnte auf den weitern Gang der Begebenheiten keinen Einfluß üben. Durch eine unblutige Revolution war am 14. Aug. 1859 der Präsident von Costarica, Juan Rafael Mora, nachdem er seine Würde ungefähr sieben Jahre lang behauptet hatte — eine außerordentlich lange Zeit für die spanisch-amerikanischen Staaten — von seinem Amte entfernt und mit seinem Schwager, dem General Cañas, und dem Schatzmeister Manuel Arguello in die Verbannung geschickt, dagegen Montealegre, ein Arzt, zum Präsidenten erwählt worden.

Walker, nachdem er seinen Vorsatz, die fünf centralamerikanischen Staaten zu vereinigen, erklärt und seine Agenten nach Nicaragua geschickt hatte, verließ am 27. Juni mit ungefähr 300 Mann die Insel Ruatan und segelte nach Truxillo, dem Hauptausfuhrhafen von Honduras. Die Stadt ward ohne Mühe genommen, die Garnison begnügte sich einen Kanonenschuß abzufeuern, der drei Freibeuter verwundete, während in der Stadt 12 getödtet und 18 verwundet wurden. Nach der Einnahme von Truxillo erließ Walker eine Proclamation, in der er erklärte, daß er nicht gegen das Volk von Honduras, sondern nur gegen die Regierung Krieg führe — eine Phrase, die sich allerdings einer Republik gegenüber sonderbar machte. Zugleich erklärte er den frühern Präsidenten, General Trinidad Cabañas, für das rechtmäßige Haupt der Regierung, und den derzeitigen Präsidenten General Santos Guardiola für abgesetzt. Inzwischen war von Neuorleans ein Schiff mit Freibeutern zur Verstärkung Walker's abgegangen. Aber auch ein englisches Kriegsschiff war nach Truxillo zum Schutze der englischen Interessen abgesandt worden, und am 23. Aug. stand der von Walker abgesetzte Präsident Guardiola mit 700 Mann vor den Mauern Truxillos. Der Commandeur des englischen Kriegsschiffs Icarus forderte darauf Walker auf, Truxillo zu räumen, die Waffen niederzulegen, das Land zu verlassen und die weggenommenen Zollgelder zurückzugeben. Walker erkannte, daß er sich in Truxillo nicht mehr halten konnte, und zog darauf mit 80 Mann von der Küste abwärts, wobei er von den Truppen Guardiola's so stark belästigt wurde, daß sein kleiner Haufe bald auf 25 Mann reducirt und er selbst verwundet war. Nach seinem Abzuge wurde Truxillo von General Alvarez mit 300 Mann besetzt. Drei von Walker's Leuten, die auf jenem Zuge längs der Küste in die Hände der Eingeborenen fielen, wurden sofort erschlagen. Gleiches Schicksal würde auch die zurückgebliebenen Kranken betroffen haben, wenn der Kapitän des Icarus nicht einen solchen Versuch mit dem Tode bedroht und endlich die Kranken an Bord seines Schiffs genommen hätte. Auf Walker's Kopf setzte man einen Preis von 2000 Dollars. Durch einen von dem Icarus beförderten Truppentransport unter Alvarez ward indeß Walker mit seinen Leuten alsbald gefangen genommen. Viele der Abenteuerer waren krank und erhielten die Erlaubniß nach den Vereinigten Staaten zurückzukehren, wogegen sie geloben mußten, sich an keiner neuen Expedition mehr zu betheiligen. Walker legte in einer Erklärung vom 5. Sept. Verwahrung ein gegen das wider ihn befolgte Verfahren. Der Befehlshaber des Icarus, Salmon, dagegen erklärte, daß er alles gethan habe, um Walker und seine Genossen zu retten. Durch ein Schreiben vom 21. Aug. habe er Walker, der damals Truxillo besetzt hatte, benachrichtigt, daß die Zollintraden von Truxillo der britischen Regierung für eine Schuld verpfändet seien und er deshalb sowie zum Schutze der britischen Interessen auf die Wiedereinsetzung der gesetzmäßigen Autorität von Honduras bestehen müsse. In demselben Schreiben habe er Walker den Schutz der britischen Flagge angeboten, wenn er seine Waffen niederlegen, die weggenommenen Zollgelder zurückgeben und das Land verlassen wolle. Walker habe diese Bedingungen in einem Schreiben an Kapitän Salmon nach aller Form angenommen. Nichtsdestoweniger aber, während man mit der nähern Verabredung beschäftigt gewesen, habe er Truxillo mit seinen Genossen heimlich verlassen und sich in das Innere des Landes geworfen. Dadurch habe er sich jeder weitern Rücksicht verlustig gemacht und sei von dem Icarus, mit einer Abtheilung von Honduras-Truppen an Bord, am 3. Sept. nebst seinen Genossen gefangen und nach Truxillo zurückgebracht worden.

Ein Kriegsgericht verurtheilte Walker zum Tode, und dieses wurde am 12. Sept. 1860 an ihm und seinem Obersten, Namens Rudler, zu Truxillo vollzogen. Walker starb kaltblütig und, wie erzählt wird, indem er alle die um Verzeihung bitten ließ, denen er durch seine letzte Expedition Schaden zugefügt haben möchte. Seine Leiche wurde anständig begraben. Die Begeisterung, die eine Zeit lang sich an den von ihm erwarteten Erfolgen berauscht hatte, fand keinen Stoff mehr von neuem auszubrechen. Er war so bald vergessen, daß man nicht einmal in der englischen Dazwischenkunft Veranlassung fand zu neuen Beschwerden gegen das sonst so eifersüchtig bewachte England. Was lag auch einstweilen an den centralamerikanischen Verwirrungen, da doch die

nahende Krisis in den Vereinigten Staaten immer drohender ihr Haupt erhob und den Bestand der Union selbst in Frage stellte! Nach dem „Montgomery-Mail“, einer in Alabama erscheinenden Zeitung, hat Walker während seiner Anwesenheit in Montgomery abenteuerliche Reden geführt und behauptet, daß sein Unternehmen gegen Nicaragua sich der speciellen Gunst des französischen Kaisers zu erfreuen hätte, daß die französische Regierung versprochen habe, Nicaragua durch französische Kauffahrer mit Sklaven versehen zu lassen, sobald es Walker gelungen, die Sklaverei in Nicaragua zu einem gesetzlich anerkannten Institut zu machen. Walker soll behauptet haben, daß er Garantie für die Ausführung der Sache vom Kaiser selbst habe. Ob und wie weit diese Äußerungen an Thatsachen irgendwelchen Anhaltepunkt haben, oder ob dieselben ein Mittel sein sollten, andere zu täuschen und zu gewinnen, oder ob die Ausführung seiner abenteuerlichen Plane so sehr in Walker's Gehirn zu einer fixen Idee geworden war, daß er sich selbst täuschte und in allem, was geschah oder gesagt wurde, Beziehungen auf seine Unternehmungen fand, so fern dieselben auch in Wahrheit jedem Unbefangenen liegen mochten — das möchte sich einstweilen schwer ermitteln lassen.

Die von Walker vorhandenen Porträts zeigen keins von jenen Gesichtern, die man nur einmal zu sehen braucht, um sie nie wieder zu vergessen, oder von jenen, die man gern ansieht und zu deren Beschauung man oft wieder zurückkehrt. Wir empfangen aus ihnen keinen Eindruck von bedeutenden Eigenschaften und begreifen kaum, wie ein Mann mit solchem Gesicht die wilden Elemente, die er heraufbeschwor, zu zähmen vermochte. Damit stimmen auch die Schilderungen überein, die von seinem Äußern gemacht werden. Er wird als fast gemein aussehend, fast rothhaarig, ohne Bart, mit hohen hervorstehenden Backenknochen, niedriger Stirn beschrieben. Allein, was kein Bild anschaulich machen konnte, aus seinen grauen, scharfen Augen soll eine dämonische Kraft hervorgeblitzt haben, die manche rohe Natur zu willenlosem Gehorsam zu zwingen, manche schwache Charaktere zu bewundernder Hingebung zu bezaubern wußte, und die Zeugniß ablegte von ruhelosem Sinnen und Schaffen der Seele, von geheimnißvollen, unbegrenzten Planen, die Körper und Geist in ununterbrochener Spannung hielten und nur das Gewissen zu unheimlichem Schweigen verdammten.

Acclimatisation der Thiere und Pflanzen.

Aus der großen Anzahl der Gebilde des Thier- und Pflanzenreichs hat der Mensch verhältnißmäßig nur sehr wenige zu seinem besondern Dienst, zu seinen Hausgenossen, zu Gegenständen seiner Cultur erwählt. Je höhere Stufen die Cultur ersteigt, je weiter ihr Gesichtskreis mit Hülfe der Wissenschaft sich erstreckt, um so lebhafter erwacht auch der Wunsch nach Neuem, nicht Dagewesenem oder Bessern als das Vorhandene, und der ruhelose Trieb nach Dienstbarmachung aller untergeordneter Wesen der Schöpfung läßt den Menschen das Gute, was er schon besitzt, gering achten gegenüber dem Bessern, das er in der Ferne zu erstreben hofft, ohne daß er sich vorher Rechenschaft genug darüber gegeben hätte, ob es auch wirklich das Bessere sei. Diese Erscheinung charakterisirt unsere Zeit, sie findet ihren Ausdruck in dem Fieber der Auswanderung, in den sich drängenden Projecten der Industrie und neuer Erfindungen, in den zahlreichen Entdeckungsreisen, den fortwährend neu auftauchenden Culturversuchen und in den Acclimatisationsvereinen.

Diese letztern, die Acclimatisationsvereine und ihr Zweck, sollen der Gegenstand vorliegender Erörterung sein. Ihr Bestehen fordert jedenfalls das Urtheil heraus, und niemand wird leugnen wollen, daß die Aufgabe, welche sie sich gestellt haben, eine höchst interessante ist. Es darf daher auch erwartet werden, daß einem größern Leserkreis möglichst genaue Auskunft darüber, was bisjetzt in der Acclimatisation der Thiere und Pflanzen geschehen ist, willkommen sein werde, um so mehr, als das Bekannte darüber in vielerlei Schriften zerstreut ist, sodaß sich nur mit einiger Mühe daraus ein einheitliches Bild gewinnen läßt. Die Franzosen sind mit den Acclimatisationsversuchen am ersten und entschiedensten vorangegangen. Wir müssen daher auch vorzugsweise ihren Mittheilungen darüber folgen und haben zu unserer Arbeit vorzugsweise die Schriften von Saint-Hilaire, Menneville, Saint-Vincent, Daubenton, Picquot u. a. in den Berichten des pariser Acclimatisationsvereins, weiter aber auch die Notizen des Amerikaners Harlan und die deutschen Veröffentlichungen von Fraas, Scherzer, Wedell, Schloßberger, Jäger und verschiedener anderer benutzt.

I. Acclimatisation der Thiere.

Die Geschichte des menschlichen Geistes lehrt eine von Jahrhundert zu Jahrhundert sich steigernde Entfaltung der exacten Wissenschaften, in deren Folge der materielle Fortschritt sich zu einer Höhe entwickelt hat, welche staunenerregend ist. Auffallend ist dagegen der Stillstand einzelner Zweige menschlicher Thätigkeit, der sich allerdings hinreichend erklären läßt durch die großen Umbildungen, die fast unmerkbar in ihnen selbst vor sich gegangen sind, der aber dessenungeachtet mit dem allgemeinen Fortschrittsdrange keineswegs im Einklang zu stehen scheint. Diese Bemerkung muß sich uns namentlich aufdrängen, wenn wir die kleine Heerde derjenigen Thiere ins Auge fassen, die der Mensch seit ältester Zeit an sich und sein Los gefesselt hat. Selbst die größte That der neuen Geschichte, die Entdeckung zweier Welttheile, hat in dieser Hinsicht unsere Herrschaft über die Geschöpfe des Bodens nur wenig vermehrt, und die ganze reiche Thierwelt Amerikas hat uns bisjetzt nur drei neue Individuen als Hausgenossen geliefert, den Truthahn, die Bisamente und das Meerschweinchen, von welchen beiden letztern der Werth noch dazu ein ziemlich zweifelhafter ist. Aus Australien aber hat sich blos ein Luxusvogel, der Kakadu, in den Volièren hier und da eingebürgert, während kein Versuch gemacht worden ist, andere wahrhaft nützliche Thiere von dorther in Europa einzuführen. Seit den Zeiten des blühenden Handels der Spanier nach Amerika bis heute sind unsere Hausthiere um keine neue Art bereichert worden. Ist dies ein Nutzen oder ein Nachtheil zu nennen? Die Antwort darauf müssen wir uns auf später ersparen.

Wir besitzen gegenwärtig in Europa 32 Arten von Hausthieren, unter welchen verschiedene, z. B. der Canarienvogel, blos des Vergnügens wegen gehalten werden. Die meisten davon stammen, mindestens aller Wahrscheinlichkeit nach, aus Asien; auf Amerika, das mittlere und südliche Afrika und auf ganz Polynesien kommen nicht mehr wie vier Arten. Diese Vertheilung scheint von vornherein eine nicht gerechtfertigte, aber um so bezeichnendere zu sein, als doch unzweifelhaft auch in den genannten Welttheilen noch genug Thiere vorhanden sind, deren Zähmung und häusliche Benutzung mindestens des Versuchs werth wären. Man hat also entschieden unrecht, wenn man sagt: es ist nichts mehr geschehen, weil alles Wünschenswerthe schon geschehen ist; im Gegentheil darf man sagen: je weniger seit drei Jahrhunderten geschehen ist, um so mehr bleibt uns zu thun übrig. Die halbe Erdkugel ist in dieser Hinsicht noch ganz unausgebeutet, und die andere Hälfte enthält noch Schätze genug, die einer bessern Würdigung werth sind, als sie bisher gefunden haben.

Sobald es sich um eine rein theoretische Wahrheit handelt, so mag es allerdings erlaubt sein, sie zu verkündigen und dann ruhig der Allmacht der Zeit die Entwickelung ihrer Folgerungen zu überlassen. Bei einer Frage hingegen, welche nicht nur die Wissenschaft, sondern auch die Wohlfahrt kommender Geschlechter so nahe angeht, wird es durchaus nothwendig, die ersten Schritte sofort in der Praxis zu beginnen, und es sind in dieser Hinsicht die Arbeiten, welche seit ungefähr zehn Jahren in dem Jardin des Plantes zu Paris versuchsweise unternommen worden, größter Beachtung und zunächst des Dankes der Naturforscher werth. Ob sie auch einen größern Einfluß auf die allgemeine Thierproduction sowie überhaupt auf die Wohlfahrt der Menschheit haben werden, muß einer längern Erfahrungsperiode zur Entscheidung überlassen bleiben; jedenfalls aber werden wir bei der Erwähnung der einzelnen bisjetzt gewonnenen Resultate im Stande sein, uns selbst wenigstens ein vorläufiges Urtheil zu bilden. Die Möglichkeit der Acclimatisation verschiedener Thiere in dem gemäßigten Klima Europas ist durch jene Versuche zweifellos erwiesen. Es handelt sich also bei dem heutigen Stand der Frage lediglich um den größern oder geringern Nutzen, welchen die Einführung neuer Thiergattungen unserer Production verspricht.

Unter den zahllosen Thieren der Welt sind nachstehende zur Acclimatisation in Europa empfohlen worden:

A. Säugethiere. 1) Pflanzenfressende Beutelthiere: das Känguru (Halmaturus), der Wombat (Phascolomys); 2) Nager, Halbhufer: das Aguti (Dasyprocta), die Paka (Coelogenus), der Capybara (Hydrochoerus); 3) Dickhäuter: der Tapir (Tapirus), das Peccarischwein (Dicotyles); 5) Einhufer: der Dschiggetai (Equus), der Dauw (Equus); 6) ungehörnte Wiederkäuer: das Kameel (Camelus), das Lama und Alpaka (Auchenia); 7) gehörnte Wiederkäuer: Antilopen und Gazellen (Antilope), der Gayal, Yak, Zebu und Büffel (Bos).

B. Vögel. 1) Hühnervögel: der Trompetervogel (Psophia), die Krontaube (Columba), das Höckerhuhn (Crax), das Jakuhuhn (Penelope), der Glanzfasan (Lophophorus); 2) Schwimmvögel: die Baumgans (Anser), die amerikanische Knäckente, die Fächerente

(Anas), die ägyptische Gans, die Sandwichgans (Anser), die australische Hühnergans (Cereopsis); 3) Laufvögel: der Kasuar (Casuarius), der Nandu (Rhea).

Auch Europa selbst bietet noch verschiedene Thiere, deren allgemeinere Züchtung durch Acclimatisation vielleicht möglich wäre. Es sei erinnert an das Renthier (Cervus tarandus) des Nordens, welches den Lappen Pferd und Rind zugleich ersetzt, dessen Verpflanzung in ein gemäßigteres Klima aber bis heute noch durchaus nicht gelungen ist. Ferner möge darauf hingewiesen sein, daß die alten Römer Murmelthiere, Siebenschläfer, Haselmäuse, Drosseln, Amseln, Wachteln u. s. w. zum Gegenstande großartigster Fleischproduction gemacht hatten, sodaß neben diesen das Fleisch größerer Thiere einen sehr untergeordneten Rang einnahm. An die Mästung der Hunde und Ratten bei den Chinesen wollen wir nur beiläufig erinnern, um darauf hinzudeuten, daß gegen den Genuß des Fleisches mancher Thiere bei den civilisirten Nationen noch Vorurtheile herrschen, deren Begründung ebenso schwer sein dürfte wie ihre Ausrottung. Während im südlichen Rußland und in der Türkei der Hase ein streng verpöntes Gericht ist, bildet er bei uns einen Leckerbissen; im hohen Norden wird der Fuchs, dessen Fleisch wir — mit Ausnahme der echten Förster — verachten, mit eben solchem Wohlgefallen verzehrt wie im südlichen Frankreich eine Schüssel voll gebratener Mäuse. Ganz gewiß könnten wir ohne Anstand die Summe unserer Fleischgerichte um ein Erkleckliches vermehren, wenn wir nur wollten, d. h. wenn die Sitte es wollte.

Eine ziemliche Zahl der oben angeführten Thiergattungen wird auch hauptsächlich nur dazu dienen, unsere Tafel zu bereichern; diese sind aber entschieden die minder wichtigen. Andere finden sich darunter, die als Hülfsthiere, durch Lieferung nützlicher Producte oder gar in dreifacher Hinsicht berufen sein könnten, dem Menschen Nutzen zu bringen.

Säugethiere: Känguru und Wombat.

Wenn man irgendeinen Jäger nach dem heutigen Zustande der Jagd fragt, so wird er die Achsel zucken und mit Bedauern sagen: die guten alten Zeiten sind vorüber, und es mag bald so weit kommen, daß man die edeln Bewohner unserer Wälder und das flüchtige Wild des Feldes in den Menagerien zeigen wird. Es ist wahr, Civilisation und Jagd sind Gegensätze, die sich nicht miteinander vertragen, und die noble Passion macht überall da der Production nützlicher Pflanzen und Thiere Raum, wo die letztere sich hinreichend zu entfalten vermag. Allein in anderer Hinsicht kann nicht geleugnet werden, daß die Jagd ihren Nutzen hat, indem sie gesunde wehrhafte Männer bildet und ein ebenso angenehmes als zuträgliches Nahrungsmittel liefert; auch gibt es in dem hochcultivirten Europa doch noch eine Menge von Gegenden, in welchen das Wild, unbeschadet der Production, recht gut Stätte und Hege finden mag. Am meisten fehlen aber die Hochwälder, in welchen der edle Hirsch, das hauende Schwein, der schlanke Rehbock Schutz, Schirm und Nahrung finden, und da voraussichtlich der Wald aus dem Flachland nach und nach ganz verschwinden wird, so werden allmählich auch diese Thiere auf ebensolche enge Bezirke beschränkt werden, wie es heutzutage die Gemse und der Steinbock sind. Dagegen haben wir weite sandige Heiden, Kieferngestrüppe, Ödungen, welche kaum eine andere Cultur zulassen, noch in großer Ausdehnung selbst in den bevölkertsten Ländern, wie z. B. in England; diese und den Rest der Wälder mit neuem Wild bevölkert zu sehen, würde ein ebenso hübscher Anblick wie von ziemlichem Nutzen sein. Aber wäre dies denn so ganz unmöglich? Schon der Gründer der neuern Zoologie, Cuvier, hat es ausgesprochen: „Es wird eine Zeit kommen, wo das Känguru und der Wombat in Europa so gewöhnliche Jagdthiere sein werden, wie heutzutage der Hase." Diese Zeit mag noch etwas fern liegen, aber die Aussicht in dieselbe wird gewiß jeden Jägersmann mit freudigem Entzücken erfüllen. Man denke sich ein Rudel von Kängurus in 18 Fuß weiten Sätzen über die Ebene fliegen, und man wird das berauschende Vergnügen der Fuchsjagd gegenüber der Folge dieses edlern und viel nützlichern Thieres gering finden. Neuholland erzeugt namentlich zwei Arten des Kängurus, das große und das kleine, letzteres auch Wallaby genannt, und zwar in ungeheuerer Anzahl, sodaß jährlich Hunderttausende von ihren Häuten in den Handel kommen. Diese Thiere entwickeln sich sehr rasch, sind in der Nahrung außerordentlich genügsam und liefern ein reichliches, höchst schmackhaftes Fleisch. In ihrer Acclimatisation sind schon bedeutende Schritte geschehen. In den königlichen Gärten zu Caserta bei Neapel befindet sich eine Heerde von mehreren hundert Stück im Zustande fast völliger Freiheit, sodaß sie schon zu Gegenständen der hohen Jagd alldort geworden sind. Auch in den Thiergärten zu Paris, London, Schönbrunn und Berlin sind sie längst einheimisch, ver-

mehren sich sehr gut und scheinen sich allmählich an Klima und Nahrung gewöhnen zu wollen. Es gelingt vielleicht, die Nachkommen dieser kleinen Heerden mit der Zeit so abzuhärten, daß sie auch den Frost unserer Winter ertragen lernen und in die Parks versetzt werden können. Außer dem Fleisch ist der Pelz dieser Thiere, der sich vielleicht in kälterm Klima noch verbessert, höchst werthvoll, sodaß ihre allgemeinere Einführung jedenfalls von Nutzen sein würde.

Der Wombat ist viel kleiner wie das Känguru, und seine Acclimatisirung würde um deswillen etwas schwieriger sein, weil seine große Trägheit ihn leicht zu einer Beute unserer Füchse und anderer Raubthiere machen würde, ehe sie vollendet wäre. In der Lebensweise ist er dem Dachs außerordentlich ähnlich, dem er auch im Äußern gleicht; doch ist er etwas kleiner. Er liefert ein vorzügliches Fleisch, und auch sein Pelz ist nutzbar.

Aguti. Paka. Capybara.

Unter der Ordnung der Nager bietet die Familie der Halbhufer in den genannten drei Thieren ebenfalls Beiträge zur Vermehrung der Fleischproduction vermittelst der Acclimatisirung. Das Aguti ist ein Einwohner Südamerikas, ein Waldthier, das hauptsächlich von Wurzeln und Kräutern lebt und sich sehr stark vermehrt. Wie es aber in dieser Hinsicht dem Kaninchen ähnlich ist, so gleicht es diesem auch in dem großen Schaden, welchen es den Pflanzungen zufügt. Wir möchten seiner Einführung kaum das Wort reden, zumal auch sein Fleisch einen eigenthümlichen Moschusgeruch besitzt, sodaß es in seiner Heimat nur von Indianern und Negern genossen wird.

Eher zu empfehlen würde die Paka sein, welche gleichfalls die Flußniederungen des Orinoco, Marañon und La-Plata bewohnt. Die Paka ist ein Thier, welches durchaus einem kleinen Schwein ähnlich sieht, dessen Lebensweise sie auch ganz und gar theilt. Wie bei diesem ist ihr Fleisch stark mit Fett durchwachsen, wohlschmeckend und nahrhaft; die Haut wird gegerbt. Die Nahrung der Paka besteht aus Pflanzenschossen, Wurzeln, Insekten, Larven u. s. w., welche sie gewöhnlich zur Nachtzeit aufsucht. Nähe des Wassers verlangt sie unumgänglich für ihren Aufenthalt.

Der Capybara oder das brasilische Wasserschwein ähnelt gleichfalls der kleinen Art der chinesischen Schweine in allem, ist aber ein Schwimmthier, das sich ebenso viel im Wasser wie auf dem Lande aufhält. Es lebt in beträchtlichen Heerden zusammen und entwickelt sich sehr rasch und beträchtlich, sodaß Thiere von einem Centner Gewicht und darüber durchaus nichts Seltenes sind. Sein Fleisch ist dem des Schweins außerordentlich ähnlich, auch setzt es wie dieses sehr viel Fett an. Da es hauptsächlich von Wasserpflanzen lebt, so wäre die Bevölkerung europäischer Sümpfe, Teiche und Seen mit diesen Thieren eines Versuchs werth, der übrigens bis heute noch nicht angestellt worden ist.

Tapir und Peccarischwein.

Der amerikanische Tapir ist das größte einheimische Thier Südamerikas, dessen Flußpferd man ihn nennen kann. In der Lebensweise gleicht er durchaus dem Schweine; er frißt alles, was ihm vorkommt, aus dem Thier- und Pflanzenreiche, und schadet daher nicht selten den Pflanzungen. Halb auf dem Lande, halb im Wasser lebend, ist dies Thier außerordentlich scheu, nichtsdestoweniger wird es in Brasilien häufig gezähmt und als Hausthier gehalten. Sein sehr fettes Fleisch hat allerdings immer einen starken Sumpfgeschmack, allein dieser würde sich vielleicht verlieren, wenn es nach und nach eingebürgert und dem Schweine gleich gehalten würde. Es ist viel größer wie dieses, erreicht eine Länge von sechs Fuß und eine Schwere von mehreren Centnern; trotz seiner Körpergröße und Kraft ist das Thier völlig harmlos, sodaß sich in dieser Hinsicht seiner Zähmung kein Hinderniß in den Weg stellen würde. Die Versuche, welche in London und Paris mit seiner Acclimatisation gemacht worden sind, haben bisjetzt kein günstiges Resultat ergeben; der Tapir blieb immer empfindlich gegen kältere Witterung und zeigte durchaus keine Neigung zur Fortpflanzung. Wenn Saint-Hilaire der Einführung dieses Thieres und dem davon zu erwartenden Nutzen sehr das Wort redet, so spricht doch die Erfahrung und alles, was wir über dasselbe aus Berichten zuverlässiger Beobachter wissen, sich keineswegs für einen besondern Erfolg aus.

Das Peccari- oder Bisamschwein, dessen Heimat gleichfalls Südamerika ist, steht in der Lebensweise dem Tapir sehr nahe. Es liefert ein viel besseres Fleisch wie dieser, nur muß die Vorsicht gebraucht werden, ihm sofort nach der Tödtung den Bisambeutel auszuschneiden, dessen unausstehlicher Geruch sich sonst dem Fleische mittheilt. Das Thier ist ungefähr drei Fuß lang

und lebt in großen Heerden in den waldigen Sumpfniederungen. Trotz seiner Wildheit läßt es sich zähmen. In London und Paris hat es sich bei einer Haltung ganz gleich derjenigen gewöhnlicher Schweine fortgepflanzt. Im Zoologischen Garten von Regentspark befindet sich eine kleine Heerde davon, die schon mehrere Jahre hindurch den Winter ohne besondere Vorsichtsmaßregeln gut überstanden hat, sodaß ein ziemlicher Schritt zur Acclimatisation gethan ist.

Der Dschiggetai und der Dauw.

Viel wichtiger als die seither angeführten Thiere sind zwei ganz nahe miteinander verwandte Einhufer, der Dschiggetai und der Dauw, von welchen beiden angenommen werden darf, daß sie als Hülfsthiere einen ersprießlichen Ersatz des Pferdes bilden können, dem sie zwar in mehreren Eigenschaften nachstehen, es in andern hingegen übertreffen. Buffon und Daubenton haben ihrerzeit die Einführung des Zebras in Europa vorgeschlagen; trotz mehrerer Versuche ist dieselbe damals nicht gelungen, und erst neuerdings hat sich das Zebra in Europa zähmen und fortpflanzen lassen, ohne jedoch eine Züchtung im großen erfahren zu haben. Der Dauw, welcher dem Zebra sehr ähnlich sieht, ist im südlichen Afrika einheimisch und wird im Capland nicht selten gezähmt und als Lastthier benutzt. Auch in Europa sollen in früherer Zeit reiche Holländer mit Gespannen von diesen Thieren gefahren sein. Im Jardin des Plantes zu Paris kann man ein solches Gespann tagtäglich sehen; es geht dort ein Dauw im Karren und läßt in dieser Hinsicht wenig zu wünschen übrig. Die daselbst befindliche Heerde ist noch klein, weshalb die Thiere auch noch nicht weiter verwendet werden können. Dahingegen ist heute schon die fünfte Generation von denselben vorhanden, und ihre Acclimatisation wird als vollendet betrachtet. Saint-Hilaire versichert, daß die französischen Dauws im Winter bei großer Kälte sich auf dem Schnee lagerten ohne irgendwelchen Nachtheil. Die Schönheit und die Kraft dieser Thiere läßt ihre Einreihung unter die Helfer des Menschen wünschenswerth erscheinen; ob sich mit der fortgesetzten Zähmung auch ihre ursprüngliche Tücke verliert, muß noch erwartet werden.

Der Dschiggetai oder Hemione ist ein Eingeborener Hindostans, und zwar jener Hochebenen, deren Klima keineswegs von dem unserigen sehr verschieden ist. Er ist ein außerordentlich schlankes, kräftiges und lebendiges Thier mit dem Körper eines Pferdes, dem Kopf und Schweif eines Esels. In der Größe steht er zwischen beiden; seine glatt anliegenden Haare sind von hellgrauer oder Isabellfarbe. Unzweifelhaft war dies Thier schon im Alterthum bekannt und als Hausthier gezüchtet; namentlich hat es Herodot erwähnt; um so auffallender erscheint es, daß erst seit wenigen Jahren in Europa von ihm ordentlich Notiz genommen worden ist. Saint-Hilaire berichtet darüber: „Bei keinem Thiere schien die Zähmung und Nutzbarmachung schwieriger wie bei diesem wilden, flüchtigen Kinde der Steppen, und bei keinem ist sie so rasch und so sicher gelungen. Im Jahre 1842 erhielt die Menagerie des Jardin des Plantes einen Hengst und zwei Stuten des Dschiggetai aus Indien zum Geschenk. Ein Zeitraum von zehn Jahren ist bei einer Thierart, welche gleich dem Pferde und dem Esel fast ein Jahr lang trächtig und erst mit dem dritten Jahre ausgewachsen ist, sehr kurz im Betreff der Züchtung. Bis zum Jahre 1849 wurden aber neun Junge gezüchtet, und wenn auch von diesen drei zu Grunde gingen, so sind die andern sechs um desto besser gerathen und geben Individuen, die in der Wildheit auferwachsen sind, durchaus nichts nach." In der That scheinen diese Thiere völlig acclimatisirt; die Fortpflanzung findet durchaus regelmäßig statt und bei den in Europa Geborenen ebenso gut wie bei den Eingeführten. Sie lassen sich vortrefflich reiten, gehen willig und mit Geschick im Wagen, und man hat sogar den Versuch gemacht, sie vor den Pflug zu spannen. An Kraft und Ausdauer geben sie einem Pferde durchaus nichts nach. Die Paarung eines Dschiggetai mit einer Eselin hat einen wunderschönen Bastard geliefert, dessen Gestalt, Körperkraft und Lebhaftigkeit unvergleichlich ist. Da auch in Tibet der Dschiggetai vielfach zum Ziehen und Tragen angelernt wird, so scheint seiner allgemeinern Einführung in Europa eine ziemlich günstige Zukunft bevorzustehen. Wer die Heerde im pariser Jardin des Plantes gesehen hat, wird dahin stimmen, daß diese Thiere allerdings der allgemeinern Aufmerksamkeit werth sind. Schon gegenwärtig ist ihre größere Verbreitung in Frankreich eingeleitet, indem mehrere Landwirthe Exemplare davon zur Weiterzüchtung erhalten haben.

Das Kameel.

Jedermann weiß, daß das Kameel das Schiff der Wüste genannt wird, weil kein anderes Thier so geeignet ist wie dieses, weite Strecken öder Gegenden zu durchwandern. Seine Heimat

ist Asien, und es hat sich von dort aus weithin verpflanzt. Das zweibuckelige Kameel ist zwar nicht weiter als bis nach Kleinasien vorgedrungen, das einbuckelige oder das Dromedar hingegen hat sich über den ganzen Norden von Afrika bis auf die Canarischen Inseln verbreitet, und eine noch weit größere Verbreitung steht ihm bevor. Schon jetzt wird es in der Türkei gezüchtet; es hat sich auch im höhern Norden, z. B. in Dresden und in Berlin, fortgepflanzt. Eine große Kameelstuterei befindet sich in der Nähe von Pisa, und die Thiere derselben werden zu den landwirthschaftlichen Arbeiten in den Maremmen von Toscana vielfach benutzt. Ein gleicher Versuch ist in dem Departement des Landes in Frankreich mit vielem Glück gemacht worden. In den Salinen des südlichen Frankreich ersetzt man gegenwärtig immermehr die seither gebrauchten Maulthiere durch Dromedare zum Lasttragen.

Noch viel wichtiger wie für Europa ist aber die Einführung der Kameele für Nordamerika. Die Beschaffenheit des weiten Westens dieses Welttheils, dessen Hochebenen mit spärlichem Graswuchs und wenigem Wasser der Communication außerordentliche Schwierigkeiten entgegensetzen, hat neuerdings wieder den lebhaften Wunsch der Einführung der Kameele als Lastthiere hervorgerufen. Schon im Jahre 1701 gelangten Kameele nach Virginien. Seitdem wurden sie wiederholt in Nordamerika eingeführt, allein die Versuche der Züchtung schlugen fehl aus Mangel an Energie. Nachdem aber in der Neuzeit die Republik Bolivia das Dromedar mit Glück in die Cordilleren verpflanzt hatte, wurde im Jahre 1857 bei dem Congreß der Vereinigten Staaten in Washington eine Bill eingereicht, um auf Kosten des Staats dieses nützlichste aller Thiere, wie es schon Buffon genannt hat, einzuführen. Mit aller Energie ist dieser Plan aufgenommen worden, und möglicherweise steht die Zeit nicht mehr fern, wo das Schiff der Wüste auch die pfadlosen Ebenen Oregons und Californiens durchschneidet.

Es gibt von dem Kameel ebenso viele Varietäten wie von dem Pferde. General Harlan, der während zwanzigjähriger Dienstzeit in Indien mit den Eigenschaften dieser Thiere hinreichend bekannt geworden ist, hat, dazu aufgefordert, dem Congreß der Vereinigten Staaten in einem Gutachten das bactrische Kameel als vorzüglich geeignet für die Hochebenen Amerikas vorgeschlagen und besonders diejenige Varietät desselben, welche Booghdee genannt wird. Diese Varietät, aus einer Kreuzung des zweibuckeligen Kameelhengstes mit dem Dromedar hervorgegangen, besitzt von dem letztern nur den einen Höcker, hat aber sonst ganz das Ansehen des Vaters. Außer seinem Nutzen als Lastthier ist dasselbe noch besonders werthvoll durch die feine Wolle, die es liefert, woraus die bekannten tibetanischen Shawls gefertigt werden, die sich durch ihre kostbaren Eigenschaften von denjenigen aus der Ziegenwolle wesentlich unterscheiden.

Lama und Alpaka.

Nach der Entdeckung von Amerika fanden die Europäer daselbst, mit Ausnahme des Hundes, welcher wahrscheinlich in der ganzen Welt als einheimisches Hausthier vorkommt, nur zwei gezähmte Thiere, das indische Schwein und das Lama. Sechzig Jahre darauf war schon das ganz unnütze Meerschweinchen in Europa naturalisirt, aber vier Jahrhunderte sind seitdem verflossen, und noch immer ist das Lama nicht eingeführt, obgleich es fast ebenso nützlich und werthvoll ist wie das Kameel. Das Lama ist nicht allein ein Hülfs- und Lastthier, sondern liefert auch viele und fette Milch, ein ausgezeichnetes Fleisch und namentlich eine Wolle, die entweder durch ihre Feinheit oder ihren Reichthum ein höchst wichtiges Product bildet. Das Lama bewohnt die Hochebenen der Cordilleren bis zur Höhe von 16000 Fuß, lebt daher in einer kalten Zone; es athmet eine sehr reine und verdünnte Luft und nährt sich von Pflanzen, welche an andern Punkten der Erde gar nicht wachsen. Mit diesen Bedingungen scheinen unser Klima, unsere Atmosphäre und unser Boden in ziemlichem Widerspruch zu stehen. Wenn aber auch die Einführung des Lama in Europa Schwierigkeiten machen sollte, so sind diese doch sicherlich nicht unüberwindlich. Nicht allein bieten die Gebirgszüge Europas viele Lokalitäten, die sich denjenigen Südamerikas nähern, wo also die erste Station des Versuchs einer Lamazucht ohne Anstand gemacht werden könnte, sondern die Wissenschaft berechtigt auch zu der Annahme, daß diese Thiere durch beharrliche Gewöhnung allmählich in die Ebene herabgezogen werden könnten, gerade wie unsere Schafe und Ziegen, deren Stammältern ebenfalls entschieden Gebirgsbewohner waren. Demnach erscheint es gar nicht so ungerechtfertigt, wenn man für die dereinstige Verbreitung der Lamas über den Erdboden keine andern Grenzen annimmt als diejenigen des menschlichen Willens und Bedürfnisses.

Es ist aber keineswegs die Theorie allein, welche zu einer solchen Hoffnung berechtigt; auch eine Erfahrung längerer Jahre spricht zu ihren Gunsten. Die Spanier brachten bald nach der

Eroberung von Peru mehrere Lamas nach Europa; im Jahre 1585 kam das erste nach Holland. Allein die Züchtungsversuche schlugen damals fehl, weil sie schlecht geleitet waren. Gegenwärtig haben die Versuche zu ganz andern Resultaten geführt. In dem Jardin des Plantes zu Paris befindet sich eine kleine Lamaheerde, deren Individuen sich seit 14 Jahren aus zwei Stück bis auf zehn vermehrt haben, vollkommen an das Klima gewöhnt sind, sich durchaus wohl befinden und keine besondere Sorgfalt oder Abwartung verlangen. Dasselbe Resultat ist in England erlangt worden. Hier hat Lord Derby in seiner großen Sammlung fremder Thiere in dem Park von Knowsley bei Liverpool eine große Alpakaheerde von mehr als 60 Stück vereinigt, die seit ungefähr 20 Jahren daselbst gezüchtet worden und vollkommen acclimatisirt ist, sodaß diese Thiere selbst im Winter im Freien bleiben. Auch König Wilhelm II. von Holland ließ vor 16 Jahren mehrere Lamas und Alpakas in den Schloßpark des Haag bringen, welche sich bisjetzt auf mehr als 80 Stück vermehrt haben, sodaß man das Problem der Acclimatisation selbst als gelöst betrachten darf. Zwar hat man vielfach eingewendet, daß jene eigenthümliche Pflanze der Cordilleren, der Icho, zur Ernährung dieser Thiere unumgänglich nothwendig sei; dies ist jedoch ein Irrthum. Die bisjetzt in Europa gezüchteten Lamas leben während des Sommers ganz gut von Wiesengras, wie alle übrigen Wiederkäuer, und im Winter von Heu und etwas Hafer.

Da also der Einführung und Verbreitung dieser Thiere keine besondern Schwierigkeiten entgegenzustehen scheinen, so handelt es sich gegenwärtig wol nur noch um die Frage der Nutzbarkeit. Das Lama ist die gezähmte Art des wilden Guanaco. In seinem Vaterlande wird es vorzugsweise als Lastthier benutzt, vermag aber als solches nicht mehr als 80 Pfund Ladung zu tragen und höchstens drei deutsche Meilen täglich zu machen. Im 17. Jahrhundert wurden allein in den Minen von Potosi 300000 Lamas verwendet und jährlich 4 Mill. Stück im Lande geschlachtet. Das Alpaka ist eine Spielart des Lama mit viel feinerer Wolle und verhält sich zu jenem wie das Merinoschaf zu dem Landschaf. Eben diese Wolle ist der Gegenstand eines sehr bedeutenden Handels; in dem fünfjährigen Zeitraum von 1835—40 wurden allein in Liverpool 134832 Ballen Alpakawolle eingeführt. Der Werth derselben ist seither auf das Dreifache gestiegen, und die peruanische Gesetzgebung hat aus Furcht, diesen Handel einzubüßen, sogar die Ausfuhr lebender Alpakas verboten, ohne zu bedenken, daß dieselben auch aus den Nachbarstaaten bezogen werden können. Schon Buffon hat im Jahre 1765 den Gedanken gefaßt, das Lama und seine Verwandten in die Alpen und Pyrenäen zu versetzen. „Ich hege die Zuversicht", sagte er, „daß diese Thiere ein unvergleichbarer Erwerb für Europa sein und uns einen weit reellern Nutzen gewähren würden wie alles Gold der Neuen Welt." Die Kaiserin Josephine, vielleicht von dem Ausspruch des großen Naturforschers begeistert, suchte denselben in die Wirklichkeit zu übersetzen. Durch den König von Spanien Karl IV. ward eine ziemlich beträchtliche Heerde an Frankreich geschenkt, aber unglücklicherweise veranlaßte der Krieg, daß dieselbe sechs Jahre lang in Buenos-Ayres liegen bleiben mußte, ohne eingeschifft werden zu können, und als im Jahre 1808 neun Stück, der Rest von ursprünglich 36, in Cadiz anlangten, befand sich ganz Spanien in Aufruhr, sodaß die armen Thiere nicht allein beinahe von dem aufgeregten Volk aus Haß gegen den Friedensfürsten ins Meer geworfen worden wären, sondern aus Mangel an Sorge auch bald zu Grunde gingen. Ein ähnlicher Unstern schwebte über einem Versuche des Herzogs von Orleans, welcher das Lama und das Alpaka vorzugsweise in Algerien in den Gebirgen des Atlas einheimisch machen wollte. Der Reisende Castelnau erhielt den Auftrag und brachte eine große Heerde in Lima zusammen. Da aber unterlassen worden war, auch Transportschiffe für dieselbe zu bestellen, so mußte sie nach langem Warten wieder in die Gebirge zurückgeschickt werden.

Saint-Hilaire und d'Orbigny haben einen Aufruf zur Einführung der Lamas und Alpakas erlassen, in welchem sie sagen: „Mit jedem Jahre wird die Alpakawolle gesuchter und steigt im Preise. Sollen wir aber aus der Fremde und aus zweiter Hand mit schweren Kosten beziehen, was wir im Überfluß auf eigenem Grund und Boden produciren können? Nur ein einziger Grund könnte uns dazu nöthigen, nämlich der zu hohe Erzeugungspreis. Alle Vorbedingungen in dieser Hinsicht sind aber nur günstig. Allerdings wissen wir noch nicht — weil nur die Erfahrung im großen die Grundlage zu der Berechnung geben kann — in welchen Zahlen sich der Werth der Producte und die Productionskosten einer Lamaheerde ausdrücken würden; allein das Resultat im allgemeinen scheint doch ein unzweifelhaftes zu sein. Sollten die Dienste des Lamas als Lastthier, sein Fleisch, seine Milch, seine lange Wolle nicht die erforderliche Abwartung und Fütterung vergüten, da es, wie alle Reisenden einstimmig versichern, ein ebenso hartes wie mäßiges Thier ist, welchem Frost und Feuchtigkeit nicht schaden, und das noch da hinreichen-

des Futter findet, wo das Schaf nicht mehr fortkommt, das mit Einem Wort in Örtlichkeiten lebt, wo man nicht weiß, wie es leben kann? Zwar wissen wir nicht, in welchen Verhältnissen dies Thier eines Tags unsere landwirthschaftliche Production steigern wird, dennoch aber mag mit Zuversicht ausgesprochen werden, daß die Zucht des Lamas berufen ist, eines Tages Reichthümer in solche Gegenden zu bringen, deren Production gegenwärtig auf Null steht."

Antilopen. Gazellen.

Bekanntlich besitzen wir in Europa eine Antilopenart in der Gemse. Die Versuche, welche bisher mit deren Zähmung gemacht worden sind, waren nicht ermuthigend, wohingegen Bastarde von ihr und der Ziege häufig erhalten worden sind. Da übrigens die Verwandlung der Gemse in ein Hausthier keineswegs große Vortheile versprechen würde, so hat man diese wol auch niemals ernstlich versucht. Die Antilopen und Gazellen, welche man etwa acclimatisiren könnte, würden jedenfalls nur einen Werth als Wild haben können. Sie sind aber in unserm Klima sehr empfindlich gegen den Frost; wenn sie sich auch fortpflanzen, so bringen sie hier nur schwächliche Junge zur Welt, deren Mehrzahl zu Grunde geht, bevor sie erwachsen sind. Man hat übrigens auch schon glückliche Ausnahmen beobachtet, sowol in den öffentlichen Sammlungen zu Paris und London, wie namentlich in dem schon erwähnten großen Zoologischen Garten des Lord Derby, der größten Vereinigung ausländischer Wiederkäuer, die es gibt. Schon diese einzelnen Erfahrungen würden die Hoffnung auf Möglichkeit der Acclimatisation berechtigen; allein es liegen deren noch andere in größerm Maßstabe vor. Aus Algier ist nämlich die nordafrikanische Gazelle sowol im südlichen wie im mittlern Frankreich auf mehreren Gütern mit geschlossenen Forsten eingeführt worden und hat sich daselbst so rasch und glücklich vermehrt, daß sie schon Gegenstand der Jagd geworden ist. Das Fleisch der jungen männlichen Thiere, welche geschossen wurden, war dem des Schafs oder der Ziege viel ähnlicher wie dem Wildpret. Leider hat man die kleinen Heerden auf diesen Punkten viel zu früh sich selbst überlassen, sonst würden sich ihre Nachkommen ohne Zweifel schon weiter nach Norden verbreitet haben. Die Fortpflanzung der größern Antilopenarten ist noch zu wenig beobachtet worden. Doch ist kein Grund zu der Annahme vorhanden, daß ihre Einführung schwieriger sei wie diejenige der kleinen nordafrikanischen Art, während sie natürlich viel werthvoller wie diese sind. Es mag hier noch die Bemerkung stehen, daß das Klima des Caplandes, der Heimat der meisten größern Antilopen, demjenigen des südlichen und mittlern Europa nicht allzu fern steht.

Gayal. Yak. Zebu. Büffel.

Unter den gehörnten Wiederkäuern der Gattung des Rindes finden sich in den verschiedenen Erdtheilen noch manche, deren Einführung lohnend sein könnte. Als eine solche Art ist in erster Reihe der Gayal vorgeschlagen worden, der in den ostindischen Wäldern noch wild lebt, aber auch vielfach gezähmt vorkommen soll. Das Thier ist ebenso groß wie unser Ochse, aber viel rascher und stärker wie dieser, sodaß es sich in dieser Hinsicht mehr dem Büffel nähert. In den Districten Chittagong und Tipperah wird die Kuh des Gayal in den Pflug gespannt und als Milchthier gehalten; zwar gibt sie nur wenige, aber außerordentlich fette Milch, und eine verständige Zucht würde in dieser Hinsicht jedenfalls Verbesserungen veranlassen. Bisjetzt ist der Gayal noch nicht in Europa eingeführt worden.

Anders ist es mit dem Yak. Von diesem Ochsen der Tatarei und des Tibet hat Hr. von Montigny im Jahre 1854 eine kleine Heerde von 12 Stück in Frankreich eingeführt. Bis dahin war das Exemplar des Lords Derby zu Knowsley das einzige, welches je nach Europa gekommen ist. Gegenwärtig findet sich das Thier schon in den meisten Zoologischen Gärten, in sehr hübschen Exemplaren z. B. in demjenigen zu Frankfurt a. M.

Der Yak, welcher auch der Ochse mit dem Pferdeschweif genannt wird, wurde schon im vorigen Jahrhundet von dem russischen Reisenden von Pallas zur Einführung empfohlen; Buffon und Somini haben dieser Einführung das Wort geredet. Indeß erst Hr. von Montigny, französischer Consul in China, erwarb sich das Verdienst, diesen Gedanken in Ausführung zu bringen. Er ließ, wie schon bemerkt, 12 Stück dieser Thiere in Tibet aufkaufen und sie mit großen Kosten durch ganz China bis nach seinem Wohnort Schanghai führen. Er selbst begleitete sie sodann zu Schiff um das Cap, und nach einem Aufenthalt, welchen eine Havarie auf den Azoren veranlaßte, gelangte endlich die kostbare Heerde am 1. April 1854 nach Paris. Da dieselbe von vier chinesischen Wärtern begleitet war, so gelang die Überfahrt weit besser wie gewöhnlich in solchen Fällen. Nur während der fünfmonatlichen Rast auf den Azoren fiel ein Stier,

wogegen dafür ein Kalb geboren ward, sodaß die Heerde immer noch vollzählig ankam. Es waren darunter fünf männliche und sieben weibliche Thiere, unter den letztern ein Bastard des Zebustiers mit einer Yakkuh. Nur vier darunter, worunter das letztere Thier, haben Hörner, fast ebenso wie unsere Rinder, nur etwas höher angesetzt und zurückgebogen. Von den acht ungehörnten sind vier weiß und vier schwarz. Ihre Gestalt, namentlich die der Kühe, ist klein und überragt nicht diejenige der kleinsten europäischen Rinderrassen. Sie haben kürzern Kopf und Gliedmaßen, dagegen einen etwas langgestrecktern Leib wie unser gewöhnliches Rind. Das Kreuz ist rund und erinnert an das eines Pferdes. Ihr Schwanz ist kürzer, aber mit langen Haaren von oben bis unten dicht bewachsen, während die Haare ihres Pelzes minder lang sind, als sie gewöhnlich auf Abbildungen dargestellt werden. Der Yak ist das Hausthier der Tibetaner und Tataren. Aus seiner Wolle werden sehr dichte und dauerhafte grobe Stoffe angefertigt, weshalb dieselbe in Asien einen bedeutenden Handelsartikel bildet; sie gleicht derjenigen der langhaarigen Ziegen. Die ganz jungen Thiere haben krause Haare wie die Astrachanschafe, sodaß ihre Häute als Pelzwerk dienen können. Das Fleisch des Yak ist ganz vorzüglich, ebenso die Milch, die sich von der gewöhnlichen Kuhmilch durchaus nicht unterscheidet. Aber nicht blos zur Production von Wolle oder Nahrung, sondern auch als Arbeitsthier ist der Yak sehr werthvoll: er zieht und trägt Lasten mit gleicher Leichtigkeit und wird in seiner Heimat zugleich allgemein als Reitthier benutzt. Sein Gang als solches ist ebenso sanft als rasch und angenehm. Er ist demnach für die Völker seiner Heimat Schaf, Kuh und Pferd zugleich, und deshalb würde seine Einführung in die Gebirgsländer Europas vielleicht Vortheile versprechen. Der Anfang zu seiner Weiterzüchtung ist gemacht. Von den zwölf nach Paris gebrachten Thieren erhielt die Société zoologique d'acclimatation fünf, welche dieselbe an Landwirthe in den Gebirgen des Doubs und des Jura gegeben hat, wo sie sehr gut fortkommen und sich schon mehrfach fortgepflanzt haben. Eine zweite kleine Heerde ist von dem Ministerium in das Thal von Barcelonette (Departement Basses-Alpes) verpflanzt worden und gedeiht auch hier so trefflich, daß man annehmen darf, über die Zucht dieses interessanten Thieres bald weitere Nachrichten zu erhalten.

Der Zebu, das gewöhnliche Landvieh in Hindostan, wird von vielen für die Stammrasse unsers Rindes gehalten. Er zeichnet sich besonders durch seinen Höcker aus, welcher sich aber verliert bei den Nachkommen aus Kreuzungen mit andern Rindern. Er ist schon vielfach nach Europa gekommen; eine kleine Heerde wurde vor ungefähr 30 Jahren in Würtemberg eingeführt und auf den königlichen Gütern fortgezüchtet. Nach den daselbst gemachten und von Weckherlin veröffentlichten Erfahrungen gaben die Zebukühe anfänglich nur sehr wenig Milch; erst nach fortgesetztem regelmäßigen Melken trat hierin eine Besserung ein, obgleich der Ertrag der einheimischen Kühe niemals auch nur annähernd erreicht wurde. An das Klima gewöhnten sie sich leicht. Besonders zeichnen sie sich aus durch ihre Gelenkigkeit und Schnelligkeit, in der sie mit dem Pferde wetteifern; ja sie sind noch ausdauernder als dieses. In ihrer Heimat werden sie sowol als Reitthiere wie zum Tragen und Ziehen allgemein verwendet; besonders in letzterer Hinsicht scheinen sie Beachtung zu verdienen, da sie in der Ackerarbeit unsere gewöhnlichen Ochsen weit hinter sich lassen. In England ist der Zebu schon vielfach eingeführt und fast ganz acclimatisirt worden.

Auch der Büffel stammt aus Asien, hat sich aber schon über einen weit größern Theil des Erdkreises verbreitet wie seine vorgenannten Verwandten. Aus der asiatischen Hochebene ist er dem Rind gefolgt, gelangte zuerst nach Nordafrika, sodann in das südöstliche Europa, wo er völlig einheimisch geworden ist. In Italien wurde er im Jahre 595 eingeführt und ist jetzt daselbst ganz zu Hause. Schon aus dieser Verbreitung ist einigermaßen seine Nützlichkeit ersichtlich. Diese kommt allerdings nicht derjenigen unsers Rindes gleich, was schon daraus hervorgeht, daß er in einem Zeitraume von mehr als 12 Jahrhunderten die Grenze der Alpen nicht überschritten hat. Dagegen aber spricht doch für seinen Gebrauchswerth die Thatsache, daß er bei so vielen Nationen neben dem Ochsen gezüchtet wird und dessen Stelle ersetzt. Der Grund hiervon ist in den Verhältnissen und Örtlichkeiten zu suchen, welche allerdings häufig für den Büffel geeigneter sind wie für das Rind. Während das Rind in sumpfigen Flußniederungen gefährlichen Seuchen unterworfen ist, sind diese gerade Bedingung für das Wohlbefinden der Büffel, und deshalb möchte ihre Verpflanzung nach Norden hier und da nicht ohne Vortheile sein. An unsere Winter gewöhnen sie sich ziemlich leicht und pflanzen sich auch im Norden ganz gut fort, wie dies an den Heerden zu Paris und Berlin seit einer Reihe von Jahren beobachtet worden ist. Soll daher einmal ein Versuch in größerm Maßstab gemacht werden, so wird die Temperatur der Örtlichkeit minder wichtig sein als ihre topographischen Verhältnisse und die

Bodenbeschaffenheit. Wo diese Bedingungen ähnlich vorhanden sind wie in Italien oder längs der Donauufer, da wird die Acclimatisation wenig Schwierigkeiten haben.

Es könnte noch eine ganze Reihe von Wiederkäuern aufgestellt werden, deren Einführung in Europa möglich wäre, allein bei der Frage der Acclimatisation handelt es sich vorzugsweise um solche Thiere, deren Nutzen völlig entschieden und deren leichte Zähmung bewiesen ist. Dies ist nicht der Fall bei mehreren Arten des Hirschgeschlechtes, welche Daubenton vorgeschlagen hat. Der nordamerikanische Bison, den Berthelot und Lamarre Picquot in Europa einzuführen beabsichtigten, wird in Nordamerika hier und da schon gezähmt. Die Akademie der Wissenschaften zu Paris hat eine Commission ernannt, die sich mit der Frage beschäftigen soll, ob der Nutzen der Acclimatisation dieses Thieres in Europa den Schwierigkeiten, die ihr im Wege stehen, die Wage zu halten vermöchte.

Vögel: Hühnervögel.

Einer der merkwürdigsten Vögel Südamerikas ist der Trompetervogel oder Agami, welcher mit der Trappe verwandt zu sein scheint und daher auch öfters zu den Wadvögeln gezählt wird. Schon Daubenton und Bernardin de Saint-Pierre haben auf ihn aufmerksam gemacht und gesagt: „Dieser Vogel besitzt den Instinct und die Treue des Hundes; er führt nicht allein Geflügelheerden, sondern selbst Schafheerden und weiß sich, obgleich er wenig größer ist als ein Huhn, stets Gehorsam zu verschaffen. Selbst die Hunde fürchten seine geschickten Angriffe. In Guiana wird er als Hüter der Heerden überall gehalten." Die Beobachtungen im Jardin des Plantes zu Paris bestätigen seine Brauchbarkeit in dieser Hinsicht; er ist daselbst der Beherrscher des Hühnerhofs, erhält darin die Ordnung, schützt die Schwachen gegen die Starken, sorgt dafür, daß junge Hühner und Enten ihr Futter bekommen und nicht von andern vertrieben werden, gegen welche er sie mannhaft vertheidigt, und frißt lieber selbst nichts, ehe er sie verkürzen läßt. Es gibt kein Thier, welches so leicht zu zähmen und zu ernähren ist wie dieser Vogel. Leider haben die bisjetzt angestellten Versuche seine Fortpflanzung im kältern Klima nicht ermöglicht; im südlichen Europa dürften diese Versuche eher von Erfolg sein.

Die Krontaube oder Goura, die in Neuguinea und im südlichen Asien daheim ist und als Hausthier gehalten wird, ist die größte aller Tauben, da sie gewöhnlich 6 Pfd. schwer wird und sich bis auf das Doppelte des Gewichts mästen läßt. Sie liefert ein ausgezeichnetes Fleisch, welches das aller übrigen Hühnerarten übertrifft, und läßt sich überaus leicht zähmen; auch das Klima scheint ihrer Einführung keineswegs ein Hinderniß entgegenzustellen, da sie sich in Paris schon mehreremal fortgepflanzt hat. Ihre Erwerbung würde zugleich den Hühnerhöfen einen neuen Schmuck verleihen.

Das Höckerhuhn oder Hoccohuhn, von Daubenton empfohlen, ein südamerikanischer Vogel, der sich gleichfalls leicht zähmen und füttern läßt und die Größe eines Truthahns erreicht, liefert sowol reichlich große Eier wie ein vorzügliches Fleisch. Seine Acclimatisation ist vollständig gelungen; es findet sich häufig in Holland, England und Frankreich. In letzterm Lande züchtet ein Hr. Barthelemy in Marseille seit mehreren Jahren eine Heerde von weit über 100 Hoccohühnern; in der Umgegend von Paris hat ihre Fortpflanzung bisjetzt nur in einzelnen Fällen gelingen wollen. Bessere Resultate erhielt an letzterm Ort Hr. Pomme mit dem Jakuhuhn oder Marail, das in Südamerika ebenfalls gezähmt und gehalten wird wie das Haushuhn. Seine Jakuhühner legen alle 14 Tage drei bis vier Eier von der Größe gewöhnlicher Hühnereier; ohne Zweifel wird aber eine beharrliche Zucht ihre Fruchtbarkeit zu erhöhen vermögen. Ihr weißes Fleisch ist viel zarter und saftiger wie das der gewöhnlichen Hühner, welche sie auch an Größe und Schönheit bedeutend übertreffen.

Der Glanzfasan, der in Indiens Gebirgen in einem durchschnittlich kältern Klima wie dasjenige Mitteleuropas lebt und dort als Hausthier öfters gehalten wird, ist bisjetzt noch nicht nach Europa gekommen, weil er bei dem Transport in der Wärme der Wendekreise stets zu Grunde geht. Sobald dieses einzige Hinderniß seiner Einführung einmal umgangen werden kann, wird man in ihm ebenfalls einen schönen und nützlichen Insassen der Hühnerhöfe erwerben.

Schwimmvögel.

Unter den verschiedenen Arten der Gänse und Enten sind die europäische Baumgans, die ägyptische Gans, die Sandwichgans, die chinesische Fächerente, die amerikanische Knäckente und die australische Hühnergans zur Zähmung oder Einführung vorgeschlagen worden.

Die Baumgans ist ein europäischer Vogel, ward bisjetzt aber nur versuchsweise gezähmt.

Hr. von Wagram zu Grosbois bei Paris züchtet eine Heerde davon mit vielem Erfolg, und ihre Flaumfedern bilden ein sehr werthvolles Product. Die ägyptische Gans, die Sandwichgans und die australische Hühnergans werden in England und Frankreich schon viel gehalten und pflanzen sich daselbst ohne Anstand fort. In der Menagerie des Museums zu Paris, wo seit 1839 ihre Acclimatisation beharrlich betrieben wurde, hat man von diesen Thieren nach und nach eine so große Anzahl gezüchtet, daß viele davon an einzelne Geflügelliebhaber abgegeben werden konnten. Besonders glücklich ist man in dieser Hinsicht mit der ägyptischen Gans gewesen, aus welcher man durch Inzucht eine neue französische Rasse gebildet hat. Diese ist bis heute constant geblieben und hat, nur mit etwas hellerer Färbung, ganz den reichen Federschmuck behalten, der die ägyptische Gans zu einem der schönsten Schwimmvögel macht; gleichzeitig ist sie aber viel größer und stärker geworden. Ein anderer noch bemerkenswertherer Einfluß des Klimas und der Cultur ist der folgende. In ihrem Vaterlande beginnt bei der milden Temperatur des Winters die ägyptische Gans gegen Neujahr hin zu legen. Die pariser Exemplare blieben bis 1843 dieser Gewohnheit ihrer Art getreu und legten Ende December oder Anfang Januar ihre Eier, sodaß die Aufzucht der Jungen gerade in die ungünstigste Jahreszeit fiel. Aber sowol die nämlichen Individuen wie auch ihre Nachkommen veränderten allmählich ihre Legezeit; dieselbe rückte 1844 in den Februar, 1846 in den März vor und findet seitdem regelmäßig im April statt, sodaß das Ausbrüten nunmehr gerade in die günstigste Periode fällt. Auf diese Weise ist das schwierigste Hemmniß der Verbreitung dieser schönen Geflügelrasse gehoben und zugleich der Beweis geliefert, wie rasch eine wirkliche Acclimatisation, trotz anscheinend ungünstiger Bedingungen, manchmal erzielt werden kann.

Die amerikanische Knäckente, die in Carolina daheim ist, wird in Frankreich und England schon häufig gehalten. Seltener ist die chinesische Fächerente, die erst ganz in der Neuzeit in Frankreich eingeführt, früher aber in Holland und England ebenfalls gezüchtet worden ist. Beide Thiere zeichnen sich ebensowol durch ihre Schönheit wie durch ihr vorzügliches Fleisch aus, und dürften gleichfalls werthvolle Acquisitionen sein.

Laufvögel.

Die großen ungeflügelten Straußvögel bieten verschiedene Arten, deren Fleisch eine ebenso gute wie reichliche Nahrung zu liefern vermöchte, sodaß sie als Fleischthiere oder Schlachtvögel, wenn man diesen neuen Ausdruck gestatten will, wol Beachtung verdienten. Gleichzeitig sind ihre Federn ein gesuchter Handelsartikel, und ihre großen Eier würden, zumal sie dieselben in bedeutender Anzahl legen, ein sehr werthvolles Nahrungsmittel abgeben. An ihrer Spitze steht der Strauß; allein die Schwierigkeiten seiner Acclimatisation werden schwerlich zu überwinden sein. Viel leichter ist dieselbe jedenfalls für den südamerikanischen Nandu und den neuholländischen Emu oder Kasuar. Bei einiger Sorgfalt lernt der erstere leicht unser Klima ertragen, und Lord Derby hat in England mehrfach Nachkommen von ihm erhalten. Der Emu ist eins der kräftigsten Thiere, die wir kennen, und erträgt die Kälte überaus leicht. In England wird er sehr häufig gehalten und läuft in den Parks umher, ohne im Sommer und Winter irgendwelche besondere Pflege zu bedürfen. In Paris bleiben diese Thiere Tag und Nacht zu jeder Jahreszeit im Freien; der strengste Frost, der größte Regen ebenso wie die glühendste Sonnenhitze können sie niemals veranlassen, ein dargebotenes Obdach zu suchen. Ihre Producte an Fleisch, Fett und Eiern sind so bedeutend, daß sie in Neuholland fortwährend auf den Märkten zu finden sind.

Ein großer Reichthum der animalischen Natur liegt noch ziemlich unbenutzt vor unsern Augen und Händen. Es sei nur unter anderm darauf verwiesen, daß es nach den Erfolgen der künstlichen Fischzucht keineswegs unmöglich erscheint, auch viele der köstlichen Fische, ja selbst Schalthiere fremder Welttheile in unsere Gewässer zu versetzen. Ist doch auch die Seidenraupe in historischer Zeit aus China bei uns eingewandert, und erst die Neuzeit hat verschiedene noch unbekannte Arten derselben bekannt und gesucht werden lassen, worunter der Ricinusspinner, Bombyx cinthia, wol die meiste Beachtung verdient, da er nicht auf das Laub des Maulbeerbaums als ausschließliche Nahrung angewiesen ist wie der Bombyx mori.

II. Acclimatisation der Pflanzen.

Alle unsere Nutzpflanzen sind Producte der Acclimatisation. Theils stammen sie aus fremden Zonen, theils sind sie einheimisch, aber durch die Cultur ihren ursprünglichen Verhältnissen enthoben und in ganz andere neue versetzt worden. Beispiele der historischen Zeit liegen genug vor; es braucht nur an die Pflanzen Amerikas erinnert zu werden, die im Laufe weniger Jahr=

hunderte in Europa so heimisch geworden sind, daß sie manchmal von hier aus wieder in ihr Vaterland zur Auffrischung der dasigen Sorten zurückwandern. Als ein ganz neues Beispiel sei die Lupine angeführt, eine südeuropäische, den Römern wohlbekannte Nutzpflanze, die sich im Verlauf weniger Jahre einen Weg von den Alpen bis an die Ostseegebahnt hat. So oft irgend ein Ereigniß die Einträglichkeit eines Culturgewächses vermindert oder in Zweifel stellt, so werden flugs Vorschläge von Surrogaten und infolge davon Acclimatisationsversuche hier und dort gemacht. Auffallend ist dabei die Erscheinung, daß dies in keinem Lande mehr geschieht wie in Frankreich; wo die Bodenproduction bekanntlich im allgemeinen noch keine sonderliche Höhe erreicht hat, und in keinem weniger wie in Großbritannien, wo sie schon auf der höchsten Stufe steht. Die Acclimatisation neuer Pflanzen ist nicht minder schwierig wie diejenige der Thiere, und bedarf zu ihrer Vollendung gewöhnlich einen weit längern Zeitraum. Obgleich alljährlich neue Anpreisungen ausländischer Gewächse, die der Cultur werth sein sollen, erscheinen, so ist bisjetzt doch die Zahl derjenigen, deren Einführung wirklichen Erfolg verspricht, verschwindend klein gegenüber der großen Menge von Nutzpflanzen, die wir schon besitzen, sowie derjenigen anderer Welttheile. Bei einer Aufzählung solcher, welche in der Neuzeit vorzugsweise empfohlen und zum Theil schon versuchsweise in Europa angebaut worden sind, darf man alle diejenigen übergehen, welche nur vorübergehend einmal in der Praxis erschienen sind, um sofort wieder daraus zu verschwinden.

Nahrungspflanzen.

Als die Kartoffelkrankheit und mit ihr das Misjahr 1847 einen großen Ausfall der Nahrungsproduction veranlaßten, beeilte man sich von allen Seiten, dem europäischen Ackerbau mit neuen Nahrungsgewächsen zu Hülfe zu kommen. Unter den Ersatzmitteln der Kartoffel wurden zuerst genannt: die Pommes blanches aus Canada und Nordamerika, knollentragende, schmetterlingsblütige Hülsenfrüchte, Psoralea esculenta und Apios tuberosa. Die knolligen Wurzeln beider Pflanzen bilden Hauptnahrungsmittel der nordamerikanischen Indianerstämme; sie enthalten ziemlich viel Stärkemehl, aber auch Albumin, sind also nahrhaft genug und liefern daneben noch in Stengeln und Blättern ein sehr gutes Futter. Die damit angestellten Culturversuche fielen aber ungünstig aus, da die Knollen sehr klein blieben und sich allzu wässerig zeigten. Beide Nachtheile würde nur eine jahrelang fortgesetzte Cultur erfolgreich heben können, und hierzu konnte der etwa zu erwartende Vortheil nicht reizen. Ein drittes Surrogat der Kartoffel ward in dem südamerikanischen Ulluko (Ullucus tuberosus) anempfohlen. In ihrer Heimat Peru und Chili bilden die Knollen dieser dort Papalisa genannten Pflanze ein sehr wichtiges Nahrungsmittel, sodaß sie häufig mit den Kartoffeln verwechselt werden. Der Ulluko ward im Jahre 1848 in Frankreich eingeführt, und es sind seither mit ihm sehr viele Culturversuche angestellt worden. Auch diese haben bisjetzt zu keiner Aufmunterung seiner Cultur Veranlassung gegeben, indem die Knollen stets so klein geblieben sind, daß man ihren Anbau selten länger als ein paar Jahre hindurch fortsetzen mochte. Da die Pflanze in dieselbe Familie gehört wie Runkelrübe, Spinat, Melde, so läßt sich mit einiger Analogie darauf schließen, daß auch ihre Blätter nutzbar zu verwenden sein dürften. Die von Siebold empfohlene Lappa edulis aus Japan, eine Klette mit eßbarer Wurzel, unterscheidet sich so wenig von unserer gewöhnlichen Klette, deren fleischige Wurzel bekanntlich ebenfalls genießbar ist, daß die Culturversuche damit wieder aufgegeben worden sind.

Die Batate (Convolvulus) stammt aus Amerika oder Ostindien — bei ihrer großen Verbreitung ist ihr Vaterland noch zweifelhaft, wie dasjenige der meisten Nutzpflanzen. Überall in den Ländern der warmen Zone angebaut, ist diese Windenpflanze eins der verbreitetsten Nahrungsgewächse der Welt. Sie enthält 13—17 Proc. Stärkemehl, aber neben diesem auch noch 2—4 Proc. freien Zucker, woher ihr süßer Geschmack rührt, an welchen sich die Nordländer nicht gern gewöhnen wollen; ihr Stickstoffgehalt ist etwas geringer wie derjenige der Kartoffel, der sie also an Nahrungswerth nachsteht; dagegen bietet sie einen Ersatz in ihrem Kraut, welches ein ganz vorzügliches Futter liefert. In Nordamerika ist die Batate verbreiteter wie die Kartoffel, der sie auch allein von allen bekannten Pflanzen an die Seite gestellt werden kann; sie heißt dort Sweet Potatoe. In Spanien ist die Batate schon länger als drei Jahrhunderte einheimisch und ganz allgemein. In der Mitte des 18. Jahrhunderts kam sie nach dem südlichen Frankreich und hat jetzt nach und nach so viel Terrain erobert, daß sie schon in der Umgegend von Paris angebaut wird. In Belgien ist eine Gesellschaft von Landwirthen zusammengetreten, welche sich die Aufgabe gestellt hat, sie auch in diesem Lande zu acclimatisiren. Es ist kein Zweifel

daran, daß sie in Ungarn, in den warmen Thälern Tirols und Steiermarks schon jetzt Gedeihen finden würde, sodaß auch ihre spätere Einführung in Deutschland gewiß stattfinden könnte. Unsere Cultur würde an dieser Pflanze eine entschieden werthvolle Acquisition machen.

Viel mehr als die Batate hat in neuerer Zeit der Yams (Dioscorea sativa, alata und japonica) von sich reden gemacht und zahlreiche Culturversuche an allen Orten veranlaßt. Während diese hier vorzüglich gelangen, sind sie an andern Stellen scheinbar gänzlich mislungen, wahrscheinlich aus dem Grunde, weil man mit der Natur des Gewächses durchaus unbekannt gewesen ist. Der Yams in seinen verschiedenen Arten bildet eine der vorzüglichsten Culturpflanzen in allen Erdtheilen außer Europa; aber auch hier gedeiht er ganz gut und das Klima hat keinen Einfluß auf seine Entwickelung. Sein Product ist die Wurzel, welche unter günstigen Bedingungen oft eine ungeheuere Größe erreicht und bis 30 Pfd. schwer werden kann. Sie enthält nicht so viel Stärkemehl als die Kartoffel, aber mehr Proteïnstoffe, Dextrin und Pectin, schmeckt jedoch ziemlich gerade so, nur etwas feiner und süßer. Das windenartige Rankenkraut dieser zu den Palmen gehörigen Pflanze wird von den Thieren gern gefressen. Was ihrer Cultur hauptsächlich im Wege steht, ist das tiefe Eindringen der Wurzel in den Boden; man muß oft drei bis vier Fuß tief graben, um zu ihr zu gelangen, weshalb auch viele, die den Versuch angestellt haben, ohne die Natur der Pflanze zu kennen, gar keine Knollen fanden und deshalb über sie den Stab brachen. In ihrer Heimat wird sie auf kleinen emporgeworfenen Hügeln oder in Kämmen zwischen tiefen Gräben angepflanzt. In Frankreich, wo sie seit 1854 eingeführt ist, scheint sich diese Nutzpflanze acclimatisiren zu wollen. Nach Decaisne ist es gelungen, neuerdings auch weibliche Pflanzen davon einzuführen, während die bisher cultivirten nur männliche waren.

In Mexico, Peru, namentlich aber in Chili ist die Quinoamelde (Chenopodium quinoa) ein Culturgewächs, dessen Samen ebenso benutzt werden wie diejenigen des Reis in andern Ländern, und deren Blätter außerdem Gemüse und Futter liefern. Schon Humboldt hat ihren Anbau in Europa dringend empfohlen; sie kam 1822 nach England, 1835 nach Frankreich und Deutschland. Obschon die Culturversuche damit ziemlich günstig ausgefallen sind, hat sich die Quinoa noch nicht verbreiten wollen; sie verdient aber um so mehr Beachtung, als sie auf dem ärmsten Boden gedeiht, den Frost erträgt, und ihr Anbau, nach Tschudi, in Europa bei einer etwaigen Misernte eine bedeutende Hülfsquelle gegen Nahrungsmangel sein würde.

Gespinstpflanzen.

Da wir in Europa mit Ausnahme der im äußersten Süden hier und da cultivirten Baumwolle blos zwei Gespinstpflanzen anbauen, so hat man vielfach nach neuen fremder Welttheile geforscht. Früher wurde die syrische Seidenpflanze (Asclepias syriaca) empfohlen, bewies sich aber zur Fadengewinnung nicht tauglich, während ihre Samenwolle sich zu Watte vortrefflich eignet, sodaß sie auch zu diesem Zwecke schon im südlichen Rußland (Charkow) cultivirt wird. Größere Hoffnung setzte man in den neuseeländischen Flachs (Phormium tenax), und es wurden namentlich in England damit Versuche angestellt. Aber abgesehen davon, daß die Faser desselben derjenigen unsers Hanfes und Leins in jeder Hinsicht nachsteht, so bietet auch die Cultur dieser Wasserlilienart, welche einen Schlammboden als Standpunkt verlangt, zu viele Hindernisse, um in einem geordneten Betriebe platzgreifen zu können. Eine bessere Zukunft hat vielleicht die neuerdings aus Ostindien und China eingeführte indische Nessel (Urtica nivea), in ihrem Vaterland Ramee oder Tschingma genannt. Sie liefert einen vorzüglichen Faserstoff, aus welchem sehr schöne glänzende Gewebe dargestellt werden. Da diese Pflanze schon hier und da als Ziergewächs in europäischen Gärten vorkommt, so kann ihre Acclimatisation keine großen Schwierigkeiten bieten; in der That haben die Anbauversuche, die bisjetzt nur im kleinen Maßstabe damit gemacht worden sind, in Deutschland, namentlich in München und Berlin, ein sehr aufmunterndes Ergebniß geliefert. Auch der japanische Hanf (Corchorus textilis) liefert eine vorzügliche Gespinstfaser, wie dies die Anbauversuche bestätigt haben, welche von dem preußischen Landes-Ökonomiecollegium angeregt worden sind. Zwar hat die Pflanze in Deutschland noch nicht zur Samenreife gelangen wollen; dies wäre jedoch kein Hinderniß ihrer Cultur, da bekanntlich auch der Leinbau großentheils seinen Samenbedarf aus der Ferne bezieht. Ganz entschieden darf sich das Bestreben der Acclimatisation mit weit größerer Berechtigung der Gewinnung neuer Industriepflanzen wie derjenigen von Nahrungspflanzen zuwenden.

Zwar nicht eigentlich zu den erstern gehörend, aber doch mittelbar Gespinst liefernd, ist der Maulbeerbaum ebenfalls ein Gegenstand verbreiteter Cultur. Eine ganz neue Art desselben, den Loubaum (Morus intermedia), führte Camille Beauvais 1835 direct aus China in Frankreich

ein, und derselbe scheint nach und nach die andern Maulbeerarten gänzlich zu verdrängen, da seine Blätter von den Raupen vorgezogen werden, sein Ertrag ein größerer und er selbst minder zärtlich ist. In Würtemberg und Preußen ist seine Anpflanzung schon mit vielem Glück unternommen worden. Nach England kam im Jahre 1844 von den Philippinen eine andere Maulbeerart (Morus multicaulis), welche gleichfalls der Beachtung empfohlen worden ist.

Ölpflanzen.

Obgleich wir eine ziemlich große Anzahl von Ölgewächsen besitzen und fast jährlich durch Kreuzungen Abarten davon erzeugt werden, so hat man doch mehrfach versucht, deren neue einzuführen. Im Jahre 1837 kam aus Chili die Madia (Madia sativa) nach Europa, eine der Sonnenblume ähnliche Pflanze, deren Culturversuche anfangs so glücklich ausfielen, daß sie alsbald in Frankreich und Deutschland im großen angebaut wurde. Da aber ihre Cultur wegen des kleberigen Öls, das die ganze Pflanze ausschwitzt, eine unangenehme ist, der Same leicht ausfällt und von den Vögeln decimirt wird, so hat man dieselbe vielfach wieder verlassen. Ganz in der neuesten Zeit hat der bekannte Naturforscher Scherzer den Wachsstrauch (Myrica cordifolia), der im Capland massenweise den Ufersand überdeckt, zum Anbau in Europa empfohlen. Die reifen Beeren dieses werthvollen Strauchs enthalten ein Pflanzenwachs, welches dem durch die Bienen bereiteten nicht nachsteht und im ganzen Capland zur Kerzenfabrikation verwendet wird. Die Acclimatisation dieser Pflanze in Europa, namentlich in unfruchtbaren Küstenstrichen, kann keine Schwierigkeiten haben und dürfte jedenfalls sehr lohnend sein.

Farbepflanzen.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß wärmere Länderstriche uns noch verschiedene Pflanzen zur Gewinnung von Farbe zu liefern vermöchten, die ebenso gut wie der Krapp, der Saflor und der Färbeknöterich sich in Europa einbürgern ließen. Schon ist aus Amerika die Zucht des Cochenille-Cactus in Spanien und Sicilien eingewandert. Einheimisch in diesen Ländern wie überhaupt längs des ganzen Mittelmeeres ist die Kermesbeere (Phytolacca decandra), deren unschädliche Karminfarbe zu mancherlei Gebrauch werthvoll ist, weshalb sie auch schon mehrfach zur Cultur vorgeschlagen wurde. Bisjetzt ist es aber nur gelungen, die Kermesbeere im Garten anzubauen, und auch dies erfordert noch ziemliche Vorsicht. Eine neue Farbepflanze ist die schwarze Malve, mit welcher in Franken sehr gelungene Culturversuche angestellt worden sind.

Technische Pflanzen.

Der französische Consul Montigny, welcher sich durch Einführung neuer Thierarten in Europa verdient gemacht hat, brachte im Jahre 1854 aus China eine Pflanze nach Frankreich, welche im erstern Lande vielfach auf Zucker verarbeitet wird. Es ist dies die Zuckerhirse (Sorghum saccharatum), ein bis sechs Fuß hoch wachsendes Gras, welches dem Mohrhirsen durchaus ähnlich ist und dessen Samen auch wie bei letzterm verwendet werden können. In Frankreich ist der Anbau dieses Gewächses alsbald ziemlich im großen versucht worden und hat befriedigende Resultate ergeben. Die Verwendung zur Zuckerfabrikation hat keine Schwierigkeit, jedoch dürfte diese bisjetzt nur in südlichern Klimaten lohnend sein. Nach Dumas ergaben 100 Kilo Sorgho 15 Kilo krystallisirten und nur 1 Kilo unkrystallisirbaren Zucker. In Deutschland ist es nicht gelungen, die Zuckerhirse zur Samenreife zu bringen, während sie sich als ein gutes und reichliches Futter erwiesen hat; doch wird sie blos zu letzterm Zweck weder dem Mais noch andern einheimischen Pflanzen den Rang streitig machen können.

Der Afodill (Asphodelus ramosus) ist eine schon den Alten gut bekannte Pflanze aus der Familie der Fruchtlilien, die besonders in Griechenland, Sicilien, überhaupt am Mittelmeer wild wächst. Sie erzeugt sehr stärkemehlhaltige Knollen, und zwar so leicht und in solcher Menge, daß dieselben neuerdings, zuerst von Frankreich aus, zur Spiritusfabrikation dringend empfohlen worden sind. Im Süden dieses Landes haben praktische Versuche in dieser Hinsicht ein sehr befriedigendes Resultat ergeben, sodaß eine Verbreitung der Cultur des Afodills um so eher zu erwarten steht, als er noch ganz gut auf kiesigem Sandboden fortkommt, welcher kaum für eine andere Nutzpflanze geeignet ist.

Wollte man den Anbau neuer Nahrungspflanzen nöthig erachten, so bedürfte es vielleicht keines Schweifens in die Weite, da auch die inländische Flora noch eine ziemliche Anzahl von Gewächsen bietet, deren Nahrungswerth constatirt ist und durch die Cultur wahrscheinlich erhöht werden könnte. Wir führen des Beispiels wegen folgende an: die Seerose (Nymphaea

alba und lutea), deren Wurzeln stärkemehlreich sind; die breitblätterige Platterbse (Lathyrus latifolius) und die Ackernuß (Lathyrus tuberosus), von welcher die erstere nahrhafte Samen, die letztere kartoffelähnliche Knollen liefert, die schon Parmentier empfohlen hat; die knollige Walderbse (Orobus tuberosus), die in Schottland zur Speise benutzt wird, gleichwie die Erdkastanie (Bunium bulbocastanum) und die knollige Bärenklau (Heracleum tuberosum). Von Samengräsern wird das Mannagras (Festuca fluitans) schon im südlichen Rußland vielfach angebaut. Auch die Bluthirse, die Raygräser, die Trespen, das Sandgras u. s. w. ließen sich durch die Cultur zur Hervorbringung gehaltreicherer Samen zwingen, eine Möglichkeit, welche durch den Anbau des am Mittelmeer wild wachsenden Walchgrases (Aegilops) erwiesen ist, dessen Samen nach einer Reihe von Jahren sich bekanntlich nach den Versuchen von Esprit Fabre in Frankreich und Buckman in England in wirklichen Weizen (?) verwandelt haben sollen.

III. Die Acclimatisationsvereine.

Im Jahre 1854 hat sich in Frankreich der erste Acclimatisationsverein unter dem Schutze des Prinzen Napoleon und dem Vorsitz von Geoffroy Saint-Hilaire (gest. 1861) gebildet und ward im Jahre 1855 durch kaiserliche Verordnung als ein Unternehmen von Wichtigkeit für die öffentliche Wohlfahrt sanctionirt. Der Zweck desselben ist die Einführung, Acclimatisation und Zähmung nützlicher oder schöner Thiere; die Vervollkommnung und Vermehrung der Hausthiere oder neueingebrachter Rassen; die Einführung und Vermehrung von Nutzpflanzen. Die Organisation des Vereins ist durch die Unterstützung der französischen Regierung und vieler hervorragender Männer der Wissenschaft und der Praxis eine ebenso gute als wirksame, zumal dieselbe mit der entschiedenen Absicht möglichst schnellen Übergangs ihrer Ergebnisse in die Praxis aufgestellt worden ist. Es wurden Sectionen und permanente Commissionen gebildet, und sofort nicht allein mit allen Theilen des Inlandes, sondern auch mit fast allen Nationen der Welt Verbindungen angeknüpft. In Frankreich entstanden alsbald zwei Nebenvereine, zu Grenoble und zu Nancy; ebenso verbanden sich die meisten Landwirthschaftsgesellschaften mit dem Mutterverein, dessen Mitglieder sich gegenwärtig fast über alle Punkte der Erde vertheilen. Durch die Unterstützung des Kriegsministeriums in Algier und der französischen Consuln stehen dem Vereine sehr wichtige Hülfsmittel zu Gebote und ist deshalb jetzt schon zu einem beachtungswerthen Centrum der bisher zerstreuten und ohne Wahl geleiteten Thätigkeiten seines Zwecks geworden.

Im Jahre 1855 begann die Société d'acclimatation ihre praktische Wirksamkeit mit der Einführung eines Thieres, von dem man sich viel verspricht: der Angoraziege. Sie erhielt 16 Stück davon durch den Marschall Vaillant, welcher sie von Abd-el-Kader zum Geschenk empfangen hatte; eine zweite Heerde von 76 Stück wurde aus Angora selbst durch den französischen Consul in Brussa bezogen. Der große Werth der seidenhaarigen Felle dieser Ziege ist bekannt, und man glaubt, durch ihre Acclimatisation in Frankreich und in Algier gerade den ärmsten Theilen dieser Länder eine Hülfsquelle zu eröffnen, welche nach den bisher erhaltenen Erfolgen große Bedeutung zu gewinnen verspricht. Gleichzeitig ist die Einführung der ägyptischen Ziegen, deren Milch doppelt so reich an Fettgehalt wie diejenige der besten Kühe sein soll, und des Schafes mit dem Fettschwanz aus Caramanien, einer ebenso reichwolligen als dauerhaften Rasse, unternommen worden.

Die schon seit mehreren Jahren andauernden Seuchen der Seidenraupen veranlaßten den Verein zur Einführung des Eichenspinners (Bombyx pernyi), dessen Product zwar nicht ganz so schön, aber dafür dauerhafter und deshalb nicht minder werthvoll ist. Nicht minder erfolgreich war die Verbreitung der neuen Seidenraupe (Bombyx cinthia) und verschiedener anderer Spinner vom Senegal, aus Madagaskar, aus Louisiana u. s. w.

Durch Vermittelung ihrer auswärtigen Mitglieder erhielt die Gesellschaft californische und amerikanische Rebhühner, welche sich jetzt schon so rasch in Frankreich verbreitet haben, daß sie in wenigen Jahren ein dort einheimisches Wild zu werden versprechen. Außerdem finden wir in dem „Bulletin" des Vereins vom Jahre 1856 unter den eingeführten Thierrassen Kängurus, ein Geschenk der Königin von Spanien, chinesische und englische Schweine, ägyptische Böcke, blauköpfige Perlhühner, bulgarische Hühner, Cochinchinesen, Brahmaputras, chinesische Glanzfasanen u. s. w.

Unter der Pflanzensammlung sind angeführt: verschiedene Arten des Yams, chinesische Bohnen, Zuckermais aus Florida, brasilische Butterbohnen, Riesenmais, Zuckerhirsen u. s. w., viele Samen aus Neucaledonien, China, vom Weißen Fluß, von den Réunioninseln, aus Java, Martinique, Guadeloupe u. s. w. Wenn wir auch, mit einzelnen Ausnahmen, in praktischer

Hinsicht die rechte Wahl und den Nutzen der angeführten Thiere und Pflanzen in Zweifel stellen möchten, so läßt sich doch nicht abstreiten, daß durch die Vereinigung so vieler Kräfte in einem Brennpunkte Resultate erzeugt werden können, für welche wenigstens die Wissenschaft dankbar sein muß.

Auch in Deutschland besteht ein Acclimatisationsverein, dessen Sitz Berlin ist. Bisjetzt hat derselbe aber nur wenigen Anklang gefunden, was vielleicht mit an seiner Organisation liegen mag. Über die Thätigkeit der russischen Acclimatisationsgesellschaft, welche ihren Sitz in Moskau hat, fehlen uns nähere Notizen.

IV. Nothwendigkeit der Acclimatisation.

Die Berechtigung der Frage: „Ist eine Acclimatisation neuer Thiere und Pflanzen in Europa wünschenswerth und nothwendig?" wird nicht in Abrede gestellt werden können. Mit Hinweis auf das vorher Mitgetheilte glauben wir jedoch der Wissenschaft mehr davon versprechen zu dürfen als der Praxis. Zunächst wird durch die Bemühungen und Beobachtungen der Acclimatisationsvereine nur die Naturgeschichte einen reellen Gewinn erhalten, welchen wir indeß keineswegs gering anschlagen wollen. Ebenso mag für verschiedene Gegenden Europas, an welchen Frankreich aber viel reicher ist als Deutschland und England, eine oder die andere Art neuer Thiere und Pflanzen eine ganz werthvolle Acquisition sein; aber es wird mindestens der Erfahrung eines Jahrhunderts bedürfen, bis sich darüber entscheiden läßt, ob diese Arten auch für die Allgemeinheit von solchem Nutzen sind, daß sie das Gute, welches wir schon besitzen, zu verdrängen berufen wären. Und hierin liegen gerade die Gefahren der Acclimatisationsbestrebungen. Unsere Thierzucht und unser Pflanzenbau sind im Laufe von Jahrtausenden zu dem gediehen, was sie sind, und niemand wird ableugnen wollen, daß sie, mit wenigen Ausnahmefällen, bisjetzt dem Bedürfniß der Menschheit vollkommen Genüge geleistet haben. Will man die Anstrengung, welche die Einführung neuer Arten unabweisbar verlangt, aber auf die Verbesserung des schon fest begründeten Besitzes concentriren, so wird man jedenfalls weit raschere, lohnendere Resultate erreichen, da es hier weniger Probleme zu lösen gibt, als vielmehr bekannte Sätze der Erfahrung und der Wissenschaft ins Leben zu rufen. Die deutsche Landwirthschaft hat im gegenwärtigen Zeitpunkte eine Stufe erreicht, von welcher man vordem keine Ahnung gehabt hat. Will sie diese behalten und eine noch höhere erreichen, so besteht ihre Aufgabe vorzugsweise in dem klugen Zusammenfassen aller Kräfte mit festem Hinblick auf ein bestimmtes Ziel. Jede Zersplitterung kann hier nur Nachtheile bringen; sobald sich die Aufmerksamkeit der Cultur von den bekannten auf neue Gegenstände wendet, so müssen die erstern nothwendig darunter leiden. Allerdings ist dies eine unausbleibliche Folge jedes Übergangs, allein sobald es nicht ausgemacht ist, daß dieser zu Besserm führt, so bleibt seine Unternehmung immer ein Wagniß und ein Opfer. Es ist nicht rathsam, der bloßen Hoffnung den sichern Besitz hintanzustellen, und namentlich der Landwirth muß sich entschieden davor hüten, von dem einen Gegenstande seiner Thätigkeit auf den andern zu springen ohne genügende Garantie. Diese Garantie zu bieten, ist die Aufgabe der Acclimatisationsvereine, aber es müssen Menschenalter vergehen, bis sie dieselbe wirklich werden lösen können. In dem praktischen England haben diese Vereine bisjetzt noch keinen Eingang gefunden, und die Bestrebungen einzelner in dieser Richtung haben sich hier nicht über die Grenzen der Liebhaberei entfernt. Nicht selten hört man Ansichten aussprechen wie folgende: Es wird jährlich ein großes Quantum Alpakawolle in Europa eingeführt; wir müssen uns bestreben, dieses selbst zu erzeugen, vom Auslande unabhängig zu werden. Es bedarf kaum der Bemerkung, daß nichts weniger nationalökonomisch richtig ist wie ein solcher Grundsatz, der in ausgedehnter Anwendung jeden Handel und jede Entwickelung total unmöglich machen würde. Solange, um bei dem gewählten Beispiel stehen zu bleiben, Europa nicht gegründete Aussicht hat, die Alpakawolle billiger zu erzeugen wie Peru — solange wird auch ihre inländische Production weder wünschenswerth noch nothwendig sein.

Überblicken wir mit unbefangenem Auge die ganze Reihe der zur Acclimatisation vorgeschlagenen Thiere, so finden wir in der That darunter nur wenige, von deren Einführung in die deutsche Praxis große Vortheile erwartet werden dürften. So schön es wäre, wenn unsere Wälder sich nach und nach mit fremdartigem Wild bevölkerten, so kann doch die Vermehrung des Wildstandes niemals Aufgabe fortschreitender Cultur sein, und von den Thieren dieser Gattung mag also vorläufig ganz abgesehen werden. Die inländische Fleischproduction ist ferner noch so außerordentlicher Vervollkommnung fähig — Großbritannien kann uns als Muster und Beleg dienen! — daß ein Herbeiziehen neuer Fleischthiere, welcher Art sie auch seien, durchaus

nicht nothwendig ist. Ebenso besitzen wir in dem Pferde eine Hülfe, welche schwerlich jemals durch einen andern Arbeitsgenossen verdrängt zu werden vermag. Wäre die Nothwendigkeit eines solchen vorhanden, so würde man in Deutschland schon längst sich der Maulthierzucht oder der bessern Heranbildung des Esels befleißigt haben. Die südamerikanischen Wollthiere mögen für die Hochgebirge schätzbar sein, es ist aber zu bezweifeln, daß sie denselben Nutzen bringen werden, welchen Schafe und Ziegen schon in diesen Örtlichkeiten gewähren. Auch die Schafzucht zieht sich mehr und mehr aus den Ländern hochgesteigerter Cultur in die weiten Flächen dünnbevölkerter Districte zurück; solange es deren noch gibt, wird nach einem Ersatz ihrer Production nicht gesucht zu werden brauchen. Von den Thieren des Rindergeschlechts vermag kein anderes unsere einheimischen Rassen an Nutzbarkeit in jeder Hinsicht zu erreichen; es gelingt aber vielleicht, durch Kreuzung der letztern mit den Ausländern allmählich neue Rassen zu bilden, welche Werth haben können. Hierüber muß jedoch erst die Erfahrung entscheiden. Es wäre aber thöricht, wenn der Thierproducent in Erwartung solcher Erfolge die Ausbildung der einheimischen Rassen unterlassen oder verschieben wollte. Selbst der Büffel, ein Halbeuropäer, wird nur für ganz besondere Lokalitäten von einiger Bedeutung sein können.

Keine bessern Aussichten eröffnet uns die Zahl der neuempfohlenen Pflanzen. Nur wenige darunter, die Batate, der Loubaum, die Quinoa und etwa noch die indische Nessel und der Wachsstrauch können mit der Zeit eine Bedeutung erlangen, welche sie den schon cultivirten Pflanzen an die Seite setzt. Diese aber entsprechen bisjetzt fast vollständig dem Bedürfniß, und auch hinsichtlich ihrer ist die Aufgabe der Cultur nur möglichste Veredlung und Steigerung der Production.

Es bleibt demnach die praktische Seite der Acclimatisation vor der Hand zweifelhaft, und zwar so sehr, daß wir die Bestrebungen in dieser Richtung kaum für mehr erklären möchten als für eine allerdings angenehme und selbst belehrende Unterhaltung. Natürlich kann dies Urtheil nur für die Jetztzeit und die seither errungenen Erfolge gültig sein; aber eine lange Reihe von Jahren und Thatsachen ist nothwendig erforderlich, ehe man sich zu dem Gegentheil wird bekennen müssen.

Graf Cavour*),

sein Jugendleben und die letzten Jahre seiner öffentlichen Wirksamkeit.

Es ist ein eigenthümliches Zusammentreffen, daß in unserer Zeit die beiden bedeutsamsten Männer Italiens germanischer Abkunft sind. Läßt sich dies auch von Garibaldi mehr nur durch die Etymologie seines Namens als durch einen Stammbaum nachweisen, so ist dagegen bei Cavour kein Zweifel darüber, daß seine Vorfahren deutsche Edle waren. Das Geschlecht der Benso, dem Italien seinen größten Staatsmann verdankt, ist aus Sachsen oder Thüringen nach dem südlichen Abhang der Alpen gezogen. Eine Familientradition erzählt, daß ein Ritter Benz aus Thüringen, als er aus Palästina heimkehrte und ihm der Durchzug durch eine kleine Stadt in Piemont verweigert wurde, dieselbe mit den Seinen mit Sturm genommen und von dieser Zeit an sich dort angesiedelt habe. Thatsache aber ist, daß im Jahre 1150 ein Odbert, der als Ahnherr der Bensi di Cavour gilt und von Geburt ein Deutscher war, die Vicegrafschaften von Baldisetto und die Herrschaften von Ponticelli und Santena besaß. Seine Nachfolger gelangten nach und nach in den Besitz von Mondone, Menabo, Albugnano, Isabella, Montanera, Tolle di Volgorrera, Cellarengo und Ceneaglio. Ihre Familie, die sich nach Art des damaligen italienischen Patriciats auch in Handelsunternehmungen einließ, erwarb immer größere Reichthümer und ward eine der einflußreichsten von Chieri, in dessen Geschichte sie eine hervorragende Rolle spielt. So ward, als Heinrich VII. von Luxemburg in Italien eindrang, ein Ardicio Benso

*) Der dritte Band dieses Werks enthält (S. 222 fg.) bereits einen Lebensabriß des Grafen Cavour, der in den ersten Monaten des Jahres 1859 abgefaßt ist und insbesondere die öffentliche Wirksamkeit desselben bis zum Ausbruche des Kriegs in Italien ausführlich schildert. Graf Cavour hat nicht nur seitdem als Staatsmann seine zwei verhängnißreichsten Jahre durchlaufen, sondern mit seinem Hintritt ist auch noch ein viel reicheres Material bezüglich seiner persönlichen Verhältnisse zugänglich geworden, sodaß es gerechtfertigt erscheint, wenn wir hier dem Leben und Wirken dieses bedeutenden Charakters unserer Zeitgeschichte noch einmal unsere Betrachtung zuwenden und nachträglich alles zusammenfassen, was jener frühere Artikel noch nicht berichten konnte. D. Red.

diesem deutschen Kaiser als Gesandter der Republik Chieri entgegengeschickt. Vierzig Jahre später finden wir einen Manfredo Benso als Haupt der kaiserlichen Partei in Chieri, wie denn diese Familie überhaupt stets auf seiten der Kaiserlichen oder Ghibellinen stand. Übrigens gibt es viele Blätter in der Geschichte Italiens, wo Namen von Mitgliedern dieses Geschlechts rühmlich verzeichnet stehen. Der Feldmarschall Goffredo Benso vertheidigte Montemelian 13 Monate lang gegen das Heer Ludwig's XIII. Ein Cesare Benso war Generalvicar von Turin und später Bischof von Aosta. Ascanio Benso war einer der Räthe des Herzogs von Parma, Ranuccio Farnese, im Jahre 1598, und ein Antonio Benso zeichnete sich im Dienste der Republik Venedig durch Thaten hohen Muths bei der Belagerung Cyperns aus. Später im Jahre 1720 finden wir einen Carlo Antonio Benso als General der Artillerie und Verwalter von Cuneo, einen Agosteno Benso, der Malteserritter war. Michele Antonio Benso, Generallieutenant und Ritter des Annunciadenordens, wurde zum Grafen von Cavour, einer kleinen Stadt in der Provinz Pignerole, ernannt.

Der Vater des großen Staatsmanns, Marchese Michele Benso di Cavour, war Verwalter (Vicario) von Turin und Titularkammerherr des Königs Karl Albert. Seine Gemahlin, Adelaide Suzanne Syllon d'Allamar, aus einer genfer Familie, versah während der französischen Herrschaft in Italien die Stelle einer Ehrendame bei der Prinzessin Borghese. Eine ihrer Schwestern war die Herzogin Clermont-Tonnerre, die andere war mit Louis Donhet-Dougers, Polizeidirector der Departements des französischen Kaiserreichs jenseit der Alpen, vermählt. Letzterer gab bei der Taufe des Grafen Camillo einen Zeugen ab. Der Marchese Michele war ein sogenannter conservativer Charakter, ganz wie ihn Karl Albert liebte, mistrauisch, bureaukratisch, ein Freund polizeilichen Einschreitens und besonders Liebhaber von Berichten an die „Allerhöchste Stelle" über misliebige Personen und Sachen. Das einzige Rühmliche, was wir von ihm verzeichnen können, ist, daß er sich, als im Jahre 1835 in Turin die Cholera wüthete, durch Unerschrockenheit und Erlassung sehr geeigneter Maßregeln auszeichnete. Ihm wurden zwei Söhne geboren, von denen der jüngere Graf Camillo war. Der ältere, Marchese Gustavo, beschäftigte sich später viel mit ökonomischen und statistischen Studien und leistete in diesen Fächern als Schriftsteller nicht Unbedeutendes. Er gehörte zu den politischen Gegnern seines Bruders, indem er mehr in die Fußtapfen des Vaters trat und sich stets in seiner Gesinnung conservativ und ultramontan erwies. Indeß brachte diese Verschiedenheit der Überzeugungen des Brüderpaars niemals einen Miston in ihre gegenseitigen Privatbeziehungen.

Des Marchese Michele di Cavour jüngerer Sohn, auf den der Grafentitel der Familie überging, wurde nach einem in französischer Sprache abgefaßten authentischen Actenstücke am 10. Aug. 1810 in dem seinem Vater gehörenden Hause in Turin (Rue de Iéna Nr. 13) als französischer Unterthan (Piemont war damals bis zur Sesia dem französischen Kaiserreiche einverleibt) geboren, und in diesem Hause ist er auch nachmals als Ministerpräsident gestorben. In der Taufe, bei welcher Napoleon's I. schöne Schwester, die Fürstin Pauline Borghese, bei ihm Pathenstelle vertrat, erhielt er die Vornamen Camillo Paolo Filippo Giulio. Seine Großmutter, Philippine, geborene von Sales, die mit dem Schutzpatron Turins, dem heiligen Franz von Sales, verwandt war, schrieb bald nach seiner Geburt an den Abbé zu Bonneville folgenden Brief: „Meine Schwiegertochter hat uns, es sind jetzt acht Tage, einen Knaben geschenkt, der sich ebenso wie seine Mutter recht wohl befindet. Er wurde am Tage des Festes des heiligen Franz von Sales von dem Erzbischof von Turin in einer diesem Heiligen gewidmeten Kapelle getauft, und ich hoffe, daß er, unter den Schutz meines Oheims gestellt, sein Leben lang trachten wird, in den Fußtapfen desselben zu wandeln und so die wahre Frömmigkeit in unserer Familie zu mehren." Die ultraklerikale Zeitschrift „Armonia", die diesen Brief veröffentlichte, fügt hinzu: „Die Hoffnungen der Marchesa von Cavour wurden leider bitter getäuscht. Graf Camillo geht anstatt in den Fußtapfen des heiligen Großonkels Hand in Hand mit Garibaldi und Mazzini und sucht den Heiligen Vater zu entthronen, für den der heilige Franz von Sales so viele Liebe und Verehrung hatte."

Graf Camillo hat keine sehr heitere Jugendzeit genossen. Als zweiter Sohn der Familie nach italienischer Patriciersitte für den Militärdienst bestimmt, mußte ihn sein erster Erzieher, der Geschichtschreiber Frézet, sehr zeitig für diese Carrière vorbereiten, und sein strenger Vater hielt darauf, daß ihm nur wenig von jener Freiheit zu Theil wurde, welche die Jugend so gern zu Unterhaltungen in ihrem eigenen Geschmacke verwendet und ihr gerade jenen unvergeßlichen Reiz verleiht, der uns noch in spätern Jahren in der Erinnerung entzückt. Die schönsten Tage seiner Kindheit waren die, welche er in Genf, dem Geburtsort seiner Mutter, zuweilen

mit derselben verbrachte, und er hatte deshalb eine Vorliebe für diese Stadt und ihre herrlichen Umgebungen gewonnen, die ihn nie verließ. Noch als Kind mußte er in die Militärakademie zu Turin eintreten, wo er frühzeitig große Talente zeigte und besonders eine nicht geringe Neigung für die exacten Wissenschaften, namentlich für die Mathematik, zu erkennen gab. Da auch seine Haltung und sein Betragen, obgleich letzteres nicht frei von einem Anflug aristokratischen Unabhängigkeitsgefühls war, den Anforderungen des Militärinstituts entsprachen, so ward er sehr bald dem Hofe als Page empfohlen, eine Stellung, die ihm sehr wenig zusagte. Er machte aus seiner Abneigung gegen den Pagendienst auch in der That so wenig ein Geheimniß und stellte sich in manchen rein äußerlichen Dingen wol mit Absicht so ungeschickt an, daß man ihn sehr bald für unfähig zur Bekleidung der Würde eines Pagen erklärte. König Karl Felix befreite denn auch den erst zehnjährigen Knaben von diesem Joche. So sehr dem jungen Camillo hiermit gedient war, fühlte sich doch sein Vater und seine ganze Familie durch die Entlassung gekränkt, und man begann schon von diesem Augenblicke an ihn als eine Art ungerathenes Kind zu betrachten, das seiner hocharistokratischen Abkunft nie recht gemäß handeln werde. Hatte aber der junge Cavour am Hofe mit wenig Glück debutirt, so gefiel er um so mehr den Lehrern des Militärinstituts, in das er wieder völlig eingetreten war. Er bewies hier schon damals jenen Fleiß und jene bewundernswerthe Auffassungsgabe, die später sein politisches Wirken so sehr charakterisirten. Seine Censuren waren daher auch immer musterhaft, vermochten aber seinem Vater keine günstigere Meinung über ihn beizubringen, da ihm die ganze Studienrichtung des Sohnes, die so sehr viel mehr auf das Innere als auf das Äußere gerichtet erschien, misfiel. Für die mangelnde Anerkennung seiner Familie entschädigte ihn die seiner Lehrer, und einer derselben, der berühmte Baron Plana, pflegte ihn stets als den ausgezeichnetsten Schüler des ganzen Instituts zu bezeichnen.

Mit 18 Jahren verließ er die Schule und trat mit dem Grade eines Ingenieurlieutenants in die piemontesische Armee. Die militärische Disciplin genirte ihn sehr bald, doch hinderte sie ihn anfänglich nicht, seine wissenschaftlichen Studien fortzusetzen. Den Umgang seiner Kameraden suchte er sehr wenig, da er an ihren hohlen Vergnügungen geringen Geschmack fand. Deshalb und seines Sarkasmus wegen erfreute er sich keiner großen Sympathien unter ihnen, zog sich vielmehr manchen geheimen Feind zu. Es dauerte auch gar nicht lange, so waren einige seiner freimüthigen Äußerungen über den militärischen Zopf gehörigen Orts rapportirt, und man wurde von seiten seiner Obern auf den jungen Mann, der so früh ernsthafte Beschäftigungen und das Kritisiren liebte, in unliebsamer Weise aufmerksam. Um ihm gehörig zu thun zu geben und ihn womöglich auf andere Gedanken zu bringen, beschäftigte man ihn zunächst bei den Bauten im Fort Leseillon am Mont-Cenis, das bekanntlich heute die Grenze zwischen dem Königreich Italien und Frankreich bildet. Längere Zeit mußte er hier, fern von allem anregenden gesellschaftlichen Umgang, einzig auf die Gemeinschaft mit einigen geistlosen Kameraden angewiesen, zubringen, und in dieser Einöde faßte er wol zuerst den Entschluß, baldmöglichst dem Waffenhandwerk in Friedenszeit zu entsagen. Als die Befestigungsarbeiten vollendet, durfte er wieder nach Genua zurückkehren, wo er sich einen Gesellschaftskreis geschaffen, in dem er sich ziemlich wohl fühlte. Auch das Auge schöner Damen haftete damals oft auf ihm. Aber nicht lange sollte er hier der Ruhe genießen. Die Späherohren seiner Feinde hatten ihn behorcht, als er bei Besichtigung fortificatorischer Arbeiten sich in sehr liberaler Weise über die damaligen Ereignisse in Frankreich äußerte, und diesmal glaubten seine Vorgesetzten ihn mit einer Versetzung nach dem einem Gefängniß gleichenden, von allem Verkehr mit der übrigen Welt abgeschnittenen Fort Bard bestrafen zu müssen. Cavour hatte aber vollkommen genug an seiner Eremitage auf Leseillon und bat daher seinen Vater, um seinen Abschied einkommen zu dürfen. Dieser, den man davon in Kenntniß gesetzt, daß sein Sohn von der Pest des Liberalismus ergriffen sei, meinte, derselbe werde im Staatsdienst die Ehre der Familie doch nur compromittiren, und gab es deshalb zu, daß sein Sohn Camillo den Degen niederlegte. Auch die Regierung trat seinem Abschiede, den er im Jahre 1832 erhielt, nicht in den Weg, vielmehr war man froh dieses enfant terrible so billigen Kaufs los zu werden, ehe es vielleicht seine Ideen auch noch andern Kameraden mitgetheilt. Damals schrieb ihm eine Freundin, die Marquise B., von Turin aus einen Brief, in dem sie ihm ihr Bedauern über die Ungnade, in die er gefallen, mit sympathischen Worten ausdrückte. Cavour aber erwiderte Folgendes: „Ich danke Ihnen, Frau Marquise, für das Interesse, welches Sie an meiner Ungnade nehmen, aber glauben Sie mir, ich werde nichtsdestoweniger meinen Weg machen. Ich habe Ehrgeiz, ungeheuern Ehrgeiz, und

wenn ich Minister sein werde, hoffe ich ihn zu rechtfertigen, da ich mich in meinen Träumen bereits als Minister von Italien sehe."

Nach seinem Austritt aus dem Militär zog er sich zunächst auf die Güter seines Vaters zurück und beschäftigte sich eifrig mit Landwirthschaft. Alsdann begab er sich nach Genf, wo er besonders unter Rossi Rechtsstudien machte und sich zugleich in der genfer Gesellschaft im Umgange mit ausgezeichneten Fremden jene genaue Kenntniß der englischen Sprache erwarb, die ihm später in England selbst sehr zu statten kam. Cavour besuchte auch nachmals fast alljährlich das ihm noch von der Kindheit her liebe Genf; auch lieferte er für die genfer „Bibliothèque universelle" einige größere Aufsätze, z. B. jenen über die Getreidezölle. Nachdem er einige Zeit in Genf verbracht, beschloß er eine größere Reise zu unternehmen. Als er sich anschickte, die Lombardei zu betreten, ward die wachsame österreichische Polizei, als ob sie in ihm den künftigen Gründer der italienischen Freiheit gewittert hätte, in Unruhe versetzt. Der damalige Generalpolizeidirector in Mailand, Graf Torresani, erließ folgendes kleine Rundschreiben an die Ämter der österreichisch-sardinischen Grenze:

„Mailand, 15. Mai 1833. Ein junger piemontesischer Edelmann, Camillo di Cavour, ist im Begriff auf Reisen zu gehen. Er war früher Offizier im Geniecorps und ist ungeachtet seiner Jugend bereits in seinen politischen Grundsätzen gründlich verdorben. Ich beeile *mich*, den Polizeibeamten diesen Wink zu geben, mit der Anweisung, der fraglichen Persönlichkeit, wenn sie sich an der Grenze zeigt, den Eintritt nicht zu gestatten, wenn der Paß nicht durchaus en règle ist, und selbst in diesem Falle nur nach der strengsten Untersuchung der Kleider des Reisenden und seines Gepäcks, da ich Ursache habe zu glauben, daß er gefährliche Schriften mit sich führt."

Der junge Cavour war allerdings kein Freund der reactionären Regierung daheim. Doch war er auch kein Anhänger der stoßweisen Empörung, gegen welche er fast sein ganzes Leben hindurch eine tiefe Abneigung bewahrt hat. Der Wunsch, sein Vaterland zu verlassen, ward aber nicht nur durch sein Misvergnügen über die heimatlichen politischen Zustände oder durch seinen Wissensdrang, sondern ebenfalls durch die peinliche Stellung hervorgerufen, die er seiner Familie gegenüber einnahm, in der er keine Lust verspürte, den Hofdemagogen zu spielen. Er bereiste einen Theil Österreichs, wo er sich ein wenig die deutsche Sprache zu eigen machte, und brachte einige Winter in Paris zu. Bald aber begab er sich nach England, dem eigentlichen Ziel seiner Reise, das gewissermaßen seine politische Hochschule wurde. Ohne daß man sagen könnte, er hätte sich hier mit eigentlich ernsten Studien, im deutschen Sinne des Worts, beschäftigt, machte er sich doch mit allem Wissenswerthen bekannt, sah alles, prüfte viel und bildete sich ein festes Urtheil über politische Institutionen und ökonomische Verhältnisse. Er lebte gleich der Blüte der aristokratischen englischen Jugend, die sich abwechselnd mit ernsten Dingen beschäftigt und abwechselnd genießt. Da sein alter Adel, seine Kenntnisse und seine Gewandtheit im Umgange ihn zum gern gesehenen Gast in den höchsten aristokratischen Cirkeln machten, ward es ihm leicht, Freundschaftsbündnisse für Gegenwart und Zukunft zu schließen. War es doch übrigens, als ob in England seine germanische Abstammung sich in der leichten und sympathischen Art, wie er sich das englische Wesen assimilirte, wieder in aller Kraft geltend mache. Mit richtigem Blick faßte er die englische Freiheit in englischer Weise, als Freiheit der Bewegung, als Ungebundenheit der Person, des Handels, des Unterrichts und der Gemeinde auf. Ihm war die Constitution nicht jene nur äußerlich glänzende Burg der Unabhängigkeit, in der sich der Absolutismus stets eine Hinterthür vorbehält, nicht das todte Document, hinter dessen Buchstaben die Gewalt und Laune der Regierung sich verstecken darf. Das englische Leben, die englische Verfassung und Politik übten auf ihn eine solche Anziehungskraft, daß aus seiner Reise nach England ein langjähriger Aufenthalt in London wurde. Es erging ihm in dieser Beziehung wie seinem Großvater Carlo Antonio Benso, der bei einem Aufenthalt in England so sehr von den Vorzügen des englischen Lebens und Wesens ergriffen wurde, daß er bei seiner Rückkehr nach Piemont sein ganzes Hauswesen in englischem Stile einrichtete und um sein Stammschloß Santena einen großen englischen Park anlegte, unter dessen mächtig emporgewachsenen Platanen, Ulmen und Linden sein Enkel Camillo später gern im Gespräche mit seinen politischen Freunden bis in die letzte Zeit seines Lebens zu wandeln pflegte.

Noch während seines Aufenthalts in London schrieb er für mehrere französische Revuen, freilich in der Art vornehmer Engländer, nur wenn sich ihm ein besonderer Anlaß bot, einer brennenden Frage gegenüber, oder wenn er gerade sich aus Mangel an anderer nach journali-

stischer Thätigkeit sehnte. Seine journalistischen Arbeiten sind daher meist Kinder des Augenblicks, der sie gezeugt, nie ohne Scharfsinn und Dialektik, aber auch nicht mit mehr Gelehrsamkeit geschrieben, als sich für einen Herrn aus der guten Gesellschaft schickt, der aus dem Wissen nicht Kapital zu schlagen braucht. Überall treten diese Arbeiten für den Fortschritt ein, und zwar auf allen Gebieten staatlichen Daseins; immer auch bekämpfen sie mit gleicher Schärfe die extremen Parteien. Nie fehlt es ihnen an überzeugender Klarheit und Bestimmtheit, ohne jedoch einen eigentlichen Stil, eine besonders gelungene Wahl des Ausdrucks aufzuweisen. Die Sache soll überall für sich selbst reden. In einer dieser Arbeiten: „Über die Eisenbahnen in Italien", finden wir, obschon er sich damals noch den Balbo'schen Ideen von einem italienischen Conföderativstaat zuzuneigen scheint, den bemerkenswerthen, ihn später leitenden Satz: „Unsere Zukunft beruht in der Erinnerung unserer nationalen Unabhängigkeit." In einer Abhandlung über Irland hat er in der Schilderung Pitt's unbewußt das Bild von dem gezeichnet, was ihn später als Staatsmann charakterisirte, namentlich wenn er von jenem sagt: „Pitt besaß die ganze Aufklärung seiner Zeit; ein mächtiger und umfassender Geist, liebte er die Gewalt als Mittel, nicht als Zweck. Er war freilich nicht einer jener Männer, welche die Gesellschaft vom Kopf bis zum Fuß vermöge allgemeiner Theorien und humanitärer Ideen umgestalten wollen. Als tiefer und kühler Geist, frei von Vorurtheilen, war er nur beseelt von der Liebe zum Vaterlande und zum Ruhme." Alles stimmt in dieser Charakteristik mit dem Wesen und Sein Cavour's überein, nur daß Cavour in seiner politischen Laufbahn glücklicher war als Pitt. Cavour sah sich nicht wie Pitt in die traurige Nothwendigkeit versetzt, die Freiheit zu bekämpfen, diese ward ihm vielmehr zur ersten Vorkämpferin seiner Plane, zur mächtigen Gehülfin bei der Wiedergeburt Italiens.

Im Jahre 1842 kehrte Graf Camillo nach Piemont zurück, er hatte gerade das zweiunddreißigste Jahr erreicht. Er brachte einen reichen Schatz von positiven Kenntnissen und Erfahrungen mit, hatte sich mit den englischen, französischen und deutschen Zuständen vertraut gemacht und sprach fließend französisch und englisch, deutsch jedoch nur gebrochen, obwol er die österreichischen Verhältnisse recht genau kannte. In seiner Abwesenheit waren keine großen Veränderungen in Piemont vorgegangen. Es lastete immer noch eine jesuitische, durch und durch absolutistisch gesinnte Regierungsweise wie ein Alp auf dem Lande. Aber doch dämmerte schon in den Herzen der Patrioten leise die Hoffnung auf eine herannahende bessere Zeit, und die Geister begannen sich im Vorgefühl der heranziehenden revolutionären Strömung zu regen wie die Blätter des Waldes im Hauche des dem Gewitter voranziehenden Windzugs.

Es beginnt jetzt die erste der beiden großen Epochen in seinem politischen Leben, die bis zum Jahre 1850 reicht, wo er in das Ministerium eintrat; die zweite reicht von diesem Zeitpunkte an bis zu seinem Tode. Nur allzu häufig findet man in der Geschichte, daß ehrgeizige Staatsmänner, nachdem sie das Ziel ihres Strebens, die Macht, erlangt, besonders in constitutionellen Staaten, sich über ihre früher bekannte Überzeugung hinwegsetzen und ihren vormaligen Theorien eine ganz entgegengesetzte Praxis folgen lassen. Cavour bietet uns eine solche häßliche Wandelung nicht. Er hielt stets fest an dem, was er als Schriftsteller und später als Deputirter als seine Überzeugung ausgesprochen. Man erzählt in dieser Beziehung von ihm folgenden Zug: Während eines Aufenthalts in Paris wohnte Cavour einem Diner der Société économique bei, deren Mitglied er war, und setzte bei dieser Gelegenheit seine Ideen über die Reform der damals geltenden Principien auseinander. Léon Faucher hörte ihm zu und entgegnete ihm, nachdem er geendet: „Das sind Plane, welche man vor der Thür zum Ministerium ausarbeitet, um sie dann zum Fenster hinauszuwerfen." — „Nein", entgegnete Cavour, „ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich das Gegentheil thun werde." Die Folge lehrte, daß er sein Wort nicht gebrochen hat.

Cavour hatte in England die Überzeugung gewonnen, daß eine ersprießliche Umwälzung der bestehenden Verhältnisse nur durch die Verbreitung gesunder volkswirthschaftlicher Ansichten anzubahnen sei, und begann nach der Rückkehr in seine Heimat alsbald rastlos in diesem Sinne zu wirken. So gründete er Kleinkinderasyle, regte in der Journalistik das nationalökonomische Interesse an und legte dem König den Plan zu einer Ackerbaugesellschaft vor, die am 25. Aug. 1842 ins Leben trat. Auch ward er Mitglied einer Commission der Statistik. Die nach kurzem Bestehen 2000 Mitglieder zählende landwirthschaftliche Gesellschaft hatte zwar als offenbares Ziel nur die Hebung des Landbaues und der Industrie, doch trug sie thatsächlich wol noch mehr zur Anregung nationaler und liberaler Ideen bei. Der Verein bot Cavour ein weites

Feld für seine nutzbringende Thätigkeit, und namentlich war er einer der thätigsten Mitarbeiter an dem von der Gesellschaft herausgegebenen agronomischen Journal.

Im Jahre 1847, als sich bereits die Geister lebhaft regten, gestattete König Karl Albert der Presse ein wenig mehr Luft und Licht, und die patriotischen Worte eines Balbo, d'Azeglio und anderer drangen nun aufklärend in die Menge. Gregor XVI. war gestorben. Pius IX. hatte den päpstlichen Stuhl bestiegen, und zündete nun die Fackel an, die ihn später so sehr ängstigen sollte. Vom 17. Dec. 1847 an gab Cavour im Verein mit Balbo, Galvagno und Santa-Rosa das Journal „Il Risorgimento" heraus, dessen Programm „Unabhängigkeit Italiens, Eintracht zwischen Fürsten und Völkern, Fortschritt im Wege der Reformen und Bündniß der italienischen Fürsten unter sich" war. Dieses Programm gefiel den extremen Parteien freilich nicht, und wenn den Grafen die Artikel des „Risorgimento" der Aristokratie verhaßt machten, so machten sie ihm gleichzeitig die Ultraliberalen zu nicht weniger erbitterten Feinden. Am 21. Dec. unterzeichnete er eine Adresse an den König von Neapel, die den Bourbon dahin zu bestimmen suchte, der Politik der Versöhnung, des Verzeihens, der Civilisation und der christlichen Liebe zu huldigen. Cavour sah den Sturm voraus und hätte ihn gern noch beschworen; aber schon brach die Revolution über Europa, über Italien herein. Am 7. Febr. 1848 langte eine Deputation aus Genua in Turin an, die vom Könige die Errichtung der Nationalgarde und die Vertreibung der Jesuiten forderte. Die Redacteure der ersten Blätter Turins schlossen sich ihr an, und in einer Vorberathung unter dem Vorsitze d'Azeglio's stand man schon in Begriff, einstimmig die Vorschläge Genuas anzunehmen, als Cavour sich erhob und die denkwürdigen Worte dazwischenwarf: „Was sollen Reformen, die nicht concludiren, Forderungen, die, abgeschlagen oder gewährt, den Staat beunruhigen und die moralische Autorität der Regierung untergraben? Man verlange die Constitution! Weil denn die Regierung auf ihrer jetzigen Basis nicht sicher steht, so gebe sie sich eine andere, die der Natur der Zeiten und den Fortschritten der Civilisation entspreche, ehe es zu spät ist, und ehe die ganze sociale Autorität vor dem Toben des Volks sich auflöst und zusammenstürzt."

So erfaßte Cavour den richtigen Moment, um den eigentlichen Wünschen der Nation einen Ausdruck zu geben. Doch fanden mehrere seiner bisherigen politischen Freunde das Project zu kühn, und als er eine Adresse an den König aufsetzte, in welcher er um Verleihung der Verfassung bat, unterschrieben sich außer ihm nur Massimo d'Azeglio, Durando, Santa-Rosa und Brofferio. Es war dies das einzige mal, daß Cavour und der Demokrat Brofferio zusammengingen; sie haben sich seitdem nie wieder in Freundschaft auf demselben Pfade gefunden.

Die Sache zerfiel jedoch dadurch, daß bei der Debatte über die Adresse die Redacteure der „Concordia" alles in Zwietracht brachten. Erst als der Gemeinderath von Turin und andern Städten der Monarchie ähnliche Schritte beim Könige thaten, und von Ferdinand II. in Neapel das Beispiel gegeben war, wurde von König Karl Albert das Statut erlassen. Es kamen die berühmten fünf Märztage von Mailand, und Cavour war einer der ersten, der in seinem „Risorgimento" dafür sprach, daß man die Aufständischen nicht im Stiche lassen dürfe. Erst in einer der Nachwahlen zum Deputirten für das Parlament gewählt, betrat er nunmehr die eigentliche politische Laufbahn, in der seine staatsmännische Bedeutung bald glänzend hervortrat. Da er aber das Ministerium Balbo unterstützte, erntete er öfters die schrillende Misbilligung der Galerien. Als man jedoch zur bessern Dämpfung des Parteihaders Ausnahmegesetze verlangte, trat er diesem Verlangen mit der Äußerung entgegen, daß die Polizei ausreichende Mittel besitze, Überschreitungen zu hindern. Die Niederlage von Custozza bewog ihn, sich als Freiwilliger einschreiben zu lassen, doch hielt er es infolge des Waffenstillstandes von Salasco für angemessener, sich lieber wieder in die Kämpfe des Parlaments zu stürzen. Er trat für das arg bedrängte Ministerium vom 19. Aug. 1848 unter der Präsidentschaft des Marchese Alfieri ein und machte sich dadurch die Volkspartei sehr zum Feinde. Man pfiff ihn aus, wenn er sich auf den Straßen blicken ließ, die Presse ließ ihn keinen Tag unangefochten, sein Blatt hieß nur „Lord Risorgimento", er selbst „Lord Camillo"; doch Cavour ließ sich das alles nicht anfechten. Merkwürdig ist der am 16. Nov. 1848 in der Kammer von ihm gethane, einer Prophezeiung nicht unähnlich klingende Ausspruch über Frankreichs Geschick. „Eine ungerechte und unwissende Sekte", sagte er, „erhebt sich, findet sich gegenüber der Wissenschaft, dem Individuum, der Familie, ja jedem menschlichen Grundsatz ... Was thut's? Sie hat lebhaftes Vertrauen ins revolutionäre Mittel, ist ihres Triumphs gewiß, unternimmt den 24. Juni. Das französische Blut fließt in Strömen, da erhebt sich Frankreich am Rande eines Abgrundes, eilt herbei und unterdrückt die neue Raserei. Was ist erfolgt? Wir suchen eine demokratische und

sociale Republik, wir hatten den Keim vieler Ideen in der Hand, die in friedlicher und regelmäßiger Entwickelung wahrscheinlich irgendeinen neuen Fortschritt der Wissenschaft gezeitigt hätten. Was haben wir statt dessen dafür erhalten? Zu Paris den Belagerungszustand, in Piemont eine langwierige und zweideutige Vermittelung, zu Neapel eine schamlose Freundschaft zwischen dem französischen Gesandten und dem bourbonischen Tyrannen. Warten wir noch ein wenig, und wir werden die letzte Wirkung der Revolution erleben, Ludwig Napoleon auf dem Thron!" Gioberti ward Minister und löste die ihm zu gemäßigte Kammer auf.

Als die Neuwahlen begannen, ward Cavour, der das „L'Italia farà da se" lächerlich gemacht, übergangen und statt seiner eine gänzlich unbekannte Größe, ein Professor Pansaya, gewählt. Aber auch Gioberti stürzte, und zwar durch seine eigene Partei, der er nicht immer den Zügel schießen lassen wollte und konnte. Nach Gioberti stürzte Ratazzi, und d'Azeglio gelangte ans Ruder und berief ein neues Parlament, in welches der erste Wahlbezirk von Turin diesmal wieder Cavour schickte. Dieser ward Führer des rechten Centrums, während Ratazzi das Haupt des linken Centrums war. So standen sich jetzt die beiden bedeutendsten Männer des damaligen Parlaments als Parteichefs gegenüber, Cavour der Staatsmann und Ratazzi der Advocat. Ratazzi besitzt großes Rednertalent und ist unermüdlich im Angriff. Cavour, der das Französische von Kindheit auf leichter handhabte als das Italienische, sprach nicht ohne Anstrengung, aber seine Worte waren Keulenschläge. Einmal lobte er Farini und rühmte, daß dieser auch in England Anerkennung gefunden. Man lacht. „Jenes Lachen", ruft der Redner, „kann nur von Leuten kommen, deren Name nie bis dahin gedrungen." Ein andermal will man ihn zwingen, mit Ja oder Nein zu antworten; er erwidert: „Und ich will nicht mich mit Ja oder Nein begnügen. Niemand in der Welt kann mich zwingen, meine Antwort auf ein Monosyllabon einzuschränken."

Im Juli 1850 ward der Handelsminister Santa-Rosa todkrank, er mußte ersetzt werden, und d'Azeglio brachte den Grafen Cavour in Vorschlag. Galvagno redete von ihm beim Könige, und dieser rief halb im Ernst, halb im Scherz: „Seht ihr denn nicht, daß dieser Mann euch alle ausstechen wird?" Cavour ward Minister. Mit seinem Eintritt ins Ministerium schließt die erste Epoche seines staatsmännischen Lebens. Die Bahn hat er sich geöffnet, die zu seinem Ziele, der Einheit und Befreiung Italiens führt. Eine Charakteristik seiner Persönlichkeit während der ersten Periode gibt uns der geistreiche italienische Schriftsteller Plato. Er sagt: „Cavour ist weder von der Rechten noch von der Linken, er ist von seiner Ansicht; heute herrscht er mit dem Centrum und der Rechten, später wird er allein herrschen. In Sardinien sagt man der Graf, wie man einst in Frankreich sagte der Cardinal. Eines Tages in Turin zeigte man mir auf einem Balcon einen Mann in rothem Schlafrocke und gelben Pantoffeln, der ganz prosaisch eine Cigarre rauchte; das ist der Graf, sagte man mir. In der Kammer habe ich gleich meinen Mann erkannt; er saß, das Wie habe ich nie begreifen können. Er hat ein Bein über das andere gekreuzt. Man sollte sagen: ein Andenken aus dem Orient. Ganz Turin beschäftigt sich mit seiner Art zu sitzen. Und ich habe ernsthafte Leute gesehen, Collegen des Grafen, welche im kleinen Ausschusse versucht haben, ihm nachzuahmen. Unmöglich. Und während ich seine Art zu sitzen betrachtete, sprach ein Redner hinlänglich scharf gegen Cavour. Der aber schläft. Was wird er antworten? Als der Redner fertig war, entwickelte Cavour seine Beine und vertheidigte sich so gut, daß er den Angreifenden so in Verlegenheit setzte, daß derselbe sich nicht zu vertheidigen wußte. Um eine Idee von der physischen Constitution Cavour's zu haben, stelle man sich Thiers vor, obgleich Cavour demselben so viel gleicht, wie ein Mann, der vielmehr schön ist, einem Häßlichen gleichen kann. Der Graf ist ein Thiers, verdickt und vergrößert. Cavour spricht à l'anglaise, die linke Hand hat er in der Tasche und bewegt seine rechte Hand hin und her, während er den Zeigefinger mit dem Daumen zusammenhält nach Art der Dialektiker. Niemand anders als Cavour weiß das Wort, das allein eine Aufregung ist, so passend auszusprechen: «Italia»; er sagt «Italia» besser als Palmerston England; ebenso gut wie der General Foy «France» sagte. Sind die Umstände bedenklich, so steckt der Graf seine beiden Hände in die Tasche, und dann hält er regelmäßig folgende Rede: Wenn Sie das Gesetz nicht votiren, Signori deputati, so erkenne ich mich unfähig, länger die Geschäfte des Landes zu führen. Das wirkt, und das Gesetz wird votirt."

Als Nigra 1851 aus dem Cabinet ausschied, erhielt Cavour auch noch die Finanzen. Seine Hauptaufgabe war, die durch den unglücklichen Krieg geschlagenen Wunden zu heilen und ein Gleichgewicht zwischen Einnahmen und Ausgaben herzustellen. Die Schwierigkeiten der Lage hinderten ihn nicht, die Bahn des Freihandels einzuschlagen, was im Parlament von links und rechts heftige Opposition gegen ihn hervorrief. Im Jahre 1852 brach Cavour offen mit seinen

Collegen Deforesta und d'Azeglio und trat eine Zeit lang aus dem Ministerium aus. In dieser Zwischenzeit unternahm er eine Reise nach England und Frankreich, wo er die verhängnißvolle erste Bekanntschaft mit Napoleon III. anknüpfte. Schon im November 1852 aber ward er als Premier in das Ministerium zurückgerufen, welche Stellung er nun, mit einer einzigen kurzen Unterbrechung, innebehielt, bald dem einen oder andern Specialdepartement vorstehend, oder auch verschiedene Departements in seiner Hand vereinigend. Im Innern war und blieb er unabänderlich für Freiheit der Presse und des Verkehrs. Er hielt fest an den durch die Constitution von 1848 der Nation verbrieften Rechten, und ebenso hielt er die Rechte des Staats dem Klerus gegenüber unbeugsam aufrecht. Möglichste Trennung der Kirche vom Staat war sein Grundsatz, und so setzte er standhaft den Verkauf der Güter in Todter Hand durch und entwand auch dem Klerus das Monopol des Unterrichts. In seiner äußern Politik war Cavour nicht blos Diplomat, sondern vor allem Patriot, aber nur ein Staatsmann von seinem Geiste konnte sich Ziele stecken, wie er sie verfolgte. Als überall die Reaction ihre Orgien feierte, wußte er in einem Staate von nur 4 Mill. Seelen, eingekeilt zwischen dem Napoleonischen Frankreich und dem österreichischen Koloß, die Freiheit zu retten und sein Programm, die Unabhängigkeit und Einheit Italiens, aufrecht zu erhalten.

Um sich zur Durchführung der nationalen Idee den Beistand der Westmächte zu sichern, rieth Cavour dem Könige Victor Emanuel, sich an dem Orientkriege zu betheiligen, und erhob, nachdem mit dem Falle Sewastopols die Morgendämmerung für Italiens Zukunft emporgestiegen, im Congreß zu Paris 1856 seine Stimme zum ersten mal vor Europa für die Leiden Italiens. England und Frankreich unterstützten die sardinische Politik, und Rußland wurde durch die Abtretung des Hafens von Villafranca gewonnen. Cavour machte jetzt aus Turin den Herd der nationalen Idee, das Asyl aller verbannten Italiener und Ausländer, den Rüst- und Tummelplatz aller Feinde Österreichs. Es begannen in Italien jene nationalen Demonstrationen, die durch die Subscription für die Ausrüstung der Festung Alessandria eingeleitet wurden. Österreich, dadurch gereizt, rief seinen Gesandten ab. Cavour rüstete unbeirrt weiter. Im Herbst 1858 reiste er zu Napoleon III. nach Plombières. Bei seiner Durchreise durch Genf brachte man ihm eine Serenade. Wer dachte damals daran, daß bei den Verhandlungen in Plombières auch von Genf die Rede sein würde? Aber in jenen Verhandlungen ward auch schon der Preis für die französische Hülfe in Italien bestimmt. Cavour bot mit Schmerz und vielleicht in der heimlichen Hoffnung, daß das vereinigte Italien sich diese Cessionen wieder einfordern werde Nizza und Savoyen als Kaufpreis. Auch die junge, anmuthreiche und edelsinnige Prinzessin Clotilde, der Liebling Turins, ward zum Opfer für ihr Vaterland dargebracht. Die Allianz mit Frankreich kam so zu Stande. Cavour rief Garibaldi, dessen Schwert Karl Albert ausgeschlagen hatte, zur Organisirung und Führung der Freiwilligen herbei; der Kreuzzug konnte beginnen.

Nachdem die Diplomatie sich vergeblich bemüht, den Streit zwischen Österreich und Piemont durch einen Congreß zu schlichten, brach der Krieg aus durch den Einmarsch der Österreicher in die Lomellina (29. April 1859). Die Franzosen kamen, Napoleon III. und der Prinz Napoleon kamen, und mit ihnen zogen französische Gier und französische Herrschsucht in die italienischen Gefilde.

Aber da stand Cavour, wachsam und klug, und hinter ihm eine feurige geweckte Nation, und machte die rasch erwachten Gelüste der Napoleoniden zu Schanden. Der Prinz Napoleon sammelte sich keine Lorbern, und seine mediceischen Träume in Florenz waren und blieben Träume. Die französische Polizei hatte ein reiches Contingent Agenten gestellt, die Toscana reif machen sollten; nur schade, daß alle diese Herren unter scharfer Beaufsichtigung der geheimen italienischen Polizei standen. Cavour suchte Napoleon die Lust an italienischem Besitz zu verderben und öffnete jetzt zum ersten mal in seinem Leben die Krater der Revolution. In Modena, Toscana, der Romagna und Umbrien ließ er unaufhörlich schüren und goß überall reichlich Öl in die Flammen. Da ward dem Bonaparte nicht wohl dabei, und mitten in seinen Siegen hielt er inne und schloß den Frieden von Villafranca. Cavour trat ab und schob Ratazzi vor, der in Plombières nicht aufgewartet und nichts versprochen hatte. Er hätte vielleicht Napoleon in der Hand gehabt und ihn am Ende zwingen können, sein Wort „Frei bis zur Adria!" wahr zu machen, wenn er nicht kurz vor Ausbruch des Kriegs, infolge seines Mistrauens in alle Revolutionen, das Mittel von sich gewiesen. Es langte nämlich, wie von glaubwürdiger Seite versichert wird, Ende April 1859 in Turin eine aus Südslawen bestehende Deputation an, die dem Grafen im Namen ihrer Völkerschaften erklärte, daß diese sich gegen die Pforte und Österreich erheben, zunächst aber Dalmatien, Illyrien und Istrien insurgiren wollten, wenn

ihnen Piemont sein Bündniß gewähre und ihnen zu Waffenankäufen und andern dringenden Vorbereitungen die Summe von nur 8 Mill. Fr. gewähre. Sie legten dem darüber erstaunten Premier Documente vor, die sie in jeder Beziehung für ihre Mission legitimirten, und enthüllten ihm den ganzen Insurrections- und Angriffsplan gegen die östliche Flanke Österreichs. Der Graf aber ließ sich nicht weiter mit ihnen ein, sodaß sie bald darauf aber England ihre Heimreise antraten. Die Absichten dieser Leute waren ihm zu revolutionär, die Wirkungen einer solchen Action zu unberechenbar, und so wies er eine furchtbare Waffe gegen Österreich, so möglicherweise die Lösung der orientalischen Frage durch Italien und schließlich den Talisman von der Hand, der auch den Bonaparte gefügig machen konnte.

Als Toscana und die Emilia so weit gediehen, daß man sie Piemont anfügen konnte, trat Graf Cavour wieder ins Ministerium. Napoleon erinnerte an das französische Blut, das auf den Schlachtfeldern von Magenta und Solferino für die „Idee" geflossen, und erhielt seinen vorausbedungenen Lohn: Nizza und Savoyen. Dafür annectirte Cavour auch ganz Mittelitalien. Garibaldi wollte nun ins Römische einbrechen, doch Cavour erkannte die Gefahr und schickte Fanti in die Marken, um den zu geraden Mann des Schwerts herauszubescheiden. Garibaldi war von da an nicht mehr zu überzeugen, daß die politischen Schachzüge des Grafen Italien Heil bringen würden. Derselbe verhehlte seine Ansicht darüber auch so wenig, daß er zu Turin in Cavour's und anderer Staatsmänner Gegenwart ausspuckend rief: „So viel, Herr Graf, gebe ich, nicht auf Ihre Person, sondern auf Ihre Politik!"

Mit Hülfe des Nationalvereins, der theils offen, theils insgeheim über ganz Italien verbreitet war und schon bei der Annectirung Toscanas gute Dienste geleistet hatte, hoffte Cavour sein Ziel, die Einheit Italiens unter dem Hause Savoyen, zu erreichen. Er wollte jedoch erst das bereits Gewonnene klug consolidiren, ehe er daran ging, ganz Italien unter einer Krone zu vereinigen, und an Vorbereitungen zu diesem letzten Schritt ließ er es keineswegs fehlen. Unterdeß grollte Garibaldi, tödlich verletzt durch die Abtretung seines Geburtslandes Nizza, und söhnte sich wieder mit Mazzini aus, den er durch seine Antheilnahme an dem Feldzug von 1859 verstimmt hatte. Mazzinistische Emissare, namentlich Crispi, durchreisten in den Monaten Februar und März 1860 die Insel Sicilien, und dies nicht ohne Erfolg. In Palermo tönte alsbald die Sturmglocke della Gancia, und der lange unter der Asche glühende Aufstand brach in hellen Flammen los. Garibaldi ward von seinen Freunden bestürmt, nach Sicilien zu eilen. Nachdem er das Unternehmen mit dem ganzen Scharfblick seines Genies geprüft, entschloß er sich rasch, vermochte jedoch seine Vorbereitungen nicht zu treffen, ohne daß Cavour und der König Kunde davon erhielten. Letzterer wollte sich anfänglich dem tollkühnen Unternehmen, das ihn selbst so leicht compromittiren konnte, widersetzen, allein Cavour überredete ihn, der waghalsigen Expedition nichts in den Weg zu legen, da sie auf alle Fälle für ihn nur vortheilhaft ausschlagen könne. Entweder werde Garibaldi, der furchtbare Hausdämon Italiens, und mit ihm die unruhigsten Köpfe der ganzen Monarchie zu Grunde gehen, und dann sei die italienische Politik aller Rücksichten gegen die Ultraliberalen ledig, oder — und dies glaubte Cavour bei den Zuständen Neapels noch viel eher — der gewaltige Sohn des Volks siege und setze damit dem König eine Doppelkrone auf. Daß Garibaldi den Sieg nicht über die Grenzen der Loyalität hinausführe, dafür gedachte der Minister selbst schon Sorge zu tragen. So gestattete der König, daß Garibaldi seinen Zug ins Werk setzte. Der Platzcommandant von Genua unterstützte die Vorbereitungen heimlich auf alle Weise, und nur scheinbar ergriff man Maßregeln gegen die Genossen der Expedition, um vor der Hand den Anstand zu wahren.

Garibaldi landete bei Marsala, siegte bei Calatafimi und zog kämpfend in Palermo ein. Sicilien sah die italienische Tricolore von den Thürmen der meisten seiner Städte flattern und hörte überall den Ruf widertönen: „Italia una e Vittorio Emmanuele!" Auf den Fahnen, die Garibaldi's Scharen trugen, prangte das Kreuz von Savoyen. Die Schlacht bei Milazzo, blutig wie keine andere in diesem merkwürdigen Feldzuge, entschied über das Geschick der Insel und machte den Übergang zum Continent möglich. Es donnerten vergeblich die Geschütze des Königs Franz bei Reggio; die rothen Blusen zogen im Triumph durch Calabrien. In Salerno, in einer festen Stellung, die den Sieg verhieß, meuterten die Truppen des Königs, und Franz II. befahl den Rückzug auf Capua. Garibaldi zog in Neapel ein. „Nehmt meine Kinder gut auf", sagt er zu den Bewohnern der größten Stadt Italiens, „nach kurzer Rast ziehe ich mit ihnen nach Rom und Venedig!" Und wer weiß, ob er nicht Wort gehalten, hätte nicht Cavour unterdeß, um die Ruhe in den päpstlichen Provinzen zu sichern und der Revolution Einhalt zu thun, piemontesische Truppen in das päpstliche Gebiet einfallen lassen.

Es war ein meisterhafter Schachzug, den Graf Cavour hiermit that. Er stellte einerseits die Eroberungen Garibaldi's sicher und entrang andererseits Garibaldi und dessen Freunden die Initiative. Durch den Sieg der Piemontesen bei Castelfidardo über die päpstliche Streitmacht verlor Garibaldi, der Sohn des Volks, seinen Zauber, weil sein Vertrauen. Garibaldi durchschaute den Plan Cavour's sehr wohl. Als ihm ein Freund damals mittheilte, daß der Premier geneigt sei, sich mit ihm auszusöhnen, ließ er dem Grafen sagen: „Obwol ich gern jede Privatfeindschaft dem Vaterlande zum Opfer bringe, kann ich doch nie dem Manne wieder die Hand reichen, der italienischen Grund und Boden verkauft." Die Schlacht vor Capua am 1. Oct. bewährte Garibaldi als Feldherrn, doch aber täuschte er sich nicht mehr darüber, daß seine Mission hier zu Ende wäre.

Graf Cavour wollte nun ernstlich daran gehen, die verschiedenen Völkerschaften der Halbinsel miteinander zu verschmelzen und als politische Einheit zu constituiren. Erst nachdem dies gelungen, sollte bei guter Gelegenheit auch Rom und Venedig genommen werden. Um Neapel und Sicilien dem neuen Reiche einzuverleiben, galt es jedoch zunächst, die Einwilligung Napoleon's III. durch neue Opfer von seiten Italiens zu erkaufen. Es ist trotz aller Gegenrede kein Zweifel darüber, daß Cavour als Preis der Nichtintervention Bonaparte's bei der Einverleibung Süditaliens diesem die Insel Sardinien cedirt hat. Ein solcher Vertrag besteht und ist gekannt, wie wir alsbald sehen werden. Wohl mochte Cavour hierbei der Meinung sein, daß der Vertrag schließlich schon darum nicht zur Ausführung gelangen könnte, weil ein fertiges und organisirtes Königreich Italien sich diesen Preis nicht abringen lassen werde. Der Minister meinte sich Herr der Situation, je mehr sich die Herstellung des einigen Italien zu vollziehen schien. Schließlich besaß er ja auch das große Geheimmittel, vor dessen Anwendung Napoleon III. für seinen eigenen Thron erzittern mußte. Graf Cavour saß über dem Krater des revolutionären Vulkans, und es bedurfte von ihm eines Worts, um diesen zu einem neuen furchtbaren Ausbruch zu bringen. Er, der früher die Revolution zurückgestoßen, war jetzt auf ihre Hülfe angewiesen, sogar auf die Gefahr hin, von ihr mit seiner Schöpfung selbst verschlungen zu werden. Die Anerkennung der Revolution von seiten Cavour's findet sich auch in den Worten ausgedrückt, die er in der ersten Sitzung der sardinischen Deputirtenkammer nach der Einnahme Neapels aussprach: „Bei der Eröffnung dieser Session versammelten sich die Vertreter von 11 Mill. Italienern um den Herrscher, dem sie einstimmig gehuldigt hatten. Heute sind erst sechs Monate vergangen, und noch 11 Mill. Italiener haben ihre Ketten gebrochen, um sich eine Regierung selbst zu wählen, welche sie ihrem Gefühl und ihren Interessen für angemessen erachten. Das Ministerium ist weit davon entfernt, das Verdienst so bewunderungswürdiger Ereignisse ganz sich beimessen zu wollen. Weit entfernt, es zu verkennen, erklärt es laut, daß eine so wunderbare Revolution dem Volksgeist, als dem eigentlichen Factor, zugeschrieben werden muß."

Graf Cavour war Sieger und Herr der Revolution geworden, aber nur bis zu gewissem Grade. Von allen Seiten brachen jetzt die Streitigkeiten und Verwickelungen herein, mit denen der Minister kämpfen mußte. Zunächst widersetzte man sich in allen annectirten Provinzen der Einführung der piemontesischen Gesetze. Von Rom aus genährt und angestiftet, von den Franzosen daselbst beschützt und indirect unterstützt, erhoben sich in den neapolitanischen Provinzen die legitimistischen Aufstände, die das neue Reich, wenn nicht in Frage stellten, doch gänzlich lähmen mußten. Die Partei der That verlangte Waffnung und Krieg, um Venedig, namentlich aber um Rom, den Sitz der Reaction und der Verschwörung gegen die Freiheit Italiens, zu nehmen. Napoleon III. drängte, daß man den geheimen Vertrag erfülle und die Ausfolgung Sardiniens anbahne. England dagegen drohte, daß es sich in diesem Falle der Insel Sicilien bemächtigen würde. Cavour dachte, arbeitete, kämpfte übermenschlich. Noch einmal spielte das Lächeln des Triumphs um seine Lippen, als er am 18. Febr. 1861 zu Turin das vereinigte Parlament des Königreichs Italien eröffnen konnte. Allein gerade dieses Parlament sollte seinem von Sorgen und geistigen Strapazen bereits untergrabenen Körper den Todesstoß geben.

Garibaldi war in Besitz einer Abschrift des geheimen Vertrags gelangt, in welchem Cavour die Insel Sardinien unter gewissen Bedingungen an Frankreich abgetreten hatte.*) Gegen Mitte April erschien er als Deputirter im Parlament, um seinen Antrag auf Wehrhaftmachung der Nation zu stellen und seine Waffengenossen gegen die Maßnahmen und Beschuldigungen der Regierung zu vertheidigen. Die Mittheilung des geheimen Vertrags sollte ihm schließlich dazu

*) Auch Mazzini soll eine solche Abschrift erlangt und diese seinerzeit einem Mitgliede der britischen Regierung mitgetheilt haben.

dienen, den Grafen Cavour im Angesicht Italiens als Vaterlandsverräther anzuklagen. Als Ricasoli in der Sitzung vom 16. April die Regierung befragte, welcher Gedanke sie bei der Auflösung des Südheeres leite und was sie mit dem Überrest zu thun gedenke, brach der Sturm los. Nachdem der Kriegsminister Fanti in längerer Rede geantwortet, erhob sich Garibaldi und äußerte unter anderm, daß die Thaten des Südheeres erst zu glänzen aufgehört, als die kalte und verderbliche Hand dieses Ministeriums (la mano fredda e perniziosa di questo ministero) sich über den Süden auszustrecken begonnen. Cavour springt bei diesen Worten mit Heftigkeit auf, aber seine Stimme verschwindet unter den Ordnungsrufen der ministeriellen Majorität. „Ich glaube das Recht", entgegnete Garibaldi, „den Vertretern des Landes die Wahrheit zu sagen, durch dreißig Jahre des Dienstes erworben zu haben." Nachdem ihn der Präsident zur Mäßigung ermahnt, fährt er fort: „Wenn die Liebe zur Eintracht und der Abscheu vor einem brudermörderischen Kriege . . ." Während aus dem Centrum neue Ordnungsrufe erschallen, ruft Cavour mit Leidenschaft: „Niemand hat den Bürgerkrieg gewollt. Ich protestire mit aller Energie; ich kann solche Worte nicht hingehen lassen!" Tumult nöthigt den Präsidenten, die Sitzung für kurze Zeit aufzuheben. Viele Deputirte sammeln sich um Cavour, um seine Aufregung zu beschwichtigen; die Freunde Garibaldi's umgeben diesen und empfehlen ihm Mäßigung. Nachdem die Sitzung wieder eröffnet, nimmt die Debatte zwischen Garibaldi und Cavour in Bezug auf das Südheer und die Freiwilligenangelegenheit einen ruhigern Verlauf. „Zwischen mir und dem General Garibaldi", erklärt endlich Cavour, „liegt eine Thatsache, die, ich leugne es nicht, ihn mir abgeneigt machen muß. Ich glaubte dem König zum Wohle Italiens ein für mich schmerzliches Abkommen anrathen zu müssen, das schmerzlichste in meinem Leben — die Abtretung Savoyens und Nizzas. Ich kann den Schmerz des Generals nur ehren, aber ich glaube dem General keine Ursache gegeben zu haben, in mir Feindseligkeit gegen ihn zu vermuthen." Garibaldi äußerte hierauf: „Ich bin mit den Erklärungen des Ministerpräsidenten zufrieden. Jedoch erlaube ich mir nur einen Wunsch auszusprechen, dessen Erfüllung den zwischen mir und dem Grafen Cavour bestehenden Zwiespalt verschwinden machen kann. Mein Wunsch ist, daß er seinen ganzen Einfluß anwende, die Bewaffnung der Nation ins Werk zu setzen, und daß er die vorhandenen Elemente des Südheeres auf den Schauplatz ihrer frühern Thätigkeit zurücksende, um der Reaction das Ende zu bereiten."

So endete am 16. April der Kampf zwischen beiden ausgezeichneten Patrioten in einer Art von Versöhnung. Das Ärgste, das Cavour befürchten mußte, die Enthüllung des geheimen Vertrags, hatte nicht stattgefunden: Freunde Garibaldi's hatten diesen von dem Schritt vorläufig zurückgehalten. Aber Graf Cavour sah ein, daß der Streich bei einer nächsten Gelegenheit fallen könnte, und war nun bemüht, sich gründlich mit Garibaldi zu verständigen und auszusöhnen. Wollte er doch im Grunde seines Herzens den Franzosen die Insel Sardinien ebenso wenig ausliefern als Garibaldi. Der bekannte Brief des Generals Cialdini an Garibaldi, in welchem letzterm Anmaßung und dergleichen vorgeworfen ward, schien jene Aussöhnung sehr zu erschweren. Doch Trecchi, der Adjutant des Königs, der früher Adjutant Garibaldi's gewesen, übernahm die Vermittelung und brachte es dahin, daß am Abend des 24. April im königlichen Schlosse eine Conferenz zwischen Cavour und Garibaldi stattfand. Beide Männer suchten und fanden hier Verständigung. Cavour, heißt es, versprach namentlich alles ins Werk zu setzen, um den Handel mit Sardinien rückgängig zu machen und die römische Frage in der einen oder andern Weise zur Entscheidung zu bringen. Man hat später, nach Cavour's Tode, das Bestehen des Vertrags bezüglich der Abtretung Sardiniens von allen Seiten, und zwar officiell, abgeleugnet, aber der Vertrag ist trotzdem vorhanden und erfüllte die letzte Lebenszeit des großen italienischen Staatsmanns mit harten Kämpfen und Sorgen. Wer übrigens vermöchte auch dem Grafen Cavour einen Vorwurf über das Eingehen des Handels zu machen? Cavour bedurfte der französischen Allianz zur Gründung des Königreichs Italien, das ja alle erstrebten, und suchte sich diese Allianz durch ein Opfer zu erkaufen. Er allein, als ebenso kühner wie kluger und geschickter Staatsmann und Patriot, hatte den Muth, diese Allianz einzugehen und ihre Folgen auf sich zu nehmen. Es war dies der verwegenste Schritt in seiner Laufbahn, auch der gefährlichste für die Zukunft Italiens; aber würde es ohne diesen Schritt heute ein Königreich Italien geben?

Graf Cavour kam insbesondere seit Eröffnung des Parlaments nicht heraus aus den aufregendsten Begegnissen, immer verbunden mit aufreibenden und kraftzermalmenden Arbeiten. In einer der letzten Parlamentssitzungen, denen er beiwohnte, beschäftigte man sich mit der Frage, ob den Offizieren, beziehungsweise ihren Witwen und Waisen, die 1849 unter Mazzini der

römischen Republik gedient hatten, Pensionsgehalte zu bewilligen seien. Die heiße Debatte an jenem Tage griff den Grafen schon sehr an. Brofferio verlangte Pensionen für die Vertheidiger Roms, nachdem solche den Vertheidigern Venedigs schon früher bewilligt worden seien. Die Vertheidiger Roms aber hatten gegen die Franzosen, Italiens nunmehrige Verbündete, gekämpft, und Cavour hätte den Antrag gewiß gern der Schicklichkeit halber abgelehnt. Doch die Mazzinisten entfalteten alle ihre Kräfte, und so machte ihnen der Graf die principielle Concession, daß er erklärte: „Die Soldaten des römischen Triumvirats haben sich um das Vaterland wohl verdient gemacht." Endlich nahm man den Antrag Bixio's an: „Die Kammer nimmt Act von den Erklärungen, in denen der Ministerpräsident anerkennt, daß alle, die für die Unabhängigkeit Italiens gekämpft, sich um das Vaterland wohl verdient gemacht haben, und geht zur Tagesordnung über." Ein derartiger Beschluß konnte böses Blut in der französischen Armee machen und daher Cavour nicht gleichgültig sein. Die nächste Sitzung, am 30. Mai, einem Donnerstage, war die letzte, welcher der Minister beiwohnte. Nachdem schon in der Frühe Nachrichten aus Neapel eingetroffen, die ihn in Aufregung versetzten, vernahm er in der Sitzung, daß drei von den Bureaux der Kammer seinen Eisenbahnvertrag mit Talabot verworfen hatten, von dem das Zustandekommen des Anlehns von 500 Millionen abhing. Seine Erregung steigerte sich infolge dessen zum Zorn.

Beim Herausgehen aus der Kammer am 30. Mai klagte Graf Cavour über heftiges Kopfweh. Als er zu Hause anlangte, präsentirte ihm sein Kammerdiener auf silbernem Teller einen Brief. Wie dieser Diener erzählt, wurde der Graf während des Lesens des Schreibens abwechselnd zornesroth und todesbleich. Seinen sonst fast immer zu feinem sarkastischen Lächeln geöffneten Lippen entschlüpfte ein unartikulirter Laut höchsten Affects. Er warf den Brief zu Boden, hob ihn aber schnell selbst wieder auf und steckte ihn in die Tasche. Darauf nahm er rasch sein Diner ein, währenddessen er wieder heiter zu werden schien. Als man ihm den Kaffee servirte, trank er hastig hintereinander zwei Tassen, worauf ein plötzliches Unwohlsein ihn nöthigte den Saal zu verlassen. Dennoch begab er sich zum König, um diesem Vortrag über die Tagesereignisse zu halten. Nachdem er zeitiger als sonst zurückgekehrt, setzte er sich nieder, um zu schreiben. Der zunehmende Kopfschmerz bewog ihn jedoch, sich niederzulegen. Zwei Stunden später klingelte er dem Diener; der Anfang einer Gehirncongestion schien eingetreten zu sein. Nach mehrmaligem Aderlaß fühlte er sich etwas besser. Indeß erklärte schon jetzt der Arzt, der ihm zur Ader gelassen, er könne selbst bei absoluter Ruhe nicht mehr für das Leben des Kranken stehen; die Geschäfte müsse der Minister zunächst aufgeben. Am folgenden Tage, den 31. Mai, befand sich der Kranke wieder wohler und empfing sogar am Bett die Besuche seiner Collegen und einiger fremder Gesandten, auch arbeitete er mit seinem Cabinetschef Arsoni wieder mehrere Stunden. Das war indeß zu viel für seinen Zustand. Die Nacht zum 1. Juni verlief sodann sehr unruhig. Das Fieber kehrte wieder, und am Morgen glaubten die Ärzte einen fünften Aderlaß vornehmen zu müssen, obgleich der Patient sehr geschwächt war, da er, ungerechnet die vorausgegangenen vier Blutentziehungen, noch durch einen zu locker gelegten Verband, der sich löste, viel Blut verloren hatte. Am 2. Juni, dem Tage des Nationalfestes, schien sein Zustand einige Aussichten auf Besserung zu gewähren, am 3. aber verschlimmerte sich die Lage des Kranken wieder bedeutend. Infolge der Gehirncongestionen stellten sich Dilirien ein, in welchen er die Worte hören ließ: „Italien ... Rom ... Venedig ... Napoleon!" Dann auch: „Ich will den Belagerungszustand nicht; Italien muß durch die Freiheit wieder auferstehen; Italien kann nicht zu Grunde gehen!" Die Ärzte nahmen neue Aderlässe vor, die ihm wieder eine Erleichterung schafften. Am 5. Juni aber hielt es sein Bruder für angemessen, ihn mit den Sterbesakramenten versehen zu lassen. Der gegen Abend zu ihm beschiedene Geistliche, Pater Giacomo, hatte früher, als Graf Cavour noch den „Risorgimento" herausgab, mit ihm in Beziehung gestanden. Als der Priester in das Zimmer trat, brach er in Thränen aus. Der Kranke reichte ihm die Hand und sagte: „Die Stunde des Abscheidens ist gekommen!" Der Priester begann ein religiöses Gespräch mit ihm und reichte ihm das Abendmahl. Als der Pater ihn aufforderte, ein Gebet mit ihm zu sprechen, rief er: „Ja, eins für mich und eins für Italien." Bald aber verlor der Leidende die Besinnung wieder. Bekanntlich ward Pater Giacomo später wegen seines christlichen Dienstes, den er dem Sterbenden geleistet, vom Papste persönlich zur Verantwortung gezogen, weil Graf Cavour unter dem Kirchenbann gestanden. Um 11 Uhr abends traten der König und der Prinz von Carignan in das Krankenzimmer, der Patient erkannte sie nicht mehr. Gegen Morgen wich das Fieber von ihm; er streckte die Hand nach dem neben ihm sitzenden Minghetti aus und sprach: „Tutto è salvo!" (Alles ist in Ordnung.) Das waren

seine letzten Worte. Das Licht, das Italien auf seinem steilen Pfade zur Unabhängigkeit geleuchtet, erlosch am Morgen des 6. Juni 1861, gegen 7 Uhr. Der englische Gesandte Sir James Hudson war bis zum letzten Augenblick bei dem Sterbenden und sprach nach dessen Verscheiden mit Thränen in den Augen: „Nun ist der größte Staatsmann Europas dahin!"

Der Deputirte Petrucelli de la Gattina hat noch bei Lebzeiten Cavour's von ihm folgende charakteristische Schilderung entworfen: „Die Kraft des Grafen liegt nicht in seinen Principien. Er hat nicht solche Principien, die unwiderruflich festgesetzt sind; aber er hat einen Zweck, ein festes klares Ziel, dessen Größe jeden andern Mann vor zehn Jahren hätte schwindeln machen, das nämlich, ein einiges und unabhängiges Italien zu bilden. Die Menschen, die Mittel, die Umstände sind ihm gleichgültig. Er ist immer geradeaus, immer fest gewandelt, oft allein, seine Freunde aufopfernd, seine Sympathien, ja seinen Ruf und oft sein Herz. Nichts war ihm zu theuer; die Schmiegsamkeit seines Geistes ist erstaunlich. Er errieth alles und täuschte sich selten, nicht über die Wahrheit, sondern über den Erfolg einer Sache. Er vereint die Sicherheit der Berechnung des englischen Temperaments mit jenem politischen Genie ohne Scrupel, ohne Idealismus, oft ohne die Großmuth des italienischen Charakters. Cavour ist ein Verbindungsstrich zwischen Sir Robert Peel und Machiavelli. Er hat etwas Byzantinisches: die List, die feine Logik, das stets thatsächliche Resultat, selbst in den Paradoxen. Lese man seine diplomatischen Noten: es ist beinahe unmöglich, unrecht zu haben mit einem solchen Sprudeln soliderer, drängenderer Gründe, welche jeden an der Kehle fassen mit ihrer Beredsamkeit. Man erstaunt darüber und wird oft überzeugt. Der Graf hat das Genie seiner Epoche und das Genie seiner Rasse. Er gehört gewiß dem Jahrhundert an, welches das Glück Talleyrand's gesehen; aber er gehört noch mehr der Nation an, welche der Welt die furchtbaren Theorien Machiavelli's gegeben hat. Die interessante Geschichte der italienischen Republiken im Mittelalter, die weniger bekannte, aber ebenso originelle der venetianischen Diplomatie bieten keine bemerkenswerthern Phrasen dar als die Depeschen des Grafen. Cavour, der nicht immer das Talent hatte, die Menschen zu errathen, hat stets die Gabe gehabt, eine Situation oder vielmehr die mögliche Seite einer Situation zu errathen. Und gerade dieser Fähigkeit verdankt Italien die schönsten Resultate. Als Minister einer Macht dritten Ranges konnte er nicht die Situation schaffen wie Napoleon, noch sich auf eine große nationale Kraft stützen wie Lord Palmerston. Der Mann der innern Politik ist weniger vollständig, weniger vollendet. Cavour besitzt die allgemeine Kenntniß der Geschichte, aber ihm fehlt die praktische Gewandtheit der Inscenirung. Dazu hatte er nicht selten Unglück in der Wahl seiner Leute. Außerdem verletzt zuweilen eine andere seiner Eigenschaften, seine Persönlichkeit. Cavour kennt sich, kennt die Welt, die ihn umgibt; er schätzt sie wenig und hat das Unrecht, sie dies fühlen zu lassen. Dazu kommt sein ungenirtes Betragen, das sarkastische Lächeln seines Gesichts, sein bürgerliches Wesen, seine gebieterische Rede, seine scharfe Metallstimme, die im ersten Augenblick einen ungünstigen Eindruck macht. Das ist das vollständige Bild des seltenen Mannes."

Der Tod Cavour's war für Italien ein Donnerschlag. Die Bedeutsamkeit des Mannes wurde erst mit seinem Hinscheiden allen klar, auch seinen Feinden, die sich nicht enthalten konnten, ihrem großen Gegner eine Thräne nachzuweinen. Turin, ja fast alle italienischen Städte boten das Schauspiel eines Hauses dar, das durch den Verlust des Familienoberhaupts betroffen ist. Man äußerte sich mit Erbitterung gegen die Ärzte des Grafen, deren Behandlung man seinen Untergang beimessen wollte. Andere klagten Napoleon an, der durch jenen erwähnten Brief, in welchem angeblich ausgesprochen gewesen, daß Italien der Vasall des Kaisers sein und bleiben und Sardinien auf alle Fälle französisch werden müsse, sein Ende veranlaßt haben sollte. Wieder andere wollten ihn an Gift gestorben sein lassen. Die einen behaupteten, man habe ihm römischerseits die Pforten des Paradieses geöffnet, die andern, er habe selbst Gift genommen, da er, nachdem er Napoleon gegenüber alles versucht, wohl eingesehen, daß er sein Garibaldi gegebenes Versprechen bezüglich der Insel Sardinien nicht werde erfüllen können. Die Leiche zeigte, daß die Haare während der wenigen Tage der Krankheit vollständig gebleicht waren. Das Gesicht war sehr angeschwollen und die Züge kaum noch zu erkennen. Das Sterbezimmer ward dem Publikum geöffnet. Man sah den Hingeschiedenen auf einem Bett, den Kopf mit weißen Linnen umhüllt, die Arme auf der Decke; die mit Handschuhen versehenen, über der Brust gekreuzten Hände hielten ein Crucifix. Der Leichnam des Grafen ward nicht einbalsamirt, weil die Zersetzung zu rasche Fortschritte machte. Man wollte dies ebenfalls für ein Zeichen von Vergiftung halten. Indeß schließen wir uns mit vollem Grunde einer englischen Stimme an, die da ausruft: „Der Tod an gebrochenem Herzen ist keine Fabel, sondern nur zu häufig

das Schicksal stolzer, entschlossener und doch leidenschaftlicher Naturen, wenn der edelste Ehrgeiz, dem man das Höhere opfern kann, sie ganz in Anspruch genommen hat!"

Unter Bezeigungen des tiefsten Schmerzes von seiten der Deputirten theilte der Präsident in der Parlamentssitzung vom 6. Juni den Hintritt des Ministers und Patrioten mit, dessen Verlust er in einer längern Rede als ein Nationalunglück bezeichnete. Zum Zeichen der Trauer suspendirte das Parlament seine Sitzungen während dreier Tage, und 20 Tage lang war eine schwarze Fahne auf der Tribüne des Parlaments entfaltet. Schon am Abend des 8. Juni fand unter großer Feierlichkeit und Volkszudrang der Leichenzug statt, der sich von der Straße Cavour gegen Maria degli Angeli hinbewegte. Eine Truppenabtheilung eröffnete den Zug, dann folgten die Nationalgarde, die religiösen Corporationen, hierauf der Leichenwagen, an dessen Seiten und hinter welchem die Minister, die Präsidenten der beiden Kammern, die Ritter des Annunciadenordens, Adjutanten des Königs und der Prinzen, Großoffiziere des Staats, Senatoren und Deputirte, der Staatsrath u. s. w. gingen. Zu beiden Seiten des Trauerzugs bildeten Linienoffiziere Spalier. Die sterbliche Hülle ward auf Anordnung des Königs nach der Superga geführt, einem Berge östlich von Turin, mit einer von Victor Amadeus II. 1715 erbauten Kirche, in der bisjetzt nur die Glieder des Hauses Savoyen bestattet wurden. Bald jedoch erfolgte die Beisetzung des Hingeschiedenen in der Familiengruft zu Santena, wo Graf Cavour selbst zu ruhen gewünscht hatte.

Überall in Italien erhoben und erheben sich noch Monumente zum Andenken und zur Ehre Cavour's; alle Städte wetteifern darin miteinander. In Florenz erhebt sich sein Ehrenmal in der berühmten Kirche della Croce zwischen Dante und Machiavelli. Aber das größte Denkmal wird ihm die Geschichte setzen. Denn Graf Cavour ist und bleibt der Begründer der italienischen Unabhängigkeit, wenn es ihm auch nicht vergönnt war, die Vollendung seines Werks zu sehen.

Kleinere Mittheilungen.

Diese Rubrik, speciell zur Fortführung und Ergänzung der zehnten Auflage des „Conversations-Lexikon" bestimmt, enthält theils neue Artikel im Charakter dieses Werks, theils neuere Angaben, die sich an Artikel desselben anschließen und zum Unterschied mit einem Sternchen (*) bezeichnet sind.

* **Graham** (Sir James Robert George), britischer Staatsmann, starb auf seinem Landsitz Netherby an einer Herzkrankheit am 25. Oct. 1861. Aus einem in Cumberland ansässigen Zweige des alten schottischen Geschlechts der G. am 1. Juni 1792 geboren, wurde er in der Westminsterschule erzogen und vollendete seine Bildung in der Universität Cambridge. Auf einer Vergnügungsreise nach Sicilien begriffen, ward er durch einen Zufall veranlaßt, die diplomatische Laufbahn zu betreten, indem er die Stelle des erkrankten englischen Gesandten, Lord Montgomery, übernahm und in die Verhandlungen eingriff, welche den Abfall Murat's von Napoleon herbeiführten. Nach England zurückgekehrt, schloß er sich jedoch der Reformpartei an, wurde 1818 für Hull und 1820 für Carlisle ins Parlament gewählt und erwarb durch sein Rednertalent und seine Geschäftskenntniß solchen Einfluß, daß er 1830 unter dem Ministerium Grey einen Sitz im Cabinet mit dem Posten eines ersten Lords der Admiralität erhielt. In dieser Eigenschaft zeichnete er sich besonders durch Sparsamkeit aus, die gegen die Verschwendung seiner Vorgänger und Nachfolger sehr vortheilhaft abstach. In seinen politischen Meinungen wandte er sich hingegen immermehr dem Conservatismus zu, brach 1834 vollständig mit den Whigs und übernahm 1841 im Ministerium Peel das Amt eines Staatssecretärs des Innern. Als solcher unterstützte er seinen Chef mit Eifer und Geschick in dem Kampf gegen das Schutzzollsystem, befleckte aber seinen Ruf durch die bekannte, im Interesse der österreichischen Regierung begangene Verletzung des Briefgeheimnisses, die den Brüdern Bandiera das Leben kostete, und zog sich dadurch eine Unpopularität zu, von der er sich nie wieder ganz erholte. Nach dem Tode Peel's betrachtete man G. im Unter-, wie Lord Aberdeen im Oberhause, als das Haupt des kleinen Häufleins parlamentarischer Notabilitäten, welche den Namen und die Grundsätze ihres berühmten Führers fortpflanzten und eine Mittelpartei zwischen den Liberalen und den starren Tories zu bilden suchten. Im Coalitionsministerium Aberdeen-Russell wurde er im December 1852 abermals an die Spitze der Admiralität gestellt; doch gelang es ihm nicht, die öffentliche Meinung durch seine Leistungen während des orientalischen Kriegs zu befriedigen, und er mußte im Februar 1855 vor dem von Roebuck beantragten Untersuchungscomité zurücktreten. Noch mehr litt sein persönlicher und politischer Charakter durch die ärgerliche Controverse mit Sir Charles Napier, der den geringen Erfolg der baltischen Campagne den schlechten Anstalten G.'s zur Last legte und wenigstens den Beweis lieferte, daß es mit dem gerühmten administrativen Talent desselben nicht zum besten bestellt sei. Seitdem nahm er an den Regierungsgeschäften keinen Antheil und lehnte auch die Einladung Lord Palmerston's ab, in das 1859 von ihm gebildete Cabinet einzutreten, obwol er bis zum Ende seines Lebens den Sitzungen des Unterhauses beiwohnte, wo seine Beredsamkeit, seine langjährige Erfahrung und seine ausgebreiteten Connexionen ihm bedeutendes Gewicht verliehen.

Siebold (Eduard Karl Kaspar Jakob Joseph von), ein ausgezeichneter deutscher Arzt, besonders um Geburtshülfe verdient, Sohn des berühmten Gynäkologen Adam Elias von S. und Bruder des Physiologen und Anatomen Karl Theodor Ernst von S., Professors zu München, war am 19. März 1801 zu Würzburg geboren. Nachdem er seine erste Bildung im älterlichen Hause erhalten, besuchte er seit 1812 das Gymnasium zu Würzburg, welches er 1816 mit dem zum Grauen Kloster in Berlin vertauschte. Im Jahre 1820 ging er von da auf die berliner Universität über, studirte dann seit Michaelis 1829 zu Göttingen, bis er im Herbst 1825 nach Berlin zurückkehrte, wo er sich am 29. März 1826 die medicinische Doctorwürde erwarb. Im Mai 1827 wurde S. erster Assistent bei der Entbindungsanstalt und im Sommer desselben Jahres trat er als Privatdocent auf. Nach dem Tode seines Vaters (gest. am 12. Juli 1828), der in Berlin die Entbindungsanstalt bei der Universität gegründet hatte, führte er interimistisch die Direction dieser Anstalt, bis er Michaelis 1829 einem Rufe nach Marburg als ordentlicher Professor der Medicin und Geburtshülfe sowie als Director der Entbindungsanstalt und Hebammenschule folgte. In gleicher Eigenschaft 1833 nach Göttingen berufen, wirkte er fortan ununterbrochen an dieser Universität, bis er am 27. Oct. 1861 einem langen schmerzhaften Leiden erlag. Außer dem Gebiet der Geburtshülfe und der Frauenkrankheiten vertrat er an der Georgia Augusta auch noch das Fach der gerichtlichen Medicin. Unter seinen schriftstellerischen Leistungen sind, außer zahlreichen, zum großen Theil jedoch sehr werthvollen monographischen Arbeiten, besonders hervorzuheben: „Lehrbuch der Geburtshülfe" (Berlin 1843; zweite Auflage, Braunschweig 1854) nebst den „Abbildungen aus dem Gesammtgebiet der praktischen Geburtshülfe" (zweite Auflage, Berlin 1841); „Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe" (2 Bde., Berlin 1839—45); „Lehrbuch der gerichtlichen Medicin" (Berlin 1846). Das „Journal für Geburtshülfe", welches sein Vater 1813 begonnen hatte, ward nach dessen Tode von ihm fortgesetzt. Eine größere literarische Arbeit: „Medicinische Briefe", mit Aufzeichnungen aus seinem Leben, konnte S. zwar in der Handschrift vollenden, doch war es ihm nicht vergönnt, dieselbe noch vollständig gedruckt zu sehen.

Stephanie (Luise Adrienne), Großherzogin von Baden, Gemahlin des 1818 verstorbenen Großherzogs Karl Ludwig, wurde am 28. Aug. 1789 aus der französischen Adelsfamilie Beauharnais geboren. Sie war die Tochter des Grafen Claude de Beauharnais, aus dessen erster Ehe mit einer Gräfin Marnésia, und eine Enkelin der unter dem Namen Fanny bekannten französischen Dichterin. In den Stürmen der Revolution frühzeitig verwaist, fand sie in ihrer Tante, der nachmaligen Kaiserin Josephine, deren erster Gemahl zu Stephanie's Vater im Verwandschaftsverhältnisse eines Cousins gestanden, eine mütterliche Beschützerin. Stephanie erhielt ihre Erziehung in dem berühmten Institut der Madame Campan und blühte an Geist und Körper zu einer lieblichen Erscheinung empor. Der Kaiser Napoleon I. bestimmte sie dem Enkel des ersten badischen Großherzogs Karl Friedrich, dem Erbprinzen Karl Ludwig, zur Gemahlin. Das altfürstliche Blut der Mutter des Erbprinzen, der Markgräfin Amalie (einer geborenen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, die ihren Gemahl, den ältesten Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, durch frühzeitigen Tod verloren), empörte sich indeß gegen die Zumuthung einer solchen Misheirath im altlegitimen Sinne und wagte dem gewaltigen Kaiser Napoleon gegenüber ihre Einwilligung zu dem Heirathsplane zu versagen. Napoleon, dem legitimistische Vorurtheile keineswegs misfielen, suchte den Widerstand der Markgräfin Amalie zu brechen, indem er Stephanie, die junge Nichte seiner Gemahlin, adoptirte und zur „Fille de France" und „Kaiserlichen Hoheit" erklärte. Infolge dieser Erhöhung ward sodann der zwanzigjährige Erbprinz Karl Ludwig mit der sechzehnjährigen kaiserlich französischen Prinzessin Stephanie am 8. April 1806 vermählt. Das junge Paar nahm seinen Wohnsitz im Schlosse zu Manheim.

Als am 10. Jan. 1811 Großherzog Karl Friedrich starb, folgte ihm sein Enkel Karl Ludwig in der Regierung, und die Prinzessin Stephanie sah sich nun als Großherzogin und Mittelpunkt des Hofes in Karlsruhe. Wiewol sie keineswegs nach Macht und Einfluß strebte, vielmehr ihren Pflichten als Gattin und Mutter zu leben suchte, gestalteten sich doch ihre Verhältnisse nicht glücklich. Ihre Schwiegermutter war ihr wenig zugethan. Ihr Gemahl, ein träger und zerfahrener Charakter, erwies sich eines edeln Familienlebens unfähig und ging geistigem und leiblichem Verderben entgegen. Als der Sturz Napoleon's erfolgte, rieth man ihm seine Gattin zu verstoßen, was er jedoch entschieden zurückwies. Stephanie hatte ihrem Gemahl fünf Kinder geboren, von denen die beiden Söhne frühzeitig wieder gestorben waren. Großherzog Karl Ludwig selbst starb am 8. Dec. 1818, und es begann für Stephanie eine lange Witwenzeit. Sie zog sich auf das Schloß nach Manheim zurück und beschäftigte sich eifrig mit der Erziehung ihrer drei Töchter. Den Sommer brachte sie gewöhnlich in Baden-Baden zu, wo sie ein kleines Landhaus, den sogenannten Pavillon, mit einem großen Garten besaß. Sie legte wenig Werth auf äußern Prunk, versammelte aber gern in ihren Salons ausgezeichnete Männer jeder Art. Wiewol sie keine Frau von überlegenen Gaben war, glänzte sie doch durch eine ernste und umfassende Geistesbildung sowie durch Würde und Anmuth ihres Wesens. Alles Menschliche hatte für sie Interesse, und sie kannte keinen andern Ehrgeiz, als sich Kenntnisse einzusammeln. Wie leicht erklärlich, hegte sie in der Politik kosmopolitische Anschauungen, die den Parteiansichten des Tages den Stachel benahmen. Ihre Religiosität äußerte sich in einer sanften Frömmigkeit, in Wohlwollen, Mildthätigkeit und Aufopferungen mancherlei Art für ihre Mitmenschen. Den pfäffischen Einfluß wußte sie indeß jederzeit von sich fern zu halten. Das Schicksal ihres Hauses, der Napoleoniden, war ihr keineswegs gleichgültig, und sie verbarg ihre Freude nicht über den neuen Zustand der Dinge in Frankreich. Doch ließ sie sich niemals in politische Intriguen ein, und mit Unrecht sah man schel dazu, daß sie nach der Erhebung Ludwig Napoleon's wiederholt Reisen nach Paris unternahm. Noch bis in ihr höheres Alter blieb die Großherzogin eine Dame von lebhaftem Geiste und angenehmem Äußern. In den letzten Jahren litt sie körperlich, und eine verzehrende innere Unruhe ließ sie oft ihren Aufenthalt wechseln. Den Winter von 1859 brachte sie in Nizza zur Herstellung ihrer Gesundheit zu. Ihr Zustand verschlimmerte sich jedoch, und sie

starb daselbst am 29. Jan. 1860 im Alter von 74 Jahren. Mit ihr ging ein Leben zu Grabe, reich an Erfahrungen und Schicksalen. Als Glied der Napoleoniden durchlebte sie die weltbewegenden Geschicke ihres Hauses und alles, was sich im Laufe von mehr als einem halben Jahrhundert daran knüpfte. Von ihren drei Töchtern überlebten sie nur zwei: 1) Prinzessin Josephine Friederike, geb. 21. Oct. 1813, vermählt seit 1834 mit dem Fürsten Karl von Hohenzollern-Sigmaringen; 2) Prinzessin Marie Amalie Elisabeth Karoline, geb. 11. Oct. 1817, vermählt seit 1843 mit dem Herzog von Hamilton und Brandon in Schottland und England. Die älteste Tochter der Großherzogin, die Prinzessin Luise Amalie Stephanie, geb. 5. Juni 1811, vermählte sich 1830 mit dem Prinzen Gustav von Wasa, wurde von diesem 1844 geschieden und starb 19. Juli 1854. Ihre Tochter, die Prinzessin Karoline, ist mit dem Kronprinzen Albert von Sachsen vermählt.

Man hat die Behauptung aufgestellt, die beiden Söhne der Großherzogin Stephanie seien auf die Seite geschafft worden, und der eine derselben sei der unglückliche Kaspar Hauser gewesen. Namentlich der Criminalist Feuerbach hat diese Meinung vertreten. Die Markgräfin Amalie, die Großmutter der beiden jungen Prinzen und Schwiegermutter Stephanie's, soll dies gethan haben, um nicht Halbblut in die Erbfolge der Zähringer eintreten zu lassen. Abgesehen von allem andern, was ein solches Verbrechen unwahrscheinlich macht, spricht doch schon dagegen, daß das Verschwindenlassen der Prinzen das Emporkommen von Halbblut im Hause der Zähringer keineswegs hindern konnte. Als nämlich Großherzog Karl Ludwig 1818 starb, war nur noch ein legitimer Zähringer übrig, sein Oheim, der Markgraf Ludwig August Wilhelm, ein Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, der dem Neffen in der Regierung folgen konnte und auch folgte. Derselbe war am 9. Febr. 1763 geboren und hatte keine Aussicht auf Nachkommenschaft, sodaß er Bedacht nehmen mußte, die badische Erbfolge durch den zu Frankfurt abgeschlossenen Receß vom 10. Juli 1819 vertragsmäßig auf seine Halbbrüder, die Markgrafen von Hochberg, übergehen zu lassen, die schon seit 1806 für ebenbürtig erklärten Söhne des Großherzogs Karl Friedrich aus einer zweiten, morganatischen Ehe mit einer Freiin Geyer von Geyersberg. Auf alle Fälle also, auch wenn die Söhne aus der Ehe Karl Ludwig's mit Stephanie verschwanden, mußte in die Nachfolge der Zähringer illegitimes Blut, im Sinne des alten Vorurtheils, einfließen. Kurz vor dem Tode der Großherzogin Stephanie wurde jenes Gerücht nochmals angeregt durch die Schrift des Pseudonym Broch: „Kaspar Hauser" (Zürich 1859). Derselbe stellt eine Reihe von Gründen auf, wonach die Großherzogin die Mutter des Findlings gewesen sein soll; aber die positiven juristischen Beweise werden auch in dieser Schrift nicht beigebracht, wiewol der Verfasser in deren Besitz sein will.

Wilkes (Charles), amerikanischer Seemann, bekannt durch die Verhaftung der südlichen Commissare auf dem englischen Postschiff Trent am 8. Nov. 1861, ist 1805 im Staate Neuyork geboren und trat schon im Januar 1818 in die Marine der Vereinigten Staaten. Nachdem er mehrere Jahre auf verschiedenen Stationen gedient und sich den Ruf eines wissenschaftlich gebildeten Offiziers erworben hatte, erhielt er 1836 das Commando der Expedition, die von seiner Regierung zur Erforschung des Stillen und Antarktischen Ocean und der Nordwestküste Amerikas abgefertigt wurde. W. begab sich zuerst nach England, um sich mit den dortigen Fachmännern zu besprechen und nautische Instrumente anzukaufen, und ging dann 1838 mit einer aus zwei Sloops, einer Brigg und zwei Tenders bestehenden Escadre von Neuyork unter Segel. Er umschiffte das Cap Hoorn, drang in das Südpolarmeer ein, wo er einen Continent entdeckte, der den Namen Wilkesland empfing, besuchte Singapore, Borneo und die Sandwichinseln, untersuchte die Küsten von Oregon und Californien und warf nach vierjähriger Abwesenheit im Juni 1842 wieder im Hafen von Neuyork Anker. Auf der Reise war unter der Mannschaft eine Meuterei ausgebrochen, welche durch die Energie W.'s unterdrückt ward, aber bei seiner Heimkehr zu einer Anklage wegen Misbrauchs der Amtsgewalt gegen ihn führte; er wurde vor ein Kriegsgericht gestellt, das ihn jedoch freisprach. Auch die von ihm im Eismeer gemachten Entdeckungen gaben zu einer heftigen Controverse mit den englischen Hydrographen Veranlassung, welche die Priorität derselben für James Roß in Anspruch nahmen und W. geradezu der Fälschung beschuldigten. Indeß haben die in dem „Narrative of the exploring expedition to the Pacific" (5 Bde., Neuyork 1845; neue Auflage, 1856) niedergelegten Resultate seiner Forschungen einen unleugbaren wissenschaftlichen Werth, der sogar von der londoner Geographischen Gesellschaft durch die Verleihung ihrer goldenen Medaille anerkannt wurde. Eine abgekürzte deutsche Bearbeitung des Werks erschien (in der Sammlung von „Reisen und Länderbeschreibungen u. s. w." von Widenmann und Hauff) unter dem Titel: „Die Entdeckungsexpedition der Vereinigten Staaten in den Jahren 1838—42 unter Charles Wilkes" (2 Bde., Stuttgart 1850). Auch ward aus dem Werke ein einzelner Abschnitt über die Westküste Amerikas veröffentlicht, der ebenfalls in deutscher Sprache: „Das westliche Amerika nebst Californien und Oregon" (Baireuth 1850), erschienen ist. Mit der Abfassung dieses großen Werks beschäftigt, lebte W. seit seiner Rückkehr in Neuyork und Washington, ohne von der amerikanischen Regierung wieder eine Anstellung zu erhalten, obwol er 1855 durch Anciennetät zum Kapitän zur See aufrückte. Nach Ausbruch des Bürgerkriegs im Jahre 1861 ward er als erprobter Anhänger der Union ausersehen, den Befehl über die an der afrikanischen Küste befindliche Kriegscorvette San-Jacinto zu übernehmen und sie zur Verstärkung der Blokade der südlichen Häfen nach Amerika zurückzuführen. Auf dieser Fahrt traf er am 8. Nov. im Kanal von Bahama den englischen Postdampfer Trent, auf welchem sich die Gesandten der conföderirten Staaten, Mason und Slidell, nach Europa begaben, die er mit Gewalt festnahm und gefangen nach Neuyork brachte — ein Act, der im Norden Amerikas ebenso allgemeinen Enthusiasmus wie in England Entrüstung hervorrief, und für den die britische Regierung sogleich in kategorischer Weise Genugthuung forderte.



